4 Per. 17 h – 1848/49

Digitized by Google

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Eine Wochenschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Skandinaviens und der Niederlande.

Erster Band.

№ 1—39. October 1848 — Juni 1849.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1849.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Inhalt.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Größere Aufsätze.

	Seite
Die Pragmationssanktion der Herzogthümer Schleswig und Holstein	5
Die Seemacht der skandinavischen Völker	13
Belgien, seine nationalen und sprachlichen Verhältnisse	15. 65. 79. 101
Skandinavien in seinen Handelsbeziehungen zu Hamburg und Lübeck	25
Die Präsidentin des dänischen Reichsrath. Joachim Frederik Schaum und Gerrit Nikolai Clausen, von P. L. Möller	49
Ueber Sprache und Volksthümlichkeit im Herzogthum Schleswig, nach C. A. Allen	57. 89
Entwurf des Staatsgrundgesetzes für Dänemark	61
Der Präsident des dänischen Ministeriums A. W. Moltke	67
Die interimistische Regierung in Schleswig und Holstein	77
Die schwedische Regierung und der Reichstag 1847—1848	51. 113. 139
Ueber den Geist des Jahres 1848 und die Gesinnung in demselben	103
Die politische Presse in Belgien	114. 125
Schleswigs innere Verbindung mit Dänemark, vom Professor C. Paulsen	137
Ueber die conservativen Waldemarn, von Professor C. Wurlauf	149
Wo bleibt es?	152
An unsere deutschen Leser	161
Deutschlands innere Lage beim Jahreswechsel	162
Zustände und Charaktere im Gebiete der Cider	173. 266
Die letzten Kriegsgerichte	175
Kritische Betrachtungen zu der vom Frankfurter Reichsministerium in Sachen des Waffenstillstandes mit Dänemark erlassenen Denkschrift	185
Die „Erobrungsgelüste" der Deutschen	197
Unsere dänischen Gegner und ihre Presse	209
Actenstücke zur Geschichte der Aufkündigung des Malmöer Waffenstillstandes	269
Die Niederlande im Jahre 1848. 213. 230. 241. 267	
Ist Schleswig ein deutsches Land?	215
Antrag aus den Instructionen an Baron H. v. Dickmann-Schmidt	225
Flensburg und die Schleswig-Holsteiner	226
1848—1849	230
Einige Worte über die finanzielle und materielle Lage Dänemarks	243
Die englische Presse in der schleswig-holsteinischen Frage	253
Eine Stimme aus Holstein	255
Poesie gegen die Adresse der Kieler Professoren und Docenten an das Reichsministerium in Frankfurt	278
Zur Orientirung in der deutsch-dänischen Frage	281. 310
Die feuerländische Presse Dänemarks	294
Herr v. Bagern und die dänische Frage	295
Circularnote des dänischen Ministeriums des Auswärtigen, betreffend die Aufkündigung des Malmöer Waffenstillstandes	305
Anderung des Ungrunds der vermeintlichen holsteinischen Thronfolge-Ansprüche der brandenburg. Linie zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg-Augustenburg, von Dr. G. F. A. Oswald	305
Deutschland, das Preußenthum und die germanischen Völker	325
Wilhelm II., König der Niederlande	337
Wer ist Schuld am Kriege zwischen Dänemark und Deutschland?	339
Umburg	349. 361
Stimme eines deutschen Schleswigers über die schleswig'schen Verhältnisse	350
Die Ueberfeeder Affaire nach dem Rapport des Commandirten Pallandan	373
Zur Charakteristik der journalistischen Presse in Finnland	375
Die Zinnatage der Niederlande im Jahre 1848.	385
Dänemarks jetzige Stellung	387
Das Ministerium Regier und der Gesetzentwurf über den höheren Unterricht in Belgien	397
Die deutsche Presse in der dänischen Sache	409
Das Donnerwet, nach J. L. A. Wessac	433
Das wahre Verhältniß der südjütischen Nationalität und Sprache, von Dr. K. J. Clement, beleuchtet von C. A. Allen 445. 457	
Das Grundgesetz des dänischen Reichs vom 5. Juni 1849	469
Zur Beschichtung verübter Todtmannsicher Aeußerungen, von Dr. G. F. A. Oswald	473
Was ist Bandelsmuth?	475
Der Einfluß Rußlands auf die Zukunft des Nordens	483
Die Auktreckung des Haarlemer Meeres	487

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

	Seite
Kopenhagen:	
Die lage Dänemarks, der Waffenstillstand, die Zwanzigst-Commission	7
Die Nationalversammlungen	19
Die Wahlen in der Hauptstadt	29
Deutschland und der Norden	39
Kopenhagen:	
Die Wahlen	41
Conflicte in Schleswig	43
Das Ministerium. Schwierigkeit der Unterhandlungen	54
Der Reichstag	61
Die englische Politik. Die Verhandlungen mit der Regierung. Der Reichstag	68
Das Ministerium. Sundzoll. Der Reichstag	80
Terrorismus in Schleswig. Der Reichstag	92
Der Ministerwechsel und das Ausland. Die neuen Minister	104
Das abgetretene Ministerium. Die Parteien auf dem Reichstage	116
Ein Brief eines alten Diplomaten	117
Der Reichstag	118
Kopenhagen:	
Rede eine Betrachtung über den Ministerwechsel. Charakteristik der neuen Minister. Schleswig und die Schleswig-Holsteiner	127
Der Reichstag	129
Die Neugestaltung der Zollverhältnisse der Colonien. Island. Abstimmung Schleswigs	140
Die Ungerechtigkeiten der Presse	152
Das Judenthum und der Reichstag. Bauernaufhebung, Erbrechtsfreie, Staatsschuld, Handel und Schiffahrt. Schleswig'sche Zustände und Minister. Die Kriegsgerichte. Proclamation des Königs an die Schleswiger	164
Der Reichstag. General Cavaignac. Urlaubertmann, Conflict zwischen dem Kriegsminister und dem Oberbefehlshaber Kaasmann. Major Schep. Erlaß zu Gunsten der Capitulanten. Das Budget für 1849. Adressen aus Nordschleswig an den König	177
Der Reichstag	189
Zwei Kriegsgeschichten. Die Aufkündigung der Waffenruhe. Gesetzt der Novbr.	201
Schleswig-holsteinische Presse. Hamburger Zeitungen. Grundbrief's Antrag. Eine Million für eine Herzogsthrone. Nachbericht der Redaction: Zwei Correspondenten der Nationalzeitung	217
Dänische Adressen aus Schleswig. Dänische Stimmung in Flensburg. Rüstungen. Friedensbedingungen. Dänische Zustände. Finanztage. Das Budget für 1849. Anleihe	233
Dänische Blätter über Deutschland. Die Affaire bei Bröns	245
General Bonin und die Affaire bei Bröns	258
Kopenhagen:	
Der schleswig-holsteinische Aufstand	270
Ein Paar Worte über die jetzige Adresse aus Schleswig	270
Kündigung des Waffenstillstandes, Nähere Beleuchtung der Berichte bei Bröns. Die Times über die schleswig'schen Verhältnisse	277
Kopenhagen:	
Ueber die Kündigung des Waffenstillstandes von Malmöe. Die Volksbewaffnung. Graf Rantzau-Lütze in Kopenhagen	284
Die Artillerie in den Herzogthümern	296
Berichtigungen in Betreff der schleswig-holstein'schen Presse. Dritte Dampfschiffsverbindungen mit England	297
Die dänische Kriegspartei	313
Englische Stimmen über die dänische Frage	321
Kopenhagen:	
Der Reichstag	328
Officielle Mittheilung über den Waffenstillstand	329
Ausbruch der Feindseligkeiten	352
Ueber die Affaire bei Ueberseebrück. Aufrührung von neuen Schiffen. Die Stimmung	353
Officielle Bekanntmachung des Staatsrathes	353
Officielle Mittheilung des Marineministeriums	354
Die englische und dänische Presse in der dänischen Angelegenheit	363
H. v. Gagerns Note vom 28. März 1849	364
Die neuen Rüstungen. Das Gesecht bei Ulderup. Ministerwechsel des Kriegsministers	365
Nähere Nachrichten über das Gefecht bei Ulderup am 6. April. Manifest an das Kriegsministerium über die Affaire bei Oppel am 13. April	376
Die Freischärler der Presse und die Erfindung der Düppler Schanzen	377
Amtliche Berichte über die Gefechte bei Kolding	389
Kopenhagen:	
Das Ministerium und der Reichstag über die Verabschiedungsfrage. Das Lehmann'sche Vorgermethode	398
Der unnatürliche Bund zwischen Deutschland und Dänemark. Die Hamburger Blätter. Ein dänisches Kaufhardelsgesetz genommen. Das finanzielle Elend	399
Officielle Mittheilung des Kriegsministeriums über den Verlust bei Düppel am 13. April	399
Das 13. dänische Bataillon. Privat-Berichte über das Gefecht am 23. April in und bei Kolding	400
Kopenhagen:	
Gerüchte von Friedensunterhandlungen und von der Ankunft des Herzogs von Leuchtenberg. Der Reichstag. Neues Demarschreiben der Marine	412
Die Gefechte bei Gudsö und bei Gudsö und Gilang. Die Baiern in Bayern. Die Lebensmittel Gefangenennehmung	413
Offenes Schreiben an Sr. Excellenz den Generalkommissar und Feldherrn	421
Der Abschied des Generalmajors v. Abe. Die officielle Mittheilung des Kriegsministeriums über das Gefecht bei Kolding am 23. April	422
Englischer Blätter über die dänischer Angelegenheit	424

Digitized by Google

Seite

Kopenhagen:
Die Erklärung der Stattshalterschaft der Herzogthümer. Geschworenen-Gerichte . . . 436
Schwierigkeit bei den Friedensunterhandlungen. Dampfschiffvorrede und Contra . . . 437
Deutschland und Dänemark nach „Fädrelandet“ 437
Das Waffenstillstandsfest am 17. Mai am Alsund. General Rye's Gerücht. Die Dänenbrücken und sächsischen Truppen in Alsen . . . 438
Die Rödendanwurfs über die Friedensunterhandlungen. Der Reichsrath und die Verfassung. Erklärung Oersteds . . . 449
Kopenhagen:
Note des Königs zum Beschluß des Reichstages. Der Besuch des Herzogs von Leuchtenberg aufgegeben. Die Kriegserklärung gegen Dänemark und die Circular-Note der preußischen Regierung vom 18. Mai u. 3. Die Haltung des Volkes und der Reichsversammlung bei der Sanction des Grundgesetzes . . . 451
Die Kopenhagener Blätter über das Grundgesetz . . . 472
Kopenhagen:
Die Friedensunterhandlungen. Orla Lehmann. Die dänischen Kriegsgefangenen in Holstein 476
Algreen Ussing's Erklärung. Die schleswig-holsteinischen Batterien im kleinen Belt. Die Blokade . . . 488
Aus Schleswig:
Die Postverbindung. Militärische Einrichtung der Steuern. Protest der Dänen in Flensburg 141
Flensburg:
Stimmungen und Zustände der Stadt. Die Adresse der Dänen und Dänischgesinnten bis fünf . . . 153
Flensburgs Zustände und Handel . . . 323
Von der Insel Alsen:
Stimmung. Das angeblich dem Könige Eigenthum 18
Von der Eider:
Die Basis der Friedensunterhandlungen. Adressen an das Haus Hohenzollern. Sammlungen von Unterschriften. Landsturm. Neue Freischaaren . . . 244

Norwegen.

Der Sterbling . . . 10
Stimmen über die Waffenbewegungen in Dänemark . . . 32
Christiania:
Politische Zustände . . . 42
Morgenblatt über den dänischen Krieg . . . 69
Neueste Nachrichten: Isländische Zustände . . . 118
Morgenblatt und Nachrichten über Dänemark und Schleswig. Die Armee. Die Bank. Das Silberwerk . . . 153
Christiania:
Ministerwechsel. Cholera . . . 189
Die politischen Parteien. Chaossen für Rechnung der Staatskasse . . . 285
Neueste Nachrichten über den Skandinavismus 328
Christiania:
Die Regierung und die Opposition. Bankrechenschaft und Banksachen . . . 354
Die Demokratie und die soziale Frage . . . 390

Schweden.

Der Reichstag. Aktienhandel über Schweden und Deutschland . . . 11
Der Reichstag . . . 23
Stockholm:
Der Reichstag. Reformen . . . 70
Neue Ehrenbahnen . . . 81
Die Reformfreunde und die Volksberatschlagten 105
Die Postgiro . . . 129
Die Reformfreunde . . . 141
Ueber die Postverbindung durch die Herzogthümer Schleswig und Holstein . . . 165
Stockholm:
Die Gesetzlichkeit der Reformfreunde . . . 190
Die Reform . . . 271
Schwedische Zustände . . . 341
Die skandinavischen Sympathien in Schweden und Norwegen. Allgemeine Zusammenkunft der Reformvereine und der Publicisten . . . 401
Die angebliche Note an Frankfurt in der dänisch-deutschen Sache . . . 438
Stockholm:
Die allgemeine Zusammenkunft der Reformvereine in Dorotea . . . 477

Seite

Gothenburg:
Die bewaffnete Intervention Schwedens. Der Reichstag . . . 31
Religionsfreiheit in Skandinavien. Das Budget für 1849 . . . 118

Holland.

Die Reformen . . . 33
Das Ministerium. Eröffnung der Kammer . . . 45
Die Verfassungsreform . . . 55
Das politische Ministerium . . . 103
Amsterdam:
Zustände, Parteien. Wahlen . . . 190
Das Handelsblatt über das deutsche Einheit . . . 238
Baron von Scherpenzeel-Heusch in der niederländischen Kammer . . . 286
Amsterdam:
Empfang und Huldigung des Königs Wilhelm III. in Amsterdam am 11. und 12. Mai . . . 424
Die Minister Rudt und Donker-Curtius. Die Note der Preußischen Marianen . . . 450
Der Ministerwechsel. Die Wahlen für die Provinzialstaaten. Abgesandte der luxemburger Regierung in Haag. Die Colonien. Der Eisenbahnbetrieb . . . 462
Die zweite Kammer der Generalstaaten. Die Lage des Ministers. Der Radikals bei der vierbrennen Königin . . . 476
Verhandlungen der zweiten Kammer. Die Zollverwaltung . . . 488
's Gravenhage:
Reise des Prinzen von Oranien . . . 202
Der Tod des Königs . . . 314
Der Gesetzentwurf über die Minister-Verantwortlichkeit . . . 450
Deventer:
Adresse in Betreff der Cimilliste . . . 456
Defsijen:
Einweihung der neuen Synagoge . . . 450

Belgien.

Die Kammer . . . 81
Die Gebshalsthierer . . . 129
Die Kammer und die Gesandtschaften in Deutschland. Der Landsturm. Der Zeitungsstempel 165
Die Kammerverhandlungen. Bewaffnung der Nationalgarde. Die Festlichkeiten in Gent 462
Brüssel:
Die Verhandlungen des Senats über Regierungsvorvorschlagen. Reform der Ministerschulden. Die französischen Assoziationsgesellschaften . . . 477
Verhandlungen des Senats. Die Postreform 489

Notizen.

Dänemark.

Dänemarks Verhältniß zu der Centralgewalt.
Graf Karl Moltke und Etatsrath Franke.
Kopenhagener Börse und englisches Wechsel.
Uebereinkunft zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Neue Salzquellen in Jütland. Sundzoll. Zollverhältnisse der Herzogthümer.
Was sieht par jour des schleswig-holstein'schen Correspondenten der „Börsenhalle“.
Die Aussichten der Börse auf St. Croix über den deutsch-dänischen Krieg . . . 10
Klagen aus Schleswig. Das Kieler Correspondenzblatt. Antwort der schleswig'schen Soldaten an die preußische Regierung. Biere Schillings-Subscription. Der Minister Lasaty. Nicolai Hodst . . . 22
Murrien aus Schleswig. Außerordentliche Ausbeutung zur Wiederpflicht. Grundzeig und Dividend-Polizeiste . . . 23
Deutsche Kunst. Die schleswig-holstein'sche Flagge. Ein Intermezzo. Die schleswig-holstein'sche Frage in dem Londoner Salon. Das Augustenburg'sche Eigenthum. Die Illustrirte Zeitung über Schleswig-Holstein. Der dänische Waffenstillstand. Collin. Goeten. Blouard, Bilage . . . 246
Dänische Staatsschuldscheine. Freiwillige Steuerzahlungen in Schleswig . . . 259
Die preußische Thronrede. Dänische Marinerüstungen. Der König von Dänemark nochmals auf der Flucht! . . . 271
General Bonin . . . 286

Seite

Dänisch-englische Staatsanleihe. Die Landwehrleute. Akademie zu Kopenhagen. Spielkarten-Verbrauch in Dänemark . . . 298
General Fabricius . . . 314
Die Festung Rendsburg. Ministerresident v. Löwenhjelm . . . 314
Skandinavische Expedition nach Californien. Der unerbliche Neger-Aufstand auf St. Croix. Militärische Ordensverleihung. Fremde Offiziere in der dänischen Armee . . . 329
Dänische Gesinnung in Nordschleswig. Der Herzog von Augustenburg und die Repräsentanten-Versammlung auf Alsen. Baron v. Pechlin . . . 341
Wuttke über Schleswig . . . 354
Das gemeinsame Wappen der drei nordischen Reiche. Rettung eines dänischen Marine-Offiziers . . . 365
Neues Postsystem. Zur Statistik der dänischen Pfarren. Militär-Lieferungen in Dänemark 378
Verordnung, gefallener Artiger bei Düppel. Stimmung in Schleswig. Admiral Hans Holsten . . . 390
Dänemarks Getreideproduktion . . . 401
Times über die Eroberung von Alsen. Linienkapitain v. Castenskjold. Schiffahrt im Sunde 413
Die constitutionelle Zeitung über den dänischen Thronfolger. Die materielle Bedeutung der Blokade der deutschen Häfen. Die französische Presse in der dänischen Angelegenheit. Die Gefangenen . . . 450
Die Proportion der dänischen Wähler. Die Nordschleswiger als westindische Soldaten. Einziehung der dänischen Ein-Thaler-Scheine 489

Norwegen.

Eiserne Dampfschiffe für die Fahrt auf den Binnenseen. Das Budget für 1848—1851 11
Unterwasser in Dänemark . . . 45
Zur Lösung der schleswig-holstein'schen Frage 298
Die Cholera in Norwegen . . . 314
Gebrauch des Worts des Königs von Norwegen 355
Die Feier der norwegischen Constitution . . . 450
Neue norwegische Wasserstraßen und Eisenbahnen. Norwegische Auswanderungen . . . 489

Schweden.

Der Vergnügungsort „Augustenburg“ bei Westerwick in Karlstad. Der Reichstag . . . 11
Graf Löwenjelm und Friedrich VII. Die Notenclause. Dampfschiff Lübeck. Octan in Mittelbuch bei Brzid . . . 23
Gustav v. Rosen. Freiherr Silfenrad . . . 246
Die Granaten. Ein schwedischer Kronprätendent 271
Schwedische Rüstungen . . . 298. 365
Kriegsfeuer in Schweden. Stockholm in Bevölkerung. Dagligt Allehanda . . . 298
Ehrenthum. Krusenjherna. Schiffer v. Baldheim . . . 314
Schleswigsche Schiffe in den schwedisch-norwegischen Häfen. Freiherr Peyron . . . 341
Schwedische Rüstungen. Der Kronprinz. Der Herzog von Uplands. Major Flemming. Freiherr Stjernstedt . . . 365
Actien-Unternehmungen in Schweden . . . 378
Schwedische und norwegische Officiere in der dänischen Armee . . . 390
Die schwedische Schiffahrt im Jahre 1847. Hedemora in Schweden abgebrannt . . . 413
Schwedische Auswanderungen . . . 489

Holland.

Das Handelsblatt über Limburg. Der Gesandte des Reichsverwesers . . . 11
Verfassungsrevision . . . 24
Reformen in den Niederlanden . . . 298
Die holländische Ministerverantwortlichkeit 314
Die holländische Marine . . . 365
Holländische Auswanderungen . . . 489

Belgien.

Landwirthschaftlicher Congreß . . . 11
Die Fremde des Friedens. Eisenbahnwerke 12
Die Banken. Der Zolldienst der Eisenbahnen. Die Septembersfeste und die Verdoppelung der Bevölkerung Brüssels . . . 24
Blämische Nationalität . . . 489

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Größere Aufsätze.

	Seite
Buche, Tanne, Eiche; Skizze nach O. P. Sturzenbecher	2
Thorwaldsens Museum	3
Hendrik Wergeland	4
Steckelberg Ringforedrag; nach O. P. Sturzenbecher	6
König Christian VIII. als Freund und Pfleger der Wissenschaften, nach K. K. Oersted	26
Verhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen im Jahre 1845 . 21. 35. 73	
Die Natur und das Volk Skandinaviens, von J. F. Schouw 71. 82	
Schwedische Dichter, von K. L. Kannegisser 72 94. 130. 299. 342. 378. 402	
Ueber den Diamagnetismus, von H. Chr. Oersted 85	
Einige Bemerkungen über Dr. Gräfer's „Geschichte der dänischen Poesie“ 106	
Protest, als Nachschrift zu diesem 122	
Der dänische Dichter Henrik Herz, von P. L. Möller 119. 142	
Der niederländische Volksdichter Hendrik Tollens, von K. Mildenet 166. 178	
Statistische Bemerkungen in Bezug auf Literatur und Wissenschaft in Dänemark . . . 179	
Einiges über nordische Volkspoesie, von Carl Chr. Unger 191	
Der niederdeutsche Sprachbund 235. 247	
Die Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1848 . 237. 302 345. 369. 419. 431	
Dänemark Dorgelt. (Nach Allen und Vorfaar.) 247	
Der dänische Dichter Jacob von Lenned, von Eduard Wegener 287	
Das Theater in Belgien 315	
Der dänische Dichter Paludan Müller, von P. L. Möller 330	
Altdänische Volkspoesie, von P. L. Möller 333	
Der dänische Dichter Hendrik Conscience, von O. L. B. Wolff 366	
Der dänische Dichter Johan Herman Wessel, von P. L. Möller 391. 414	
Zur Geschichte der dänischen Musik, von C. Lobedanz 427	
Der niederländisch-literarische Congreß zu Gent . 429	
Die industriellen Etablissements zu Stralag 439. 451	
Der niederländische Dramatiker J. H. Schimmel 455. 478	
Nicolai de Kayser in Antwerpen: Der Tod der Maria von Medicis 467	
Der isländische Dichter Bjarni Thorarensen; nach Maj. Steinar Thorsteinn 490	

Bücherschau.

Dänemark.

Erinnerungen an den Festzug in Schleswig . 8	
Twists, on the relations of Schleswig to Denmark 20	
Kayser: Kongeriget Sverriges indbyrkelige Forhold 33	
Oehlenschläger: Aurora og Sylfide 34	
Bisch-Sybil: Strides og Smede 46	
J. L. Ussing: Reisebilleder fra Syden . . . 83	
R. C. Anderson's Contes choisis 108	
Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 109	
Emil Erlar's Poesier 110	
H. C. Andersen: Die zwei Baronessen . . . 154	
H. C. Andersen's Illustrirte Märchen . . . 167	
C. F. Alexandre: Freiheit und Nationalität . 167	
Marcus Miehaler: Die deutsche Sternschnuppe und ein deutsch-skandinavischer Sumpf . . . 179	
Musikalische Novitätenschau: Dänische Musik . 194	
Oehlenschläger's Erzählen 203	
Adam Baunemeille: Mein Theaterleben . . . 205	
Oehlenschläger als Epiker. Regnar Lodbrok 219	
Oehlenschläger: Die Tochtruk 220	
Aus dem Volk Vendsyssels, seine Stämme des Ursprungs 231	
Emanuel St. Hermidod. Tabt og vunden . . 272	
Wegener: Ueber die ungetrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark 288	
J. P. T. Bartmann: Sechs Charakteristiken . 344	
B. B. Michael: St. Olafs Dag 367	
Hammerich: Om de fremmede Ord i vort Modersmaal 382	
J. P. L. Laurent: Livet i Fedten. En Tour til Aemeen. Skizzer fra Krigslivet 404. 405	
Bloch-Sabr: En Vortidsrelle 1712 442	
Thorwaldsen's Museum (Katalog) 443	
Lithographien 455. 496	
Brev til Danmark, fra Aarene Smaae . . . 455	
Ugeskrift for Landmænd 479	
Aarhuus Cognaskeller, af Mag. Otmar Thomsen 479	

Norwegen.

Norwegisches Bücherverzeichniß 1813—1847 . 8	
A. Munch: Digte, gamle og nye. Rolf Disen. Salmen 75	
H. A. Wergeland: Digtninger 108	
P. A. Munch: Annelreisen 110	
Norsk Folkekalender for 1849 353	
Kongeriget Norges Statskalender 429	
Fr. Hille: Nytelsiker and den Nordre . . . 454	
Diplomatarium norvegicum, af Lange og Unger 480	
A. Munch: Bidrag til Norb og Syd . . . 493	

Schweden.

Strinnholm: Geschichte des schwedischen Volkes, III. Band 8	
Album de Trollhätta, Dödsnrner 20	
Tafel Ahlen: Gud and Arbeit 40	
Leop's Fruthjofs-Sage 106	
Humoristische Lyrik in Bildern von W. an W. v. B. 156	
Svenskt Konversationslexicon 276	
Samlade Yttrerheis-Arbeten af Johan Olaf Wallin 193	
Sveriges Prydnader och Märkvärdigheter etc. 236	
Nybloms, Johan Bunér 249	
Johan Börjesson, Erik den förtonde . . . 260	
Frederika Bremer, Midsommar-Resan . . . 273	
Huset Tessin under Enväldet och Frihetstiden 317	
Frey, Tidskrift for Vetenskap och Konst 333	
Franzén, Minnesteckningar 368	
E. Key, Om Skandinaviens Framtid . . . 383	
Vahlström, Fornsvenskt Läsebuch 392	
Frederika Bremer, Ett par blad ifrån Rbenstranden 393	
Stjerna, das vermalige und zugewärtige Schwedische Neutralitäts-Recht 405	
A. A. Grafström, Nya Sånger från Norrland 466	
Journalschau: Oden, Sverige, Nora . . . 480	
Skandinavisk Portrait-Gallerie 496	

Holland.

R. Steffenhand: Das Herzogthum Limburg als deutscher Bundesstaat 221	
E. van der Maaten, Geschiedenis der Nederlandsche Wapenkunde 249	
Van Hoëvell: Reis over Java etc. 261	
Van den Bergh: Groodtrekken der Nederlandsche Wapenkunde 301	
P. J. Veth: Bijdragen tot de kennis van den politieken toestand van Nederlandsch Indië 317	
Van Hemverden: Het Nabedal 334	
J. Stuart: Over bevordering van Landbouw in Nederland 344	
J. Müller: De Nederlandsche Handelsmaatschappij 344	
J. F. Bosdijk: Hoe men 't verst komt . 358	
Van Lennep: De Droom van Californië . 406	
J. Kramers: Geogr.-hist.-statist. handboek 418	
Snellen van Vallenhoven: Bijdrage tot de Fauna van Nederland 430	
Journalschau 493	

Belgien.

Het taelverbond 168	
Baron Sloet: Het jagtbedrijf onzer voorouders 430	
Journalschau 493	

Correspondenzen, Zeitungsschau und Notizen.

Dänemark.

	Seite
Thorwaldsen's Museum. Martinus Rörby. Prozzi's Spectakel 9	
Kopenhagens öffentliche Gesellschaften . . . 30	
Die Lyder: „Das siamesische Kreuz“ von Siegfried Gutzkow 35	
Oehlenschlägers neueste Tragödie: Hjarlan und Vadian. Frau Heiberg als Oaarim . 46	
Kopenhagen: Musik. Musikalische Literatur. Theater . 74	
Literarische Novitäten der Hauptstadt. Theater 124	
Literatur, Musik, Theater ꝛc. 168	
Hertzberg und Schumacher. Vorlesungen in Kopenhagen 250	
Neue Oper von Glaser. Neue Compositionen von Siegfried Salomon. Musikalische Soiréen in Kopenhagen. Aufführung Weber'scher Musik auf der dänischen Bühne 261	
Die Oehlenschlägersche Bibliothek 274	
Concerte von Wade in Kopenhagen 305	
Künstlern in Kopenhagen 318	
Die Sängerin Fräulein Garrigues 335	
Theater. Musikaufführungen in Dänemark . 346	
Theater. Concert. Neuigkeiten. Musik . . . 367	
Musikalisches Leben in Kopenhagen. Die Kopenhagener Kunstausstellung. 371	
Musikalisches 354	
Verfertigung von Thorwaldsen's Modellen. Dänische Gallerie der Zeitgenossen. Eine deutsche Zeitschrift in Kopenhagen . . . 394	
Neues Drama auf der Kopenhagener Bühne . 408	
Dänische Preisbewerbungen 420	
C. F. Dreier: „Der treue Krieg“. Das Conservatorium. Der Leitartikelstreit durch die Zeitung 444	
Dänische Kunstsammlungen zu wohlthätigen Zwecken. Die Kopenhagener Musikverein . 456	

Norwegen.

Ankündigungen 6	
Die Sulls und ihre Bleichen 35. 96	
Haakfeen's Bericht über den Cankefchen Kometen 47	
Bestrebungen für Läuterung der Sprache. Schriften von P. A. Munch und Aasen . 96	
Christiania: Der Kunstverein 121	
Die Wahl. Nachrichten aus Kopenhagen vorzeitiger Denkmaler der Vorzeit 184	
Ein musikalisches Phänomen (Thorgeir Audunssön) 273	
Theaterkampf in Christiania 250	
Ein Jude in Mandal 261	
Der norwegische Lexikon-Katalog 262	
Henrik Wergeland Monument 305	
Mundt-Rader 304	
Christiania's Universität 318. 409	
Der Maler Tidemann 319	
Gedenken in Norwegen 371	
Die Wahl 384	
Literarisches aus Norwegen 394	

Schweden.

Sängerinnen. Das Nationalmuseum 9	
Cholera unter den Fischen. Orangerie bei Königl. Lustschloß 47	
Stockholm: Theater. Doktor Kerl 74	
Carl von Bertell. Olof Ekermark 87	
Stockholm: Theater. Die Sängerin Fräul. Berwald. Die Oper 96	
Literarische und künstlerische Vereine . . . 122	
Feier der Akademie. Musikalische Gründung 206	
Stockholm: Nordström. Regnér's Werke. Strinnholm's Geschichtswerk. Drikel Rhein. Karten. Aufführung von Shakspear-Aktrien. Theater. Der Kampf der Höfe und Weiber 194	
Stockholmer Theater. Neue Zeitungen. Das Fest der Schatten 250	
Die Sammlungen der Universität zu Lund. Die königliche Bibliothek in Stockholm. Schwedischer Künstler-Verein. Akademien	

Digitized by Google

Seite
in Schweden. Aus Finnland. Johan Erik Nordblom 262
Historische Urkunden. Feier zum Gedächtniß Bergelius'. Sängerinnen. Lunds Universität. Bolmer. C. A. Schröder. Carlson. Wingard 274
Gustaf Adorfeld 291
Schwedische Volksmährchen 303
Chinesische Ausstellung in Stockholm. A. Blomquist 304
Vorlesungen über Musik. Nordischer Seitenbau. Neue musikalische Erfindung. Die Missionsgesellschaft zu Lund. Bergelius und Cruusenstolpe 318
Zeipel 319
Der pädagogische Verein in Stockholm . . 335
Die schwedische Kriegsacademie 346
Das Andenken Bergelius'. Geschichte der schwedischen Revolution im Jahre 1809. G. F. Naumann. Aug. Sohlman. Carl Wahlbom 359
Religiosität bei den Lappen. Gemeinsinn in Schweden 371
Jenny Lind 408
Unterstützung der Wissenschaften in Schweden. Motala's mechanische Fabriken. Nordische Sängerinnen in London. Ein jahrhundertsches Mädchen von einem Bären entführt . . 420
Die schwedische Gesellschaft der Alterthümer. Schriftstellerhonorar in Schweden . . . 444
Eine schwedische Sängerin. Königin Christine. Aus Upsala 456
Schwedische Preisbewerbungen 468

Holland.

Eine Schrift zum Andenken Bergelius' . . 24
Universität Leyden 33
Die Kunstausstellung in Amsterdam . . . 33. 47
Die Oper: „Wilhelm von Oranien" von dem Berliner Componisten C. Eckert 87
Gröningen:
Der Kunstverein „Pictura" 97
Holländischer Zeitungskatalog 132
Der nordische Telegraph in den Niederlanden 250
Universität Utrecht 318
Gewerbesausstellung in Delft 335
Kramer's Buch über die Vereinigten Staaten. Baron van Westrenen van Tiellandt (Nefrolog). Denkschrift über den König von Holland. Standbild des Königs von Holland 384

Belgien.

Kunstausstellung zu Brüssel 33
Die neuere dänische Literatur 87
Die belgischen Archive 97
Ledeganck's Tod. Mistpruck. Neue Bücher. Preisaufgabe. Preisfragen der Akademie. Die dramatische Gesellschaft „de Hoop" . 181
Brüssel:
Die Philharmonische Gesellschaft 122
Literatur, Musik, Theater ꝛc. 169
Vlämisch-holländischer Schriftsteller-Kongreß . 371
Vlämisch-Literarisches 394
Vlämische Volkspoesie 443
Gottfried von Bouillon's Statue 444
Theodor van Raemdonck 468

III. Feuilleton.

Dänemark.

Eine Skizze von der Schlacht bei Düppel, mitgetheilt von W. Holst 75
Die Schweden auf Fühnen im Sommer 1848, aus einem Briefe von H. C. Andersen . . 75
St. Tergue, Skizze von Emanuel St. Hermidod 97. 111. 123
Eine Gebirgswanderung in Norwegen, nach J. F. Schouw 133
M. Goldschmidt: Bruchstücke aus einem Reisetagebuche 170. 183
Das Linienschiff, eine Skizze 171
Paul Ritter (Carl Plougs): Königin Mathilde von Dänemark, Gedicht; übersetzt von G. v. Rosen 195
J. L. Heiberg: Geistesdirnt, eine Erzählungsphantasie; übersetzt von Emanuel Bendix . 250
J. L. Heiberg: Die Neuvermählten, ein Komanzencyclus (Bruchstück); übersetzt von F. A. Leo 304
Eine dänische Kriminal-Geschichte, von P. L. Möller 262
Die Insel Rissen, eine Skizze 319
H. C. Andersen, Eine Geschichte 372
Nordische Sagen; übersetzt von Carl Binger. I. und II. 456
Die Einwirkung des Menschen auf die Natur, nach J. F. Schouw 482

Schweden.

Frederika Bremer: Schwedische Bilder 206. 222. 238
Oscar Odd (Sturzenbecher): Auch eine Reminiszenz 335
Karl Snellberg: Der Witwer, eine Erzählung; übersetzt von H. Jesse 346. 359

Holland.

Die Vorzeit der Niederlande, aus Sagen und Dichtungen 47
Hendrik Tollens: Proben einiger Gedichte . 182
Ein Ausflug nach Y-Muiden . . . 274. 290
J. F. Boddijk: Gedanken über die holländische Volksnatur 371

Belgien.

Die Septemberfeste in Brüssel 57
Eine Lobpreisung im sechzehnten Jahrhundert, aus dem Vlämischen des Ryssted de Laet 153. 146. 157
Niederländische Legenden, nach dem Vlämischen des Prudenz van Duyse; übersetzt von Ed. Wagener 396

Digitized by Google

Königliche Bibliothek MÜNCHEN

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Xr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5¼ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

6. October. № 1. 1848.

Inhalt:

An die Leser. — Bücher, Tanne, Eiche. Eine Skizze nach Sturzenbecher. — Thorwaldsen's Museum. — Henrik Wergeland. — Die Pfalzgravationsfrage der Herzogthümer. — Correspondenzen. †† Kopenhagen.

Literatur. Strinnholm: Schwedische Geschichte. — Norwegisches Bücherverzeichniß. — Erinnerungen an den Feldzug. — Wissenschaft und Kunst. — Dänemark. Thorwaldsen's Museum. — Körbs. — Mynard's Portrait. — Schweden. Sängerinnen. — Museum. — Norwegen. Ausgrabungen.

Tagesgeschichte. Dänemark. — Moltke und Francke. — Dänemark und die Centralgewalt. Die Börse. — Dampfschifffahrt. — Circular der Zollkammer. — Quarantaine. — Norwegen. Der Storthing. — Schweden. Der Reichstag. — Absolutadel über Schweden und Deutschland. — Niederlande. Das Handelsblatt über Limburg. — Empfang des Reichsgesandten. — Belgien. Die Freunde des Friedens. — Landwirthschaftlicher Congreß. — Eisenbahnwerkstätte. — Briefwechsel.

Anzeigen. 1—7.

An die Leser.

Wenn nach einem mehr wie dreißigjährigen Frieden im Norden Europas, gerade zwischen Germanen und ihren stammverwandten Nachbarn, Skandinaven und Niederländern eine Spaltung eingetreten ist, die auf's Neue das ruhende Schwerdt aus der Scheide rief, so ist das um so beklagenswerther, da zwischen diesen Völkern eine Annäherung so viel mehr natürlich erscheinen muß, als alle Verhältnisse unzweideutig darauf hinweisen. Germanen, Dänen, Norweger, Schweden, Holländer und Flamländer sind Söhne eines Stammes, und trotz aller durch den Wechsel der Zeiten herbeigeführten Verschiedenheiten, hat sich stets eine unverkennbare Aehnlichkeit in den Grundzügen ihres Charakters, ihrer Sitten und Gewohnheiten erhalten, die sich selbst bei dem äußern Typus und in der Sprache wiederfindet. Politische Zwiste, wie sie den gegenwärtigen Krieg zwischen Deutschland und Dänemark und den Streit wegen Limburg veranlaßten, sind wohl geeignet, für den Augenblick Groll und Erbitterung hervorzurufen, nicht aber werden sie die geistigen Sympathien zu ertödten im Stande sein, die in den Herzen so verbrüderter Völker tief begründet liegen, und es ist vor Allem die Aufgabe der Presse, dahin zu streben, daß nicht der augenblickliche Zwiespalt die schönen Früchte zerstöre, die aus denselben hervorgingen. Das Gerassel der Waffen darf die Stimme nicht übertönen, welche die geistige Vermittlung der Völker Deutschlands und seiner nordischen Nachbarn beschafft, es ist vielmehr die schönste Gelegenheit, dem Geist zu seinem Triumph zu verhelfen, wenn eben unter solchen Verhältnissen der geistige Verkehr doppelt rege erhalten wird, indem er dazu dienen muß und soll, das Verständniß herbeizuführen, dessen nahes Zustandekommen in dem so natürlichen Interesse Aller liegt.

Durchdrungen von dieser Ueberzeugung werden wir es versuchen, eine Brücke zwischen Deutschland und dem stammverwandten Norden zu bauen, über welche, bei steter Berücksichtigung der gegenseitigen politischen Zustände, der Wissenschaft und Kunst, die Nachbarvölker zu einander gelangen. Es ist eine nothwendige Bedingung für ein gutes Einvernehmen zwischen Nachbarn, daß sie sich und ihre gegenseitigen Verhältnisse recht genau kennen lernen, und eben daran hat es hier bisher gefehlt; namentlich waren die Zustände Skandinaviens einem sehr großen Theil Deutschlands meist unbekannt. Nur einzelne glänzend hervorragende Erscheinungen, ein Thorwaldsen, Tegnér, Oehlenschläger, Berzelius, Oersted wurden Deutschland, wie dem übrigen Europa bekannt, der eigentliche Geist, der die Völker des Nordens und ihre Leistungen durchweht, blieb den übrigen Ländern fremd. Es soll daher die Aufgabe unserer Zeitung sein sowohl die allgemeinen politischen Ereignisse in leitenden Artikeln, zuverlässigen Correspondenzen und zahlreichen Mittheilungen aus den Originalzeitungen zu besprechen, dabei aber vorzüglich die neuesten Erscheinungen in der Literatur und Culturgeschichte der Nachbarländer in wahren und lebendigen Darstellungen bei dem deutschen Publikum einzuführen. Wir gedenken hierbei einem Mangel abzuhelfen, welcher, wegen der geringen Ausdehnung der Sprach der genannten Länder, der Verbreitung eines helleren Lichtes über die Zustände derselben entgegensteht.

Für die Eingebornen dieser Länder, welche im Auslande verweilen, sowie für solche Leser, welche mit ihnen in engerer Verbindung stehen, wird die Zeitung außerdem, bei der fast gänzlichen Unmöglichkeit sich die Originalblätter in Deutschland zu verschaffen, bemüht sein interessante Specialnachrichten zu bringen. Wir gedenken auch in dieser Beziehung denselben Platz auszufüllen, den Galignanis messenger hinsichtlich Englands einnimmt.

Mit allen Kräften dahin wirkend, daß durch ein geistiges Band eine Verbrüderung unter so nahen Stammverwandten aus gegenseitiger genauer Bekanntschaft hervorgehe, wie sie dereinst unter allen freien Völkern herbeizuführen der Wunsch Aller sein muß, werden wir, Recht und Wahrheit stets vor Augen, mit so hohem Muthe unser Unternehmen beginnen und unverdrossen die Schwierigkeiten zu bekämpfen suchen, die sich uns, namentlich anfangs, wohl in nicht geringer Anzahl entgegenstellen werden.

Der nordische Telegraph

erscheint wöchentlich einmal in Nummern von 12—16 dreispaltigen Seiten.

Der Preis ist im Buchhandel: für Deutschland 1 Rthlr. 15 Ngr. quartalter, für Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species, für Holland 2½ Gulden, für Belgien 5¼ Frcs.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jedes Postamt des In- und Auslandes an.

Literarische Beiträge, Bücher zur Recension und Anzeigen können entweder durch Buchhandlergelegenheit oder franco mit der Post an die Verlagshandlung oder an eine der untengenannten Buchhandlungen gesandt werden:

In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

Digitized by Google

Buche, Tanne und Eiche.

Eine Skizze
nach
Sturzenbecher.

Man spricht von dem Kostüm dieser oder jener Zeit, und man kommt zu der Erkenntniß, daß zwischen aller dieser Aeußerlichkeit in Sitten, Moden und Trachten, die nur ganz zufällig erscheinen mögte, doch im Grunde Vieles sehr wesentlich charakteristisch und für das Verständniß des innern Geistes der Epoche unentbehrlich ist. So wird man z. B. sich die Zeit Ludwigs XIV. nie ohne Reifröcke und „les petits appartements“ denken können, und daß Carl XII. um diese selbige Zeit ein Anachronismus war, das geht wahrlich nicht am wenigsten klar daraus hervor, daß er in diesem Zeitalter der Perrücken sein natürliches Haar aus der Stirn strich. So hat auch selbst die Natur der Länder, wenn man so sagen darf, ein Kostüm, das mehr oder minder mit des Volkes ganzer Individualität und Nationalität in Uebereinstimmung steht. Freilich verminderet die Civilisation mit jedem Tage die Zuverlässigkeit dieses Verhältnisses dadurch, daß sie die Nationalitäten mit einander vermischt und zum Theil auch die Natur medificirt, aber es bleiben doch immer gewisse Hauptzüge zurück, deren Bedeutung man nicht verkennen kann, und es ist unbestreitbar, daß, ebenso wie der Lappe unter seinen Zwergbirken heimisch, die pariser Cultur unter Algeriens Palmen für's Erste noch eine Anomalie ist.

Berge und Ebenen sind ohne Zweifel, nicht bloß als Landschaftsmotive, sondern auch als mächtig auf den ganzen Charakter und die Lebensweise der Einwohner einwirkende Factoren. Dasjenige in dem „Kostüm der Natur,“ was am meisten die eigenthümlichen Verschiedenheiten zwischen ungleichen Ländern bestimmt; die binnenländischen Gewässer, Flüsse und Landseen spielen in dieser Beziehung eine weniger wichtige Rolle. Aber innerhalb des Rahmens dieser Felsen und Ebenen haben wir Wälder; welche Mannigfaltigkeit des Kostüms bieten diese nicht dar, und diese Ungleichheit, wie viel enthüllt die nicht oft bei einer näheren Betrachtung?

Es ist gesagt worden „man wandert nicht vergebens unter Palmen.“ In dieser Aeußerung liegt vielleicht ein tieferer Sinn, als man denkt. Man wandert ebenso wenig vergebens unter Orangenbäumen als zwischen Weinstöcken, und ebenso wenig vergebens zwischen der rauhen Tanne und der nackten Föhre.

Wenn man einen Blick auf die Länder Skandinaviens wirft, so kann man mit Hinsicht auf ihre Waldungen eine dreifache Verschiedenheit feststellen. In Dänemark ist die Buche vorherrschend; diese weicht in Schweden von der Eiche verdrängt, die wenigstens für den eigentlichen Kern des Landes den charakteristischen Baum abgiebt, und in Norwegen ist es endlich die Tanne, welche die Felsen ihr Reich nennt. Man mag dies einen Zufall in der Natur nennen, gleich viel! — aber steht dieser Isolirt da, steht er nicht viel mehr in einem gewissen logischen Zusammenhang, mit der sich in drei Nuancen scheidenden Natur der Völker selbst!

Schon Virgil läßt seinen Tityrus unter einer Buche ausruhen, „patulae sub tegmine fagi“. Ein treffender Zug, wie mir scheint! Das dichte Laubdach, dieser kühle und erfrischende Schatten tadet unwiderstehlich dazu ein, sich auf den Rasen auszustrecken und die Flöte zu blasen oder dem Gesange der Nachtigal zu lauschen. Die ganze Plastik des Buchenwaldes in diesen bekannten weichlich sich rundenden Formen, selbst sein freundlich lichtes Grün deutet gleich beim ersten Anblick auf etwas Friedliches, Idyllisches hin. Und die Natur hat in Dänemark nicht regellos diese ihre lachende Philosophie gepredigt, sie hat ein Geschlecht von guten Menschen hervorgebracht, mit mildem Wesen und etwas Blondem im Charakter wie in den Locken, mit der Melodie des Herzlichen in der Sprache selbst, mit einem gewissen sorglosen und lächelnden Antlitz.

Der norwegische Tannenwald bildet einen schroffen Gegensatz zu Seelands arkadischen Buchenmüldren. Mit seinem wilden, finstern Blicke spricht er von Ernst und Entsagung; es liegt ein Gemisch von Strenge und Melancholie in seinem Anblick; aber die Haltung ist stolz und er erhebt unerschrocken sein Haupt im Sturm, auf seine eigene Kraft vertrauend. Er lockt uns nicht mit der lieblichen Stimme der Nachtigal, aber er hat doch die hübschen Melodien der Drossel, und er hat den feischen Gesang des Nordwindes, der unsere Seele zum Nachdenken stimmt.

Die Tanne ist der Typus des Urnordischen, ich möchte fast sagen: des Heidnischen; sie ist unter den Bäumen wie eine Kämpenatur zu betrachten. Und spiegelt sich das nicht wieder in dem norwegischen Volkscharakter? Hat nicht das Aeußere desselben ebenfalls etwas Hartes und wenig Freundliches? Aber es ist ein kerniger Stamm und ohne Zweifel ein edler.

Die Eiche in den Thälern Schwedens bildet den natürlichen Uebergang von dem Pastorale der dänischen Buchenwälder zu dem ursprünglichen Eddagedicht des norwegischen Tannenwaldes. Sie lächelt uns nicht entgegen mit dem sammetweichen Antlitz der Buche, sie zeigt uns auch nicht das verwitterte und struppig-bärtige der Tannen, aber sie hat die Mildheit und das Männliche von Beiden. Ihre ganze Gestalt ist muskulös, aber ihr Blick ist heiterer wie der der Tannen, sie streckt ihre schmalgen Arme aus, aber — um einen ritterlichen Schutz anzubieten, und es spricht sich mehr eine edle Zuversicht in ihrer ganzen Gestalt aus, es zeigt sich in ihr Offenheit, Menschenfreundlichkeit. So entspricht die Eiche der christlichen Kämpeweise, sie kommt mir neben den beiden Andern wie eine grüne Romanze vor; und ich hat man nicht auch oben dieses romantische Element als den Grundzug des schwedischen Volkscharakters hervorheben wollen?

Aber aus Tanne, Buche und Eiche im Wechsel und Gemisch wird die schönste Landschaft, und das Milde, das Ritterliche und das Gewaltige bieten im Verein den herrlichsten Stoff zu einem Epos der Zukunft.

Thorwaldsen's Museum.

Am 17. September ward in Kopenhagen das Thorwaldsen'sche Museum eröffnet, ein Kunstkempel, dem an Reichthum wohl kein anderer in der Welt zur Seite zu stellen ist, wenn man bedenkt, daß seine Schätze die Frucht eines einzigen Künstlerlebens sind, eines Lebens, dessen Dauer in der nämlichen Fülle und Kraft man auf mehr wie hundert Jahre anschlagen mögte, wenn man seine erhabene, in steter Frische und Lauterkeit erhaltene Wirksamkeit betrachtet. — Thorwaldsens Werke sind in dem Museum mit einem seltenen Kunstsinn geordnet, so daß nicht blos Auge und Geist sich an einer Unendlichkeit von hinreissenden Einzelnheiten erfreuen, sondern, daß auch durch dieselben in ihrer Gesammtheit ein imponender Eindruck hervorgebracht wird. Die vielen Gemächer, die dem Besucher unaufhörlich einen neuen Anblick von edler plastischer Schönheit gewähren, und aus deren mannichfaltigen Statuen und Reliefs es sich so recht herausstellt, wie neu, eigenthümlich, gruppirt und großartig der Gedanke des großen Künstlers sich zur Form gestaltete, die langen Corridors, mit den von Leben und Ausdruck beseelten Friesen und die herrlichen Büsten, die, alt oder jung, männlich oder weiblich, durch ihren geistreichen und wahren Ausdruck in Erstaunen setzen, der unvergleichliche Christusaal und die Vorhalle mit den colossalen Statuen, geben, im Verein mit dem in ebenso edlem, wie originellem Styl decorirten Hofraum, wo der Meister, umgeben von seinen unsterblichen Werken in einem mit Blumen geschmückten Grabe ruht, dem Ganzen eine Größe, welche dieses viereckige Gebäude zu einem der merkwürdigsten Kunsttempel der Welt macht.

Wie viel man auch gegen das Aeußere des Gebäudes einzuwenden haben mag, so zeigt sich die Schönheit und Zweckmäßigkeit des Innern nun, da es vollendet ist, überall in einem weit höhern Grade, als man erwartet hatte. Was die Einwendungen gegen das Aeußere desselben anbelangt, so sind sie im Wesentlichen folgende: die Lage ist, dadurch, daß man, um eine Ersparniß zu erreichen, die ganz illusorischen Natur, ein älteres Gebäude benutzt hat, das man von Grund auf umbaute, nicht so günstig, als man wohl wünschen könnte. Das durch seine ungeheuren Mas-

Digitized by Google

sen impoinirende Christiansburger Schloß und dessen Kirche, die ganz nahe dem Museum liegen, und in einem ganz andern Styl gebaut sind, drücken das Gebäude und betauben es des Ansehens, das es bekommen haben würde, wenn es auf einem freien Platz aufstehalt einer so mächtig wirkenden Umgebung gelegen wäre, so wie sie auch Schuld daran sind, daß der Bauweise die Fronte nach einer andern Seite hat anlegen müssen, als die, auf welche der Weg, der gewöhnlich nach dem Museum benutzt wird, führt. Ferner: der Styl ist, obgleich mehr originell als edel, nicht durchgeführt; Etwas ist griechisch, Etwas ägyptisch daran; die Thüren sind unten breit und oben schmal, während die Mauern lothrecht stehn, und die Mosaike, die auf den schwarzen Feldern rund um die buntfarbige Mauermasse herumgehen, geben wohl eine ungewöhnliche Vielethelt, aber bringen keine edle Kunstwirkung hervor. Der Bauweister hat die bizarre Idee gehabt, aus diesen Mosaiks einen gemalten Fries zu bilden, der auf den beiden Längenseiten des Gebäudes zwei Darstellungen bilden sollte: des Meisters feierlichen Landgang in Korenhagen und das Hineinbringen seiner Werke in's Museum. Gemalt wurde dieser in Feldern getheilte Fries leicht das Aussehen jener Bilder bekommen, welche die umherreisenden Menagerien vor ihren Buden anzuhängen pflegen, um den Neugierigen zu zeigen, was sie in dem Innern derselben zu erwarten haben, und nun kommt noch dazu der Uebelstand, daß der Mosaikarbeiter und Maler nur vier Farben zu seiner Disposition hatte, woher man denn in dem sehr gut componirten und vortrefflich gezeichneten Fries, der bloß mit Schwarz und Weiß ausgeführt, vielleicht einen weit edleren Anblick gewährt hätte, jetzt eine durchgehends schmutzige, tartar- und mulattenartige Gesichtsfarbe und gelbe Beinkleider nebst braunen Röcken, oder gelbe Röcke nebst braunen Beinkleidern sieht, was, da die Farben sehr grell aufgetragen sind, ein schreckes Aussehn giebt. Da die Portraitähnlichkeit bei den Figuren, obgleich unverkennbar große Sorgfalt daran verwendet ist, entweder ganz mißglückt oder sehr karrikirt ist, so wird diese Darstellung keinen großen Werth für die Nachwelt haben, aber ihr dagegen die bildende Kunst in einer Entwicklungsperiode zeigen, welche in krassem Gegensatz zu der steht, die ihr überall entgegenkommt, wenn sie in das Heiligthum eintritt, so daß man besser gethan hätte, die augenscheinlich verwandte Sorgfalt und die Unkosten bei dieser Verzierung zu sparen. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man nach diesem Tadel annehmen wollte, daß das Gebäude nicht einen recht guten Eindruck mache; das Frontispice mit der herrlichen Quadriga, ist, von dem geräumigen Platz vor demselben gesehn, sogar imponirend.

Das Innere verdient die größte Anerkennung wegen seiner Schönheit und zweckmäßigen Anordnung. Nachdem man in eine geräumige Vorhalle eingetreten ist, welche die ganze Höhe des Gebäudes hat, und wo das Denkmal Pius VII., die Reiterstatue von Joseph Poniatowsky, das Pferd von der Reiterstatue Maximilians von Bayern, Guttenbergs Statue und mehrere colossale Bildhauerarbeiten, so wie die herrlichen Friese des Alexanderzugs und einige Büsten den Besucher empfangen und eine genußreiche Wanderung in Aussicht stellen, kommt man auf einen Corridor, der um den viereckigen Hofraum, mit offenen Bogen nach demselben, läuft. Auf beiden Seiten dieser Gänge steht man Reihen von den hoch poetischen Werken der Bildhauerkunst; hier ist die in ihrer Gesammtheit beispielloses großartig und mit bewunderungswürdiger Erfindungsgabe zusammengesetzte Gruppe: die Predigt Johannes des Täufers, wo jede Figur ein Meisterstück ist; hier ist der Fries des Alexanderzuges, wie er in Graf Sommariva's Villa ausgeführt ist; hier sind einige von den in dieser Art unübertroffenen Meisters Reliefwerken, ausgezeichnet in der Composition, voll von Ausdruck und Grazie in der Anordnung; hier befindet sich ein großes Theil seiner seelenvollen und sinnreichen Grabdenkmäler, eine Menge Statuen und Büsten, von Napoleon, als apotheosirter Kaiser, von Maximilian I. von Baiern, von Pabst Pius VII., Walter Scott, Lord Byron und anderen Berühmtheiten. Dem Eingang vom Corridor auf den Hofraum gegenüber, liegt der Christusaal, der eine solche Fülle von hoher Poesie, Verschiedenheit in der Darstellung und religiösem Geist in sich vereint, daß dieser Saal allein dem Kunstkenner eine Wallfahrt nach Kopenhagen unvergeßlich machen würde. Vorn vor dieser magistatischen Gruppe liegt der knieende Engel mit dem Taufbecken in Form einer Muschelschaale, und an der Wand sind die schönen Reliefs mit Bildern aus dem Leben Jesu angebracht: der Einzug des Erlösers in Jerusalem, seine Taufe, seine Wanderung von dem Hause des Pilatus nach Golgatha u. a. An beiden Seiten sind 21 größere oder kleinere Zimmer, und in einem jeden findet man eine große Statue, oder eine Gruppe, außer mehreren Reliefs und Büsten. Die gewölbten Decken sind außerordentlich geschmackvoll decorirt und der Fußboden mit Mosaik in verschiedenen Mustern ausgelegt. Man hat gefürchtet, daß diese Verzierungen, auf die viel Sorgfalt und Geld verwendet worden ist, die Wirkung der Kunstwerke schwächen würden, aber der Genius des Meisters beherrscht diese Unwesentlichkeiten mit gewaltiger Macht, und weist sie in ihre untergeordnete Stellung zurück.

Auf dem Absatz der Treppe, die von dem Erdgeschoß nach dem obern Stock führt, ist das Meisters colossaler Jason vortrefflich angebracht, der in seiner Größe isolirt dasteht, und von oben und unten betrachtet werden kann. Das durch seine edle Einfachheit überraschende Werk ist wieder ein Beweis von der eigenthümlichen Auffassungsart des großen Meisters. Man sieht nicht eine durch die starken Züge der Kraft hervortretende Figur, sondern einen schönen Jüngling, in dessen übernatürlicher Größe eine so hinreissende Harmonie in allen Körpertheilen ist, daß die Stärke sich kaum in der Fülle der Schönheit offenbart. Mehrere schöne Reliefs, unter denen besonders die geistreiche Amors-Mythe zu nennen ist, sind an den Wänden der Treppe angebracht.

Der obere Stock enthält, ebenso wie das Erdgeschoß, einen Corridor, der wieder von Anfang bis zu Ende mit einer solchen Masse von Kunstwerken angefüllt ist, daß diese allein einen Meister unsterblich zu machen ausreichen würden. So sieht man hier, außer einem vortrefflichen Exemplar des Alexanderzugs in Marmor, mit verschiedenen interessanten Zusätzen und Modellen zu diesem genialen Werk, den herrlichen Fries: der Zug nach dem Parnaß, und eine große Menge von Thorwaldsens sinnreichen und seelenvollen Reliefs, gegen 40 Büsten und 20 Statuen. Auch hier sind 21 Zimmer, die theils Werke des Meisters, theils die von ihm hinterlassene reichhaltige Kunstsammlung enthalten. In eilf von diesen Zimmern treten uns entweder eine Statue in Marmor oder einige Büsten, oder Reliefs und ein Theil von der vortrefflichen Gemäldesammlung des Verblichenen entgegen. Hierher gehören, außer einer Menge von Werken der neuen italienischen, deutschen, französischen und englischen Künstler, mannigfache Gemälde dänischer Maler, so daß der Besucher aus dem Auslande hier zugleich Gelegenheit erhält, einen Begriff von der dänischen Kunst zu bekommen. Zwei Zimmer enthalten die interessanten Skizzen und Vorarbeiten des Meisters zu Statuen und Reliefs. Acht Zimmer umfassen eine große, vortrefflich geordnete und lehrreiche Sammlung von ägyptischen, griechischen, etrurischen und römischen Alterthümern; namentlich findet man hier eine große Menge von Gemmen und Münzen, sowie köstliche griechische und etrurische Vasen. Außerdem wird in diesen Zimmern die Bibliothek und die Sammlung von Kupferstichen und Radirungen Thorwaldsens aufbewahrt. Das letzte Zimmer erinnert lebhaft an seine Persönlichkeit. Es enthält seine letzten unvollendeten Arbeiten, sowie mehrere seiner Möbel und verschiedene Gemälde, welche besonders Portraits von ihm und seinen Angehörigen sind.

Kopenhagen besitzt in Thorwaldsens Museum einen Schatz, der ihm einen Anspruch mehr auf die Theilnahme der übrigen Welt giebt. — Gewiß werden in Zukunft die wahren Freunde der Kunst es für eine Gewissenspflicht halten, nach diesem Heiligthum zu wallfahrten und es wird dasselbe ein Anknüpfungspunkt mehr sein, der die nordische Arideny mit der übrigen gebildeten Welt in der Verbindung erhält, auf die sie in so mancher Beziehung gerechte Ansprüche hat.

Digitized by Google

Henrik Wergeland.

Der letzte norwegische Storthing hat wiederum mit einer, freilich nur geringen Majorität von 16 Stimmen (43 gegen 59), die Abschaffung des Paragraphen, der auf dem sonst so blanken Schild der freien Verfassung einen Flecken wirft, desjenigen nämlich, der den Juden den Eintritt in das freie Felsenland verbietet, verworfen. Hoffen wir, daß die Freunde der Glaubensfreiheit aus dem Storthing von 1851, für den bereits die nämliche Propositionen gemacht worden ist, siegreicher hervorgehen; dieser Erfolg würde eine neue Blumen auf das Grab eines Mannes streuen, dessen große Verdienste um diese Sache wir bei dieser Gelegenheit zur Sprache zu bringen und veranlaßt fühlen.

Henrik Wergeland ward am 17. Juni 1808 in Christiania geboren, wo sein Vater Lehrer an der lateinischen Schule war. Seine wissenschaftliche Bildung genoß er auf der Kathedralschule in Christiania. Im Jahre 1825 ward er akademischer Bürger und 1829 theologischer Candidat. Seine eigentliche schriftstellerische Laufbahn betrat er 1827 mit dreiaktigen „dramatischen Farcen," von denen die erste „Ach!" anonym erschien. Im Jahre 1828 gab er mehrere dramatische Arbeiten heraus: „Sinclairs Tod," „Opium," „die indische Cholera," „die Hebamme," „Kampbell" und endlich 1840 eine Oper „die Venetianer" und das Bauerdrolle „die Verfochten am Lande."

Die Dichtkunst war eigentlich das hervorragendste Element in Wergelands literarischen Leben, und seine übrigen mannichfaltigen Arbeiten scheinen nur in müßigen Stunden zu Tage gekommen zu sein, die er seiner Muse entzog, um neue Kräfte zu sammeln.

Als eine zugleich in theologischer, wie philologischer Hinsicht bemerkenswerthe Arbeit verdient die von W. 1830 herausgegebene große Dichtung „die Schöpfung, der Mensch und der Messias" genannt zu werden.

In Zeitschriften und Tageblättern ließ er eine Menge von Liedern und Gedichten abdrucken, die gesammelt gewiß einen hohen Rang in den Annalen der Kunst einnehmen würden. Zwei größere Dichtungen aus dem Jahre 1840 „Jan van der Hurjum" und „die Spanier" zeugen ganz besonders nicht bloß von der dem Dichter eigenen inneren Kraft und Tiefe des Gefühls, sondern auch von einer seltenen Vollendung und Reinheit in der Kompostition. Obgleich W. eine durch und durch classische Bildung genossen hatte und mit der neuen deutschen, englischen und französischen Literatur sehr vertraut war, so bemerkt man doch keine Nachahmung oder Manier bei ihm; er war originell und kann nur mit sich selbst verglichen werden. Innig vertraut mit der nordischen Natur, schöpfte er doch nicht seine Eingebungen aus ihr allein, sondern sein reicher, unerschöpflicher Geist holte seine Bilder aus allen Regionen der Welt und des Wissens.

Auch als philantropischer und politischer Schriftsteller war Wergeland ausgezeichnet, in ersterer Beziehung durch die Herausgabe der „Zeitung für die arbeitenden Classen" und die mit Anmerkungen versehene Uebersetzung der Abhandlung des Königs Oskar „Ueber Strafen und Strafanstalten;" in der zweiten durch die Redaction des radicalen Blattes „der Staatsbürger" und namentlich durch seine auf dem Storthing von 1839 vorgebrachte Motion wegen Aufhebung des Paragraphen im Norwegischen Grundgesetz, welches den Juden den Aufenthalt im Königreich Norwegen untersagt.

Die Aufhebung dieses Paragraphen in dem sonst so freisinnigen norwegischen Grundgesetz zu bewirken, war von nun an der Gegenstand seines unermüdlichen Strebens. Mit der ganzen Energie seiner kräftigen Seele arbeitete er auf die Verwirklichung dieser edlen Idee hin. Die Herausgabe seiner Schrift „Ueber die Juden" hatte ein günstiges Resultat, wenn auch nicht das, welches er selbst wünschte. Bei der Discussion über die Judenfrage 1842 erhielt Wergelands Vorschlag freilich eine nicht unbedeutende Majorität; diese war aber dennoch nicht überwiegend genug, um eine Veränderung im Grundgesetz zu bewirken, wozu nach der norwegischen Constitution eine Majorität von zwei Drittheilen erforderlich ist. Eine gebrende Leberkrankheit warf ihn jetzt auf's Krankenlager. Er fühlte, daß sein Leben sich dem Schlusse nähere und daß der „Mann mit den Knochenarmen sein Herz umspannt halte." Er äußerte sich über seinen wahrscheinlich nahe bevorstehenden Tod, in vertrauten Gesprächen sowohl, wie in seinen Gedichten mit einer Ruhe, ja mit einer scherzenden Raivetät, die bewundernswerth genannt werden muß. Seine Lieblingsidee „das Recht des Juden, Norwegen zu betreten," verließ ihn nicht einmal auf dem Krankenbette; sie war das Licht, das seinen dunkeln Lebensabend erleuchtete, ihr haben seine herrlichen Dichtungen „der Jude und die Jüdin" ihr Dasein zu verdanken, er gab so ungern diesen schönen Gedanken auf, der ihn gewiß auch in jene lichten Räume begleitet hat, wo edle Handlungen der sichersten Wegweiser zu dem Throne des Allvaters sind.

Wergeland starb 37 Jahre alt.

Der Tod überraschte ihn nicht. An die zeitliche Wohlfahrt seiner Mitmenschen zu denken und dafür zu handeln — das heißt sich auf die ewige Wohlfahrt vorbereiten!

Einige jüdische Jünglinge in Norwegens Nachbarstaaten, Dänemark und Schweden, die Wergelands Streben gesehn und bewundert hatten, kamen überein, in Verbindung mit andern gleichgesinnten Glaubensgenossen ein Denkmal auf seinem Grabe zu errichten.

Das Denkmal ist aus Gußeisen, zum größten Theil von jüdischen Künstlern ausgeführt und trägt folgende Inschrift:

„Henrik Wergeland, geb. 1808, gest. 1845, der unermüdliche Kämpfer für des Menschen und des Bürgers Freiheit und Recht."

und auf der Rückseite:

„Dankbare Juden außerhalb Norwegens Gränzen errichteten ihm dieses Denkmal 1847."

Da die, welche dasselbe veranlaßtet hatten, dem norwegischen Gesetz gemäß nicht zugegen sein durften, als es auf dem Grabe des edlen Freiheitsfreundes aufgerichtet ward, beschlossen sie vor der Absendung dasselben aus Stockholm ein passendes Erinnerungsfest anzuordnen.

Bei diesem Fest, zu welchem eine Anzahl höherer Beamten, mehrere Schriftsteller und Mitglieder des Reichstages, sowie viele in der Hauptstadt sich aufhaltende Norweger eingeladen waren, ward das Monument enthüllt, worauf Hr. L. Dippmanson, Lehrer bei der Schule der mosaischen Gemeinde, eine Rede hielt aus der wir Folgendes citiren:

„Das Denkmal klagt, indem es auf dem Staube steht:

Wergeland ist nicht mehr!

Es tröstet, in dem es nach oben zeigt:

Wergeland lebt noch!

Was seine Angehörigen und seine nächste Umgebung in ihm verloren haben, davon hat wohl schon so manche stille Thräne, so mancher stille Seufzer aus beklemmener Brust Zeugniß getragen, und die gelehrten Männer, die der Gegenwart und der Nachwelt in kunstreich zusammengefügter, bilderreicher Sprache die herrlichsten Ideen und die schönsten Gefühle dolmetschen, haben auch nicht versäumt, Mollöne auf ihrer unsterten Lyra anzuschlagen, deren Grundakkord „Wergeland ist nicht mehr!" wohnmuthsvoll aus der Harmonie des Gesanges herausstönte. Aber was der Jude verloren hat in dem unermüdlichen Kämpfer für Menschenrecht, davon muß er selbst sprechen, er, der in Klagen und Hoffen die einzigen Trostesquellen suchen muß, deren er doch so sehr bedarf! — Es gehört Gottlob nicht mehr zu den seltenen Erscheinungen, daß Christen — in den Worten wahrer Bedeutung — mit edlem Muth in die Schranken treten, um für die Juden die ihnen verweigerten Rechte zu erkämpfen. Namen wie Krug, Ebtröd, Streckfuß, Steinacker und endlich Wergeland, stehen wie leuchtende Sterne an dem Himmel der Gemüthsfreiheit, und auch unser Vaterland zählt mit Ehren unter sich solche Kämpfer. Und bei ihrem Auftreten erfüllt sich die Brust des Israeliten mit einer ungewissen hoffnungsvollen Erwartung und er fragt: Sollten die Waffen dieser Kämpfer von der Kraft der Alles durchdringenden Wahrheit so geschärft sein, daß sie sich zu den Herzen Bahn zu brechen vermögen, die mit Panzern umgürtet sind, welche nur Haß, Neid und Vorurtheile zu schmieden im Stande waren? — Sollten die Menschen endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Menschenrechte einen ederen und älteren Ursprung haben, auf den sie sich berufen können, als die bürgerlichen Rechte? — Sollte die Welt endlich beherzigen, daß Gott den Menschen zu seinem

Digitized by Google

Ehrenbilde geschaffen hat und daß Verschiedenheit der Religionen nicht dieses edle, Gottgeborne Zeichen, das er auf seiner Stirn trägt, in ein Kainsmaal verwandeln kann? — Wie lange wird noch die Religion, welche sich die Religion der Liebe nennt und die eine Tochter der jüdischen ist, die unter den Söhnen des gemeinsamen Vaterlandes stiefmütterlich behandeln, die die ältere Mutter nicht verlassen wollen? O daß der Mensch doch endlich einsehen lerne, daß ein jeder solcher Kampf nicht eine Schmach von den Schultern der Juden, sondern vielmehr von denen der Menschheit abzuwerfen sucht! — Denn steht der Jude wohl dadurch in reinerem Lichte da: daß man ihn als Menschen anerkennt, und nicht vielmehr die Menschheit, die gerade durch diese Anerkennung an den Tag legt, daß sie die Wahrheit der Liebe in ihrem ganzen Umfange aufgefaßt hat.“ — —

Nachdem der Probst A. A. Afzelius, einer der genauesten Freunde des verstorbenen Dichters, darauf einige herzliche Worte gesprochen und einige Verse verlesen hatte, in denen der greise Sänger mit seiner gewohnten Genialität die edle Wissfamkeit des verewigten Dichters besungen, trat der norwegische Staatsminister Due mit einer Rede auf, die sowohl durch die Wärme und Weise, wie sie gehalten ward, als durch ihre gedankenreichen und kräftigen Reflexionen die Zuhörer aufs tiefste ergriff. Wir können diesen Aufsatz nicht würdiger schließen, als mit folgenden Worten, die wir der Rede des wackern Staatsmannes entnehmen:

„Edel und uneigennützig war der Bewegrund, der Henrik Wergeland dazu veranlaßte, aus der ganzen Fülle seiner lebendigen Seele die Emancipation der Juden in Norwegen zu umfassen, und als eine der wichtigsten Aufgaben seines Lebens für die Aufhebung einer gegen das wahre Christenthum und die allgemeinen Menschenrechte streitenden Bestimmung in unserm Grundgesetz zu wirken — einem Grundgesetz, das in allen andern Beziehungen Freiheit und Gleichheit, Humanität und Liberalität so warm athmet.

Edel und uneigennützig wie dieser Beweggrund, ist auch dieser Beweis der Erkenntlichkeit, den dieses Monument so deutlich ausdrückt. — Henrik Wergeland legte ein Saatkorn nieder, dem der Himmel seinen Segen nicht versagen wird: — schon konnte er mit liebevoller Hand die zarte Pflanze pflegen, die trotz eines unfruchtbaren Bodens gedeihend aufschoß: — schon stützte er selbst im Vereine mit vielen rechtlich Gesinnten den schlanken Stengel; — aber — der Herr über Leben und Tod unterbrach ihn bei seiner Arbeit; — es war ihm nicht vergönnt, die Frucht reifen zu sehen — zu sehen, wie dieser Aloëstock von dem blanken Schilde unserer Verfassung abgewachsen werde. — Es ist also nicht das erreichte Ziel, nicht das vollendete Werk, das belohnt wird — es ist der erhabene moralische Gedanke, das rastlose Wirken — der gute, feste, kraftvolle Wille in einer großen, edlen Sache, der hier geehrt wird — Wenn die Juden ihrem warmen Fürsprecher in Norwegen, dem ihnen persönlich ganz unbekannten Henrik Wergeland dieses Denkmal errichten, dann hat dies doppelte Ansprüche auf Anerkennung. Ich spreche dieses von ganzem Herzen aus und benutze mit Freuden diese Gelegenheit, um für mich, und ich darf sagen im Namen der meisten meiner aufgeklärten und vorurtheilsfreien Landsleute unsere Erkenntlichkeit auszusprechen für die Art und Weise, auf die sein Andenken hier geehrt wird.

Ich verbinde mit dieser Aeußerung der Erkenntlichkeit den persönlichen und aufrichtigen Wunsch, daß die Zeit nicht mehr fern sein möge, wo der Jude, nicht gehindert durch ein intolerantes Gesetz, kleinliche Rücksichten oder ungerechte Vorurtheile, als norwegischer Bürger sich frei bewegen kann in meinem freien, glücklichen Vaterlande.

Auf norwegischem Grund und Boden — auf der Stelle, wo dieses Monument sich erheben wird, wird der nicht mehr geächtete Jude, neben dem Kranz, den der Norweger seinem Lieblingsdichter windet, dann selbst den feinigen niederlegen für den Menschenfreund, den Judenfreund Henrik Wergeland.“

Die Prägravationsfrage der Herzogthümer.

Unser den Beschwerden der Schleswig-Holsteiner über Dänemark, nimmt die ebige materielle Frage nicht den letzten Platz ein, und ist dort, wie überall, die, welche auf die große Masse, deren Wohlstsruch „ubi bene ibi patria“, den meisten Eindruck macht. Indeß versucht die dänische Presse gegen diese Beschuldigungen anzukämpfen, namentlich die „Berlingsche Zeitung,“ welche von den mit den statistischen und finanziellen Verhältnissen Dänemarks und der Herzogthümer sehr vertrauten Hr. Nathanson, früher Chef eines der bedeutendsten Handelshäuser Kopenhagens, redigirt wird. Für den Uneingeweihten ist es schwer den Faden in solchen Labyrinthen zu finden, wir müssen dies Andern überlassen, halten aber einen Auszug aus den Mittheilungen Nathansons nicht für uninteressant. Eine auffallende Thatsache dringt sich dem Laien dabei auf, daß, während es bis jetzt der Stolz der Herzogthümer war, von den dänischen Zettelcalamitäten, unter allen schwierigen Verhältnissen sich freigehalten zu haben, die provisorische Regierung bereits für 3,750,000 Mark Ct. Scheine emanirt hat. —

„Die Herzogthümer waren eine lange Zeit unter mehreren Herren zersplittert. Die dänische Regierung hat zu verschiedenen Zeiten und mit großen Opfern auf das Ziel der Sammlung und Arrondirung der verschiedenen Theile hingearbeitet und durch Tausch und Tractate, so wie durch Erbschaften im vergangenen Jahrhundert bewirkt, daß die unter verschiedene regierende Linien getheilten Districte, oft mit großen Geldopfern, unter einem Scepter vereinigt wurden. Durch Tausch der herzoglich Kielschen Besitzungen gegen Oldenburg und Delmenhorst, welche eine jährliche Einnahme von 250,000 Rthlr. Crt. gewährten, wurde die Arrondirung der Herzogthümer vollständig.

Die Einwohnerzahl der Herzogthümer war im Jahr 1769:

im Schleswigschen circa . . .	250,000
in dem königl. Theil von Holstein	135,000
zusammen	385,000.

Die directen Abgaben waren damals:

Contribution circa .	390,000 Rthlr. Cour.
Extrasteuer . . .	260,000 „ „
Feuragesteuer . .	65,000 „ „
In Summa	715,000 Rthlr. Cour.

Außer Domainen und

Pachten . . .	505,000 „ „

Im Jahre 1774 wurden die herzoglich Kielschen Lande mit dem übrigen Holstein vereinigt und die Einwohnerzahl der königl. Besitzungen wurde dadurch um 144,000 vermehrt. Die Einnahme mehrte sich zwar, dagegen gingen ab 250,000 Rthlr. Cour., welchen Ueberschuß früher Oldenburg und Delmenhorst gebracht hatten.

Im Jahre 1785 kann die Zahl der Einwohner auf circa 550,000 gerechnet werden mit folgenden Abgaben:

Grundsteuer (Contribution)	459,000 Rthlr. Cour.
Extrasteuer	260,000 „ „
Feuragesteuer . . .	65,000 „ „
	784,000 Rthlr. Cour.
Domainen	475,000 „ „
Pacht der Mühlen ꝛc. .	220,000 „ „

60 Jahre sind seit jener Zeit verflossen, die Einwohnerzahl ist um 300,000 gestiegen und beträgt jetzt 850,000. Die Productionen aber hat in weit größerem, ja beinahe in unglaublichem Maße zugenommen. Denn obwohl das Land jetzt 300,000 Menschen mehr als im Jahre 1785 ernährt und diese allein an Getreide beinahe 1 Million Tonnen verbrauchen, so ist die Ausfuhr doch so gestiegen, daß man jetzt von Roggen allein beinahe eine ebenso große Tonnenzahl als im Anfang dieses Jahrhunderts von allen Getreidearten zusammen ausführt, nicht zu erwähnen die 5—6mal größere Ausfuhr von Fleischwaaren. Ungeachtet der Vermehrung der Einwohner und der ungeheuren Vergrößerung der Productionen, ist die Grundsteuer in diesen 60 Jahren nur um 360,000 Rthlr. gestiegen, während die Extrasteuer, die Domainen- und Pachtabgaben gar nicht erhöht sind. Ja, wenn letztere Abgaben mit denen von 1806 verglichen werden, so sind sie beinahe um eine der Erhöhung der Grundsteuer gleichkommende Summe, nämlich um 312,000 Rthlr., vermindert. Die Kopfsteuer ist ungefähr dieselbe, wie sie vor 80 Jahren war.

Digitized by Google

Was nun die indirecten Abgaben betrifft, so sind natürlich die Zölle die wichtigsten. Länger als ein Jahrhundert waren die Herzogthümer auf Kosten des Königreichs begünstigt. Außerhalb der privilegirten Districte wußte man beinahe nichts von Einfuhr fremderer Waaren, und die Staatskasse litt sonach großen Schaden, da außerdem die Zollansätze in den nicht privilegirten Theilen der Herzogthümer wirklich niedriger waren, als im Königreiche. Man durchblicke nur die Finanzgeschichte von Christian VI. Zeiten und man wird finden, daß die Zolleinnahmen aus den Herzogthümern zu den weniger wichtigen Staatseinnahmen gehören. Selbst nach der Vereinigung mit dem Kielschen Theile wird man z. B. finden, daß die Zölle auch nach dem Frieden von Versailles (1783) nur klein waren.

In dem Decennium 1785—1794 betrugen sie im Durchschnitt nur 175,000 Rthlr. Cour. In den folgenden Decennien und bis zum Ausbruch des Krieges 1807 stiegen sie fortwährend und namentlich in den letzten 5 Jahren; dies war jedoch nicht die Folge einer höhern Belastung des Volkes, sondern entstand nur durch die Tönningsche Periode und durch besondere politische Verhältnisse, welche den Handel nach Tönning leiteten, indem fremde Kaufleute sich dort interimistisch ansiedelten und Schiffe und Waaren empfingen, welche nicht direct nach den Städten, die sich unter Napoleons Herrschaft befanden, eingeführt werden durften. Es war nicht eine erhöhte Consumtionssteuer, durch den erhöhten Verbrauch des Volkes herbeigeführt, sondern Transito-Abgaben im Verein mit den Schiffsabgaben, von Fremden bezahlt, also keine Last für die Herzogthümer. — Selbst in frühern Zeiten, da der Verbrauch ausländischer Waaren auf Grund der Zunahme der Bevölkerung, der Production und des Handels zugenommen hat, haben die Zölle nach einem Durchschnitt der Jahre 1829—1833 nur 445,000 Thlr. Cour. betragen — darin inbegriffen den Kanalzoll.

Durch die in der letzten Zeit getroffenen Arrangements mit den privilegirten Districten hat die Staatskasse eine sehr bedeutende Summe für ein Recht bezahlt, welches eigentlich schon lange durch den schändlichsten Mißbrauch, der damit getrieben worden und jetzt offenkundig dalegt, verwirkt war. Aber nach durch die letzten Zoll-Anordnungen sind die Herzogthümer sehr begünstigt in Betreff der Ansätze, die für manche Artikel weit geringer sind, als im Königreiche. So wurden die Herzogthümer Jahrhunderte lang auf Kosten des Königreichs begünstigt, ihre Verrechte und der Mißbrauch derselben haben den Finanzen Dänemarks in jeder Beziehung geschadet und die Opfer, die deshalb gebracht werden, lassen sich kaum berechnen.

Aber — wird man nun einwenden — hat man denn die Reichsbank vergessen, hat man die großen Opfer vergessen, welche die Herzogthümer gebracht haben, um dem dänischen Staat ein festes Geldwesen zu verschaffen? Nein, wir haben dies nicht vergessen, und die Opfer der Herzogthümer waren unläugbar groß; sie haben sie jedoch freiwillig getragen und sich selbst auferlegt. Die Männer, welche im Namen des Volkes den Austritt aus der Bank-Interessentenschaft verlangten und wählten, wodurch das Grundeigenthum seine Bank-Actien-Gerechtsame verloren hat, tragen allein die Schuld dieses Schrittes, welchen sie vor dem Volke zu verantworten haben. Doch wir erblicken hier wieder die traurigen Folgen des Parteigeistes, des eingewurzelten Hasses und Vorurtheils Einzelner; man opfert diesen Alles, das Interesse des Volkes und sein wahres Wohl. Als Interessenten der Bank würden die Herzogthümer die Last nicht fühlen, sie würden bedeutende Vortheile gehabt haben, wenn sie nicht ausgetreten wären. Nicht die dänische Regierung, nicht das dänische Volk kann dafür verantwortlich sein. Selbst der ursprüngliche Druck der Bankpaft kann nicht Dänemark allein zugeschrieben werden; um dies zu beweisen, müssen wir wieder etwas zurückblicken.

In einer Reihe von Jahren litt man sowohl im Königreiche wie in den Herzogthümern sehr durch ein schlechtes Geldwesen. Schon von dem in der dänischen Geschichte wichtigen Jahre 1784 an, hat man seine unausgesetzte Aufmerksamkeit dieser wichtigsten Sache gewidmet. Die Bankgeschichte zeigt den schlechten Zustand des Geldwesens nach dem nordamerikanischen Kriege oder im Jahre 1784. Der schlechte Zustand fand sich nicht allein in dem Königreiche, sondern auch in den Herzogthümern vor, und man fing zuerst damit an, das Geldwesen letzterer zu ordnen. Die Regierung scheute keine Opfer, um den Herzogthümern in jeder Beziehung ein festes Geldwesen zu verschaffen, und selbst die kostspielige Kriegsperiode 1788—89 konnte die Entschlüsse der Regierung darin nicht ändern.

Die Ordnung war mit sehr bedeutenden Ausgaben verbunden, die von den gemeinschaftlichen Finanzen des ganzen Staats getragen wurden, und als die Kräfte nicht hinreichten, ergriff man das allerschädlichste Mittel, ein Mittel, welches einem zehrenden Uebel gleich unbemerkt dahinschleicht und nach und nach Alles ohne Schonung vergehrt, nämlich: ein unfundirtes Papiergeld. Mit diesem Gelde hat man während des siebenjährigen Krieges die vielen Millionen bestritten, welche die zum Schutz der Herzogthümer in den Jahren 1760—1763 aufgestellte Armee nöthig machte; mit diesem Gelde hat man zum größten Theile die vielen Millionen bezahlt, welche die Ausrüstung der Kriegsschiffe während des nordamerikanischen Krieges erforderte, um den Handel und die Schifffahrt der Herzogthümer und des Königreichs zu schützen; durch dieses Geld wurden die Mittel geschafft, um den schleswig-holsteinischen Canal zu bauen; mit diesem Gelde deckte man die großen Ausgaben für die Flotte in den Jahren 1794—1801, um die Flagge in der französischen Revolution zu schützen; durch dieses Geld hielt man die Opfer des Seekrieges von 1801 aus, eines Krieges, welcher durch jene bewaffnete Neutralität zum Schutz des Handels und der Schifffahrt entstand; mit diesem Gelde bestritt man die großen Ausgaben, welche die Aufstellung eines großen Armeecorps zur Vertheidigung der Herzogthümer in den Jahren 1804—1807 erforderte, und endlich diente dies Geld, um die vielen Millionen für die Kriegsjahre 1807—1813 zu schaffen.

Die furchtbarsten Folgen hiervon fielen dem Königreiche zur Last, die Herzogthümer gingen frei aus, obwohl die Ausgaben ebenfowohl die Herzogthümer angingen, ja zum großen Theil diese allein. Während diese selbst vor 1807 die großen Vortheile genossen, welche ein festes Geldwesen verschafft, während sie den reichen Nutzen ernteten, welchen die Neutralität der dänischen Flagge in dem nordamerikanischen und Revolutionskriege hervorbrachte — eine Neutralität, welche den Herzogthümern allein die außerordentlichen Vortheile der Tönning'schen Periode zuführte — mußte das Königreich in den Jahren 1784—1792 und 1800—1807 mit einem schlechten Geldwesen, unter welchem das Land außerordentlich litt, kämpfen.

Und nun erst nach 1807! Die großen Ausgaben für den Krieg wurden zu zum größten Theile mit den Papiergelde gedeckt, welches nicht in den Herzogthümern galt, während man in Dänemark durch den schlechten Cours ein Privatcapital nach dem andern zusetzte. In dem Königreiche stockte aller Handel und die Producte fanden keinen Absatz, während das Gegentheil in den Herzogthümern stattfand, denn der Markt zu Hamburg und Altona, wohin die Herzogthümer den Abzugscanal für ihre Producte hatten, stand offen wie zuvor, wozu noch kam, daß Dänemarks Verbindung mit Frankreich die Schifffahrt auf der Eider frei machte. Die Folge hiervon war die zweite Tönning'sche Periode.

Eine Menge Schiffe kamen ungehindert nach Tönningen mit ungeheuren Ladungen von Colonial- und andern Producten, welche mit dänischen Certificaten Erlaubniß erhielten, die französische Zollinie zu passiren, was den Herzogthümern unendlich große Vortheile gewährte, und selbst nachdem Napoleon den Zufuhren nach Tönningen eine Grenze gesetzt hatte, genossen die Herzogthümer durch die dänischen Certificate noch großen Vortheil, weil die Zufuhren der Colonialwaaren, gleichviel wie dies nun auch geschah, stets groß blieb, Genug, die Waaren wurden durch dänische Certificate abgefetzt. Für alle diese großen Geschäfte war man nicht der Courefluctuation ausgesetzt,

Digitized by Google

Alles ging seinen regelmäßigen Gang, ohne Verlust für das Privateigenthum.

Doch sind dies die einzigen Vortheile, welche die Herzogthümer und zwar mitten im Kriege genossen haben? Wir wollen die Zeit verfolgen. Das Schreckensjahr 1813 kam; eine Zettelmasse von 142 Millionen wurde auf ungefähr 24 Millionen reducirt. Die Finanzen befanden sich noch vor, 13 Millionen auszugeben, die Herzogthümer wurden von den Zetteln verschont, obwohl dieselben für den ganzen Staat berechnet waren, und die ganze Zettelmasse von circa 36 Millionen wurde auf Dänemark allein geworfen; und dazu wurde das Band aufs Neue von allen den Schrecken heimgesucht, welche schon bei der Reduction und den Coursfluctuationen den Wohlstand so vieler Familien ruinirt und das sauer erworbene Vermögen vieler Jahre gänzlich vernichtet hatte.

Alle diese Lasten mußte Dänemark allein tragen, die Herzogthümer wurden verschont. Die Leiden und unerträglichen Verluste waren nicht allein auf die Zettelreduction und die Coursfluctuationen beschränkt, nein, Dänemark litt ferner durch die Umschreibung der privaten Forderungen, durch den Inbuß und die Verringerung der Rente. Wie ist es möglich, die Verluste zu berechnen, die dadurch für den Privaterebit entstanden sind? Wer kann die Verwirrung und den Ruin schildern, welche sie verursacht hat? Die Herzogthümer wurden von allen diesen Unglücke verschont."

Correspondenzen.

Unser Programm erwähnt zwar schon den Standpunkt, welchen wir auch in politischer Beziehung verfolgen wollen; dennoch halten wir es nicht für überflüssig, bei der Aufnahme der ersten Correspondenz aus dem jetzt noch feindlichen Lager, uns noch einmal darüber auszusprechen. — Wir wollen zwischen Deutschland und seinen Nachbarn vermitteln, wir wollen auf freundschaftliche Annäherung zwischen diesen und Deutschland hinarbeiten. Zu dem Ende müssen wir gerade den Stimmen aus den Nachbarländern selbst einen Weg zu dem deutschen Publikum eröffnen. Daher tragen wir kein Bedenken, auch solche Korrespondenzen aufzunehmen, deren Inhalt wir sonst nicht in jeder Hinsicht vertreten mögen, vorausgesetzt freilich, daß der Korrespondent sich mit Mäßigung aussprecht, und aus seinen Worten uns vor Allem der Wunsch nach Verständigung hervorleuchtet. Wir wollen nur die Wahrheit; wo diese gefördert werden kann, da darf von seinem Vaterlande zwischen Freund und Feind die Rede sein. — Männer, die sich auf diesen Standpunkt stellen, laden wir von allen Seiten ein, sich in unser'm Blatte auszusprechen. Den Leidenschaften der Parteien wollen wir nirgendshin dienen. — Wohl verkennen wir nicht die Schwierigkeit, diesem Versprechen gerade jetzt immer treu zu bleiben, glauben aber auch, daß ein solches Bestreben nie nothwendiger gewesen.

Die Red.

†† Kopenhagen 26. Septbr. Es wird unnöthig sein, im Allgemeinen auf die gehässige Art und Weise aufmerksam zu machen, in welcher nicht nur von der großen Mehrzahl deutscher Zeitungen, sondern leider auch in officiellen Verhandlungen und Aktenstücken die Schritte der dänischen Regierung besprochen, ihre Motive verdächtigt, ihre Handlungen entstellt werden. Es giebt keine Treulosigkeit, die man nicht den Dänen bereits vorgeworfen hätte, keine Art Wortverdrehigkeit, die man ihnen nicht Schuld gegeben. Und fragt man nach Beigen für solche anschuldigende Behauptungen, verlangt man Beweise für dergleichen Anklagen, so werden höchstens ähnliche Angaben vorgebracht, die weiter nichts für sich haben, als daß sie etwa früher ersonnen und zu Tage gefördert worden sind. Ich habe gesagt, es würde unnöthig sein, darauf hinzuweisen, und ich glaube dies dabei annehmen zu können, weil dem ruhigen und unbefangenen Beobachter sich diese Wahrnehmung von selbst aufgedrängt haben wird, es aber auf der andern Seite eine vergebliche Mühe sein mag, dort die Wahrheit durchsetzen zu wollen, wo man sein Ohr absichtlich dagegen verschließt. Dennoch giebt es Fälle, wo es Noth thun wird, selbst dem Unbefangenen mit näheren Erörterungen an die Hand zu gehen, damit es ihm möglich werde, eine richtige Ansicht zu bekommen; und so erscheint es mir denn namentlich dringend, die Lage etwas näher zu beleuchten, in der sich Dänemark in diesen Augenblick befindet. Es muß dargethan werden, daß die für die Herzogthümer Schleswig und Holstein jetzt eingesetzte Immediat-Commission, deren Erscheinen so manche falsche Deutung hervorgerufen hat, keineswegs das Ergebniß eines trotzigen Eigensinnes, sondern vielmehr das ruhig erwogener und mit der Gerechtigkeit in Einklang stehender Schritte ist. — Der Waffenstillstand ist abgeschlossen und in volle Kraft getreten. Da die dänische Regierung von den Zwischenfällen in Frankfurt keine officielle Kunde hatte, so mußten die Waffenstillstandsbedingungen von ihr erfüllt werden, so wie sie mit den preußischen Bevollmächtigten verabredet waren. Dies ist denn auch geschehen. Allein ist, bis auf die nach den Bedingungen zum Verbleiben bestimmten 2000 Mann, gezäumt, alle aufgebrachten Schiffe sind entlassen, ebenso die Gefangenen, und die Blokaden aufgehoben. — Dänemark hatte um so weniger Grund, nicht seinerseits Alles zu erfüllen, als das Abgehen der deutschen Truppen aus den Herzogthümern ein Gleiches von der andern Seite erwarten ließ, und bereits ein freundschaftlicher Privatverkehr eingetreten war. So befanden z. B. russische Officiere die Befestigungswerke auf Alsen und waren beim dänischen Könige in Sonderburg. — Natürlich war es, daß Dänemark auf die Erfüllung einer der Hauptbedingungen, die Einsetzung einer neuen gemeinsamen Regierung für die beiden Herzogthümer, dringen mußte, und hat es auch seinerseits die im Artikel 7 des Waffenstillstands-Vertrags festgestellten Bestimmungen gewissenhaft befolgt. Der Präsident derselben, Graf Carl Moltke ist von Dänemark und Preußen, jenen Bestimmungen gemäß, gemeinschaftlich gewählt, und hat die auf ihn gefallene Wahl angenommen. Dänemark handelte so im vollsten Rechte, ist aber andererseits durchaus nicht rechtlich verbundene einer Mißstimmung gegen die Persönlichkeit Moltke's nachzugeben, da diese ihr nicht so gerechtfertigt erscheinen kann, daß eine moralische Nothwendigkeit das Nachgeben erheischt. Auch in Dänemark ist die Stimmung, freilich aus ganz entgegengesetzten Gründen, ebensowenig für Graf Moltke, und das dänische Volk klagte die Regierung an, sünf entschiedene Schleswig-Holsteiner gewählt zu haben. Dies mag zeigen, wie schwierig die Stellung der dänischen Regierung war, aber auch, daß sie dann also handelte und sich auf einen unparteiischen und verständigen Standpunkt zu stellen bemüht war. Es lag nebenbei ein Umstand vor, der sie in diesem ihrem Glauben bestärken konnte. Als nämlich im Anfang des Krieges zwischen Dänemark und den Herzogthümern, der König sich in Kolding aufhielt, da erzählten dieselben schleswig-holsteinischen Zeitungen, welche jetzt ihr „Kreuzige!" über Graf Moltke ausrufen, dieser sei zum König beschieden worden, der ihm aufgefordert habe, wieder in's Ministerium einzutreten, und knüpften hieran die Bemerkung, dies möge vielleicht der einzige mögliche Weg sein, eine Verständigung wieder einzuleiten. Seit dieser Zeit hat Graf Carl Moltke als Privatmann, fern von allen Geschäften, ruhig in Kopenhagen gelebt. Ist denn dieser Mann seit jener Zeit ein so ganz anderer geworden? — Da die übrigen vier genahlten Mitglieder, so wie ihre Stellvertreter, einzutreten sich geweigert haben, hat Dänemark zu den von ihm zu besetzenden zwei Stellen, zwei andere Mitglieder ernannt, den Conferenzrath Andreas Johannsen und den Bischof Hansen, zwei ebenfalls „in Achtung und Ansehen stehende" Männer aus den Herzogthümern, die nur von Parteileidenschaft jetzt mit Geringschätzung besprochen werden. Freilich hat Preußen noch nicht seine zwei Mitglieder gestellt, das konnte aber Dänemark unmöglich abwarten, da nach den Bestimmungen jenes Paragraphen ausdrücklich festgesetzt war, daß „diese neue Verwaltungsbehörde spätestens 14 Tage nach Unterzeichnung der Convention in Function treten sollte," dieser Termin bereits verflossen war und die Nichterfüllung dieses Punktes also leicht zum „fait accompli" hätte werden können. Uebrigens befindet sich der Herr v. Needz jetzt in Berlin, um dort zur Beschleunigung jener Wahl aufzufordern, und da doch inquisitor die Herzogthümer, deren Regierung ihre provisorische Regierung nach den Waffenstillstandsbedingungen als bereits abgetreten officiell betrachtet werden muß, nicht ohne Regierung sein konnten, so übernahmen der gemeinschaftlich gewählte Präsident und die von Dänemark gestellten zwei Mitglieder vorläufig allein die Regierung. — Eine andere Frage ist es nun, wie es gelingen werde, der Immediat-Commission, der hoffentlich die zwei noch fehlenden Mitglieder baldmöglichst zugestellt werden, alsbald die Stellung zu verschaffen, der sie bedarf, um nicht bloß als in partibus bestehend, angesehen zu werden, gegen die eine gesetzlich nicht mehr bestehende Behörde so ohne Weiteres sorgar Verhaftsbefehle ausstellt. Im südlichen Theil des Landes wird man freilich auf Schwierigkeiten stoßen, was das nördliche Schleswig aber anbelangt, so wird dies nicht nur keine Schwierigkeit haben, sondern es ist vielmehr außer allem Zweifel, daß man dort nichts sehnlicher wünscht. Eine Menge von Adressen gehen hier alle Tage aus jener Gegend ein, in denen die Regierung ersucht wird, Schutz zu gewähren

Digitized by Google

gegen die von der „provisorischen Regierung“ aufgedrungenen Beamten, die jetzt mit Hülfe von Dragonern die Steuern mit Gewalt eintreiben, Untersuchungen darüber anstellen, wer die dänische Kokarde getragen, wer bei dem Könige in Sonderburg zur Audienz gewesen ꝛc. ꝛc.

In einer Circularnote an die Gesandten der fremden Höfe, erklärt der Graf Knuth auf das Bestimmteste, daß Dänemark weder direct, noch indirect die geringste Veranlassung zu dem Gerücht gegeben habe, als sei es je bereit gewesen auf Modificationen der Waffenstillstandsbedingungen einzugehen. Weder dem freie Gerichte? Sewehl Dänemarks, wie Deutschlands Ehre verlangt es, daß dieses ergründet, wie es denn nicht minder Deutschlands, wie Dänemarks Interesse erheischt, daß der Vertrag aufrecht erhalten werde. Hat der Mandatar sein Mandat überschritten, so ist dies eine Sache zwischen seinen Committenten und ihm, der Dritte kann darunter nicht leiden. Keineswegs kann man es dem Dritten, der nichts that, als wozu er das Recht hatte, verdenken, wenn er, nachdem er seinerseits den Vertrag erfüllt hat, nun auch von der andern Seite dasselbe verlangt. Dänemark wird sich jedenfalls mit diesem Verlangen an Preußen wenden; was wird Preußen dann thun?! —

Literatur.

Geschichte des schwedischen Volkes von Strinnholm 3. Bd. (Svenska Folkets Historia.) Stockholm.

Diese „Geschichte des schwedischen Volkes“ ist ein größeres Werk. Mit dem dritten Bande fängt die Geschichte des Mittelalters an; der Band umfaßt den Zeitraum von der Mitte des 11. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts.

In schnellen lebendigen Zügen schreibt ein großer Theil Europa's seine neue Geschichte; es hat die frühere in neueren, gediegenen Werken schon geliefert, es bereit sich jetzt, in fast einander überstürzenden Ereignissen den ersten Band seiner neuen zu geben. Es überfreigt wohl aber auch manches Moment und wird es später vielleicht zu bereuen haben. In Schweden schreibt man ruhig den dritten Band der Geschichte „von den ältesten Zeiten“, behandelt die Begebenheiten des Mittelalters, wie der Verfasser der vorliegenden Schrift uns in der Vorrede ankündigt, durch noch vier Bände. Und doch geht Schweden vorwärts in seiner politischen und staatsrechtlichen Ausbildung, es geht ruhig vorwärts, zu gleicher Zeit an seiner neuesten Geschichte arbeitend, es steht nicht still, weil es auf seine Weise mit Bedachtsamkeit und Behutsamkeit schreitet. Wie der einzelne Mensch, so handeln auch die Nationen stets nur in Uebereinstimmung mit ihrer Individualität. Man wundere sich daher nicht, daß ein Schwede jetzt Zeit findet, die Geschichte seines Volkes in einem umfangreichen Werke zu bearbeiten, und daß dieses Volk ihm mit Theilnahmsamkeit und Interesse folgt; es findet hier das alte Wort: „Das Eine thun und das Andere nicht vergessen“ seine Anwendung. —

Der erste Theil des vorliegenden Bandes, der Kampf zwischen Heiden- und Christenthum, zeigt uns, wie die nordischen Völker ihre freien Wahlreiche mit erblichen Monarchien vertauschten, und wie die schwedischen Stände dadurch ihrer besonderen Entwickelung und Sonderung entgegengingen; der übrige Theil ist einer allgemeinen Darstellung des Entstehens und der Ausbildung der Hierarchie gewidmet; erst später wird der Verfasser zur speciellen Geschichte der schwedischen Hierarchie übergehen. Wenn nun auch diese allgemeine Darstellung deutliche Spuren des Studiums von Laing, Neander und anderen Bearbeitern der Kirchengeschichte trägt, so ist sie dennoch eine sehr werthvolle, auch auf selbstständigem Studium des Verfassers gebaute Abhandlung. Sie ist mit bewunderungswürdiger Ernhaltlichkeit abgefaßt und erfüllt ganz das Versprechen der Vorrede: „auf den Grund des Wesens der Hierarchie eingehen und Schritt für Schritt ihrer gleichzeitigen Entwickelung in Germanien zu folgen.“ Mit einigen Ausnahmen, wo es allerdings scheint, als hätten der Stoff und die Masse der Specialitäten den Verfasser überwältigt, herrscht eine große Klarheit und eine lebendige interessante Darstellungsweise in dem ganzen Abschnitte.

Der Verfasser legt — und mit Recht — ein besonderes Gewicht auf die Geschichte des Mittelalters, er legt einen noch specielleren auf die der Hierarchie, die innerhalb jener fällt. Es kann unsere Absicht nicht sein, dem Verfasser seine Berdienste um die schwedische Geschichte schmälern zu wollen, wir können aber doch, indem wir unsere volle Anerkennung über die Abhandlung selbst ausgesprochen haben, nicht umhin, unseren Zweifel, — wie wollen es gerade heraus sagen — über die Berechtigung, einer so umfangreiche und erschöpfende Abhandlung der allgemeinen Geschichte der Hierarchie der speciellen Geschichte eines Volkes einzuverleiben. Wir werden nächstens auf das Werk zurückkommen und unseren Lesern einige Proben davon mittheilen. Es beleuchtet die schwedische Geschichte und die hervorragenden Persönlichkeiten derselben mehrfach auf eine neue und angiehende Weise, so daß einzene Bruchstücke wohl geeignet wären, ebenso sehr den Verfasser bei dem deutschen Publicum einzuführen, als eine interessante Unterhaltung zu gewähren.

Norwegisches Bücherverzeichniß 1814 — 1847. (Norsk Bog-Fortegnelse 1814—1847) gesammelt und herausgegeben von Mart. Riffen. Christiania 1848. Feilberg und Landmark.

Wir glauben namentlich die Herren Bibliothekare auf dieses Werkchen aufmerksam machen zu müssen. Es enthält auf 183 Seiten ein möglichst vollständiges Verzeichniß der seit 1814 in Norwegen erschienenen Bücher, an Zahl circa 4000. Während der Verbindung Norwegens mit Dänemark, die 1814 gelöst wurde, erschienen die meisten Werke norwegischer Verfasser in Kopenhagen, und viele von ihnen — wie Holberg, Wessel, Sydm, Schöning, Langebek, Tullin u. A. — gehören den bedeutendsten und einflußreichsten Schriftstellern der dänisch-norwegischen Literatur an.

Von der jungen Literatur eines bei einer großen Ausdehnung so gering bevölkerten Landes, wie Norwegen, darf man noch keine bedeutende Entwickelung erwarten; ein reiches regsames literarisches Leben bekundet sich aber durch dieses blose Verzeichniß, das gewiß zu einem erhöhten bibliopolischen Verkehr das seinige beitragen wird. Auf des Verfassers Klagen über Gleichgültigkeit der bei der Abfassung des Werkchens Betheiligten, wissen wir ihm nur ein „tout comme chez nous“ zuzurufen.

Ein weniger richtiges Verfahren scheint uns, wenn der Verfasser die anonymen Schriftsteller, die ihm zufällig bekannt, oder die von der öffentlichen Meinung bezeichnet sind, bei Namen nennt, und nach diesem in das Verzeichniß einreiht, statt nach dem Titel ihrer Schrift; es wird dadurch dem, der die Verfasser nicht zufällig kennt, unmöglich gemacht, die anonymen Schriften zu finden.

Ein Anhang des Verzeichnisses bringt eine Uebersicht der journalistischen Presse, nach welcher im Ganzen vierzig Zeitungen in Norwegen erscheinen. Von diesen werden 5 in Christiania herausgegeben, worun wohl nur „Morgenbladet“ und „Norske Rigstidende“ so wie die seit den 1. Juli erscheinende „Christiania-Posten“ unseren grobhaltigen politischen Tagesblättern zur Seite gestellt werden können. Von den auserhalb Christiania erscheinenden Zeitungen wird keine täglich ausgegeben.

Erinnerungen an den Feldzug in Schleswig. 6 lithogr. Blätter in Tondruck. Kopenhagen, Verlag von Ch. M. Tegner.

In Hamburg und Kopenhagen sind alle Schaufenster der Bilderhändler voll von Darstellungen der Heldenthaten der Truppen, die für einen Nebenjährigen Krieg hinreichen würden. Wäre es nicht „gebraucht und alte wahr“, so sollte man es manchmal kaum für möglich halten, wie ein einzelner Jäger ganze Regimenter in die Flucht schlägt, wie die Husaren in ihrem Eifer die Mützenbändenreppen hinauf galoppiren, ꝛc. Bewunderar ist es wie diese Bilder in beiden Städten sich absolut gleichen, nur die Farbe der Röcke und die Unterschriften variiren, denn wo es in Hamburg heißt: „gräßliche Niederlage der Dänen“, liest man in Kopenhagen „gräßliche Niederlage der Insurgenten“; man sollte beinahe glauben, daß ein ehrlicher Nürnberger es mit seiner Kunstschaft in beiden Ländern nicht hat verderben wollen und deshalb sie beide mit gleicher Gerechtigkeit gefegt hat, ein Beispiel, das in Kriegszeiten wohl Nachahmung verdiente. Werthvolleres haben wir nur in den von Hrn. Tegner in Kopenhagen ausgegebenen Blättern gesehen, wovon bis jetzt zwei in höchst gelungenen lithographischen Tondruck erschienen sind. Namentlich gewähren „die Verschanzungen auf Alsen“, die von Sachverständigen bewundert werden, ein höchstes Bild. Das Mag. f. Lit. d. Auslands enthält einen anziehenden Artikel eines schwedischen Officiers, „Besuch auf Alsen“, worin dieser sich über die Verschanzungen folgendermaßen ausspricht:

„Sonderburg liegt an und auf einem ziemlich steilen Abhange nach der Meerenge hin, welche die Insel Alsen von dem Festlande des nördlichen Schleswigs scheidet. Das alte Schloß, worin Christian II. seine letzten Jahre verbrachte, an dessen Auseinhalt jedoch fast nichts mehr erinnert, ist nicht sehr merkwürdig. Der Herzog von Augustenburg hatte es in der letzten Zeit als Getreidemagazin benutzt. Jetzt ist es nur dazu bestimmt, um, im Fall, daß die Dänischen einen Angriff versuchen sollten, mit Infanterie besetzt zu werden, deren Feuer, wegen der Lage des Schlosses, unweit vom Strande, die Meerenge bestreichen kann. Ueber letztere ist eine Brücke gebaut, die auf einer Anzahl hart aneinander liegender Fahrzeuge ruht. Das mittelste Stück der Brücke ruht auf Tonnen und kann erforderlichen Falls wegenommen werden. Es war eigenthümlich, bei der Fahrt über die Brücke zu sehen, wie die Mannschaft auf den Fahrzeugen aus ihren Kajüten und Kabüsen hervorgrabe. Die Brücke wird von zwei Brückenköpfen, Schanzen, die unter Kanonen errogen, vertheidigt. Selbst der Boden war hier gleichsam von der Natur dazu bestimmt worden, die Werke der Kunst und Wissenschaft zu

Digitized by Google

erleichtern; er bestand aus festem Lehm, der, trop des Regens der vorigen Nacht, jetzt trocken und hart war, als ob die Wälle aus Mauwer ausgeführt worden wären. Auch war der Abhang von der mit den Linien der vielen Schanzkörbe versehenen Brustwehr steiler, als bei jeder anderen Erdart möglich gewesen wäre. Die tiefen Gräben, die Pallisaden, die Pulvergruben vor dem Glacis schienen das Vordringen eines Feindes an dieser Seite unmöglich zu machen. Im Innern der so befestigten Brückenköpfe erstreckten sich die langen Kasernenbäcker und ein bombensester Blockhaus, von wo sich noch in der letzten Stunde ein langwieriger Widerstand bewerkstelligen ließe. Zwischen diesen Wällen liegt ein Thal, das ich, wenn der Strand bergig wäre, eine Bergschlucht nennen würde. Eine ländliche Wohnung, die Besitzung eines Stadtbewohners, der hier den Genuß ländlicher Ruhmuth mit der Bequemlichkeit des Stadtlebens verbinden wollte, war in ein Vertheidigungswerk verwandelt worden, so daß überall in den Wänden, in beiden Wohnungen des Hauses, Oeffnungen für Gewehrfeuer gemacht waren, während man die Fenster zugemauert hatte. Das ganze Gebäude hat dadurch ein drohendes, gleichsam argwöhnisches Ansehen erhalten. Sollte der Feind von einer gewissen Seite her versuchen, sich dem Wall des Brückenkopfes zu nähern, so kann er sich von diesem Gebäude aus auf einen gewaltigen Kugelregen gefaßt machen. Als wir just diese Befestigungen besahen, winmelten sie von Soldaten, welche sich sämmtlich durch ihr frisches, munteres Aussehen auszeichneten, wenngleich sie einer eleganten militairischen Haltung entbehren.

Diese Ansenwerke waren von großem Geschütze flankirt. Eine Anzahl anderer Kanonen, in kunstgemäß aufgestellten Batterien verstellt, befanden sich am Strande der Insel und konnen wohl bis zur Thürmehöhe reichen. Verschiedene Geschützstücke sind sogar so aufgestellt, daß, wenn die Feinde sich der Brückenköpfe bemächtigen könnten, diese mit Kartätschen zu bestreichen wären. Das Material der Brustwehr der Batterien auf beiden Seiten der Meerenge ist vortrefflich. Natürlich wird es demnach dem Feinde schwer fallen, Fehdartillerie aufzustellen, welche die gewaltigen dänischen Festungskanonen zum Schweigen zu bringen vermöchte.

Vom Strande aus, wo die Brückenköpfe errichtet sind, erhebt sich das schiefwinkliche Land allmählig steil bis zur Dippelmühle, einer Windmühle auf der äußersten Spitze. Die Mühle dient den Schiffenden als Seezeichen, und man hat von dort eine weite Aussicht über das Land, welches hinter Dörpel, in ein Thal verläuft, in welchem sich mitten unter Gebüsch, Wiesen und Feldern verschiedene Dörfer und Kirchen zeigen. Zwischen der Mühle und dem Ufer sind Militairwege angelegt und durch Stangen angezeichnet worden, wohin die Bataillone bei Nacht oder bei Tage auf ihre angewiesenen Punkte zu eilen bereit sind.

Im Thale jenseits der Dippelmühle fanden die dänischen Feldwachen und Vorposten. Hier sah man niedergebrannte Gebäude, und wo noch Häuser standen, waren sie verdeckt. Selbst die Dippelmühle hatte ein wildes Ansehen. Oden und den Mühlenlaufen zuckten Gewehrmündungen und Kanonenköpfe hervor.

Nachdem wir einen Blick auf die Landesvertheidigungsanstalten der Dänen hinsichtlich der Insel Alsen gewonnen haben, ist noch zu bemerken übrig, daß sie die Unterstützung der tapfern dänischen Marine nicht fehlt. Eine Corvette liegt südlich von Sonderburg vor Anker und vereint die doppelte Pflicht, das Einlaufen in den Flensburger Meerbusen zu bewachen und, wofern es nöthig, die Küsten bis Düppel hinauf zu bestreichen. Am Schlosse von Sonderburg lag ein Paar jener Kanonenboote, welche den Deutschen einen so tiefen Respekt eingeflößen verstanden. Einige derselben liegen auch außerhalb der Meerenge, in der langen Bucht nördlich von der Brücke. — Dort liegen auch — und zwar auf beiden Seiten der Brücke eines — zwei Fahrzeuge, welche mit Sandsäcken als Brustwehr versehen waren. Diese nußlichen Fahrzeuge wollten wir besuchen, denn sie enthielten jedes eine Batterie der beträchtigsten Offingeals. Ein Offingeal ist eine Art großen Enzpfröschen, welche auf einem leichten, zweirädrigen Gestell ruhen und so befestigt sind, daß sie mit jeder erforderlichen Sicherheit gerichtet werden können, in dem der, welcher schießt, den Kolben auf die Schulter legt. Die in einer eisernen Röhre liegende Ladung wird nebst der Röhre in den Lauf des Offingels geschoben. Die eiserne Röhre wird dadurch so verstärkt, daß sie von der Ladung nicht gesprengt werden kann. Dann zündet man das geladene Offingeal an der Mündung an, worauf eine Kugel nach der andern in solchen Zwischenräumen herausfliegt, daß der Schütze jeden Schuß zu richten vermag. Das Offingeal trifft auf 600 Ellen Entfernung mit Sicherheit, doch muß bemerkt werden, daß die drei oder vier ersten Schüsse nicht so sicher sind, wie die folgenden. Sobald eine Röhre angezündet ist, muß sie mit allen ihren Schüssen abbrennen, ehe man zu schießen aufhören kann. Eine Röhre, welche 32 Schüsse enthält, hat sie in 1½ Minute gelöst. Man hat, außer diesen einfachen Offingels, dreifache, welche mit drei Läufen auch dreimal so viel Kugeln in derselben Zeit abfeuern.

Ob auf hinzugefügt werden, um einen Begriff von der starken Stellung der Dänen zu geben, daß außerhalb der ganzen Meerenge eine lange Reihe von Batterien die Küste von Alsen umsäumt, um sowohl die Landung zu hindern, als auch die Kanonenböte zu unterstützen. Manche dieser Batterien sind nicht blos militairisch gut aufgestellt, sondern haben auch inmitten der Pferde von beschämungen, Blockhäuser Bauten — eine Vorsicht militairischer Lage.

Sieht man die Vertheidigungsanstalten der Insel Alsen, denen Männer von Fach das Zeugniß der Zweckmäßigkeit und ausgezeichneten Beschaffenheit nicht versagen können, so muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß die Deutschen in Ermangelung einer Flotte, wie in den Berg der schönen Insel Alsen, dieser Perle der Ostsee, werden gelangen können."

Wissenschaft und Kunst.

Dänemark.

Thorwaldsens Museum in Kopenhagen (vergl. oben) hat vor Kurzem die irdische Hülle des Meisters in seine Mitte aufgenommen. Mittwoch den 6. Septbr. Nachmittags 5 Uhr, wurde sein Sarg von der Frauenkirche, wo er im März 1844 beigesetzt worden war, in Prozession nach dem Museum gebracht, wo ihn das einfach-schöne, mit Lilien geschmückte Grab im Hofe des Museums empfing.

Die Eröffnung des Museums wird nun stattfinden, vorläufig, um vor dem Andrang zu schützen, gegen Karten. Ein Handzettelzig ist von dem Inspector Dr. L. Müller ausgestellt, er enthält, wie die Vorrede besagt „ein kurzes Verzeichniß der Werke von Thorwaldsen, welche für jetzt in dem Museum aufgestellt sind und über die Gemälde, welche der Plan aufnahmen erlaubte; ferner eine summarische Uebersicht der Artist- und Kunstgegenstände, welche zur Schau gestellt sind." Ein vollständigeres Verzeichniß wird ein Complettatalog enthalten, worem bis jetzt zwei Hefte in dänischer und französischer Sprache erschienen sind.

Von den Marmorwerken des Museums steht noch mehreren die letzte Vollendung; 8 Statuen und 3 große Reliefs befinden sich noch in dem Atelier. Sowohl aus diesem Grunde und weil noch Abgüsse einiger von Thorwaldsens größeren Arbeiten fehlen, sind Plätze hier gelassen, namentlich in der Vorhalle und in den Corridoren.

Sobald die letzte Feuchtigkeit aus dem Sandstein vertrieben ist, wird dasselbe für Oppdahgüsse von Antiken und neueren Arbeiten verwendet werden.

— In der Nacht vom 28—29. August starb der verdiente Maler Martinus Rörbye, geboren in Norwegen am 17. Mai 1803 und seit 1838 Mitglied der Kunstakademie.

— Ein lithographirtes Portrait von Mozart, aufgeführt von C. Lehmann, nach einem Original, das dem verstorbenen Componisten Weigl gehört hat, ist in diesen Tagen, bei Gelegenheit von Hornemann und Erslew, in Kopenhagen erschienen; es wird als sehr ähnlich gelobt.

Schweden.

Nichts scheint sich länger zu gewohnten Eleise forderungen zu können. Aus dem Süden, dem sonnigen Italien, kamen schon früher die berühmten Sänger und Sängerinnen, jetzt kommen sie aus dem hohen Norden. — aus Schweden! Zwei schwedische Sänger werden nächstens in Wien auftreten; die berühmte Jenny Lind steht noch auf dem Gipfel ihrer schönen Kunst, und jetzt macht die Garela in Paris die größten Anstrengungen, eine junge schwedische Sängerin, eine Landsmann, das Fräulein Ebeling, dort bei der großen Oper zu Ehren leisten. Fräul. C. ist aber, nach demdem Cursus bei der Garcia, für 2 Jahre in Stockholm engagirt. Eine zweite nordische Sängerin, Fräul. Henriette Nissen, tritt seit längerer Zeit in London auf.

— Vom Oberdirector Strieler in Berlin ist ein Brief und Kunstsendung in einem Nationalmuseum in Stockholm vorgelegt. Die Kosten belaufen sich auf wenigstens 1,000,000 Rthlr. Bko., also doppelt so viel als der Anschlag der Reichsstände beträgt.

Norwegen.

Bei der Ausgrabung einer Kirchenruine 3 Meilen von Drontheim, die man früher als die Wohnung des Heidenkönigs Hakon Jarls, des nordischen Nieros Einar Tambeskjälvers betrachtet hatte, ist aufs Neue die interessante Beobachtung bestätigt worden, daß die ersten christl. Gottestempel gewöhnlich auf der Brandstätte der heidnischen Opfertempel aufgeführt wurden, um namentlich die zwischen Heiden- und Christenthum schwankenden Gemüther etwas zu verführen, wenn man grade die neue Kirche auf der Stelle hat alten, die noch den Nimbus einer geheiligten Stätte hatte, sich emporheben ließ. Unter dem Chor der ausgegrabenen Kirche, die in dem 13. Jahrhunderte niedergebrannt ist, befanden sich die Ruinen des heidnischen Opfertempels, jedoch von dem christlichen Gebäude so sehr als möglich, durch Zwischenlagen von Brettern und Erdschichten, getrennt. Die frommen Mönche haben, trotz jener, der Volkserinnerung gemachten Concessionen, doch so viel als möglich ihr Gewissen frei halten wollen.

Digitized by Google

Tagesgeschichte.

Dänemark.

„Kjöbenhavnsposten" stellt Betrachtungen über Dänemarks Verhältniß zu der Centralgewalt an und kommt zu dem Schluß: daß Dänemark, selbst wenn es die Friedensunterhandlungen gern mit der Centralgewalt anknüpfen möchte, dies nicht thun, weil dieselben jedenfalls die Anerkennung der Seiten der garantirenden Mächte voraussetzen müsse. Da diese bis jetzt nicht einmal von Frankreich erfolgt sei, so dürften sich noch manche Schwierigkeiten zeigen.

Wir wollen es nicht läugnen, daß diese Betrachtung Wahrheit enthält und wir haben nie die Ansicht derer theilen können, die meinen, daß Dänemark aus Trotz oder aus der Verbandlungen in die Länge zu ziehen, nicht mit der Centralgewalt direct habe unterhandeln wollen. Wir können in dieser Erklärung Dänemarks durchaus nicht eine Beleidigung gegen das deutsche Volk erblicken, sondern nur ein Festhalten an dem im Völkerrecht Uebrlichen, wovon Deutschland bei dieser Gelegenheit abgewichen war. Wir wollen zugleich aber auch hoffen, daß dieser Knoten dazu beitragen wird eine allgemeine Anerkennung der Centralgewalt, von Seiten aller europäischen Mächte, zu beschleunigen und eine baldige Beendigung der Friedensunterhandlungen zu ermöglichen. Verhehlen wir uns nicht, daß der dänische Krieg der schlimmste Feind der jungen Freiheit gewesen, und daß wir vor dessen gänzlicher Beseitigung nicht an eine ruhige Entwicklung denken können.

— Man hat es Dänemark als Hohn gegen Deutschland ausgelegt, daß Graf Carl Moltke zum Regierungspräsidenten in den Herzogthümern ernannt worden. Wir halten es nur für einen Mißgriff, der obnehin vielleicht mehr zu entschuldigen, als man glaubt, wenn man die große Schwierigkeit, unter den obwaltenden Umständen einen einigermaßen entsprechenden Namen zu finden, betrachtet. Meiste ist so wenig populär in Dänemark wie in Holstein, dies mag vielleicht der Beleg dafür sein, daß er ein gerechter Mann ist, der keiner Partei angehört. Die Geschichte braucht aber ihre Säuberbücke, und Moltke ist ein solcher geworden. Daher seine Person bei dieser Gelegenheit aus dem Spiele hätte bleiben sollen. Ist aber Moltke's Wahl ein Mißgriff, so müssen wir, falls sich die Nachricht bestätigt, daß Mag v. Gagern und Francke zu Commissarien ernannt sind um den Friedensunterhandlungen zur Seite zu stehen, die Wahl Francke's ebenfalls für einen Mißgriff erklären, den die Dänen Deutschland auch als Hohn auslegen werden und den wir im Interesse der friedlichen Verhandlung nicht wünschen können. Wenn wir sagen, daß Francke's Name in Dänemark mehr verhaßt ist als der des Springen von Noer, so ist damit nicht wenig gesagt. Es ist hier nicht der Platz zu untersuchen, worauf sich dieser besondere Haß gründet, eine Thatsache ist, daß er herrscht, und daß diese Persönlichkeit vielleicht der Verständigung große Hindernisse in den Weg legen wird.

— Auf der Kopenhagener Börse kommen viele englische Wechsel vor für abgesandte Produkte; man rechnet jetzen Postzug circa 10,000 £.; Diskonto ist unverändert, die Bank zu Diskontirung mit Darlehen auf Pfand willig; auch außerhalb der Bank ist Geld reichlich zu erhalten. Staatspapiere und Actien haben zwischen 1—2 Procent geschwankt und steigen.

— Für den Rest des Jahres wird das Dampfschiff „Orbella" zweimal wöchentlich nach Lübeck gehen, um die bisher während des Krieges durch die Fahrten des Malmöer beschaffte Communication zu beleben, während der „Obertrit" die Fahrt zwischen Kopenhagen und Wismar angefangen hat. Diese Fahrt ist zugleich kürzer, als die von Kiel oder Travemünde. Von Wismar gelangt man in 5 Stunden pr. Eisenbahn nach Hamburg.

— Die Fabrikanten und die Arbeiter in den Maschinenwerkstätten Kopenhagens haben sich über eine Herabsetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden täglich vereinigt. Die Arbeiter haben hierauf angetragen, indem sie sich unter sich verpflichtet haben, genauer für die richtige Anwendung der Arbeitszeit zu sorgen, so daß künftig in der verkürzten Arbeitszeit eben so viel ausgeführt werden soll, als früher in der längeren. Die Fabrikanten und Meister sind dereitwillig hierauf eingegangen und wir haben so das erste erfreuliche Beispiel von einem Uebereinkommen der Arbeitgeber und Arbeiter, auf Vertrauen und Entgegenkommen gebaut, und mit der Absicht, die Lust und den Eifer der Arbeiter durch vermehrte Freiheit anzuspornen.

— Man hat in dem nördlichen Jütland, zwischen Nardrup und Aalborg verschiedene reichhaltige Salzquellen entdeckt, eine Entdeckung, die von großer Wichtigkeit für Dänemark überhaupt, und besonders auch für Jütland werden wird. Die dänische Regierung befolgt in dieser Angelegenheit das richtige Princip, daß, wo es sich um industrielle Unternehmungen handelt, die von staatsökonomischer Wichtigkeit sind, der Staat, als solcher, zwar so viel als möglich, den vorläufigen Untersuchungen und Vorarbeiten Forderung entgegenkommen muß, sich aber durchaus nicht auf die eigentliche Ausführung, auf das Unternehmen selbst einlassen darf, sondern dieses den privaten Kräften ganz anheim zu geben hat.

— Während des Monats August d. J. sind 2,230 Schiffe durch den Sund gegangen.

— Hierüber der General-Zollkammer vom 8. Sept., in Betreff der Zollverhältnisse mit den Herzogthümern Schleswig und Holstein.

Während des Waffenstillstandes bleibt das Gesetz vom 29. März d. J., betreffend die Einfuhr fremder schon versteuerter Waaren, so wie die inländischer Manufatur-Fabrik- und Handwerker-Waaren aus den Herzogthümern und den zu diesen gehörenden Inseln, in Kraft.

Rohe Producte der Herzogthümer, wozu auch Branntwein, Bier und Essig gehören, gehen zollfrei in das Königreich ein, nur für die Art dieser Producte, wo Consumtionssteuer besteht, wird diese zu entrichten sein.

Alle freiellen Ausnahmen des Gesetzes vom 29. März d. J. sind aufgehoben. — Ausenthaltskarten für Hamburger Reisende, gelöst nach dem 17. März d. J. in den Herzogthümern, gelten nicht im Königreiche. Auch für die Stadt Ripen in Jütland, hinsichtlich ihres Verkehrs mit den Herzogthümern, gelten die obenangeführten Bestimmungen. —

— Der Schleswig-Holsteinische Correspondent der Börsenhalle hat das Glück jetzt mit einer neuen Idee „wenn idee par jour„" wie Charivari seiner Zeit jeden Tag von Frau. Em. de Girardin ankündigte) bereichert. Wenn an einem Tage zur Feier Truppenmärsche stattgefunden haben, schreibt er nichts destoweniger eine Correspondenz „aus Altona", welche mit den Worten anfängt: „heute haben keine Truppenbewegungen nach Norden stattgefunden," hieran werden dann einige lehrreiche Betrachtungen über die möglichen Ursachen zu und die möglichen Folgen von dieser merkwürdigen Begebenheit gemacht und — der Artikel ist fertig. (Kbhvnsby.)

— Unter den aufständischen Negern auf St. Croix hat sich die Meinung verbreitet: Preußen kämpfe gegen Dänemark um sie zu befreien.

— Times, vom 22. Septbr. enthält Folgendes: Briefe aus St. Petersburg melden, daß der Kaiser Nikolaus seinen Gedanken in England instruirt hat, bei der Londoner Conferenz Schleswig unaufhebbare Verbindung mit Dänemark aufrecht zu erhalten.

— Aus einer Bekanntmachung des Königl. dänischen Handelsministeriums zur Nachricht für Seefahrende und Reisende hinsichtlich der Cholera-Quarantaine bei Kopenhagen, heben wir folgende Bestimmungen hervor: Die Quarantaine für Dampfschiffe ist auf der Küste bei Skamsoreng eingerichtet mit 5 Quarantaine-Anstalten und 1 Lazareth. Ferner Kontumaz-Anstalten sind das Fregattschiff „Diana" auf der Kopenhagener Rhede, so wie ein Haus auf „Dragör". Quarantaine für Segelschiffe ist auf den Schiffen selbst. Inländische und fremde Schiffe sind einer und derselben Behandlung unterworfen.

Beendigte Quarantaine in Schweden berechtigt zur Befreiung von derselben in Dänemark.

Norwegen.

Der Storthing.

Während der jetzt geschlossene 12. Storthing vom 13. April bis zum 25. August vierzig meistens Handel und Industrie betreffende Gesetzbestimmungen erlassen hat, sind dereits, übereinstimmend mit dem Staatsgrundgesetze, neue Propositionen für den 1851 wieder zusammentretenden Storthing durch die Presse bekannt gemacht worden, von denen wir folgende hervorheben:

1), Die Worte des § 14 des Grundgesetzes: „Als Statthalter ist ein Norweger oder ein Schwede zu ernennen," werden außer Kraft gesetzt." (Proponent, Dr. Vogt).

2) Alternativ:

a) „Der Statthalter Norwegens, die Staatsminister und Staatsräthe haben das Recht, den öffentlichen Verhandlungen des Storthings beizuwohnen, und sich daran, jedoch ohne Stimmrecht, zu betheiligen; den geheimen Sitzungen aber nur insofern als ihre Anwesenheit ausdrücklich und speciell vom Thing gewünscht wird." (Proponenten: Folsen, Fangstad, Dahl, Schern, Konow, Rath, Hagerup, Wandt, Aljeglad).

b) „Die Staatsminister und Staatsräthe, nicht aber der Statthalter, wenn er bei der Anwesenheit des Königs im Reiche als erster Staatsrath fungirt, haben das Recht zc. zc." wie oben.

c) „Statthalter, Staatsminister und Staatsräthe haben das Recht, den öffentlichen Verhandlungen des Storthings und Odelsthings beizuwohnen, und sich daran, jedoch ohne Stimmrecht, zu betheiligen; den geheimen Sitzungen zc. zc." wie oben.

d) „Die Staatsminister und Staatsräthe, nicht der Statthalter, wenn er bei Anwesenheit des Königs im Reiche als erster Staatsrath fungirt, haben das Recht zc. zc." wie oben sub c.

3) „§ 57 des Grundgesetzes wird dahin modificirt, daß alternativ die Städte Norwegens 1 Wahlmann für jede 50 stimmberechtigten Einwohner ernennen; daß diese binnen 8 Tagen von ihrer Ernennung sich versammeln, um aus ihrer eigenen Mitte, oder aus den übrigen Stimmberechtigten ihres Wahldistricts, Repräsentanten für den Storthing zu wählen, so daß 4—7 Einen, 8—11 Zwei, 12—15 Drei,

Digitized by Google

16 und darüber Bier — die höchste Zahl, die eine Stadt bestellen kann — wählen. Eine Stadt, unter 200 Stimmberechtigten Einwohnern kann nur mit einer anderen Stadt gemeinschaftlich einen Distrikt bilden und gemeinschaftlich wählen."

oder — gleichkommend mit Obigem, nur statt „4—7 Einen," „5—7 Einen" und statt 200 Einwohner „250." (Proponent Adolph Stabell).

— Für die Fahrt auf den Binnenseen in Norwegen werden eiserne Dampfschiffe in England gebaut, welche in andere Schiffe geladen nach Christiania gebracht, von dort über Land nach ihrem Bestimmungsort geführt werden.

— Das Budget Norwegens für die Zeitraum vom 1. Juli 1848 bis 1. Juli 1851 berechnet die Gesammt-Einnahme und Ausgabe des Königreichs mit jährlich 2,715,700 norwegischen Species (circa 4,200,000 Thlr. preuß. Cour.).

Schweden.

Der Reichstag.

Die beiden Hauptfragen des jetzt versammelten Reichstags: eine neue Criminal-Gesetzgebung und die Steuer-Regulirung, sind, wie bekannt, von der Versammlung noch nicht erledigt worden. Der erste Stand hat das Seinige an dieser Hinausschiebung gethan, indem er den Referentaiven des Grafen Sparre beigetreten ist, und das vorläufig nur auf Modificationen in einzelnen Punkten angetragen. Der Clerus ist den Beispiel des Adels gefolgt. Wir haben jetzt zu erwarten, wie sich der Bürger- und Bauernstand erklären wird; der letztere hatte schon Anfangs Sptbr. den Beschluß gefaßt, wenigstens auf eine schleunige Discussion und Abstimmung im Plenum der zwei ersten Stände anzutragen. — Die späteren Verhandlungen des Reichstags bieten nichts Besonderes. In der Frage über gelegentliche Modificationen künftighin der Stellung der schwedischen Juden hat sich sowohl der Adel wie der Bürgerstand durch Liberalität ausgezeichnet. — Die letzten schwedischen Zeitungen erwähnen eine von Ederfjöld eingebrachte Proposition auf veränderte Organisation des Armenwesens, namentlich dahin: 1) daß die verschiedenen Armendistricte nicht wie jetzt nach Kirchspielen oder Pastoraten gebildet werden, sondern nach den größeren Lehns-Districten, damit der vorherrschen und oft inhumanen Behandlung der Armen, indem man sie von dem einen Districkt zum andern transportirt, und möglichst bald sorgt, daß sie nirgends eine Heimath finden, etwas gesteuert werde. Hierzu schlägt der Proponent zugleich eine Central-Armenverwaltung der Lehns-Districte vor.

2) Daß der Staat, als solcher, durch eine allgemeine Steuer, den Armen-Districten in einem gewissen Grade zu Hülfe komme, und somit die unverschuldete mit ganz zufällig für die einen Communen höher als für die andern angesetzte Besteuerung hier verschwinde. Hier schlägt der Proponent vor, daß arbeitsunfähige Arme ihre Unterstützung nur von der Lehns-Centralverwaltung erhalten sollen, deren Mittel dann natürlich aus der Staatskasse fließen.

3) Daß die Armenverwaltung selbst für Beschäftigung der Armen sorge, und diese somit künftig nicht nöthig hätten, sich als Bettler herumzutreiben, wenn zufällig kein Privatmann ihren Arbeit geben wollte.

Der Proponent giebt hier specielle Vorschläge mit Berechnung über das Verhältniß der Kosten zu dem verschiedenen Arbeitsvermögen der Armen. Der Proponent hat darauf, während der Discussion seines Antrags durch die Stände der Ritterschaft und des Adels, ihn dahin geändert: daß entweder der Staat, oder, wenn dieses nicht Beifall erlangen sollte, jedes Lehn verpflichtet sei, Theil an den Armenlasten seiner sämmtlichen Communen durch eine allgemeine Staats- und Schuldsteuer zu nehmen.

Der Ausschuß, der den Ederfjöld'schen Vorschlag behandelt hat, ist zu dem Resultat gekommen, daß jede Commune selbst und selbstständig die Kosten seines Armenwesens trage, und nach diesem Princip ausgesprochen: der Reichstag möge auf die Vorschläge zu einer veränderten Organisation des Armenwesens nicht eingehen. —

— Die neuesten bei uns angekommenen Nachrichten aus Deutschland sind, wie der Leser aus den verschiedenen Blättern gesehen haben wird, geeignet gewesen, neue Besorgnisse zu erwecken, daß die Aufrechterhaltung des mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Waffenstillstandes, auf's Neue in Frage kommen könnte. Man dürfte sich wohl der Hoffnung hingeben wollen, daß dieses nicht geschehe, und daß der unbegreiflichen Einseitigkeit der holsteiner und einiger anderer Deutschen auf die gehörige Weise entgegentreten werde, um sie zur Ruhe zu bringen; aber man kann sich doch noch nicht vollkommen darauf verlassen, und es mögte leicht genug sein, wenigstens noch einmal eine vorübergehende Unruhe hervorzubringen. — Aber dem sei, wie ihm wolle, so kann doch die Schuld hiervon keiner der vermittelnden Mächte zur Last gelegt werden. Sie haben Alles gethan, was ihnen möglich war, auf dem Wege der Gerechtigkeit und Vernunft, ohne Einvorgiessen einen von allen vernünftigen Menschen gewünschten Frieden herbeizuführen.

Wir halten es bei einer Gelegenheit, wie diese ist, nicht für unpassend, daß die hiesige Presse ihr Urtheil nunmmonden über die Art und Weise aussprache, auf welche die Sache von Seiten unserer Regierung behandelt worden ist, und wir entnehmen uns, wie wir dies ebenfalls von andern erwarten, einer angenehmen Pflicht, wenn wir unsern aufrichtigen Dank zu erkennen geben über die Ruhe, die Mäßigung und der Ernst, den St. Maj. der König und seine Rathgeber, die ihn in Malmöe umgaben, an den Tag gelegt haben. Es ist nicht unsere Absicht, irgend welchen Weitzaug zu tadeln, aber die Gerechtigkeit erfordert es anzuerkennen, daß eine große Charakterstetigkeit dazu gehörte, die Angelegenheiten auf dem scheinbar weniger wirksamen, aber dennoch für das Interesse der in derselben verwickelten Nation und des ganzen Europas wichtigsten Standpunkt einer bewaffneten, aber gleichwohl nicht mit Waffenmacht eingreifenden Vermittelung zu erhalten, wie sie zum Anfang die Politik des Königs Oscar gewesen ist, — eine Politik, die wir stets als die richtige erkannt haben. Es ist keinedwegs unbekannt, wie viele Versuche von mehreren Seiten gemacht werden sind diesen Standpunkt zu erschüttern, und die schwedischen Waffen mit in den Streit zu ziehen. Das unaufhörliche Drängen und die vielfachen Betreibungen der Daem, der mächtige Einfluß in unserm eigenen Lande, der Streitruf des größten Theiles der Presse von Anfang an, und dazu der Wunsch, der ganz vergeblich gewesen wäre, daß die schwedischen Krieger und die jungen Prinzen Gelegenheit bekommen mögten, einige Lorbeeren auf dem Kampfplatze zu pflücken — Alles dieses mußte bekanntlich werden. Für den festen Vorsatz, den der König bei dieser Gelegenheit gezeigt hat, erndtet er nun freilich keinen militärischen Triumph, aber für sein Herz die weit größere und schönere Genugthuung, das Vergießen vielen Menschenblutes verhindert und vielem und dauerndem Unglücke und Verheerungen vorgebeugt zu haben. Dieses ist eine größere und wahrhaftere Ehre, der die Dankbarkeit des friedliebenden Bürgers gewiß ist.

Ein Wort mögte bei dieser Gelegenheit auch nicht unangebracht sein an diejenigen unserer Collegen, die vor einigen Monaten ihre Unzufriedenheit gegen Altenblatt äußerten, da es sich, der gangbaren Stimme des Tages gegenüber, zur Aufgabe stellte, den Enthusiasmus und die Kampflust etwas herabzustimmen. Die einzige Genugthuung, die wir für alle die Angriffe nehmen, die uns damals widerfahren, und für die ungarten Insinuationen, denen sogar unsere Motive ausgesetzt waren, finden wir dinlänglich jetzt in der Friedenheit, die man über den Erfolg hegt und in dem veränderten Tone, der sich nun selbst bei den Hestigsten geltend macht.

(Aftonbladet.)

— Dagligt Allehanda erzählt, daß die Bewohner von Westerwik in Schweden einen Begnügungsort in der Umgegend, welcher zu Ehren des 1810 gestorbenen Carl August, Herzog von Augustenburg, Thronfolger in Schweden, „Augustenburg" genannt wurde, nunmehr auf Veranlassung des feindlichen Auftretens des letzigen Herzogs gegen Dänemark, in „Carlsruhe" umgetauft haben.

Liebe.

Niederlande.

Amsterdam. Das „Handelsblatt" vom 13. Sept. schreibt: „Das „Frankfurter Journal" hat sich die verwerfliche Aufgabe gestellt, die Spaltung zu vergrößern, welche in Folge der thörigter Frage zwischen Niederland und Deutschland entstanden könnte, indem es die unverschämtesten Lügen in Betreff der Offiziere der niederländischen Truppen in Limburg aufstischt, welche, wie wir wissen und wie es sämmtliche Berichte einstimmig erklären, sich sehr ruhig und in Einverständniß mit der Bevölkerung benehmen. Das „Journal" wagt es zu verstichern, daß die Soldaten betrunken durch die Straßen ziehen und sogar angeblene Einwohner beleidigen, daß die Offiziere alle Deutsche gefangen nehmen lassen und die Bürgschaft ganzer Gemeinden nicht genügt, um ihnen die Freiheit wieder zu geben. Es ist unter unserer Würde eine solche Ungeheuerlichkeit zu widerlegen, sie mitzutheilen genügt, um sie zu brandmarken." —

Haag. H. Liebe, außerordentl. Gesandter des deutschen Reichsverwesers, wurde vorigen Freitag von unserm König in feierlicher Audienz empfangen. Vermuthlich wird die nächste Folge dieses Empfanges die Sendung eines niederländischen Diplomaten nach Frankfurt sein und somit ein officieller Verkehr stattfinden, wie dieses bereits mit Belgien, aber nicht, wie deutsche Blätter berichten, mit England der Fall ist. —

— Die auf's Neue berufene Kammer hat am 18. Sept. sich versammelt und die Vorlegung des königlichen Beschlusses entgegengenommen, durch welche die Ernennung von 58 neuen Mitgliedern von Seiten der Provinzial-Stände verordnet worden war, zur abermaligen Berathung über die Verfassungsrevision.

Belgien.

Brüssel. Seit einiger Zeit tagt hier ein allgemeiner europäischer Congreß der „Freunde des Friedens". In ihrer dritten Sitzung, am 21. September, ward der Antrag: „die verschiedenen euro-

Digitized by Google

päischen Regierungen zu erfinden. Schiedsrichter zur Beilegung internationaler Zwistigkeiten zu ernennen," mit großer Majorität angenommen. — Zugleich ward auch ein Plan zu einem allgemeinen Congreß entworfen, auf welchen von Abgeordneten aller Nationen ein „internationales Gesetzbuch" beraten werden sollte. — In einer fünften Sitzung beschloß derselbe Congreß Folgendes: „Der Congreß erklärt, daß die Zuflucht zu den Waffen als Mittel der Regulirung internationaler Differenzen ein Gebrauch ist, welchen zu gleicher Zeit die Religion, die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit und die Interessen der Völker verdammen. Es ist folglich für die gesittete Welt eine Pflicht und ein Verlangsamkeit, die geeigneten Maßregeln zu treffen, um die gänzliche Abschaffung des Kriegs herbeizuführen." — Man sieht, daß es in unseren dinstigen praktischen Zeiten nicht an Idealisten und Schwärmern fehlt. — Der Congreß besteht aus vierhundert Mitgliedern!

— Am 21. Sept. ward hier der landwirthschaftliche Congreß von dem Minister des Innern eröffnet. „Belgien," sprach der Minister, „ist nicht bloß ein Land der Freiheit, sondern auch der Arbeit und es giebt fast keinen Zweig der menschlichen Thätigkeit, welcher in diesem Lande nicht mit Erfolg betrieben worden wäre."

— Der Kurzum ist der Bericht über den Eisenbahnverkehr in Belgien während des Jahres 1847 erschienen. Es erhellt aus demselben eine außerordentliche Zunahme der Handelsbeziehungen zu Deutschland und Frankreich. Die Internationale-Transporte jeder Art haben 1,091,000 Francs mehr eingebracht als im Jahre 1846. Dieser Ertrag beläuft sich auf 24 Pct. von der Gesammteinnahme. Es ist kein Zweifel, daß dieses Capital für 1848 unter den letzten Ereignissen bedeutend leiden wird.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. A. A. Die erste und zweite Mittheilung können wir mit dem besten Willen nicht aufnehmen, da wir die nothwendige Bürgschaft der Verschwiegenheit gegen Indreibenlande vermissen. Die dritte und vierte Mittheilung war uns sehr willkommen.

Hr. H. G. A. in A. Wir danken für Ihre freundliche Zuschrift und erwarten mit Sehnsucht die versprochenen Mittheilungen.

Hr. D. D. in K. Wir bitten sehr die an Sie gerichteten Aufsätzen recht bald zu erledigen.

Hr. C. A. B. in Et. Ihr Schreiben ist uns zugekommen, wir bitten Sie ohne Verzug und nach Ihrem besten Ermessen die Maßregeln zu treffen, damit keine Zeit verloren geht.

Hr. J. u. L. in Gh. Wir erwarten noch immer eine Antwort auf unsere Zuschrift.

Hr. O. W. in J. Allerdings wäre es auch unser Wunsch gewesen, England berücksichtigen zu können. Unser Plan ist aber, wie Sie aus dem Programm ersehen werden, auf die Zukunft berechnet, keine Literatur sich in der Originalsprache im Auslande und namentlich in Deutschland nicht Geltung schaffen kann. England ist ausserdem schon versorgt worden. Vielleicht wird es uns später, bei steigender Theilnahme möglich, den Umfang des Blattes zu vergrößern, und dann hoffen und wünschen wir es zu erfüllen.

Anzeigen.

1] Dampfschifffahrt zwischen Kopenhagen und Wismar.

Das Dampfschiff „Obertrit", Kapitain Seth, von 140 Pferdekraft, für Passagiere bequem eingerichtet und mit bedeutenden Räumlichkeiten für Güter versehen, wird regelmäßige Fahrten zwischen Kopenhagen und Wismar machen.

Der Preis ist für Passagiere auf den 1. Platz 6 Rthlr. oder 4⅔ Rthlr. Pr. Crt., und auf den 2. Platz 3½ Rthlr. oder 2⅓ Rthlr. Pr. Crt.

Die Secrete ist kürzer wie die nach Kiel und Travemünde, und von Wismar erreicht man auf der Eisenbahn Hamburg in 5, Berlin in 8 Stunden.

2] Dampfschifffahrt zwischen Lübeck und Malmöe.

Das schöne, kupferfeste und gekupferte schwedische Dampfschiff

Malmöe,

gesührt von Capt. O. Mattsson,

geht jeden Freitag, Nachmittags präcise 5 Uhr, hier von der Stadt nach Malmöe, daselbst bis auf Weiteres jeden Montag, Abends präcise 7 Uhr, von Travemünde ab.

Demnach können die resp. Reisenden, welche am Freitag und Montag Morgen mit der Diligence von Hamburg abgehen, noch die Fahrt damit machen.

Zwischen Malmöe und Kopenhagen besteht eine tägliche Dampfschiffs-Verbindung für Passagiere und Güter.

Ueber die Tagen für Passagiere und Güter ertheilen nähere Auskunft

Geo. Frieder. Nolting & Söhne in Lübeck.

3] Im Verlage von D. F. Bonnier in Gothenburg sind erschienen (in Leipzig durch A. F. Böhler zu beziehen):

Album de Trollhätta. Collection des vues, les plus remarquables et pittoresques de Trollhätta, gravées en Taschenz, elegant cartonnirt. Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

— pittoresque de Gothenbourg, contenant 12 vues de la ville. In Umschlage. Preis 1 Thlr.

Gothenburg et ses environs, mit 4 Ansichten, cartonnirt. Preis 15 Ngr.

Paralleler auf Onkel Adam. Preis 22½ Ngr.

Sigge af Forsattarinnan till Fosterna (Fortsättning till Aurering.) 2 Bde. Geh. Preis 2 Thlr. 25 Ngr.

Skandinavisk Biobok (Sammlung von schwed., norweg. und dän. National- und Volksliedern). Geh. Preis 7½ Ngr.

Om Sveriges Bank- og Penningevæsende. Geh. Preis 12½ Ngr.

Pennritningar af Nordiska Fornminnen. Zweites Original af J. H. E. 1. u. 2. Heft. Preis 22½ Ngr.

4] Im Verlage von C. C. Lose & Delbanco in Kopenhagen ist erschienen:

Løvenskjold, A. G., Tre Nationaltænge for 1 Stemme mit Pianoforte à 8 ß.

Nationaltænge for 1 Stemme m. Pfte. neb. af N. P. Berggreen. Nr. 1—7 à 6 ß.

Skandinaviske Sange f. 1 Stemme m. Pfte. eller Guitar. 3 Hefte: Nr. 1—8 Tyrolsk. Fyrsk. Fyn. Fra Fjeldtoppen — Ridderen i Landen. — 48 ß.

Slaget ved Sievika, fædrelt Fællemelodie ved for 1 Stemme m. Pfte. af H. Rung. 16 ß.

Sterkodder af Norrlevinjens Mandssange, nbglwe for nordisk Sangforeninger. 4. Bindd. 1. Hefte: Slaget ved Sievika, ud. af H. Rung — Sød paa en Sommerstrun af C. G. Hansen — Fædrelandssang af H. Krüger. Subscr.-Pr. 48 ß.

5] Subscriptions-Anzeige.

Erinderinger fra den Danske Armee i Slesvig.

1ste Plandye: Forsfæandningerne paa Als med Udfigt til Dybbölstillen.

2den " Bataille ved Idstedberg.

3die " De to første Dragoneri Fald i Nenstadt ved Idstedberg.

4de " Bataille ved Bov.

5te " Bataillen. Kobbermellen v. Idstedberg.

6te " Bataille v. Jernitoberiet v. Idstedberg.

Oversigtskaart 6 Blade, tegnede efter Naturen, alle udkomme paa Underretgrendes Forlag; Prisen er for Subscribenter 3 Mk. pr. Plandye, for andre Kjöbere 4 Mk. Subscribtionen er bindende for alle 6 Blade, og modtages bos alle bekjendte Boa- og Kunsthandlere, hvor Prövereremplarer forefindes, samt hos

Kjebenhavn, Septbr. 1848.

Ch. M. Tegner, Lithographisk Institut.

6] Bei Freiberg und Landmark in Christiania erschien:

Munch, P. A., sammenlignende Fremstilling af det danske, svenske og ryske Sprogs Formlære. 4½ Ngr.

— — Kortefattet, Fremstilling af den ældste Nordiske Runeskrift og den i de ældste Kunc-Indskrifter herskende Sprogform. Preis 13½ Ngr.

— — Det gotiske Sprogs Formlære med korte Læsebøger og Ordregister. Med et Fremtegn Blad indeholdende Skriftprøver. 22½ Ngr.

Aasen, J., det norske Folkesprogs Grammatik. Ligiset paa det kongelige norske Universitets- & Skolers Bekostning. 27 Ngr.

7] Im Verlage von Carl B. Lorck in Leipzig erscheint:

Historische Hausbibliothek

Herausgegeben von

Professor Dr. Friedrich Bülau.

Preis eines jeden Bandes von 25 bis 30 Bogen 8. mit Stahlst. 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr. G.-W. — 1 fl. 45 kr. Rh.

Erschienen sind:

1. Band. Geschichte Friedrich's des Großen. Von Fr. Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. Band. Geschichte von Belgien. Von **Hendrik Conscience.** Mit Stahlstich; Eg mont's Tod nach de Hey.
3. Band. Geschichte des Kaisers Napoleon. Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. Band. Geschichte des Kaiserl Joseph II. Von **L. Mailath.** Stiftlinge mit dem Portrait Joseph's.
5. Band. Erzherzog Karl von Oesterreich. Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Karl's.
6. Band. Nelson und die Seekriege von 1793—1813. Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot.
7. Band. Geschichte Peters des Großen. Von **Ch. Petz** (Treumund Welp). Mit dem Portrait nach de Roy.
8. Band. Johann Huß und das Concil zu Costnitz. Nach C. de Bonnechose. Mit dem Portrait Huß'.
9. Band. Geschichte der französischen Revolution 1780—1815. Von F. A. Mignet. Mit den Portrait Mirabeau's nach Raffet.
10. Band. Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten. Nach C. Williard's. Mit dem Portrait Washingtons von Engelhard.
11. Band. Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit. Von F. A. Allen. Mit d. Porte. Christian IV. Nach Karl von Maintern.

Die Sammlung, theils aus gediegenen Originalwerken, theils aus tüchtigen Uebersetzungen bestehend, soll nach und nach sowohl sämmtliche Ländergeschichten umfassen, als auch eine Reihe Biographien der berühmtesten Männer und Schlachtenlagen einzelner merkwürdiger Epochen enthalten, und so die vollständigste historische Hausbibliothek bilden. Ich bemerke noch hierbei, daß hinsichtlich der Abnahme durchaus kein Zwang stattfindet, so daß Jeder nach Belieben sich eine gewählte Bibliothek zusammenstellen kann, wobei auch jeder Band mit besonderm Titel versehen wird und, wie oben erwähnt, jeder für sich abgeschlossenes Werk bildet.

Durch eine eigens dazu angefertigte Schrift wurde es möglich, mit Zierlichkeit und Deutlichkeit zugleich die größte Kurzsamkeit des Raumes zu verbinden, was z. B. daraus hervorgeht, daß der vorliegende und verbesserte Text von „Kugler's Friedrich der Große" in der illustrirten Ausgabe 80 Imperial-Octav-Formen, hier 27 Bogen einnimmt, während das Original in „Kugler's Friedrich der Große" in der illustrirten Ausgabe 80 Imperial-Octav-Formen, hier 27 Bogen einnimmt, während das Original in „Kugler's Friedrich der Große" in der illustrirten Ausgabe 80 Imperial-Octav-Formen, hier 27 Bogen einnimmt, einen Imperial-Octav-Band von 550 Seiten bildet.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5¼ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Bedfast: Carl Mugnardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

13. October. № 2. 1848.

Inhalt:

Die Seemacht der skandinavischen Länder. — Belgien, seine nationalen, sprachlichen und literarischen Verhältnisse. — Stockholms Umgebungen. — Correspondenzen. ♀ Von der Insel Aspen. △ Kopenhagen.

Literatur: Album de Trollhätta. — Lebensruinen von Niderstad. — Twiss, on the relations of Schleswig to Denmark. — Wissenschaft und Kunst. — Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen.

Tagesgeschichte. Dänemark. Klagen aus Schleswig. — Das Kieler Correspondenzblatt. — Antwort der schleswigschen Soldaten an die prov. Regierung. — Vier-Schillings-Subscription. — Holst. — Adressen aus Schleswig. — Ausbedung. — Grundrisz und Holmfeld. — Schweden. Der Reichstag. — Graf Löwenhjelm. — Reactionaire. — Dampfschiff Lübeck. — Ortan. — Niederlande. Verfassungs-Revision. — Schrift über Belgien. Belgien. Banken. — Zolldienst. — Septembersest. — Briefwechsel.

Anzeigen. 8—12.

Die Seemacht der skandinavischen Länder.

Es hat einer Erfahrung, wie der jüngst gemachten, bedurft, um Deutschland auf die Bedeutsamkeit einer bewaffneten Seemacht aufmerksam zu machen. Der Mangel einer solchen hat es ihm unmöglich gemacht, dem kleinen Dänemark gegenüber die sonst unausbleiblichen Resultate zu erringen, Deutschland steht jetzt, welcher seiner Schwächen es vor Allem zuerst abzuhelfen hat. Aber eine Flotte herzustellen, ist nicht die Sache weniger Jahre. Nur Flottenenthusiasten, wie sie sich jüngsthin namentlich aus dem Innern Deutschlands haben vernehmen lassen, stellen sich die Sache so leicht vor; wer nur einigermaßen eine Einsicht in die Verhältnisse der Marinen anderer Länder hat, vermag es zu begreifen, daß bei dem besten Willen und vereinter Kraft noch viele Jahre darüber hingehen können, bis Deutschland in dieser Beziehung auch nur im Entferntesten seinen Bedürfnissen entsprechen kann. Man hat, verleitet durch die Stimmen Derer, die um jeden Preis Feindschaft mit Dänemark verlangen, sich gewöhnt, von der dänischen Marine mit Hohn zu sprechen, als bestände sie nur in einigen verfaulten Schiffen, die man sowohl aus Geld- als aus Menschenmangel nicht auerüsten könne. Es hat sich aber gezeigt, wie verderblich schon ein Theil dieser MarineDeutschland geworden und wie nahe dieses daran war, die Kräfte der drei nordischen Reiche gegen sich vereint zu sehen. Wir halten es daher an der Zeit, unsern Lesern eine aus authentischen Quellen geschöpfte Darstellung der skandinavischen Seestreitkräfte vorzuführen, der wir eine kurze historische Skizze ihrer Entwickelung vorausschicken, aus der man ersehen wird, wie wenig eine Marine sich improvisiren läßt und wie die Grundlagen lange vorher gelegt werden müssen, ehe die Resultate sich zeigen können.

Wir machen den Anfang mit der dänischen Flotte. Schon die eigenthümliche Lage Dänemarks, dieses nur aus Inseln und Halbinseln bestehenden Landes, macht, durch die daraus folgende, verhältnißmäßig so große Ausdehnung seiner Seeküsten, die ungefähr 750 Meilen beträgt, es ganz natürlich, daß eine sehr bedeutende Anzahl seiner Bewohner sich dem Gewerbe der Schifffahrt hingab, und von den frühesten Zeiten der Geschichte an sehen wir eine bedeutende Anzahl Dänen auf dem Meere ihren Unterhalt suchen. Die natürlichen Verhältnisse, verbunden mit einem Durst nach Abenteuern und dem Hange, fremde Länder zu sehen, der schon in den ältesten Zeiten die Bewohner des Nordens und namentlich Dänemarks beseelte, trug bald zu der Entwickelung des im Alterthum so berühmt und berüchtigt gewordenen Wikingerlebens bei. Bald nachher zogen zahlreiche Scharen auf selbstgezimmerten Fahrzeugen von den Küsten ihres Vaterlandes aus, schwärmten auf allen Meeren umher, plünderten die friedlichen Kauffahrer und verheerten fremde Länder. Nicht bloß die nordischen Meere, sondern namentlich auch das mittelländische Meer, ward von ihnen heimgesucht, und lange waren die wilden Wikinger der Schrecken der französischen, spanischen und italienischen Küstenländer, welche diese gefürchteten Bewohner des Nordens die freilich bald auch nicht mehr aus Dänen allein bestanden, mit dem Gesammtnamen Normannen bezeichneten. Als solche begegnen wir ihnen oft in der alten Geschichte, bis nach Gründung normannischer Staaten durch sie in Frankreich, Italien, Rußland und anderen Länder, durch Einführung des Christenthums und durch Verbreitung der Ruhe und Ordnung im Norden, diese Wikingerzüge allmählig nachließen und man von dieser Geißel befreit ward. Neben diesem Treiben entwickelte sich schon frühzeitig von den dänischen Küsten aus lebhafter Handel zur See. Nicht bloß auf der Ost- und Nordsee, auch auf fernen Meeren sah man die dänischen Seefahrer, indem Uebung und Dreistigkeit ersetzte, was an Größe und Stärke der Schiffe abging. Die Sterne zeigten den Weg, wo der Kompaß fehlte. Freilich trieben Manche dieser Kauffahrer, in Ermangelung anderer Geschäfte, zuweilen selbst Räuberei, weiteres aber waren sie, um sich gegen die wilden Wikinger zu schützen, gezwungen, ihre Fahrzeuge wie Kriegsschiffe auszurüsten und ihre Mannschaft kriegsgeübt zu machen. Vor Allen aber waren es von Alters her die dänischen Könige, die, um ihre friedlichen Unterthanen vor diesen Unbilden zu schützen, schon frühzeitig an die Bildung einer bewaffneten Seemacht denken mußten, und so sehen wir bedeutende Flotten, damals wohl meistens nur aus großen Ruderfahrzeugen bestehend, bei mehreren Gelegenheiten, namentlich bei dem Zuge gegen die Jomsburger und nach England in See stechen. Unter Knud VI. schlug der berühmte Bischof Absalon (1184) mit der dänischen Flotte die 500 Schiffe starken Wenden, und später ward unter diesem selben Könige ein Kegreicher Zug nach Esthland mit einer Flotte unternommen, von der es heißt, daß dazu das Stift Schleswig 130, Ribe 120, Wiborg 100, Aarhuus 90, Wendsyssel 50, Fühnen 100, Seeland 120 und die schoenischen Provinzen 150 Schiffe stellten. Unter Waldemar dem Sieger waren Flotten bis zu 1000 Schiffen in See, doch verfiel die Seemacht in weniger wie einem halben Jahrhundert so, daß unter Erich Glipping

Digitized by Google

Schiffe von den Hansestädten geliefert werden mußten. Nach langem Schwanken hört man erst gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter Waldemar Atterdag von einer nennenswerthen Flotte, die vorzüglich mit den Hansestädten harte Kämpfe zu bestehen hatte, deren Flotte von dem berühmten Lübeckischen Bürgermeister Marcus Meier angeführt wurde. Unter diesem Waldemar hob sich die dänische Flotte bedeutend und nun ward in dem Dienst derselben eine gewisse Anzahl festangestellter Seeleute gehalten, für die in Wordingberg Wohnungen errichtet waren. Bedeutende Fürsorge für die Flotte trug auch der König Hans, der außer den Schiffen, welche die Städte und Lehnsmänner zu stellen verpflichtet waren, selbst so große und schöne Kriegsschiffe baute, daß diese von den Hansestädten als Muster hingestellt wurden. Unter ihm zeichneten sich die Seehelden Otto Rud, Sören Norby und Jens Holgersen Ulfstand ganz besonders aus. Vor Allen war es Christian IV., der, selbst ein großer Seeheld, dessen Name noch im Munde des dänischen Volks in den schönen Nationallieder: „Königl. Christian stand am hohen Mast“, feiertet, Bedeutendes für die Flotte gethan hat. Er ließ unter Anderm 1500 Bootsmänner ausheben, für welche zur Wohnung die sogenannten Neubuden in Kopenhagen erbaut und zu deren Unterweisung eine Navigationsschule angelegt ward. In einen vortrefflichen Zustand ward die Flotte unter der Regierungszeit Friedrich III. durch den nach Hause berufenen Kort Adelaer gesetzt, einen gebornen Normeger von geringer Herkunft, der sich in fremden Landen als Seeheld einen bedeutenden Namen erworben hatte; und mit ununterbrochenem Glück wußte diese Flotte der Admiral Niels Juel zu gebrauchen, der verschiedene glorreiche Seeschlachten gegen die Schweden gewann. Unter Christian V. bestand die Flotte aus 48 Orlogschiffen mit einer Besatzung von 14000 Mann. Auch unter Friedrich IV. war die Flotte in guten Zustande und gewann mehrere glänzende Siege unter Hvitfeld, Gabel, Sehestedt und Raben, vorzüglich aber unter dem tapfern Tordenskjold (Peter Wessel), von allen dänischen Seehelden der populärste. Unter Christian VI. ward die dänische Flotte von Graf Friedrich Danneskjold-Samsöe auf einen vortrefflichen Fuß gesetzt. Als Danneskjold die Verwaltung des Seewesens antrat, bestand die Flotte, die unter des vorigen Königs letzter Zeit in Verfall gerathen war, nur aus 7 Linienschiffen und 2 Fregatten; aber während seiner elfjährigen Wirksamkeit ward sie auf 30 Linienschiffe und 18 Fregatten, ohne die kleineren Kriegsfahrzeuge, gebracht, und es wurde außerdem durch Anlegung von Docken und einer Menge anderer nützlicher Einrichtungen sehr Vieles zur Verbesserung gethan. Auch Friedrich V. und Christian VII. thaten Manches dafür und als endlich im Jahre 1807, nachdem die dänischen Seeleute noch 1801 auf der Rhede von Kopenhagen unter Olfert Fischer gegen Nelson und Parker ihren alten Ruhm so glänzend bewährt hatten, die Engländer die dänische Flotte auf jene weltbekannte Weise raubten, da wird man sich einen Begriff von ihrer Bedeutsamkeit zu jener Zeit machen können, wenn man hört, daß obgleich mehrere Schiffe damals von Kopenhagen abwesend waren, alse nicht in die Hände der Engländer fielen, der Raub doch noch in Folgendem bestand: 17 Linienschiffe mit 1216, 17 Fregatten mit 440, 8 Briggs mit 142, 2 kleine Schiffe mit 14, 4 Geschützprahme mit 80, 1 schwimmende Batterie mit 24, 27 Kanonenboote und Bombenschaluppen mit 165, zusammen alse 2081 Stück Geschütz. Außerdem wurden 8 große und kleine in Bau begriffene Schiffe auf dem Stapel ruinirt; von den Ueberresten dreier ihrer Bauart nach früher das erste Schiff der neuen Marine gebaut und erhielt den Namen Phönix. Der Werth des Geraubten ward auf 16 Mill. Thlr. Pr. Cour. angeschlagen. — Es blieb aber nicht bloß bei dem neuen Schiff Phönix, sondern mit frischer Kraft legte die Regierung Friedrich VI. Hand an's Werk, eine neue Flotte zu schaffen. Christian VIII. war nicht minder bedacht, dieselbe zu vergrößern, und als unter dem jetzigen König Dänemark zum ersten Male wieder nach einem dreißigjährigen Frieden Gebrauch von seiner Flotte machte, hat es sich gezeigt, daß es jetzt wieder in dieser eine nicht unbedeutende Macht besitzt. Der Bestand der Flotte im Anfang dieses Jahres war folgender: 7 Linienschiffe mit 566 Kanonen, (Dronning Maria, Waldemar, Friedrich der Sechste, Stjord, Christian der Achte, Dänemark und Eins auf dem Stapel) 9 Fregatten mit 408 Kanonen (Thetis, Gefion, Freia, Havfruen, Nota, Bellona, Nymphe, Fylla und Eine auf dem Stapel), 4 Korvetten mit 86 Kanonen (Galathea, Najade, Flora, Walkyrie), 5 Briggs mit 70 Kanonen (St. Thomas, der Arler, St. Croix, Mercurius und Eine auf dem Stapel), 3 Schooner mit 20 Kanonen (die Elke, der Delphin, der Pfeil), 3 Kutter mit 12 Falkonetts (Neptun, die Schmalbe, Heftingen). Außerflottile von 85 Stück, nämlich: 23 Bomben-Kanonen-Schaluppen, 17 Bomben-Kanonen-Jollen, 41 gewöhnlichen Kanonen-Schaluppen, und 4 Kanonen-Jollen; 6 Dampfschiffe, worunter Hella von 200 Pferdekraft mit 2 sechzigpfündigen Bombenkanonen, 4 vierundzwanzigpfündigen Kanonen und 2 Haubitzen, Geiser von 160 Pferdekraft mit 2 sechzigpfündigen Bombenkanonen und 4 achtzehnpfündigen Kanonen und Skirner von 120 Pferdekraft. — Die zum activen Dienst der Flotte gegenwärtige Mannschaft („der feste Stock“), aus Seeartilleristen, Matrosen, Zimmerleuten, Sellern, Schmieden und allerlei sonstigen Handwerkern und Arbeitsleuten im See-Arsenale und auf den Helmen bestehend, beträgt etwa 2300 Köpfe und ist in 2 Divisionen getheilt. Die erste Division besteht aus 1 Stab von 1 Contre-Admiral und 9 Offizieren, 1 Seeartilleriecorps (330 Köpfe), 1 Matrosencorps (c. 350 Köpfe) und 2 Kompagnien, zusammen c. 600 Köpfe: Die zweite Division besteht aus 1 Stab und 4 Kompagnien (zusammen c. 1000 Köpfe.) Die Bemannung der Kriegsschiffe ist entweder eine Friedens- oder Kriegsbemannung, und zwar für:

	Kanonen	Offiz. u. Mannschaft.
ein Linienschiff von .	84	498 oder 665
eine Fregatte „ .	46	277 „ 354
eine Corvette „ .	20	113 „ 128
eine Brigg „ .	12	73 „ 79

Außerdem gehört noch eine Anzahl Soldatska dazu, die, da die dänische Flotte keine eigenen Marinetruppen hat, aus der Armee gestellt wird, welche auch die nöthige Mannschaft zur Bemannung der Werfte und übrigen Etablissements des See-Etats abgiebt. — Die Entrollirung für die Flotte geschieht aus den Seeinvalidistricten, d. h. solchen Districten, die längs dem Meere oder den größeren Föhrden gelegen sind, sowie von den kleineren Inseln und aus den an der See belegenen Städten und Flecken, aus welchen Districten der Landmilitär-Etat nicht recrutirt wird. Die Verpflichtung fängt mit dem 16. Jahre an und ruht auf dem Bauernstande und auf solchen Städtebewohnern, die sich von der Schifffahrt oder der Fischerei nähren. Etwa 20,000 Seewehrpflichtige sind in sämmtlichen Seeinvalidistricten für die Flotte disponibel, und die Entrollirten unter diesen Wehrpflichtigen werden, nach ihrer Brauchbarkeit zur See, in vier Classen, als Gangbesahrene, Halbbesahrene, Seegewohnte und Nichtseegewohnte, eingetheilt.

Geben wir, und der schwedischen Flotte zuwendend, auf die älteste Geschichte derselben zurück, so fällt dieselbe so ziemlich mit der der dänischen zusammen. Auch die schwedischen Seefahrer der ältern Zeit nahmen an den Wikingerzügen Theil und sind mit unter den Normannen zu verstehen, die der Schrecken Südeuropa's waren. Etwas später, wie in Dänemark, finden wir, daß die schwedischen Könige ihre Aufmerksamkeit dem Seewesen zuwenden, und erst unter den Königen Gustav I. und Erich XIV. sehen wir die schwedische Flotte in einem Zustande, der einer besonderen Erwähnung werth wäre. Seit Carl XI. ward die Vertheidigung zur See bald ein Hauptaugenmerk für die Bemühungen der Regierung, bald ihrem Schicksal ganz überlassen; bemerkenswerth ist aber der Umstand, daß diese Waffe, obgleich übereinstimmend mit dem Charakter der Nation, selten glücklich war. Fast in allen Seeschlachten gegen die Dänen blieben diese letztern Sieger — wie erwähnen nur die bedeutende Niederlage, welche die schwedische Flotte unter der Regierung Carl XI durch den dänischen Admiral Niels Juel erlitt. Und auch im Kriege gegen Rußland 1788, verlor

Digitized by Google

Schweden durch unglückliche Kriegspläne und Manöver viele Schiffe von einer abermals zahlreichen und in gutem Stande befindlichen Flotte. Seit dieser Zeit hat sich wenigstens die segenannte große Flotte (Linienschiffe und Fregatten) nie wieder so ganz erheben können, weder in Hinsicht auf ihre Anzahl, noch auf die Güte ihrer Schiffe. —. Es haben sich in neuerer Zeit viele und gewichtige Stimmen erhoben, welche sich dahin aussprechen, daß die Unterhaltung einer zahlreichen Oriogsflotte die Kräfte des Landes übersteige, und, ihren Nutzen anbelangend, den großen darauf verwendeten Kosten nicht entspreche. Was aber Schweden haben kann und muß, ist eine zahlreiche und wohleingerichtete Schereenflotte, d. h. eine aus zweckmäßig gebauten Kanonenschaluppen bestehende Flotte, die an der mit Scheeren überall bedeckten Küste und auf den großen Binnenseen verwendet werden kann. Neben dieser Scheerenflotte, die zu vergrößern und auszubilden man in den letzten Jahren in Schweden ganz besonders bedacht gewesen ist, hat man auch vor Allem sein Augenmerk auf Kriegsdampfschiffe gerichtet, die in der neuen Art, den Seekrieg zu führen, gewiß eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt sind. — Für den Augenblick besteht die schwedische Flotte, über die uns leider genauere Details jetzt nicht zur Hand sind, in 21 Kanonschiffen, 8 Fregatten, 8 kleinen Kriegsfahrzeugen und 247 Kanonir- und Bombardirschaluppen mit einer Bemannung, auf dem Kriegsfuße, von ungefähr 26000 Mann. Außer diesen Fahrzeugen und dieser Mannschaft kann die Regierung in Kriegszeiten auf die ganze Kauffahrteiflotte rechnen, ungefähr 1000 gedeckte Fahrzeuge, bemannt mit 7 — 8000 an das Seeleben gewöhnten und erfahrenen Matrosen.

Die Geschichte der norwegischen Marine datirt sich eigentlich erst von 1814. Während der Verbindung mit Dänemark verschwand Norwegen als Seemacht, indem seine Marine der dänischen einverleibt und stets in Kopenhagen stationirt war. Nur in Kriegszeiten wurden die norwegischen Schiffe von dänischen Kriegsschiffen besucht, und einige kleinere lagen in Fredrikshavn, dem einzigen damaligen Kriegshafen Norwegens. — Nachdem die Engländer die Flotte 1807 geraubt hatten, lagen nur noch einige kleine Schiffe in den norwegischen Häfen, welche die englischen Kreuzer von dort aus beobachteten, die Küsten gegen Einfälle beschützten, Getreideflotten convoyirten und zuweilen sogar englische Schiffe nahmen. Indessen wurden jene Schiffe zu der dänischen Flotte gezählt, obgleich Norwegen zur Erbauung derselben auch seinen Theil beigesteuert, und im 24. Artikel des Friedenstractats von Kiel, 14. Januar 1814, ward verordnet, daß diejenigen Schiffe, die zur dänischen Marine gehörten und in Norwegen stationirt wären, sobald es die Jahreszeit erlaubte, nach Dänemark zurückgebracht werden sollten. Demnach war Norwegen, mit Ausnahme der Kanonenboote, die zum Theil durch freiwillige Gaben hergestellt waren, durchaus ohne Kriegsschiffe. — Die Nothwendigkeit, Kriegsschiffe zu bauen, ward alsbald eingesehen, allein es fehlte an brauchbaren Werften, und so mußte man erst, da das einzige Kriegswerft, Fredrikswärn, für unbrauchbar befunden ward, zur Wahl eines neuen Ortes schreiten. Die Wahl fiel auf Horten im Christiania-Fjord, der Stadt Moss gegenüber, wo dann mit der Anlage der nöthigen Bauten angefangen, jedoch nur langsam fortgeschritten wurde, so daß nur das Nothwendigste für's Erste hergestellt ward, um mit dem Bau von Schiffen anzufangen. — Am 1. Januar 1848 bestand die norwegische Marine aus der Fregatte Freya mit 26 vierundzwanzigpfündigen und 10 achtzehnpfündigen Kanonen, der Corvette Nordstjerna mit 18 vierundzwanzigpfündigen Kanonen und 2 sechzigpfündigen Bombenkanonen, der Brigg Fredrikswärn mit 18 achtzehnpfündigen Kanonen, den Schoonern Steiner, Aller, Vale, Axel Thersen und Stjön Wadborg, zusammen mit 24 Kanonen, Bombenkanonen und Karonaden, und dem Dampfschiff Nordkap von 120 Pferdekraft mit 2 sechzigpfündigen Bombenkanonen. Die Ruderflottille bestand aus 79 Kanonenschaluppen, jede mit 2 sechzigpfündigen Bombenkanonen, 6 dito, jede mit 2 vierundzwanzigpfündigen Kanonen, und 49 Kanonenjollen, jede mit 1 vierundzwanzigpfündigen Kanone. Im Bau begriffen waren 2 Corvetten (Glitte und Oremen) und 2 Bugsirdampfschiffe (Gyller und Gler). Die Bemannung bestand zur seiner Zeit — also auf Friedensfuß — aus 527 Köpfen, nämlich 87 Officieren, 25 civil-militären Beamten, 55 Unteroffizieren und einer festen Mannschaft von 360 Mann. Außerdem war eine Mannschaft von ungefähr 35000 Mann enrollirt.

Im Vorstehenden haben wir, gestützt auf authentische Berichte, eine genaue Uebersicht über die Seemacht der drei nordischen Reiche gegeben. Es freilich die Anzahl der jedem der einzelnen derselben zu Gebote stehenden Schiffe nicht groß, im Vergleich zu einer englischen oder französischen Marine, so wird es doch nichtsdestoweniger einleuchten, daß sie vereint eine Flotte aufstellen können, die selbst einer großen Macht Stand halten und für Deutschland noch auf lange Zeit gefährlich werden kann. Nehmen wir selbst an, da sowohl der in Ostgern angeführten Anzahl von Schiffen der drei Länder für den Fall eines Krieges nur zwei Drittheile mobil gemacht werden könnten, so wird doch noch immer eine Flotte von über 50 großen Schiffen mit ungefähr 2000 Stück Geschütz zur Disposition stehen, wozu noch die stets mobil zu machende Ruderflottille von zusammen 460 Bombarde- und Kanonirschaluppen, nebst einer Anzahl der so sehr beachtenswerthen Kriegsdampfschiffe hinzukommt. — Wenn daher schon die internationalen Zustände auf eine Freundschaft mit Skandinavien hinweisen, so zeigt sich auch ganz vornämlich in dieser Beziehung der Nachtheil, der Deutschland aus einer feindlichen Stellung Skandinaviens zu ihm hervorgehen muß, das in solchem Falle vielleicht durch ein Bündniß mit größeren Mächten verstärkt werden würde. Hoffen wir, daß ein solches feindliches Gegenüberstehen jetzt zum letzten Male stattgefunden hat, und daß Deutschland vielmehr einsehen möge, welcher bedeutende Vortheil ihm daraus hervorgehen muß, wenn die skandinavischen Reiche (und vielleicht auch das ebenfalls so naherwandte Holland) mit ihrer Seemacht, sich an seiner so bedeutenden Landmacht anlehnen, um so jedem Feinde die Spitze bieten zu können. — V. —

Belgien,

seine nationalen, sprachlichen und literarischen Verhältnisse.

I.

Unsere Zeit bietet dem aufmerksamen Beobachter ein merkwürdiges Schauspiel dar; das Charakteristische desselben ist der überall erwachte Kampf der Nationalitäten.

Im Norden ringt die deutsche Nationalität mit der dänischen, im Osten kämpfen Slaven und Czechen gegen Germanen einen blutigen Kampf, im Süden liegen Magyaren mit den Kroaten in einem verderblichen Streite.

Das nationale Gefühl, das früher wenig oder gar nicht beachtet wurde, namentlich — die Geschichte der Vergangenheit beweist dies — von den Nachbarern keine Berücksichtigung erfuhr, ist plötzlich in einer Zeit erwacht, wo die immer mehr um sich greifende Civilisation die nationalen Aeußerlichkeiten mehr und mehr verwischt und der Kosmopolitismus eine so große Rolle spielt. Ueberall erblicken wir das Schauspiel einer großen, nationalen Erhebung, Völker, die bis dahin friedlich unter einander wohnten, greifen plötzlich zum Schwerte, um ihre Nationalität mit ihrem Leben zu vertheidigen; überall entzündet sich ein Kampf der Racen.

Auch Belgien, dasselbe Belgien, das sich 1788 gegen Joseph II. empörte, weil er das bekannte Toleranzedict erlassen, und vierzig Jahre später die unumschränkte Religionsfreiheit als ein theures, unantastbares Recht jedes Belgiers durch die Charte gesetzlich anerkannte, jenes Belgien, das seit achtzehn Jahren einen so ungeheuren Aufschwung genommen und trotz seiner geringen Ausdehnung bereits eine Macht und eine Bedeutung gewonnen hat, die man früher nie geahnt, ist der Schauplatz eines solchen nationalen Kampfes. Zwar wird dieser Kampf nicht wie in Böhmen, Posen und Ungarn mit dem Schwerte ausgefochten, Belgiens geordnete Zustände, die durch die freie Presse erzeugte bedeutende politische Bildung gestatten dies nicht, nein, dieser nationale Kampf ist ein Kampf der Intelligenz, ein Kampf des Geistes, der bisher mehr in der Literatur, als in der Politik sich spiegelte.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger ist dieser Kampf von großer Wichtigkeit, denn er wird große Folgen haben.

Namentlich für Deutschland hat dieser Kampf ein dreifaches Interesse, ein nationales, ein wissenschaftliches und ein politisches.

Ein nationales Interesse, denn es ist ja eine stammverwandte Bevölkerung, die jetzt nach Anerkennung und nationaler Selbstständigkeit ringt.

Ein wissenschaftliches Interesse. Denn dieser Kampf wird, wie ich bereits erwähnte, mehr auf literarischem, als politischem Gebiete geführt. Dies ist eine Erscheinung, die wir übrigens immer finden; denn eine Ansicht wird sich stets erst in der Presse geltend machen, erst in der Literatur ihr Echo finden, ehe sie eine politische Bedeutung erringt. Auch die panslawistische Bewegung, die in Böhmen einen so blutigen Kampf entzündete, war anfangs nur eine literarische, und Jahre vergingen, ehe dieselbe sich der Politik bemächtigen konnte. Da nun die neueren vlämischen Schriftsteller, die eigentlichen Träger dieser nationalen Bewegung, sich eifrig bemühen, den Sinn für nationale Bildung im Volke zu beleben, auch viele alte Sprachschätze, die über die frühere Geschichte Flanderns und zum Theil auch über die Geschichte Deutschlands Licht verbreiten und manches Dunkel zerstreuen, der Vergessenheit entreißen und ihre mit der deutschen so nahe verwandte Sprache immer mehr zu bilden und zu beleben suchen, so hat dieser nationale Kampf, in einer Zeit, wo man ohnehin bemüht ist, Alles, was von den alten Sprachdenkmälern sich noch erhalten, alle Lieder, Sagen und Märchen aus alter Zeit, wie sie hin und wieder noch im Munde des Volkes leben, zu sammeln und vom Untergange zu retten, gewiß auch ein hohes, wissenschaftliches Interesse *).

Das Interesse, das wir an der nationalen Erhebung Belgiens nehmen, ist aber auch ein politisches. Belgien fühlt bei seiner geringen Größe das Bedürfniß eines mächtigen Bundesgenossen, und es bleibt ihm nur die Wahl, sich entweder an Deutschland oder an Frankreich zu stützen. Es haben sich auch in Belgien bereits zwei Parteien gebildet, von denen die Eine aus nationalen Sympathieen sowohl, wie aus materiellen Gründen einen engeren Anschluß an Deutschland erstrebt, während die andere unter französischem Einflusse steht.

Unter diesen Umständen ist eine nähere Beleuchtung der nationalen, der sprachlichen und literarischen Verhältnisse Belgiens, die nicht mehr von einander zu trennen sind, gewiß zeitgemäß und interessant, zumal da besonders die literarischen Zustände des Nachbarlandes in Deutschland nur sehr mangelhaft bekannt sind.

Eine von Dünkirchen über Menin, Kortryk, Audenaerde, Renaix, Grammont, Enghien, Hal, Brüssel, Löwen, Tirlemont, St. Trond und Tongres nach Maestricht gezogene Linie bildet die Scheidewand der beiden in Belgien wohnenden Nationalitäten.

Im Norden dieser Linie wohnen die Flamänder oder Vlamingen, die Ureinwohner des Landes, die durch ihre ganze Physiognomie, ihr blondes Haar, ihre blauen Augen und ihre Sprache ihre germanische Abstammung unzweifelhaft machen. Südlich von dieser Sprach- und Nationalitätsscheide haben die Wallonen ihren Sitz, ein französischer, aber mit spanischen, normännischen und selbst germanischen Elementen gemischter Stamm, den ein dunkler Teint, schwarzes Haar und schwarze Augen, scharf geschnittene Gesichtszüge und ein hagerer, aber muskulöser Körperbau charakterisiren und von dem etwas beleibten Flamänder unterscheiden. Ihre Sprache ist ein uralter französischer, aber mit fremden Elementen gemischter und jetzt dem eigentlichen Franzosen selbst unverständlicher Dialekt *).

Unter den 4,500,000 Einwohnern, die Belgien gegenwärtig besitzt, sind nur 1,600,000 Wallonen. Die Flamänder, die zwei Drittheile der Bevölkerung ausmachen, tragen, wie Dekker **) auf das Ueberzeugendste dargethan, drei Viertel der gesammten Staatslasten, in ihrem Gebiet liegen die reichsten Provinzen, die größten Städte, wie Gent, Antwerpen, Ostende, Maestricht, Brügge und Brüssel. Diese letzte Stadt betrachtet man häufig als eine französische, wie überhaupt der deutsche Reisende, der in der Regel von Aachen über Lüttich, welche Stadt einen durchaus französischen Charakter besitzt, nach Brüssel reiset, und bei seinem Eintritte in Belgien überall nur französische Laute vernimmt, nur allgemein geneigt ist, Belgien als ein durchaus französisches Land zu betrachten; allein dem ist nicht so. Brüssel ist, wie schon der alte Name Broecksel, Brocksellen, aus dem später das französische Bruxelles und das deutsche Brüssel **) geworden, andeutet, eine durchaus vlämische Stadt, die mit Ausnahme des obern Theiles, der durch Schönheit und Pracht sich auszeichnet, und wo der König, die Aristokratie, die reichen Familien und die Regierung ihren Sitz aufgeschlagen, auch einen vlämischen Charakter trägt. Namentlich ist die bedeutend größere, sogenannte niedere Stadt, die dicht an den Ufern der Senne liegt, fast nur von Flamändern und Deutschen (gegen 5000) bewohnt, in deren Händen auch aller Handel und jede Gewerbthätigkeit ruht. Die streng-wallonische Bevölkerung ist in Brüssel nur durch eine kleine Colonie vertreten, die vor mehreren Jahrhunderten von Lüttich aus einwanderte und sich ziemlich unvermischt erhalten hat. Diese Wallonen nähren sich meistens, wie auch ihre Vorfahren in Lüttich, von Metallarbeiten.

Die Flamänder reden einen uralten niederdeutschen Dialekt, nach ihnen die flandrische oder vlämische Sprache benannt, die im ganzen nördlichen Belgien gesprochen wird und zur zwischen Kalkenburg und Gülpen nach und nach in den kölnischen Dialekt oder das sogenannte geldernsche Deutsch übergeht.

Die vlämische Sprache, die zwar noch nicht vollkommen ausgebildet aber doch sehr bildungsfähig ist und an Wortreichthum wenigstens die französische übertrifft, ist Schriftsprache, was die wallonische nie gewesen; sie hat eine reiche Vergangenheit und geht einer großen Zukunft entgegen, ist aber trotz dieser vielfachen Vorzüge, trotz des gewaltigen Aufschwunges, den sie seit ungefähr zehn Jahren genommen, trotz dem, daß sie als die Sprache des Volkes, als die eigentliche Landessprache zu betrachten ist, nicht die dominirende, da die Aristokratie, der Hof und selbst die Regierung sich mit besonderer Vorliebe dem Französischen zuneigt.

In einem spätern Artikel, der die geschichtliche Entwickelung der vlämischen Sprache behandeln soll, werden wir Gelegenheit finden, die in der politischen Geschichte des Landes begründeten Ursachen näher zu erörtern, die die allmählige Verdrängung der vlämischen Sprache veranlaßt und befördert, wie den Sieg des Französischen vorbereitet haben.

— r

*) Auch die im Mittelalter so hoch gepriesene flandrische Malerschule hat seit 1830 wieder einen nationalen Aufschwung genommen, seitdem Wappers, de Kayser, de Biefve, Brockaert und Andere sich von der herrschenden französischen Schule losgesagt und sich, Rubens und Van Dyks Meisterwerke studirend, dem nationalen Elemente in der Kunst zugewandt haben. Auf diese Weise fördert die Schilderhebung des vlämischen Elementes selbst in der Kunst ihr Echo.

*) Du petitionnement en faveur de la langue flamande, par de Deckers. Bruxelles, 1840.

**) Die Wallonen behaupten, Brüssel habe ehemals Bervesella, Brufsola geheißen, welcher Ausdruck allerdings in vielen lateinischen oder altfranzösischen Urkunden des Mittelalters vorkommt, aber geschichtliche Gründe, die wir hier nicht weiter erörtern können, veranlassen uns, der ersteren Behauptung mehr Glauben zu schenken.

Stockholms Umgebungen.

Nach O. P. Sturzenbecher.

Schwedens Hauptstadt ist unter den großen Städten unserer Zeit wohlbekannt wegen seines prächtigen Schlosses, seines schlechten Stein-Pflasters, seiner vielen Kirchen und wegen der Unsicherheit auf seinen Straßen. Es ist im Uebrigen keine schlecht gebaute Stadt, und sie könnte außerordentlich schön werden. Gustav III. machte einen guten Anfang, sie zu europäisiren, und es bedarf vielleicht seiner fünftausend Jahre, um dies Werk zu vollenden. Die Civilisation hat in den letzten Zeiten Wunderwerke vollbracht in diesem Winkel der Erde, sie hat Hotels, Droschken, Omnibusse, Cafees, Kaufläden mit großen Fenstern aus Spiegelglas und argandische Lampen auf jede fünfundzwölf Schritt hervorgezaubert; sie wird hoffentlich auch noch einmal den Einwohnern Stock-

Digitized by Google

holms das tiefe Geheimniß eines nationellen Bro-des, an die Stelle des so manchen Reisenden ab-schreckenden „Knäckebröd“ und eines europäischen Beefsteaks lehren.

Was aber noch mehr, wie das Genannte, zu Stockholms Berühmtheit beigetragen hat, das ist seine herrliche Lage an dem Ausfluß des Mälar-Sees in's Meer, wo es sich in der Mitte zweier Gewässer auf einigen Inseln und an den beiden sich gegenüberliegenden Ufern erhebt. Es ist eine unter den Gelehrten noch nicht ganz ausgemachte Frage, ob irgend eine andere Stadt in der ganzen Christenwelt so natürlich schön und originell gele-gen ist. Man könnte Konstantinopel damit ver-gleichen, aber Konstantinopel ist ja keine christliche Stadt!

Das Meer ist die Ostsee, aber gemildert und ruhig durch die lange Reise, die sie zurückzulegen hat durch die Scheeren, den sogenannten „Skär-gaarden“, einen Archipel von mehren tausend größern und kleinern Inseln, welche die natürliche Vertheidigungswehr der Hauptstadt gegen Osten bilden. Die Außenseite dieses Archipels bietet eigentlich nichts Schönes dar, die meisten Holme bestehen aus nichts Anderem, als aus dem grauen Granit der mit nackten Schultern aus dem Meere emporsteigt oder es sind flache Sandbänke, auf denen höchstens einige wenige, schwächliche Blumen, melancholische Individuen der schwedischen Seeküstenflora, eine elende Nahrung finden. So ist z. B. die Lootsen-Station Sandhamn, die äußerste Insel beim östlichen Eingang, 9 schwedische Meilen von Stockholm, die von den Seefahrenden am meisten besucht wird, nichts wie eine große Sandbüchse mit dem feinsten Steensand, der auf's Genauste ausreichen würde für die Gräfin Hahn-Hahn, für Fran Carlén und für die Marquise Duderant. Je weiter man aber in die Scheeren hinein kommt, einen desto lebhaf-teren und angenehmeren Character nehmen sie an. Die Holme fangen an sich in Grün zu kleiden und gleichsam kleine Toilette zu machen, und schon einige Meilen ehe man nach Stockholm kommt, bemerkt man, daß ein Aestheriabdrücken nicht ohne Einfluß auf die Natur bleibt. Die Ufer werden immer mehr und mehr civilisirt, aus den Waldungen werden Parks, aus den Wiesen werden Gärten und hin und wieder in den Buchten liegen freundliche Landsitze oder stattliche Schlösser, die sich in dem klaren, dunkelblauen Wasser spiegeln. Endlich heuert man durch eine enge Furth an einem Boogeberge vorbei — dieses ist eine Spitze des berühmten „Thiergarten“ — fährt ein hohes, hel-les Ufer entlang, auf welchem eine der Vorstädte von Stockholm, die Vorstadt St. Katharina genannt, liegt, und lenkt dann in den „Strom“ ein, den ge-räumigen und unvergleichlichen Hafen der Hauptstadt. Durch einen Wald von Masten durch, steht man das königliche Schloß, das von der kleinen Anhöhe, auf der es liegt, die ganze Stadt beherrscht, und sich von allen Seiten gleich großartig und impo-sant ausnimmt. Von diesem Punkt nimmt man ebenfalls die meisten von Stockholms zwanzig Kir-chen wahr; hier steht man eine Kuppel, dort eine Thurmspitze und aus allen hervorragend den Thurm der Ritterholmskirche von durchbrochener gothischer Bauart. Das ganze bildet ein halbrundes Pano-rama, das wenigstens an Wechsel und an Mannig-faltigkeit pittoresker Parthien wohl kaum seines Gleichen hat.

Es giebt etwas, was Stockholm im Allgemeinen einen so eigenthümlich charakteristischen Reiz giebt, das nämlich die Stadt selbst mit allen ihren Hauptstadts-mäßigen gleichwohl überall wahrhafte Landschafts-motive darbietet, wie sie der Maler anderswo auf-zufinden Mühe haben wird. Man kann in Stock-holm fast jeden Punkt wählen, den man will, und man hat nicht bloß eine schönere oder einfachere Architektur vor sich, sondern ein Gemälde. Das Wasser macht überall Einschnitte und überall hat man eine Aussicht auf die ganzen Umgebungen der Stadt. Wie oft habe ich nicht selbst im innersten Mittelpunkt von Stockholm diese felsigen Land-schaften innerhalb der Mauern und Stadt herum-bert! Wie oft habe ich nicht des Abends von dem Platz vor dem königlichen Theater Stundenlang den Blick über das frische Gemälde des Norder-strons und der Rhede schweifen lassen, mit dem Schlosse auf der einen Seite und dem schönen Schiffsholm auf der andern, und im Hintergrunde dem charakteristischen Stadttheil von St. Katharina, der terassenförmig an dem hohen Bergrücken hinan-gebaut ist, und mithin auf der andern Seite des Wassers sich in einer vielettlen Luftperspective gelehnt und in seinen vielen Fenstern die Strahlen der untergehenden Sonne auffängt, gleich zit-ternden Purpurflammen! Oder jene, nicht weniger herrliche Aussicht, wenn man sich bloß nach einer andern Seite hinwendet, nach dem Mä-lar hin, mit den kleinen holzbewachsenen Holmen mitten in der Mündung, mit seiner klaren, spiegel-glatten Fläche und den nebeligen Conturen seines fernen Horizontes. Oder nach einer dritten Seite hin, die grünen Abhänge der schattigen Wald-berge des Thiergartens, hier zwischen einigen her-vorragenden Landspitzen, dort über ein Paar da-zwischenliegenden Ebenen hervorragend! ....

Der Thiergarten! Ich habe bereits zwei-mal das Wort genannt, und wie sollte man es nicht zuerst und zuletzt nennen, wenn von Stockholm die Rede ist? Der Thiergarten ist der schwedischen Hauptstadt, wenn auch nicht besser, so doch allezeit lieber Hälfte; er ist ihre Lust und ihr Zufluchtsort nach den Mühen des Tages, er ist ihre Ehre und ihr Stolz vor den Augen der Fremden. Man verwechselt oft in den Begriffen den Thiergarten Stockholms mit dem Ko-penhagener. Aber der Thiergarten von Stockholm hat bei Weitem mehr von Dem, was man von einer Promenade verlangt, er umfaßt viel Wald aber ist doch kein eigentlicher Wald, er ist, kurz ge sagt, weit eher ein Park, wie denn auch die Fran-zosen den Namen übersetzen. Auch hier haben wir überall dieses unbezahlbare Wasser, das auf einem Gemälde so bedeutende Wirkung hervorbringt, diese Buchten, diese Landzungen, diese Meerengen. Außer-dem hin und wieder einen kleinen Granitfelsen, nicht groß genug, um es recht will zu machen, aber hinreichend, um einen gewissen Wechsel hervorzu-bringen. Im Uebrigen ein äußerst couvirtes Ter-rain, wo Höhen und Vertiefungen in höchst launen-voller Willkühr abwechseln! Wie finden also im Thiergarten eine Anhäufung der ungleichartigsten Dinge, Wald und Ebene, Berg und Wasser, wir finden die trauten Schatten unter den Kronen der Eichen — und vielleicht die schönsten Eichen, die man irgentwo findet — diese malerischen Fußpfade und Wege, die sich in bizarren Krümmungen auf und nieder über die Hügel schlängeln und die sich zuweilen durchwinden durch Hollunderge-büsch und Hagedornbeeren, diese Fernsichten von Alpen en miniature und durch die Bäume die schelmischen Sonnenblick von den ruhig schim-mernden Wogen! — Dazu denke man sich diese zahllosen Villen, Pavillons, Caffees, kokett und la-chend, bald gleich Vogelbauern an den Abhängen der Berge aufgehängt, bald ihren Fuß in die plätschernden Wellen ausstreckend; man denke sich fer-ner hierzu die hier so lieblichen Triumpfe der Kunst, die aus den Klippen hervorgezauberten Blumenbeete wie aus einem Füllhorn ausgestreut, und man wird begreifen, wie jüngst ein vielgereister Franzose („Voyage à Stockholm,“ par Amadée Clau-sade) sich folgendermaßen äußern konnte: „Der Thiergarten kann mit nichts mir Bekanntem ver-glichen werden. Er ist nicht bloß eine öffentliche Promenade, er ist nicht ein Privatfestpfuhm, er ist nicht die Stadt, er ist aber auch nicht das Land. Er ist Alles und Nichts von allem Diesem. Das junge Mädchen trägt hier kokett ihre frische Toi-lette zur Schau, der Kavalier tägt hier sein geleh-rigtes Pferd furkettiren, das Kind wirft seinen Ball, kurz alle Welt lebt hier in Freuden. Es ist mit einem Wort, das irdische Paradies der Hauptstadt Schwedens.“

Was dieses Letztere anbelangt, die allgemeine Lust, in der sich hier Alles befinden soll, so muß ich der Wahrheit gemäß anführen, daß man sogar bei uns zu Hause oft Stimmen sich äußern hört, welche behaupten, daß der Thiergarten in der Be-ziehung nicht mehr das sei, was er zu Gustav III. Zeit war, als unser Bellmann im Entzücken über diesen Vergnügungsort, aus dem er so viele seiner unvergleichlichen Scenen und Bilder schöpfte seine begeisterten Lieder dichtete.

Ohne Zweifel ist es jedenfalls, daß das Volks-leben im Allgemeinen in Schweden viel von der Musterkeit aus der Zeit Gustavs III. verloren hat — ähnliche Klagen hört man übrigens auch aus allen andern Ländern — und es ist außerdem ziemlich natürlich, daß der Thiergarten, der fast

Digitized by Google

ohne Auswahl Alles in sich vereinigte, was die Hauptstadt an rührigen Leuten in sich fasste, jetzt nicht mehr in dem Maaße besucht werden kann, seitdem die erleichterte Kommunikation im Sommer die Menschen mehr zerstreuet, die nun nach allen Seiten hin Stockholms schöne Umgebungen besuchen. Aber auch dieser in Betracht gezogen, so scheint es mir doch im Allgemeinen, daß der Thiergarten trotz dem noch heutigen Tages das Lob verdiene, das unser Franzose ihm geschenkt hat; es ist nun einmal die Gewohnheit des Volkes geworden, sich schwelgend im amüsiren — früher gehörte ein bischen Lärm mit dazu — man sieht ganz langweilig aus, Mancher, der genießt das Leben doch. Uebrigens ist es gar nichts Seltenes, daß hier noch an Sonntagen eine solche Menschenmasse zusammenkommt, namentlich auf der sogenannten „Ebene," daß man, wenn dies übrigens eine nothwendige Bedingung dafür ist, damit ein Ort lebhaft genannt werden kann, ganz leicht im Gedränge recht tüchtig zerdrückt, oder auch unfreiwilliger Zeuge einer netten Schlägerei werden kann. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie wir einmal an einem solchen Sonntagabend auf der „Ebene" — die Sonne war gerade ihre untergehenden Strahlen durch die Kastanienallee und matte die Klippe oberhalb der Theater, Cafféed und Zelte mit purpurnen Farben — beinahe eine förmliche kleine Revolution erlebten, in Veranlassung des Mißglückens eines Luftballonsteigens. Element! das war ein Volksvergnügen! Das wäre etwas für Bellmann gewesen! Aber Bellmann war nicht da, dahingegen war die Polizei da . . . . der Polizeimeister selbst . . . . alle Polizeimeister.

Betrachtet man Alles genau, so muß der Thiergarten sich wohl ziemlich gleich geblieben sein von Altersher, aber er hat nun keinen Bellmann mehr, der ihn besingt, daran liegt das Ganze! Er hat nur noch einen Bellmann aus Bronze, eine kolossale Büste, modellirt von Byström, aufgestellt in einem Kreise von Platanen an einem der schönsten Punkte des Parkes, von wo man eine herrliche Aussicht über das Fahrwasser hat und wo mehrere Wege zusammenstoßen. Alle Jahre am 26. Juli versammelt sich hier die lustige Gesellschaft „Par Bricole," die das Monument errichtet hat, um mit Musik und Gesang das Andenken des großen Dichters zu feiern; das ist ein Fest für die ganze Hauptstadt.

Zu den schönsten Partien des Thiergartens gehört der Gesundbrunnen, früher mehr besucht, wie jetzt, und Rosendal, eine zierliche Villa, ambrosisch umduftet von unzähligen Blumenanlagen, der Lieblingsaufenthalt Carl Johanns, der Rosendal gebaut hat. Eine große, ausgezeichnet schöne Porphyrvase, aus Elfdals berühmtem Porphyrbruch in Dalekarlien, schmückt eine der Terrassen von Rosendal; sie ist ein kolossales Meisterstück in ihrer Art, das nicht seines Gleichen auf der ganzen Erde hat. Die Vase ward so zu sagen, zu Fuß aus Dalekarlien nach Stockholm geführt, denn keine Art von Fuhrwerk hatte sie tragen können. An zweihundert Arbeiter, stets neue, frische Leute, waren auf dem ganzen Wege mit diesem täglichen Transport beschäftigt, der über einen Monat dauerte. Eine Regimentsmusik ging vor dem Zuge voraus, um die Leute guten Muthes zu erhalten. Aber die Dalekarlier sind unverdrossene Kerle. Im Uebrigen nennt man diese Vase im gewöhnlichen Leben „die große Reichskruke." Soviel im Vertrauen!

Was hier über die Scenerie des Thiergartens im Besondern gesagt worden ist, kann im Allgemeinen genommen auch gelten, wenn wir uns nach der andern Seite von Stockholms Umgebungen hinwenden, nach dem Mälar zu. Die Ufer dieses Sees sind am wenigsten anziehend in der Nähe der Stadt, die grauen Steine liegen hier noch ohngeachtet aller Anstrengungen sie mit kleinen Belustigungsorten und Anpflanzungen zu überkleiden, etwas nackend zu Tage; je mehr man sich aber in seinen Archipel verliert, desto schöner wird die Landschaft. Der Mälar gehört nicht zu den größten Seen Schwedens, aber dennoch hat er, nach einer genauen topographischen Angabe, nicht mehr und nicht weniger als 1260, schreibe zwölfhundert und sechzig größere und kleinere Inseln. Ein Archipel in den man sich allenfalls verlieben kann! Die meisten dieser Inseln und Holme liegen wie übrige Erhöhungen auf dem Wasser, bloß ist der allgemeine Charakter der Horizontlinien bei den Mälarlandschaften — eine geringere Anzahl stellt sich mehr flach und tellerartig dar. Eine reiche Vegetation von vermischten Laub- und Nadelholz bekleidet sie mehrentheils und neigt sich bis auf die Wasserfläche selbst hinab; dazwischen übrige natürliche Wiesen und herrliche Saatfelder! Hin und wieder erhebt sich der Thurm einer Dorfkirche, hier schimmert ein Rittergut durch den Wald durch, dort ein rothgemaltes Fischerhaus am Strande. In den Buchten des Mälars versteckt liegen einige von Stockholms ältesten Städten, Westeraas, Sigtuna, Strengenäs, und wenn man so will selbst Upsala, außer noch fünf oder sechs andern Städten, einige der bekannten königlichen Schlösser, Drottningholm, Svartsjö, Gripsholm, Rosenberg, eine Menge von hochadlichen Sitzen, im Ganzen über zweihundert größere und kleinere Schlösser, Rittergüter und Vorwerke. Schon dies allein mag einen Begriff geben von dem lebhaften Seeverkehr, der natürlich auf diesem Binnengewässer stattfindet. Der Mälar hat auch außer seinen Flotten von Böten und Kähnen, eine eigene Flottille von Dampfbefrachtungen, die in den Sommermonaten unaufhörlich nach allen Richtungen hin und her laufen, sowohl wegen des Handelsverkehrs zwischen Stockholm und den kleinen Städten, als zu Lustfahrten, wozu noch kommt, daß alle die Dampfböte, die nach den verschiedenen Stationen des Götakanals gehen, ihren Weg über den Mälar nehmen. So läßt es sich erklären, daß zuweilen an einem Sonntagsmorgen vor Ritterholm, dem Ladungsplatz der Dampfschiffe, an dreißig bis vierzig größere und kleinere Dampfer liegen können, die sich um einen bestimmten Glockenschlag alle in Bewegung setzen, um Sonntagstouren nach allen Weltgegenden zu machen. Das ist ein Beispiel, das vielleicht nur in den großen englischen Städten seines Gleichen hat.

Etwas Anderes, noch für diesen See ganz eigenthümliches, ist die große Menge von Seegeschaluppen und was der Engländer „pleasure-yachts" nennt, welche sich die Stockholmer zu Kreuzfahrten auf dem Mälar halten. Diese Gewohnheit hat von alten Zeiten in Stockholm mehrere verschiedene Segelgesellschaften erhalten, die noch unter verschiedenen Namen bestehen. Wenn diese Gesellschaften ihre Jahresfage feiern, was stets auf den niedern Mälarinseln geschieht, bedecken sie oft die ganze Fläche außen vor Stockholm mit ihren Segeln, Wimpeln und Flaggen. Und trifft es sich daß die Heimfahrt an einem schönen Sonntagabend geschieht, wo alle anderen Lustfahrzeuge außen sind und die vielen Dampfer von ihren Lustfahrten zurückkehren, so sind alle die Mitterholmskanäle, da sie alle zusammenstoßen, mit Delphinen, Tritonen und Postillionen nebst Gefolge überfüllt. Von jeder Schaluppe, von irgend einem respektablen Rang, blitzen Salutschüsse für die verührerischen Dampfer, das ist ein unaufhörliches Knallen, mannigfach widerhallt von den Echos in den Bergen und beantwortet von vielen kleinen Miniaturfestungen, die hin und wieder am Strande angelegt sind. Von den Dampfschiffen erschallt Harmeniemusik; hinten auf dem Verdeck stehen Sänger um eine Punschbowle, deren Hurrah's die Luft durchschallen und die nach allen Seiten die Hüte schwenken! Vive la joie! —

Correspondenzen.

♀ Von der Insel Aisen, Ende Septbr. Die in letzterer Zeit in deutschen, namentlich hamburger Zeitungen erschienenen Korrespondenzen über unsere Zustände, welche dieselben in einem durchaus falschen Lichte und die hier herrschende Stimmung als dem Schleswig-Holsteinismus günstig darzustellen bemüht gewesen sind, würden uns einigermaßen überrascht haben, wenn sie nicht ein zu sicheres Gepräge ihres Ursprungs trügen und deutlich bekundeten, daß ihr Verfasser seine Beobachtungen wohl eher durch das Gitterfenster eines Arrestgebäudes, als auf den freichen, grünen Fluren unseres schönen Inselandes selbst angestellt hat. Wie würde er sich sonst — präsumiren wir die Wachsweisheit bei ihm — über die hier allgemein herrschende Stimmung so ganz und gar haben täuschen können? Wie wäre es möglich, daß er die wenigen, ganz vereinzelt dastehenden Anhänger der schleswig-holsteinischen Sache, die sich allerdings auch hier finden, irgendwie für zahlreich hat halten können? — Wir haben den Waffenstillstand gewünscht, wie wohl jeder gute Staatsbürger, wicht weil wir erschöpft waren an materiellen

Digitized by Google

Mitteln und moralischer Kraft, sondern weil wir Ruhe zu gewinnen suchten für die Ordnung unserer innern Angelegenheiten; kennen sind wir Bewohner Alsens vielleicht gerade die, welche der zu Malmöe am 26. v. M. abgeschlossene Waffenstillstand am wenigsten befriedigt, denn er wird und wieder auf 7 Monate unter eine neue schleswig-holsteinische Regierung zurückbringen, die uns keine ganz sichere Garantie dafür giebt, daß wir nicht die Mißhandlungen, unter denen wir Jahre lang litten, auf's Neue wieder über uns kommen sehen müssen. Wir unterwerfen uns jedoch ruhig dem Entscheidungen, weil wir jedenfalls auf die Erfüllung des Art. 11 des Waffenstillstandsvertrages hoffen, wonach dieser Waffenstillstand den endlichen Frieden nicht präjudiciren soll. Wir sind hier Dänen und wollen es bleiben, d. h. wir sprechen, schreiben und fühlen dänisch — die Petitionen und Adressen", die man uns nach jenen Zeitungscorrespondenzen „hat unterschreiben lassen" — oder richtiger der Protest, den wir nach Frankfurt geschickt und den fast alle Bewohner der Insel, aber deren Stimme überdauert irgend ein Gewicht zu legen ist, unterschrieben haben, ist der Ausdruck der wahren Wünsche der Alsinger, — wir sind nicht Deutsche und wollen nicht die Segnungen des Deutschthums, die man uns mit Gewalt aufdringen will. — Daß hier manche dem bezeugt Augustenburgischen Hause Ergebene leben, ist ebenso gewiß, wie natürlich. Alles was mit dem Hause eng zusammenging, ist dem Herzog ergeben — und man ehrt hier die Treue. Dahin gehören die eigentliche Dienerschaft des Hauses und die Augustenburger Beamten, die man keineswegs wegen ihrer Anhänglichkeit an ihre alte Herrschaft „als Gefangene weggeschleppt" hat. Einige Beamte sind von hier entfernt worden, weil sie im Verdachte standen, mit dem Herzoge noch eine engere Verbindung zu unterhalten. Einzeine, gegen die mehr wie Verdacht der Spionage vorlag, sind nach der Insel Fühnen gebracht worden, Alle aber sind auf's Beste behandelt, haben ihre Gehalte und Emolumente fortgenossen und sind nur insofern in ihrer Freiheit beschränkt worden, als der Krieg und die militärischen Sicherheitsmaßregeln es nothwendig machten. — Was das Augustenburger Eigenthum anbelangt, so ist dieses auf das Aengstlichste geschont worden; der Herzog hat seine Güter verlassen und lebt in den Reihen der Feinde; der König hat deswegen eine Administration ernannt, die diese Güter verwaltet. Kein Schilling ist aus den Augustenburger Einnahmen in die königlichen Kassen geflossen; der Friede wird feststellen, was damit zu thun ist, bis jetzt ist es unberührt. Das Schloß war zum Hospital eingerichtet, wie es die Kriegsläufte nothwendig machten, alles Mobiliar ward deswegen nach Fredg aufgenommener Inventur in einigen Zimmern und andern Räumen zusammengestellt und nur die leeren Gemächer sind zu jenem Zwecke benutzt worden; alles lose Eigenthum blieb unangerührt, wenn wir einige Wagen und Pferde ausnehmen, die von Militair während der Belagung der Insel requirirt, aber meistens alle von der Administration später wieder zur Stelle geschafft worden sind. Das Silberzeug, von dessen Auffindung u. s. w. so viel Aufhebens gemacht worden ist, ward weder durch schlechte Mittel aus dem Versteck hervorgezogen, noch ist es der herzoglichen Familie verloren; man hat ganz einfach erfahren, wo es verborgen lag, hat es dann im Beisein zuverlässiger Zeugen eingepackt und nach Kopenhagen geschickt, wo es sür den ausbewahrt wird, dem es nach dem Frieden zukommt. Hätte man es etwa liegen lassen sollen, um es dem Schicksal schlecht verwahrter Kostbarkeiten Preis zu geben? Ebenso ist es mit den Pferden. Sie sind zum Theil von hier weggeschafft, weil hier einer Theils unter den jetzigen Umständen die gehörige Aufsicht über das Gestüt nicht geführt werden konnte, theils weil man diesen kostbaren Gegenstand seiner Gestalt irgend einer Art aussetzen wollte. Die Pferde stehen aber unversehrt und unter guter Aufsicht in der Nähe von Kopenhagen und zwar als „Augustenburgisches Eigenthum." — Die Klagsschrift, über deren Fällung man ein Klaggeschrei erhoben hat, sind als solche unter ordnungsmäßiger Aufsicht der alten Augustenburger Förster gefällt, und für Rechnung der Gutskasse an einen hiesigen Zimmermann verkauft worden. —

So ist man in Dänemark mit dem Eigenthum des hier jetzt doch mit wollem Recht als Rebell zu betrachtenden Herzogs von Augustenburg verfahren, und so, im Eingange dieses Artikels erwähnt worden, ist in Wahrheit die allgemein hier herrschende Stimmung — ; wo da kommen mögte, wir werden Dänemark unter allen Umständen treu und ergeben bleiben, und uns in unserer Anhänglichkeit an Dänemarks Regierung nicht wankend machen lassen.

△ Kopenhagen den 3. October. Die Reichstagswahlen, die natürlich das Hauptthema des Tages bilden, stehen vor der Thür; sie werden in diesen Tagen stattfinden. Daß der Reichstag aus 193 Mitgliedern bestehen soll, von denen der König 48 ernennt, die übrigen aus directen Wahlen des Volkes hervorgehen; daß jeder 25jährige Staatsbürger wählbar, jeder 30jährige Wähler ist, und daß keine Spur von irgend einer Art Wahlcensus besteht, ist wohl bekannt, und wird man mir Recht geben, wenn ich eine solche Institution als eine im Wesentlichen demokratische bezeichne. Zwar ist das jetzige Wahlgesetz, und von den früheren Provinzialständen und der Regierung gegeben, nur ein provisorisches, nur für die jetzige Reichstagsversammlung geltend, deren Aufgabe es nur sein wird, die neue Verfassung zu daten; inwiefern schnell es unmöglich, und ist es auch, daß da, wo direkte Wahlen ohne Wahlcensus, diese breitest demokratische Grundlage, einmal als Princip ausgesprochen und einmal zur Geltung gebracht sind, sie dem Volke wieder genommen werden können. Unser Dänemark hat also, ohne einen Tropfen Bürgerblut zu vergießen, Kassetle erlangt, wonach viele andere Nationen bis auf den heutigen Tag noch vergebens, und noch mit dem Schwerte wenigstens halb und der Scheide, ringen. Man hat freilich gegen die königlichen Wahlen stets etwas einzuwenden gehabt und prophezeiht, daß diese wahrscheinlich eine Veranlassung zu mancherlei Intriguen geben würden; man ist auf richtiger Seite zu suchen. Es war natürlich und selbst wünschenswerth, daß die Wahlen alle Kräfte auf den Kampfplatz riefen und, damit die Prophezeiten sich freuen, ist dieß auch geschehen. Früher kannten wir hier nur 2 Parteien, die alte aristokratisch-bürreaukratische, die sich Jahrhunderte hindurch an den Thron angelehnt, und umgekehrt der Thron an sie, und die sogenannte liberale Partei, alle übrigen Staatsbürger. In kleineren Sachen kamen wohl öfters Spaltungen innerhalb dieser Parteien selbst vor, jedoch in der Hauptsache: einander die Stange zu halten, waren sie stets in geschlossenen Reihen aufgetreten. So auch bei dem letzten Ministerwechsel; längere Zeit nach diesem war die schönste Eintracht unter den Liberalen vorherrschend, in dem Grade, daß die aristokratisch-bürreaukratische Partei saft verschwunden schien. Jetzt aber, wo die Wahlen näher heranrücken und täglich Vorbereitungen vorgenommen werden, jetzt kommt sie wieder zum Vorschein, und zwar von einer neuen dritten Partei, der ultrademokratischen, auf's Neue zum Widerstande gereizt. Wäre dieß nicht, jene wäre auch nicht wieder öffentlich aufgetreten. Nebenbei muß ich noch eine vierte Partei nennen, die Socialisten, die aber ganz klein und unbedeutend ist, und die jetzt weiter nichts gethan hat, als die Theorie von „begünstigten" und „nichtbegünstigten" Staatsbürgern, so wie die Juni-Revolte in Paris als einen bereits begünstigten Kampf der „Nichtbegünstigten", aufgestellen und hervorzuheben. Sie wird auch weiter nichts thun, denn zur practischen Ausführung ihrer „Ideen" fehlt ihr hier das Wichtigste: ein hungerndes Proletariat; genannt habe ich sie bloß, damit Sie sehen, wie präcis wir, so weit es thunlich ist, jetzt wie früher, alle neue Moden adoptiren.

Die Ultra-Demokraten sind eine Fraction der alten national-liberalen Partei; sie haben die königlichen Wahlen als Vorwand ihrer Ausscheidung und eigenen Niederlassung im „Hippodrom" genommen; sie bedenken nicht, daß gerade die königlichen Wahlen eine Bedingung waren, unter welcher die directen Wahlen und das allgemeine Stimmrecht von den Ständen der Regierung empfohlen wurden, und mit einer Art von Terrorismus verdammen sie nun alle Mitglieder der früheren Provinzialstände. Es mögen im Herzen und der Gesinnung nach ganz gute Leute sein, auch zählt die Partei einige bedeutende Persönlichkeiten, jedoch scheinen diese „Demokraten" grade das Gegentheil von dem zu ergielen, was sie wollen. Natürlich ist die bei uns sonst liberale Bourgeoisie ein Schrecken überkommen, indem sie sieht, wie die bedeutendsten und schwierigsten politischen Fragen, wie die über das Veto und über das Ein- oder Zweikammer-System, — Fragen, über welche die Meinungen hier überhaupt sehr verschieden und unklar sind — den Leidenschaften statt der ruhigen und klaren Debatte anheimgegeben werden, und in ihrer Angst schlägt sie sich hier und dort, um gegen einen anarchischen Terrorismus zu wirken, auf die Seite der Reaction, der aristokratisch-bürreaukratischen Partei, die wirklich hierdurch einige ihrer Candidaten gewiß durchsetzen wird. Die Reaction ist klug, sie wartet immer ab, und läßt sich, der Form nach, fast zum Scheinen nöthigen. Während die Ultra-Demokraten und die Führer der Gesellschaft der Bauernfreunde, an deren Spitze Balthasar Christensen steht, die zusammenhalten, besonders die Bürger der Provinzialstädte, den Gewerbetreibenden der Hauptstadt und den schlichten Landmann bearbeiten, — werden Oersted, David und Ussing von ihr als Candidaten hingestellt.

Noch scheint es aber doch, als würden die alten Liberalen, die, für welche das Blatt „Fädrelandet" das Banner trägt, und welche die Intelligenz auf ihrer Seite haben, den Sieg davon tragen, und ich wünsche ihnen aufrichtig ein solches Resultat; die Regierung, die aus eigenem Antrieb das freisinnige Wahlgesetz erlassen hat, wird von

Digitized by Google

dieser Partei unterstützt, und ich bin überzeugt, daß sie — die Regierung — nur freisinnige und tüchtige Männer wählen wird, so wie ich hoffe, daß, trotz jener vorgeeilten Geburt der „Altra-Demokraten", der Reichstag alle nöthigen Elemente in sich fassen wird, um Dänemark eine ruhige und segensreiche Entwickelung zu bereiten. Mag der Reichstag über die Zweckmäßigkeit der königlichen Wahlen für die Zukunft entscheiden, jetzt sind sie da als Gesetz, und, unter den jetzigen Umständen im Interesse der wirklichen Freiheit, die wir doch Alle wünschen. Es ist ein großer und gewagter Sprung, von dem reinen Absolutismus zu der constitutionellen Monarchie auf einer so breiten demokratischen Grundlage, als allgemeines Stimmrecht, directe Wahlen und Aufhebung alles Wahlcensus, gethan, daß man einer Regierung, die von selbst ein solches Gesetz erlassen hat, nicht allein ruhig die Wahl von ¼ Theil der Repräsentation überlassen kann, sondern vielmehr muß. Der plötzliche Uebergang hat viele Leidenschaften und unreife Kräfte entwickelt, und dieses voraussehend, war es die Pflicht der Regierung, auf das beste Mittel gegen solche im voraus bedacht zu sein, welches jedenfalls das ist und sein wird, sich selbst ein freies Wort zur rechten Zeit unter den Vertretern des Landes offen zu halten.

Man erwartet für die nächsten Tage von Seiten der Regierung die Veröffentlichung des Entwurfs zu dem neuen Staatsgrundgesetz.

Daß es auch hier, wie überall, bei einem so allgemeinen Stimmrecht nicht an Mißbräuchen fehlen wird, ist wohl nicht in Abrede zu stellen, aber ein gesunder und kräftiger Volksgeist, der hier Gottlob durchweg herrscht, im Verein mit einer Reorganisation des Volks-Unterrichts, wird nach und nach sich als die beste und einzige Abhülfe bewähren.

Literatur.

Album de Trollhätta. Collection des vues, les plus remarquables et pittoresques de Trollhätta. (Trollhätta-Album. Sammlung af de vackraste och märkvärdigaste utsigter vid och omkring Trollhättan.) 10 Zeichnungen von L. Bildtfeldt, Text von Oscar Odh. Gothenburg, D. F. Bonnier.

Die unter dem Namen Trollhätta weltberühmten gigantischen Wasserfälle, welche die Götha Elf auf ihrem schnellen Lauf vom Wenersee nach dem Kattegat, eine Meile von der Stadt Wenersborg bildet, so wie die in der Nähe derselben angelegten Kanäle und Schleusenbauten sind von der größten Wichtigkeit und dem höchsten Interesse sowohl in historischer und topographischer, wie in statistischer Beziehung. Natur und Kunst wetteifern hier mit einander in dem großartigsten Modell. Die wildschöne Majestät der Ersteren, und der Letzteren fleißreiche Kraft wecken im hohen Grade die Bewunderung des Besuchers. Wohl ist es nicht zu leugnen, daß es andere Wasserfälle giebt, die weit höher sind; aber es ist nicht die Höhe allein, welche die Schönheit ausmacht: die pittoreske Lage der Umgebung, und vor Allem die Größe der mit donnerähnlichem, unaufhörlichem Getöse gewaltsam hervorstürzenden Wassermassen sind es, welche den eigenthümlichen, großartigen Reiz verleihen. Bald trennt sich der Fluß, waldbedeckte Holme und nackte Klippen umschließend, bald erweitert er sich und bildet wiederum Buchten, bald drängt er sich durch eng zusammengekommene Bergwände, während die Sonne buntwechselnde Regenbogen in den unaufhörlich aufsteigenden Dünsten malt. Auf der westlichen Seite des Flusses eine Kette von steilen Bergen, aus deren klüftigen Flächen und Laubholz sich erheben; auf der östlichen Seite eine Menge von Wasserbauten, im Vordergrunde die Oldadahlbe, angefüllt von unbeweglichem Baumholz und im Hintergrund die fernen Bergzüge, das sind in schwachen Zügen die Umrisse des Gemäldes, welches das vorliegende Album uns in 10 kunstvoll ausgeführten Zeichnungen liefert. — Eine Beschreibung der großartigen Wasserfälle sowohl, als des Kanals und des Wasserbaues, so wie eine historische Uebersicht über die großartigen Anlagen geht den bildlichen Ansichten voraus, während einer jeden derselben eine specielle Beschreibung, meistens in humoristischer Dialogform, beigelegt ist. — Der Zeichner, L. Bildtfeldt hat mit vielem Glück die interessantesten Situationen seinen Bildern zum Vorwurf zu machen gewußt und diese mit vielem Fleiß ausgeführt, so daß wir uns jedem einzelnen Blatt eine klare Anschauung von den großartigen Natur- und Kunstschätzen gewinnen, welche allein schon eine Reise nach den fernen Schweden lohnen mögen. Wir glauben mit Recht dies, in jeder Beziehung elegant ausgestattete Album ebenfalsowohl denen anempfehlen zu können, welche selbst Trollhätta zu besuchen Gelegenheit hatten und die Scenen auf der Erinnerung in stete Rahmen zu fassen wünschen, als auch Jedem, der für Natur- und Kunstwerke im Allgemeinen besondere Vorliebe hegend, seiner Phantasie zu Hülfe kommen will.

Todesrunen, den Tapfern gewidmet, die in der Bataille von Düppelberg, den 5. Juni 1848, fielen, von C. F. Nikderstad, Linköping, 1848. (Dödsrunor, helgade de tappre, som stupade i Bataillen vid Düppelberg etc.)

Unter diesem Titel hat der bekannte schwedische Dichter C. F. Nikderstad eine kleine, zierlich ausgestattete Schrift herausgegeben, deren Reinertrag dazu bestimmt ist, „ein einfaches Monument an einem passenden Platze bei Düppelberg (im Sundewitt) zur Erinnerung an den Tag zu errichten, an dem schwedischen, norwegischen und dänischen Blut zum ersten Male für die Sache des Skandinavismus floß". Das Buch enthält eine Beschreibung der Treffen vom 28. Mai und 5. Juni, Trauergesänge über gefallene Militärs und kurze Biographien derselben, nämlich des dänischen Oberstlieutenant Norgaard'sterne, der schwedischen Lieutenants Carl Lejonhufvud und Gustav Lorenz Sommelius und des norwegischen Lieutenants Leopold Löwenskiold, und endlich ein Gedicht „Sonderburg", in Veranlassung des Begräbnisses der gefallenen Krieger. —

On the relations of the Duchies of Schleswig and Holstein to the Crown of Denmark and the Germanic Confederation, and on the treatyengagements of the great European powers in reference thereto. By Travers Twiss, D. C. L., F. R. S., fellow of University College, Oxford, and advocate in Doctors Commons. London, 1848.

Die „literarischen Blätter der Börsenhalle" und das „Mag. f. d. Lit. d. Auslandes," die einzigen deutschen Blätter, welche öffentliche Mittheilungen über den Norden und seine Zustände bringen, berichten in einem ausführlichen Artikel über obengenannte Werk. Es heißt unter Anderm:

Der gelehrte Verfasser, der seit längerer Zeit mit den interessantesten Fragen des kommentalen Staatsrechts sich beschäftigt, hat die ganze Frage von rein juristischem Standpunkt behandelt, ohne Rücksicht auf politische Sympathien oder Antipathien, von welchen er, als fernstehender, gänzlich unbetheiligter Zuschauer, sich ohne Schwierigkeit hat frei halten können. Es ist aber nicht diese Unparteilichkeit allein, die seiner Schrift einen so hohen Werth verleiht; die Gründlichkeit, mit welcher er alle dabei in Betracht kommenden Momente der Erörterung unterzogen und den Werth der von den Streitenden Parteien vorgebrachten Argumente gewogt, der Scharfsinn und die umfassende Kenntniß der geschichtlichen Vorgänge, wie der einschlagenden Rechtsverhältnisse (zum Theil in Beziehung auf das Lehnrecht), welche er dabei entwickelt hat, verdienen nicht minder die vollste Anerkennung und zeichnen, verbunden mit einer eben so einfachen und schmucklosen, als eleganten Behandlungsweise, die Schrift vor vielen ähnlichen Productionen auf dem sogenannten politischen Gebiete höchst vortheilhaft aus. Wie begeistert daß Erscheinen derselben um so freudiger in dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem, nachdem die erste Aufwallung eines überreizten Nationalgefühls vorüber ist, der Sinn für Recht und Gerechtigkeit, der das deutsche Volk von Alters her auszeichnet hat, zu neuem Leben zu erwachen und eine größere Empfänglichkeit für ruhige und leidenschaftslose Erörterung einzutreten zu sein scheint.

Der Verfasser hat nicht allein die so reichhaltige neuere Literatur über die Schleswig-Holsteinische Frage benutzt, sondern ist überall auf die historischen Quellen selbst und die betreffenden staatsrechtlichen Actenstücke zurückgegangen. Wie aus der Vorrede hervorgeht, ist er in diesen Studien sowohl von dem königlich preußischen Gesandten, Ritter Bunsen, und dem von der deutschen Bundesversammlung abgeordneten hamburgischen Syndikus, Dr. Banks, als auch von dem königlich dänischen Legations-Secretair v. Bülow, durch Mittheilung des erforderlichen Materials bereitwillig unterstützt worden, und er hat mithin auch in dieser Sinne beide Parteien vollständig gehört, bevor er sein Urtheil abgab.

Die Schrift beginnt mit einer statistischen und historischen Einleitung (pag. 1—43), worauf eine Abhandlung über einige Eigenthümlichkeiten des Lehnrechts folgt (pag. 44—56). Nachdem der Verfasser solchergestalt die faktischen und rechtlichen Grundlagen seiner Erörterung festgestellt hat, geht er zu der nähern Beleuchtung des Verhältnisses der Herzogthümer zu der Dänischen Krone über, wobei er sowohl die deutschen wie die dänischen Argumente, und zwar jedes besonders, einer eingehenden Untersuchung unterwirft (pag. 57—102). Dasselbe gilt von dem Verhältniß der Herzogthümer zu dem deutschen Bunde, welches den Gegenstand des nächsten Abschnittes (pag. 103—119) ausmacht. Den Schluß bildet eine Darstellung der vertragsmäßigen Verpflichtungen der europäischen Großmächte in Beziehung auf die Herzogthümer und die dänische Krone (pag. 120—171). Angehängt sind verschiedene staats- und völkerrechtliche Urkunden (pag. 175—204).

Was die Interpretation der in Beziehung auf die Successionsfrage Schleswigs (1721) verfügenden Urkunden angeht, so erkennt der Verfasser es an, daß das Wort: „inkorporiren" in dem Patent Friedrich's IV. es

Digitized by Google

zweifelhaft lassen könne, ob eine Incorporation in die dänische Krone oder lediglich eine Wiederverei-nigung des herzoglichen mit dem königlichen An-theile des Herzogthums gemeint gewesen sei, ent-schidet sich aber mit Rücksicht auf die Worte des Huldigungseides für die Ansicht, daß eine wirkliche Wiederincorporation in die dänische Krone statt-gefunden habe. Wenn er hierin von der Mehrzahl der deutschen Schriftsteller über diesen Gegenstand abweicht, so schließt er sich auf der anderen Seite eben so wenig der dänischen Ansicht unbedingt an, indem er in der von Friedrich IV. bewerkstelligten Incorporation nicht die Wiederherstellung des Ver-hältnisses von Schleswig vor der erblichen Belei-hung der Grafen von Holstein im Jahre 1326, bis zu welchem Zeitpunkte es als eine Provinz oder Präfectur von Dänemark begichnet werden kann, sondern lediglich die Wiederherstellung der Verhält-nisse des Herzogthums vor dem Jahre 1658, also namentlich des Lehnbandes sieht. Hiernach würde die gegenwärtige politische Stellung Schleswigs als die eines der Lehnsherrschaft der dänischen Krone un-tergebenen, im Uebrigen aber selbstständigen Herzog-thums zu betrachten sein, oder mit anderen Worten, die Souverainetät (Oberlehnsherrlichkeit) über Schles-wig würde dem jedesmaligen Könige von Dänemark, die Landeshoheit aber (the lordship, the dukedom) demselben nicht als solchem, sondern als Herzog von Schleswig zustehen.

Was den Einfluß der Vorgänge von 1721 auf die Erbfolge in Schleswig anbelangt, so bemerkt der Verfasser, daß eine starke innere Wahrschein-lichkeit für die Ansicht spreche, daß — von den Wirkungen des Incorporations-Aktes selbst abge-sehen — jedenfalls durch den Huldigungseid das dänische Königsgesetz als die allein gültige Success-ions-Ordnung, wie für die Vererbung der Souve-rainetät, so auch für die der Landesherrschaft, sanctio-nirt worden und mithin in letzterer Beziehung an die Stelle der älteren Familienstatute von resp. 1609 und 1650 getreten sei, woraus dann die ge-meinsame Vererbung Schleswigs mit Dänemark von selbst folgt.

Was die internationale Seite der Frage betrifft, so bestreitet der Verfasser das von der deutschen Bundesversammlung in Anspruch genommene Recht, auf den Grund einer staatlichen Verbindung Hol-steins mit dem Herzogthum Schleswig einen Ein-fluß auf die Verhältnisse dieses letzteren zu üben. Er bemerkt, daß eine etwaige politische Verbin-dung der beiden Herzogthümer, wie eng und innig sie auch sein möge, die internationalen Ver-hältnisse derselben in keiner Weise berühre, und daß mit Rücksicht auf Schleswig nur die internationalen Rechte Holsteins zur Cognition des Bundes gehören. Diese aber durch eine etwaige Veränderung in den politischen Beziehungen der Herzogthümer zu einan-der, Lineswegs affcirt werden könnten.

Rücksichtlich der englischen und französischen Ga-rantie ändert der Verfasser sich dahin, daß die bloße Gegenwart einer Invasionsarmee in dem vormals herzoglichen Antheile von Schleswig ungweifelhaft einen casus foederis konstituire, vorausgesetzt, daß Dänemark zu dieser Invasion keinen gerechten An-laß gegeben habe, indem die Wirksamkeit solcher Garantien auf aggressive Kriege sich nicht erstrecken könne. Er ist der Ansicht, daß diese Voraussetzung in dem gegenwärtigen Falle vorhanden sei, und wiederingt ausführlich die Behauptung des Ritter Bunsen, daß der König von Dänemark sich eines Angriffes auf das in den Herzogthümern geltende Erbfolgegesetz und auf die Rechte des Volkes schul-dig gemacht habe. Der Einwurf des preußischen Gesandten, daß eine etwaige Invasion des vor-mals herzoglichen Antheils von Schleswig jedenfalls nur in Folge von Feindseligkeiten, welche in Be-ziehung auf den vormals königlichen Antheil begon-nen blieben, eingetreten sei, wird ebenfalls widet legt und dabei gezeigt, daß der herzogliche Antheil nicht, wie dort Bunsen angegeben, bundesfläglich den Norden, sondern im Gegentheil — mit Ausnahme eines etwa beabsichtigten Angriffs auf den königli-chen Antheil eine Invasion des herzoglichen habe vorangehen müssen. Gegen den ferneren Einwand, daß die Garantie mit dem Jahre 1775, als die Ansprüche des Gottorpschen Hauses, gegen welche sie gerichtet gewesen sei, durch Verjährung ihn-fällig geworden, ihr Objekt und folglich ihre Wirk-samkeit verloren habe, beruft der Verfasser sich sowohl auf den ausdrücklichen Inhalt der Garantie, wonach dieselbe keineswegs blos die Beseitigung der Ansprüche des damals überlebt völlig machtlo-sen Gottorpschen Hauses bezweckt habe, sondern vielmehr „die Erhaltung des Königs von Dän-mark in dem ruhigen und friedlichen Besitze des her-zoglichen Antheils von Schleswig und die Bestrei-digung dieses Besitzes gegen Alle und Jeden, welche, sei es direkt oder indirekt, denselben zu stören un-ternehmen würden," — als auch auf den zwi-schen Frankreich, England und Dänemark im Jahre 1767 zu Kopenhagen abgeschlossenen Allianz-Trak-tat, worin „jede Invasion oder Feindseligkeiten von Seiten der Czarin oder jeder andern Macht, welche möglichermeise das Herzogthum Schleswig angreifen möchte," als das Objekt jener Garantie bezeich-net sei. Im Wesentlichen dieselbe Bedeutung legt der Verfasser der bekannten russischen Garantie bei."

Wissenschaft und Kunst.

Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen.

(Sitzungen im Jahre 1848.)

Sitzung vom 9. Januar Prof. Steen-strup theilte einige Beobachtungen mit, welche er in Betreff der Zeit angestellt hatte, in welcher gewisse gebohrne Lager von Austern und Muschelschalen ge-bildet waren, und über die Natur- und Kultur-verhältnisse, welche damals in Dänemark stattfan-den. Diese Beobachtungen leitete er mit einer kurzen Darstellung der Sitze ein, welche ein bo-tanischer Naturforscher jetzt des Standes. Prof. Rit-son, ähnliche Verhältnisse des Nachbarlandes namentlich Schonens betreffend, angegrochen hatte. Außer dem größeren Interesse, welche Prof. Nilsson's „Skandinavische Fauna, 1. Theil: Säugethiere, 2. Auflage, Lund 1847" schon für Dänemark in zoologischer Hinsicht hat, da sie ausführliche Be-schreibungen aller bis jetzt in Skandinavien bekann-ten Säugethiere und deren Lebensweise giebt — unter welchen man viele hier zum ersten Mal be-schrieben findet — bietet das Buch eine andere lehrreiche Seite durch die zoologisch-historischen Bei-träge dar; es enthält neben der Verbreitung der größeren Säugethiere zu verschiedenen Zeitaltern innerhalb der gegenwärtigen Erdperiode, Beiträge, welche namentlich Skeletten und Knochen entnom-men, die in verschiedenen, in dieser Periode gebil-deten Erdlagen, gefunden sind, besonders in Torf-mooren und Mergellagern. Prof. Nilsson spricht sich in Folge der Untersuchungen darüber aus, daß die jetztlebenden Thierarten früher von bedeutenderer Größe waren als diejenigen, welche wir jetzt haben, und daß sie dello größer gewesen sind, je ferner sie der gegenwärtigen Zeit stehen; als Beispiele führt er das Elenthier, das Rennthier, den Hirsch und den Rehbock an und spricht sich darüber aus, daß vielleicht Regel sich bei den Ueberresten der Bären und Auerochsen bestätigt findet, nur der Mensch macht seiner Ansicht nach eine Ausnahme, und es haben früher ebenfowohl als jetzt größere und klei-nere Racen existirt. Er äußert sich ferner, daß die zahmen Thiere Europa's im wilden Zustande in demselben Wohlheit gelebt haben, und mehrere der-selben sogar im Norden. So kommt nicht nur die zahme Katze und mehrere Landvögel von europäi-schen Formen ab; sondern das Pferd kann im ge-zähmten Zustande in Schonen bis zum Bronzealter zurückgeführt werden, als Schonen von vorgeschi-chten Stämmen bewohnt war, die Reiterei hatten, und von einem entsprechenden wilden Pferde exi-stirten sehr ausgezeichnete Bildungen in Europa Ueber-reste; von den Ochsen der Vorzeit weiß Nilsson für Schonen vier verschiedene wilde Arten nach, von denen der eine der Auerochs ist (Bos bison L.), welcher sich durch seine starkgewölbte Stirn und seine kurzen und kleinen Hörner auszeichnet, die drei anderen haben eine flache Stirn und gruppiren sich um unsern zahmen Ochsen, und er meint, daß unser großer Hornvieh von Riesenochsen (Bos Urus L.), das kleinere Hornvieh dagegen von Bos Fron-tosus Nilss. über zum Bos longifrons Owen, abstammen möchte. — Die Landsäugethiere sind nach Prof. Nilsson's Meinung zu verschiedenen Zeiten in Schweden eingewandert, ein großer Theil der Landthiere ist über Sibirien in Schweden und weiter nach dem Süden hin eingedrungen, ein an-derer Theil ist aus dem Süden eingewandert, wäh-rend die Sümpfe und zum Theil die Oefee die nord-deutsche Ebene mit Schweden und südlichen Ebenen trennten. Als dem südlichen Stamme an-gehörend, werden betrachtet: Sulo borealis N, Mustela lutreola L., Canis lagopus L., Lepus borealis Nils., Pteromys volans., Lemmus mo-dius, rufescens, rutilus, norvagicus, sobisti-color, so wie Sminthus betulinus.

Als dem germanischen Stamme angehörend, oder dem, welcher auf südöstlichem Wege eingewandert ist, kann man nach Nilsson mit Sicherheit rechnen:

Talpa europaea L., Erinaceus europaeus L., Mustela putarius L., Meles taxus., Ursus arc-tos und den fossilen (U. spelaeus) Canis fami-liaris ferus. Mus musculus L. und sylvaticus L., Myoxus avellanarius L., Castor fiber L. (den fossilen) Bos scotch ferus, fossil. Equus caballus fossilis und die Hirschar-ten: Cervus Alces, Elaphus, capreolus und Cervus taran-dus fossilis. — Den germanischen Zweig der Fauna erklärt Nilsson als schon seit langer Zeit erloschen, der südlichen dagegen wird durch neues Hinzuströmen aus Nordost vermehrt.

Steenstrup knüpfte an die vorhergehende Dar-legung der Resultate des Professor Nilsson höchst interessante Bemerkungen an, den Gegenständen zu-nommen, welche in dänischen Mooren gefunden wa-ren, und von denen er einen großen Theil der Gesellschaft vorlegte; es ergab sich u. a. daß das Rennthier in ältern Zeiten in Dänemark zu den mehr allgemein verbreiteten Thieren gehörte. Er sprach darauf über das Alter der gehobenen Mu-schellagen. Schon vor mehreren Jahren (1837) hatte er in Lagern von Austern und andern Strand-schaalthieren, welche sich nun bedeutend über der

Digitized by Google

Oberfläche des Meeres bedienen, unverkennbar Kunstprodukte gefunden, welche also die Bildung dieser Lagen, wenn auch nicht innerhalb der historischen Zeit, so doch innerhalb der Bewohnungszeit des Landes setzen. Diese Kunstprodukte waren zwei 3—5 Zoll lange Steinbeile (Flintmesser) auf die gewöhnliche Weise von den ältesten Bewohnern des Landes behauen, der eine worte in einer Austernoder Muschelbank auf Bildung Feld gefunden, der andere bei Hamde, beide Stellen sind in der Nähe des Mariagerfjord. Aehnliche Bänke mit Muscheln und Austern werden an den meisten Küstenstrecken gefunden, namentlich sind sie häufig um den Jofsfjord; da mehrere solcher Bänke in der Umgegend von Frederikshavn und häufig durchschnitten sind, weil sie zur Füllung der Wege oder als Mergel auf den Feldern verwandt werden, so braucht Steenstrup einen Aufschluß dafselbst, um näher ein Paar Punkte, mit besonderer Rücksicht auf das Alter der Lager, zu untersuchen. Die eine Stelle liegt dicht bei Frederikshavn's Ueberfahrtsplatz, die andere bei Hawelse's Mühle.

An ersterer Stelle befand die Bank gegen den Fjord, aus einem steilen oder lothrechten Abhang, und einer von dem unterhalb Theil derselben ausgehenden schwachen Neigung gegen den Fjord. In dem lothrechten Abhang sah man oben eine dünne Erdrinde von magerm, sandigen Humus, mit kleinen Steinchen und Muschelbeckeln gemischt; unter dieser kam eine Lage von 6—7 Fuß Mächtigkeit, die in der obersten Hälfte hauptsächlich aus Muschelschalen bestand, und in der untersten Hälfte aus diesen und einem großen Theil abgerundeter Steinchen gebildet war, die nun 2—3 Zoll im Durchschnitt hatten. Die Unterlage bestand aus Strandsand und feineren und gröberen Grus und war ebenfalls 7 Fuß mächtig, aber man fand kaum eine Spur von Thieren darin. Dem Grunde dieses, 14—15 Fuß boden, lothrechten Abhangs ging eine flache, größtentheils grasbedeckte Neigung bis an die eberste Tanglinie, aber bis an die Linie, auf welcher starker Wellenschlag den aufgeworfenen Tang ablagert; die Höhe dieser Neigung kann ungefähr 3 Fuß betragen, und erst unter dieser kommt das gewöhnliche Tangaser oder die Linie, bis an welche das Meer bei gewöhnlicher Bewegung geht. Folglich liegt die große Lage von Muscheln in einer Höhe von 10—17 Fuß über dem höchsten Wasserstand jener Stelle.

Die Muschellage wurde gebildet von:

Ostrea edulis L., Cardium edule L., Mytilus edulis L., Venus pullastra Mont., Venus aurea Gmelin., Trigonella plana Da C., Nassa reticulata L., Litorina litorea L., Litorina obtusata L., Helix strigella Drap., Helix pomoralis Müll., Carocolla lapicida L.

Von diesen waren Austern (Ostrea edulis) und Herzmuscheln (Cardium edule) so überwiegend, daß sie beinahe die ganze Masse ausmachten; dann folgten die Schnecken: Nassa reticulata und Litorina litorea; alle die andern waren unter den übrigen mehr verschwindend. Bei einer sorgfältigen Untersuchung fand man unter den Muscheln einige Steinstücke, welche nicht natürlich sein konnten, sondern, wenn auch nicht mit großer Kunst, behauen sein mußten, und sowohl Professor Forchhammer als die Alterthumsforscher haben in denselben die gewöhnlichen Steinkeile erkannt, welche von den Bewohnern des Steinalters theils zu Pfeilspitzen ausgearbeitet, theils vielleicht schon im rob behauenen Zustande als solche benutzt wurden; vier dieser Steinstücke wurden aus einer frischentblößten, noch nicht gestörten Band 2, 3 und 4 Fuß tief unter den Muscheln herausgenommen; mehrere andere wurden zwischen den Muscheln gefunden, welche von dem Abhang herunterzgefallen waren, und deren ursprüngliches Lager folglich nicht näher angegeben werden konnte. Nach der Lage, in welcher man die Keile fand, kann kein Zweifel darüber stattfinden, daß sie auf der Stelle wo man sie fand gleichzeitig mit den Austern und andern Muscheln abgelagert sind, mit welchen sie auch ungefähr dieselbe Schwere haben und folglich kann es auch nicht bezweifelt werden, daß die Bank, obgleich von einem damals viel höheren Wasserstande zeugend, während der Bewohnung des Landes gebildet ist.

Bei Hawelse's Mühle verhielt es sich auf dieselbe Weise, auch hier fand man, durch Menschen, hand zugeformte Steinstücke, und unter diesen war besonders ein Paar unverkennbar; einige Spuren von Landthierknochen fand man ebendaselbst.

Man wird aus jenen fernen Zeiten nur dann ein zusammenhängendes Bild gewinnen, wenn der Alterthumsforscher und der Geologe bei ihren Untersuchungen Hand in Hand gehen.

Elatocarb Schouw zeigte Zapfen und Holz der sikanonischen Zeder (Cedrus libanocasis) vom Atlas, in der Provinz Constantinen, welche von dem Obersichirurgen Guyon bei der französischen Armee in Algier, an seine Majestät Christian VIII. geschickt, und von Hochdemselben dem botanischen Garten geschenkt worden waren. Es wurde bemerkt, daß schon Plinius angegeben habe, daß man auf dem Atlasgebirge Zederbäume gefunden, daß man aber in neuerer Zeit sehr dort nicht angetroffen und deshalb vermuthet habe, daß Plinius einen andern Baum meinte. Indessen hat doch schon vor einigen Jahren der britische Konsul Drummond Hay in Tanger Zapfen und Zweige davon an Lambert gesandt, welcher eine Monographie über das Geschlecht Pinus geschrieben hat, ebenso hat auch Webb Exemplare von Marokko erhalten, und nach Durieus Bericht kommen Zederwälder auf dem kleinen Atlas bei Bibach in Algier vor. x—

Tagesgeschichte.

Dänemark.

Die Klagen von der Ostsüte Schleswigs nehmen mit jedem Tage zu; besonders Cappeln und Arnis leiden, trotz des ratifizirten Waffenstillstandes, unter dem Drucke des Krieges. Die kleineren Schiffer dieser Städte, die ihren Hauptbandel auf Kopenhagen mit den Landesprodukten treiben, verfallen in Armuth, die Hafenschaft, auf welche sie wenigstens jetzt rechnen zu können zeglaubt hatten, wird ihnen durch die strenge Anwendung der Flaggengesetze der prov. Regierung geschmälert. Daß man in dänischen Häfen keine Schiffe von Schleswig unter der deutschen Flagge einclarieren kann, verseht sich von selbst. (Berlings-Ztg.)

— Während die aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Dänen sich nicht lobend genug über die ihnen von Seiten der Preußen und Hannoveraner (namentlich während ihres Aufenthalts in Stade) widerfahrene gute Behandlung aussprechen können, bringt das „Kieler Korrespondenzblatt", das schon seit längerer Zeit nicht mehr von Olshausen, unter dem es stets den ersten Rang in der schleswig-holst. Presse einnahm, redigirt wird, alle aufgebrachte Geschichten über die Behandlung der deutschen Gefangenen in Dänemark, die schon vor drei Monaten als grundlos von den Betheiligten selbst widerlegt worden sind. Den Bäckern, die auf Achtung Anspruch machen wollen, steht es zu erwarten, daß sie Alles anwenden, um Gehässigkeiten, wo sie sich zu vermeiden, die halbvernarbte Wunden nutzlos wieder aufs Neue aufreißen.

Die „Berlingske Zeitung" theilt folgendes Antwort einer Anzahl von schleswigschen Unterofficieren und Soldaten in der dänischen Armee an die provisorische Regierung mit, welche dieselben als Entgegnung auf die Aufforderung, sich zur Militärassistenz in den Herzogthümern zu stellen, eingeschickt haben:

„Da sehr viele unter und jungen Schleswigern aus besonderen Gründen während des letzten Sommers sich in das Königreich begeben haben und hier freiwillig die Militärstelle durchgegangen sind, so wie denn auch Manche von uns die Affairen bei Bau, Schleswig und der Düppeler Mühle mitgemacht haben, so hat die provisorische Regierung in Rendsburg und vermißt bei ihren neulich in den Herzogthümern abgehaltenen Landsessionen, und deshalb unterm 8. September eine Aufforderung erlassen, nach welcher wir, als militärpflichtige Schleswig-Holsteiner, unverzüglich beimkehren sollen, um unter dem Banner der provisorischen Regierung Dienste zu leisten.

Wir erklären hiermit, daß wir hier Aufforderung gelesen haben, und gezeigt sind, derselben nachzukommen; indeß hängt es von verschiedenen Umständen ab, wann dies stattfindet. Es ist gewiß, daß z. B. alle Waffenfähige im Königreiche mit uns gemeinsame Sache machen werden, und wir werden deshalb nicht kommen, ohne diese unsere zahlreichen Freunde mitzubringen. Ferner ist es ausgemacht, daß, falls die provisorische Regierung selbst nach Eintritt des Waffenstillstandes, sich noch fortwährend in der Lage befinden sollte, unserer Hülfe dürftig zu sein, wir kommen werden, und da wir hier nicht müßig gewesen sind, sondern vielmehr gesorgt haben, uns für die Arbeit tüchtig zu machen, zu welcher wir beimberufen werden, vermeinen wir der provisorischen Regierung dessen willkommener zu sein, und hoffen zu Gott, alsdann solche Proben von unserer Waffentüchtigkeit und Vaterlandsliebe ablegen zu können, daß die Hohe provisorische Regierung Ihrer ganzen beschwerlichen provisorischen Arbeit überhoben werden wird, welche vermuthlich ihre Zeit in dem Grade in Anspruch nimmt, daß sie kaum unsere Manövres mit Ihrer Hohen Gegenwart wird beehren oder sich persönlich von unserer Fertigkeit im Gebrauch der Musteten überzeugen können."

— Als ein Beispiel wie durch Vereinigung, mit Wenigem sich große Resultate erzielen lassen, erwähnen wir die seit April in Kopenhagen eröffnete 4 Schilling- (1 Ngr.-) Subscriptionen zur Unterstützung der Verwundeten und Gefallenen, welche, obwohl fortwährend Auszahlungen gemacht werden, am Schlusse des vergangenen Monats einen dänischen Fond von circa 63,000 Thlr. ergielt hatte.

— Der Minister Hvidt hat sein Entlassungsgesuch beim König eingereicht, der seinen Austritt vom 1. November an genehmigt hat. Er wird in seine frühere Stellung als Direcker der Nationalbank, aus welcher die Stimme des Volkes und das Verlangen des Königs, nach der bekannten Colstonversammlung vom 20. März, den 7jährigen Mann gegen seinen Wunsch rief, zurückkehren. Wir wollen bei dieser Gelegenheit einen Blick auf sein

Digitized by Google

vielbewegtes Leben werfen, wobei wir namentlich seine Biographie in „Dusk Pantheon“ folgen.

Lauritz Nicolai Holst ist geboren 1777. Er widmete sich den wissenschaftlichen Studien und erhielt, bei dem ersten und zweiten Universitätsexamen öffentliche Anzeichnung, so daß auch bei dem theologischen Amtsexamen, und betrat in seinem 18. Jahr die Bahn. Nur von der so vielen Glück betretenen wissenschaftlichen Bahn rief ihn plötzlich der Tod seines Vaters ab, indem er gezwungen wurde, für seine Mutter und seine vier Schwestern das nicht unbedeutende Kurz-Waaren-Geschäft seines Vaters zu übernehmen. Das für Dänemark ungünstige Jahr 1801 brachte auch Holst geschäftlich Verwicklungen, jedoch nur vorübergehende, und 1807 war er im Besitz eines ausgedehnten Geschäfts, das jedoch während des Kriegs gänzlich zu Grunde ging, indem die Engländer seine Schiffe und Waaren nahmen und confiscirten. Der jetzt schon reiche Mann faßte nun rasch den Entschluß, den Handel aufzugeben und sich der Justizpflege zu widmen, wurde aber ehe er das Examen gemacht hatten abgebrach, indem er das nun errichtete Amt eines Börsecommissairs erhielt, welches er bis 1816 verwaltete, wo er auf seine Eingabe als jetzt überflüssig einging. Er widmete sich jetzt wieder mit solchem Glück dem Handel, daß er in wenigen Jahren der bedeutendste Rheder der Stadt wurde, wie er auch die ersten Dampfschiffe in Dänemark in Gang brachte. Die für Copenhagens westlichen Theil neu angelegten Communenen bewogen ihn nach und nach sich aus dem Geschäft zu ziehen, bis er dieses im Jahr 1835 gänzlich aufgab und den Posten eines Directors der Nationalbank annahm, in welcher Stellung er, die Filialbanken in Aarhuus und Flensburg gründete.

Seine politische Laufbahn begann er in der vorberathenden Versammlung wegen Einführung der Provinzialstände und setzte diese später in den Jahren 1835, 1840 und 1842 als Vicepräsident der Recolitter Versammlung fort. Er entwickelte hier wie überall eine Wirksamkeit, Kenntniß und Erfahrungsreichthum, welche allgemeine Anerkennung fanden.

Nebenbei hat er viele Aemter in Gesellschaften, Stiftungen, Communalangelegenheiten ꝛc. bekleidet, und es giebt kaum ein wichtiges Unternehmen in Dänemark unter deren Stiftern und Förderern er nicht genannt wurde.

Seine Vaterlandsliebe, Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit stehn über jeden Angriff erhaben und trotz seines Wahlfreuhs in politischer Hinsicht, „Dänemark bis an die Elder“ haben wir doch nie gegen seine Person auch nur den Schein einer Verdächtigung selbst von Seiten der schleswig-holsteinischen Presse gelesen. — Obwohl für die Freiheit glühend und stets für sie kämpfend ist Holst nie ein eigentlicher Volksmann gewesen und hat in seinem Character viel mehr von dem Aristokraten. Er hat daher auch nicht die wechselnden Wogen der Volksgunst gefühlt, es dürfte aber kaum ein Name in Dänemark sein, den man mit mehr Achtung nennt, als Holst's.

— Nach der „Berlingschen“ Zeitung sind 12 Adressen aus dem nördlichen Schleswig beim Könige eingelaufen, in welchen große Zufriedenheit über die Ernennung des Grafen Moltke zum Regierungspräsidenten zu erkennen gegeben wird. „Obwohl“, heißt es darin, „unabtrennbarer Theil der dänischen Monarchie, wünscht doch Schleswig-Schleswig zu bleiben. Als Zwischenglied von zwei Nationen will und darf Schleswig nicht der Sammelplatz werden für nationale Schwärmereien, welche nur Nationalhaß in unserer Mitte anbrechen und unechten politischen Bestrebungen dienen. Wir glauben, daß eine möglichst große Selbstständigkeit das einzige Mittel zur natürlichen Lösung der Aufgabe Schleswigs ist, nämlich das, ein verschwindes Zwischenglied zwischen Deutschland und Dänemark zu bilden.“

— Unterm 23. v. M. ist eine königliche Verordnung über eine außerordentliche Aushebung des bisher von der Wehrpflicht eximirten Theils der Bevölkerung erschienen, in deren Eingang es heißt: „Da es mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse für nothwendig erachtet worden, daß die Militärmacht, die unter den Waffen steht, vergrößert werde, dabei aber das Unbillige in Betracht gezogen ist, welches darin liegen würde, wenn diese Bürde dem wehrpflichtigen Stande allein auferlegt werden sollte, so ist erwogen worden, wie eine außerordentliche Aushebung aus der bisher von der Wehrpflicht befreiten Bevölkerung für den gedachten Zweck auf eine billige Weise angeordnet werden könnte, und zwar so, daß die Verpflichtung zum Dienst nicht über die Zeit sich hinaus erstrecke, in welcher die bestehenden Kriegsverhältnisse sie nöthig machen.“ — Es folgen dann 13 Paragraphen mit den nähren Bestimmungen über diese außerordentliche Aushebung, welche alle in den Jahren 1823, 24 und 25 Geborenen männlichen Geschlechts aus den bisher von der Wehrpflicht eximirten Classen des Königreichs treffen wird.

Pastor Grundtvig und Baron Dieckmann-Holmfeldt haben sich als Candidaten für die Reichstagswahlen in einem und demselben Kopenhagener Distrikte gestellt. Kjobenhavnsposten sagt hierüber: „Es wird für Pastor Grundtvig ein großer Aerger sein, er wird hier denselben Mann zu bekämpfen haben, mit dem er gestaudt hat, ein für alle Mal fertig zu sein, nachdem er die deutschen Buchstaben in seinem Namen nachgewiesen hatte.“ Die beiden Männer sind dem deutschen Publikum bekannt, und die „Kjöbenhavnsp.“ hat gewiß in vielen Beziehungen Recht, wenn sie den dänischen Grundtvig mit dem deutschen Arndt vergleicht.

Schweden.

Ritterschaft und Adel haben das Comitée-Bedenken über den Gesetz-Vorschlag zu einer ausländischen Wechselordnung, mit den von dem Bürgerstande beantragten Modificationen, angenommen. Die Steuerverleihungstage ist am 3. v. M. wieder vorgenommen und über die Propositionen des Staatsausschusses in einem plenum der 4 Stände discutirt worden. Das Resultat war ein solches, wie man es erwartet hatte. Der Adel und der Priesterstand erklärte, daß die Frage theils eine Gesetzfrage, theils eine Privilegienfrage des Priesterstandes sei. Die Folge hiervon ist, daß die Sache nicht auf dem jetzigen Reichstage ihre Erledigung findet, daß sie eine erhöhte Animosität zwischen den ersten und zweiten Stande auf der einen Seite, und den dritten und vierten Stande auf der andern Seite hervorrufen wird, welche nun so traurigen erscheint, als der nahe bevorstehende Schluß des Reichstags keine Zeit und wohl auch schwerlich eine Veranlassung zur Auseinandersetzung geben wird.

— Der König von Dänemark hat an den Generallieutnant Grafen Lövenhjelm, Oberbefehlshaber der auf Fühnen stationirt gewesenen schwedischen Truppen, folgende Proclamation erlassen:

„Da im Bericht unsres Kriegsministeriums über den Abmarsch der königl. schwedischen Truppen von Fühnen, ganz besonders die Disciplin und das Interesse für unser Land und dessen Bevölkerung hervorgehoben ist, die sich in so hohem Grade bei diesen Truppen gezeigt haben, so finden wir uns veranlaßt, Ihnen Herr Graf unsre Zufriedenheit und, durch Sie, sämmtlichen Officieren, Unterofficieren und Gemeinen des bemeldeten Truppencorps im allgemeinen unsere Anerkennung über das während des Aufenthalts in Dänemark bewiesene vortreffliche Benehmen hierdurch kund zu geben, und bleiben Ihnen in Gnaden gewogen.

Sonderburg, den 15. Septbr. 1848.

Friederik R.

— Die Reactionäre sind sich gleich in allen Ländern. Sie sprechen sich nur auf verschiedene Weise aus. Da wo sie offen auftreten sind sie natürlich am unschädlichsten, und wenn wir sie auf mehren Stellen in Deutschland mit einer Schadenfreude, die sich in's Gemand der Volksthümlichkeit hüllt, ihrem Ziel: der goldnen Zeit des unchen reigiens, nachstreben sehen, und diese Schadenfreude nimmt fast Furcht einflößt, dann ist es nur so sehr berechtigend sie dort zu beobachten, wo sie sich von der offen-natürlichen Seite zeigen. „Dagligt Allehande“ giebt, in einer Ueberschrift über das Verhalten der privilegirten Stände zu der Reichstagsfrage über Vereinfachung und gleiche Vertheilung der Steuern Gelegenheit zu einer solchen Beobachtung, indem es unter anderem eine Phrase des aristokratischen Patteiführers, Herrn v. Hartmannsdorff, bringt, die sehr charakteristisch für unsere Zeit ist; sie lautet: „Wenn dieses geschähe, (die Umwandelung der Sportteln in feste Gehalte) könnten sehr leicht die Gagen der einzelnen Militairpersonen darunter leiden, und dadurch würde die Armee, welche die vornehmste Stütze der königlichen Macht sei, geschwächt werden; die Annahme des Vorschlags demnach ein Umsturz, eine Erschütterung (Rubwing) der königlichen Machtvollkommenheit bewirken!“ Also, auf Sojonettes soll die schwedische Königsmacht dafirt sein! — „Schweden“ — so schließt das Blatt — „würde sehr zu beklagen sein, wenn dieses der Fall wäre.“ —

— Norrköping. Heute kam das Dampfschiff „Lübeck“ hier an, um die Maschine, welche in der Fabrik Motala angefertigt worden, einzunehmen. Es ist eines der schönsten, größten und bequemsten Schiffe, die wir gesehen. Von dem äußern Schmuck verdient besondere Erwähnung eine auf dem Hintertheil angebrachte Hautreliefs-Ansicht von Lübeck, von der Seite aufgenommen, wo das Schiff auf dem Stapel gebauden hat.

In der Gemeinde Rottebäck, in der Nähe von Wexiö, hat am 22. August das Nachmittags ein ungewöhnlich heftiger Orkan geraft. In dem Umkreise einer viertel Meile wurden fast alle Bäume entwurzelt. In einem Forste wurden die Dächer von den Häusern gehoben und die Gebäude zitterten in ihren Grundvesten. Gichenbäume mit 6 Ellen dicken Stämmen wurden aus der Erde gerissen und weit weggeschleudert. Der Orkan selbst war von kurzer Dauer, ein ihn begleitendes Gewitter aber um so anhaltender. Die Luft wurde durch eine Menge von Erde, Aesten und Blättern, die der Wind umherwirbelte, fast verdunkelt. Das Ganze machte auf den Anwesenden einen Eindruck des Schreckens und Entsetzens; viele glaubten, der jüngste Tag sei gekommen. Glücklicherweise sind keine Menschen beschädigt worden. Dem Orkan folgte ein heftiger Sturzregen.

Digitized by Google

Niederlande.

Amsterdam. Der Bericht der Abtheilungen der zweiten vorbereiteten Kammer ist jetzt veröffentlicht worden. Die zwölf Entwürfe zur Verfassungs-Revision sind genehmigt. Die Frage der Competenz der zweiten Kammer in bejweiter Zahl ist erbeten und mit einer großen Mehrheit in dem Sinne entschieden, daß die Mitglieder der gegenwärtigen Gesetzgebung eine ganz andere sei, als die der gewöhnlichen Kammer. Diese letztere sollte über die Nothwendigkeit einer Verfassungs-Revision entscheiden und die darauf bezüglichen Veränderungen bestimmen, während die Aufgabe der außerordentlichen Gesetzgebung in der Annahme oder Verwerfung besteht, was durch die gewöhnliche Gesetzgebung angenommen wurde. Jedoch haben die 58 neuen Mitglieder gründlich die verschiedenen Gesetzentwürfe geprüft, welche die neue Verfassung des Landes bilden. Eine große Anzahl derselben ist der Meinung gewesen, daß die abgeänderte Verfassung den Erwartungen derer nicht entspricht, welche gewünscht hätten Verfügungen in dieselben aufgenommen zu sehen, zur Vereinfachung der allgemeinen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und zur Erzielung von Ersparnissen in den Staats-Ausgaben.

— In diesen Tagen ist hier eine dem Andenken des berühmten Schweden Berzelius gewidmete Gedächtnißschrift erschienen.

Belgien.

Brüssel. Von der Verbesserung der Geschäfte zeugt die aus der öffentlichen Veröffentlichung der Operationen der drei großen Banken während der Tage vom 11. bis zum 25. Septbr. erhellende Zunahme der Disconto-Geschäfte. Die Wiederkehr des Zutrauens aber geht auch dem Umfang der Casseinscheine hervor, welcher sich während derselben Zeitraums um 1,654,000 Fr. vermehrt hat.

— Seit dem 5. September befindet sich hier eine gemischte Kommission zur Regelung des Zollvereins der Eisenbahnen zwischen Frankreich, Belgien und Preußen. Alles läßt vermuthen, daß bald eine internationale Uebereinkunft zu Stande kommen werde.

— Während der September-Feste hatte sich die Bevölkerung von Brüssel beinah verdoppelt, und doch ist nicht die geringste Unbestimmung, nicht der geringste Unfall vorgekommen.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. L. B. in K. Wir haben seit 14 Tagen keine Nachrichten von Ihnen.

Hr. D. in W. Gilt bei Ihnen auch das Sprüchwort: Aus den Augen aus dem Sinn.

Hr. H. C. L. in F. Wie können Sie sich drohen ötgern: solchen Anmerkungen glaubt zu obnedin kein vernünftiger Mensch, und Unterschätzige beachten, ist ein zu unbedeutkaus Geschäft.

Hr. J. M. in L. Wir bitten dringend um Antwort auf unsere beiden Schreiben und um schnelle Sendung des Gewünschten.

Lör. O. in X. Davon tragen wir keine Schuld, warum kommt man unsern Bitten nicht eher zu schnell entgegen wie man D. und S.

Hr. R. in D. Diese Ansicht kommen wir mit unsern Programm nicht in Einklang bringen.

Hr. B. W. in H. Es würde uns freuen, wenn wir einen so harmlosen Gegner übergeugen könnten.

Hr. Prof. H. und Gymn. D. in K. Wie sind Ihnen für Ihre freundliche Zusendungen sehr verbunden.

Anzeigen.

8] Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

H. C. Andersen's Gesammelte Werke.

Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

30 Bände k. 8. Preis eines Bandes 10 Ngr. = 30 Sr. C.-M. = 36 Kr. rhein.

Inhalt:

Das Märchen meines Lebens.

2 Bde. Preis 20 Ngr. = 1 Fl. G.-M. = 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Der Improvisator.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

O. T.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Nur ein Geiger.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Gesammelte Märchen.

4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Bilderbuch ohne Bilder.

Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Reisebilder.

Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Eines Dichters Bazar.

4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M. = 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Nayhaella.

Tragödie. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Der Mulatte.

Drama. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Agnete und der Meermann.

Dramatischen Gedicht. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Die Glückbolme.

Märchenkomödie. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Gesammelte Gedichte.

3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Ahasverus.

2 Bde. Pr. 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M. = 1 Fl. 12 Kr. Rh.

9] **Dr. Eduard Burckhardt.**

Geschichte der neuesten Zeit.

Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III. 1815 — 1840.

Mit einer historisch-geographischen Uebersichtskarte von Julius Löwenberg. Dritte Auflage. Vier Bände. Preis 5 Thlr. 10 Ngr. = 8 Fl. C.-M. = 9 Fl. 36 Kr. Rhein. Elegant gebunden 6 Thlr. 20 Ngr. = 10 Fl. C.-M. = 12 Fl. Rhein.

Eine treue, lebendvolle Darstellung der Zeitereignisse von 1815 bis 1840, jener großartigen Begebenheiten, an denen wir Alle mehr oder minder, wenn auch nur gelitten Antheil nehmen, ist gewiß für jeden gebildeten Freund der Geschichte von hohem Interesse. Diese Zeit in ihren großartigen sowohl, als in ihren verwerflichen Erscheinungen ist charakterisirten, die Kämpfe des Liberalismus und des Antiliberalismus zu beschreiben mit ihren Niederlagen und Siegen, das war der Zweck des Verfassers bei dem Herausgabe dieses Werks, das jetzt in einer **dritten, vermehrten und verbesserten Auflage** erscheint.

Ueber die Vollständigkeit des Plans und die Befähigung des Verfassers, seine schwierige Aufgabe zu lösen, haben sich sowohl die Stimmen der gediegensten Kritiker, als die den ersten Ausgaben zu Theil gewordene überaus günstige Aufnahme so entschieden ausgesprochen, daß jedes empfehlende Wort hier überflüssig sein dürfte. Es genüge, hier anzuführen, daß der hochverstorbene **Rotteck** in einem Briefe an den Herrn Verfasser unserer Geschichte — „an seinen durch Geist und Gemüth gleich ausgezeichneten Freund und Berufungsgegnossen" — das vorliegende Buch als eine „würdige Fortsetzung" seines Nationalwerks bezeichnet, weshalb wir dasselbe auch den Besitzern der größeren **Allgemeinen Welt-geschichte von Rotteck** als eine erwünschte Ergänzung um so mehr darbieten, als es sich genau an anschließt, wo Rotteck's Geschichtswerk endigt.

10] So eben erschien:

Carit Etlar.

Gesammelte Werke.

Erster und zweiter Band.

Der Sohn des Schmugglers.

Der Haldemann.

Preis 2 Thlr.

Leipzig, October 1848.

J. J. Weber.

11] **Emil Baensch** in Magdeburg sucht und bittet um schleunige Preisangabe:

Rask, Anvisning till Islandsk eller Nordisk. Fernförsaakt fraan Danskon öfversatt. Stockh.

— Angelsächsk Sprogläre tillägnemd en kort Läsebog. Stockh.

— Krakes Maal eller Kvad om Kong Ragnar Lodbroks Krigsbedrifter og Hjeltedöd. Kopenh.

Bloch, Dansk Sprogläre. Odense.

Botin, Svenska Synaket. Stockh.

Müller, P. L., Saga-Bibliotheek, öbersæt von Lachmann. Berlin.

Björn-Haldorsön's island. Lexicon. Kopenh.

Njals-Saga. Histor. Nyttiet Sliorum. Kopenh.

Kgtls-Saga, s. Fgelli-Skallagrimi vita. Stockh.

Ganz Schwedisch-Deutsches und ein Dänisch-Deutsches Lexicon.

12] Im Verlage bei C. A. Reitzel ist so eben erschienen:

Antischleswigholsteinische Fragmente auf Verfügung des academ. Senats zu Kopenhagen

herausgegeben von Prof. A. F. Krieger.

Iftes bis 6tes Heft, gr. 8. 1848.

Auch unter den Titeln:

Heft I. **Von dem Instinkt der Gesammtbelebung und deren Anwendung auf das Herzogthum Schleswig**, von Prof. Dr. juris J. C. Larsen. Aus d. Dänischen übers. von C. Lehmann, Cand. jur. geheftet 15 Ngr.

Heft II. **Dauerwirke, Dänemarks alter Grundwall gegen Süden.** Ein geschicht. Beitrag zur wahren Auffassung d. Schlesw.-Frage, von J. J. A. Worsaae. Aus d. Dän. übers. v. A. Conradsen. (Mit einer color. Sprachkarte der jütischen Halbinsel und einer Karte v. Süd-Schleswig.) geheftet 12 Ngr.

Heft III. **Die englisch-französische Garantie des Herzogthums Schleswig, im Jahre 1720 der Krone Dänemark gesleistet**, erörtert von Orimur Thomsen, Mag. art. Aus d. Dänischen übersetzt von A. Conradsen. geheftet 15 Ngr.

Heft IV. 1) **Schleswigs innere Verbindung mit Länemark**, v. Prof. C. Paulsen.

2) **Actenstücke zur Aufklärung der Lehnsverhältnisse der Herzogthümer.** Mitgetheilt von dem Registrator H. Knudsen. 1te Sammlung. geheftet 15 Ngr.

Heft V. 1) **Ueber die Constitutio Waldemari.** Von H. C. Petersen.

2) **Actenstücke zur Aufklärung der Lehnsverhältnisse der Herzogthümer.** Mitgetheilt von dem Registrator H. Knudsen. 2te Sammlung. geheftet 15 Ngr.

Heft VI. **Ueber Sprache und Volksthümlichkeiten im Herzogthum Schleswig oder Südjütland** von J. J. Nilen. Nebst einer illum. Sprachkarte v. Herzogthume Schleswig. 22½ Ngr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5½ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Lundmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

20. October. № 3. 1848.

Inhalt:

Skandinavien in seinen Handelsbeziehungen zu Hamburg und Lübeck. — König Christian der Achte als Freund und Pfleger der Wissenschaften, nach Hans Christian Oerstedt.

Tagesgeschichte. Correspondenzen. C.D. Kopenhagen: Die Wahlen, Charakteristik der Kopenhagener Deputirten. Stimmen der Presse darüber. — A-Z Kopenhagen. Neues Leben. Verschönerungen der Stadt, öffentliche Belustigungen, Theater. Ballet. — *Gothenburg. Die bewaffnete Intervention Schwedens. Sympathien für Skandinavien und Deutschland. — Der Reichstag. — Norwegen. Stimmen über die Wahlbewegungen in Dänemark. — Niederlande. Reformen. — Kunstausstellung in Amsterdam. — Belgien. Ausstellung in Brüssel.

Literatur: Die inkriminellen Zustände Schwedens von Ravert. — Kjartan og Gudrun. Tragödie von Oehlenschläger. — Wissenschaft und Kunst. — Sitzungen der Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen. — Das blamantene Kreuz von Saloman. — Die Bull. — Olde.

Briefwechsel. — **Anzeigen** No. 13 — 20.

Skandinavien in seinen Handelsbeziehungen zu Hamburg und Lübeck.

Wenn wir es auch rühmend anerkennen müssen, daß die so oft gepriesene Vaterlandsliebe der Dänen sich wieder während des letzten Krieges vollständig bewährt hat, so können wir es andererseits nicht verhehlen, daß sie sich hin und wieder in einer weniger anerkennenswerthen Weise geäußert hat. Zu solchen Aeußerungen müssen wir die im Anfang des Krieges entstandene Idee: Dänemark solle aus Patriotismus jede Handelsverbindung mit Hamburg aufgeben, rechnen.

Der Kaufmann ist allerdings auch Mensch und Staatsbürger und als solcher theilt er die Pflichten und die Gefühle seiner Mitbürger; als Kaufmann aber, in Allem, was auf sein Geschäft selbst Bezug hat, kennt er grundsätzlich nur eine Richtschnur seiner Handlungen, nämlich: den Gewinn, seinen Vortheil. Sächerlich wäre es daher von einem Kaufmanne zu verlangen, er solle wegen eines vermeintlichen Unrechts, daß die Nation, nicht der Einzelnen im Feindesland gegen sein Vaterland begangen, eine Geschäftsverbindung mit diesem Einzelnen aufgeben, wenn sie ihm Vortheil bringt, daß er aus Patriotismus seine Waare anderweitig theurer einkaufen oder schlechter verkaufen sollte; komisch klingt diese Zumuthung und sie ist unausführbar, denn die Erfahrung lehrt, daß eine Vereinbarung unter vielen Kaufleuten zu gleichförmigen Beschränkungen selten allgemein gehalten wird und den unehrlichen Kaufmanne, der die getroffenen Bestimmungen übertritt und umgeht, Vortheil bringt, wodurch der ehrenhafte Geschäftsmann, der sich durch sein Wort gebunden hält, benachtheiligt wird. Wenn also obiger Vorschlag, der seit Beginn des Krieges mehrmals in den Kopenhagener Blättern aufgetaucht ist und besprochen ward, und von der Presse unterstützt hatt bekämpft wurde, daß nämlich Dänemark den bisher namentlich mit Hamburg und Lübeck schwunghaft betriebenen Verkehr aufgeben solle, nur auf den Patriotismus der dänischen Kaufleute begründet wurde, dann würde er von selbst bald zu Boden gefallen sein, denn schon beginnt der unnatürliche Hass zwischen beiden Völkern, den nur eine augenblickliche Aufwallung erzeugte, zu schwinden, und der hoffentlich bald eintretende definitive Frieden wird die Germanen und Skandinaven auf der Bahn der friedlichen, freien Entwicklung einander näher als je bringen. Wir können es aber nicht läugnen, daß die Sache auch eine mehr praktische Seite hat, und von dieser betrachtet jetzt die Presse, nachdem das Blut ruhiger geworden, die Angelegenheit. Es ergiebt sich dann allerdings, daß das ganze Verhältniß in vieler Beziehung ein unnatürliches war und daß die Bestrebungen, sich von der Vermundschaft der Hamburger zu befreien und sich mündig zu erklären, einen reellern Boden haben.

Hamburg und Lübeck sind die Spediteure, die Zwischenhändler für das Beziehen der Fabrikate des Continents nach Dänemark, ja selbst die Erzeugnisse Englands und Colonialwaaren nehmen größtentheils den kostspieligen Umweg über jene beiden Städte, die gleichfalls bei der Ausfuhr Dänemarks, die in Getraide, Butter, Schinken, Horn- und Federvieh u. s. w, besteht, die Mittelspersonen machen. Wie viel unnöthige Kosten es verursacht, wenn die Westküste Jütlands ihre Produkte über Hamburg nach England sendet, wenn Kopenhagen auf demselben Wege Manufacturwaaren aus Manchester bezieht, statt für beide Transactionen den direkten Versand eintreten zu lassen, bedarf nicht der Erläuterung; wohl aber wollen wir den Ursachen nachspüren, die so fesselspielige Versendungsarten in's Leben gerufen und bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und zwar finden wir, daß es zunächst dieselben sind, welche die Wallachen und Moldauer, die Kaufleute Brody's und Odessa's bis vor wenigen Jahren veranlaßten, ihren Bedarf in englischen Manufakturen auf der Leipziger Messe zu entnehmen, trotz der enormen Frachtsätzen von Manchester nach Leipzig und von da pr. Achse weiter nach dem Süden. Es waren diese in früherer Zeit: die mangelhafte Kommunikation zwischen den Ländern und die Scheu vor weiten Reisen, sowie die damit verbundenen Kosten, Gefahren und der Zeitverlust, später Gewohnheit und hauptsächlich die Schwierigkeit, den, in einer langjährigen Geschäftsverbindung erworbenen Credit aufzugeben, die bei Vielen auch nur wieder eine eingebildete war, welche sie mit einem kleinen Aufwande von Energie hätten beseitigen können. Das künstliche Kapital war in Europa über die Maßen angeschwellt, die Federnder complicirten Maschine, Credit, auf's Aeußerste gespannt; fast jeder Kaufmann arbeitete weit über seine Kräfte; die Concurrenz zwang auch den soliden Geschäftsmann mit einem kleinen Nutzen zu verkaufen und leichtsinnig zu verborgen, nur um einen großen Umsatz zu machen; das fehlende Kapital wußte also durch Credit ersetzt werden, und zwar reichte bei dem Mißverhältniß zwischen Kapital und Umsatz bald selbst der ausgedehnte Waarencredit nicht hin, sondern die meisten Kaufleute strebten mit dem größten Eifer dahin, sich Blanco-Credit bei den Banquieren zu verschaffen, um ihre fälligen Waarenschulden mit 2 und 3 Monat Wechseln auf diese zu decken. — Beide Arten von Credit, sowohl den Waaren- als den Blanco-Credit fanden die Kaufleute aus dem Norden bisher

Digitized by Google

besonders in Hamburg und zwar waren sie beim letzteren gezwungen, dem Banquier durch verschiedene Transactionen, als Spedition, Ein- und Verkauf von Waaren, Nebenverdienste zuzuwenden, obgleich sie wohl wußten, daß sie hierdurch die Kosten ihres Geschäfts jährlich um eine namhafte Summe nutzlos vermehrten. Ohne uns über den Werth des Bianco-Credits, der den Kaufmann leicht dazu verleitet, weit über seine Kräfte zu arbeiten und ihm viele Sorgen bereitet, hier des weiteren auslassen zu wollen, so erscheint jedenfalls grade der jetzige Zeitpunkt, da obwohl in Folge der allgemeinen Handelscrisis den meisten Kaufleuten der Banquier-Credit theils ganz entzogen, theils sehr geschmälert werden ist, als besonders dazu geeignet, daß der Norden sich von der Abhängigkeit, in der er bisher zu Hamburg und Lübeck gestanden, freimache. Die Beschränkung des Credits wird eine bedeutende Verminderung der Geschäfte überhaupt erzeugen, der Kaufmann wird mehr verdienen und weniger verborgen müssen. Der Geschäftsmann, der über größere Kapitalien verfügen kann, wird die Industrieerzeugnisse und die Producte Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Englands an der Quelle einkaufen und im Laufe der Zeit sich auch daselbst direkten Credit verschaffen, er wird in Folge dessen auf das Detailgeschäft verzichten und en gros eben so billig verkaufen, auch seinen Landsleuten dieselben Erleichterungen des Credits gewähren können, die diese bisher nur bei den Hamburgern und Lübeckern fanden, folglich werden sie bei denselben Vortheilen es vorziehen, ihren Bedarf in ihrer unmittelbaren Nähe zu decken. Ebenso wird der reichere Producent sich mit dem Konsumenten im Auslande direkt in Verbindung setzen, wobei es ihm möglich wird, wenigstens einen Theil der bisher den Hamburgern gezahlten Kosten selbst zu verdienen oder aber billiger zu verkaufen; ebenso wird er nach und nach im Stande sein, dem kleineren Producenten-dieselben Vortheile zu gewähren, die dieser bisher im Verkehr mit den Hamburgern fand; so z. B. wird er ihm Vorschuß geben, ihm gestatten können, bei Absendung der Waaren, deren Betrag auf ihn zu entnehmen u. s. w. — Theilweise sind die eben erwähnten direkten Verbindungen von dänischen Kaufleuten bereits eingeleitet, eine weitere Entwickelung dieses für Dänemark günstigen Verhältnisses kann aber nur erzielt werden, wenn der Handel des Nordens sich auf einem Stapelplatze concentriren kann, und grade eignet sich hierzu vermöge seiner günstigen Lage und seines vortrefflichen Hafens besonders Kopenhagen, wenn die Hindernisse, die dem Aufschwunge des Handels daselbst noch im Wege stehen, hinweg geräumt werden. Einige Hemmnisse, wie z. B. der Mangel an großen Banquiers und Capitalien im Geschäftsverkehr, an einem festen Course für Wechsel auf England, Holland und Norwegen, werden bald durch den natürlichen Verlauf der Dinge von selbst gehoben werden, eine Bedingung ist aber unerläßlich zum Gelingen, und zwar muß Kopenhagen, oder das dicht daran stoßende Christianshavn zum Freihafen erklärt werden. Die jetzige Begünstigung des Steuercredits genügt keineswegs, wenn eine bedeutende Vermehrung des Verkehrs stattfinden soll, da ersterns nur bestimmte Quantitäten, die am häufigsten für den Einzelverkäufer viel zu bedeutend sind, angeführt werden können, und ferner weil die lästigen und zeitraubenden Formalitäten des Deklarirens den auswärtigen Käufer abschrecken. Die Bedenken, die dieser Maßregel entgegenstehen, sind, wie anderweitig nachgewiesen, unschwer zu beseitigen, und wahrscheinlich wird sie in einem nicht sehr fernen Zeitpunkte in's Leben treten. Dann wird der entfesselte Handel in Kopenhagen einen neuen, vielleicht nie geahnten Aufschwung nehmen, die Kaufleute aus den Provinzen und aus Norwegen und Schweden werden sich hier mit ihrem Bedarf versehen, das Capital, das immer durch den lebhaften Verkehr angezogen wird, wie das Eisen vom Magnet, wird sich hier niederlassen, und die Emancipation des Nordens von der Oberherrschaft Hamburgs und Lübecks wird nach und nach und auf natürlichem Wege erfolgen und segensreiche Wirkungen hervorbringen, während ein gewaltsames, plötzliches Losreißen nicht allein verderblich für den Norden wäre, sondern unter den gegenwärtigen Verhältnissen geradezu zu den Unmöglichkeiten gehört.

Diesen Ansichten reihen sich die Stimmen aus Norwegen und Schweden ebenfalls an. So weist die in Christiania erscheinende „Nigstidende“ jüngst darauf hin, wie wichtig die Vermirklichung dieses Planes für den ganzen Norden sei, besonders, wenn Dänemark zugleich die Initiative ergriffe, um die Einführung von gleichem Gewicht und Maaß und desselben Münzfußes in den drei skandinavischen Reichen zu veranlassen. Dänemark würde dann auch hierin seine natürliche Rolle übernehmen: das vermittelnde Glied zwischen Skandinavien und dem deutschen Bundesstaat zu sein.

B.

König Christian der Achte als Freund und Pfleger der Wissenschaften*).

Nach

Hans Christian Oersted.

— — Wir werfen natürlich zuerst unseren Blick auf die wenigen und unvollkommenen Nachrichten, die wir über die Erziehung des Verstorbenen besitzen, ein Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit um so mehr verdient, je ausgezeichneter der Mann war, der daraus hervorging. Es ist lehrreich zu sehen, wie die Naturanlagen des Kindes und des Jünglings in verschiedenen Graden die dargebotenen Bildungsmittel an sich zogen und von sich stießen. Seine fürstlichen Eltern suchten ihm den vorzüglichsten Unterricht zu verschaffen, und benutzten dabei den Rath der Männer, die, Jeder in seinem Kreise, ihnen ihres Vertrauens am würdigsten erschienen. Der gelehrte Oe Hoegh Guldberg empfahl ihnen Niels Iversen Schow, der später als Professor der griechischen Sprache und der Archäologie verstarb. Dieser Mann hatte gegen 14 Jahr 1778—1792 im Auslande zugebracht und sich einen Namen in der gelehrten Welt erworben. Im Auslande hatte ihm der Fürst Czartoriski die Erziehung seiner Kinder anvertraut. Es wird nicht allgemein gebilligt, daß die Wahl auf diesen Mann fiel, dem man nicht die für eine solche Stellung nöthigen Kenntnisse zutraute, für die Tüchtigkeit seiner Gesinnung spricht jedenfalls der Umstand, daß er sich nicht scheute, sich in einer während seiner Anstellung als Prinzenerzieher der Gesellschaft der Wissenschaften vorgelesenen Schrift über die Schwierigkeiten auszusprechen, welche das Hofleben der Erziehung eines jungen Fürsten entgegenstellt. Als er sein Erzieheramt niederlegte und seine Wirksamkeit bei der Universität antrat, wandte sich das allgemeine Urtheil gegen ihn. Inzwischen darf man doch annehmen, daß der junge Prinz durch Schows Unterricht mit manchen nützlichen Wahrheiten und guten Grundsätzen bekannt ward, und daß er mit der Zugänglichkeit einer edlen jugendlichen Natur für das Schöne und Gute sich dieselbe zueignete, und dahingegen Anderes von sich wies, was ihm mit weniger behutsamer Auswahl dargeboten ward. Aber wird man auch annehmen, daß Schows Antheil an der Erziehung des Prinzen nicht ohne Frucht gewesen ist, so ward doch eine andere, weit wenliger glänzende Wahl offenbar weit fruchtbringender. Der geistreiche Naturforscher Peter Abildgaard empfahl als Lehrer in der Naturgeschichte für den Prinzen einen jungen Anverwandten, Hans Severin Holten. Dieser wußte, obgleich seiner Unterrichtsstunden bei dem jungen Prinzen anfangs nur sehr wenige waren, die Wißbegierde seines fürstlichen Schülers zu erwecken indem er ein kleines Museum für ihn anlegte und ihn selbst in's Freie hinausführte, um Naturerzeugnisse aufzusuchen. Hierdurch gewöhnte er sich, mit eignen Augen zu sehen, und bei der Ordnung und Aufstellung dieser Gegenstände gewann sein Sinn für die Natur an Lebendigkeit und Schärfe. Durch Thomas Bugge ward er mit der experimentalen Naturlehre bekannt gemacht. Bugges lebendiger und klarer Vortrag konnte nur anziehend und fruchtbringend für ihn sein, und wie guten Nutzen er wirklich davon zog, das beweist unter andern die Umsicht, mit

*) Auszug aus einer von dem berühmten Chemiker H. C. Oersted in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, deren Präsident der verstorbene König lange Jahre und auch nach seiner Thronbesteigung war, verlesenen und von dieser herausgegebenen Gedächtnißschrift: „Mindeskrift over Hans Majestät Kong Christian den Ottende“ Kopenhagen 1848.

Digitized by Google

welcher der junge Prinz im Jahre 1805, als er mit Holten die kleine physikalische Instrumentensammlung besuchte, die dem Verfasser (Oersted) damals zu Gebote stand, die neuern Versuche aufsaßte.

Unter den Lehrern des Prinzen ist auch noch zu nennen ein ausgezeichneter Mathematiker Carl Ferdinand Degen, der jedoch weniger geschickt dazu gewesen zu sein scheint, die Jugend in seine Wissenschaft einzuführen, als Rathgeber und Führer Derjenigen zu sein, die schon die ersten Schwierigkeiten überwunden haben. Es scheint ihm auch nicht gelungen zu sein, Prinz Christian in diese Wissenschaft einzuführen, zu der er jedoch nicht ohne Anlagen gewesen zu sein scheint, wie man aus der großen Leichtigkeit schließen kann, mit der er sich in das verwickelste Rechnungswesen zu versetzen wußte, und der Klarheit mit der er die Einrichtungen von Maschinen auffaßte.

Nach allem diesem könnte man leicht zu der Ansicht verleitet werden, daß der junge Prinz gewissermaßen zum Naturforscher erzogen worden sei; dies würde jedoch mit der Wahrheit nicht übereinstimmen. Er ward so zur Kenntniß der Natur geführt, wie man wünschen mögte, daß es ungefähr mit jedem Menschen der Fall wäre. Die Hauptsache in dem Verfahren war nämlich, daß er darin geübt ward, Gegenstände zu sehen und zusammenzufassen. Dieses reist nicht bloß die Beobachtungsgabe, sondern auch in verschiedenen Richtungen die Urtheilskraft, die daran gewöhnt wird das Erklärbare und das Spitzfindige zu verschmähen, das sich so häufig mit der Gelehrsamkeit vermischt, die uns anderwwo geboten wird. Selbst als er sich später so umfassende Kenntnisse in verschiedenen Theilen der Naturwissenschaften erwarb, so daß die Naturforscher ihm gern einen Platz unter sich einräumten, war er mehr ein hochgebildeter, erfahrener Kenner, als ein eigentlicher Naturforscher.

Unter den Dingen, die Einfluß auf seine Bildung gehabt haben, darf ich nicht vergessen, daß Christian Colbjörnsen ihm Vorlesungen über die Grundsätze der Gesetzgebung hielt. Was seine übrige Erziehung anbelangt, so müssen wir beklagen, daß es uns darüber an mancher erwünschten Aufklärung mangelt, doch können wir mit Sicherheit auf einen Theil davon schließen. Er lernte wenigstens die ihm wichtigsten lebenden Sprachen so, daß er sich mit Leichtigkeit darin ausdrücken konnte. Dies führte seine Stellung mit sich, deren Werthvolle er auch in dieser Beziehung durch seine außerordentliche Auffassungsgabe doppelt genoß.

Unter denen, die auf seine Erziehung einen günstigen Einfluß gehabt haben, verdient gewiß seine Mutter vorzugsweise genannt zu werden, sie soll mit besonderm Eifer auf dieselbe bedacht gewesen sein.

Wenn auch die Erziehung unseres Prinzen nicht nach einem so vollkommenen Plan ausgeführt ward, wie eine fortgesetzte Beobachtung ihn vielleicht aufgestellt haben würde, so war er doch weder ohne Umsicht angelegt, noch in seiner Wirkung verfehlt. Prinz Christian zeigte sich gleich in seinen ersten Jünglingsjahren nicht bloß mit alle dem Anstand und gesellschaftlichen Tacten, sondern auch mit aller der Bildung, die eine außergewöhnlich glückliche Erziehung hervorbringen kann. Diese setzte er nicht blos durch Studium fort, sondern auch durch Benutzung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse. Es war natürlich, daß sein wißbegieriger, vorwärtsstrebender, schon so gründlig vorbereiteter Geist sich von ausgezeichneten Männern angezogen fühlte, und daß diese wieder von ihm angezogen werden mußten, selbst ganz ohne Rücksicht auf seine hohe Stellung, wohingegen er eine ins Geheim abstoßend sich äußernde Wirkung auf Menschen hervorbringen mußte, bei denen Rohheit und Gemeinheit vorherrschend war, von welchen er selbst sich abgestoßen fühlte, auch da wenn ihre Mangel an Bildung durch äußerlich verliehenen Glanz verdeckt ward. Man erräth leicht, wie er nun von allen den höhern Gesellschaftskreisen Nutzen zog, die ihm offen standen, indem er sich bald mit ausgezeichneten Männern des Vaterlandes, bald mit berühmten Fremden unterhielt.

Inzwischen fuhr er unausgesetzt fort mit Naturwissenschaft sich zu beschäftigen und hatte 1804 zuerst Gelegenheit sich als eifriger Anhänger derselben öffentlich zu zeigen. Im 9. Band des „Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde und ihre Hülfswissenschaften“ S. 103—104 finden wir einen Brief des Prinzen an den berühmten Blumenbach, worin er diesem seine Beobachtungen mittheilt, die er über einen am Morgen des 25. Mai 1804 in Kopenhagen und dessen Umgegend gefallenen sogenannten Schwefelregen mittheilt.

Es ist natürlich, daß der Prinz, als ergriffen von der Bildung seines Zeitalters, mit diesem auch das immer lebendiger werdende Gefühl für Menschenrechte, für Freiheit, für beständiges Fortschreiten zu einer höheren Entwickelung theilen mußte. Er fand schon dieses Gefühl bei verschiedenen Männern in den höhern Kreisen vor, die ihm am nächsten standen. Ich würde Peter Andreas Bernstorff nennen, wenn er dem ihn bewundernden Dänemark nicht schon entrückt worden wäre, als der Prinz noch sehr jung, 11 Jahr, war; aber der Geist, aus welchem die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Negerhandels, die Beförderung des Handels von so vielfachen Banden hervorgingen, war nicht ausschließlich Bernstorffs Eigenthum; bei Schimmelmann, den Reventlows, Colbjörnsen lebte er fort, nicht weniger bei dem Herzog von Augustenburg, dessen Tochter später des Prinzen Gemahlin ward, ja auch der Kronprinz Frederik, der mit jugendlicher Wärme auf dieselben hohen Ziele mit hinarbeitete, theilte diese Gesinnung. Es herrschte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bei den höhern Ständen ein reger Eifer, die niederen Stände zu größerer Freiheit, Bildung und Wohlstand empor zu heben. Aber dabei sei es fern von mir, zu behaupten, daß die freisinnige Denkungsart des Prinzen vorzugsweise in diesen höhern Kreisen gewedt worden sei, unsere Schriftsteller verbreiteten sie: das Beste, was er in fremden Sprachen las, flößte ihm dieselbe ebenfalls ein.

Prinz Christian ließ in seiner jugendlichen Kraft, die bemmenden Umstände, welche in den höhern Kreisen um diese Zeit, aus so mannigfachen äußeren Veranlassungen der freien geistigen Anschauung entgegenarbeiten, keineswegs auf seine Richtung einwirken. Er besaß eine überwiegende Vorliebe für die Freiheit und die Verbreitung der Aufklärung. Das zeigte er bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich durch das Wohlwollen, das er für die Bestrebungen der ausgezeichneten Norweger an den Tag legte, die darauf hinausgingen, eine Universität in ihrem Vaterlande zu stiften. Als im Jahr 1811 hier in Kopenhagen ein Fest in Veranlassung der Stiftung dieser Universität gefeiert ward, hielt der Prinz öffentlich einen Vortrag, der allgemeinen Beifall erregte und zum ersten Male die öffentliche Aufmerksamkeit auf seinen Geist und seine Bildung hinleitete. Es ist uns Allen hinlänglich bekannt, wie der unberechenbare Lauf der Begebenheiten den Prinzen Christian dahin gelangen ließ, noch weit größere Beweise von seiner Liebe zur Volksfreiheit zu geben, so wie die Veranlassung ward, daß er weit mehr für Norwegen ausrichtete, als Jemand in jener Zeit hätte ahnen können. Es kann und nicht einfallen, die Sache so darstellen zu wollen, als ob Norwegens freie Verfassung aus seinen Gedanken entsprungen sei, sie war vielmehr die Frucht der Macht der Verhältnisse, die sich unter der Mitwirkung mancher freisinniger Norweger äußerte; aber seine Theilnahme an diesen wichtigen Werke war doch eine solche, daß es nicht so glücklich zu Stande gekommen sein würde, ohne seine Achtung vor Freiheit und Menschenrechten und seine glückliche Vorliebe für das, was in den gefahrvollen Tagen zum Wohl des Reiches, ja dazu diente, die Selbstständigkeit des norwegischen Volkes zu retten. Zu diesem kann noch das Lob hinzugefügt werden, daß er alles dieses nicht ohne die größte Gefahr wagte, dadurch seine Gerechtsame als muthmaßlicher Thronerbe von Dänemark zu verlieren.

Es war in seinen ersten Mannesalter, wo er Gelegenheit bekam, ein so großes Werk zu fördern, das weiter zu leiten und auszubilden der Lauf der Begebenheiten ihm doch nicht gestattete. Nun ward er Gouverneur von Fühnen, wo er eine lange Reihe von Jahren einen Wirkungskreis hatte, der ihm freilich nicht die Macht gab, Vieles auszurichten, der ihm aber dennoch Gelegenheit ver-

Digitized by Google

schaffte. Manches für das Wohl des Landes zu thun. Nachdem er von den mannigfachen politischen Stürmen umhergeworfen worden war, fand er hier eine Ruhe, die er freilich wohl nicht gewünscht hatte, die aber bei dem tüchtigen Manne die Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zur Reife zu bringen pflegt. Er unterbrach diese Ruhe durch Reisen ins Ausland, von denen die bedeutendsten in die Jahre 1818 – 1822, und eine spätere ins Jahr 1832 fiel. Er besuchte, meistens begleitet von seiner Gemahlin, die ausgezeichnetsten Länder, und machte Bekanntschaft mit ihren Regenten und Staatsmännern. Es gab wenige unter den Regenten Europa's, mit denen er nicht persönlich bekannt ward; selbst mit den beiden russischen Kaisern, deren Land er nicht besuchte, kam er auf seinen Reisen in Deutschland zusammen und gewann ihre Freundschaft. Man wird kaum irgend einen bedeutenden Staatsmann aus jener Zeit nennen können, mit dem er sich nicht unterhalten hätte. Es ist bekannt genug, wie er von allen seinen hohen Standesgenossen und von den ausgezeichnetsten Staatsmännern mit der größten Hochachtung empfangen ward, und wie man sich seiner mit noch größerer erinnerte, als mit welcher man ihn empfangen hatte. Wir wollen für den Augenblick unsere Gedanken bei dem Einflusse verweilen lassen, den dieser auf seine Staatskunst haben mußte. Es kann kaum bezweifelt werden, daß dieser Umgang höchst lehrreich für ihn sein mußte, aber man wagt auch nicht eine grundlose Vermuthung, wenn man glaubt, daß derselbe mehr Warnungen mit sich brachte, bei der Einführung von Verbesserungen vorsichtig zu sein, als in Dänemarks Interesse wünschenswerth gewesen wäre. Es sind wohl nicht so sehr die ersten Reisen, die diesen Einfluß im hohen Grad ausgeübt haben — der Antheil, den er an den nervenzüchten Begebenheiten genommen hatte, machte ohne Zweifel die Fürsten und regierenden Staatsmänner mehr zurückhaltend gegen ihn, so lange die Sache noch in einigermaßen frischem Andenken war; aber die spätere Reise, 1838, scheint vornämlich eine solche Wirkung auf ihn ausgeübt zu haben.

Ich gehe noch einmal wieder in der Zeit zurück. Prinz Christian ward 1809 Präsident der Kunstakademie. Hierin lag eine neue Triebfeder für ihn, sich mit den schönen Künsten zu beschäftigen, die ihm schon früher so lieb waren. — Daß sein Kunstgeschmack und seine Kenntnisse in hohem Grade durch seine Reisen und namentlich durch seinen Aufenthalt in Italien gewinnen mußten, begreift man leicht. Er benutzte auch die Gelegenheit, sich bedeutende Kunstschätze zu erwerben, worunter wir namentlich eine vorzügliche Sammlung antiker Vasen nennen müssen.

Für seine naturwissenschaftlichen Studien waren diese Reisen nicht minder von Nutzen. Er fand oft Gelegenheit, für seine naturwissenschaftlichen Museen mancherlei Gegenstände zu acquiriren, wie er auch mit fürstlicher Freigebigkeit jede Gelegenheit wahrnahm, fremde Sammlungen mit Gegenständen zu bereichern, die ihnen fehlten. Seine Reisen setzten ihn auch in stete Verbindung mit manchem Gelehrten, unter denen ich blos Cuvier, Arago, Davy, Humboldt und Brongniart nennen will. In Neapel gab ein Ausbruch des Vesuvs ihm Gelegenheit, selbst Untersuchungen an Ort und Stelle zu machen, die er in einer Abhandlung niederlegte, welche in der Gesellschaft der Wissenschaften in Neapel verlesen ward.

Bei seiner Rückkehr von der großen Reise 1822 müssen wir einen neuen Abschnitt in sein Leben setzen. Er hatte nun der hohen Bildung, die er schon zu den Reisen mitbrachte, diejenige hinzugefügt, welche diese dem gut vorbereiteten, Zeit und Gelegenheit wohl benutzenden und vom Glück begünstigten Mann geben konnten. Es würde unsrer Absicht nicht entsprechen, wollten wir unsere Darstellung mit Hinsicht auf die zwei Zeiträume theilen, in denen er nun bei uns lebte, erst als Prinz und dann als König; denn er zeigte in dieser ganzen Zeit die nämlichen Eigenschaften, und wir würden genöthigt sein, uns beständig zu wiederholen, wollten wir, auf Grund der allerdings bedeutenden Verschiedenheiten, welche diese beiden Stellungen mit sich bringen, unsere Darstellung theilen. Seine Hofhaltung zeichnete sich, sowohl während er als Prinz lebte, als auch wie er König geworden war, durch ein Gepräge eines wahrhaften Schönheitssinns in der eigentlichen Bedeutung des Wortes aus, das auch dem flüchtigsten Beobachter nicht entgehen konnte. Man hat dies oft als die Folge einer Liebe zur Pracht bezeichnet; will man aber, wie man dies muß, den richtigen Unterschied zwischen Liebe zur Pracht und den Sinn für Schönheit machen, so muß der Tadel entweder ganz wegfallen, oder doch ein Gegenstand des Zweifels werden. Was die Wohnung anbelangt, so kann man ihn sogar genügsam nennen. Sein Sommeraufenthalt als König, „Sorgenfrei“, das er sowohl wegen der Jugenderinnerungen, als wegen seiner schönen Umgebung liebte, war eigentlich zu klein für einen Prinzen, geschweige denn für einen König. Der Ballsaal, den er schon als Prinz in Kopenhagen bewohnt hatte, zog er als König dem weit größern und prächtigern Schloß Christiansburg vor, das er nur bei einigen größern Festlichkeiten benutzte. Selbst seiner Tafel, die Manche, geblendet durch falsche Vorstellungen, der Verschwendung anklagten, hat man, wie ich glaube, mit Unrecht diese Eigenschaft beigelegt. Nicht durch Verschwendung zeichnete sie sich aus — bei großen Gutsbesitzern und reichen Kaufleuten findet man oft eben so reich besetzte Tafeln — sondern dadurch, daß sie sowohl den Schönheitssinn, wie den Geschmack, in des Wortes niederer Bedeutung, in sich vereinigte. Große Tafeln, zu denen Viele eingeladen waren, gab er nicht so häufig, wie sein durch seine Genügsamkeit und große Mäßigkeit berühmter Vorgänger, und nur diese waren es, die man reich besetzt nennen konnte; wollte man aber gerecht sein, so konnte man sie nicht verschwenderisch nennen; seine tägliche Tafel, zu der nur Wenige zugezogen wurden, waren keineswegs reicher besetzt, als wie man dies in großen Häusern findet, wenn eine ähnliche Anzahl Gäste eingeladen sind.

Seine schöne und reizende Häuslichkeit suchte er dadurch zu beleben, daß er häufig Männer von ausgezeichneten geistigen Vorzügen bei sich versammelte. Ich will mich nur wenig bei den großen Tafelgesellschaften, oder den noch weit zahlreicheren Abendgesellschaften aufhalten, bei denen das Eigenthümliche weniger hervortritt. Man hatte jedoch in diesen größeren Kreisen Gelegenheit sein großes Talent zu bewundern, die verschiedenartigsten Gespräche zu führen, die bei solchen Gelegenheiten so kurz sein und unter so Vielen wechseln müssen. Dieser Gefühl verschmelz sich dabei mit dem Eindrucke, den man durch seine männliche Schönheit und seinen edlen Anstand in sich aufnahm. Die großen Abendgesellschaften wurden fast jedesmal durch Musik verschönert. Unsere bedeutendsten inländischen Sänger und Musiker hatten hier Gelegenheit, mit den berühmtesten Fremden zu wetteifern, und die Gesellschaft hatte dadurch die herrlichsten Genüsse. In den kleineren Gesellschaften, die Christian VIII. sowohl als Prinz, wie als König um sich versammelte, trat seine Persönlichkeit noch vollständiger in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hervor. Die Mittheilungen waren hier natürlich ungebundener und inhaltreicher. Man sah dort Gelehrte, Künstler, ausgezeichnete Beamte, vermischt mit den vornehmsten Mitgliedern des Hofes. Berühmte Fremde wurden regelmäßig zu Hofe geladen, und mit ihnen solche Männer, mit denen zusammenzukommen ihnen am liebsten sein mußte. Die Gesellschaft erhielt ihre Einheit durch die Art und Weise, auf welche Fürst und Fürstin sich als Wirth und Wirthin zeigten. Dies gait nicht blos mit Rücksicht auf die Unterhaltung; oft trugen merkwürdige Gegenstände mit dazu bei, der Gesellschaft einen Vereinigungspunkt zu geben. Bald war ein neues Kunstwerk zu sehn, bald führte er die Gesellschaft in seine schöne Sammlung antiker Vasen ein, zuweilen auch, wenn es Naturforscher waren, die man eingeladen hatte, in seine herrliche Mineralien- und Conchylien-Sammlung; überall war er selbst der kundige Wegweiser. Auf dem Lande führte er häufig seine Gäste weit in der schönen Gegend umher.

In den kleineren Abendgesellschaften lasen unsere bedeutendsten Dichter ihre Werke vor, oft noch ehe dieselben veröffentlicht waren, und der Dichter sah sich nicht blos belohnt durch die Ehre, sein Werk in solchen Kreisen vorgutragen, sondern auch durch die Aufmerksamkeit, mit der man ihm

Digitized by Google

zuhörte, und durch das Zartgefühl, mit dem der Beifall gespendet ward. In den kleinern Kreisen des Hofes fanden auch andere Mittheilungen statt, z. B. Vorzeigung neuer Versuche.

Man kann es allerdings nicht leugnen, daß Christian VIII. eine gewisse Vorliebe für das Aristokratische hatte, aber es muß hervorgehoben werden, daß diese Ansicht keineswegs eine engherzige Herrschaft über ihn ausübte. Er zog alle Arten von Verdiensten an sich, und hielt nicht einen hohen Rang für nöthig, um einem Manne Zugang bei Hofe zu verschaffen.

Es zeigte sich schon vor seiner Thronbesteigung, daß seine Vorliebe für Naturwissenschaften, Poesie und Kunst ihn keineswegs gehindert hatte, sich eine große Gewandtheit in Geschäften und deren Ausübung zu verschaffen. Unter den Wirkungen, welche seine hohe und vielseitige Bildung auf seine Königliche Stellung geäußert hat, verdient hervorgehoben zu werden, daß er nie irgend einem Beamten seine Gunst wegen freimüthiger Opposition entzog. Er konnte wohl augenblicklich seine Unzufriedenheit damit äußern — es kam auch wohl oft vor, daß es dem Opponirenden nicht gelang, eine Meinungsänderung bei dem König zu bewirken, — aber unangenehme Folgen hatte man von seiner Dreistigkeit nicht zu erwarten.

Es ist bekannt, daß die Mehrzahl, ehe Christian VIII. auf den Thron gelangte, der Meinung war, er würde die weitläuftigen Regentenarbeiten scheuen, und sich für gewöhnlich nur etlen Lebensgenüssen hingeben. Diese Meinung ward schnell durch die Wirklichkeit widerlegt. Man hatte bald Gelegenheit zu erfahren, daß er keinen Regierungszweig seiner Aufmerksamkeit entgehen lassen wollte. Man sah ihn unermüdlich darin, sich mit den Gegenständen bekannt zu machen, und er ließ sich mit Sachkenntniß selbst in die größten Einzelnheiten ein. Seine Aufmerksamkeit ward durch eine bewundernswerthe Leichtigkeit unterstützt, den Hauptinhalt der ihm vorgelegten Papiere herauszufinden. Man sah ihn oft einen Bericht gleich bei der Ueberreichung durchlaufen und bemerkte, wie er in unglaublich kurzer Zeit den Inhalt so aufgefaßt hatte, daß er mit Sachkenntniß darüber zu sprechen im Stande war.

Indem ich diese Gedenkschrift schließe, bitte ich in einem ganz neuen Zeitraume, nicht bloß für unser Land, sondern für ganz Europa, so man kann sagen für das ganze Menschengeschlecht. Die Zeit, in der ich diese Gedächtnißschrift ausarbeitete, war eine ganz andere als die jetzige. Wohl ist es wahr, daß der Geist der Freiheit, der sich jetzt so mächtig offenbart, in allen vorwärtsstrebenden Männern lebte, große Verbesserungen forderte und hoffte. Selbst unter denen, welche gewissermaßen das, ihrer Meinung nach, allzu übereilte Vorwärtsstreben zurückzuhalten bestrebt waren, gab es Manche, die dasselbe Ziel für die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft wollten, aber nur auf die Gefahren Rücksicht nahmen, die jeden Schritt begleiteten — aber jetzt, da der Geist der Freiheit so plötzlich zur Wirklichkeit geworden ist, so um sich gegriffen hat, auf einmal so wiedersprechend und so gefahrdrohend dasteht — jetzt, sage ich, wird man fordern, daß diesem Geiste größerer Zugeständnisse hätten gemacht werden sollen; aber weit davon entfernt, mich der Unwahrheit schuldig zu machen, die in der Unarbeitung meiner Darstellung aus solchen Motiven liegen würde, will ich vielmehr so schließen, wie ich es mir von vorn herein vorgenommen habe, und sagen, sein geübterer und über die Nothwendigkeit freier Verfassungen aufgeklärter Geist äußerte sich auch in seiner Regierung. Wohl glaubten wir, daß er in der Ausübung allzu langsam fortschreite; aber das konnten wir doch nicht leugnen, daß der König, der in einer Regierungszeit von nur 7 Jahren so viele den Volksgeist belebende Institutionen eingeführt und noch größere vorbereitet hat, — auch zeigte, daß er als König nicht die Achtung vor Freiheit und Menschenrechten vergessen hatte, von der er früher so offene Beweise gegeben. Finden wir, daß dies nicht genug war, um die großen Forderungen unseres Zeitalters zu befriedigen, so faßt uns doch zugleich, daß dies, von dem Standpunkte aus betrachtet, auf dem vor Kurzem noch alle Regierungen standen, nicht wenig war. Jetzt da die mächtige Bewegung des Geistes in ihren Forderungen weniger schonend sein wird, wage ich die Gegenforderung zu stellen, daß man bei seiner Beurtheilung nicht vergessen muß, ihn mit andern Königen seiner Zeit zu vergleichen. Kann er sich nicht dem Urtheilsspruche seiner Gleichen unterwerfen, so möge er doch mit seinen Gleichen gerichtet werden, und da wird es sich herausstellen, ob er durch die Erfüllung seiner Aufgabe als König nicht ebenso hoch unter ihnen dasteht, wie durch Intelligenz und Bildung.

Tagesgeschichte.

Correspondenzen.

v. v. Kopenhagen, den 6. Octbr. Gestern ist der Wahltag gewesen, und Kopenhagen hat seine 11 Repräsentanten für den am 23. d. Mts. zusammentretenden Reichstag gewählt. Die Gewählten sind folgende:

Magister Hammerich. Ein sehr gebildeter Schulmann, schon früher Mitglied der Ständerversammlung. Giebt die wissenschaftliche Bildung allein die Berechtigung, so hatte er gewiß Anspruch, seinen vier Mit-Candidaten vorgezogen zu werden, es fehlt ihm aber an Energie und Wärme, und er greift die Freiheit so zu sagen mit Glacehandschuhen an.

Buchdruckerei Hansen. Der einzige eigentliche Volksmann unter den Gewählten, kurz und geradezu in seinem Wesen, spricht mit Wärme, jedoch nicht ohne Härte in der Ausdrucksweise. Er zeigt sich überall als der unerschrockene Fürsprecher der Freiheit, und wird durch seine Festigkeit und Rücksichtslosigkeit auf alle schwankende Feinde des Fortschritts guten Einfluß üben.

Geheimerath Oersted. Die Seele des frühern Ministeriums. Die Kenntnisse dieses Greises sind, besonders was das Detail angeht, überraschend, und da er dabei eine beispiellose Ueberzeugungsgabe besitzt, ist er ein Schrecken der ultrademokratischen Partei. Aber auch die ministerielle Partei ist ihm nicht gewogen, und sie steht in seiner Wahl sowohl eine Huldigung des gefallenen Ministeriums, als auch das Mittel eine, dem jetzigen gefährliche, Opposition zu bilden. Man tret sich wahrscheinlich in beiden Annahmen. Die Wähler Oersteds haben wohl eher seinen Kenntnissen und seiner Tüchtigkeit eine Huldigung gebracht, und Oersted ist zu besonnen um ein Ministerium, welches im Allgemeinen das Vertrauen besitzt, und dessen Ansichten von Oersteds nicht so sehr abweichen, namentlich in diesen Augenblick stürzen zu wollen. Die maßlosen Angriffe, denen Oersted vom Tivoli ausgesetzt gewesen, haben hier, wie so oft, gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt, und gewiß auch viel zu seinem glänzenden Wahlsiege beigetragen.

Generalprocurreur Algreen Uffing. Ein ausgezeichneter Jurist, beredt und von außergewöhnlicher praktischer Tüchtigkeit. Ersist mit Heftigkeit sowohl von der ultrademokratischen, als auch von der ministeriellen Partei angegriffen worden. Früher ein Abgeit des Volks, wurde er später als Ueberläufer zu der Aristocratie betrachtet. Gewiß ist nur, daß die Presse ihm viel zu verdanken hat, indem er sie zuerst lehrte, wie weit ihre Rechte gingen und daß sie nur dem Urtheil des Gerichts zu welchen hätte, wodurch ihr die Kraft wurde den jetzigen Umwälzungen den Weg zu bahnen; ferner daß er mit großer Festigkeit und Ausdauer für Ordnung und Oeffentlichkeit der Finanzen kämpfte und sehr dazu beitrug, daß trotz des Bisolutismus ein System und eine seltene Oeffentlichkeit in diese wichtige Angelegenheit gebracht, und dem Volke dadurch die Beruhigung gegeben wurde, daß der Finanz-Zustand befriedigend sei; zuel Sachen die gewiß viel dazu beigetragen haben, die Revolution unblutig zu machen. Wir zweifeln nicht, daß Algreen-Uffing das ist, wofür er sich ausgiebt, „ein bekennener Freund der Freiheit."

Dunkfeld, Direkter der Centralkasse. Ein allgemein geachteter und geschätzter Mann, der indeß, obwohl schon Mitglied der Stände, bisher noch keine Beweise einer hervorragenden politischen Tüchtigkeit gelistert hat.

Pastor Bjödy. Den Kopenhagenern hinlänglich bekannt als eifriger Apostel der Mäßigkeitsvereine und als Dichter eines Sonnetenkranzes, die verwittwete Gemahlin Christian des VIII. in den überschwenglichsten Ausdrücken schmeichelnd; die Gründe, die diese Wahl rechtfertigen können, die von 283 von den 1000 Wählern aus Bjödys Gemeinde ausgeübt wurde, kennen wir nicht; nur die Zersplitterung durch 4 Gegenwahlzetteln kann sie erklären.

Professor Larsen. Ein höchst rechtschaffener Mann und anerkannt tüchtiger Jurist, der obwohl königlicher Deputirter in der frühern Stände-Versammlung doch oft und mit Eifer die Sache der Freiheit, namentlich der freien Presse, vertheidigt hat.

Zimmermeister Kayser. Ein Mann ohne irgend eine politische Bedeutung und nur durch Machinationen gewählt, um die Wahl des Prof.

Digitized by Google

Durch zu verbindern, eines sehr kenntnißreichen und mit großen parlamentarischen Fähigkeiten ausgerüsteten Mannes, dem man aber der politischen Anstrittsgrund beschuldigt.

Prof. Petersen, ein tüchtiger Mathematiker, wen dem man aber in der politischen Welt bis jetzt nichts gehört.

Minister Hvidt, ein sehr kenntnißreicher und energischer Mann. Seine Stellung wird eine schwierige werden, indem er, dem jetzigen Ministerium angehörend, welches das Grundgesetz ausgearbeitet hat, dies eben so schwer vertheidigen als angreifen, ja nicht einmal die Auffassungen gehen kann, die dem Minister, nicht dem Volksrepräsentanten gehören.

Kapitän der Marine Tuxen, eine unbekannte politische Größe, von dem bloß aus Seekreisen zusammengesetzten Wahldistricte, (in den sogenannten „Neubuden“) Grundtvig vorgezogen. Später besann man sich eines Andern und petitionirt nun an den König, daß Grundtvig in die Zahl der königlichen Deputirten aufgenommen werde. Mit aller Achtung vor dem Gelehrten, bedeutenden Dichter und eifrigen Patrioten, glauben wir doch nicht, daß Grundtvigs Ideen in die Reichsversammlung gehören. Sein Lieblingsthema ist, wie bekannt, die ausschließliche Vertretfähigkeit der skandinavischen Race vor allen andern Völkern der Erde.

Die Wahlen haben in mehren Beziehungen einen unerwarteten Ausfall gehabt. Man hat das wichtigste Mitglied des im März gestürzten Ministeriums (Certsen), und auch ein, aus dem jetzigen Ministerium zum 1. November ausscheidendes Mitglied, (Hvidt) gewählt, welcher den dem Reichstag vorzulegenden Verfassungs-Entwurf mit ausgearbeitet hat. Man hat Demokraten wählen wollen, und hat Artokraten gewählt, jedoch ihnen zur Pflicht gemacht, Demokraten zu sein. Man hat einem Candidaten (Prof. David), über dessen Befähigung Keiner in Zweifel ist, einen anderen (Kaufes) vorgezogen, dessen Qualificatiou Niemand kennt. Man hat in einem Distrikt für den Candidaten, der auf der Probewahl entschieden in der Minorität blieb (Tuxen) und gegen den, welcher die große Majorität hatte (Grundtvig) erklärt und — hintendrein ihm seine Gegenwahl und Hochachtung zu erkennen gegeben, indem man jetzt den König bitten wird, ihn als seinen Candidaten herüberhintigen zu wollen. Endlich hat man einen Candidaten, der sich öffentlich als ein erklärter Anhänger des Hofes bewährt, dreien, ihm gegenübergestellten, bewährten Männern der Volksfreiheit vorgezogen. Und woher alle diese sich widersprechenden Facta? aus dem Gefühl des Widerspruchs, der im Volke lebt, weil es einen großen Sprung über die Reihe der Uebergangsmomente gethan hat, welche nothwendige Stadien einer politischen Entwickelung sind, und nicht übersprungen werden dürfen, wenn man nicht das Gleichgewicht verlieren will. Das dänische Volk hat wohl im Gangen eine Neigung zur Demokratie, daneben aber alle Sympathien für artistokratische Namen; man will allerdings die Freiheit, man will allerdings Demokratie, damit gleiche Berechtigung der Stände, Preßfreiheit, Communalfreiheit erreicht werde, aber man will wiederum auch keine Demokraten, weil man die Consequenzen der demokratischen Principien fürchtet; die Handwerker Gewerbefreiheit, die Bauern Erweiterung des Grundbesitzes nach allen Seiten hin, die Priester Glaubensfreiheit u. s. w. Dieses sind die Gründe der Leute, welche ihre Stimmen Candidaten gegeben haben, die sie früher selbst für Feinde der Freiheit gehalten haben. Daß diese Constellation hatte gehen, jene Widersprüche nicht ausgetragen, das ist eben der Grund, welcher sie jetzt in die Versammlung hineingebracht, in welcher die Freiheit zu begründen ist. Jedoch neben diesen schwankenden Haltung, dieser Haltbeit, von der eine große Masse Wähler beherrscht waren, hat auch die sogenannte Reichsrichtspartei, die „Demokraten“ („Hvidovermissen,“ „Bauernfreunde“) durch die Weise in der sie aufgetreten sind, sehr und vielleicht am Meisten dazu beigetragen, daß jetzt Männer, die zu der Partei des Reichsrichtes gehören, sich an der Sache des Rechtsstreites betheiligen. Theils ist mancher ruhige, aber freisinnige Bürger zurückgewichen, indem er die Versuche sah, durch welche Leidenschaft und Hohlheit sich der Sache der Freiheit, wo möglich ganz zu bemächtigen strebten, — wie dieses von der sogenannten Wahlreform-Comité geschah, — theils ist man auch entweder über die Mittel gewesen, die von jener Comité angewandt wurden, um ihre Candidaten die mit fast nur einer Ausnahme (Directer Bergen) unbekannte und meist auch talentlose Größen sind, Stimmen zu verschaffen, so wie über die Art und Weise, womit sie in ihrer Eigenschaft als zu früh geborne Demokraten, bedeutenden Persönlichkeiten entgegentraten, und man hat sich verleiten lassen, dieselben, die sie am Kärrchen beruntergeriffen hatten, am meisten zu loben und für sie zu arbeiten. Man beging einen Verrath an sich selbst, und wandte sich gegen die Demokratie, weil sie so auftrat, man wandte sich gegen die gute Sache, dies weil Andere sie mit schlechten Mitteln fördern wollten.

Wären alle jene Machinationen nicht gewesen, hätte man das Volk seinem eigenen, gesunden Gefühl folgen lassen, die Wahlen wären der Freiheit viel günstiger geworden, als sie eben sind. Aber Agitationen in verschiedenen Richtungen, Anstrengungen der persönlichen Eitelkeit u. s. w. brachten es dahin, daß das Volk mehr in dem Augenblick der Wahl, mehr aus den oft zufälligen Umständen seine Vertrauensmänner erhielt, als es sie mit Ruhe hätte suchen und wählen sollen. Und doch ist der ganze Wahlact selbst, im Vergleich mit den Wahlen anderswo, von weniger sonst störenden Kämpfen begleitet gewesen.

So weit der Einfender des Obigen, der sich als „unparteiischen Demokraten“ bezeichnet. Vergleichen wir hiermit die Stimmen der Kopenhagener Blätter, so finden wir, daß die Wahlresultate auch ihnen „in mehreren Beziehungen überraschend“ gewesen sind, wobei sie jedoch versuchen, jede auf ihre Weise, die Wahlen für sich auszubeuten. Fährelandet geht wohl hierin am weitesten, und wird dafür von Rißebandsblättern unbarmherzig zur Rede gestellt. So viel scheint nichtsdestoweniger gewiß, daß die vorzeitig hervorgetretene demokratische Partei eine derbe Lehre bekommen hat, künftig vorsichtiger zu sein; daß die Partei des ancien régime nur drei Candidaten durchgesetzt hat, wovon zwei im höchsten Grade intelligente Männer sind; und daß nach der Ansicht des Fährelandet und unseres △ Correspondenten, die freisinnig intelligente Partei den Sieg errungen. Ueber die Wahlen auf dem Lande in unserer nächsten Nummer. Ein eigentliches Bild von der Zusammensetzung des Reichstags wird man dann erst haben können, wenn auch die Regierung ihre Wahlen vorgenommen, worauf man natürlich nun sehr gespannt ist.

△△ Kopenhagen im Sept. Kopenhagen gefällt sich mehr und mehr dazu, der Vereinigungs-Punkt zu werden, zu dem Schweden und Norweger strömen, um bei mit und mit einem gastfreundlichen Stammverwandten sich einer an schöner Abwechselung reichen Gegend und einen durch Bergumgangen wie durch regsame Thätigkeit angenehmen Leben zu freuen. Doch nicht bloß aus dem Norden, auch vom Süden her finden sich mit jedem Jahre mehr Besucher ein, nicht, wie früher, bloß in Geschäften oder auf der Durchreise, sondern, um einen längeren Aufenthalt zu nehmen und dem Vergnügen nachzugehen; und selbst in diesem Jahre, wo doch der Krieg die Communication sehr erschwert hat, haben wir manche südländische Gäste gehabt, die sich höchlichst verwundert haben, über das frische Leben, die ungestörten friedlichen Lustfahrungen und den Wohlstand, die Einigkeit und die vertrauensvolle Stimmung, die hier vorherrschend herrscht. Sowohl die locale wie die socialen Verhältnisse begünstigen außerordentlich Kopenhagens Entwickelung zu einer nordischen Wollstadtstätte. Die schöne Lage am Meere, mit einer reizenden, sechs Meilen langen Meereskünste bis Helsingör; die zahlreichen, mit lieblichen Landhäusern angefüllten pittoresken Partbien in der Umgegend, unter denen vorzugsweise das zeigend gelegene Friedrichsberg und die Seebade-Anstalt Klampenborg, die in einer herrlichen Waldgegend wo sich eine großartige Aussicht darbietet, liegt und an jedem schönen Sommertage von einer Caravane aus allen Ständen besucht wird; die Eisenbahnzüge nach Roeskilde; das geschmackvoll angelegte, stets zahlreich besuchte Tivoli und andere, nahe bei der Stadt gelegene Vergnügungs-Orte; die unpolante Aussicht auf die Rhede, mit ihrem Maskenwalde und mit den vielen Kriegsschiffen, Dampfern und Kauffartei-Fahrzeugen, die sich da fast ständig kreuzen und eine reiche Darstellung lebhaft bewegten Seemannslebens geben; die schön belegene Stadt mit ihren hübschen Plätzen, das muntere Gewühl und das lebhafte Hin- und Herfahren, dem das Auge in der Mitte der Stadt überall begegnet und endlich der Umstand, daß man wegen der Leichtigkeit, mit der die geringen Klassen überall gut bezahlte Arbeit finden, nirgends ein gelumpetes und unruhiges Proletariat sieht, hattingegen überall ein wohlgekleidetes und wohlgestelltes Publikum, das weder Grund noch Lust zu Ausfahren hat — Alles dieses macht dem Fremden den Aufenthalt angenehm und reich an Abwechslungen. —

Was man sich auch im Auslande von Unruhen und Pöbel-Excessen erzählt haben mag, es ist dies Alles Unwahrheit; nur zwei Straßen-Ausläufe, die aus rein persönlichen Gonsticten entstanden waren, und durchaus unblutig endeten, haben stattgefunden, und noch dazu so, daß man nicht einmal in den nah belegenen Straßen eher etwas davon erfuhr, bis sich die Haufen schon verlaufen hatten. Fremde, die sich hier einige Monate aufhalten, werden am Besten begreifen können, daß wir mehr durch des Volkes natürliches Gefühl für das Schicklike, als durch eine strenge Polizei, von der wir nur wenig wissen, mit Pöbel und Pöbelherrschaft vollkommen unbekannt geblieben sind.

Die Stadt hat in den letzten Jahren eine bedeutende Anzahl neuer, eleganter Gebäude beem-

Digitized by Google

men, und sowohl von Seiten der Regierung, als durch Privatleute ist viel gethan worden für ihre Verschönerung und Belebtheit. Der von allen Fremden, wegen der schönen Aussicht über die Rhede, bewunderte Weg längs dem Meere und rund um die Stadelle, der sofort beim Anfang des Artiges mit dem schwersten Geschütz besetzt wurde, welches den Eingang von der Seeseite her beherrscht, giebt einen reizenden, von früh bis Abends spät besuchten Spaziergang in der Nähe der Stadt ab. Der daran stoßende Lustwäldchen, ob mit dem Zollamte, wo man ein beständiges Gewühl von Geschäftsleuten und Zuschauern findet, wird bald aus seiner frühern Unbedeutendheit in einer neuen, imposanteren Gestalt emporsteigen. Eine große, nach dem Meere langsgestreckte Gemüsterpe ist bereits vollendet, und von den zwei hübschen Gebäuden, welche den Zugang von der Stadtseite schließen sollen, ist das eine bereits von einem Restaurateur in Besitz genommen, wo hingegen die älteren Baracken niedergerissen werden, um neuen Häusern Platz zu machen. — Thorwalsens Museum ist jetzt vollendet. Offen, man nicht ohne Grund sowohl gegen das Prinzip, nach welchem dieses Gebäude im Ganzen angelegt, als gegen die Art und Weise, auf welche an Theil der schönsten Figuren aufgestellt ist, gar manches einwenden kann, so ist dieses Werk doch von bedeutender Wirkung, und umfaßt einen solchen Reichthum der schönsten und großartigsten Schöpfungen der neueren Bildhauerkunst, daß es Verehrungen zu einer der ersten und liebsten Wallfahrtsstätten für Kunstfreunde, so wie zum Nationalstolze für Künstler machen wird. — Ein, namentlich durch sein prachtvolles Innere, wortreffliches architektonisches Kunstwerk, das Casino-Gebäude, dessen Aufführung ungefähr 300,000 Rthlr. gekostet hat, wird leider mit einer traurigen Umwandlung bedroht. Die Actien-Gesellschaft, welche dasselbe aufführen ließ, hat dieses Gemmer saltirt. Verschiedene Umstände haben dazu beigetragen, daß diese Anstalt sich in einer so bedrängenden und vergnügungssüchtigen Stadt nicht länger, als zwei Jahre hat halten können. Unter andern der Umstand, daß es nach einem größeren Maßstabe angelegt war, als ähnliche Vergnügungsorte selbst in den größten Hauptstädten. Es sindet sich auch das große Publikum gemiet, in Sälen umhergehen, welche durch ihre Pracht Anspruch auf eine sorgfältige Toilette und Zwang im Umgange machen und es wird bald eines Vergnügens überdrüssig, das, wie glänzend es auch an und für sich ist, dennoch im Wesentlichen immer dasselbe bleibt. Das freundliche, muntere Tivoli, mit seiner herrlich ausgeführten Tanzmusik unter Lumbye's Leitung, seiner Ausschaukn, seinem Circus, seinem Theater, auf welchem komische Pantomimen sehr gut ausgeführt werden, welches vielen, wetterfesten Feuerwerken, steht sich bei weitem besser, weil es sein Publikum aus allen Ständen nimmt. Hier treiben sich Hohe und Niedere, Reiche und Arme Herrschaften und Dienstboten in buntem Gewimmel durch einander, ohne auf Pup Rücksicht zu nehmen; „Gutes Wetter“ und „Feuerwerks-Bagatellen“ versammeln regelmäßig dreimal in der Woche, jedes Mal wenigstens 4 bis 5000 Menschen bei feierlichen Gelegenheiten, wenn große Ballfall stattfindet, ist ein Publikum von 8 bis 10,000 Menschen gewöhnlich. Der Sennabend hat sein eigenes, ausgezähltes Publicum, seidem man angefangen hat, an demselben vorzugsweise größere Musikwerke aufzuführen, wie Symphonien von Beethoven, Ouverturen von Mendelssohn-Bartholdy, Spohr, C. M. v. Weber, Eberubini u. s. w., die mit vieler Präcision und Kraft von dem gut besetzten Orchester gespielt werden. —

Das Königliche Theater ist für gewöhnlich ganz gefüllt, obgleich es nichts weniger, als excellent von den drei Excellenzen verwaltet wird, welche seine Direction bilden. Es ist schade, daß man nicht, mit Bezug auf das Theater zu der Erkenntniß gekommen ist, daß Männer vom Fach an der Spitze stehen müssen, wenn es in seiner vollen Kraft blühen soll, und um so mehr schade, da die Kräfte außergewöhnlich sind, und unter einer tüchtigen Verwaltung noch größer sein könnten. Das Personal ist im Ganzen gut, und einige Mitglieder sind, namentlich im Lustspiele. Künstler ersten Ranges. Phister ist ein Komiker, der an Mannigfaltigkeit, einer richtig durchgeführten Charakteristik, sprudelnder, aber von aller Uebertreibung fern gehaltener Laune und gediegenem Geschmack im Ganzen und dem hiesigen Grade von Korrektheit, nicht leicht seinen Uebermann findet; Frau Heiberg ist sowohl in ernsten, wie in komischen Rollen aller Art eine feine Darstellerin, die durch Grazie bindet, und durch eine überraschende Originalität in der Erfindung, eine beispiellose Bestimmtheit und Nüancirung in der Ausführung in Erstaunen setzt, weder sogar Fremde, welche die Sprache nicht kennen, behandeln, daß sie sie verstehen, obgleich ihr mimischer Ausdruck außerordentlich zart ist. Hert und Frau Nielsen, welche beide Künstler von ungewöhnlicher Geistbelebung sind, glänzen namentlich in älteren, ernsthaften Rollen, aber sie haben auch mehrere komische, welche sie mit seinem Anstande und vieler Kraft spielen; Wiehe ist ein männlicher, gefühlvoller Liebhaber, der ohne sich je zu Genialitätsreizen oder Bombast herabzulassen, durch seine Innigkeit, so wie Delikatesse eine viele und regelmäßige Wirkung hervorzubringen versteht; sein Romeo in Shakespeare's unsterblicher Tragödie ist ein Meisterwerk durch die Hebrik und den Adel, womit er die leidenschaftliche Liebe ausdrückt; Rosenkilde ist ein alter Mann, aber ausgezeichnet mit einer ewig jugendlichen Laune, die, wenn sie ihn auch zuweilen zu Ausgelassenheit hinreißt, in ihrer Wirkung so unwiderstehlich ist, daß selbst der strengste Kunstrichter ihn wegen der Echtheit und Natürlichkeit, die daraus hervorleuchtet, verzeihen muß. An diese ausgezeichneten Darsteller schließen sich mehre an, die in einigen Rollen ganz vortrefflich sind, und eben so ein im Ganzen gutes und zahlreiches Unterpersonal. „Natur, verebelt durch Geschmack,“ ist überhaupt die Devise eines Schauspiel-Personals, und es vergißt selten die Schöne und inhaltreiche Ueberschrift unserer Bühne: „Si doit il Lyon“ (Nicht bloß dem Vergnügen). — Es ist oft die Rede davon gewesen, daß das Königliche Theater in Privatbände übergehen solle, doch — wie sehr auch die gegenwärtige Direction Königlich schlecht ist, und wie wenig man es auch begreifen kann, daß die erste, beste Privat-Verwaltung kräftiger, und die materielle Wirksamkeit fördernder sein werde, wie die jetzige — so würde es doch nach meiner Meinung höchst schädlich sein, wenn diese Kunstanstalt mit so großen historischen Erinnerungen und so reichen Mitteln, in die Hände eines Entrepreneurs geliefert würde. Weit wünschenswerther würde es sein, wenn sich ein Privattheater neben dem Königlichen erhöbe; dann würde sich die Direction entweder auf ihrem Schlummer aufraffen, oder sie würde abdanken, um einer tüchtigeren Platz zu machen. — Von der Oper, welche unter der Leitung des vom Königstheater scheidenden Theater in Berlin ler. rühmlichst bekannten Kapellmeister Glüser steht, ein höchst achtungswerther Mann und tüchtiger Musiker, aber mit geringen Administrations-Gaben ist nicht viel Erfreuliches zu sagen. Glüser hat sich einmal in den Kopf gesetzt, vorzugsweise die große, ernste Oper zur Geltung zu bringen, und dieß ist beim Publikum nicht beliebt, weil sie unmöglich so gegeben werden kann, um im Stande zu sein, sich beliebt zu machen. Das Singspiel und die komische Oper würden weit mehr Glück machen, da sie in den meisten Rollen, namentlich wenn die nöthige Rücke auf die dramatische Einbildung verwendet würde, sehr gut, und in Einzelnen ganz vortrefflich gegeben werden könnten. Aber diese Gattungen, die der Glüser's Ankunft fehr oft gegeben wurden, und zu den Glanzseiten des Theaters gehörten, werden beständig zurückgedrängt, und als Folge davon nicht mit der Sicherheit, Abrundung und Vebadtigkeit gegeben, die nur durch häufige Aufführung und durch das sorgfältige Streben, alle Mittel in ihrer vollen Stärke anzuwenden zu erreichen sind. —

Das Ballet ist dahingegen unter des genialen Balletmeisters Bournonville Leitung in höchsten Grade ausgezeichnet. Mehrere von seinen Gompositionen, wie „Napoli“; das Fest in Albano; die Tiroler; der Verräder“ — sind reizende Schöpfungen aus dem Bereichen, eingefaßt in einen süßschen, kleinen Handlungs-Rahmen; eine reizende und charakteristische Scene wechselt unaufhörlich in größester Leichtigkeit mit der andern ab; Tiefe des Gefühls, Ausgelassenheit, Laune und Nationalität entfalten sich in außerordentlichem Reichthume, angehaucht von Grazie und echt Künstlerischem Reize. Auch in der tragischen Balletdichtung hat er mehrere vorzügliche Werke geliefert, von denen namentlich „Waldemar,“ ein großes Ballet in 5 Acten, dessen Sujet aus Dänemarks Geschichte genommen ist, einen großartigen Eindruck macht, und bei zahlreichen Aufführungen sich stürmischen Beifall erwarb. Seine Ensemble-Tänze sind namentlich bewundernswerth, voll Reudeit, Abwechselung und Charakteristik, ebenso wie auch seine Gruppirungen von einem großen Materialent und einer seltenen Leichtigkeit zeugen, jedes kleine Mittel auf die wirksamste Weise zu benutzen.

Auf dem kleineren Hoftheater sind im Winter durch Unterstützung des versteterben Königs italienische Opernvorstellungen gegeben worden, in denen wohl verschiedene, recht gute Künstler auftraten, aber die sich im Allgemeinen dem Publikum kein großes Interesse verwenden konnten. Da der jetzige, dänisch fühlende, volksthümliche König wohl schwerlich eine so bedeutende Unterstützung bewilligen wird — in einem Jahre betrug sie über 30,000 Reichsthaler — so steht zu erwarten, daß dieses Schauspiel, das nur eine Modesache für die vornehme Welt war, die sich langweilte, um dem Hofe zu gefallen, in Zukunft ganz aufhören wird.

Schweden.

* Gothenburg, den 3. Octbr. Seit lange hat wohl keine Maasregel der Regierung größeren und allgemeinen Anklang beim Volke gefunden als die bewundrende Demonstration Schwedens zu Gunsten Dänemarks. Die skandinavische Idee,

Digitized by Google

von den größten Dichtern der nordischen Länder angeregt, mit Begeisterung von der Jugend der drei Reiche aufgenommen, und in den so bedeutungsvollen und solennen Zusammenkünften in Upsala, Copenhagen und Lund eingeweiht und mit den feierlichen Versprechungen der skandinavischen Studenten besiegelt, ist nun in's Leben getreten. Was man sich als eine herrliche wenn auch noch nicht ganz nahe Zukunft darstellte, was als ideales Bild dem empfänglichen und tiefer begeisterten Gemüthern der Jugend vorschwebte — es ist jetzt eine Wirklichkeit geworden. Die drei Länder, — sonst sich gewöhnlich feindlich gegenüberstehend und mit Augen der Mißgunst einander betrachtend und nur kurze Zeit durch die calmarische Union, die die Abneigung noch vergrößerte, vereinigt, haben jetzt ein Bündniß geschlossen, das dauernd und unauflöslich sein wird, weil es von den Völkern und nicht von herrschsüchtigen Regierungen ausgegangen ist. Das Blut der schwedischen und norwegischen Freiwilligen, das im Kampfe für Dänemark geflossen, ist ein Pfand der gegenseitigen Anhänglichkeit, und die drei Glieder desselben Volksstammes, die im blutigen Streite einander zur Seite standen, werden sich jetzt nie mehr trennen, ihr Ihre ist jetzt Einheit und Blut geworden, und hat die unterirdischen Schätzen des Volkes mit mächtiger Kraft durchdrungen. Deshalb ertönte auch hier von so vielen Seiten der Kriegsruf, als Dänemark bedroht wurde, und dem aufsprossenden und begeisterten Sinne der jungen Skandinaven erschien die Theilnahme der Regierung zu schüchtern und zu rücksichtsvoll; jetzt aber freut man sich des friedlichen Ausgangs und fühlt noch inniger Anhänglichkeit für den bekommenen und charakterfesten König, der die Gefühle seines Volkes verstand und theilte, aber sich nicht dadurch zu unbesonnenen Schritten verleiten ließ. Zwar verhehlt man sich keineswegs, daß der Waffenstillstand gerade in den wesentlichen Punkten nicht sehr vortheilhaft für Dänemark ist, aber man lebt der Hoffnung daß doch endlich Deutschland, gleich und eine ruhige Entwickelung der Völker wünschend, die Hand zur Versöhnung darreichen werde. —

Und nun — unser Gefühle für Deutschland? Wahrlich nicht Haß und nicht Rachgefühl haben die letzten Begebenheiten in den gemüthlichen und doch so innigen Deutschland in und erregt, sondern Schmerz und Trauer. Auch wir freuten uns der glorreichen Märztage, in welchen die beiden größten Völker Germaniens sich heldenmüthig die Freiheit errangen, und jubelnd begrüßten auch wir die Erhebung Deutschlands als die Morgenröthe einer besseren und glücklicheren Zeit. Deutschland, in Wissenschaft und Kunst so vor allen Völkern Europas hervorragend, wird, so hofften wir, auch in praktischer Beziehung, in bürgerlicher und politischer Freiheit den Völkern als Beispiel und Muster leuchten, und wir freuten und der erhebenden Gedankens, daß die Völker, frei und beglückt, ein mächtiges Bündniß des Friedens und der Bruderliebe mit einander schließen würden, ein Bündniß gegen die östlichen Barbaren, die daß auch diese, einst frei geworden, als Freunde aufgenommen werden könnten. Aber wie ist es so ganz anders geworden! Wie wird die Kraft und das Glück des großen Deutschlands nicht in inneren und äußeren Kämpfen aufgerieben! Und nun gar die Eroberungssucht, oder wie der Deputirte Vogt in Frankfurt sich ausdrückt, die Bänderreferrel der Deutschen, die jetzt in ungerechtfertigter Verbindung mit den Bestrebungen für Deutschlands Einheit zu stehen scheint! Alle Völker, die an Deutschland gränzen, werden dadurch bedroht, die Freiheit, die sonst so beglückende, zündet überall die Kriegsfackel an, und die Sympathie für Deutschland droht zu weichen. Möge Deutschland, dies einsehend, lieber darin seinen Ruhm suchen, daß es als Beschützer weniger mächtiger Nachbarn auftritt. Dieses ist noch immer unsere Hoffnung — dieser Wunsch der Brüderzug Skandinaviens an Germanien. —

Die Truppen, die auf Fühnen zur Vertheidigung der dänischen Provinzen lagen, sind nun alle, als Folge des Waffenstillstands, zurückgekehrt, und 5 dänische Kriegsdampfschiffe nebst 7 Transportschiffen lagen vor wenigen Tagen in unserm Hafen, wo sie die letzten der dort anwesenden Truppen aufgenommen haben. Es ist rührend zu hören, mit welcher Liebe diese Krieger von den dänischen Bedoren und von der freundlichen und wohlwollenden Aufnahme, die sie dort gefunden, erzählen. Sie werden begeistert, wenn sie von dem schönen Dänemark sprechen, und rühmen auch die dänischen Soldaten. Viele von ihnen haben sich dort verheirathet, und auf Fühnen wird wahrscheinlich bald eine kleine echt skandinavische Bevölkerung entstehen. Dieser Aufenthalt der schwedischen Truppen in Fühnen hat dazu beigetragen, auch die letzte Spur einer Abneigung gegen die Dänen bei diesem nicht unwichtigen Theile der Bevölkerung zu vertilgen, und ich habe selbst gehört, wie mehrere schwedische Soldaten die Hoffnung aussprachen, im nächsten Jahre auf dem Schlachtfelde den Dänen für die bewiesene Gastfreundschaft noch die That danken zu dürfen. Wir wollen jedoch wünschen, daß diese Hoffnung getäuscht werde, und daß bald ein für beide Theile ehrender Friede dem unglücklichen Streite ein Ende mache. —

Schweden hat in den letzten Jahren viele seiner größten Männer verloren, besonders verdienen darunter Tegnér und Berzelius, diese europäischen Namen, erwähnt zu werden. Letzten Sonntag wurde in dem hiesigen Bildungsvereine (solche Vereine, deren Aufgabe es besonders ist, der arbeitenden Klassen der Gesellschaft die Mittel zur Bildung zu erleichtern, und sie durch Vorlesungen und musikalische Unterhaltungen einer größeren Bildung fähig zu machen, bestehen beinahe in jeder Stadt Schwedens; der hiesige zählt fast 1000 Mitglieder) ein Trauerfest den Manen Berzelius zu Ehren gefeiert. Das Fest war einfach und erhebend. Nach einem schönen Gesange an der berühmten Büste hielt der verdienstvolle Prof. Palmfeldt eine schöne Rede über das Leben und die Verdienste des Verstorbenen. Ein Gesang beendigte die von über 800 Personen besuchte Feierlichkeit. —

Im nächsten Monate wird der schwedische Reichstag aufgelöst werden. Die diesjährige Sitzung war in mehreren Beziehungen von Wichtigkeit, obgleich leider die billigen Hoffnungen keineswegs erfüllt wurden. Doch ist ein wichtiger Schritt in der großen Reformfrage des Landes gethan, indem die Stände einen Vorschlag des Königs zur völligen Veränderung der bisherigen Repräsentation, zur definitiven Entscheidung beim nächsten Reichstage angenommen haben. Eine Veränderung des Grundgesetzes kann nämlich erst nach der Annahme durch zwei Reichstage stattfinden. Es handelt sich darum, die unglückliche Spaltung der Repräsentation in vier Stände (Adel, Priester, Bürger und Bauern) aufzuheben. Ob der nächste Reichstag und eine glückliche Lösung dieser Frage bringen werde, ist noch sehr zu bezweifeln, da der Vorschlag der Regierung wahrscheinlich sowohl beim Bauernstande, dem er nicht liberal genug ist, als bei den Priester- und Adelsstande, deren ungerechte Privilegien er mit dem Tode bedroht, heftigen Widerstand finden wird. Für die künftige Ruhe des Landes und für die Entwickelung der constitutionellen Freiheit ist diese Frage von der größten Bedeutung. Es steht eine drohende Gewitterwolke an unserem Horizont.

Norwegen.

„Norske Rigstidende" kommt, in ihren Betrachtungen über die Wahlbewegungen in Dänemark, zu folgendem Resultate: „Allgemeines direktes Wahlrecht und Wahlbarkeit" — sagt sie — „sind ein so vollständig demokratisches Institut, wie nur eins sein kann, und es ist sowohl aus allen Antecedentien der dänischen Minister, als aus ihren früheren Handlungen zur Genüge bewiesen, daß die Regierung die wahre Volksfreiheit will, so daß es schwer wird zu begreifen, wie so viele sich verleiten lassen können, ehrgeizigen Parteiführern zu folgen. Was wollen die Demokraten? Die traurigen Erinnerungen des Communismus und Socialismus dem glücklichen Dänemark zuführen? Oder einen Ministerwechsel, damit Balthasar Christensen, Grüne (Redakteur der Kjöbenhavnspost), der Schulmeister Sörensen, der Küpner Peter Hansen und Consorten aus Rader Kommune? Aehnliche Bestrebungen wie die unserer Adressen-Verfasser des letzten Storthings? Die königlichen Wahlen geben den Vorwand zu diesen „demokratischen" Intriguen. Wie der dänische Reichstag seine Aufgabe lösen wird, ist von großer Wichtigkeit für uns (die Norweger); fegen die, welche die rohe Masse in Dänemark lenken, sich leiten lassen, dann wird diese auch hier eine temporäre Stütze gewinnen; fegen die Freunde der gesetzlich organisirten Freiheit, die Vorkämpfer der Nationalität, und wird eine vernünftige nordische Staatsverfassung in Dänemark gegründet, dann wird unseren constitutionellen Leben ein neuer fester Stoff eingehaucht werden, der Geist der Intelligenz und der Wahrheit, und Dänemark und Norwegen werden sich einander noch mehr nähern. Der Tag der dänischen Wahlen ist daher ein sehr wichtiger und bedeutsamer für den ganzen Norden. Mögen die Dänen sich bewußt sein, welchen Einfluß die Richtung des öffentlichen Lebens in einem jeden der drei nordischen Reiche auf den ganzen Norden übt, und mögen sie bedenken, daß sie nicht allein für sich selbst arbeiten, sondern die gemeinsame Aufgabe haben, den Norden glücklich in sich und geachtet nach Außen zu machen. — Die seitdem bekannten Wahlen scheinen den hier ausgesprochenen Wünschen gemäß ausgefallen zu sein.

— Die norwegische Regierung hat die Errichtung von Bildungs-Instituten für Seelente an verschiedenen Stellen des Reichs, laut Beschluß des Storthings, zu Leben gerufen. Die Reichsstrafanstalten und diejenigen Gemeinden, in welchen die Institute angelegt werden, haben eine gleich große Summe zu deren Unterhaltung beitragen. 2700 Species (circa 4000 Thlr.) sind vorläufig von der Regierung bewilligt worden. —

Digitized by Google

Niederlande.

Haag. Die zweite Kammer hat in ihrer Sitzung vom 7. October, die vier letzten Gesetzentwürfe zur Verfassungsrevision, und zwar den 11ten „Vom Unterrichte und der Armenverwaltung", den 12ten „Von den Unändernngen des Grundgesetzes", und den 13ten „Ergänzungsartikel" mit fast allgemeiner Stimmenmehrheit angenommen. Dieses Resultat wurde von dem in der Kammer anwesenden Publikum mit grossem Beifall begrüßt. Die Gesetzentwürfe werden jetzt der ersten Kammer vorgelegt werden, und Alles läßt vermuthen, daß dieser Körper, der sich fast immer so feindlich gegen jede Reform gezeigt hat, sich dem ausdrücklichen Willen des Volkes fügen werde. Die Opposition der ersten Kammer ist übrigens durch die Ernennung neuer Mitglieder gebrochen, und es wird dieser flockenden Opposition nicht mehr gelingen können, sich länger den edlen Absichten des Königs zu widersetzen. Dem diesen Lob gebührt Wilhelm II., daß er es war, der durch seine Standhaftigkeit die Nation, ohne eine Revolution und ohne Blutvergießen in den Besitz der kostbaren Freiheiten gesetzt hat. Wäre der König, wie er es verfassungsmäßig konnte, auf die Opposition der ersten Kammer eingegangen, hätte er das Auflösungsdecret von Dendermonde angenommen, dann wäre Niederland noch für lange Zeit um die Errungenschaften gebracht oder gewaltsam auf den jähen Abgrund der Revolution getrieben. Der König war es, welcher Donder-Cuttius, den Mann, der am besten geeignet war, das große Werk der Reform zu Stande zu bringen, gegen die blinde Opposition einiger Männer schützte, die, mit dem einen Fuß im Grabe, in schnöder Selbstsucht den Volkswillen, sowie dem großmüthigen Fürsten Trotz bietend, auszusprechen wagten: Après nous le deluge!

(Köln. Zeitg.)

Amsterdam. Die Werbungen für Ostindien werden sehr eifrig betrieben und zwar mit mehr Erfolg, als gewöhnlich. Besonders melden sich viele Milicens. –

— Die hiesige Kunstausstellung ist dieser Tage geschlossen. Obgleich der jetzigen Verhältnisse und der gleichzeitigen Ausstellungen in Brüssel und München entzieht doch der Katalog 579 Nummern, beinahe sämmtlich Werke niederländischer Meister. —

Leyden. Die Anzahl der Studirenden an unserer Universität beträgt dieses Jahr 360.

Belgien.

Brüssel. In der hier jetzt stattfinden Kunst-Ausstellung macht der Maler Andreas Achenbach aus Düsseldorf mit einem seiner Marinestücke außerordentlichen Aufsehn. Das Bild war sogleich angekauft und mit einem bedeutenden Gewinn am folgenden Tage wieder verkauft. Der Künstler ist vom König der Belgier mit dem Leopoldi-Orden decorirt worden.

— Auf der Eisenbahn zwischen Valenciennes und Quiewain fand am 9. d. M. ein Unfall statt. Die Locomotive kam aus den Schienen und der Maschinist fand seinen Tod dabei.

— Außer dem Congreß der Freunde des Friedens und dem der Landwirthe, von denen wir bereits früher gesprochen haben, hat hier auch noch ein dritter, von Lehrern der mittlern und unteren Unterrichtsanstalten in dieser letzten Zeit stattgefunden.

Literatur.

Die industriellen Zustände des Königreichs Schweden im Jahr 1847, von O. J. Ravert, (Kongreigot Sveriges industriele Forstaending u. s. w.). Korenhagen 1848.

In dem vorliegenden Werk giebt der durch verschiedene sehr werthvolle handelsstatistische Werke bereits rühmlichst bekannte Verfasser, der königlich dänische Fabrik-Direktor O. J. Ravert eine sehr umfassende Uebersicht über die industriellen Zustände Schwedens im vorigen Jahre, in der wir sehr interessante Details über Ackerbau, Handel und Fabriken, öffentliche Anstalten zur Förderung des Gewerbefleißes, über die industrielle Gesetzgebung, über die Grundverhältnisse des Steuerwesens, über Maaß, Gewicht und Münze, kurz über alles mit Ackerbau, Handel und Fabrikwesen irgend wie in Verbindung stehende finden. Nachdem der Verfasser eine kurze Uebersicht über Schwedens geographische Lage und seine natürlichen und klimatischen Verhältnisse gegeben hat, geht er, ehe er an die Darstellung der jetzigen Zustände gelangt, auf den frühern Zustand der verschiedenen Nahrungszweige in Schweden, bis in die frühesten Zeiten, zurück. Wir ersehen daraus, daß in den frühesten, den heidnischen Zeiten in Schweden alle Gewerbszweige ganz frei betrieben wurden; Jeder konnte sich nach seinem Belieben ernähren, seine Kräfte, so gut es ging, zu Nutzen machen. Nur Kriege und innere Unruhen waren Schuld daran, daß diese Freiheit nicht so zum Bestheil des Landes benutzt ward, wie dieses unter andern Umständen hätte der Fall sein können. Doch schon im dreizehnten Jahrhundert traten in dieser Beziehung mannigfache Beschränkungen ein, die nicht weniger den Ackerbau, wie Handel und Gewerbe betrafen. Unter Gustav Wasa, der 1523 den schwedischen Thron bestieg, erfuhren aber wieder günstigere Aussichten und bei seinem Tode war Schweden zu einer bisher nicht gekannten Höhe gelangt. Unter der stumwollen Periode, die dann folgte, hatte das Land wenig Gelegenheit im Wohlstande fortzuschreiten, als aber Gustav II. Adolph (1611 — 1632) mit kräftiger Hand das Staatsruder führte, ward besonders viel gethan, um das schwedische Reich zu einer handeltreibenden Nation zu machen; indem er durch die 1614 erfolgenene Handelsordnung, von der man annimmt, daß sie dem englischen Navigationsgesetz zur Grundlage gedient habe, den ausländischen Handel zu fordern suchte, legte er dem inländischen durch Errichtung eines Landzolles und einer Art von Acciss Fesseln an, so wie er überhaupt ein Prohibitiv-System beseigte. Ebenso Karl XI., nachdem Schweden im Jahr 1679 Frieden bekommen hatte, den Ackerbau, Handel und der Industrie aufzuhelfen, was er, im Besitz unumschränkter Gewalt, nur so eher konnte. Namentlich waren seine Grundsätze hinsichtlich des Handels liberaler als die seiner Vorgänger. Die Fortschritte, die unter ihm das Gewerbswesen im Allgemeinen gemacht hatte, waren ingwischen von kurzer Dauer wegen des traurigen Zustandes, in den sein Sohn Carl XII., durch seinen Hang zum Kriege, das Land versetzte, so wie auch die gesunden Ansichten, die dieser König vom Zollwesen hegte, dadurch unausgeführt wurden. Als er 1718, fiel hatte Schweden seinen Handel, seine Industrie. In der nun folgenden Periode, die man in Schweden die der Freiheit zu nennen pflegt, und in welcher zwei Parteien, die der Hüte, oder die französische und die der Mützen, oder die russische, sich feindlich gegenüberstanden und von ganz entgegengesetzten Grundsätzen geleitet wurden, pflegte die eine Partei, sobald sie an's Ruder kam, das niederzureißen, was die andere aufgebaut hatte. Die Hüte, aufgemuntert durch das frische Lebenspringen, das in der Nation herrschte, die sie leitete, schritten vorwärts, doch nicht mit gehöriger Besonnenheit, so daß unter ihnen die sich entwickelnden Gewerbe um so mehr litten, wenn sie ihren verschwenderischen Sinn entbehren mußten. Die Mützen dahingegen, Nationär, wie jenes Land, von wo aus sie inspirirt wurden, ließen die Sachen ihren eignen Weg gehn, und unternahmen nur wenig, um ihnen eine andere Richtung zu geben. Als Gustav III. 1772 zur Regierung gelangte, legte er durch Ordnung des Gldwesens, durch verschiedene Begünstigungen, die er den Gewerbetreibenden zukommen ließ, und vor Allem durch die Wiederherstellung des innern Friedens den Grund dazu, daß die dem traurigsten Loos verfallenen Gewerbe allmählig, wenn auch mit langsamen Schritten, sich wieder zu entwickeln anfangen konnten. Weder unter der nach Gustav III. plötzlichem Tode eingesetzten Regentschaft, noch unter Gustav IV. Regierung, ward viel für das Beleben des Handels und der Gewerbe gethan, als aber der klage Bernadotte, als Carl XIV. Johann schwedischen Thron bestieg, da wurden die Fesseln des Reichs in Ordnung gebracht, der Ackerbau gefördert, Handel und Schifffahrt beleben sich und Manufakturen und Fabriken blicken hinter den übrigen Erwerbszweigen nicht zurück. Die bisher befolgten Prohibitiv-Grundsätze und Schutzzölle wurden, wenn auch nicht ganz aufgegeben, so doch bedeutend ermildert. Schon auf dem Reichstage von 1828 fingen die Stände an ihre staatsökonomischen Principien bedeutend zu ändern, von einem Reichstag zum andern machte man hierin bedeutende Fortschritte und während im Jahr 1816 noch 53 Ausfuhrverbote bestanden, gab es deren im Jahr 1845 nur noch vier. Es war im Jahr 1824, wo durch die Einführung einer neuen Zollage das freie Handelssystem so recht eigentlich anfing, und wie verschiedene die Folgen hiervon gewesen sind, zeigt sich aus den in der unterstehenden Ueberschrift, welche unter Verfasser über Einfuhr und Ausfuhr von 1824 und von 1843, dem Jahr vor Carl Johanns Tode, mittheilt:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
1824:	9,802,047 Rth. Bko.	11,397,058 Rth. Bko.
1843:	17,257,550 „	19,444,630 „

Nicht minder günstig gestaltete sich der Ackerbau, und während in den Jahren 1800 — 1809 durchschnittlich alle Jahre 530,000 Tonnen Korn in Schweden eingeführt wurden, betrug die Einfuhr in den Jahren 1820—1840, obgleich der Verlusten von Finland, das Schwedens Kornkammer gewesen war, durchschnittlich im Jahr nur noch 2000 Tonnen. — Was die Fabriken und Manufakturen anbelangt, so betrug der Werth ihrer Erzeugnisse im Jahr 1824: 7,784,182 Rthlr. Bko., dahingegen 1843: 16,336,468 Rthlr. Bko. —

Die Bevölkerung Schwedens, die im Jahr 1810: 2,377,851 betrug, belief sich 1840 auf: 3,138,887 Einwohner.

Digitized by Google

Nach einer solchen kurzen historischen Uebersicht, gelangt der Verfasser an die Regierungszeit des jetzigen Königs Oscar I., über die er sagt: „Der Tage, die seit Carl Johann's Tode dahingegangen sind, sind zu wenige, als daß sie so auffallende Resultate liefern könnten, wie die unter dieses Königs Rjähriger Regierung; inzwischen sind sie nicht weniger wichtig, und der Verbesserungen, Schwedens Wohlstand zu heben sind nicht wenige gewesen. Welche diese sind und welche Folgen sie gehabt haben, davon wird in dem Nachstehenden Zeugniß abgelegt werden."

Zuvörderst giebt uns nun der Verfasser eine Uebersicht über den jetzigen Zustand des Ackerbaues in Schweden, und bei wir ersehen, daß obgleich Schweden ein Gebirgsland ist, und obgleich seine Stattlicher annähmen, daß von den 3466 Quadrat-Meilen des Landes nur 248 Quadr.-M. oder 1/13 Theil in den 6 nördlichen Lehnen, und 200 oder 1/17 Theil in den 18 südlichen Lehnen als Acker und Wiese in Kultur sich befinden, dennoch der Ackerbau Schwedens die wichtigste Erwerbsquelle ist. Es folgt dann eine Uebersicht über Ausfuhr und Einfuhr von Getreide, die sehr günstige Resultate giebt und, was besonders für die Beitrebungen der Regierung ein günstiges Zeugniß liefert, eine Aufzählung der verschiedenen, meistens vom Staat errichteten, Unternehmungen zur Förderung der Agrikultur, wohin eine landwirthschaftliche Akademie, eine Central-Werkstatt zur Anfertigung von guten Ackergeräthe, landwirthschaftliche Gesellschaften, verschiedene Institute und landwirthschaftliche Schulen u. dergl. gehören.

Dann giebt der Verfasser eine Uebersicht des Handels, den Schweden mit den verschiedenen fremden Staaten führt, und zwar, indem er seine Handelsbeziehungen mit jedem einzelnen besonders behandelt. Wir ersehen daraus, daß namentlich die gegenseitige Handelsverbindung mit Dänemark sehr bedeutend ist, wenn die verschiedene natürliche Beschaffenheit dieser beiden Länder, und in Folge davon die verschiedenen Produktionen Veranlassung geben, während noch die nahe Nachbarschaft, die dadurch sehr erleichterte Verbindung und namentlich die zwischen den beiden Ländern bestehenden, vortheilhaften Handelsverträge bedeutend beitragen. — Die Thätigkeit, in der sich der schwedische Handel lange Zeit den Handelsbänen, namentlich Lübeck gegenüber befand, scheint sich immer mehr zu lösen, dahingegen leitet derselbe in seinen Beziehungen zu Frankreich durch das in diesem Lande herrschende Schutz-System. Schwedens Handel nach dem mittelländischen Meer ist bedeutend, noch bedeutender aber der auf Brasilien. Schwedens ausländischer Handel ist berechnet:

Einfuhr.	
mit schwed. Fahrzeugen	Summa
1844: 13,682,000 Rth. Bko.	18,480,000 Rth. Bko.
1845: 16,315,000 „ „	21,250,000 „ „
Ausfuhr.	
1844: 14,540,000 Rth. Bko.	21,600,000 Rth. Bko.
1845: 19,872,000 „ „	24,400,000 „ „

Bei Schwedens Industrie kommt natürlich vor Allem sein Reichthum an Metallen in Betracht, und namentlich an Eisen, welchem Gegenstande der Verfasser denn auch eine ausführliche Behandlung angedeihen läßt. Im Jahr 1845 wurden 1,195,474 Schiffspfund Eisenerz gewonnen, und um dieselbe Zeit waren 204 Hochöfen im Gange, die 502,059 Schiffspfund Roheisen gelieferd haben. Die Ausfuhr von Roheisen ist verboten, wird jedoch in einzelnen Fällen gestattet. Das meiste Eisen wird entweder als Stangen-Eisen oder als zugeeisernes Fabrikat und ferner als Anker, Ketten, Kanonen, Nägel, Stahl u. s. w. ausgeführt. 1845 wurden 77,779 Schiffspfund Eisen verarbeitet, und 50,958 Schiffspfund ausgeführt. Anserdem nimmt noch einen bedeutenden Rang unter Schwedens Manufakturen die Tuch und Wollenzeugfabrikation ein, sowohl wegen des Umfanges, in dem diese betrieben wird, als wegen der Beschaffenheit ihrer Produkte. Es gab 1845, 128 Fabriken, mit 707 Webestühlen und 3870 Arbeitern, und die Fabrikation belief sich in demselben Jahre zum Werth von 4,931,429 Rthlr. Bko. Ferner ist die Segeltuchweberei bedeutend und hat, wie der Verfasser anführlich bemerkt, zugenommen, seitdem das Verbot gegen Einfuhr von Segeltuch aufgehoben ist. Daß es unter dem hohen Grad nördlicher Breite auch eine nicht unbedeutende Seidenfabrikation giebt, scheint auffallend und hat wohl seinen Grund in dem bedeutenden Kleiderluxus, der in Schweden getrieben wird. Es gab 1845 in Stockholm 18 Fabriken, die 565 Arbeiter beschäftigten und einen Werth von 666,367 Rthlr. Bko. verarbeiteten. Eine bedeutende Anzahl Menschen werden in Schweden auch durch Baumwollenspinnerei und Weberei beschäftigt. Im Jahr 1845 sind für 97,851 Rthlr. Bko. Baumwollenwaaren ausgeführt. — Uebergehen wir einige andere Industriezweige, die ebenfalls, wenn auch nicht in bedeutendem Umfang betrieben werden und führen uns nach den Schiffbau an, der von großer Bedeutung ist, da sich die Lage des Landes mit so ausgedehnten Küsten und die leichte Herbeischaffung der Materialien so besonders günstig dazu herausstellen. Es werden namentlich für Dänemark Rechnung hier viele Schiffe gebaut, doch ist weniger der Umstand, daß der Schiffsbau hier auf einer besonderen Höhe stände, als vielmehr die Wohlfeilheit, mit der hier Schiff hergestellt werden kann, daran schuld. Der Verfasser giebt dann noch eine flüchtige Uebersicht über verschiedene geringere Industriezweige, die hin und wieder betrieben werden, z. B. Theerbrennerei, Leimsiederei, Terpentingewinnung u. s. w., und kommt dann zu einer ausführlichen Beschreibung der Maschinen-Werkstätten, worunter namentlich die der Werftstätte von Motala in Ostgothland sehr interessant ist. In unmittelbarer Verbindung mit Fabriken und Manufacturen finden wir dann eine Aufführung der Arbeitsanstalten für Arme, der Gefängnisse und ähnlicher Anstalten, insofern in denselben allerlei industrielle Handthierungen vorgenommen werden. Bekanntlich hat sich der jetzige König von Schweden mit besonderer Vorliebe dem Gefängnißwesen zugewendet, dem er auch eine fürsorgliche Thätigkeit gewidmet hat, und so ist die Beschreibung verschiedener dieser gedachten Anstalten von besonderem Interesse. Dann folgen noch eine ausführliche Besprechung der verschiedenen öffentlichen und privaten Anstalten zur Förderung der Industrie, wozu namentlich das große „technische Institut" in Stockholm gehört, und eine interessante „Uebersicht der industriellen Gesetzgebung", ein Bericht über die Industrie-Ausstellung von 1847 in Stockholm, und ein anderer über den gegenwärtigen Zustand des Kunstfleißes in Schweden.

Am Schluß spricht der Verfasser noch über die Möglichkeit eines Zollverbands zwischen den drei nordischen Reichen, worüber wir einige seiner Worte hier anführen: „Die der neuesten Zeit sich kundgebenden skandinavischen Ideen haben den Gedanken geweckt, inwiefern ein Zollverband zwischen den drei nordischen Reichen wünschenswerth sein könnte. Ich halte es für abgemacht, daß ein solcher Verband nicht partiell sein kann, d. h. zwischen Dänemark und einem, der anderen Reiche, sondern vollständig zwischen allen dreien. Die Idee aber geschehen kann, muß ein Zollverein zwischen Schweden und Norwegen vorangegangen sein. Statt mich hier weitläufig darüber auszulassen, inwiefern ein nordischer Zollverband für Dänemark wünschenswerth sein könnte oder nicht, will ich nur anführen, daß aus den Verhandlungen der im Winter 1846 — 1847 in Christiania niedergetretenen Commissionen aus schwedischen und norwegischen Regierungsbeamten hervorgeht, daß diese den Augenblick für eine solche Vereinigung noch nicht für günstig erhalten haben, und daß wohl noch eine geraume Zeit darüber hingehen wird, bis die klimatische Verhältnisse, und das eine oder das andere Reich mehr bei einer solchen Vereinigung gewinnen werde, der Betrachtung darüber Platz macht, wie viel beide Reiche dadurch an innerer Stärke und internationaler Wohlstand gewinnen. Wenn diese Zweifel Zeitmunkt endlich gekommen sein wird, wird sich ohne Zweifel so Manches geändert haben in dem, was zu dem agrikulturellen, industriellen und commerciellen Verhältnisse der verschiedenen Reiche gehört, sowie in deren Zollgesetzgebung, eine unumgängliche Bedingung zu einem Zollverband zwischen den drei nordischen Reichen, daß die Gründe, die dafür oder dawider sprechen, der Beantwortung der Frage nicht länger untergelegt werden können, woher es denn auch nunmehr Zeitvergeudung wäre, sich jetzt darauf einzulassen."

Kjartan og Gudrun. Tragödie i 5 Akter af Oehlenschläger. Kopenhagen, 1848, A. F. Höst.

Der schöne Kranz, den Oehlenschläger in seinen Tragödien, der nordischen Mythenwelt zur Verherrlichung, sich selbst aber zur Unsterblichkeit gewunden hat, ist um eine Blume reicher geworden. Ob sie so hell in ihrer Schönheit strahlt, wie die übrigen, duftenden Blumen, die der jugendliche Dichter gepflückt, ob sie eine Krone, vielleicht nur ein bescheidenes Blättchen in diesem Kranze ist — das müssen wir dem Richterspruche einer geläuterten, wohldedächtigen Kritik überlassen. Der der Kritik jedoch soll das Gefühl des ersten Eindruckes in seiner Schönung gelungen.

Wenn uns die Aufgabe gestellt wäre, der vorliegenden Tragödie eine spezielle Bezeichnung zu geben, wir würden sie die Tragödie des Scepticismus nennen. Es sind in ihr die Kämpfe, oder besser gesagt, die Conflicte einer Uebergangsperiode dargestellt, und insofern ist sie ein treues Abbild unserer Tage, wie sie auch deshalb die Zeit ihres Entstehens schwer verlängnen kann.

Die Tragödie führt uns in Island und im Verlaufe derselben auch in Norwegen ein. Olaf Trygvason, der den großen Bolen Jarl gestürzt, tritt uns hier als Norwegens König und als eifriger Verbreiter des Christenthums entgegen. In Haken Jarl war und ist der letzte, vergweifelte Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum zur Anschauung gebracht; Haken Jarl war gewissermaßen „der letzte Ritter" der nordischen Welte, der seine Götter nicht vor ihrem Falle, den hier nicht vor dem Siege der neuen Leben schützen konnten. In „Kjartan und Gudrun" ist dieser Sieg äußerlich bereits ein vollkommener geworden, wir sagen äußerlich, und wollen damit einen jenen Zustand des Scepticismus bezeichnen, der durch das ganze Stück durchgeht: das Christenthum ist noch nicht in das innere Bewußtsein übergegangen, es ist noch nicht zur

Digitized by Google

schönen Gewohnheit geworden, und die heimischen Götter haben — wenn sie gleich als heidnische erkannt sind — doch noch eine große Macht über die Herzen. Ein Beweis, den wir hier aus der Tragödie deutsch wiedergeben wollen (zugleich um das Versmaaß zu begleichen, in der sie geschrieben) spricht deutlich für unsere Ansicht:

Olaf.

O Freia! Warum bricht so oft die Herzen Du? (geht)

Ingeborg. (allein)

Er nannte Freia, machte sich zum Heiden selbst.
Der strenge Christ! Ja — wenn die Leidenschaft erwacht.

Dann sind wir Alle Heiden. Wahre Liebe nur Ist christlich, lebt und nährt von Opfern sich allein;
Doch heidnisch ist der süße, starke Rausch, worin Man Alles ganz vergißt, nur an den Einen denkt zc.

Doch — wir greifen uns selbst vor, indem wir Namen nennen, ohne ihre Bedeutung in der Tragödie früher bezeichnet zu haben.

Olaf Poo, Gutsherr zu Haarbarbeit auf Island widmet seine Zeit der schönen Wissenschaft, in welcher sein Sohn Kjartan ihm zur Hand geht. Kjartan liebt ein schönes, leidenschaftliches Weib, Gudrun Osvifsdatter, die, kaum 20 Jahre alt, bereits zweimal Wittwe geworden, ihre Schlingen von Neuem nach dem unschuldigen Jüngling auswirft. Heut zu Tage würden wir sie eine herzlose Coquette nennen; damals aber, als frauenfeindliche Kultur die Welt noch nicht beherrscht hatte, nannte Kjartan sie, wenn er auf Augenblicke zum Bewußtsein kam, ein seelenloses Weib. Sein Vater, der Gudrun durchschaut, fürchtet das Erwachen einer Leidenschaft, die bereits in hellen Flammen brennt, und schickt ihn deshalb in die Welt, um Heldenthaten zu verüben. Bodli, der Gespielen Kjartans, und zugleich sein Nebenbuhler in der Liebe zu Gudrun, begleitet ihn, und sie gelangen nach Norwegen, wohin Gudrun das Gerücht sich von Kjartans Tode gehört, der nicht erwidert hat. Sie will weder sich noch ihn binden, und verstößt ihn auf spätere Zeit.

Norwegens König ist nicht mehr der liebenswürdige, ritterliche Jüngling, als der er uns im Hafon Jarl entgegentrat. Auch er, wie nach ihm so viele Herrscher, verkannt den Geist der Liebe, der im Christenthume waltet, so daß er es auf Kosten der Menschlichkeit durch Blut und Grausamkeit verbreitet. Die Leidenschaft macht ihn also — zwar in anderem Sinne, als seine Schwester Ingeborg es meinte — wirklich trotz aller christlichen Strenge zum Heiden, und wir fühlen mit Bedauern, daß die Sympathie verschwunden ist, die der Sieger über Hakon Jarl uns eingeflößt.

In Ingeborgs Schwan, von zarter Poesie durchdrungenem Herzen erwacht Liebe zu Kjartan, und auch hieher hätte sich vielleicht von Gudrunn Schlingen befreien können, wenn Bodli, der Verräther, nicht pflichtlich nach Island zurückgekehrt wäre. Kjartan ahnt den Verrath, empfängt zum Abschied von der armen Ingeborg einen schönen Schleier für seine Braut, und langt in Island gerade zu rechter Zeit an, um — den Schluß der Hochzeitsfeier zwischen Gudrun und Bodli beiwohnen zu können. Dieser hatte dadurch von der nahe bevorstehenden Verbindung zwischen Kjartan und Ingeborg gesprochen und so ed dahin gebracht, daß Gudrun ihm, den sie verachtet, gewissermaßen aus depit amoureux die Hand reicht.

Kjartan, der in Island Christ geworden (auch Gudrun war den neuen Glauben beigetreten) wird schwermüthig und denkt an das Kloster, Gudrun bemüht sich von Neuem um seine Liebe und verzaubert, da er sie zurückweist, ihren Gatten, ihn zu morden. In dem Schwanken ihres leidenschaftlichen Charakters kommt sie auch hiervon wieder zurück; Bodli aber stößt sich durch Kjartan beleidigt, kämpft mit ihm und — fällt.

Ein Sturm verschlägt Ingeborg, die nach Island zu ihren Verwandten reisen wollte, nach Island in die Nähe von Gudrunn Besitzthum, auf welchem jetzt Kjartan und seine Schwester Hresna, ein sanftes, weibliches Gemüth, weilen. Gudrun erfährt ihre Ankunft, eilt mit Pfeil und Bogen und dem Schleier umgürtet, den sie einst Kjartan gewaltsam gerauht hat, an's Meer, um — vermuthlich um sie zu tödten. Erst später findet sie Worte in einer geschwätzerischen Umarmung; da sie diese aber unbeachtet, so schießt sie einen Pfeil auf Ingeborg ab, der jedoch Kjartan trifft und tödtet.

Dies mit nackten, kurzen Worten der Inhalt der Tragödie.

Wir sagten vorher, sie stelle die Convikte einer Uebergangsperiode dar, und glauben aussprechen zu können, daß sie durchaus den Uebergang vom Heidenthume zum Christenthume vertörpert. Selbst Olaf Pau hängt nicht mehr mit der festen Leidenschaft an seinen Göttern; denn er weiß, daß Kjartan Christ ist und dulket es. Duldsamkeit aber ist eine durchaus christliche Tugend! Gudrunns Leidenschaftlichkeit erklärt sich zum Theil daraus, daß sie Skitländerin, aus Skitiel (Skitilen) gebürtig ist. Man sieht es, sie gehört in den Kreis der bisterw. wenen Normen nicht hin, sie ist es, die alles Unsittl hervorbeschwört, und es drängt sich dem Leser die Vermuthung auf, daß der Dichter durch dies Stück mahnen wollte: Hütet Euch vor den Einflüssen fremdartiger Nationalitäten! —

Wenn wir den Eindruck in wenig Worten schildern sollen, den das Ganze auf uns gemacht, so würden er lauten: Die schöne, daß die schöne Poesie des Heidenthums dahin geschwunden ist, ohne durch die schönere einer neuen Zeit ersetzt worden zu sein. C. D.

Wissenschaft und Kunst.

Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen.

(Sitzungen im Jahre 1848.)

Sitzung vom 28. Januar.

Die Commission für Brunnenbohrung theilte mit, daß Bohrversuche nach einem großen Maaßstabe angestellt worden sein, und daß eine Bohrung auf der westlichen Seite von Valdtop-Hügel mit ausgezeichnetem Glück betrieben worden, indem man in 33 Wochen eine Tiefe von 389 Fuß erreichte.

Diese Arbeiten lehren, daß die Grünsandlage, welche in Stockhausgründe bei Bellinge gefunden wird, sich, ehe sie Kopenhagen erreicht, ausbreitet, und daß man also von diesen Lagen, welche einen so reichlichen Zufluß an den Quellen und Brunnen liefern, die zwischen Taasstrup und Hvige liegen, kein Wasser erwarten darf. Sie lehren ferner, daß der Saltholmskalk, welcher die Oberlage unter Kopenhagen bildet auf Kreide liegt, und daß man also die gesuchte Grünsandlage unter der Kreide zu erreichen, das Kreidelager in seiner ganzen Mächtigkeit durchbohren muß.

Es wurde erwähnt, daß die Kommunalverwaltung es in ernste Erwägung gezogen habe, in wiefern es möglich sein würde, die Wasserleitereng für die Stadt auf unterirdische Reservoire zu stützen, und hierdurch sind die Bohrungen veranlaßt.

Die Kommission schlug vor einen Pumpversuch beim Bohrloch zu machen, um zu sehen, ob ein starker Zufluß an Wasser sei, welchen man vielleicht nicht bemerkt habe, weil der Druck nicht hinreichend gewesen, um das Wasser zum Steigen zu bringen.

Die Gesellschaft stimmte dem Vorschlage der Kommission bei.

Sitzung vom 11. Februar.

Am Jahre 1838 übernahm der Ehrenmerke Prinz Christian das Präsidium der Gesellschaft der Wissenschaften. Er präsidirte auch später als König jährlich einmal bei den Zusammenkünften und ließ sich von dem Sekretair Bericht über die Zusammenkünfte ertheilen, bei denen er nicht zugegen war. Nach dem Tode seiner Majestät sah sich die Gesellschaft in die Nothwendigkeit versetzt, einen neuen Präsidenten zu wählen, und dies geschah am 11. Februar a. c. Die Wahl fiel auf Sr. Excellenz den Herrn Geheimstaatsminister A. S. Oersted.

Professor Liebmann las eine Abhandlung über Vervaltnis Vegetation der, welche im Druck erschienen wird.

Die Oper „das diamantene Kreuz." Musik von dem dänischen Componisten Siegfried Salomon, Text von Thomas Overskou, einem der beliebtesten dänischen Lustspieldichter, der aber bis jetzt wenigen in Deutschland bekannt ist, wurde am 30. v. M., zum Beistimmale in Berlin aufgeführt. Die Oper ist sehr beifällig aufgenommen, und die erste Aufführung am 19. September war ein Ehrentag für den Componisten, der nach dem zweiten Akte und am Schlusse der Oper stürmisch gerufen wurde. Das Opernhaus war brechend voll, welches in dieser politisch-bewegten Zeit, wo die Kunst ihre Zerlen hat, hervorgehoben ist. „Das diamantene Kreuz" ist wohl die erste dänische Oper, die in Deutschland zur Aufführung gelangt ist. — Die Musik schmiegt sich innig an den Text, der lebhafte und schöne Situationen, so wie, namentlich zwei, dankbare Rollen darbietet, die einer jungen Schauspielerin und eines alten Schauspieldirektors, welche von dem Fräulein Lutzel und Herrn Krans mit Virtuosität dargestellt und gesungen wurden. Die ganze Aufführung war eine gelungene, und bestätigte das Gerücht, welches man schon im Voraus gehört hatte, daß Sänger und Capelle sehr von der charakteristischen Musik eingenommen waren. Diese Anmunterung des jungen Künstlers ist um so erfreulicher als sie der Oper nicht in dem verdienten Maaße in Kopenhagen zu Theil wurde, und den Beweis liefert, daß Nationalbestrebigkeiten auf Kunst und Wissenschaft wenigstens keinen Einfluß haben. Die Berliner Blätter haben auch alle der Oper lobend erwähnt, nur die Zeitungsstalle erklärt in patriotischem Eifer, daß hier ein abermaliger Beweis geliefert sei, „daß die Herren jenseits des großen und des kleinen Belts Nichts verstehen." —

Wir theilen einige biographische Notizen über den jungen Künstler mit: Siegfried Salomon ist 1818 in Tondern geboren; seine früh hervortretenden Anlagen zur Musik bewogen seinen Vater, einen wohlhabenden Bürger und Kaufmann, ihn zum Violin-Virtuosen zu bestimmen; schon in seinem 12. Jahre machte er Aufsehen in öffentlichen Concerten; sein erster Lehrer war Christian Seidler. In seinem 13. Jahre kam er mit seinen Eltern nach Kopenhagen, wo er zuerst unterricht von den tüchtigsten dänischen Künstlern Sobgreen, Fröh-

Digitized by Google

lich, Paulli, und später von Kreutzing, Weyhrauch und Hartmann genoß, die sich mit vieler Liebe seiner annahmen.

Durch unglückliche Handelsspekulationen geriethen seine Eltern in Armuth, und Salomon war bloß gezwungen, durch Notenabschreiben und Unterrichtgeben, selbst für die Mittel zu seiner Ausbildung zu sorgen. Die Professoren Wolfe und Schmid nahmen sich später seiner an, und durch deren Verwendung erhielt er im Jahre 1838 ein Jährliges Reisestipendium von der dänischen Regierung. Nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin, genoß er einige Jahre den theoretischen Unterricht des Friedrich Schneider in Dessau, während welcher er durch Schneiders Vermittelung einen Platz als erster Violinist in der Dessauer Hofkapelle bekleidete. In Dresden genoß er 1841 Lipinski's Unterricht auf der Geige. Während dieser Zeit erschienen auf Meyerbeers Empfehlung, in Hamburg und Berlin, seine Violinsammlungen, die sowohl von dem Publikum als von der Kritik sehr beifällig aufgenommen wurden, und wovon binnen kurzer Zeit 9 Hefte erschienen. 1843 kehrte er nach Dänemark zurück, wo er in Kopenhagen, bis zu seiner Abreise nach Berlin, 1847, populäre Vorlesungen über die Theorie der Musik hielt, seine Oper „Torden-skjold" und die „Herzensprobe" schrieb, so wie die obenerwähnte „das diamantene Kreuz" Tordenskjold und das diamantene Kreuz sind auf der Kopenhagener Bühne aufgeführt, die Herzensprobe noch nicht, obwohl sie schon längst auf dem Repertoire steht.

— Man beabsichtigt die militairische Hochschule, die Cadetten-Akademien und das polytechnische Institut mit der Universität zu Kopenhagen zu vereinigen. Es würde dadurch diese Anstalt in Wahrheit eine wissenschaftliche Universitas bilden. —

Norwegen. Nach einem französischen Blatte beschäftigt Ole Bull, der jetzt in Paris lebt, sich mit der Verwollkommnung einer von ihm erwerfundenen Art von Violine. Proben des neuen Instrumente sollen sehr zufriedenstellend ausgefallen sein, und einen überaus vollen und schönen Ton derselben bekundet haben. —

— **Kongsberg.** In dem Königsschacht hat man kürzlich einen Klumpen gediegenen Silber im Werth von 208 Mark gefunden. —

Schweden. Ein Herr L. W. Olde hat die Erfindung einer bloße mit bekannten Art von Wasserzeichen zum Schutz gegen Verfälschung von Banknoten u. s. w. gemacht. Die schwedische Regierung hat dem Erfinder ein achtjähriges Patent ertheilt —

Briefwechsel der Redaction.

Hr. D. in K. So darüber wie über Ihre Beiträge sie sein, indem Bleichen für den Umfang des Blattes zu groß werden, und auch Mehreres enthalten, was das deutsche Publikum theils nicht interessirt theils ihm sogar anstößig ist.

Hr. E. in L. Wir haben seinen Wunsch gethan, von Ihrer Freundschaft, zu hoffen. Bekannt zu machen und danken für die so schnelle Erfüllung unserer Bitte.

Hr. M. in C. Ihr Schreiben und ersten Beiträge haben wir erhalten und werden sowohl unsere Antwort wird Ihnen vorläufig schon indirekt zugekommen sein.

Hr. Z. Z. in F. Wir klagen es nicht, daß wir über die vorigen Verhältnisse sehr im Dunkeln schwebten und daß die Nachrichten zu widersprechend lauten. Wir nehmen daher Ihr Anerbieten mit Dank an, voraussetzend, was wir bei Ihnen nicht bezweifeln können, daß Sie mit Ihrem Wort für die Wahrheit bürgen, denn wir wissen nicht in den Zeiten der Bleiter verfallen, die Sie mit Grund tadeln.

Hr. F. A. C. in B. Es wird hoffentlich bald die Zeit eintreten, wo die Künste des Friedens ihren gebührenden Ring wieder einnehmen. Daß die dortigen Correspondenten uns kaum schreiben können, ohne zwei unangenehme Themata zu berühren, finden wir begreiflich, und ist es bei den einleitenden Correspondenzen, die dem Leser einen klaren Begriff von den Stimmungen und Zuständen dort geben sollen wohl unvermeidlich.

Anzeigen.

13) **Dampfschifffahrt zwischen Lübeck und Malmöe.**

Das schöne, kupferfeste und gekaufte schwedische Dampfschiff

Malmöe,

geführt von Capt. O. Mattsson,

geht jeden Freitag, Nachmittags präcise 5 Uhr, hier von der Stadt, so wie dasselbe bis auf Weiteres jeden Montag, Abends präcise 7 Uhr, von Travemünde ab.

Demnach können die resp. Reisenden, welche am Freitag und Montag Morgen mit der Diligence von Hamburg abgehen, noch die Fahrt damit machen.

Zwischen Malmö und Kopenhagen besteht eine tägliche Dampfschiff-Verbindung für Passagiere und Güter.

Ueber die Tagen für Passagiere und Güter ertheilen nähere Auskunft

Geo. Fr. Rotting & Söhne in Lübeck.

14) Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig:

J. van den Hoge's

Gesammelte Werke.

Aus dem Holländischen

von

O. L. B. Wolff.

Der Schatzbier. Histor. Roman aus den Zeiten der ältesten Stiftsfehde. 6 Bände. 8 Thlr. — 12 fl. C.-M. — 14 fl. 24 kr. Rhein.

Schön Lysbeth. Histor. Roman aus dem achtzigjährigen Kriege. 3 Bände. 4 Thlr. — 6 fl. C.-M. — 7 fl. 12 kr. Rhein.

Erzählungen. 4 Bände. 4 Thlr. 20 Ngr. — 2 fl. 30 kr. C.-M. — 3 fl. Rhein.

Diese durch ihren Inhalt wie durch ihre Darstellung höchst bedeutenden Romane reihen sich dem Besten dieser Gattung an, was seit Walter Scott's bereitlichen Leistungen erschienen ist, auf das Würdigste an. Namentlich glauben wir behaupten zu dürfen, in dem Schatzbier die deutsche Publikum ein Meisterwerk im vollen Sinne des Wortes zu bieten. Es schildert die merkwürdigen Kämpfe des Bischofs von Utrecht, David von Burgund, mit den gegen ihn empörten Städten, und weiß durch die genaus anmuthige und lebendige Darstellung des holländischen Lebens jener Zeit, welche ihm eine eigenthümliche, durch lebende Färbung verleiht, auch in den geringsten, mit großem Talent durch das Ganze verwebten Einzelheiten den Leser in steter Spannung bis zum Schluß zu erhalten. — Der Name des Herrn Uebersetzers bürgt für die Treue und Trefflichkeit der Uebertragung.

15) **Carl Bernhard.**

König Christiern II.

und

seine Zeit.

Historischer Roman.

4 Bände. 8. Preis 4 Thlr. — 6 fl. C.-M. — 7 fl. 12 kr. rh.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Novellen und Erzählungen. 6 Bände. Preis 5 Thlr. — 7 fl. 30 kr. C.-M. — 9 fl. rhein.

Inhalt: Die Hofstallverlobung. — Eine Familie auf dem Lande. — Der Schmarotzer. — Ein Opernbesuch. — Die Confirmation. — Schauspielhaus — Der Commissionsrath. — Zwölf Stunden. — Die Bankerotteure.

Christian VII. und seine Hof. Historischer Roman. 3 Bände. 3 Thlr. — 4 fl. 30 kr. C.-M. — 5 fl. 24 kr. rh.

Die ersten 6 Bände bringen dem deutschen Publikum eine Reihe von Erzählungen und Novellen, welche das Leben der gebildeten Stände in Dänemark mit eben so bildender Phantasie als feiner Beobachtung und trefflicher Darstellung schildern, und in ihrer Heimath sich den größten und anhaltenden Beifall erworben haben.

Christian VII. und sein Hof, der erste umfangreichere Roman Carl Bernhard's wurde mit noch höher gesteigertem Beifall aufgenommen, als seine früheren Arbeiten schon gewonnen hatten. Kaum drei Wochen nach dem Erscheinen war eine neue Auflage nöthig. Das Werk umfaßt die interessanteste, theilweise noch bisher verhüllte Periode der dänischen Geschichte. Mit meisterhaften Zügen schildert er die Lüderlichkeit und Pracht des hierin unübertroffenen Hofes Christian VII., das Unglück der liebenswürdigen Caroline Mathilde, die Intriguen der einflußlosigen Königin Juliane Marie, den Sturz und das tragische Ende des Ministers Struensee, wie seines Freundes, des Grafen Brandt.

16) **Als Fortsetzung wurde bente versandt:**

Cotta, Prof. B., Gangklüften oder Beiträge zur Kenntniß der Erzgänge. 2. Hft. mit 3 Tafeln Abbild. gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Freiberg d. 6. Octbr. 1848.

J. G. Engelhardt.

17) **Zu Beilage von C. Fritze in Stockholm ist soeben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:**

Ausführliche

Schwedische Grammatik

nebst einer gedrängten Literaturgeschichte und einer aus den vorzüglichsten neuern Schriftstellern Schwedens gesammelten Ehrestomathie mit angehörigem Wörterbuche

von

Udo Waldemar Dieterich,

der Philosophie Doctor, Corrector an Stockholmischen deutschen National-Tocean und Mitglieder der Königl. Nordischen Gesellschaft für alterthümliche Schriften zu Kopenhagen.

Zweite umveränderte Aufl. Pr. 2 Thlr. Pr. Crt.

18) **Durch A. Bonnier in Stockholm ist zu beziehen:**

Nova Acta regiae societatis scientiarum Upsaliensis. Vol. XIII. Pars 2. 5½ Thlr.

Enthaltend: mehrjährige Wasserstands- und mathematische Abhandlungen mit 8 Kupfern.

Früher:

Nicolaus Svenska folkets Historia från Rikets tid närvarande tider. 11. Bandet. Medeltids-Historia. 1. (Mittelalter.) Preis 4 Thlr.

19) **In meinem Verlage ist soeben vollständig erschienen:**

Geld und Arbeit.

Socialer Roman

von

Onkel Adam.

(Dr. Wettersdorf.)

Aus dem Schwedischen übersetzt

von G. v. Rosen.

3 Bände, zusammen 48 Bogen. 16. Geh. Preis compl. nur 2⅔ Thlr.

Leipzig, Octbr. 1848.

B. G. Teubner.

20) **Soeben ist bei mir erschienen:**

Staatsrechtliche Stellung des Herzogthums Schleswig und Einfluß einer Aufhebung der bisherigen administrativen Verbindung dieses Herzogthums mit Holstein auf dasselbe in staatsrechtlicher Hinsicht, von M. F. Blaunefeld, Advokat. Gedr. 15 Ngr.

In einigen Tagen versende ich:

Ueber die ungetrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark in staatsrechtl. Beziehung von Dr. C. F. Wegener, Königl. Dän. Geheimen Archivare, und Historiographen.

Copenhagen d. 20. September 1848.

C. A. Reitzel.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Speciesd. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5¼ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorch in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Lundmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

27. October. | № 4. | 1848.

Inhalt:

Ueber Sprache und Volksthümlichkeit im Herzogthum Schleswig. J. Nach C. F. Allen.

Tagesgeschichte. Correspondenzen: Berlin: Deutschland und der Norden. — D.D. Kopenhagen: Die Reichstagsgraben ausserhalb der Landstadt. Uebersicht der sämmtlichen Wahlen. — Schleswig: Politische Zustände Nordgermanien, die Parteien auf dem Sterbbette. — Zeitungsschau: Dänemark: Ueberblick. — Conflikte in Schleswig. — Handel und Industrie. — Schweden: Die Steuerregulirungsfrage. — Norwegen: Titelwesen in Dänemark. — Holland: Das Ministerium. — Eröffnung der Kammer.

Literatur. Dänemark: „Stikk og mideri" von Bloch-Suhr. — Schweden: „Arbeit und Arbeit" von Onkel Adam. — Bibliographie.

Wissenschaft und Kunst: Dänemark: Oehlenschlägers neuestes Drama. — Norwegen: Der Cacksche Komet. — Schweden: Die Cholera und die Thierwelt. — Orangerie des Königs. — Jenny Lind. — Holland: Die Kunstausstellung.

Feuilleton. Die Vorgeist der Niederlande aus Sagen und Dichtungen.

Briefwechsel. Anzeigen.

Ueber Sprache und Volksthümlichkeit im Herzogthum Schleswig.

Nach

C. F. Allen.

„Es ist möglich, daß für die Zukunft die dänische Sprache in den verschiedenen Gegenden schneller und vollster, als bisher, verdrängt wird. Ich sage, es ist möglich, weil vorläufig hier oft noch das Factum steht, daß die deutsche Sprache seit ihrem ersten Auftauchen mehr und mehr Räumen in der Gegend der Schlei, während jene sich bereits unterschiedlichen Kämpfen ausgesetzt, sie nur in einem kleinen Umkreis von ungefähr 8 Quadratmeilen völlig verdrängt hat.

Trotz allen Einwendungen deutscher Blätter, deutscher Vereine, trotz aller Verfügungen und Verordnungen deutscher Behörden, deutscher Obrigkeiten, deutscher Staatsdiener, ist doch erst seit dem achtzigsten Theile des Areals des deutschen Herzogthums Schleswig, (163 Quadrat-Meilen) die deutsche Sprache ganz verdrängt und die dänische völlig eingedrungen."

J. S. Kofod.

I.

Das Bewußtsein der Nationalität steht in naher Verbindung mit der politischen Freiheit, und es ist daher leicht begreiflich, daß, nachdem das Streben nach dieser letztern sich in der jüngsten Zeit auf eine so mächtige Weise Bahn gebrochen, auch die Bedeutung der Nationalität, welche bisher bei der Betrachtung über die Zukunft der Welt außer aller Berechnung lag, eine der großen Kräfte geworden ist, welche die Völker in Bewegung setzen und in ihrer Entwickelung fortführen. So ist das Wort Nationalität ein gar mächtiges Wort geworden und es konnte daher wohl Keinem überraschend kommen, daß, als aus Schleswig-Holstein ein Hülfsruf erscholl für die „von fanatischen Dänen unterdrückte Nationalität" in Schleswig, alsbald ein bewaffnetes Heer zum Schutz derselben einrückte, und bewaffnete Freischaaren, selbst aus den fernsten Gegenden Deutschlands, sich diesem anschlossen, in denen wir, wenn auch gerade nicht alle die Unterschreiber der jubelvollen Adressen, die bei verschiedenen Gelegenheiten an die „Brüder in Schleswig-Holstein" gesandt wurden, doch manchen braven Jüngling fanden, der mit wahrer Begeisterung in den Kampf zog. Es ist nicht unsere Absicht, hier eine Beschreibung des Kampfes zu liefern, der Monate lang auf Schleswigschem Boden unter stammverwandten Völkern wüthete und manches Opfer erheischte, weit weniger noch wollen wir und über die wirklichen oder doch muthmaßlichen Motive auslassen, welche den Urhebern dieses Kampfes innegewohnt, noch über die staatsrechtlichen Gründe, die ihn veranlaßt haben mögen. Jetzt ruhen die Waffen und hoffentlich wird bald der Friede Jedem zu seinem Rechte verhelfen; wir aber wollen es uns hier zur Aufgabe stellen, eine kurze Untersuchung vorzunehmen über die eigentlichen Nationalitäts-Verhältnisse des Landes, aus dem wohl so Manche der zurückgekehrten Krieger eine ganz andere Ansicht zurückgebracht haben, wie die war, welche ihnen die Waffen in die Hand gab.

Sobald die Verhältnisse und Begebenheiten in der Geschichte eine bestimmte Gestalt anzunehmen anfangen — in der Geschichte Dänemarks und des Nordens gegen Ende des achten Jahrhunderts — finden wir die Reichsgrenze Dänemarks an der Eider. Von hier aus sehen wir die Dänen gegen Karl den Großen dem sächsischen Häuptling Wedekind zu Hülfe ziehen und unter Gottfried bis an den Rhein vordringen, bis dieser tapfere Anführer meuchlings ermordet wurde und sein Nachfolger bei einer an der Eider gehaltenen Zusammenkunft (811) mit dem Kaiser Frieden schloß, in welchem die Eider als Dänemarks Reichsgrenze gegen Deutschland festgesetzt ward.

Vor seinem Tode hatte indessen Gottfried noch, als Karl der Große (808) so drohende Fortschritte in Holstein machte, einen großen Vertheidigungswall, das merkwürdige Kurwitze (werk) oder den Kurzgraben (von kurtz, bewachen) angelegt, der sich von der südwestlichen Schleibucht bis gegen den Treneefluß (zwischen Husum und Schleswig) hinzog. Dieser Wall diente den Dänen hundert Jahre lang zum Schutze gegen die Angriffe von Süden, bis die Königin Thyra Danebod das berühmte Danewirke, vom westlichen Ende der Schlei, fast in derselben Richtung bis an die Sümpfe, welche die östlichen Ufer der Trene umgeben, anlegte und dadurch die Grenze sicherte. Es ist dies dasselbe Danewirke, von dem in neuester Zeit die Preußischen Truppen durch ihren raschen Angriff die Dänen zurücktrieben. Aber das einst so furchtbare Werk ist jetzt auch nichts mehr, als ein zerfallener, nirgends mehr fester Erdwall. Hinter dem alten Danewirke vertheidigten damals des Landes starke Söhne, zuweilen im Verein mit ihren norwegischen Stammgenossen, sich gegen den von Süden andringenden Feind, der, wenn er den Wall umgehen wollte, durch verschiedene andere Werke und namentlich durch ein unburchdringliches Terrain bald zum Umkehren gezwungen ward. — Aber diese Befestigungen sind nicht blos als Vertheidigungswerke merkwürdig, sie sind dies noch mehr, weil sie in Verbindung mit der Bucht Eckernförde und der Schlei zugleich die nationale Grenze bildeten, die Grenze gegen Süden für das dänische Volk und die dänische Sprache. Im Norden von dieser Grenze war Alles dänisch, im Süden davon Alles deutsch, und diese nationale Grenze läßt sich sogar erweislich um mehrere Jahrhunderte zurückführen. — Im Westen hatten die Dänen die Friesen zu Nachbaren, einen einst kräftigen, jetzt aber in nationaler Hinsicht schwachen, dem Stamm, der längs der Küste der Nordsee, von der Eider im Süden bis nach Holer im Norden, und früher wohl noch weiter wohnte. —

Digitized by Google

Am Ende des neunten Jahrhunderts berichtet der Norman Ottfar an den König Alfred von England: „der Hafen, welcher Hedeby genannt wird, liegt zwischen den Wenden, Sachsen und Angeln und gehört den Dänen."

Ungefähr um 934 erlitt die dänische Reichs-, nicht die Volksgrenze für eine Zeit lang eine Einschränkung, indem Heinrich der Vogelsteller über die Eider drang und die öden Strecken zwischen Eider und Schlei in Besitz nahm, die jedoch Kaiser Conrad II. (1027) wieder an Knud den Großen überließ. Daß der Kaiser Heinrich in der Stadt Schleswig einen deutschen Marktplatz eingesetzt und eine deutsche Colonie gegründet hätte, ist früher wohl von deutschen Schriftstellern behauptet worden, indem sie sich auf Nachrichten des Adam von Bremen beriefen, doch wird diese Behauptung jetzt allgemein, selbst von Dahlmann (Geschichte von Dänemark) für unhaltbar angesehen. — Außer diesen unumstößlichen, historischen Beweisen zeugt auch noch dafür, daß die Dänen in alter Vorzeit bis an die Schlei und die Eckernförde wohnten, und der Umstand, daß man überall im Herzogthum und namentlich auch in der Nähe von Schleswig, Runensteine mit ihren altnordischen Inschriften findet. —

Gehen wir vom Altertume über zu den folgenden Jahrhunderten, so begegnet uns in diesen während eines langen Zeitraumes nur eine Fortsetzung von jenem, wir finden fortwährend in Südjütland (so war die damalige Benennung für das Herzogthum Schleswig) ebenso wie in Nordjütland ein dänisches Volk, dänische Sprache, dänische Sitten, Gesetze, Verfassung und Einrichtungen. Davon zeugen die uralte dänische Eintheilung in Syssseln und Harden, der Umstand, daß der Bischof von Schleswig oder Hedeby unter dem Erzbischof von Lund Hand, die Landwesenverhältnisse (Feldeintheilung und Grundsteuerverfassung), die Städteordnungen, die Einrichtung der Eliden und Schragen, die Rechtsverfassung und Rechtspflege (mit dem Hardesding und Landesding zu Urnehoved) den Ränningen (nominati) und Sandmännern (veridici), und mit dem allgemeinen Dänenhof (Danehof), — davon zeugte auch endlich das Kriegswesen und so manches Andere, wo wie überall nur dänischem und keinem deutschen Elemente begegnen. — Zu den wichtigsten Denkmälern der Nationalität eines Volks gehören jedenfalls die Gesetze desselben. Sie zeigen, welche Sitten und öffentliche Einrichtungen ein Volk gehabt, und welcher Sprache es sich im täglichen, wie im öffentlichen Leben bedient hat. Außer dem alten schleswigschen Stadtrechte, wahrscheinlich von 1201, das in lateinischer Sprache geschrieben, aber mit einer Menge dänischer Worte untermischt ist, sind alle die Gesetze aus jener Zeit in dänischer Sprache geschrieben, namentlich auch das 1241 auf einem Danehof zu Woedingborg angenommene, in ganz Schleswig geltende „jütsche Lov."

In dem Streite, den der dänische König Erich von Pommern in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts mit den holsteinischen Grafen wegen des Besitzes von Schleswig führte, kamen wichtige Aufklärungen über die Nationalität dieses Landes zum Vorscheln. Denn der König suchte gerade sein Recht durch den Beweis zu unterstützen, daß zwischen Südjütland und dem übrigen Dänemark Gemeinschaft in der Nationalität, der Sprache, der Gesetze und der Rechtspflege herrsche und stets geherrscht habe. Als der Streit später zur Entscheidung an den Kaiser Sigismund gelangte, ward ein kaiserlicher Rath nach Schleswig geschickt, um Zeugenverhöre aufzunehmen, und die ihm nach abgelegtem Eid abgegebenen Zeugenaussagen geben alle darauf aus, daß Südjütland Sprache, Gesetze und Verfassung mit Dänemark gemeinschaftlich habe, und seit undenklichen Zeiten gehabt habe.

In allem Wesentlichen finden wir somit Schleswig noch bis in das funfzehnte Jahrhundert als ein dänisches Land in ungetrübtem Besitze seiner dänischen Nationalität. Es waren lubecker sichen seit einiger Zeit in der öffentlichen Stellung des Landes Veränderungen eingetreten, welche verderbliche Folgen für Sprache und Nationalität hatten und deren Wirkungen in der Folge immer mehr und mehr hervortreten. Das Hauptmoment hierin und das, um welches sich alles Uebrige sammelt, war die Ueberleitung Südjütlands als Lehen an den Oesen Gerhard von Holstein 1386. Südjütland gerieth dadurch in die Hände fremder, deutscher Fürsten, der schauenburgischen Grafen in Holstein, deren ganze Verzeit sie zu Dänemarks erklärten Feinden machte. Plattdeutsch ward nun Hof- und Regierungssprache und nach und nach auch die Sprache einer großen Anzahl von Beamten, von denen viele aus Holstein hereinkamen. Neue Gesetze und Verordnungen wurden nun in plattdeutscher Sprache gegeben, die alten dänischen Gesetze, sowohl das Land-, als Stadtrecht, wurden nach und nach in's Plattdeutsche übersetzt. Selbst das Land mußte seinen Namen wechseln: der erste holsteinische Graf Gerhard war auch der erste, der sich Herzog zu Schleswig schrieb. — Wohl kamen in der folgenden Zeit auch dänische Königsbriefe vor, auch von Rechtsdocumenten finden sich nicht wenige, selbst bis zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts, sodaß die dänische Sprache, wenigstens im nördlichen Theil des Landes, nicht von den Gerichtshöfen ausgeschlossen gewesen ist; aber zu gleicher Zeit und an denselben Orten kamen auch Dokumente in plattdeutscher Sprache vor. Die Sprache des Volks war fortwährend die dänische. — Nichts aber übte einen nachtheiligeren Einfluß auf die dänische Nationalität in Schleswig, als das Eindringen und die Niederlassung des holsteinischen Adels. Die Verdeutschung, welche diese Eingewanderten mitbrachten, wurde recht gründlich, denn sie kamen nicht allein, sondern führten eine Menge ihrer Angehörigen und Diener mit sich, um dem Landwesen vorzustehen und den Boden urbar zu machen. In der Gegend, wo diese holsteinischen Gutsherren sich niederließen, verstummte nach und nach die dänische Sprache und die Bauern wurden leibeigen, eine Segnung, die diese Herren den bisher in Südjütland wie im übrigen Dänemark freien Bauern ebenfalls mittheilten. Die Gegenden, von denen hier zunächst die Rede ist, sind der Strich zwischen dem Dannewirke und der Eider nebst dem Dänischenwalde, Schwansen und dem südöstlichen Angeln, und, soweit die dänische Nationalität in Betracht kommt, hauptsächlich die zuerst zuletzt genannten. Es ist einleuchtend, daß die eingedrungenen holsteinischen Adligen als Gutsbesitzer, Kirchenpatrone, Richter und als Diejenigen, welche die wichtigsten übrigen Aemter des Landes bekleideten, in mannigfachen Verhältnissen und auf höchst verschiedene Weise auf die dänische Nationalität einwirken mußten. Ein dritter Einfluß, der der dänischen Nationalität ebenfalls zum Nachtheil gereichen mußte, war der angehende Einfluß der norddeutschen Hansestädte, die überall, wo sie ihre Handelssupremate geltend machten, also namentlich auch in den nahe gelegenen Schleswig Spuren ihrer Gegenwart in Sprache, Gesetzen und Einrichtungen zurückließen. Hierzu kommt noch eine große Menge Handwerker, welche damals, wie später, über die Länder des Nordens hereinströmten, um Beschäftigung und Lebensunterhalt zu finden. Der Einfluß der Hansestädte und dieser Handwerker zeigte sich vornehmlich in den Städten, während der des Adels mächtiger auf dem Lande wirkte. — Durch die Aufhebung der jährlichen Landtage zu Urnehoved (1524) und Verlegung derselben auf das Rathhaus zu Flensburg, von welchem Augenblicke der Bauernstand ausgeschlossen blieb, wuchs natürlich die Macht des deutschen Adels, und obgleich die Bauern und Bürger, als Prälaten und Ritter dem Herzog Friedrich I. huldigten, von diesem nichts wissen wollten und sich dahingegen für den volksthümlichen Christian erklärten, so konnten sie doch nur wenig ausrichten und mußten sich den übermüthigen Herren fügen. — Nicht lange nachher trat die Reformation ein. Diese Begebenheit, so wohlthätig sie in anderer Beziehung war, hatte dennoch schädliche Folgen für Schleswigs Sprache und Nationalität. Die religiöse Bewegung ging von Deutschland aus, die neue Lehre wurde durch Deutsche in Schleswig eingeführt, das Deutsche ward ecclesiastische Erbauungssprache und erhielt dadurch einen weiteren Spielraum. In ihrem Eifer für die Ausbreitung der deutschen Sprache ließen es die Machthaber zuweilen auch an gewaltsamen Mitteln nicht fehlen, und es mangelt namentlich nicht an Beispielen, welche nachweisen, wie die obersten Kirchenbehörden in deutschem Patriotismus bei der Ausrot-

Digitized by Google

tung der dänischen Sprache sich besonders eifrig bewiesen.—

War es übrigens bisher nur das Plattdeutsche gewesen, dem man auf solche Weise zur Verbreitung zu verhelfen gesucht hatte, so legte man vom Schlusse des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eifrige Hand an, um der hochdeutschen Sprache erst in der weltlichen Verwaltung, dann auch in der Kirche und Schule Geltung zu verschaffen, was in gewisser Hinsicht ein günstiger Umstand für die Bewahrung der dänischen Zunge war, gen, es ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelun und das Hochdeutsch in irgend einer Gegend Schleswigs zur Volkssprache zu machen. — Aber ungeachtet aller ungünstigen Verhältnisse, unter denen die dänische Sprache in Schleswig nun mehrere durch Jahrhunderte ihr Leben fristete, ungeachtet der vielen feindlichen Bestrebungen für die Verdrängung derselben aus ihrem alten Gebiete, ungeachtet der deutschen Herrschaften, der deutschen weltlichen Beamten und, in einem bedeutenden Theile des Landes, zugleich deutscher Prediger und Schullehrer, ließ die dänische Volkssprache sich dennoch nicht von ihren alten Grenzen verdrängen, und noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts war die dänische Sprache und Volksgrenze gegen Deutschland dieselbe wie im Alterthume. — Die feindselige Stellung, die in der nun folgenden Zeit die gottorf'schen Herzöge, welche Schleswig zu Leben hatten, Dänemark gegenüber einnahmen, wirkte natürlich auch nachtheilig auf dänische Sprache und Nationalität, indem die Herzöge ihren Zorn auf diese warfen und alle Mittel der Unterdrückung anwandten. Einzelne Stimmen, die sich damals über das Ungerechte und Unrichtige in den Sprachverhältnissen vernehmen ließen, verhallten unbeachtet in einer Zeit, die von ganz anderen Interessen, als von Achtung für Muttersprache und Volksthümlichkeit bewegt wurde, und auch als nach 1720 der herzogliche Antheil Schleswigs wieder an die Krone Dänemark fiel, sehen wir von den weitsend deutsch gesinnten und deutsch redenden dänischen Königen wenig für das Dänische thun. Christian VI. schien freilich die Absicht zu haben, der dänischen Sprache in Schleswig zu ihrem Rechte zu verhelfen, aber eine Menge von Resolutionen, die sich namentlich auf Einführung der dänischen Sprache in Schulen und Kirchen für die Gegenden, wo Dänisch die Volkssprache war, bezogen, führten zu nichts, da es nicht zu erwarten stand, daß die deutsche Umgebung dieses Königs seinen guten Willen durch gefunden und praktischen Rath unterstützen würde. Auch in der folgenden Zeit ward von der Regierung nicht hinreichend gesorgt, neben dem deutschen Elemente, das durch die deutschen Bildungsanstalten — alle höheren Bildungsanstalten in Schleswig waren deutsch — immer mächtiger vorherrschend wurde, dem dänischen sein Recht zu wahren; erst der durch sein starkes Gerechtigkeitsgefühl ausgezeichnete Friedrich VI. gab durch mehrere königliche Resolutionen seinen Willen kund, hierin eine Veränderung zuwegegebracht zu sehen; aber dennoch ward des Königs Absicht, die dänische Sprache da in dem öffentlichen Leben einzuführen, wo sie in dem täglichen Leben herrsche, niemals vermittelt, weil es den aus deutschen Bildungsanstalten hervorgegangenen schleswigschen Beamten nie um die Ausführung jener königlichen Befehle wirklich Ernst gewesen ist; und unter Christian VIII., bei dem man wohl weniger den guten Willen, als die Kraft und Festigkeit, diesem Nachdruck zu verschaffen, vermißte, sehen wir nur zu deutlich, wie Niemand der natürlichen Anforderung, welche das dänische Element in Schleswig an Recht und Billigkeit machen konnte, mehr entgegenarbeitete, als gerade die, welche vermittelst ihrer Stellung zur Wahrnehmung dieser Rechte vor Allem berufen waren. — Wir wollen in einem zweiten Artikel zu zeigen versuchen, wie es nach allem diesen jetzt noch mit der dänischen Sprache und Nationalität in Schleswig steht.

Tagesgeschichte.

Correspondenzen.

Berlin, den 16. October.

Der rüstige Fußgänger, der einen steilen Berg erklimmt, gönnt sich wohl eine kurze Rast, um neue Kräfte zu sammeln, und benutzt sie zugleich dazu, einen Blick der Befriedigung auf den zurückgelegten Weg zu werfen. Er wird die Erfahrung, die er im Kampfe gegen Hindernisse gesammelt, dazu benutzen, neue, die ihm entgegentreten könnten, mit Gewandtheit und Ausdauer zu besiegen, oder — noch besser — zu vermeiden. —

Auf einem solchen Punkte sind wir angelangt. Der Waffenstillstand giebt uns Gelegenheit, das Vergangene zu überschauen, den zukünftigen Weg uns nach Möglichkeit vorzuzeichnen. Ob wir, jenem rüstigen Fußgänger gleich, mit Befriedigung auf die Vergangenheit blicken können — das ist eine Frage, die selber unerörtert bleibt. Hüten wir uns jetzt, in Reflexionen die Zeit zu vergeuden, sondern gehen wir klar und entschieden auf ein praktisches Ziel los. Mögen die Dynastien die Zeit des Waffenstillstandes benutzen wie sie wollen — zu Vorbereitungen für den neuen Beginn des Kampfes, oder zu diplomatischen Ausgleichung — es wird ihnen nicht gelingen, wenn sie nicht Hand in Hand mit dem Volke gehen, und darum ist es an uns, eben diese Zeit des Waffenstillstandes für zu nützen, daß ihm der Friede auf natürlichem Wege folgen muß. Es giebt aber nur ein Mittel, um das erwünschte Ziel zu erreichen: gegenseitige Verständigung. Man wirft den Deutschen so oft vor, daß sie einige Anschauten über die Zustände im Norden haben — und mit Recht! Wenige Länder sind in Deutschland so oberflächlich gekannt, als gerade Skandinavien: doch können wir dem Norden nicht denselben Vorwurf in Bezug auf Deutschland machen? Wohl haben deutsche Kunst und Literatur eine neue Heimath daselbst gefunden, aber die politischen Zustände Deutschlands sind dem Skandinaven noch „ein Buch mit sieben Siegeln." — Dies ist ein Mangel auf beiden Seiten, und deshalb können beide Nationen nicht klar sehen in den Consequenzen, die aus den Individualitäten ihrer Natur entspringen.

Es ist in diesen Blättern dem Deutschen bereits mehrfach Gelegenheit geboten worden, die nordischen Zustände und Ansichten, die nordische Auffassungsweise der jüngsten Tage kennen zu lernen. Er wird daraus gesehen haben, daß die natürliche Sympathie, die zwischen den Geschwisterländern herrschte, durch die letzten Ereignisse zwar gewaltsam in den Hintergrund gedrängt, durchaus aber nicht ertödtet worden ist. Er wird gesehen haben, daß eine unheilvolle Diplomaten- und Journalisten-Politik den nordischen Brüdern fabelhafte Ideen von dem Hasse der Deutschen gegen sie, sowie von deren Eroberungs- und Herrschsucht beigebracht, und dadurch die Spaltung vergrößert hat.

Gewiß wird der Deutsche den Schluß daraus gezogen haben, daß es unter solchen Verhältnissen erklärlich war, wenn Dänen, Norweger und Schweden nichts von einer Stammverwandtschaft wissen wollten, die so wenig verwandtschaftliche Gefühle an den Tag legte, und es ist nun unsere Aufgabe, mit offenem Herzen und gutem treuen Willen den Brüdern eben gegenüber zu treten, daß sie uns seh ins Auge schauen, und darin lesen können, was ihnen bisher verschwiegen war: daß nämlich kein eingewurzelter Haß, sondern ein Zusammenfluß unglücklicher Zufälligkeiten, ja vielleicht schlimme Partei-Intriguen nur, uns die Waffen gegen sie in die Hand gedrückt haben.

Auf diese Weise werden wir die Zeit des Waffenstillstandes am Heilbringendsten benutzen, und mit dem Frühlinge des neuen Jahres wird dann auch das Eis schmelzen, das es den beiden Nationen so lange unmöglich machte, den warmen Herzschlag in der Brust des Nachbars zu fühlen.

Bis zu dem Augenblicke, wo in Paris die Reformbanquetfrage ihre Antwort erhielt in dem Sturze der Dynastie — bis dahin war gänzliche politische Unmündigkeit, ja sogar Theilnahmelosigkeit das Erbe des deutschen Volkes gewesen, von Generation zu Generation. Göthe hatte — vielleicht ohne es zu wollen — die Deutschen in ihrer Gesammtheit versprottet, wenn er seinen „Bürger" sagen ließ:

„Herr Nachbar, ja! so laß ich's gern geschehn!
Sie wägen sich die Köpfe spatten:
Mag Alles durcheinandergehn,
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten!"

Die Presse war gefnechtet, die Verwirklichung jedes freien Gedankens ein Verbrechen, und wenn das Volk der fürchterlichen, entehrenden Druckerung, mit dem seine „celebrten Landesväter" und ihre Metternicke auf ihm lasteten, so war dies nur erklärlich, wenn man an Milos und seinen Stier dachte. Wenige Männer nur wagten es, in Poesie und Prosa das Volk aus seiner Apathie aufzurufen und — der Heben-Apoxy, der Spielberg, gewährte diesen Muthigen den trüben Trost, daß sie Martyrer der Zukunft seien.

Wir brauchen keine Charakteristik der einzelnen Staaten Deutschlands aus dieser Zeit zu geben; wenn sich Verschiedenheiten bei ihnen zeigten, so galten sie höchstens dem Mehr oder Minder des sclavischen Zustandes, in welchem die Völker sich befanden. Die „Gesegneten" Preußens, Sachsens und der andern Staaten blickten mit Sehnsucht nach dem gelobten Lande Oesterreich, und gaben die Hoffnung nicht auf, auch die Männer ihres

Digitized by Google

Stammes mit der Zeit in den „allerselbstständigsten" Zustand der Unmündigkeit versetzen zu können, in welchem die Oesterreichs sich so „wohl" befanden.

Die Männer aber, die klutige Thränen ob der Schmach ihres Volkes weinten, verzweifelten nicht an dem einstigen, wenn auch noch fernen Siege. Sie konnten es nicht glauben, daß der Sinn für Freiheit, der selbst im niedrigsten Thiere lebt, im edlen deutschen Volke erstorben sein sollte; sie wußten mit Bestimmtheit, daß alle Tyrannen der Welt dies Gefühl nicht ertödten — höchstens in Todesschlaf wiegen könnten, und sie harrten nur des Augenblicks, wo die Gelegenheit sich bieten würde, Germania aus dieser entehrenden Schlafsucht aufzurütteln.

Vor allen Dingen mußte ein Gefühl des Patriotismus, des Nationalstolzes geweckt werden. Das Volk mußte endlich den octroyirten Patriotismus der Preußen, Schwaben, Sachsen, Baiern vertauschen, gegen die edle Vaterlandsliebe der Deutschen; es mußte endlich einsehen, daß diese Spaltung der Separat-Interessen — durch Zeitkrankheit und Ohnmacht genährt — ein unnatürlicher, krankhafter Zustand in dem Organismus des Gesammtkörpers, und nur herbeigeführt sei durch die verfehlte Politik der Cabinette, die den in seiner Einheit gefährlichen Riesen Deutschland durch jene Trennung zum Sclaven, zum Spotte aller Nationen herabgewürdigt hatte.

Wohl sahen es auch die Herren der Erde ein, daß ihre Tage gezählt seien, sobald das deutsche einige Volk sich wie ein Mann erhob, und deshalb unterbrückten sie jeden Gedanken, der auf eine solche Einigung hinzielte; die Farben „Schwarz-Roth-Gold" flüchteten sich zu den Pfeifenschnüren und Commers-Kappen weniger muthiger Studenten, und auch da wurden sie dem Allerheiligsten gleich, nur bei hohen Festerlichkeiten an das Tageslicht gezogen. Brauchen wir zu mahnen an das Wartburgfest, an die Demagogenjagden? Die Erinnerung daran ist noch zu wach in dem Herzen jedes Deutschen, — den Himmel sei Dank! — der böse Traum ist geschwunden! die Männer, die man einst verfolgte, sie tagen jetzt, um dem deutschen Vaterlande eine neue, schöne Zukunft zu bereiten.

Wie bereits bemerkt — die Männer des Volkes sehen ein, daß vor allen Dingen das hohe Gefühl der Liebe für das deutsche Vaterland geweckt werden mußte, ehe man hoffen könne, auf dem Wege der Freiheit weiter zu gehen; sie harrten des günstigen Augenblicks, und —' er bot sich ihnen bald dar!

Der König von Dänemark erließ den offenen Brief! das deutsche Volk war zu tief gesunken in Apathie, als daß es Selbstbewußtsein genug gehabt hätte, um zu beurtheilen, ob seine Ohre hierbei verletzt war, ob nicht. Es würde dies Ereigniß in träumerischen Sinnen unbeachtet gelaffen haben, wie es früher so viele andere, wichtigere verträumt hatte. Die Männer aber, die es aus seiner Schlafheit emporrütteln wollten, griffen — dem Verschwindenden gleich — nach einem Strohhalme. Es sollte jetzt die Probe gemacht werden, ob noch Enthusiasmus in der Brust des Deutschen lebe; sie fiel gründlig aus — dann war Hoffnung da, daß einst Alles noch errungen werden könne, was nothwendig zum Leben ist; Luft, Licht, Freiheit! — Die Bajonette der Despoten unterdrückten jede Gelegenheit zur Uebebung im Inneren ihrer Staaten — so mußte denn das Motiv zur Begeisterung von außen her gesucht werden.

Alle Männer, die so lange im Geheimen an dem Werke der Freiheit gearbeitet hatten, riefen wie aus einem Munde, laut durch alle Gauen: „Erwache, deutsches Volk, erwache! Deine Ehre ist geschändet! Duldе es nicht länger, daß man die Hohn und Verachtung ins Antlitz schleudere!" und — es gelang! Endlich war der Todesschlaf gewichen. Das Volk erhob sich, wenn auch noch schwankend und unsicher, zum Schutze seiner Ehre; davon zeugen die unzähligen Adressen, die aus allen Gegenden den Schleswig-Holsteinern die Sympathien Deutschlands darbrachten.

Freilich waren es nur Adressen! der deutsche Enthusiasmus, die deutsche Thatkraft leidte noch nicht weiter. Sie fanden Adressen und Deputationen, sie fangen „Schleswig-Holstein meerumschlungen," und — ruhten aus von dem beschwerlichen, ungewohnten Thun! Das deutsche Volk war einem Kranken gleich, der lange Zeit mit einem Fuße im Grabe gestanden hatte, und den endlich eine heilbringende Krisis in das Leben zurückführte. Wohl ist er gerettet — doch muß man ihn noch schonen, ihn vorsichtig durch Zeit Schritt auf dem Wege zur vollständigen Heilung weiterführen, und nicht verzweifeln, wenn sich ein leichter Rückfall die Symptome des schweren Uebels an sich tragen sollte. — Man hatte gehofft, daß noch Lebenskraft, noch Enthusiasmus im deutschen Volke wohne — und so war man des einstigen, wenn auch fernen Sieges gewiß. Andererseits bestand ein großer Gewinn darin, daß man die seinen, sonst so scharfsinnigen Diplomaten binter's Licht geführt hatte; sie sahen nicht ein, daß sie selbst zu ihrem Untergange beitrugen, wenn sie diesen Enthusiasmus förderten, daß er, wenn auch für den Augenblick nur nach außen hin thätig, dem Volke doch auch für das eigene Wohl die Augen öffnen würde.

Das Volk war, wie wir bereits sagten, wieder in seine alte Apathie zurückgesunken, und es bedurfte eines neuen Reizmittels, um den Schläfer zu erwecken. Dies Reizmittel kam, und die französische Revolution floß die frühere Thatenlosigkeit der Deutschen für immer verschwinden.

Mit gespannter Aufmerksamkeit war man der Entwickelung der Reformbanquettage gefolgt, und als die Ereignisse des 24. Februars bekannt wurden, da zog es wie ein Gewitittersturm über ganz Deutschland dahin. Man erinnert sich der Worte, die Mr. Perkins's König einst an seinen Philipp geschrieben hatte: „Sire, Sie sind die Stütze des monarchischen Princips." Doch war man mitte genug, nicht alle nobelsgesinnten Gesteuungen daraus zu ziehen. Das deutsche Volk war edel, wie Völker immer edel sind; es war bereit, mit seinen Königen zu gehen, doch wollte es thuen nicht unmündig folgen wie bisher. In Baden, Würtemberg, Hessen — in ganz Deutschland hallten, einem Echo gleich, die 10 Punkte wieder, die das Volk als eine Bedingung des Friedens und Einverständnisses von seinen Fürsten forderte; die Fürsten erkannten den Ernst des Augenblicks, sie fühlten, daß es sich um Sein oder Nichtsein handle, und — Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Volksbewaffnung, Associationsrecht wurden zu unantastbaren Rechten des Volks gestempelt.

Es war die Hoffnung verbunden, daß eine friedliche Revolution über Deutschland hingehen, daß der Gedanke, und nicht das Schwert, die wichtige Entscheidung herbeiführen würde. Leider wurde man in ihr durch zwei Menschen betrogen: Oesterreich hatte nicht den guten Willen, Preußen nicht den Muth und die Thatkraft, die neue Zeit zu begreifen und ihr zu folge'. Friedrich Wilhelm sprach davon, welche Freiheiten er seinem Volke zu geben gedenke, aber — es blieben Worte, Berlin, so oft gerühmt als der Sitz der Intelligenz, mußte die Schmach erleben, zurückzustehen hinter dem verrufenen, verachteten Cassel; der 15. März brach an, und auch Wien, das gekrochtete, unmündige Wien sah voll Mitleid auf Berlin herab! Wien hatte die Minister des alten Systems gestürzt, und in Berlin waren Gebhorn und Bodelschwingh noch allmächtig! Da endlich brach auch dort das Eis der Indolenz, und wenn der König nun auch sich zu Concessionen herbeiließ, so rief das Volk ihm doch ein donnerndes „zu früh" zu, und — die Ruse der Gleichstehe schried den 18. März auf die Gedenktafeln Preußens.

Von Baden aus erscholl der Ruf nach einem Parlamente des Volkes, das aus allen, verreisteten Bundestag zu Grabe geleiten sollte. Bassermann regte die heriche Idee an, und bald waren die 50 Vertrauensmänner vereinigt, um den ersten Grundstein zum hohen Gebäude der deutschen Einheit zu legen.

Deutschlands Macht, Deutschlands Einheit, das war der eine Gedanke, das eine Streben, in dem alle Parteien sich begegneten, alle Männer deutschen Stammes sollten vereinigt werden zu einem großen Bruderbunde „so weit die deutsche Zunge reicht!"

Aber — die Begeisterung der großen Menge begnügte sich nicht mit der schönen Idee! Der schlafende Riese war geweckt worden, und nun trat er nach Befriedigung für seinen Thatendurst. Im Vaterlande konnte er nicht mehr selbstschaffend mitwirken, denn das Gebäude, welches aufgeführt werden sollte, bedurfte — so dachte man — nicht der Gewalt der Waffen, sondern des bedächtigen, fast abwägenden Gedankens. Durch blutigen Kampf wäre es in seinen Grundvesten erschüttert worden, und so galt es nun, diesem jugendlichen Brausen Gelegenheit zu bieten, um — unschädlich sich Luft zu eine gene Laud — nach außen hin (schauzutoben.*)

Noch ein anderer Umstand war Wichtigkeit trat hinzu: die alten Dynastien hatten Nichts vergessen, vielleicht nur Wenig gelernt; das Besitzende wußten sie also ein kalt verkommlich annehmen, doch fürchteten sie die Fortentwicklung der Revolution! Die Erfahrung hatten sie durch das Wanken ihrer Throne in den Märztagen gemacht, daß sie nicht unerschütterlich seien; Louis Philipps Geschick lief thuen mit mahnendem Ernste zu, daß Throne sogar gestürzt werden könnten, und so war es auch für sie eine Lebensfrage, die ruesigen Kräfte des Volkes für sich stets unschädlich zu machen.

So vereinigten sich die Männer, die es gut mit dem Volke meinten, mit den Dynastien, um dasselbe Ziel — einen Kampf nach außen zu begnnen, und es lag in der Natur der Dinge, daß die Augen Aller zuerst auf denselben Punkt hingerichtet wurden, von dem schon einmal der Anlaß zur Fanatisirung des deutschen Volkes ausge-

*) Der geehrte Einsender scheint freilich hier ganz die Rechtsseite der Frage außer Acht zu lassen. D. R.

Digitized by Google

gangen war. Wer die Erfahrung gemacht hat, wie manche deutsche Korryphäen der deutschen Literatur ganz unklar sind in den allerdings verwirrten historischen Verhältnissen der Herzogthümer zu dem Königreiche — der wird es erklärlich finden, daß es gar leicht war, das deutsche Volk zu einem Hasse gegen Dänemark zu fanatisiren, den es bisher nie empfunden, wie zu empfinden Grund gehabt hatte. Ungerecht aber ist der Verdacht, als habe Deutschland den Kampf gegen Dänemark vorzugsweise in einem Gefühle der Sicherheit begonnen, die sich auf die Schwäche des Gegners stützte; Deutschland würde sich mit gleichem Muthe und voller Todesverachtung zu einem Kampf mit Frankreich oder Rußland gerüstet haben, wenn die Gelegenheit dazu sich geboten hätte; so — nicht wenige Stimmen wurden laut, welche den letzteren sogar wünschten und die Reorganisation Betens als den Kampfpreis betrachteten, so wie auch die Czechen in ihrem Kampfe gegen das deutsche Element in Böhmen einen schlagfertigen Gegner vor den Grenzen wußten. —

Daß eine Aufklärung des Volkes unmöglich war, wird Jeder begreifen, der gesehen hat, wie die deutsche Presse nur Raum für diejenige Stimmen hatte, welche der deutschen Partei das Wort redeten; selten fand sich hier und da ein verlornes Wort der Vertheidigung für die Dänen. Der gleiche und unter den bestehenden Verhältnissen ganz erklärliche Umstand zeigte sich in der dänischen Presse der deutschen gegenüber, und so war das nothwendige Resultat eine immer größer werdende Spaltung zwischen beiden Nationen. Die sonst unterdrückten Waffenfluchtandungen verhandlungen, die das Gericht in ihrer Zahl wohl noch vermehrte, und ganz besonders die frankfurter Conflicte trugen nicht wenig dazu bei, die Gereiztheit in der allgemeinen Stimmung zu erhöhen, und wenn nun das Volk in der Hemmung des Handels wie der Schifffahrt einen wirklichen Grund zum Zürnen hatte, so duntete es diesen umsomehr aus, als ein dunkles Gefühl ihm wohl vorwerfen mochte, daß es früher ohne Grund gegürnt habe.

Unsere Behauptung, der Haß gegen Dänemark sei ein künstlich hervorgerufener, kein innerlich motivirter gewesen — bestätigte sich vollkommen in den jüngsten Tagen: Noch todte das gesammte Volk im Zorne über den schmählichen Waffenstillstand (zu dieser leidenschaftlichen Erregtheit hatten wohl nicht wenig die blutigen partiere Kämpfe beigetragen) — da wurde die Aufmerksamkeit des gesammten Europa's auf die Conflicte zwischen Wien und Pesth, auf das gefahrdrohende Verdringen des reactionären Croaten, des Croupiers der Wiener Camarilla hingeleitet und — Deutschland vergaß, daß es sich eigentlich vor allen Dingen damit beschäftigen müsse, Dänemark zu hassen. Es ist leicht möglich, daß — wenn die Aufmerksamkeit wieder von Wien ab und nach Dänemark durch irgend einen neuen Zwischenfall hingeleitet wird — dann auch wieder die erwachten Antipathieen Nahrung erhalten; das einmal entstandene Vorurtheil wird nicht sobald verschwinden, und wie es nur wenige Menschen giebt, die bei aller sonstigen Freisinnigkeit es doch noch immer nicht für ein Zeichen von Freisinnigkeit halten, wenn sie keine Antipathie gegen Juden haben, so wird auch der „Tapfre Bindbeutel“ und Gott weiß welche Bezeichnungen dagegen für die Dänen in Deutschland Geltung behalten, und sich vom Vater auf den Sohn vererben von Enkkeit zu Enkkeit. Das wird aber beide Nationen durchaus nicht verhindern, in allem Frieden und bester Eintracht neben und mit einander zu gehen, und die Bestimmung zu erreichen, die ihnen in ihrer gegenseitigen Stellung von der Natur vorgeschrieben ist. F. A.

v. d. Kopenhagen, d. 20. Oct. Die dänischen Reichstagsmänner außerhalb Kopenhagen sind an demselben Tage wie in Kopenhagen vergenommen worden. Es wird unsere hier nicht interessiren eine Masse ebenso unbekannter als wahrscheinlich unbekannt bleibender Namen zu erfahren, weniger noch eine Charakteristik von allen diesen Repräsentanten zu erhalten. Eine große Zahl der Wahlen auf Seeland, Fühnen und den kleineren Inseln sind auf Bauern gefallen, von 54 Deputirten 24 Bauern, und fast sämmtliche dieser Bauernmahlen sind durch Mahlmissionen der Gesellschaft der sogenannten „Bauernfreunde“ bewerkstelligt. Es ist natürlich, daß ein Bauer und ein Handwerker — wenn ganz wenige Ausnahmen auch vorhanden sein mögen, — keine politische Bildung haben können; sie mögen brave, ehrliche, energische, aufgeklärte, freisinnige, für ihren Stand gebildete Männer sein, aber eine wirkliche Meinung bisherige einer z. B. demokratisch-monarchischen Staatsverfassung, die können sie nicht haben. Wenn der Bauer also auch ein kluger Mann ist, so wird er, wenn man ihm sagt, du sollst bingehen, um Theil an den Berathungen der neuen Staatsverfassung zu nehmen, antworten müssen: nicht ich will hingehen, ich werde einen Anderen für mich senden, dessen Gesinnung so ist wie die meinige, der aber zugleich Kenntniß und politische Bildung hat. Wenn man den Bauer und überhaupt das eigentliche Volk seinem eigenen gesunden Sinne überläßt, wird er auch eine solche Antwort geben und in Folge derselben handeln. Denn es ist unleugbar daß viel gesunder Sinn, aber auch viel ungesunde und verworrene Politik bei dem eigentlichen Volke herrscht. Die Wahlen in Kopenhagen haben mit einzelnen Ausnahmen einen erwünschten Ausfall gehabt, die intelligent-freisinnige Partei hat dort gesiegt, auf den Inseln dahingegen mit einzelnen Ausnahmen, einen weniger zufriedenstellenden. Der Agitator Balthasar Christensen ist gewählt worden, er der die Bauern dazu verwocht hat, blos auf Bauern, natürlich mit Ausnahme seiner selbst, zu stimmen. Er hat einen großen verderblichen Einfluß geübt, der nur dadurch, daß die Regierung ein Viertheil der Repräsentanten gewählt hat, paralysirt worden, so daß der Schaden, den er seinem Vaterlande und der gesetzlichen, wahren Freiheit zugefügt hat, ihm Nichts einbringen wird, als früh oder spät Spott und Aerger; — Minister wird er doch nicht werden, denn es lebt ein gesunder Sinn im Volke, früh oder spät wird es einsehen, daß er nur ein ehrgeiziger Mann ist, der gewagt hat, mit Ton zu spielen, und sich von ihm wenden. Die Wahlen in Jütland sind besser und mehr im Sinne der Freiheit ausgefallen; die Jüten sind eine selbstständigere, tüchtigere Race als die Inselbewohner, sie haben stark Bauern und unbekannten Männern, ihre alten bewährten Freiheitskämpfer gewählt, auch dort hat die intelligentfreisinnige Partei gesiegt. In Jütland sind Männer aus allen Klassen erkoren und weil man dort Energie und Selbstständigkeit hat, hat man auch einig gehandelt und sich nicht gesträubt, der politischen Tüchtigkeit und der bewährten Gesinnung seine Stimme zu geben, wo man sie gerade fand, sei dieser nun bei den größeren Gutsbesitzern oder den Beamten.

Bevor wir zu den Charakteristiken der wenigen bemerkenswerthen Repräsentanten der Inseln übergehen, müssen wir uns gegen die Annahme verwahren, als ob wir den Consequenzen der Demokratie irgendwie abgeneigt wären. Wir haben in unserem vorigen Artikel über die Kopenhagener Wahlen, auf den plötzlichen Sprung von der absolutistischen Regierungsform zu wahrhaft demokratischen Formen hingezeigt und daraus die frühzeitige Geburt einer unächten Demokratie bergeleitet. Wir haben früher unseren Wunsch dahin geäußert, daß das allgemeine Stimmrecht und die allgemeine Wahlbarkeit der dänischen Staatsverfassung einverleibt werden müßten, und uns über diese wahrhaft demokratische Grundlage gefreut. Es könnte den Schein annehmen, als hätten wir, indem wir gegen die Bauernwahlen gesprochen, jetzt auch gegen die Consequenzen der Demokratie Partei genommen. Dem ist aber nicht so: wir haben es erstens nur mit dem jetzigen dänischen Reichstag zu thun, wo die Verfassung betrachten werden soll, und wo sie ist unbedingt politische Bildung ein ebenso unerläßliches Moment, als freie Gesinnung. Wir sind nun gegen Hohlheit und Unkenntniß gesprochen, und wir haben früher schon geäußert, daß die dem dänischen Volkscharakter bevorstehenden Reformen, nach und nach den besten Schutz gegen Mißbräuche des allgemeinen Stimmrechts abgeben würden. Dem Princip, das jeder mündig gewordene und ehrenhafte Staatsbürger — er mag der einen oder der andern Klasse der Gesellschaft angehören — gewählt werden kann, dem huldigen wir aus ganzem Herzen; wir fordern aber, daß man, aus Achtung vor der Freiheit, das Volk seinem gesunden Sinn überlassen, und nicht aus ehrgeizigen Plänen mit Volk und Freiheit spielen soll. Es ist überdauert nicht die massenhafte Wahl der Bauern allein, die und hier die Veranlassung zur Einsprache gegeben hat, wir könnten eine nicht geringe Anzahl Repräsentanten aus andern Klassen hervorheben, denen es nicht allein an politischer Bildung, denen es aber auch an freier Gesinnung und klaren Begriffen und an dem, was doch wenigstens der schlichte Landmann hat, an gesundem Sinn fehlt. Die Machinationen der „Bauernfreunde“ haben und aber gerade in den Bauernwahlen zu verwerfen geboten, weil die Umtriebe hier am stärksten und eigenthümlichsten hervortreten. — Procurator Balthasar Christensen haben wir schon genannt, er ist einem sehr tüchtigen und genialen Manne, dem Pastor Bindesböll, vorgezogen worden. Weber und Kätner Hans Haufen heißt der Mann, der in einer der Distrikte des südlichen Seelands, ohne einen anderen Auf, als den schlechter Sitten und verdächtigen Lebenswandels, dem edlen, hochgeachteten und hochgeehrten Professor Dr. H. N. Clausen vorgezogen worden. Clausen hat sich stets als ein Verkämpfer der Freiheit in Wort und That gezeigt, er ist in Dänemark eine politische Notabilität, und man hat ihm früher mehrfach öffentlich Beweise der Anerkennung und Hochachtung gegeben. Hans Hansen wird wohl seiner Antecedentien wegen, die Aufnahme in die Nationalversammlung von dieser selbst verweigert werden; Clausen ist von der Regierung gewählt. — Dr. Prof. jur. Krieger, Dr. Prof. Madvig, Dr. Paliu-

Digitized by Google

dan-Müller, Pastor Kirk-Hansen, Pastor Leth, Dr. med. Colding, Redacteur J. A. Hansen und Literat Frederik Barfod sind die übrigen hervorzuhebenden Persönlichkeiten der von den Inselstiften gewählten Repräsentanten; die sechs Ersatzmannten sind intelligente und freisinnige Männer, Krieger, Madvig und Palludan-Müller haben auswerden einen Namen in der wissenschaftlichen Welt. Redacteur Hansen ist gewissermaßen als der Apostel Waldsaf Christensens zu betrachten, und steht dem Organ der „Bauernfreunde", dem Blatt „Almuevennen" (der Volksfreund) vor. Frederik Barfod ist jedenfalls ein kernhafterischer Mann, er ist ein Schüler Grundtvigs, oder wenigstens ein Anhänger dieses genialen Apostels des Ultra-Skandinavismus. Ob er eine ernste oder komische Rolle auf dem Reichstag spielen wird, darüber muß uns die Zeit belehren. Es wird wohl dem Reichstage nicht an einzelnen komischen Figuren fehlen. —

Wenden wir uns zu den Repräsentanten der Provinz Jütland, und heben wir von diesen den Bandfabrikanten Otterström, Gastwirth Bang, Redacteur des Fädrelandet Carl Plougk, (welcher letztere sämmtliche Stimmen der 2. Districts im Amt Weile erhielt), Obergerichts-Advocat Jespersen, Gutsbesitzer Nydolm, Fabrikant Bruun, Assessor Ussing, Mag. Winther, Obergerichts-Advokat Dahl, Bürgermeister Räder, Gutsbesitzer Schytte, Fabrikant Drewsen, Professor Schouw (der früheren Provinzialstände Präsident), Amtsrath Dahlerup, Hofgerichts-Advocat Bruun, Redacteur Ree, Etatsrath Brinck-Seidelin, Justizrath With, Justizrath Tang, so finden wir hier bewährte, freisinnige und intelligente Männer, von denen namentlich Plougk, Bang, Räder, Bruun, Schouw und Wiith politische Notabilitäten sind.

Die Wahl der 38 von dem Könige und der Regierung zu ernennenden Männer ist aus den verschiedenen Klassen der Gesellschaft hervorgegangen, 8 von ihnen gehören dem Gutsbesitzer-, 7 dem Civil-Beamten-, 5 dem Handels-, 4 dem Militär-Beamten-Stande an, 3 sind Fabrikanten, 2 Communal-Beamte, 2 Bauern, 1 Privatgelehrter; die übrigen 6 sind Repräsentanten für Island und die Farder. Die Regierung hat den Volkswahlen gegenüber fast nur ergänzend gewirkt, und somit ihre Aufgabe richtig erfaßt. Sie hat mit richtigem Blick anerkannt, was bei den Volkswahlen übergangen worden, und damit alle Interessen auf dem Reichstage repräsentirt werden, unparteiisch ihre Candidaten gewählt. Außer bei der früher erwähnten ultra-demokratischen Partei, herrscht auch allgemeine Zufriedenheit mit den königlichen Wahlen. Von diesen heben wir hervor: Professor Bjerring, Candidat der gegen die königlichen Wahlen so feindlich gestimmten Wahlreform-Comité, Professor David, der mit dem jetzigen Ministerium in mehreren Hinsichten zerfallen ist, Redacteur des Volksblatts, Holberg, ein entschiedener Demokrat, Kammerrath Drewsen, eine von den Provinzialständen her, als freisinniger und scharfer Opponent gegen die Regierung, bekannte Persönlichkeit, früher an der Spitze der Gesellschaft der Bauernfreunde, stets in den vordersten Reihen der Kämpfer für Freiheit und Recht, Professer H. N. Clausen, den wir schon oben bei der Wahl eines „Demokraten" erwähnt haben. Die Herren Conferenzrath Holm, einer der tüchtigsten Mitglieder des Finanz-Bureaus, Oberst Fibiger und Major André aus dem Generalstabe, Bischof von Seeland Dr. Mynster, Graf Sponneck, Mitglied des Collegiums der Zollwesens, sind Männer, von deren Tüchtigkeit man überzeugt ist, und die auf dem Reichstage, als Repräsentanten ihrer resp. Fächer, nothwendig sind. —

Legen wir die sämmtlichen Volks- und Regierungswahlen zusammen, dann erhalten wir folgende Uebersicht der Zusammensetzung des Reichstags:

Civil-Beamte	39		
Geistliche	13		
Militairs	5	57	
Bauern	39		
Gutsbesitzer	13		
Gutsinspectoren	2	54	
Kaufleute	9		
Fabrikanten und Handwerker	8		
Communal-Beamte	2	19	
Lehrer und Institutsvorsteher	7		
Gelehrte ohne Amt	8		
Inländer und Fahringer	6		
		151.	

Indem aber die Civil-Beamten und die Geistlichen eine große Anzahl Gelehrter unter sich zählen, stellt es sich heraus, daß dieser Stand und der Bauernstand die zwei zahlreichsten Abtheilungen bilden. Ueber die Ordnung und Stärke der politischen Parteien, läßt sich jetzt nichts Bestimmtes feststellen. Verschiedenartige, in mehreren Punkten uneinige Kräfte werden sich begegnen, und es ist schwer, die Resultate eines solchen Kampfes vorauszusehen. Ein Theil der Repräsentanten haben bis jetzt entweder gar keine Gelegenheit gehabt, über ihren politischen Standpunkt der Oeffentlichkeit etwas vorzulegen, oder sie haben gehandelt und gesprochen unter Verhältnissen, die von den jetzigen sehr verschieden waren.

⊙ Christiania d. 12. Octbr. Es ist irgendwo gesagt worden, daß von den Revolutions-Stürmen, die in dem jetzigen inhaltschweren Jahre über Europa hingegangen sind, nur drei Staaten verschont geblieben wären, daß nur drei Reiche die alte Ruhe hätten behaupten können, nämlich Rußland, die Türkei und Norwegen. Wir wollen uns nicht bei der sonderbaren Zusammenstellung von den zwei Sclavenländern der zwei „Selbstherrscher" mit unserem Lande aufhalten, das schon vor den zwei letzten französischen Revolutionen im Besitze einer der freiesten demokratischen Verfassungen war und noch ist. Die es in Europa giebt, sondern wir wollen der Wahrheit gemäß einräumen, daß jene Bemerkung wenigstens den Schein der Richtigkeit hat, und namentlich in den Augen Fremder. Wenn aber Norwegen auch bis jetzt verschont geblieben ist, bei den Umwälzungen und feindlichen Gewittern der Gesellschaft, die seit Monat Februar dieses Jahres die meisten anderen Staaten heimgesucht haben, und wenn auch jenes Verschontbleiben entweder der freien Verfassung des Staates, oder dem National-Charakter, oder gar Norwegens isolirter Lage zuzuschreiben ist — es hat doch, seinem Naturei gemäß, an der allgemeinen Bewegung Theil genommen, und weil es keine März- oder Junitage gehabt hat, darf man doch nicht glauben, daß es phlegmatisch und theilnahmlos in seiner Felsenlage gesessen und von dort aus dem Weltdrama zugeschauet habe. Es hat, so weit es auch von dem Herzen Europa's entfernt ist, so weit es auch im Norden liegt, doch die letzte Brandung des wilden Meeres gefühlt, es hat seinen Theil von der Bewegung empfangen. Das Gute mit dem Schlechten. Als die Botschaft von der Pariser Revolution hier anlangte, da fühlten auch wir, wie jetzt der Wolfsrede gebrochen sei — Gott weiß auf wie lange; und von den sonnenden Kämpfen und Siegen hofften und wünschten wir keineswegs ausgeschlossen zu bleiben. Mit derselben Unruhe und demselben Interesse wie anderswo, blickten wir in die Zukunft. Bald spürten wir auch die mehr materiellen, mehr handgreiflichen Folgen von den fast unglaublichen Begebenheiten. In Folge der durch die Revolution hervorgebrachten Geschäftsstille und der Stockung alles commerciellen Lebens in nordwestlichen Frankreich, diesen besten Markt für norwegische Holzladungen, wurde dieser unser wichtigster Export auch plötzlich so gut wie ganz gehemmt, gerade um die Zeit, wo die Schiffahrt im Frühjahr ihren größten Aufschwung hätte nehmen sollen, und es ist leicht zu fassen, welche traurige Rückwirkungen das gänzliche Niederstocken einer solchen Spar-Erwerbs-Quelle in einem an Ressourcen so armen Lande, wie Norwegen, hatte.

Die schnell auf einander folgenden Revolutionen in Wien und Berlin, die Botschaft von der Erhebung ganz Deutschlands und von den ersten Elementen der Einheitsreform in Frankfurt empfingen wir hier in dem stammverwandten Norwegen mit ungetheilten und warmen Interesse, und glaubten, gerade sie würden nichts von den Schrecken in ihrem Gefolge haben, welche uns freilich die französischen Begebenheiten in ihrem Scheine zu verbergen schienen. Man dachte sich damals noch nicht, daß gerade die deutsche Bewegung einen gegen den Norden feindlichen Charakter annehmen könnte, und wir fühlten eine ungetheilte Freude bei dem Gedanken, daß ein verwandtes, großes Volk, dem unsere geistige Entwickelung so viel schuldet, jetzt endlich das Joch der alten Staatskünste abwerfen, seine Kräfte zusammenraffen und zur Einheit und Mündigkeit sich erheben wollte. Ja selbst nachdem das erwachende Deutschland, unter den inneren Kämpfen und im Rauche des Sieges, über seine Grenzen geschritten, das Territorium unserer Brüder angegriffen und sich feindlich den Norden gegenübergestellt hatte, selbst da bewährten wir unsere Sympathieen für das wahre Recht und die wahre Größe Deutschlands. Noch gedenken wir eines öffentlichen Festes, das in Christiania gleich nach der Erhebung Schleswig-Holsteins zu Ehren der dänischen Sache gegeben wurde, und wo mit großer Begeisterung und unter vielem Applaus ein Toast „für ein großes, einiges Deutschland von dem adriatischen Meere bis an die Eider — aber auch nicht einen Schritt weiter" ausgebracht ward, und eine solche Anordnung schemt und denn auch selbst den größten Verehrungen genügen zu können. Und doch sahen wir damals schon, daß und die jungen deutschen Kräfte, die sich nicht zu bändigen wußten, nahe gerückt waren, und die Stimme des Blutes trat uns schon damals herbei, unseren Brüdern zu helfen. Die zum Sprichwort gewordene Jubelung der Norweger war verschwunden und statt derer die Begeisterung für die gemeinsame Sache des Nordens getreten. Mit einer Energie, einer Wärme und Einstimmigkeit, die wir früher hier nicht bewiesen, wurde in einer großartigen Volksversammlung in Christiania beschlossen, dem König und der Regierung die Erklärung zu geben, daß das Volk Norwegens bereit sei, jede Last und jedes Opfer zu tragen, das nothwendig sein würde,

Digitized by Google

um Dänemark bewaffnet beizustehen. Einzelne angesehene Stimmen erhoben sich wohl gegen diesen Beschluß, der später von Regierung und Volksrepräsentation auf dem Sterthing angenommen wurde; aber jene Stimmen haben gerade nur zu Folge des Beschlusses gedient. Wie die Ausführung geworden, ist bekannt; wir sind vorläufig, so wie Dänemark, damit zufrieden, indem wir die bestimmte Hoffnung hegen, daß der Waffenstillstand, mag er auch von den Agitatoren der Schleswig-Holsteinischen Bevölkerung gemißbraucht werden, den Frieden herbeiführen, das Rechtsgefühl schärfen, die Ehre aufrecht erhalten, Ausföhnung und Freundschaft bringen wird. Wir wünschen noch ein einiges und großes Deutschland und hegen noch die alten Sympathieen für dasselbe; daß wir nebenbei oder vielmehr vorzugsweise dieselben Gefühle für das Recht und die Größe Skandinaviens haben, wird uns Keiner mit Recht verdenken können.

Mit dem Auslande sind wir also nur durch Schleswig-Holstein in directe Berührung gekommen. Unsere innern Verhältnisse sind, mit Ausnahme der erwähnten Hemmung der Holz-Ausfuhr zum Theil unberührt geblieben, zum Theil, wo die allgemeine europäische Bewegung doch auf sie eingewirkt, hat sie mehr in den hervorgetretenen Symptomen etwas Lächerliches, als gerade, wenigstens für den Augenblick, etwas Gefahrvolles aufzuweisen; und doch haben jene Symptome, in Beziehung auf die Zukunft, auch ihre ernsthafte Seite. Die französische Februar-Revolution fand den Sterthing versammelt und mehr wie jemals die sogenannte Oppositions-Partei darin stark vertreten, eine Partei, welche ihre eigentliche den Konservativen angehört, indem sie gegen jeden Fortschritt der Regierung kämpft, in der Majorität ist und aus der zahlreichsten und mächtigsten Klasse der Einwohner Norwegens besteht, den Bauern und den Grundbesitzern auf dem Lande. Die weniger intelligenten und von einem falschen Ehrgeiz beherrschten Männer (die Adreßverfasser) dieses sonst so geachteten Standes sind in die Hände einiger Intriguanten und falschen Politiker gefallen, die sie leiten und zu den größten Absurditäten verführen, so daß sie in dem Glauben leben, Alles, was unsere liberale, ja fast furchtsame Regierung in Ausführung bringt, oder bringen wird, seien Machinationen um die Macht des Königs zu erweitern, während dessen es hier fast stets das Volk, oder richtiger, die Bauern sind, welche Uebergriffe der Regierung gegenüber thun, so daß sie die wirklichen Männer des Fortschritts — auf dem Thing von der Intelligenz der Beamten, dem Bürgerstande und einigen wenigen selbstständigen Bauern repräsentirt — des Servilismus zeihen. Trotzdem, daß unsere parlamentarischen Einrichtungen dagegen sprechen, daß unsere Minister weder Sig noch Stimme in der Reichsversammlung haben, wurde eine Adresse, ein Mißtrauensvotum von jener Majorität vorgeschlagen. Dieses ward, in der Angst über ihren Mangel an Takt, indem sie Abschied des ganzen Ministeriums oder Verweigerung aller Steuern und Abgaben mit einem Wort die Existenz des Staates auf's Spiel setzen wollten, halb verworfen und zuletzt gar spät begraben. Sie besetzten alle Ehren- und anderen Aemter, die der Thing zu besetzen hat, mit obscuren Größen ihrer Partei, gaben Präsidien ohne Conclusionen und declamirten von Demokratie und Liberalität, während sie doch gerade allen liberalen Reformen entgegentraten, wie z. B. den Verschlägen zu Sitz und Stimme auf dem Thing für die Minister, Zulassung der Juden im Reiche und mehreren anderen. Daß hierdurch die Partei, aber auch durch sie der Thing in seinem Ansehen und Vertrauen verloren hat, ist gewiß, und wie gefährlich solches ist, wissen wir aus täglichen Beispielen im Auslande. Nur eine starke Reaction der öffentlichen Meinung vermag sie noch, dann und wann der intelligenten freisinnigen Minorität nachzugehen, jedoch der Keim zum Unfrieden und Mißtrauen ist gelegt, er hat einen gar zu guten Boden, und er wird wachsen und Ueberhand nehmen, wenn nicht alle wahren Freunde des Vaterlandes zusammenhalten und ihm ihn Wachsthum ersticken.

Zeitungsschau.

Dänemark.

Die Zeitungen fangen an sich nach den Wahlberichten etwas zu erholen, die in längerer Zeit ausschließlich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Selbst der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten wurde keine Erwähnung gethan, und der Anwesenheit des deutschen Reichsgesandten, Sundtius Bankz nur en passant gedacht. Die 600 Ordensverleihungen füllten für einige Tage ihre Spalten und gewährten einen Ruhepunkt, so daß man mit neuen Kräften seine Aufmerksamkeit auf die politische Sachlage richten kann. „Fädrelandet“ beklagt sich bitter über die Zustände in Schleswig, (siehe unten) „Fädrenbaroabrosten“ dagegen über „Fädrelandet,“ welches es stets als synonym mit dem Ministerium betrachtet, und freilich darüber, daß man nicht neben den Klagen auch Mittel zu deren Abhilfe angegeben weiß. „Fyenposten“ aber beschwert sich über das Stillschweigen des Ministeriums, und die Aktionäre des Tivoli befragen sich in der „Berlingschen Zeitung“ über den Direktor Carstensen. — Mit der vorgerückten Jahreszeit ist eine Stockung in dem Verkehr eingetreten, der nach dem ungewöhnlich regen Leben des Sommers doppelt bemerkbar ist. Die Kriegsschiffe, deren Zahl um eins erhöht worden ist — ein Barkschiff, Saga, von 12 Kanonen, — kehren heim und suchen in den Basins ihre Winterruhe. Nach den nördlichen Colonien gehen die letzten Schiffe ab, und nach der Insel St. Croix ein Militairetablissement unter Commando des Oberstlieutenant Käsemebel. Auf dieser Insel herrscht noch immer ein sehr unruhiger und verworrener Zustand. Die Negerbevölkerung thut was ihr gerade gefällt, den einen Tag geht sie Verpflichtungen ein, den anderen bricht sie sie. Die Stellung der Pflanzer ist sehr precair, und Viele unter ihnen werden nächstens ihren Verpflichtungen nicht nachkommen können. Ohne eine radikale Umgestaltung, die Ordnung und Arbeit wieder restituiren kann, wird es unmöglich sein, den Verfall der kleineren Plantagen vorzubeugen. Die plötzliche Emancipation der Neger soll einen solchen Mißwuchs hervorgebracht haben, daß die Insel nicht im Stande sein wird, die Hälfte der jetzigen weißen Bevölkerung zu ernähren. Viele von denen, welche die größten Verluste erlitten, haben schon die Insel verlassen. Man erwartet jeune unmittelbare Anstritte von Seiten der Neger, die sich gar nicht darin zu fügen wissen, einer gesetzlich geregelten Arbeit beim unterworfen zu sein. In Christiansted sind schon einige Tumulte vorgefallen in Folge deren der Polizeimeister der Stadt sein Amt hat niederlegen müssen; dem Commandanten General Oxholm gelang es jedoch die Tumultuanten zu beschwichtigen. Noch sind 250 Mann spanische Truppen als Hülfscorps dort. Die Inseln St. Thomas und St. Jean haben, während sie von denselben politischen, oder hier wohl richtiger localen Stürmen heimgesucht wurden, zugleich von einem Orkan, der einen ganzen Tag gewüthet und vielen Schaden angerichtet hat, zu leiden gehabt. Es sind jedoch keine Schiffe dabei untergegangen; zwei englische Dampfschiffe und ein dänisches Kriegsschiff waren darauf gefaßt, im schlimmsten Falle den Hafen zu verlassen und in offene See zu stechen. —

Conflicte in Schleswig.

„Seitdem die Waffenstillstands-Conventionen am 26. August d. J. in Malmöe abgeschlossen wurde, hat unsere Regierung, ohne Vorbehalt und mit der größten Gewissenhaftigkeit, fast mit ängstlicher Genauigkeit, alle ihre Punkte und Clauseln erfüllt und überwacht, wie unglücklig diese auch in mehreren Hinsichten für uns waren. Die Blokaden wurden gleich aufgehoben, die genommenen Schiffe freigegeben, die Gefangenen aller Art losgelassen, die Communication zwischen Schleswig und dem Königreiche auf's Neue eröffnet, und keine Art von Hindernissen ist von Seiten der Autoritäten den deutschen oder deutschgesinnten Leuten, die sich hier oder in den dänischen Provinzen friedlicherweise einzufinden haben, in den Weg gelegt worden, insofern sie sich legitimiren konnten. Demohngeachtet hat man zu wiederholten Malen von Seiten unserer Feinde und des Bruchs der Waffenstillstandsbedingungen gegleben. Wenn nun auch solches von der schleswig-holsteinischen Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe zu erwarten stand, und wenn es auch einem Jeden, der hören und sehen kann, klar sein muß, daß die Schwierigkeiten, welche bisher die vollständige Ausführung des Waffenstillstands gehindert und in die Länge gezogen haben, allein von deutscher und schleswig-holsteinischer Seite herbeigeführt sind, so will es uns doch scheinen, als hätte die dänische Regierung Veranlassung genug, auf eine officielle und sofortige Weise das übrige Europa über den rechten Zusammenhang der Sache aufzuklären, es könnte sonst leicht dahin kommen, daß es hiermit einge, wie mit der gegen den übrigen schleswig-holsteinischen Krieg, daß Lüge und Unrecht zuletzt den Anschein der Wahrheit und des Rechts gewännen. Es fehlt uns wenigstens nicht an einer großen Menge, sowohl auf dem Wege der privaten wie der officiellen Berichte, zu constatirender Facta, die ebenso viele offenbare Brüche der Waffenstillstandsbedingungen sind. Es sei uns erlaubt, nach ganz zuverlässigen Quellen hier eine lederliche über diese, von den im Anfange wenigen bedeutenden bis zu den kürzlich in Hadersleben vorgekommenen empörenden Begebenheiten zu liefern. — Wenige Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes, während die Auseinanderung der deutschen Schiffe von der Kopenhagener Rhede im vollen Gange war, wollten mehrere in den Flensburger Hafen liegende Schiffe nach Alsen abgehen; jedoch der preußische Polizeimeister daselbst, Hr. Krohn, verbot dieses sowohl als jede Ausfuhr von Waaren nach Alsen oder in das Königreich. Das Kopenhagener Dampfschiff „Victoria“, das am 6. Septbr. bei Flensburg ankam, wurde mit zwei blinden Kanonenschüssen begrüßt und ihm das Weiterfegeln untersagt; es mußte 12 Stunden beliegen, ehe es seine Paßagiere ans Land setzen durfte, und die dänischen Officiere, die sich darunter befanden, wurden insultirt. Ein Parlementair, von Alsen an General Wrangel wegen dieser Angelegenheit gesandt, wurde bei Gravenstein mit Macht zurückgehalten, ohne zu

Digitized by Google

dem General zu gelangen. Am 19. Septbr. wurden 7 dänische Schiffe von Flensburg abgewiesen, „Victoria“ erhielt an demselben Tage Erlaubniß, Passagiere und Land zu setzen, nicht aber sich mit Kohlen zu versehen. Einige Tage später wurde einem vom General Hansen auf Alsen nach Arnkrug abgesandten Officier von dem General Bonin persönlich die Ordre zum Zurückkehren gegeben, und es wurde ihm untersagt, die Briefe, die er nach Rendsburg hatte bringen sollen, auf die Post zu geben. Ein anderer dänischer Officier, welcher auf Veranlassung der Ausweschung der Gefangenen nach Ekernförde commandirt gewesen, und in privaten Geschäften nach Rendsburg sich begeben hatte, wurde auf der Festung angehalten und ihm befohlen, sich augenblicklich über Lübeck nach Kopenhagen zu begeben. Trotz der ausdrücklichen Bedingung der Convention verbleibt die Postverbindung durch die Herzogthümer für Dänemark gesperrt, selbst nachdem die dänischen Autoritäten darüber monirt haben. Graf Carl Moltke, der in Folge des Waffenstillstandsvertrags sich nach den Herzogthümern zu begeben hatte, wurde, wie bekannt, in dem Grade verfolgt, daß er sich nach Lübeck begeben mußte, von wo ihn am 10. Septbr. ein Dampfschiff nach Sonderburg führte. Die Proclamationen der provisorischen Regierung gegen die Zumuthlichkeiten der Commission sind auf die Weise verbreitet worden, daß Patrouillen von 6 bis 8 Mann Dragoner sie theils von Haus zu Haus gebracht haben, theils, unter Androhung von Strafe, den Predigern des sodann haben, für ihre Bereitstellung Sorge zu tragen. Am 8. und 9. Sept. wurde in Flensburg und Apenrade das schleswig-holsteinische Wappen statt „Dankt Eiderdom“ den Schiffen eingebrannt, und die dänischen Kriegsschiffe bringen ab und zu solche Schiffe nach Alsen, die sie mit dem vorigen Zeichen neuen Schiffspapieren versehen werden. Der Polizeimeister in Flensburg hat unter Androhung von Kerkerstrafe den Gebrauch von dänischen Cocarden und von der dänischen Flagge untersagt, und er läßt überhaupt, durch ausgesandte Patrouillen, eine förmliche Jagd auf diese anstellen. Die zur Bewachung der Lagarethe und Depots in Schleswig stationirten dänischen Truppen werden zur Einstreibung der Rückstände einer aufgelegten Kriegssteuer verwendet, und die Patrouillen streifen, ganz ohne gegründete Befugniß, bis an Dalby und Bonsild an der jütischen Grenze. Ein Regierungsrath hat am 20. Septbr. die dänische Flagge, die an der Hotels-Schange aufgepflanzt war, streichen und wegnehmen lassen. In den Verschanzungen bei Ekernsund, wo weder ein Lazareth noch ein Depot sich befindet, sind immer 10 Mann postirt. Die bei der Convention vorgeschriebene Demarkationslinie ist, nach Uebereinkunft zwischen den Generalen Krogh und Wrangel, auf einer Linie von Apbüll über Bauruy bis Barnäs festgestellt; sie wird aber stets von den deutschen Truppen überschritten. In dem ganz dänischen Dorfe Satterup, das weit innerhalb dieser Linie liegt, hat sich vorgestern Sonntag der provisorische Superintendent Rehhoff, unter Bedeckung von 20 Dragonern eingefunden, und führte, unter dem Schutze dieser, einen deutschen Prediger in die Gemeinde ein; diese soll darauf die Kirche verlassen haben. Am 3. d. M. hatten sich 11 deutsche Dragoner, in Broacker, welches auch innerhalb der Demarkationslinie liegt, eingefunden, und als man nicht ihre Quartierzettel respectiren wollte, sich mit Gewalt Quartier, Fourage und Verpflegung verschafft. Noch am 5. d. M. haben die Aeltesten der Gemeinden in Sundewitt sich bei dem General-Commando auf Alsen über die Ordre, in jeder Gemeinde 60 Mann feindliche Soldaten aufzunehmen, beklagt. Die in großer Menge den Commandirenden, sowohl auf Alsen als in Jütland, von den dänischen Soldaten eingereichten Klagen meinen die Plünderungen und Plackereien, denen sie vorwährend sich ausgesetzt sehen, sind fast an General Bonin und die unter ihm commandirenden Officiere der verschiedenen Garnisonen gewiesen worden; da aber dieser General, dem die Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen am nächsten lag, sich von der provisorischen Regierung, welche anfänglich seine Aufgabe war, zum Generalleutnant hat ernennen lassen, kann man sich nicht darüber wundern, daß die eingesandten Klagen nicht die geringste Wirkung nach sich gezogen, weder bei ihm, noch bei seinen Untergebenen. Die hier angegebenen Thatsachen sind gewiß schon hinreichend, um zu zeigen, wer es ist, der den Waffenstillstand bricht, oder vielmehr gefugt, ihn auf die frechste Weise mit Füßen tritt; und doch ist bis Alles faßt als Kleinigkeit zu betrachten gegen das, was in den letzten Tagen sich in Haderslehen ereignet hat, und worüber wir in den Stand gesetzt werden sind, folgenden zuverlässigen Bericht zu erstatten. In der letzten Zeit ist der Zuzug der dänischgesinnten Bürger Haderslebens Tag für Tag merklichgrößer geworden. Die 300 Mann bedeutenden Truppen, die jetzt eingquartirt und durchaus meher wohldisciplinirte Soldaten noch humane und gebildete Leute sind, werden nämlich von deutschgesinnten Bürgern zur Verübung und Mißhandlung der Dänen fortwährend aufgehetzt; sie werden, um diesen Zweck zu erreichen, gewöhnlich betrunken gemacht und oft den ganzen Tag über im Rausche gehalten. Vor einiger Zeit drang ein Corporal mit ein Gemeiner dieser Truppen in das Haus des Wirthes Hansen ein, und übte verschiedene Mißhandlungen gegen die Bewohner desselben, „um ihnen zu zeigen, wie ein Däne behandelt werden muß.“ Nichtsdestoweniger haben die Haderslebener Bürger, von denen drei Viertheile Dänen und dänischgesinnte sind, bis jetzt ihren Muth so ziemlich aufrecht gehalten, und am 6. d. M., dem Geburtstage des Königs, beschlossen ein großer Theil von ihnen, ihre Gesinnung auf eine feierliche Weise an den Tag zu legen. Des Morgens wurde von allen in dem Hafen liegenden Schiffen die dänische Flagge entfaltet. Kaum aber war dieses dem Commandanten der deutschen Truppen zu Ohren gekommen, als er sich mit einer Abtheilung Soldaten nach dem Hafen begab, wo er, nachdem die Gewehre geladen worden, Befehl zum Streichen der dänischen Flagge ertheilte; der Macht weichend, wurde dem Befehle nachgekommen; man erzählt aber, daß gleichzeitig die Seelente dem dänischen Könige ein Hoch brachten, und daß die Flaggen am Nachmittag wieder zum Vorschein kamen. Als diese Demonstration somit ganz oder doch zum Theil gehindert worden, kam man auf einen andern, in seiner Einfachheit fast rührenden Gedanken, seine Gesinnung an den Tag zu legen. Alle dänischgesinnten Bürger bestreuten jetzt die Straße vor ihren Häusern mit Blumen, so daß man, die leeren Stellen auf der Straße zählend, eine Uebersicht hatte, wie viele, oder richtiger wie wenig deutsche Familien in der Stadt sich befanden. Des Abends hatten, mit obrigkeitlicher Bewilligung, 200 Bürger sich in einer Gesellschaft zusammengefunden. Nachdem mehrere Redner über die Schmach aller wohlgesinnten Schleswiger nach einer freiständigen und humanen Regierung, wie die Friedrichs VII. sich ausgesprochen hatten, wurde ein Hoch dem dänischen Könige gebracht. In das Hoch wurde von einer großen Menschenmasse, die vor dem Hause auf der Straße stand, mit eingestimmt, diese aber gleich darauf, sropdem sie sich fast ganz ruhig verhielt und feinerlei Unordnung beging, von dadenschen Truppen angegriffen und auseinander gesprengt, bei welcher Gelegenheit mehrere Bürger verwundet wurden, unter diesen Einer, der ruhig mit seiner Frau und seinem Kinde die Straße entlang ging. Jetzt traten der Commandant der deutschen Truppen und ein Beamter der provisorischen Regierung unter die sich im Hause befindende Gesellschaft und gab Befehl zu ihrer Auflösung. Hr. Hartmann erklärte, im Namen der Gesellschaft, daß diese in gesetzlicher Weise stattfinde und ruhigen Bürgern bestände, die den Geburtstag ihres rechtmäßigen Fürsten und Königs feierten, eine Handlung, die die fremden, zum Schutze der Magazine und Lazarethe in der Stadt liegenden Truppen nicht angingen, so wie es sie nun, dem Commandanten zur Seite stehenden, von einer unbefugten Regierung eingesetzten Beamten nicht respectiren könnten. Als dieser sprechen wollte, wurde er von einem anhaltenden Hurrah überdönt. Man brachte dem Könige und dem dänischen Vaterlande nochmals ein Hoch, worauf man auseinander ging. Als die Mitglieder der Gesellschaft nach und nach einzeln auf die Straße hinausgingen, wo ihnen der frühere Subrector der gelehrten Schule, Dr. Michelsen, begegnete, wurden die von ihnen, welche der Doctor mit dem Ausrufe: „Da ist Einer“, bezeichnete, von den jetzt an der Thür des Hauses postirten dadenschen Truppen aufgegriffen und durchgeprügelt. Auf diese Weise sind 7 Mitglieder jener Gesellschaft und 3 andere Bürger verwundet, darunter 2 sehr gefährlich durch Kopfwunden, der 3. durch einen Stich in der Seite. Ein anderer Bürger, der, nicht Mitglied jener Gesellschaft war, aber in seinem eignen Hause mit wenigen Freunden beisammen den Tag feierte, wurde, von dem Lärmen auf die Straße hinausgelockt, wenige Schritte von seiner Wohnung von Bremer Dragonern überfallen. Auf der Flucht nach seinem Hause wurde ihm von einem Dragoner ein Säbelhieb über den Kopf, von einem andern, der ihn in sein Haus hinein verfolgte, einer an der Hüfte beigebracht. Ein dänischer Schiffszimmermeister (Jäger) wurde gleichfalls in seinem eignen Hause und in seinem Bette überfallen, und schwer, wenn meint tödtlich, verwundet. —

(Fädrelandet.)

Schweden.

Steuerverweigerungsfrage.

„Aftonbladet“ theilt in einem längeren Artikel eine interessante Auskunft über den eigentlichen Zusammenhang der sogenannten Steuerverleihungsbanden oder Regulirungsfrage mit, die so viele Mißstimmung in den jetzigen Reichstag hineingebracht hat. Es ist — sagt das Blatt — als wäre das ganze Land zur beliebigen Disposition der Beamten gestellt, und schwerlich findet man irgendwo eine ähnliche Einrichtung wie die sogenannten „Zinsen oder Procente“ womit die Beamten gagirt werden; es müßte denn sein, daß die Repartimentsmos der Spanier während ihrer amerikanischen Eroberungszüge, einige Aehnlichkeit damit hätten. Jeder Beamte erhebt nämlich einen Theil seiner Gage in gewissen Abgaben von den Produktionen bestimmter Höfe, Ländereien ꝛc. in seiner Jurisdiktion, ja selbst Arbeit in natura wird zu ihn prästirt. Der Adel und der

Digitized by Google

Predigerstand hat fast nur in einer Eigenschaft des Beamten eine Bedeutung, und da jene Zusen oder Procente oft in einem solchen Verhältnisse zu der Production der Besitzenden stehen, daß diesen sehr wenig übrig bleibt, so wird man sich denken können, wie drückend und gleichsam zur Spaltung zwischen den zwei ersten und den andern Ständen, diese Abgaben geschaffen scheinen, so wie daß Adel und Geistlichkeit sie als ihre Privilegien betrachten. — Der Priesterstand hat jetzt, in der Aussicht, daß der Reichstag erst in einigen Wochen geschlossen werden wird, alle beurlaubte Mitglieder seines Standes einberufen. Der Bürger- und Bauernstand hat sich geweigert, mit der Geistlichkeit die Frage über Abschaffung jener „Zusen“ gemeinschaftlich zu berathen.

Norwegen.

— Die „Norske Rigstidende“ spricht sich über die Ordens-Verleihungen des dänischen Hofes folgendermaßen aus: „Der dänische Hof verleiht immer noch eine große Menge Orden, welches wenig mit der neuen Ordnung der Zustände übereinstimmt. Wenn die Verfassung erst als Gesetz erschienen ist, wird wohl diese Sitte von selbst aufhören, so wie es denn auch anzunehmen ist, daß das „von“ der Landwilitair-Officiere, als ein veraltetes aristokratisches Gepräge tragend, abgeschafft werde. Die Officiere der Flotte haben niemals dieses fremde Prädicat getragen, so wie sie überhaupt stets gewußt haben sich eine mehr nationale Haltung zu bewahren.“ Jeder dänische Land-Officier ist nämlich als solcher persönlich geadelt, und ihm wird mit seinem Officierpatent zugleich das fremde Wort „von“ beigelegt.)

Nicht weniger wollen wir den dänischen (und auch dem deutschen) Titelunfein, soweit die Titel wenigstens mit der Besoldigung der Betreiten in seiner Verbindung oder gar in Widerspruch stehen, ein baldiges und seliges Ende wünschen. Es nimmt sich doch gar zu wunderbar aus, wenn der Herr Kriegsrath Einem die Pillen verschreibt, oder der Herr Commerzienrath sich öffentlich auf der Börse bieten läßt, oder der Herr Major den Teig knetet, während die Frau Majorin die Bedienung versucht; denn auch im täglichen Leben genießen die Ehrgeizigen der Bürgerwelt die Ehre, nach ihren Chargen titulirt zu werden, wie selbst verständlich ihre Gemahlinnen „Frauen“ sind im Gegensatz zu den anderen bürgerlichen „Madamen“. Wenn auf dem Theaterzettel zu lesen ist: Hafen Jarl, nordisches Trauerspiel vom Conferenzrath Oehlenschläger, so freuen wir uns zwar, daß ein Dichter, der Stolz seines Landes, auch nicht auf die äußere Anerkennung zu warten braucht, bis ein marmorner Denkstein den Todten das Dasein ersetzt, was man dem Lebenden fehlen läßt, aber Hafen Jarl und Palnatoke würden sich besser neben ihrem Sänger Adam, als neben dem Herrn Conferenzrath Oehlenschläger befinden.

Holland.

Das Ministerium.

„Der König setzt unmittelbarer Departements ein, ernennt den Präsidenten derselben und entläßt sie nach Belieben.“

Grundgesetz Art. 73.

Die jetzigen Minister haben nun ihre Aufgabe ganz vollführt. Die Zusammenstellung eines neuen definitiven Ministeriums ist dringend nothwendig geworden, um dem neuen Grundgesetz die erste Bollstreckung zu geben, um in die ganze Organisation unsers Staates die Veränderung zu bringen, welche sei es als Folge davon, sei es in Verbindung mit diesen grundgesetzlichen Bestimmungen und der neuen Ordnung der Dinge, unter Gottes Segen die Wohlfahrt und das Glück des Vaterlandes, mit Freiheit und Ordnung, fördern müssen.

Die erste Zusammenstellung des neuen Ministeriums ist unter solchen Umständen höchst wichtig, sowohl was die Anzahl der Departements und die Vertheilung der Geschäfte an die verschiedenen Personen betrifft, als namentlich auch hinsichtlich der Wahl der Personen selbst, die an die Spitze der Departements gestellt werden. — Der König hat in diesem Allen freien Willen. Das Grundgesetz läßt ihm möglichst großen Spielraum. Alles hängt von seiner Weisheit, von seinem Verfahren, von der guten Einsicht seiner Räthe und von den durch ihn anerkannten Bedürfnissen des Landes ab.

Und doch von dem dann angenommenen Standpunkte, von der dann getroffenen Wahl kann in der Folge für die Regierung Alles abhängen, eben so wie für die Nation Alles auf die Wahl der ersten Volksvertreter ankommen wird. Höchst wahrscheinlich wird selbst die Zusammensetzung des Ministeriums nicht ohne Einfluß auf die Wahl der Vertreter sein, so wie auf der andern Seite die Zusammensetzung der Kammer eine Veränderung in dem Personal des Ministeriums wird nöthig machen können. In einem wesentlich konstitutionellen Staate kann dies Alles nicht im Geheimen abgemacht werden. Wir würden es für wünschenswerth erachtet haben, daß ein Organ der Regierung in dieser Beziehung die Ansicht der jetzigen Regierungsmänner dargethan hätte, von denen man erwarten kann, daß sie, wenn auch nicht selbst für das Ministerium bestimmt, doch auf die Wahl des Königs in dieser höchst wichtigen Angelegenheit einen bedeutenden Einfluß ausüben können und müssen.

Was uns betrifft, so haben wir uns jetzt Denen angeschlossen, die das Programm vom 13. Mai in vielen Beziehungen für empfehlenswerth erachten.

„In der Staats-Verwaltung Einfachheit und Sparsamkeit, bei den Ministern vollkommene Offenheit, einem entschiedenen Vertrauen von Seiten der Nation gegenüber, wesentlich liberale Ansichten, vereint mit gesellschaftlichen Tugenden und einem klaren Blick. — Das ist es, was uns bei der neuen Constituirung des Ministeriums unentbehrlich erscheint.

Einfachheit und Sparsamkeit; wenn es damit Ernst ist und die Worte mehr wie bloße Worte gewesen sind, dann kann bei der Constituirung des Ministeriums selbst schon viel vereinfacht und erspart werden. Es ist mehrmals gesagt und bedauert worden, daß die Ministerien des Kultus und der Justiz ganz gut mit dem der innern Angelegenheiten vereinigt werden könnten, weil für Industrie, Unterricht und Armenverwaltung ein besonderes Departement errichtet werden müßte. Mit dem, was die Besoldung der einem Ministerstelle erheischet, würden drei gespart werden können, während an einige Referendarien, die unter der Aufsicht des Ministers der innern Angelegenheiten ständen, die damit verbundenen Geschäfte vortheilt werden könnten. Bereinigt man die ganze eigentliche Verwaltung der innern Angelegenheiten unter ein Oberhaupt zusammen, dann würde die Sorge für die materielle und moralische Wohlfahrt, die physischen und sittlichen Bedürfnisse der Staatsbürger viel bequemer und besser durch ein besonderes Ministerium wahrgenommen werden. Die Förderung des Handels, des Ackerbaues und der Fabriken, die Sorge für das Oeffentliche und die Aufsicht über den freien Unterricht, die Mittel zur Verbesserung und Einbringung der Armuth, können mit einer geringenden Anzahl von Referendarien sehr gut einem ministeriellen Oberhaupt anvertraut werden, aber dieses muß sich dann dem auch ausschließlich widmen können und muß nicht nöthig haben, sich mit irgend einem andern Verwaltungszweige zu beschäftigen.

Was die Wahl der Personen anbetrifft, so muß sie dem ganzen Volke eine Bürgschaft geben, daß der König nicht blos eine auf breiter Grundlage ruhende, freie Verfassung auf dem Papier hat liefern wollen, sondern daß er auch die Absicht gehabt hat, dies in Wirklichkeit auszuführen. Das alte Grundgesetz faßte viel Gutes in sich, aber es war schlecht und einseitig ausgelegt und angewendet; die bessern grundgesetzlichen Bestimmungen können bei eben so fehlerhafter und einseitiger Auslegung und Anwendung eben so nachtheilige, wenn nicht für die Ruhe und Wohlfahrt des Landes noch traurigere Folgen haben. Wenn es die Absicht des Ministeriums sein wird, die freisinnigen Bestimmungen des Grundgesetzes durch die künftigen constituirenden Gesetze möglichst viel zu bestätigen und einzuschränken, dann wird die Verfassungs-Revision nicht Genügen leisten, dann Nation darunter leiden und die Reaction eine Revolution zu Stande bringen. Beim dahingegen die Minister von einem wahren Sinn für den gemäßigten Fortschritt beseelt, die grundgesetzlichen Bestimmungen mit Gewissenhaftigkeit erfüllen und wenn sie dabei einer freisinnigen Auslegung und freisinnigen Consequenzen nach gehen, dann werden auch sie befriedigt werden, die in der Verfassungs-Revision noch verschiedene Verbesserungen gewünscht hatten, wie sie die eigenthümliche Stellung, in welcher die jetzigen Minister einer wahrhaften Volksvertretung gegenüber standen, nicht herstellen konnte.

(Amsterd. Handelsbl.)

Eröffnung der Kammern.

Haag 17. Octbr. Gestern vereinigten sich die Mitglieder der beiden Kammern zur Eröffnung der Sitzung für 1848, welche durch den König in Person vollzogen werden sollte. Se. Majestät erklärte: Es gewähre ein Ueberblick der allgemeinen Verhältnisse des Landes und seiner auswärtigen Beziehungen manche Ursache des Kummers, aber auch manche der Freude, und unter letzteren sei nicht die geringste die glückliche Vollendung des großen und wichtigen Werkes der Verfassungs-Revision. Er habe der Kammer bei dem Schlusse der vorigen Sitzung (welche nämlich am 14. Octbr. durch den Minister des Innern kaltgefunden) seinen Dank über den bewährten Eifer erstatten lassen, sie sich selbst aber und für diesen feierlichen Augenblick es aufbewahrt, allen seinen geliebten Landsleuten zu danken für die Mäßigung, das Zutrauen, das Festhalten an Ordnung und Gesetz, welches sie während der vielen Monate an den Tag gelegt, die über der Verfassungs-Revision verstrichen. „Das Staatsgebäude,“ fuhr der König fort, „ist auf derselben Grundlage befestigt geblieben, aber seine Einrichtungen sind abgeändert worden nach den Bedürfnissen der Zeit, und dermaßen zusammengestellt, daß die Verbesserungen, welche die Zukunft fordern dürfte, ohne Erschütterung bewerkstelligt werden können.“ Se. Majestät hatte im Anfang der Thronrede gezeigt, wie der Fortschritt im Niederlande friedlich zu Stande gekommen, inmitten der verheerungsvollen Europas. Den Schluß bildeten warme Wünsche für die Zukunft des Vaterlandes und daß die Niederländer in dem Geist beharren möchten, durch

Digitized by Google

welchen es ihnen vergönnt worden sei, so großen Gefahren zu entgehen. — Von allen Seiten des Landes waren große Menschenmassen zu dieser Feierlichkeit herbeigeströmt, die denn auch den König mit unbeschreiblichem Jubel begrüßten.

Literatur.

Stilles og mödes. (Trennung und Wiedersehen.) Fortällning af Bloch Sudr. 2 Dele, Kopenhagen bei Bing und Sohn 1848.

Ein Buch, das dem Leser recht foamende Schattionen darbietet; auch Charaktere finden sich darin, die gut gezeichnet und consequent durchgeführt sind, aber man sieht, daß eine krankhafte Phantasie den Knoten geschürzt hat, daß Sinn, Dunst und ihre Nachbeter hier wieder den Untergang eines Talentes auf ihrem Gewissen haben.

Der deus ex machina, der in dieser Erzählung Testamente ungeschrieben macht, und Erbschaften in Hände gelangen läßt, für die sie nicht bestimmt sind, ist — ein krätziger, schwefelkies Tigerhund! Den Kammerjunker Falken, einen schönen, liebenswürdigen manvais sujet, läßt sein Großonkel, bei er zu derben hofft, zu lange. Da er nicht den Muth hat, ihn höchst eigenhändig zu morden, so wird er zu folgendem genialen Plane begeistert: Er verschafft sich ein forchend ähnliches Wachsbild seines Großonkels; kleidet die Puppe ganz so wie das Original — selbst ohne den Orden zu vergessen, den der General von Dernefjeld stets trägt, und setzt sie in der zusammengenommenen Stellung in einen Lehnstuhl, die, wenn sie treu nach der Natur copirt ist, ihm hätte sagen müssen: „Warum wilst-Du morden? Der Tod wird bald Deinen Wunsch erfüllen!" Nun geht er weiter; er läßt Roland, den schwefelkies Tigerhund, ziemlich lange fasten, und nimmt ihm dann mit einem Stücke rohen Fleisches, auf welches der Hund mit lechzender Begierde hinblickt, in das dunkle Cabinet, das und die Gestalt des Großonkels zeigt. Falken schneidet das Fleisch in kleine Stücke, und — füttert es der leblosen Puppe in den Mund!! Dies Experiment, oft durchgeführt, flößt Roland natürlich einen gründlichen Haß gegen den General ein. Nachdem der Schüler seinen Lehrer kann, nimmt ihn der Kammerjunker — nicht, ohne ihn recht aufgebunzert zu haben — mit auf das Gut seines Großoheims, der zufälligerweise ein Liebhaber von Hunden ist, und macht diesem, als ein Zeichen seiner Anhänglichkeit und Liebe, Roland zum Geschenk. Dann läßt er den General mit dem Hunde allein, und — wenige Tage darauf ist das Begräbniß des Generals von Dernefjeld, den ein Senk sehr gut garnirter Tigerhund in einem Anfalle von Raserei zerrissen hat!!!

Das ist des Pudels Kern! C. O.

Geld und Arbeit. Socialer Roman von Oskel Abam. (Weiterberg.) Aus dem Schwedischen von G. v. Rosen. 3 Bde. Leipzig bei B. G. Teubner 1848.

In anziehendem Romangewande hat der in seinem Vaterlande längst rühmlichst bekannte Pfarrvon eine der wichtigsten Fragen der Gesellschaft, „die Organisation der Arbeit", besprochen und statt der mikrosen Theorien, die uns in so manchen, mit vielem Geräusch hervorgetretenen Schriften über diesen Gegenstand geboten werden, und eine Reihe von Bildern aufgerollt, die einen leicht faßlichen Begriff von dem geben, was praktisch zu verwirklichen, was zum Wohl der Menschheit möglichst schnell anzuführen ist. Ob dem Verfasser wirkliche Vorbilde aus seinem Vaterlande vorgeschwebt haben, wissen wir nicht, der Leser, der nebenbei die trefflichen Schilderungen sowohl aus dem schwedischen Familienleben, als auf einer hiervon so ganz verschiedenen, weit entfernten Niederlassung eines Schweden mitten unter den Hindus findet, und der sich durch das gemüthliche Familienbild, das dem Ganzen zur Staffage dient, gewiß angezogen fühlt, wird und Recht geben, wenn wir ihm dies Buch, das sich durch eine sehr fließende Uebersetzung auszeichnet, als eine ebenso lehrreiche, wie unterhaltende Lectüre anempfehlen. — Diese drei Bände bilden zusammen die 68. bis 78. Nummer der ersten Serie von: „Die belletristische Welt, elegante Hausbibliothek der besten Romane unserer Zeit, herausgegeben von Dr. A. Diezmann", die in dem oben erwähnten Verlage erscheint und sich durch sorgfältige Auswahl, Eleganz und Billigkeit vortheilhaft auszeichnet.

Bibliographie.

Dänemark.

Christensen, Om Arbeidet betragtet fra det borgerlige Samliv og dets Lykkes Kilde.
—— Bidrag til Oplysning om Begrebet af et fürsto Kammer.

Dirckinck-Holmfeld, Om Folkesouveranitätä, især i Danmark.

Hammerich, Danmark i Valdemarernes Tid, en historisk Skildring.

Kohl, Reiser i Danmark og Hertugdömmerne. Efter det Tydske.

Kolderup-Rosenvinge, Grundrids af den juridiske Encyclopädie.

Levinsen, Almeenfattelig Fremstilling af den christlige Kirkes Historie.

Mindeskrift over Hs. Majestät Kong Christian den VIII, udgivet af det Kgl. Videnskabernes Selskab. (Untheilt Mittheilungen über die archäologischen Sammlungen des Königs von Forchhammer, Sternstrup und Olsfen.)

Mörck-Hansen, Populär Fremstilling af Kirkens Historie.

Nörregaard, Napoleon-Buonparte.

Nord og Syd, IV, I. Redigeret af Guldschmidt.

Rothe, Den evangelisk-lutherske Kirkes Grundsätninger om Kirkens Repräsentation, og dissen Anvendelse hidtil i Danmark.

Sinding, Oeconomisk-statistisk Beskrivelse over geistlige Embeder i Hertugdömmet Schleswig, hvor Kirkesproget er Dansk.

Suhr, Hoffesten paa Koldinghus 1711, et historisk Maleri.

—— Skilles og mödes. Fortälling.

Normegen.

Hallager, Den eorske Obligationsret, 2det Oplag, 4 Bind.

Munch, A., Digte.

Munch, P. A., Det gothiske Sprogs Formlære.

Norsk Bogfortegnelse 1814—1847.

Norske Oppositionsmänd, deres Väsen og Virken.

Wergeland, N., Tanker og Bekjendelser.

Norge, fremstillet i Tegninger.

Schweden.

Berendtson, Smärre Diktor, 1ste Samling.

Blanch, Banditen, Berättelse.

Finnland, främstället i Teckningar. 14.—15. Heft.

Holmberg. Skandinaviens Hällristningar, archäologisk Beskrifning, 1ste Häftet.

Johnston, Landbrukets naturvetenskapliga Grunder.

Klemming. Svenska Medeltidens Bibelarbeten. I.

Lenström, Omindiens Apostlar, 1stcHäftet.

Meier, Lärebok i Dogmhistorien.

Pauli, Afhandling om Skrofler og engelska Sjuken.

Skakspeares dramatiske Arbeten, oförsattа af Hagberg.

Strinnholm, Svenska Folkets Historia III.

Stiernevärd, Försäg till förandrat Organisation af Landförsvaret.

Tengström, Finlerländskt Album.

Tham, Bidrag till svenska Riksdagens og Regeringsformernas Historie från Midten af 17de århundradet.

Topelius, Ljungblommar.

Tröm, Ten, Finsk Anthologie.

Belgien*).

Antwerpsche rederykkamer *de Olyftak.* Hist.- en prozastukken van het gedeukkenden ter eere van den vermaerden dichter en historieschryver, den heer J.-F. Willems.

Delathauwer (L.-A.), *Lid ten onderscheidene maetschappyen van landtroun en kruidkunde.* Het belgiensche Kruidboek of de geheele bevolde.

Kerckhofen (P.-F. Van). Ziel en Lichaem; eerste deel.

Annales de la Société d'Emulation pour l'étude de l'Histoire et des antiquités de la Flandre, 1848.

Exposé de la situation administrative de la province de Brabant, pour la session annuelle de 1848.

Holland.

Ahrend, J. P., Allgemeene geschiedenis dets Vaterlandes, van de vroegste tijden tot op heden. I. u. II.

Bonrima, Gedachten over de Aerzijesen, de directe Belastungen en over ene Belasting op de inkomsten.

Hogeven-Sterk, L. van, Het inkomen der Kroon.

Kopmanna en Beyermann, Algemeene Stimmrecht.

Manten, E. van der, Geschiedenis der Niederlanden.

Memorie over de betrekkingen van het Hertogdom Limburg.

Opzuomer, Politische Bijdragen II.

Thym, Alberdingk, De insinuatiewet, de Belastingen.

Vliet, L. van, Bezoiniging; Belasting-Hervorming; geen Belasting op de Bezittingen.

Wieldieren, C. L. van, de volks-opvoeding beschouwd als grondslag van Nederlands toekomstige Staatsregeling.

Wissenschaft und Kunst.

Dänemark.

Auf dem königlichen Theater in Kopenhagen ist am 14. Oktober zum ersten Male Oehlenschlägers neueste Tragödie „Fjalar und Gudrun" aufgeführt worden. Den kleinen Dichter kann man mit mehr Recht, als von Oehlenschläger sagen, daß er ewig jung bleibt. Es herrscht auch in diesem neuen Werke eine Frische und eine Kraft, die Jeden ergreifen muß. Der Hauptcharakter, Gudrun ist namentlich mit psychologischem Scharfblick durchgeführt und dramatisch belebt gelungen; er ward von Frau Heiberg meisterhaft dargestellt; man

*) Wir bemerken, daß wir die französische Literatur Belgiens nur in so fern erwähnen können, als sie zugleich als eine national belgische zu betrachten ist, weshalb wir sowohl hier, wie in den Hauptheile des Blattes, nur solche Erscheinungen uns Rapp lassen können, die auf Belgiens Zustände und Geschichte ein Licht werfen. D. R.

Digitized by Google

würde über ihr Spiel eine ganze Kunstabhandlung schreiben können. Thorvaldsen's Stammvater, Olaf Paa, ist eine der handelnden Personen des Stückes, das, mit Ausnahme einiger Scenen am Hofe des Königs Olaf Tryggvason in Norwegen, auf Island spielt. — Die Vorstellung ward bei übervollem Hause gegeben und mit großem Beifall aufgenommen; nachdem der Vorhang gefallen, ward dem Dichter ein oft wiederholtes „Lebehoch" gebracht. — G.

Norwegen.

Hansteens Bericht über den Encke'schen Kometen.

— Der Encke'sche Komet, dessen Umlaufszeit 3½ Jahr ist, und der sich jetzt seinem Perihelium nähert, wurde an mehren Abenden des September's regelmäßig gesucht. Nachdem der in den letzten Wochen wolkige Himmel klarer geworden, ist der Komet, am 5. Octbr. 10¾ Uhr Abends, vom Observator Stearnley an dem in der Ephemeride angegebenen Orte wieder gesehen worden. Er wurde während ungefähr einer Stunde beobachtet und zeigte sich als ein blasser Nebelfleck von unbestimmter Form und schwankendem Umriffen. Sein schwaches Licht stehen gegen den vorangehenden westlichen Rand concentrirt zu sein. Der Diameter der ganzen Nebelmasse wurde auf 5—6 Minuten festgestellt.

Schweden.

Die schwedischen Zeitungen haben schon früher das plötzliche Verschwinden der Krähen, die ihre Nester seit unvordenklichen Zeiten in dem Thurm des Upsala Doms gehabt, erwähnt. Dieses Phänomen erregte damals viele Sensation und eine Art von Schrecken, indem man es in Verbindung mit der Cholera-Epidemie brachte. — Jetzt scheint es, als habe die Pest auch die Fische im Meere erreicht. Die Fischer in Abostad haben nämlich berichtet, daß sie in den letzten Wochen auf offener See ganze Heere von todten „Strömmingar" (eine Art Anchovis) in einer solchen Menge angetroffen haben, daß die Oberfläche des Meeres in weiter Strecke förmlich mit ihnen bedeckt war.

— Eine neue Orangerie, die der König von Schweden im Rosenthal in der Umgebung Stockholms kürzlich hat erbauen lassen, zieht, wegen ihrer anmuthigen Lage und ihres einfach schönen Geschmacks, viele Schaulustige herbei. Es ist ein ziemlich großes Gebäude, in der Form einer Rotunda aufgeführt; die nördliche Seite ist von Mauerwerk, die drei übrigen von Glas. Das Ganze bildet einen überaus schönen Wintergarten, reich versehen mit fremden, prachtvollen Blumen und Pflanzen, und thut sich jedem Freund des Schönen willig auf. —

— Jenny Lind ist in Dublin angekommen; sie hat, wenigstens für die Dauer ihres Aufenthalts, dort den Kampf wegen der Reveal in einen Kampf um die Theaterbillets umgewandelt.

Holland.

Amsterdam. Unsere Kunstausstellung, die nach zwei Jahren wieder eröffnet ist, bietet dem Beschauer leider wenige Glanzpunkte. Wir müssen mit Bedauern sagen, daß unsere Künstler sich seit langer Zeit darin gefallen, einen kleinen beschränkten Kreis zu durchlaufen, der sie wohl zu einem behaglichen, selbstbeschaulichen Stillleben, nicht aber auf den Weg einer ununterbrochenen Fortbildung führt. Plenemann, der vor zwei Jahren den vortrefflichen „Columbus" geliefert, bringt uns diesmal den Prinzen Heinrich der Niederlande am Bord eines Kriegsschiffes. Die Einzelnheiten der Staffage treten hierbei zu sehr in den Vordergrund und drängen das Wichtigste, den Prinzen zurück. Auch sagt uns das Colorit nicht zu; es ist hart und unnatürlich. Ansprechender ist das Portrait eines Officiers, von Calisch. Am reichsten vertreten ist die Landschaft. Koekkoek bringt eine Landschaft im Sturm, die aber nicht entfernt mit seiner berühmten Winter-Landschaft zu vergleichen ist. Schelfhout hat eine vortreffliche Winterscene; ein goethes Bild von ihm ist weniger bedeutend. Waldorp, der einst wegen seiner Fisch-Reflexe im Wasser bewundert wurde, scheint nun nichts Anderes malen zu wollen. Van Schendel bewegt sich am liebsten auf Fischmärkten, doch tritt er im Abraham Ortelius in Schatten's Fußstapfen. Grootvelt hat eine Abendstudie geliefert, bei der ihm aber, wie es scheint, mehr an den kunstvollen Lichteffecten, als an den Figuren des Schulmeisters und der Jugend gelegen war. Auch Norwegen ist, in einer charakteristischen wilden Landschaft, von Gude und Christiania vertreten.

Feuilleton.

Die Vorzeit der Niederlande aus Sagen und Dichtungen.

(Nach dem Holländischen.)

Die ruhmreichste Periode der niederländischen Geschichte ist sonder Zweifel das 16. u. 17. Jahrhundert, der Befreiungskampf gegen Spanien, die Eroberungen der Niederländer in Indien und ihre Triumphe zur See. Alle civilisirten Völker Europa's bestrieben ihre Thaten, besangen ihren Ruhm, und ihre Tapferkeit auf dem Meere war im Auslande zum Sprichwort geworden. „Die Augen meiner Schönen," singt ein portugiesischer Dichter aus jener Zeit, „sind so unwiderstehlich wie die Türken zu Lande und die Holländer zur See!"

Aber schon weit früher zogen die Niederlande die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich, und, was doppelt auffallend ist, das meist prosaische Land in Europa ist besonders der Schauplatz von Mythen und wunderbaren Begebenheiten. Von Procopius an bis auf Arlofs kommt dieses Land und Volk beständig in Romanen, Erzählungen und Heldengesängen vor. Man erinnere sich nur an des ersterwähnten Schriftstellers Erzählung von Hermegiskel und dessen Raub, und an die Sage, wie von den Küsten der Niederlande die Schatten der Verstorbenen in einer Stunde geheimnißvoll nach England übergeführt wurden. Man findet diese Erzählung bei ihm de Bello Goth. IV., 20. Nicht weniger romantisch, aber vielmehr abenteuerlich ist die Erzählung von dem friesischen Helden Ubbo, einem Ritter aus dem Gefolge von Harald Hyldetand, der im 8. Jahrhundert lebte, bei dem er erst Gefangener war, dann aber sein Feldherr und endlich sein Schwager wurde. Er fiel auf der Brawallahalde, nachdem er zahllose Feinde erschlagen und den größten Helden des Nordens, Störkodder, schwer verwundet hatte. Störkodder selbst besang seine Thaten, und aus diesem Gedicht schöpfte der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus, in dessen Historia Danicae L. 8, seine Abenteuer aufgezählt werden. Ich könnte hier noch von der Wolfungssage sprechen, die vielleicht Beziehungen auf Gröningen und Friesland enthält und von dem Heldengedicht Wadrun, aber sieher wende ich mich zu mehr bekannten Mythen. Wer hörte nicht schon einmal sprechen von Klins Gracilis, dem Ritter mit dem Schwane, und von der weißen Frau, die noch immer auf dem Schlosse zu Cleve umgeht, und dann und wann auf dem Schwanenthurme sich blicken läßt? Der Schwanenritter ist von dem Holländer Bilderdijk besungen worden, und sechs Jahrhunderte früher von mehr wie einem französischen Dichter; noch heut wohl zweifelt das Volk an einem langen Winterabend „de schoone Historie van den Ridder van de Zwaan", die in Amsterdam bei Koene gedruckt und bereits selten geworden ist; und ein Büchelchen, das man in Gläre den Reisenden zum Verkauf anbietet, behandelt weitläufig diese Geschichte. Der Schauplatz der wunderbaren Sage ist in der französischen Romanze zu Nimwegen:

„Quar une pentecoste une feste joie.
Tint l'emperere cort a Nimale estable.
La furent assemble gent de mainte partie."

Diese Stadt ist auch der Schauplatz einer anderen Legende, die man in einem alten Volksbuch unter dem Titel findet: De schoone Historie van Malken van Nimegen, hoe ay meer dan zeven jaren met den Duyvel woonde en daerna nog eene heilige werd. (Die schöne Geschichte von dem Mädchen von Nimwegen, wie sie mehr als sieben Jahre mit dem Teufel zusammengewohnt hat und nachher doch noch eine Heilige wird.) Aus dieser Geschichte, die jedoch nicht über die Grenzen der Niederlande hinaus verbreitet worden ist, ist auch ein Drama gemacht, das 1615 in Antwerpen erschien.

Wer mit der Poesie des Mittelters bekannt ist, weiß, eine wie glänzende Rolle darin der englische König Arthur oder Arthus spielt, und kennt seine Züge und Waffenthaten; auch in seiner Geschichte kam Holland und Seeland vielfach vor. Nicht bloß die alten holländischen Chroniken erzählen von seinen in diesen Gegenden geführten Kriegen mit den Friesen, sondern auch von ausländischen Schriftstellern wird dies bestätigt, z. B. von Gervasius Tilberiensis, der im Jahr 1200 schrieb.

Die Romanzen, welche die Züge Karls des Großen und seiner Paladine erzählen, sind nicht minder berühmt, als die über Arthur, auch hier stehen wir auf die Niederlande und niederländische Helden. Der Alten finden wir hier den friesischen König Wandebald, der in Spanien kämpfte, viele Siege über die Ungläubigen erfocht und dann nach Afrika hinüberging. Was die holländischen Chroniken über diesen schreiben, ist aus fremden Quellen geschöpft. Zuerst findet man seine Erwähnung gethan in der Chronik des Erzbischofs Turpinus, die wahrscheinlich dem 11. Jahrhundert angehört.

Und endlich, um Anderer nicht zu gedenken, selbst Arlofs, der Sänger der Grafen, besingt das Niederland und seine Helden. Orlando oder Roland kommt nach Dortrecht. Bireno und seine Genossen werden ausführlich beschrieben:

„Duca era di Selandia e sene giva

Digitized by Google

Verso Biscaglia a guerreggiar coi Mori.“ Es gibt hier zumeist Krieg und Minne, im Uebrigen ist Alles Dichtung; aber es ist kaum wahrscheinlich, daß Ariosto davon der Erfinder sei, es ist vielmehr anzunehmen, daß auch er allen Chroniken und Ueberlieferungen folgte.

Es würde nicht schwer sein, noch mehrere Beispiele anzuführen; doch mag dies genug sein als Beleg für die Behauptung, daß die alten Bewohner der Niederlande weniger an der Scholle hafteten, wie jetzt; sie zogen viel ausser Landes in den Krieg und legten Colonien an in fernen Gegenden. Die Geschichtsforscher haben es versäumt, hier zum Gegenstand ernster Forschungen zu machen; die alten Volkssagen fordern zu dieser Untersuchung auf.

Berichtigung.

In dem Aufsatz: Oberwaldtens's Motetten, in No. 1. Seite 3, mittlere Spalte Zeile 3 von unten, muß es heißen: „Hercules“ statt Jason.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. C. M. in H. Sie wirken und verbinden, wenn Sie die Artikel, auf die Sie in Ihrem Schreiben hinweisen, und senden Manuscript.

Hr. C. M. in R. Ihr zweites Schreiben haben wir erhalten, dagegen leider noch nicht das erste und das Paquet. Das von uns Verlangte folgt in diesen Tagen.

Hr. J. C. in X. Sie haben Recht und doch nicht Recht. Das Factum ist allerdings so, die Thatsachen sind eben nicht. Wir wissen Sie in sehr kurzer Zeit übergangen, daß sie Verurtheilung durchaus unterwillig war.

Hr. J. in A. Was Holland anbetrifft, so soll Ihnen Klagen bald abgeholfen werden. Was England aber anbetrifft, so können wir uns sehr gut auch nicht entschließen, unsern Plan zu erweitern, obwohl Ihre Gründe allerdings schlagend sind.

Hr. W. in R. Wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihr gütiges Anerbieten. Wir bitten jedoch festhalten, daß die Zeitist über Deutschland verschieden für den Norden sein möchte, um uns von unserem Plan nicht zu weit abzuführen.

Hr. P. L. in B. Ihre Theilnahme hat uns sehr erfreut. Die heutige Nummer möge Ihnen beweisen, daß auch wir Ihre Bedürftigkeiten gegründet finden. Die Strenge zu finden, ist sehr schwer, und Sie dürfen auch nicht vergessen, daß zwischen dem Ausgangspunkte und dem Endziele eine weite, ungebahnte Strecke liegt.

Hr. Prof. D. in K. Haben Sie und Ihnen ganz vergessen!

Hr. Dr. H. in L. Daß ein so geringer Praktiker, wie Sie, und ein günstiges Prognostikon stellt, kann und nur ein Sporn sein, auf der betretenen Bahn unverdrossen fortzuschreiten.

Hr. Oberh. H. in K. Wir danken für die Berichtigung. Der Setzer war unser und nicht der des Einsenders. Wir danken umsomehr, als wir darauf ersehen, daß Sie unserm Blatte fortdauernd Ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Hr. A. D. in K. Mit Dank erhalten.

Hr. — c. in K. Es soll genau nach Vorschrift verfahren werden.

Hr. D. D. in K. Allerdings sollte es heißen „Physiker.“ Indeß ist der Fehler der Art, daß eine Berichtigung wohl kaum nöthig ist.

Hr. Chyrrh. D. G. O. in K. Wir haben Ihre Zusendung empfangen und werden sie mit bestem Dank benutzen.

Anzeigen.

21] So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Itinerarium
der deutschen Kaiser und Könige
von Conrad dem Fränken bis Lothar II.
Ein Beitrag
zur Berichtigung und näheren Bestimmung historischer Thatsachen und zur Kritik der Urkunden.
Aus Urkunden und Quellenforschungen zusammengetragen und durchweg mit den Belegen versehen
von Dr. Eduard Winckelmeier.
gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 Ngr.
Halle, October 1848.
C. A. Schwetschke und Sohn.

22] Soeben erschien in meinem Verlage der sechste Band von:

Karl Gutzkow
Dramatische Werke,
enthaltend
Wullenweber.

Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen.
Mit dem Portrait des Verfassers nach einer Zeichnung von C. Kunisch.
Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieses auf den Bühnen nur in einem kurzen Auszuge erschienene große historische Gemälde schildert in lebendigen Zügen den Untergang der Hansa. Die Moral dieser Dichtung ist die, daß eine aus dem deutschen Volk hervorgegangene große Idee, die einer einigen Stadt die Kraft gab, es im Kampfe mit dem ganzen Norden aufnehmen, von der Politik seiner Fürsten untergraben wurde. Die machen auf das gestimmungsvolle Vorwort des Verfassers besonders aufmerksam.

Leipzig im Octbr. 1848.
Carl B. Lorck.

23] Im Verlag von Herm. Bethmann in Leipzig erscheint v. 15. Novbr. d. J. ab:

Deutsche Universitätszeitung.
Centralorgan für die Gesammtinteressen
deutscher Universitäten.

Herausgegeben im Vereine mit mehreren akademischen Lehrern und unter besonderer Mitwirkung des Geh. Hofrath Dr. v. Bangerow in Heidelberg, von Hofrath Dr. Lang in Würzburg und Prof. Dr. Stahr in Leipzig.

Wöchentlich drei Nummern à 2 Quart, ganz und halbe Bogen wechselsweise. — Preis des Jahrgangs 2½ Thlr. — 4 fl. C.-M. — 4 fl. 30 kr. rhein. — Für die Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr. — Bestellungen und Probenummern durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

24] Im Verlage von Schweizerbart u. Zollikofer in St. Gallen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Untersuchungen
über die
Fauna Peruana
auf einer Reise in Peru während der Jahre
1838—1843.
Von
J. J. v. Tschudi.
Imp.-Quart. Mit 72 Taf. Abbildungen.
(66 fein illum. u. 6 schwarz.)
In Lieferungen à
48 fl. oder 28 Thlr.

Das vorliegende Werk hat für die Kenntniß der peruanischen Thierwelt eine neue Epoche eingeleitet. — Die allseitigen treuen Beobachtungen des Verfassers, seine zahlreichen Entdeckungen, so wie die meisterhafte Originalität und Zuverlässigkeit seiner Darstellung sind in gleichhohe und ehrenvolle Anerkennung der Naturforscher gewonnen. Das unlängst vollendete Werk, dessen sorgfältig ausgeführte Kupfer den ausgezeichneten Werth sind, möchte in jeder Beziehung als seiner Aufgabe würdig da stehen.

25] So eben ist bei uns erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Lexikon
der Religionsgeschichte und
Mythologie
der
vorzüglichsten Völker des Alterthums.
Von Dr. Karl Ecksermann.
Vierter Band. Erste Abtheilung.
Die Slawen (und Finnen).
gr. 8. geh. 1 Thlr.
Halle, im October 1848.
C. A. Schwetschke und Sohn.

26] Im Verlage von Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Denkmale
des
Mittelalters.
(St. Gallens altteutsche Sprachschätze.)
Gesammelt und herausgegeben
von
Prof. H. Hattemer.
(gr. Lex.-8.) I. Bd. geh. 8 fl. oder 5 Rthlr.
II. Bd. 9 fl. 36 kr. oder 6 Rthlr.
III. Bd. 1.—5. Lfg. à 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.
(Mit der 6. Lfg. des 3. Bandes wird das Werk geschlossen sein.)

Die Verlagshandlung hat mit den ausserordentlichen Opfern ein Werk hergestellt, das der Kenner und Freund der mittleren deutschen Literatur als die Fundgrube des reichsten Materials begrüßt hat. Mit der Anzeige einer baldigen Vollendung, die mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, empfehlen wir es nochbrüderlich der Aufmerksamkeit des wissenschaftlich gebildeten Publikums, somit dergleichen, die sich um unsere einheimischen Literaturschätze interessiren.

27] Dom 1. Octobet ad erscheint in meinem Verlage:

Nordischer Telegraph.

Seine Aufgabe ist: Kenntniß von den stammverwandten Nachbarländern Deutschlands: Dänemark, Norwegen, Schweden, Holland u. Belgien zu verbreiten und auf allen Kräften dahin zu wirken, daß durch ein geistiges Band, das gegenseitiger näherer Bekanntschaft, eine freundschaftliche Annäherung der verwandten Völker bewerkstelligt. Er sucht dies Ziel zu erreichen durch

größere Aufsätze

über die staatlichen Institutionen, Politik, Literatur- und Kunst-Zustände der genannten Länder, biographische Mittheilungen über die Leiter der dortigen Angelegenheiten, und somit hervorzuhebende Persönlichkeiten,

Correspondenzen

In der Abtheilung **Tagesgeschichte** werden wir theils

und den genannten Ländern und Oberflächliche Zusammenstellungen aufnehmen, welche in unmittelbarer Nähe sind, die Leser in Kenntniß von dem Gange der Begebenheiten, den Stimmungen und Zuständen zu erhalten; theils in der

Zeitungsschau

in bunter Reihe die verschiedenen Stimmen der Zeitungsstreite hören lassen, indem wir aus allen bedeutenden Blättern bedeutenswerthe Artikel, ohne Rücksicht auf die Farbe der Blätter, wiedergeben.

In der Rubrik

Literatur

werden wir uns bestreben ein jedes nur einigermaßen interessante Werk der genannten Länder einer Besprechung zu unterwerfen. Es werden selbstverständlich unsere Recensionen weniger Kritiken sein, als Referate und Anzüge. Reichhaltige Notizen über wissenschaftliche Anstalten, gelehrte Gesellschaften, Kunst, Theater, Musik, buntgraphische Blätter und Correspondenz Artikeln sollen sich hieran schließen, und endlich das Bild des literarischen Lebens durch ein

Inserat-Referat

vervollständigt werden, worin namentlich solche Productionen Aufnahme finden sollen, die die eigenthümliche Schriftweise eines Autors, seine Auffassung unserer Zustände oder der Eigenthümlichkeiten derselben zur Natur, Sitte und Lebensgestalte charakterisiren. Naturbücher werden auch deutsche Werke und Schriften und dem übrigen Ausland über den Norden ebenfalls ihren Platz finden.

Sollen wir schließlich durch Beispiele auf den bekannten Journalstil unserer Zeit verbreitet, so hat und thatsächlich unserer ersten Abtheilung die frühere Stellung der Kuranda'schen Grenzboten zu Belgien, thatsächlich der zweiten die von Gutzmanns Messenger in Englands Tagesgeschichte, und endlich thatsächlich der dritten die des Lehmann'schen Magazins, zur Gesammtübersicht des Auslandes, vorgeschwebt.

Leipzig, Carl B. Lorck.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Xr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5½ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bruniér. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

3. November — № 5. — 1848.

Inhalt:

Die Präsidenten des dänischen Reichstags. Joachim Frederik Schouw und Henrik Nikolai Clausen. Von P. L. Möller.

Tagesgeschichte. Correspondenzen: †† Kopenhagen. Das Ministerium. Schwierigkeit der Unterhandlungen. — Zeitungsschau: Dänemark: Uebersicht. — Schweden: Uebersicht. — Niederlande: Die Verfassungsrevision.

Literatur, Wissenschaft und Kunst: Bibliographie. — Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen.

Feuilleton. Die Septembersetze in Brüssel.

Briefwechsel. Anzeigen.

J. F. Schouw und H. N. Clausen.

Präsidenten des dänischen Reichstags.

Die stürmischen Bewegungen der neuesten Zeit im Reiche der Ideen wie in den der Wirklichkeit sind in Dänemark nicht unbekannt und ohne Einfluß geblieben. Sie berühren uns nicht in ihrer heftigsten und wildesten Unmittelbarkeit, aber sie berühren uns doch. Sie nahen sich uns, sie schwellen gegen unsere Küste an, aber mit sanft bewegten, leiser brausenden Wellenschlägen, wie der Ozean des Weltmeeres mit immer schwächeren, hinsterbenden, zuletzt saft unmerkbaren Bewegungen sich nach den entferntesten Ländern verpflanzt, als wolle der Gott der Stürme die sorglosen Küstenbewohner daran erinnern, was draußen in der Ferne vor sich geht. Ebenso finden sich auch bei uns, nur nach sehr verkleinertem Maßstabe, die Ideen, die Elemente, die Umbilden wieder, die in diesem Jahre ganz Europa in einen wilden und blutigen Gährungszustand versetzt haben; die Gefahr eines möglichen Zusammenstoßes liegt bei uns noch weit in der Ferne, und wenn es auch einmal dazu kommen sollte, dürfen wir doch hoffen, daß dieser einen milderen, friedlicheren Charakter, als anderswo, haben werde. Die angestammten morschen Zustände und Keime einander schroff gegenüber stehender Parteien sind aber da; nur die Kurzsichtigkeit läugnet es und beruhigt sich mit Phrasen, wie: „Wir brauchen uns nicht um soziale Reformen zu kümmern, wir haben ja kein Proletariat.“ Das ist kurzsichtig und nicht einmal wahr, denn wir haben stets bei uns, wenn auch in viel kleineren Verhältnissen, dieselben Zustände, Verlangen und Wünsche wie das Ausland gehabt, und es wäre ja unverantwortlich, gegen die Mahnung der Zeit taub zu sein, statt vom Beispiele Anderer zu lernen, und sonach durch klinge frucht weise Entwickelung allen gewaltsamen und abschreckenden Umwälzungen zu entgehen.

Man kannte bisher in Dänemark nur zwei politische Parteien: eine „conservative“ oder Regierungs-, und eine „liberale“ oder Oppositions-Partei. Beide hatten sich als solche doch erst von 1831 — 1834, die Jahre der verkündigten und verwirklichten Ständeinstitution; denn früher herrschte bei uns das einige, große, alle allen Seiten hin sich breitmachende — Philisterthum. Beide hatten ihre Organe und Repräsentanten in der Journalistik, im Ständesaale, in den Communen und den mehr privaten Associationen. Es war lange noch zweifelhaft, auf welcher Seite die Majorität sich eigentlich befand. Es ging indessen bei uns wie überall; wo der Opposition an Zahl und effectiver Gewalt abging, ersetzte sie durch Wirksamkeit in Schrift und Rede, durch Wiederholung derselben Sätze so oft und so laut, bis sie zuletzt in die unselbstständige Masse eindrangen, die sie nach und nach aufwendig lernte. Die conservative Partei, von jeher indolent und vornehmthuend, ignorirte die Opposition so lange, wie es nur möglich war, und in dem Bewußtsein, die „unveräußerlichen Rechte“ der physischen Gewalt auf ihrer Seite zu haben, brandmarkte sie die immer kecker herausfordernden Angriffe entweder mit schweigender Verachtung oder mit „passivem Widerstand.“ Die einzige Form, in welcher das conservative Princip bei Gelegenheit mit activer Kraft, mit directen „repressiven Maßregeln“ hervortrat, war die — Polizei.

Nicht nur die jüngere Intelligenz schloß sich, wie natürlich, der Opposition an, auch einige ältere Männer, die dazu hellen Kopf und moralischen Muth in gebrigem Maße besaßen, traten in ihre Reihen ein, was damals in Rücksicht auf Gunst und Avancement keineswegs ohne Gefahr war. Diese Männer, mit der Solidität in Kenntnissen und Bildung, welche die ältere Generation gewöhnlich vor der jüngeren, die wesentlich durch Journale erzogen ist, voraus hat, trugen am meisten dazu bei, der Opposition Stärke und endlichen Sieg zu verschaffen. Unter diesen älteren Männern, die im Ganzen ohne alle Anmaßung und Eitelkeit, nur durch die unwiderstehliche Macht der Tüchtigkeit, nach und nach die wirklichen Anführer der Partei wurden, gehörten auch Schouw und Clausen. Der Erstgenannte repräsentirte zugleich eine moderate Fraction gegen die Ultras der Partei, welche die quandmémo gewaltsame Incorporation Schleswigs wollten, und ein vereinigtes Skandinavien in Aussicht stellten.

Kaum hatte aber diese „linke“ Seite der liberalen Partei — namentlich nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs — den Sieg davon getragen, an dem sie so lange selbst gezweifelt hatte, als es sich zeigte, wie feine Herrlichkeit der Erde ohne Widerstand sei, wie es den Siegern, in ungeübter Behaglichkeit unangefochten auf ihren Lorbeeren zu ruhen, nicht gestattet war, sondern wie eine neue Opposition sie und fertig schon auf den Beinen da stand, im Anfang nur von geringer Zahl und wenig beachtet, aber bald stark genug, um die alte „Opposition“ im Schach zu halten. Es war dies die radicale Demokratie, an die man früher nie recht hatte glauben wollen, die nach liberaler war, als die „liberale“ Partei, und die für Viele zur größten Verwunderung „noch weiter gehen“ wollte. Das es so kommen würde, war indessen eine Nothwendigkeit, es geschah zufolge eines Naturgesetzes, das man im Sieges- und Kriegestaumel gänzlich vergessen zu haben schien. Es verräth sich nämlich der Staat in seinen politischen Parteiungen wie der Magnet; wenn er auch vielfach zerstückelt und getheilt wird, bildet sich immer aus jedem Stücke ein neuer Magnet mit seinen respectiven Polen. Die frühere liberale Partei, die in

Digitized by Google

gewissen Haupt- und Lieblingspunkten schon doctrinär geworden war, kam nun durch die Macht der Umstände dazu, die Stellung der Conservativen zu behaupten, mit einem leichten aristokratischen Anflug; und daneben tauchten wieder die schon todt geglaubten Diener des alten Systems als dritte Partei auf, welche die „reactionaire“ und „bureaukratische“ benannt wurde, obgleich die angenblicklich am Ruder stehende keineswegs von der Bureaukratie sich emancipirt hat. Richtiger vielleicht könnte man diese Partei die antidisjunctische nennen, um so viel mehr, als man ihre Weltanschauung oder ihr Glaubenssymbol mit den Worten: „après nous le deluge“, zu bezeichnen pflegt.

Die demokratische Partei theilt sich schon wieder in zwei Fractionen: 1) die sogenannten „Bauernfreunde“, die besonders im Interesse der nächtsstehenden Classe auf dem Lande wirksam sind; 2) die Demokraten mit allgemeinen socialistischen Tendenzen, deren Aufgabe es ist, neben den politischen Reformen, die Lage des Proletariats in den Städten zu verbessern, die aber bis jetzt nur in Kopenhagen einen Gegenstand ihrer Wirksamkeit finden können. Wenn auch diese Partei in ziemlich schnellem Zunehmen begriffen schien, namentlich durch die zusolge der hervorstehenden Reichsversammlung hervorgerufene Bewegung, und das zu diesem Zwecke von der Regierung entworfene Wahlgesetz; wenn auch in diesem die mißliebige Bestimmung der sogenannten „Königswahlen“ der demokratischen Opposition die erste feste Grundlage im Volke gab, — bildet sie doch noch immer keine „imponirende Minorität“, — was sich auf schlagende Weise bei dem Ausfall der Wahlen herausgestellt hat.

Clausen hatte in den Ständeversammlungen, wo Schouw als Präsident nicht so direct persönlich hervortreten konnte, auch für Verbesserungen in der Stellung des Bauernstandes gesprochen, sein Auftreten war aber noch zu wissenschaftlich doctrinär, zeigte sich in zu naher Verbindung mit seiner gelehrten Bildung und der durch diese bedingten Form des Vortrags, als daß es ihm hätte gelingen können, eine wahre volksthümliche und namentlich unter den Bauern allgemeine Popularität zu erreichen. Darum mußte er, da er sich in einem Landdistriet als Candidat stellte, das in den dänischen Annalen früher unerhörte Schicksal erleben, hinter einem einfachen Landthäuner zurückzustehen, gegen dessen Charakter sich sogar moralische Bedenklichkeiten erhoben, namentlich absetten der Pfarrer aus der nächsten Gegend, wenn er auch in juristischer Beziehung sich als unangreifbar zeigte. Wäre es nur unter irgend einem Vorwande möglich gewesen, schien man dazu gar nicht abgeneigt, ihn wieder vollzellich einsperren zu lassen, welches dann vielleicht die Lösung zu einem Bauernkriege en miniature gegeben hätte. Clausen war indessen, während Schouw von einem jütischen Distrikte gewählt wurde, genügend geschützt, bei den supplirenden Regierungswahlen nicht vergessen zu werden, weil die Regierung doch nicht eine ihrer besten Stützen aufgeben mochte. Schouw und Clausen sind jetzt als Präsident und Vicepräsident des Reichstages erwählt, wo aber alle Verhältnisse sich wahrscheinlich in einem so neuen, von dem frühern verschiedenen Geiste gestalten werden, daß wenigstens der Letzte, wenn er seine Taktik nicht ändert, schwerlich denselben Ruhm und Einfluß wie in den Ständeversammlungen behaupten dürfte. Vorläufig werden sie unzweifelhaft auch hier in der Majorität sein, wie lange diese aber als solche sich halten werde, dürfte am Ende doch darauf ankommen, inwiefern sie ausschließlich in den Fußtapfen des jetzigen Systems geht, das Nationalität und Staatshoheit an der Spitze seines Programmes stellt, oder ob sie auch anderen Stimmen ein Ohr leiht, und dieſe nicht überhört, weil sie im Augenblicke weniger mächtig und angenehm sind. Es wird überhaupt darauf ankommen, ob die Majorität des Reichstages (man weiß noch nicht ob von einer geschlossenen „Rechten“ und „Linken“ die Rede da sein werde) das Vertrauen des Volkes sich erhält, welches, wie auch dessen Stimmung augenblicklich zu sein scheint, überhaupt wieder dazu geneigt ist, sich zu beugen, wenn es sich von einer Majorität, die Zuversicht und Wohlwollen erweckend, einen unwiderstehlich überredenden Einfluß schon durch ihre Außenseite, durch dieses unbeschreibbare Etwas, welches weder zu lernen noch nachzuahmen, sondern ein Wiegengeschenk der Götter ist. —

Ohne den alten „Ständeversammlungen“ besonderes Lob spenden zu wollen, giebt es doch immer ein gewichtiges Zeugniß für den Werth, die Geschäftstüchtigkeit und Unparteilichkeit des Mannes, daß er hier in einer langen Reihe von Jahren, ununterbrochen, oft einstimmig und stets mit großer Stimmenmehrheit als Präsident erwählt wurde, ja, daß bis zuweilende Schwächlichkeit ihn zurückzutreten nöthigte, weder daran gedacht noch der Wunsch laut wurde, seinen Platz von Jemand Anderem besetzt zu sehen.

Von seinen gleich nicht unbedeutend zu den Schriftstellern oder Universitätslehrern ersten Ranges gezählt werden kann, wenn er gleich nicht jene hinreissende und begeisternde Beredtsamkeit besitzt, so leuchtet doch bei ihm aus Schrift und Rede eine anfprechende Klarheit, so weht doch eine milde Wärme, eine tiefe Humanität in ihnen, welche harmonisch wohlthuend sowohl auf den Verstand als auf das Gemüth einwirken. Eine wundervolle Milde und Ruhe ist über das ganze Wesen dieses Mannes ausgebreitet, welches doch so viele Einsicht und Kraft in sich schließt. Wenn die Feder sich in Bewegung setzt um über Schouw zu schreiben, so ist es fast, als strome eine Weichheit aus ihr, die im Allgemeinen nicht heimisch in unserer Zeit ist; die Stimmung wird unwillkührlich mild und klar,

Digitized by Google

wie die hellen, warmen Frühlingstage, die da, wo dies geschrieben wird, den Herbst fast von seinem gesetzlichen Rechtsboden vertreiben zu wollen, scheinen.

Obgleich Schouw, außerhalb des politischen Lebens und ehe dieses sich bei uns zu regen begann, besonders als Naturforscher und Professor der Botanik bekannt war, so darf man doch nicht glauben, daß er in der Politik nur dilettantirte. In Kopenhagen 1789 geboren, wo sein Vater Weinhändler war, zeigte er früh schon Liebe für die Naturwissenschaften, namentlich für die Botanik, widmete sich jedoch als Student dem juristischen Fache und bestand glänzend seine Examina. Während er eine untergeordnete Stellung in der Canzlei bekleidete, schrieb er 1816 eine naturhistorische Abhandlung für das philosophische Doctorat. Später trugen wiederholte Reisen ins Ausland, durch Deutschland, Frankreich und Italien, welche er von 1817—20 und 1829—30 größtentheils wohl zu naturwissenschaftlichen Zwecken, mit öffentlicher und Privatunterstützung unternahm, dazu bei, seinen Geist auch in anderen Richtungen zu entwickeln und zu reifen, und ihn mit den Institutionen fremder Länder bekannt zu machen. 1821 wurde er Professor an der Universität. 1839 bis 1840 bereiste er Italien von Neuem, theils um seine durch übertriebene Anstrengungen geschwächte Gesundheit zu stärken, theils um sein neuestes naturwissenschaftliches Werk: „Tableau du climat et de la végétation de l'Italie," Kopenhagen 1840, zu vollenden. Den seinen früheren Schriften verdienen besonders genannt zu werden folgende: „Grundzüge einer allgem. Pflanzen-Geographie" u. „Pflanzengeograph. Atlas", welche, auch in Deutschland herausgegeben, allgemeine Aufmerksamkeit erweckten und ihm einen europäischen Namen in der Wissenschaft erwarben; „Schilderungen der Witterungszustände Dänemarks" (gekrönte Preisschrift) 1826; „Ueber die Unveränderlichkeit der Climate"; „Ueber den Mittelstand des Barometers über dem Meere"; „Specimen geographiae physicae comparativae", 1828. Zugleich mit vielen classischen Abhandlungen, interessanten und lehrreichen Monographien und Schilderungen, die sich in verschiedenen Zeitschriften vorfinden (z. B. Beiträge zur „Monatsschrift für Literatur"), hat er sich stets lebhaft dafür interessirt, die gelehrten Forschungen in seiner Wissenschaft dem Laien zugänglich zu machen, und er besitzt eine seltene Gabe der populären Darstellung. Hierher gehören, „Europa, eine leichtfaßliche Naturschilderung", 1832, „Naturschilderungen", 1837, und mehrere kleinere Aufsätze.

Erst als die Juli-Revolution auch auf Dänemark ihren Einfluß ausübte und Friedrich VI. in der Verordnung vom 28. Mai 1831 beschloß, berathende Provinzialstände nach constitutionellen Mustern in seinen Staaten einzuführen, erwachten die politischen Interessen, die bis dahin mit ziemlichem Phlegma den Revolutionen in Griechenland und Amerika gefolgt waren, auch für unsere eigenen Angelegenheiten. Nun begann Schouws politische Wirksamkeit, und er hat das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, welcher als Publicist mit einem Organe für selbstständige und freisinnige Anschauungen auftrat, nämlich mit der „dänischen Wochenschrift", welche dem Redacteur allgemeine Achtung, doch ganz besonders bei dem intelligenten Theil der Nation, erwarb. Sie war indessen nicht allein von politischem, sondern im Allgemeinen von gut gewählten und orientirenden historischen und wissenschaftlichen Inhalt; die Darstellung zeichnete sich durch jene wohlthuende Leichtigkeit, rubige Klarheit und Gründlichkeit aus, welche den dänischen Charakter so sehr auszeichnen. Zugleich betheiligte er sich mit Eifer an verschiedenen Unternehmungen für das Allgemeine, und wohnte Gesellschaften und Versammlungen bei, welche damals entstanden und in denen das politische Erwachen des Volkes mehr und mehr unterstützt wurde. Der günstige Eindruck und das Urtheil über seinen Charakter, welche man durch seine Thätigkeit als Publicist erlangt hatte, wurden vollkommen durch seine Theilnahme an mündlichen Debatten bestätigt, und durch seine liebenswürdige prunklose Offenheit, sowie durch den Eifer, der ohne Nebenzwecke sich nur für die Sache äußerte, gewann er ganz im Stillen nicht nur das unbedingte Zutrauen des Kopenhagener Publicums, sondern auch seine Herzen. Dies ist wohl die dauerhafteste Popularität. Es giebt Viele, welche sich durch glänzendere Eigenschaften schnell eine mehr mit theatralischem Lärm, mit Posaunen und bengalischen Flammen reich ausgestattete Volksgunst erwarben, und die das Volk eben so schnell wieder fallen ließ, aber von Schouw sagt Jeder im Jahre 1848 wie im Jahre 1834; „Er ist ein kluger und besonnener Mann, ein wahrer Patriot, eine grundehrliche Natur."

Es erweckte daher allgemeine Freude, als sogar die Regierung dem Liebling des Volks, dem besonnenen Manne der Opposition die Anerkennung zollte, ihn im Jahre 1834 zum königlichen Deputirten der Universität Kopenhagen zu ernennen. Die Ständeversammlungen sowohl in Seeland, als auch in Jütland wählten ihn, wie schon oben bemerkt, zu ihrem fast permanenten Präsidenten und es zeigte sich bald, wie das „dänische Parlament" sagt, daß bei der allgemeinen politischen Unerfahrenheit, „Schouw's durch Studien und Reisen erworbene vielseitige Kenntnisse zugleich mit seiner früheren juristischen Laufbahn ihm sehr zu Nutzen kamen, und der botanische Professor bewegte sich mit einer Leichtigkeit in den parlamentarischen Formen, leitete den Gang der Verhandlungen mit einer Unparteilichkeit und Sicherheit, die ihm durchaus den Beifall aller Parteien gewinnen mußten. Das Recht des Präsidenten, selbst an der Debatte Theil zu nehmen, benutzte er mit kluger Sparsamkeit, sprach aber dann auch seine Meinung ohne Vorbehalt aus. Man kann seinen Vortrag eigentlich nicht beredt nennen, doch ist er natürlich, klar und wohl erwogen, man fühlt, daß er aus Ueberzeugung spricht, und seine Worte verfehlen selten ihre Wirkung, was sich in vollem Maße bei jener Versammlung zeigte, in der er sein politisches Glaubensbekenntniß ablegte." —

Wie Schouw auftritt, wünscht vielleicht Jemand zu wissen: leider kann ich kein ansprechendes Portrait geben, als daß sein Aeußeres mit seinem Innern genau übereinstimmt: mittel von Größe und Bau, mit einer gewöhnten offenen Stirn, milden blauen Augen, ruhig-heiterem, einfach-edelem Ausdruck des Gesichts. — In späteren Jahren ist er wieder zu seiner publicistischen Thätigkeit zurückgekehrt, und wenn diese auch nicht, nachdem die jüngere Journalliteratur schon ihr Terrain so bedeutend erweitert hatte, dieselbe Verbreitung gefunden hat, wie früher, als er beinahe allein, und mit mehr jugendlichem Geist auf die öffentliche Meinung einwirkte, ist er doch auch hier stets seinem ursprünglichen Charakter treu geblieben. Bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs, als die Hoffnungen und Wünsche nach einer freien Constitution, welche unter Christian VIII. erst von diesem, später von der ultra-nationalen Fraction selbst (um sich erst Schleswig zu sichern) als ungelegenäß vertagt wurden, mit neuem Leben hervortraten, doch ohne die eigentlich demokratischen Forderungen noch geltend zu machen, blieb — auch Schouw nicht zurück, sondern veröffentlichte gleich im Verein mit Clausen eine Brochüre, worin er die politische Lage Dänemarks, und namentlich die von Seiten der schleswig-holsteinischen Partbei drohende Gefahr klar durchschaend, positive Grundzüge zu einer Constitution mittheilte. Er sprach sich hier, mit besonnener billiger Anerkennung der Stimmungen und Rechte Holsteins und Schleswigs, und der Achtung die man dem Volksmillen schuldig ist," offen und bestimmt gegen eine Incorporation Schleswigs aus, und trug, nach einer Kritik verschiedener aufgestellter Alternative, auf drei gesonderte Reichsvorsammlungen an, für Holstein, Schleswig und Dänemark, (daneben eine gemeinsame für die beiden letztern Länder), mit vollem Steuerbewilligungsrecht, gesetzgebendem Recht (im Verein mit der Regierung), verantwortlichen Ministern, ꝛc. Man hat diesen Vorschlag wohl nicht ohne Grund einen aristokratischen genannt, weil der Verfasser, obgleich sich für das Einkammersystem erklärend, doch an einen durch Grundeigenthum und gewissen bürgerlichen Stellungen fast begründeten Wahlenfluß festhielt. Es darf aber nicht außer Acht gelassen werden, daß die Wünsche der überwiegenden Majorität des Volkes damals gar nicht weiter gingen, und daß das demokratische Bewußtsein, welches nach den französischen Februartagen überall die Stimme erhob, bis dahin — mit Ausnahme eines einzelnen Organs (die Fädrenhavnspost) bei uns noch nicht erwacht schien.

Digitized by Google

Was später folgte iſt bekannt: ein volksthümlicher König, ein neues, junges (vielleicht zu junges) Miniſterium, ein wenig wünſchenswerther Krieg, der indeſſen neues Leben und neue Kräfte im Volke hervorgerufen hat, Entwurf eines Wahlgeſetzes für eine demokratiſche Volksvertretung, eine extraordinäre Ständeverſammlung um denſelben zu prüfen und anzunehmen, endlich ein mehr der Form und den Rechten, als ſeinen Beſtandtheilen nach, demokratiſcher Reichstag, und — in dieſem Augenblicke — von Seiten der Regierung ein Verfaſſungsentwurf, der alle Erwartungen übertrifft.

Es iſt unſere Ueberzeugung, daß Schouw ſich auch nicht fremd fühlen, nicht zurückbleiben werde vor dem neuen Geiſte, der heffentlich hier erſcheinen wird; es ſcheint uns, daß er, wenn nicht der Glanz und die Leidenſchaft der Poeſie ihm abginge, nah daran ſein könnte, ſich der Lamartine'ſchen Richtung hinzuneigen, und daß er ſonach mit noch jugendlich-empfänglichem Sinn, auch die Ideen, die dieſe Zeit verlangt und erzeugt, im ſchönen und zum erſprießlichen Ziele zu leiten wiſſen werde. Wir erwarten, daß er auch in dieſer Beziehung Mehreren ſeiner Partheï voranz ſein werde; denn, während z. B. Clauſens Geiſt mehr ſcharf durchdringend, unaufhaltſam auf den Kern der Sache losgeht, bisweilen dem kalten Eiſen ähnlich, das unerbittlich bis auf Mark und Bein hineinſchneidet, iſt Schouw, mit ſeiner humanen Aeſthetik, mehr geiſtreich-mild auffaſſend, mehr bieglam und den verſchiedenſten Anſichten, d. h. dem Wahren und Guten derſelben, offen, der klaren Quelle gleich, die alle Blüthen und Schönheiten des Lebens in ihren Spiegel aufnimmt, um ſie im ruhigem Laufe zuletzt dem Weltmeere — des Wolfes — zuzuführen.

II. Henrik Nikolai Clauſen.

Dieſer Gelehrte, der allerdings mit ungewöhnlichem Glück und Erfolg aus dem Studirzimmer ins helle Licht des öffentlichen Lebens hervorgetreten iſt, wurde d. 22. April 1793 in Kopenhagen geboren. Wenn Vater bis zum elften Jahre unterrichtet, fing er im Jahre 1810 an, die Theologie zu ſtudiren, und nach einem 2—3jährigen anhaltenden Studium unter den Profeſſoren Hornemann (die äußerſte Linke des damaligen Rationalismus), P. E. Müller, Thorlacius und Jens Möller machte er 1813 das theologiſche Examen mit der vorzüglichſten Cenſur, die bei der Kopenhagener Univerſität gegeben wird (laud. et quidem imprimis egregie), und die nur Wenige außer ihm erhalten haben. Zwei Jahre ſpäter gewann er die goldene Medaille der Univerſität durch Beantwortung der theologiſchen Preisaufgabe, die von den Beweiſen handelte, womit die alten Apologeten die Wahrheiten des Chriſtenthums gegen Juden und Heiden vertheidigt haben. Dieſe Frage nahm er wieder in einer Diſſertation für den philoſophiſchen Doctorgrad auf (1817), indem er das Verhältniß der vortheodoſianiſchen Apologeten zu der platoniſchen Philoſophie unterſuchte. 1818 unternahm er eine Reiſe ins Ausland, hielt ſich den erſten Winter in Berlin auf, um de Wette und Schleiermacher zu hören, von welchen beſonders der Letztere ſowohl durch ſeinen Scharfſinn und ſein Genie, als durch ſeine erhabene Geiſtesfreiheit ihn feſſelte. Kürzere Zeit hielt er ſich bei den Univerſitäten zu Göttingen, Halle, Jena und Leipzig auf. Dann ging er über Dresden, München und Wien nach Venedig, und über Florenz nach Rom, wo er mit Eifer ſich dem Studium der heiligen und profanen Antiquitäten und der Kirchengeſchichte widmete. Es kam ſeinen Studien ſehr zu Statten, daß Chriſtian der Achte ſich damals als Prinz in Rom aufhielt, da dieſer durch den Privatſecretär des Papſtes, Pius VII., ihm Zutritt zu ſeltenen und wichtigen Urkunden, die däniſche Kirche betreffend, in dem vaticaniſchen Archiv verſchaffte, nebſt der Erlaubniß, die Reſultate hiervon in einer Abhandlung darzulegen (Schriften der Skandin. Geſellſchaft 1825). Er beſuchte noch Neapel und Paris, und nach einer Abweſenheit von 2½ Jahren kehrte er 1820 zurück, wurde Lector der Theologie an der Univerſität, 1822 extraordinärer Profeſſor, und hiermit fing er als Lehrer und Schriftſteller eine nunterbrochene Wirkſamkeit an, die von der größten Bedeutung für Kirche und Wiſſenſchaft in Dänemark geweſen iſt. Die größte und wichtigſte ſeiner Schriften iſt: Kirchenverfaſſung, Lehre und Ritus des Katholicismus und des Proteſtantismus, Kbhn. 1825. In Deutſchland, wo dieſe Schrift in einer Ueberſetzung erſchien, ging ſie auch nicht unbemerkt vorüber; es wurde ihrer in verſchiedenen Zeitſchriften erwähnt. Fand man auch nicht überall hinlänglichen Quellenſtudium, mochten auch die Katholiken nicht immer die Abſtractionen billigen, in welchen der Verfaſſer ihre Lehre aufgefaßt hatte, ſchien er auch weniger geneigt, die Ueelle und hiſtoriſche Berechtigung derſelben als die des Proteſtantismus anzuerkennen und zuweilen mit einer polemiſchen Tendenz „das Lager mit der Kirche zu verwechſeln," gewann doch das redliche, umfaſſende und geiſtvolle Streben des Werks und die Klarheit der Darſtellung allgemeine Anerkennung und verſchaffte dem Verfaſſer einen bedeutenden Namen in der theologiſchen Welt. In ſeinem Vaterlande erweckte dieſe Schrift als die erſte, worin das rationaliſtiſche Princip mit umfaſſender und tief wiſſenſchaftlicher Begründung auftrat, heftigen Widerſtand. Es erſchien eine Menge Streitſchriften, es entſtand eine beinahe die Geiſtlichkeit des ganzen Landes ins Feld rufende Kirchenrevolution, wenigſtens ein literärer Scandal, der noch nicht vergeſſen iſt. Die ſogenannten „altmodiſchen" oder orthodoxen Chriſten drohten mit einem kirchlichen Schisma. Grundtvig klagte Clauſen als „Feind des Chriſtenthums und Verächter des Wortes Gottes" an, wurde aber in der Sache, die Clauſen ſich genöthigt ſah, wider ihn anhängig zu machen, zu lebenslänglicher Cenſur und zu einer Mulct von 200 Rthlr. an die Armen verurtheilt, wonach er ſeinen Predigeramte entſagte. Eine jedenfalls beſſere Genugthuung hatte Clauſen darin, daß die große Mehrzahl der jüngeren theologiſchen Generation, die ſeine Gedanken und Worte in ſich aufgenommen hatte, für den geachteten Lehrer Partei nahm. Der ausgezeichnete Orientaliſt Magiſter Lindberg nahm wieder dieſelben groben Beſchuldigungen auf; Clauſen bewahrte aber ſtets durch würdige Haltung, dialektiſche Stärke und polemiſches Talent in den Brochüren, womit er jenen verſchiedenen gehäſſigen Angriffen begegnete, ein unbedingtes Uebergewicht. 1826 wurde er (durch eine Diſſertation über den Kirchenvater Auguſtinus als Ausleger der heiligen Schrift) Doctor der Theologie, 1830 Profeſſor ordinarius und Mitglied des Conſiſteriums, und in verſchiedene gelehrten Geſellſchaften aufgenommen, 1836 Ritter vom Dannebrog, 1837—1838 Univerſitätsrector, 1839 Mitglied der Commiſſion zur Einführung eines neuen Rituals und Altarbuches, erhielt 1840 biſchöflichen Rang, wurde daſſelbe Jahr Deputirter in der Roeskilder Ständerverſammlung und 1841 Mitglied der Commiſſion für Kirchen- und Unterrichtsweſen. Der Raum erlaubt und hier nur die wichtigſten ſeiner, in dieſem Zeitraume erſchienenen Schriften zu nennen; zu den für ein größeres Publicum beſtimmten gehören ſeine „Feſtpredigten, in der Frauen-Kirche gehalten," (1836), „Populäre Vorträge über die Reformation," (1836), „Hiſtoriſche Darſtellung der Wirkſamkeit der Kopenhagener Univerſität vom Juli 1837 bis November 1838"; — für den engern Kreis von Zuhörern und wiſſenſchaftlichen Theologen publicirte er: „Quatuor evangeliorum tabulae synopticae" (1829), „Die Hermeneutik des neuen Teſtaments" (1840) und (ſeit 1833) in Verbindung mit ſeinem Collegen, dem Profeſſor Hohlenberg, „Tidsſkrift for nulandskt theologiſk Literatur," eine Reihe auswerthvoller Ueberſetzungen aus der theologiſchen Literatur des Auslandes, beſonders Deutſchlands, die beſonders für die fern von der Hauptſtadt zerſtreut wohnenden Geiſtlichen als Mittel, der neuern Entwicklung der Wiſſenſchaft zu folgen, von außerordentlicher Bedeutung geweſen iſt. Außerdem war er (1829—1838) Mitredacteur von der kritiſch-litterariſchen „Maanedsſkrift for Literatur", und hat hierin ſowohl als auch in vielen andern Zeitſchriften und Blättern eine Menge Abhandlungen geliefert, alle durch dieſelbe eigenthümliche, erſchöpfende Klarheit und Sicherheit, die behandelte Frage ins Herz zu treffen ausgezeichnet.

Ihm verdankt die däniſche Wiſſenſchaft die erſte klare und beſtimmte Darſtellung und Ausübung der Hermeneutik der hiſtoriſch-kritiſchen Exegeſe, wie er auch im Dienſte dieſer Kritik mit der

Digitized by Google

ihm eigenen Schärfe und Gründlichkeit die Dogmatik in die Gränzen der biblischen Dogmatik zurückführte. Er hat durch seine, bis 1836 — 37, (als Martensen ein mehr „speculativen,“ von Hegelianismus und mittelalterlichen Mysticismus destillirten Theologie von Deutschland zurückkam) immer zahlreich besuchten Vorlesungen, die sich eben so sehr durch scharfe Klarheit des Worts als durch feste, verständig begränzte Bestimmtheit der Gedanken auszeichnen, die segenannte evangelisch-rationalistische Schule in Dänemark gegründet. Früher ward in Kopenhagen durch den ältern Clausen (sein Vater), Hornemann, Horreboww u. m. zu großer Aergerniß unserer streng orthodoxen Theologen, ein ganz ausgelassener, hyperpresbyterischer Rationalismus docirt und vertreten.

Sein Vortrag zeichnet sich durch ruhigen Ernst aus, nicht selten durch eine überraschende, jugendliche Frische des Gedankens und Freiheit des Geistes belebt. Sowohl hier als in seinen Schriften zeigt sich seine Hauptstärke mehr in der Analyse, als in der Synthese und Compositon des Stoffs, und die kantische Philosophie, der er sehr ergeben war, hat große Einwirkung auf seine Ausbildung in dieser Richtung gehabt. In der Form der analytischen Abhandlung ist er ein Meister; kein dänischer Schriftsteller und vielleicht wenige Fremde können hier mit ihm wetteifern.

Als sein College der gestreckte Scheuw, Jurist und Professor der Botanik seit 1831, durch seine „Dänische Wochenschrift“ das politische Leben in Dänemark kräftig anregte, welches sich seit dem Kieler Frieden und der französischen Restauration nur als todter, oder vielmehr schauderhafter, todesähnlicher Schlummer bewährt hatte, war Clausen auch hier Mitarbeiter und schrieb unter Anderm sehr freisinnige „Betrachtungen über Censur und Preßfreiheit.“ An der Stiftung (1835) und Wirksamkeit der „Gesellschaft für Preßfreiheit“ nahm er eifrig Theil. Hiemit begann seine Einwirkung auf das politische und practische Leben, wo seine höhere Bildung und analytische Stärke ihm wohl zu Statten kam, eine Einwirkung, die sich nach seinem Eintreten in die Ständeversammlung besonders äußerte. Er hat hier wie anderswo bekundigt, daß er als Politiker die Besonnenheit des reifern Mannes in Verbindung mit einem Liberalismus besitzt, der, besonders wo es Lebens- und Principfragen gilt, mehr energisch und freimüthig, als bei den meisten seiner Parteigenossen sich erwiesen hat.

In der letzten Zeit hat er eine Reihe populärer Vorträge über Dogmatik herausgegeben, und erregte durch ein Buch über verbesserte Verwaltung der Kirche und Schule vielfache Aufmerksamkeit. Als Theolog ist er nach und nach der orthodoxen Kirche und „Confessio Augustana“ bedeutend näher gekommen, ohne doch seine kritisch-„denkgläubige“ Richtung zu verläugnen. Als einziges Heilmittel gegen die, hier sowohl wie in Deutschland, immer zunehmenden kirchlichen Spaltungen, weist er in seinen spätern Schriften auf einen reformirten Katholicismus hin, dessen nothwendige Entwickelung er in großartigen Umrissen bezeichnet hat. Als Politiker brachte er allerdings keinen lange durchdachten Stoff zum Katheder mit, sondern nur die Gewandheit im Vortrage und die Herrschaft der klaren, dialektisch durchschlagten Form.

In den letzten Ständeversammlungen hat er jedoch, theils als Deputirter, theils als Präsident, seinen Ruhm als gedankenklarer, umfichtiger Geist und ausgezeichneter Redner, immer vergrößert und es ist hier mit allgemeiner Theilnahme gerühmt worden, daß eben er, dessen Bildung durch und durch deutsch, was er auch immer selbst ansrkennt, mit der größten Energie und Beharrlichkeit als Vertheidiger der dänischen Sprache und Nationalität auftrat.

Von einer im Jahre 1846 unternommenen Erholungsreise durch Deutschland und Italien zurückgekehrt, scheint er noch mehr wie früher seinen theologisch-wissenschaftlichen Beruf bei Seite setzen zu wollen, um ausschließlich als politisch-öffentlicher Charakter wirksam zu sein, und seine seltene Befähigung wird gewiß auch hier noch immer ersprießlicher werden, möge er sich, seiner überwiegend kritischen Richtung und Bildung zufolge, auch ferner hier mehr durch scharfsinnige analytische Betrachtung des gegebenen Stoffes, als durch positive Schöpfung bei der bevorstehenden neuen Entwickelung unserer politischen Zustände betheiligen.

Seine politische Parteistellung haben wir schon in der Einleitung angedeutet. Als Schüler der kritischen Philosophie, steht es zu hoffen, daß er nicht, wie gewiß viele der zu seiner Partei Gehörenden irgend einem neuen wenn auch sehr unbequemen Stoff, der sich der Betrachtung darbieten möchte, darum unbedächt abfertigen werde, weil er unbequem ist. Dies können wir mit Sicherheit von seiner bewährten wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit erwarten. Der Gesinnung nach scheint er allerdings Aristokrat, nicht ganz ohne hierarchische Neigungen, zu sein; er gehört aber einer Aristokratie an, die bei jeder Staatsform als die erträglichste, ja fast unentbehrlich sich erweist, wenn sie nur durch kräftigen Gegengrad der Männer des practischen Handelns und Lebens im Gleichgewicht gehalten wird, — der Aristokratie des Geistes.

Der äußeren Erscheinung nach ist Clausen ein kleiner, magerer Mann, trotz seiner 55 Jahre noch von jugendlicher Beweglichkeit, mit festen, bestimmten und doch lebhaften Geschichtzügen und glatten grauen Haaren. Man wird bei ihm sich fast an Thiers erinnert, und man könnte ihn nicht ganz mit Unrecht in vielen Stücken einen geistlich-theologischen Thiers nennen, nur daß er vielleicht ebenso große, ob auch weniger glänzende Gaben nicht mit der Eitelkeit des Franzosen, wohl aber mit viel gründlicherer Gediegenheit und gewissenhafterem Ernste paart. Bei dem Thronwechsel im Januar d. J fühlten Alle, daß die ernste Zeit einer neuen Ordnung der Dinge gekommen wäre; Clausen schien schon längst darauf vorbereitet und nun den geeigneten Moment abgewartet zu haben; denn gleich nach dem Tode des Königs trat er mit seinem Freunde Scheuw in einer gemeinsamen Brochüre auf, wo er einige treffende Ueberblicke der gegenwärtigen Lage des Landes den Schauvorschlägen zu einer Constitution voranschickte. Er erklärte sich somit für eine ziemlich aristokratische Grundlage der Verfassung, die im Wesentlichen mit dem von der damaligen Regierung ungefähr gleichzeitig publicirten Constitutionsentwurf übereinstimmte, die aber, nach der durch die schleswig-holsteinischen Ausstandsereignisse hervorgerufenen Umwandlung der Stimmung, dem Volke nicht mehr genügen konnte, und auch Clausen sah sich daher genöthigt, als Candidat für die Wähler zur Reichsversammlung das Wörtchen „demokratisch“ seinen frühern Thesen beizufügen. — Welche wird denn seine Stellung in dem jetzt eröffneten Reichstage werden? — So doctrinär wird er schwerlich sein, daß er die gegen Bestrebe des jetzigen Tages als etwas ganz Excentrisches und uns nicht Angehendes werde betrachten können. Ob er aber, der mit Anschauung und Denkart einer entschwundenen Periode angehört, in dieser Zeit, so Bedeutendes leisten werde, wie sonst von seinen seltenen Fähigkeiten zu erwarten wäre, das möchten wir dennoch eher bezweifeln. Allerdings wird er in vielen Stücken sehr nützlich sein können; allein seine Gedanken und Wünsche werden schwerlich mit den unsrigen Schritt halten; die Deductionen einer kritisch-dialektischen Gedankenschule, in welchen er eine so große Gewandtheit besitzt, werden ihm wahrscheinlich noch immer mehr heimisch und gewinnig sein, als die zwar wieder entdeckte Heimath der Menschheit, das gesunde, ungetrübte Gefühl für das, worauf es am nächsten ankommt, und die in einem solchen Gefühle, in einer einfachen, practischen Auffassung, ohne alle theoretischende Spitzfindigkeit und kalte, anatomische Zergliederung, begründete Gesinnungs- und Thatkraft. Wir verlangen nicht, daß er der reinen Demokratie in die Hände arbeiten soll, denn er würde auf diese Weise gegen seine Ueberzeugung handeln müssen. Wir verlangen nur, daß er und seine Meinungsgenossen nicht durch einseitiges Beharren in doctrinären Systemen das Heil des Staates gefährden. Wir wollen kein voreiliges Ueberstürzen, aber darum ist es nothwendig, daß man alle Forderungen der Zeit freundlich und aufmerksam anhöre, um durch wohlwollendes Empfangen der neuen Ideen vielleicht den drohenden Feind entwaffnen zu können.

Wir wollen keine gewaltsamen Erschütterungen, sondern ruhige, fortweisende Entwicklung; wir fordern es mit Recht, denn in Dänemark finden sich mehr wie anderswo die Bedingungen einer friedlichen Lösung der Weltfragen. Wir wollen weder

Digitized by Google

Revolution noch Republik oder derartige Versuche. Die Reaction will sie auch nicht, aber durch die Weise, in welcher sie sie nicht will, wird sie immer ihr eigenes Verderben herbeiführen. Um die inneren Verhältnisse zu ordnen, ist es nicht genug, einen klaren Ueberblick über die früheren Zustände zu haben, man darf nicht in dem schon erworbenen Intelligenzfond und den dadurch bedingten Ansichten erstarren; man muß die im Anmarsch begriffene Zeit erkennen und verstehen und sich nicht scheuen, sie ins Auge zu fassen, um vorbereitet zu sein, wenn sie plötzlich an die Thüre klopft. Wünscht man einer Bewegung zu entgehen, dann sorge man zuerst dafür, die Bedingungen einer solchen wegzuräumen; will man, um ein Beispiel zu nennen, dem Uebelstand eines Proletariats entgehen, dann beruhige man sich nicht bei dem Satze, daß wir solches nicht haben, sondern nehme frühzeitig die nöthigen Maßregeln, damit wir es nicht bekommen. Dazu gehört aber erstens, daß man vor den unangenehmen und mühsamen Fragen nicht abkorreseirt, sondern sie mit Gerechtigkeit prüft und beurtheilt. Findet sich bei Klassen diese bis jetzt so seltene Gerechtigkeit und Biegsamkeit des Geistes und des Herzens, so wird dies doppelt verdienstvoll und lobenswerth sein, wenn man sich erinnert, wie er'n den glücklichen Verhältnissen geboren und erzogen ist, wie mit wenigen Ausnahmen, das Glück seinem ganzen Leben und Wirken gelächelt hat, und wie schwierig es bei so „beglückigten" Umständen wird, Gerechtigkeit zu üben; denn

„Dem Glücklichen ist jeder Himmel blau."

Dänemark wünscht und hofft, noch glücklicher Beendigung der obwaltenden politischen Haupt- und Lebensfrage, der socialen Gährung zu entgehen, die wie ein blutiger Faden durch alle politischen Bewegungen der Jetztzeit sich schlingt. Um dieses Heil, um einen Zustand zu erringen, für den anderswo mit Blut und Muth gekämpft wird, suche man nicht die Bedürfnisse als „unberechtigt" zurückzuweisen, oder philosophisch wegzudemonstriren, weil man den Druck nicht direct fühlt, nicht die „niedrigen Schichten der Gesellschaft" herausgefordern, sondern sie lauernd zu beruhigen. Man sage nicht wie der Deputirte in Frankfurt: „ich sehe keine Reaction!" denn ehe man sich's versieht, kann sie schon da sein. Man lege nicht die Hände in den Schooß, mit dem Glauben, daß eine bestehende sociale Gesellschaftsreform zu realisiren, den Unmöglichkeiten angehöre; denn wie ein geistreicher Verfasser kürzlich gesagt hat: zu der feudalistischen Theſis und der individuellen Antitheſis muß eine humane Synstheſis gefunden werden können, wenn man das Werk muthig anfaßt, ehe die Pfeiler zu schwanken beginnen. Will man das scheußliche Gespenst des Socialismus fernhalten, dann sei man vor Allem selbst Socialist, ganz im Stillen, aber nur praktisch, ohne es Jemandem zu sagen, ohne sich den verponten Namen eines Socialisten beilegen zu brauchen. Mögen dänische Staatsmänner dies and dem Beispiele anderer Länder gelernt haben!

P. L. Møller.

Tagesgeschichte.

Correspondenzen.

†† Kopenhagen, d. 23. Oktober. Ehe ich Ihnen über die Reichsversammlung und ihre heute hier stattgefundenen Eröffnung etwas mittheile, wird es Ihnen nicht uninteressant sein, etwas über die Stimmung zu hören, die hier in Bezug auf unsere Stellung zu Deutschland und über die kritischen Verhältnisse, die sich jedenfalls in nächster Zukunft entscheiden müssen, herrscht. Vor Allem spricht man hier viel von einer bevorstehenden Aenderung im Ministerium, ohne eigentlich recht zu wissen, ob das ganze Ministerium oder wer aus demselben ausscheiden wird. Am meisten einig ist man wohl darüber, daß das Kriegsministerium anders besetzt werden wird, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kriegsminister selbst zum Austritt geneigt ist. Man wirft Tscherning, jedenfalls doch wohl mit Unrecht, Muthlosigkeit und zu große Aengstlichkeit vor. Es scheint, daß seine Abneigung gegen die hier allgemein gewünschte Organisirung einer Landes-Bewaffnung, oder allgemeinen Volks-Bewaffnung, während vielleicht er mit Recht die Landes-Vertheidigung nur durch reguläres Militär will, zu dieser Mißstimmung gegen ihn Veranlassung gegeben hat. Bisher war nur auf der Insel Alsen eine Landes-Bewaffnung eingeführt und zwar ganz freiwillig aus eignem Antrieb der Bewohner. Man spricht davon, daß der General Hansen, bisher Hauptkommandirender auf Alsen, der als ein tüchtiger und entschiedener Mann geschätzt wird, an Tschernings Stelle treten solle. Auch gegen den Marineminister, so wie gegen den der auswärtigen Angelegenheiten erheben sich Stimmen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese drei besonders angegriffen werden, nachdem weder unser Krieg, noch unsere Unterhandlungen glücklich ausgefallen sind; doch ist das Publikum hier, wie wohl überall, ungerecht. Es legt den Personen zur Last, was in den Verhältnissen liegt. Wie konnte das kleine Dänemark allein gegen das große Deutschland im Felde siegen, und wie können Unterhandlungen zu einem guten Resultate führen, wenn man mit einem Kabinette unterhandelt, das weder ein festes Princip verfolgt, noch zuverlässig ist! Beides kann man gewiß von dem preußischen sagen. Seit dem Beginn der Unterhandlungen, also seit etwa fünf Monaten, hat Preußen den bis niemal seine Stellung zur Centralgewalt geändert; bald war es Gegner derselben und verfolgte separatistische Tendenzen, bald ging es Hand in Hand mit ihr, und strebte nach der Oberleitung der deutschen Angelegenheiten; und je nach diesen verschiedenen Plänen hat Preußen seine eignen Schritte detaveurirt, gegen seine eignen Beschlüsse gehandelt. Wollte Gott, wir hätten mit Frankfurt unterhandeln können; wir hätten es gern gethan, aber wie unsicher ist auch dort Alles! So mußten wir einstweilen dulden, daß Manches, was feierlich versprochen ward, unerfüllt bleibt, wir mußten dulden, daß man von jener Seite fast nichts von dem erfüllt, was der Waffenstillstand zusagt, während man hier allen durch denselben auferlegten Verpflichtungen nachgekommen ist. Natürlich liegt das hiesige Publikum diese Verhältnisse, Preußens Verhalten gegenüber, als Kurzsichtigkeit des Ministeriums aus, — man sagt: „Ihr hättet die Blokade nicht aufheben, ihr hättet die Schiffe nicht freigeben sollen, ehe die provisorische Regierung beseitigt war" — man findet, daß die Räumung der Herzogthümer von Seiten der deutschen Reichsarmee uns keine Vortheile gewährt hat, weil die schleswig-holsteinischen Soldaten und die zurückgebliebenen 2000 Mann der Reichsarmee die Herzogthümer eben so gut besetzt halten, wie die Reichsarmee sie besetzt hielt; wir dürfen nicht hinein, — das ist in dem einen wie in dem andern Falle die Folge davon. Man könnte ganze Bogen anfüllen, wollte man darstellen, wie die widerrechtlich noch fortbestehende provisorische Regierung täglich gegen den Wortlaut und den Sinn des Waffenstillstandes handelt, aber wozu kann das dienen; so lange die provisorische Regierung noch fest regiert, regiert sie, als ob die Herzogthümer gesiegt hätten, — und doch erklärt selbst die Central-Macht bis jetzt Schleswig nicht unbedingt als zu Deutschland gehörig. — Die Versäle in Hadersleben am Geburtstage des Königs werden Ihnen bereits bekannt sein, es liegt ein großer Terrorismus darin, daß man Unterthanen verwiegert, den Geburtstag ihres Herzogs zu feiern. Daß man Kriegsteuern ausschreibt und sie durch die „zum Schutz der Hospitäler und Depots bestimmten" Soldaten der Reichsarmee eintreiben läßt, daß man den Schleswigern verbietet, dänische Kokarden zu tragen, den gefährlichen Beamten nicht gestattet, auf ihre Posten zurückzukehren, daß man deutsche Prediger in gänzlich dänisch redenden Distrikten anstellt und ihre Einsetzung durch Militärmacht bewerkstelligt. — Alles dieses ist gewiß gegen den Sinn und Wortlaut des Waffenstillstandes. — Und wie verfährt Bonin? Die provisorische Regierung erklärt, er sei aus preußischen Diensten in die übrigen eingetreten; das preußische Kabinet behauptet, er stehe nach wie vor in preußischen Diensten; — was soll man dazu sagen? Es ist die alte Perfidie, — die Sachen werden so gestellt, daß man sie nach allen Seiten hin wenden kann, je nachdem der Ausfall sich ergiebt. Preußen hat noch immer gehegte Pläne. Kann es den ersten Platz in Deutschland nicht einnehmen, kommt das deutsche Gesammtreich, oder die deutsche Republik nicht zu Stande, so will Preußen wenigstens für sich erobert haben, darum sorgt es durch seinen General dafür, daß alle schleswig-holsteinischen Offizierkorpsen mit Preußen besetzt werden, und zwar mit solchen Individuen, die für den preußischen Adler, für das Schwarz-Weiß schwärmen, — darum giebt es zu, daß die guten Schleswig-Holsteiner sich einbilden, Bonin habe den preußischen Dienst mit dem übrigen vertauscht! — Was wird und die nächste Zukunft bringen? Ob die neue interimistische Regierung unter Reventlow-Jerdelt u. s. w. so regieren will, wie wir es verlangen müssen, d. h. ob sie das sogenannte schleswig-holsteinische Grundgesetz und die übrigen Verfügungen der provisorischen Regierung als weggefallen betrachten will*), davon wird es abhängen, ob Dänemark diese Regierung auf die Länge anerkennen kann; daß es nicht möglich ist, einer Regierung unbedingt An-

*) Man sieht, daß die neuesten Vorfälle in Schleswig unserm Correspondenten noch nicht bekannt waren. D. R.

Digitized by Google

erkennung zu geben, welche das Staatsgrundgesetz und die Landes-Verfassung sanctionirt, das ist eine natürliche Folge des Grundsatzes, daß der Waffenstillstand auf den Status quo ante 17. März basirt ist; die Landes-Versammlung oder gar das Staatsgrundgesetz anerkennen, hieße den Staat Schleswig-Holstein anerkennen, — dann brauchen wir weder weiter Krieg zu führen, noch weiter zu unterhandeln. — Möchten doch bort solche Schritte gethan werden, daß man Dänemark nicht zwingt, den Krieg von Neuem aufzunehmen, möchte Deutschland bedenken, wie sehr es bei dem drohenden Unwetter von Osten wünschen muß, hier Ruhe zu haben; wünschen wir aber vor Allem, daß es uns nicht nöthigt, uns Rußland in die Arme zu werfen.

Zeitungsschau.

Dänemark.

Ueberblick. Die Reichstagswahlen haben die verschiedenen politischen Parteien gesondert, und jetzt erst sieht man deutlich wohin die Männer des neuen Regimes wollen. Ihr Organ „Nyt Aftenblad" spricht sich folgendermaßen aus:

„Die ältere Politik bestand darin, Holstein für ewige Zeiten an Dänemark zu knüpfen indem man seine Verbindung mit dem so innig geliebten Schleswig aufrecht hielt. Man gab aber gleich nach dem Tode Christians VIII. diese ältere Politik auf, um eine neue zu schaffen, die jener Verbindung (Dänemarks) mit Holstein Hohn sprach, und der es daher auch gleichgültig war, das für die Existenz Dänemarks so nothwendige Holstein als einen ewigen Besitz des dänischen Staates festzuhalten. Man schuf eine neue Politik, welche die nothwendigen Gränzen des Staates nicht zu begreifen vermochte. Die bestehenden Verhältnisse und Verbindungen gewissen von beiden Herzogthümern geringschätzend überfah, die Verheißungen Christians VIII. u. die Bestätigung Friedrichs VII. Schleswig-Holstein betreffend unzuflößen wagte, eine Politik, welche die starken Sympathien des Geistes, der Verwandtschaft und der Liebe zwischen zweien bisher fest mit einander verbundenen Staatstheilen hegegen und Schleswig von Holstein mit dem bloßen Klang des Wortes Freiheit trennen zu können glaubte, eine Politik, die das eigentliche Dänemark dem Bürgerkriege mit den beiden Herzogthümern, so wie einem Kriege mit dem ganzen großen Deutschland preis gab."

Sie wollen den Gesammtstaat, nun, während das Volk sich in nationalen Conflikten aufreibt, ihre Privilegien noch immer getheilt machen zu können. „Fädrelandet" knüpft an jene Worte des „Nyt Aftenblad" seine Betrachtungen über die ältere und neuere Politik; es zeigt, daß gerade die ältere durch ihren Mangel an Energie und durch die Gesammtstaatsidee, die schleswig-holsteinischen Conflikte vergrößert hatte, und daß sie, auf falschen Voraussetzungen beruhend, nothwendig an der allgemeinen europäischen Bewegung scheitern mußte. Sie hatte sich bis zum Ausbruch des Krieges und des Aufstehen in ihrer früheren Geltung erhalten; nachdem sie, durch ihre Kurzsichtigkeit den Bürgerkrieg vorbereitet hatte, wurde sie beseitigt. Die neue Politik, die also erst bei diesem Standpunkte der Dinge aufgetreten war und eine solche Erbschaft der älteren vorfand, hatte sich gleich gegen die unselige Idee des Gesammtstaats aussprechen, und Holstein sogleich und dem Staatskörper angegeschlossen. Zu soll war aber die alte Politik gestürzt worden, die Ehre und das Recht des Vaterlandes nur durch den Krieg zu wahren gewesen, und, so traurig er auch sein mochte, das jetzige Ministerium war gezwungen ihn durchzuführen. — Die Berlingsche Zeitung spricht sich dahin aus, daß der Reichstag nur die Verfassungsfrage zu behandeln hat, indem die Mandate der Repräsentanten nicht darüber hinausgehen. Rödenhammpunkten bestreitet diese Ansicht, und macht auf das Factum aufmerksam, daß fast alle Wahldistrikte ihren Candidaten mehrere Fragen, als über Gewerbefreiheit und dergleichen vorgelegt haben, welche in keiner Verbindung mit der Staatsverfassung stehen, und daß demnach die Wähler sich dessen wohl bewußt gewesen, was sie gethan. — Die königlichen Wahlen für den Reichstag sind von drei Männern nicht angenommen worden; unter diesen der Kaufm. Drewsen, der statt des verstorbenen Hans Hansen, — Prof. Clausens Gegen-Candidat, — später vom Volke gewählt worden ist. Die Regierung hat, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Sprache der Presse in dieser Angelegenheit, ihre Wahlen bemnach durch 2 Handwerker, Herrn Gutmacher und Stadtverordneten Petersen, den Wachtmeister Christensen, so wie durch Dr. Wegener in Sorde ergänzt. Hans Hansen ist, nachdem sein vita ante acta in den Zeitungen ausführlich besprochen und beleuchtet worden, freiwillig zurückgetreten. Die Regierung hat ein provisorisches Geschäftsreglement für den Reichstag veröffentlicht, so lange geltend, „bis der Reichstag selbst seine Geschäftsordnung festgestellt haben wird." Der König wird in eigener Person den Reichstag eröffnen. Eine neue inländische Staatsanleihe, deren Größe auf 5 Millionen angegeben wird, ist projectirt, man erwartet in den nächsten Tagen die Einladung des Finanz-Comite's hierzu veröffentlicht zu sehen; der Zinsfuß ist mit 4½ Proc. berechnet, die Bank wird die Anleihe insofern vermitteln, als ihr die zur Amortisation nöthigen Summen, 1% Proc., so wie die Zinsen zur Disposition gestellt werden. Der ganze Ton der Presse deutet übrigens auf große Unzufriedenheit hinsichtlich der Politik des Auswärtigen hin, die Stimmung im Volke spricht sich laut für militärische Maßregeln gegen die schleswig-holsteinischen Uebergriffe in Schleswig aus, und diese Stimmung dürfte nicht ohne Echo auf dem Reichstage bleiben. Rebenbei bringen die Zeitungen freilich das Personal-Verzeichniß und die Eintheilung der neuen provinziellen Regierung in Schleswig und Holstein, so wie die Vermuthung, daß Kammerherr Reedz für den Posten eines dänischen Commissairs, laut der Waffenstillstands-Bedingungen ernannt worden ist. — Der verstorbene Chef des Handlungshauses Hambro und Sohn, Joseph Hambro, der früher in Kopenhagen und später in London ein Bankiergeschäft hatte und lange Jahre in Kopenhagen wohnte, hat 60,000 Rthlr. an mehrere schon bestehende milde Stiftungen und 100,000 Rthlr. für die Einrichtung einer neuen, testamentarisch bestimmt.

Schweden.

Ueberblick: Die französischen und italienischen Theater Stockholms beschäftigen die Zeitungen sehr; indessen, daß „le diable à la maison" in Stockholm aufgeführt worden, und daß somit „Solan zum erstenmale auf der schwedischen Bühne aufgetreten ist" hat weniger Interesse als eine auf dem Reichstage vorkommende Frage über das Recht des Adels ein Regiment Soldaten in die Nähe der Versammlung zu verlegen. Der König hat nämlich beschlossen den Reichstag nicht eher aufzulösen, als bis er die Behandlung der Finanzfrage, Budgetfrage, ganz erledigt hat, und verlegte fast gleichzeitig mit der Veröffentlichung dieses Beschlusses das Regiment in die Nähe des Reichstags. Von dem Repräsentanten Hasberg wurde der Antrag gestellt, den König zu ersuchen, das Regiment anderswohin zu commandiren, indem man von der Ansicht ausging, daß es entweder zum Schutze der Versammlung oder gar gegen sie da sei; keines von beiden wollte man. Der Antrag, mit sehr wenigen Worten motivirt, ist von dem Constitutions-Ausschuß behandelt und hat Veranlassung zu einem großen Memorial gegeben, aus welchem hervorgeht, daß das Grundgesetz keine solche Einmischung des Reichstags in die Administration erlaubt, und daß man nicht einmal das Recht hat, den König um Aufklärung über jenes, freilich etwas sonderbare Zusammentreffen der Umstände, zu fragen. — Die von den Reichsständen angenommene königliche Proposition zu einem Gesetz über Actien-Gesellschaften, schreibt die Genehmigung derselben von Seiten des Königs vor, ehe sie in Wirksamkeit treten dürfen; sie unterwirft überdauert jedes Actienunternehmen einer Controle von Seiten der Regierung, die und etwas zu ängstlich scheint in einem Lande, wo man, wenigstens in anderen Richtungen, die freie Concurrenz anerkannt hat. — Eine weitläufige Discussion über den Bau von Eisenbahnen in Schweden ist von der Ritterschaft und dem Abel angezogen, sie ist noch nicht beendigt, man scheint sich für das Princip aussprechen zu wollen, daß der Staat als solcher keinen Antheil an dem Baue nimmt. In Schweden existiren bis jetzt gar keine Eisenbahnen. Der Gesundheitszustand der schwedischen Hauptstadt scheint, nach dem „Dagligt Allehanda" etwas beunruhigend zu sein. Das kalte Fieber und andere Krankheiten greifen um sich, die Blattern sind in der letzten Zeit um 6 Fällen in der Woche vorgekommen. — An Stipendien für Lehrern der schwedischen Volksschullehrer-Seminarien ist für 1849 eine Summe von 15,444 Rthlr. Bko. festgestellt; ein erfreuliches Beweis, wie viel Gewicht man auf den Volksunterricht legt. —

Niederlande.

Die Verfassungsrevision.

In Holland hat sich ein Ereigniß zugetragen, das unter allen andern Umständen die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen haben würde. Aber heut zu Tage, wo Revolution auf Revolution folgt, inmitten der Gewitter, die sich über Reiche entladen, die man für die am festesten begründeten hielt, ist man fast verlacht, den Blättern Glück zu wünschen, die am wenigsten Lärm machen, denn sie sind die glücklichsten in dieser an erbörten Kriß. Friedlich bringen sie erbeliche Reformen zu Stande; ohne Erschütterungen, ohne bedeutende Reibungen, begünstigen sie mächtig den Fortschritt, während sie dadurch ihre Existenz in jeder Hinsicht befestigen.

Der Vertrag zu Münster, Frucht eines achtzigjährigen Krieges gegen Spanien, hatte 1648 die Republik der vereinigten Staaten mit den übrigen unabhängigen Staaten Europa's gleich gestellt. Sie bewies alsbald, daß sie ihre Stellung zu erhalten wissen werde, denn man sah sie, obgleich eine kleine Nation von drei Millionen Seelen, der Macht Englands und Frankreichs das Gleichgewicht halten.

Digitized by Google

Carl II. widerstehen, Ludwig XIV. bekämpfen, die europäische Politik unter Jean de Witte beherrschen durch Napier und Tromp den Dreen bowinteren, die französische Invasion zurückweisen und noch unter Wilhelm III. an Größe zunehmen. Aber nachdem es sich so hoch erhoben hatte, fängt Holland an zu zerfallen; das Jahr 1748 eröffnet eine andere Epoche, bezeichnet durch innern Zwiespalt durch unerspliche Verluste, selbst durch den Verlust der Unabhängigkeit. Glänzende Geschicke schienen dem Nachkommen der alten Statthalter bestimmt zu sein, der 1814 König der Niederlande geworden war; man weiß durch welche Fehler, durch welche Irrthümer er seine Regierung begleitete, und wie er diese büßte. Im Jahre 1848 haben die Holländer zum zweiten Male die hundertjährige Feier des Münsterschen Friedens gefeiert, nicht bloß durch Feste, sondern durch eine gründliche Revision des Staatsgrundgesetzes. Es ist dies noch der Anfang eines Ministeriums, der Anfang einer glücklichen politischen Epoche.

Die Februar-Revolution hatte Holland überrascht in einem Augenblicke, wo die öffentliche Meinung sich mit Entschiedenheit für die Erweiterung der constitutionellen Rechte aussprach. Das im Jahre 1815 ausgearbeitete Grundgesetz war nicht mehr auf der Höhe der Zeitschrifte, welche die Nation seit einem vierteil Jahrhunderte erreicht. Die zweite Kammer der General-Staaten, die am 7. März zusammentrat, erhielt am nächstfolgenden Tage eine königliche Zuschrift, in der von siebenundzwanzig Gesetzvorschlägen begleitet war, Modificationen des Grundgesetzes enthaltend. Aber die von der Regierung vorgeschlagenen Concessionen erschienen keineswegs genügend. Statt sich der öffentlichen Meinung schroff entgegenzustellen, bezeigt der König die Klugheit, seinem Volke entgegen zu kommen. Am 15. März gaben die Minister ihre Demission; am 17. ward eine Commission, zusammengesetzt aus den bedeutendsten Mitgliedern der constitutionellen Opposition, damit beauftragt einen vollständigen Entwurf zu einer Revision der Verfassung auszuarbeiten; am 20. ward der Doyer-Fortfund, ein alter, eifriger Vertheidiger der liberalen Grundsätze zum Justizminister ernannt und mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Am 25. gestellte er sich den Herrn Lugac, als Minister des Innern und des reformirten Cultus bei, den Herrn Lightenwalt als Minister des katholischen Cultus, den Vice-Admiral Ryk als Marineminister, den General Neyen als Kriegsminister. In Folge einiger Modificationen vom 20. Juni ward Herr Lugac von Herrn Kempenaar und der General Neyen durch Herrn Boet ersetzt; Herr Bentinck ward zum Minister des Auswärtigen ernannt, Herr Van Bosse zum Minister der Finanzen und Herr Van Heemstra zum Minister des reformirten Cultus. Dieses Ministerium, übrigens ein provisorisches, hat die Ehre gehabt, das schwierige Werk der Revision des Staatsgrundgesetzes zu vollenden, wobei ihm die Sympathie der Nation, und die Unterstützung der Krone zu Hilfe gekommen ist. Dieses Zusammenwirken zeigte sich auf eine glänzende Weise, als Herr Dunker-Curtius, in Folge der Stellung, welche die erste Kammer einnahm, am 31. Juli seine Demission einreichte. „Man wie in Betracht ziehen," antwortete ihm der König, „welche große Verdienste Sie und dem Vaterlande erwiesen haben, indem Sie im Monat März die Ordnung und Ruhe herstellten, die Sie bis jetzt aufrecht erhalten haben, so wie dadurch, daß Sie Ihre ganzen Kräfte dem Revisionswerke der Verfassung gewidmet haben, und daß Ihre Dienste noch fernerhin nöthig sind, um ein schon so gut angefangenes Werk zu vollenden, da glauben Wir Ihnen zu erkennen geben zu müssen, daß Wir Ihnen die Demission nicht bewilligen können, die Sie von Uns verlangt, und daß es Uns angenehm sein wird, wenn Sie auf dem Wege, den Sie beschritten haben, fortfahren wollen."

Die neue Staat eingesetzte Commission, die damit beauftragt war, Vorschläge zur Modification zu machen, hatte am 12. April ihre Arbeiten vollendet. Das Cabinet beharrte fest, um sich zu constituiren und die Vorschläge zu prüfen. Am 20. März wurden sie der zweiten Kammer vorgelegt, und die am 9. März von der Krone zurückgegangenen Vorschläge zu ergänzen. Ein Gesetz vom 7. September erklärte, daß Grund vorhanden sei, das Grundgesetz zu verändern. In Folge dem verfammelte sich die zweite Kammer in wiederreiter Anzahl am 18., und sanctionirte die bereits festgestellten Modificationen. Am 13. October schloß der Minister des Innern die Session: „Souverain und Volk," sagte er bei dieser Gelegenheit, „haben die Bande erneuert, welche sie schon vereinigten, und haben sie noch weit stärker und unauflöslicher, wie jemals gemacht."

Das neue constitutionelle Gesetz ist am 11. October promulgirt worden; Wir wollen kurz die wichtigsten Veränderungen angeben, namentlich die, die sich auf die Organisation der Gewalten beziehen.

Das Königreich der Niederlande besteht in Europa aus folgenden Provinzen: Nord-Brabant, Geldern, Süd-Holland, Nord-Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland, Ober-Yssel, Groningen. Drenthe und das Herzogthum Limburg. Vermöge tödtlich seiner Beziehungen zu dem deutschen Bunde, wovon jedoch die Festungen Maestricht und Venloo nebst ihren Rayons ausgenommen sind.

Der König kann keine andere Krone tragen, mit Ausnahme der von Luxemburg.

Unabhängig von den Revenuen aus den Domänen, welche am Ende des Jahres 1822 vollet und 1848 mit den Domänen der Krone verbunden werden sind, wird der König Wilhelm II. ein jährliches Einkommen von einer Million Gulden genießen, die von dem öffentlichen Schatz anzuweisen ist.

Die wahren Principien der constitutionellen Monarchie, den Belgien 1815 und 1830 verwiegert, sind heutzutage feierlich anerkannt. Der König ist unverletzlich; die Minister sind verantwortlich. Damit die Verordnungen Kraft und Geltung erlangen, ist die Gegenzeichnung nöthig. Die ministerielle Verantwortlichkeit ist durch das Gesetz geregelt.

Die Executivgewalt steht dem Könige zu, aber innerhalb der von der Verfassung bestimmten Grenzen. Unter der Herrschaft des Grundgesetzes von 1815 verfügte der König über die Streitkräfte zu Lande und zu Wasser; er ernannte die Officiere und pensionirte sie wieder; die obere Verwaltung der Colonieen und der Besitzungen des Königreichs in anderen Welttheilen gehörte ausschließlich dem König an. Die revidirte Verfassung stellt fest, daß die Officiere im Landheere, wie in der Marine, nach gewissen, durch das Gesetz festgestellten Regeln angestellt, befördert oder in Pensionsstand versetzt werden sollen; sie verlangt außerdem, daß das Gesetz die Verwaltungsweise der Colonieen regele, so wie die Verwendung der dahin fließenden Fonds.

Die Verfassung von 1848 erkennt nicht mehr die aristokratischen Privilegien an, welche in Wien 1815 noch reservirt sind. Jeder Holländer ist fortan zu Staatsämtern zulässig.

Die Abtheilung der General-Staaten in erste und zweite Kammer ist beibehalten; aber die Mitglieder der zweiten Kammer werden nicht mehr durch die Provinzialstände ernannt, und die der ersten nicht mehr durch den König. Die zweite Kammer wird aus Mitgliedern bestehen, die direct auf vier Jahre von allen großjährigen Bürgern gewählt werden sind, die sich im vollen Genuß ihrer bürgerlichen Rechte befinden und die an directen Abgaben einen, durch das Wahlgesetz näher zu bestimmenden Census bezahlen. Dieser Census darf nicht 160 Gulden überschreiten und darf nicht unter 20 Gulden herabgehen. Die Zahl der Deputirten wird im Verhältnisse zur Bevölkerung stehen, in dem Verhältnisse von einem Abgeordneten auf 45,000 Menschen. Um für die zweite Kammer wählbar zu sein, muß er Holländer, im vollen Genuß seiner bürgerlichen und politischen Rechte und 30 Jahre alt sein. Keine andere Bedingung darf gestellt werden. Die Mitglieder der zweiten Kammer werden einen Gehalt von 2000 Gulden jährlich beziehen. Nach dem alten Grundgesetze wählte der König die Mitglieder der ersten Kammer auf Lebenszeit, die einen jährlichen Gehalt von 3000 Gulden bezogen. Die Mitglieder der ersten Kammer, 39 an der Zahl, werden von den Provinzialständen gewählt werden; sie müssen in der Classe von Bürgern gehören, welche die höchsten directen Steuern bezahlen. Was die andern Bedingungen anbelangt, so müssen sie, wie die Mitglieder der zweiten Kammer, Holländer, 30 Jahre alt und im vollen Genuß ihrer bürgerlichen und politischen Rechte sein. Die Mitglieder der ersten Kammer werden auf neun Jahre gewählt, ihre Thäten werden durch das Gesetz geregelt.

Der General-Procurator und die Mitglieder des höchsten Gerichts und der Rechnungskammer können nicht in die General-Staaten gewählt werden. Ebenso sind ausgeschlossen die Gouverneure der Provinzen und die Mitglieder des Clerus. Die Militairs in Activität, welche zu Deputirten gewählt werden, werden dem Gesetze gefolgt in Richtsicherheit gesetzt. Endlich ist kein Beamter in dem Districte wählbar, in welchem er sein Amt verwaltet.

Die neue Verfassung giebt der zweiten Kammer das Anklagerecht, welches nach dem Gesetze geregelt werden soll; außerdem giebt sie ihr das Recht der Initiative und des Amendements; endlich bestimmt sie, daß das Budget der Einnahmen und Ausgaben alljährlich beim werde. Man weiß, daß nach dem alten Grundgesetze das Budget auf der einen Seite für zehn, auf der andern für zwei Jahre galt. Sie verordnet außerdem die Veröffentlichung der Verhandlungen, und dies bezieht sich so gut auf die erste, wie auf die zweite Kammer.

Andere Concessionen sind gemacht, um die allgemeinen Rechte der Bürger zu schützen. Holland hat sich daran erinnert, daß es früher der Zufluchtsort der unabhängigen Philosophie, das Asyl eines Descartes, Bayle, Voltaire, Jean Jaquet Rousseau, Mirabeau gewesen ist. Die neue Verfassung bestimmt, daß Niemand einer besonderen Autorisation bedarf, um seine Gedanken oder Ansichten durch die Presse zu veröffentlichen, vorbehaltlich der Verantwortlichkeit vor den Gesetzen. Sie erkennt auch das Assoziationsrecht an, fügt aber hinzu, daß das Gesetz dieses Recht im Interesse der öffentlichen Ruhe regelt und begränzt.

Dieses sind die hauptsächlichsten Neuerungen, die durch das neue Grundgesetz herbeigeführt fund-

Digitized by Google

Sie müssen erheblich erschienen, wenn man bedenkt, mit welcher Zähigkeit die Reformen, selbst die allerbescheidensten, früher zurückgewiesen wurden. Jetzt ist Holland erwacht; es hat vollständig den ernsten Weg einer Repräsentativ-Regierung beschreiten wollen. — Aber indem wir den Anstrengungen des constitutionellen Hollands unsern vollen Beifall schenken, indem wir durchaus die Dienste zu würdigen wissen, die eine besonnen reformirende Regierung thun erweist, so müssen wir doch bemerken, daß die belgische Verfassung nichts zu fürchten hat durch einen Vergleich mit diesem neuen Grundgesetz. Es ist noch ein gewisser Zwischenraum zwischen den Institutionen der beiden Länder. Man könnte diesen Unterschied in zwei Worten charakterisiren: Holland schreitet auf das Ziel zu, das Belgien schon vor 18 Jahren erreicht hat. Holland weist nicht mehr liberale und demokratische Principien zurück, aber es giebt ihnen noch nicht die Ausdehnung, welche sie in der belgischen Verfassung und in den Gesetzen erreicht, welche die Session von 1847—48 denkwürdig gemacht haben.

(Pindependance belge.)

Literatur.

Bibliographie.

Dänemark.

Arnesen, ny latinsk Ordbog til Brug for den studerende Ungdom.

Birkedal, Nyd og Naade, Prädikener, I.

Blauenfeld, Vaabenstillstanden i Malmö.

Brandt, Riim og Sange til Fädrelandets Historie.

Krüger, Genealogiske Tabeller til de europäiske Staaters Historie fra disses Stiftelse indtil vor Tid.

Michael, B. W., St. Olafs Dag, Drama.

Oehlenschläger, Kjartan og Gudrun, Tragoedie.

Selskabs, det Kongl. medicinske, Skrifter, ny Räkke, I.

Selmer, Aarbog for Kjöbenhavns Universitet.

Tidsskrivt, theologisk, udgivet af Prof. Scharling og Engelstoft, XII, I. VI, I.

Tryde, Digte og Riim for Börn. 4te Oplag.

Ussmann, Nagle Ord om Nutid og Fremtid.

Schweden.

Dahm, Sveriges historia. Forsök til Läsebog för Skolens lägsta Klasser.

—— Allmän Geographie, Läsebok för Skolemester-Seminarier.

Skiärningar ur det busliga lifvet af Onkel J. H.

Stöckhardt, Kemie-Skola, oversat af Ullgreen, 1ste. H.

Wissenschaft und Kunst.

Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen.

(Sitzungen im Jahre 1848.)

Sitzung vom 3. März.

Der Secretair Kopferengrath Oersted hielt dem Professor Zeise eine Gedächtnißrede, der wir Folgendes entnehmen:

„Gegen Schluß des vorigen Jahres wurde die Gesellschaft eines wirksamen Mitgliedes beraubt, des berühmten Chemikers William Christopher Zeise, Ritters des Dannebrog und Nordsterns, Professors der Chemie an der Universität zu Kopenhagen und der polytechnischen Lehranstalt.

Er ward am 15. Oktober 1789 in Slagelse geboren, wo sein Vater Friedrik Zeise, Apotheker war. Sein Großvater mütterlicher Seite litt an sehr starker Hypochondrie, welche auch auf ihn in einem hohen Grade übergieng. In seinem 11. Jahre wurde er nach einem Institut in Soröe geschickt, wo er bei dem bekannten satyrischen Geschichtschreiber Riegels wohnte. In seinem 13. Jahre besuchte er Slagelse's gelehrte Schule. Im Jahre 1805 wurde er Lehrling in der Hofapotheke zu Kopenhagen, fühlte jedoch nach einigen Monaten seine Gesundheit dergestalt angegriffen, daß er auf seinen Wunsch wieder nach Hause kam; er hatte unterdessen chemische und naturwissenschaftliche Bücher gelesen, und versuchte verschiedene pharmeceutische Präparate darzustellen, und machte solche Fortschritte, daß er in der Apotheke seines Vaters die Veränderung aufsuchen konnte, welche die damals herausgekommene Pharmakopoe mit ihrer neuen Kunstsprache erforderte. Er äußerte Lust nach Kopenhagen zu kommen, nicht um wieder in eine Apotheke einzutreten, sondern um sich freier und mit größerem Erfolge auf die Chemie legen zu können. Er studirte nun unter Oersted Leitung, wozu er Lust bekommen hatte, nachdem er einige Abhandlungen dieses großen Naturforschers gelesen. Seine Lage hatte allen Zwang, aber als er merkte, daß er in Schulwissenschaften noch zurück sei, studirte er mit dem unermüdlichsten Fleiße und wurde 1809 Student.

Im Anfang seiner akademischen Laufbahn war es seine Absicht Medicin zu studiren, aber er gab diesen Plan bald auf, und widmete sich ganz der Chemie. Um irgend eine sichere Aussicht zu haben, unternahm er sich 1815 den pharmaceutischen Examen, in welchem er mit ausgezeichneter Ehre bestand. Nachdem er sich später der Magisterkouferenz unterworfen hatte, erwarb er sich im Oktober 1818 den philosophischen Doctor- und Magistergrad. Die Abhandlung welche er vertheidigte, handelte über die Wirkung der Lungen auf den Zucker, eine Abhandlung, in welcher man schon den selbstständigen Experimentator sieht.

Im Jahr 1818 unternahm er eine Reise ins Ausland, und hielt sich ungefähr ein halbes Jahr in Göttingen auf, wo er Stromeyers Leitung benutzte, und ein Jahr in Paris, wo er sich besonders von Thenard's Vortrag angezogen fühlte. In Paris traf er Berzelius, welchen er mit Recht bewunderte, und der viel Wohlwollen für den jungen, dänischen Chemiker faßte, und beständig Achtung und Freundschaft für ihn hegte.

In einem kleinen Laboratorium, welches Zeise nach seiner Heimkehr mit Oersted theilte, entdeckte er im Jahr 1822 die Xanlogensäure, worüber er der Gesellschaft der Wissenschaften eine Abhandlung einreichte, welche in ihre Schriften aufgenommen, und mit der silbernen Medaille gekrönt wurde.

Der polytechnischen Lehranstalt, an deren Errichtung er Theil nahm, gab er eine ausgedehnte Wirksamkeit. Ungeachtet seine Arbeiten, so wie die anderer Chemiker, sich über mannigfache Gegenstände erstreckten, so findet man doch in dem größten Theil seiner Untersuchungen eine gewisse Einheit, der Schwefel bildete, so zu sagen, den Mittelpunkt darin. Von seinen späteren Entdeckungen wollen wir anführen:

Das Mercaptan und Thialoilen, von anderen weniger wichtigen Stoffen, welche er noch bei seinen Untersuchungen fand, mag genannt werden:

Uranschwefel, Ammoniumschwefel, Cyanschwefel, welches ebenfalls eine Schwefelverbindung ist. Einige Platinverbindungen kamen auch auf eine eigenthümliche Weise in seine Untersuchungen, hierdurch kam er wieder zu anderen, welche ihn zu der Entdeckung einer Verbindung zwischen Aether und Chlorplatin führten. Ueber die Verbindung des Phosphors mit Aceton-Aether und Weingeist stellte er viele Untersuchungen an, die mit den schon genannten in Verbindung stehen, und welche ihm wichtige, wenn auch nur vorläufige Resultate gaben, die durchzuführen ihm nicht vergönnt war.

Außer diesen größeren und mehr zusammenhängenden Untersuchungsstreik, gab er eine Abhandlung über die Stoffe, welche bei der Destillation des Tabacks entwickelt werden, heraus, und fand u. a. Buttersäure. Ebenfalls stellte er das Caroïn dar. Alle seine Untersuchungen zeichnen sich durch einen hohen Grad von Genauigkeit aus, und haben deshalb in der wissenschaftlichen Welt allgemeinen Zutrauen gefunden. Sie nehmen in allen Lehrbüchern, worin die dahingehenden Gegenstände verhandelt werden, einen ehrenvollen Platz ein.

Seine Lehrbücher tragen nicht minder den Stempel der Gründlichkeit. Der erste Band seiner Chemie, welcher 1829 erschien, verdient schon dieses Lob, und noch mehr sein Lehrbuch über die Chemie der organischen Stoffe, ein Werk, welches erst nach seinem Tode herauskam.

Zeise's Verdienste wurden vom Könige, Friedrich VI., im Jahr 1836 mit dem Ritterorden des Dannebrog gefördnt, und von Schwedens König Carl Johann mit dem Nordsternorden, welchen er empfing, als er im Jahr 1842 an der skandinavischen Naturforscherversammlung Theil nahm.

Aus seinem wirksamen Leben wurde er am 12. November 1847 abgerufen."

Professor Eschricht theilte eine Abhandlung über den Grönlandwallfisch (Balaena Mysticetus L.) mit.

Als Stoff des anatomischen Gegenstandes haben theils ein vollständiges Skelett, welches Kapt. Holböll 1846 sandte, theils die Eingeweide eines neugebornen Wallfisches gedient.

In der Darstellung der früheren und gegenwärtigen geographischen Verbreitung des Thieres, gab Prof. Eschricht einige fernere Beiträge zur Bekräftigung seiner früher vertheidigten Ansichten:

1) daß der Grönlandwallfisch zu allen Zeiten, so wie ebenfalls jetzt, sich ausschließlich im Eismeere, in den Grönlandsmeeren aufgehalten habe, namentlich in der Nähe des Eises, und daß sein jährliches Ziehen ganz auf den, dem Jahreswechsel folgenden Veränderungen des festen Eises, beruhe;

2) daß der, nur im Südmeer vorkommende kleine, lebendigere Balaena australis, früher ebenfalls in den nördlichen Fahrwassern repräsentirt gewesen sei, namentlich in dem Meere zwischen Norwegens und Islands Küsten, im Winter vielleicht auch südlicher, und vorzugsweise in der Biskajabucht.

Die Abhandlung wird in extenso in den Schriften der Gesellschaft mitgetheilt werden.

Feuilleton.

Die September-Feste in Brüssel.

Nichts ist wohl mehr im Stande, einen Beweis von den glücklichen Zuständen in Belgien, von der Wohlfahrt des belgischen Volkes zu geben, als der

Digitized by Google

Umstand, daß wir in diesen schwerwiegenden Zeiten voll Ernst und Schrecken, die Nachbarn des nach Entwickelung ringenden Deutschlands, des hart bedrängten Frankreichs ein glänzendes Fest feiern sehn, bei dem sie, mit Stolz und Genugthuung auf ihre Vergeist zurückblickend, vertrauensvoll der Zukunft entgegen sehn können. — Vom 22. bis zum 26. September wurden in Brüssel die Jahrestage des vor achtzehn Jahren so glorreich endenden Befreiungskampfes auf eine Weise begangen, deren Glanz ein forschendes Zeugniß ablegte, von der einmüthigen Betheiligung der Regierung nicht minder, wie des ganzen Volkes. Das ganze Land war zur Betheiligung aufgefordert, und die Herbeieilung des befreiten Vaterlandes fand in den Herzen Aller einen mächtigen Anklang. Das Heer und die Bürgerwehr sollten bei einer großen vereinigten Heerschau, das Schauspiel ihrer vereinten Kraft darlegen, die Männer welche den reichen belgischen Boden durch Arbeit, Fleiß und Wissenschaft so segnerisch machen, sollten in einem Congreß zusammentreten, um ihre Ansichten und Erfahrungen über die reiche Quelle der vaterländischen Wohlfahrt, den Ackerbau auszutauschen, die vielfachen Produkte des Landes sollten neben den Erzeugnissen der Kunst in einer Ausstellung prangen, und endlich sollte der Ruhm, die Kraft und die Wohlfahrt des Vaterlandes in feierlichen Aufzügen dem Volke verkündet werden. Jede dieser Feierlichkeiten sollte in ihrer Gegenwart vertreten werden, auch die Vergangenheit sollte das Ihrige mit beisteuern, und sogar das kindlich Naive derselben bei diesem Feste noch einmal zu Ehren gelangen. Es giebt kaum eine Stadt in Belgien, welche nicht aus alten Zeiten her irgend eine mythische Person unter ihrer Bürgerschaft zählte, die bei jedem Umzug („Ommegang") feierlich durch die Stadt getragen wird. Alle diese erwähnten Vorfahren aus Holz und Pappe sollten nun in einem großen Zuge vereinigt am dritten Tage durch die Hauptstadt ziehn. — Ueber diesen großen „Ommegang", der jedenfalls das Eigenthümlichste, der Culminationspunkt des Festes war, entnehmen wir der Beschreibung der „Independance belge" Folgendes:

— — „Play also! Play für den Ommegang! Er setzt sich in Bewegung, er kommt! Hurrah, hurrah! dreimal Hurrah! Und in der That, es erschallen Freudenrufe, man lacht, die Volksmassen theilen sich, um ihn durchzulassen. Die Fenster, die Altane sind mit Zuschauern überfüllt, die Straßen festlich geschmückt, Guirlanden und Laubgewinde laufen von Löbe zu Löbe, von Zweier zu Zweier; tausend Wimpel flattern durch die Luft; hier sind es grüne Bäume, dort Trophäen, Schilde, allegorische Transparente, noch weiter Candelaber, Vasen, Fahnen, welche die Straßen zieren, durch die der Zug gehen soll. Jedermann hat sein Bestes gethan, denn Jedermann hat zum Feste mit wirken wollen. Und es ist nicht genug, daß man die Freunde willsringe, man soll auch würdig die edlen Personen empfangen, welche in sich den naiven Glauben unserer Väter vergegenwärtigen.

Jetzt aber Achtung! Wir werden nichts von dem Peloton Gendarmen sagen, welches den Zug eröffnet. Jedermann hat mehr oder weniger Gendarmen gesehen, ihre Beschreibung würde nichts überraschendes haben. Nach den Gendarmen folgen die Pfuncierer, und dann unmittelbar darauf — wer glaubt Ihr wohl? Die Riesen von Brüssel! Spaß, wie unartig! Wie? Sie laden die Riesenfrosphaft des ganzen Landes zu sich ein und statt zu Hause die Honneurs zu machen, gehn sie ganz klug voran an der Spitze, und lassen ihre Gäste wie Bediente nachkommen. Pfui! Die Erziehung dieser Riesen muß wieder von vorn angefangen werden.

Wenn es noch „Janchen" allein wäre, der sich diesen Mangel an Lebensart hätte zu Schulden kommen lassen! „Janchen" ist der Jüngste der Familie, er trägt noch den Fallhut und das Sabbetbärtchen. Man hat ihn für diese Gelegenheit sogar einen ganz neuen Fallhut gemacht; er spielt noch mit der Klappe und ist kaum sieben bis acht Fuß hoch. In diesem Alter, oder sagen wir lieber bei einer solchen Gestalt ist es erlaubt, die Regeln der Höflichkeit noch nicht zu kennen. „Janchen" läuft voraus, tanzt, springt, und macht allerlei Faxen. Das paßt zu seinem Alter. Hinter ihm kommt sein Oheim geschritten, mit gewaltetem Kopf und Haarbeutel, dann die Großmutter, eine gute Alte ohne Zähne, und der Großvater, ein verschmitzter Advocat, der eine Perrücke aus Ludwig XIV. Zeit trägt. Vergebens baten wir das gute „Mariechen", die Tante gesucht, und das ganze Publikum mit uns. Man sagte uns, daß sie das letzte Mal, wo sie sich gezeigt, einen Fehltritt gethan und zu Falle gekommen sei. Beim Falle brach sie die Nase, oder sonst etwas, so daß sie daran gestorben ist und die Familie der Riesen von Brüssel also unvollständig erscheinen mußte. Außer dieser Familie besitzt Brüssel noch den „großen Riesen", einen prächtigen Türken von erschreckenden Ausmessen, und welcher der „große Riese" sein würde, wenn es keinen größeren gäbe. Allein es giebt größere. Man sehe diesen vom Kopf bis zum Fuß gerüsteten Ritter, welcher auf einem Rothschild sitzt. Er stellt die Gesellschaft der Rhetorica von Hasselt vor. Was Teufel mag die Rhetorica mit diesem Menschen gemein haben? Wenn dieser Ritter aufrecht stünde, da wäre er wohl fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch. Aber hier ist der Großvater von Mecheln! Das ist ein Kerl, der kann's mit dem Ritter von Mecheln aufnehmen. Er wird, wie sein Geschirre von vier Pferden gezogen, die fürwahr ihre Last daran haben. Wie er daher gleht, bredt er majestätisch den Kopf rechts und links, und blickt mit Geringschätzung auf die Menschenmenge herunter, über der er schwebt. An den Kerl dachte gewiß Horaz, als er anrief:

„Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae!"

Sämmtliche Riesen von Mecheln verdienen übrigens erwähnt zu werden. Der Vater, die Mutter und die drei Kinder sind des Großvaters würdig. Soll ich es gestehen: es wollte mir scheinen, als hätten sie der Brüsseler Riesen etwas niedergedrückt. Es lohnt wohl der Mühe, eine Hauptstadt zu sein, wenn man so in seinen großen Männern heruntergesetzt wird!

Aber was ist das für ein großes Roß? Erkennt Ihr es nicht an den vier Kriegern, die es trägt? Es ist Bayard, der die vier Haimonskinder zum Kriege führt. Er kommt geradewegs von Lierre. Wir wußten nicht, daß die vier Brüder dort von ihren Heldenthaten ausruhten. Bayard ist nicht das einzige Thier im Zuge. Hier kommen zwei Kameele geschritten, deren jedes einen — Höcker. . . nein, einen Liebesgott auf dem Rücken trägt. Liebesgötter und Kameele! Soll das ein Endgramm sein? Wir trauen es den Mechelern nicht zu; denn auch diese Thiere rühren aus Mecheln her. Jedes Kameel wird am Zaume geführt von einem Tänzer, welcher Sprünge macht, wie sie in keinem choreographischen Handbuch verzeichnet sind.

Mecheln hat uns außer seinen Riesen, seinen Kameelen, Liebesgöttern und Tänzern auch noch das Glücksrad geschickt. Die Allegorie ist hier schlagend. Auf dem Rade befinden sich: ein Hauswurst, ein Provinzler, ein Bettler, Leute aus allen Klassen; das Rad dreht sich und was oben war ist plötzlich unten. Das ist eine Anspielung auf die Zeiten und heute wahrer, wie je. Die kleine Figur der Fortuna, die sich in der Mitte des Rades befindet, ist sehr reizend und zart ausgeführt. Vielleicht stellt sie nicht gerade die Fortuna vor, denn diese Göttin hat nicht das schamhafte, sanfte Aussehen; sie ist hochmüthig, gebieterisch, voller Scorg. Die kleine Figur blickt aus der Wahrheit zu gleichen, wie sie an den Brunnen steigt in der Kleidung, die Jeder kennt. Aber hört Ihr den Donder? Was ist das, der Donder? Sucht diesmal nicht nach der Etymologie, Ihr würdet sie nicht finden. Der Donder ist der Gesang, den die Bürger von Mons anstimmen, wenn sie gegen den Feind zogen. Heut zu Tage begleitet er die Ankunft des großen befreiten Drachen, der vom tapfern St. Georg bekämpft wurde. Der Drache erschien heute in Begleitung seiner Teufel, seiner Meergötter, seiner Wilden, mit einem Worte, seiner Chischina, wie sie in der Localsprache von Mons heißen. Diese, wie der Drache selbst, stehn in Mons in großem Ansehn, auch hat man sie der Stadt Brüssel nicht entwerfen wollen, ohne ihnen eine Ehrenwache mit zu geben. Eine prachtvolle Compagnie Pompiers war von Mons mit gekommen und schritt im Zuge dem furchtbaren Gegner des Ritters St. Georg voran.

Allein wir wollen hier mit unserer Aufzählung ein Ende machen und die Fehden des Bayard, die zahlreichen Waffenkunststücke zu Pferde, die Sätzen zu Fuß und Hunderte andere Einzelnheiten des Zuges, als heilige Christsprüche und Andere, mit Stillschweigen übergehen."

In der Beschreibung des großen Aufzuges der allegorischen Wagen, der am 25. vor sich ging, gelegen wir wiederum der Independance:

„Ein Peloton des Guides-Regiments eröffnete den Zug; dann kam der Wagen von Luxemburg. Wie kann man Luxemburg verstehn, wird man vielleicht fragen. Habt Ihr die großartigen Waldder der Ardennen vergessen und ihre wilden Bewohner und den Krieg, den die Landleute gegen sie führen? Ihr erinnert Euch also dessen? Nun gut, da errathet Ihr schon den Wagen von Luxemburg. Eine ungeheure niedergebrannte Eiche, die noch hinten und vorn ihre entblätterten Aeste ausstreckt, bildet die Grundlage desselben. Zwischen diesen Aesten sind magdenne Felsblöcke malerisch über einander gelagert und gewähren in ihren Ausbildungen den wilden Bewohnern des Waldes, Bären, Wölfen, Füchsen ein Obdach. Auf der Spitze des höchsten Felsens erscheint der Hirsch des heiligen Hubertus, das Zeichen der Erlösung zwischen dem Geweihe tragend, welches der Legende zu Folge die Bekehrung des christlichen Nimrods hervorrief. Um den Wagen herum bilden Jäger in altertümlichen Tracht die Schützen mit Thierhäuten bedeckt, und die Haare mit Bändern zurückgehalten, eine höchst eigenthümliche Bedeckung.

In diesem kriegerischen und zugleich ländlichen Wagen mußte ein Gegensatz gefunden werden, aber ein Gegensatz der nicht schreckt ist, der vielmehr in diesfelben Umstände hineinzieht. Der Wagen von Limburg, welcher herangieht, wird diesen Gegensatz liefern. Das ist gleichfalls ein ländlicher Wagen, aber er ist der Friede, die Ruhe neben der bewegten Scene, die wir eben beschrieben. Vor

Digitized by Google

einer beschiedenen mit Stroh bedeckten Hütte, deren Pfosten aus Baumästen geflochtet sind, beschäftigt sich eine friedliche Bauernfamilie mit der Viehzucht. Auf dem Strohdach der Hütte sieht man und girren Tauben, wahrhaftige Tauben. Nichts vermag den Reiz dieser kleinen Scene wiederzugeben. Wie gern diesen Wagen dem der Zagd vor; er ist wahrer, natürlicher, und das ist bezeichnend. Alle letzteren hat man zu ungeheuerlichen Bären und Wölfen seine Zuflucht genommen. Wie vollkommen und die Täuschung war, sie konnte doch der Natur nicht nahe kommen. Auf dem Limburger Wagen sind sogar die Thiere lebendig, was am meisten zu der Wirkung des Ganzen beiträgt. Der Wagen ward von vier wunderschönen Ochsen gezogen.

Auf die Viehzucht folgt der Ackerbau: Korngarben, Wiesenbau, Landbau-Produkte jeder Art liegen in künstlicher Anordnung vor uns. Vorn ruhen Schnitter auf ihren Garben, hinten befindet sich ein Fischerkahn, und es sind Fischer, die in ihrer malerischen Tracht den Wagen umgeben. Wer erkennt nicht Wohlstanden in diesem allegorischen Bilde. Die Ackerbauer und der Ringgeend von Brügge, die Fischer von Ostende und Blankenberg? Seid gegrüßt Ihr beschäftenen unermüdlichen Arbeiter! Der Ackerbau ist von jeher der Stolz und die Ehre Belgiens gewesen. Unsere Landbauer sind hinter ihren Vorfahren nicht zurückgeblieben.

Aber nimmt die Industrie nicht auch Theil an unserem Ruhm? Hört Ihr die schweren Hämmer taktmäßig auf den Ambos fallen? Seht Ihr den feinen Puddlings-Ofen? diesen hohen mächtigen Kamin, seinen Augenblick Rauchwolken zu entsenden bereit, diese Bogenwölbungen, diese schweren Ketten? Diese Frau mit dem ernsten Blick, deren Haupt ein eisernes Diadem schmückt, deren Hand einen Hammer von Eisen statt des Scepters trägt, die auf einem Amboß ausruht des Thrones würdig? — Diese Frau ist die Industrie, dieser Wagen ist der der Provinz Namur.

Aber wie viele Einfreiche bei dem Wort Industrie! Hennegau, Lüttich, Brabant kommen um einen Theil des Ruhmes ein und legen mit Stolz ihre Ansprüche auf die Siegespalme zur Schau. Seht diesen ungeheuren, prachtvollen Wagen, so schwer beladen, daß die Achse kracht, daß die Räder die Erde erbeben machen, daß vier unbezwingig kräftige Pferde kaum im Stande sind, ihn in Bewegung zu setzen. Das ist der Wagen Hennegau's. Ein prachtvoller Dornicker Teppich breitet seine glänzenden Farben und sein dichtes Gewebe aus, neben einem ungeheuren Steinkohlenblock, der wohl einen Cubikmeter mißt. Gußeisbücher von bedeutendem Umfange, Mineralien, kurz Proben von sämmtlichen Erzeugnissen dieser reichen Provinz liegen durch einander sehr künstlich aufgehäuft. Hinten auf dem Wagen erhebt sich die allegorische Figur Hennegau's.

Aber hier kommt Lüttich, — man muß auf alle Beschreibung verzichten. Sein Wagen ist unterdingt der Bewerkenswerthesten des Zuges. Welche Meisterwerke verdankt man nicht dem Gewerbsfleiße dieser Provinz! Dampfmaschinen, Locomotiven, Webstühle, Waffen, aller Art, Tuch, — sie hat von dem Allen geschickt, und ihre Modelle den Verhältnissen angepaßt, daß sie Platz finden konnten auf ihrem hohen Wagen, vier Meter breiten Wagen. In gothischer Art des vierzehnten Jahrhunderts gebaut, trägt er an jeder Ecke Fahnen aus Zitzten, Büchsen, Musketen, Pistolen und Säbeln zusammengesetzt. In der Mitte ein Dampfkessel, Haubitzen, Kanonen, Stücke von Gußeisen. Die Rückseite nimmt die Form des Hintertheils eines Dampfschiffes an. Allein wir weiberholen es noch einmal, jede Beschreibung wäre ungenügend, unvollständig. Wir wollen bloß hinzufügen, daß Lüttich eine Ehre darin gesetzt hat, Alles zu schicken, was dazu beitragen konnte, die Provinz würdig bei dem Feste zu vertreten. Sogar die zwölf Pferde, welche vor diesen bewegliche Hochöfen gespannt sind, kommen mit sammt dem Geschirre aus Lüttich.

Doch welch' vollständiger Gegensatz! Reizende Mädchen in weißem Anzuge, mit Blumen bekränzt, stehen in einer Art von Schiff, das die Form der alten Galeere der Rhederei hat. Es sind diese jungen Mädchen die Symbole der Brabanter Städte zweiten Ranges. Das Schiff selber stellt das Staatsschiff vor, und Brabant, dessen Hauptstadt zugleich die Hauptstadt Belgiens ist, konnte keine bezeichnendere Allegorie ersinnen. Am Hintertheil des Schiffes erhebt sich ein kleiner Pavillon, von leichten Säulen getragen. Unter demselben ruht eine Frau von majestätischer Gestalt auf einem Thron. Die Frau ist die Stadt Brüssel.

Aber vorwärts, vorwärts! wir haben noch allerlei zu erwähnen. Dieses Mal ist es keine phrasische Galeere mehr, die vor unseren Blicken erscheint; es ist ein leichter Dreimaster, der mit vollen Segeln auf einem stillen Meere dahinfährt. Hört die Gesänge der Matrosen, die im Tauwerk auf und abklettern! Seht die Schiffsjungen, wie sie oben in den Raaen schweben, und ihr erkennt Antwerpen, die edle Seemetropole Belgiens. Wer hätte ihr die Ehre streitig machen können, den Handel zu vertreten, und wie hätte sie dies besser thun können, als durch das hübsche Schiff von der eleganteften Form, mit dem reizenden Kiele, das vollkommene Verhältniß jener Schiffe, auf welchen unsere kühnen Seefahrer nach den fernsten Gegenden die Erzeugnisse unserer Fabriken, unseres Bodens ausführen! Antwerpen hat dies kleine Schiff die „Antwerpenia" getauft und mit Recht. Es durfte einem seiner reizendsten Kinder seinen Namen nicht verlagen. Die Antwerpenerin ist das Kind der Stadt. Sie wurde dort bereits vor zwei Jahrhunderten erdaut, allein die Zeit hat nichts von der Grazie ihrer Formen, von der Eleganz ihrer Bewegungen geraubt. Mögen Wind und Meer Dir günstig sein, Du hübsches Fregatschiff, möge Deine junge Mannschaft so freudig, so voll Vertrauen nie gegen Gefahren zu kämpfen haben!

Hinter der „Antwerpenerin" zieht eine Schaar belgischer und fremder Seeleute, welche ungeheure Flaggen tragen mit den Farben der Hauptnationen, die auf dem Meere verkehren. Die belgische und die französische Flagge sind neben einander an der Spitze. Die übrigen folgen; wir bemerken unter den Matrosen mehrere Schwarze, die von Zeit zu Zeit die wunderlichen Gesänge ihrer Heimath ertönen lassen, die dann von den andern Seeleuten im Chor erwidert werden.

Antwerpen ist nicht blos die Handelsmetropole, sondern auch die Vaterstadt Rubens', und es können seine commerciellen Anspräche bloß seine künstlerischen aufwiegen. Antwerpen hat nicht unvollständig im Nationalzuge vertreten werden wollen. Sein doppelter Anspruch konnte zur Verherrlichung zweier Städte genügen, und damit man seinen doppelten Ruhm bemerken könne, hat Antwerpen den Rubens-Wagen geschickt.

Dieser Wagen ist nicht, wie die anderen, ein Gelegenheitswerk, er ist ein Kunstwerk in der wahren Bedeutung des Wortes. Im Jahr 1840 gebaut, nach den eigenen Skizzen von Rubens, um beim Feste zu erscheinen, welches Antwerpen alle hundert Jahre zu Ehren seines großen Künstlers feiert, ist derselbe ebenso merkwürdig in seinem Ganzen, wie in seinen Einzelnheiten. Die ganze Basis stellt ein riesenhaftes See-Ungeheuer vor, dessen aufgesperrter Rachen den Deichsel des Wagens faßt. Den Hintertheil bildet ein Triton, gleichfalls von riesenmäßigen Verhältnissen und künstlich ausgeschnitzt, der in eine Nohmuschel bläst, gleichsam um die Bewohner des Oceans und den Wagen zu verkaufen. Delphine, die Genien auf ihren Rücken tragen, eilen auf diesen Aufruf herbei und umgeben die Seiten des rollenden Schiffes — denn wir vergaßen zu sagen, daß dieser Wagen ebenfalls in der Form einer Galeere gebaut ist. Hinten auf dem Wagen und auf einem Fußgestelle steht ein junges Mädchen, die Scirn mit einer Mauerkrone geschmückt, die Schulter mit einem wallenden Purpurmantel bedeckt — dasselbe stellt die Stadt Antwerpen vor. In der Mitte, vor einem Maste, welcher aus Fahnen und aus sämmtlichen Attributen der Kunst gebildete Trophäen trägt, steht der Sessel, oder, um besser zu sagen, der Stuhl von Rubens, umgeben von vier Kariatiden, in ihrer neuen Stellung und in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts.

Bevor dieses wahre Antwerpen diesen Wagen für sich allein beanspruchen, der Ruhm des großen Künstlers gehört der Nation an und in den Gedanken der Nachwelt des heutigen Festes, welcher sich auf der Basis des Zuges befindet, verschmilzt der Belgische Wagen den Ruhm der belgischen Kunst. Es ist in der That der Wagen der schönen Künste. Acht schwarze Pferde mit wunderschönen rothen Geschirren, zu je vier neben einander gespannt, verwägen kaum den Wagen in Bewegung zu setzen. Vorn auf der dreieckigen Galeere stehen Raubschiffer, aus welchen Wohlgerüche in duftenden Wolken emporsteigen.

Während wir der zwei Wagen und Personen nach einander Erwähnung thaten, vergaßen wir, einen dritten zu bezeichnen, der jene beiden trennte, und doch verdient er vielleicht mehr, als jeder andere eine besondere Meldung. Es ist dies der Wagen des Gartenbaues.

Wir brauchen hier die Allegorien nicht zu deuten. Woher kommt dies beweglichen Paradies Pomonen, wenn nicht aus der lachenden Gegend, die man mit so vielem Recht Europa's Garten nennt. Was konnte Gent, die Stadt der Blumen, uns Besseres schicken, als Blumen? Es ist kein Wagen, es ist ein Blumenbeet, und ist noch mehr, es ist ein Garten, ein Ort der Wonne, über den Flora ihre besten Schätze ausgegossen hat, von den hohen Palmen Amerika's bis zur lieblichen Rose unserer Gegenden, von den dornigen Cacteen bis zur schlanken, bleudenden Lilie. Die Göttin selbst sitzt auf einem Thron von Moos, über ihrem Haupte schwebt eine grüne Kuppel mit einer Krone geschmückt, von der Blumengewinde herabhängen. Auch aus der Mitte der Palmbäume entspringen Guirlanden, die nach außen von Gärtnern gehalten werden, die als Amorettini einen leichten Rechen tragen und den Wagen umgeben.

Wie haben in flüchtigen Zügen die symbolische Vertretung der neun Provinzen skizzirt. Nachdem man jede derselben in ihren besonderen Zügen dargestellt hatte, mußte man sie in einem gemeinsamen Sinnbilde vereinigen, man wußte das Vaterland zeigen, einig und stark durch seine Gesetze, seine Einrichtungen, seine politische und administrative Organisation, während es getrennt ist vom Standpunkte des Landbaues, der Künste, der Gewerbe, je nach den Zähigkeiten, den Genius, den natür-

Digitized by Google

lichen oder festlichen Hülfsmitteln seiner Einwohner in den verschiedenen Theilen seines Grundgebiets. Auf die besonderen Wagen einer jeden Provinz folgte also der Wagen Belgiens. Unter einer ungeheuren, von Säulen und Karyatiden getragenen Kuppel ßßt ein majeßätisches Ehrfurcht gebietendes Weib auf einem steinernen Sockel; sie hält in der einen Hand ein Buch, in welchem der Verfassungsbund aufgezeichnet ßeht, und in der andern eine Vorbeerkrone. An den vier Ecken des Wagens finden Standbilder, welche die Kunst, den Gewerbsfleiß, den Handel und den Ackerbau verkünden. Ueber der Kuppel erhebt ßch eine Königskrone, die von Löwen umgeben ßt, welche die Wappen der Provingen halten. Noch andere Löwen liegen zu den Füßen des Bildes, welches Belgien vorßellt. Das ganze Denkmal — denn es ßt ein solches — ßt weiß mit Gold, und von acht Pferden in goldenen Geschirren gezogen, die Kutscher in römischer Tracht führen.

Wie haben bis jetzt das Heer nicht erwähnt. Und doch konnte es nicht aus einem Nationalzuge wegbleiben, der dem ganzen Ruhm Belgiens gewidmet war. Der Wagen des Kriegsruhms war also derjenige, der darin ein natürlichßes vorkommen mußte. Allein dieser folgte nicht unmittelbar nach dem Belgiens. Er war davon getrennt durch die Armee-Abtheilungen, die gleichfalls bereitwillig auf die Einladung eingegangen waren, die man an ßie gerichtet, um ihre Mitwirkung zum Glanze des Festes in Anßruch zu nehmen.

Sämmtliche Zunftvorßeher der ganzen Brüßeler Nationalgarde eröffneten diesen Theil des Zuges. Darauf folgte eine, die ganze Garde vertretende Compagnie, dann die Artillerie der Bürgerwehr und eine Deputation der Verwundeten der Septembertage.

Dann kam der Wagen. Wir halten es für überflüßig, eine Beschreibung deßelben zu liefern. Man erräth ßchon, was es sein konnte. Trophäen, Kanonen, altertümliche und ßhrische Waffen, moderne Flußenmen und eine Unzahl Fahnen durch die Luft flatternd. Der Wagen ward von acht Pferden gezogen, deren jedes am Zaum von einem Unterofficier geführt ward. Darauf folgten die Brüßeler Schützen, die Musik des Elite-Corps, und die verschiedenen Gesellschaften der „Waffenbrüder des Kaiserreichs" mit den Fahnen, die ßie so oft zum Siege geführt, und welche ßie als theure Ueberbleibßel bewahrt haben. Dann kamen die Musik-Corps der Guides-Regimenter, der Ulanen und der Bürgergarde zu Pferde; dann diese Bürgergarde ßelbß, und endlich Abtheilungen aus den verschiedenen Armeecorps.

Wie haben am Anfange dieser Erzählung bemerkt, und müßen es hier wiederholen, daß man nicht glauben ßoll, diese rasche und unvollßändige Beschreibung könne genügen, um auch nur eine unvollkommene Idee beizubringen von den Originellen und Glanzvollen, dem zu gleicher Zeit Ehrfurcht gebietenden und maleriſchen Charakter dieses Zuges, welcher einzig in den Annalen unserer nationalen Feße daßeht. Das, was derartigen Feierlichkeiten ihren Stempel aufdrückt, ßt das Einzelne, das mit Behausen oder unwillkührlich in diesem Berichte haben übergehen müßen. So z. B. haben wir der Hirten nicht Erwähnung gethan, die, begleitet von ihren Hunden, der Wagen von Limburg umgaben; auch die Bergknappen haben wir nicht genannt, welche für Thaten der Aufopferung Ehrenzeichen erhalten hatten und dem Wagen Lüttichs folgten, so wie die Musik der Blankenberger Fischer im National-Costüm, welche unter Trompetenschall den Wagen Weißlandens begleiteten, und noch viele andere charakteriſtiſche Einzelnheiten, deren Anführung vielleicht langweilig erſcheinen könnte, die aber dem Zuge einen besonderen Charakter verliehen und gleichsam deßen nothwendige Ergänzung bildeten.

Wie müßen gleichfalls die Zwiſchenfälle bei dem Zuge durch die Boulevards, die Plätze und Straßen unberührt laßen. Was könnten wir sagen, um die Bewegung, das Leben in der ganzen Stadt zu beschreiben, die Menge, die ßch um den Zug drängt, die Freude in allen Blicken! Man ßeht, man fühlt das Alles, man nimmt Theil daran, aber man beschreibt es nicht.

Während des ganzen Zuges ließen die Musik-Corps des Zuges Local-Melodien und den verschiedenen Provinzen erdonen; hier war es ein Lütticher Volkslied, dort ein Flamländiſches u. ſ. w.

Auf dem Platze der Katßh angekommen, hielten die Wagen einige Augenblicke an. Die ganze königliche Familie befand ßch auf dem Altan des Schloßes, und ward, wie immer, mit unbeſchreiblicher Begeisterung begrüßt. Lief geeilßet drückte der König durch Geberden die Gefühle aus, welche die Bezeugungen der Sympathien und der Ergebung in ihm erregten, von denen ßie Theil wurden.

Dieser ßchöne Tag sollte nicht ohne Unfall vorübergehen. Doch, seien Sie unbesorgt, meine Leser, der Unfall war kein sehr ernßer, obßchon es ßch um einen Schiffbruch handelt, aber nur einen Schiffbruch auf der Straße. Die niedliche „Antwerpina", wie es ßcheint, wurde an die Wellen des Meers, als ans Straßenpflaßer gewohnt, konnte ihre Umsegelungsreise um die Stadt nicht zu Ende bringen. Nachdem ßie eine erße Havarie auf der Hohenßaße erlitten, scheiterte ßie ganz auf dem hohen Markt. Wir hoffen, daß ßie bis morgen wieder ßott gemacht wird."

Briefwechsel der Redaction.

Hr. T. in F. Unsern ergebenßen Dank für den Artikel; durch ihßrer Eigenßhaften veranlaßt, hatten wir es für beßer, ihn erßt abzudrucken und beßen, daß Sie damit einverßanden ßein werden. Mit bitten Sie aber freundlich, uns deßhalb Ihre uns so angenehme Mitwirkung nicht zu entziehen.

Hr. G. A. B. in B. Mit Dank erhalten. Hinßchtlich der einen Mittheilung haben wir jedoch einige Bedenklichkeiten, die wir Ihnen freundlich mittheilen werden.

Hr. Julius in K. Den Literatur-Artikel haben wir erhalten und danken.

Hr. H. H. Haben Sie gefälligßt mit ähnlichen Beiträgen fort.

Hr. W. W. in H. Wir ßnd Ihnen ßehr verbunden und werden ausführlich schreiben. Herr Baeseler in Mattenhof ßt im Besitz der Stereotype.

H. C. M. in B. Die vermißte Sendung haben wir jetzt erhalten.

Hr. O. D. in K. Sie können den Betreffenden versichern, daß dießmal he ße oft wiederholte Sündenvergebung erhalten und daß wir auch die Autwort einem und andernfalls „verlorßn anseyn" galt.

Anzeigen.

28] In allen soliden Buchhandlungen ßt zu haben:

Handbuch des Wißensmürdigßen aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.

Fünfte Auflage, vermehrt und verbeßert herausgegeben von **W. Mahlmann.**

Ausgabe in 18 Heften.

179 Heft, gr. 8. à Heft 7½ Sgr. (27 Kr. rhein.) Das 16te (letzte Heft) erßheint in 6– 8 Wochen.

Halle, October 1848.

C. A. Schwetßhke und Sohn.

29] Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen erßhien ßo eben:

Der badiſche Aufßand

in ßeinem

innern Zuſammenhange

mit der

Reformbewegung Deutſchlands

von

Carl Morel.

10 Bogen gr. 8°. In Umſchlag geheftet 54 Kr. oder 15 Ngr.

Inhalt. Vorwort. I. Innere Motive der Revolution. II. Die letzten Reactionsverſuche vor der Revolution. III. Die Februar-Revolution und ihre Wirkung auf Deutſchland. IV. Die großen Märztage. V. Die Reformbewegung in Deutſchland und die revolutionäre Verſammlungen in Baden. VI. Die Frankfurterverſammlung. VII. Deutſchland nach den Frankfurtertagen. VIII. Revolutionäre Stimmung in Baden. IX. Der Aufßand. Schlußwort.

30] **Die Meißterwerke mittelhochdeutſcher Dichtkunſt** in hochdeutſcher Uebertragung.

So eben ßt bei uns erßhienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Ritterbuch.

Von

Friedrich Koch.

Erßer Band.

Hartmann's von Aue Iwein und der arme Heinrich.

Schillerformat. 356 Seiten. geheftet 1⅓ Thlr.

Band 2 und 3 werden **Wolfram's von Eßchenbach Parzival** bilden, nächß **Gothes Faußt** das tiefßinnigße Werk deutſcher Dichtkunſt; Band 4. wird den **Triſtan Gottfried's von Straßburg** enthalten und machen wir Alle, welche die Meißterwerke mittelhochdeutſcher Dichtkunſt näher kennen, reſp. als Bildungsmittel benutzen wollen, auf dieſes Unternehmen aufmerkſam.

Halle, October 1848.

C. A. Schwetßhke und Sohn.

31] Im Verlage von Scheitlin u. Zollikofer in St. Gallen ßt erßhienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Synopsis Coniferarum

auctore

Stephano Endlicher.

gr. 8. 25 Bogen mit Holzßhnitten.

3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Ngr.

Wir übergeben hiemit dem naturwißenßhaftlichen Publikum die ausgezeichnete Arbeit des Herrn Directors Endlicher über die Zapfenträger. Der encyclopädiſche Ruf des hochgeßhätzten Hrn. Verfaßers überhebt uns der Nothwendigkeit das vollendete Werk beſonders zu empfehlen.

32] Verlag von Carl B. Lord in Leipzig.

Poz (Pickens).

Vier Weihnachtsgeſchichten.

Der Weihnachtsabend. Die Spinnerjungfern. Das Heimchen. Die Kampf des Lebens. Mit 20 Illuſtrationen von J. Lerch und D. Maclise. Preis eleg. gebunden in engl. Einband 1 Thlr. 20 Sgr. — 2 Fl. 30 Kr. & 4 M. — 3 Fl. 36.

In anſpruchloſer, gemüthlicher und humoriſtiſcher Darſtellungsweiſe bürften dieſe Erzählungen nicht oft übertroffen ſein. Die 20 ergötzlichen Bilder werden das Werkchen noch als ein nun ſo willkommenes Weihnachtsgeſchenk erſcheinen laſſen.

Hierzu eine Beilage.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt:

Tagesgeschichte. Correspondenz: v.d. Kopenhagen: Eröffnung des Reichstags. — Rede des Königs. — Rede des Ministerpräsidenten. — Wahl des Präsidenten und der Secretäre. — Zweite Sitzung. — Ausschußwahl. — Rede des Staatsgrundgesetzes. — Dritte Sitzung: Debatte über die Adresse. —

Entwurf des Staatsgrundgesetzes.

Rede des Premierministers Grafen Moltke.

Tagesgeschichte.

v. d. Kopenhagen, den 24. Oct. Der Reichstag, der den von der Regierung vorgelegten Entwurf zu einem Staatsgrundgesetz berathen soll, ward gestern im Saale des höchsten Gerichts auf dem Christiansborger Schloß von dem König durch folgende herzliche und einfache, kräftig und laut gesprochene Rede eröffnet:

„Dänische Männer! Es gereicht mir sowohl zur Freude als zum Troste, daß ich mich zum ersten Male hier umgeben sehe von den Ausgewählten meines treuen dänischen Volkes. Die Liebe, die Eintracht und die Selbstaufopferung, womit Dieses mich und des Landes heilige Sache in den schweren Tagen, seitdem ich den Thron meiner Väter bestiegen habe, unterstützte, sowie mit Bürgschaft, daß mit Gottes Beistand bald eine bessere Zeit für unser leidendes, durch Gewaltthätigkeit und Zwietracht jetzt so hart geprüftes Vaterland kommen wird. Unter liefgefühlter Erkenntniß des Vergangenen schreite ich jetzt dazu, um mit den vom Volke Erwählten die Verfassung zu berathen, welche ich aus freiem königlichen Willen ihm zugelegt habe, und es ist mein Wunsch, meine Hoffnung auch, mein Stolz, daß dadurch des alten Dänemarks Ehre und Glück aufs neue dauernd befestigt werden.

Durch meine Minister, welchen ich den Zutritt in der Versammlung und das Recht der Wortergreifung, wenn sie es für nöthig erachten, verbeiße, lasse ich Ihnen einen Entwurf zu einem solchen Verfassungsgesetz vorlegen und baue ich sicher auf Ihre treue und ernste Mitwirkung, auf daß eine endliche Ordnung dieser so wichtigen Angelegenheit von der jetzt dazu berufenen Reichsversammlung möge vollbracht werden. — Sollte jedoch dieses nicht gelingen, so ist es doch nicht meine Absicht die Verfassung in Kraft zu setzen, ohne sie erst einer neuen Reichsversammlung vorzulegen. Ich erflehe Gottes Segen auf Sie und Ihr Berathen herab, auf daß es zur Ehre, zum Heil und Glück für unser theures Vaterland gereichen möge."

Beim Schluß dreifachen ertönte ein einstimmiges „Es lebe der König!" begleitet von einem neunmal wiederholten Hoch, das erneuert wurde, als der König den Saal verließ, der leider nicht geräumig genug ist, da er nur 300 Zuhörerstöße hat, für die man Billette ausstheilt. Nachdem der König sich entfernt, verlas der Premier-Minister, Graf Adam Wilhelm Moltke, mit etwas schwacher Stimme eine kurze Schilderung über des Landes Zustand und Stellung (siehe unten) in welcher das Ministerium allerdings ziemlich bestimmt seinen Entschluß ausspricht, in Dänemarks ganzem Recht festzuhalten und es zu vertheidigen, aber über das ziemlich leicht hinweggeht, was Alle zu hören am sehnsüchtigsten erwarteten, nämlich die Gründe, weswegen das Ministerium, wie es nicht wird läugnen können auf Modificationen hinsichtlich des Waffenstillstandes eingegangen ist, obgleich der Minister des Auswärtigen früher ein an alle diplomatischen Agenten Dänemarks im Auslande ergangenes Circular bekannt gemacht hat, in welchem erklärt wird — was man übrigens zu erklären nicht hätte nöthig haben sollen, da Preußen, eine europäische Großmacht, nicht wie ein Kind beute das wird wieder haben wollen, was es gestern zu viel gegeben zu haben glaubt — daß die Regierung sich auf keine Weise auf Modificationen in einem Tractat einlassen werde, der es mit einer Macht abgeschlossen, die sich vollkommen berechtigt erklärt hat, denselben abzubrechen, und tüchtig, ihn aufrecht zu erhalten. Nach Schluß dieser Rede theilte sich die Versammlung unter der Leitung des Alterspräsidenten, Bischof Mynster aus Kopenhagen, der einige einleitende Worte sprach, in 5 Abtheilungen, die in verschiedenen Localen die Vollmachten der Deputirten prüften, wobei gegen 6 berechtigten Einspruche geschahen, die in einer der folgenden Sitzungen zu Verhandlungen kommen werden. Bei den darauf folgenden Wahlen wurden der Etatsrath Professor Schouw, früher mehrere Male Präsident der Roeskilder Stände, zum Präsidenten mit 132, Professor der Theologie Clausen zum Vicepräsidenten mit 103 Stimmen, sowie der Professor Westergaard und der Assessor Uffing (nicht zu verwechseln mit dem bekannten Algreen-Uffing) zu Secretären ernannt. Es waren 149 Deputirte zur Stelle, wovon, so viel man bis jetzt angunehmen berechtigt ist, 10 der aristokratischen Rechten, 103 dem Centrum und 36 der entschiedenen demokratischen Linken anzugehören scheinen, die auch bereits ihre Clubs, in denen sie sich versammeln werden, eingerichtet haben. —

Nachdem in der zweiten Sitzung zuerst die Wahl eines Ausschusses zur Begutachtung der 6 erwähnten Proteste gegen Wahlen von den Reichstagsmitgliedern vorgenommen worden, und dabei diese Angelegenheit discutirt worde, wobei es nicht an interessanten Details fehlte, ward der, von der Regierung ausgearbeitete Entwurf zum Staats-Grundgesetz vorgelegt (siehe unten). Es wird nächstig dazu beitragen, der nitrodemokratischen Partei das Faseln zu rauben, das sie sich so gern geben will, denn die Freisinnigkeit und der echte, aber ruhige demokratische Geist, der sich in dessen Allgemeinheit, wie in seinen besondern Theilen offenbart, zeigt, wie ungeltig diese Clique ihr Geschrei über die freiheitsfeindlichen Bestrebungen erheben hat, die das Ministerium, wie man nach eingenen Andeutungen unbegbar erwarten mußte, bei diesem Entwurf an den Tag legen würde. Allerdings steht uns ein Zweikammersystem bevor, aber beide Kammern sollen durch unmittelbare Wahlen aus dem Volke hervorgehn, was gerade jene Männer sich gar nicht als möglich denken konnten, weshalb sie beständig fortfuhren zu behaupten, daß, wenn die Regierung zwei Kammern vorschlage, dieses nur geschehen würde um in der ersten Kammer eine auf Adel und Geld gestützte Aristocratie zu haben, die sich einer jeden fernern Entwickelung der Volksfreiheit widersetzen sollte. Dieser Agitationsgrund wird jetzt wegfallen, und man wird nur den Standpunkt der Zweckmäßigkeit haben, von dem aus man das System angreifen kann. Der Adel ist in dem Entwurfe wohl nicht ganz aufgehoben, aber es wird hinfort keine Vorrechte desselben mehr geben, und die Bestimmungen, die gegen Errichtung neuer Lehne, Stammhäuser u. s. w. in derselben enthalten sind, werden mit der Zeit die Macht, die unser überdies nicht zahlreicher Adel durch große Grundbesitze noch auszuüben im Stande sein könnte, ohnedies vernichten. Uebrigens sichert der Entwurf vollständige Religionsfreiheit, Preßfreiheit und Vereinigungsrecht in einem noch größeren Umfange, als ihnen in den Verfassungen verschiedener anderer Länder gegeben worden ist. Der Verfassungsentwurf, der bei allen Freunden einer besonnenen Freiheit Beifall gefunden hat *) soll auch nach seiner endlichen Annahme für Schleswig Geltung erhalten, doch nur unter der Voraussetzung, daß es seiner Zeit einer schleswigschen Volksvertretsammlung anheim gegeben werden wird, ob sie das Grundgesetz annehmen, oder dessen wiederholte Discussion einer neuen Reichsversammlung vorlegen will. — In der dritten Sitzung entstand eine Debatte über eine Adresse als Antwort auf des Königs Eröffnungsrede. Während dieser Debatte wurden von mehreren Mitgliedern entschieden und mit Wärme Aufträuerungen über die äußeren Verhältnisse des Reichs verlangt. Dies führte das Ministerium mit in die Debatte hinein, und der Minister des Auswärtigen, Graf Knuth, erklärte sich bereit, die verlangten Nachweise und Belege zu liefern; die Art wie, und der Umfang, in welchem sie gegeben werden würden, müßte auf einer Uebereinkunft mit der Versammlung beruhen. Nach dem fernern Gange der Debatte, während der saß einstimmig die Niedersetzung eines neuen Comiter beschlossen ward, zu welchem, wird die Adresse wohl mehr eine persönliche Ansprache an den König, ein bloßer Gruß an denselben sein, als eine Kritik der Regierung. —

Entwurf

zu einem Staatsgrundgesetz für das Königreich Dänemark und Schleswig.

§. 1. Die Regierungsform im Königreich Dänemark und Schleswig ist eingeschränkt monarchisch. Das Königthum ist erblich.

§. 2. Die evangelisch-lutherische Kirche, zu der der überwiegende Theil des Volkes sich bekennt, ist als die dänische Landeskirche zu betrachten und genießt als solche Unterstützung vom Staate.

§. 3. Die gesetzgebende Gewalt steht dem Könige im Verein mit dem Reichstage zu. Die ausübende Gewalt besitzt der König, die richterliche Gewalt steht eingesetzten Gerichtshöfen zu.

II.

§. 4. Die durch das Königs-Gesetz festgestellte Erbfolge ist auch fernerhin geltend. Sie kann nur nach einem Beschluß des Königs und mit der Einwilligung des vereinigten Reichstages abgeändert werden, wozu drei Viertel der abgegebenen Stimmen erforderlich sind.

§. 5. Der König kann nicht ohne Einwilligung des Reichstages zugleich Regent in irgend einem andern Staate, als in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg sein.

§. 6. Der König muß sich zu der evangelisch-lutherischen Kirche bekennen.

§. 7. Der König ist mündig, wenn er sein achtzehntes Jahr erreicht hat.

*) Nach die „Kjöbenhavnspost." ein der Regierung nichts weniger wie freundlich gesinntes Blatt sagt bei Gelegenheit des Entwurfes: „Die bedeutendste Opposition, die man auf dem Reichstage gegen diesen Entwurf erwarten kann, wird wahrscheinlich von der Rechten kommen, von der man jetzt erst wird sagen können, daß sie eine reactionaire Bedeutung erlangt hat.

Digitized by Google

§. 8. Der König kann die Regierung nicht antreten, bevor er auf dem vereinigten Reichstage folgenden Eid abgelegt hat: „Angelobe ich bei dem allmächtigen Gottes gelobe ich, das Grundgesetz für das Königreich Dänemark und Schleswig zu halten.“ Doch kann dieser Eid schon vom Thronfolger abgelegt werden, wenn er sein achtzehntes Jahr erreicht hat.

§. 9. Geräth der König außer Stand, zu regieren, so tritt der Staatsrath den Reichstag zusammen, beide Abtheilungen desselben vereinigen sich, und wenn der so vereinigte Reichstag mit drei Viertein der abgegebenen Stimmen die Nothwendigkeit davon anerkennt, ernennt er einen Regenten.

§. 10. Ist Anlaß vorhanden, zu befürchten, daß der Thronfolger bei dem Tode des Königs unmündig oder aus anderen Gründen außer Stand sein wird, selbst zu regieren, dann wird durch das Gesetz ein Regent bestimmt und eine Vormundschaft von dem König angeordnet. Der Regent kann an der Vormundschaft keinen Theil haben.

§. 11. Der Regent tegt den für den König vorgeschriebenen Eid ab und übt, so lange die Regentschaft dauert, im Namen des Königs alle dessen Gerechtsame aus; doch kann er keine Veränderung in der Erbfolge vorschlagen.

§. 12. Ist der König todt und der Nachfolger abwesend, oder hat er, obgleich mündig, seinen Eid auf das Grundgesetz abgelegt, oder ist er unmündig, ohne daß ein Regent gemäßt ist und den Eid abgelegt hat, oder ohne daß eine Vormundschaft angeordnet, oder ist kein Thronfolger da, dann tritt der Reichstag ohne Zusammenberufung viergehn Tage nach dem Tode des Königs zusammen. In der Zwischenzeit wird die Regierung von dem Staatsrath geführt.

§. 13. Ist der König unmündig, ohne daß ein Regent und eine Vormundschaft bestimmt ist, dann ernennt der vereinigte Reichstag den Regenten und bestellt die Vormundschaft.

§. 14. Ist kein Thronfolger da, dann wählt der vereinigte Reichstag einen König und stellt die fernere Erbfolge fest.

§. 15. Die Civilliste des Königs wird für seine Regierungszeit durch ein Gesetz bestimmt. Durch dasselbe wird ebenfalls festgestellt, welche Schlösser und andere Besitzthümer des Staats zur Civilliste gehören sollen. (Ueber die Civilliste des jetzigen Königs wird eine allerhöchste Bestimmung der-Reichsversammlung mitgetheilt werden.)

§. 16. Für Mitglieder des königlichen Hauses können Apanagen durch ein Gesetz bestimmt werden. Apanagen können ohne Einwilligung des Reichstages nicht auf Landeo vergeben werden, es sei denn, daß bereits bestehende Contracte dieses zulassen.

III.

§. 17. Der König ist unverantwortlich. Seine Person ist heilig und unantastbar.

§. 18. Der König ernennt und verabschiedet seine Minister. Des Königs Unterschrift unter die, die Gesetzgebung und Regierung betreffenden Beschlüsse giebt denselben Gültigkeit, wenn sie von der Unterschrift eines Ministers begleitet ist. Der Minister, der unterschrieben hat, ist für den Beschluß verantwortlich.

§. 19. Die Minister können zur Verantwortung gezogen werden für die in ihrem Amte begangenen Verbrechen und für Handlungen, die dem Staate offenbar schädlich sind. Das Volksthing klagt an, das Reichsgericht fällt das Urtheil.

§. 20. Die Regierungsgeschäfte werden nach der Bestimmung des Königs zwischen den Ministern getheilt, die vereint den Staatsrath ausmachen. Der Vorsitz wird von dem geführt, der vom Könige zum Premier-Minister ernannt worden ist. — Alle Gesetzvorschläge und wichtigeren Verfautigen der Regierung werden dem Staatsrath vorgelegt.

§. 21. Der König besetzt alle Aemter in demselben Umfang, wie bisher, Veränderungen darin können durch Gesetz geschehen. Keiner kann zum Beamten bestellt werden, der nicht das Eingeborenen-Recht besitzt. — Der König kann die von ihm angestellten Beamten verabschieden. Das Anrecht derselben auf Pension wird durchs Gesetz bestimmt werden. — Der König kann Beamte ohne ihre Einwilligung versetzen, doch so, daß sie dadurch nicht in ihren Einnahmen geschmälert werden.

§. 22. Der König besitzt die höchste Gewalt über die Land- und Seemacht. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, schließt Bündnisse und Handelstraktate ab und hebt sie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichstages irgend einen Theil des Landes entäußern oder den Lande irgend eine lastende Verpflichtung aufbürden.

§. 23. Der König beruft den Reichstag spätestens bis zum ersten Montag im Oktobermonat eines jeden Jahres. Ohne Einwilligung des Königs kann er nicht länger als zwei Monate beisammenbleiben. — Veränderungen in diesen Bestimmungen können durch das Gesetz geschehen.

§. 24. Der König kann den Reichstag zu außerordentlichen Zusammenkünften berufen, deren Dauer von seiner Bestimmung abhängt.

§. 25. Der König kann die ordentliche Versammlung des Reichstags aufsehen, doch ohne die Einwilligung des Reichstags auf nicht länger als zwei Monate und nicht öfter wie einmal im Jahre bis zu seiner nächsten ordentlichen Zusammenkunft.

§. 26. Der König kann entweder den ganzen Reichstag auflösen oder eine seiner Abtheilungen; wird eines der Things aufgelöst, dann soll das andere vertagt werden bis der ganze Reichstag wieder versammelt werden kann. Dies soll innerhalb zweier Monate nach der Auflösung geschehen.

§. 27. Der König ist berechtigt den Reichstage Gesetzvorschläge und andere Beschlüsse vorzulegen.

§. 28. Wenn der König seine Einwilligung zu einem Gesetze gegeben hat bestehlt er dessen Bekanntmachung und trägt Sorge für dessen Vollstreckung.

§. 29. Der König kann begnadigen und Amnestie ertheilen; die Minister kann er nur mit Einwilligung des Volksthings begnadigen, hinsichtlich der ihnen vom Riechsgerichte zuerkannten Strafen.

IV.

§. 30. Der Reichstag besteht aus dem Volksthing und dem Landsthing; beide geben auch unmittelbaren Volkswahlen hervor.

§. 31. Das Wahlrecht zum Reichstag hat jeder unbescholtene Mann, der das Eingeborenen-Recht besitzt, wenn er sein dreißigstes Jahr erreicht hat; ausgenommen wenn er:

a) ohne einen eigenen Hausstand zu haben in einem privaten Dienstverhältniß steht;

b) wenn er Unterstützung vom Armen-Wesen genießt oder genossen hat, die ihm nicht nachgelassen oder von ihm zurückgezahlt ist.

c) wenn er nicht dispositionsfähig über sein Vermögen ist.

d) wenn er nicht ein Jahr lang festen Wohnsitz hat in dem Wahldistrikt, in welchem er sich während der Zeit aufhält, wo die Wahl vor sich geht. Die Wohnungs-Veränderung in einer Stadt, die mehr wie einen Wahldistrikt hat, ist in solcher Beziehung ohne Einfluß.

§. 32. Wählbar ist, wer mit den in §. 31 lit. a, b, c, benannten Ausnahmen, jeder unbescholtene Mann, wenn er das Eingeborenen-Recht hat, zum Volksthing wenn er sein 25. Jahr, zum Landsthing wenn er sein 40. Jahr erreicht hat, mit in den letzten Jahre vor der Wahl seinen festen Wohnsitz in dem Amt hatte, in dem er gewählt wird.

§. 33. Die Wahlen zum Volksthing, geben nach Distrikten von ungefähr 12,000 Einwohnern vor sich. Jeder Distrikt wählt einen unter denen, die sich zur Wahl gestellt haben. — Die Wahlen zum Landsthing geben nach Aemtern vor sich. Jeder Wähler stimmt in seiner Commune für so viele im Amt angesessene Männer, als für dieses gewählt werden sollen. Die Hauptstadt wählt besonders und unter den darin angesessenen Männern. Umwahlen finden statt hinsichtlich derer, die bei der ersten Wahl nicht mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen erhalten haben.

§. 34. Die Anzahl der Mitglieder des Landsthings soll stets ungefähr ⅓ von der Anzahl der Mitglieder des Volksthings ausmachen.

§. 35. Die Mitglieder des Volksthings werden auf 4 Jahre gewählt, die Mitglieder des Landsthings werden auf 8 Jahre gewählt, die Hälfte davon geht jedes vierte Jahr ab. Welche das erste Mal abgehen sollen, das wird durchs Loos unter den für jedes Amt und für Kopenhagen Gewählten entschieden.

§. 36. Die Mitglieder des Volksthings erhalten Diäten, die Mitglieder des Landesthings dahingegen nicht.

§. 37. Der Reichstag ist unverletzbar. Wer die Sicherheit und Freiheit desselben antastet, wer einen dahin zielenden Befehl ausstellt oder ihm gehorcht, macht sich des Hochverrats schuldig.

§. 38. Kein Reichstagsmann kann während der Versammlung des Reichstags verhaftet oder zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden; es sei denn, daß der Thing, zu dem er gehört, dazu seine Einwilligung gibt. Für seine Aeußerungen auf dem Reichstag kann Keines der Mitglieder desselben ohne Einwilligung des Things zur Verantwortung außerhalb desselben gezogen werden.

§. 39. Die Reichstagsmänner sind einzig und allein durch ihre Ueberzeugung und nicht durch irgend eine Vorschrift von Seiten ihrer Wähler gebunden.

V.

§. 40. Jedes der Things ist berechtigt, Gesetze vorzuschlagen und für sich anzunehmen.

§. 41. Jedes der Things kann selbständig Adressen an den König einreichen.

§. 42. Jedes der Things kann zur Untersuchung allgemein wichtiger Gegenstände Commissionen aus seinen Mitgliedern niedersetzen. Diese sind berechtigt, sowohl von öffentlichen Behörden, wie von privaten Bürgern die Mittheilung mündlicher oder schriftlicher Aufklärungen zu verlangen.

§. 43. Keine Steuer kann auferlegt, keine Staatsanleihe gemacht und keine dem Staat geltende Domaine veräußert werden, ohne durch ein vorhergehendes Gesetz.

§. 44. Auf jedem ordentlichen Reichstage, gleich nachdem er zusammengetreten ist, werden Vorlagen zu einem Finanzgesetz für das folgende

Digitized by Google

Jahr vorgelegt, welche eine Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staats enthalten. — Die Finanzvorlage wird erst im Volksthing verhandelt. Keine Steuer darf erhoben werden, bis ihre Erhebung durch das Finanzgesetz bewilligt ist. Keine Ausgabe darf bestritten werden, die nicht in demselben ihren Beleg hat. Wie es mit den commmunalen Abgaben zu verhalten ist, die jedoch niemals vom Reich allein außerlegt werden können, das wird durch das Communalgesetz bestimmt werden.

§ 45. Das Landesthing erwählt jährlich einen und das Volksthing zwei bezahlte Revisoren. — Die Revisoren sehen die jährlichen Staatsrechnungen durch, und geben darauf Acht, daß sämmtliche Einnahmen des Staats darin aufgeführt worden sind und daß keine Ausgabe außerhalb des Finanzgesetzes stattgefunden hat. Sie können verlangen, daß alle nothwendigen Aufklärungen und Aktenstücke ihnen mitgetheilt werden. Der Staatsrechenschaftsbericht kommt den Bemerkungen der Revisoren wird dann dem Volksthing mitgetheilt, das mit Bezug darauf seinen Beschluß faßt.

§ 46. Kein Ausländer kann in der Folge Eingebornen-Recht erhalten, ohne durch das Gesetz.

§ 47. Jeder der Things entscheidet selbst über die Gültigkeit der Wahl seiner Mitglieder.

§ 48. Ein jedes neue Mitglied legt, sobald die Gültigkeit seiner Wahl anerkannt ist, folgenden Eid ab: „Angefichts des allmächtigen Gottes gelobe ich das Grundgesetz für das Königreich Dänemark und Schleswig zu halten."

§ 49. Kommt einer der gültig Gewählten in eine der Lagen, durch welche die Wählbarkeit verloren geht, dann verliert er das auf der Wahl beruhende Recht. Doch soll Niemand seinen Sitz im Landesthing deswegen verlieren, weil er im Verlauf der Zeit, für die er gewählt ist, nach einem andern Amte verzieht.

§ 50. Die Minister haben in Folge ihres Amtes Zutritt zum Reichstage und sind berechtigt, das Wort zu verlangen, wann sie wollen. Ein Stimmrecht üben sie nur aus, wenn sie zugleich Reichstagsmänner sind.

§ 51. Jedes Thing wählt für dessen ordentliche oder außerordentliche Versammlung ihren Vorsitzenden, oder den, der bei dessen Verhinderungsfall den Vorsitz führen soll.

§ 52. Keines der Things kann einen Beschluß fassen, wenn nicht wenigstens ein Drittel seiner Mitglieder zur Stelle sind und der Abstimmung Theil nehmen.

§ 53. Zu jedem Beschluß, so wie zur Wahl der Vorsitzenden ist die Mehrzahl der abgegebenen Stimmen erforderlich. Wie es bei jeder andern Wahl zu halten ist, das bestimmt die Geschäftsordnung eines jeden Things.

§ 54. Eine jede Gesetzvorlage soll dreimal verhandelt werden, ehe das Thing darüber einen Endbeschluß fassen kann.

§ 55. Jeder Reichstagsmann kann in dem Thing, zu dem er gehört, mit dessen Einwilligung eine jede öffentliche Angelegenheit zur Verhandlung bringen und darüber die Erklärung der Minister verlangen.

§ 56. Kein Antrag darf an einer der Things auf anderem Wege gestellt werden, als durch eines seiner Mitglieder.

§ 57. Findet das Thing keine Veranlassung über einen Antrag einen Beschluß zu fassen, so kann es denselben an die Minister verweisen.

§ 58. Die Versammlungen der Things sind öffentlich, doch können der Vorsitzende oder fünf Mitglieder verlangen, daß alle Nichtmitglieder sich entfernen, worauf das Thing darüber entscheidet, ob die Sache in öffentlicher oder geheimer Sitzung verhandelt werden solle.

§ 59. Durch seine Geschäftsordnung stellt ein jedes der Things die nähern Bestimmungen fest, welche den Geschäftsgang und die Aufrechterhaltung der Ordnung angehen.

VI.

§. 60. Das Reichsgericht besteht aus 16 Mitgliedern, die auf vier Jahre gewählt werden; zur Hälfte aus dem Landesthing, zur Hälfte aus dem obersten Gerichtshofe des Landes unter seinen Mitgliedern selbst. Dasselbe wählt seinen Vorsitzenden aus seiner Mitte.

§. 61. Das Reichsgericht entscheidet in den, vom Volksthing gegen die Minister eingeleiteten Processen. — Vor das Reichsgericht kann der König auch Kläger wegen Verbrechen stellen lassen, von denen er findet, daß sie besonders gefährlich für den Staat sind, sobald das Volksthing dazu seine Einwilligung gibt.

§. 62. Richter können nicht ohne Urtheilsspruch abgesetzt, eben so auch nicht wider ihren Willen versetzt werden. Doch kann der Richter, der sein 70. Jahr erreicht hat, verabschiedet werden, jedoch ohne in seinem Diensteinkommen geschmälert zu werden.

§. 63. Die Gerichtshöfe sind berechtigt, über eine jede Frage hinsichtlich der Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt zu entscheiden. Jedoch kann der, der sich durch einen obrigkeitlichen Befehl beeinträchtigt glaubt, nicht dadurch, daß er seine Beschwerde vor den Richterstuhl bringt, sich vorläufig der Nachachtung des Befehls entziehen.

VII.

§. 64. Niemand kann auf Grund seines Glaubensbekenntnisses des vollen Genusses aller bürgerlichen und politischen Rechte verlustig gehen.

§. 65. Die Staatsbürger haben das Recht, sich in Gemeinden zu vereinigen, um ihren Gottesdienst auf die Weise zu vollziehen, die ihnen die beste scheint, doch darf dabei nichts vorgenommen werden, was gegen die Sittlichkeit und öffentliche Ordnung streitet.

§. 66. Niemand ist verpflichtet, einen persönlichen Beitrag für irgend einen Gottesdienst beizusteuern, der nicht sein eigner ist. Derjenige, der nicht die für die lutherische Kirche anbefohlenen persönlichen Abgaben entweder an diese oder an eine andere im Lande anerkannte kirchliche Gesellschaft entrichten will, bezahlt dieselben an das Schulwesen.

§. 67. Jeder, der verhaftet wird, soll binnen 24 Stunden vor den Richter gestellt werden. Wenn der Verhaftete nicht gleich auf freien Fuß gestellt werden kann, soll der Richter durch ein mit Entscheidungsgründen begleitetes Erkenntniß entscheiden, daß er gefangen gehalten werde, und wenn er gegen Caution losgelassen werden kann, die Art und Größe derselben bestimmen. — Das Erkenntniß, durch welches Jemand als verhaftet erklärt wird, kann von ihm sogleich schriftlich verlangt und bei einem höhern Richterstuhl besonders eingeklagt werden. — Niemand kann einem Prävarikationsgefängniß für ein Vergehen unterworfen werden, welches bloß Geldstrafe oder einfaches Gefängniß nach sich ziehen kann.

§. 68. Niemand kann genöthigt werden, sich seines Eigenthums zu entäußern, als wo das Gemeinwohl es verlangt; es kann dies nur in Folge eines Gesetzes und gegen entsprechende Entschädigung geschehen.

§. 69. Alle Beschränkungen in der freien und gleichen Berechtigung zur Ehe, die nicht in dem allgemeinen Wohl begründet sind, sollen durch Gesetze aufgehoben werden.

§. 70. Wer sich selbst und die Seinigen nicht durch Arbeit ernähren kann, ist berechtigt, von der Commune Unterstützung zu erhalten, muß sich dahingegen aber den Verpflichtungen unterwerfen, welche die Gesetze in der Beziehung auferlegen.

§. 71. Diejenigen, welche nicht selbst für die Erziehung ihrer Kinder sorgen können, sind berechtigt, dafür die Commune ihren freien Unterricht in den Volksschulen verschafft.

§. 72. Jeder ist berechtigt, durch die Presse seine Gedanken zu veröffentlichen, doch unter Verantwortlichkeit vor den Gerichten.

§. 73. Die Staatsbürger haben das Recht, ohne vorhergehende Erlaubniß Vereine zu schließen zu jedem gesetzlich erlaubten Zweck; kein Verein kann verboten werden, als durch richterlichen Spruch; es können jedoch Vereine vorläufig aufgehoben werden, aber dann soll sofort Anklage wegen Aufhebung des Vereins eingeleigt werden.

§. 74. Die Staatsbürger haben das Recht, sich unbewaffnet zu versammeln. Den Versammlungen an öffentlichen Orten hat die Polizei das Recht beizuwohnen. Versammlungen unter freiem Himmel können verboten werden, wenn man von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe befürchten kann.

§. 75. Bei Aufläufen darf die bewaffnete Macht, wenn sie nicht angegriffen wird, nur angewandt werden, wenn die Menge dreimal im Namen des Königs und des Gesetzes vergebens aufgefordert ist, sich zu zerstreuen.

§. 76. Ein jeder waffenfähige Mann ist verpflichtet, mit seiner Person zur Vertheidigung des Vaterlandes beizutragen.

§. 77. Die Staatsbürger sind berechtigt, selbst ihre rein communalen Angelegenheiten zu verwalten, jedoch unter Oberaufsicht des Staats.

§. 78. Ein jedes in der Gesetzgebung an Adel, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht ist abgeschafft.

§. 79. Kein Lehen, Stammhaus oder Fideicommiß kann für die Folge errichtet werden; die jetzt bestehenden können mit Einwilligung aller Berechtigten in freies Eigenthum übergehen.

VIII.

§. 80. Vorschläge zur Veränderungen in oder Zusätze zu vorstehendem Grundgesetz werden auf einem ordentlichen Reichstag vorgebracht. Wird der deßfallige Beschluß in unveränderter Gestalt vom nächsten ordentlichen Reichstag angenommen, und vom König bestätigt, dann werden beide Things aufgelöst und es gehen allgemeine Wahlen sowohl zum Volksthing als zum Landesthing vor sich. Wird der Beschluß zum dritten Male von dem neuen Reichstag in einer ordentlichen oder außerordentlichen Zusammenkunft angenommen und vom König bestätigt, dann ist er Grundgesetz.

Rede des Grafen A. W. Moltke.

Se. Majestät der König hat seinem Ministerium aufgetragen, der Reichsversammlung eine kurze Uebersicht über die Lage des Reiches zu geben.

Sie kennen alle, hochgeehrte Mitbürger, die ernsten und gefahrdrohenden Umstände, unter denen das jetzige Ministerium seine verantwortliche Aufgabe begann. Die Grundlage für seine Politik liegt in der Antwort des Königs an die schleswig-

Digitized by Google

holsteinischen Gesandten. Dem aufrührerischen Verlangen nach einem schleswig-holsteinischen Staate und der Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund wurde die Erklärung entgegengestellt, daß Holstein als deutscher Bundesstaat seine eigene Verfassung und Verwaltung erhalten solle unter genauem Anschlusse an das Streben Deutschlands nach größerer politischer Einheit, und daß Schleswigs Verbindung mit dem übrigen Dänemark durch eine gemeinsame Constitution gesichert, zugleich aber seine provinzielle Selbstständigkeit durch besondere Institutionen entwickelt werden solle. Dies schließt aber zugleich die Zusage in sich, daß in allen, den Scepter des Königs untergebenen Ländern das Glück und Ansehen des Volkes auf wahrhaft volksthümliche Freiheit begründet werden solle.

Wie unverbereitet nun auch die Verschwörung, die nur durch schmählichen Mißbrauch des königlichen Namens die Menge und das Heer verführen konnte, das dänische Volk überraschte, so würde die Regierung doch das ihr gesteckte Ziel erreicht haben, wenn sie es nur mit dem Aufrufe zu thun gehabt hätte, denn dieser hatte nicht Wurzel gefaßt in der Gesinnung des Volkes und in den wahren Zuständen und besaß keine Macht, um den Sieg der Gesetzlichkeit zu verhindern. Dieser wäre um so schöner und dauernder gewesen, da er nur kam, um die Freiheit zu bringen.

Viel ernster wurde die Stellung, als erst Preußen, später ganz Deutschland sich in unsere inneren Angelegenheiten mischten. Einem so mächtigen Gegner gegenüber war es die Pflicht der Regierung, Alles zu thun, was mit der Ehre des Staats vereinbar war, um einen Zusammenstoß zu verhüten, aber diese Grenze hinaus aber nur der Uebermacht zu weichen. Die Geschichte kennt es zu, den Ueberfall zu beurtheilen, welchen Dänemark preisgegeben wurde. Die Mäßigung der dänischen Regierung und die Tapferkeit des dänischen Heeres haben bereits die Anerkennung der Gegenwart gefunden.

In dem uns so aufgedrungenen Kriege hat die Eintracht und Hingebung des Volkes Dänemark in den Stand gesetzt, so großen Gefahren die Spitze zu bieten, ohne zu unterliegen und ohne daß die Kraft seines Widerstandes gelähmt wäre. Die mäßigen Geldforderungen der Regierung, welche beide Provinzialstände-Versammlungen sanctionirt haben, schwächten weder die Mittel des Volkes noch auch seine Bereitwilligkeit zu weiteren Opfern. Während bei uns keine Störung die Ausbeute unserer Erwerbsquellen verminderte hat, hat unsere Seemacht der Schiffahrt und dem Handel des Feindes und allen daran geknüpften Interessen fühlbaren Verlust zugefügt, ohne daß wir bisher genöthigt waren, den größeren Theil unserer Flotte auszurüsten, da sie keinen Feind zu bekämpfen gefunden haben würde. Wohl hat unser Heer ebenso blutige als ehrenvolle Tage durchlebt; ohne täglich wachsend an Zahl und Tüchtigkeit im Kampfe, voll von Begeisterung für König und Vaterland, voll von Zutrauen zu sich und seinen Führern, ist es mehr als je geeignet, unseren Unterhandlungen Nachdruck zu geben und, wenn es nöthig sein sollte, das Schwert in die Wagschale des Abschlusses zu legen. So steht Dänemark wach und gerüstet und stark im Bewußtsein seines guten Rechtes. Denn unser Recht hat vollständige Anerkennung bei allen befreundeten Mächten gefunden, deren Unterstützung bei den Unterhandlungen uns bereits wesentliche Dienste geleistet hat und noch ferner leisten wird; und unter denen unsere Nachbarn bereit sind, uns im Nothfalle mit Waffenmacht beizustehen.

Aber dessenungeachtet ist im Kampfe mit einem überlegenen Gegner die Stellung des Schwächeren stets so ernst, und in Europa's gegenwärtiger Lage jede Berechnung auf die Ereignisse der Zukunft so unsicher, daß es die Pflicht der Regierung war, einen Versuch nicht zurückzuweisen, der den Weg zu gütlicher Uebereinkunft mit einer Nation anbahnen konnte, mit welcher eine dauernde Feindschaft nicht in Dänemarks natürlichen Verhältnissen und wahren Interessen begründet ist. Die Versammlung kennt die zwei Ausgleichsstandpunkte-Conventionen, welche die Regierung nach dem Rathe der befreundeten Mächte eingegangen ist. Nicht Dänemark hat es zu verantworten, wenn die erste unerfüllt blieb. Die letzte ist gewissenhaft von unserer Seite vollzogen worden. Zu Uebereinstimmung mit derselben hat Deutschland seine Heere aus Schleswig und Holstein zurückgezogen. Leider ist die Ausführung der rückständigen Puncte der Uebereinkunft noch Gegenstand schwebender Unterhandlungen.

Indem der König seine Zustimmung zu diesen Conventionen gab, hatte er besonders im Auge, vorläufig einen, wenn auch nicht guten, so doch erträglicheren Zustand für die Ländertheile herbeizuführen, auf welchen der Druck der feindlichen Besatzung zunächst lastete. Se. Majestät hat lebhaft gefühlt, daß nicht nur der überwiegende Theil von Schleswigs Bevölkerung mit einer Treue an König und Vaterland festhält, welche sich in diesen Zeiten der Drangsale erprobt hat, sondern daß auch in dem vom Aufrufe zunächst beherrschten Gegenden Viele mit Sehnsucht der Stunde entgegenblicken, wo sie, erlöst von der Gewalt der Rebellion, sich wieder offen der gesetzlichen Ordnung der Dinge anschließen können. Se. Majestät hegt nicht minder die Gewißheit, daß selbst die, welche sich von den revolutionären Leidenschaften hinreißen ließen, noch eingedenk sein werden, wie Aufklärung, Friede und Wohlfahrt bei ihnen emporgedeiht sind während ihrer Verbindung mit Dänemark, — eingedenk sein werden, daß der König, der der Sturm der Umwälzungen über Europa losbrach, freiwillig seinen langgeehrten Unsitzsitz verfürzte: seine unbeschränkte Macht der Freiheit und dem Glücke des Volkes zum Opfer zu bringen.

Vor Allem aber mußte die Regierung das Aufhören des Kampfes und die Entfernung der feindlichen Truppen für die erste Bedingung ansehen, wenn die Friedensunterhandlungen zu einem Ziele führen sollten. Diese Unterhandlungen verfolgt die Regierung mit dem aufrichtigen Bestreben, einen Frieden herbeizuführen, der mit des Volkes Ehre und Wohlfahrt vereinbar ist. Ob dies Ziel erreicht wird, ist noch ungewiß, und es ist daher nöthig, daß Rüstungen dazu in Stand mit den Unterhandlungen gehen. Verschläge, um der Staatskasse die hierzu nöthigen Geldmittel zu verschaffen, und ein Gesetzentwurf über allgemeine Wehrpflicht werden die Versammlung in den Stand setzen, hierüber den Willen der Nation auszusprechen.

Nur die dringenden Forderungen der Umstände konnten die Regierung bestimmen, in diesen zwei Puncten über die eigentliche Aufgabe der Reichsversammlung — das zukünftige Grundgesetz des Reiches zu überlegen und anzunehmen — hinauszugehen. Die Reformen, deren unsere Gesetzgebung und ganz besonders unsere Agrar-Verhältnisse bedürfen, und welche die Regierung — gerade aus Achtung vor dem Rechte des Volkes, einen thätigen Einfluß auf das Gesetzgebungswerk auszuüben — nur in einzelnen unaufschiebbaren Fällen durch provisorische Anordnungen einführen durfte, müssen der Zeit vorbehalten bleiben, wo die grundgesetzmäßigen Staatsgewalten in regelmäßiger Wirksamkeit sein können.

Mit Sehnsucht hat die Regierung den Tag erwartet, wo die Verfassung in Kraft treten und damit der Uebergangszustand aufhören könne, der so große Verantwortlichkeit auf ihre Schultern geladen hat, und während dessen sie den Beistand eines mächtigen Volksorganes entbehren mußte. Wenn sie dessenungeachtet den Zusammentritt der Reichsversammlung nicht mehr beschleunigt hat, so geschah dies, weil es nicht erwünscht sein konnte, eine Verfassung anzunehmen, die, wie wir fordern und dessen müssen, auch Schleswig umfassen soll, — ohne daß die Deputirten Schleswigs daran Theil nehmen konnten.

Kann derselbe nun gleich nicht länger aufgeschoben werden, so muß doch, bereits im Wahlgesetze vom 7. Juli d. J. bestimmte Vorbedalt in Kraft bleiben, daß es seiner Zeit einer schleswigschen Volksversammlung anheimfällt, zu bestimmen, ob sie das Grundgesetz annehmen will, oder dessen erneuerte Berathung in einer gemeinsamen Reichsversammlung fordert. Daß die einzelnen Bestimmungen, welche der Selbstständigkeit Schleswigs eine grundgesetzmäßige Heiligung geben sollen, und nach dem Frieden und nur in Vereinigung mit den Schleswigern angenommen werden können, versteht sich von selbst. Die, Island eigenthümlichen Verhältnissen entsprechenden, dies direct berührenden Einrichtungen können erst geordnet werden, nachdem eine isländische Versammlung darüber gehört werden ist.

Sobald die Reichsversammlung constituirt ist, wird derselben der Entwurf des Grundgesetzes und das dazu gehörigen Wahlgesetzes vorgelegt werden. Die Regierung hofft, daß die Versammlung in dieser Arbeit eine brauchbare Grundlage für das große Werk finden werde, welches für die kommenden Zeiten des Vaterlandes Freiheit und Wohlfahrt sichern soll. Dessen sind wir jedenfalls gewiß, daß der aufopfernde und vorurtheilsfreie Sinn, mit welchem unser König, indem er diesen Vorschlage beistimmte, die Sache der Freiheit und Gleichheit zur seinen gemacht hat, dankbare Anerkennung sowohl jetzt, als auch bei den kommenden Geschlechtern finden und dazu dienen wird, das gegenseitige Zutrauen und die Hingebung zwischen König und Volk zu befestigen, welche in diesen Zeiten der Prüfung unser Ruhm und unsere Stärke sind.

Daß Se. Majestät Regierung das Volk, ohne innere Erschütterungen in vollkommen kampftüchtigem Zustande, zu diesem bedeutungsvollen Tage hinführen konnte, an dem die Erwählten des Volkes sich um des Königs Thron versammelt finden, ist das zufriedenstellende Bewußtsein, mit welchem wir nun die Versammlung einladen, ihre Wirksamkeit zu beginnen — zu „Gottes Ehre und zu des Volkes Bestem von Geschlecht zu Geschlecht"

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅛ Thlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5½ Frs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garritze.

10. November. № 6. 1848.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Belgien, seine nationalen und sprachlichen Verhältnisse. II. Der Präsident des dänischen Ministeriums A. W. Moltke. Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: v. d. Kopenhagen, den 30. Octbr.: die Proclamationen der neuen schleswig-holsteinischen Regierung. Die englische Politik, die Verhandlungen mit der deutschen Centralgewalt. — Kopenhagen, den 3. Novbr.: Der Reichstag, die Adresse an den König. — Norwegen: Morgenblatter über den deutsch-dänischen Krieg. — Schweden: Aus Stockholm, den 27. Octbr.: Schluß des Reichstags. Rede des Königs. Reformen hinsichtlich der Volksrepräsentation.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.

Die Natur und das Volk Skandinaviens; von Joakim Frederik Schouw. I. — Schwedische Dichter; von K. L. Kannegießer. — Neue und alte Gedichte von A. Munch. — Salonen von Rolf Olsen. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: Gesellschaft der Wissenschaften. — Kopenhagen, den 24. Octbr.: Musik. Musikalische Literatur. Theater. — Schweden: Aus Stockholm, den 27. Octbr.: Das Theater und das Publikum. — Feuilleton. Skizze von der Schlacht bei Dybrol, mitgetheilt von W. Holst. Die Schweden auf Fühnen. Auszug aus einem Schreiben von H. C. Andersen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Belgien,

seine nationalen und sprachlichen Verhältnisse.

II.

Die ersten Nachrichten über Belgien verdanken wir den Römern, die i. J. 59 v. Chr. unter Cäsar zuerst mit ihnen in Berührung kamen. Die Belger sind teutonischer Abkunft. Cäsar nennt mehrere Stämme derselben, die Nervier, die Atvater, ein cimbrischer Stamm, der, aus Dänemark kommend, sich 112 v. Chr. an der Maas niederließ, die Menapier, die Morinen, die Treviren und die Eburonen. Letztere wohnten auf dem heutigen Gebiete von Lüttich und waren wahrscheinlich ein celtischer Stamm, einer der wenigen, die nach der um 200 v. Chr. erfolgten Vertreibung der Celten aus Belgien durch die Teutonen noch im Lande geblieben ist. Die römischen Schriftsteller schreiben den Belgern, namentlich den Menapiern, die im westlichen Flandern wohnten, einen gewissen Grad der Cultur zu, rühmen ihren Handel ꝛc. Die Schriftsprache kannten die Belgier nicht, aber die Römer erwähnen ihrer Volkslieder, Bardite, in denen sie die Thaten ihrer Helden feierten. Seit der Eroberung Belgiens durch Cäsar, 51 n. Chr., blieb das Land fast fünf Jahrhunderte eine römische Provinz. Im südlichen Theile Belgiens, wo noch viele gallische Stämme mit deutschen Stämmen untermischt wohnen mochten, besaßen die Römer feste Lager und Castelle, und hier war ihre Herrschaft eine wirkliche, während der Norden Belgiens dieselbe wohl nur dem Namen nach anerkannte. Dieser Umstand hat namentlich auf die Sprachverhältnisse Belgiens einen bedeutenden Einfluß gehabt. Im Süden, wo Celten und Germanen ehedies unter einander wohnten, wanderten unter dem Schutze der Römer immer neue gallische Stämme ein, die ihre Landessprache mit dem Latein der Römer und dem Niederdeutsch der Ureinwohner mischten, woraus nach und nach das Wallonische entstand, in welchem selbst das deutsche Element noch ziemlich stark vertreten ist *), der Norden dagegen bewahrte seine Sprache in ihrer ursprünglichen Reinheit.

Im Jahre 442 v. Chr. wurden die Römer durch die Franken aus Belgien vertrieben. Belgien gerieth unter die Herrschaft derselben, doch da die Franken selbst deutschen Stammes waren, und mit den Ureinwohnern Belgiens eine Sprache redeten, so ist ihre Herrschaft wohl kaum als eine Fremdherrschaft zu betrachten, und hatte auf die Entwickelung der niederdeutschen Sprache durchaus keinen nachtheiligen Einfluß. Im Jahre 511 theilten Hlodewigs (Clodwigs) Söhne das Erbe ihrer Väter. Belgien wurde in zwei Theile getheilt, von denen der westliche Theil, Neustrien genannt, der das eigentliche Flandern umschließt, dem zweiten Sohne Clodwigs, Hlotor (Clothar) zufiel, Theodorik, sein älterer Bruder, erhielt alles Land jenseits der Schelde, welches Gebiet den Namen Ostrike (Austrasien) erhielt.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts vereinigte Hlotor (Clothar) II. die Herrschaft über Neustrien und Austrien, und unter seinem Sohne Dagobert verbreitete sich nach und nach das Christenthum in dem vormals heidnischen Belgien.

Im Jahre 752 ging die Krone des Frankenlands von dem Stamme der Merowinger auf das Geschlecht der Karolinger über. Pipin der Kurze und Karl der Große besiegten im Norden Belgiens die Friesen, die das Land bedrohten, im Westen die heidnischen Sachsen und sorgten weislich für das Wohl des Landes. Bekannt sind die Verdienste, die sich Karl der Große um die Ausbildung der deutschen Sprache erwarb; unter seiner Regierung keimten in Belgien die ersten Spuren der vlämischen Dichtung, doch sind und weder aus dieser Periode, noch aus der nachfolgenden niederdeutsche Sprachdenkmale erhalten. Karl der Große verpflanzte um das Jahr 800 viele Sachsen vom Mittelrhein nach den spärlich bewohnten Küsten Belgiens. Die Sprache dieser eingewanderten Sachsen unterschied sich, wie Conscience in seiner Geschichte Belgiens *) ausdrücklich bemerkt, nur wenig von der der eingeborenen Belgier. Noch heute erinnern die Namen vieler Dörfer in Westflandern an die Anwesenheit dieser sächsischen Stämme. Im Vertrage zu Verdun 843 wurde Belgien abermals getheilt, Lothar erhielt das Land zwischen der Schelde und dem Rhein, das ehema-

*) Vanderbroven hat auf das Uebergegangenste dargethan, daß wenigstens ein Drittheil der in der wallonischen Sprache gebräuchlichen Wörter germanischen Ursprungs ist.

*) Im Jahre 966 schrieb Folcuin, Abt des Klosters Lobdes, eine Chronik seines Klosters. Wenige Jahre später schrieb Hariger, Abt desselben Klosters und Freund des Bischofs Notker von Lüttich, eine Chronik dieser Stadt.

Digitized by Google

lige Anstrafen, was seit der Zeit Lothringen (altdeutsch Lotheringerike) genannt wurde, Karl der Kahle das ehemalige Neustrien, das heißt den ganzen Westen Belgiens. Lothringen fiel 888 an das deutsche Kaiserreich.

Unter den schwachen fränkischen Fürsten aus dem karolingischen Hause machten die mächtigen belgischen Vasallen, die Grafen von Flandern, Löwen, Hennegau und Namur sich fast unabhängig und erkannten die Herrschaft der Könige des Frankenlandes fast nur dem Namen nach an, und seit Karl dem Einfältigen ward Flandern im eigentlichsten Sinne des Wortes ein unabhängiges Reich. Flandern, obgleich mehrmals von den Normannen verwüstet, blühete während dieser Zeit kräftig empor, namentlich hob sich die Macht der Städte, die durch Handel, Gewerbe und Industrie, Reichthum und dadurch Einfluß gewannen, und zuerst im westlichen Europa den Grundstein zu einer ausgedehnten bürgerlichen Freiheit legten. Flandern bietet uns schon im zehnten und elften Jahrhundert, also zu einer Zeit, wo der größte Theil des übrigen Europa noch tief die Nacht der Barbarei versunken war, das merkwürdige Beispiel eines geordneten, kräftig emporblühenden, Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst fördernden Staates. Die ältesten belgischen Chroniken, die uns aufbewahrt, rühren aus jener Zeit her, sie sind im mittelalterlichen Latein geschrieben. Auch die vlämische Sprache trat nach und nach in ihre Rechte, die Geschichte nennt mehrere Dichter aus dieser Periode, deren Schriften jedoch verloren gegangen.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts, zu Anfang der Kreuzzüge, die Europa so furchtbar erschütterten und überall den fast erstorbenen Sinn für Kunst und Literatur, wie jenen romantisch ritterlichen Geist, einen Ausfluß des Christenthums und der kriegerischen Tapferkeit des Mittelalters, wieder belebten, blüheten in Belgien die Sprekers, Dichter wie die Troubadours der Provence, die Trouvères des nördlichen Frankreichs oder die ritterlichen Minnesänger Deutschlands, die, oft unter Leitung eines ältern Meisters, den man Minstrel oder Menestrel nannte, in Begleitung der Zanckstrigers (Sänger) und Baladyns (Tänzer) das Land durchzogen und ihre Gedichte auf den Burgen der Ritter und bei Festen und Tournieren vortrugen *).

Unter Philipp von Elsaß († 1191) erreichte Flandern den Gipfel seiner Macht. Flandern erstreckte sich damals fast bis an die Somme und war einer der mächtigsten Staaten Europa's, der selbst Frankreich oft mit Erfolg die Spitze bot.

*) Conscience glaubt, daß die wandernden Sprekers und Minstrels den ersten Grund zu dem nachmaligen Schauspielwesen gelegt; dies ist jedoch unrichtig, die Schauspieler bildeten sich später erst aus den Rederykern, die den deutschen Meistersängern zu vergleichen sind.

Aber Philipp von Elsaß, der sich überhaupt sehr nach Frankreich hinneigte und auch französische Trouvères an seinen Hof berief, gab seiner Nichte Isabelle von Hennegau, die er mit Philipp von Frankreich vermählte, einen großen Theil des wallonischen Flandern, die nachmalige Grafschaft Artois zum Brautschatz. Dadurch wurde Flandern Macht bedeutend geschwächt und ein großer Theil seines Gebietes ihm auf immer entrissen. Unter Philipps Nachfolger, dem schwachen Baudewyn VIII. von Hennegau, die letzteres mit Flandern unter seine Herrschaft vereinigte, sank Flanderns Macht noch mehr, während der französische Einfluß stieg; Baudewyn erkannte sogar das seit zwei Jahrhunderten unabhängige Flandern als französisches Lehen an und zahlte seit dieser Zeit 5000 Mark Silber Lehensgeld an den König von Frankreich. Seit dieser Zeit gewann Frankreich nicht nur in dem wallonischen Hennegau, sondern auch in Flandern und Brabant immer mehr Einfluß, die Grafen von Flandern zogen Franzosen an ihren Hof, der Adel, der in Flandern fast gar keine Macht besaß, und deshalb wehmüthig nach Frankreich blickte, wo der Adel reich und mächtig war, folgte größtentheils seinem Beispiele, man bediente sich der französischen Sprache an den Höfen und bei politischen Verhandlungen. Natürlich hatten diese Verhältnisse auch Einfluß auf die vlämische Literatur. Die Sprekers entnahmen den Stoff zu ihren Gedichten und gereimten Romanen, die damals sehr beliebt waren, größtentheils älteren niederfränkischen Schriften, worin ihnen die deutschen Dichter der hohenstaufischen Zeit nachahmten, und so entstand jene eigenthümliche vlämische Ritterpoesie, die in Flandern und Brabant ihre höchste Blüthe erreichte, während im Hennegau die französische Poesie vielleicht noch mehr wie im eigentlichen Frankreich gepflegt wurde. Da aber erhob sich im Volke selbst ein Widerstand gegen den immer reißender französischen Einfluß, dem die Fürsten und der flandrische Adel unterlagen. Es bildete sich die Partei der Klauwaerts, an deren Spitze besonders die Städte standen, und die Partei der Leliaerts (Lilianden), wie man den französisch gesinnten Adel ob seiner Anhänglichkeit an Frankreichs Sitten schimpfte, und beide Parteien bekämpften sich Jahrhunderte lang mit großer Erbitterung. Vlaenderen den Leuw! Wat walsch is walsch is! Slaed all dood! war das Feldgeschrei der Klauwaerts, deren blutiger Haß gegen alles Französische von alten Chroniken naiv mit den Worten geschildert wird: de Flamingon mogten den Franschman met zout nooch smout. (Die Blamingen mochten die Franzosen weder mit Salz noch mit Schmalz.) Dieser Franzosenhaß verrieth aus Belgien die französischen Trouvères, und mit ihnen gingen die Sprekers und die Ritterpoesie im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gänzlich unter. Statt dessen erblühte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo Jakob von Maerlant und Heelen schrieben und wirkten, eine kräftige, nationale Volkspoesie, die bald die herrlichsten Früchte trug. Jakob von Maerlant gab namentlich der französischen Ritterpoesie in Flandern den Todesstoß. Es sagte: Die seone walsche valsche poeten rimen meer dan si weeten. Einen Dabei verdient indessen Maerlant selbst, den nämlich, viele fremde Wörter aus dem Französischen und Lateinischen in das Vlämische übertragen und dadurch der Sprache einen großen Theil ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit geraubt zu haben.

Statt der Sprekers entstanden die Rederyken, Rederyker, Meistersänger, die sich in Kammern vereinten und eine Zunft bildeten und durch ihre Gesänge Sittlichkeit und edlen Bürgersinn beförderten, sich überhaupt die Belebung des nationalen Elementes und die Reinigung und Veredelung der vlämischen Sprache angelegen sein ließen. Noch heute blühen in den Niederlanden manche dieser Rederijkerskamern, die den festen Grund zur Ausbildung des niederländischen Schauspiels legten, das übrigens nie in hoher Blüthe stand.

Die niederländischen Rederijker entsprachen unseren deutschen Meistersängern. Damals fanden viele Berührungspunkte zwischen der deutschen und flandrischen Literatur statt; letztere hat viel zur Ausbildung der deutschen Literatur in jener Zeit beigetragen, wo die Minnesänger und mit ihnen die deutsche Ritterpoesie immer mehr in Verfall gerieth. Gewinnst, der in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen im Allgemeinen auf die Geschichte der niederdeutschen Literatur zu wenig Rücksicht nimmt, hat doch den bedeutenden Einfluß der vlämischen Literatur auf die deutsche nach Verdienst gewürdigt.

Länger als ein Jahrhundert, vom Jahre 1279 bis zum Jahre 1384, wo Belgien an Burgund fiel, und welcher Zeitraum in der Geschichte Belgiens fast nur von inneren Kriegen, von einem Kampfe des Bürgerthums gegen den Adel, des vlämischen Elementes gegen den französischen Einfluß ausgefüllt wird, blühte die Volkspoesie in Flandern, denn aus dem Volke entsprossen, dem heimathlichen Boden entstammt, in der Freiheit und dem Volksthum wurzelnd, konnte sie der Gunst der unter französischem Einfluß gebeugten, aus Frankreich stammenden und darum schon den Flamändern entfremdeten Fürsten entbehren.

Von 1384 – 1482 fand Flandern unter Herrschaft der burgundischen Herzöge, die bald ganz Belgien, Lüttich und Luxemburg angenommen, und auch die nördlichen Provinzen der Niederlande unter ihrem Scepter vereinigten. Die Herzöge von Burgund waren alle von einem Gedanken beseelt, den sie unablässig verfolgten, nämlich den, ein großes Zwischenreich zwischen Deutschland und Frankreich zu schaffen. Um diesen Plan bewegte sich sowohl ihre innere, als auch ihre äußere Politik. Um diesen Zweck zu erreichen, mußten sie darauf

Digitized by Google

bedacht sein, ihre französischen und deutschen Besitzungen mit einander enger zu verbinden. Diese Einheit zu Stande zu bringen, mußten sie zuerst den Stolz der Städte brechen und ihre Privilegien vernichten, denn nur auf diese Weise war es möglich, Burgund, Elsaß und die Niederlande zu einem mächtigen Ganzen zu verschmelzen. Die Herzöge von Burgund verfolgten diesen Gedanken mit Klugheit und Beharrlichkeit; ganz allmälig untergruben sie die Freiheit der Städte, nur Karl der Kühne, ein Mann der rohen Gewalt, vergaß zuweilen die von seinen Vätern beobachtete weise Mäßigung und vernichtete die Rechte und Privilegien der flandrischen Städte, wo sie ihm hinderlich waren, durch die Kraft seines Schwertes. Für ihre verlorene Freiheit entschädigten die burgundischen Fürsten die mächtigen Städte durch verbesserte Sorgfalt für ihr materielles Wohl. Nie befand sich Belgien in einem blühenderen Zustande; sein Handel verbreitete sich über die Welt, Gewerbe und Fabriken hoben sich, die Kunst blühte empor, die Wissenschaft fand an der neu gestifteten Universität Löwen eine wohlthätige Beschützerin. Aber die vlämische Literatur, die nationale Poesie sank allmälig herab von der Höhe, die sie im vorigen Jahrhundert erreicht hatte. Die Herzöge von Burgund waren französischen Stammes und darum schon nicht geeignet, Beschützer der vlämischen Sprache zu sein. Wenn sie auch alle vlämisch verstanden und das Vlämische direct keineswegs beeinträchtigten, sich dessen in öffentlichen, auf die inneren Verhältnisse des Landes bezüglichen Urkunden und bei den Verhandlungen mit den flandrischen Ständen bedienten, so wirkten sie indirect zur Unterdrückung desselben um so mächtiger. Der ohnehin französischen Einflüssen so leicht zugängliche Adel schloß sich, versührt durch den Glanz, den sie um sich verbreiteten, enger an seine Fürsten an, die er in früheren Jahrhunderten oft mit dem Schwerte bekämpft hatte, nahm in Folge dessen allmälig französische Sitten und französische Sprache an, und fand dadurch freilich immer mehr zum bloßen Hofadel herab. Das Beispiel des Adels wirkte verderblich auf das Volk und seine Sprache. Aber schlimmer als das verderbliche Beispiel war die Unterdrückung der Volksfreiheit. Die vlämische Poesie war eine reine Volkspoesie, die nur im Volksthum wurzelte. Mit der Unterdrückung der Volksfreiheit welkte auch sie dahin, sie, die nur in der Freiheit gedeihen und sich frisch und kräftig entfalten konnte. Daher finden wir während der ganzen burgundischen Periode nur wenig Dichter von Bedeutung; die Nebenstrebungen verstellen allmälig und es bedurfte eines neuen Impulses, um dieselben wieder zu beleben, der auch nicht ausblieb.

Die österreichische Herrschaft, der die Niederlande 1482 anheimfielen, war der Entwickelung der vlämischen Literatur nicht günstig. Zwar kam Flandern in dieser Zeit häufig mit Deutschland in Berührung, allein in Deutschland selbst war die Poesie in Verfall gerathen und der Verkehr mit den Deutschen konnte also in dieser Beziehung nicht anregend auf die Flamänder wirken. Dazu kamen innere und äußere Kriege, die das Land erschöpften und den Sinn für Kunst und Wissenschaft im Volke selbst ertödteten. Karl V., in Belgien geboren, vlämisch redend und an den Belgiern mit großer Vorliebe hängend, that doch Nichts zur Belebung der vlämischen Literatur, ja er bezahlte sich sogar selbst unter den Einfluß, den das rasch emporblühende Frankreich durch seine Sprache und seine Sitten auf das übrige Europa gewann, und entsagte am 25. October 1555 auf dem Rathhause zu Brüssel in französischer Sprache seiner Krone. Karl V. hatte anfangs den Plan, die Niederlande von Spanien zu trennen und dem deutschen Kaiserreiche einzuverleiben. Er that bereits 1548 auf dem Augsburger Reichstage Schritte zur Verwirklichung dieses Planes, der aber unglücklicher Weise nicht ausgeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

A. W. Moltke,

Präsident des dänischen Ministeriums.

Der Premierminister oder Ministerpräsident Graf Adam Wilhelm Moltke zu Bregentved ist ein alter, vom Volke hochgeachteter Staatsmann, der sich um sein Vaterland besonders durch kluge und gewissenhafte Verwaltung der Finanzen und der Rentenkammer, zu der bisher Alles gehörte, was die Agrarverhältnisse betrifft, verdient gemacht hat. Auf seinen Aeußeren schon spricht eine edle Seele, und man erkennt gleich den rührigen, thätigen Geschäftsmann. Das volle, durch das Alter etwas markirte Gesicht, die lebhaften kleinen Augen mit starken, überhängenden lichten Augenbrauen, die hohe, edle Stirn, die kräftig gebaute, mittelgroße Figur und ein rascher, fester Gang geben dem stets einfach gekleideten, aber doch durch eine gewisse Vornehmheit in Haltung und Bewegung auffallenden Manne etwas Eigenthümliches.

Er ist außerordentlich lebhaft, urban, freundlich und liebenswürdig im Umgange; der Hofton, den der alte, von drei Königen geliebte und geehrte Mann in seinem ganzen Wesen, als etwas ihm durchaus Natürliches hat, übt eine Anziehung aus, die bei Jedem, welcher mit ihm in Berührung kommt, Offenheit und Vertrauen erweckt. Er ist ein in seinem häuslichen Leben in jeder Beziehung höchst geachteter und geliebter Mann, und zeichnete sich schon in seiner Jugend, als er Baggesens Reisegefährte, Freund und Unterstützer war, durch einen hohen Grad von Bildung und Sinn für das Schöne aus. Seine lebhafte Vorliebe für Künste und Wissenschaften hat sich bei der steten, großen Amtsvielfsamkeit nicht verloren. Sein sehr bedeutender Reichthum erlaubt ihm, für das Schöne und Gute zu wirken, und er thut es auch; mit edler Wohlthätigkeit, die sehr gegen den Geiz und die Gleichgültigkeit absticht, welche viele unserer andern reichen Edelleute gegen die vaterländische Kunst und Literatur an den Tag legen, sucht er eifrig die Entwickelung eines jeden Talentes zu befördern. Er ist einer der wenigen Reichen, welche eine große Bibliothek besitzen, in die er stets Alles das aufnimmt, was irgendwie Anspruch auf Anerkennung machen kann, — mehr, weil er dadurch, als ein Freund des Vaterlandes und der Wissenschaft, zur Hebung der Literatur beitragen und Andern mit seinen reichen Schätzen nützen will, als weil er im Stande wäre, seine literairen Schätze selbst zu genießen. Eine lange Reihe von Jahren hindurch hat er große Summen zur Unterstützung armer Studirender verwendet, und es ist nur zu beklagen, daß er nicht immer mit der gehörigen Vorsicht die Wahl unter den Vielen treffen konnte, welche an seine Wohlthätigkeit appellirten. Außer einer herrlichen Gemäldegallerie, welche viele ausgezeichnete Bilder älterer fremder und dänischer Meister enthält, und die dem Publicum zugänglich ist, hat er auf seinem Sommerschloß und in seiner Wohnung zu Kopenhagen eine sehr bedeutende Bildersammlung, in der sich eine große Anzahl von Stücken finden, die nur gekauft sind, um jungen talentvollen Künstlern Aufmunterung und Unterstützung für ihre höhere Ausbildung zu gewähren.

Vielfältig sind die Verdienste dieses Biedermannes um das Vaterland, aber ein Denkmal, das unvergänglich in den Herzen seiner Landsleute fortlebt, errichtete er sich besonders durch die edle Aufopferung, welche er am 21. März bewies, und ihm hat Dänemark es im höchsten Grade zu danken, daß es in den Tagen der Gefahr und Aufregung eine ungestörte innere Ruhe und sein Ansehen dem Auslande gegenüber bewahrt hat. Er war Mitglied des verabschiedeten Ministeriums, und hatte beschlossen, die ihm dargebotene Gelegenheit zu benutzen, um sich auf ehrenvolle Art aus dem Staatsleben zurückzuziehen und ein Alter in Ruhe und Zurückgezogenheit zu genießen, das er sich durch so reiche Mittel behaglich machen kann. Das neue Ministerium bedurfte aber eines bereits im Auslande gekannten und angesehenen Mannes, der ihm Würde geben und Zutrauen verschaffen konnte; man fühlte, daß ein Ministerium, ohne einen solchen Mann, durchaus unmöglich sein würde, besonders da die Umstände eine würdige Haltung den Großmächten gegenüber zu einer unumgänglich nothwendigen Bedingung machen mußten. Man bat Moltke, an der Spitze der Finanzen zu bleiben, für deren Leitung es auch nicht leicht war, einen tüchtigen Mann zu finden, da man Grund zu vermuthen hatte, daß die beiden ausgezeichnetsten Männer in diesem Departement zugleich mit ihrem Chef austreten würden, und es klar am Tage lag, daß das Wohl des Staates, vorzüglich bei dem bevorstehenden Kampfe, durch

Digitized by Google

eine Finanzverwaltung gewährleistet werden mußte, welche des Vertrauen durch anerkannte Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit aufrecht zu erhalten vermochte; zugleich bemühte man sich, thn zur Uebernahme der Präsidentur im Ministerium zu vermögen. Molike zeigte sich nicht geneigt dazu und mit Grund. Er war all unter einer Regierungsform gewohnen, in welcher Staatsdiener nur dem Könige Rechenschaft von ihren Handlungen zu geben hatten, und nun sollte er in ein Kabinet eintreten, welches dem Volke verantwortlich sein würde, oder einer Constitution, welche noch nicht existirte, sondern erst geschaffen werden sollte während eines Krieges gegen einen gefährlichen Aufstand, unter einem Könige, der vor Kurzem den Thron bestiegen und seine Jugend mit ihm geachteten und geliebten Collegen verabschiedet hatte — um ein Ministerium zu bilden, das seinen Character jungen, in den Staatsgeschäften unerfahrenen Männern verdanken sollte, die bisher nur in einer heftigen und bittern Opposition gegen das abgetretene Ministerium ihre Tüchtigkeit bewiesen hatten. Er schlug es wiederholt aus, in ein Ministerium einzutreten, das ohne Zweifel eine große Verantwortlichkeit und viele schwere Lasten zu tragen haben würde. Dem Könige flößte die Sachlage große Besorgniße ein. Ein Ministerium hatte er entlassen, und ein neues war durchaus nicht zu Stande zu bringen, da die Männer, welche jenes gestürzt hatten, sich entweder zurückzogen, oder nicht Ansehen genug besaßen, um allein ein neues zu bilden. Einen Augenblick war sogar die Rede von Abdankung — etwas, das leicht zur Ausführung hätte kommen können, da der König durchaus nicht von einer Herrschsucht erfüllt war, die so viele andere europäische Monarchen dem Untergange nahe gebracht hat; es würde dies aber unter den augenblicklichen Verhältnissen das ganze Reich in eine Verwirrung gestürzt haben, deren entsetzliche Folgen ganz unberechenbar waren. Da hörte Molike auf keine Bedenklichkeit mehr, und erklärte, daß, da er sein Vaterland in Gefahr sehe, er mit Aufopferung alles Dessen, was ihm lieb sei, was in seiner Macht stehe, dazu beitragen wolle, es zu retten. Trotz der eifrigen Abmahnungen seiner Familie unterzog er sich der schwierigen Aufgabe, und wie ein redlicher, fester, edler und aufopfernder Mann hat er sie von jenem Augenblicke an erfüllt, ohne eine Gelegenheit zu benutzen, um sich zurückzuziehen, ohne jemals durch Drohungen — als wolle er es thun — Verlegenheiten herbeizuführen, obwohl Jeder weiß, daß der Gemuth der Ruhe nach einer langen und ehrenvollen Wirksamkeit sein höchster Wunsch sein muß. Es war ihm schwer, den Entschluß zu fassen, aber von dem Augenblicke an, da er ihn gefaßt hatte, hat er nie in dessen kräftiger und vollständiger Ausführung gewankt. — u

Correlpondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

u. D. Kopenhagen, den 30. Oktbr. Die Lage der Dinge, die Verhältniße, die Stimmung hier — Alles scheint jetzt einen fast neuen Charakter annehmen zu wollen. Wie erdrosten uns indeßen nicht, Muthmaßungen hierüber auszusprechen, weil wir es und überhaupt zur Pflicht gemacht haben, nur zuverläßige Mittheilungen zu bringen. Die Proclamation der neuen Regierung der Herzogthümer Schleswig und Holstein, durch welche dieses von den abgangenen provisorischen Regierung etlaßene Grundgesetz des schleswig-holsteinischen Staates als fortbestehend anerkannt wurde, hat eine nicht geringe Sensation hervorgerufen. Während die deutsche Centralgewalt ihren Beschluß über die Stellung Schleswigs zu Deutschland von den eventuellen Friedensunterhandlungen abhängig gemacht hatte, proclamirt das gemeinschaftliche Organ dieser Macht und Dänemarks durch jenes Grundgesetz den unabhängigen Staat Schleswig-Holstein. Sind denn die Mitglieder dieser Regierung auch nur Parteimänner? Jedenfalls haben sie in einer solchen Weise ihre Stellung verkannt, daß sie wohl „Schleswig-Holstein" nur geschadet haben. Der Commissarius der deutschen Centralgewalt, Herr Stedmann, sowie der der dänischen Regierung, Hr. v. Reedz, haben nicht allein gemeinschaftlich ihre Verbindung mit der Regierung abgebrochen, die Act übereinstimmend mit der Waffenstillstands-Convention zu handeln. Diese grade verläugnet hat, sondern die beiden Herren Commissäre haben sich hierher begeben, gemeinschaftlich einen Protest gegen jene Regierung eingelegt, und mit gespannter Aufmerksamkeit erwartet man jetzt die Dinge, die da kommen werden. Ueber die schiefe Stellung zu dem Auslande, in welche und die Politik Englands gebracht hat, ist man hier sehr entrüstet. Statt als Garant für Schleswigs Verbindung mit Dänemark aufzutreten, hat das englische Kabinet die ungerade Rolle eines Vermittlers zu erlangen gewußt, und dadurch Gelegenheit erhalten, seine Verstimmungen gegen Dänemark in dem Maaße bei Seite schieben zu können, daß nicht einmal Garantieen für die Erfüllung des Waffenstillstandes existiren; das hierin, sowie in der unter solchen Umständen zur zu eiligen Erfüllung der Convention von Seiten Dänemarks, die Mißstimmung gegen das jetzige Ministerium ihren Grund sucht, ist natürlich, aber beklagenswerth, weil das Ministerium in seiner übrigen Wirksamkeit sich um die Sache der Volksfreiheit so große Verdienste erworben hat. Frägt man, warum England eine solche Politik wie die obige verfolgt hat, dann liegt die Antwort darin, daß die Reaction in Deutschland mit jedem Tage mächtiger wird. Von dem Augenblick an, wo die conservative Partei und die rohe Gewalt in Deutschland einander in die Hände arbeiten, hat England sich ganz von Dänemark abgewandt; es ist ein natürlicher Feind des revolutionairen Strebens und der Republik: so lange es an die Möglichkeit einer Realisation der republikanischen Ideen in Deutschland glaubte und also auch an eine Allianz Deutschland-Frankreich, war es gegen Deutschland, sobald dieser Glaube verschwand, war es für Deutschland. England sucht jetzt die Freundschaft Preußens, daher der Ausfall der Waffenstillstands-Verhandlungen. Deutschland ist Englands natürlicher Bundesgenoße gegen Frankreich. Man hat es dem Ministerium zur Laß gelegt, daß es mit der Centralmacht Deutschlands Unterhandlungen angeknüpft habe, statt Preußen zur Erfüllung seiner Pflicht zu drängen. Wenn man aber jetzt weiß, daß Preußen und England beferundet sind, so scheint es uns unter den obwaltenden Umständen wünschenswerther zu sein, mit der obersten Gewalt Deutschlandes zu unterhandeln, deren Beschlüße jedenfalls von keiner andern deutschen Macht annullirt werden können, und die jetzt durch den letzten Schritt des Herrn Stedmann sich offen für das strenge Recht und gegen die Parteien erklärt hat. Wenn es nun der obersten Gewalt Deutschlands klar wird, daß Dänemark nichts weiter will, als sein Recht, so wie dieses jetzt zum Theil dem deutschen Volke klar geworden, dann wird man auch gerecht sein und das unnatürliche feindliche Verhältniß zu Deutschland wird durch ein ruhiges Entgegenkommen von beiden Seiten gehoben werden; die Herzogthümer werden ihr Recht erhalten, ohne daß man nöthig hätte, ein Unrecht gegen Dänemark zu begehen.

Der Reichstag.

Kopenhagen, d. 3. Febr. In der zweiten Sitzung wurde die Prüfung der Schleswig-Holsteinischen fertgelegt, der Grundgesetze-Entwurf, sowie der Entwurf zu einem neuen Wahlgesetze vorgelegt. Das ersteenannte Gesetz ist (in der Beilage unserer vorigen Nummer) mitgetheilt, das letztere beruht auf dem einmal von der Regierung, sowohl in einem früheren Wahlgesetze, als in dem Grundgesetze ausgesprochenen Principe, daß die Wahlen unmittelbare Volkswahlen sind und daß jeder wahlberechtigte Mann, wenn er das Eingeborenrecht besitzt, wahlberechtigt und wählbar ist. Für die zwei verschiedenen Kammern, das Landsthing und Volksthing — welche im Verein den Reichstag bilden und für die jene Urwahlen ohne allen Census und sonstige Beschränkung stattfinden — ist das Alter der Wähler mindestens auf 30 und das der Wählbaren auf resp. 40 und 25 Jahre angesetzt. Die Wahlen zum Landsthing geschehen nach der Amts-Eintheilung des Reichs, die zum Volksthing nach Distrikten von ungefähr 12,000 Einwohnern. Die Mitglieder des Landsthings werden auf acht, die des Volksthings auf vier Jahre gewählt; jedes vierte Jahr geht die Hälfte von jenen ab. Die Mitglieder des Volksthings erhalten Diäten, die des Landsthings nicht; die Diäten sind mit 2 Rbthlr. (1⅓ Thaler Pr. Cour.) angesetzt. Die Anzahl der Mitglieder des Volksthings ist 151, die des Landsthings 53. — In der dritten Sitzung wurde über die Eingabe einer Adresse an den König als Antwort auf die Thronrede debattirt. Die Meinungen theilten sich, inwiefern die Adresse sich nur an den König als Dankadresse richten solle, oder zugleich an die Regierung. Der Cultus-Minister machte eine Art Versuch, freilich ohne Glück, die Adreßfrage, unter der letzten Voraussetzung, in eine Dankesadresse zu gestalten. Es wurde nicht von den Reichsstage festgestellt, in welcher Art die Adresse zu entwerfen sei, sondern ein Comité von sieben Mitgliedern für die Adreßfrage gewählt, also bis jetzt nichts als die Eingabe einer Adresse angenommen. — In der vierten Sitzung wurde der Minister des Auswärtigen über die politische Lage Dänemarks in Betreff Schleswigs interpellirt. Der Minister erklärt die Conflicte, welche das letzte Auftreten der schleswig-holsteinischen Regierung und die Adresse sowohl des deutschen als des dänischen Commissairs veranlaßt

Digitized by Google

haben, für im höchsten Grade beunruhigend, und verschieht die Beantwortung der Interpellation, bis er mit den Commissarien verhandelt habe. Im Laufe der Rede erklärt der Minister, daß das dänische Cabinet keine Modificationen des Waffenstillstandes, sondern nur Aenderungen der personalen innerhalb der Grenzen des Tractats zugelassen habe. — In der fünften Sitzung ist der Minister noch nicht im Stande, der Versammlung vollständige Antwort auf die Interpellation zu ertheilen; er wiederholt, daß das Auftreten der jetzigen schleswigholsteinischen Regierung keine Folge von Modificationen des Waffenstillstandes sei, und verspricht Veröffentlichung der Acten der Verhandlungen. Der Interpellant sordert schlüssige Begründung des unfreundlichen Auftretens der schl.-holst. Regierung; der Minister erklärt sich durchaus einverstanden mit dieser Ansicht des Interpellanten. —

In der sechsten bis achten Sitzung beschäftigte sich die Versammlung zum Theil nur mit der Geschäftsordnung, zu deren Feststellung das Gesetz ein Regulativ ausgearbeitet hatte. — In der achten Sitzung wurde der Minister des Auswärtigen, mit Bezug auf den Inhalt der Rede des Königs Oscar beim Schluß des schwedischen Reichstags, über die Aussichten, welche Dänemark auf einen endlichen Frieden habe, interpellirt. Der Minister antwortete, daß die Friedensunterhandlungen noch nicht eröffnet seien, daß die Rede des schwedischen Königs nur mit Bezug auf den Waffenstillstand die schleswigsche Frage erwähnt habe und daß zur Zeit jener Rede die letzten Vorgänge in Schleswig der schwedischen Regierung nicht bekannt sein konnten. Die Hoffnung auf den Frieden sei dadurch, daß die Unterhandlungen noch nicht eröffnet wären, durchaus nicht verschwunden. Auf eine zweite Interpellation: inwiefern die Inseln Alsen und Aerde, wie dieses, nach den Provisionalthesen der neuen schleswig-holsteinischen Regierung der Fall zu sein scheint, von jetzt an dieser Regierung unterthan sein sollten, gibt der Minister die Erklärung, daß jene Inseln unter den jetzt obwaltenden Umständen, in derselben Stellung zu Dänemark verblieben würden, wie bisher. — Das Adreß-Comité hat den Entwurf zu einer Adresse an den König der Rechtsversammlung vorgelegt. Als eine Antwort auf die Thronrede des Königs spricht der Entwurf die Hoffnung und den Wunsch aus, daß es gelingen möge, eine friedliche Lösung der schleswig-holsteinischen Frage herbeizuführen; wenn solches nicht zu erlangen sei, hält die Versammlung sich für überzeugt, daß sie die Stimmung der ganzen Nation aussprache, wenn sie kann, zur Ernennung des Kampfes, alle und jede Kräfte des Volkes verwendet wissen wolle. —

Norwegen.

Ueber den deutsch-dänischen Krieg.

— Ueber die Hauptfrage selbst, ob Schleswig Hauptelemente dänisch oder deutsch sein, ist so viel geschrieben und manches in den letzten Zeiten sogar von deutscher Seite so viel zugestanden worden, daß man an der vorherrschenden dänischen Nationalität bei dem größten Theile der Bewohner Schleswigs nicht zweifeln kann, so daß also, wenn die Nationalität eine Mischformen abgeben soll, eine Theilung nach Nationalitäten, so weit eine solche möglich, das Wünschenswertheste sein müßte. Inzwischen ist es auch möglich, daß man es mit den Nationalitäten allzu genau nimmt. Auf der Grenze zwischen zwei Nationalitäten findet stets ein gradweiser Uebergang statt, sogar da, wo die Nationalitäten viel verschiedenartiger sind, als die dänische und die deutsche, z. B. zwischen Deutschland und Frankreich. Um so weniger schwierig muß der Uebergang zwischen Dänemark und Deutschland sein, namentlich da das Volk in den nordwestlichen Deutschland nicht hochdeutsch sondern niederdeutsch ist und eine Sprache spricht, die wenigstens dem Anschein nach dem Dänischen mehr wie dem Hochdeutschen gleicht, so daß ein Däne und ein Norddeutscher sich besser verstehen, wie z. B. ein Norddeutscher und ein Baier. Da nun der eigentliche Uebergangspunkt zwischen Dänemark und Deutschland der südliche, bedeutenere Theil des Herzogthums Schleswig ist, so könnte gewiß, ohne daß die Nationalität, die dadurch die untergeordnete werden würde, sich gerade großer Ungerechtigkeit ausgesetzt sähe, eben sowohl Holstein Schleswig nachfolgen und dänisch werden, als Schleswig Holstein nachfolgen und deutsch werden.

Es scheint übrigens eine Streitfrage zu sein, wenigstens in Folge des Ranges, den man in unsern Tagen den materiellen Interessen einräumt, ob die Nationalität eigentlich so viel gelten darf, wie sie bisher gegolten hat. Der Verfasser dieser Zeilen gesteht es ein, daß auch er geglaubt hat, die Nationalität sei Etwas, worauf die Nation halten müsse, wenn sie eine Nation sei, Etwas, das sie in Achtung und Ehren zu halten habe, wenn sie selbst auf Ehre Anspruch machen wolle; aber er muß bekennen, daß die Ansichten, die sich in dieser Beziehung in letzterer Zeit geltend gemacht haben, ihn wirklich zum zweifeln und dahin brachten, daß er sich selbst gefragt hat: „Wie, wenn dies so ganze Geschwätz von Nationalität und Nationalehre nur ein Hirngespinst wäre, hervorgegangen aus der Studengelehrsamkeit der Pfiffersohn, verbreitet für die Weisheit der Menschheit; ob nicht der Zustand der beste sei, wo man am besten ist, am besten leistet und das meiste Geld zusammenkratzt?“ Er bezweifelt kaum, daß diese Frage mit Ja beantwortet werden wird von den obengenannten merkantilen Kosmopoliten, welche die Menschen in Kaufleute oder vernünftige Menschen und in Pflanzthiere eintheilen. Inzwischen sind doch darüber die Meinungen noch getheilt sein, namentlich da die Nationalitäts-Idee in naher Verbindung mit einer andern, der Freiheits-Idee steht, die eben in unsern Tagen zu bedeutendem Ansehen gelangt ist. Wir gestehen es sogar zu, daß wir uns noch nicht bequemen können, jenen vielleicht altmodischen Glauben an die Bedeutung der Nationalität aufzugeben, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß gerade die, bei denen die Idee eigentlich entwickelt und zum Ansehen gelangt sein mag, nämlich die sogenannte Intelligenz, bei dem Zusammenstoßen derselben am meisten gewinnen würde.

Halten wir also noch bis auf Weiteres an der Nationalitäts-Idee als etwas Geltendem fest, und glauben wir nichts destoweniger, daß man es mit Mäßigkeit auf die schleswig-holsteinische Nationalitätsfrage vielleicht etwas zu genau nimmt, so geschieht es weil hierbei ein so sonderbares Uebergreifen, theilweise sogar Umwälzen der Geschichte stattfindet, daß es sehr schwierig wird zu entscheiden, welcher Nationalität man den Vorrang einräumen soll. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das eigentliche Volk in Holstein wie in den übrigen Gegenden von Norddeutschland in der Nähe Dänemarks mit Hinsicht auf Sprache und Sitten weit mehr mit dem dänischen Volk gemein hat als mit dem in den südlichen Theilen Deutschlands.

Es hat außerdem seit mehreren Jahrhunderten unter dänischen Königen gestanden. Die Einwohner sind daran gewöhnt, sich selbst als dänisch zu betrachten, namentlich in der ältern dynastischen Zeit, als man allen Nationalbenennungen das Wort „Königlich“ vorzusetzte und namentlich um die Zeit des Reichstages, als Holstein bereits seit vier war, als ein Theil Dänemarks und nicht Deutschlands angesehen zu werden. Wenn der dänische König vor zehn Jahren Dänemark eine Constitution gegeben hätte, wie die norwegische, dann hätte ohne Zweifel die Mehrzahl der Bewohner Holsteins sich mit Freuden von Deutschland getrennt und sich Dänen nennen lassen, um Antheil an der Güter der Freiheit theilhaftig zu werden; selbst war die deutsche Nationalität hier gewiß nicht begründet. Umgekehrt war Schleswig so viele Jahrhunderte hindurch deutsch regiert worden und von der dänischen Regierung selbst bei allen Gelegenheiten so verdeutscht, daß es fast ein Wunder und ein außerordentlicher Beweis von der Stärke des dänischen Elements in diesen Landestheilen ist, daß noch soviel Dänisch dort zurückblieb. Aber sogar die dänische Bevölkerung hat sich durch langjährige Gewohnheit nach und nach damit vertraut gemacht, deutsch regiert zu werden; und die ganze Intelligenz, des Adels nicht zu gedenken, ist mit wenigen Ausnahmen deutsch und deutschgesinnt geworden. Das schmerzliche Gefühl, welches die Absonderungsoperation mit sich führt, ist also auf alle drei Stände übertragen und ein eigentliches Uebelbefinden würde es bewirken wohl auch nicht mit sich führen für den dänischen Theil Schleswigs, wenn er auf immer an Deutschland abgetreten würde; insofern eigentlich diese Sache also mehr als manche andere zu einer blos diplomatischen Abmachung. Irgend einer größen Verstimmung gegen die Nationalität kann man sich kaum weiter auf die Länge noch auf der andern Seite zu Schulden kommen lassen, wie es denn wohl sogar so gut wie unmöglich sein wird, des Volkes eigenen Willen zu erfahren, denn es kann kaum einen bestimmt ausgesprägten Willen haben. Das Rechte möchte wohl das sein, wenn das Volk sowohl in Holstein als in Schleswig, sobald es seiner Lage der Lage gegen sich, sich bei den höheren Klassen entgegengehaltenen Sprachgeschiefte, welche zum Theil das Volk unterdrückt oder sich doch wenigstens demselben in scharfer Opposition entgegengestellt haben. Demnach müßte sich also das Volk nach der dänischen, die Intelligenz nach der deutschen Seite hinneigen.

Nun ist aber unter den jetzigen Verhältnissen nicht einmal die Rede von Gestalten, sondern nur von Schleswig; dieser Landestheil ist es, den sich sowohl Deutschland als Dänemark aneignet. Und hier müssen wir, wie wir eben andeuteten, fast ganz von der Nationalitätsfrage als von einer weniger wichtigen absehen. Es handelt sich dagegen zunächst um das Territorialrecht; in wiefern Schleswig als ein integrirender Theil des dänischen Staats angesehen werden kann oder nicht, und wie weit Deutschland im letzten Falle berechtigt ist, Anordnungen daran zu stellen, blos weil ein Theil seiner Bevölkerung verdeutscht worden ist und die Vortheile zu erlangen wünscht, welche mit dem Heimathsrechte in einem großen Lande verbunden sind. Was nun Schleswigs historische Stellung anlangt, so ist es anerkannt und unbestritten, daß es in politischer Beziehung niemals einen Theil von Deutschland ausgemacht hat, sondern stets, wenn auch etwas lose, Dänemark angehörte. Inzwischen gibt man mit Recht der Stimme des Volks

Digitized by Google

in dieser Sache die Entscheidung anheim. Hier müssen wir bemerken, daß es im Ganzen genommen doch nur die Beamtenclasse und die sogenannte Intelligenz ist, welche bei der Verschmelzung mehrerer kleiner Staaten in einen gewinnt. Der eigentliche Kern des Volkes, die Eigenthümer und die Bebauer des Grund und Bodens finden ihren Unterhalt und die Quelle ihres Wohlstandes im Grundeigenthume, welches daſſelbe bleibt und dieselbe Andauete giebt, möge es in einem kleis nen Staate wie Hessen-Cassel liegen oder in dem riesengroßen Rußland. Der Ackerbauerstande sucht keine Einfünfte aus dem Staatsdienst, und verleitet ihn die Eitelkeit oder der Eigennutz dennoch einer einflußreichen Stellung im Staate nachzutrachten, da erreicht er diese in einem kleinen wie in einem großen Staate. Für den dahingegen, der seinen Unterhalt als Staatsbeamter sucht, muß es vortheilhafter sein, je mehr Aemter der Staat zu vergeben hat; es liegt dann für ihn desto mehr Wahrscheinlichkeit vor, eines davon zu erlangen. Auch für den Schriftsteller muß es wichtig sein, ein möglichst großes Publikum zu haben; einen um so größern Wirkungskreis haben die Ideen, die er zu verbreiten hat und um so größere Einnahme hat er. Wenn also z. B. nicht blos Dänemark, sondern auch Schweden und Norwegen im Laufe der Zeit von Deutschland verschlungen würden, da würde die Intelligenz, wenn der erste Schmerz über die gekränkte Nationalität überwunden wäre, nur dabei gewinnen, denn der kenntnißreiche Mann würde in seinem literarischen und politischen Wirken nicht blos auf den Norden allein beschränkt sein, sondern den ganzen Norden und Deutschland vor sich haben. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung würde ein Norweger eben so viel Aussicht haben Reichsminister zu werden als ein Deutscher und es würde ihm somit leichter sein, Weltberühmtheit und Einfluß in ganz Europa zu erlangen, als wenn er nur Mitglied des norwegischen Storthings wäre. Dieser würde dahingegen bei einem Aufgehen in Deutschland ganz und gar aufhören und der Einfluß auf die eigenen Angelegenheiten des Landes, den dadurch die Norweger, die sich nicht zu der Intelligenz rechnen, anüben, würde dadurch nicht länger stattfinden. Es ist also klar, daß die höhern Klassen in Schleswig, welche sämmtlich deutsch sprechen, nichts lieber wünschen, als daß Schleswig dahin gelange, einen Theil von Deutschland auszumachen, namentlich die Menge von juristischen Beamten, von denen das Land voll ist, und die sich hier wie anderswo als ganz besonders zum Staatsdienst berufen ansehen. Der Kern des Volkes muß dahingegen bei dem Ganzen entweder gleichgültig sein oder eine Regulirung der Verhältnisse wünschen bei der seine eigne Macht und sein Einfluß so groß wie möglich wird; da es aber in der Natur der Sache liegt, daß es der Intelligenz am leichsten wird, ihre Meinung zu erkennen zu geben, so läuft man allzuleicht Gefahr diese Meinungsäußerung der Intelligenz für die Stimme des Volkes zu halten. Daß sie dies nicht ist, das haben viele der Deutschen selbst eingesehen und die zurückkehrenden deutschen Truppen werden gewiß ihre deutschen Landsleute davon in Kenntniß setzen können. Das es ganz besonders der Adelsstand und Adelsherren Tadelmann war, der den Waffenstillstand umzustürzen versuchte, das beweiß uns hinlänglich, daß die deutsche Sache in Schleswig nicht die Sache des Volkes ist. Aber dessen ungeachtet ist es noch nicht recht klar, was die Schleswiger eigentlich wollen, und diese Ungewißheit ist es, welche die Sache namentlich schwierig macht. Daß die eine Willensäußerung der Schleswiger hier die einzige Rücksichtnahme sein muß, an die man sich zu halten hat, das muß als abgemacht betrachtet werden. (Morgenblatet.)

Schweden.

† Stockholm, d. 27. Octbr. Unser langwieriger Reichstag hat jetzt endlich sein Ende erreicht; schon am vorigen Montag den 24. verkündeten in aller herkömmlicher Weise Pusaunen und Trompeten, daß er aufgelöst sei. Der Vormittags war Gottesdienst in der Storkirche; der König und die drei Prinzen Gustav, Oscar und August wohnten der kirchlichen Feier bei. Nach dieser begaben sie sich — der König unter dem von zwei Präsidenten und zwei Officieren getragenen Thronhimmel in Pregelfluu nach dem Saale des Reichstags. Nachdem der Landmarschall und die „Talemänner" (die Wortführer) Anspruchen ihrer resp. Stände an den König gehalten, ein Staatsrath einige Punkte des Reichstags-Beschlusses verlesen und der Reichsmarschall geschworen hatte, beschloß der König den Reichstag und denkandte die Stände mit folgender Rede:

„Ihr guten Herren und schwedischen Männer! Den Tagen, die verflossen, seitdem Ich bei der Eröffnung der Reichsversammlung Euch begrüßte, ist ein bedeutsamer Platz in der Geschichte angewiesen. Gewaltsame Erschütterungen haben die meisten Staaten Europa's getroffen, und lange Zeit dürfte noch verstreichen bis die wichtigen Fragen der Gesellschaft, welche Regierungen und Volk in Anspruch nehmen, ihre endliche Lösung finden. Dankbar wir der Gnade der Vorsehung, die uns vor den Stürmen geschützt hat, welche in anderen Ländern die allgemeine wie die Wohlfahrt des Einzelnen bedroht haben, und freuen wir uns über den ruhigen Ernst, durch welchen das schwedische Volk, während jener Stürme, sich ausgezeichnet hat. Nur durch die Besonnenheit jenes Ernstes können Meine und Eure gemeinsamen Wünsche hinsichtlich Verbesserungen in unseren Staatseinrichtungen zum Wohle Aller erfüllt werden.

Ich danke Euch, Ihr guten Herren und schwedischen Männer, für die edle Bereitwilligkeit mit der Ihr Meinem Beschluß, unseren Stammverwandten in der Aufrechthaltung ihrer bedrohten Selbstständigkeit beizustehen, entgegengekommen seid. Sie hat, ohne daß sie von Euch angenommenen Mittel ganz in Anspruch genommen sind, bereits zufriedenstellende Folgen gehabt und bessere Aussichten für die Zukunft gewährt. Ein Waffenstillstand ist durch Meine Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten für einen längeren Zeitraum abgeschlossen, und wir dürfen hoffen, daß dieser den Weg zu einem billigen und bleibenden Frieden anbahnen werde. Mit großer Theilnahme ihn Ich der Frage wegen Besserung der Verfassunaten gefolgt. Die Erfahrung scheint zu bestätigen, daß es Schwierigkeiten haben wird, ohne Meine Dazwischenkunft, die verschiedenen Meinungen über diese Sache zu vereinigen; Ich habe Euch daher einen Vorschlag einhändigen lassen, der mit bedeutender Ausdehnung des Wahlrechtes die nöthigen Bestimmungen hinsichtlich des gesicherten Bestandes und der ruhigen Entwickelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse enthält. Ich bin überzeugt, daß Ihr, gute Herren und schwedische Männer, von dem aufrichtigen und ernsten Wunsche beseelt, diese wichtige Angelegenheit zu einem erfreulichen Ende zu führen, sie auch bei Eurem nächsten Zusammentreten mit der Aufmerksamkeit und der warmen Theilnahme umfassen werdet, die sie in so hohem Grade erheischt.

Ich war Mir eine Verpflichtung, Euren Beschluß über Bewilligung von Mitteln zur Verbesserung und Erweiterung des Elementar-Lehrwesens zu erfahren; er enthält ein Zeugniß Eures rühmlichen Eifers für die Bildung des jüngeren Geschlechtes.

Die wichtigen Fragen, welche der Zweck Eurer Verhandlungen gewesen sind, haben nicht alle auf diesem Reichstage ihre vollständige Lösung erlangt. Ich werde indessen nicht unterlassen, auch ferner eine besondere Aufmerksamkeit auf sie zu richten, und was mich betrifft, auf ihre endliche Erledigung hinzuwirken.

Jetzt, wo Ich den Reichstag für geschlossen erkläre, ersehe Ich die Segnung des Himmels auf die Stände des Reichs herab und verbleibe Euch, Ihr guten Herren und schwedischen Männer Allen, wie einem Jeden von Euch besonders, in königlicher Gnade und Gunst gewogen."

Bei dat der Reichstag gerade nicht ausgezeichnet; indessen die Aeußerungen, welche stattgefunden haben, geben die Hoffnung, daß die königliche Proposition zur Reform der Repräsentation, schrift von Seiten des Adels und des Priesterstandes mehr Berücksichtigung erhalten werde, als sie bei wohl fonst zu Theil geworden wäre. Der Adel namentlich wird einsehen sehen haben, daß der schroffe Widerstand und das einseitige Festhalten an den Privilegien doch zuletzt zu keinem erfreulichen Ziele führen würde. Der Bauernstand hat den Reichstag in großer Mißstimmung gegen den Adel verlassen. Die ganze conservative Partei hat auch jetzt verlauten lassen, daß Reformen nothwendig seien; es bleibt nun, wie früher, eine bloße Phrase ist. oder die Schwungkraft der Zeit sie in etwas mehr anzuwenden vermag, wird gerade die Zeit uns lehren; indessen scheinen uns die Wiener Vorgänge von so betrübender Art, daß wir, wenn sie auf die Haltung der Aristocrittsmänner hier einen Einfluß üben könnten, nur wenige Aussichten auf eine friedliche, ruhige Entwickelung haben, um so mehr, als man, und wohl nicht so ganz ohne Recht, den Bürgerstande einen gewissen Mangel an energischer Haltung der Ritterschaft und den Prälaten gegenüber, vorwirft. Dieser Mangel, der sich gerade in einem Prinzipienstreit in der bekannten Frage über die Regulirung der Steuern, kund gegeben hat, verleiht noch ferner den beiden ersten Ständen schon formaller ein gefährliches Uebergewicht; denn nachdem der Bürgerstand die Erklärung auf dem Reichstage niedergelegt hat, daß die Belgerung des Adels und des Priesterstandes, im Bereiu mit den beiden anderen Ständen in jener Frage zu nolziren, als ein Hohn gegen das schwedische Volk zu betrachten sei, — scheint es freilich ein sonderbares Resultat der Sache, wenn man die ungleiche Besteuerung ohne weiteres fortbestehen läßt, und die sogenannten „Zusen" in das nächste Budget, der neuen Zeit der Reformen wie zum Trotz, — aufnimmt. — Daß es bei solcher Regierung und namentlich dem König um die Reformation der innern Zustände Ernst ist, daran zweifelt wohl Keiner; jedoch eben so wenig an dem mächtigen Einfluß der beiden ersten Stände, welcher nur durch eine ganz andere Haltung der beiden übrigen zu paralysiren ist. — Ob der Frühling und ohne Kriegsrüstungen finden wird, ist eine Frage, die von der Gestaltung der schleswig-holsteinischen Sache abhängt, die jedoch, stelle sie noch eben so viele überraschende Phasen zu durchlaufen haben, wie sie bereits gehabt hat, außer aller Berechnung liegt.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Die Natur und das Volk Skandinaviens.

Von Joakim Frederik Schouw.

I.

Skandinaviens Ausdehnung von Norden nach Süden ist so groß, daß zwischen der Natur im nördlichen Lappland und der Natur auf den dänischen Inseln ein größerer Unterschied ist, als zwischen diesen und der Natur Italiens. Dann ist auch ein großer Unterschied zwischen der Westseite der skandinavischen Halbinsel mit ihren steilen Klippen, tiefeindringenden Meerbusen, mit ihrer feuchten nebeligen Luft und verhältnißmäßig mildem Klima, und der Ostseite mit der ebenen Senkung der Bergmassen, den großen Seen und Wasserströmen, der klaren trocknen Luft und der strengen Winterkälte. Endlich geben die Höhenverhältnisse zu so großen Verschiedenheiten Anlaß, daß man auf den höheren Berggürteln des südlichen Norwegens ein lappländisches Klima wiederfindet. So gibt es eigentlich nicht eine, sondern mehrere skandinavische Naturen. Dann ist auch die Natur in gewissen Theilen des nördlichen Skandinaviens so wenig verschieden von derjenigen, welche im Osten herrscht, daß die Natur dort eben so gut russisch genannt werden kann, und in den südlichen Theilen Skandinaviens so übereinstimmend mit den nächsten südlicheren Ländern, daß sie eben so gut deutsch genannt werden könnte. Auf diese Weise verschwindet beinahe während der Betrachtung der Begriff: die Natur Skandinaviens.

Um indessen, so gut wie ich vermag, eine zusammengedrängte Uebersicht über die Natur Skandinaviens zu geben, will ich das Land nach der geographischen Breite in mehrere Gürtel theilen, das Moment, welches den größten Einfluß ausübt.

Der erste Gürtel — wir können ihn den unfruchtbaren Gürtel nennen — geht vom Nordkap bis Salten auf der westlichen, bis Umeå auf der östlichen Seite der skandinavischen Halbinsel. Der Erdboden besteht beinahe ganz aus Felsen. Die Berge sind während des größten Theiles des Jahres mit Schnee bedeckt — die höheren während des ganzen Jahres — in dem kurzen Sommer haben sie häufig eine Decke von Moosarten, besonders Rennthiermoos, welches weiß wie der Schnee, nur wenig des winterliche Aussehen verändert, oder Büschchen, mit krummen kleinen Stämmen, länge der Erde liegend. Nur unter günstigen Verhältnissen, namentlich an den Ufern der Meerbusen, tauchen Birkenwälder auf, in den südlicheren Theilen auch Fichten, aber im Ganzen doch so sparsam, daß die Wälder nur Flecke genannt werden können in dem oben Felsgebiet. — Die Mitteltemperatur in diesem Gürtel ist am Nordkap 0°; östlich und auf den Bergen noch niedriger; an der Südgränze des Gürtels 2° R. Nach den Gebirgsflächen ziehen die Lappländer mit ihren Rennthieren, doch wandern sie auch nach der Küste. Auf der Ostseite findet man kleine angebaute Plätze, was man den Quänen und Schweden verdankt; die Gerste reift nur in einzelnen Jahren, Rüben und Kartoffeln können zur Noth gebaut werden. An der Westseite findet man ähnliche angebaute, kleine Plätze am Innern der Meerbusen. Wichtiger sind die Fischereien, welche im Frühlinge Tausende am Lofoden versammeln, und eigentlich sind es nur die Fischereien, welche diesem Gürtel einige Bedeutung für das skandinavische Volk geben. Die Lappländer gehören zu einer andern Race.

Den zweiten Gürtel — den nördlichen Waldgürtel — können wir von Salten und Umeå bis Trondhjem und Gefle rechnen. Der Gürtel liegt zwischen den Wärmegraden 2° und 3½°. Während der erste Gürtel als ein nackter Felsen mit einzelnen Waldflächen und noch wenigeren und kleineren Ackerplätzen betrachtet werden kann, so kann dieser für einen sehr großen Wald von Fichten, Tannen und Birken, auf dem Felsengrunde wachsend, und mit Flecken angebauten Landes vermischt, angesehen werden. Der Ackerbau spielt nämlich hier noch eine sehr untheilnehmende Rolle, und nur Gerste, Hafer, Rüben und Kartoffeln vertragen das Klima. Der Roggen, der Weizen und die Fruchtbäume werden gänzlich vermißt oder treten sparsam an der Gränze auf. Die Viehzucht beginnt von Bedeutung zu werden, doch ist sie meist auf Schafe und Ziegen beschränkt. Die Benutzung des Waldes, einige Bergwerke, aber vorzüglich die Fischereien auf der Westseite, beschäftigen die Bewohner, welche fast alle zum fjandinavischen Stamm gehören.

Der dritte Gürtel, der südliche Waldgürtel, umfaßt den Rest der skandinavischen Halbinsel, mit Ausnahme desjenigen, was südlich von den großen schwedischen Seen Wener und Wettern liegt; diese Seen und das Kattegat bilden die Südgränze. Auch hier sind Felsen, Nadel- und Birkenwälder ganz herrschend, aber das angebaute Land erhält doch größern Umfang, namentlich in den langen und breiten Thälern (wie Dalsberg, Gustbrandsdalen, Oesterdalen, Etsdalen, Herjedalen) und den Flächen, welche in den südlicheren Theilen (Ringerige, Upland u. s. w.) hervortreten. Der Anbau des Roggens tritt, mit Ausnahme der höheren Gegenden, an die Stelle der Gerste und des Hafers, selbst Waizen reift, obgleich er nur in kleiner Ausdehnung gebaut wird; die nordeuropäischen Fruchtsorten Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen gedeihen im Süden von Trondhjem und Sundsvall, obgleich der Anbau derselben nicht bedeutend ist. Erbsen, Bohnen und Spargel können reifen, ebenso Flachs und Hanf. Die Eiche tritt sparsam auf, und in den südlichen Theilen die Buche, wodurch auf diese Weise der Uebergang zu dem folgenden Gürtel gebildet wird. Zur Seite eines, wenn auch ziemlich begränzten Ackerbaues tritt eine ausgedehnte Viehzucht, besonders in den Wäldern und Felsabhängen, wohin das Vieh getrieben wird und ihre Produkte in Sommerwohnungen (Sätere) bereitet werden. Auch der Holzschlag und der Bergbau beschäftigt die Bewohner dieser Gegenden. Die Mitteltemperatur fällt zwischen 3½ und 5½°.

Der vierte Gürtel, der Gürtel des Ackerbaues endlich, geht vom Kattegat und den südschwedischen Seen bis zur Elder und der Ostsee. Hier gehen niedrige Berge und Höhen zu Ebenen über, sehr häufig mit wellenförmiger Oberfläche; der Felsengrund verschwindet beinahe ganz. Die Fichte, Tanne und Birke wird von der Buche und Eiche abgelöst; aber die Wälder bilden nur Flecke in dem überwiegend angebauten Lande; größere Unterbrechungen machen an einigen Stellen die Halden. Das Roggenbrot verdrängt das Gerstenbrot gänzlich, das Waizenbrot beginnt eine Rolle zu spielen. Die Früchte werden häufiger und neue kommen hinzu, wie Wallnüsse, Maulbeeren, Pfirsiche und Aprikosen; auch die Gemüsepflanzen nehmen zu. Die Viehzucht ist bedeutend, wird aber an den Ackerbau geknüpft, und die jährliche Wanderung des Viehes nach den Grasgründen hört auf. Die Mitteltemperatur ist von 5½ bis gegen 7°.

In Kürze könnte man den Charakter dieser Gürtel dadurch ausdrücken, wie es schon angedeutet ist, indem man den ersten als einen unfruchtbaren Felsengrund mit einzelnen Ackerplätzen bezeichnet, den zweiten und dritten als einen Wald mit wenigeren oder mehreren Ackerplätzen, den vierten endlich als einen Acker mit Wald- und Haideplätzen. Nahe übereinstimmend sind die beiden mittelsten Gürtel und diese stehen in einem ziemlich bestimmten Gegensatze sowohl zu dem ersten Gürtel als auch zum vierten. Da nun der erste Gürtel größtentheils von andern als skandinavischen Volksstämmen bewohnt wird, so kann man sagen, daß der größte Theil des Landes, welches die Skandinavier bewohnen, ein waldbewachsener Felsen ist — ein kleiner, aber mehr bevölkerter Theil, ein fruchtbarer Acker.

Aber so hat Dänemark und der südlichste Theil Schwedens (also das alte Dänemark) eine Natur, wesentlich verschieden von derjenigen, welche sich im allergrößten Theil Skandinaviens zeigt, und welche man vielleicht deßhalb vorzugsweise die skandinavische Natur nennen könnte. Hier sind Berge, Felsengrund und große Ströme, dort Ebenen, lose Erdrinde und Auen; hier sind Nadelwälder, dort Laubwälder, hier überwiegt der Wald den Acker, dort der Acker den Wald; hier entbehrt man manche Lebensgenüsse, welche dort die Natur schenkt. Eine weiter durchgeführte wissenschaftliche Untersuchung der Pflanzen und Thiere in diesen beiden ungleichen Theilen Skandinaviens würde diesen Gegensatz noch mehr aufklären.

Indem wir weiter den Blick von Dänemark nach Süden richten, werden wir eine größere Aehn-

Digitized by Google

lichkeit als die mit dem Norden antreffen. Mehrere Theile Norddeutschlands bieten dieselben wellenförmigen Ebenen mit fruchtbarem Ackerland, eine Menge Laubholz, umgeben von Buchen- und Eichenwäldern, wie Dänemark sie hat; das, wodurch sich dieses Land unterscheidet, ist ein größeres Uebergreifen von Buchen, Inseln und Sunden, sowie das Inselklima, alle im Ganzen der Einfluß des Meeres. Aber dies sind doch nur Graduntersschiede. Dänemarks Natur ist also nicht skandinavisch im strengeren Verstand, und sie stimmt mehr mit der deutschen als mit der norwegisch-schwedischen überein.

Aber dann ist wohl auch das dänische Volk mehr deutsch als skandinavisch? Es würde der Fall sein, wenn es wahr wäre, daß von der Natur eines Landes, welches das Volk bewohnt, der Charakter eines Volkes bestimmt wird, oder bedeutend davon abhängt. Aber obgleich diese Anschauung sehr ausgebreitet ist, und beständig von Philosophen, Historikern, Naturforschern und Dichtern als gegeben vorausgesetzt wird, so ist sie doch irrig, und ist nur so allgemein geworden, weil das Verhalten zwischen der Natur und dem Menschen noch der wissenschaftlichen Behandlung bedürftig ist, weil man über diesen Gegenstand Schlüsse mit einer Oberflächlichkeit gezogen hat, die in keiner andern Naturwissenschaft geduldet sein würden; weil man hier nicht die vergleichende Methode anwendete, welche in andern Zweigen der Naturwissenschaft so reiche Ausbeute gebracht hat.

Es ist indessen nicht meine Meinung zu behaupten, daß Klima, Erdboden und die übrigen Naturverhältnisse allen Einfluß auf den Volkscharakter entbehren, namentlich will ich ihn da einräumen, wo die Naturkräfte im hohen Grade die Menschenkraft überwältigen, so daß diese im Kampfe weichen muß, wie in den äußersten Polarländern oder in der afrikanischen Wüste; daß aber der Einfluß im Allgemeinen sehr mäßig ist, hoffe ich beweisen zu können.

Ich werde mich nicht, um diese Behauptung zu beweisen, zu der Analogie, welche man von einzelnen Menschen entnehmen kann, wenden, und z. B. mich auf zwei Menschen berufen, welche mit denselben Nahrungsmitteln in demselben Hause und in gleichen Kleidern aufzergen sind, von denen der eine ein Genie und der andere ein Idiot, der eine ein großer Dichter, der andre ein ausgezeichneter Maler, der eine leidenschaftlich, der andre pflegmatisch sein kann. Ich werde mich an die Kennzeichen halten, welche die Völker selbst bieten.

Schwedische Dichter.

I.

Die nordischen Reiche Norwegen, Dänemark und Schweden haben sich in die drei Hauptgattungen der Dichtkunst getheilt. Die norwegische, im Verein mit der isländischen ist in der Edda episch, die dänische, besonders im vorigen Jahrhundert, dramatisch, die schwedische lyrisch. Zwar fehlt es der letzteren unter ihren zahlreichen Volksliedern, gleich der dänischen, nicht an Balladen, welche Dichtungsart jedoch sehr zum Lyrischen hinneigt, und eben so wenig an Schauspielen, zumal während der Regierung Gustav III.; aber einen Holberg, einen Oehlenschläger oder Heiberg suchen wir dort vergebens; und auch die norwegische Dichtkunst möchte diesen kaum einen gleichen oder ähnlichen zur Seite stellen können, wenngleich der vor wenigen Jahren verstorbene Henrik Wergeland sich als fruchtbarer Dramatiker auszeichnete. In der neuesten Zeit trägt freilich jener düsterische Zweig, der Europa immer mehr überschattet und fast überwuchert, und wenn auch eigentlich episch, doch fast alle Gattungen und Arten, besonders die didaktische, in sich aufnimmt, ich meine den Roman und die Novelle, auch in Schweden wie in Dänemark, z. B. in der Ztygare Carlen und in Bernhards Werken, die trichtigsten Bilder; aber das Lyrische ist doch, im Gegensatz zu dem Plastischen der Alten, besonders der Griechen, die Grundlage der christlichen Dichtkunst überhaupt, wenn auch bei keinem neueren Volke so vorherrschend, wie bei den Schweden, und man könnte sie in dieser Hinsicht mit den Hebräern des alten Testamentes vergleichen. Während die Lyrik der letzteren freilich ganz religiös war und in den Psalmen das höchste geistliche hat, was überhaupt auf diesem Gebiete erreicht ist, schöpft die schwedische ihre eigentliche Nahrung aus der Betrachtung und Schilderung der Natur ihres, allerdings eigenthümlich schönen, Landes. Schweden vereinigt die Reize der beiden anderen nordischen Reiche; es hat in seinen südlichen Landschaften eben so fruchtbare und anmuthige Gegenden, wie die dänischen Inseln, und nicht minder majestätische Alpen, ebene Haidestrecken und Binnenseen, mächtige Ströme, tosende Wasserfälle, als Norwegen, zu in noch reicherer und mannichfaltigerer Zahl, und selbst seine Hauptstadt — man sehe das zweite Stück dieser Zeitschrift — ist, was man wohl von keiner ähnlichen gressen Stadt, sogar von Neapel und Konstantinopel, nicht sagen kann, eben so ausgezeichnet, zu noch ausgezeichneter durch seine Lage zwischen dem Meere gegen Osten und dem Mälarsee auf der Westseite, durch seine fast zahllosen nackten oder bewaldeten Inseln, als durch seine Thürme, Schlösser, Paläste und Laubhänser. Und wenn der Süden Europa's durch seine milde Wärme einen unbestreitbaren Vorzug hat, so wohl doch in Schweden eine belebtere noch reinere und gesundere Luft, als in Italien; so ist der Winter dort zwar bei weitem länger, als in dem nebeligen, feuchten Deutschland, England, Irland; aber auch kräftigend und reicher an Naturgenüssen, klarem Sternenhimmel, Schlittschuh- und Schlittenfahrten; so gewährt der Sommer in seinen herrlichen Eichenwäldern, an denen es fast dem ganzen übrigen Europa gebricht, und in seinen köstlichen Thälern und Waldeinsamkeiten am Ufer ruhiger fischgeschwellter Seen, eine zwar kurze, aber desto innigere Freude. Zu der That, man braucht kein Schwede zu sein, um ein Lobredner Schwedens zu werden; aber die Schweden selbst sind auch darin auf das tiefste durchdrungen, und daher rührt denn ihre Vaterlandsliebe, ihr tiefes Heimathsgefühl, das sich selbst sprachlich in dem schönen Worte des Heim ausspricht, das wir Deutsche ihnen gern entlehnen wollen, obgleich auch wir eine „Heimath" haben. Es giebt vielleicht keinen schwedischen Dichter, der nicht im vollen Sinne ein heimischer wäre, und hiermit ist zugleich die eigenthümliche Farbe ihrer Lyrik gegeben. Sie ist vaterländisch und daher sittlich und nicht minder kräftig und hoch als sanft und zart. Ja es fehlt ihr nicht an Tiefsinn, der dann freilich durch seine Hinneigung zur Unterscheidung, zum Grübeln sich oft in das Localmetaphysische oder Mystische verliert. Hierin haben die schwedischen Dichter Aehnlichkeit mit den deutschen. Bei den letzteren ist die Zahl der nordsterischen Lehrgedichte, besonders in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, überaus groß; bei den ersteren hat namentlich der übrigens geniale Lucidor Etagnelius in vielen seiner Gedichte gnostischen Vorstellungen im Uebermaß gehuldigt.

Bei der vorherrschenden lyrischen Beschaffenheit der schwedischen Dichtkunst ist es nun wohl natürlich, daß der Geschichtschreiber derselben hauptsächlich von ihren Lyrikern Bericht abstatte, und wenn es ihm nun Kürze zu thun ist, die Hauptvertreter derselben hervorhebt. In diesen gehören nicht etwa Gustav III. und die seinem, durch die französische Poesie gebildeten Geschmacke Folge Leistenden, etwa Leopold und Kellgren, sondern die zwar zum Theil in seiner Zeit lebenden, aber ohne fremdländischen Einfluß wenigstens nicht der Franzosen, eher der deutschen, ihrer eigenen Natur sich überlassenden Dichter, der Alten Bellmann, nächstdem Tegnér, Franzén, Stagnelius, Atterbom, Arwidson, Runeberg, denen sich dann Bitalis, Almquist, Geijer, Hammarskiöld, Dahlgren, Böttiger, sowie die Frauen Cronhjortene, Nordenflycht, Leuntzen wohl würden anreihen können.

Eine vor Kurzem von C. J. Leinström herausgegebene schwedische Anthologie in drei Theilen mit je neun Bildnissen giebt auf 12 bis 1300 eng gedruckten Seiten eine für diesen Zweck ziemlich hinreichende Anzahl von Dichtungen, sowie die abhandelnden Schriften von denselben Verfasser, von Wieselgren, Atterbom und Anderen, Nachrichten von den Lebensumständen der Dichter und ihrstheils über ihre Werke mittheilen, welche letztere der besseren Berichterstatter freilich mit Vorsicht zu benutzen, d. h. gleichfalls zu beurtheilen hat.

Die schwedische Poesie gerfällt am natürlichsten, gleich der französischen, in drei Zeitabschnitte, in die älteren vor dem vonangehenden Könige (Gustav III. und Ludwig XIV.), in die Glanzperiode unter diesen Königen, und in die neuere Zeit. Wenn nun die neuere und neueste in diesem Lehrbuche am meisten berücksichtigt werden wird, so verdient doch die mittelere ebenfalls genannt zu werden, und auch die älteste wegen ihrer Volksleder nicht ganz übergangen zu werden. Diese sind, wie der Name schon angiebt, mehr Erzeugnisse des Volkes überhaupt; denn wenn auch jedes einzelne Lied von einem Einzelnen gedichtet wurde, so erfuhr es doch im Verlaufe der Zeit durch mündliche Verbreitung und ein größer Theil zugleich durch Gesang viele Veränderungen, Erweiterungen, Umbildungen, wodurch denn auch bei den meisten der Name des ersten Erzengers sich verloren hat. Viele von diesen Liedern sind, wenngleich nicht kunstgerecht, dennoch vortrefflich, als unverkünstelter Ausdruck des Gefühls oder der Begebenheit; denn nicht wenige sind, wie schon bemerkt, Balladen, oder nähern sich denselben, wenngleich die Schweden weniger reich daran sind, als die Spanier und Schotten, oder doch keine so bestimmte und andauernde Betanntheit dazu hatten wie jene in den Kriegen mit den Arabern, diese in den Grenzbefehdungen mit den Engländern. Die Volkslieder und Balladen sind zwar in mehreren Sammlungen vorhanden von Geijer, Afzelius, Arwidson, Atterbom, auch von Deutschen, z. B. von Herder, Grimm, Gerhard, sowie von Anderen übersetzt. Sie haben theils die alte nordische Mythologie und Heldengeschichten, die Abenteuer der Seekönige, theils die Clementargeister, be-

Digitized by Google

sonders Meerfrauen und Meermänner, theils allgemein menschliche Zustände zum Inhalt. Da sie im Ganzen als bekannt vorauszusetzen sind, so theile ich statt der älteren lieber ein vielleicht weniger bekanntes neueres mit, das die Ueberschrift führt:

König Karls des zwölften Feldmarsch.

Auf, Bursche, Gott mit uns und drauf und dran,
Spannt frisch den Hahn, legt muthig an!
Gebt Feuer! Brecht ab! Das Schwert zur Hand!
Wohlauf, auf Brüder! Wohl vom Rand!
Wohlauf für das Vaterland!
Den Thron und dem Heerd ist das Leben geweiht,
Mit Gott wir sind zu fechten bereit.
Willkommen, o Streit!
Blau ist unser Kleid,
Wo stehen die Feinde, wo?
Hoho! So so!
Daß die Leichen den Boden bedecken wie Stroh!

Wir achten das Dräuen des Feindes klein,
Und soll' er auch noch so mörderisch schrein,
Und hätt' er auch Mannschaft sonder Zahl,
Zu Fuß und zu Roß, zu Berg und Thal,
Das macht uns nicht Zweifel noch Qual.
Gott weiß es, unsre Sach' ist gut,
Drob auf dem Kampfe der Segen auch ruht.
Wie kocht das Blut!
Wie treibt uns der Muth!
Tod — Tand! bald wird es bekannt,
Wie wir Ehr' und Land
Gerettet durch unsre tapfere Hand.

Hallo, ihr Bursche, die Trommel dröhnt,
Die Pfeifen ertönen, das Waldhorn tönt!
Ihr schwedischen Helden, nun richtet euch auf!
Wohlan, ein voller geschlossener Hauf,
Wohlan mit beschlossenem Lauf!
Und sind wir wenig, und viel Ihr dort,
Wir sind auch viele, Gott ist unser Hort,
Unser Losungswort!
Drum auf und fort!
Macht Ihnen warm!
Bald stiebet der Bienenschwarm,
Gott schützt für den König den schwedischen Arm.

K. L. Kannegießer.

Digte, gamle og nye (alte und neue Gedichte), af A. Munch, Christiania, Johann Dahl.

Es macht einen wohlthätigen Eindruck, in diesen Tagen der allgemeinen Verwirrung und Poesielosigkeit, ein Talent kennen zu lernen, welches einen so reichen Schatz an Poesie in sich trägt, daß er, trotz aller ferngerenden Elemente der heutigen Zeit, doch nicht außerieben werden konnte. Munch ist ein bevorzugter Liebling der Natur, — sie hat ihn in ihre zartesten Geheimnisse eingeweiht, und er weiß und daher die lieblichsten Bilder aus ihrem Zauberreiche vor die Seele zu führen; er sucht mit großer Liebhaberei das Große in dem Kleinsten und so sind die Gedichte: „Die Gebirgsfee," „Eine Octobernacht," „Schneefall," „Eine Abendstimmung" und viele andere dieser Art, wahre Miniatur-Gemälde mit seiner Vollkommenheit ausgeführt. Man wird versucht, ihn mit dem Maler Claude Lorrain zu vergleichen, — so einfach ist der Stoff, so meisterhaft ist seine Ausführung.

Einzelne Gedichte in halb erzählender Form, wie „Notre Dame de Paris," „Fontainebleau," „der böse Blick" u. A. sind auch abgerundet und voller Effect.

Seine Gelegenheits- und Erinnerungs-Gedichte hingegen sind jenen nicht an die Seite zu stellen; man würde sie vielleicht mehr würdigen, wenn sie nicht eben eine so geschickte Concurrenz zu bekämpfen hätten; so aber legt man an sie denselben Maßstab, den man berechtigt ist an die Naturschilderungen zu legen, und übt sich weniger beredsamkeit.

Vorzüglich gelungen sind wieder die Sonette und weiteren Gedichte aus Italien; man fühlt die italienischen Lüfte sich umwehen, man glüht vor den Strahlen der italienischen Sonne und senkt mit Sehnsucht das Auge in das tiefe Blau des Himmels.

Um den Lesern den Dichter irgendwie, wenn auch nur durch eine schwache Reproduction vorzuführen, theilen wir die Uebersetzung eines jener „Miniatur-Gemälde" mit, die das Original ziemlich treu, wenn auch nicht mit dem zarten Hauche seiner Naturlichkeit wiedergiebt.

Schneefall.

Ein schneiger Wintertag, klar und licht,
Weiß Stelle und Sonnengluth,
Wie sollen die weißen Flocken so dicht
Hinab durch die stille Luft.

Sie nahen der Erde — man hört nicht, wann?
Sie schweben in lustigen Reih'n;
Doch sieh! Allmählig, da hüllen sie dann
In blendenden Teppich sie ein.

Darunter schwindet des Winters Nacht,
Die Erde wird warm, wird erweicht,
Darunter der Frühling im Stillen erwacht,
Und harret bis die Sonn' ihn erreicht.

Fällt leise nieder, Ihr Boten der Ruh',
Die Felder und Wiesen hüllt ein,
Und decket die eisigen Furchen zu —
Der Winter grub sie hinein.

Fällt leise, leis' wie ein Wispenlied
Auf die nackten Zweige im Hain,
Auf des Sees geschlossne Fläche und allein —

Das ist ein jüngst erst bedecktes Grab,
Es liegt das Beste darin
Das der Menschen Liebe der Erde gab —
Fällt in Frieden darüber hin!

Denn hier, von Schnee und von Eröe bedeckt,
Ist zwiefachen Lenzes Weh'n:
Wie der Frühling die Keime des Hügels erweckt,
So wird auch sein Todter erstehn.

C. D.

Salonen, aller Intrigen i Krämmerhuset. Baudeville in 1 Akt, af Rolf Olsen. Christiania. Feilberg & Landmark.

Ein böses Omen für das Stück, daß der erste Name der in demselben vorkommt „Wassermann" heißt; das ganze Stück schmeckt ziemlich wässerig, doch wollen wir unsern Lesern und spätern Baudevillen-Dichtern eine gute Idee nicht vorenthalten. Die wir darin gefunden haben, — nach dem Sprüche der Bibel: „Suchet u. s. w." — die nämlich, daß ein Liebhaber seiner Geliebten durch Vermittelung seines Nebenbuhlers in einer Düte mit Weintrauben den Plan, die Intrigue in der Düte, mittheilt, den er ausgesonnen hat, um die Thüre trotz aller Hindernisse zu gewinnen. Als ein interessirender Theil des Ganzen ist das Wortspiel zu betrachten, das in dem Worte „Krämmerhuset" (Krämerhaus — Düte) liegt, da nämlich die ganze Intrigue im Hause eines Krämers spielt. — Zur Beruhigung Derer, die das Stück nicht kennen, verschiern wir übrigens, daß die Verwicklungen des liebenden Paares mit glänzendem Erfolge gelöst werden.

Begegnen wir jedoch einer guten Seite des Stückes nicht, der mit ziemlicher Gewandtheit durchgeführten Persiflage der Narrheiten, die uns in der neuen wenden kleiner Städte bei ihrem Nachäffen des „guten Tones" begegnen.

C. D.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen.

Sitzung v. 17. März. Die Kandidaten Brandt und Fenger hatten ein Schreiben eingereicht, in welchem sie sich darüber aussprechen, daß es wünschenswerth sei, wenn Christian Pedersens Schriften, der so unendlich viel für die dänische Sprache gethan habe, und für Dänemark als Sprachverbesserer das gewesen sei, was Luther für Deutschland, wieder neu verlegt würden. Ihr Verhalten sei es, Pedersens Werke in 3 Bänden herauszugeben, und sie suchten darum nach, daß die Gesellschaft auf irgend eine Weise sich bei der Herausgabe betheiligen und dieselbe unterstützen möge.

Die Gesellschaft subscribirte auf 50 Exemplare des Werkes.

Sitzung vom 7. April. Der Sekretair Konferenzrath Oersted legte der Gesellschaft seine Gedächtnißrede über Se. Majestät Christian VIII. vor. Sie stellt diesen in seiner Eigenschaft als Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und hoher Bildung dar. (Wir haben bereits in Nr. 3 des Telegraphen einen ausführlichen Auszug daraus gegeben.)

Sitzung vom 28. April. Professor Madvig theilte einige Aufklärungen in Betreff des archäologischen Kabinets des verstorbenen Königs mit. (Wir werden in einer spätern Nr. hierüber ausführlicher berichten.)

Sitzung vom 2. Juni. Oersted berichtete über die Berberversuchen, welche er dem Meilenschen Apparat, zu Untersuchungen über die strahlende Wärme, gegeben hatte, und zeigte einige Versuche damit. Eine der Berberversuchen besteht in einem Maßstock, durch welchen man den Abstand zwischen den verschiedenen Theilen der Einrichtung bestimmen kann. Er liegt an einer Seite, und trägt ein Gestell, welches längst des Maßstocks geschoben werden kann, und ein mit Haarkreuz versehenes Sehrohr hat, welches auf seinem Gestell gehoben und gesenkt werden kann. Es bleut sowohl dazu, um zu sehen, welche Theile der Einrichtung gerade vor einer Abtheilung des Maßstocks liegen, als auch um zu sehen, welche Höhe sie über der Grundfläche haben. Der Apparat ist ferner mit einem eingetheilten Halbkreis versehen, um dessen Mittelpunkt sich eine sogenannte Alidade dreht, und die Thermosäule trägt, so daß man dieser diejenigen Strahlen zukommen lassen kann, welche eine kleine Ablegung von der trocken Linie erlitten haben, welche von dem Wärmeintheiler bis zur Oeffnung in Durchgangsfächern gezogen werden. Durch welche man die Wärmestrahlen zur Thermosäule kommen läßt. Diese Säule wurde zum Schutze mit einem, aus zwei Theilen zusammengesetzten

Digitized by Google

Pappstatteul umgeben, welches dick genug war, um die Wärmestrahlen in der, für die Versuche angewandten Zeit, nutzuhalten. Durch diese Einrichtung hat man sich davon überzeugt, daß die Wärmestrahlen, welche kothrecht auf die eine Seite der Kathete eines rechtwinkligen Steinsalzprisma's fallen, von der Fläche der Hypothenuse zurückgeworfen werden, und wieder kothrecht durch die andere Seite der Kathete hinausgehen; was die Rechtwinkelheit mit den Lichtstrahlen mit größter Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ.

Die Wirkung des Steinsalzprisma's, einen so bedeutenden Theil der Wärmestrahlen unter einem rechten Winkel abzulenken, giebt ein bequemes Mittel, um mit Wärmestrahlen von oben zu wirken, und um aufwärtsgehende Strahlen, in eine horizontale Richtung zu leiten.

Derselbe benutzte zum dieses Mittel zu einigen Versuchen über Ausstrahlung der Flüssigkeiten. Weil Wasser so leicht verdampft und dadurch abgekühlt wird, wählte er erst Leinöl, später Leinölfirniß. Er richtete die Versuche nun so ein, daß über einer Schaale mit Leinölfirniß, welcher ungefähr bis 115° erhitzt war, und in einem Sandbad stand, ein Steinsalzprisma so gestellt wurde, daß die Strahlen in horizontaler Richtung der Thermosäule zugeführt wurden, und die Wirkung auf den Multiplikator beobachtet ward. Darauf wurde über die Oberfläche des Oels eine Schale mit flachem Boden von Eisenblech angebracht. Sie war an der, nach oben, gewandten Seite mit Lampenruß angelaufen; das Ausstrahlen zeigte sich nun auch hier auf bemerkbare Weise weniger. Der Versuch wurde abwechselnd mit der unbelegten und belegten Oberfläche des Oels, und stets mit gleichem Ausfall, wiederholt.

Derselbe hat auch Versuche über das Ausstrahlen des Luftstroms angestellt. In dem Theile eines sehr heißen Luftstroms, welcher der Oeffnung des Durchgangsschirms solche Strahlen zusenden konnte, welche die Thermosäule trafen, war durchaus keine leuchtende Wärme. Man hatte in die Oeffnung der Durchgangssäule eine Steinsalzplatte gestellt. Die Wirkung des Luftstroms allein, gab auf den Multiplikator nur einen Ausschlag von zwei Graden; wurde dagegen eine geschwärzte Eisenplatte hineingehängt, so betrug der Ausschlag 33 Grade. Aehnliche Versuche fand mit der Veränderung angestellt, daß anstatt der Eisenbleche, geschwärzte Platten von Messing, Glas und einem äußerst dünnen Glimmerblatt benutzt wurden. Die Resultate der Versuche waren, bis auf kleine Zahlenunterschiede, dieselben.

In der Sitzung am 30. Juni theilte Konferenzrath Oersted seine Entdeckungen einer neuen Classe diamagnetischer Körper mit, und gab in kurzen Worten eine Uebersicht der Erfindung, indem er darauf aufmerksam machte, daß diese nur als ein Anfang zu betrachten sei. (Da wir durch die Güte des hochverehrenden Entdeckers in den Stand gesetzt sind, diese Mittheilungen ausführlich zu liefern, übergehen wir sie hier.)

Professor C. A. Scharling setzte die Gesellschaft davon in Kenntniß, daß er, nachdem er eine zweckmäßige Veränderung mit seinem Respirationsapparat vorgenommen, sich im Stande gefehen habe, fowohl seine früheren Versuche über die Menge der Kohlensäure, welche ein Mensch in einer gegebenen Zeit entwickelt, zu controlliren, als auch diese Versuche zu Bestimmungen auf Personen anzuwenden, welche entweder Kraft arbeiten, oder fest längerer Zeit eine große Menge Branntwein genossen haben.

Die Hauptresultate sind, daß wenn ein Mensch stark arbeitet, er mehr Kohlensäure entwickelt, als wenn er sich ruhig verhält. Trinker entwickeln mehr Kohlensäure als nüchterne Personen. Die größere Entwickelung der Kohlensäure ist von einer stärkeren Wärmeentwickelung begleitet.

Zur näheren Aufklärung über die Wärme, bei diesen Versuchen entwickelten Wärme, wurden mehrere Versuche mitgetheilt, welche zum Vergleiche theils mit brennendem Lichte, theils mit warmem Wasser angestellt worden waren.

Kopenhagen, 23. Oct. Die letzten Töne der Kriegsgesänge verhallen nach und nach, die Waffenstillstandsbedingungen sind bestätigt, der Reichstag ist versammelt — der Winter ist wieder unser Gast. Und mit ihm sind wieder die Helden und Heldinnen der Saison erschienen, um uns in den Hallen der Kunst die Genüsse zu schenken, welche die Zeitverhältnisse auf die langen Sommerabende und -nächte bleiten. Das banqueotte Casino eröffnet jetzt wieder seine Thüren, und die Töne des Gesangs und der Musik strömen jetzt wieder durch seine schönen Säle; wir hörten dort schon manch kleinen Gesang, der uns früher erdöte und den wir lieb gewonnen als eine Blume der vaterländischen Muse. Doch die „Seele" des Salons ist davon gefloge; Mynsi Garstenfen, bisher der Fürst und Herrscher aller couleurten Damen, aller Feuerwerke und Concertprogramme, hat sich ganz von dem bunten Leben abgewandt, er hat sich gegen die Schwarzen gerichtet, — mit dem Schwert in der Hand ist er als Offizier nach den westindischen Colonien gegangen, um dort der „freien" Negerbevölkerung die Segnungen europäischer Polizeiwirthschaft einzuschränken zu machen. Noch hat kein fremder Künstler sich in dieser Saison hier erblicken lassen oder nur seine Ankunft angekündigt; wir haben somit vorläufig nur die Soleten für Kammermusik zu erwarten, die mit dem nächsten Monat ihren Anfang nehmen werden. — Das Theater hat uns bisher nur wenig Neues geboten. Es wurde mit Oehlen's etwas gar zu gedehnten fünfaktigen Stücke „Die Wanderung der Nationen" eröffnet; kurz darauf perkflirte es sich selbst durch die Aufführung von „Ein Traurthaus", und vegetirte später durch die Kassenstücke der vorigen Saison, bis der Capellmeister enthob Halevy's „Les mousquétaires de la reine" zur Aufführung brachte. Diese Oper, die auf den größeren Theatern Deutschlands und Frankreichs mit Enthusiasmus aufgenommen ist, hat hier nur einen abermaligen Beweis der Mißgriffe abgegeben, denen wir in den letzten Jahren hinsichtlich der Oper überhaupt ausgesetzt waren. Uns fehlt gerade, was jene großen Theater besitzen: ein brillanter Tenor und eine brillante miso en scène; die Musik steht weit hinter mehreren von Halevy's älteren Opern zurück, und ist auch der Text interessant, die Musik vermag sich nicht in die Erinnerung der Zuhörer einzuschmeicheln; sie ist arm an Melodien und ziemlich reich an hohlen Accompagnements; — hier wird sie gewiß bald von dem Repertoire verschwinden. Die Tragödie hat dagegen aufs Neue in Oehlenschlägers „Axartan und Gudrun" einen sehr Triumphe gefeiert. — Man steht einer neuen Oper: „Die Hochzeit an dem Comofee" in Kurzem entgegen, Musik vom Capellmeister Franz Glüfer hier, Text von H. C. Andersen. — Die italienische Oper wird zwar ihre Vorstellungen eröffnen, doch wird sie wohl kein langes Leben während dieser Saison genießen, sie wird sich schwerlich mit nur 10,000 Thlr. Unterstützung von der Regierung halten können, und hat sie sonst auch eine kleine Partie Verehrer, das große Publikum ist nur dann und wann der Gast. — Versen wir einen Blick auf die musikalische Literatur der letzten Zeit, wie verändert finden wir nicht diese Feld überall! Wo früher die schönsten Blumen emporsprossten, da blüht jetzt nur dann und wann ein kleines Veilchen, gewöhnlich so vom Unkraut umgeben, daß es kaum zum Vorschein gelangt. Wuchere das Unkraut nun gleich hier weniger, wie anderswo, für eine kurze Zeit hat es uns doch die Blumen verdeckt. Eine um so größere Freude gewährt uns daher, was wir Gutes und Schönes finden, und als solches müssen wir hervorheben die Romanze „Seine an der Quelle" von Kung. Auch bei einer anderen Composition, „Drei Character-Stücke für Pianoforte zu vier Händen" von Gade, verweilen wir mit Freuden. Hat dieser Künstler, indem er es vorzog, den Winter hier in seiner Vaterstadt zu verbringen, statt in dem Hauptsitze des musikalischen Lebens Deutschlands, dem schönen Leipzig, seinen ruhmvollen Platz wieder einzunehmen, sich auch nicht von politischen Ansichten leiten lassen, so steht man doch den Eindruck, den die Wichtigkeit der Zeit auf ihn gemacht hat, ausschieden in dieser Composition durchschimmern. Die drei Clavierstücke sind in Marschform gehalten, mit Ueberschriften: „Die Krieger", „Das Schlachtfeld", „Die Wiederkehr" versehen und von kleinen Motiv's begleitet. Gade hat sich in dieser kleinen Composition mehr als jemals von den nordischen Formen, die bei ihm fast stereotyp geworden, entfernt, und wir glauben den Einfluß von Fr. Schubert und Spohr hier zu spüren. Das ganze Heft ist nicht groß, und da die gute originale Musik zu 4 Händen selten wird, ist diese Neuigkeit eine willkommene Gabe. Zt.

Schweden.

U Stockholm, 29. October. Von unserem Theater, welches seit einem Monate wieder eröffnet ist, kann ich Ihnen leider nichts Neues schreiben. Die alten Zustände wiederholen sich; weil das Publikum nicht geeignet scheint, das Große, das Interessante aufzufassen, so bietet auch das Theater wenig oder nichts Derartiges dar.

Es ist eine traurige Wahrheit: Das Publikum ist blasirt, und kann sich nicht zum reinen Genuß eines klassischen Werkes hinaufschwingen. Am 18. d. wurde des stundenwachen Dichterfürsten Adam Oehlenschlägers Hakon Jarl hier auf den Brettern, die die Welt bedeuten, eingeführt, und — das Stück hatte, trotz einer guten Besetzung, nicht den Erfolg, den es so reichlich verdiente! Es ist die Pflicht der Bühne, diese Apathie, diese Blasirtheit durch eine gesunde Kost zu vertreiben, und dessen wir, daß die nationelle Poesie bald wieder einen fruchtbaren Boden im lebhaften Publikum finden werde.

Vorläufig ist dazu leider noch nicht viele Aussicht vorhanden, denn bis dato machen italienische Colloraturen und französische Calembourgs mehr Glück als die gewaltigen Worte eines Hakon Jarl. Eine italienische Opernzesellschaft und eine französische Truppe, die seit einiger Zeit hier sind, haben volle Häuser, und das einzige Interessante, was ich Ihnen darüber schreiben könnte, ist, daß in jener nur eine Dame, mitten zugleich als Soprannistin, wie Altistin, singlet. Im Uebrigen unterscheiden sich beide Truppen durchaus nicht von allen andern umherziehenden italienischen und französischen Gesellschaften.

Digitized by Google

Feuilleton.

Eine Skizze von der Schlacht bei Düppel *).

Wir waren auf Pinner-Wache bei der „Rybdes-Mühle", in der Nähe von Graenschau. Am 5. Juni lagen wir im Grase hingestreckt und harrten der Ablösung; es war ein herrlicher Morgen, kein Lüftchen rührte sich — als wir unvermuthet vom Feinde angegriffen wurden. Wir lagen, wie gesagt, im Grase in bona cantate und dachten an nichts weniger, als an die sehr geehrten Herren Werangel und Hallek, als plötzlich Schüsse die ganze Linie entlang knallen; die Bedetten wurden geworfen, die Feldwachen mit ihnen, und in wenigen Minuten waren wir von dem daher sausenden überlegenen Feinde mehrere-Hecken weit zurückgetrieben; Die Felder sind hier alle mit Gräben und lebendigen Hecken eingefaßt; bei Düppel waren die Hecken jedoch seit dem 28. Mai geschleift.)

Werangel und Hallek waren es, die des Königs von Hannovers Geburtstag feiern wollten, und daher in Gallakleidern und dem Bande des Guelfen-Ordens auf der Brust erschienen. Wir wichen vor dem überlegenen Feinde, aber jeder Fußbreit Landes kostete Blut; besonders kämpfte das 1. Jägercorps gleich Löwen, das 2. Reservebataillon hielt sich auch brav und der flotze Feind hatte durch seinen plötzlichen Ueberfall nichts Anderes gewonnen, als unsere ganze Vorpostenlinie sich langsam und in guter Ordnung zurückziehen zu sehen. Nun wurden die feindlichen Kanonen aufgefahren. Granaten sprangen und die Kugeln sausten über die Erde dahin; aber von unserer Seite vernahmen wir nicht einen Kanonenschuß als Antwort, obgleich zwei Geschütze auf einer kleinen Höhe hinter dem „Rybdes-Walde" aufgefahren waren. Stärker und stärker drängte der Feind und schneller und schneller wurde unser Rückzug. Rybdes-Wald, so sagt man, wurde einmal von den Unsrigen wiedergenommen, mußte aber gleich wieder geräumt werden; so war es ungefähr 1 Uhr Mittags geworden. Sowie der Feind aus dem Walde hervorkam, wurden von den Kanonenboote in der Broagerbucht Granaten zwischen die Schützen geworfen, wodurch diese sich mehr nach Norden zogen; hierdurch wurde unser linker Flügel nicht mehr so hart bedrängt, und er konnte daher den Rückzug bequem bis Düppel fortsetzen; aber die ganze feindliche Stärke wälzte sich nun auf den rechten Flügel und warf ihn bis auf „Sturmpfeddor" zurück, der bei dem schmalen Alsund liegt; nun konnten die selben Batterien auf Als hinüberreichen, und diese eröffneten ein mörderisches Feuer, und da wiederum ein paar Granaten von einem Kanonenboote im Sunde mitten in den Colonnen sprangen, so wankten diese einen Augenblick und zogen sich dann zurück. In gleicher Zeit kam die Brigade des General Bülow im Sturmschritt zum Erfolg, und nun mußte der Feind über Hals über Kopf fort. Während dessen fanden wir als ruhige Zuschauer auf der Höhe bei der Düppel-Mühle, von wo aus wir das ganze Terrain auf beiden Seiten übersehen konnten, und erholten uns nach mehrstündigem Kampfe. Vor uns fuhren die Batterien Baggesen, Jessen und Benzon auf, denn Werangel hatte den Plan verändert und rückte mit seiner Hauptstärke gegen unser Centrum vor; die feindlichen Kanonen, welche erst Probeschüsse nach dem Kanonenboote in der Broagerbucht gemacht hatten, fuhren gegen die Stadt Düppel vor, und nun begann eine Kanonade, die die Erde unter unseren Füßen erbeben machte. Die Preußen schienen anfangs über den festigen Empfang etwas consternirt zu werden, denn unsere braven Artilleristen waren nicht müßig und die Kugeln wüthelten fürchterlich in den feindlichen Reihen, aber kurz darauf schwiegen die Preußen wieder Lust und begannen „hurrah" zu rufen. General Schleppegrell rief uns zu uns heran und sagte: „Nun, Kameraden! habt Ihr Eure Bajonette geschliffen?" Wir verstanden gut, was er meinte, und erwarteten daher, daß wir jeden Augenblick mit dem Feinde Brust an Brust zusammentreffen sollten. Endlich nach einer Stunde ununterbrochener Kanonade, ja vielleicht länger — die Batterie Baggesen soll allein 500 Schüsse gethan haben — wurde den Feinden das Feuer lebendig schwächer, doch nicht sein Muth; denn von einer demolirten Kanone wurden Bedienung und Pferde dreimal fortgeschossen, und zum vierten Male schleppte sie die Mannschaft selbst fort — wahrhaftig, das war brav gemacht!

Die Uhr war ungefähr schon geworden, da begann eine neue Art des Kampfes, Infanterie-Kanonen schwiegen, unsere Garde zog zu Fuß, die aus dem Brückenkopfe vorgerückt war und bei der Düppel-Mühle stand, fällte das Bajonett; wir thaten ein Gleiches, und nun war die Reihe an uns, Hurrah zu rufen! und vorwärts ging es im Sturmschritt, ja im Sturmlauf von Hecke zu Hecke; mehrere Häuser und Höfe standen in hellen Flammen, vom Kanonenboote in der Broagerbucht waren ununterbrochen Kartätschen in die feindlichen Reihen geschossen — sie rückten wir, bei Düppel vorbei, heran. Die Garde stürmte die Stadt, ein Theil der Jäger, die freiwilligen Scharfschützen und Soldaten umringten den Kirchhof, wo die Preußen ihre Todten begraben hatten, und der nun von allen Lebenden geflohrt wurde. Ein Roggenfeld lag zwischen uns und der feindlichen Kette; Soldaten, Scharfschützen, Garde-Jäger — Alles stürmte gelbe weiß über das Feld hin, einen Augenblick hielten die Preußen Stand; aber ehe wir die Hälfte des Ackers erreicht hatten zog die ganze feindliche Reihe von der Hecke fort, und nun sahen wir sie in großen Haufen den nächsten Hügel hinaufklettern. Es wurde dunkel, die Clysingsels waren aufgefahren, etwas vor dem Rybdes-Walde wurde Halt gemacht, und eine halbe Stunde lang hörte man nichts Anderes als den Knall der Clysingsels und unser Rottenfeuer, die zusammen stürmten wie ein fortgesetzter Trommelwirbel. — Die Sonne war lange untergegangen, als der Kampf gleichsam von selbst sein Ende erreicht hatte, denn beide Theile waren müde und hungrig, und nun sahen wir die feindlichen schwarzen Massen sich über eine Anhöhe ziehen, gerade dem röthlichen klaren Horizont entgegen, wo die Sonne untergegangen war; es sah dies auffallend schön aus, ich konnte trotz meiner Müdigkeit nicht den Blick davon abwenden, blieb auf meine Büchse gelehnt ruhig stehen, und betrachtete das Abendgemälde, bis der letzte Mann im Schatten des Rybdes-Waldes verschwunden war.

*) Die Berichte der Generale Werangel und Hallek in Betreff der Schlacht bei Düppel am 5. Juni sind sich ziemlich widersprechend; Jener behauptet, die Dänen zweimal zurückgeschlagen zu haben; Dieser ist der Wahrheit getreuer, indem er sagt, daß die Preußen und Hannoveraner von der dänischen Artillerie bei „Düppel-Mühle" aufgehalten wurden. Als Augenzeuge und Theilnehmer an jener Schlacht, kann ich für die Wahrheit beifolgender Schilderung mit meiner Ehre einstehen.

W. Holst.

Die Schweden auf Fühnen im Sommer 1848.

(Auszug aus einem Briefe von H. C. Anderſen.)

— Ich will Ihnen ein wenig von den Schweden auf Fühnen erzählen; ihr Aufenthalt hier gehört zu den hübschesten, lichtesten Bildern dieses Sommers. Ich sah ihre festliche Aufnahme in den kleinsten Ortschaften, die wehenden Flaggen, die frohen Gesichter. Meilenweit in's Land hinein kamen die Massen von Bauern, Alt und Jung, und fragen erwartungsvoll: „Kommen sie nun, die Schweden?" Und mit Speise und Trank, mit Blumen und Händedruck wurden sie empfangen. Das waren herzlich gute Leute, wohlriechschmeckende Soldaten, und höchst ergreifend war ihre Morgen- und Abendandacht, der Gottesdienst an jedem Sonntag. Alles unter offenem Himmel, nach altem Kriegsbrauch von Gustav Adolphs Zeiten her.

Auf einem alten Ehrbesse, wo einer der Kommandirenden mit seinen Officieren und der Regiments-Musik einquartirt war, sah am Sonntage Gottesdienst statt; mit voller Musik marschirten die Truppen in den großen viereckigen Burghof ein, stellten sich auf, die Officiere vor der Front, und ein Gesang wurde angestimmt, begleitet von der Musik. Nun trat der Prediger auf die große Freitreppe, deren hohe steinerne Brüstung mit einem großen Teppich belegt war. Ich erinnere mich noch lebhaft des letzten Sonntags: während des Gottesdienstes war ein düsteres, unfreundliches Wetter; der Prediger sprach von dem Engel des Friedens, der herniederfliege, wie Gottes milder, lieblicher Sonnenschein, und indem er dies sagte, brach gnädig die Sonne hervor und beschien die blanken Helme, die andächtigen Gesichter. Am feierlichsten aber war die Morgen- und Abendandacht auf der offenen Landstraße; hier wurden die Kommagonien aufgestellt; ein Unteroffizier las ein kurzes Gebet und dann stimmten sie alle einen Choral an, ohne Musik, nur dessen Begleitung die lauten: „Gott wundre sich König" durch die Reihen erscholl. Ich sah viele von unsern alten Bauern an den Gräben oder hinter den Zäunen mit entblößten Haupte und gefalteten Händen stehen, — sie hielten in der Stille den Gottesdienst mit.

Nach den täglichen Exerzierübungen ging der schwedische Soldat gewöhnlich seinen Bürste mit zur Hand, und half mit arbeiten bei der reichen Ernte dieses Jahres, — das war ein Leben, eine Geschäftigkeit, ungeheure Gesichter und quiet Einverständniß! Auf dem Ehrbesse, wo das Musikcorps lag, ward jeden Nachmittag bis Sonnenuntergang gefiedelt; die langen Alleen des Parkes füllten sich mit Menschen und der ganzen Umgegend; es war alle Tage Festtag! — Am Abend erklang in der Burgstube die schwedische Weise, und dann ging der Tanz an zur gemeinsamen Belustigung. Der fühnensche Bauer und der schwedische Soldat verstanden einander in sprachlicher Beziehung bald. Es war eine Lust zu sehen, wie die Herzen sich einander entgegenschlugen, wie ein Jeder nach Kräften das Seinige mit bestem Willen hergab.

Die Achtung, die Freundschaft und das Einverständniß, das in den letzten Jahren zwischen Schweden und Dänemark, meistens durch die Jugend der Universitäten hergestellt ward, ist durch den Aufenthalt des schwedischen Heeres auf Fühnen in Tausende vom Volke eingedrungen. Was wußten der fühnensche Bauer und gemeine Mann, was der schwedische davon, wie nahe in Sprache, Geist und Herz wir Nachbarn zu einander standen! Die Er-

Digitized by Google

innerungen an feindliche Zeiten lebten und wurden noch aufbewahrt, sie sind nun bei Seite gewerfen und manche schöne Zug ist statt besser laut geworden. Der Dänе vergißt den edlen Schweden nicht, wir haben seinen Herzenseifolg gestiftet; manche kleine schwedische Stadt, die wohl nicht reich sein mag, schoß Geld zusammen, wie die Wittwe im Evangelium ihr Scherflein, für die dänischen Brüder. Als die Nachricht von der Schlacht bei Schleswig durch's Land ging, da versammelte sich hoch oben in Schweden eine Gemeinde in einer Kirche und betete dreyßiger betete für den König und das Vaterland; da erhob sich ein alter Bauer und sagte: „Bater, wollt Ihr nicht auch ein Gebet sprechen für die Dänen!“ —

Die Schweden zogen aus Dänemark ab, aber im Hause des Bauern, in der Wohnung des Predigers, auf dem Gbelhof ward manches Auge naß beim Abschiede; bei der Einschiffung unter den Vordeck wehenden Flaggen, ward mancher gegenseitige Besuch für die kommende Zeit des Friedens verabredet. Die Nationen im Norden haben sich einander versöhnen, schätzen und lieben gelernt, und diese Gefühle sind gerade in diesem Sommer gefördt und verstärkt worden; von dieser Zeit wird man noch lange reden unter Norwegens Fohren Tannen, unter Schwedens blonden Birken. Zu den Stamm der dänischen Buchen, wie in die dänischen Herzen sind die Namen des Brudervolkes eingeschrieben. — Möge dieser Geist der Einigkeit und Liebe über allen Ländern schweben! —

H. C. Andersen.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. J. L. B. in Bl. Für Ihre gütige Zusendung vom 25. danken wir. Sie werden die Mittheilungen benutzt finden.

Hr. M. G. in K. Ihr freundliches Urtheil ist uns sehr lieb gewesen, es schmeichelt uns sehr, als Ihre ein Widerspruch in Ihren Ansichten statt. Mehreres brieflich.

Hr. J. in K. Wir müssen bedauern, daß wir gleichzeitig mit Ihrem Schreiben, von unserm treuen Correspondenten dieselben Nachrichten erhalten, wie in der Regel, in Betreff der Tagesgeschichte, der Fall sein wird. Es würden sich Ihre Mittheilungen anderer Art von Ihnen entgegensehen zu dürfen. Ueber die deutschen und dänischen Gesangenen zu reden, scheint uns noch etwas zu früh zu sein, um so mehr, da diese Sache wohl jetzt keine weitere Berichtigung nöthig haben dürfte.

Hr. G. in H. Wir vermissen Ihre freundliche Unterstützung sehr und hoffen bald etwas von Ihrer Hand zu erhalten.

Hr. R. Wir verweisen auf unterstehende Bemerkung; Nr. 3. werden wir leider benutzen. Der Inhalt von Artikel 1 war ganz derselbe wie der unserer Kunst-Correspondenz von Kopenhagen in den heutigen Nrn., und Artikel 2 dürfte wohl das Ausland nicht anfprechen: leider, wir möchten sagen, Kunstliebhaber, haben nur ein Interesse für die nahen Verhältnisse.

☞ Es sind uns in der letzten Zeit viele große und kleine Beiträge für den Aeitzeugen zugegangen. Sie dankbar wir für diese Zeichen der Theilnahme sind, so halten wir es, im Interesse der geehrten Einsender, für nöthig, hiermit zu erklären, daß, da wir unsere freien Correspondenten für die politischen Ereignisse, wie auch für Kunst und Literatur haben, wir nicht wohl Berichte über die tausenden Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten gebrauchen können. — Demnächst müssen wir ein für alle Mal erklären, daß wir durchaus nicht auf anonyme Einsendungen Rücksicht nehmen können, mögen sie auch noch so interessant sein, indem gegen wir die von einem Verfasser geforderte Anonymität jedem Dritten gegenüber stets auf das Gewissenhafteste respectiren werden.

Berichtigung.

Nr. 5. S. 60. Sp. 3. Zeile 30: Außenseite, l. Außenseite ibid.

S. 61. Sp. 3. Zeile 9 u. 1. begründeten, l. begründen.

Anzeigen.

33] Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

H. C. Andersen's

Gesammelte Werke.

Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

30 Bände kl. 8. Preis eines Bandes 10 Ngr.

Inhalt:

Das Märchen meines Lebens.

2 Bde. Preis 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M.

Der Improvisator.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. R. W.

O. T.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. R. W.

Nur ein Geiger.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. R. W.

Gesammelte Märchen.

4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M.

Bilderbuch ohne Bilder.

Preis 10 Ngr. = 30 Kr. R. W. = 36 Kr. R. W.

Reiseschatten.

Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. R. W.

Einen Dichters Bazar.

4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M.

Raphaella.

Tragödie. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M.

Der Mulatte.

Drama. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M.

Agnete und der Meermann.

Dramatisches Gedicht. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr.

Die Glückobime.

Märchenkomödie. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M.

Gesammelte Gedichte.

3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M.

Ahasverus.

2 Bde. Pr. 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M.

Gewiß ist es wunsch, bei Gelegenheit dieser Gesammt-Ausgabe auf die schriftstellerischen Leistungen Andersen's aufmerksam zu machen, da seine Werke nicht blos in seinem Vaterlande die allgemeinste Anerkennung genießen, sondern auch bereits in vielfachen Uebersetzungen, wie in Deutschland der deutschen Literatur dienen und ebenso in England, Frankreich, Italien, Holland, Schweden und Rußland allgemeine Verbreitung gefunden haben. Darum in Bezug auf die Ausgabe selbst und die Veranlassung dazu ist es erlaubt, einige Worte des Verfassers anzuführen:

„In den letzten Jahren ist ein großer Theil meiner Schriften durch Uebersetzungen in Deutschland verbreitet worden. Je herzlicher man diese aufgenommen hat, je williger die Kritik in ihrem Urtheile darüber gewesen, desto peinlicher berührten mich die großen Mängel und die bedeutenden Mißverhältnisse der meisten Uebersetzungen. Es entstand daher der lebhafte Wunsch in mir, selbst eine Ausgabe meiner gesammelten Werke zu veranstalten, die, so weit es möglich, als Original hervortreten könnte. Die bereits gute Uebersetzungen vorhanden waren, sind theils durchgesehen, theils mit Zustimmung der Uebersetzer und Verleger, benutzt worden; die anderen Werke dagegen wurden neu übersetzt und erschienen zum Theil hier zum ersten Male, wie namentlich die diese Sammlung einleitende autobiographische Skizze, welche nur für diese Ausgabe bestimmt ist.“

So forscht sich der Dichter selbst in der Vorrede über das vorliegende Unternehmen aus. Der Leser sieht hieraus, daß hier nicht eine von den jetzt so oft ausgekündigten „Original-Ausgaben“ zu erwarten ist, die vom Verfasser autorisirt sind, um unter dem Schutz des Gesetzes ein Monopol für eine Uebersetzung zu sichern, während der Autor gewöhnlich an ihnen nicht den geringsten Antheil hat und oft, verstände er nur Deutsch, im Interesse seines Ruhmes jede Verantwortlichkeit dafür ablehnen würde. Die vorliegende Ausgabe verdient wohl mit besserem Rechte die Bezeichnung einer „Original-Ausgabe“. Alle darin enthaltenen Werke sind vom Verfasser aufs Neue revidirt und verbessert; einige, wie z. B. die Reiseschatten, haben eine gänzliche Umarbeitung erlitten, andere sind durch Zusätze vermehrt, z. B. das Bilderbuch ohne Bilder und die Märchen, wieder andere mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Publikums gekürzt; einzelne, die wegen ihrer localen Färbung in Deutschland nicht verstanden werden konnten, ganz ausgeschieden werden. Endlich aber sind diese Ausgabe ganz neue, lediglich für Deutschland geschriebene Werke, einverleibt, so bringen die beiden ersten Theile in dem reizenden „Märchen meines Lebens“ ein deutsches Original-Werk, welches von allen Stimmen der Kritik mit größter Anerkennung begrüßt wurde.

Kommt nun zu diesen Vorzügen auch noch sorgfältige typographische Ausstattung und ein höchst mäßiger Preis, so hofft die Verlagshandlung mit Recht diese Ausgabe empfehlen zu dürfen.

34] **Ossian.**

Deutsch von Adolf Böttger.

Elegant gebunden in englischem Einband. 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Böttgers Meisterschaft auf Uebersetzer und seine Gewandtheit in Behandlung der deutschen Sprache sind sowohl durch seine Uebertragung Byrons als auch durch seine Originalarbeiten bekannt. Die vorliegende Aufgabe, welchelei eine der schwierigsten für einen Uebersetzer, darf wohl als glücklich gelöst betrachtet werden, und ist um so verdienstlicher, als es bisher an einer Uebersetzung fehlte, die den schottischen Barden leicht verständlich und für Alle genießbar wiedergab.

35] Im Verlage der Unterzeichneten erscheint:

Zeitschrift für Erdkunde,

als vergleichende Wissenschaft,

mit Aufnahme ihrer Elemente aus der Naturwissenschaft, Geschichte

Statistik u. s. w.

herausgegeben von

Professor Dr. **Heinrich Berghaus.**

Preis eines vollständigen Jahrgangs von 12 Heften, mit Karten und Abbild. 5 Thlr. 10 Ngr. Bd. I—IV 16 Thlr. Bd. V—VIII 10⅔ Thlr.

(Unter der Presse ist Bd. IX. woren bereits erschienen Heft I—III.)

Magdeburg 1848. Emil Baensch.

37] Im Verlage von Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Kokkelskörner

und

Das Pikrotoxin.

Von

J. J. von Tschudi.

1 fl. 12 kr. oder: 20 Ngr.

Diese Mittheilungen der bekannten Verfasserin behandelt in vollständiger und gründlicher Weise ihren interessanten Gegenstand und verdient der besondern Berücksichtigung der Aerzte, Naturforscher, Aerzte und Pharmaceuten empfohlen zu werden.

36] Erschienen ist:

Glossar der gothischen Sprache

von

Ernst Schulze.

Mit einer Vorrede von Jacob Grimm.

gr. 4°. 60 Bgn. Sehr elegant gedruckt. Velin-papier. Brosch. Preis 7 Rthlr.

Mit ungetheiltem Beifall haben die gelehrten Sprachforscher Deutschlands und aller derjenigen Länder, wo Töchtersprachen der deutschen und mit ihr verwandte Sprachen gesprochen werden, wie in Holland, Belgien, Dänemark, Norwegen und Schweden, diese wichtige Werk aufgenommen, dessen Werth noch durch einen 3 Bogen füllenden Essay von Jakob Grimm erhöht wird. Die typographische Ausstattung entspricht dem innern Werthe und ist eine ausgezeichnete.

Magdeburg 1848. Emil Baensch.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Speciet. In Holland 2½ Gulden. Zu Belgien 5¼ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Belfast: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

17. November. № 7. 1848.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die interimistische Regierung in Schleswig und Holstein. — Belgien, seine nationalen und sprachlichen Verhältnisse. III. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: die Rüstungen. Das Ministerium. Die Sundfahrt, die Bank, die Zollstraßen. Der Reichstag. — Norwegen: Die Staatsanleihe. Die Freiwilligen. — Schweden: Neue Eisenbahnen. Aufsuchungen. — Belgien: die Repräsentantenkammer. Der Senat.

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Die Natur und das Volk Skandinaviens; von Joachim Friedrich Schouw. II. — Reisebilder aus dem Süden; von J. L. Ussing. — Hans Christian Oersted über den Diamagnetismus. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Schweden: Forsell und Ehrberg. — Belgien: Die neuere vlämische Literatur. — Niederlande: Die Oper „Wilhelm von Oranien.“ Fund eines Manuscriptes.

Briefwechsel. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die interimistische Regierung in Schleswig und Holstein.

Während die am 26. August d. J. zu Malmö abgeschlossene Waffenstillstandsconvention durch die am 22. v. Monats erfolgte Installirung einer interimistischen Regierung durch die beiderseitigen Commissarien, den Kammerherrn v. Reedtz und den Reichscommissarius Stedmann, ihrer vollständigen Ausführung abermals um einen Schritt näher gerückt schien, hat die neue Regierung, bestehend aus den Herren Graf Reventlow zu Jersbeck, v. Heintze, v. Molike, Boysen und Preuſſer, ihr erstes Auftreten durch Handlungen bezeichnet, welche den klaren und unzweideutigen Bestimmungen der Convention schnurstracks zuwiderlaufen. Die dänische Regierung ist, wie bekannt, ihrerseits allen durch die Convention ihr auferlegten Verpflichtungen mit gewissenhafter Treue nachgekommen, und sie dürfte daher mit Recht erwarten, daß von der entgegengesetzten Seite dasselbe Verfahren werde beobachtet werden. Gleichwohl ist der Waffenstillstand in verschiedenen wesentlichen Punkten von dortiger Seite bisher nicht zur Ausführung gebracht, vielmehr in mehrfacher Beziehung geradezu verletzt worden. Daß die Schuld dieser mangelhaften Ausführung weniger die preußische Regierung und die deutsche Centralgewalt trifft, als die dominirende Partei in den Herzogthümern, deren Treiben den Bestrebungen jener fortwährend neue Schwierigkeiten und Hindernisse bereitet, muß anerkannt werden, und die dänische Regierung hat mit Rücksicht hierauf bisher Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um die Beseitigung solcher Hindernisse und die Ausgleichung entstandener Differenzen zu erleichtern; sie hat sogar von ihrem guten Rechte in dieser Absicht aufgegeben. So war sie ohne Zweifel zu verlangen berechtigt, daß die preußische Regierung oder die deutsche Centralgewalt für die nach dem Artikel VII. der Convention zu constituirende Regierung der Herzogthümer, deren Präsidium in Folge gemeinschaftlicher Einigung von den contrahirenden Regierungen ernannt war und diese Mission übernommen hatte, an die Stelle der andrern vereinbarten Mitglieder, welche abgelehnt hatten, zwei neue Mitglieder ernenne, die mit den von dänischer Seite bereits Ernannten zu der gemeinschaftlichen Regierung zusammentreten sollten. Die dänische Regierung hat hierauf nicht bestanden; sie hat eine Personalfrage, welche Wichtigkeit sie derselben in ihrem Interesse auch beilegen mochte, nicht als absolutes Hinderniß einer Verständigung betrachten mögen, sondern der preußischen Regierung und der deutschen Centralgewalt hierin nachgegeben. Es hätte erwartet werden dürfen, daß der conciliatorische Geist, von welchem diese Nachgiebigkeit Zeugniß gab, auch in den Herzogthümern die verdiente Anerkennung finden und denjenigen Männern, welche gegenwärtig die interimistische Regierung daselbst bilden, eine verstärkte Aufforderung sein werde, im Sinne des Waffenstillstandes und der durch denselben gebotenen loyalen Neutralität ihre Funktionen auszuüben. Es hätte dies um so mehr erwartet werden dürfen, als diese Männer, da sie unter dem 22. v. Monats von den beiderseitigen Bevollmächtigten in ihre Funktionen eingesetzt worden, die ausdrückliche Erklärung abgegeben haben, daß sie „auf Grundlage des Waffenstillstandstractats, wie derselbe ratificirt und genehmigt sei, die gemeinsame Regierung für die beiden Herzogthümer übernehmen und im Namen Seiner Majestät des Königs von Dänemark in Ihrer Eigenschaft als Herzog von Schleswig und Holstein führen wollten.“ Wie wenig indessen die neue Regierung dieser freiwillig übernommenen Verpflichtung nachgekommen ist, mag die nachfolgende kurze Darstellung zeigen.

Der Artikel VII. der Waffenstillstandsconvention sagt bekanntlich, daß alle seit dem 17. März d. J. für die Herzogthümer Schleswig und Holstein erlassenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln im Augenblick des Austauschtritts der vereinbarten interimistischen Regierung aufgehoben sein sollen, wogegen diese letztere befugt sein soll, von den fraglichen Gesetzen, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln diejenigen wieder in Kraft zu setzen, deren Aufrechthaltung ihr für den regelmäßigen Geschäftsgang unerläßlich oder nützlich erscheinen würden, die aber keinen Falls etwas den Bestimmungen des Artikels XI Widersprechendes enthalten dürften. In dem Artikel XI. ist festgesetzt, daß die Bestimmungen der Convention in keiner Weise den Bedingungen des definitiven Friedens präjudiciren sollen.

Es ergiebt sich hieraus,

1) Daß die Anstehung der innerhalb des gedachten Zeitraums erlassenen Gesetze u. s. w. das Grundprincip der Vereinbarung war, von welchem die der neuen Regierung vorbehaltene Inkraftsetzung einzelner Gesetze ꝛc. lediglich eine Ausnahme bildet.

2) Daß die fragliche Befugniß der neuen Regierung keineswegs eine unbedingte war, sondern sich auf diejenigen Gesetze ꝛc. beschränkte,

a) deren Aufrechthaltung für den regelmäßigen Gang der Geschäfte unerläßlich oder minde-

Digitized by Google

stens nützlich erscheinen würde, und welche überdies

b) seine Bestimmung enthielten, wodurch den, bei den demnächst zu eröffnenden Friedensunterhandlungen zu ventilirenden streitigen Hauptfragen vorgegriffen würde.

Die streitigen Hauptfragen betreffen im Wesentlichen:

1) Das staats- und völkerrechtliche Verhältniß der Herzogthümer, insbesondere des Herzogthums Schleswig, zu Dänemark und zu Deutschland.

2) Die von deutscher Seite behauptete ungetrennbare Union der Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie endlich in Verbindung hiermit

3) Die Successionsfrage.

Folglich sind alle Bestimmungen der provisorischen Regierung, welche die eigenmächtige Entscheidung dieser Fragen direkt oder indirekt zum Gegenstande haben, von der Bestätigung oder Wiederinkraftsetzung durch die neue Regierung ausgeschlossen.

Im Widerspruche mit diesen Bestimmungen, so wie mit ihrer eigenen feierlichen Erklärung vom 22. d. Monats, hat die neue Regierung noch unter demselben Dato mehrere Erlasse bekannt gemacht, wodurch sie ihre Absicht, auf dem von der abgetretenen Regierung eingenommenen einseitigen und gegen Dänemark entschieden feindseligen Standpunkte zu verharren, unzweideutig zu erkennen giebt, und faßt alle von der provisorischen Regierung ausgegangenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln ausdrücklich wieder in Kraft setzt, worunter nicht nur viele sind, welche gewiß Niemand da bonne foi als für den regelmäßigen Geschäftsgang unerläßlich oder auch nur nützlich wird bezeichnen wollen, sondern namentlich auch solche, welche als im höchsten Grade präjudiziell im Sinne der Artikel VII. und XI. der Waffenstillstandsconvention betrachtet werden müssen. Hierher gehört vor Allem das sogenannte „Staatsgrundgesetz“, welches wesentlich auf der neugeschaffenen und unberechtigten Idee eines einigen und zu Deutschland gehörenden Staates Schleswig-Holstein mit ausschließlich agnatischer Erbfolge beruht, und diese Idee in allen Beziehungen des Staatslebens zu realisiren bezweckt. (Vergleiche Artikel 1, 3, 55 des gedachten Staatsgrundgesetzes) *).

*) Artikel 1.: „Die Herzogthümer Schleswig-Holstein sind ein einiger, unheilbarer Staat.“

Art. 3.: „Die Herzogthümer Schleswig-Holstein sind ein Bestandtheil des deutschen Staatsverbandes.“

Art. 55.: „Die herzogliche Gewalt vererbt im Mannesstamme des oldenburgischen Fürstenhauses vermöge Abstammung aus rechtsgültiger Ehe nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatischen Linealfolge, ohne Rücksicht auf die Nähe des Grades.“

Daß hierdurch sämmtlichen streitigen Fragen zum Nachtheile des dänischen Gouvernements vorgegriffen wird, ist eben so unverkennbar, als daß der von der neuen Regierung dabei hinzugefügte Vorbehalt „definitiver Bestätigung durch den Frieden“ mit dem Zusatze: „und ohne Präjudiz für denselben“ hierin nicht das Mindeste ändern kann. Denn dieser Zusatz ist entweder selbstverständlich, oder handgreiflich unrichtig. Selbstverständlich, sofern damit lediglich ausgedrückt werden soll, daß das Verfahren der Regierung während des Waffenstillstandes die streitigen Fragen definitiv und rechtlich nicht entscheiden könne; — unrichtig und unwahr, wenn dadurch das „Staatsgrundgesetz“ als auch faktisch nicht präjudiciell und den Bestimmungen der Artikel VII. und XI. der Conventionen nicht widerstreitend bezeichnet werden soll. Dasselbe gilt von dem rücksichtlich der übrigen wieder in Kraft gesetzten Gesetze hinzugefügten Vorbehalte: „den Bedingungen des definitiven Friedens unbeschadet.“

Daß die Bestimmungen des Art. VII. eben so faktisch präjudiciellen oder vorgreifenden Verfügungen ꝛc. von der Wiederinkraftsetzung habe ausschließen sollen, wird einer weiteren Ausführung nicht bedürfen. Wie übrigens die neue Regierung die bei der Bestätigung des „Staatsgrundgesetzes“ hinzugefügte zweite Clausel, wonach dasselbe, „so weit es die während des Waffenstillstandes bestehenden Verhältnisse gestatten“, zur Anwendung gebracht werden soll, auszulegen beabsichtigt und bis zu welchem Umfange sie die Verträglichkeit ihrer Maßregeln mit den während des Waffenstillstandes bestehenden Verhältnissen“ ausdehnt, bewiesen zur Genüge die übrigen, von ihr wieder in Kraft gesetzten Anordnungen.

Vollständig verdient hierbei noch bemerkt zu werden, daß, da nach dem §. 140. „des Staatsgrundgesetzes“ *) die Bewilligung der Steuern und Abgaben nur für ein Jahr gilt, und dieselben in Uebereinstimmung hiermit von der schleswig-holst. Landesversammlung nur bis zum Schlusse des laufenden Jahres bewilligt sind, nach der von der neuen Regierung angenommenen Verfahrungsweise, erwartet werden muß, daß die gedachte Versammlung, deren Zurückberufen nicht nur in den Bestimmungen der Conventionen begründet, sondern auch in allseitiger Anerkennung der Nothwendigkeit dieser Maßregel wirklich bewirkt ist, gleichwohl noch vor dem Ablauf des Waffenstillstandes wieder zusammentreten werde.

Neben dem „Staatsgrundgesetze“ und dem in nothwendigem Zusammenhange damit stehenden „Wahlgesetze der provisorischen Regierung vom 13. Juli d. J. für die zur Feststellung der Schleswig-Holsteinischen Staatsverfassung“ und der „Verfügung derselben vom demselben Dato, betreffend die Vernahme und die Kosten der Wahlen zur Landesversammlung“, sind als besonders präjudiciell annoch folgende von der neuen Regierung wieder in Kraft gesetzte Gesetze ꝛc. hervorzuheben:

1) Das Reglement der provisorischen Regierung vom 18. April d. J., betreffend die vorzunehmenden Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung.

Daß durch die Aufrechthaltung dieser Verfügung, wodurch die fraglichen Wahlen auch für das Herzogthum Schleswig angeordnet werden, der zwischen den betheiligten Mächten streitigen Frage über das Verhältniß Schleswigs zu Deutschland in nicht zu rechtfertigender Weise vorgegriffen wird, ist einleuchtend.

2) Die Bekanntmachung der provisorischen Regierung vom 30. Septbr. d. J., betreffend die Betretung Schleswig-Holsteinischer Schiffer im Auslande während des Waffenstillstandes.

3) Die Bekanntmachung derselben vom 23. Septbr. d. J., betreffend den unzulässigen Gebrauch dänischer Fahnen und Cocarden.

4) Die Verfügung vom 21. Octbr. d. J., betreffend die von den Handelsschiffen zu gebrauchende Flagge.

Diese Aufzählung ist, wie bereits angedeutet, keineswegs erschöpfend. Vielmehr sind alle sonstigen Anordnungen, welche von der beraus[illegible] eines Schleswig-Holsteinischen Staates mit selbstständigem Kriegswesen ꝛc. ausgehen, unbezweifelt ebenfalls zu den präjudiciellen zu rechnen. —

Bis zu welchem Grade die neue Regierung den Anstalten der abgetretenen bultigt und die nach dem Geiste der Waffenstillstandsconvention ihr obliegende Neutralität aus den Augen setzt, kann unter Anderem aus ihrer Proclamation an die Bewohner von Alsö und Aerde ersehen werden, welche letzteren für gerade aufgefordert, den revolutionairen Bestrebungen (oder in ihrer Sprache „kurer Mißdeter Bestrebungen für des Landes Recht und und Wohl“) sich anzuschließen. Von ihrer feindseligen Stimmung gegen Dänemark und die dänische Nationalität zeugt ferner die Aufrechthaltung der Verfügungen wegen Aufhebung der Bewilligung für die Filialbank in Flensburg und das Bankcomptoir in Rendsburg, wegen Ausschlusses der dänischen Nationalbanknoten, und wegen der Unterrichtssprache an der Hadersleberer Schule. Hiernach ist leicht zu ermessen, in welcher Weise die neue Regierung der nach dem Art. VIII. der Convention ihr obliegenden Pflicht der „unparteiischen Anwendung der Gesetze zu Gunsten der dänischen wie der deutschen Bevölkerung“ nachzukommen sich bestreben werde.

*) Art. 140.: „Der Voranschlag über die Ausgaben muß von Vorschlägen über die behufs der Deckung des Staatsbedarfs erforderlichen Steuern und Abgaben begleitet sein, über deren Erhebung die Landesversammlung beschließt. Die Bewilligung der Steuern und Abgaben gilt nur für ein Jahr.

Digitized by Google

Endlich muß noch bemerkt werden, daß alle seit dem 1. Septbr. d. J. — als dem Tage der Ratification der Malmöer Waffenstillstands-Convention — von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze, namentlich also auch das Staatsgrundgesetz, schon mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erlassung conventionsmäßig von der Bestätigung durch die neue Regierung ausgeschlossen waren. Der Artikel VII. der Convention enthält die ausdrückliche allgemeine und uneingeschränkte Bestimmung, daß während der Dauer des Waffenstillstandes die gesetzgebende Gewalt ruhen solle. Alle während dieses Zeitraumes erlassenen Gesetze sind mithin als conventionswidrig zu betrachten, und selbstverständlich keineswegs unter denjenigen begriffen, deren Wiederinkraftsetzung derselbe Artikel der neuen Regierung vorbehält. Die gleichwohl erfolgte Bestätigung solcher Gesetze erscheint demnach in dieser Beziehung als eine Verletzung der Convention.

Das im Vorstehenden geschilderte rücksichtslose und conventionswidrige Verfahren hat beide Commissaire, den deutschen Reichscommissair wie den königlich Dänischen veranlaßt, die Herzogthümer zu verlassen und sich nach Kopenhagen zu begeben, wo wo sie unter dem 28. vorigen Monats in gleichlautenden Noten gegen den rechtlichen Bestand aller präjudiciellen Bestimmungen, welche von der gedachten Regierung wieder in Kraft gesetzt worden sind, und als welche außer dem Staatsgrundgesetze, mit specieller Beziehung auf dessen staatsrechtliche Dispositionen und insbesondere mit Rücksicht auf die angeführten §§. 1, 3, 55 und 140, die oben genannten Verfügungen namentlich von ihnen bezeichnet werden, ausdrücklich und feierlich protestirt haben. Dabei haben beide Commissaire hinzugefügt, daß sie im Uebrigen nicht gesonnen seien, den in dem Staatsgrundgesetze ausgesprochenen Grundsätzen bürgerlicher Freiheit, so weit solche mit wohlerworbenen Rechten vereinbarlich seien, sowie thatsächlichen Anordnungen der gemeinsamen Regierung der Herzogthümer, welche zur Wohlfahrt des Landes, sowie der einzelnen Bewohner, und zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung beitragen können, irgendwie hindernich entgegenzutreten.

Wie man sieht, ist die dänische Regierung auch bei dieser Gelegenheit mit großer Mäßigung verfahren. Die neue Regierung war unter der ausdrücklichen Voraussetzung installirt worden, daß sie in Gemäßheit des Waffenstillstandstractats ihre Functionen ausüben würde; wenn sie statt dessen mit einer offenen Verletzung wesentlicher Bestimmungen des Tractats ihre Amtsthätigkeit begann, so war das dänische Gouvernement unzweifelhaft berechtigt, ihr seine, nur unter jener Voraussetzung erfolgte Anerkennung wieder zu entziehen und ihr sofortiges Abtreten zu verlangen. Indem die dänische Regierung auch hier von dem strengen Rechte abzusehen und mit der angezogenen Protestation bis weiter sich zu begnügen beschlossen hat, hat sie ihre Friedensliebe und die conciliatorischen Gesinnungen, welche sie beseelen, aufs Neue an den Tag gelegt. Wir geben und der Hoffnung hin, daß diese Gesinnungen, wie sie die Anerkennung unserer Freunde und Alliirten bereits gefunden haben, so bald auch von unseren Gegnern nicht länger verkannt, sondern mit gleicher Verbrüderlichkeit und Loyalität werden erwiedert werden. — r.

Kopenhagen, d. 1. Nvbr. 1848.

Belgien,
seine nationalen und sprachlichen Verhältnisse.

III.

Philipp II., Karls Sohn und Erbe, vereinigte die Niederlande, die er nur einmal in seinem Leben betreten und deren Sprache und Sitten ihm durchaus fremd waren, mit der spanischen Krone. Schon im Anfange seiner Regierung begann er den großen Fehler, seine niederländischen Provinzen ganz wie das ostindert katholische Spanien regieren zu wollen, er überschwemmte das Land, alte Gerechtsame verletzend, mit der zügellosen spanischen Soldateska, und besetzte die höchsten Aemter nur mit eingeborenen Spaniern. Diese Mißgriffe erzeugten eine allgemeine Erbitterung in den Niederlanden; dazu kam noch der religiöse Druck, und dies Alles veranlaßte die Empörung der vereinigten niederländischen Provinzen. Diese Zeit der politischen Aufregung, diese nationale Schilderhebung hauchte auch der nationalen Poesie, der vlämischen Literatur ein neues Leben ein. Die Niederländer nahmen einen kräftigen Aufschwung und ihre Gesänge trugen nicht wenig dazu bei, den alten Heldensinn, die fast erloschene Freiheitsliebe in den Niederländern wieder zu beleben. Die politische Aufregung und die religiösen Streitigkeiten riefen zahlreiche politische und theologische Flugschriften hervor. Aus dieser Zeit stammen die wenigen Satiren, die die vlämische Literatur aufzuweisen hat.

Aber als Alba nach den Niederlanden kam und mit eiserner Faust jede Freiheitsbewegung des Volkes darniederhielt, welkten die Blüthen schnell, die die vlämische Literatur seit Kurzem gezeitigt. Alba vertrieb die Redenjker, weil diese Wächter der Freiheit und des nationalen Elementes ihm gefährlich waren, und diese siehen nun nach den nördlichen Provinzen, wohin sein Arm nicht reichte, und legten hier den Grund zum Emporblühen der holländischen Literatur. Die Inquisition und die geistliche Censur vernichteten die letzten Geistesblüthen, die in Belgien noch spärlich emporkeimten. Aber das Volk, wohl wissend, daß die Sprache Nichts ist, als der Ausdruck der Nationalität, und die Wahrheit des Sprichwortes: do tael es gansch het volk, begreifend, bewahrte seine Sprache eifersüchtig, denn sie war der letzte Schimmer und der einzige Schwerpunkt ihrer untergrabenen Nationalität. Die Stände von Brabant hatten sogar den Muth, die Actenstücke, die ihnen Alba gesandt, zurückzuschicken, weil sie französisch und nicht vlämisch geschrieben waren.

Der Ausgang des niederländischen Freiheitskrieges ist bekannt. Der nördliche Theil der Niederlande, die unter dem Collectivnamen Holland begriffenen Provinzen, machten sich unabhängig und blühten im Besitze einer freien Verfassung immer mehr empor, während Belgien, das bei der spanischen Krone blieb, immer tiefer sank.

Es giebt noch heute Viele, die den Unterschied zwischen den Holländern und Flamändern nicht begreifen. Zwischen beiden niederdeutschen Stämmmen findet ein ähnlicher Unterschied statt, wie zwischen den Nord- und Süddeutschen. Der Holländer, phlegmatisch und ernst, ist mehr zum speculativen Leben geneigt, während der heiterere Flamländer sinnlichen Genusse mehr ergeben, lebhafter, thätiger und regsamer ist. Wie in Norddeutschland die Reformation sich schnell verbreitete, während sie in Süddeutschland auf unübersteigliche Hindernisse stieß, so auch in den Niederlanden. Holland nahm dieselbe an, Belgien stieß sie zurück. Dieser Umstand erklärt den Ausgang des niederländischen Freiheitskrieges. Holland erhob sich gegen den religiösen, wie gegen den politischen Druck, in den nördlichen Provinzen gab es kein Band zwischen den Spaniern und den Einwohnern, und darum bewaffnete sich jeder Arm zur Vertilgung der fremden Tyrannen, deren Joch mit eiserner Schwere auf Niederland lastete. Anders war es in Belgien; hier erhob man sich nur gegen den politischen Druck, der katholische Glaube war das Band zwischen dem Unterdrücker und den Fremden, hier gab es eine Partei, die trotz aller Ursachen zur Unzufriedenheit dennoch den Spaniern in die Hände arbeitete, da sie in diesen die einzigen Beschützer des gefährdeten katholischen Glaubens erblickte.

Diese Verschiedenheit zwischen den Holländern und Flamändern spiegelt sich auch in der Sprache der beiden Stämme ab. Die vlämische Sprache hat große Aehnlichkeit mit dem Holländischen, wird ganz so construirt, unterscheidet sich nur wenig von der Schreibart und der Aussprache, aber sie ist weicher und wohlklingender und immer noch flüssiger, als das Holländische, obgleich sie durch lange Verbindungslässigung viele der nöthigsten Formen eingebüßt hat, und nähert sich in dieser Hinsicht mehr der durch Weichheit und Milde ausgezeichneten dänischen Sprache. Daher ist auch die vlämische Sprache recht eigentlich auf die Lyrik und den Roman angewiesen, aber dramatisch ist sie nicht, da ihr die Gluth des Südens mangelt und die Kraft fehlt, große, gewaltige und tragische Leidenschaften zu schilderen, ihr auch die spielende und in tausend Farben prismatisch schillernde Leichtigkeit der neuen romanischen Sprachen gebricht.

Unter der spanischen Herrschaft verfiel Belgien immer mehr. Der blutige Bürgerkrieg unter Philipp II. hatte dem Lande unheilbare Wunden ge-

Digitized by Google

schlagen. Der Handel hatte sich nach Amsterdam gewandt, die Industrie und Gewerbthätigkeit sich nach England geflüchtet, die Universitäten standen unter dem verderblichen Einflusse der intoleranten Geistlichkeit und konnten darum nur die Naturwissenschaften cultiviren, nicht aber die Philosophie und die freie, geistige Forschung fördern. Nur die Malerkunst entging anfangs unter Rubens Leitung wie durch ein Wunder dem allgemeinen Verfall, sank aber seit dem Jahre 1685, wo Erasmus Quellin, der letzte bedeutende Maler aus Rubens Schule starb, auch immer mehr. Die vlämische Sprache unterlag ganz dem französischen Einflusse und machte eher Rück-, denn Fortschritte.

Wenn selbst das große Deutschland unter Ludwig XIV. französische Sitte und Sprache sklavisch nachäffte, so darf man dem zum Theil von französischen Stämmen bewohnten, unter der Fremdherrschaft seufzenden Belgien, das so oft der Tummelplatz französischer Kriege war, gewiß keinen Vorwurf daraus machen, daß es nicht Kraft genug besaß, seine Nationalität dem französischen Einflusse gegenüber zu wahren und willenlos dem französischen Geiste, der französischen Mode sich unterlag, die damals tyrannischer als die französischen Bajonette die Welt beherrschte.

Im Jahre 1713 ward Belgien im Frieden zu Utrecht an Oesterreich abgetreten, allein die dadurch veränderten politischen Verhältnisse des Landes hatten anfangs keinen Einfluß auf die vlämische Literatur, da die deutschen Kaiser, national- und pflichtvergessen genug, sich um die deutsche Sache der Provinz wenig bekümmerten. Die deutsche Literatur lag selbst noch zu sehr im Argen, als daß sie einen belebenden Einfluß auf die vlämische Sprache hätte geltend machen können. Erst unter Maria Theresia nahm die vlämische Sprache und Literatur einen neuen Aufschwung. Diese edle Fürstin ließ sich die Verbesserung des tief gesunkenen Schulunterrichtes angelegen sein, sie reorganisirte die Verwaltung im nationalen Geiste, stellte nur solche Beamte an, die des Vlämischen kundig waren, sie gründete 1772 die Brüsseler Akademie und that Alles, um das germanische Element in Belgien zu stärken und die Wissenschaften und Künste neu zu beleben und ihre Blüthe wenigstens für spätere Zeiten vorzubereiten. Die Bemühungen Maria Theresia's blieben nicht unbelohnt, die vlämische Poesie hob sich allmälig, aber diese ersten zarten Keime einer neuen emporblühenden Literatur gingen unter der stürmischen Regierung Joseph II. wieder zu Grabe. Der Kampf der Belgier gegen Josephs heilsame Reformen und die daraus entstandene belgische Revolution ist der beste Beweis von der niedrigen Bildungsstufe auf der das von der Geistlichkeit gepflegte belgische Volk damals noch stand.

Da brach die weltverschütternde französische Revolution aus; Belgien wurde französische Provinz. Als ein Beweis, wie schnell das von Maria Theresia beförderte vlämische Sprachleben Wurzel gefaßt hatte und wie innig die Anhänglichkeit der Flamänder an ihre Sprache war, verdient bemerkt zu werden, daß die Brüsseler Volksversammlungen, als Dumouriez 1792 die Belgier zwingen wollte den Wunsch nach einer Vereinigung mit Frankreich auszusprechen, ihre beifalligen Erklärungen, statt, wie gefordert wurde, französisch abzugeben, in der vlämischen Sprache überreichten, ja das Wort vereinigte sich sogar, die Uebersetzung der Proclamationen Dumouriez's anzuhören, und das Alles nur, wie der Berfügende sich ausdrückte, um die Nationalsprache nicht entwerthen zu lassen.

Aber der Nationalenthusiasmus dämpfte diese nationale Begeisterung gründlich; es erkannte wohl, daß um die neu gewonnenen deutschen Provinzen mit Frankreich zu verschmelzen, es unumgänglich nöthig sei, die französische Sprache daselbst, und wäre es auch auf dem Wege der Gewalt, einzuführen. „Diese verschiedenen Jargons", rief der Bürger Gregoire, „sind auch der unreinen Quelle des Feudalismus hervorgegangen, dies allein sollte hinreichen, sie Euch verhaßt zu machen. Sie sind der letzte Ring der Kette, welche die Tyrannen Euch aufzulegen, beeilet Euch, ihn zu zerbrechen. Freie Männer, verlaßt die Sprache der Sklaven, und die Sprache Eurer Vertreter, die Sprache der Freiheit anzunehmen!" *)

Diese Sprache der Freiheit wurde nun den Belgiern durch Beschluß des Nationalconvents, der vor keinem Mittel zurückbebte und selbst die Heiligkeit der Nationalität nicht achtete, gewaltsam aufgedrängt. Bisher hatten die Stände in den vlämischen Gebietstheilen sich eben sowohl wie die städtischen Behörden und die Gerichtshöfe ausschließlich der vlämischen Sprache bedient, jetzt traf die französische an ihre Stelle, französische Beamte überschwemmten das Land, das Heer folgte nach, in jede Gemeinde wurde ein Lehrer der französischen Sprache auf Staatskosten angestellt, die Verwaltung ward bis auf ihren geringsten Träger herab eine französische.

Auch das Kaiserreich vermochte die Flamänder nicht mit der französischen Herrschaft zu versöhnen. Napoleon öffnete der belgischen Industrie die französischen Märkte, das Land nahm dadurch einen ungeheuren Aufschwung, Reichthum und Wohlhabenheit kehrten ein, aber trotz dem trug der Flamänder die Herrschaft der französischen Sprache und Sitte nur mit Widerwillen. Er sprach das Französische, weil die Nothwendigkeit, die Macht der Verhältnisse und sein eigener Vortheil es erheischten, aber er vergaß seine Muttersprache nicht. Nach dem Sturze Napoleons bemächtigte sich aller Flamänder eine Begeisterung für ihre Nationalität und ihre Sprache, die man zu unterdrücken, aber nicht auszurotten vermochte, und überall erhoben sich Stimmen für eine Vereinigung mit Oesterreich und einen engeren Anschluß an Deutschland. Derselbe van der Noot, der 1788 zuerst die Fahne der Empörung gegen Joseph II. erhoben, war jetzt der Erste, welcher zur Rückkehr unter den österreichischen Scepter ermahnte. Hundert und neun und viezig Aelteste von Brüssel unterzeichneten eine Adresse, worin es hieß: „Die Völker Deutschlands haben die Sprache ihres Landes wieder zu Ehren gebracht, und wir müssen erröthen, weil wir das Joch der französischen Sprache noch tragen; es ist Zeit, daß die Bedrückung der vlämischen Sprache aufhöre!" *)

Wenn damals in Belgien eine Partei existirte, die die Vereinigung Belgiens mit Oesterreich und dadurch mittelbar einen Anschluß an Deutschland bezweckte, so war, wie Arndt versichert, in Deutschland selbst eine Partei nicht minder thätig, die eine Vereinigung der Niederlande mit dem deutschen Reiche, eine Einverleibung derselben mit dem deutschen Bunde erstrebte. Die europäische Diplomatie verhinderte die Verwirklichung dieses Planes, dessen Ausführung nicht nur für Deutschland, sondern mehr noch für die Niederlande sehr ersprießliche Folgen gehabt haben würde, und schuf statt dessen das Königreich der vereinigten Niederlande.

*) Vergl. Lettres de J. F. Willems à Monsieur Sylvain Van de Weyer 1829.

*) Karamba, Belgien seit seiner Revolution. Leipzig, 1846.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Kopenhagen den 8. Novbr. Das Bestreben des Volkes zu dem Reichstage spricht sich mehr und mehr aus, und er scheint auf das Ziel, die Partein zu einigen, mit Energie und Mäßigung hinzuarbeiten. Die einzelnen Partein haben bis jetzt noch keine Veranlassung gehabt, sich schroff von einander abzusondern, und so sieht man bis jetzt noch merkwürdige Phänomen, daß eine Reichsversammlung lagt, ohne sich in diese allgemein festbestehenden Abtheilungen der Rechten, Linken und des Centrums zu spalten. Diese Eintheilung, die wesentlich in der Fortbedeutet mit dem freisinnigen Grundgesetzvorschlag zu suchen ist, wird, wenn sie sich geltend macht, von unberechenbar wohlthätigem Einflusse sein. Es ist natürlich, daß auf dem Reichstage und auf der damit verbundenen schl.-holst. Frage das allgemeine Interesse dauerschlich wird. — Zu den Tagesfragen gehört auch ein in Ansicht stehender Vorschlag der Regierung zur Herbeischaffung der nöthigen Geldmittel für die Fortsetzung der Aufstangen, und, der allgemeinen Stimmung nach, läßt sich ein günstiger Erfolg voraussetzen. — Die gewöhnliche halbjährige Zahlung der dänisch-englischen Zoll. Anleihe ist in diesen Tagen mit 51,700 £ in London geleistet, und überhaupt scheint der so oft erwähnte Geldmangel nicht vorhanden zu sein. — Einem früher oft ausgesprochenen Wunsche des Volkes ist man durch das Einziehen mehrer Gesammtschaftsposten jetzt entgegengekommen; die Gesammtschaften in Kopenhagen, Neapel, Rio-Janeiro und den freien Hansee-Städten hat man ganz eingehen lassen; die in Lissabon und in Haag, mit denen in Madrid und Brüssel verschmolzen. — Die letzten Zeitungen enthalten fast alle die Nachricht, daß das

Digitized by Google

Ministerium seine Demission eingereicht habe. Die Berlingsche Zeitung berichtet dagegen, daß der Conseilspräsident Graf A. W. Moltke, selbst haben, das Ministerium habe weder seine Demission eingereicht noch erhalten. Wahrscheinlich handelt es sich nur um eine theilweise Aenderung der Personen. —

Der Bestand der dänischen Nationalbank betrug am 31. Juli, Schluß des Rechnungs Jahres, in Silber-Valuta 10,126,326 Rbdlr., das Ueberschußcapital 1,543,501 Rbdlr., das Reincapital 13,462,120 Rbdlr. Die Zillalbank in Aarhuus hatte einen Nettogewinn von 143,000 Rbdlr. Die Flensburger Filialbank, von der man, wegen der Kriegsunruhen, nur eine Bilanz vom 14. April aufstellen konnte, gewährte damals einen Gewinn von 15,000 Rbdlr.

— In der Sparkasse der Stadt Kopenhagen war am Ende des vergangenen Jahres ein Bestand von 2,207,223 Rbdlr. Die Einlagen des Jahres 1847 betrugen 639,000 Rbdlr., die in derselben Zeit zurückgeforderten Kapitalien aber 642,000 Rbdlr. Von den Zinsen der Kapitalien, in Summa 54,000 Rbdlr. wurden nur 6000 Rbdlr., also etwa der zwanzigste Theil, erhoben. Der Rest verblieb unberührt, was als ein Beweis des Wohlstandes der geringeren Klassen dienen kann, indem diese Kapitalien zum größten Theil der dienenden und arbeitenden Klasse gehören.

Die Zahl der den Sund im Monat August und September passirten Schiffe stellt sich namhaft:

	Aug.	Sept.	Jan.—Sept.
Dänische	122	121	574
Norwegische	217	294	1741
Schwedische	254	219	1590
Engliſche	1053	1002	5675
Ruſſiſche	130	120	753
Preußiſche	111	281	620
Mecklenburgiſche —		30	163
Lübeckiſche	4	1	35
Hamburgiſche	—	3	9
Bremiſche —		1	1
Hannöverſche	—	22	92
Holländiſche	257	187	1417
Oldenburgiſche	—	4	13
Franzöſiſche	23	29	100
Belgiſche	1	2	6
Italieniſche	7	4	17
Braſilianiſche	1	1	2
Spaniſche	3	—	8
Oeſterreichiſche —		—	2
Amerikaniſche	33	33	108
	2213	2563	13,020

Die Zoll- und Conſumtions-Intraden für die erſten 6 Monate dieſes Jahres betrugen:

Kopenhagen	Rbdlr. 1,124,008
Gefandt n. Wöen	6,80,207
Bornholm	6,996
Fühnen	206,256
Jütland	496,127
Lolland-Falſter	86,563
	Rbdlr. 2,721,2167.

Dieſelben Intraden beliefen ſich für die erſten 6 Monate 1847 auf 2,284,129 Rbdlr. Die vereinigte Einnahme macht alſo nur 72,000 Rbdlr. (circa 50,000 Rthlr.)

Der Reichstag.

Kopenhagen den 7. Novbr. In der achten Sitzung der Verſammlung wurden die Berhandlungen über die Geſchäftsordnung beendigt. Der intereſſanteſte Punct der Discuſſionen war die Frage, inwiefern geheime Abſtimmung — durch Kugeln — auf den Wunſch von 25 Mitgliedern zuläſſig ſein ſollte; der Antrag hatte ſich beſtätigt angenommen, und nach lebhaften Debatten ſogar dieſe Ausſicht. In der neunten Sitzung wurde zur definitiven Wahl der Beamten der Verſammlung geſchritten und die proviſoriſche Wahl der Abgeordneten-Schreiber und Claſſen als Präſidenten beſtätigt. Die Adreſſe an den König (ſiehe Nr. 6 dieſes Blattes) wurde verleſen und ohne weitere Discuſſion angenommen. Der Präſident allein wurde mit der Ueberreichung der Adreſſe beauftragt. Auf der Tagesordnung ſtand der Antrag auf Bittung eines Comité's, um die Mittheilungen der Regierung über die ſchleswigſchen Verhältniſſe zu empfangen. Der Miniſter des Auswärtigen ſchlug vor, daß die ganze Verſammlung ſich als Comité conſtituire und die Mittheilungen ſomit an ſie gemacht werden; wenn die Verſammlung dann in den Mittheilungen die Beranlaſſung dazu finde, konnte ein Comité zuſammentreten, um eine nähere Beſprechung und Unterſuchung zu bewerkſtelligen. Mit 140 gegen 4 Stimmen wurde dieſer Antrag angenommen. In der zweiten und dreizehnten Sitzung, für welche die Verſammlung ſich als Comité conſtituirt hatte, haben die Mittheilungen des Miniſteriums über das Verhältniß zu dem Auslande, namentlich ſeit dem 26. September, angelangen. Ein großer Theil der der Verſammlung vorgelegten Actenſtücke wurden gedruckt und der Oeffentlichkeit übergeben und die Discuſſionen über ſie ſind bis dahin unterblieben. Der Miniſterpräſident hat zugleich eine Darſtellung des von ihm befolgten Syſtems gegeben und der Kriegsminiſter wird in einer ſpäteren geheimen Sitzung daſſelbe hinſichtlich der Kriegsführung zu Lande thun. In der vierzehnten (öffentlichen) Sitzung ſtand auf der Tagesordnung: Antrag auf Niederſetzung eines Comité's zur Berathung, ob die Verfaſſungsfrage jetzt zu behandeln ſei, oder ob erſt ſpäter. Nachdem der Präſident der Verſammlung den Gruß des Königs, dem er die Adreſſe überliefert hatte, erwidert hatte, ſprach Miniſter Tedemann ſich gegen die Beſchleunigung der Frage zu allgemeiner Ueberraſchung des größten Theils der Verſammlung aus, der der Meinung geweſen war, daß die Regierung die Betagung der Verfaſſungsfrage wünſche. Das Reſultat einer lebhaften Debatte ergab 100 Stimmen für, 47 gegen die ſofortige Eröffnung der Discuſſionen über das Grundgeſetz. —

Norwegen.

— Die norwegiſchen Blätter „Morgenbladet“ und „Aftenbladet“ ſtreiten ſich über die neue Verwendung der neuen Staatsanleihe, aber wohl nicht mit Unrecht. Ohne hier weiter auf ihre Gründe und Gegenvorſchläge dazu gegeben habe; ein Theil der Anleihe hat nämlich den Zweck, gegen Hypothek auf Grundbeſitz an Privatperſonen verliehen zu werden, und zwar, wie auch einem vorläufigen Berichte des Finanz-Departements an den König hervorgeht, gegen 5 pCt., indem die mit der Negociation der Anleihe verbundenen Koſten ungefähr 1 pCt. betragen; die Anleihe iſt zu 4 pCt. mit Hambro & Sohn in London abgeſchloſſen. — Ein Streit anderer Art, in welchem auch die Kopenhagener Zeitungen bisweilen eingezogen werden ſind, iſt wegen der norwegiſchen Krewilligen der dänischen Armee entſtanden; das Dänemark etwas feindſelige „Morgenblatter“ will es namentlich als eine Zurückſetzung, eine Beleidigung der Norweger betrachtet wiſſen, daß Keiner von jenen Freiwilligen decorirt worden iſt, während ſchwediſche und dänische Freiwillige in großer Anzahl Orden erhalten haben. Allerdings iſt nur ein Norweger, nämlich der Stiftsadjut. v. Löwenſtjerk, in Anerkennung ſeiner Tapferkeit von dem dänischen Hofe decorirt worden, und dieſer war mit den Jungen des Elephantenordens, die höchſte Auszeichnung, die Jemandem in dieſer Weiſe von Dänemark werden kann; indeſſen hätte man nicht erwarten ſollen, daß die demokratiſchen Norweger ſo viel Gewicht auf einen Orden legen würden, bei dieſer Gelegenheit um ſo weniger, als, mit Ausnahme des gefallenen tapferen Sohnes des Stattshalters, die Umſtände es ſo fügten, daß von den norwegiſchen Freiwilligen die meiſten erſt nach dem Rückzuge des dänischen Heeres bei demſelben eintrafen, und ſomit keine Gelegenheit fanden kunnten, ihren Muth und ihre brüderliche Geſinnung im Kampfe zu bewähren. — In den Kongsberger Bergwerke hat man kürzlich wieder einen Klumpen gediegenen Silbers vorgefunden, an Gewicht 436 Mark; die neuen Staatsſchulden dürften, wenn es ſo fortgeht, bald verſchwinden. —

Schweden.

† **Stockholm**, 4. Novbr. Das, was für den Augenblick hier am meiſten die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, iſt der Bau einer Eiſenbahn zwiſchen dem Wenerſee und Hjelmerſee als Anfang zu einer Bahn quer durch das ganze Land von Weſten bis Oſten, von Gothenburg bis Stockholm, in einer Länge von 26 geographiſchen Meilen, die Nordſee mit der Oſtſee verbindend. Leider aber reicht das Intereſſe nicht ſo weit, um dem Unternehmen die nöthigen Kapitalien zur Dispoſition zu ſtellen; der Koſtenanſchlag iſt — eine ſeltene Erſcheinung — den Kapitaliſten zu gering, ſie fürchten eine nachträgliche Steigerung, und man erinnert ſich noch der mit den Nikſenbahn des Südöſtl.-Kanals verknüpften wiederholten Zuſchüſſe, die die urſprüngliche Berechnung der Koſten zuletzt ſechsfach überſchritten. Indeſſen hat der Reichstag zu Gunſten der Actienunternehmer beſchloſſen, daß der Staat ihnen in jedem Falle vier Procent als Dividende der Actien von der Zeit an, wo die Bahn dem Publikum und den Trafik überlaſſen ſein wird, ſichere. Die kleine, eben bezeichnete Strecke, mit der man anfangen wird, beträgt 10 Meilen und iſt von ſolcher Wichtigkeit, indem ſie mit ihren beiden Endpunkten zwei Häfen berühren wird, jeder an einem großen Binnenſee gelegen, in einer Gegend, wo bedeutender Tranſport von Robmaterialien als Erz, Holz und Oeſtereiſen, täglich ſtattfindet. Die Koſten für dieſe Strecke ſind auf 1½ Mill. Thaler Courant veranſchlagt und dieſe Billigkeit theils in Bergdiſtrikten auf Kunſtbauten für das Terrain, welches von den Dennämen abgegeben wird, theils in den niedrigen Preiſen des Eiſens, des Holzes und der Arbeitslöhne, endlich in einer minder pompöſen Ausſtattung der Bahnhöfe, als in Deutſchland, zu ſuchen. Iſt die Bahn erſt fertig und hat ſie einen lebhaften Verkehr, dann wird hier bereits Kapitalien finden, der ſich ſo oft gezeigt hat, daß die Kapitalien zum Vorſchein kommen, die Regierung aber mäßigend als ermunternd auftreten muß und auch muß man bedauern wird, ſich von auslandiſchen Speculanten den Vorrang aus den Händen gewinnen zu ſehen. Man erwartet, daß von England auch Actienzeichner melden werden; mit dem Frühlinge wird der Bau anfangen und in drei Jahren ſoll er vollendet ſein. — Der öſterreichiſche Geſandte, Graf Thun, iſt in Stockholm angekommen und beim Hofe accreditirt. — Die ſchwediſch-norwegiſchen Auswanderungen, die vor einigen Jahren ziemlich häufig waren und ſchon die Beſorgniß der Regierung zu erregen anfingen, ſcheinen jetzt wieder in Mode zu kommen; früher wanderte man nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten aus, jetzt häufig ſich ein Transport ſchwediſcher Colonien nach dem fernen, ſüdlichen Clima's zu berühmten Chabaiti-Inſeln abgegangen.

Belgien.

Brüſſel den 7. Novbr. Die Repräſentanten-Kammer hat geſtern ihre erſte Sitzung in dem Sitzungsjahre 1848-49 gehalten.

Das Reſultat der Wahl des Präſidenten, der Vice-Präſidenten und Secretaire war folgendes: Zum Präſidenten iſt Herr Verhagen mit 67 Stimmen gewählt worden, zu Vice-Präſidenten die Herren Delſoſſe mit 72 und de Brouckere mit 68 Stimmen, zu Secretairen die Herren 't Kint de Royaer, Alexerie Dubus, Trooz und de Laufmans. Nach Beendigung dieſer Wahlen erſtattete der Miniſterpräſident einen Bericht über den allgemeinen Zuſtand der Staatscaſſe, aus welchem das erfreuliche Reſultat hervorging, daß auf's Neue eine Erſparniß von 6,653,000 Fr. gemacht ſei.

Auch der Senat hat heute eine Sitzung, die erſte dieſer Conſtituirung, gehalten. Herr Zummo-Dumortier wurde mit 39 Stimmen zum Präſidenten erwählt. Vice-Präſidenten wurden die Herren Graf de Baillet und Dinbal, Secretaire die Herren Graf Renesſe und Baron de Kuyer. Nachdem das Reſultat dieſer Wahlen publicirt war, vertagte der Senat ſich für unbeſtimmte Zeit.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Die Natur und das Volk Skandinaviens.

Von Joakim Frederik Schouw.

II.

Hätte die Natur einen bedeutenden Einfluß auf den Volkscharakter, so müßten erstens zwei Völkerschaften unter denselben Naturverhältnissen denselben Charakter haben, oder es müßten sich doch bedeutende Annäherungen unter ihnen zeigen. Aber man braucht nicht weit zu gehen um wahrzunehmen, daß dies durchaus nicht der Fall ist.

Auf der Südseite des Kanals ist die Luft nicht weniger neblich oder weniger stürmisch als auf der Nordseite. Dieselben Wärmeverhältnisse, dieselben niedrigen Kalkberge, denselben Pflanzenwuchs findet man auf beiden Seiten; und doch sind die beiden Völkerschaften, zwischen welchen der Kanal die Naturgränze bildet, höchst verschieden, und der Engländer, der am Kanal wohnt, ist nicht weniger Engländer, als derjenige, welcher mitten im Lande lebt; der Franzose am Kanal ist nicht weniger Franzose als seine übrigen Landsleute. — Der französische und der deutsche Charakter bilden ebenfalls einen starken Gegensatz, ungeachtet im Westen und Osten der Gränze in dem Wesentlichen dieselben Naturverhältnisse statt haben; nördlicher sind auf beiden Seiten Ebenen, südlicher Berge von mittlerer Höhe mit fruchtbaren Aekern und Weinbergen. — Die Schweiz bietet auf ihren Bergen und in ihren Thälern drei scharf getrennte Völkerschaften dar; wohl bildet die Wassergränze oft auch die Volksgränze, aber ohne daß dadurch immer ein gegenseitige Unterschied in der Naturbeschaffenheit der Berge und Thäler stattfindet, zuweilen wie z. B. in Wallis, findet man sogar in demselben Thale zwei Völkerschaften. — Ungarn wird von drei Völkerschaften bewohnt, welche ganz verschiedene Abstammung und verschiedenen Charakter haben: Magyaren, slawische Stämme und Deutsche; sie sind zum Theil sehr durcheinander gemischt, und folglich unter denselben Naturverhältnissen. Dasselbe findet in der Türkei statt, wo Türken und Griechen und slawische Volksstämme ebenfalls gemischt sind; und jedes dieser Völker hat behalten und behält dessen ungeachtet seine Charaktereigne, obgleich Klima und Boden für sie alle gemeinschaftlich sind. — An der Nordküste Afrika's wohnen die Berbern, die eingewanderten Araber, und die später hinzugekommenen Türken durcheinander, ohne daß die gemeinschaftlichen Naturverhältnisse irgend eine Annäherung im Charakter zu Wege bringen. Die Europäer sind im Begriff dort als eine vierte Völkerschaft aufzutreten. Dasselbe gilt von den Kopten, Arabern, Türken und Negern in Aegypten; von den Kaffern, Hottentotten und den Negern und den früher eingewanderten Holländern und Engländern in Südafrika. — Doch wir bedürfen nicht außerhalb Skandinaviens zu gehen, um solche Beispiele zu haben; in Lappland wohnen ja die Lappländer und Skandinaven unter denselben Naturverhältnissen; in Schleswig: Deutsche, Friesen und Dänen.

Zweitens müßte, wenn die Naturverhältnisse bedeutenden Einfluß hätten, dasselbe Volk nicht unter verschiedenen, klimatischen Verhältnissen wohnen können, ohne daß man einen merklichen Unterschied im Charakter wahrnähme. Aber auch hiervon ist keine Spur vorhanden. Der Italiener, welcher, die hohen Alpenthäler unter einem sehr kalten Klima und ohne Ackerbau bewohnt, ist demungeachtet ein Italiener. Ebensalls derjenige, welcher, auf der Mittelhöhe der Alpen und Apennin, Gegenden bewohnt, deren Natur der von Nord-Europa gleicht. — Der Tyroler auf den hohen Alpen ist nicht weniger ein Deutscher als der Marschbauer, der ein wenig unter dem Meeresspiegel wohnt, und es kann keinesweges nachgewiesen werden, daß die provinziellen Unterschiede, welche man wirklich findet, in dem Klima begründet sind; jedenfalls steht der deutsche Tyroler dem Marschbauer unendlich viel näher, als dem italienischen Tyroler, der neben seiner Thür wohnt. — Auch die Franzosen leben unter höchst verschiedenen Naturverhältnissen; man vergleiche die Dauphinée oder die Pyrenäen mit der Bretagne, oder die Halbestrecken bei Bordeaux mit den Weinbergen am Rhein und an der Mosel.

Dies wird noch deutlicher, wenn wir die colonisirenden oder ausgewanderten Völkerschaften betrachten. Der Engländer bleibt Engländer auf den heißen Ebenen des Ganges und in den Hochthälern des Himalaja, obgleich er an beiden Stellen unter Naturverhältnissen lebt, welche von den englischen höchst verschieden sind. In Neuholland ist der Engländer von einer Natur umgeben, die, besonders was das Thier- und Pflanzenreich betrifft, gleichsam eine neue Welt bildet. Die Holländer, welche Holland niedrigen, fetten Marschland, und die feuchte, nebligе Luft desselben, mit den trocknen Sandbeinstrecken und trocknen Hochebenen mit der klaren Luft und regenfreien Jahreszeit der Kapkolonie vertauscht haben, sind weder Hottentotten noch Kaffern geworden, sondern bleiben Holländer. — Der Spanier behält nicht nur seinen Charakter auf den Hochebenen Mexiko's, die, obwohl sie einige Aehnlichkeit mit denen Kastiliens haben, doch ein wärmeres Klima darbieten und in andern Hinsichten verschieden sind; aber er bleibt auch Spanier in dem Hochlande Peru's und in den regenvollen, ungesunden Gegenden bei Panama und in den Inselklima auf den Philippinen und auf Kuba. — Der Chinese bleibt Chinese in den mannichfaltigen, unter einander verschiedenen Gegenden Asiens, wo er sich niedergelassen hat, und wird überall leicht von der übrigen Bevölkerung unterschieden. — Der Neger bleibt überall Neger in Nord- und Südamerika, und bekommt keine Aehnlichkeit mit den ursprünglichen Völkerschaften. — Und die Juden, welche überall in den westlichen Theil der alten Welt eingewandert sind, behalten überall wohin sie gewandert sind, ihre geistigen Eigenschaften und körperlichen Kennzeichen. Wo sie sich verändert haben und mit den Völkern amalgamirt sind, unter welchen sie sich niedergelassen haben, da ist es offenbar nicht das Klima, sondern es sind die socialen Verhältnisse, welche die Veränderung bewirkten.

Eine dritte Betrachtung, die zu demselben Resultate führen muß, ist die, daß man zuweilen eine merkliche Veränderung im Charakter findet, wenn man die Bewohner eines Landes in verschiedenen Zeitalters mit einander vergleicht, während es höchst wahrscheinlich ist, daß das Klima unverändert geblieben. Die Neugriechen mit den alten Griechen, die Italiener mit den alten Römern verglichen, können als Beispiel dienen. Stärker man solchen Veränderungen näher nach, so wird man sie in politischen und historischen Verhältnissen begründet finden. Sie sind mit fremden eingewanderten Völkerschaften gemischt, oder die Kultur hat zu- oder abgenommen. Wenn man vielleicht meinen sollte, daß die Völkerschaften, welche im Mittelalter vom Norden in Südeuropa einwanderten, durch Einwirkung des Klima's verändert sind, und den Charakter der Südeuropäer angenommen haben, da vergißt man, daß bei diesen Wanderungen, wie überhaupt bei den meisten, die Anzahl der eingewanderten Eroberer im Verhältniß zur Klein war zu der der früheren Bewohner, und daß auf diese Weise durch die Mischung, der Charakter der letzten überwiegend sein mußte, so wie auf der andern Seite der Einfluß der Mischung sogar nach vielen Jahrhunderten nachgewiesen werden kann, wie in der Normandie die Mischung der Normannen und Gallier, in Südspanien die der Mauren und Spanier u. s. w.

Der geringe Einfluß der Naturverhältnisse auf den Volkscharakter wird auch klar werden, wenn man beispielsweise einige der Momente untersucht, von denen man im allgemeinen annimmt, daß sie in dieser Richtung wirken.

Nichts ist wohl gewöhnlicher, als daß man von dem warmen Blut der Südeuropäer reden hört, welches seinen Grund in dem warmen Klima haben und heftigere Ausbrüche der Leidenschaften hervorrufen soll. Die Bintracke der Korfiktaner erklärt man hieraus. — Aber der Hindu, der unter einem, bei weitem wärmeren Klima als der Italiener lebt, wird ja als ein Beispiel der Geduld und Resignation angeführt, und der Türke, der von wärmeren Gegenden nach Europa gekommen ist, ist ja seines Phlegmas wegen bekannt. Ist denn der Holländer leidenschaftlicher als der Normann oder Schottländer, und wo kam denn die

Digitized by Google

Blutrache im Alterthum in Skandinavien, ja selbst im kalten Island her?

Man meint, daß der Berg- und Klippenbewohner mehr Stärke, einen energischeren Charakter und mehr kriegerischen Muth als der Bewohner der Ebene hat, der Charakter desselben ist sanfter. So ist der Normann und der Schwede energischer als der Däne. — Gebirgländer geben vielleicht häufigere Exempel von langwieriger Werthedringung hinter den Klippen der engen Thäler; aber weil man einen guten Schild hat ist man nicht muthiger. Dänemark's Boden hat sich seit der Zeit nicht gesenkt, als von drei jene Streiter ausgingen, welche die Küstenbewohner am atlantischen Meer und am Mittelmeer in Schrecken setzten; woher bekamen sie ihren Muth? — Nordteutsche Bewohner der Ebene waren es, welche sich gegen die Despotie Napoleons erhoben, auf der Ebene war es, wo die Julirevolution vor sich ging, und es war auf der Ebene, wo die Polen den letzten, leider vergeblichen Kampf für ihre Freiheit kämpften. Es ist auf der ebensten und niedrigsten Fläche — auf dem Meere — wo die dänischen Seeleute ihren Ruhm erworben haben.

Man meint, daß der große Vorzug, welchen die Europäer vor den Bewohnern der übrigen Welttheile haben, darin begründet liegt, daß Europa so viel vom Meere eingeschnitten ist und der Hochebenen entbehrt, wodurch die Verbindung zwischen den Völkern so sehr erleichtert ist. Aber in der großen indischen Inselwelt, oder in dem westindischen Archipelagus ist die Verbindung noch leichter. Man sucht den Grund zu Indiens und Aegyptens früherer Kultur in den großen Flüssen Indus, Ganges und Nil, welche den Verkehr so sehr erleichtern; aber an die größten Flüsse der Welt, nach den südamerikanischen, den Amazonen- und Platafluß, kam die Kultur erst, als die Europäer sie dorthin brachten.

Der Buchenwald soll das Symbol für den dänischen Charakter sein. Aber ich wanderte in Kalabrien in großen, schönen Buchenwäldern auf den höheren Ebenen der Apenninen; auch die übrigen Pflanzen und die kühle Luft erinnerten mich an die Heimath, und das Rauschlagen der Buchen fand um dieselbe Zeit wie in Dänemark statt. Aber beim Volke fand ich nicht das Geringste, was dänisch genannt werden konnte; es war gänzlich italienisch. Doch in einer Gegend war es nicht italienisch — sondern albanesisch. Eine Kolonie albanesischer Hirten hat sich nämlich dort vor vielen Jahrhunderten niedergelassen, und sie haben ihre Sprache, ihre Tracht, ihre Sitten und ihren Charakter bewahrt.

Endlich darf es nicht übersehen werden, daß, so wie die Einwirkung der Natur auf die Nahrungsmittel und auf die Lebensweise der Völker mit der steigenden Kultur abnimmt, indem die Völker durch den Verkehr und durch die Kultur sich fremde Naturverhältnisse aneignen, — so gilt nicht allein dasselbe von dem geringen Einfluß, den wir der Natur auf den Charakter der Völker zuschreiben müssen, sondern die Volkscharaktere werden sogar, gerade durch die Kultur, untereinander abweichender. Ich weiß wohl, daß man häufig davon spricht, daß die Kultur die Volkseigenthümlichkeiten ausgleicht und sie verschwinden macht; aber ich will nur fragen, ob nicht jetzt weit mehr Unterschiede zwischen den drei großen, am meisten kultivirten Völkerschaften als früher sind, zwischen den Engländern, Franzosen und Deutschen, und weit größerer Unterschied als zwischen beliebigen unkultivirten Völkerschaften. Man läßt sich so leicht durch die äußern, unwesentlichen Aehnlichkeiten in Nahrungsmitteln, Kleidern und äußern Gebräuchen, täuschen. Von innern, geistigen Verhältnissen werden dagegen durch die Kultur stets weitere neue entwickelt und dadurch auch neue Verschiedenheiten. Es geht hiermit wie mit den Individuen; zwischen gebildeten Menschen ist ein größerer Unterschied als zwischen weniger Gebildeten. Daß nun ein starker Nationalgeist in mehreren Gegenden Europa's erwacht, wo es früher schlummerte, ist deshalb kein betrübendes sondern ein erfreuliches Zeichen.

Nachdem ich die Unabhängigkeit des Volkscharakters von der Natur glaube nachgewiesen zu haben, scheinen wir berechtigt zu sein anzunehmen, daß der Charakter des dänischen Volkes nicht weniger skandinavisch wird, weil die Natur Dänemarks sich mehr der südlichen, als der nördlichen Grändlande nähert.

Der Volkscharakter hat also nicht seinen Grund in dem Boden oder in dem Klima des Landes. Aber er hat seinen Boden, seinen geistigen Boden in der Geschichte, woraus er entspringt, — er hat sein geistiges Klima in der Sprache, in der er lebt und sich bewegt.

Reisebilder fra Syden (Reisebilder aus dem Süden) af J. L. Ussing, 2 Dele. — 1. Heft. Parnaß og den grøste Paaske. (Der Parnaß und das griechische Osterfest.) 2. Heft. Constantinopel und Thessalien. Kopenhagen. C. A. Reitzel.

Auf welche Weise der Verfasser beabsichtigt, uns auf den Parnaß zu geleiten, das sagt er am deutlichsten am Schlusse der Einleitung:

„... indem ich den Leser ausserdem, mit zum Parnaße zu folgen, will ich ihm nur im Voraus erklären, daß wir durchaus nicht auf irgend eine phantastische Entdeckungsreise nach der Insel der Poesie gehen, sondern gleich jedem andern prosaischen Reisenden dem Wege folgen, wie er sich eben schlingt, nur mit einem offenen Auge für das Große und Merkwürdige in der Natur und im Menschenleben, was sich uns zeigen wird."

Es ist ein im höchsten Grade wohlthuendes Gefühl, diese „klassische Erde" endlich einmal mit einem Führer zu betreten, der — zwar selbst im höchsten Grade empfänglich für alles Schöne und Poetische in der Natur — es doch eben dieser Natur selbst überläßt, uns poetisch zu stimmen. Bisher betraten wir Griechenland, bereits im Vorausse so sehr von schwärmerischer Begeisterung erfüllt, daß es der Umgebung kaum selten gelang, jene noch zu steigern; mit Gegenheit — in der steifsten Unbehaglichkeit im äußern Leben, die leiseste Täuschung (etwa ein schmutziger Gedanke, da wo wir einem auf dem Cothurn einherschreitenden Hellenen zu begegnen hofften) war ein erkältendes Tropfbad für unsern Enthusiasmus; nicht so hier! Unser Führer ist ein erfahrener Cicerone, der sehr wohl weiß, daß Griechenland mit Recht seinen Ruf seiner Vergangenheit, seiner hinreißenden Schönheit der Natur auf jeden unverkünstelten Sinn einen um so tieferen Eindruck machen muß, wenn dieser nicht im Voraus künstlich hervorgerufen ist. Er leitet uns daher an sichrer Hand durch die Gegenwart, und leider läßt es uns, da, wo diese nur Ruinen und Gräber zeigt, sie mit den reichen Schätze der Vergangenheit zu schmücken. Er führt uns nicht allein von Livadia über Dystowo — an dem Wege vorbei, wo Oedipus seinen Vater tödtete — nach dem durch Apoll verherrlichten Delphi, er lenkt unsere Aufmerksamkeit nicht nur mit kunstgeübter Sicherheit auf jede Schönheit in der Natur, auf jedes „Memento" der Vergangenheit — nein, auch in dem Familienleben der Neugriechen läßt er uns heimisch werden, läßt uns mit ihnen den Charfreitag und das Osterfest begehen, und nicht seine Schuld ist es, wenn der griechische Cultus — bis auf wenige Einzelnheiten hin — uns ziemlich kalt und ohne religiöse Erhebung läßt.

Wir müssen gestehen, daß wir dieser Skizze mehr Belehrung verdanken, als vielen, mit ängstlicher Sorgfalt bearbeiteten Werken früherer Reisender, und geben hier zur Bestätigung unseres Urtheils einige kleine Proben:

Pag. 36 u. ff. „Griechenland macht oft auf den Fremden den Eindruck eines ungeheuern Kirchhofes. Die Gegenwart ist öde und traurig; ein dunkelrothes Leben bewegt sich zwischen den Monumenten der Vergangenheit, die gleich mißhandelten Gedenksteinen einer verschwundenen Herrlichkeit da stehen. Hierzu kommt noch der Charakter der Monumente. Denn wenn man die großen Tempel ausnimmt, deren colossale Massen den Einflüssen der Zeit zu trotzen vermochten, oder die durch ihre Umwandlung in christliche Kirchen und muhamedanische Moscheen vor der Zerstörung durch Menschenhand geschert wurden, so sind es vorzüglich Grabmonumente, die wir erhalten sehen. In den Gräbern und der Alterthumsforscher nach den Waffen und dem Hausgeräth der Alten suchen; wo er nicht den Wohnort der Lebenden finden kann, begnügt er sich mit dem der Todten. Doch — ergreift ihn hier zuweilen ein unbehagliches Gefühl, als ob sein ganzes Wirken nur dem Tode gewidmet sei, und sehnt er sich nach der blühenden Fülle des Lebens — dann mögte er sich in den reinen Sonnenglanz des Südens baden, in die ewig unvergänglichen Stimmen der Literatur pflücken, und Zeit und Raum werden dahinschwinden vor dem einen kräftigen Leben, dessen Pulsschlag durch das ganze Menschengeschlecht zittert!

Wenn man im Alterthume sich einer Stadt näherte, so führte der Weg dahin größtentheils zwischen schönen Grabmonumenten. Man konnte einen verdienstvollen Bürger nicht besser ehren, als indem man sein Grab nahe der Landstraße anrichtete, so daß jeder Ankommende, jeder Fortreisende seinen Namen las, und dem Fremden ein Willkommen zugerufen wurde von den edelsten Bürgern der Stadt. Wer hätte nicht von den Gräbern vor den Thoren Athens gehört? und in Pompeji

Digitized by Google

liegt die ganze Größenstraße — so nennt man ja die Landstraße, die nach Rom führt, weil sie auf beiden Seiten von Gräbern eingefaßt ist — offen vor unsern Augen. Auch die griechischen Städte zeigen oft ähnliche Beispiele, aber Delphi ist gewiß das interessanteste von Allen. Längs den beiden Wegen, die vorüber führen, der westliche von Chrysso und der orientalischen Straße, der Straße von Arachowa und Daulien, steht man zahlreiche Gräber in den Bergabhang über dem schmalen Felsenwege eingehauen. Es sind dies meist einfache Nischen, die sich über einem Sarkophage wölben, gleich den früher beschrockenen bei Chrysso. Was aber besonders die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht, wenn er vom Westen kommt, das sind zwei größere, in den Felsen gehauene Kammern. Sie sind ungefähr 6 Ellen im Quadrat, auf jeder der 3 Seiten steht ein Sarkophag, worüber sich die Nischen in der gewöhnlichen Weise wölben. Sicher waren diese Kammern im Alterthume mit Stuck bekleidet, und strahlten vielleicht in glänzenden Farben; jetzt sind nur die nackten Steinwände noch übrig, und das Auge kann sich nur an den einfachen und schönen Verhältnissen erfreuen, die stets den Griechen charakterisiren ꝛc."

Pag. 44 u. ff. „Die Schlymauer unter dem Tempel (Apollo's) besteht, sowie die unter dem Tempel der Athena Pronaea, aus vieleckigen Blöcken, welche mit größter Genauigkeit zusammengefügt sind; doch erregt sie ein ganz besonderes Interesse, da sie ganz bedeckt mit Inschriften ist. Gleichwie die Dankbarkeitstafel der größte Borzug ist, den unsere Zeit vor dem Alterthume hat, so giebt sie auch unserem öffentlichen Leben eine von jenen Zeiten durchaus verschiedene Physiognomie. Während heutzutage das Unbedeutendste durch die Presse in tausenden und abermals tausenden von Exemplaren verbreitet wird, wußte man damals zu bescheuerlichern Mitteln greifen. Was nur ungewöhnliche Bedeutung hatte, wurde auf Platte und Straßenecken hingemalt, so daß das Publikum es lesen konnte; und wir sehen Pompejus's Trophen voll von Comödienankaten und Vorschlägen zu Communalwahlen. Was jedoch für längere Zeit von Bedeutung war, das wurde in Stein gegraben, und an den öffentlichen, meist besuchten Orten aufgestellt. Gesetze, Bündnißtractate, Rechenschaftsablegungen, Ehrenbezeigungen für verdiente Bürger u. dgl. m. sind uns in dieser Form überliefert worden."

Die hier begonnenen Inschriften enthalten fast nur gesetzförmige Erklärungen von Herren, die ihre Sclaven freilassen. Hier werden ihre Namen aufgeschrieben, damit Alle sie lesen können; zugleich werden sie unter den Schutz des Gottes gestellt, damit sie ihn anrufen können, wenn Jemand es wagen sollte, sie in der Ausübung ihrer Freiheit zu stören ꝛc."

Die gleiche Anerkennung, die wir der ersten Abtheilung dieser Reisebilder zu Theil werden ließen, müssen wir auch auf die zweite, sogar in gesteigertem Maaße, ausdehnen.

In dem ersten Abschnitte, den das zweite Heft uns bringt, führt uns der Verfasser in das bunte Treiben der morgenländischen Metropole, um es genügt ihm ein Raum, den mancher Straßenzeichner für die „Einleitung" zu seinem Werke beanspruchen würde, um uns durchaus heimisch zu machen in diesen heiteren, kaleidoskopischen Bildern einer Welt, die uns neu und fremdartig entgegentritt.

Es macht einen gar wohlthätigen Eindruck auf uns, die wir leider heut zu Tage daran gewöhnt sind, in derartigen „Reisebildern" Nichts als eine Anhäufung oberflächlicher Schilderungen, subjectiver Betrachtungen zu finden — hier einem Meister zu begegnen, der uns nicht seine Individualität, sondern die derjenigen Gegenstände bietet, zu denen er uns hinführt. Der Verfasser kennt das „miscere utile dulci", und die Belehrung, die wir aus dem Buche schöpfen, ist nicht geringer, wenn das Urtheil des Augenzeugen uns eine schöne, fließende Sprache gehäuft und von Poesie durchdrungen ist.

Das erste Kapitel läßt uns die Reise von Athen nach Konstantinopel auf einem französischen Dampfschiffe, mitten unter der buntesten Gesellschaft und bei dem herrlichsten Wetter machen. Nicht zum ersten Male wird uns hier die buntgemalte Scheinheit des Mittelmeers vor das Auge geführt, und doch entzückt sie uns von Neuem. Die Fahrt geht an Kreta's herrlichen Küsten und Negroponte's malerischem Gebirgsstande vorüber. Auf dem Schiffe trifft der Verfasser zum ersten Male mit einem Türken zusammen: „In dieser Gegend bin ich geboren", sagte Einer der Reisenden auf griechisch, „und erzählte mir Dies und Jenes von dem hohen, wilden Gebirgsstande, dass er so sehr liebe. Als ich ihn fragte, weshalb er sein Vaterland verlassen habe, entgegnete er: „Ich bin kein Grieche, ich bin ein Türke." Es ist mir kalt über den Rücken, zum ersten Male sprach ich mit einem Türken und er gestand es selbst ohne allen Vorbehalt ein! Im ersten Augenblicke war mir's gerade, als ob er gesagt hätte: ich bin ein Teufel; so gewöhnlich ist es, die Türken für unsere geschworenen Feinde anzusehen, und nur die nähere Bekanntschaft mit ihnen bringt uns dahin, ein so tief eingewurzeltes Vorurtheil zu überwinden."

Der erste Aufenthaltsort auf dieser Fahrt ist Smyrna. Mit flüchtigen Schritten durcheilt der Verfasser das Sehenswerthe dieser engen Handelsstadt, da die Schiffsglocke ihn nach kurzer Zeit auf das Deck zurückruft. —

„Am nächsten Morgen", so wird die weitere Fahrt geschildert, „waren wir auf der Höhe von Tenedos. Wir hatten nun Klein-Asiens westliche Spitze und segelten den Küsten vorbei, welche durch Homers Gesänge zu den berühmtesten in der Welt geworden sind. Drei große Strahbügel — man nennt sie des Achilles, Patroklus und Aeas — stehen noch in dem verlassenen Lande und wahren die Welt an den trojanischen Krieg; aber bei dem Nordländer weckes sie auch andere Gedanken, über die, als ob er seiner eigenen Nähe Trotz biete. Er denkt an Odins Hügel, an Grim's und Thyra's Gräber, sie liegen unbemerkt und selten, aber mit um so vollerem Herzen kommen ihre Kinder hin und bringen ihnen ihren Dank für das Erbe, das sie hinterlassen; Achilles' und Patroklus' Hügel liegen auf den großen Hauptwegen der Welt, und täglich bringen die Vorüberziehenden aus den verschiedensten Ländern ihnen ihre Huldigung dar; denn wenn gleich das Volk der Hellenen von der Erde verschwunden ist, so ist doch sein Geist ausgebreitet über sie, und in geistiger Beziehung sind wir Alle ihre Nachkommen!"

Der Verfasser schließt den Bericht dieser Seereise mit folgenden Worten: „Die Sonne ging unter, wir wußten noch eine Nacht auf der See zubringen, und erst der nächste Tag sollte unsere Sehnsucht befriedigen. Die aufgehende Sonne fand uns Alle auf dem Verdeck. Der Nebel schwand und nun hörte man: „Dort sind die sieben Thürme; dort ist die heilige Sophia; dort ist Sultan Achmets, dort Bajazets Moschee"; aber vergebens suchte das Auge sich in dieser Masse von unbekannten Gegenständen zurecht zu finden. Wir kamen näher — fegelten an den herrlichen Gärten des Serail vorbei — bogen um die Spitze und warfen Anker mitten in dem großen prächtigen Konstantinopel."

Die nächsten Kapitel dieser Schilderungen enthalten „den ersten Eindruck", „die Gebäude", „den Charakter der Türken" und „die Kirchhöfe." Die beiden ersten dieser Abschnitte geben uns mit lebhaften Farben ein Bild der Stadt, die trotz der mannigfachen Einflüsse, welche europäische Cultur bereits auf sie ausgeübt hat, doch auf das Entschiedenste den asiatischen Charakter an der Stirn trägt.

„Die Fülle von malerischer Schönheit, in der man gleich bei der ersten Ankunft schwelgt, macht gewiß jeden Fremden so unempfindlich, daß er sich nicht eher bewußt, als bis er Galatas Thurm oder den Buchthurm auf der Jannisharenfarre bestiegen hat, um mit einem Blicke das Ganze zu überschauen, um das Bild verändert zu sehen, sodaß das Meer nicht von der Stadt, sondern die Stadt vom Meere umgeben ist. Dann besonders aber findet man sich wohl befriedigt, wenn man vom Kirchhofe aus, der über Pera liegt, das Auge hinschweifen läßt über den Meerarm des Landes, voll von Gärten und Häusern, und über den herrlich geschlungenen Bosporus hinüber nach Asiens noch minder berührten Küsten. Es ist dies in Wahrheit das Meisterwerk der Natur."

In dem Abschnitte „die Gebäude", bekommen wir einen klaren Ueberblick über den reichen Schatz an architektonischen Schönheiten, den Konstantinopel in sich schließt. Der Verfasser führt uns durch die Bäzzerstraßen in die „Aya Sophia" mit ihren schlanken Minarets, an Mahomed's und Suleimans Moscheen vorüber, und verbindet überall mit seinen Schilderungen eine reiche historische Belehrung, die uns für den Verlust, solche Schönheiten nur mit dem Auge der Phantasie sehen zu können, um Vieles entschädigt. Der folgende Abschnitt, „der Charakter der Türken", ist den meisten der Interessantesten des Buches, und wir bedauern, daß der Raum uns nicht gestattet, es unseren Lesern unverkürzt geben zu können. Hier werden vier von einem Vorurtheile befreit, das uns lange ein ungerechtes Urtheil über den türkischen Charakter fällen ließ. Wenn man freilich zugeben muß, daß dem Türken das geistige Streben fremd ist, daß, wie der Verfasser sagt, die Muselmanns des Geistes bei ihm nicht etwas Wohlwollendes, sondern nur etwas Feindliches und höchstens Bändigbares ist, so zeigt es sich auf der andern Seite, daß ihnen Ehrlichkeit und Biederkeit des Charakters, Wohlthätigkeit und häusliche Tugenden eigen sind, die man — so allgemein — vielleicht vergebens unter der Cultur des Westens sucht. Der Verfasser widerlegt den alten Vorwurf, den wir den Türken wegen ihrer Faulheit und Unthätigkeit zu machen gewohnt sind, und bezeichnet dieselben Unthätigkeit durch viele Beweise aus dem täglichen Leben der Muselmänner.

Auch von der Vielgamie spricht er, und wir können es und nicht verhagen, ihn hier selbst redend einzuführen:

„Wenden wir uns zu dem wirklichen Leben, und besonders zu den Türken, so sehen wir auch hier die Vielweiberei grade nur als eine Erlaubniß oder Concession für die Reicheren, als eine Ausnahme, wohingegen das Allgemeine, das, was man den Gebrauch nennt, heute besteht, daß Jeder ein Weib hat. Der Türke weiß jetzt gut, daß es im Grunde unnatürlich ist, seine Liebe zu theilen, und wenn daher seines Weibes Anfrechthaltens ihn nicht dazu zwingt — denn es ist eine Schande, seine Kinder

Digitized by Google

Hausfrieden, und achtet wirklich auch seines Weibes Recht zu hoch, um sie durch ein solches Verhältniß zu kränken, wovon in den meisten Fällen auch die Folge sein würde, daß sie sich von ihm scheiden ließe. Ebenwenig mag man glauben, daß es allgemein Brauch sei, Sklavinnen zu Mitweibern zu haben. Daß dergleichen nicht einmal den Großen immer vergönnt wird, dafür spricht die Geschichte des ägyptischen Bicekönigs Mehemet Ali. Er klammerte sich wenig um Sitte und Gebrauch, und eine der Sklavinnen seines Weibes hatte Gnade vor seinen Augen gefunden; sein Ehrweib aber, die das Bewußtsein hatte, ihm nicht nur Söhne, sondern sogar Helden geboren zu haben, fühlte sich verletzt darüber; sie verließ ihn und zog sich auf ihre eigene Burg zurück. Der Mann machte verschiedene Versuche, um sie zu versöhnen; stets aber gab sie dieselbe Antwort: „Ich weiß nicht, wer Mehemed Ali Pascha ist.“ Als Mehemed unterdessen gefährlich krank wurde, und man für sein Leben fürchtete, verließ die gekränkte Gattin ihr Schloß und pflegte ihn mit der größten Sorgfalt, bis die Gefahr vorüber war. Gerührt von der Liebe seines Weibes, sandte er nochmals seinen Sohn Ibrahim zu ihr, um sie zu versöhnen. Eine ganze Woche mußte er vor seiner Mutter Thür warten, und als er endlich vor ihre Augen gelassen wurde, bekam er zur Antwort: daß, weil Mehemed Ali Pascha seine Pflicht versäumt habe, sie doch nicht die ihre versäumen wolle; sie habe ihn gepflegt, so lange es nöthig sei; nun bedürfe er dessen nicht mehr und sie könne ihn ferner nicht.

„Diese und ähnliche Züge bewiesen vollkommen, daß die Stellung des Weibes in der Türkei durchaus nicht misachtet sei: Sie kennt wohl die Macht, die sie besitzt, und es fällt ihr nicht ein, darüber zu klagen, daß sie abgesondert von Andern ist, oder daß sie verschleiert gehen muß . . . . Es ist nicht der Werth des Weibes, der verkannt wird, sondern die Bedeutung der Geselligkeit und des geistigen Zusammenlebens.“

Nachdem der Verfasser und so in den Kreisen der Lebenden heimisch gemacht hat, führt er uns in nächsten Kapitel auf ihren letzten Ruheplatz und wir fühlen uns angezogen von den geheimnißvollen, tieftrauernden Cypressenmälden, die über den Gräbern der Dahingegangenen ein ewiges Klagelied rauschen.

Der letzte Abschnitt „das türkische Dampfschiff“ giebt uns noch ein lebhaftes, interessantes Bild von der Absahrt und der Reisegesellschaft des Verfassers und wir würden das Buch schon jetzt mit der höchsten Befriedigung aus der Hand legen, wenn wir nicht noch ein drittes Reisefeld, „Thessalien“ vor uns hätten.

Der Olymp, Ossa, das heilige Thal Tempe, der Fluß Peneios — das Alles sind Namen, die uns schnell auf dem bunten Gewimmel Konstantinopels in eine neue — oder besser gesagt, alte Welt versetzen. Doch der Reisende darf, wie der Verfasser sagt, keine herrlichen Tempel oder andere ähnliche Ueberreste aus Griechenlands glücklichen Tagen erwarten. Er findet keine einzige Säule aufrecht. — Thessalien ist ein traniges Denkmal der Vergangenheit, und nur die Natur ist deutlich gleich sich und großartig geblieben.

Diese Skizze, deren Inhalt durch eine Karte Thessaliens auf klare Weise unterstützt wird, bietet dem Ethnographen und Archäologen reichen Stoff zur Belehrung, geht dagegen aber weniger auf den Charakter und die Eigenthümlichkeiten des Volkes ein, welches in dumpfem Hinbrüten, in Andenken an die Vergangenheit, auf diesem klassischen Boden lebt.

Interessant ist die Schilderung der „Meteore“, der auf den höchsten Spitzen der Klippen angebrachten Klöster, die nur durch Strickleitern zu ersteigen sind. Auch bringt uns der Verfasser ein belehrendes Beispiel, daß in Thessalien früher schon, in der Stadt Ampelakia, das Prinzip der Arbeits-Assoziation praktisch zum großen Vortheile der Theilnehmer ausgeführt worden. Die Einwohner der Stadt bildeten eine Art Aktiengesellschaft, und der Ertrag ihrer Benühungen wurde unter die Einzelnen vertheilt.

Doch — wir haben fast schon die Gränzen dieses Staates überschritten, und schließen daher den Bericht, indem wir wiederholen, daß das Buch ebenso belehrend, als im höchsten Grade interessant ist.

— w.

Abriß einer Reihe von Erfahrungen über den Diamagnetismus.

Von

Hans Christian Oersted.

In der Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen vom 30. Juni legte ich die Resultate der Forschungen vor, die ich über den Diamagnetismus zu gewinnen mich gab davon eine Uebersicht in den Berichten über die Arbeiten jener Gesellschaft. In den Ferien der Gesellschaft habe ich meine Untersuchungen fortgesetzt und dadurch mehrere neue Erfolge erlangt. Da die Denkschrift, welche davon Rechenschaft geben wird, noch nicht innerhalb einiger Monate erscheinen kann, so habe ich mich zur Herausgabe dieses kurzen Berichts zur Mittheilung für meine auswärtigen Freunde, entschlossen. —

Meine Untersuchungen beziehen sich auf die bei rühmten diamagnetischen Entdeckungen des H. Faraday und auf die Förderungen, die ihnen durch einige deutsche Gelehrte geworden sind. —

Faraday stieß bei den Versuchen mit seinem großen Electromagneten auf eine Reihe von Körpern, die durch die beiden Pole des Magneten zurückgestoßen werden. — Man hatte zwar schon lange dieses Abstoßen an einem oder zwei Beispielen gekannt; aber die Versuche des berühmten englischen Gelehrten haben der Thatsache eine Allgemeinheit und Wichtigkeit verliehen, die sie zum Gegenstande der Aufmerksamkeit aller Physiker gemacht haben. — F. Brugmanns hatte schon 1778 erkannt, daß der Wismuth von den beiden Magnetpolen zurückgestoßen wird. Becquerel (der Aeltere) fand dieses Abstoßen sowohl beim Wismuth wie beim Spießglanz. Faraday beobachtete, daß sein großer Electromagnet fast alle Körper, die er nicht anzieht, auf diese Weise abstößt. Er entdeckte zugleich, daß die Stücke dieser abgestoßenen Körper, wenn sie länger sind als breit, unter dem Einflusse des Electromagneten eine verpendiculäre Lage annehmen, gegen diejenige gerechnet, die unter denselben Umständen ein angezogener Stoff annehmen würde. Diese Eigenschaft nannte er Diamagnetismus. —

Reich in Freiberg, bekannt durch seine schönen Versuche über die Abweichung des Falles bei Körpern, die von einer bedeutenden Höhe herabfallen, wandte auf die Entdeckung des Diamagnetismus die von den anderen Physikern vernachlässigte Beobachtung an, daß die gleichzeitige Anwendung beider Magnetpole auf die Körper keine Abstoßung ausübt, die der Summe der Abstoßung, die durch jeden dieser einzelnen Pole bewirkt wird, sondern der Differenz gleichkommt, so daß die vereinte Wirkung null ist, wenn ihre Kräfte gleich sind. Zugleich machte er einige Versuche, die augenblicklich schienen, daß der einen diamagnetischen Körper abstoßende Pol in den benachbarten Theilen dieses Körpers eine magnetische Kraft hervorbringe, die der seinigen ähnlich ist und nicht entgegenstehende, wie es bei anziehenden Körpern zu geschehen pflegt. — Wilh. Weber bestätigte Reich's Ansicht durch gelehrte Forschungen und zeigte, daß die diamagnetischen Körper durch den Einfluß des Electromagneten einen transversalen Magnetismus empfangen, mit zwei Polen, die so gestellt sind, daß jeder von ihnen dieselbe Art des Magnetismus besitzt, wie der dem Electromagneten zunächst gelegene Pol. —

Poggendorff erfuhr ziemlich entsprechende Versuche, die den Bericht haben, den neuen Gegenstand auf eine leichte Art zu beweisen und Pincker sagte einen Beweis hinzu, der, wenn er auch nicht die Gewißheit der Idee, doch die Leichtigkeit sich davon zu überzeugen, vermehrte.

Diese Arbeiten haben meinen Untersuchungen zum Ausgangspunkte gedient. — Ich bedinte mich dabei des großen, der Kopenhagener polytechnischen Schule gehörigen Electromagnets, der wie mit U gestaltet ist und 1400 Kilogramme *) tragen kann.

Zu bemerken ist, daß man nie seine ganze Kraft bei diesen Versuchen anzuwenden brauchte, sondern daß selten weniger als die Hälfte derselben benutzt wurde, obgleich man die meisten Experimente mit einer weit geringeren Kraft selbst mit Einem Elemente hätte ausführen können. — Jede Extremität des Electromagneten trägt ein Stück horizontales Eisen, das mit Polarstück nennen wollen. Diese Stücke dienen, der Wirkung des Electromagneten eine horizontale Richtung zu geben. Zwischen ihnen beiden einander gegenüber liegenden Flächen (Seiten, faces) läßt man den diamagnetischen Körper oberflächlich. — Diese Flächen werden wir Polarflächen nennen. — Wenn ich mich des Gegentheil bediente, habe ich mich immer rechtwinklicher Stücke bedient. Zuerst hatte ich cylindrische gewählt, aber diese Gestalt paßt weniger für die Entdeckung aller Umstände, die man bei dieser Forschung in Betracht zu nehmen hat. Eine zwischen den Polarflächen horizontal aufgehängte diamagnetische Nadel nimmt, wie man weiß, die sogenannte Aequatorialage an,

*) Ich habe mich nach der gewöhnlichen Art, die Stärke des Magnets anzugeben, gerichtet, obgleich dabei große Unbestimmtheiten bleiben, wie es sich bei den Versuchen mit diesen Electromagneten herausstellte, die ich der königl. Gesellschaft am 17. December 1847 mitgetheilt habe. — Ich versuchte, wie schwer es zu tragen vermöchte, wenn man seine Pole mit verschiedenen Eisenmassen armirte. — Bis zu einer gewissen Grenze nahm die Tragkraft fast im Verhältniß zur Masse der Armatur zu, aber, war wir bemerkten zu machen haben, ist, daß die Stärke des Magnets in Gewichten ausgedrückt nicht denselben Verhältnisse zur electromeretischen Kraft des galvanischen Apparats folgt, wenn die Armatur in Berührung mit dem Electromagnet und wenn sie in einer gewissen Entfernung von ihm ist. Bei der Berührung betrug die mittlere Wirkung des galvanischen Elements 712,5 Kilogramm. Aber zwei vereinigte Elemente gaben nur 0,72 von der Summe der Einzelwirkungen der Elemente; 3 vereinte Elemente nur 0,48; 8 El. 0,26; 16 El. 0,125, so daß die Wirkung von 16 Elementen nur die doppelte eines Einzelnen war. — Bei der Entfernung von 1,35 Millimetern war die Wirkung Eines Elements nur 0,176, wie bei demselben in Contact stehenden Elemente, aber die Wirkung steigerte sich ganz anders; 16 El. gaben vierfach die Wirkung des Einzelnen. Bei 2,225 Millim. Entfernung war die Wirkung eines Elements nur 0,051 wie beim Contact, aber 16 El. gaben 8,4mal die Wirkung des Einzelnen. Diese viele Zeit tauhenden Versuche sollen, sobald es meine anderweitigen Beschäftigungen erlauben, fortgesetzt werden. —

Digitized by Google

die den Polarflächen parallel ist; erhebt man sie aber etwas über die Ränder der Polarflächen, so nimmt sie die Richtung perpendikulair gegen die verlängerten Polarflächen. — Diese Lage ist zugleich die axiale, aber wir werden in der Folge sehen, daß es sich um den senkrechten Stand gegen die Polarflächen handelt. — Die Erscheinung zeigt sich so rasch, daß sie den Versuch zu vielen Magnetischen Forschungen passend macht. — Wendet man die Nadel aus der senkrechten Lage gegen die Flächen ab, so nimmt sie dieselbe offilliirend wieder ein. — Ihre Leitkraft nimmt ab, je nachdem man sie mehr über die Polarfläche erhebt. — Der Versuch ist mit vielen diamagnetischen Körpern angestellt worden, mit Wismuth, Bernstein, Perlmutter, Schwefel, Glasbalter, Federkiesen, Schwefel, Gerbstoffe u. s. w.

Die hier beobachtete Abstoßungserscheinung nimmt ab, je nachdem man die Polarflächen von einander entfernt. Bei 17 Millimetern Entfernung war die Wirkung wohl noch angedeutet, aber bei kleineren Entfernungen ist sie weit stärker. — —

Mindestens man die Entfernung so sehr, daß der diamagnetische Körper nicht zwischen die Polarflächen treten kommt, so zeigte sich die Wirkung, die obendrein der Polarfläche stattindet, nämlich stark verpendikuläre Stellung gegen diese Flächen — Hängt man die diamagnetische Nadel über den obern Rand Einer der Polarflächen, so nimmt sie genau die sogenannte Quertstellung, verpendikulair gegen diesen Rand, ein, aber weniger stark als unter dem Einflusse beider Flächen. Innerhalb man die Lage, welche die Nadel über den andern Rändern des Polarflächen einnimmt, so findet man diese überall verpendikulair gegen den Rand, dessen Einflusse man sie aussetzt. — Setzt man sie der Wirkung zweier Ränder zugleich aus, so nimmt sie die Mittelstellung ein. Ueber den Rand eines Eisenkeils, der mit seiner Basis auf einem der Pole des Electromagneten ruht, nimmt die Nadel auch gegen diesen Rand die verpendikulaire Richtung an. Legt man die Nadel, auf ein cylindrisches Polarstück, mit ihrem Centrum über den Rand der Polarfläche, so stellt sie sich perpendikulair gegen diese Fläche; legt man sie aber in einige Entfernung vom Rande, so dreht sie sich und nimmt eine Stellung, perpendikulair gegen die Linie, die sich parallel mit der Axe am erhobenen Theile der cylindrischen Oberfläche denken läßt. — Nimmt man einen durchbohrten Cylinder zum Polarstücke und läßt abwechselnd die Nadel parallel mit der Polarfläche auf- und niederstehen, so findet man, daß die Nadel die den Polflächen parallele Stellung verläßt und die axiale annimmt, sobald man sie den Durchbohrungsflächen gegenüber bringt. Hiergu nahm ich eine nur 16 Millimeter lange Wismuthnadel. Befestigt man sich zweier gleicher Polarstücke, so erhält man dieselbe Wirkung, aber in weit höherem Grade.

Hängt die Nadel zwischen den Polarflächen, so hat sie, nach den schon angeführten Versuchen deutscher Gelehrten, die magnetischen Pole in der transversalen Richtung, und zwar so, daß der Magnetismus jeder Seite derselben Art ist, wie der des nächsten Poles des Electromagneten. — Die leichteste Weise sich hiervon zu gewissern ist die Plucker'sche, welcher zwischen die Polflächen und ihnen parallel eine kleine eiserne Stange einschiebt, die von den Flächen durch irgend einen nicht magnetischen Körper getrennt ist. Da die Seiten der Stange den Magnetismus empfangen, welcher der nächsten Fläche entgegen steht, so stellt sich der Nadel über den nächsten Fläche, so offillirt die jetzt von zwei Kräften gefaßte Nadel bedeutend schneller als unter dem Einflusse der Polarflächen allein. Erhebt man die diamagnetische Nadel über ein Polarstück und verändert sie ihre Richtung, so verändern zugleich ihre magnetischen Pole ihre Stelle. Anfangs bin ich durch verschiedene Erscheinungen irre geleitet worden, die bei der Neubeit der Untersuchung sehr verwirrend scheinen, bis sich aber sie einfach entwissen, wenn man die Sache Genau kennt. — Ich glaubte nämlich zuerst, daß die diamagnetische Nadel über den Polarflächen an jedem Ende den entgegengesetzten Magnetismus des benachbarten Polarstückes besitze, denn der untere Theil einer von dem Stücke influenzirten Eisenstange fließ das Nadelende zurück, das sich über diesem Stücke befand. Diese Wirkung fand ich nicht nur, wenn ich den abgestiegenen Eisenstab nahe an jede Seite brachte, sondern auch oberhalb und unterhalb. Weitere Erfahrungen jedoch haben die aus den ersten Versuchen gegebenen Schlüsse widerlegt. Ich fand, daß ein nicht zu kleines Eisenstück von dem auf daffelbe einwirkenden Polarstücke eine dinlänglich starke Magnetkraft empfängt, den diamagnetischen Stoff der Nadel, obzuschon, ungachtet der durch die Einwirkung des Electromagneten erhaltenen Pole. — Um in diesem Falle die diamagnetischen Pole zu entdecken, muß man sehr kleine Stücke oder Eisenplättchen anwenden, die meistens nur zwei oder drei Gramme wiegen dürfen. Zur besseren Handhabe ließ ich sie an Zinkplättchen oder Holz befestigen. Dadurch überzeugte ich mich endlich, daß der untere Theil der über ein Polarstück gehängten Nadel denselben Magnetismus wie diese besitzt, der obere Theil aber den entgegengesetzten. — In den Versuchen über diesen Gegenstand habe ich mich zuletzt eines dünnen Eisenplättchens bedient, das halbwundförmig und an einem Stücke Holz befestigt war. Legt man diese Platte auf ein Polarstück, so hat ihr Oberheil den Magnetismus des Stückes, der untere den entgegengesetzten. An der offene Theil dieser Kurve der Nadel gegenüber, so zieht er diese an; ist aber sein Oberheil einer über der Unterheil über der Nadel, so stößt er sie ab. — Hängt man die Nadel so über eines der Polarstücke, daß die Verlängerung einer der Perpendikulärflächen dieses Stückes die Nadel in zwei Hälften theilt, so findet man, daß die diamagnetischen vom Electromagnet gemachten Pole sich über den Theil hinaus erstrecken, der über die Oberfläche des Stückes hervorragt. Bei einer Wismuthnadel von 56 Millimetern betrubt sich die Wirkung fast auf 14 Millimeter aus.

Wurde die Nadel durch die verlängerten perpendikulären Flächen in 2 gleiche Hälften getheilt, so fand man, daß das von dem Polarstücke entfernetere Nadelende ohne Polarisation war. —

Als der Electromagnet mit 2 Polarstücken benutzt war, die 48 Millimeter entfernt gelegt hatte, fand ich, daß dieselbe Nadel in allen ihren Theilen diamagnetische Pole hatte. Die nach dem Nordpol gekehrte Hälfte derselben hatte Nordmagnetismus an ihrem unteren Rand und Südmagnetismus am oberen. Die andere Nadelhälfte hatte durch den Einfluß des Südpols deffen Magnetismus am unteren Rand, den des Nordpols am oberen. — Hier ist also ein Gegensatz des Magnetismus in beiden Hälften eines jeden Randes sie sich und in jeder Hälfte wieder zwischen beiden Rändern, den obern und unteren. Läßt man den diamagnetischen Körper zwischen den Polarflächen oszillliren, so sieht man, daß er seine Schwingungen um so schneller macht, je näher er einem der Ränder dieser Fläche ist.

Bei einem Versuche, wo der Electromagnet durch 16 galvanische Elemente von Bunsen belthätigt wurde und die Entfernung der Polarflächen 6 Millimeter betrug, machte eine Wismuthnadel, die sich in gleicher Entfernung von den obern und unteren Rändern dieser Flächen befand, in 30 Sekunden 25 Schwingungen, aber auf gleicher Höhe mit den Rändern in gleicher Zeit 100 Schwingungen; über den Polarflächen in der Mennstellung um 19. — Diese Versuche sind hinreichend wiederholt und variirt worden, um die vollkommene Gewißheit von dem hier Angeführtenen geben zu können; aber man hat sie noch nicht genug erweitert, um ein genaues Zahlengesetz davon ableiten zu können.

Hängt man eine horizontale Wismuthnadel an das Ende einer Wage vermittelst eines Seidenzauberpendels, so daß man die Wage auf- und abbleiben lassen kann, so wird die Nadel um so stärker zurückgestoßen, je näher sie sich der einen der Flächen der Polarränder befindet. Dieses Abstoßen, verstebt sich, bewirkt das Steigen der Nadel, wenn sie sich den oberen Rändern nähert und das Fallen derselben bei Annäherung an die unteren; bei der mittleren Stellung steigt sie weder noch fällt sie. Hängt die Nadel über den Polarflächen, sogleich in verpendikulairer Richtung mit den Polarflächenwirken, so wird sie noch zurückgestoßen, aber weit schwächer als bei der sogenannten Aequatorialstellung. — Man hatte bis jetzt nur die diamagnetischen Wirkungen an den Körpern erkannt, die von beiden Polen des Magneten abgestoßen werden. Meine Versuche haben gezeigt, daß eine ähnliche Wirkung bei den meisten Körpern möglich sei, die angezogen werden; so daß diese eine neue Gattung diamagnetischer Körper bilden. — Man kann sie daher in diamagnetische anziehbare und abstoßbare Körper unterscheiden. Hängt man eine angezogene Nadel, deren Magnetismus aber nicht derselben Art ist wie der des Eisens und Nickels, zwischen die beiden Polarflächen des Electromagneten, so nimmt sie, wie man weiß, die von Faraday sogenannte Aequatorialstellung an; läßt man sie aber über die oberen Ränder stehen, etwa so daß sie unter den Rändern der Polarflächen senken, so ergreift sie die sogenannte Aequatorialstellung. Die Körper, bei welchen ich bisher diese Eigenschaft gefunden, sind: Platin, Palladium, Iridium, eine Verbindung von 0,825 Zinn 0,024 Wismuth und 0,108 Eisen, Messing, Neusilber, Holzkohle, Cooks (die Art des Gerbstoffs gehört zu den diamagnetisch abstoßenden Körpern) Opfidian, unlackirtes Federharz, Eisen, das anziehbare Glas (verrre attirable) Eisenauflösungen, Berlinerblau.

Bei den allermeisten Körpern dieser Art, verschwinden die Magnetpole, die sie während des Einflusses des Electromagnetismus empfangen, fast sobald als dieser Einfluß aufhört; indeß verräth sich ihre Gegenwart, wenn man ganz plötzlich die Pole des Electromagneten vertauscht, dann drehen sich nämlich mehrere dieser Körper in einem Halbkreise um, wie es eine Magnetnadel thun würde; Andere drehen sich nicht ganz um, sondern machen Schwingungen, durch die sich ihre Neigung zur Stellungsverändernng kund giebt. Man trifft aber diamagnetisch anziehbare Körper in B. ein Stück Zinkblau. Auch ich hefige, die Holzkohle, die Cooks) welche längere Zeit die Pole behalten, die sie empfangen haben, so daß man sich durch Versuche am Compaß davon überzeugen kann. — Die Nachforschungen der Erscheinungen, welche diese Körper darbieten, vermickeln sich durch diese Dauer der Polarität, sie werden uns aber wahrscheinlich zur Entdeckung der Beziehung zwischen Magnetismus und Diamagnetismus führen.

Digitized by Google

Hängt man eine aus einem diamagnetischen Körper gebildete Nadel über den obern Rand oder unter den unteren Rand eines Polarstäbchens, so nimmt sie eine diesem Rande parallele Stellung an. — In dieser parallelen Stellung, die eben sowohl entweder perpendikulär gegen die magnetische Axe des Polarstäbchens, oder parallel sein, oder jede andere Stellung haben kann, welche die Gestalt des Polarstäbchens zuläßt, ist die Dispositionen der Magnetkräfte der Nadel transversal, wie bei einem magnetisch abstoßbaren Körper, aber mit dem Unterschiede, daß ihr unterer Theil einen dem des Polarstäbchens entgegengesetzten Magnetismus und der untere Theil den gleichen hat.

Mir ist es bis jetzt nicht gelungen, das Eisen selbst in den diamagnetischen Zustand zu versetzen. Ein Eisendraht, im Durchmesser von ½₀ Millimeter, nimmt die Agrenichtung, sowohl über den Polarstäben, als zwischen ihnen an, und zwar mit einer Stärke, die beinahe den seidenen Faden zu zerreißen scheint. — Man hat diesen Versuch abgeändert, indem man in ein Federrohr, das abstoßbar ist, ein Stückchen von demselben Eisendraht, von nur 2 Millimeter Länge, legte; aber bei dieser Anordnung zeigte sich dieselbe Wirkung wie beim Eisen sie sich. — Diese Wirkung blieb auch, wenn man statt des Drahtes ein sehr feines Übelchen Eisenfeile anwendete; führte man jedoch für das Eisen ein Stück Stroh ein, das man in eine Eisenauflösung getaucht hatte, so erhielt man die diamagnetischen Wirkungen der angeführten Körper: Nickel giebt dieselben Resultate wie Eisen, diese Beiden müssen deshalb magnetisch im engeren Sinne genannt werden. Einige andere Körper mögen noch in denselben Falle sein; so glaube ich dieses vom Kobalt. —

Es giebt also eine abnehmende magnetische Progression, welche die eigentlich sogenannten magnetischen Körper, die anziehbaren und die abstoßbaren diamagnetischen Körper einschließt. Den Magnetismus dieser Letzteren kann man als negativ ansehen, wenn man den Magnetismus des Eisens und der anziehbaren diamagnetischen Körper als positiv betrachtet. —

Die Wirkung, welche die Polarstäben auf die anziehbaren diamagnetischen Körper ausüben, ist, wie das in Beziehung auf die abstoßbaren stattfindet, stärker, wenn man den Körper näher an die oberen oder unteren Ränder legt als an ihre Zwischenscheitel. — Ein Stück angeschmolz Glas, 27 Millimeter lang, das zwischen den Polarflächen, in einer Entfernung von 29 Millimeter, aufgehängt wurde, so daß die äußeren Enden dieser Nadel nur 1 Millimeter von den Polarflächen entfernt waren, wurde jedesmal 30 Sekunden lang in Schwingungen versetzt. In einer gleichmäßigen Entfernung sowohl von den oberen als unteren Rändern machte sie nur 4,5 Schwingungen in den 30 Sekunden, aber in gleicher Höhe (im Mittel) mit den Rändern der Polarflächen. 19. — Wenn die Polarflächen diese Entfernung haben, nimmt die Nadel nicht die sogenannte Aequatorialrichtung an, wenn sie oberhalb ihrer Ränder aufgehängt ist. In der Entfernung von 4,5 Millimetern machte sie 5,5 Schwingungen; bei Entfernung von 13,5 Millimetern, nur 2,5. Man näherte die Polarflächen bis auf 3 Millimeter. Die Nadel, welche jetzt nicht die Aequatorialrichtung zwischen den Flächen einnehmen konnte, zeigte indessen ihre vollkommene Neigung, diese Stellung einzunehmen; aber zu einer Entfernung von 2 Millimetern über ihre Ränder erhoben, nahm sie die Aequatorialrichtung an und machte in 30 Sekunden 18 Schwingungen; bei Entfernung von ³⁄₁₀ Millimetern 35, in der geringsten Entfernung, bei welcher man ihre Berührung mit den Polarflächen vermeiden konnte 45. —

Man sieht; daß sowohl die abstoßbaren als die anziehbaren diamagnetischen Körper in ihrer mit den Polarflächen parallelen Stellung zahlreichere Schwingungen machen, als in der perpendikulären. — Man muß jedoch bemerken, daß die Zahlenbestimmungen noch nicht zu der Genauigkeit gebracht werden konnten, um zur Berechnung ihrer Gesetze zu dienen. —

Kürzlich habe ich einige Versuche über den Einfluß der Wärme auf die diamagnetischen Körper angestellt. Diese Versuche sind noch nicht zahlreich genug; ich kann aber daraus abnehmen, daß einige diamagnetische anziehende Körper durch erhöhte Temperatur in die Klasse der diamagnetisch abstoßenden übergehen. Der einzige Körper, der mir diese Wirkung in einem hohen Grade gezeigt hat, ist das Messing. Meine ähnlichen Versuche über die anderen Körper sind noch nicht entscheidend genug, um hier angegeben zu werden.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Schweden.

Carl v. Forsell. Olaf Söderberg.

Den großen Berlusten, die Schweden im Reiche der Wissenschaft und Kunst in den letzten Jahren erlitten, haben sich zwei neue angereiht, Carl v. Forsell und Olaf Söderberg.

Der bekannte Statistiker Oberst Carl v. Forsell ist am 25. Oct. in einem Alter von 66 Jahren verschieden. Seine Verdienste um die Wissenschaft sind allgemein bekannt, nicht weniger hat seine Freisinnigkeit und Vaterlandsliebe, so wie seine uneermüdliche Wirksamkeit nach allen Richtungen hin zu Schweden seiner armen und unglücklichen Mitmenschen ihn Liebe und Achtung in dem Kreise erworben, worin er lebte. Forsell hatte eine kräftige Körperconstitution und genoß einer guten Gesundheit, bis er im Jahre 1834 in England einen Anfall der Cholera bekam, von dessen Folgen er sich nie wieder ganz erholte. In den letzten Jahre nahmen seine Kräfte in bedenklichem Grade ab und er erwartete selbst sein Ende, daß er selbst die jetzt erschienene Bekanntmachung seines Ablebens schrieb und mit eigener Hand sein Alter nach Jahren und Monaten angab nur den Platz für die Zahl der Tage und den Datum des Todesfalls offen lassend. Er bekleidt die ganze Zeit seine volle Geistesstraft und am Tage vor seinem Tode dictirte er seiner Tochter mit der ihm gewöhnlichen Ruhe und Klarheit einige Betrachtungen über die politischen Fragen des Tages, welche nach seinem Tode gedruckt werden sollen. Von seiner Statistik Schwedens erschien 1844 die 5. Auflage, die neueste deutsche Ausgabe erschien 1845. — Der Portraitmaler Olaf Johann Söderberg war früher ein ausgezeichneter Militair, widmete sich aber während der letzten 30 Jahre ausschließlich der Malerei und hat hierin Vorzügliches geleistet. Als sein letztes Werk hat er ein Portrait von Jenny Lind als Norma hinterlassen, ein Portrait, welches zu der Verewigung der beiden Künstler beitragen wird. Söderberg hat seinem Sohne als glänzendstes Erbtheil sein Talent hinterlassen, und dieser wird gewiß die ehrenvolle Aufgabe, sich auch den Ruhm seines Vaters zu erwerben, zu erfüllen wissen. —

Belgien.

Bisher lag unter allen Zweigen der vlämischen Literatur die dramatische am meisten im Argen, und es scheint fast, als ginge die wackre vlämische Sprache, sehr geschickt für die Lyrik, den Roman und die Beschreibung, aber besser die erzählende Prosa überhaupt, sich wenig für die dramatische Dichtkunst. Mit um so größerer Freude müssen wir daher den Aufschwung begrüßen, den in unserer Zeit die nationale dramatische Dichtkunst in Belgien genommen. Der Verein „De taal is gansch het volk" in Gent hat durch seine Preisaufgaben für das beste historische (belgische Geschichte) Trauerspiel einen regen Wetteifer unter den vlämischen Dichtern erzeugt. Zahlreiche Bewerbungen sind eingelaufen, allein noch ist uns nicht bekannt, welches Stück den Preis erworben hat.

Zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der vlämischen dramatischen Literatur gehört das neue Trauerspiel „Don Juan" von Gendrits aus Antwerpen. Auch das neue historische Drama „Koenraad van Opperbeek" von Hendrik Peeters, das zuerst in Antwerpen unter großem Applaus zur Aufführung kam, ist von Werth.

Zum Beweis, daß die neuere vlämische Literatur keine künstliche getriebene sei — eine Behauptung, die man oft aufgestellt hat — sondern daß sie im Gegentheil der reine Ausdruck des Volkslebens, ein treuer Spiegel der vlämischen Nation ist, verdient bemerkt zu werden, daß selbst französische Journale über den vermehrten Besuch der französischen Theater Klage führen, weshalb schon mehrere dieser, von der Regierung doch so reich unterstützten Institute eingezangen sind, während die in den bedeutenderen flandrischen Städten errichteten vlämischen Theater täglich überfüllt sind und einen sehr guten Fortgang haben. Unter all den französisch schreibenden Schriftstellern Belgiens befindet sich kein bedeutendes Talent als Decker, den man nicht mit Unrecht Dhiers an die Seite stellt, der aber selbst der vlämischen Sache mit ganzer Seele ergeben ist; sonst ist alles Talent auf der nationalen Seite. Die junge vlämische Literatur zählt bereits mehr denn sechzig bekannte Namen, deren Ruf schon längst die engen Grenzen ihres Heimathlandes überschritten. Wir werden nächstens die vlämische dramatische Literatur in einem eigenen Artikel ausführlicher besprechen. Bis jetzt sind schon über hundert und funfzig vlämische Dramen im Druck erschienen, unter denen viele werthvolle Sachen sind. Binnen Kurzem erscheint auch ein neuer dreibändiger Roman von Conscience, dessen Held der bekannte Jacob von Artevelde, dieser große flandrische Agitator des Mittelalters ist. Die Wahl des Stoffes ist gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine glückliche zu nennen, denn zwischen der deutschen Bewegung in Deutschland und der flandrischen Schilderhebung von damals finden sich zahlreiche Berührungspunkte. Die Bearbeitung des reichen Stoffes wird des Beifalles würdig sein. Auch der Sittenroman, in dem die Flamänder stets Gutes geleistet, hat an Josef Dirickxens einen geschickten Bearbeiter gefunden. Sein Roman: „Mynheer van Lochteveide, waerheden uit onzen tyd" ist von der Gesellschaft „De taal is gansch het volk" gekrönt worden.

Niederlande.

Haag am 28. October. Ein deutscher talentvoller Componist, C. Eckert aus Berlin, gehört

Digitized by Google

ept bei uns zu den Löwen des Tages. Seine Oper: „Wilhelm von Oranien“ ist heute zum zweiten Male mit großem Beifalle über die Bühne gegangen. Der Componist wurde hervorgerufen, und das Publikum, dankbar für den Genuß, den derselbe ihm bereitet, überschüttete ihn mit Blumen und Kränzen, deren einige sogar auch auf der königlichen Loge auf die Bühne niederfielen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß es an Da Capo-Rufen nicht fehlte.

Der König, der beiden Vorstellungen mit großem Interesse beigewohnt hatte, sollte dem Künstler seine Anerkennung durch Ueberreichung des Commandeur-Kreuzes des inzwischen gestifteten Ordens der Eichenkrone. Nach Schluß der heutigen Vorstellung hat die ganze Capelle dem Componisten ein solennes Ständchen gebracht. — Kürzlich sah man, wie der Komet herüber, in der Stadt Mindelheim vier lange Fragmente von nahe an 500 Ellen einst niederländischen Manuscripten des berühmten altfranzösischen Romanes Jnan von Bretagne, der bekanntlich Wieland den Stoff zu seinem meisterhaften Gedichte „Oberon“ lieferte. Die Handschrift ist sehr deutlich und rührt augenscheinlich aus dem Ende des vierzehnten oder dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts her. Merkwürdig stimmt diese niederländische Bearbeitung des altfranzösischen Ritterromanes mit keinem der bis jetzt bekannten französischen Manuscripte überein, und scheint demnach auf ein=m noch älteren, aber verlorenen gegangenen Texte zu beruhen, was den Fund noch werthvoller macht. Nach einer Mittheilung des „Letterblad“ wird das Manuscript dem Publikum durch den Druck zugänglich gemacht werden.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. — r in K. Wie Sie sehen, haben wir kein Bedenken getragen, den gefunden Artikel aufzunehmen; Deutschland wird einen Mann wenig heilig zu halten wissen und nach dem Worte und dem Sinne beurtheilen handeln.]

Hr. Prof. K. in B. Wie bitten Sie, mit Ihren uns sehr willkommenen Beiträgen fortzufahren.

Hr. H. C. in X. Daß ein Mann wie Sie, dessen Name gleich hochgeachtet in Jhrem Vaterlande wie in Deutschland ist, sich für unser Unternehmen so gütthig ausspricht, ist uns eine große Genugthuung gewesen. Unser Wunsch wird auch dann erst immer ganz ausgelöst können, wenn man uns von vielen Seiten her mit solcher regen Theilnahme entgegenkommt.

Hr. Dr. in X. Jhren Artikel haben wir erhalten; müssen jedoch bedingen, ihn nicht benutzen zu können. Er scheint uns zu sehr von einem particularen Standpunkte aus und zu leidenschaftlich geschrieben.

Hr. D. in X. Wie jetzt hat man unserem Unternehmen vielfachen Beifall gezollt. Es mag bisher Jhren ein Beleg für die Richtigkeit unserer Ansicht sein, daß man in Deutschland durchaus nicht dem skandinavischen Norden feindselig gesinnt ist, sondern im Gegentheil ebenso wohl hier wie dort erkennt, daß man Hand in Hand gehen muß, um den Geschren von anderen Seiten begegnen zu können. Ein anonymer Schmähbrief ist bis jetzt das einzige Zeichen dem Beginnen unseres Strebens gewesen, während wir gahlreiche Zeichen der Anerkennung erhalten.

Anzeigen.

38] Bei C. G. Kunz in Mainz sind erschienen:

Schacht, Th., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 2 Karten und 3 lithogr. Tafeln. gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Diese neue Ausgabe ist eine durchaus neue Ausarbeitung, und in der Ausstattung eine zugleich elegantere geworden. Sie verdient in ihrer neuen Gestalt die aufmerksame Beachtung aller Freunde der geographischen Wissenschaft; denn die Vorzüge dieses Buches: gründliche Behandlung des Stoffs, Frische der Darstellung und Schönheit, Klarheit und Präcision, treffliche pädagogische Methode, hohen Sachverständige längst angerkannt, wozu auch Alex. v. Humboldt gehört, der dasselbe zu den besten Büchern zählt, die die geographische Literatur überhaupt aufzuweisen habe.

Schacht, Th., kleine Schulgeographie. 4te Auflage. 8. 9 Ngr.

Jn der Literatur ausgezeichneter Schulbücher nimmt dieses Buch einen ehrenvollen Platz ein, und es wurde darum von verschiedenen Schulbehörden für den Gebrauch in den Elementarklassen amtlich empfohlen.

Neugebauer, geographische Vorschrift. Nach neuen Ansichten und als sichere Grundlage für den Gebrauch beim Unterricht in der Geographie bearbeitet. 33 Karten mit erläuterndem Text. 4. 1 Thlr. Jn Partbieen von 25 Exemplaren 24 Ngr.

Alex. v. Humboldt bezeichnet diese Vorschule als eine „sehr verdienstliche Arbeit“, und ebenso günstig haben ausgezeichnete Schulmänner sich darüber ausgesprochen, die der Meinung sind, die Gebrauch in Schulen fordere um ein Bedeutendes den geographischen Unterricht.

Lange, G., deutsche Schulgrammatik. Nach dessen Tode herausgegeben von J. B. Schyp. gr. 8. 27 Ngr.

Jacob Grimm sagt: „es verdiene diese Grammatik wegen ihrer klaren verständigen Fassung in Schulen gebraucht zu werden.“ — Jn gleichem Sinn sprechen sich kritische Journale darüber aus. Die Herren Lehrer mache ich auf dieses Buch aufmerksam.

Müller, A., Lehrbuch der praktischen Landwirthschaft für Schulen und angehende Landwirthe. Mit 34 Holzschnitten und 4 lithogr. Tafeln. gr. 12. 26 Ngr.

Der ausgezeichnete Werth dieses Buches hat die Aufmerksamkeit der Königl. Sächsischen, herzogl. sachsen-meiningischen, herzogl. nassauischen Regierungen und des Königl. preuß. Landesökonomie-Collegiums auf sich gezogen, die Königl. bayr. Regierung der Pfalz hat laut Amts- und Jntelligenzblatt Nr. 63 folgenden Erlaß darüber bekannt gemacht, der ausgezeichnete hier stehen mag:

„Der durch seine landwirthschaftlichen Kenntnisse und Bestrebungen in der Pfalz allgemein bekannte Acker=mann zu Gerhardsbrunn auf der Steinkuhle, Adam bei St. Ingbert, Kanz in Mainz ein Lehrbuch der praktischen Landwirthschaft herausgegeben, welches zu den besten und nützlichsten Erscheinungen der Zeit in diesem Fache gehört, indem es einerseits angehenden Landwirten eine eben so faßliche als gründliche Anleitung zum Studium der Landwirthschaft ertheilt, andrerseits auch dem praktischen Landwirthe selbst die Resultate der Erfahrung und Wissenschaft gegründete Anweisung darbietet, bei dem geringen Aufwande von Zeit, Kosten und Arbeit die Ertragsfähigkeit seines Bodens und seines Viehstandes zur möglichsten Stufe, Vollkommenheit und Quantität zu bringen und so den höchsten reinen Gewinn daraus zu erzielen u. s. w.“

39] Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Populäre Werke. Festgeschenke.

Jllustrirte Werke. Prachtausgaben.

H. C. Andersen's

Gesammelte Märchen.

Vollständige, vom Verfasser besorgte Ausgabe. 4 Theile in einem Bande. Elegant gebunden. Mit dem in Stahl gestochenen Portrait des Verfassers. 1 Thlr. 20 Ngr. — 2 Fl. 30 Xr. C.-M. — 3 Fl. Rhein.

Wir übergeben hiermit dem Publikum eine vom Verfasser selbst revidirte Ausgabe seiner sämmtlichen Märchen, welche außer diesem Vorzug auch noch den hat, daß es die einzige vollständige und zugleich wohlfeilste Ausgabe ist, obschon auf die äußere Ausstattung alle Sorgfalt verwendet wurde.

Boz (Dickens).

Vier Weihnachtsgeschichten.

Der Weihnachtsabend. Die Sylvesterglocken. Das Heimchen. Der Kampf des Lebens. Mit 20 Jllustrationen von J. Leech und D. Maclise. Preis eleg. gebunden in engl. Einband 1 Thlr. 20 Ngr. — 2 Fl. 30 Xr. C.-M. — 3 Fl. Rh.

Seit dem Erscheinen der Pickwicker fand kein Werk von Boz einen so allgemeinen Beifall wie seine Weihnachtsgaben, wurde er seit vier Jahren das Publikum beschenkt hat. Dieser Beifall veranlaßte den Verleger, diese vier Weihnachtsgeschichten hier gesammelt zu geben. Jn unterschiedlicher, sehr genialdichter und humoristischer Darstellungsweise dürften diese Erzählungen nicht oft übertroffen sein. Die 20 ergötzlichen Bilder werden das Vergnügen noch als ein nun so vollkommeneres Weihnachtsgeschenk erscheinen lassen.

H. C. Andersen.

Gesammelte Gedichte.

3 Theile in Einem Band. Eleg. gebunden. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M. = 2 Fl. 24 Xr. Rhein.

Zwar sind viele von Andersen's Gedichten zerstreut überliefert und selbst die bewährtesten Namen, wie Chamisso, Gaudy u. A., haben Andersen in die deutsche Dichterwelt eingeführt. Bis jetzt fehlte aber eine vollständige Sammlung der Gedichte, die in einem Zeitraum von 20 Jahren erschienen. Eine solche wird hier selbst zusammengetragen bieten wir hiermit dem deutschen Publikum.

Naturgeschichte des deutschen Studenten von Plinius.

3. Auflage. Mit 41 Jllustrationen von Apelles. Preis eleg. gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. = 2 Fl. 30 Xr. C.-M. = 3 Fl. Rhein.

Daß dies Buch, welches Alles, „die Dudrt haben, studiren oder studiren werden,“ gewidmet ist, die rechte Satire getroffen haben muß, dafür sprechen die schnell hintereinander erschienenen Auflagen. Dieser Beifall hat es auch dem Verleger möglich gemacht, eine Preisherabsetzung hiese neue Auflage durch 41 getreffende Zeichnungen von Apelles zu bereichern und sie in jeder Beziehung noch eleganter auszustatten, als die früheren Auflagen.

Ossian.

Deutsch von Adolf Böttger.

Elegant gebunden in englischem Einband. 2 Thlr. — 3 Fl. C.-M. — 3 Fl. 36 Xr. Rhein.

Böttgers Meisterschaft als Uebersetzer und seine Gewandtheit in Behandlung der deutschen Sprache sind soweit durch seine Uebertragung Byrons also auch durch seine Originalarbeiten bekannt. Die vorliegende Ausgabe, vielleicht eine der schwierigsten für einen Uebersetzer, darf wohl als glücklich gelöst betrachtet werden, und ist um so verdienstlicher, als es bisher an einer Uebersetzung, die den schottischen Barden leicht verständlich und für Alle genießbar wiedergab.

Henrik Hertz.

König Rene's Tochter.

Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen in Versmaaße des Originals übertragt von A. A. Lee. 2te Auflage. Miniatur-Ausgabe. Schön gebunden mit Goldschnitt. Preis 25 Ngr. = 1 Fl. 15 Xr. C.-M. = 1 Fl. 30 Xr. Rhein.

H. C. Andersen's

Bilderbuch ohne Bilder.

Elegant gebunden 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M. = 1 Fl. 12 Xr. Rhein.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Speciesd. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5½ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Maquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

24. November. **№ 8.** **1848.**

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Ueber Sprache und Volksthümlichkeit im Herzogthume Schleswig, nach C. J. Allen. II. — Die schwedische Regierung und der Reichstag 1847—1848. I. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: Kopenhagen. Terrorismus in Schleswig. Eine Meinung über die friedliche Ausgleichung der streitenden Ansichten. Der Reichstag.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter von K. L. Kungsleser. Zweiter Artikel. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Norwegen: Bestrebungen für die Läuterung der Sprache. Schriften von P. A. Munch und Aasen. Die Bull'sche Violine. Instrumente. Norwegische Maler. — Schweden: Theater. Musik. Feuilleton: St. Croix. Skizze von Emanuel St. Hermitad.

Briefwechsel. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Ueber Sprache und Volksthümlichkeit im Herzogthum Schleswig.

Nach C. J. Allen.

II.

„Ich muß der Behauptung widersprechen, daß die deutsche Sprache binnen kurzer Zeit in Schleswig allgemein werden werde; dazu ist in den Distrikten jetzo Nichts vorhanden, wo das Dänische Kirchen- und Schulsprache ist. Damit können noch Jahrhunderte hingehen. In dem südlichsten Theile des Herzogthum ist die dänische Sprache durch gewaltsame Maßregeln niedrängt worden." *Hall.*

Schleswigsche Blindenzeitung 1838.

Wir haben in unserem ersten Artikel die wichtigsten Punkte der Geschichte Schleswigs, so weit sie die Nationalität betrifft, untersucht. In mancher Hinsicht ist sie trübe gewesen. Vor Zeiten, im Alterthume und in einem großen Theile des Mittelalters, fand kein Unterschied statt zwischen Jüten im Süden und im Norden der Königsau, zwischen Dänen östlich und westlich vom kleinen Belt. Dänisch konnte rein und unvermischt von der Schlei bis nach Skagen; wie die Sprache, so waren auch die Sitten und Einrichtungen dänisch, ein Gefühl für das gemeinsame Vaterland umfaßte Alle. Keiner sehnte sich damals nach dem Deutschen, vielmehr ersehnten jeder mit Sehnsucht und Weh auf dem Danewirke oder Margretenwalle zur mannhaften Abwehr der feindlichen Stämme des Südens. —

Aber es wurde anders. Holsteinische Grafen wurden Herren in Südjütland, und holsteinische Adelige fanden es vortrefflich, an dem Eckernford und der Schlei zu wohnen; sie machten dänische Männer und Weiber zu ihren Leibeigenen und beraubten sie zuletzt ihrer Muttersprache, wie sie sie ihrer Freiheit und ihres Eigenthums beraubt hatten. Deutsche Hanse-Kaufleute ließen sich in den Städten nieder und eigneten sich die Quellen zum Wohlstand und Reichthum des Landes an. Nun begannen deutsche Gesetze und plattdeutsche Sprache zu regieren. Die Reformation kam, die sonst überall in der Welt Befreiung von der Knechtschaft des Geistes und dem Mißbrauche der Barbarei mit sich brachte; die Wahrheit in den Worten der Muttersprache in Kirche und Schule verkündet, brachte Verurtheile und Irrthümer zum Weichen. So war es an anderen Orten, aber nicht hier. Das Mönchslatein ward aus der Kirche vertrieben, aber plattdeutsch nahm dessen Stelle ein und das Volk gewann Nichts; es sollte nach wie vor seine geistige Erbauung in einer ihm unverständlichen Sprache suchen. Diese Barbarei des Mittelalters ist in unseren Tagen zum Theil noch nicht verschwunden. Die Lehrer der Gemeinden und Erzieher der Jugend, deren Pflicht es war, vor allen Andern die Keime, welche die Natur im Volke niedergelegt hatte, zu fördern und zu pflegen und durch ihre Entwickelung daßelbe zu der Stufe der Bildung zu bringen, welche es nach seiner Eigenthümlichkeit zu erreichen im Stande war, verstümmelten sich am Fürsten an der Volksnatur. Sie waren die thätigsten Arbeiter beim Vernichtungswerke, und ihre Werkstätten waren Kirche und Schule. Gegen die Jüngeren wurden körperliche Züchtigungen in der Schule angewendet, wenn sie die Sprache redeten, welche sie aus ihrer Eltern Hause mitgebracht hatten, und von den Lippen des Predigers ergehen sich zuweilen im Gotteshause Flüche und Verwünschungen über die Erwachsenen, welche ihre Muttersprache nicht vergeßen wollten *). Mit den Bestrebungen der Geistlichkeit ging die Staatsgewalt Hand in Hand. —

So ging es Jahrhunderte durch, und Niemand glaubte, daß es weiter kommen könnte. Aber es ging weiter. Es war dem dänischen Volke eine Kränkung vorbehalten, auf die Niemand vorbereitet war. In dem Lande, wo die dänische Sprache allein herrschend von der Schlei bis zur Königsau gelten und mit der der Brüder im Norden der Königsau zusammengeklungen hatte; wo dieselbe allein herrschend gewesen war im öffentlichen, wie im täglichen Leben, bei den ernsten Berathungen der Männer auf dem Thing, bei der Rechtsprüche auf dem Richterstuhle, wie in der vertraulichen Rede des häuslichen Kreises; in dem Lande durfte sie nun nicht länger neben der deutschen in dem Saale tönen, wo die wichtigsten Angelegenheiten des Landes geprüft werden sollten. Man wird sich noch der Vorfälle im schleswigschen Ständesaal mit Peter Hiort Lorenzen im November 1842 erinnern, die das famose Patent vom 24. März 1844 zur Folge hatten, nach welchem der „Gebrauch der dänischen Sprache im Ständesaal nur denen gestattet sein sollte, die sich nicht getrauten, der deutschen Sprache hinlänglich mächtig zu sein, um sich derselben bei ihren Vorträgen in der Versammlung bedienen zu können." — Dies ist das traurige Bild, das die Vergangenheit zeigt; aber trotzdem braucht der Schleswiger nicht zu erröthen, er hat seine Muttersprache ruhmvoll ver-

*) Im Jahre 1750 z. B. beklagte sich die Gemeinde des Dorfes Hurup über ihren Prediger, der sich von der Kanzel herab folgendermaßen gegen seine Gemeinde geäußert hatte: „habe ich euch Teufelsgesinde, euch Höllenbrände nicht Deutsch reden lehren wollen? Sag bfüt es aber? Dieses Teufelsgesindel bleibt bei ihrer tollen dänischen Sprache im Hause, unter sich und allenthalben."

Digitized by Google

theidigt. Wohl hat sich das deutsche Element an der Muttersprache vieler und zahlreicher Stämme vergriffen, an vielen Stellen ist die Unterdrückung gelungen, an anderen hat sie Widerstand gefunden. Aber nirgends war der Widerstand so ausdauernd, nirgends die Liebe zur Muttersprache so eingewurzelt und unerschütterlich, nirgends zeigte das stets frische und jugendliche Leben derselben eine so unerschöpfliche Widerstandskraft, und nirgends waren die Eroberungen im Verhältniß zu den Anstrengungen und der Länge des Zeitraumes so gering, als da, wo Dänisch und Deutsch im Norden des Danewirke und der Schlei ihre Kräfte mit einander maßen.

Schleswig umfaßt ein Areal von 163 Q.-M., auf denen nach der Volkszählung von 1845 ungefähr 363,000 Einwohner leben. Das Verhältniß hinsichtlich der Sprache stellt sich, nach authentischen Berichten, als folgender hin, wenn man diejenigen Theile des Landes, in welchen die dänische ganz oder theilweise Volkssprache ist, in drei Abtheilungen theilt:

Erste Abtheilung mit dänischer Volks-, sowie Kirchen- und Schulsprache auf einem Flächenraum von 70 Q.-M. in 116 Kirchspielen .	121,500
Zweite Abtheilung mit dänischer Volks-, aber deutscher Kirchen- und Schulsprache auf einem Flächenraum ungefähr 23 Q.-M. in 37 Kirchspielen	51,700
Auf ungefähr 93 Q.-M. in 153 Kirchspielen	173,200
Dritte Abtheilung, wo das Volk im Allgemeinen Dänisch versteht u. zum Theil spricht	36,000
Auf ungefähr 100 Q.-M.	209,200
Friesisch redende	28,800
Deutsch redende	125,000
Zusammen	363,000

Es befinden sich demnach in Schleswig 173,000 Menschen auf 93 Q.-M. von 163, für welche die dänische die reine und unvermischte Muttersprache ist, während nur 125,000 Deutsch, d. h. zum größten Theile Plattdeutsch sprechen, welches letztere sich keineswegs zum Hochdeutschen wie ein Volksdialekt zur Sprache der Gebildeten verhält, sondern eine eigene Sprache ist, einst sogar Schriftsprache war, und mit dem Dänischen bedeutend mehr Aehnlichkeit hat, als das Hochdeutsche. Noch günstiger wird das Verhältniß, wenn man dazu die dritte dänische Abtheilung rechnet, wozu man berechtigt ist, da die dänische hier die ursprüngliche und natürliche Sprache ist, welche von den Meisten verstanden und zum Theil gesprochen wird, und welche sich durch sich selbst erhält, während das Plattdeutsche dort eingedrängt ist und nur durch den deutschen Schulunterricht aufrecht erhalten wird. Das Verhältniß wäre demnach 209,000 Dänen gegen 125,000 Deutsche. Wollte man die Friesen zu den Deutschen rechnen (wozu man weit weniger berechtigt ist, da das Friesische in seinem Wortvorrathe fast ebenso verschieden vom Deutschen, als das Dänische vom Deutschen ist); so würde das Verhältniß 209,000 Dänen gegen 154,000 Deutsche, also das Uebergewicht noch immer bedeutend auf dänischer Seite sein. Wollte man endlich die dritte dänische Abtheilung ausschließen, aber fernerhin die Friesen zu den Deutschredenden zählen, so kommt das Verhältniß heraus: 173,000 Dänen gegen 154,000 Deutsche. Läßt man sowohl die dritte Abtheilung als die Friesen außer Betracht, so erhält man das zuerst angegebene Verhältniß von 173,000 unvermischt Dänischredenden gegen 125,000 Platt- oder Hochdeutschredenden. Wie man also auch die Sache nimmt, so haben die Dänen ein entschiedenes Uebergewicht über die Deutschen, sowohl mit Rücksicht auf die Volkszahl, als auf das Gebiet des Landes, welches sie bewohnen. —

Zu jener ersten Abtheilung sind zu rechnen: die Aemter Hadersleben, Apenrade, Lügumkloster, Tondern, Sonderburg, Norburg, die herzoglich Augustenburgischen Güter und eine Anzahl Güter im sogenannten zweiten angeier adeligen Güterdistrict.

Zu der zweiten Abtheilung gehören: die Städte Apenrade, Hadersleben, Sonderburg und Tondern, das Amt Flensburg, und vom Amte Tondern die Karrharde, sowie wenige Güter des zweiten angeier adeligen Güterdistricts.

Zur dritten Abtheilung: die Stadt Flensburg, ein Theil der Aemter Gottorf, Husum und Bredstedt und verschiedene Güter im ersten angeier adeligen Güterdistricte.

Daß es nach den vielen Widerwärtigkeiten, welche die dänische Volkssprache in Schleswig bestanden hat, doch noch so günstig ausgefallen ist, dazu haben verschiedene äußere und zufällige Umstände, welche zum Theil gegen manche Drangsale Gegengewicht abgegeben haben, beigetragen. Hierher kann zunächst die geographische Lage des Landes gegen Deutschland gerechnet werden. Die Berührungslinie, welche Schleswig im Süden mit Deutschland hat, an dem Danewirke zwischen der Treen und Schlei, ist im Verhältniß zur Größe des Landes sehr kurz. Hätte das Land, anstatt diese kurze Berührungslinie darzubieten, seiner ganzen Länge nach, Deutschland berührt, so würde das Verhältniß weit ungünstiger und dem Fortschritte des Deutschen weniger Einhalt zu thun gewesen sein. Auch ist die Gegend zunächst im Norden dieser Linie sehr sparsam bevölkert. Die vielen Buchten welche von Osten in das Land hineinschneiden und also viele Halbinseln bilden, waren gleichfalls ein wesentliches Hinderniß für das Vordringen der fremden Sprache. Noch mehr abgeschnitten und durch ihre Lage geschützt waren die Inseln Alsen und Aeroe, auch war es ein für die Erhaltung des dänischen Elementes günstiger Umstand, daß 43 Kirchspiele innerhalb der Grenze des Herzogthums unter dem Ripener, also einem dänischen Bischofsstuhle standen, während Alsen seinen eigenen Bischof hatte. Vor Allem aber ist es doch die treue und unüberwindliche Liebe der dänischen Bevölkerung zu ihrer Muttersprache, und die eigene unerschöpfliche Lebens- und Widerstandskraft gewesen, welche dem vordringenden Deutschthum entgegentrat.

Die Behauptung, daß das in Schleswig gesprochene Dänisch eigentlich gar kein Dänisch sei, sondern ein Patois, das man mit dem sonderbaren Namen „Mabendänisch" zu belegen beliebt hat, ist eine von den schleswig-holsteinischen Parteimännern freilich oft aufgestellte, aber so aus der Luft gegriffene, die gar keiner Widerlegung bedarf. Daß ein schleswigscher Bauer die dänische Sprache nicht so rein und e'egant spricht, wie z. B. ein Kopenhagener Professor, wird wohl nichts Auffallendes haben; auch der gemeine Mann in Paris spricht eben kein elegantes Französisch, es wird aber doch wohl Keinem einfallen, zu bestreiten, daß er Franzose ist. Ein Hr. Dr. Hedeby in Schleswig, der vor einigen Jahren zwölf Fabeln in südfriesischer Mundart herausgab, um dadurch zu beweisen, daß diese Mundart eigentlich eine deutsche sei, hatte das Unglück, gerade das Gegentheil von dem zu zeigen, was er hatte beweisen wollen, und selbst Hr. Etatsrath Falck, einer der Wortführer seiner Partei, konnte nicht umhin, seine Mißbilligung über dies unglückliche Opus auszusprechen und dem Verfasser „große Unvernunft" vorzuwerfen. — Dahingegen ist es unbestreitbar, daß die deutsche Sprache, die allerdings unter der vornehmen Classe der Einwohner Schleswigs die gewöhnliche ist — aus dem sehr natürlichen Grunde, weil alle höheren Bildungsanstalten, die Gelehrtenschulen, ja die Real- und Bürgerschulen und das einzige Schullehrerseminar deutsch sind — fast im ganzen Herzogthume, wenn wir etwa die Stadt Schleswig ausnehmen, in einer ziemlich unschön klingenden und oft recht kläglich verstümmelten, dem Dänischen nachgebildeten Weise gesprochen wird. Der Reisende Kohl theilt in seinem Buche „Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig", Seite 212 ff. einige recht ergötzliche Proben von solchem „vornehmen Hochdeutsch" mit, wie z. B. der Flensburger „seine Mutter umbringt (d. i. um die Stadt) und mit seiner Schwester durchgeht (d. i. durch die Stadt)." Hr. Kohl schließt seine Betrachtung über die verderblichen Schleswiger mit den Worten: „Uebrigens muß ich gestehen, daß sie von allen Niederdeutschen die sind, welche das am wenigsten angenehme Deutsch reden." — So

Digitized by Google

spricht Hr. Kohl, der sich auch lange in der Marsch aufgehalten hat! —

Aber nicht nur die dänische Sprache hat, trotz der schmählichen Unterdrückungen, denen sie Jahrhunderte lang ausgesetzt war, sich noch in solchem Maaße erhalten; sogar im ganzen Herzogthume zeigt sich noch auf manche andere Weise das rein dänische Element. Vergebens hat man versucht, die unverkennbaren Zeichen der dänischen Nationalität, die allgemein vorherrschenden dänischen Orts- und Familiennamen zu germanisiren. Dergleichen Versuche sind gewöhnlich in's Komische gefallen und überall sind die Ortsnamen auf: „by", „aa", „borg", „drup", „bave", „holm" u. s. w. noch ebenso allgemein, wie die Familiennamen auf „sen" oder „ße", Hansen, Petersen, Paulsen, Jürgensen und die Vornamen Knud, Niels, Ole, Hans. Ebenso wird es klar, daß man dänischen Grund und Boden betritt, wenn man auf die Menge von alten Volkssagen Acht giebt, welche in der Erinnerung und im Munde der Bevölkerung Schleswigs leben; gemeinschaftlicher Volksgeist erzeugt eine gemeinschaftliche Sagenwelt, und es sind dänische Ritterthumserinnerungen, dänische Gesänge, Verslegungen und Gedankenkleider, die uns entgegentreten. Auch Sprichwörter, Redewesen und bildliche Redensarten sind von nicht geringer Bedeutung als Ausdruck der Eigenthümlichkeit eines Volkes. Giebt man sich die Mühe, in dieser Beziehung das Schleswigsche Volk zu beobachten, so wird man bemerken, daß die meisten bei ihm gangbaren Sprichwörter und Redewesen auch überall in Dänemark vorkommen, und die wenigen, welche Schleswig eigenthümlich sind, wird der Däne sofort für dänisch in Geist und Form erkennen. — Die treue Anhänglichkeit an das Alte, welche, der eingetretenen vielen Veränderungen ungeachtet, bei dem Schleswiger sich unverkennbar an den Tag legt, offenbart sich auch in der Beibehaltung verschiedener altdänischer Einrichtungen, welche sich hier, wenigstens dem Namen nach, erhalten haben, während sie in dem übrigen Dänemark verschwunden sind, oder nur ausnahmsweise vorkommen. Vor Allem aber hat die Bauart in dem ganzen dänischen Schleswig, ihren grunddänischen Charakter behalten und ist wesentlich verschieden von der deutschen oder sächsischen Bauart, welche im Süden der Schlei und des Danewirke anfängt. Auch in manchen anderen Zügen der Lebensweise verläugnet sich nicht die Bruderschaft des Süd- und Nordjüten und überhaupt des ganzen dänischen Volkes; dies zeigt sich unter Andern bei Hochzeits- und Begräbniß-Feierlichkeiten, und man kann sogar an Speisen und Gerichten einen merklichen Unterschied zwischen der dänischen und deutschen Bevölkerung wahrnehmen. — Die nationalen Trachten weichen in unseren Tagen schon mehr und mehr dem Eindruck der Alles „bekleidenden" Cultur, besonders in einem Lande, das verhältnißmäßig viele Städte hat; dennoch erinnern die grellen Farben an den Kleidern der angelischen Bäuerin an die Vorliebe des dänischen Volkes, namentlich für hochroth und maigrün. Einen Theil der Bekleidung giebt es indessen, der dem Einfluß der Mode widerstanden hat und der zugleich charakteristisch die dänische Bevölkerung von der deutschen scheidet, das ist die Fußbekleidung. Bei der deutschen Bevölkerung wird ausschließlich Fußzeug von Leder gebraucht, Stiefeln und Schuhe. Sobald man aber das Danewirke und die Schlei passirt, ist der Holzschuh das gewöhnliche Fußzeug. Auch die Art, wie die ländlichen Arbeiten ausgeführt werden, ist bei der dänischen Bevölkerung verschieden von der bei der deutschen.

Was hat also das Deutschthum eigentlich in Schleswig gewonnen? Amtmänner und Vögte haben deutsch regiert, Advocaten deutsch processirt (das man in einigen Theilen Nordschleswigs die in Dänemark allgemeinen „Schiedsgerichte", Friedensgerichte, eingeführt hat, wodurch der oft fette Verdienst dieser Herren bedeutend geschmälert ward, hat wohl nicht wenig zu ihrem argen Groll gegen das Dänenthum beigetragen) und Richter deutsch gesprochen, Prediger haben deutsch gepredigt und gebetet, die Schullehrer dänischen Mädchen und Knaben das Deutsche mit der Ruthe oder dem Stock eingebläuet. So ist es gegangen Tag aus, Tag ein, Jahr aus, Jahr ein, und die Jahre wurden zu Jahrhunderten. Und doch ist der ganze Gewinn nicht größer geworden, als daß der Bauer sagen muß: „Ich bin freilich deutsch unterrichtet, aber ich spreche dänisch." (In dem für deutsch redend geltenden Theil von Angeln sagt der Bauer auf „deutsch": „Wi hem sonst Dänsk wesen, men nu sün wi Düdsk kläven."

Noch spricht über die Hälfte der Bevölkerung Schleswigs dänisch, und sie ist nicht allein dänisch im Wort, sondern auch in Gesinnung, Sitte und Denkart, sie hat Alterthumserinnerungen, Lebensansicht, Meinung und Ueberzeugungen mit dem ganzen dänischen Volke gemein. Nur reichlich ein Drittheil spricht deutsch, und das Drittheil besteht zum größten Theil aus der ursprünglich deutschen Bevölkerung südwärts der Schlei und aus den Friesen.

Die deutsche Nationalität, welche Anspruch darauf macht, die des ganzen Landes zu sein, hat in dem letzten Kriege selbst Zeugniß über sich abgelegt. Wenn in unseren Tagen eine wirkliche Nationalität sich erhebt, um sich von Unterdrückung zu befreien, so hat sie eine ungeheure Kraft, welcher schwerlich irgend etwas zu widerstehen vermag. Jedermann greift zur Wehr, kein Opfer wird gescheut, die edelsten Kräfte gehen sich willig hin, um dem Volke ein heiliges Recht zu erkämpfen. Dieses Schauspiel haben unsere Tage Europa an vielen Stellen gegeben. Nicht so die Schleswig-Holsteiner. Keine Begeisterung, keine Aufopferung im Großen, keine wirksame Theilnahme von Seiten des Volks zeigte, daß die Sache eine nationale sei. Sie verließen sich auf fremde Bajonette!

Die schwedische Regierung und der Reichstag 1847 – 1848.

I.

Der kürzlich geschlossene Reichstag Schwedens, wenn er auch selbst für den Augenblick gerade kein großes Interesse bietet, möchte mit Rücksicht auf seinen Nachfolger, den nächsten Reichstag, so wie überhaupt für die Zukunft Schwedens, doch so viele Keime in seinem Schoße entwickelt haben, daß es dem Leser nicht uninteressant scheinen wird, eine Zusammenstellung der Urtheile der schwedischen Presse über ihn zu hören. —

Als der Reichstag zusammentrat, war die allgemeine Ansicht, mit unbedeutenden Abweichungen, in ihrem Urtheil über die Stellung der Regierung zu der Nation ziemlich einig; man hatte allgemein kein Vertrauen und war nicht zufrieden. Ob man hierin Recht hatte, das ist nicht Gegenstand unserer Betrachtungen; wir haben hier nur insofern mit der Regierung zu thun, als sie uns aus den Reichstagsverhandlungen selbst entgegentritt. Man glaubte, daß die Regierung, die eine Zeit von 4 Jahren gehabt, um sich mit der Sachlage vertraut zu machen, wenigstens sich ein System aufgestellt hätte, und daß man nunmehr erfahren würde, was man von ihr zu erwarten habe. Dieses war aber falsch. — Doch Eins glaubte man mit Sicherheit zu wissen: daß sie sich mit Wärme für das neue Kriminalgesetz interessire, und um dieses gruppirten sich denn auch ihre Anhänger und Gegner. Man betrachtete daher den Gesetz-Ausschuß als den wichtigsten von allen, in welchem wo möglich alle Parteien ihre Wortführer aufgenommen wissen wollten; und doch nahm man später wenig Rücksicht darauf, wie die Physiognomie des Ausschusses sich gestaltete. Die Repräsentations-Frage, die einmal früher das punctum saliens der Verhandlungen gewesen, verwischte jetzt gar kein Interesse einzuflößen; sie war in ihren Beziehungen zum Publicum schon etwas veraltet; man faßte sie nicht länger mit Lebendigkeit und Wärme auf, und nach der Aufnahme, welche sie schon bei der Regierung gefunden, hatte man auch keine Aussicht, irgend Etwas in der Richtung zu erwarten. Der Constitution-Ausschuß hielte sich daher, ohne von Theilnahme begleitet zu sein, und als man erfuhr, daß die zwei ersten Stände sehr stark darin vertreten waren, überraschte dieses nicht im mindesten, und man begnügte sich damit, eine Anzahl liberaler Beteranen neben sie zu stellen, von denen man wohl überzeugt war, daß sie nicht die Sache des Liberalismus verrathen, aber auch wußte, daß sie nicht gerade mit dem glühendsten Eifer kämpfen würden. Irgend eine Hauptschlacht, darüber war man ganz im Klaren, würde auf diesem Felde nicht geliefert werden. Man täuschte sich auch nicht. Die Regierung berichtete dem Reichstag, daß sie jetzt, wie früher, die Frage bestens erwägen

Digitized by Google

würde, und alle 4 Stände legten, nachdem allein der Bürgerstand, durch Herrn Schartau, eine Discussion versucht hatte, und die Bedauern über „dieses Schauspiel des Tages," über „die Wolken, welche sich auf dem schwedischen Himmel zeigten," ausgesprochen, die Frage und das Schreiben der Regierung ad acta.

Die Organisation des Staats-Ausschusses (Finanz-Comité), hatte sich keines größeren Interesses zu erfreuen; man glaubte, daß die Regierung, der kürzlich so viele Summen, und diese fast in der Form eines Vertrauensvotums bewilligt worden, jetzt Ersparnisse vorschlagen wollte, und man war von allen Seiten bereit, sie zu unterstützen. Statt dessen wurden verschiedene Propositionen zur Erhöhung des Budgets vorgelegt, die im Ganzen auf eine jährliche Mehrausgabe von nahe an 1 Million hinzielten. Meist der Armee, der Flotte und der Civilliste galten, jene Erhöhungen des Budgets, und die Ersparnisse, welche für einzelne andere Branchen der Staatshaushaltung vorgeschlagen wurden, waren natürlich nicht im Stande, den unangenehmen Eindruck jener Millionen zu paralysiren. Die Mißstimmung wurde allgemein und äußerte sich überall, selbst innerhalb der Mauern des Ritterhauses hatte ein Echo davon wider, und Graf C. H. Ankarsvärd sprach, bei der Zurückfendung der königlichen Propositionen, mit vieler Wärme gegen sie. Seine Rede gewann ihm freilich nicht viele Sympathien in den Kreise seiner Standesgenossen, und sie erhielt von dem, der Zeit fungirenden Justizminister, Graf Posse, eine förmliche Apologie des Absolutismus zur Antwort. In dem Priesterstande wurde die Propositionen namentlich mit Glück und Sachkenntniß vom Dr. Sandberg angegriffen, im Bürgerstande von Jndebetou und Schartau, im Bauernstande von Gudmundsen, Johansson, Ephraim Lasson, Ola Persson und Anderen; innerhalb der drei letztgenannten Stände ließ sich keine einzige Stimme für die Propositionen verlauten. Das eigentliche Volk hat somit sein Urtheil bestimmt genug ausgesprochen. Selbst hinsichtlich der Mittel und Wege, welche die Regierung zur Erhöhung des Budgets vorgeschlagen hatte, äußerte sich die Mißbilligung. Der Branntweinfabrikation Concessionen zu machen, in einer Weise, daß es eine Tugend werden würde, viel Branntwein zu produciren, um der Staatskasse viel Geld zu bringen und den Armen ebensoviel abzunehmen, war eins der vorgeschlagenen, auf Mangel an Einsicht und Achtung vor der öffentlichen Meinung in einem constitutionellen Staate beruhenden, und mit großer Mißbilligung aufgenommenen Mittel. Auch eine neue Staatsanleihe wurde in Vorschlag gebracht. Die Vorlage des Marineministers aber veränderte Organisation des Seevesens, worin man denselben Mangel an Einsicht fand, und sie lobte, mit der Bemerkung, daß es ihr in dem Grade an Motiven, Kostenvorschlägen ꝛc. fehle, daß man sich gar nicht mit ihr beschäftigen könne oder wolle, zurückstande, war auch nicht geeignet, Vertrauen für die Regierung zu erwecken. Der Minister versuchte im Ritterhause die Wiederzurückfendung seiner Vorlage an den Ausschuß zu bewerkstelligen, aber auch hier hatte er eine totale Niederlage zu erleben.

So war die Stellung der Regierung und der Volks-Repräsentanten zu einander am Schlusse des vorigen Jahres und unter solchen Auspicien nahm der Reichstag seinen Anfang. Diese Stellung war, unserer Meinung nach, so eigener Natur, daß sie in einem jeden anderen constitutionellen Staate die Regierung zu einer Aenderung ihres Systems hätte bewegen müssen. —

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

cKopenhagen, d. 17. Novbr. Ihr geehrtes Blatt hat schon, wenn ich nicht irre, über die empörende Militairdespotie berichtet, die in Norschleswig nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes eingetreten ist. Die vorige provisorische Regierung schien die letzten Tage ihres Wirkens dazu benutzen zu wollen, bei der dänischen Bevölkerung Schleswigs ein recht terroristisches Andenken zu hinterlassen, und die neue interimistische Commission scheint ebenfalls nicht abgeneigt, mit eisernerHand zu regieren. Ist das die rechte Weise, wie der sehnlich gewünschte Friede und der freundliche Verkehr zwischen den beiden Nachbarvölkern angebahnt werden soll? — Wir werden von diesen Sachen ganz gerade und offen sprechen, denn wir wissen ja, daß die große edle deutsche Nation unmöglich solche unnütze Gewaltthätigkeiten billigen kann. Statt Frieden und Verbrüderung in wahrhaft liberaler und freisinniger Weise zu fördern, unterdrückt man durch verpönte absolutistische Mittel jede ehrliche freie Meinungsäußerung, läßt in dem einzigen erlaubten Journale in schroffster gehässiger Dänischer nur den widerlichsten Servilismus gedeihen, und schürt bei den, unter dem Joche der Schreckensherrschaft seufzenden Bewohnern den unglücklichen Haß zu helleren Flammen an. Die größere nördliche Hälfte Schleswigs ist im factischen Belagerungszustande, der noch unerträglicher ist, als wenn er von einem Bimbisch-Grätz oder Wrangel verübrte, denn diese Herren haben doch wenigstens die Höflichkeit gehabt, den genannten Zustand mit Martialgesetz u. s. w. vorher feierlich anzukündigen. Besonders ist die Presse unterdrückt und bei weitem nicht so frei, wie noch in diesem Augenblicke in Wien und Berlin. Kein einziges ob noch so bescheidenes und besonnenes Wort in dänischer Gesinnung darf gedruckt werden, und die eingeborenen Redacteure dänischer Zeitungen haben sich, wie diese längst wußten, Hunderte von Individuen und Familien, mit Lebensgefahr flüchten müssen. Die Postverbindung mit dem Königreiche ist noch immer unterbrochen, so daß weder Briefe noch Zeitungen hinein dürfen — und das nennt man Waffenstillstand! Beamte, denen man kein anderes Verbrechen hat beimessen können, als Treue gegen Sprache und Vaterland, sind „Landesfeinde" ausgeschrien und gewaltsam festgehalten; friedliche dänische Bewohner der bekannten Stadt Hadersleben sind, weil sie dänische Farben trugen und den Geburtstag ihres Königs, „des feindlichen Nachbarkönigs", wie es in officieller Sprache heißt, gesellschaftlich feiern wollten, von der dänischen Soldateska unter der Bürgermeisterlichen Aufsicht schmählich mißhandelt und übrigens verwundet worden; Kriegsbeamte, lasse es eines Ausstandes, bei welchem die blose Bevölkerung, die schon durch Einquartirung genug gelitten hat, sich nicht betheiligt hatte, werden ebenfalls mit Bajonetten eingetrieben; ehrenwerthe, von ihren Gemeinden geliebte Landpfarrer sind in Ausübung ihres heiligen Amtes unter Beistand von Bewaffneten von der Kanzel heruntergeholt, und andere, in dem allerlächerlichsten Anklagezustand, in dem Glauben hinlänglich gestrafte Geistliche in die Städte der festergesagten militairisch eingesetzt. Ganz kürzlich sind wieder ein Paar harmlose Mädchen von Soldaten mißhandelt und verwundet. Diese, selbst in diesem Jahre der Gewaltsamkeit in der cultivirten Welt fast beispiellosen Vorgänge haben natürlich im ganzen Dänemark eine mehr Entrüstung und großen Ingrimm hervorgerufen, um so viel mehr, als unser Ministerium aus einer Mäßigung, die leider für Schwäche gehalten werden kann, und, gewissenhafter als seine Gegner in Aufrechthaltung der Waffenstillstands-Convention, gar nichts thun zu können gemeint hat, um diesen empörenden Zuständen und deren Fortsetzung vorzubeugen. Durch diese scheinbare Thatmacht aber fangt auch, vielleicht ohne rechtlichen Grund, das Zutrauen zu dem Ministerium zu schwanken an, und wenn das Gerücht sich bestätigt, daß die sogenannten „Casino-Minister" obtroyeren gesonnen sind, wird gewiß weder der Krieg noch die diplomatischen Verhandlungen dazu so viel beigetragen haben, wie eben die jetzige schleunige, hoffentlich Militair- und Beamten-Tyrannei in Nordschleswig.

Aus aber, die wir hier dazu verdammt sind, als ruhige Zuschauer unsere Gefühle für die schleswigschen Brüder ohnmächtig zu unterdrücken, was haben diese Vorgänge zu allerlei Betrachtungen Veranlassung gegeben. Erstlich haben wir uns gefragt, was doch wohl die rechte Ursache dieses in seiner Art einzigen Belagerungszustandes sei. Will man auf diese Weise der dänischen Bevölkerung einen Vorgeschmack der Annehmlichkeiten geben, die sie aus einem Einverleiben in Holstein zu erwarten hat? — dann scheint man wenigstens die Sache nicht ganz klug anzufangen. Oder ist es nur eine sklavische Besorgniß? Will man durch eine Tyrannei von wenigen Monaten ein blühen Reich nehmen, weil die Bewohner ganz Nordschleswigs, und zum größten Theile auch Südschleswigs, sich dem Anschlusse nicht anschließen? — Solche Motive lassen sich wohl im Kleinen unter Privatleuten denken, bei einer Autocratie aber, die im Angesichte Europa's auftreten wollte, und deren Aufgabe allgemeine Beseligung und Verjüngung ist, sind sie durchaus unannehmbar. Sind bleibt nun also übrig, als daß auch dieses, wie Alles, was von Seiten der schleswigholsteinischen Partei in Wort und That geschehen, nicht der einfach wahren Sachlage nach zu betrachten ist, sondern als die äußere Erscheinung einer schlauen, lang berechneten Politik. Die nächste Frage wird sonach: was wollen sie durch diese Politik erzielen? Dies scheint nicht schwierig zu beantworten. Die „Schleswig-Holsteiner", d. h. die agitirende Partei, hropfen daß ihre Pläne durch unermüdete Thätigkeit bis jetzt so ziemlich vom Schicksale begünstigt scheinen, haben noch immer eine — begründete oder unbegründete — Furcht, daß sie am Ende von Schleswig gar nichts bekommen werden. Darum haben sie in ihren Herzen schon längst die Forderung des Ganzen, die sie

Digitized by Google

mit juristischer Vorsicht noch immer formaliter behaupten, aufgegeben, und werden sich in der Wirklichkeit zufrieden fühlen, wenn es ihnen gelingen sollte, die schon oftmals, besonders von London aus vorgeschlagene Theilung Schleswigs durchzusetzen. Aber wie gesagt, und vielleicht weil sie immer früher und besser wie wir in Kopenhagen von dem Gange der diplomatischen Verhandlungen unterrichtet sind, sie sind nicht ganz ohne Furcht, daß der ganze Gegenstand ihrer Eroberungen ihnen entwischen möchte, und darum wollen sie sich bei Zeiten wenigstens die Hälfte sichern. Darum wollen sie durch jene Gewaltmaßregeln eine solche Spaltung und Feindseligkeit zwischen den beiden Nationalitäten Schleswigs herbeiführen, daß sich den vermittelnden Großmächten die Theilung als eine Nothwendigkeit zeigen müßte.

Von den Hamburger Zeitungen, die schon so viele Akendowürdige Staatsgeheimnisse angezeigt haben, hat so sinnlich der „Correspondent", wie es scheint wenigstens halboffiziell, auf eine Friedensbasis hingedeutet, wonach Schleswig als definitiv von Holstein wie von Dänemark getrennt erklärt werden soll, und alle drei Länder, gleichberechtigt, besonders administrirte Theile derselben Gesammtmonarchie bilden. Dadurch würde allerdings das Schleswig-Holsteinische Traumreich in Rauch aufgehen, aber auch die ultra-dänischen Forderungen unbefriedigt bleiben. Ein unsäglahr in solchem ganz neutralen Geiste geschlossener Friedensvertrag würde wahrscheinlich bei den meisten unparteiischen Stimmen Beifall finden; nun aber in dieser oder ähnlicher Weise die schon zu allgemeinem Ueberdruß abgethätigt verwickelte Frage gelöst zu sehen, wäre es allerdings unverständig, wie das Gerücht in Umlauf stellt, im jetzigen dänischen Ministerium eine theilweise Veränderung vorgehe, wodurch das streng-dänische Programm einer Modifikation unterliegen würde. Dies würden wir mit aller Achtung vor dem ehrenwerthen Charakter der Minister, gerade nicht als ein Unglück für die dänischen Interessen ansehen. Diese scheinbare Concession von dänischer Seite nämlich keineswegs von den Schleswig-Holsteinern mit Jubel begrüßt werden; denn dadurch verlieren sie die letzte Hoffnung auf die gewünschte Theilung Schleswigs. Es klingt vielleicht als ein Paradox, wir glauben es aber doch behaupten zu dürfen, daß die Schleswig-Holsteiner dieses Ministerium — obgleich officiell von ihren Organen immer mit „Landesverräthern" Entrüstung geschmäht und verdammt — in ihrem Herzen ganz besonders geliebt haben, weil sie ihm wegen seiner großen Mäßigung in der Kriegsführung gewiß mit Unrecht Schwäche und Furchtsamkeit im Handeln und in der Diplomatik mehr Aehnlichkeit und beschuldigen Wärde, als die nöthige Schlauheit und advokatische Gewandtheit zutrauten.

Obgleich wir auch in diesem Punkte ebenso wenig wie in allen anderen die Meinung unserer Gegner theilen können, hindert dies uns doch nicht in dem Erkennen, daß sie uns an Schlauheit und Politik wirklich weit übertreffen, und wir haben sie oft bewundert wegen der Raubheit und der Einfachheit, mit der sie in tout prix, keine großen oder kleinen Mittel verschmähend, ihre Wünsche zu erreichen suchen. Wenn man von allen moralischen Gesichtsrücksichten absieht, sind sie als Politiker und als salarirte Advokaten für eine sehr zweifelhafte Sache, durchaus in ihrem Rechte, wenn z. B. sie mehrmals das Gerücht verbreiteten, daß wir Dänen ein sehr schlaues, „heimtückisches" Volk seien, — nur um durch diese Schmeichelei unserer Nationaleitelkeit und recht treuherzig und dumm zu machen, damit sie uns um so viel leichter überlisten können. Solche Mittel finden wir burschikos und politisch erlaubt, ja sogar unschuldig und spaßhaft. Dasselbe können wir leider auch von dem eben erwähnten Terrorismus sagen, durch welchen sie die Theilung Schleswigs herbeizuführen suchen. Wir, und vielleicht nicht ganz wenige mit uns, sind — obgleich besonders durch die eben erschienene merkwürdige Brochure von Wegener die geschichtliche und staatsrechtliche Verbindung Dänemarks mit Schleswig uns bestätigt, unwiderlegbare Licht gestellt ist — im Herzen nie einer Theilung des unheilvollen Zankapfels ganz abgeneigt gewesen. Wir meinten, ohne alle Rücksicht auf geschichtliche Documente, soll der Streit bei den Nationalisten der Jetztzeit, um Ruhe und Ordnung zu erreichen, um die gereizten Gemüther zu versöhnen, vielleicht doch am billigsten und besten in dieser Weise zu schlichten wäre. Wir zweifeln auch nicht, daß unsere Gegner, wenn sie von Anfang an ein Bischen ehrlicher, friedlicher und versöhnlicher aufgetreten wären, es wirklich einmal dahin gebracht hätten. Jetzt aber, wo sie nicht nur auf dem Kampfplatze, sondern vielmehr nach abgeschlossener Waffenruhe, uns so entschieden feindselig entgegentreten, wird Niemand es uns verdenken können, daß wir solche freundschaftliche Opfer nicht mehr so „heinlich" erachten, sondern so viel wie möglich von unserm Recht durchzusetzen entschlossen sind. Wir wollen uns nicht länger der positiven Gewalt hingeben, wir wollen vielmehr im eigenen Interesse uns durch diese Vortheile bewahren, nur wenigstens zu bewesen, daß wir endlich auch etwas von unsern Gegnern gelernt haben; und das große gerechte Deutschland wird es gewiß nicht „heimtückisch" nennen, wenn und die Partei, nach so offenbarer Verhöhnung eines feierlichen Vertrags, nach so schmachvoller Verletzung unserer Nationalität in Nordschleswig, nicht ganz so nachgiebig wie früher finden möchte.

Wir läugnen es nicht, wir stützen uns in diesem Augenblicke nicht bloß auf unsere eigenen Kräfte, oder auf den Beistand befreundeter Mächte, sondern auch auf das Gerechtigkeitsgefühl, das in ganz Deutschland jetzt mehr und mehr Geltung zu erlangen scheint, auf die Erkenntniß, die bei den biedern und humanen Deutschen nach und nach Platz greift, daß wir, weil wir Dänen heißen, doch nicht immer und immer Unrecht haben müssen. Wir sind überzeugt, daß das Volk Holsteins, wenn dessen natürliche Biederkeit und Billigkeit über den denaturirenden juristischen und sophistischen Kopfschwindel gesiegt hat, recht zufrieden sein wird, mit uns einer gemeinsamen freien und selbstständigen Zukunft entgegen zu gehen, wo die Zwistigkeiten Hoffnung über Verachtete Tüchtigkeit nicht ausschließlich in „staatsrechtlichen" Spitzfindigkeiten und unseligen Agitationen bethätigen wird; um einen solchen Zustand herbeizuführen, wird gewiß mancher besonnene, ehrenwerthe Deutsche uns gern die Hand reichen. Unser vielen Zeichen solcher Gesinnung verweisen wir nur auf die Allg. Zeit. vom 9. März, wo sich eine sehr humane Recension über vier dänische Streitschriften findet. Von unserer Seite können wir versichern, daß der unwürdige Schmähartikel gegen die ganze deutsche Nation, den dieselbe Nummer der Allgem. Zeitung nach dem englischen Standard mittheilte, auch bei uns allgemeine Mißbilligung gefunden hat. Er bildet ein Gegenstück zu dem obsiegten Verdammungsurtheil, das ein Holsteiner Herr Mommsen vor einigen Monaten gegen das ganze dänische Volk geschleudert hat, bewegt aber nur, daß es in England eben so große Philister giebt — als Herr Mommsen.

Der Reichstag.

In der fünfzehnten Sitzung gab der Finanzminister einen Bericht über die finanzielle Lage des Landes, so wie er der Versammlung einen Plan zur Deckung der für den Fall eines fortgesetzten Krieges nothwendigen extraordinairen Ausgaben vorlegte. Die Ausgaben der drei ersten Quartale d. J. beliefen sich auf 14,900,000 Rbdlr. Die Einnahmen auf 14 Mill. Für das Jahr 1849 sind die Einnahmen auf 11 Mill., die Ausgaben aber, mit Bezug auf die oben angedeutete Voraussetzung, auf 21 Mill. festgestellt. Die Unterbilanz schieng der Minister vor, theilt durch Verkauf von Sr. Majestät Obligationen, theils durch Ausgabe einer neuen Serie von Creditscheinen mit 1½ Mill., Erhöhung der Kriegssteuer mit 2 Mill. und einer inländischen Anleihe mit 5 Mill. zu decken. — Der Plan wurde zur Begutachtung den Abtheilungen überwiesen. — Auf der Tagesordnung fand ferner das Gesetz über allgemeine Wehrpflicht. Der Justizminister erörterte die Grundlage des Gesetzes und den Zusammenhang der Regierung in dieser Sache: die Wehrpflicht sei in der Gesetzvorlage streng nach dem Systeme der Gleichheit betrachtet, sie gelte für alle Stände ohne Modificationen. Mit dem 18. Jahre könne der Dienst anfangen, wenn der Wehrpflichtige die nöthige körperliche Kraft besitze, sie könne aber auch bis zum 25. Jahre unerfüllt bleiben, nach dem Wunsche des Wehrpflichtigen; erst mit dem 25. Jahre trage die Centrale den Staats an. Stellvertreter sind gestattet. Jeder könne hingehen wo er wolle im Lande, Reisen ins Ausland seien unter wenig beschränkenden Formen erlaubt. Hinsichtlich der Bürgerwehr hätte man besondere Bestimmungen getroffen. Die erste Aushebung jetzt nach einem wenig Gesetze hätte man besonders mit dem 18ten Jahre festgesetzt, dann das Gesetz vom 25. Juli vom 23. September dieses Jahres schließen könne. Der Gesetzvorschlag wurde in die Abtheilungen verwiesen. Zwischen dem Abgeordneten Nee und dem Minister Lehmann entstann sich eine kurze Debatte über die Gültigkeit jenes Gesetzes, indem der Abgeordnete es um als ein provisorisches, einer Jahresmilitärbill der Versammlung bedürftig, betrachtet wissen wolle. Der Präsident forderte einen bestimmten Antrag von Seiten des Abgeordneten. — In der sechzehnten Sitzung Tagesordnung: 1) Zumiesern sollen die an die Versammlung eingegangenen Adressen verlesen werden? 2) In welcher Weise ist die Behandlung der Verfassungsfrage vorzunehmen? Die erste Frage wurde dem Comité für die Geschäftsordnung überwiesen und diese Comité von der Versammlung für permanent erklärt. In der zweiten Frage wurde beschlossen, ein Comité zu deren Erörterung zu bilden, in der Weise aber, daß es von Delegirten aus den Abtheilungen und aus der ganzen Versammlung bestehen solle. Während der Debatten hatte man sich über eine Trennung in der Behandlung des Grundgesetzes von dem zugleich in demselben enthaltenen Wahlgesetze ausgesprochen. Es wurde mit Stimmenmehrheit angenommen, daß erst das Grundgesetz, dann das Wahlgesetz vorzunehmen sei. Ob das Grundgesetz paragraphenweise oder im Ganzen vorgenommen sei, wurde dem Comité zur Prüfung anempfohlen.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter.

Zweiter Artikel.

Gustav III.

Die Kunst, welche von Königen und Fürsten der Dichtkunst zugewandt wurde, hat vorzugsweise die dramatische getroffen. Italien macht eine Ausnahme, schwebt in der früheren Zeit unter dem Kaiser August, als in der späteren unter geistlichen und weltlichen Herren; oder die Bewohner Italiens sind auch kein dramatisches Volk, wie die Spanier, Engländer, Franzosen. Jahier und selbst die Deutschen, wo Philipp IV., Elisabeth, Ludwig XVI., Maximilian, Amalia in Weimar sich des Drama's annahmen, und dadurch den Glanz der Dichtkunst wie ihren eigenen vermehrten. Auch eignet sich keine Gattung derselben mehr für Fürstenhöfe als die dramatische, insofern sie nicht blos gedruckt und gelesen, sondern dargestellt, gehaut und gehört wird, mehr Aufwand erfordert und größere Oeffentlichkeit gewinnt als die übrigen Gattungen. Zwar wirft diese Begünstigung nicht immer Federlich, denn die Dichtkunst sträubt sich gegen jeden Zwang, der ihr von hohen Beschützern leicht auferlegt wird. Nur Shakspeare ist davon auszunehmen; aber sein eigner Genius, sein Volk, seine Zeit waren auch mächtiger als die übertrieb freigebunte Elisabeth, und dasselbe läßt sich von Göthe und Schiller sagen. Die Dichter Philipps IV. und Ludwigs XVI. waren nicht ganz frei; sie lebten von der Gunst dieser Könige, sie standen in ihrem Solde.

Die schwedische Dichtkunst hat ein ähnliches scheinbar günstigeres, in der That mißhaltigeres Schicksal gehabt. Gustav III. war nicht blos Beschützer und freigebiger Gönner der Gelehrsamkeit und Kunst, er war selbst Dichter, und zwar fruchtbarer, aber leider kein eigenthümlicher, kein großer dramatischer Dichter. Er lag ganz in den Fesseln des französischen Geschmacks. Er schuf eine Bühne, aber trotz der vaterländischen Stoffe, die er bearbeitete, (Gustav Wasa, Gustav Adolf und Ebba Brahe, Sten Brahe, Helmfelt, Gustav Adolfs Eheimuth) keine vaterländische, und wirkte durch diese und eigener Kraft wenig, noch weniger durch Andere, die als Dramatiker sämmtlich noch unter ihm standen. Letzteres zeigt sich besonders bei Kellgren nicht nur in seiner eigenen Schaufpielen, sondern in seiner Bearbeitung der Entwürfe Gustavs und in der Umwandlung der profaisch geschriebenen Stücke des Königs in Verse. Hier findet sich die französische in Alexandrinern einherschreitende Redseligkeit in ihrer ganzen, nicht gedankenarmen, aber aufgeschwatzten vornehmen Steifheit. Nicht besser sind Leopold und einiger andern Dramen, nur zwar sind eben die Dramen dieser Gustavianer die mittelmäßigsten unter ihren Arbeiten; die lyrischen und satirischen bei weitem erträglicher, zum Theil sogar gut. Gustavs Verdienst ist demnach ein nicht geringes. Er regte wie Preußens Friedrich der Große das dichterische Vermögen seines Volkes überhaupt an, und dies machte sich allmälig, ja schon zu seiner Zeit, von dem herrschenden Hofgeschmacke los.

Indem ich A. Nydellus, O. v. Tolln und Frau Chr. Nordenflicht übergehe, die von einem Geschicksschreiber des schwedischen Schriftenthums als Stellvertreter der drei Entwickelungsstufen vor Gustav angenommen werden, wende ich mich an Bellman, Creuz und Gyllenborg, und zunächst an den ersten.

Carl Michael Bellman

verdient vor Allen eine genauere Betrachtung. Sein äußeres Leben bietet nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Er war geboren zu Stockholm den 4. Februar 1740, und starb daselbst als Postsekretär und Lotteriebeamter am 10. Februar 1795, und scheint sein Vaterland, wie Sokrates und Kant, niemals verlassen, ein Alles beben gesührt und sich in seinen geselligfreundschaftlichen Verhältnissen bis an sein Ende heiter und wohl gefunden zu haben. Als Volksdichter, — denn das ist er den meisten und besten seiner Gedichte zufolge, trop einer gewissen gelehrten Anstriches, den ihm der damalige Geschmack mittheilte, hat er so viel Eigenthümlichkeit, daß er sich weder mit unserm Claudius, noch mit dem französischen Branger, auch nicht mit Anakreon, am wenigsten mit Pindar vergleichen läßt. Denn selten hatte wohl ein Volksdichter eine so bestimmte Oertlichkeit, wie so gleichsichenden Mittelpunkteeis, wie sie Bellman hatte und benutzte, und für welche er diejenigen seiner Gedichte, die nachher unter dem Titel „Fredmans Epistlar" erschienen, dichtete, sie mit Tonweisen versah und sie dort einführte. Dieser Ort war ein Wirthshaus in Stockholm, wo sich eine Gesellschaft von Personen aus den mittleren und niederen Volksklassen zusammenfand, die in den Gedichten namentlich vorkommen und in der mir vorliegenden Ausgabe mit Bemerkungen versehen sind. Den Anfang macht „Fredman, bekannter Uhrmacher in Stockholm ohne Uhr, Werkstatt und Vorrath." Sodann „Ulla Winblad, Nymphe und Priesterin im Bacchustempel, Tochter eines Gardevorporals a. D.; Bater Berg, Tuchenmacher und Stadtrentmeister auf mehrere Instrumente; Vater Bergström, Kammerjagdbläser im Katharinenorden; Korporal Molberg, Hausbesitzer in der Hornagasse, ehemaliger Fabrikant, auch Ritter ohne Haus, Pferd und Schabracke, endlich Tanzmeister; Eric Bergström, eine reisende Person, mehrentheils Marschall und Tafeldecker auf Hochzeiten und Bällen u. s. w." Die Liste enthält etwa dreißig Namen mit ähnlichen Bezeichnungen und schließt mit der Steuermannstochter Greichen. Den Liedern sind in der von Kellgren mit einer Vorrede versehenen Ausgabe die Gelegenheiten sämmtlicher mitgetheilter 82 Lieder hinzugefügt mit einer Begleitung auf dem Flügel, wobei mehrere Noten der Singstimme mit Nachahmung der dabei begleitenden Instrumente, z. B. des Waldhorns, der Klarinette, des Fagotts, der Geige, Flöte, Oboe, Trommel, Trompete, Pauke, ohne Worte gesungen werden müssen. Den den Tonweisen sind gewiß die meisten von ihm wirklich erfunden, wenn gleich mehrere, wie Wiesenlarn in seiner „schönen Literatur Schwedens" meint, auf alten Volksweisen beruhen mögen. Auch sind mehrere dieser Lieder mit Strichen in Prosa, und zwar nicht blos in schwedischer, sondern auch in französischer und deutscher Sprache untermischt, und an französischen Anbrücken fehlt es selbst den Versen nicht. Schon aus der Bezeichnung der vorher angeführten Personen der Wirthshausversammlung geht hervor, daß die Redeweise nicht der höheren Bildung angehört, sondern sich unverhüllt ausspricht, und sich selbst größerer Scherzworte nicht enthält. Viele haben den Dichter dies zum Vorwurf gemacht und daran Anstoß genommen, wie etwa an manchen Ausdrücken und Einfällen Shakspeares und seiner Zeitgenossen, oder des Aristophanes; aber die Entschuldigung oder Rechtfertigung, die man für diese aufführt, und die theils in dem Geist und Geschmack der Zeit, theils in den gewöhlten Verhältnissen und Personen liegen, darf man auch wohl Bellman zu Gute kommen lassen. Große Dichter bedürfen in diesen Punkte der Nachsicht, ja sie sind dazu berechtigt, sich über das, was die Zeitsitte zum Gesetz macht, aber von der echten, reinen Natur oft keineswegs gut geheißen wird, hinwegzusetzen, und sie müssen es, wenn sie die Maler ihrer Zeit sein, oder wenn sie einen höheren Gedanken zu völliger Geltung bringen wollen. Man erinnere sich an das Nachtwächterzwischen in Shakspeare's Macbeth oder an die Derbheit des Ship von Berthängen gegen die Rathsherren von Nürnberg in Göthe's Trauerspiel, und gedenke daneben daß die Gesichtnisse eines Dichters nicht immer reine Wahrheit, sondern eben Dichtung sind. Bellman war im Leben weder ein Schwelger noch Säufer, wenn er gleich in einem Gedichte sagt: „Hier lieg' ich im Rinnstein und betrachte meine alten Schuhe", und sind seine Bierlieder schwunglos Zoten. Die Unbefangenheit freilich, womit er in demselben Liede seine Mutter erst schimpft und ihr zuletzt doch dankt, mit seinem Vater sich verbeichtet und ihn geboren zu haben, hat kaum ihres Gleichen, und doch kniipft sich daran oder liegt eben darin eine Herzlichkeit, eine Innigkeit und Rührung, und der man allerdings bald wieder durch eine offene Erklärung seines unwürdigen Dichtes herausgerissen wird. Löst man sich durch eine solche grelle Mischung nicht zurechtfrechen, so findet man bald, daß in der Nachheit der Darstellung, in der buchanstichen Aufgelassenheit ein tiefer Ernst verborgen liegt. An die Aufforderung zum Lebensgenuß, zur Hingabe an Trunkenheit und Rausch schließt sich meistens, wie bei Horaz, der Hinblick auf die Vergänglichkeit aller irdischen Freuden, an Tod und Grab. So ist denn das Humoristische die Grundfarbe seiner Gedichte, wiewohl er das Idyllische und Religiöse nicht minder liebt, und mehrere rein idyllische und religiöse Lieder gedichtet und religiöses auch in Prosa geschrieben hat unter dem Titel: „Betrachtungen über mehrere evangelische Texte, oder Predigten." Immer aber ist er ursprünglich und selbst derbkräftig dichterisch. Niemals vielleicht giebt er sich einer nackten Begriffsdarstellung oder einer überhäuften Malerei und Reflexligkeit hin. Seine landschaftlichen Schilderungen sind nie zu gedehnt, sondern treffend und gehören zu den besten ihrer Art. Freilich muß man mit der örtlichen Beschaffenheit Stockholms und der Umgegend bekannt sein, um dies beurtheilen und fühlen zu können. „Darf man sich wundern, — ruft Wieselgren aus, — wenn auch der nüchternste Stockholmer sich von den naturgetreuen Claude Lorrainsgemälde in „Ulla Winblads Heimreise vom Malarsee an einem Sommermorgen 1769", noch jetzt ergriffen fühlt? Hier ein paar Stellen daraus:

Schon Marienberg! sind ihr
Streng' dich zu sehen!
Wo es geld und weiß dort blizt,
Schaaf ein Zelt zu stehen.
Holt ergötzt die Feuerreihe'
Der Salpeterfederer.
Gut dort schmeckt es! Kaf es frei,
Ulla, und gestehen!

Thurmesspitzen blinken rein,
Krenz und Fahnen glimmen.
Morgenrothes klarer Schein
Sieht im Strom du stimmen.

Digitized by Google

Fröhlich spielt ein Kind am Strand,
Sammelt Stein' in seiner Hand,
Wirft sie dann fernab vom Land,
Wo die Wänse schwimmen.

Er ist in diesem Gedichte, wie in vielen andern, ein echt schwedischer Dichter, ein Dichter der Gegenwart, wie er denn selbst die Gebrechlichkeiten seiner Zeit nicht verläugnen kann. In seinen Wirthshausgedichten herrschen nicht etwa blos Bacchus sondern fast sämmtliche heidnische Götter; seine Hirtengedichte nennt er Pastoralen, seine Hirtinnen heißen außer Lilla auch Amaryllis, in den Hainen wohnen Nymphen, in den Gewässern Neptun und Sirenen, in der Luft Aeolus, in der Unterwelt Pluto. Daß reinweiß es von Fremdausdrücken, wie Courage, Bagage, Cousine, selbst Canaille; und wenn man glauben möchte, daß ein solches Durcheinander absichtlich sei, etwa wie bei unsern Jean Paul, so ist es doch wohl mehr dichterische Mosesspitze, wie denn selbst Göthe gethan, daß er einige heidnische Götter, z. B. Amor und Luna, nicht wohl habe entbehren mögen. Die griechisch-römische Mythologie scheint Bellmann Zeitgenossen völlig bekannt gewesen zu sein, wenigstens that sie dem Beifall nicht Eintrag, den er sich mehr noch bei den niederen als bei den höheren Ständen erwarb. Der Volksmund erkennt es sich in einem hohen Grade, und nicht nur bei der Mitwelt, sondern auch bei der Nachwelt bis auf den heutigen Tag. Jährlich am 26. Julius wird sein Andenken von einer ähnlichen Gesellschaft — Par Brickole — wie diejenige war, welche seinen Genius weckte, — und von der ganzen Hauptstadt im Thiergarten Stockholms gefeiert, wo an einem der belebtesten schattigen Punkte sein von Byström verfertigtes lebensgroßes Marmorbild von Bergen auf Kosten der genannten Gesellschaft an diesem Tage errichtet ist.

Daß es ihm an Anhängern nicht fehlte, läßt sich leicht denken; aber seiner derselben erreichte ihn, wenn auch Einige, z. B. C. A. Roth, nicht ohne Fähigkeit waren. Je eigenthümlicher das Vorbild, desto schwieriger hat es freilich der Nachahmer. Hören wir nur die Schilderung, welche C. J. Berg'ström von seinem Landsmann entwirft: „Das Wunderbarste ist, daß Bellman bei seinem dichterischen Geiste ein ungemeines musikalisches Vermögen hatte, wovon seine Freunde Seltsames zu berichten wissen. Wenn ihn der Wein entflammt hatte, suchte er sich zuerst eine Lowoelse zu seinem Gesange, stimmte diese und die Klänge der Lowoelsenge, die er dabei benutzen wollte, mit dem Munde und fingerte sie auf dem Tische, und gab dann oft stundenlange Stegreifgesänge, bald einer größeren Gesellschaft, bald einzelnen Fremden, nach dem Klange, bis er endlich wie eine Sibylle oder Pythia ermattet sinsank. Noch kurz vor seinem Tode dogrüßte er seine vertrauensvollen Freunde mit einem Abschiedsgesange, in den er alle Strahlen seiner schöpferischen Kraft zusammendrängte, um sie noch einmal „den Bellman", wie er sie sonst ausdrückte, hören zu lassen. Er sang mit kurzen Unterbrechungen eine ganze Nacht, er ging sein ganzes heiteres Leben durch, pries die Mitte seines Königs, ergoß sich in Dank gegen die Vorsehung, daß er ein'n der schönsten Länder der Welt zur Heimath erhalten habe, daß er in der Mitte eines edlen Volks geboren sei, gelebt habe und sterben werde, und richtete an jeden der Zuhörer Verse, welche die Eigenthümlichkeit ihres Verhältnisses zu einander bezeichneten. Bei Tagesanbruch hatten ihn diese mit Thränen in den Augen, daß er aufhören und sich schonen möge. Aber er antwortete: Laßt uns sterben, wie wir lebten, im Genusse der Tonkunst! — leerte gum letztenmal seinen Becher, und beschloß seinen Schwanengesang." Aber er war nicht blos Dichter und Sänger, er war auch ein gefühlvoller Mensch. Einige Tage nach dem Tode des Dichters Lidner brachte er der dürftigen Wittwe desselben funfzig Thaler mit den Worten: Siehe da, das habe ich für dich zusammen gesungen!

Indem ich nun einige Proben seiner Gedichte gebe, muß ich für meine Uebersetzungen um gnädigste Nachsicht bitten. Ich hatte Gedichte von Bellman, besonders die Bacchischen für nicht weniger schwierig zu übersetzen als Dante's göttliche Komödie, Sonette und Canzonen. Die schwedische Sprache steht in Rücksicht der Reichthums an Reimen der italienischen nicht nach; dazu kommen die kurzen Zeilen, und die Leichtheit, mit welcher Bellman seine Sprache, statt wie Fischart die deutsche, behandelt. Doch trifft dies freilich nicht alle seine Gedichte. Ich beginne mit einigen Zeilen, die er auf den Abt Bogler in der Sakristei aus dem Stegreif niederschrieb; die zweite Probe ist ein idyllisches, und die dritte eines seiner Trinklieder. Das letztere verräth schon in seinen Worten die Lowoelse, auf deren Mittheilung ich nur ungern verzichte.

Als Abt Vogler am 18. September 1786 die Orgel spielte.

Trägst, Abt Vogler, du und vor
Auf der Orgel Donnerkunde,
Dann weh'n ins betäubte Ohr
Klänge, wie aus Orcus Schlunde.
Sturm, Gebrach und Aetnabrand,
Schauder, Jammer, Angstgebühre
Raset durch die wilden Töne,
Die du schaffst mit Fuß und Hand.

Doch dein sanfter, milder Schlag
Weiß uns Seligkeit zu malen;
Denn erscheinet Evens Tag
Mit der Morgenröthe Strahlen.
Offnet Lipp' und Aug' der Schmerz
Mit Gesang' und Thränenguße.
Rinnt das Blut in rascher'm Flusse,
Zuckt himmelauf das Herz.

Tischsang.

Auf, Amaryllis, auf von dem Pfühle!
Liebliche Kühle
Labet ein.
Morgenrothol Strahlen
Wandersam malen
Berge sammt Thalen,
Flur und Hain.
Amaryllis, höre, du wirst linden
Frieden in Neptunus Schooße finden;
Nicht darf länger die Gott Morpheus binden
Lippen und Busen und Angeleins Schein.

Komm denn und fische, schön ist der Morgen;
Sey' ohne Sorgen
Dich zu mir.
Schnicke dich, Schätzchen,
Schnell mit dem Bützchen!
Hechte ins Netzchen
Laufen dir.

Amaryllis, Liebchen, auf, erwache,
Mach ein frey Gesichtchen, scherz' und lache!
Mit Sirene sammt Delphin im Bache
Gleiten und schaukeln und plätschern dann wir.
Schaue den Himmel mit goldenem Blinke!
Rinnt nun die Ruhe,
Spute dich!
Weh' meinem Glücke,
Wenn du mit Tücke
Heute zurücke
Weisest mich!
Laß' uns fahren zu dem dunkeln Grunde,
Oder zu dem lieben grünen Sunde!
Zeuge war er unserm Liebesbunde —
Lhyrsis, der arme, drob härmete sich.

Nun in dem Nachen sei es gesungen!
Liebesumschlungen
Ich und du!
Aeol mag klagen!
Will er uns plagen,
Gleich' du Behagen,
Trost und Ruh.
Folgsam auf des Wasers wildem Toben
Sei, von die umarmt, der Kahn erhoben:
Meine Treu soll sterbend du noch loben!
Hörest, Sirenen, und singet uns zu!

Fredmans Epistel an Kilberg. Bacchus-Diener und Ordensofficiant im Tempel.

Elegie.

Herz, du bist traurig,
Geige, wie schaurig
Klingst die Quart und Quint! Pling, plang!
Lichter, sie sehlen
Sammt den Pokalen.
Wo nur die Schenke sind? Kling, klang!
Seht im Winkel Geig' und Pfeife hangen,
Die zur Weihnachtszeit so herrlich klangen.
Kilberg ist nun Teb'd davon gegangen.
Klingell, plingell, klingell, klang.

Himmel, o sehet,
Fromm, dort stehet
Noch ein geleertes Glas. Pling, plang!
An der Tapete
Hängt die Trompete,
Ach, wie betrübt ist das! Kling, klang!
Seht die Wirthshausthür, ihr Freund', halboffen!
Unsern Tisch liegt dort vom Zeb getroffen
Kilberg — ach, was ist fortan zu hoffen?
Klingell, plingell, klingell, klang.

Lärm will ich machen,
Poltern und krachen,
Laßt sich denn Niemand stehn? Pling, plang!
Wer die Gerüste,
Köpflinge wohl drehte?
Was ist denn dort geschehn? Kling, klang!
Alles Bier ist ja der Teufe entflossen!
Das hat, mein' ich, selbst den Zeb verdrossen!
Leer die Tonne sand er, ihr Genossen.
Klingell, plingell, klingell, klang!

Lasset sich schauen
Chaven, den grauen
Nachen zu mir gekeilt? Pling, plang!
Flaschen, dann weichet!
Strick mir gereichet,
Lieber mich aufzuhenkt! Kling, klang!
Well, ade, ich will mich vor ihr wahren,
Mag der Traumweis dann Verbot erfahren!
Kilberg steht schon in der Engel Schaaren.
Klingell, plingell, klingell, klang.

K. L. Kannegießer.

Digitized by Google

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Norwegen.

△ Wie bei den Schweden und Dänen, so tritt auch hier stets in den letzten Monaten des Jahres eine Stille in dem literarischen Leben ein, gewöhnlich freilich, um es kurz vor Neujahr oder nach diesem einen um so größern Aufschwung nehmen zu lassen. Wenn wir daher etwas über die neueste Literatur Norwegens berichten wollen, sind wir schon genöthigt, ein Paar Monate zurückzugehen, und wenn auch die letzte Hälfte des Jahres 1849 wenig in Quantität gebracht hat, so hat es doch einige kleine Werke, die von großer Bedeutung für die ganze Literatur und für die Sprache Norwegens sind, an's Tageslicht gefördert. Wir zielen auf Professor P. A. Munch's „Det gotiske Sprogs-Formlære“ (die Formlehre der gothischen Sprache) und „Sammenligende Fremstilling af det danske, svenske og ydste Sprogs Formlære“ (Vergleichende Darstellung der Formlehre der dänischen, schwedischen und deutschen Sprache), so wie auf J. D. Aasen, „Det norske Folkesprogs Grammatik“ (Grammatik der norwegischen Volkssprache) hin. — Die beiden erstgenannten Schriften, die von Feilberg und Landmark in Christiania verlegt sind, schließen sich gewissermaßen an die letztgenannte an, indem alle drei auf eine Regeneration der norwegischen Sprache mit der Sprachstudiums hinarbeiten. — Es ist eine bekannte Sache, daß die dänischen und germanischen Sprachen verwandt sind; die gothische Sprache ist ferner ein Zweig des deutschen oder südgermanischen Sprachstammes, der dem nordischen oder nordgermanischen coordinirt ist; sie beide sind aus einer gemeinsamen germanischen Ursprache entsprungen. Die „Formlehre der gothischen Sprache“ ist ein Abschnitt einer Reihe Vorlesungen über die germanische Sprachgeschichte im Allgemeinen, die verdiente insbesondere, welche der geistreiche Herausgeber im Jahre 1847 zu Christiania bleit. „Die gothische Sprache,“ sagt das Vorwort, „zeigt von allen germanischen Sprachen die meist ursprünglichen und von der gemeinsamen Ursprache am wenigsten abweichenden Formen, mit noch zum Theil unverändertem Vocalen, nicht assimilirten oder abgeschliffenen Consonanten, und bietet uns somit mehr wie die übrigen verwandten Sprachen eine Gelegenheit dar, gleichsam in die heimliche Werkstatt der Sprachübergänge einen Einblick zu thun.“ Der Verfasser hat für seine Darstellung ein gründliches Studium der Sprachwerke des berühmten Jacob Grimm so wie von Gabelenz's und Loebe's gothischer Grammatik mitgebracht, und so kurz auch seine Schrift ist (115 Octav-Seiten), so sehr sie auch nur Leisaden eines angehenden Studenten der gothischen Sprachformen sich bekundet, so hat sie doch durch eine klare, einfache Darlegung jener Formen ein unstreitiges Verdienst um die nordischen Sprachen. Das Buch beschäftigt sich nur mit den einen Zweige der germanischen Ursprache, und erhält dadurch für Leser, die, wie die skandinavischen Völker überhaupt und die Norweger insbesondere, das Gothische namentlich mit Beziehung auf die altertümlich-norwegische Sprache, die isländischen und einen Theil der norwegischen Volksdialecte studiren wollen, ein weit brauncres Material, als in z. B. J. Grimms Werken, wo das Gothische, in Folge des Planes seines Werkes, doch nur stets mit Rücksicht auf und im Verein mit den übrigen Sprachzweigen — wenn auch noch so meisterhaft — behandelt ist. — Die andere Schrift, die die Formen der dänischen, schwedischen und deutschen Sprache vergleicht, ist ein ebenso schätzenswerther Beitrag zum richtigen grammatischen Studium und der erste Schritt zu einer ebenso klaren wie interessanten Methode, die grammatikalischen Begriffsverwirrungen zu heben. — Die „Grammatik der norwegischen Volkssprache von Aasen“ ist nicht allein ein höchst interessantes erstes Werk seiner Art, sondern es bietet uns in einer genialen Darstellung der verschiedenen norwegischen Dialecte, die alle mehr oder weniger mit der Ursprache, dem Isländischen, übereinstimmen, ein Resultat des unermüdlichsten Forschens. Der Verfasser beschäftigt sich jetzt mit den Vorbereitungen zu einem norwegischen Wörterbuche, das sich an die Grammatik anschließen wird. Diese ist auf Kosten der königl. norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften bei Werner u. Comp. in Christiania erschienen. 234 Octav-Seiten stark. — Die Regenerationen der norwegischen Sprache, namentlich der Schriftsprache war schon längst seitdem Jahre 1814 das Augenmerk vieler Schriftsteller des Landes, die mit Bedauern die reichen Schätze der Volkssprache unbenutzt wußten. Das kleine Felsenland schreitet mit jedem Jahre mächtig in Selbstständigkeit und Wohlfahrt vor; die Läuterung der Sprache, wenn das Bedürfniß hierzu auch lichtem Nationalitätsgefühl entspringt, ist unstreitig ein Schritt vorwärts, und wenn dieses mit einer so entschiedenen Gründlichkeit und Glück wie in den genannten Schriften vorgenommen wird, läßt es auf schöne Früchte schließen.

— Wir machten in einer frühern Nummer dieser Zeitung auf die Erfindung einer neuen Art Violinen von Ole Bull aufmerksam; der berühmte Künstler hat jetzt selbst die erste Violine von 16jährigem (?) Holze nach seinem Principe verfertigt. Er hält sich für den Augenblick in Paris auf, wo er zeigt von demselben jenes Holz nun nach seinem neuen Principe 8 Violinen, 8 Bratschen, 8 Violoncellen und 8 Contrabässe verfertigen läßt. Der überaus schöne und volle Ton des neuen Instrumentes in Verbindung mit der Bereitelästigung und der Anziehung obiger Sammlung von Streichinstrumenten nach demselben Principe versprechen, wird in dem Orchester, wo Bull die Sammlung anbringt, ganz die Schwierigkeiten heben, die stets mit der Benutzung von ungleichen Instrumenten in allen Concerten verknüpft waren. Der Künstler gedenkt bald in sein Vaterland zurückzukehren. — Bull ist aber nicht der einzige Künstler Norwegens, welcher im Auslande Furore macht; auch die Maler Hans Gude und Tidemand haben die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen. Der Letztere hat besonders Anerkennung in Holland gefunden, und man beklagt von Amsterdam aus, daß er der dortsährigen Kunstausstellung keine seiner Arbeiten gesandt habe; Gude hat viel Aufsehen mit einem Bilde „Lofoten“ gemacht; „sein Renommee ist durch dieses sein erstes dargestanden Bild begründet“, — schreibt man von Amsterdam aus — „und er hat sich ein weites Feld für seine vortrefflichen Arbeiten hier eröffnet.“ —

Schweden.

‡‡ Stockholm, den 14. November. Der licht schwedische Herbst ist da. Nach hellen Tagen in der ersten Hälfte Octobers, mit reichem Glanze die schöne Lage unserer Hauptstadt hervorhebend, sahen wir seit fast vierzehn Tagen nur Nebel und Regenwolken. Die Nebel haben sich schon in Schnee und Eis umgewandelt, und schon fangen die lustigen nordischen Schlittenfahrten an. Doch — ich spreche Ihnen von Regenwetter und Schlittenfahrt und beides gehört ja nicht in mein Gebiet. Lassen Sie mich Ihnen lieber von der Kunst erzählen, auf die wir Schweden uns auch etwas verstehen wollen. Thalia's Tempel hat seine Hallen wieder geöffnet. Das königliche Theater feiert vom Mitte des Monats Juni bis gegen Anfang September, während der Zeit gehen unsere Künstler entweder in die Provinzen, um Gastconcerte zu geben und Geschäfte zu machen, welche beide Dinge doch nicht immer so ganz vereinigt sind, oder sie genießen des Landlebens, welches bei der wahrhaft edlen Gastfreiheit unserer größeren Gutsbesitzer und unseres Adels ihnen leicht und doppelt angenehm wird.

Jetzt sind wieder alle Stockholmer Künstler hier anwesend, sowohl Schauspieler als Sänger. Das königliche Theater ist in voller Wirksamkeit; Oper und Schauspiel wechseln ab, und das letztere, welches im vorigen Jahre (wegen des häufigen Auftretens der Jenny Lind) sehr darnieder lag, wird jetzt fleißig von den Künstlern gepflegt, und von dem Publikum besucht. Die Oper hat mit der „Zauberflöte“ die Reevetoir angefangen. Fräulein Bernard, Tochter des hiesigen Tapezierers und seit dem Frühjahr bei dem königlichen Theater engagirt, gab darin die Rolle der Pamina. — Die Stimme ist schön, und die Kunstfertigkeit der Sängerin keine gewöhnliche. Kann sich diese gleich als Pamina nicht gelteud machen, so hat sie doch bei der Darstellung sowohl musikalischen Sinn als Innigkeit gezeigt.

Die Zauberflöte ist die einzige Oper, welche während des Herbstes noch von den königlichen Sängern aufgeführt werden, denn eine italienische Gesellschaft hat seit einigen Wochen im Königl. Theater ihre Vorstellungen gegeben. Diese Italiener haben das Publikum in zwei Parteien gespalten; ein Theil besselben ist von ihren Leistungen entzückt, — vielleicht um der Mode zu huldigen, — ein anderer, wiewohl kleiner, doch unstreitig kundigerer Theil, strändt sich mit aller Macht dagegen; denn unsere hier zu Lande giebt es sowohl Künstler als Dilettanten, die nur Haydn, Mozart und Beethoven anerkennen und denen italienische Musik eine Art Gräuel ist. Das größere Publikum aber geht, ohne zu reflectiren seinem Vergnügen nach, und man muß gestehen, daß die Italiener eine ungewöhnliche Macht besitzen, die Leute hinzureißen. Das haben sie von ihrem schönen Lande, von dem blauen Himmel und der herrlichen Luft Italiens gelernt, und hier mitten im kalten Norden, wo Regen und Schnee sie zeit überfallen, haben sie ihre Kunst doch nicht verlernt.

Das Publikum läuft diesen Fremdlingen nach, ungeweiß, ob ihm in diesen Winter wieder die unvergleichlichen Genüsse zu Theil werden, die sie im vorigen Jahre unserer Jenny Lind verdankten; wie wissen nämlich noch nicht, ob sie „all England“ uns nicht rauben wird. Von ihrer Ankunft oder Abwesenheit hängt der Charakter unserer gesellschaftlichen Vergnügungen ab; im vorigen Winter hatte sie das sonst so langsinnige Stockholmer Publikum zu einem musikalisch-ästhetischen umgewandelt. Das Streben eines ganzen Tages bestand oft darin, ein Billet für den Abend zu erhalten, wenn „Jenny“ sang. Sogar die Politik kominirte sie, denn als im vorigen Winter auf dem Ritterhause, der Chef der conservativen Partei, Herr v. Hartmannsdorf bei einer Bestirung unterlegen war, beflagte er sich in einer Rede darüber, indem er der Jenny Lind der Schuld beimaß. —

Digitized by Google

Belgien.

Belgische Archive.

Eine kurze Notiz über die reichen belgischen Archive, deren Schätze von deutschen Geschichtschreibern noch lange nicht genug gewürdigt werden, obgleich sie ihnen eine so reiche Ausbeute liefern könnten, wird den Lesern dieser Blätter gewiß nicht unwillkommen sein. Belgien besitzt eine so zahlreiche Depots, in denen noch manche kostbare Urkunden vergraben sind, wie kein anderes Land von gleich geringem Umfange; die hohe Wichtigkeit, die Belgien vor Alters in der Geschichte behauptete, und die Existenz so vieler reicher, Kunstverdienter, auf einen geringen Raum zusammengedrängter Städte erklärt diese Erscheinung. Namentlich hat der Generalarchivar Gachard, der auch im Monitour Belge ausführliche Nachrichten über die seiner Aufsicht übergebenen Archive mitgetheilt, sich um die Ordnung der werthvollen, auf die politische, artistische, industrielle, commercielle, bürgerliche, geschichtliche und militairische Geschichte des Landes bezüglichen Documente sehr verdient gemacht. Deutschen Gelehrten ist namentlich das Lütticher Archiv zur Beachtung zu empfehlen, da sich hier wortvolle Aufschlüsse über das eigenthümliche Verhältniß der Lütticher Fürstbischöfe zum deutschen Kaiserreiche und über so viele Intriguen zwischen Frankreich und den deutschen Kaisern finden. Die Lütticher Archive gehen bis auf die Zeiten der Franz, Austrasien und sind außerordentlich reichhaltig. Die Archive des bischöflichen Privatrathes und der Stände enthalten über zweitausend Register. Ueber die Geschichte Friedrich Wilhelm II. von Preußen erhält man viele interessante Aufschlüsse. Auch das Archiv zu Tournai ist sehr wichtig, besonders sind aber die Archive zu Gent, Brügge und Antwerpen nicht zu übersehen; sie bieten dem Forscher reiche, auf die Geschichte Lothringens und des sogenannten Reichs Flandern bezügliche Ausbeute, enthalten auch viele Urkunden, die über die innere Geschichte des Landes, namentlich über die Kämpfe zwischen Volk und Fürsten ein ganz neues Licht verbreiten. Für die mittelalterliche Rechtsgeschichte sind die Depots der oben genannten drei Städte von ungemeiner Wichtigkeit. Die meiste Berücksichtigung verdient aber noch das deutsche Archiv zu Brüssel, was auch bereits verschiedenen deutschen Historikern, wie Ranke, Long und Duller, eine reiche Ausbeute geliefert hat. Als im Jahre 1792 die Oesterreicher aus Belgien abzogen, führten sie auch ihr Archive zum Theil mit sich fort, wohin es denn kommt, daß der belgische Geschichtschreiber viele der wichtigsten, auf die Landesgeschichte Bezug habenden Documente in Wien zu suchen hat. Allein das, was zurückgeblieben, war noch ansehnlich genug. Alle diese Schätze blieben bis 1831 unbenachtet liegen, ehe man daran dachte, die allen Urkunden zum Nutzen der Wissenschaft ordnen zu lassen und sie dem Publikum zugänglich zu machen. Die Ordnung der deutsch geschriebenen Documente übertrug der Minister de Theux dem wackern Gerremanns, einem belgischen Gelehrten, der aber in Folge seines so erfolgreichen Wirkens als deutscher Schriftsteller theilweise als ein deutscher zu betrachten ist. Das deutsche Archiv in Brüssel, welches sich durch eine musterhafte Ordnung auszeichnet, ist gewissermaßen eine Schöpfung Gerremanns, der sich dadurch um Belgien und Deutschland ein unverkennbares Verdienst erworben hat. Dasselbe enthält viele auf den dreißigjährigen Krieg bezügliche Documente und verbreitet manches Licht über die Periode, während welcher Belgien unter Oesterreichs Herrschaft stand und über die belgische Revolution von 1788. Nicht genug zu rühmen ist die Liberalität, mit der man dem Fremden die Benutzung der belgischen Archive gestattet. Es sollte uns freuen, wenn diese kurze Hinweisung auf die reichen Schätze, die Belgiens Archive bergen, die deutschen Gelehrten veranlassen würde, ihre Ausmerksamkeit vorzüglich auf unser stammverwandten Nachbarland zu richten; ihr Fleiß würde ohne Zweifel reich belohnt werden und ihren Forschungen es gelingen, manche dunkle Stelle in der deutschen Geschichte in ein helleres Licht zu setzen. r.

Holland.

Ordnungen, den 12. October. Der hiesige Kunstverein „Pictura“ hat in diesen Tagen Gericht über die bei dem Concurs von 1848 für Malerei und Zeichenkunst eingegangenen Arbeiten gehalten. Die Aufgabe war: „Eine Mutter theilt mit ihren Kindern den letzten Bissen Brod.“ Von Gemälden waren zehn sehr gute eingereicht, unter denen als das vorzüglichste das Werk des Herrn Ostenga von hier (zegt in Antwerpen) gerühmt wurde. Von den Zeichnungen ist aber keine des Preises für würdig erklärt worden.

Feuilleton.

St. Gergue. *)

Die Nacht war schon im Begriffe, ihre Herrschaft in den tiefen überschatteten Thale anzutreten; die Nebel senkten sich mit der zunehmenden Dunkelheit auf die tiefe Kluft herab, längs deren einer Seite sich ein schmaler und gefährlicher Steg um die scharfen Kanten und hervorstehenden Wände der Granitklippen schlängelte. Die Gegend zeigte sich in diesen Halbdunkel schon einsamer als die, und selbst die Dunkelheit vermochte die eigenthümliche Wildheit und Armuth dieser Natur nur um Weniges zu schmälern. Das Thal, in dessen Tiefe der reißende Fluß sich mit unglaublicher Heft dahinbrauste, war zu eng, um irgend eine Aussicht in die höheren Bergpartieen zu gewähren; die Umgebungen aber, welche es unmittelbar einschlossen, waren, obgleich nach einem kleineren Maßstabe gebildet, doch in sich selbst imposirend und charaktervoll genug, um einen Begriff von der malerisch hohen Schönheit einer wilden Berggegend zu geben. Die Natur gebehrte überall sich selbst; nirgends das geringste Zeichen von Cultur. Das Thal gebörte nicht zu jenen grasreichen Vertiefungen zwischen den Bergen, welche idyllische Freistätten für genügsame Menschen bieten; es war nur ein breiter Klippenriß, den der heftige Bergstrom in tausendjähriger Arbeit durch diese verworrene Steinwelt gebrochen hatte, um in niedriger liegenden Gegenden seine Wellen mit denen der kleinen Bäche zu vereinigen, und dann mit ihnen zusammen sich in das freie Meer zu stürzen. Dieser Mis aber trug dazu das Gerölge jener unzähmbaren Gewalt, mit welcher der Fluß sich freien Lauf geschafft hatte. In vielfältigen Windungen schlängelte er sich hin und her, bald den Fuß der Klippen untergrabend, bald einen schmalen Felsenpfad zu einem bequemen Durchgange entdehnend; hier mußte er in kesem Sprunge sich über die steile Bergwand stürzen, dort wieder ein in seinem Wege liegendes Granitstück überschäumen. An anderen Orten verschwand er ganz in der Tiefe und wand sich im Dunkel durch unterirdische Gänge, um wieder Freiheit und Licht zu gewinnen; man hörte wohl sein Brausen, doch konnte Laute konnte man nicht sofort.

Hohe Steinmassen überragten das Flußbett auf beiden Seiten, einige gleich soljen Nadeln in die Wolken reichend, andere mit ihrer breiten Seite dem Schlunde zur Einfassung dienend, bieß von ungeheuren, unordentlich über einander hingeworfenen Klippenmassen aufgethürmt, jene in sich selbst zerfoolten und zu den wildesten Formen zerrissen. An vielen Stellen neigten sich die Klippen von beiden Seiten so sehr zu einander hin, daß das Tageslicht gänzlich von dem Abgrunde zurückgehalten wurde, und blieben hierdurch deutliche Begrenzungslinien, welche in ihrer Unbestimmlichkeit den unterirdischen Mächten geweiht schienen.

Ueberall in Berggegenden, wo ein Fluß, großer oder klein, sich einen Weg gebahnt hat, benutzen die klugen Menschen seine unfreiwillige Anweisung, folgen seiner Spur und brechen sich auf diese Weise ohne viele Mühe einen Weg, der sie mit anderen Menschen in Verbindung setzt. Wo sich hingegen im hohen Gebirgslande kein Fluß findet, da kann man ziemlich sicher sein, daß es dasselbst auch weder Steg noch Weg gebe. — Auch hier war ein Weg, weil ein Fluß sich zeigte; aber so mühsam wie dieser sich durch die Tiefe hinwand, so beschwerlich mußte der Steg sich höher hinauf zwischen Klippenmassen und der breiten Kluft durchkrümmen, oft nur eine Handbreit Raum darbietend, auf den der Fuß sich mit einiger Sicherheit stützen konnte, oft von breiten und tiefen Spalten durchschnitten, bei denen das Ueberganzsmittel entweder ganz fehlte oder aus einem los hingeworfenen Fichtenstamme bestand, zuweilen durch steile Absätze unterbrochen, die der Wanderer ohne Beihelfen passiren mußte, indem er in sitzender Stellung die Klippe hinabglitt. Dieser Weg konnte also natürlich nur von Fußgängern betreten werden, und mit Sicherheit eigentlich auch da nur von denen, deren Heimath die Berge waren. Er lief bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Flusses, indem er diesen auf natürlichen, freischwebenden, durch flache, hervorragende Felsenschilde gebildeten Brücken, oder auf rohen Tannenstämmen überschritt, die unter des Wanderers Füßen hin und her rollten.

Die Landschaft wurde nur durch die Kluft gebildet, und diese schien nichts Anderes ein, als entspielsd wilde Partieen, die nur aus Wasser und Stein bestanden, zwei feindliche Elemente, die hier in dieser Einsamkeit sich gegenübergestellt schienen, um ihren ganzen Trotz gegen einander entwickeln zu können. Es zeigte sich keine Spur von jenen krüppen Grasstächen, welche man so häufig selbst in den rauhesten und höchsten Gebirgsgegenden findet, oft zur großen und behaglichen Ueberraschung des Wanderers. Hier fand man kaum einige Grasbalme; nur Stein überall. Die und da fristete allerdings ein verkrüppelter Tannenbaum sein kümmerliches Dasein, indem er seine Wurzeln in die Klippenrisse hineinbohrte; verschiedene Moosarten, die sich überall heimisch fühlen, gediehen sparsam in den Vertiefungen der Steine; aber diese Eingetheilten dienten viel mehr dazu, die Herrschaft des Todes

*) St. Cergue ist die Einleitung zu einem höchst eigenthümlichen und interessanten Buche der dänischen Literatur: „Das Meerweib. Ein Abschnitt aus der Lebensgeschichte meines Großvaters, verfaßt vom Landrath H. Aelting. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Emanuel St. Hermidad.“ Da sie als ein abgeschlossenes Ganzes dasteht, so kennen wir es uns nicht versagen, unsere Leser mit dem köstlichen Buche bekannt zu machen. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

über diese Gegend hervorzuheben, als sie dazu beitragen, ihr ein lebendigeres Interesse zu geben. Die Welt der Thiere schien ebenso ausgestorben zu sein, wie die der Pflanzen; nur ab und zu sah man den Adler majestätisch von einer Klippe zur andern schweben, oder hörte das melancholische Pfeifen des Murmeltieres unter der Erde.

Indem wir ein Bild dieser eingeschlossenen Gegend gaben, haben wir zugleich einen großen Theil des nördlichen Savoyens geschildert, dieses Landes, das so arm an Allem ist, außer an großen, romantisch wilden Bergpartieen. Der Fluß, von dem wir sprachen, heißt Dranse; er entspringt auf den sogenannten „verlassenen Bergen", und ergießt sich, nicht fern von Evian, in den Lemansee.

Die Nacht hatte begonnen, ihren Schleier über die düstere Gruft auszubreiten; sie verdeckte das Romantische und hob das Unheimliche hervor, indem sie für die den Steg entlang schreitenden drei Wanderer zugleich die Gefahr, ihren Weg fortzusetzen, steigerte. Die eigentlich bedenklichen Punkte waren freilich überschritten; aber theils konnten hier die Reisenden nicht wissen, theils hat der Weg doch noch Schwierigkeiten genug für Menschen dar, die sich hier auf einem ihnen durchaus fremden Boden befanden. Einer dieser drei verwegenen Fremden war der Erzähler. Nachdem wir die Schwelg durchtreten hatten, wollten wir auch, da wir uns einige Zeit am Lemansee aufhielten, die wir Zuläufen, Savoyen einen kleinen Besuch abstatten, das von dem gegenüber liegenden Ufer des Sees uns besonders durch den Gegensatz sehr verschieden erschienen war. Von dieser Ausflucht lehrten wir nun zurück, im höchsten Grade angesprochen von der imposanten Großartigkeit der Landschaft, und beinahe noch mehr von der natürlichen Einfachheit, die in diesem Lande fast überall die Bewohner, im Gegensatze zu den in der letzten Zeit auf so bedeutende Weise entarteten Schweizern, auszeichnet. Ohne Fühlerei, im Vertrauen auf unsere eigene Erfahrung und Abhärtung, hatten wir, mit dem Kargel auf der Schulter, unsern Weg, wie so viele frühere, zurückgelegt, und waren im Begriff, zu unserer Hauptstation am nördlichen Ufer des schönen Sees zurückzukehren, um dort die endliche Abreise aus diesen unvergleichlichen Gegenden vorzubereiten.

— „Ich merke schon, es wird schwierig genug werden, die Herberge dem Abend mit heilen Gliedern zu erreichen", — sagte Möller, der Kräftigste, überhaupt der Erfahrenste und Praktischeste von uns Dreien, obgleich er am Wenigsten redselig war. — „Ihr könnet indessen der Sonne ganz sicher folgen, so lange sie vorangeht. Wir sollten heute eigentlich Mondschein haben; aber selbst wenn der Mond schon am Himmel steht, so wird es doch lange dauern, ehe er so hoch heraufsteigt, daß er den Boden dieses Kessels beschreinen kann."

„Das ist schlimm genug", erwiederte Almgreen, der in der Mitte ging, weil er, obgleich er ein tüchtiger Theolog und ein tiefes, innerlich gutes Gemüth war, sich doch stets verirrte, und deshalb immer einen Wegweiser vor, und einen Wächter hinter sich haben mußte, wenn man ganz sicher sein wollte; „das Beste aber ist, daß wir gar keinen Grund zur Unsicherheit haben. Vermärts müssen wir unter allen Umständen; wollten wir es versuchen, unter offenem Himmel, unter dem Schutze einer überhängenden Klippe, aber, wie wir deren heute schon mehrere gesehen haben, in einer sinchten Festungsnähe zu biwouakiren, so können wir sicher nicht lebend davon. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich, obwohl wir mitten im Angust sind, in der vorigen Nacht im Kloster St. Sixt gefroren habe, das doch gar nicht so hoch liegt, wie man mir und oben Loth Federbetten gegeben hatte."

„Ja, lieber Almgreen", antwortete ich heiter ihm, „das hat nun freilich einen eigenthümlichen Zusammenhang. Du vergißt ganz, wie zerstreut Du bist. Obwohl wir Dich heute Morgen darauf aufmerksam machten, so hast Du doch schon wieder vergessen, daß Du Dich auf die wollenen Decken gelegt und in die Bettdecke eingehüllt hattest, die auf blauen Kattun bestand. Sogar der Angust kann Deinetwegen keine Wunder in der Wärme thun."

„Schon recht", unterbrach Almgreen mich mit gutmüthigem Lachen, „aber sollte ich diese kalte Nacht auch nur in ein Stück Wenzeltuch eingehüllt liegen, ich würde es annehmen, Lüne ich dadurch nur unter Dach und Fach, anstatt hier mit höchst ungewissen Aussichten auf ein erträgliches Nachtlager umherzuspazieren."

Möller blieb stehen. Die Nacht war unterdessen ganz hereingebrochen und man unterschied kaum etwas Bestimmtes, als die wilden Umrisse der emporstrebenden Klippenwände, die auf der Lichtseite, von einzelnen Sternen schwach erhellten Himmelswölbung hervortraten. Man mußte das Auge eines Luchses oder den Instinct eines Hundes haben, um sich in solcher Finsternis und auf einem Wege zurecht zu finden, der weder bestimmt zu unterscheiden noch auch sehr bequem war. Bis jetzt war indessen noch Alles gut gegangen. Möller war sogar überzeugt, daß er sich noch auf den Stege befand; aber er war auch eben so sicher, daß derselbe gerade da aufhörte, wo er stand, und durch eine Kluft unterbrochen sei, die man entweder überschreiten mußte, oder die sich umgehen ließ. Mehr ein unmittelbares Gefühl, als sein unterscheidungsvermögen sagte ihm, daß er vor einem Abgrunde stehe. Außerdem wurde er von dem Umstande gelehrt, daß der Fluß, der bisher ihm zur Rechten geströmt war, jetzt quer an ihm vorüber, gerade unter seinen Füßen dahinbrause. Ein Abgrund war also ohne Zweifel da; nur ein Schritt, und man war verschwunden auf ewig. Die erste Sorge, die wir hatten, war, uns Almgreen's in so weit zu versichern, daß er in der Zerstreuung nicht diesen fatalen Schritt thue. Halb im Scherz, halb im Ernste warnte wir Andern immer darauf bedacht, Almgreen mit übertriebener Sorgfalt zu beachten, obgleich er, aufrichtig gesprochen, selten in gefährlichem Grade zerstreut war; wir machten, um die Wahrheit zu gestehen, oft mehr Wesens davon, als billig war.

Ich gab also auf Almgreen Acht, während Möller vorwärts tappte, um sich zu orientiren. Das Terrain, auf welchem wir standen, war ziemlich geräumlich. Wir waren gleichsam an der Welt Ende. Noch waren wir auf dem Stege, mithin auf dem rechten Wege; denn es gab nur den einen im Thale. Plötzlich verschwindet die Erde unter unseren Füßen. — Was war zu thun?

Der Fluß schäumte und stürmte unten in seinem Kessel; sonst hörte man keinen Laut in dem stillen Abend, es sei denn das ferne Echren eines oder des andern Raubvogels, der müde vom Jagen oder gesättigt zu seinen Jungen und dem Neste zurückkehrte. Er war glücklicher als wir: wir wußten nicht, wo unser Lager für diese Nacht bereitet war; seit Mittag hatten wir nichts gegessen, und es fehlte und jetzt jede Ahnung, wer uns heute Abend das Mahl bereiten würde. Vielleicht sollte die moosbedeckte Klippe unser Bett werden, worüber der Thau des Himmels sein feuchtes Lager ausgebreitet hatte: vielleicht wurden wir gezwungen, unsern Hunger an der Hoffnung auf bessere Zeiten zu stillen! Die Situation hatte wahrlich etwas Wildes und Romantisches; junge Leute pflegen dergleichen Abenteuer nicht zu fürchten. Diese verlieren vielleicht doch ihren Reiz, wenn sie nicht wenigstens ein en Genuß darbieten, der für die anderen Entbehrungen entschädigt. Hätten wir wenigstens Etwas zum Abendbrod und feurigen Wein vom pays de Vaud gehabt, dann hätten wir die übrigen Fatalitäten mit Gleichmuth ertragen. Aber — es fehlte uns jedes Stärkungsmittel, das dem Helden die gehörige Haltung verleiht.

Almgreen saß auf einem Granitblock und trällerte unbekümmert eine Melodie vor sich hin, die der tiefe Baß des Bergstroms accompagnirte; ich meinerseits war noch im Begriff, alle die Möglichkeiten zu berechnen, die wir noch vor uns hätten, als wir durch einen uns wohlbekannten Laut, den Schritt eines schweren, eisenbeschlagenen Schuhes auf dem nackten Felsen aufmerksam gemacht wurden. Trotz dem Lärmen des Wassers vernahmen wir doch deutlich den Schall, den der feste, regelmäßige Schritt eines Mannes auf dem Steine hervorrief; doch schien er aus der Ferne zu kommen, und unserer Meinung nach konnte Möller sich nicht sehr weit entfernt haben. Er konnte es also nicht sein, der uns lockte, der an und für sich wohl erfreulich war, für meinen jugendlichen Uebermuth aber der romantischen Reiz, in der wir uns befanden, zu früh ein Ende zu machen drohte.

In demselben Augenblicke kam Möller herzu; auch er hatte die Schritte gehört. Aus voller Brust stieß er einen jedwinden Triller in die stille Abendluft hinaus; dieser schlug an die nächste Klippenwand, lief dann von Fels zu Fels, stets mit verstärkter Klarheit, wenn auch mit geringerer Stärke sich wiederholend, und verlor sich erst in unbercchenbarer Ferne. Wir lauschten. — Richtig! — Dies Signal ist nicht unbekannt in den Bergen; es gab in dieser Wüste eine Menschenseele, die uns verstand. Eine klare, volle und jugendliche Stimme sandte uns die Antwort in der wilden, jauchzenden Wiederholung einer Alpenjäger-Jodel zurück. Der sich nähernde Wanderer mußte unzweifelhaft den Weg entlang kommen, den wir so eben zurückgelegt hatten, und wir gingen ihm daher ohne Zaudern so schnell entgegen, als es mit der nöthigen Vorsicht rathsam schien. Bald hatten wir einander erreicht. Wir begegneten uns an einer Stelle, wo etwas freierer Himmel war, und konnten daher die Gestalt des Fremden einigermaßen in Augenschein nehmen. Es war ein flinker, kräftiger Bursche, besonders nach der Stimme zu urtheilen, von etwa achtzehn Jahren. Er hatte die den Savoyarden eigenthümliche Tracht, eine kurze Jacke, Kniehosen und den niedrigen, breitkrämpigen Hut. Seine Bürde bestand nur aus einem Henkelkorb, der ihm am linken Arme hing.

Almgreen war hier, wie überall, unser Wortführer. Er sprach französisch gleich einem Eingeborenen, und hatte sich ohne viele Schwierigkeit den für uns fast unverständlichen Dialekt angeeignet, der dieselbe des Sees gesprochen wurde.

Wie wir nun erfuhren, war dieser Theil des Weges schon vor mehreren Jahren abgetragen worden, weil der Uebergang, den man etwas weiter hin sand, nicht länger benutzt werden konnte; das Felsstück, welches zur Brücke über den Strom gedient hatte, war aus seiner Lage gewichen und in das Flußbett gestürzt. Man hatte es für das Bequemste gehalten, den Strom höher hinauf zu überschreiten, und ein kleines Stück neuen Weges zu bahnen, bis man wieder auf den alten traf.

Digitized by Google

Wir standen nicht am Uebergange; derselbe glich so wenig einer künstlich gelegten Brücke, daß er in dieser Eigenschaft wohl schwerlich jemals die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Der Fremde schritt voran und wir folgten mit aller möglichen Sorgfältigkeit seinem gleichmäßigen, aber raschen Schritte.

So schien das Abenteuer sein Ende erreicht zu haben. Von unserem Führer hörten wir, daß wir nur eine halbe Stunde Weges bis zum nächsten Dorfe hätten, das zwar klein und häßlich wäre, aber doch Alles darbote, was wir verlangten, Obdach und Verpflegung; eine Nachricht, die uns fast ebenso erfreute, war, daß die Stadt unmittelbar am See und nicht weit von Evian läge, und daß wir wahrscheinlich ein Boot finden würden, daß, wenn wir es verlangten, uns über den Lemansee nach Genua führen würde.

Unser Führer war, obgleich seine Jugend und Kraft einen mehr als gewöhnlichen Grad von Lebhaftigkeit und Munterkeit anzudeuten schien, ziemlich wortkarg und ernst; er beantwortete unsere Fragen größtentheils einsilbig.

Nachdem ich mehrere Gegenstände angeregt hatte, überließ ich Almgreen die Sorge für die Unterhaltung, in der Voraussetzung, daß der Führer sich schäme, sich mit Jemand tiefer einzulassen, der seine Sprache so schlecht rede. Aber auch Almgreen war nicht glücklicher. Verschiedene Themata waren bereits versucht, als er, um den Faden doch nicht ganz zu verlieren, den jungen Landsmann fragte, was er in dem leichten Korbe trage, der ihm am Arme hänge.

„Einen Kranz, mein Herr!“

Es gab wohl keine leichtere Luft; doch sonderbar war es, einen Menschen so spät auf der Wanderung durch eine die Gegend und auf einem gefährlichen Pfade zu finden, nur um einen Kranz von einem Orte zum andern zu bringen. Diese Betrachtung drängte sich uns nothwendig auf; aber Almgreen ergriff die einzige Erklärung, die möglich schien, und fuhr in schergendem Tone fort:

„Ein Kranz, wahrscheinlich von Rosen und Myrthen?“

„Von Rosen und Rosmarin, mein Herr!“

„Ah! Du bringst Deiner Braut ein Geschenk, mein junger Liebhaber!“ fuhr Almgreen fort, ohne sich zu bedenken.

Der Führer antwortete nicht, oder richtiger, er antwortete durch einen tiefen Seufzer und schwieg.

Almgreen merkte, daß er ohne Zweifel eine wunde Stelle berührt habe, und fuhr fort, um Beiden die Verlegenheit zu ersparen, die entstehen mußte, wenn unter diesen Umständen das Gespräch gänzlich stockte:

„Aber der Korb hat einen größern Inhalt. Er ist bis zum Rande gefüllt; das Beste liegt vielleicht unter dem Kranze?“

„Unter dem Kranze liegt ein Leichenkleid-“, entgegnete der junge Landsmann mit gebrochener Stimme.

Nun konnte das Gespräch unmöglich länger in Gang gehalten werden. Das Resultat dieser ganz absichtslos gethanen Fragen wies auf allzu ernste Gegenstände hin. Bei der kräftigen Jugend wirkt ein unvorbereitetes Hinlenken auf Tod und Grab so fördend auf das Gleichgewicht des Gemüthes, daß eine Zeit vergehen, daß etwas Neues, Munteres dazwischen treten muß, ehe die alte Sorglosigkeit wieder zurückkehren kann. Wir setzten behaglich schweigend unsern Weg fort, und wenn auch nicht eben über die Mysterien des Todes und des Grabes gebrütet, so doch in hohem Grade versunken. Ohne ein einziges Wort noch gewechselt zu haben, erreichten wir bald darauf den breiten herrlichen Weg, der sich längs des Lemansees hinzieht und den Anfang des berühmten Simplon-Passes bildet; nicht lange, und wir hielten unsern Einzug in den kleinen, ärmlichen Dorfe St. Cergue, wo unser Führer uns vor der Herberge verließ. Die ihm dargebotene Bezahlung wies er kurz und bestimmt zurück, und ging mit raschen Schritten dem andern Ende des Dorfes zu.

Wir traten ein. Die Einrichtung und der Charakter des Hauses ließen wenig für unsere Bequemlichkeit hoffen; aber wir waren daran gewöhnt, mit Dem vorlieb zu nehmen, was und geboten wurde. Das Gastzimmer — es gab nur dies eine — war groß, aber unheimlich. Die Wände waren mit einem Täfelwerk bekleidet, welches Zeit und Rauch kohlschwarz gemacht hatten; der Fußboden bestand aus festgetretenem Lehm, und die Decke war so niedrig, daß Möller sich kaum im Zimmer bewegen konnte. Die einzigen Meubles waren plumpe Tische und Bänke von Holz. Im Kamine war Feuer; aber blos gab mehr Rauch als Wärme. Ein Kienspan, der von der Decke herniederhing, diente neben einer schlafrigen Lampe als einzige Beleuchtung, um das Dunkel in diesem großen Raume zu vertreiben. Nur auf Eines schien größere Sorgfalt verwendet zu sein, und das waren eine Menge Heiligenbilder, die die und da an den Wänden hingen, ein großes Elfenbein-Kruzifix und ein buntes Marienbild, das über dem Kamine angebracht war; vor welchem — vermuthlich Tag und Nacht — ein armseliges Lämpchen brannte.

Unserer Abendmahlzeit bestand einzig aus Brod und Wein. Das Brod war schlecht, aber der Weinum so besser; er war gereift auf der Insel Chios, und unsere Wirthin, die Frau des Hauses, ließ uns wissen, daß sie ihn selbst aus dem Lande mitgebracht habe. Sie war eine Griechin, und sie und ihr Gemahl, um den Segen von Mutter Maria wohlthätiger Kräfte zu genießen.

Nach kurzer Zeit sagten wir, daß wir nicht unzufrieden sein würden, wenn man uns unsere Lagerstätte anweisen wolle.

„Heilige Maria!“ rief die alte Frau und schlug die Hände zusammen, „hier schläft man nicht!“

„Wo sonst?“ fragte Möller ziemlich trocken. Als Aberglaube die Fähigkeiten der Frau, diese freilich höchst weitläufige Frage zu beantworten, und in ungemeinschneller Beredsamkeit bewegte sie den Rosenkranz zwischen den Fingern. Es war ziemlich früh, und die arme Frau stand gewiß im Begriffe, ihr Abendgebet herzuplagen, als wir sie durch unsere Frage gestört hatten.

Sie wußte keinen andern Ausweg, als ihre frühere naive Antwort hinzuzumerken: „Maia — on coucha pas ici!“

Die Frau hatte gewissermaßen Recht. Man schläft an einem solchen Orte nicht, nämlich wenn man es vermeiden kann. Ihre Worte hatten aber leider eine viel allgemeinere Bedeutung.

Die Herberge war weder mehr noch weniger, als ein Speisehaus — nur ein Speisehaus, eine Restauration, oder wie man es sonst nennen wollte.

Wir hatten also nur die eine Wahl, entweder die Nacht bei der Weinflasche zuzubringen, um das Tageslicht bei dem trüben Scheine der Marienlampe zu erwarten, oder Anstalten zu treffen, um so schnell als möglich weiter zu kommen. Was das Letztere anbetraf, so unterstützte uns die Wirthin sehr bereitwillig; sie schickte zu dem nächst wohnenden Fischer, und bat ihn, die drei „englischen Herren“ noch während der Nacht über den See zu fahren.

In der Schweiz und den anliegenden Ländern ist alles Fremde englisch, wenn es nicht einen bessern oder einen ganz bestimmten Namen hat.

Wir ließen es geben; wir konnten ja auch allenfalls Engländer für eine Nacht sein.

Der Fischer kam, und wir wurden bald mit ihm einig, kurz nach Mitternacht überzugehen, gerade dann, wenn der Mond aufgehen würde. Unterdessen war der Kies schon ausgebrannt, und Keiner machte Miene, die Beleuchtung wiederzuerfrischen; ein nach traurigeres Dunkel hatte sich über die unsichtbaren Umgebungen ausgebreitet, und die kleine Lampe kämpfte vergebens gegen diesen ihren Erbfeind. In einem Winkel hatte die alte Wirthin sich, das Gesicht im Schooße begraben, hingekniet; ihr fonderbarer Kopfputz hatte sich während des Schlummers verschoben, und das dünne, graue Haar hing struppig nach allen Seiten hin. Hin und wieder bewegte sich ihr Rosenkranz in ihren Händen und ein hohles Murmeln tönte aus der Tiefe ihres Schooßes; das Geräusch mahnte sie im Schlafe daran, die unterbrochenen Ave Maria's zu vollenden.

In einem andern Winkel des finstern Raumes hatte der Ziegenhirt sich hingekauert, ein echtes Naturkind, wild und abgehärtet wie die Gemse der Alpen, mit schwarzen Augen, die vom wildesten Feuer glühten, besonders wenn der scheue Blick den fremden Gestalten begegnete, die sich so fördend in seine traurliche Wohnung eingnartirt hatten. Arme und Beine waren nackt, und gleich dem Gesichte von der Sonne dunkelbraun gebeizt. Mit der Gier eines Wolfes verschlang er sein trockenes Nachtmahl von Haferbrod und zusammengelaufener Ziegenmilch, indeß er seine Augen unsicher umherwarf, als ob er fürchtete, daß man ihm bessere berauben würde, was er zwischen den Zähnen hielt. Ihm zu Füßen lag ein Zicklein, viel zahmer als er selbst; vermuthlich war es mutterlos und mußte sich daher an die Menschen anschließen, um sich so das Recht zu erzwingen, bei den übrigen Müttern der Heerde unbehelligt, und so auf allgemeine Kosten erhalten zu werden.

Mit dem Eindium dieser Einzelheiten verging etwa eine halbe Stunde, und nun fing ich an, mich ernstlich zu langweilen. Möller schrieb in seinem Tagebuche, und seinen Mienen nach zu urtheilen, mußte er sich bei dieser Beschäftigung sehr behaglich fühlen. Weder Almgreen noch ich hatten Lust, obgleich wir beide den Magen dieser sinnlichen Bedürfnisse zugeschaam, Kraft oder Muth genug gehabt, um eine solche Arbeit durchzusetzen. Die Zeit wurde und Beiden daher sehr lang und es wunderte mich gar nicht, als Almgreen auf die unschuldige Zerstreuung fiel, hinauszugehen und den Mond aufzuschauen, obgleich ich mich in einer so unglücklichen Stimmung befand, daß ich weder von meinem Platze fortgehen, noch darauf sehen bleiben mochte. Ich war so stumpf, daß ich sogar Almgreen in steckfinsterer Nacht auf unbekanntem Terrain allein hinausgehen ließ, ohne an die Abenteuer zu denken, oder sie zu fürchten, in die ihn seine Zerstreuung verwickeln konnte.

Es verlief wieder eine Viertelstunde, in welcher ich mit saurer Miene und mißgünstigen Blicke, dem lustigen Tanze folgte, den Möllers Feder auf dem Papiere aufführte.

Da wurde die Thüre rasch aufgerissen. Almgreen trat mit ungewöhnlicher Heftigkeit ein, und näherte sich eilig dem Tische, an dem wir saßen. Auf seinem Gesichte zeigte sich ein ganz eigner Ausdruck; eine egalitirte Stimmung sprach sich unverkennbar in seinen Augen aus.

Digitized by Google

Wir betrachteten ihn Beide mit fragenden, gespannten Mienen.

„Kommt!“ flüsterte er, „kommt und folget mir! Wir wollen einen Gang durch die Stadt machen.“

Mäßer packte seine Sachen zusammen, und wir folgten ihm schweigend.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel der Redaction.

Hr. C. J. B. in Est. Für Ihre Beiträge nebst Schreiben vom 10. d. M. danken wir bestens.

Hr. C. in A. Richtig empfangen.

Grüßen u. s. Als Lautwort auf Ihre freundlichen Bemerkungen in Betreff unseres Unternehmens dürfte es uns erlaubt sein, gerade Das als eine wesentliche Seite des Strebens unseres Blattes hervorzuheben, welches Sie für so schwierig erklären, indem wir, um solche Ziel zu erreichen, gerade das Gute sehr wecken wollen und müssen. Allerdings müsse vielleicht die Aufnahme des neuen Elements nöthig sein, indessen, vorläufig dürfen wir unseren Plan nicht erweitern, heißt dann nichts, wenn es unser Streben erleichtern würde.

Hr. J. D. in K. Unseren freundlichen Dank für den schönen Artikel; er soll nächstens benutzt werden. Wie längsten nicht, daß wir weitere solche Beiträge gern empfangen würden.

Hr. C. W. G. in A. Sie verlangen aber zu viel. Sie erhalten hiermit die beiden letzten Nummer und so; um alle Ihre Forderungen zu befriedigen, würden Sie beine achtzig bezahlen.

Hr. C. S. in E. Das jetzt so oft gebrauchte „Lebewohl Brandmann!“ ist weiter Nichts als die Worte „Land! Landen!“ (deutsches Eigenthum) die einem jeden neuen von dem hänischen Zollwesen gemeinsam Kauffahrtei-Schiffe eingetraut wird, um als Legitimation in fremden Häfen, gültig mit den Schiffspapieren zu dienen. Der Brief ist das Schiff und seine Mannschaft und der Vertrag zwischen der Krone Dänemark's und dem Kaufmann einigen Vergünstigungen theilhaftig zu machen, nicht aber, daß den Staat, dem verpflichtet, Eigenthümer des Schiffes gegenüber, ein Recht auf das Schiff zu erwerben.

Hr. B. in A. Ihre Entsendungen vom 20. d. M. haben wir erhalten. Das Verwünschte geht heute an Sie ab; Rückzeit bestellt.

Hr. P. S. in Dr. Wir danken bestens für Ihre Aufmerksamkeit. Mit Leben Sie schon früher bemerkt, daß Sie einer Ansicht huldigen, die jedenfalls mehr und mehr zur Geltung kommen wird.

Hr. B. in L. Ihre Beiträge werden uns willkommen sein.

Anzeigen.

40] Bei C. G. Kunze in Mainz sind erschienen:

Schenkel (Gymnasiallehrer), Das Pflanzenreich mit besonderer Rücksicht auf Infectologie, Gewerbskunde und Landwirthschaft. Ein naturgeschichtliches Lese- und Lesebuch für Schule und Haus. Mit 80 schönen, colorirten und mit Gefühl treu nach der Natur gezeichneten lithographirten Tafeln von Ph. Klier. gr. 8. 2 Thlr. Mit sorgfältig colorirten Tafeln. geh. 4 Thlr. 23 Ngr.

Es ist dies ein Werk, wie seinem Inhalte nach unsere Literatur noch keines hat, das sich gewiß unter den Freunden naturwissenschaftlicher Lectüre und Schulmännern durch seine frische und lebendige Darstellung Leser verschaffen wird. Suchtenner werden bestätigen, daß die Abbildungen dieses Buches, welche in natürlicher Größe Zweige mit Blättern und Blüthen oder Früchten darstellen, von ausgezeichnetem Werthe sind, um die Pflanzen (auch die Gattungsnamen) in ihrer Totalität und ihrem Charakter besser als alle Minlaturbilder erkennen zu lassen: Die abgebildeten Käfer und Schmetterlinge ebenfalls in natürlicher Größe sind mit großer Meisterschaft gezeichnet. Auch die Colorirung der Ausstattung empfiehlt dieses schöne Buch.

41] Im Verlage von Hornemann & Erslev in Kopenhagen ist erschienen:

Musikalien.

Gade, N. W., Vorrøsen, Balgtudsen, Hjemkomsten. 3 Quartettvorstiefter für Pianoforte til 4 Hænder. 10 ng., 20 ng., 20 ng.

Gebauer, J. C., Uden Haab, Romance med Pfte-Accomp. 5 Rgr.

— En Pige om Baaren, Romance med Chor. 5 Rgr.

— 4 Børnesange af Ingemann. 7½ Rgr.

Hartmann, J. P. E., Kristsang af Heitmy for 4 Mandsstemmer m. Accomp. 10 Rgr. For Pianoforte alene 3½ Rgr.

— Barnets Sang til Dukken, med Pfte-Accomp. 5 Rgr.

Hansen, C. J., Sangene til Hostrups Vaudeville: „Intrigerne“. 12½ Rgr.

— Sangene til Hostrups Vaudeville: „Eventyr paa Rosenborg“. 25 Rgr.

Hornemann, C., Nattergalen, Ouvertyr af H. C. Andersen for Pfte. 10 Rgr.

— Den syge Rose, Romance Cyclus af P. Faber for Pfte. 15 Rgr.

— Sangerne, Romance-Cyklus af P. Faber. 3½ Rgr.

— Dannebroes, Marsch for Pianof. 5 Rgr.

J. P. E., Cathinka-Polka for Pfte. 5 Rgr.

Lumbye, H. C., Den Fyrretlige, Galopp for Pfte. 7½ Rgr.

Rung, H., Den lattige Tjenestepige Sang, og Romance af Ingemann med Pfte-Accomp. 7½ Rgr.

1848 Musikalsk Grindtinger, Kristsange. Nationalsange m. No. 1—11 à 3½ Rgr.

Lithographieen.

Mozart, stk. af C. Lehmann efter et Original-Maleri. 1 Thlr.

Kong Frederik VII, lith. efter W. Gertner af Legner Kgl. Portr.

A. W. Moltke, Statsminister, lith. efter W. Gertner af Tegner. 1 Thlr. 15 Rgr.

Tscherning, Justitsminister, lith. af Gemsøe 20 Rgr. og 10 Rgr.

H. C. Andersen, lith. efter W. Gertner af Tegner. 1 Thlr.

N. W. Gade, lith. efter Bernhertz af Tegner. 15 Rgr.

Kong Christian VIII., lith. efter Kahl af Kaufmann. 1 Thlr. 15 Rgr.

Kopenhagen, d. 11. Nobr. 1848.

42] Zu meinem Verlage erschienen folgende politisch-statistische Werke, welche zum Verständniß der Vorgänge der neuesten Zeit von Wichtigkeit sind:

John Paget.

Ungarn und Siebenbürgen.

Politisch, statistisch, ökonomisch.
Aus dem Englischen von C. A. Mariotty.

2 Bände. Preis 4½ Thlr.

Wir glauben, daß kein Tourist neuerer Zeit über irgend ein politisch bewegtes Land so umfassenden und so unparteiisch geurtheilt hat, wie Paget über Ungarn, wenn man nicht etwa den Standpunkt des aufgeklärten Oberschlesiermanns überhaupt parteiisch nennen will. Der Scharfsinn und gesunde Verstand des Verfassers ist durch einen längeren Aufenthalt im Lande und durch den vertrauten freundschaftlichen Umgang mit hochgestellten Ungarn verschiedener Parteien in seinen Beobachtungen unterstützt worden. Der Verfasser mit dem magyarischen Liberalen hat ihn jedoch nicht blind gegen die gerechten Ansprüche von Slaven, Wallachen oder Deutschen gemacht.

P. C. Turnbull.

Oesterreich.

Historisch, statistisch, politisch.
Aus dem Englischen von C. A. Mariotty.

2 Bände. Preis 4 Thaler.

Dieses Werk hat ebenso durch die Klarheit als durch die Neuheit und Originalität der Ansichten des Autors einen Grad von Popularität auf dem Continent und in England erlangt, welcher dem hohen Ruf, den der Verfasser schon längst wegen seiner besonders diplomatischen Schärfsicht und ausgebreiteten geographischen Kenntnisse genießt, vollkommen entspricht. Es zerfällt in 2 Theile, wovon der erste Bemerkungen über die soziale und politische Lage des Kaiserreichs enthält, nach ihren verschiedenen wichtigsten Elementen: Religion, Erziehung, Gastlichkeit, Rechtsverfassung, Lehnwesen und Städteverfassung, Civil- und Militärverwaltung, innere und äußere Politik. Der zweite Theil beschreibt die Reisen des Verfassers durch die interessantesten Theile Böhmens, durch Oesterreich und Steyermark, Illyrien und die sürkische Halbinsel.

A. de Gerando.

Siebenbürgen
und
seine Bewohner.

2 Bände. gr. 8. broschirt. Preis 4 Thlr.

Der gestrenge Verfasser gelangte durch einen mehrjährigen Aufenthalt und die glücklichsten Verbindungen zu einer seltenen Kenntniß aller Eigenthümlichkeiten des noch so wenig bekannten und doch so merkwürdigen Siebenbürgens, das er in lebendvoller Anschaulichkeit in diesen ausgezeichneten Berichten darlegt. Mit warmer Theilnahme schildert er die Kämpfe und Leiden der Siebenbürger in der Vergangenheit, ihre Hoffnungen und Bestrebungen für die Zukunft. Der reiche Inhalt bietet dem Geschichtsforscher, dem Geschäftsmann und Länderkenner gleichen die mannigfaltigste Belehrung, während die anmuthige Form einen Jeden die unterhaltendste Lectüre gewährt.

Italien von L. Mariotti.

2 Bände gr. 8. Preis 5½ Thlr.

Ein Italiener, dessen Anschauungen der Aufenthalt unter einem freien Volke und die bittern Erfahrungen der Verbannung gereift haben, unternimmt es, die Zustände eines Landes zu schildern, das, von großer Herrlichkeit tief herabgesunken, jetzt mühsam an seiner Wiedergeburt arbeitet. Als Geistaben nimmt er die Geschichte der italienischen Literatur in ihrer Verbindung mit den Zeiten, wo sie blühte, und den politischen Ereignissen, die am mächtigsten auf ihren Fortschritt und ihren Verfall einwirkten. So schreibt er den Verfasser von Italiens Größe im Mittelalter und seinem spätern Sinken nach; schildert in flüchtigen, aber scharfen Umrissen die allmälige Entwickelung des italienischen Geistes bis zu seiner jetzigen Gestaltung und zeigt uns die Schäden, welche frühere Leiden zurückgelassen, aber auch die hoffnungsreichen Keime, die den Völkerfrühling harren.

Leipzig, im November 1848.

Carl B. Lorck.

43] Bei C. F. FRITZE in Stockholm erschien:

SVERIGES HISTORIA.

Förskk till Lärobok för Skolans högsta Klasser, af
O. E. L. DAHM. 16 sk.

ALLMÄN GEOGRAPHI

Lärobok för Skolmästarne-Seminarier eg Lägre Skolor,
af
O. E. L. DAHM,
med 1 Karta. 20 sk. bko.

KARTA ÖFER SVERIGE OG NORIGE,

med tillgränsande länder Finland & Danmemark etc.
8 sk. bko.

44] Bei C. A. BAGGE in Stockholm erschien:

FREY.

TIDSCHRIFT FÖR VETENSKAP OCH KONST 1848.

No. 7.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Xr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5½ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Zetlberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

1. December. № 9. 1848.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.
Belgien, seine nationalen und sprachlichen Verhältnisse. IV. (Schluß.) — Ueber den Geist des Jahres 1848 und die Geistlosen in denselben. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: Kopenhagen, der Minsterwechsel und das Ausland. Die neuen Minister. — Schweden: Stockholm, die Reformfreunde und die Volksrepräsentation. — Holland: Das definitive Ministerium.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.
Einige Bemerkungen über Dr. Gräfe's „Geschichte der dänischen Poesie." — Bücherschau: Fridthjofs-Saga. Fjeldvandringer. Digtninger. Aus Norden, contes choisis. Archiv der neueren Sprachen. Munch, die Runenschrift. Gaeil Gilar's Werke. — Feuilleton: St. Gregne, Skizze von Emanuel St. Hermidad. (Fortsetzung.) Briefwechsel. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Belgien,

seine nationalen und sprachlichen Verhältnisse.

IV.

(Schluß.)

Jetzt endlich nach langer Unterdrückung wurde die vlämische Sprache in ihre alten Rechte eingesetzt, sie war Sprache der Regierung, der Gerichtshöfe und der Beamten und die Behörden sorgten gewissenhaft für ihre Erlernung in den niederen und höheren Schulen; das Vlämische ging einer goldenen Zeit entgegen. Man hat die holländische Regierung oft dieses Verfahrens bitter getadelt, sie der Unterdrückung des französischen Elementes in Belgien beschuldigt. Bedenkt man aber, daß in dem Königreiche der Niederlande 6 Millionen Niederdeutsche, noch nicht 2 Millionen Wallonen gegenüber standen, so sieht die holländische Regierung von diesem Vorwurfe gerechtfertigt da. Allerdings muß man das holländische Gouvernement nicht eines Mangels, sondern eines Uebermaßes an Eifer beschuldigen; sie nahm auf die wallonischen Gebietstheile zu wenig Rücksicht und verletzte dadurch eine andere Nationalität, die dasselbe Recht hat zu existiren, wie die vlämische. Hätte man den Wallonen Zeit gelassen, so würden auch sie sich nach und nach germanisirt haben, wie die französischen Colonieen in Brandenburg und Westphalen, da das materielle und staatliche Interesse, vor allen Dingen aber der lebhafte Verkehr die Wallonen zuletzt gezwungen haben würde, das Vlämische zu lernen. Da Wilhelm I. aber den Sieg der niederdeutschen Sprache gewaltsam beschleunigen wollte, so rief er selbst Seitens der Wallonen einen energischen Widerstand hervor; er hegte denselben Fehler, wie einst Joseph II., er vermochte nicht zu temporisiren, verstand nicht zu warten, er wollte mit einem Schlage reformiren und der Zeit gar Nichts überlassen. Dadurch verdarb er Alles. Dazu kamen noch andere Beschwerden; die holländische Regierung war namentlich der katholischen, in Belgien so einflußreichen Geistlichkeit zu schroff gegenüber getreten, und auch das holländische Finanzsystem hatte für Belgien viel Nachtheiliges. Alle diese Ursachen zusammengenommen riefen die Septemberrevolution hervor, die hauptsächlich von der französischen Partei ausging, fast nur von Wallonen, mit Unterstützung von Seiten der Franzosen, ausgefochten wurde und hauptsächlich im Süden, mehr noch im wallonischen Büttich, denn in Brüssel, ihrem Stützpunkt hatte. Es ist wahr, die Wallonen waren in der Minderheit, aber sie hatten den Vortheil einer wohlorganisirten, compacten und fest geschlossenen Minorität gegenüber einer thatlosen und in sich selbst gespaltenen Majorität, und die unbegreifliche Thatlosigkeit der Regierung, ihr gänzlicher Mangel an Energie spielte der französischen Partei den Sieg in die Hände.

Belgien verlangte nichts weiter als eine Trennung von Holland in Bezug auf die Administration und die Finanzen, da das Land, auf Industrie und Gewerbthätigkeit angewiesen, andere Interessen hatte, als das nur auf den Seehandel angewiesene Holland; an eine Trennung beider Königreiche dachte anfangs Niemand, da das Haus Oranien, namentlich im vlämischen Norden, zu viele und zu zahlreiche Anhänger zählte. Aber die unbegreifliche Unthätigkeit der holländischen Regierung in Unterdrückung des Aufstandes und ihre unkluge Weigerung, in eine administrative Trennung Belgiens zu willigen und auf diese Weise durch eine lange Nachgiebigkeit den drohenden Sturm zu beschwören, gaben dem Feuer der Empörung, welches sich bald über das ganze Land verbreitete, neue Nahrung und zwangen zuletzt die Bewohner des vlämischen Nordens, sich gleichfalls dem Aufstande anzuschließen, um nicht ganz der französischen Partei in die Hände zu fallen. Wilhelm I. hat Belgien, diese Perle seiner Krone, durch eigene Unthätigkeit verloren.

Damals tauchte in Belgien eine Partei auf, die laut eine Einverleibung mit Frankreich forderte; nur das Widerstreben der vlämischen Bevölkerung und die Einmischung der Londoner Conferenz verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens.

Belgien ward als unabhängiger Staat anerkannt, die französische Bewegungspartei hatte für den Augenblick das Heft in den Händen, und sie vergaß der vlämischen Sprache jetzt reichlich die Unbilden, die das Französische von der niederländischen Regierung erlitten. Das Französische ward die herrschende Sprache, die Sprache der Kammern, der Regierung und der Gerichtshöfe, und man sah in Folge dieser verkehrten Einrichtung Leute von den Gerichtshöfen verurtheilt, die kein Wort von den gerichtlichen Verhandlungen verstanden, ja nicht einmal sich mit ihren Advokaten verständigen konnten, und Viele, denen es ohne Dolmetscher unmöglich war, mit ihren Vorgesetzten und den Behörden zu verkehren. Der König der Belgier, obgleich selbst deutschen Stammes, that nichts für die vlämische Sprache, denn er fürchtete diese vlämische Bewegung, die man des Orangismus beschuldigte, weil er glaubte, daß sie nur den Holländern Vorschub leiste.

Aber trotz dieses Druckes, der jetzt auf der vlämischen Sprache ruhte, doch sich dieselbe dennoch, denn sie barg in sich den Keim einer großen Zukunft. Die Vergeßlichkeit der holländischen Regierung für das nationale Element trug jetzt ihre Früchte. Die unter der holländischen Herrschaft Geborenen und schon in der Schule in der vlämischen Sprache Unterrichteten waren unterdessen herangewachsen und brachten eine warme Liebe für das vlämische

Digitized by Google

Element in das bürgerliche Leben mit. Daher erregte des modernen Willems Verrede zu seiner 1834 erschienenen neuen Ausgabe des Beiernaert de Voeux, die ein derbes und feurig geschriebener Aufruf an alle Flamänder war, zur Rettung der Muttersprache, zur Rettung der gefährdeten Nationalität sich zu erheben, in ganz Belgien einen ungeheuren Enthusiasmus. Ueberall bildeten sich Vereine zur Ausbildung der „Moedertaal", so in Gent der Verein: „de taal es gansch het volk", in Antwerpen trat unter dem Namen Olyftok (Oliventweig) ein anderer derartiger Verein in das Leben, in vielen kleineren Städten bildeten sich ähnliche Gesellschaften, die sich die Unterstützung der vlämischen Schriftsteller, die Herausgabe altvlämischer Sprachdenkmale zur Aufgabe machten. Diesen Gesellschaften und ihrem segensreichen Wirken verdankt die vlämische Literatur der Neuzeit größtentheils ihr Dasein.

Die junge, kräftig emporblühende Literatur hatte, noch in den Tagen der Kindheit begriffen, mit ungeheuren Hindernissen zu kämpfen; nicht nur, daß sie das Mißtrauen der Regierung zu überwinden hatte, nein, die Hauptschwierigkeit, die der vlämischen Literatur hindernd in den Weg trat, war die mangelhafte Organisation des belgischen Buchhandels. Der belgische Buchhandel kennt nicht jene künstliche Organisation, die den deutschen Buchhandel auszeichnet, die Verbindung zwischen den einzelnen Handlungen ist eine sehr lose, und deshalb hält es schwer, die an einem anderen Orte erschienenen Schriften sich zu verschaffen. Diese mangelhafte Organisation des belgischen Buchhandels erschwert das Bekanntwerden der erschienenen Schriften und hindert die weitere Verbreitung derselben im ganzen Lande; es ist schlechterdings unmöglich, ein neu erschienenes Buch durch Ansicht kennen zu lernen. Unter diesen Umständen wird der Mangel einer vollständigen belgischen Bibliographie um so fühlbarer; die einzige existirende Bibliographie, die bei Muquard in Brüssel erscheint, darf auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.

Dazu kommt noch der Mangel an Unternehmungsgeist Seitens der belgischen Buchhändler, die lieber einen couranten französischen Roman nachdrucken, wobei sie kein Risico und einen sicheren Nutzen haben, als daß sie der jungen vlämischen Literatur bei der Aussicht auf einen ungewissen Erfolg hilfreich die Hand bieten und das nationale Element mit Gefahr eines materiellen Verlustes kräftig unterstützen sollten. Daher sehen sich die jungen vlämischen Autoren genöthigt, ihre Werke auf eigene Kosten zu drucken, und dieser Uebelstand hatte natürlich auf die junge vlämische Literatur einen sehr nachtheiligen Einfluß. Die patriotischen Vereine zur Hebung der Muttersprache unternahmen es, diese schädliche Einwirkung zu paralysiren; sie druckten gute Bücher auf eigene Kosten, sorgten für ihre Verbreitung und thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um der jungen Literatur einen günstigen Boden zu verschaffen, unbemittelte Talente zu unterstützen und den nationalen Sinn im Volke von innen heraus zu beleben. Die Bestrebungen dieser Vereine haben herrliche Früchte getragen, bereits hat sich der Geschmack und die Liebe zur vlämischen Literatur über die Grenzen Belgiens verbreitet; namentlich war es Deutschland, welches diese vlämische Bewegung kräftigst unterstützte.

Aber diese patriotischen Vereine begnügten sich nicht damit, die junge vlämische Literatur materiell zu unterstützen, nein, sie bemühten sich auch, die niederdeutsche Sprache wieder in ihre Rechte einzusetzen, und bei diesem Bestreben mußte die vlämische Bewegung, die bis dahin nur eine rein literarische war, sich natürlich auch auf die Politik werfen.

Im Jahre 1839 (am 19. April) wurde endlich ein definitiver Friede zwischen Holland und Belgien geschlossen, und damit verschwand natürlich auch die Reaction zu Gunsten des nassauischen Königshauses, die in den nördlichen Provinzen Belgiens noch von Zeit zu Zeit aufgetaucht war. Die Regierung hatte mithin keine Ursache mehr, die neue vlämische Sprachbewegung mit ihrem Mißtrauen zu verfolgen. Da hielt man es endlich in Flandern für Zeit, einen energischen Schritt zu thun. In Gent bildete sich abermals unter Willems Leitung ein Comité, welches die Aufforderung an sämmtliche Gemeinden in den vlämischen und deutschen Landestheilen ergehen ließ, die Repräsentantenkammer in zahlreichen Petitionen auf die Pflichten aufmerksam zu machen, die sie gegen die vlämischen Einwohner und gegen die vlämische Sprache zu erfüllen habe. Dieser Aufruf fand einen allgemeinen Anklang, überall sammelte man Unterschriften für die beabsichtigte Petition, Antwerpen allein lieferte deren gegen 20,000.*) Im Jahre 1840 überreichte de Decker diese Petition, ein namentlich auch für Deutschland höchst merkwürdiges Actenstück, der Kammern. Diese Petition wies im Eingange darauf hin, daß in den germanischen Landestheilen Belgiens seit Jahrhunderten das Vlämische Sprache der Regierung gewesen, daß die alten Landesverfassungen (les joyeuses entrées, du blyde Intrede) in vlämischer Sprache abgefaßt, tausend werthvolle Bücher darin gedruckt seien, daß das Vlämische sich stets rein erhalten, obgleich Burgund und Frankreich dasselbe zu unterdrücken bemüht gewesen, und zeigte, daß Belgien nie mächtiger war, sein Volksleben sich nie reicher entfaltet habe, als in jenen Zeiten, wo die Sprache im Besitze ihrer vollen Rechte gewesen. Dann beleuchtete die Petition die Nachtheile der französischen Erziehung, wies auf die Nothwendigkeit einer nationalen Volkserziehung hin und entwickelte die großen, in die Augen springenden Nachtheile, die der erzwungene Gebrauch der französischen Sprache für den derselben unkundigen Flamänder mit sich führe. Zuletzt forderte sie, gestützt auf das Beispiel Dänemarks und der Schweiz, wo auch verschiedene, aber gleich berechtigte Sprachen neben einander existirten, gestützt auf die Geschichte der Vergangenheit, die da beweise, daß Burgund die nationale Sprache habe achten, die österreichische Regierung dieselbe in ihren Rechte habe bestätigen müssen, die eigene Regierung dieselbe mithin nicht beeinträchtigen dürfe, daß, auf Grund des Artikels 23 der Constitution, die niederdeutsche Sprache in dieselben Rechte eingesetzt werde, wie zur Zeit der österreichischen Herrschaft, wo alle Beamte in den vlämischen Provinzen das Deutsche sprechen und schreiben mußten. Daher verlangte man den Erlaß eines Gesetzes, wonach 1) alle Verhandlungen in den vlämischen Provinzen in niederdeutscher Sprache zu behandeln seien, 2) die Amtshalter alda sich in ihren Beziehungen zu den Gemeinden und den Einwohnern derselben Sprache zu bedienen hätten, 3) das Vlämische daselbst zur Gerichtssprache zu erheben sei, 4) eine flamändische Akademie oder doch eine flamändische Abtheilung der Brüsseler Akademie zur Belebung der niederdeutschen Literatur zu errichten sei, und endlich, daß das Niederdeutsche an der Genter Universität und an den anderen Reichsschulen auf flandrischen Gebiete nicht geringere Vorrechte genießen solle, als das Französische. Diese Petition fand damals in der Repräsentantenkammer, in der das französische Element überwiegend vertreten war, nicht die günstige Aufnahme, die sie verdiente. Die Deputirten erblickten in derselben nur das Samenkorn zu neuen Spaltungen, die in dem vor Allem der Einheit bedürfenden Staate höchst verderblich werden konnten; aber trotz ihrer Berliebe für das Französische konnten sie nicht umhin, die Wichtigkeit der Sache anzuerkennen, und empfahlen deshalb den Minoritäten diese Petition zur Beachtung. Dem Lebeau-Rogier'schen und dem Rothomb'schen Ministerium gebührt in der That auch der Ruhm, wenigstens den schreiendsten Mißbräuche in dieser Beziehung abgeholfen zu haben.

Im Jahre 1846 brachten es die Träger der vlämischen Bewegung endlich dahin, daß bei der Reform der Brüsseler Akademie, in der bis dahin, wie van de Weyer in seinem Berichte an den König bemerkte, das vlämische Element gar keine Vertreter gehabt, mehrere der hervorragendsten vlämischen Schriftsteller einen Platz erhielten. Schon früher hatte die Nation eine bedeutende Geldsumme pour encourager les lettres zur Unterstützung belgischer Schriftsteller und bedeutender Originalwerke bewilligt, und wenn diese Unterstützung, die die Regierung der Gleichsamkeit angedeihen ließ, auch häufig von niedrigen Speculanten gemißbraucht wurde, so trug sie doch nicht wenig dazu bei, im Volke selbst den Sinn für die Nationalliteratur zu beleben.

*) Kuranda, Belgien.

Digitized by Google

Schon im Jahre 1841 hatte die Regierung eine eigene Commission niedergesetzt, welche unter dem Beistande flamändischer Gelehrten die vlämische Orthographie regeln sollte, was auch geschah. Die neue Orthographie wurde verkündigt, fand aber von mehreren Seiten lebhaften Widerspruch. Wenn auch die Bestrebungen der Flamänder, ihre Sprache zu reinigen und vor allen Dingen erst die nöthigsten grammatischen Regeln festzustellen, anfangs zuweilen den Stempel des Lächerlichen und Kleinlichen trugen, was ihnen den Spott der Franzosen zuzog, so muß man doch auch gegen diese Bestrebungen gerecht sein, namentlich wird der Deutsche sich jener Zeiten erinnern, wo Gottsched, der Leipziger Professor, dessen Verdienste um deutsche Grammatik lange nicht genug gewürdigt wurden, einen ähnlichen Kampf zu kämpfen hatte, der aber zur Ausbildung der deutschen Sprache und Literatur nicht wenig beitrug.

Wenn wir die belgischen Sprachverhältnisse der Gegenwart betrachten, so finden wir eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Sprachbewegung in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Der alte Kampf zwischen den Klauwaerts und den Leliaerts ist, wenn auch in anderer Gestalt, wieder erwacht, aus einem Kampfe mit den rohen Waffen des Materialismus ist ein geistiger Kampf geworden. Wie damals stehen in diesem Kampfe den germanischen Elements gegen den wechselnden französischen Einfluß sich auch heute Bürgerthum und Aristokratie, Volk und Regierung gegenüber. Wat walsch is, walsch is! Dies ist auch heute, wie in den Tagen der blutigen Bürgerkriege, das Feldgeschrei der flamändischen Partei. Het is a Frankillon, sagt der echte Blaming und blickt verächtlich herab auf den Franzosen oder Französischgesinnten. Der Ausgang dieses Kampfes zwischen dem germanischen und dem französischen Elemente in Belgien wird auch über die politische Stellung des Landes entscheiden. Und der Ausgang dieses nationalen Kampfes ist kaum noch zweifelhaft. Die junge vlämische Literatur hat bereits das Treffliche viel gezeugt, sie hat durch ihre Leistungen bereits die Augen von Europa auf sich gezogen und auch außerhalb ihres Vaterlandes eine ehrenvolle Anerkennung gefunden; mehr als dreißig der einflußreichsten (vlämisch) belgischen Journale sind ihren Interessen dienstbar, und Namen wie Willems, Bogaert, Snellaert, de Laet, Conscience, Kerkhoven, Lebegan van Duyse und Andere haben überall einen guten Klang. r.

Ueber den Geist des Jahres 1848 und die Geistlosen in demselben.

Aus dem Dänischen nach „Fädrelandet."

Wir wissen nicht, welch große Fügungen die unerforschliche Weltlenkung uns und allen Völkern Europa's vor Neujahr noch bestimmt haben kann; wir können nicht einmal die nächsten Folgen der Fügungen voraussehen, die uns bereits getroffen haben. Lange war es ein allgemein verbreitetes Gefühl unter den Klugen dieser Zeit, daß sie in einer sogenannten Uebergangsperiode lebten, das heißt in einem Zustande, in welchem das Bestehende sich zu einer Verwandlung vorbereitet, die Einzelne Tod, Andere Wiedergeburt nennen. So ist im Grunde genommen immer das Leben des einzelnen Menschen; zu gewissen Zeiten aber wird die Vorbereitung deutlicher empfunden, und geht durch die ganze bürgerliche und nationale Gesammtheit. Endlich kommen auch Jahre, wo die Gesellschaft nicht nur im Uebergange ist, sondern ihn wirklich ausführt, und dann geht sie nicht über, sondern springt über, und düpft noch einige Zeit hinterdrein. Eine solche Zeit ist ernster, aber schön und erfreulich; man ist nicht nur auf dem Wege, nein! man befindet sich in Eingange selbst zum Reiche der neuen Ideen; in diesem Eingange aber ist Drangsal und Angst. Ueber allen diesen dunkel, aber tiefbewegten Gefühlen, die sich vorwärts drängen, muß die Verwirrung und Verunreinigung des Gedeihens sein; Einige aber sind so dumm, daß sie gleich Eseln schreien, weil sie ihre eignen verwortenen Geschrei für die Stimme des anbekannten Gottes halten; und Einige sind so klug, daß sie die Verunreinigung lieben. Man darf am Eingange eines Tempels nicht die erhabene Ruhe und Schönheit erwarten, die sich in seinem Innern zeigt.

Es liegt etwas Komisches in der List, mit welcher ein Jahr wie 1848 die Menschen zu fangen versteht. Die List besteht in der verborgenen Energie, welche einen plötzlichen Ausbruch bewirkt, das Komische daran, daß man sich durch die Erfüllung seiner eignen Gedanken überrascht wird. Es ist die Zeit nicht mehr, in der man reden kann, wie man es in friedlichen Jahren gethan hatte, nämlich nur als Redeübung, oder zu gegenseitiger Aufmunterung, oder zu einer gewissen planlosen Agitation, oder als eine Vorbereitung für Etwas, das man selbst nicht kannte; nein, sehr! Man wird beim Wort genommen. Kaum hat z. B. Louis Philipp „la force" in der Theorede genannt, und die rohe Gewalt schleppt schon den Königsthron auf die Straße hinab. Kaum hat der König von Preußen dem Herzoge von Augustenburg den Schein eines Krieges verschenkt, als er ihn auch wirklich zu Land und zur See führen muß; kaum hat er Deutschland Einheit und Freiheit versprochen, und — er muß sich zu seiner Verzweiflung in Berlins Straßen als deutscher Kaiser begrüßen lassen. Wenn Einer nur daran gedacht hat, ein kleines Hochen Schauspieler zu sein, so wird er zu seinem Schrecken in vollem Trotte Schauspieler in dem Processe der Zeit. Wie Dänen lieben es so sehr, in geistreicher Unbestimmtheit über nationale und politische Aktionen hin und her zu flottiren! Noch dem äußeren Scheine der Einigkeit sollte man, wie ein Spötter sagte, jeden Tag glauben, daß die große Entscheidung noch vor dem Abend kommen würde; aber man erwartete gar keine Fremden, als es plötzlich an die Thür klopfte; und ganz gegen alle vernünftigen Erwartungen sind wir selbst es, die handeln sollen, und nicht nur unsere Nachbarn.

Wenn man heut zu Tage so unverschämt ist, dem Bauer Land, oder dem Handwerksgesellen Geld zu versprechen, so ist doch Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man beim Wort genommen werden könne, gleich einem Diebe auf frischer That.

Es ist also kein Mangel an Begebenheiten im Jahre 1848, aber nur an Klarheit, und auch nicht an Klarheit in der Meinung der Begebenheiten, sondern wie gewöhnlich nur in der Art, wie man seine Meinung aussprechen will. Sicher liegt in dem Gange der Begebenheiten etwas in hohem Grade Ehrkränkendes gegen die Propheten. An dem Abende, bevor der Thron Louis Philipp's stürzte, hatte gerade ein Prophet im „Aftenblad" geweissagt, daß er nicht erschüttert werden könne. Kaum hatte ein anderer Prophet verkündet, daß „la Presse" eine europäische Macht sei, als dies Blatt suspendirt wurde. Und kaum hatte „Fädrelandet" prophezeiht, daß Karl Mollé eine europäische Macht geworden sei, als leider auch dieses Blatt — suspendirt wurde. Es ist nicht durch Prophezeihungen im Jahre 1848, Aber es ist deutlich genug, was der Geist, d. h. die allgemeine Meinung im Jahre 1848 ist, und nicht minder klar ist die Geistlosigkeit, d. h. das Mißverständniß der Meinung; denn bei dieser ist es nicht Gebrauch, incognito zu leben, sie liebt die Oeffentlichkeit.

Wir erlauben uns nur einen sehr flüchtigen, wenig als möglich sagenden Fingerzeig auf das, was wir für die Meinung oder den Inhalt der Begebenheiten ansehen, die das Jahr 1848 charakteristirt haben. Es ist anmaßend, weitläufig über Etwas zu sprechen, das Alle wissen; und sollten wir etwas Neues sagen, so könnte das ja nicht wahr sein. Es kommt uns also vor, daß der Inhalt oder die Idee, die wie mit einer elektrischen Schlage alle Völker Europa's getroffen haben, die Nationalität und die repräsentative Staatsverfassung sind; es ist die Selbstständigkeit des Volkes nach Außen hin, und sein Recht, die Unbequemlichkeit zu haben, seine eigenen öffentlichen Angelegenheiten nach Innen zu verwalten; es ist also Ein und Dasselbe in innerlichem Verhältnisse: es ist das Recht der Volksmasse gegen die Unterdrückung fremder Gewalt oder innerer Mißverständnisse. Es ist die Meinung von der Verheißung, die Adam gegeben war, daß er herrschen solle über die Erde und das Meer, über Fische, Vögel u. s. w. Es ist das Recht des Menschen, das Recht Gottes und seine Gerechtigkeit nicht nur zu erben, sondern auch darnach zu streben; es ist das Recht, der Welt zu dem zu werden, was er eigentlich und in seinem Gemüthen ist, gerade dieselbe sonderbare und doch vernünftige Person zu werden, die er von Natur ist, Geld zu gebrauchen und zu verdienen mit jedem Daumchen der Pfunde, die Gott ihm gegeben hat; das ist das irdische Recht des Menschen als eine freie Person — und es ist auch zugleich seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Das scheint uns die Meinung einer freien und vollständigen Verfassung zu sein, oder die allgemeine Meinung im Jahre 1848. Sollte Jemand einwenden, daß das auch die Meinung in den früheren Jahren gewesen sei, so wünschen wir, er möge Recht haben; doch liegt der Unterschied vielleicht nur darin, daß man früher seine Meinung nicht sagen wollte.

Sollte aber Jemand eine ganz andere Meinung von der allgemeinen Meinung im Jahre 1848 haben, so wollen wir ihm das nicht übel nehmen. Denn die Geistlosigkeit, die heut zu Tage das Imperimatur giebt, besteht nicht darin, positiv die allgemeine Meinung mißzuverstehen, indem man ihr eine eigne, absonderliche Meinung unterlegt, oder indem man sie in leidenschaftlicher Einseitigkeit auffaßt, oder indem man sie nur halb hört, weil man, gleich unaufmerksamen Schulknaben, dazwischen plaudert. Die Geistlosigkeit besteht darin, gar nichts zu hören, weil man unaufhörlich schreit, wie ein verliebter Esel. Die Geistlosigkeit besteht nicht in der Beschränktheit des Geistes, sondern in seiner Abwesenheit. Wie sagen nicht, daß die bösen Geister abwesend seien im Jahre 1848, nein, bedeute! aber es scheint

Digitized by Google

und, als ob die dummen Geister mehr hervortreten würden. Und die dummen Teufel sind so schwierig auszutreiben. Beten und Fasten vermag nichts über sie; bei der Trauer der Weisen werden sie froh und fett und schlagen hinten aus wie Jasohar. Nur gegen das Lachen pflegen sie einen gewissen Widerwillen, das wirkt auf sie ungefähr wie Musik auf gerusse Kanbtiere. Mögen doch Andere, die es besser vermögen als wir, das selige Gelächter hervorrufen, vor dem die dummen Teufel fliehen.

Nur noch wenige Andeutungen. Die Begebenheiten, die dies Jahr charakterisirt haben, besitzen sowohl Inhalt als Form. Der Inhalt sind die Ideen, die Meinung, der Geist; die Form ist die Revolution, oder die gewaltsame und plötzliche Bewegung des Volkes. Die Geistlosigkeit beginnt sich mit der Form; sie äußerorstebt die Meinung nicht, aber sie geht an ihr vorüber. Wir wollen nicht von jenen Uebereifrigen sprechen, welche die Weisheit verschmähen, sowohl bei den kleinen Kindern, die umherkriechen, die sie gehen können, wie auch bei den alten Bärchen, die ihre Jungen auf dem Dache üben, die sie so vom Neste hinunterfliegen lassen. Diese Heftigkeit liegt nicht nur in der Luft im Jahre 1848, wie im Jahre 1830 (sie kommt mit der Cholera), sondern sie steht in Verbindung mit dem Inhalte. Eine solche findet man hingegen nicht bei den ächten Geistlosen; jedes ausgezeichnete Jahr hat seine besonders ausgezeichnete Art von Philistern, und im Jahre 1848 blühen die revolutionären Philister. Diese lieben die revolutionären Lustschwingungen ganz ausnehmlich; sie bewundern die Revolution wie die Tugend um ihrer selbst willen, und der von ihnen geliebte Gegenstand hat den Vorzug vor Plato's Tugend, daß sie sowohl gesehen, als gehört, vielleicht auch gerochen werden kann. Sie empfehlen die Bewegung, gleich den Aerzten, als der Gesundheit zuträglich. Die Bewegung, sagen sie, gengt von Leben, das besser ist als Leben von Kraft, die doch gewiß besser ist als Schwäche. Vergebens antwortet man ihnen, daß, wenn man den Teufel auch nicht mehr fürchtet, das Ale in der Theologie nicht unbewanderte Köbenhavnspost (denn ein dummer Teufel achtet nicht einmal seinen eignen Fürsten), es doch einmachend sei, daß nicht jede Art von Lebendigkeit gleich anständig, oder jede Kraft von guter Wirkung sei. Jetzt zeigt man in Frankreich in diesem Jahre die lebenswerthe Lust, die Todesstrafe abzuschaffen (wenigstens die regelmäßige); aber überall zeigen sich doch noch gewisse Anstalten, wie Gefängnisse und Zuchthäuser, durch welche gar viele Lebendigkeit ganz verhindert, und unterschädliche Kräfte mit vieler Sorgfalt erhalten werden; woraus folgt, daß die Schädlichkeit meiner Ten diesen Kräften vorzuziehen ist. Aber was kümmert das die revolutionairen Philister? Die haben nichts mit der Sache zu thun, nur mit den Formalitäten — nämlich, damit dieß in Unordnung gerathen; nichts mit dem Ziele, sondern nur mit der Bewegung — nämlich, damit sie hopsher Lattinde. Das Einzige, was sie fragen, ist der Spektakel. Jede Ihre ist reactionair; aber das ebenlose Geschrei, und wo möglich etwas Handgemenge, das ist das wahre Wesen, das ist die Revolution selbst. Sie lieben das Getöse eines heftigen Wetters, nicht allein ohne zu fragen, von wannen es komme und wohin es gehe, sondern auch ohne auf den Blitz zu achten, der dem Gekrache vorangeht, ohne zu bedenken, daß selbst das entsetzlichste Wetter vorübergehend sein muß. Ach! diese dummen Teufel sind schrecklich — selbst wenn die bösen Geister nicht hinter ihnen stünden.

Spaßhaft ist es, daß die revolutionairen Philister kein anderes Scheltwort lieber benutzen, als ihren eigenen Namen, und ihn treffend benutzen. Sie schelten die nämlich Philister, welche sich der richtigen Sache widersetzen, wenn sie nicht ganz richtig in der Form ist. Wie treffend! als Philister sehen nur auf die Formalitäten; die grundsätzlichen sehen darauf, daß sie in Ordnung, die revolutionären, daß sie in Unordnung sind.

Ein anderer Charakterzug bei den revolutionairen Philistern ist ihre Vorliebe für fremde und sehr ferne Länder, z. B. Amerika, natürlich nicht wegen des Landes, sondern nur wegen der Entfernung. Sie preisen jedes Lebensverhältniß, welches dem bewunderten Philister so fern steht, daß er nicht Etwas davon in seiner Praxis erlebt hat; er bewundert nicht die Sache selbst, sondern nur seine eigene Unkenntniß von derselben! denn dadurch, daß sie nicht durch seine Bekanntschaft beflerkt ist, gewinnt sie fast etwas Heiliges, Jungfräuliches. Nichts ist ihm daher lieber, als sich fremde Pflanzen für sein Erdreich zu verschreiben. Was kümmert ihn der nationale Boden; was die Lust hundertjähriger Erfahrung, in der er lebt? Aber das Beste ist, daß er nicht nur die schönen Gewächse verlangt, die andern Ländern eigenthümlich sind, sondern sich auch voller Begeisterung die erbittet, die selbst dort zu den Hergewächsen gehören; und oft glaubt er in seinem Entzücken schon die letzteren zu besitzen, ehe die ersten noch angekommen sind. Er hat z. B. gehört, daß in England viel Jammer unter den Fabrikarbeitern gefunden werde, daß in Irland Millionen nach Repeal oder Kartoffeln seufzen, daß in Frankreich 100,000 Arbeiter zu finden seien, denen der Staat seiner Zeit Arbeit versprochen habe, oder richtiger Bezahlung, und die er dann später erschießen oder deportiren müsse. Wie Dänen, natürlich, haben keine großen Fabriken, keinen verhungernden Handel, wir beherrschen kein erobertes Reich (nicht einmal Nord-Nitugien), wir haben nicht die weltliche Civilisation, den Cultus der Sinne, die Verführung des Reichthums auf eine schwindelnde Höhe getrieben, wir die Leidenschaften den Verstand vertieren. Wir sind in einfaches, armes, ackerbauendes Volk, bloß verschiedene Classen gewöhnlich in gutem Einvernehmen und freundschaftlichem Umgange mit einander leben, ohne daß der Eine dem Andern seinen übertrieben Reichthum, und noch weniger seine allzu große Gelehrsamkeit vorzuwerfen hätte. Aber warum sollte man nicht unsere Handwerker, Bauern und Händler zu englischen und französischen Proletariern anlopen können? Warum sollte man nicht darauf schwören, daß „die Gelehrsamkeit und der Reichthum" sich fürchterlich gegen dich Unglücklichen verschworen haben? Wenn sollte man nicht über Das declamiren können, was uns in der eigenen Einbildung erstirt? — Wollte man nur von den wirklichen Unglücke sprechen, dann könnte man ihnen vielleicht abhelfen, aber freilich keine neue politische Partei bilden, welche die revolutionairen Philister als ihre Anführer erkennt.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

u. h. Kopenhagen, d. 25. Nov. Ein Ministerwechsel, mag er auch nur partiel sein, ist stets ein Ereigniß. Die Personen, welche abtreten, sind die Träger einer bestimmten Idee, eines bestimmten Systems gewesen, und wenn, wie bei und in diesen Tagen, man den Grund zur Auflösung einiger Mitglieder des Ministeriums, trotz aller Mühe, nicht erfahren kann, so macht dieß einen um so gröberen Eindruck. Die Minister Graf Knuth (Auswärtiges), Lehnsring (Krieg), Monrad (Inland) und Orla Lehmann haben, wie bekannt, ihre Entlassung eingereicht, und erhalten; auch der Handelsminister, Blume, ist zu gleicher Zeit abgetreten. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß schon vor einem Monate der Minister Hvidt zurückgetreten ist, dann sehen wir jetzt sämmtliche Männer, welche die ersten Bewegungen der Neu-Zeit bei uns leiteten, welche an der Spitze der so glanzvirenden Bewegung im Cafino standen, mit einem Worte, die ganze Seite des Ministeriums, welches im März gebildet wurde, ganz und gar von der Regierung entfernt. Die „Cafino-Minister" sind abgezogen, die Minister, welche als ihr Programm: „Dänemark bis an die Eider" aufgestellt hatten. Dies Ereignis giebt Stoff genug zur Betrachtung über unser Verhältniß zum Auslande, namentlich zu Deutschland, und doch ist es fast eine Unmöglichkeit, irgend ein Resultat für die Zukunft daraus zu ziehen. Nachdem jene Minister der Nation einen Grundgesetz-Entwurf vorgelegt, durch welchen sie die wahre Volksfreiheit ihr für immer gesichert haben, nachdem sie der Nationalversammlung, dem Reichstage, Rechenschaft über ihre während des Provisoriums angeführten Regierungshandlungen gegeben, scheiden sie aus dem Cabinete, ohne dem Reichstage auf die verschiedenen Interpellationen über den Grund ihrer Abschiedung eine andere Antwort zu geben, als die Erklärung, daß sie, aus Rücksichten auf das Wohl des Landes, ihn nicht aussprechen. — Suchen wir einen Blick in die Zukunft zu werfen, indem wir das neue Cabinet betrachten: Graf A. W. Moltke, früher Chef des Civilgeräthen und Finanzminister, jetzt wieder Präsident des Cabinets, ad interim Minister des Auswärtigen und Chef des Collegiums für die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten; Bardenfleth, wie früher, Justizminister; P. C. Bang, Minister des Innern; Graf W. Sponneck, Finanzminister; Prof. J. N. Madvig, Kultusminister, General Hansen, Kriegsminister; Zartmann, wie früher, Marineminister, Prof. H. R. Clausen, Minister ohne Portefeuille. — Wir glauben in dieser Zusammensetzung eine neue Concession dem Auslande, namentlich Deutschland, gegenüber zu erblicken. Die ausgeschiedenen Mitglieder des Cabinets sind stets sowohl Preußen wie der Centralgewalt Deutschlands von den „Schleswig-Holsteinern" als „ein Stein des Anstoßes" geschildert worden, und sie würden dadurch vielleicht den eventuellen Friedensunterhandlungen etwas hinderlich gewesen sein. Mit ihnen fallen alle Beschuldigungen der „Schleswig-Holsteiner" fort. Das Programm des neuen Ministeriums lautet wesentlich dahin: auf dem Wege der Unterhandlungen einen Frieden zu erreichen, der mit der Ehre und Wohlfahrt des Landes zu vereinigen sei, jedoch gleichzeitig die Fortsetzung des Rüstungen nicht aufzugeben. Die neuen Mitglieder gehören sämmtlich einer politisch gemäßigten Richtung an. Bang und Sponneck, die Beide zu den sogenannten „besonnenen" Freunden der Freiheit gehören, sind anerkannt tüchtige Männer, der Letztgenannte war schon seit längerer Zeit Director im Ministerium des Innern gewesen; der Letztgenannte ist als Landwirthschaftlicher Schriftsteller und als Ehef der früheren Oberen Zolldammer- und Kommercien-Collegiums bekannt. General Hansen ist ein ebenso rechtschaffener Cha-

Digitized by Google

racter wie rüchtiger und kenntnißreicher Militair; seiner Fortification nach Alsen, während des jetzigen Krieges, ist die größte Anerkennung selbst von feindlichen Officieren gezollt worden. Medvig ist ein ausgezeichneter Gelehrter, aber auch ein tüchtiger Geschäftsmann und ein aufrichtig-freisinniger Politiker, er, sowie Clausen — der den Lesern Ihres Blattes bereits bekannte Ehrenmann — zeichneten sich Beide durch Scharfsinn und Klarheit schon auf dem Reichstage aus, sie wollen dasselbe, wie die sämmtlichen Mitglieder des Cabinets: eine ruhige, vernunftige, gesetzmäßige Entwickelung der Staatsverhältnisse. Daß diese Zusammensetzung des Cabinets die ruhige Haltung und die Besonnenheit des dänischen Volkes in einem noch höheren Grade als die frühere garantirt, liegt zwar nur in der ganz äußerlichen Zufälligkeit, daß die zurückgetretenen Minister unter den Eindrücken einer ersten Volksbewegung ihre Portefeuilles erhalten und trotz jener Bewegung gehandelt haben; diese Zufälligkeit aber hat man ausgebeutet genug, und ihre Beseitigung muß jedenfalls eine gute Wirkung auf die Friedensunterhandlungen üben. Für diese, die, wie bekannt, in London eröffnet werden, sind von hier aus die Herren General Oxholm und Conferenzrath Trescho abgegangen. — Oxholm ist ein gewandter, von verschiedenen andern Missionen geschickter Diplomat, Trescho, früher Advokat und Staatsanwalt, ist ein klarer, kenntnißreicher, unabhängiger Weltmann. Die Verhältnisse jetzt haben einen ganz anderen Character als im Frühjahr, wo Lehmann in London war, dessen Wirksamkeit übrigens nicht wenig verkannt worden ist, indem man ganz und gar seine schwierige Stellung übersah, und Herr Tresbow wird schon unter günstigeren Umständen auftreten. So ist ist gewiß, daß, wenn auch die anderwärtige Politik des März-Ministeriums nicht ganz die des November-Ministeriums werden wird, doch die zurückgetretenen Minister jedenfalls die der damaligen Zeit waren, und daß jetzt die Majorität des dänischen Volkes, wenn sie auch eben so energisch wie früher auftritt, doch von einer größeren Klarheit und einer ruhigeren Stimmung geleitet wird. Man spricht davon, daß Lehmann zum Amtmann (Kreisdirector) in Hoibef auf Seeland, Tscherning zum Commandanten auf Kronburg und Monrad zum Bischof auf Fühnen ernannt werden sollen. Graf Knuth wird sich vorläufig in das Privatleben, auf seine Güter zurückziehen und daselbst, wie in jeder seiner Lebensstellungen, durch Humanität und Freisinnigkeit sich auszeichnen.

Schweden.

† Stockholm d. 20. Nordr. Nach ziemlich langen Zeiten hatte die hiesige Gesellschaft der Reformfreunde am 16. d. M. wieder eine erste Zusammenkunft, unter Vorsitz des Assessors Professors der Jurisprudenz, Dr. Berglaf. Nachdem der Reichstag die Reformen unserer ältesten und meist altmodischen Staatseinrichtung, die der Bekenntnißfreiheit, bis zur nächsten Versammlung aufgeschoben hat, fängt das mehr private politische Leben wieder an, sich zu regen, und wenn auch jene erste Stipung der Reformfreunde gerade in ihren Verhandlungen kein sehr großes Interesse hatte, wenn auch daselbst eine Petition an den König wegen Einberufung eines außerordentlichen Reichstags zur Berhandlung der Repräsentationsfrage, ebensowenig Anklang fand, als der Vorschlag, „die Bewohner der Provinzen aufzufordern, Bevollmächtigte zu einer allgemeinen National-Zusammenkunft, hierher zu senden," so dürfte die Gesellschaft, so wie die Sachen hier nun einmal stehen, doch auf die Zukunft bedeutend einwirken und einmal vielleicht, eine große Rolle zu spielen haben. Es ist gewiß, daß eine solche National-Zusammenkunft, wie die erwähnte, nur dazu beitragen würde, die Reformfrage noch mehr zu verwickeln, keineswegs sie zu einem erwünschten Ziele zu führen. Die Ansicht einer ziemlich starken Fraction der Gesellschaft, den Repräsentativentwurf der Regierung auf dem nächsten Reichstage auf jede Weise zu unterstützen, scheint bis gezeitdessen zu sein, wie wohl auch schwachen den vorläufigen Zweck erreichen. Wir sind nämlich der Meinung, daß es vor allen Dingen, hinsichtlich jener Frage, jetzt darauf ankommt, eine Bresche zu schießen; noch bitten die Privilegirten einen ehernen Phalanx, ihnen gefällt der Repräsentations-Entwurf der Regierung ebenso wenig als dem eigentlichen Volke — natürlich aus verschiedenen Gründen — wenn aber das Zelt auf jede Weise den Entwurf unterstützt, mag er auch bei weitem nicht zeitgemäß sein, so wird er durchgehen, und die erste Neuerung in der Repräsentation wird sie ganz unmöglich, das erste frische Lüftchen, mag es auch noch so zart sein, wird dem alten Bau das Verderben bringen. In diesem Sinne möchten wir uns auf das Entschiedenste „Einmal ist besser wie gar Nichts" sprechen. — Man will jetzt für diesen Plan durch Zillal-Reformgesellschaften in den Provinzen zu wirken suchen, und durch eine Riesen-Petition an die Regierung die privilegirten Stände einschüchtern. — Es ist voranzusehen, daß das Vorhaben vielen Anklang finden und daß es uns interessanten Gegebenheiten entgegenführen werde.

Holland.

Das definitive Ministerium.

Nach einer Zeitperiode von außergewöhnlicher Art, die fast neun Monate gedauert hat, ist endlich ein definitives Ministerium gebildet. Es besteht aus denselben Ministern, welche früher schon die ministeriellen Aemter bekleideten, denen noch Hr. G. L. Baud, als Minister der Kolonien hinzugefügt ist. An die Stelle des Herrn Bentinck ist Herr Lightenvelt zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und diesem zugleich vorläufig das Departement des römisch-katholischen Cultus übertragen. Als definitive Minister treten also die Herren Donker-Curtius, Lightenvelt, de Kempenaer und van Hremstra auf, deren Anterdenken Vertrauen einflößen und Garantieen bieten. Auch das Auftreten der Herren von Bosse, Boet, Rijk und Baud läßt hoffen, daß die Wahl gerade auf solche Männer gefallen sei, die den Geschäften, zu welchen sie berufen, durchaus gewachsen sind. — So war zu erwarten, daß das frühere Ministerium, da es sich so kräftig bewährt hatte, die Grundgesetz-Revision zu vollziehen, größtentheils in das definitive Ministerium eintreten würde. Es hatte dadurch bewiesen, daß es die Bedürfnisse des Landes kenne, und auf der Höhe der Zeit stehe. Zugleich steht man, daß es dem wahren, grundgesetzmäßigen Fortschritte zugethan, und gleichweit entfernt von Ueberstürzung wie von Uebertreibung sei. Das frühere Ministerium hat es aber dabei nicht gelassen. Es hat, dem Anstrage zufolge, den der König ihm gegeben, dem Staatsoberhaupte einen Entwurf zur Vereinfachung und Einschränkung vorgelegt, welches sein ernstes Streben beweist, den Staatshaushalt einzuschränken und die Ausgaben des Reichs zu vermindern. Diese konnte man es, bei so wichtiger Angelegenheit dessen übertragen, die Hand an's Werk zu legen, als Denen, die den Plan entworfen hatten? Man kann aber nicht leugnen, daß es einige Verwunderung erweckt hat, daß in dem veröffentlichten Dokumente mit keinem Worte der Ernennung eines Minister-Präsidenten gedacht ist. Es mag wohl nicht immer nöthig sein, sich nach dem Vorbilde anderer constitutioneller Staaten zu richten; doch erinnern wir nur daran, daß man im März, beim Beginne der neuen Zeitepoche, die Nothwendigkeit erkannte, einen Präsidenten des ersten provisorischen Ministeriums zu ernennen. Damals war dies noch weniger nöthig, weil man eigentlich noch unter den alten Institutionen lebte, und weil ein Beschluß bestand, nach welchem je einer der Minister einen Monat lang den Vorsitz im Ministerrathe führte. Jetzt aber muß es bestimmen, daß ein definitives Ministerium ohne bestimmtes Haupt aufgetreten ist. Bleibende ist dies dem Nachfolgen des bezeichneten Beschlusses anzuschreiben und die Hoffnung vorhanden, daß in diesem Falle bei Revision des Beschlusses, auch diesem Bedürfnisse genügt werde.

Ueber das Bestehen der neun Departements wird jetzt noch nicht ausführlich bestimmt werden, sondern die Gelegenheit dazu bei Prüfung des vorgelegenen Entwurfs, in Bezug auf Vereinfachung und Beschränkungen, ergriffen werden.

Wichtig ist die Aufgabe des neuen Ministeriums. Es ist das erste Ministerium unter den neuen grundgesetzlichen Einrichtungen. Es ist berufen, die vielfachen höchst wichtigen Gesetze zu entwerfen, die aus dem angekündigten Grundgesetze hervorgehen. Es ist berufen, die neuen grundgesetzlichen Bestimmungen mild und freisinnig anzuwenden, und in Anwendung zu bringen. Es ist berufen, Maaßregeln zur Herstellung der Finanzen des Landes zu treffen. Es ist seine Aufgabe, nach einem ausgebreiteten Plane wesentlich einzuschränken und zu vereinfachen. Man erwartet von dem neuen Ministerium, daß es Entwürfe vorlegen werde, behufs Unterstützung der materiellen Bedürfnisse des Volkes, zur Entwickelung und Verbesserung der Wohlfahrt des Landes und zur Verminderung der Abgaben, die auf den unteren Volksklassen lasten. Man sieht mit Spannung der Reform des Volksunterrichts-Princips entgegen, die aus dem Schooße des Ministeriums hervorgehen soll. Es scheint überstüssig, auf weitere Entwickelung über die Wichtigkeit des Berufs des definitiven Ministeriums einzugehen. Jeder wird sie lebendig begreifen, und die Mitglieder des neuen Ministeriums gewiß nicht am wenigsten. Doch aus manchen Andeutungen glauben wir den Schluß ziehen zu müssen, daß von den Handlungen und Verrichtungen desselben sehr viel für die Zukunft des Vaterlandes abhängt. Durch Scharfsichtigkeit und Kraft im Handeln wird es mitwirken, um in dem Augenblicke der Revision des Grundgesetzes und der Einführung einer neuen Ordnung der Dinge, das Werk mit Erfolg zu krönen. Von seinen Handlungen, von seinen Thaten wird es abhängen, ob es in den Kammern und bei der Nation daneuen auf Vertrauen und Wirksamkeit rechnen kann. Ja, in Hinsicht auf König und Vaterland sprechen wir deswegen unseren innigen und herzlichen Wunsch aus.

(Algemeen Handelsblad.)

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Einige Bemerkungen über Dr. Gräfse's Geschichte der dänischen Poesie *).

Die poetische Literatur Dänemarks ist in Deutschland nur sehr unvollständig gekannt, und muß es sein, da sie, gleich den poetischen Schätzen jedes Landes, in ihrer ganzen Fülle und Eigenthümlichkeit nur durch die Originalsprache zur Offenbarung kommen kann. Nur Oehlenschläger's und Baggesen's deutsch geschriebene Werke, einige von Heiberg's dramatischen Arbeiten, die viel von ihrem ursprünglichen Tone durch die Uebersetzung verloren haben, welche den Mangel des localen Ausdrucks nicht zu ersetzen vermochte; einzelne lyrische Gedichte, in Bearbeitungen wiedergegeben, welche, so sorgfältig sie auch behandelt sind, doch einen großen Theil des frischen poetischen Duftes, des lebendigen Colorits verlieren müssen; Hertz's „König René's Tochter", und verschiedene Producte im Romanfache, welches nicht gerade diejenige Richtung ist, der die ästhetische Literatur Dänemarks das Gepräge ihrer Bedeutsamkeit verdankt, — das ist's, was dem gebildeten Deutschland sein Urtheil über dänische Dichtkunst gegeben hat. Und obgleich die zwei zuerst genannten Dichter zu den Koryphäen der dänischen Poesie gehören, auch ihre Werke unmittelbar durch sie selbst und zwar in einer, besonders was Baggesen betrifft, eleganten und fließenden Sprache, nach Deutschland verpflanzt sind — so sind diese doch nicht in dem ganzen Umfange und Glanze ihres Genies in Deutschland bekannt geworden, denn Oehlenschläger's deutsch herausgegebene Werke sind von ihm selbst bearbeitete Uebersetzungen, die — mit Ausnahme einiger weniger, so wie Aladdin, Correggio und einzelne Balladen — durch Steif und Behandlungsweise eine so ächt dänische oder altnordische Natur haben, daß ihre Schönheit nur in der dänischen Sprache zur vollkommenen Geltung gelangen kann, und Baggesen's deutsche Gedichte sind zwar ursprünglich und nur in der deutschen Sprache geschrieben und durchtrungen von ihrem Geiste; aber er hat außer ihnen viele außerordentlich schöne und geistvolle Dichtungen — worunter die herrlichen Episteln und komischen Erzählungen, zwei Formen, in welchen sich ganz besonders sein Geist, seine Originalität und Grazie zeigt, — dänisch geschrieben, ohne daß sie übersetzt wären, oder ihres Witzes und der Eigenthümlichkeit wegen, die in der Sprache liegt, übersetzt werden könnten. Da ferner fast die ganze lyrische Poesie und vorzüglich das Lustspiel, das durch ächte kräftige Laune und eine ebenso geschmackvolle und natürliche als originelle Komik einen hohen Platz in der dänischen Literatur einnimmt, — Deutschland fremd sind, so kann dessen Begriff von Dänemarks poetischem Reichthume nothwendigerweise nur sehr unvollständig sein. Dänemark muß daher den deutschen Gelehrten, welche unter ihren Landsleuten eine größere Kenntniß der Geschichte der dänischen Poesie verbreiten und dadurch die Aufmerksamkeit auf seine Sprache und Literatur hinwenden, vielen Dank zollen; Herr Dr. Gräfse wolle daher hiermit die warme Anerkennung des Referenten für die Sorgfalt entgegennehmen, mit welcher er sich bemühte, seinem Umriß Genauigkeit und Vollständigkeit zu geben. Sein Streben hiernach, so wie nach einem gerechten und unparteiischen Urtheil sind nicht zu verkennen. Um so mehr zu beklagen ist es, daß er offenbar seine Kenntniß nicht aus der Literatur selbst geschöpft hat oder schöpfen konnte, sondern sie in literar-historischen Werken — unter denen nicht einmal der geschmackvolle Thorsen's war, welcher sich mehr als die Andern durch lebendige Darstellung so wie durch ein, auf gesunde, klare Anschauung begründetes Urtheil auszeichnet — und in Mittheilungen gesucht hat, die beide, besonders da er wohl sehr nah Vollständigkeit und sogar auf Kosten einer ausführlichen Besprechung der einzelnen größeren Dichter gestrebt, seiner Schilderung eine gewisse Trockenheit gegeben haben, die vielleicht der größte Fehler an dem Werke im Allgemeinen ist, während seine Quellen ihm zugleich verleitet haben, ganz unbekannte und unbedeutende Dichter und Dichtungen als werthvolle anzuführen, und über andere, die die Aufmerksamkeit in hohem Grade verdienen, flüchtig hinzugehen.

Der Referent, welcher selbst das Glück hat, sich zu den dänischen Dichtern zu zählen, und die Freude, sich ganz besonders ehrenvoll in dem Werke des Dr. Gräfse beurtheilt zu sehen, das für ihn natürlich in der Gestalt, wie es vor ihm liegt, nichts wesentlich Neues enthalten kann, als eben die Fehler — will einige von diesen in der Hoffnung bezeichnen, daß es den Verfasser veranlassen werde, für eine neue Auflage Quellen aufzusuchen, die das Werk theils von seinen Unrichtigkeiten befreien, theils ihm durch eine reichere Charakteristik genialer Dichter eine größere Frische und Lebendigkeit in der Darstellung geben könnten.

In dem Berichte über Holberg, der auch an einigen historischen Unrichtigkeiten leidet, führt der Verfasser an, daß dieser, der Schöpfer der dänischen Komödie, sich „durch seine Geschicklichkeit in der Erfindung der Intrigue" ausgezeichnet. Das ist nicht richtig. Nicht die Intrigue in seinen Stücken, die oft so außerordentlich einfach ist, daß man ihr kaum diesen Namen beilegen kann, ist es, die ihm ein durchaus eigenthümliches und von der Zeit unauslöschliches Gepräge aufdrückt, sondern die Erfindung von originellen Stoffen und die unvergleichlich schöne Charakterzeichnung, die allen seinen Personen gegeben ist. Gerade in Bezug auf Charakterschilderung ist er bewunderungswürdig. Wie weich auch seine Laune im Dialoge sprudeln mag — immer weiß er ihr doch einen Ausdruck zu geben, der durchaus auf die dargestellte Person paßt, und wie klein auch immer die Rolle ist — stets hat sie eine bestimmte Physiognomie. In dieser Beziehung ist besonders seine „Wochenstube", die gerade gar keine eigentliche Intrigue enthält, eine Bildergallerie, die noch von dem komischen Schauplatze seines Landes übertroffen wurde; denn jede der vielen darin auftretenden weiblichen Personen ist, ungeachtet sie sich nur in einer kleinen Szene zeigen, durchaus von den andern verschieden und doch mit überraschender Naturtreue dargestellt. — Der Referent hat nie einen Dänen Ewald den Namen „des dänischen Schiller" beilegen gehört; dem unsterblichen Dichter fehlten neben der Kühnheit des Gedankens, glühender Phantasie und einer gewaltigen Kraft in der Sprache, jene Eleganz und der geläuterte Geschmack, die so hinreißend in jeder von Schillers Dichtungen wirken. — Horrebow, Staffeldt und Meyer, die als Pfleger des philosophischen Lehrgedichtes angeführt werden, sind, mit Ausnahme vielleicht von Staffeldt, ohne alle Bedeutung in der Geschichte der dänischen Poesie und verdienen nicht besprochen zu werden, wenn die großen Dichter nicht mit mehr Ausführlichkeit behandelt werden können. — Wenn der Verfasser beklagt, daß H. Hertz's Lehrgedicht „Kunst und Natur" in rein lyrischem Gewande gegeben sei, so zeigt dies, daß er sein Urtheil über dieses sinnreiche und durch besonders schöne Sprache ausgezeichnete Gedicht nicht aus Dänen selbst geschöpft habe. — Die als Satyriker genannten J. C. Bie und C. H. Olsen sind ebenso wie Rödtzkou und Rudolph nur unbedeutende Größen, die nicht angeführt zu werden, verdienen, was in noch höherem Grade von Bohr und auch Heyn gilt, dessen Zeitschrift „Scherz und Satyre" durchaus keinen Vergleich mit Oertinger's Charivari, beanspruchen kann. Für Dänen ist es höchst wunderlich, diese im Volke ganz unbekannten Schriftsteller mit J. L. Heiberg zusammengestellt zu sehen, einem von Dänemarks durch glänzenden Witz, reiche Laune und Meisterschaft in Behandlung der Sprache ausgezeichnetsten Satyrikern, dessen dialectische Kunst in literären Kämpfen die Lacher stets auf seine Seite bringt. — „Im Epigramm ist wenig geleistet worden," heißt es Seite 958. Dies ist in so weit richtig, als von den Angeführten: Fasting, Baß, Meyer und Wolff nur der erste als ein talentvoller Epigrammendichter genannt werden kann; aber der Verfasser hat Wessel übergangen, dessen Epigramme noch heute im Munde des Volkes leben, J. L. Heiberg, Ingemann und Andere, die viel größeren Anspruch auf Berühmtheit in

*) In dessen Werk: „Die Geschichte der Poesie Europa's." Dresden, Arnold.

Digitized by Google

diesem Fache haben. — Merkwürdig ist es, daß, während Blum als Epistelschicker genannt wird, Baggesen, der Unerreichte und Unerreichbare in dieser Dichtungsform, die so viele Producte von ihm zählt, übergangen ist. — Der Verfasser verräth, während er die Idylle bespricht, eine größere Unbekanntschaft mit der dänischen Natur, als man einem Manne zutrauen sollte, der eine Geschichte der dänischen Poesie herausgiebt. Er sagt: „Suhm ahmte die Gesner'sche Idylle nach, die er auf Skandinaviens gefrorene Erde versetzte; man kann sich aber denken, wie sich hier die Schäfersjeierei ausnimmt." Es ist wahr: Schäfersjeierei würde auf skandinavischem Boden nicht gut gedeihen, obgleich auch Gesners eigene Gedichte seiner Zeit daselbst in der Originalsprache mit großem Interesse gelesen wurden; aber viele Deutsche werden wissen, was Dänemark in Skandinavien ist:

Ein Land voll Ammuth, wenn auch doch im Norden, reich an Naturschönheiten, Sonnenglanz und Wärme, mit Bewohnern, die voll von Gefühl für das Schöne und Edle sind, so daß die Idylle wohl, wenn in ihrer Darstellung Wahrheit und Leben ist, daselbst geliebt und gepflegt werden kann, ohne von der Kälte unterdrückt zu werden, die übrigens nicht anhaltender als im nördlichen Deutschland und selten so streng ist. Oehlenschläger's „Langelands Reise" und andere ihnreifende idyllische Gesänge von H. Herz werden, außer vielen anderen lieblichen Naturerscheinungen, zeigen, daß Dänemarks Frühling, Sommer und Herbst Begeisterung in der Brust des Dichters erwecken und ihm einen Reichthum an dargestellten Bildern geben können.

In der Abtheilung „das heitere Lied" nennt der Verfasser wieder Schriftsteller, die durchaus keine Berechtigung haben, in anderen Werken als einfachen Büchervergleichnissen aufzutreten. So ist N. T. Brunn nur ein talent- und geschmacklos reimender Vielschreiber, dessen flache Lieder schon seit langen Jahren vergessen sind, und T. C. Brunn, M. P. Knuse, Bavels und Meyer sind ohne alle Bedeutung in der Geschichte der lyrischen Dichtkunst. Dagegen verwißt man die in dieser Dichtungsart am meisten ausgezeichneten, die vom Volke gekannten und geliebten Liederdichter Herz, H. P. Holst, H. C. Andersen, Steen Steensen Blicher, J. L. Heiberg, Oehlenschläger und der fruchtbare Rosenhof, der eine wunderbare Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache und das Talent besitzt, jedem Stoff eine pikante Seite abzugewinnen. In einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Der Freisinnige", brachte er zwei Mal wöchentlich mehrere Jahre hindurch ein Gedicht in Strophenform, theils politischen, theils rein komischen Inhalts, doch stets von einem solchen Gedankenreichthum, so lebendig und voller Gemüth, daß er wohl den Namen des dänischen Béranger verdiente.

Daß an derselben Stelle, wo es heißt, daß Magdalena Buchholm und Gutfeld viel Klassisches in der Elegie geliefert haben, gesagt wird, dasselbe sei theilweise auch auf Baggesen anwendbar; — Das beweist deutlich, daß der Verfasser nicht Gelegenheit hatte, die Literatur kennen zu lernen, deren Geschichte er uns mittheilt. Doch wir haben einen noch schlagenderen Beweis dafür: Steen Steensen Blicher, dieser seelenvolle, gemüthliche, und in jedem seiner Gedanken, sowie in seiner herzlichen, einfachen und sinnigen Sprache ächte dänische Dichter, der anderwählte Sänger des Volkes, der auf allen Gebieten der lyrischen Poesie sich Berühmtheit in seinem Vaterlande erworben hat, — ist nicht in einem einzigen Fache genannt, noch vielweniger ihm der Ehrentplatz eingeräumt, auf den er mit so vollem Rechte Anspruch machen kann.

In dem Abschnitte über die dramatische Dichtkunst müssen wir, nachdem wir im Vorbeigehen bemerkt haben, daß Rahbek wohl Vorsteher und Lehrer an der, von 1806 bis 1815 bestehenden dramatischen Schule, nie aber Regisseur des Theaters in Kopenhagen war — auf ein durchaus falsches Urtheil über Oehlenschläger als dramatischen Dichter aufmerksam machen. Nachdem über „Dina" gesagt worden ist, daß „hier seine reizende Diction und Ueberfülle mit Phantasiebildern den gänzlichen Mangel an durchdachter Characteristik verdecken müssen," fährt der Verfasser fort: „Ueberhaupt ist Mangel an Handlung und allzulang ausgedehnter seutenzenreicher, Dialog der hervorstechende Uebelstand in allen seinen Stücken, die er bekanntlich größtentheils auch Deutsch verfaßte, die aber — weil der Deutsche, der ganz andere Muster, — ich erinnere nur an Göthe und Schiller, — vor sich hat, durch die blos blendende Sprache, an der Oehlenschläger ewig herumfeilt, ohne jedoch dabei auf den oft ganz unglaublichartig gearbeiteten, selbst platten Gehalt zu achten, und durch zeuereien aus einer unverfiegbaren Quelle strömende Fülle von Bildern und Blumen der Rede nicht gehäuft wird, sondern Handlung und Leben verlangt — bei uns nie jenes Glück haben machen können, wie in dem Vaterlande des Dichters, wo man das Theater wie eine Vorlesung über Aesthetik betrachtet, und sich mit schönen philosophischen Sentenzen abfinden läßt." Der Referent hat das offenbare Streben des Verfassers sich ein gerechtes Urtheil zu verschaffen, hervorgehoben; hier aber, wo es sich um das Merkwürdigste, Eigenthümlichste und Berühmteste in der dänischen Poesie handelt, scheint vollständige Unbekanntschaft sowohl mit dem dänischen Kunstgeschmacke als mit dem beurtheilten Gegenstande ihn zu ganz falschen Voraussetzungen geführt zu haben, die bei ihm zu so fixen geworden sind, daß er sie für unbestreitbare Wahrheit hält. Dieses bei einem Manne, der überall eine mehr oder minder gültige Autorität für seine Meinung sucht, höchst merkwürdige. in Grund und Boden schiefe Urtheil über einen Dichter, der sowohl in seiner Heimath, wie auch im Auslande, so oft kritisirt wurde, daß diejenigen, die so gut wie Dr. Gräffe die Quellen kennen, leicht zu einer richtigen Anschauung über seinen poetischen Charakter kommen müssen, läßt vermuthen, daß das Angeführte aus den Berichten eines jener ästhetischen Lerlichter hervorgegangen sei, die gleich dem in Kopenhagen wohlbekannten Hrn. Boas, auf literarische Excursionen ausgehen, und ihr Urtheil über einen Dichter fertig haben, sobald sie den Umfang kennen, der ihnen bei diesem gewoden ist. Anders ist es nicht erklärlich, daß das dänische Volk, welches Charakter und Handlung in einem dramatischen Werke fordert, welches ein entschiedener Feind aller hohlen Declamation, des falschen Pathos und der bombastischen Sentenzen-Aufschneiderei ist, beschuldigt wird, es betrachte sein Theater wie eine Vorlesung über Aesthetik und lasse sich mit schönen philosophischen Sentenzen abfinden; wie man es auch ohne jene Voraussetzung nicht würde begreifen können, daß gerade von Oehlenschläger, dessen Sprache allgemein für streng charakteristisch bekannt ist, dagegen wegen ihres Mangels an Eleganz und Feilung getadelt wird, gesagt ist, er feile ewig an einer nur blendenden Sprache. Dieser Tadel ist um so sonderbarer, als er im Vergleich mit Schiller ausgesprochen wird, bei welchem gerade einen seiner größten Verdienste in der sorgfältigen Behandlung der Sprache liegt, und um so ungerechter, als es heißt, daß Oehlenschläger mit dieser blendenden Sprache „den oft ganz unglaublich gearbeiteten, selbst platten Gehalt" decke; denn man werfe Oehlenschläger vor, was man wolle — und gleich jedem großen und originellen Dichter ist einer bittern, tadelsüchtigen Seite Blößen genug — aber nie kann man ihm Mattheit in der Schilderung von Charakteren zur Last legen, die großartig und heldenmäßig dastehen sollen. Wir räumen gern ein, daß Oehlenschläger so wenig wie Göthe, die Handlung in seinen Dramen mit französischer Umsicht und Fürsorge für das Theatralische ordnet; aber, gleich jenen großen, von ihm hochverwunderten deutschen Dichter, legt er sie in Massen an, die den Charakteren gestatten, in humanswerther psychologischer und poetischer Schönheit hervorzutreten, und die stets eine gewaltige Wirkung hervorbringen, wo, wie in Dänemark, der Stoff in seiner Eigenthümlichkeit gefühlt und aufgefaßt wird. Daß er reich an schönen poetischen Gedanken ist, und daß diese häufig in seinen Stücken zur Offenbarung kommen, ist wahr, aber als ein ächter dramatischer Dichter denkt er beständig im Geiste seiner Personen, und deshalb sind diese erhabenen Gedanken, wie bei Shakespeare, stets der Ausdruck des Charakters, nie aber der der Subjectivität des Dichters. Daß seine Stücke nicht ein gleiches Glück in Deutschland wie in Dänemark machen, kann wohl kaum dem wem Verfasser angeführten Grunde zugeschrieben werden, sondern rührt gewiß einzig und allein daher, daß sie im Allgemeinen altnordischen Geist, altnordische Sitten schildern, und dies

Digitized by Google

mit einer solchen Wahrheit, daß sie, wie schon früher bemerkt, nur im Norden eine volle Anerkennung ihrer Herrlichkeit finden konnten. Den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht giebt der Erfolg, den „Axel und Walborg" so wie „Correggio" in Deutschland, und namentlich in Wien gehabt haben; diese beiden Stücke schildern Verhältnisse, die überall aufgefaßt werden können, daher sie auch überall, wo sie zur Aufführung gekommen sind, Beifall gefunden haben. Es thut dem Referenten sehr leid, daß er in einem Werke, in welchem Dänemark mit Dank ein wohlwollendes und fruchtbares Interesse für seine Poesie und Sprache erkennen muß — daß er in diesem einen so entschiedenen Mißgriff sowohl in Bezug auf den Geschmack für dramatische Dichtkunst — in welcher Dänemark stets einen seiner anerkanntesten Vorzüge hatte — als auch auf dessen ersten Dichter finden sollte, aber — ein Mißgriff bei beiden ist es. Wenn Ref. behauptete, daß der Verfasser sein Urtheil in der oberflächlichen Meinung eines Andern gesucht habe, weil ihm selbst die beurtheilten Werke ganz unbekannt sind, so zeigt sich die Wahrheit dessen deutlich, indem er des Dichters tragisch-idyllisches Drama: „der kleine Hirtenknabe," das sogar Baggesen für eine ebenso originelle als hinreissend schöne Dichtung erklärt hat, zu einem Lustspiel macht, und es an die Seite der Posse „Freia's Altar" (!!) stellt, es auch ebenso wenig originell wie dieses findet, dessen Fehler doch wohl am allerwenigsten Mangel an Originalität ist. So macht er auch „die Jägerbraut," die bekanntlich eine einfache Uebersetzung des „Freischütz" ist, und „die Söhne des Waldes" (die sehr flüchtige Uebersetzung einer ganz schlechten italienischen Oper, die auch ausgepfiffen wurde,) zu originalen komischen Singspielen, „die alle die Vorzüge (!!), die wir oben an seinen übrigen dramatischen Arbeiten zu rühmen fanden, haben."

In eine lächerliche Verwirrung ist der Verfasser gerathen, indem er P. H. Hoest und Wilhelm Holst zusammenwirft, und sie zu einem dramatischen Dichter macht, dessen Werke das platte „die Hochzeit des Bürgvogts und das spektakelmäßige „Gracchus") er in allem Ernste mit Paludan-Müller's phantastischem Drama „Amor und Psyche" (!!) vergleicht. Auch hat er die höchst merkwürdige, für Dänemark durchaus neue Entdeckung gemacht, daß H. Hertz durch sein lyrisches Gedicht „die Schlacht auf der Rhede" sich „als einen vollkommen befähigten dramatischen Dichter ausgewiesen hat." — Er hat Recht, wenn er meint, daß J. L. Heiberg, als Lustspiel-Dichter, viel höher stehe als N. L. Brunn, denn ein Diamant hat natürlich größeren Werth als ein geschliffenes Glas; aber wenn er ergänzt, daß man lachen muß über des Schmierers flaches und pömpes „das Bettelmädchen" denn es heißt nicht, wie Dr. Gräffe sagt: „die Bettlerherberge") welches gleich vor einem entsetzlichen Pfeifen fiel, oder über seinen „Heirathsantrag in der Zeitung," der so schlecht ist, daß man nie gezwagt hat, ihn auf die Bühne zu bringen — so hat er im höchsten Grade Unrecht, wenn er nicht eben sagen will, daß man über die fabelhafte Jämmerlichkeit dieser Subeleien lachen muß. — Eine himmelschreiende Kränkung fügt Dr. Gräffe seinen Landsleuten zu, indem er behauptet, C. J. Möllers „Dänenfrauen" sei ein Operntext (!) „der bei Weitem Alles, was die Deutschen, selbst Göthe, im Operntexte geliefert haben, übertrifft." Eine so hohe Meinung haben wir Dänen keinesweges von diesem Operntexte, der übrigens keine Oper, sondern ein Drama mit Chor ist.

Als Novellendichter ist Steen Steensen Blicher doch endlich rühmlich besprochen, aber mit der für Kenner der dänischen Literatur höchst überraschenden Bemerkung: daß, „wenn er sich von den Kreidenfern (!) seines Heimathslandes Jütland entfernt, dann hört seine Ursprünglichkeit auf, und jetzt ist er kaum als Humorist zu erwähnen." Daß Christian Winther durch seine mittelmäßige Novelle: „der Beichtstuhl" — mit Uebergehung von Karl Bernhard, den ersten Platz neben dem Verfasser von „eine Alltagsgeschichte" einnehmen soll, wird nicht weniger überraschend für Dänen sein, die die großen Verdienste des Dichters in einem ganz andern Fache gefunden, seine Novellen aber stets für mißglückte, seiner nicht würdige Arbeiten angesehen haben.

Referent bedauert, auf so viele und so große Fehler in einem Werke haben hinweisen zu müssen, das im Uebrigen von einem gewissenhaften Fleiße, das Wahre und Richtige zu suchen, zeugt. In einer neuen Auflage werden diese leicht zu vermeiden sein, wenn der Verfasser weniger nach Beifallsgiebt an Namen, als danach strebt, das wirklich Ausgezeichnete und Gute hervorzuheben und zu beleuchten, und er sich zugleich von einem in Dänemark lebenden, mit der dänischen Poesie vertrauten Aesthetiker genauere Aufklärungen verschafft, was ihm gewiß nicht schwer fallen wird. Glückt es ihm, so wird er sich durch diese Arbeit ein großes, nicht nur von Dänemarks Dichtern, sondern auch von dessen vielen gebildeten Literaturfreunden anerkanntes Verdienst erwerben.

— i —

Bücherschau.

Da liegen die heterogensten Bücher auf meinem Tische und wollen besprochen sein; so friedlich die rühren deutsche und dänische sich, als ob sie gar nicht wüßten, daß nur ein greuelhafter Waffenstillstand und noch kein Friede zu Stande gekommen ist; sie scheinen eine vernünftigere Philosophie und Politik als die Völker zu haben; doch — das geht mich nichts an! Ich soll Bücher und nicht politische Facta kritisiren! Um ganz unparteiisch zu sein, mache ich die Augen zu und greife in den Haufen hinein. Was haben wir da? Ah! ein gutes Omen:

Tegnir Frithjofs-Saga. Aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohnike. Leipzig, C. Enoblech. „Dritte Auflage der Taschen-Ausgabe." Dies Letztere ist fast eine bessere Kritik des Buches, als wir darüber schreiben können, und nun so mehr, als dieselbe Uebersetzung in anderem Formate bereits 6 Auflagen erlebt hat. Und wozu auch eine Kritik? Es könnte höchstens ein neues Lob dem bereits so vielfach ausgesprochenen hinzugefügt werden. Die Mohnikesche Uebersetzung ist ja bekannter eine der vorzüglichsten, die wir von diesem herrlichen Gedichte haben, und wenn die leidige Kritiker-Natur durchaus zu ihrem Rechte gelangen wollte, so müßte sie sich diesmal an den Verleger halten, der es dem Leser durch kleinen Druck etwas schwer gemacht hat, die schönen Verse zu genießen. —

Digtninger af H. A. Bjerregaard. Christiania, Feilberg & Landmark. Die Sammlung ist nach dem Tode des Verfassers von seinem Freunde C. N. Schwach herausgegeben. — Das Buch enthält drei Bauderillet: „das Abendbrauen im Gebirge", „der Zollbeamte", die Schauspieler im Rolligöe." Dann einen dramatisirten Prolog: „Holbergs Andenken", in dem die Hauptpersonen der Holbergschen Stücke vorgeführt werden. Dies Alles wäre eine höchst unerquickliche Zugabe, wenn der übrige Theil des Buches, vermischte Gedichte, einen gelhaltreichen Kern darbiete; aber auch hier vermissen wir Ausgezeichnetes; es findet sich zwischen den vielen Blättern manch hübsches Blümchen, allein nach cyanickenden Früchten, gereift an der glühenden Sonne einer Dichternatur haben wir vergebens gesucht. —

Contes choisis d'Anderson, précédés d'un fragment du Conte de ma vie par lui même, et d'une notice du traducteur. Berlin, Albert Gury's Verlagsbuchhandlung. — Auch hier bedarf es keiner Kritik. Wer kennt Andersen nicht und seine lieblichen, kindlichen Erzählungen! Wer hätte nicht gestaunt über die geringen Mittel, deren dieser Dichter bedarf, um im kleinsten Rahmen alle Lebenschaften, alle Mängel und Tugenden des menschlichen Lebens zu malen! Man blättere in der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe seiner gesammelten Märchen, und man wird in kleinen Erzählungen, wie „das Gänsefüllmädchen", „das häßliche junge Entlein", „der standhafte Zinnsoldat", „der Engel" ꝛc., einen Reichthum an poetischer Schönheit und Tiefe, an stupenten psychologisch wahren Zügen treffen, der es uns natürlich finden läßt, wenn in der Hand des liebenswürdigen Dichters — der uns oft die beißendste Satire mit so gemüthlichem Lächeln entgegenweist, daß wir ihm nicht zürnen können, sondern freundlich die Hand drücken — selbst „Stopfnadeln" und „alte Straßenlaternen" zu bedeutungsvollen, und interessanten Persönlichkeiten werden.

Ob die französische Sprache geeignet ist, die unbeschreibliche Naivetät wiederzugeben, die uns im Original, und auch in der deutschen Uebersetzung, entgegentritt; ja — ob der Franzose überhaupt das Element in sich trägt, das ihm diese Naivetät verleihen und Geschmack daran finden läßt — das ist eine Frage, die wir fast mit „Nein" beantworten möchten, und darum müssen wir es auch für ein verfehltes Unternehmen betrachten, Andersen durch seine Märchen in Frankreich einführen zu wollen*). Was nun die vorliegende Uebersetzung betrifft, so erkennen wir vollkommen die Schwierigkeiten an, die

*) Eingeführt ist Andersen schon in Frankreich durch seinen „Improvisator." D. R.

Digitized by Google

dem Ueberseher oben in der Sprache entgegentraten; aber mehr Kindlichkeit und Natürlichkeit hätte er doch wohl hineinlegen können, als geschehen ist; wir vermissen die Ursprünglichkeit, die ein frappanter Charakterzug Andersen's ist, und fühlen uns beengt durch die aufgedrungene Form, in der uns die aufgeschossenen Gedanken entgegentreten. Daß sich eine bedeutende Anzahl von Druckfehlern in der Ausgabe findet, ist nicht Schuld des Uebersetzers.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Eine Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff. IV. Bd. II. Heft. Elberfeld, Bädeker.

Auch dieses Werk hat bereits einen anerkannten Namen in der Literatur, und wir heben es hier nur ganz besonders hervor, da auch in seiner Wirksamkeit dasselbe Ziel liegt, das der nordische Telegraph sich gesteckt hat, das es jedoch auf anderen Wegen zu erreichen strebt: Beförderung des Verständnisses zwischen verwandten Nationen. Wenn sich bei Manchen noch nicht allein auf den Norden beschränkte, sondern alle neueren Sprachen und Literaturen betrifft, so ist es begreiflich, daß in jedem Hefte — selbst bei dem großen Reichthume, der anziehenden Vielseitigkeit des Inhaltes nur Einiges zu finden ist, das in den Kreis unseres Blattes gehört. In vorliegendem Hefte begegnen wir zuerst einem höchst beachtenswerthen Aufsatz der Redaction: „Wünsche für das Studium der neueren Sprachen." Die Culturessenz dieser Wünsche besteht in der Errichtung von Lehrstühlen vorzüglich für die germanischen und romanischen Sprachen, um dies dann nach und nach über alle neueren Sprachen auszudehnen.

Wie führen einzelne Stellen aus diesem Aufsatze an, um die Grundansicht des Verfassers anzudeuten:

„Das Studium der Alterthümer, welches seine Bedeutung zuerst durch den Gegensatz gegen die Bildung des Mittelalters erhielt und von vielen Seiten bis auf die jüngste Zeit als das hauptsächlichste, ja einzige Mittel wahrer Bildung betrachtet wurde, hat gegenwärtig in dem Studium der neueren Sprachen einen Nebenbuhler erhalten, dessen Bedeutung selbst die Spitzfindigen freier Ostersaung nicht mehr zu verkennen vermögen, wenn gleich es oft noch etwas vornehm auf die jüngere Schwester herabzublicken scheint.

Bei den neu-europäischen Völkern entfand eine eigene reiche Literatur, und das moderne Leben erfasste eine bedeutende Wissenschaft, die ihrem Inhalte und Umfange nach die Wissenschaft des Alterthums weit überragt. Dazu kam, daß das politische Leben zu der Kenntniß und den Ansichten des wahrhaft Wissenschaftlichen gewaltig drängte, und ein Abschließen gegen die moderne Bildung wäre beshalb Unsinn. Es muß folglich dem antiken Leben das moderne gegenübergestellt werden, und wie sonnte man dies besser, als gerade durch die Sprache, dem Hauptbildungsmittel des Menschen, deren Kenntniß den Schüler in dem Leben und Geiste des Volkes heimisch machen soll?

Die Wichtigkeit der neueren Sprachen, besonders der germanischen und romanischen, für unsere Gymnasien sowohl, als ganz besonders für die Realschulen, scheint hiernit genügend angedeutet und es ist unerklärlich, wie es einerseits die Behörden bis jetzt ruhig ansehen, daß der Unterricht in so vielen Instituten noch so ganz sämmtlich unbarmherzig betrieben wird, andererseits aber wenig oder gar nichts thaten, um tüchtige Lehrer für diesen Unterrichtszweig zu gewinnen und sie gründlich für ihren Beruf vorzubereiten."

„Nur dem gänzlichen Mangel an Gelegenheit, bei wirklich tüchtigen und anregenden Lehrern der neueren Sprachen und Literaturen sich fortzubilden, ist es zuzuschreiben, wenn unter unsern Studirenden auf den Hochschulen, selbst unter denjenigen, die sonst ein recht Streben nach allgemeiner wissenschaftlicher Durchbildung verrathen, im Ganzen so wenig Sinn für diesen Zweig des menschlichen Wissens angetroffen wird. Daher kommt es denn auch, daß der Theologe, Jurist, Mediciner u. s. w. die linke verstißt gewöhnlich weiter mit einer erstaunlichen Ignoranz in Dingen, die mit unseren modernen Culturverhältnissen in der engsten Beziehung stehen. Sie kennen und verstehen z. B. über englische und französische Cultur, Weltanschauung, Politik, Literatur u. s. w. etwa wie der Blinde über die Farben; sie haben von den Wissen sowenn es überhaupt so zu nennen ist) nicht daher, woher es — einen geistvollen Aufenthalt im Lande selbst etwa ausgenommen — stammt, als aus Büchern und der bete. Literatur. In dieser aber wird sich Niemand hinlegen finden, der nicht auch den Werth der fremden Sprache sich durch gute Uebersetzungen gesichert hat. Daß solche aber von unseren Studirenden bis jetzt nicht zu erwarten war, hat wiederum seinen Grund in dem stummerlichen Unterrichte, den sie auf Gymnasien in den neueren Sprachen genossen haben, und es liegt somit auch die nächsten Behörden die Aufforderung nahe, dem in Rede stehenden Universitätsübelstande durch einen soliden Unterbau auf der Schule entgegenzuwirken.

„Steht es so mit einem großen Theile unserer Studirenden überhaupt, weit soll man erstaunen von denen sein, die nach ihrem Abgange von der Universität einen Wirkungskreis als Lehrer der neueren Sprachen und Literaturen suchen und finden, ohne daß weder theoretisch noch praktisch vorgebildet der zu sein?"

„Dreierlei ist es nun aber, was man bei der Staatsbehörden fordern muß: einmal, daß den künftigen Lehrern der neuern Sprachen und Literaturen auf den Universitäten die Möglichkeit geboten werde, eine gründliche philologische Kenntniß dieser Sprachen und Literaturen zu gewinnen; daß sie ferner dort nicht blos Gelegenheit und Anleitung finden, jene Sprachen schriftlich und mündlich zu üben, sondern auch in der Literatur derselben sich dasjenige Maß theoretischen Wissens unterwiesen werden; endlich aber, daß man die Tüchtigsten unter den Studirenden der neueren Sprachen durch eine Gründung von besonderen Reisestipendien kräftig unterstützen möge."

Diesen einleitenden Aufsatze folgt eine Abhandlung: „Das westgermanische Element in der englischen Sprache." Der Verfasser, Dr. C. Clement in Kiel, zeigt in derselben besonders durch eine Menge von Belspielen den großen Einfluß, den die Friesen, die aus den jetzigen Herzogthümern Schleswig und Holstein nach England kamen, auf die Gründung Englands gehabt haben. In der Einleitung sagt der Verfasser:

„England, das eigentliche England, ward von Westgermanen gegründet, nämlich von den Friesen und Sachsen, den Friesen und Sachsen der jetzigen Herzogthümer Schleswig und Holstein. Die Friesen landeten zuerst um das Jahr 449 n. Chr. Jahrhundert und hatten wahrscheinlich, denn der Gründer Englands drang westwärts bis nach Winchester vor, verschiedene Jahre bis ins heutige Hertfort, schon manche Strecken bevölkert, als die Sachsen im 1. Viertel des 6. Jahrhunderts, beinahe 70 Jahre früher, zum ersten Mal am heutigen Strande Englands setzten. Ungefähr 100 Jahre nach den Friesen unter Hengist landeten die Angeln in Northumberland, dem Lande nördlich vom Humber, den jetzigen landschaften Yorkshire, Durhamshire und Northumberland, und bevölkerten diese. Die Gründungszeit der Bezirke Essex und Middelsex durch Sagen ist sehr dunkel, und die Landungszeit der Juten in Britannien, welche sich in Kent und der Insel Wight niederließen, ist eben so dunkel. Diese Juten waren keine Dänen. Von den Friesen zu beiden Seiten der Themse, im südlichen Mittelengland in dem neuen Lande England, welches erst lange hernach diesen Namen erhielt, siedelten sich wieder Colonien auf der Ostseite Schottlands an, deren Geschichte aber in Dunkelheit und tiefem Dunkel begraben liegt. Diese Ansiedelungen werden geschichtlich nur durch einen Märchen angedeutet, und in der Sprache der schottischen Flachlande, welche größtentheils westgermanischer Natur ist, erkennt man den weit und tiefgreifenden Einfluß jener zur Gründungszeit Englands nach Scotland gekommenen Colonien. Im 9. Jahrhundert eroberten die Dänen den ganzen nördlichen Theil von England, das alte Northumberland, nebst großen Strecken vom Mittel-England, und nahmen den besten Boden von England in Besitz. Erst nachdem dies geschehen und nun das dänische Angelsand in England das sächsische englische Landgebiet gewonnen war, entstand der Gesammtname Angelland oder Engelland (Engelland). Der friesische Name ging auf seine Landschaft Englands über, die Friesen hatten sich in Kent, in Norfolk und Suffolk und in dem später sogenannten Lincolnshire niedergelassen und überall, wo sich die Dritmannen auf kurze Zeit niederlassen darf sich mit Sicherheit auf friesische Ansiedelung schließen. Kent ist der keltische Name, Lincoln der römische und heißt die Colonie Lindum, Norfolk begränzt das nördlichen, Suffolk das südlichen Volksland Friesenwolk. In diesen Landschaften auf der Ostseite Englands lebten die Friesen, die eigentlichen Gründer Englands, weil die ersten Siedler in Britannien, welche die meisten Siege über die Urbewohner bestanden und dieselben weit weltwärts nach den Bergen getrieben hatten, die Stille, Ruhige, mit denen zu Tage die Amerikaner die schönen Landstrecken des sanften und abgelegenen Volk von Mexico, ihr eroberte Gebiet, bebauten und cultivirten ihre Marsche und Inselmarschen, und genossen nach blutigen Kämpfen die Früchte ihres Heldenmuthes und ihrer Kraft in Frieden, während die Sachsen von Westen aber die Westsachsen, sich immer neue Sitze auf noch Jahrhunderte lang mit den Kelten von Cornwall und am Severn, welche nach Norden Landungen und in die Berge von Wales zurückgedrängt wurden, im Dalen, Sicherheit und Landbesitz stritten. So wurden sie friegerisch, mächtig, berühmt, und die Landschaften, welche Sagen bewohnten, erhielten den Namen Sagen — Sachsen. Westsagen, Südsachsen und Ostsagen, oder Sussex, Wessex, Middlesex und Ostsex. Aber bennoch, nachdem die Dänen das 11. Jahrhundert wieder in Norfolk und Suffolk, welches hiernach Ostangeln genannt ward, sich niedergelassen hatten, liegt die Angelnaune Nordengland über den Humber hinaus, und ward der Gesammtname des ganzen Landgebiets westgermanischer Stämme, welche das einst römisch gewesene Britannien südlich vom Clyde erobert hatten. Das Ansehen, das sich die Angeln und Sagen England, das heißt die westgermanischen Bewohner Nordenglands und Südenglands, durch ihre langwierigen Kriege mit den Kelten in Cornwall und Cumberland hatten, war die Ursache, daß die englische Sprache aller Zeit ganz mit Unrecht die angelsächsische genannt ward, und daß man auch die Bewohner Englands als Folge von Benennung nach Britannien spricht. Auch so kommen die Irrthümer in die Welt. Die reine Ursprache der Angeln Nordenglands und der Sagen Südenglands kennen wir nicht mehr, denn in dieser Sprache ist nichts Geschriebenes auf die Nachwelt gekommen. Und dennoch lernt man Angelsächsisch und hat den Wahn, daß das die Sprache der Gründer Englands und ihrer nächsten Nachkommen gewesen, obgleich diese Sprache eine starke dänische Beimischung erfahren hat, und zwar in Folge der dänischen Verbindungen in der Nordhälfte Englands und manchen andern Strecken Mittel-Englands. Den Schriften, welche vor dem 9. Jahrhundert in England in unterländischer Sprache verfaßt worden waren, ist nichts auf unsere Zeit gekommen, und im sogenannten Angelsächsisch, welches Angelländisch heißen muß, haben manche von den ältesten Nationalschriften Englands geschrieben. Dabei ist es kein Wunder, daß in diesem Angelsächsisch so viele dänische und eigentümliche Verhältnisse vorhanden sind, die nicht westgermanisch sind, nicht friesisch, nicht plattdeutsch, nicht deutsch, nicht den Gründern Englands angehören. Daß es mit dem sogenannten Angelsächsisch so steht, das hat bisher kein Sprachforscher gesehen; die hergebrachte Meinung — und so ist es ja am gemächlichsten — hat der eine von dem andern empfangen und willig angenommen, und wie, die sich einer großen Kenntniß im Angelsächsischen rühmen, haben weder über diese Meinung, noch über den verwirrenden Begriff Angelsächsisch nachgedacht. Die friesische Sprache ist das Hauptelement des germanischen Bestandtheils der Sprache Englands, und das Wesen des westgermanischen Menschen in England steht den friesischen am nächsten. Daß wird die folgende Forschung zeigen, und zugleich, wie großen Antheil der Friese an der Gründung Englands gehabt, wenn auch sein Name weder auf irgend

Digitized by Google

eine englische Sandschaft, noch auf das gesammte England übergegangen ist."

Im ferneren Verlaufe des Artikels finden wir eine ausführliche Schilderung der Uebersiedelung friſcher Sitten und Gebräuche nach England, und hier eben ist es, wo wir durch folgende Beiſpiele die Verwandtſchaft der beiden Sprachen belegt finden. Daß ſich bei dem größten Theile der angeführten Worte auch eine auffallende Aehnlichkeit mit dem heutigen Dänischen zeigt, iſt natürlich, und wir greifen aus der großen Menge nur wenige zum Belege heraus:

Dach, engl. thatch, friſ. Thag, dän. Tag.— Koche, engl. to cook, friſ. in kôgkin, dän. at koge. — Backen, engl. to bake, friſ. bagkan, dän. at bage.— Bank, engl. bank und bench, friſ. Benk — e lang, dän. Bänk. — Trinken, engl. to drink, friſ. in drankan, dän. at drikke ꝛc.

Ganz beſonders tritt dieſe Aehnlichkeit in den Secundärlicken hervor; doch müſſen wir uns auf das Angeführte beſchränken. Der Verfaſſer geht auf das Gebräuchliſte die verſchiedenen Theile der Sprache durch, und ſo finden wir noch treffendlichen Beiſpielen, die den Fortſchritten und geiſtigen Bedürfniſſen des Landmannes entnommen ſind („Körperliches", „Farben", „Metall und die Münzen", „Geiſtiges und geiſtige Zuſtände", „Thiernamen", „ſeldwirtſchaftliche Gegenſtände", „Handels- und Gewerbsgegenſtände", „Maaß, Zahl und Gewicht", „Naturgegenſtände und Naturerſcheinungen"), auch die Grammatik („Nexus und Bedeutung", „Zeitwörter", „Zuſätze") erſchöpfend vertreten. — Zum Schluß führt der Verfaſſer auch Belege für die „dänſchen Zuthaten an, deren es in der „ſogenannten angelſächſiſchen Sprache eine weit größere Menge, als in der jetzigen engliſchen" giebt.

Von dem übrigen Inhalte des vorliegenden Heftes, der in ſeiner Reichhaltigkeit im höchſten Grade intereſſant iſt, führen wir, da er nicht in den Bereich dieſes Blattes gehört, nur die Titel an, um dadurch die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf das „Archiv" zu lenken. „Zur Lehre von der Zuſammenſetzung der Wörter im Deutſchen", von A. Rednagel. — „Was heißt romantiſch?" von A. Lübben. — „Enotnna ecrivains comiques français" von Peschier. — Erklärung einer Stelle in Shakſpeare's Macbeth von Dr. J. Zie. — „Noch ein Wort über Hamlets Monolog: Sein oder nicht ſein" von Dr. Höfer. — „Byron als dramatiſcher Dichter." (Erſter Artikel.) Von Montagu. „Proben ſtatiſtiſcher Analyſe", von Dr. J. M. Joſt. — „Die donnergemittel in der deutſchen Sprache", von H. Barnaleben. — „Weſtfäliſche Ueberſichten." (Erſtes Stück.) Von Guſtav Baur. — „Die Vocale der weſtfäliſch-niederdeutſchen Mundart", von F. C. Honcamp. — „Eine cornische Oper", von Herrig. — Beurtheilungen, kurze Anzeigen. Miscellen, bibliographiſcher Anzeiger.

P. A. Munch, Kortfattet Fremſtilling af den ældſte nordiſke Runeſkrift, og den ældſte Rune-Indſkrifter hidtkendte Sprogform. (Kurzgefaßte Darſtellung der älteſten nordiſchen Runenſchrift und der in den älteſten Runen-Inſchriften vorkommenden Sprachform.) Chriſtiania, Feilberg & Landmark.

Dieſe kleine Schrift iſt, wie der Verfaſſer im Vorworte ſagt, „beſonders für Diejenigen beſtimmt, welche bereits mit den grammatiſchen Formen der altnordiſchen Sprache, wie ſie ſich in den beſten Handſchriften zeigen, ſo vertraut ſind, daß ſie ohne Mühe die Analogie auffaſſen können, die ſich zwiſchen den gewöhnlich vorkommenden in jenen Formen findet, welche dem älteſten Sprachſtadium, oder dem Runen-Zeitalter angehören; Handſchlich iſt es alſo die Grammatik, ja ſogar nur die Formlehre, mit der vorliegende Anweiſung ſich ihrer Natur nach beſchäftigen kann; hierdurch aber wird ſie zugleich zu einer forſchhiſtoriſchen Entwickelung von der Lautlehre und dem Formſyſteme des älteſten Sprachſtadiums, und darin beſteht wohl ihr weſentliches Intereſſe und ihr Nutzen ſelbſt für Jene, welche ſich nicht genauer mit den Runen-Inſchriften zu beſchäftigen beabſichtigen." Die Schrift bringt und in ihren einzelnen Kapiteln zuerſt „das Runenalphabet" welches aus 16 Schriftzeichen beſteht, von denen beſonders D, F, I, K, R, S und T die Verwandtſchaft mit den lateiniſchen Zeichen nicht verläugnen können; wir finden hier genaue Belehrung über den Urſprung und die Benennung jedes einzelnen Buchſtaben, ſo wie über die Eintheilung der 16 Runenzeichen in drei Hauptgruppen. Hierauf folgt „die nähere Entwickelung der Lautbezeichnungen." Das älteſte Runenalphabet hatte, gleich dem nordiſchen Vocalſyſteme, urſprünglich nur die drei Ur-Vocale A, I, und U; durch Brechung, Verdoppelung und durch einen Umlaut bilden aus dieſen drei Klaſſen ſich die übrigen Vocale und Diphthongen. Dieſe Grundregel wird und im folgenden Kapitel mit all ihren Conſonanzen ſowohl theoretiſch als durch mannichfache Beiſpiele dargelegt; ebenſo die Stellung der Conſonanten, die als Lippen-, Zungen- und Gaumenbuchſtaben, mit zu jeder Klaſſe gehörendem Roſenlaute beſtehen.

Die nächſten drei Kapitel bringen und „die grammatiſchen Formen der Runenſprache", „Ueber die Wortfügung" und „Allgemeine Bemerkungen", denen ſich dann 19 intereſſante Proben von Runen-Inſchriften mit lateiniſchen Buchſtaben, ſo wie dieſelben als Leſeproben in der Runenſchrift — anſchließen. Das Ganze iſt kurz und bündig, aber ebenſo klar und belehrend.

Carl Ploar's geſammelte Werke. Aus dem Dänischen. Erſter und Zweiter Band. Der Sohn des Schmugglers. Der Haldemann. Leipzig, J. J. Weber.

In dem „Haldemann" bietet und der Verfaſſer einen Roman voll ſpannender Situationen und ſchöner Charakterzeichnungen. Man fühlt es dem Buche an, daß der Verfaſſer das Leben und den menſchlichen Charakter nicht nur „hinter Böckern und Papier", ſondern auch im ſtutzenden Strome der Ereigniſſe ſtudirt hat. Vortrefflich durchgeführt iſt die Zeichnung des „Haldemanns" Math Hjell, der lebenswürdigen Alte, ſo wie des Spielmanns Simon. Doch auch die übrigen Charaktere zeigen, es ſie nun als Hauptperſonen hervortreten, oder nur zur Staffage dienen, eine Abgerundetheit, die Beleg für die Gewandtheit des Verfaſſers ſind. Daß die vielen fremdartigen Geſtalten etwas gewaltſam auf dieſen kleinen Fleck der Erde — der Weſtküſte Jütlands — zuſammengeführt ſcheinen, verzeihen wir dem Verfaſſer gern, und legen das Buch gewiß nicht eher aus der Hand, als bis wir bis zur letzten Seite gelangt ſind — dann aber mit Befriedigung.

Es iſt keine Zweckſchrift, wenn wir den 1. Band dem 2. beſprechen. Im Gegentheil! Mit folgen der Fortbildung eines Talentes und finden dieſen 1. Band auf einer höheren Stufe als den vorher beſprochenen. Im „Sohn des Schmugglers" zeigt ſich eine größere Klarheit, in der Anlage und in der Zeichnung der Charaktere. Das tiefe Geſühl einer reinen Natur vereinigt ſich mit der Gewandtheit eines welterfahrenen Charakters, um ein Bild zu vollenden, das das Gepräge ergreifender Wahrheit, einer Schönheit trägt. — Flora und Jan ſind herrlich gezeichnete Geſtalten, und wenn wir auch Flora's Frohſinn Tod beklagen, ſo müſſen wir dem Verfaſſer doch Recht geben; es iſt beſſer ſo! „Kein Herbſt, kein blührer kalter Mund ging durch der Leben; unſchuldig und geläutert ſchwebte ihr Geiſt mit den ſeligen Gewandgeſtalten des Feuerbenden Tages hinüber in jenes unentſchleierte Dunkel das noch kein irdiſch Auge durchdrang."

Das Familienleben des Schmugglers Jörgen Kruſe, ſein hundertjähriger Vater der die kleinen Enkel unterrichtet und mit ihnen ſpielt, die Liebe zwiſchen den einzelnen Gliedern des Hauſes, machen einen unendlich erfreuenden, wohlthuenden Eindruck.

Math. Hjell, dem wir „im Haldemann" wieder begegnen, iſt auch hier eine Geſtalt, die oft genug den deus ex machina abgiebt, aber wenigſtens hierdurch, daß durch ſein Eröffnen, der ſich zu ſeinem ganzen Weſen ausſpricht, für ſich einnimmt. — Sowie der Leſer fortwährend in einem ſpannenden Intereſſe erhalten wird, ſo iſt das Buch auch reich an kleinen lieblichen Bildern, die uns der Verfaſſer mit großem Talente, mit ſcheuer Zartheit vor die Seele führt.

Der Geiſt Karl Onſt's ſcheint es vielleicht etwas zu individuellen Kerne; ſie iſt für das gewichtige Princip des Scepticismus, das ſie vertreten ſoll, wohl zu leicht flüchtig, und nur dem Vaterfluche, den man auch nicht recht verſtehlen kann, gelingt es, und lebendige Theilnahme für Karl abzugewinnen. Ueberhaupt führen uns die Scenen in Onſt's Hauſe, ſo wie der Charakter Niels's, zu der Voraueſſetzung, daß der Verfaſſer, der all die ſchönen Schilderungen in ſein Herz vom Leben entnommen hat, das böſe Princip nicht aus der Erfahrung kennt. Die Geſchichte des Vaterfluches, ſo wie Niels's ganzes Thun und Treiben ſind zu durchgirt, und bringen nicht das Entſetzen hervor, das es ſoll — bei kluger Mäßigung im Effecte — ſicher wecken würden.

Was die technische Anlage des Romans beſchrift, ſo ſcheint uns die Einrichtung, der vermeintliche Mord Albert Kruſes, ſo wie Niels's abſchreckender Plan nicht ſonderlich geeignet, mit dem Hauptbegebenheiten zu ſein. Man fühlt es, daß ſie nur äußerlich hinzugefügt, daß ſie nur Mittel zum Zweck ſind, und hauptſächlich gebraucht werden, um hier eine Aeußerung, dort ein freppantes Ereigniß hervorrufen zu können. Kurz — man ſieht zu ſehr, wie das Gebäude aufgeführt iſt, und dieſe Einzelnheiten lähmen, indem ſie das Intereſſe auf ſich ziehen, das für die Hauptentwickelung.

Auch iſt es nicht gut, daß der Verfaſſer bei jedem neuen Kapitel den Leſer, der ſich nun eingewohnt hat in einen lieben Kreis, ſchroff aus dieſem herausreißt, und ihn in andere heterogene Umgebungen verſetzt. Man kommt nicht zum ruhigen Genuſſe, und ſo wie der Entwickelung der Begebenheiten eine gleichmäßige Gliederung fehlt, ſo gewinnt das Ganze eher das Anſehen einer Zuſammenſtellung von Skizzen, als das eines Bildes.

Doch, — dies ſind Aeußerlichkeiten, über die der talentvolle Verfaſſer mit geringer Mühe hin-

Digitized by Google

wegkommen wird. Wir rufen ihm Glück zu, und freuen uns, daß durch diese Ueberfetzung der man an einzelnen Stellen in den Construktionen und Redensarten die Originalsprache anmerkt) die deutsche Literatur um ein schönes, aufrechtendes Werk bereichert ist. —

Der dritte Band der gesammelten Werke „Molesalune" ist unter der Presse. C. D.

Feuilleton.

St. Cergue.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war ziemlich dunkel; doch begannen die Sterne hie und da sich hindurch zu zeigen. Umgrenn führte uns gleich von der dritten Straße, die das Dorf durchschnitt, in eine Aller von schlanken italienischen Pappeln, in welcher die Häuser zerstreuter lagen, und die zum See hinzuführen schien. Keiner von uns hatte ein Wort gesprochen; mit immer rascheren Schritten ging Umgreen voran, und wir folgten ihm in stiller Erwartung auf die Lösung des Räthsels. Wir kamen an einer kleinen Kapelle, von einem traulichen Kirchhof umgeben, vorbei; die stille Sommernacht hatte ihren Frieden so recht über diesen letzten Zufluchtsort der Leiden ausgebreitet, Jenseits der Kapelle hielten wir an. Ein kleiner, sorgfältig gepflegter Garten trennte uns von einem bescheidenen Hause, das sich an die Kirchenmauer anlehnte und ganz von Schlingpflanzen umwebt zu sein schien. Vom Garten führte uns der köstliche Wohlgeruch einer südlichen Blumenwelt entgegen.

Mit dem Finger am Munde schritt Umgreen vorsichtig durch das Pförtchen, auf ein erleuchtetes Fenster zu, das einzige, welches nach der Seite hinausging, wo wir standen. Wir folgten ihm, und traten ebenso vorsichtig näher.

Durch die klaren Scheiben sahen wir in ein kleines, einfaches Zimmer; aber das Bild, das uns entgegentrat, war, ob es sich gleich häufig zu allen Zeiten und vor allen Menschen zeigt, doch in seiner Art so überraschend, daß Möller und ich kaum vermochten, einen lauten Ausdruck unserer innern Bewegung zurückzuhalten.

In der Mitte des Zimmers hatte man auf einer Erhöhung das letzte Lager für ein in seiner ersten und üppigsten Jugend dahingegangenes Weib bereitet. Die blendend weißen Linnentücher, die von allen Seiten des Sarges herniederfielen, warfen den Schimmer einer Menge Wachskerzen zurück, die rund um diesen einfachen Katafalk angebracht waren.

Aber ich vergesse wie diese jungfräuliche Leiche, die ich schön heißen würde, wenn ich mich nicht scheuete, eine unnütze, der Auflösung verfallene Form so zu benennen, die das innere Bild Gottes bereits verlassen hat. Es ruhte eine Verklärung auf dieses Zügen, die unbeschreiblich ist, eine Reinheit auf dieser Stirn, die einem Engel entnommen zu sein, ein Lächeln um diesen Mund, das einem Himmelsbewohner anzugehören schien.

Das Auge war geschlossen, aber man fühlte wohl, wie schön und ausdrucksvoll es gewesen sein mußte; das feine, edle Profil drückte noch ganz die Fülle eines reichen und edlen Wesens aus. Die Haut war durchsichtig klar, und von einer Reinheit, wie man sie sonst nur bei Wachsbildern findet. Die feinen, schön geformten Hände lagen gefaltet auf der jungfräulichen Brust.

Aber wir vergaßen, diese Einzelnheiten aufzufassen; der Gesammt-Eindruck war so glanzvoll und ergreifend, daß wir uns ganz in der Betrachtung verloren. Wenn sie gelebt hätte, würden wir in ihr das Ideal für ein Madonnenbild gefunden haben; todt, wie sie war, fanden wir nichts mit ihr zu vergleichen, vielleicht gerade, weil sie am Schönsten und Ehrwürdigsten im Tode war.

Auf den glänzend schwarzen Locken trug sie einen Kranz von Rosmarin und Rosen.

Es währte lange, ehe ich es vermochte, den Blick von der Todten und dem Sarge abzuwenden, welcher der Mittelpunct war, in dem der Glanz der zahlreichen Kerzen sich sammelte und concentrirte. Endlich glitt mein Auge zur Seite, und ich bemerkte zu den Füßen der Leiche eine dunkle Gestalt, welche auf einem niedrigen Stuhle zusammengesunken saß, das Gesicht nach der Todten hingewendet und die Augen auf ihr Antlitz geheftet, mit einem so stieren, aber gedankenlosen Ausdruck, daß man unwillkürlich glauben mußte, der Beschauer sei von einem stillen Wahnsinn ergriffen. Er war in der dunklen, ehrwürdigen Tracht eines katholischen Geistlichen gekleidet, aber so anordentlich, daß nur ein tiefes Seelenleiden diesen Mangel an Aufmerksamkeit entschuldigen konnte. Auf dem Haupte trug er eine Kappe, umgeben von einem dichten Kranze struppigen grauen Haars. Der Mann war alt, aber groß und kräftig; nur die drückenden Sorgen des Augenblicks schienen ihn gebeugt zu haben. Diese zeigten sich aber so tief und ergreifend, daß das Wesen ganz und für immer aufgelöst schien.

Vor dem Priester lag auf einem kleinen Pulte das Brevier, in den gefalteten Händen hielt er das Crucifix. Aber seine Augen waren nicht darauf gerichtet, seine Gedanken abwesend, und seine Lippen wurden nur zuweilen durch ein trübes, herzerschneidendes Lispeln bewegt; dies Lispeln aber war vernehmlich und ganz unwillkürlich.

Der Lebende und die Todte waren gleich unbeweglich; aber ein prägte sich mehr Leben und Seele auf dem Antlitze der Todten, als auf dem des Lebenden aus.

Rasche Tritte näherten sich uns durch den Garten; aber wir hörten nichts, obgleich wir noch in athemlosen Schweigen standen. Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich wandte mich um. Das helle Licht fiel durch die Scheiben auf die Züge des Eindringlings, und ich erkannte leicht unseren bereitwilligen, aber wortkargen Führer.

Wir waren Alle so sehr von dem Gesehenen ergriffen, daß wir keine Beschämung fühlten, in unserer Unbescheidenheit überrascht zu sein. Der Fremde war zumindest genug, aber selbst ja bewegt, um sie uns fühlen zu lassen. Er ergriff die Hand, die Umgreen nach ihm ausgestreckt hatte, drückte sie warm, fast heftig, indem er sagte:

— Ja, Salome war schön, wie sie gut war; wo findet man ihres Gleichen? —

— Kommt mit uns! — bat Umgreen: — Ihr sollt uns von ihr erzählen! —

— Ich kann nicht, — entgegnete der junge Mann.

— Ihr könnt nicht? Oh, ich verstehe Euch; Ihr waret verwandt mit ihr, und wollt ihr den letzten Dienst erweisen, indem Ihr an ihrem Sarge wacht. —

— Sie war meines Bruders Braut. —

— Sie? —

— Ja — entgegnete der junge Mann mit gewaltsam unterdrücktem Schmerze.

— Ihr bleibt also hier? —

— Nur kurze Zeit. Heute Nacht wird Salome begraben. —

— Heute Nacht? —

— Ja — antwortete Salome's Verwandter mit einem Ausdruck in der Stimme, der uns Alle durchzuckte.

Wir entfernten uns schnell, und der junge Mann trat in das Trauerhaus ein.

Marcel, so hieß er, kam früher, als wir erwartet hatten. Er war ganz zerknirscht. Aber sein Schmerz machte sich Luft, als er von Salome zu sprechen begann. Mit lebhaften Farben malte er ihr liebenswürdiges Wesen aus, und das Schicksal, welches sie früh in das ewige Leben geführt hatte.

Der Seelsorger in dem kleinen Dorfe St. Cergue, Pater Bienais, hatte seine Schwesterscher als armes Kind zu sich genommen, und das höchste Glück seines Lebens darin gefunden, Alles, was ihm sein Amt brachte, für die allseitige Bildung des schönen Kindes zu opfern. Sie hatte seine Mühe reichlich belohnt. Während sie sich zu einem schönen und vollkommnen Weibe entwickelte, bildete sich auch in ihrem Innern ein Reichthum an Schönen, aber unbewußten Eigenschaften. Sie war das Wunder der Gegend, obgleich die Meisten nur Augen für den äußeren Reiz und nicht Sinn genug hatten, um den Gehalt zu würdigen, den diese schöne Hülle umschloß. Sie hatte die ganze innere Fülle des würdigen Geistlichen in sich aufgenommen, und doch zugleich die Frische ihrer Seele, die Naturlichkeit der Gefühle, ihre ganze Lebenskraft und Lebensluft bewahrt.

Man glaubt vielleicht, daß der Priester die Idee hatte, sie zu einer Nonne, vielleicht gar zu einer Heiligen zu erziehen? — Nein, keineswegs. Er wünschte, daß sie dem Leben und der Welt angehören möge, und seine ganze Sorgfalt war nur darauf gewandt, sie vor der Verunreinigung durch die Welt zu bewahren, sie zugleich vor ihr scheu zu schützen, und sie durch eigenthümliche Schwankungen des Lebens, der Hoffnungslosigkeit des Unglücks zu machen, indem er in ihr das Bewußtsein ihrer Verwandtschaft mit der Gottheit und ihres Antheils an ein höheres Leben entwickelte und befestigte.

Der Priester hatte Salome in ihrer ersten, natürlichen Unbefangenheit zu sich genommen. Sie war ein weiches Wachs in seiner Hand, das er sich nach dem hohen Ideal zu bilden vornahm, welches er im Herzen trug. Den ganzen Rest seines Lebens wollte er dieser Aufgabe widmen; er wollte mit stetem Fleiße ein Kunstwerk bilden und vollenden, in welchem seine eigne seurige Seele und seine geläuterten Jugendträume sich wiederspiegeln hatten, ein Kunstwerk, das allen Gluth der heiligsten Liebe, während es zugleich die schimmernden und kräftigen Farben des sinnlichen Lebens trug.

Pater Bienais war streng und charaktervoll; er zeigte sich nicht einmal Salome, dem Kinde seines Herzens, dem Abgotte seiner Seele gegenüber, schwach. Unter andern Verhältnissen wäre sie verzogen und für das Leben verdorben worden; unter Pater Bienais' Hand wurde sie zu Dem auf, was sie werden sollte. Ihre Erziehung war ernst, auf Principien gestützt, wohl etwas klösterlich, aber durchaus nicht von der Welt abgeschlossen, noch weniger die Welt als einen Gegenstand betrachtend. Salome lebte so viel unter den Menschen, wie es ihr Geschlecht und ihre Umgebungen gestatteten.

Nie hat Natur und Glück die Wirksamkeit eines Erziehers so unterstützt, wie gerade hier. Ohne jene gewi Bedingungen vermag die menschliche Tüchtigkeit allein fast nichts, und unserem Könnte man

Digitized by Google

der Natur und dem Glücke vielleicht Alles zuschreiben. Salome's Gestalt war tief, ihre Bernunft klar, ihr Gemüth voll Liebe und Kindlichkeit. Der Himmel gab seinen Segen, und Salome ward, obgleich alle menschliche Bestimmung schwankend ist wie ein Rohr, in voller Bedeutung das Meisterwerk, welches den Priester vorgeschwebt hatte.

Ihre äußeren Formen entwickelten sich zugleich in der schönsten und harsten Harmonie mit dem schönen Innern. Kein Umriß war reiner als der dieses Hauptes, dieser Gestalt, kein Auge seelenvoller, keine Stirn edler, kein Knochen offener, einnehmender, und doch in seiner ganzen Unmittelbarkeit die hohe Einfachheit mehr einführend, die der Anschauung als ein unwillkürlicher Tribut dargebracht wird. Keine jugendliche Gestalt war gefchmeidiger, schlanker und zierlicher geformt, kein Fuß leichter, kein Arm voller, keine Hand zarter, kein Busen druckfer als Salome's, der Jungfrau in ihrer ersten und zartesten Entwickelung.

Keine Wolke hatte je ihren Himmel getrübt. Alles schien dazu beitragen zu müssen, um sie vollkommen zu machen. Das Glück war ihr treuer Gefährte; es schob jeden Stein des Anstoßes vor ihrem Fuße zurück, vernichtete jeden Anschlag gegen ihren Frieden.

In der Liebe sollte diese frische, herrliche Natur erst ganz verklärt werden. Salome liebte, wie solche Gemüther lieben, die denen die Leidenschaft mit innerer Nothwendigkeit und in dem reinen Glanze ihrer Unmittelbarkeit sich unwiderstehlich Bahn bricht.

So fand das Meisterwerk des guten Paters seine Vollendung.

Im Dorfe La Chapelle, eben zwischen den Bergen, hatte Pater Bienais Verwandte, mit denen er immer in Verbindung stand, wohlhabende Landleute, die in der ganzen Gegend angesehen und geachtet waren. Der älteste Sohn des Hauses, Paulin, hatte mit Auszeichnung in französischen Diensten gestanden. Als er Salome kennen lernte, war er erst vor Kurzem zurückgekehrt, um nach des Vaters Tode als Erstgeborner die Verwaltung des Eigenthums zu übernehmen.

Durch ihn lernte Salome erst recht verstehen, wie reich und schön ein Menschenleben sein könne.

Ein Ungewittter schien sich freilich in der Ferne aufzuführmen; aber das Glück war Salome's treuer Begleiter, und es wurde verjagt, ehe sie es fürchten gelernt hatte. Paulin und sie waren verwandt und bedurften der Dispensation zu ihrer Verbindung, eine Bewilligung, die in ähnlichen Fällen oft abgeschlagen war. Aber ohe die Liebenden das Geringste ahnten, hatte Pater Bienais, sobald er das Schicksal seines Lieblings durch eine mächtige, wenngleich ihr selbst noch unbewußte Leidenschaft bestimmt sah, Unterhandlungen mit dem römischen Stuhle eingeleitet und glücklich alle Hindernisse beseitigt.

Ein Prospect, der Paulin bevorhob, ihn des größten Theils seines väterlichen Erbes zu berauben, erregte gegen alle Erwartung ein schnelles Ende und sicherte ihm den ungetheilten Besitz seines Eigenthums.

Das Glück folgte den Verlobten wie ein treuer Hund. Die Zeit ihrer Verbindung war festgesetzt. Paulin hatte seine Wohnung bereits eingerichtet, um die Hausfrau zu empfangen, das Werk des ehrwürdigen Paters sollte endlich gekrönt und Salome das glücklichste Weib werden.

Alles war hell und freudig; die Glücklichen gaben sich ganz ihrer Liebe und ihren sicheren seligen Hoffnungen hin.

Ihr Hochgestirn war zu bestimmt.

Paulin mußte sich zum letzten Male von Salome trennen; am nächsten Tage sollte Pater Bienais ihre Vereinigung segnen. Mit leichtem, munteren Schritte wanderte er zum letzten Male den steinigen Weg entlang, der zu seinem Geburtsorte führte; mit einem von Glück und Dankbarkeit erfüllten Herzen legte er sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen fand man ihn todt in seinem Bette. Sein Glück oder seine überstarkende Lebenskraft hatten ihn getödtet.

Ich will nicht die Verzweiflung Salome's, dieses herzzerreißenden Kindes, schildern. Sie nie ein Schlag des Schicksals getroffen hatte. Sie war vernichtet.

Vielleicht hätte sie Seelenstärke genug gehabt, um selbst einen Verlust dieser Art zu überwinden; aber in ihrem Innern nagte ein Wurm, der ihren Lebensfaden gar bald durchschneiden mußte.

Sie trug unter ihrem Herzen ein Pfand der vom Himmel geheiligten und doch zerrissenen Liebe.

Sie war Zeit und ohne; dieser Zwiespalt, Stille sie, konnte nie Versöhnung finden.

Die Sitten in den Gemeinden zwischen Savoyens Bergen sind streng; die Kirchenzucht pflegt die unreinen Schafe aus der Heerde aus, damit das Ganze nicht der Verderbniß anheimfalle.

Es gieb in diesen Gegenden noch eine Kirchenbuße; aber Salome wollte ihre Schande nicht überleben, nicht eine Züchtigung ertragen von derselben väterlichen Hand, die sie geleitet und beschützt hatte, von dem Vater, dessen ganzer Stolz sie gewesen war.

Wenige Tage später suchte sie Vergessenheit und Rettung in den Wellen des Lemansees.

Hülfreiche barmherzige Hände waren gleich an Ort und Stelle. Ihre Leiche war kaum kalt, als man sie fand; aber das Leben war bereits zu seinem Urquell zurückgeflohen.

Ehe jedoch dieser Beschluß in Salome's Seele gereift war, hatte sie Hülfe und Trost bei ihrer Jugendfreundin, Paulin's Schwester, gesucht. Doch deren Rathlosigkeit konnte weder Trost noch Hülfe; sie hatte nur Thränen.

Erst zu Hause entschloß sie sich, das Geheimniß einem Anderen mitzutheilen; aber ihre Wahl traf nicht den Rechten, ob sie gleich kaum irgendwo einen besseren Willen hätte finden können. Sie vertraute sich ihrem jüngeren Bruder Marcel.

Salome war stets eine Heilige für Marcel gewesen; gern hätte er dem Kinde seines Bruders einen Namen gegeben. Aber das Kind bedurfte nun keines Namens mehr; es war zugleich mit der Mutter zu einem Leben eingegangen, wo nicht noch Namen gefragt wird.

Pater Bienais kam nicht wieder zu sich. Wie konnte man auch Anderes erwarten? — Der Abgott seines Herzens, der Stolz seines Lebens, das Wesen, in dem er sein eigenes Selbst vergessen hatte, war ja — eine Selbstmörderin geworden!

Länger als ein Menschenalter hatte er seiner kleinen Gemeinde vorgestanden. Alle, die gestorben waren, waren mit dem Segen der Kirche hinübergeschlummert, sie waren begraben worden in der heiligen Erde, und der Diener der Kirche hatte ihr Grab geweihet. — —

— — Sein eigenes Kind, das er gendhrt hatte mit der Wahrheit des ewigen Lebens, war das erste, dessen Seele ausgestoßen sein sollte von den Segnungen der Kirche, dessen Leiche wie ein unreiner Gegenstand hinausgeworfen werden sollte auf das offene Feld! — —

Dies war der Inhalt von Marcel's Erzählung. Ein Schleier hatte sich über unsere Seelen gelegt, und wir trauerten mit ihm über ein schönes, verschuldetes, aber nicht verlorenes Leben.

Es war fast Mitternacht. Marcel brach auf, und wir folgten ihm.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel der Redaction.

Hr. C. J. W. in G. Einen Ihrer Wünsche finden Sie schon in No. 7 berücksichtigt; der zweite wird ebenfalls erfüllt werden, sobald uns zwei in einer noch früheren Ausdehnung, als Sie es verlangen.

Hr. C. H. in P. Dorchaus nicht; im Gegentheil, es ist uns lieb, alle die Aufklärungen zu geben, die wir nur vermögen. Donnerlog ist der Name der hölischen Plagge von Feldne, die bekanntlich diejenigen mit einem weißen Kreuze ist. („Donne" — dänisch, „krog" — Schwed. Schild. von dem altnordischen Worte krak (dehne) abstammend.) Eigentlich war Donnerlog die Benennung für eine in der Schlacht bei Reval (1219) der Sage nach vom Himmel herabgefallene Fahne, die später in der Schlacht bei Hemmingsthal gegen die Ditmarsen (1500) verloren ging.

Hr. H. in O. Ihr Schreiben vom 19. d. M. erhalten. Wird dankbar benutzt werden.

Anzeigen.

45] **Karte der Niederlande** in 6 Blättern.

In einigen Wochen wird das Gouvernement eine neue Karte der Niederlande, groß 25□ rhein. herausgeben. Preis circa 5½ Thlr. Gefällige Aufträge erbittet sich

A. Bädeker in Rotterdam.

46] In meinem Verlage erschien so eben:

Henrik Hertz:

Svend Dyring's Haus.

Romantische Tragödie in vier Acten.

Im Versmaaße des Originals übersetzt von F. A. Leo. Preis 10 Ngr.

Auch unter dem Titel:

H. Hertz Gesammelte Werke. 2. Theil.

Henrik Hertz:

Gesammelte Gedichte.

Deutsch von Emanuel Bendix. Preis 10 Ngr.

Auch unter dem Titel:

H. Hertz Gesammelte Werke. 3. Theil.

Früher erschien:

König Rene's Tochter.

Lyrisches Drama.

Im Versmaaße des Originals übersetzt von F. A. Leo. Preis 10 Ngr.

Auch unter dem Titel:

H. Hertz Gesammelte Werke. 1. Theil.

Weihnachtsgeschenk.

So eben erschien eine

illustrirte Prachtausgabe

von

H. C. Andersen's Gesammelten Märchen.

Mit 112 Originalzeichnungen von N. Pedersen.

Preis, eleg. gebeftet, 2 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, d. 30. Novbr. Carl B. Lorck.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer
von 12—16 Seiten in drei Spalten. Preis vierteljährl.:
In Deutſchland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr.
Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Specied.
In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5½ Frcs. Inſerate
werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag
von
Carl B. Lorck
in
Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an:
In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bounier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joh. Müller. Brüſſel: Carl Muquardt. Leuden: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

8. December. № 10. 1848.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.
Die ſchwediſche Regierung und der Reichstag. Zweiter Artikel. — Die politiſche Preſſe in Belgien. I. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark: †† Copenhagen. Das abgetretene Miniſterium, die Parteien des Reichstags. — Ein Brief „eines alten Diplomaten.“ — Der Reichstag. — Norwegen: Isländiſche Zuſtände. — Schweden: * Gothenburg. Religionsfreiheit in Skandinavien. — Das Budget für 1849.]

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.
Der däniſche Dichter Henrik Hrp. I. Von P. L. Möller.
Correſpondenzen und Zeitungsſchau.
Dänemark: △ Copenhagen. Literariſche Werke. Preis-Aufgabe der Univerſität. Theater. Bibliographie. — Norwegen: Chriſtiania. Der Kunſtverein. — Schweden: †† Stockholm. Theater. Bibliographie. — Belgien: Philharmoniſche Geſellſchaft. Preisaufgabe. — Proteſt. — Feuilleton: St. Tergue. Skizze von Emanuel St. Hermitad. (Schluß).
Briefwechſel. Berichtigung. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die ſchwediſche Regierung und der Reichstag 1847—48.

II.

Wir wenden uns jetzt zu dem Syſtem der Regierung. Wir haben die Erklärung des Juſtizminiſters vorausgeſchickt; er läßt die Regierung auf ihr Finanzſyſtem beſtehen, mögen auch die Stände es noch ſo ſehr als gegen die Ueberzeugung der Nation beſtreiten. — Hinſichtlich der in der Stadt Gothenburg am 9. Novbr. v. J. vorgefallenen Auflaufe wurde von dem Kriegsminiſterium ein Befehl an den Commandanten der Stadt erlaſſen, daß er künftig ohne die Aufforderung der civilen Obrigkeit in dergleichen Fällen mit Militärmacht einzuſchreiten habe, ein Befehl, der durchaus gegen die, noch von Guſtav Adolphs Zeiten herrührenden Privilegien der Stadt ſtreitet. Die Gothenburger Auflaufe waren ſchnell beſeitigt geweſen, namentlich dadurch, daß das Militär ſich ſo ſpät und ſo gemächlich einmiſchte. — Man betrachtete Graf Peyron's Befehl als ein nicht weniger derbes Pregranum wie die Aeußerungen des Grafen Poſſe und zweifelte, daß er demnach ſeinen Poſten behaupten könne. Sie behaupteten aber alle Beide ihren Platz und lieferten ſomit den Beweis, daß ſie im Einklang mit den Anſichten der Regierung gehandelt hatten. Wir wollen hier gerade nicht auf die Beurtheilung dieſer zwei Regierungshandlungen eingehen; jedenfalls glaubte man doch, aus ihnen auf eine kräftige, entſchiedene Regierung ſchließen zu können, welche wußte, was ſie wollte und, ohne auf ſich laßuiren zu laſſen, in Uebereinſtimmung damit handelte, eine Regierung, mit einem Worte, an deren Anſichten und Gedanken man nicht zweifeln konnte. Den Vorſchlag zu einer Reform der Landesvertheidigung, welchen man „hatte ausarbeiten laſſen, um den Wünſchen der Stände entgegenzukommen,“ und welchem — nach den Worten der halboffiziellen „Poſt-Tidningen“ — „zweifelsohne eine ſehr ernſtliche und veſtliche Ueberlegung vorangegangen,“ der alſo als ein opus operatum zu betrachten war, wollen wir mit einigen Worten characteriſiren. In dem Budget nimmt die Armee für ſich die größte Summe in Anſpruch, jährlich 6½ Millionen, und die Wünſche der Nation, zu wiſſen, wie die Armee eigentlich beſchaffen ſei und ob ſie im Verhältniß zu dieſer Summe die nöthige Landesvertheidigung abgebe, waren ſehr natürlich. Ein Plan zur Vertheidigung des Landes, dachte man, würde jedenfalls die Hauptmerkmen und Hauptanſichten der Regierung über dieſen Gegenſtand enthalten, und dieſes um ſo mehr, als die Anſichten des Volkes in dieſer Beziehung ſehr verſchieden ſind. Graf Platen hatte unter Carl Johann das ganze Land zu einem Lande des Gehorſams gemacht, hatte den Götha-Kanal faſt als Schweden ſelbſt betrachtet, und hatte dem Könige die Ueberſicht der ſogenannten Central-Vertheidigung mit Danas als Mittelpunkt beigebracht, während ſich jedoch ſehr reſpectable Meinungen dafür ausſprachen, die Gefahr ſtets von Oſten kommen würde, und daß Stockholm der Mittelpunkt ſein müſſe; eine Anſicht, die bedeutende Erſparungen und zugleich bedeutende Sicherheit guließ. Man wußte auch, daß die Beſoldung der Armee der Einheit und Gerechtigkeit entbehre, und man hoffte endlich mit Recht eine Angabe der Hülfsquellen und eine Rechenſchaft der Regierung über die bedeutenden Summen, welche die Nation in einer Reihe von Jahren für die Armee in ihre Hände gelegt hatte. Man erhielt weder das Eine noch das Andere. Der Plan ging hauptſächlich darauf hinaus, die Jäger-Bataillone einzuziehen — die Jäger machen keine ſo ſchöne Figur im Luftlager, als die geſchloſſenen Infanterie- und Cavallerie-Bataillone — und ein weitläufiges Exercirſyſtem einzuführen; kein Plan von irgend einer ſtrategiſchen Bedeutung. Und doch beſteht es in der Vorlage: „Die bedeutende Ausdehnung des Landes verbindert oder erſchwert die Unterſtützung der verſchiedenen Hauptheile deſſelben durch gegenſeitige Sendung von Hülfstruppen, und es ſei ſomit nothwendig, daß jeder Theil in ſich eine ſolche mittlitäriſche Stärke beſitze, daß er allein durch eigene Kräfte einem Feinde begegnen und ihn aufhalten könne, bis Verſtärkung von den nächſten Hauptkreiſen des Landes ſich mit ihm vereinigen könne.“ Geben wir aber etwas näher auf dieſen Gedanken ein, dann ſtellt ſich Folgendes heraus: der Feind — wir denken an Rußland — entſchließt ſich, Schweden mit 40,000 Mann anzugreifen — mit weniger wird es keinen Krieg anfangen — und landet mit dieſer Stärke z. B. in der Gegend von Weſterwick, dann müſten Calmar- und Oſtergothland eine ungefähr gleiche Stärke ſtellen können, ſollten ſie es vermögen, dem Feinde zu begegnen und ihn aufzuhalten.“ Jedoch dieſe Kreiſe zählen zuſammen nicht mehr wie ungefähr 10,000 wehrtüchtige Männer aus allen Klaſſen; der Plan der Regierung iſt nur auf die Hälfte calculirt — 5000 — und von dieſen wiederum ein Viertel für die Flotte. Nach dieſem Plane ſollten demnach 4000 Mann im Vereine mit den beiden Regimentern Leibgrenadiere und Calmar-Regiment, kaum 3000 Mann, zuſammen höchſtens 7—8000 Mann, einem Feinde von ungefähr 40,000 Mann „begegnen und ihn aufhalten.“ Als Beiſpiel haben wir gerade die völkerreichſten Landſchaften genommen; geſchieht

Digitized by Google

der feindliche Einfall anderswo, so wird das Verhältniß noch schlechter und die Aufgabe noch schwieriger. Die Regierung hat diesen Plan „einen vollständigen Vertheidigungsplan“ genannt. Uns scheint es, als wäre man noch nie den Wünschen der Nation auf eine solche Weise entgegengekommen, und es bedarf fast nichts Anderes, um das System und den politischen Standpunkt der Regierung zu characterisiren. Es giebt jedoch noch andere Handlungen, welche das System der Regierung beleuchten, wenigstens müßte dieses durch das Urtheil des „Konstitutions“-Ausschusses und durch dessen s. g. Decharge-Bedenken geschehen können. Nichts desto weniger legt die Zusammensetzung der ganzen Volksrepräsentation und die darauf entspringende Organisation des Ausschusses einer klaren Beleuchtung bedeutende Hindernisse in den Weg, und ganz besonders die Zusammensetzung des Ausschusses des jetzigen Reichstages. Daß die Regierung trotzdem doch kein günstiges oder freisprechendes Decharge-Bedenken erhalten hat, ist dann um so bemerkenswerther. Das Bedenken wurde in der gewöhnlichen officiell-kalten Form gehalten und sprach sich weitläufig über Details-Gegenstände, gar nicht über das Ganze aus; es hebt sechs Punkte von keiner Bedeutung hervor, kraft welcher es die Rathgeber der Krone „als ihrer Pflicht nicht nachkommend“ characterisirt. Nach unserer Meinung sind es Punkte, die so unbedeutend sind, daß es uns scheint, als hätte man sie hervorgesucht, um das System im Ganzen unberührt lassen zu können. Einer Regierung, die das Vertrauen der Nation hat, Staatsmännern von Verdienst, macht man gar nicht solche Bemerkungen.*) Unter den jetzigen Verhältnissen beweist dieses aber gerade, daß die Ansichten, welche wir über die Regierung ausgesprochen haben, die allgemeinen sind, so daß selbst die Majorität des Ausschusses nicht umhin konnte, sie zu theilen. Die Discussion und die Verhandlung im Plenum der verschiedenen Stände zeigte dieses noch deutlicher, indem man, — mit einzelnen Ausnahmen, z. B. Graf Anckarsvärd und fast der ganze Bauernstand, — trotz einer durchgängigen Bestrebung, schonend zu sein, doch die Ansichten des Ausschusses theilte, sich aber, wie es hieß, nicht an die Personen, sondern an die Sache hielt. Man wollte die Personen schonen, wollte aber das System geändert wissen. Es ist wichtig, diese Distinction in der Beurtheilung über die Stellung der Regierung und des Volkes einander gegenüber festzuhalten; man kann die Stände nicht der Parteilichkeit zeihen. Man spürt deutlich, wie gern vielleicht sehr Viele von der Majorität ein anderes Urtheil ausgesprochen hätten, wenn es möglich gewesen wäre. — So war die Meinung der Stände. Die Meinung der Regierung sprach sich kurz darauf dahin aus, daß sie die Opposition nicht als den Ausdruck der allgemeinen Meinung ansehen könne, daß ihre Worte nicht die der Nation seien. In anderen constitutionellen Staaten versucht wohl mitunter ein Ministerium, welches in der Minorität geblieben ist, die Kammer aufzulösen und auf diese Weise von den Vertretern an die Gesammtheit zu appelliren; die schwedische Regierung ging in ihrer oben gegebenen Erklärung noch weiter. Die Consequenz wäre die gewesen, gar keine Notiz von den Meinungsäußerungen der Stände zu nehmen, um so mehr, als sie nur von einem Stande — dem Bauernstande — ein factisches Resultat gebracht hatten; wollte die Regierung aber trotz ihrer Erklärung doch der Meinung irgend ein Gewicht beilegen, so müßte sie als das, was sie war, als gegen das ganze System gerichtet anerkennen. Wir werden sehen, wie diesen Ansichten in dem Ministerwechsel am 10. April d. J. Rechnung getragen wurde. — Worin dieses schonende Urtheil über die Minister seinen Grund sucht, wollen wir nicht nachspüren; man hat von einer Hof-Camarilla gesprochen. Indessen die französische März-Revolution war bald nachher ihre Funken über ganz Europa; der König verkündete, daß er den Ständen einen Vorschlag zu einer neuen zeitgemäßen Repräsentation wolle vorlegen lassen; das Ministerium trat hierauf am 10. April zurück. Man fand es freilich etwas unconstitutionell, daß der König allein und nicht die Regierung Verbünder der Aenderungen sei, jedoch gerade in dem Abtreten des Ministeriums glaubte man eine gute Vorbedeutung und eine Aenderung der Temperatur in den höchsten Regionen des Staatslebens zu sehen. Die neue Regierung sieß den Bauernstand über seine Ansichten hinsichtlich des Wahlgesetzes fragen, er sprach sich für allgemeines Wahlrecht aus, in derselben Weise, wie die Reformgesellschaft, ohne Wahl-Census. Man freute sich, eine Regierung erhalten zu haben, welche ein System hatte, und dazu eins, welches mit den Wünschen des Volkes und den Forderungen der Zeit zu harmoniren schien Indem man nun freilich nicht den Personen des Ministeriums diese veränderten Ansichten zuschrieb, legte man sie dem Könige unter, und glaubte, daß er sich wirklich vergewissert habe, daß jene seine Ansichten befolgen würden. Wie sie aber der Entwurf der Regierung aus, wie war die Repräsentationsfrage, als jener am 2. Mai den Ständen vorgelegt wurde, aufgefaßt? Die Repräsentation war allerdings eine neue, jedoch nach einer Scala eingerichtet, in welcher das Capital, der Grund-Besitz und andere, das freie Entfalten eines politischen Lebens hemmende Bestimmungen ihre Rolle spielten. Der Entwurf war wohl, wie der König versprochen hatte, mit „Hinblick auf das allgemeine Wohl“ verfaßt, aber wie hatte man den Willen des Königs und des Volks verstanden? — Der Adel diecutirte den Gesetzentwurf gar nicht; der Priesterstand, in dem ein Mitglied sich ganz naiv dahin aussprach, daß das neue Gesetz keinen Schaden stiften würde, wandte einen s. des Grundgesetzes darauf an, nach welchem es bis zum nächsten Reichstage ruhen solle. Im Bürgerstande fand der Entwurf mehrere Vertheidiger; in dem Bauernstande sehr wenige. Das Resultat war, daß der Entwurf erst auf dem künftigen Reichstage zur Behandlung kommen wird.

Betrachtet man nun jene von und hervorgehobenen Verhandlungen und Thatsachen in Beziehung auf die Stellung beider Regierungs-Gewalten, dann geben sie allerdings einige bedenkliche Resultate, von denen die wohl die bedenklichsten sein möchten, daß gerade die Passivität des Adels- und Priesterstandes auf eine bedeutende Einwirkung auf die Regierung in conservativer Richtung schließen läßt; daß die Personen des Ministeriums wohl gewechselt wurden, nicht aber das System der Regierung, welches Letztere die Nation gerade als ihre Forderung ausgesprochen hatte, und daß der Patriot mit Kummer in die kommenden Zeiten blicken muß. — Eine Reform der Volksrepräsentation in Uebereinstimmung mit den Forderungen der neuen Zeit ist die erste Bedingung für ein frisches, kräftiges Nationalleben Schwedens, und je länger man eine solche hinausschiebt, je größer werden die Verwicklungen. Schweden liegt nicht außerhalb der europäischen Atmosphäre.

*) Z. B. wegen einer zu hohen Ersatz-Berechnung für die Theilnahme der norwegischen Corvette „Örnen“ an der Expedition nach dem mittelländischen Meere im Jahre 1837; wegen einer etwas zu hohen Pensionen an einen Staatsbeamten; wegen Uniformirungskosten eines Regiments.

Die politische Presse in Belgien.

I.

Die Presse im Allgemeinen ist ein Barometer für die Höhe der Volksbildung, die politische Presse der sicherste Maßstab der politischen Bildung, der treueste Spiegel des öffentlichen Lebens, das Organ der Meinungen, der Ansichten eines Volkes, ein Tagneerreotyp der Parteien und der Parteikämpfe in einem Staate. Dies gilt in seiner vollen Ausdehnung natürlich nur von einer freien Presse; die unter dem Drucke der Censur schmachtende Tagespresse wird, statt in ihrer Gesammtheit ein bis auf die geringsten Nuancen treues Bild vom Zustande der öffentlichen Meinung in einem Staate zu geben, nichts sein, als eine verzerrte Caricatur dieses „Ungeheuers“, wie Napoleon die öffentliche Meinung nannte. Daher hat besonders die belgische Presse, seit Jahren die freieste in Europa, die sich fessellos und kräftig entwickeln konnte, während die deutsche Tagespresse unter dem geistödtenden Drucke der Censur mehr und mehr verkümmerte, ein großes Interesse für jeden Gebildeten; ein kurzer Ueberblick über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand derselben, wird deshalb wohl keinem Leser dieser Blätter unwillkommen sein.

Zur Zeit der österreichischen Herrschaft über Belgien entstanden hier die ersten regelmäßigen Zeitungen, allein sie hatten keine Bedeutung und fristeten ihr Dasein nur kümmerlich. Holland,

Digitized by Google

das reiche, das mächtige, das freie Holland, seit einem Jahrhundert das Asyl der Geistesfreiheit, hatte auch in dieser Beziehung, wie in vielen anderen, Belgien, das gekrechzte, überflügelt. Die holländischen Zeitungen gewannen von Tag zu Tag mehr Einfluß und Bedeutung; die Gazette de Leyde machte die Reise durch ganz Europa, ja sie flog sogar hinüber bis nach der neuen Welt. Jetzt ist das anders; die belgische Presse hat die holländische überwunden, Belgien hat die Stelle eingenommen, die im achtzehnten Jahrhunderte Holland behauptete, die holländischen Zeitungen haben fast nur noch ein comercielles Interesse und überschreiten nur sehr vereinzelt die Grenzen ihres engen Heimathlandes. Die älteste Zeitung, die noch jetzt in Belgien besteht, ist die Gazette van Gend, ein mehr als hundertjähriger Greis, der zur Zeit Karls VI. geboren wurde. Dies vlämische Blatt hat noch jetzt einen ziemlich bedeutenden Leserkreis, seine Farbe ist noch dieselbe wie vor hundert Jahren, gutmüthig und murrisch, nur etwas katholisch, wie überhaupt der größte Theil der vlämischen Presse sich dem Katholicismus mehr hinneigt, als in den Augen eines deutschen Protestanten wünschenswerth erscheint. Wenig Jahre später entstand in Lüttich das Journal de Liége, das bereits seit länger denn achtzig Jahren besteht, früher den Charakter einer officiellen Zeitung trug, aber zur Zeit der französischen Herrschaft in die Reihen der äußersten Linken trat. Das Journal de Bruxelles ist nach der Gazette van Gend und nach dem Journal de Liége die älteste noch jetzt bestehende Zeitung. Bis zur französischen Revolution hatten die belgischen Zeitungen, obwohl sie meist alle in französischer Sprache erschienen, einen ganz deutschen Zuschnitt, im Format, ja selbst im Ton und in der ganzen Haltung schlossen sie sich den deutschen Zeitungen an. Ihr Einfluß war gering, wie damals überall, das Volk zu ungebildet, um an einer solchen Lectüre Geschmack zu finden, und noch heute steht das belgische Volk auf einer tieferen Bildungsstufe, als das deutsche. Zur Zeit der belgischen Revolution von 1788 nahmen fast alle Blätter Partei gegen die Regierung, mit der sie sich übrigens nach Joseph's II. Tode wieder aussöhnten und anfangs die französische Revolution bekämpften (mit Ausnahme des Journal de Liége, das ihr lustigte) bis endlich der Strom der Zeit sie mit sich forttrig.

Belgien wurde französisch, das Franzosenthum wurde ihm aufgezwungen und in den Revolutionsstürmen ging fast Alles zu Grunde, was einen germanischen Stempel trug. Nur eine vlämische Zeitung, die Gazette van Gend, überlebte diese Stürme, sie erhielt ihren germanischen Charakter ziemlich rein. Die französischen Zeitungen in Belgien nahmen ganz den französischen Zuschnitt an, sie standen unter französischer Censur, ihre Haltung war die des officiellen Moniteurs, und ihr Charakter der einer jeden Departementszeitung.

Nach der Vereinigung Belgiens mit Holland entspann sich jener große Kampf des französischen Elementes gegen das germanische, ein Kampf, der funfzehn Jahre später durch einen Handstreich, die Septemberrevolution, zu Gunsten des Franzosenthums ausfiel. Die belgischen Zeitungen, meist von ausgewanderten französischen Liberalen redigirt, oder dem Ultramontanismus huldigend, bildeten in jener Zeit eine lebhafte und gewandte Opposition gegen die holländische Regierung. Und in der That hatte Belgien wohl manche Ursache mißvergnügt zu sein. Die Unterdrückung des Französischen traf zwar nur einen Theil der Nation, aber die französischen Journale erhoben sich dagegen, die mehr eingebildete als wirkliche Beeinträchtigung des katholischen Clerus rief die ultramontanen Journale gegen Holland unter die Waffen, die Bourgeoisie beschwerte sich über das Steuersystem, da Belgien die Zinsen der ungeheueren holländischen Nationalschuld mit tragen mußte, (freilich auch die Vortheile der holländischen Colonieen genoß) und das Volk im Allgemeinen über den Vorzug, den man dem Holländer von Geburt bei der Besetzung von Aemtern zu Theil werden ließ. Daher kam es, daß fast alle belgischen Journale gegen Holland Opposition machten; der ewige Federkrieg zwischen den holländischen und belgischen Zeitschriften wollte kein Ende nehmen. Am heftigsten trat der Vrai Libéral zu Brüssel, der Courrier de la Meuse zu Lüttich, der von de Potter in republikanischem Sinne geleitete Courrier des Pays-Bas, der von Wagler, Lebeau und Devaux geleitete Politique der von Franzosen redigirte Argus und das Journal d'Anvers der Regierung entgegen. Hingegen vertraten der von Libry Bagnano gegründete National und der Courrier universel zu Lüttich die Partei der holländischen Regierung, speciell die Ansichten des Ministers van Maanen; beide Blätter haben später die Farbe gewechselt. Die Julirevolution stürzte die holländische Regierung und gab Belgien ein freisinniges Preßgesetz. Der §. 18. der Constitution erhob die Freiheit der Presse ohne Cautionen und Concessionen zum Gesetz. Preßvergehen werden nach dem Criminalgesetzbuche bestraft und durch Geschworne gerichtet, eine vorläufige Einkerkerung wegen Preßvergehen findet nicht statt, auch werden die wegen Federsünden, opinions, wie es der Franzose nennt, Angeklagten nicht auf der gewöhnlichen Anklagebank placirt, überhaupt wird das Gesetz in diesem Falle mit größter Humanität gehandhabt. Alle belgischen Zeitungen, die in kürzeren denn halbmonatlichen Zwischenräumen erscheinen, unterliegen je nach der Größe des Journals einem Stempel von 2—5 Centimes pr. Nummer, der Portovorschlag beträgt innerhalb des Königreichs für jede Entfernung 2 Centimes pro Bogen.

Diese günstigen Verhältnisse der periodischen Presse veranlaßten namentlich viele Franzosen, nach Belgien auszuwandern und dort, wo sie keine Cautionen zu erlegen brauchten, neue Journale zu begründen, die nicht blos auf Belgien, sondern eben so sehr auch auf Frankreich berechnet waren. Daher kommt es, daß die belgische Zeitungspresse fast ganz in die Hände der Franzosen gefallen ist und die Zahl der Journale, die zur Zeit der Revolution 34 betrug, sich seit der Zeit um das Vierfache, bis auf 150 vermehrt hat. Der Zeitungsschwindel warf anfangs in Belgien kaum 100,000 Francs ab, jetzt ist er für den Staat eine Revenue von mehr als 300,000 Francs.

Was die belgische Presse im Allgemeinen betrifft, so ist sie ziemlich einflußreich, die höheren und mittleren Stände lesen viel und die bedeutenderen belgischen Journale finden auch im benachbarten Frankreich und Deutschland ein Publicum. Gleichwohl gilt das nur von der belgischen Presse im Allgemeinen, keineswegs von einzelnen Zeitungen, von denen keine einen hervorragenden Einfluß besitzt. Belgien ist eben so wenig centralisirt, wie das immer noch zerrissene Deutschland; Brüssel ist nur die Hauptstadt von Brabant, nicht die von Belgien; Antwerpen, Lüttich und Gent halten ihm das Gleichgewicht. Daher kommt es, daß ein Journal wohl in der Provinz, in welcher es erscheint, einen hervorragenden Einfluß besitzt, nicht aber im gesammten Belgien, keine belgische Zeitung hat (mit alleiniger Ausnahme der Independance, die, begünstigt durch die Ereignisse der Neuzeit, sich sehr gehoben hat) mehr denn 2000 Abonnenten. Die steigende Concurrenz der Journale vernichtet ihren Einfluß, und immer bleibt es wahr, daß die freie Presse zugleich die Wunden heilt, die sie geschlagen hat, und daß das sicherste Mittel, die Macht der Zeitungen zu untergraben, darin besteht, ihre Anzahl zu vermehren. Was das Verhältniß betrifft, in welchem die einzelnen Provinzen durch die Zeitungspresse vertreten sind, so ist Brabant und nach ihm Westflandern und Lüttich am reichsten mit Journalen gesegnet, da in diesen Provinzen die größten Städte liegen, während Ostflandern und Luxemburg am schwächsten vertreten sind.

Um eine richtige Vorstellung von dem Charakter der belgischen Zeitungspresse zu erhalten, muß man sich vor allen Dingen mit den in Belgien herrschenden Parteien vertraut machen. Belgien hat keinen Adel mehr. Die Mr. Geburtsaristokratie ist nichts als eine vertrocknete Blume, die das Volk zum Andenken an die verflossenen Tage zwischen die Blätter der Gegenwart gelegt hat. Sie riecht nicht gut, sie riecht nicht schlecht und entzückt Niemanden. Die Gleichheit der Erbgelege, die Theilbarkeit des Grundeigenthums, das Aufheben aller Vorrechte ganzer Stände und Corporationen, das Aufheben der Stifte und endlich die ungeheure Macht des Geldes hat das Adelsprivilegium zerfressen. Der Adel hat nur noch Bedeutung, wenn er sich im Besitze großer Grundstücke befindet, ist also nur Geld-, keine Geburtsaristokratie. Wenig adelige

Digitized by Google

Familien mochten noch zu finden sein, die nicht des Geldes wegen Heirathen mit Bürgerlichen geschlossen haben, ja im ganzen Königreiche dürften sich kaum noch sechs stiftsfähige Familien befinden. Daher kann man wohl behaupten, der Adel existirt in Belgien nicht mehr, der Kampf zwischen der aristokratischen und der demokratischen Partei ist zu Gunsten der Letzteren entschieden.

Die neueste französische Revolution hat aber in Belgien einen andern Kampf entzündet, den Kampf zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat, einen socialen Kampf. Wir glauben nicht, daß Belgien den Socialismus zu fürchten hat, die Nation ist reich, das Proletariat gering, und dies schon macht einen Kampf zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, wie er in den alten Republiken Sparta und Athen Platzfand, unmöglich. Belgien ist groß geworden im Genusse der Freiheit, es liebt diese seine Freiheit, aber es trägt kein Verlangen danach, sie mit Anarchie zu vertauschen, und das Beispiel Frankreichs ist ihm eine Lehre, die es nicht durch eigene Erfahrung selbst bestätigen will. Die socialen Bestrebungen einiger Männer wie Buonarotti, ein Schüler Babeufs, finden also in Belgien für jetzt wenig Anklang, sie haben für den Augenblick noch keine Zukunft. Aber es ist ein anderer Kampf, der seit beinahe zwanzig Jahren in Belgien ausgekämpft wird, der unsere Aufmerksamkeit fesselt und zwar ein Kampf auf religiös-politischem Felde, ein Kampf zwischen den Katholiken und den Liberalen. Beide Parteien verbanden sich zur Zeit der holländischen Herrschaft mit einander zum Kampfe gegen die Regierung. Nach der Septemberrevolution spalteten sie sich wieder, wie jede liegreiche Partei, und beide Elemente traten einander mit aller Schroffheit gegenüber. Die belgische Verfassung hat den Unterricht und den Cultus ganz der Aufsicht der Regierung entzogen und die belgische Geistlichkeit benutzt diese ihr durch die Constitution gewährte vollständige Unabhängigkeit natürlich mit Eifersucht und sucht sie auszubeuten, um auf's Neue eine Suprematie der Kirche über den Staat zu gründen, und den belgischen Rechtsstaat wo möglich in einen kirchlichen, einen hierarchischen zu verwandeln. Die Liberalen widersetzen sich diesem Streben, sie betrachten die Kirche nur als eine Dienerin des Staates, wollen ihr eine Stelle ik, nicht über dem Staate anweisen. Eine dritte Partei giebt es, die gewissermaaßen das vermittelnde Zwischenglied zwischen diesen äußersten Extremen bildet, sie glaubt, daß die Stellung, die die Constitution der Kirche angewiesen, die allein vernünftige sei, sie will Staat und Kirche coordiniren, nicht aber den Eine der Andern unterordnen. Ob dies wirklich die richtige Stellung ist, ob die Bestimmungen der Charte in Bezug auf die Kirche wirklich ein so großes Meisterwerk sind, als diese Partei behauptet, das wird die Zukunft entscheiden; Belgien ist gerade, weil die Kirche eine so unabhängige Stellung behauptet, eine Pflanzschule des Jesuitismus, ein Heerd des Ultramontanismus geworden, aber man möge auch bedenken, daß der Staat nun und nimmer ein christlicher, d. h. ein kirchlicher sein soll, daß die Bildung eines vollendeten positiven Rechtsstaates die große Aufgabe der Zukunft ist, und daß, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, das Verhältniß der Kirche zum Staate in Belgien als ein natürliches, ein fegensreiches zu betrachten ist. Diese dritte Partei ist die der Freimaurer, sie bekämpfen die Hierarchie, suchen durch Vertheilung von Bibeln und Volksschriften, die die Geistlichen in ihren Diöcesen verbieten und nicht selten confiscirten, unter die unteren Volksklassen die Aufklärung immer mehr und mehr zu verbreiten, lassen aber der Religion ihr sogenanntes Recht widerfahren, und den Katholicismus unangetastet; eine Schonung, die die Liberalen vom reinsten Blute nicht immer beobachten. Das Organ der Freimaurer ist der Observateur, ein mit großem Tacte geleitetes Blatt.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

†† Kopenhagen, d. 1. Decbr. Es giebt Leute, die das Leben der Natur nur an den gereiften Früchten wahrnehmen, die es nicht vermögen, den leisen Pulsschlag zu folgen, der selbst unter der Eisdecke noch fortlebt und fortwirkt. Für diese hat die Jetztzeit nur Geltung, insofern sie „interessante Facta" darbietet. Für das ununterbrochene Ringen und Fortbilden sind sie entweder ganz blind oder sie legen, wenn sie etwas davon verspüren, den Maaßstab einer schonungslosen, mehr oder weniger verkehrten Kritik, an. Wenn wir auf einem solchen Standpunkte ständen, würden wir kurz und gut sagen: Es giebt für den Augenblick Nichts von hier aus zu berichten, als die uninteressanten Verhandlungen des Reichstags, die noch uninteressanteren der Zeitungen über die zurückgetretenen und die neuen Minister u. s. w., und wir würden uns auf die Lauer legen, um wo möglich „interessante" Berichte ein anderes Mal mittheilen zu können. Indessen wir leben mit in der Zeit und geben uns den Eindrücken derselben hin. — Wenn wir einige Betrachtungen über die diesigen Stimmungen und Zustände machen, so muß sich uns zunächst die Frage aufdrängen, ob das Volk nicht mehr erstaunt, als zufrieden mit dem Ministerwechsel sei, und wir glauben darauf antworten zu müssen, es ist wohl eigentlich ebenso sehr das Erste als das Letzte, und gerade deswegen hat man hier das Phänomen, daß den zurückgetretenen Ministern mit einer Art Liebe der Genuß der Nation nachgerufen wird. Dieser hat wiederum seinen Grund darin, daß jene Minister die ersten wirklich nationalen Minister Dänemarks waren, und daß das Volk es tief empfindet, wie sehr sie doch Fleisch ihres Fleisches und Blut ihres Blutes gewesen sind. Es ist auch nicht der ausgesprägte Wille der Nation, welcher die Zurücktreten veranlaßt hat: es ist klar geworden, daß diese ihren Grund in einem Schisma innerhalb des von Männern einer älteren und unseren Zeit zusammengesetzten Cabinets, und weder in einer Hof-Camarilla, noch in der Haltung des Reichstags findet. Namentlich hat man sich mit Knuth und Lehmann ausgesöhnt, weniger mit Tscherning, der sich so entschieden erst dem Enthusiasmus, später den ruhigen Wünschen der Nation nach einer allgemeinen sofortigen Bewaffnung aber sogenannten Landsturm entgegenstellte. Man sieht ein, daß namentlich die beiden Ersteggenannten durchaus auf jenem nationalen Standpunkte stehen und gestanden haben, und man wird sie deswegen, trotzdem, daß die jetzigen Verhältnisse ihren Abgang vielleicht wünschenswerth erscheinen lassen, eigentlich wie fallen lassen. Sie haben mit der dynastischen, mit der Gesammt-Staats-Partei zu kämpfen gehabt, und einer der Gründe zu ihrem Zurücktreten mag auch der gewesen sein, daß sie mit ihrem Programme gegen diese jetzt nicht aufzukommen vermochten. — Was den Reichstag betrifft, so wird er bald aufzugen, ein bestimmteres Gepräge zu tragen, indem, wenn auch die Sitzungen selbst bis jetzt wenig Gelegenheit dazu gaben — die Minister-Crisis ging ohne seine Einwirkung vorüber und die eigentlichen Debatten haben noch nicht angefangen — die Mitglieder sich außerhalb der Versammlung entweder in fast ganz abgeschlossenen Kinds oder bestimmten Gruppen gesondert haben. Wie gehen, zum Theil nach dem Blatte „Fädrelandsvennen", hier eine kleine Schilderung dieser Kinds. Als der erste, welcher sich bildete, ist der Holtsats-Christensenske zu nennen. Als sein Banner hatte man das der sogenannten „Hyppodromisten" mit all seiner Strenge gegen die königlich gewählten Mitglieder der Versammlung erwartet, zumal da dieses von der Gesellschaft der „Bauernfreunde" als das ihrige angenommen war. Es scheint jedoch, als hätte man jene Grundsätze fast aufgegeben, trotzdem daß die Wahlen dieser Partei nach ihren geleitet wurden. Die Männer, welche an der Spitze der Partei stehen, haben es sich, seit Eröffnung des Reichstags bis jetzt sehr angelegen sein lassen, sich, durch ein friedliches und fast gemüthliches Auftreten, etwas beliebt zu machen, um die Meinung der Majorität des Volkes, als sein sie nur ungemachte Karaguez, dadurch zu ändern. Sie sind glücklich in dieser Taktik gewesen, sie haben mehrere neue Mitglieder aus der Versammlung gewonnen und ihre Phalanx zählt wohl zwischen 40 und 50 Kämpfer, welche Proben ihrer vorzüglichen Eigenschaften als solche, bei den Wahlen von Mitgliedern der verschiedenen Geschäftsabtheilungen der Versammlung an den Tag gelegt haben sollen. Man hat jedoch auf der anderen Seite Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß die Mitglieder des Reichstags, welche dem Bauernstande angehören, auch eine erfreuliche Selbstständigkeit zeigen, indem sie wohl in mehreren Punkten, die Agrar-Verhältnisse betreffend, mit Christensen übereinstimmen, aber durchaus nicht in einem solchen Verhältnisse zu ihm stehen oder stehen wollen, daß sie unbedingt seine politischen Glaubensbekenntnisse zu den ihrigen machen oder sich überhaupt von seinem Meinung bestimmen lassen wollen. Es wäre ein Glück sein, wenn die Deputirten des Bauernstandes, recht darnach strebten, ihre Selbstständigkeit zu begründen, sowohl bei sich selbst als bei allen ihren Standesgenossen; es würde gleichviel ein Hinarbeiten auf die wahrhafte Emancipation des Standes als ein erfreuliches Resultat für die aufrichtigen Demokraten sein. — Dem Ministerium gegenüber nimmt die Partei eine eigene Stellung ein. Von Christensens Unterverklärung an den Minister des Innern, hinsichtlich der Agrarverhältnisse, sagt man nämlich, sie solle in Folge einer Verabredung zwischen ihm und dem Minister geschehen sein, eine Uebereinkunft, welche in constitu-

Digitized by Google

nouellen Staaten sher vorkommt; in diesem Falle würde eine Art Alliance zwischen der Partei der „Bauernfreunde“ und dem Minister ja geschlossen sein, und die Partei sich demnach bis auf Weiteres im rechten Centrum befinden. Bon großer Bedeutung für die Partei ist der Eintritt des früheren Ministers Tscherning in die Versammlung; er war, bis zu seiner Ernennung zum Minister, Präsident der Gesellschaft der „Bauernfreunde“, und hat somit früher dafür gewirkt, daß diese Gesellschaft Macht und Ansehen gewann. Es ist zwar später in einem Schreiben an die Wähler in dem Amte Holbek etwas conservativ angestrichen, jedoch mit dieser Aenderung nehmen es die „Freunde“ nicht so genau; 46 ihrer Stimmen fielen auf ihn bei der Neu-Wahl eines Bierzehntheilen, und welcher aber, wie bekannt, der vom Volke als Deputirte gewählte Hvidt (früher Minister) verwerfung. Ablehnung hat sich bis jetzt für keine der Parteien entschieden.

Der zweite Klub hat als Letter den eben genannten Etatsrath Hvidt, der über von seinen jüngeren politischen Freunden: dem Redacteur Pfung, dem als Parteimann klugen Bierring und dem ehrigen Krieger umgeben ist. Der Klub soll gegen 40 Mitglieder zählen und von einem Ausschuß von 5 Mitgliedern verwaltet werden. Ein jeder, welcher aufgenommen zu werden wünscht, muß die Stimmen von Vieren des Ausschusses für sich haben, oder sich binein ballotiren lassen. Es ist schwer, die Prinzipien dieser Partei ganz zu finden. Man sagt, daß sie sich nur als Gegengewicht zu dem Klub Christensen gebildet habe, um dem Einflusse dieser conquesten Minorität auf die Abstimmungen entgegenzuarbeiten; man hat auch solche Wirkungen von ihm, z. B. bei der Vice-Präsidenten-Wahl, verspürt. Indessen scheint es mir wenig klar zu sein, daß man nur in dieser Absicht eines so bestimmt abgeschiedenen Anyonat mit so heterogenen Elementen, wie die Theilnahme hätte bilden sollen; das Augenmerk des Klubs muß tiefer liegen, und erwägt man, wie wenig wahrscheinlich es ist, daß die abgegangenen Minister — wohen sie auch zum Theil, und namentlich öffentlich, die Ansichten des jetzigen Kabinets theilen, — ganz mit den Mitgliedern desselben sympathisiren, sowie daß die oben genannten Männer die politischen Fremde der zurückgetretenen Minister sind, — dann ist es wohl anzunehmen, daß diese Partei die höchst diplomatische eines linken Centrums auf dem Reichstage einnehmen werde, oder schon einnimmt, während sie jedoch nicht sehr günstig gegen die vereingelten Mitglieder im Saale gestimmt sind, von welchen Mehrere, die durch ihre Tüchtigkeit und Talente Bedeutung haben, nicht ganz den Ansichten der sogenannten Casino-Partei huldigen. Außerhalb dieser beiden genannten Gruppen befinden sich nämlich etwas mehr wie 60 Mitglieder der Versammlung, die bis jetzt mit dem Vereinigungspunkte sich begnügten, welchen das gemeinsame Conversations-Lokal auf dem Christiansburger Schlosse abgiebt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich in diesem Local kleine Minoritäten bilden, welche in speciellen Debatten, sowie bei den Abstimmungen sich keine Uebermacht geltung zu verschaffen wissen. So obngefähr gestaltet sich der Reichstag für den Augenblick, das heißt, er ist im Begriffe, sich für die bald kommenden ernsthaften und bedeutungsvollen Debatten organisch zu gliedern. —

— Das Kopenhagener Blatt „Fädrelandet“, welches in mehreren Artikeln die abgetretenen Minister und namentlich die Wirksamkeit des Ministers des Auswärtigen, des Grafen Knuth, beleuchtet, enthält in einer seiner letzten Nummern folgenden Brief von „Einem alten Diplomaten“:

„Ich bin, wie Sie leicht sehen werden, kein Freund Ihres Blattes; dazu war es alles oft schonungslos gegen Die, zu denen politischer Ansicht ich mich von jung auf bekannte. Ihre letzte Nummer aber enthält einen von den zu allen Zeiten seltenen Beispielen der Gerechtigkeit gegen einen, ich will nicht sagen gefallenen, aber zurückgetretenen Staatsmann; und ich, der ich mich schon lange vom politischen Schauplatze zurückgezogen habe, konnte deshalb die lobpsalte Sympathie für die Art und Weise nicht unterdrücken, mit der Ihr Blatt so human die Wirksamkeit des Grafen Knuth als Minister des Auswärtigen beleuchtet. Als dieser junge Mann in den Märzjagen das Portefeuille annahm, sah ich — mögen Sie diese Aeußerung nun der Erfahrung eines alten Mannes oder dem Eigendünkel zuschreiben — die ungewöhnlichen Schwierigkeiten voraus, mit denen er zu kämpfen haben würde, und ich kann sagen, daß ich auch voraussah, daß seine Ministerwürde für diesmal nur kurze Zeit währen könnte; ja — wenn mich meine Prophezeihungsgabe in dieser Beziehung täuschte, so war es darin, weil ich nicht glaubte, daß er sich so lange halten könne, wie er es gethan hat. Unter Europa's Verhältnissen Dänemark Minister des Auswärtigen saß 8 Monate lang zu sein, will Viel sagen. Die Persönlichkeiten ruhen sich leicht ab, und die Begebenheiten stürzen einen Jeden, der vermessen genug ist, sie leiten zu wollen. Ich werde nie vergessen, was Nesselrode vor 30 und einigen Jahren in Heiligenstädten sagte: „premiere regle en politique, de ne pas trop gouverner.“ Er hatte schon damals die Erfahrung für sich, und oft ist es mir in diesem eigenthümlichen Jahre aufgefallen, wie scharf und wahr er die Revolutions-Perioden auffaßte, indem er den Satz aufstrach, daß, wenn der Zeitgeist will sei, man ihn sich müde laufen lassen sollte; er würde schon wieder ruhig werden. Seit den Märztagen bin ich so viel als möglich der auswärtigen Politik des Märzkabinettes gefolgt, um womöglich es mir meine durchaus unoffizielle Stellung unmöglich machte. Graf Knuth's Schritte ganz klar zu beurtheilen, hat mein, bei einem älteren Diplomaten so natürliches Interesse für die Sache wie für den Mann, mich doch in den Stand gesetzt, seine Politik in allen Hauptpunkten zu verstehen und abzuwägen. Dazu kommt, daß ich in den Gesellschaftskreisen, die jetzt meine beste und fast einzige Erholung sind, manche Winke bekommen habe, die Ihnen, Herr Redacteur! in Ihrem Umgange jetzt fehlen müssen. Zuerst will ich bemerken — und ich thue es wahrlich nicht mit der gräulichen Miene eines alten Moralisten, sondern mit eines unsern Greises ganzer Sympathie für die Jugend — daß Graf Knuth einen Hauptfehler hatte; er war zu jung. Diesen Fehler wird er mit der Zeit ablegen, und dann, gleich mir, wünschen, er hätte ihn nicht abgelegt. Aber es war doch der Fall; er war zu jung. Er wollte zu viel thun; er griff zu sehr in die Begebenheiten ein; mit jugendlichem Uebermuthe glaubte er sie leben zu können und verhob sich gewiß oft an ihnen. Das war ein ewiges Schreiben in seinem Ministerium; er selbst arbeitete mit der ganzen Energie und Ausdauer eines eifrigen, begeisterten und begabten Jünglings, und sein Personal begann er fast in Arbeiten. Ich habe manche Depesche, manche Note von seiner Hand gesehen, die von Tüchtigkeit und Geist, von Ueberblick und Feinheit zeugte, die aber im Jahre 1848 ebenso gut hätte ungeschrieben bleiben können. Dieses Jahr konnte und sollte ein Neunenes für die Diplomaten sein; sie hätten sich jetzt alle Mühe sparen können. Die hätten Gesellschaften besuchen, und leben sollen; es war genug zum Lesen da. Sie hätten so wenig als möglich schreiben, und es dann auf kleinen Briefen von Palmerstonscher Kürze und Concision beschränken lassen sollen. Bezug auf die Memoiren, all die langen Depeschen? Es ist möglich, daß unsere Nachkommen im Anklange sie gelesen haben, aber Die, welche sie lesen, Die, auf welche sie einwirken sollten, die hatten so viele, viele andere Dinge zu beachten, an diesen war der größte Theil unserer Noten verschwendet. Was indessen Graf Knuths Politik im Ganzen betrifft, so können Sie es gewiß Denen, welche unter ganz anderen Traditionen aufgewachsen sind und sich selbst in ein anderes System eingelebt haben, nicht verdenken, wenn sie nicht ihren lauten Beifall gewann; die Opposition derselben konnte übrigens leicht eine öffentliche Anerkennung ihrer Tüchtigkeit sein, während sie zugleich ein Zweifel über ihre Aufführbarkeit unter den jetzigen Conjuncturen war. Wissen Sie, wie viel Prosylten das Märzkabinet gemacht hat? Lassen Sie uns nie anfangen, sie zu zählen. Es würde dies mit um so unnützer Arbeit sein, als wohl nur Wenige geschehen möchten, daß sie es sind, obgleich sie im Herzen der Politik des Grafen Knuth beistimmen.

Dahingegen wird es sich zeigen, daß Sie sehr irren, wenn Sie glauben, diese Politik habe im Auslande, d. h. bei den Alliirten und befreundeten Mächten, Antipathie gefunden. Sie thun sowohl Rußland, wie England und Frankreich Unrecht, und es dürften in dem Augenblicke, wo ich diese meine Gedanken niederschreibe, unzweifelhafte Data dafür vorliegen, daß Sie hierin sehr Unrecht haben. Theilen sie nicht mit so vielen Unmündigen die Verantwortlichkeit, es dem dänischen Volke aufzubinden, daß diese Mächte, was Dänemark betrifft, dem Systeme des Gesammtstaates huldigen. Theilen Sie lieber mit einem alten Manne den Glauben, daß alle Russland, England und Frankreich ziemlich gleichgültig ist, wie wir Schleswig behalten, wenn wir es nur behalten; denn daß sie dies wollen, kann ich nicht wohl bezweifeln. und — lassen Sie es sich noch in guter Stunde sagen — das kann und wird Dänemark einst dem abgetretenen Ministerium und speciell dem Grafen Knuth danken.

Uebrigens ist dieser Mann durchaus nicht zu beklagen, weil er verkannt oder hart beurtheilt wird. Es ist dies eine nützige politische Schule, welche Ihr Blatt, Herr Redacteur! in reichem Maaße so manchem Manne bat zu Theil werden lassen. Nein, Jeder, der Etwas werden will, und da vor Allem der politische Charakter, muß in den Anschlesungen der öffentlichen Meinung, in dem veränderlichen Clima der Beurtheilung abgehärtet werden. Der Körper muß Hitze und Kälte vertragen können, die Empfindlichkeit muß zu Ruhe und Zähigkeit werden; der Staatsmann muß wie eine Cremonser-Geige behandelt werden, die den hohen Ton erst erlangt, wenn sie mehrere Male in Stücke geschlagen und wieder zusammengeleimt worden ist.

Endlich müssen Sie einem alten Anhänger des „Gesammtstaates“ und „Schleswig-Holsteiner“ ein deutsches Citat zu Gute halten, das für alle tüchtigen Naturen und ganz besonders für öffentliche Charaktere paßt:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte.“

Ein alter Diplomat.“

Digitized by Google

Der Reichstag.

In der achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Sitzung ward der Armee zu Lande und zu Wasser der Dank und die Anerkennung der Nation vottirt; die in dem Grundgesetze vorgeschlagenen Diäten der Deputirten wurden von 2 Rdlr. auf 4 Rdlr. erhöht, sowie einige Anträge hinsichtlich des Wahlgesetzes eingebracht. In der einsund zwei und zwanzigste Sitzung füllten Interpellationen in Betreff der Ministerkrisis auf diesen Ausfall unsern Lesern bereits bekannt ist). Der neue Finanzminister, Graf Sponneck, stellte einen neuen Finanzplan in Aussicht. Die Tagesordnung der letztgenannten Sitzung war: „Anträge auf Aenderungen in dem Geschäftsreglement. In der dreiundzwanzigsten Sitzung, in welcher die zurückgetretenen Minister, Tscherning und Knuth, als von dem Könige statt Sponneck und Clausen gewählte Mitglieder des Reichstages, eingetreten waren, wurde an die Stelle des ausgetretenen Vicepräsidenten, des jetzigen Ministers Clausen, Etatsrath Hvidt gewählt. Die meisten Stimmen nach ihm waren für Lexzing. Vierundzwanzigste Sitzung: Der Deputirte Balthasar Christensen (Präsident der „Gesellschaft der Bauernfreunde*) interpellirte die Regierung über ihre Principien in den Agrarverhältnissen. Der Minister des Innern (Sang) antwortete, daß die Regierung darauf hinarbeiten wolle, den Landmann freie Hand über seine Kräfte, seine Zeit und seinen Besitz zu verschaffen, demnach alle die Verhältnisse, welche Dem bisher hinderend in den Weg traten, zu beseitigen suchen. Gesetzvorschläge in dieser Beziehung seien schon vorbereitet, um den ersten ordentlichen Reichstage vorgelegt zu werden. Der Deputirte Thalt forderte organische Gesetze und suchte der jetzigen Versammlung das Recht der Behandlung eines jeden speciellen Gesetzes zu vindiciren. Indessen der Interpellant schien sich der offenen Erklärung des Ministers hinsichtlich des Princips der Freihengesetzes und wünschte nicht die Beriage solcher speciellen Gesetze auf diesem extraordinair zusammengesetzten Reichstage. Mehrere Deputirte sprachen über diesen Gegenstand, der Präsident machte zuletzt der Discussion ein Ende, indem er einen dahinnten Antrag forderte, nicht aber erlauben konnte, über eine Interpellation eine weitläufige Debatte zu führen. Endlich erklärte der Finanzminister auf eine neue Interpellation, daß Keiner mehr als die Regierung, die Abschaffung der Consumtions-Steuer wünsche. In der fünfundzwanzigsten Sitzung: Auf eine Interpellation des Deputirten Bild, wann Jütland Erlaß für die an die deutsche Armee gelieferten Pferdestücken erhalten würde, welche für das Amt Viele allein 260,000 Rdlr. betragen, antwortete der Premierminister, daß die ganze Erlaßsumme nach genauer Berechnung 318,000 Rdlr. betrage, und daß Preußen, — welches nach der Convention vom 26. August diesen Erlaß zu geben und dem man so eben die Berechnungen zugestellt habe — hoffentlich nach Zahlung leisten werde. Man würde, wenn es auch wenig wünschenswerth sei, eine Klassification der Beschädigungen bei Eingründung der Steuern zu Gunsten der bedürftigen Bewohner Jütlands geschehen lassen, wenn Preußen nicht vor Ausgabe die genannte Summe zahle. — In der sechsundzwanzigsten Sitzung wurde der Antrag des Deputirten Advokat Larsen auf Vorlegung des provisorischen Wehrpflicht- und Ausbebungs-Gesetzes vom 21. Septbr. d. J. auf den Reichstag, von dem Antragsteller durch persönliche formelle Gründe motivirt; der Antrag aber von der Versammlung mit einer Majorität von 10 Stimmen verworfen. —

Norwegen.

In „Norske Rigstidende“ befindet sich ein Brief nicht von Island, der uns auf das politische Leben dieser Insel aufmerksam macht. Island gehörte früher zu Norwegen, jetzt, wie bekannt, zu Dänemark, wo es auf dem allgemeinen Reichstage zu Kopenhagen vertreten ist. Beide Länder und überhaupt das ganze Skandinavien, betrachten Island, wir mögten sagen, mit einer Art von Ehrfurcht; Island ist für Skandinavien buchstäblich seine Sprache und seiner Sitten von hoher Bedeutung, es ist die treue Bewahrerin der gothischen Ueberreste, der Gedänge der nordischen Vorzeit, und die heiligste Geschichtsschreiberin nordischer Heldenthaten. Der Verkehr existirt, wie auch der Drang zu einem festern Zusammenhalten, zu einer größeren nationalen Selbstständigkeit sich auf der alten stammverschiedenen Insel geltend gemacht hat. Um diese Forderungen nach nordischer Sitte in ruhiger und klarer Weise durchsetzen zu können, hatten diese Sommer einige isländische Männer sich in Kristiania — der Hauptstadt des Landes — vereinigt, und nachdem sie über die Stimmung der Landesbewohner gegen Nordmänner eingezogen hatten, dem König von Dänemark ihre Vorgebracht. Sie haben demselben zuerst ihren Dank und ihre Anerkennung für die treuen politischen Institutionen dargebracht, die er ihnen, seinem Scepter ungehörigen Landern einzuführen gedenkt; sie haben aber zu gleicher Zeit, als die einstimmige Forderung aller Island, daß bei ihrem König eine besondere, eigene Nationalversammlung erhalten, die im Lande selbst tagen muß, und durch welche sie, unter den Segnungen derselben freien Verfassung wie Dänemark, zu einer neuen Blüthe und Entwickelung, im Geiste der Väter und der neuen Zeit, wandhaft engegangen können. Der König von Dänemark, der diesen Wünschen nicht abgeneigt ist, sich überhaupt mit großem Interesse dem nordischen Alterthume zugewandt hat, und also Island und seine Eigenthümlichkeiten kennt, hat jene Adresse erhalten, hat sie nicht auf die Seite der Isländer Bedächtigen sanctionirten, aber zur Aufführung gebracht wissen wolle, bevor die jetzige isländische Abtheilung-Versammlung sich Landes aufgetrennen habe, und daß sowohl die speciellen Verhältnisse Islands, wie die verfassungsmäßige Stellung der Insel durch eine Verfassung im Lande selbst mit der Krone zu vereinbaren sei. „Rigstidende“ fügt hinzu, daß man somit hoffen darf, daß Island eine freie, volksthümliche Verfassung erhalten werde, und daß hierdurch zugleich der wesentliche Grund zu einer Spannung zwischen Norwegen und Dänemark verschwinden würde.

Schweden.

* Gothenburg, den 29. Novbr. Ich würde Ihnen von dem schwedischen Reichstage im Allgemeinen erzählen, das heißt von dem, was dieser selbst geliefert hat — wenn das Blatt sich nicht schon damit beschäftigt hätte. Darum werde ich mich allein an die Frage über die Religionsfreiheit halten, eine Frage, welche jetzt sich überall in Europa geltend ist, nur nicht in Schweden und Norwegen, und Ihnen einige Bemerkungen über den Stand derselben in Skandinavien überhaupt mittheilen; beffend, daß eine nahe Zukunft ein besseres Bild zeigen werde als das, welches ich heute zu liefern vermag, und daß unsere Nachbarn, die Dänen, die Initiative ihnen nehmen, wie sie so vielen anderen, nicht allein übernehmen mögen ergriffen haben. In Dänemark wurden immer die Dissidenten der christlichen Kirche, so wie die Juden mit Liberalität behandelt, wenn man auch einige im Gesetze bestehende Vorschriften der Baptisten bedauern muß. Nach dem alten Gesetze wird nämlich der Austritt aus der Protestantischen Kirche mit Verlust aller bürgerlichen Rechte, ja mit Landesverweisung bestraft. Die Juden waren beinahe emancipirt; es fehlte ihnen noch Wahlrecht zu den Ständen, und Recht, höhere Aemter zu bekleiden. Das so eben erschienene, der dänischen Reichsversammlung von der Regierung vorgelegte Grundgesetz giebt nun dem Volke volle Religionsfreiheit, dieses beinhaltet, daß nur der Odyssitismus einer Majorität, einer in seinen heiligsten Gefühlen beleidigten Minorität vorenthalten kann. Norwegen hat nicht ohne Grund den Namen „das protestantische Syrien“ erhalten. Doch hat man in späterer Zeit den Austritt aus der protestantischen Kirche erlaubt, und ein recht liberales Dissidenten-Gesetz gegeben, obgleich man sich weigerte, es durch Aufnahme in das Grundgesetz zu garantiren. Der Paragraph 2 des Grundgesetzes, welcher die Juden von Lande ausschließen, besteht noch immer, und man hat auch nur versucht, eine bündnigliche Majorität für die Beraubernng aber Ausstreichung desselben zu erhalten. Dreimal hat die Berathung über eine Majorität erhalten, aber nicht ⅔ der Stimmen welche zur Beränderung eines Paragraphen im Grundgesetze erfordert wird. Die Frage wird wohl nächsten Sommer wieder vor Gericht kommen. In Schweden ist die Zahl der Dissenten unbedeutend, die Macht der Priesterschaft, welche, wie schon gesagt, einen ähnlichen Stand wie in Norwegen bildet, aber keineswegs unbedeutend, und das Volk, bei welchem die neuesten religiösen Bewegungen in Europa nicht eingedrungen, ist für diese Frage noch sehr gleichgültig. Ein Vorschlag des Grafen Stenbingk, die Landesverweisungsstrafe für den Austritt aus der protestantischen Kirche aufzuheben und sich damit zu begnügen, solche Abtrünnige nur wie gewöhnliche Dissidenten mit dem Verluste der politischen Rechte zu bestrafen, wurde also gar zu liberal verworfen, wogegen sich Niemand weiter als der große Verbreitung des Katholicismus beitrug. Die Juden hier dürfen nur in vier Städten wohnen, sind aller politischen Rechte beraubt, dürfen kein Gut noch sonst ein Eigenthum auf dem Lande besitzen, und selbst die Recht, Zeugeneid ablegen zu können, ist gewissenhaft. Sie kamen deshalb im vorigen Jahre mit einer Petition ein, welche die Anträge auf eine vollständige Emancipation forderten. Die Regierung verlangte weiteren Erklärungen von den ansässigen Juden, welche sich auch bereit erklärten, die alle sehr vortheilhaft ausfielen, mit Ausnahme eines Gutachtens von dem früheren Landesbaumeister Hier, Löwenhjelm, der allen Reformen abgeneigt war; weder gelobt nichts von Seiten der Regierung, und in dem oben erwähnten Vorschlage zur Revisionsinstructionsform wurden die Juden wiederum von der Wählbarkeit und dem Wahlrecht ausgeschlossen. Am Reichstage schlug der Deputirte des Bürgerstandes Wärn vor, den Juden vorläufig alle bürgerlichen Rechte zu ertheilen, mit den ungünstigen aber bis zu einer günstigeren Gelegenheit zu warten. Der Ausschuß, zu dessen Gutachten dieser Vorschlag remittirt wurde, war ungeheizig und illiberal genug, auch diesen mäßigen Vorschlag zu verwerfen, und so blieben sie in Gothenburg zu verwerfen, und der Adel, Priester- und Bauernstand als solcher billigten diese Verwerfung; wenn auch einzelne Mitglieder den Schein eines ungerechtfertigen Vorurtheils nicht auf sich laden wollten. Nur der Bürgerstand geistig sich liberal, und stieß mit einigen in diesem Stande, der sich während dieses Reichstags durch seine Idiotie, wenn auch nicht immer rosfeuente Haltung so vortheilhaft auszeichnet hat, sprach sich gegen die Juden aus, und verwarf somit die bei den Gutachten des Ausschusses ad acta gelegt. Wenn man die Stellung des Bürgerstandes zur Judenfrage bedenkt, war das jedenfalls ein Triumph der Gerechtigkeitsliebe, und man kann mit Recht hoffen, daß eine der ersten Folgen einer Repräsentationsveränderung auch die vollkommene Anerkennung der Religionsfreiheit sein werde.

— Das Budget des Königreichs Schweden für das Jahr 1849 beläuft sich auf 11,914,000 Rdlr. Banko. Der Gesttaat ist mit 686,700 Rdlr. Banko, das Justizdepartement mit 1,112,900, Departement des Auswärtigen 225,600, die Armee 4,162,000, das Seekriegsdepartement 1,429,000, das Civil-Departement 863,840, Finanzdepartement 1,749,000. Departement der geistlichen Angelegenheiten 1,145,000, das Pensionswesen 539,840 angesetzt. Das Königreich Norwegen trägt die Kosttaume für den Hofstaat, sowie für das Departement des Auswärtigen bei, aber das Landwesen kostet, wenn man über hier nicht berücksichtigte oder berechnete Verpflegung in natura auf dem platten Lande in Erwägung zieht, dem schwedischen Volke bedeutende Summen mehr. —

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der dänische Dichter Henrik Hertz.

Von P. L. Möller.

I.

Im Gegensatz zu dem in unserer altnordischen Urliteratur satt ausschließlich vorherrschenden Ernst und gewaltigen, ja gewaltsamen Charakter, nur bisweilen von einem grosartigen Humor unterbrochen, zeigt sich in der neueren dänischen Literatur fast so früh, wie diese sich von der Urquelle der alten Sprache und Denkweise absonderte, eine merkwürdige Spaltung der Principien und sonst auch der Form. Diese Spaltung in zwei Richtungen, welche je nach dem von Frankreich und Deutschland hervorgehenden literarischen Einfluß und dem hier sich darthuenden Nationalcharakter der beiden Völker sich bildeten, wird schon im 16. Jahrhunderte bemerkbar, indem auf der einen Seite die Schriften Luthers, Melanchthons u. A. dem ursprünglich nordisch-ernsten Geiste des Dänenvolks besonders zusagten, während auch von Seiten der Franzosen die prosaisch-obersächsische Leichtigkeit im Witz und in der Satyre bald mehrere willige Nachahmer fand, bis sie im folgenden Jahrhundert, als die französische Diplomatie die Herrschaft der civilisirten Welt errungen hatte, in unserer, wie selbst auch in der deutschen, belletristischen Literatur fast überwiegend wurde.

Seitdem fanden diese beide Richtungen, die der genialthwollen Phantasie und des nüchternen Verstandes, bis zu der neuesten Zeit herab bei uns ihre Vertreter und Vertheidiger; sie bewährten sich, mehr oder weniger schroff hervortretend, als eine permanente Parallele in unserer Literatur und organisirten sich sogar in literarisch bewegten Zeiten als einander feindlich gegenüberstehende „Schulen". Die Geister Germaniens und Gallens begegneten sich auf den dänischen Ebenen.

Der deutsch-tiefsinnigen, ernst-gefühlvollen Richtung, deren geistige und sprachliche Hauptquelle die Lutherische Bibelübersetzung war, schloß sich z. B. der geniale Psalmendichter Kingo (im 17. Jahrh.), sein Nachfolger Brorson u. A. an; dagegen war Holberg, der durch seine allseitige Bildung und ungeheure Productivität (von 1720) in den verschiedensten Richtungen, wie Geschichte, Philosophie, satyrische und komische Dichtkunst, gewöhnlich als Vater der dänischen Literatur betrachtet wird, entschieden dem literarischen Geiste der Franzosen zugethan. Die französischen Komödiendichter, besonders Molière, hatte er bei mehrjährigem Aufenthalt in Paris gründlich studirt; merkwürdig aber und von dem damaligen englischen Geschmacke zeugend ist es, daß er, obgleich er ein paar Jahre in Oxford studirte, nur Dryden, Pope, Buttler u. dergl., Shakespeare dagegen gar nicht, gekannt und geschätzt zu haben scheint.

Später war es die sogenannte „norwegische Schule" in Kopenhagen — besonders populär durch ihren Hauptrepräsentant Wessel, Verfasser des satyrischen Trauerspiels „Liebe ohne Strümpfe" und genialer Witzmacher, — die den französischen Geschmack vertheidigte. Die literarischen Norweger, z. B. der ältere Heiberg, satyrisch-komischer Dichter, u. v. A. bildeten am Schlusse des vorigen Jahrhunderts nicht nur einen gesellschaftlichen Club, sondern eine permanente ästhetische Clique. Ihnen gegenüber stand ihr Zeitgenosse, der große Lyriker Ewald, der dänische Klopstock, der sogar in seine Sprache viele Germanismen aufnahm, der aber, trotz allem Tiefsinn und hohem Schwunge der Gedanken, durch seine bisweilen schwerfällige Ausdrucksweise, bis jetzt immer viel mehr von den Gebildeten bewundert und gepriesen, als ins Volk eingedrungen ist, — während die improvisirten Witze Wessel's noch immer durch Tradition fortgepflanzt werden und z. B. eine Grundlage des zum Sprichwort gewordenen Natrosenwitzes bilden. Auch Baggesen huldigte im Grundwesen seines Schriftstellercharakters, in seiner Begeisterung für Wieland u. s. w. den französischen Kunstprincipien; Rahbek endlich wurde in seinen vielfachen literarischen Wirken, durch seine aufrichtige und uninteressirte Liebe für das Gute und Schöne in allen Formen, zu seiner Zeit Vermittler der beiderseitigen Extreme.

So wurde denn der bedeutendste, grosartigste, bis jetzige Zeit noch immer wirkende Umschwung in der dänischen Literatur und unserm literarischen Geschmacke angebahnt, der mit dem Auftreten Oehlenschläger's, im Anfange dieses Jahrhunderts, zu bezeichnen ist. Dieser, unser erster und größter naiver Dichter, gewann, besonders durch die geniale Uebertragung seiner von Shakespeare, Göthe, Schiller und der „romantischen Schule" befruchteten, aber immer originellen, echtpoetischen und durchaus plastischen Phantasieauffassung auf die Stoffe der altnordischen Mythologie und Geschichte, der deutschen Gemüthstiefe und weitfliegenden Anschauung, überhaupt den germanischen Literaturprincipien, den glänzendsten Sieg. Mehrere Jahre, fast ein ganzes Decennium hindurch war Oehlenschläger durch grosartige Productivität und den Zauber seiner kerngesunden Muse, die aus der Romantik die Innigkeit und tiefe Volksthümlichkeit, nicht die krankhaften Elemente sich aneignete, allein im Stande, die poetischen Bedürfnisse seines Volkes zu befriedigen; und so konnte der prosaisch-nüchterne Geschmack, der besonders in strenger, äußerer Formcorrectheit sich erging, und die ästhetisch-kritischen Stimmen der französischen „coclosia prussa" erst später wieder recht laut werden. Als aber Oehlenschläger selbst in einigen schwächeren Werken sich grosser Blößen, und seine zahlreichen Anhänger und Schüler sich vielerlei Uebertreibungen und Ueberschwänglichkeiten zu Schulden kommen ließen, rief dies die Reaction hervor, und zwar erst in der kritisch-negirenden, satyrisch-verspöttlichenden Polemik Baggesens. Der Witz und Scharfsinn, womit dies geschah, brachte schon einige poetische Gemüther zum Schwanken in den Principien, nicht wenige Männer von der älteren Schule, die sich bisher schweigend über Oehlenschläger's Glück empört hatten, traten jetzt an Baggesen's Seite, und einige jüngere Talente, Heiberg z. B., behaupteten eine wenigstens zweifelhafte Neutralität.

Die bedeutendste, von Oehlenschläger befruchtete literarische Persönlichkeit war Grundtvig. Selbst hieser, der später als Deutschfresser so bekannte und bedwegen der „Dänische Arndt" genannte Grundtvig, der vielleicht nur aus Abneigung gegen Alles, was deutsch ist, sich theilweise der Baggesen'schen kritischen Reaction anschloß, ist, seinem ganzen Schriftstellercharakter nach, dem französischen Wesen noch viel feindseliger geschimmt, und gehört, so sehr er sich auch dagegen sträuben mag, doch ursprünglich — mit seiner Kraft und Tiefe, seiner erhabenen Begeisterung und eisenfasten Formverachtung — zu den dänischen Repräsentanten der germanischen Literaturrichtung. Wenn er eben nicht das ultra-dänische, Norden-vergötternde Steckenpferd reitet, wird man oft begeisterte Lobreden, besonders von Luther und Schiller, bei denen doch gewiß der echtgermanische Geist im höchsten Maße sich kundgab, in seinen Schriften finden können. Göthe war ihm immer zu frivol und heidnisch. Bei Oehlenschläger war ihm nur das deutsch-romantische und sentimentale Element zuwider, und bei Baggesen liebte er wohl nie die Kunstprincipien, sondern das dänische Herz in seiner Liebe für Reinheit der Sprache und in seinem bisweilen volksthümlichen Witz und Satyre.

Oehlenschläger blieb indessen sich selbst so ziemlich treu; die heftigen Angriffe Baggesen's reizten ihn, obgleich er ein würdiges Stillschweigen bewahrte, wahrscheinlich zum noch entschiedeneren Festhalten an seinen früheren Ansichten; und als Baggesen, der bejahrt und vielfach verklammte, 1819 für immer sein Vaterland verließ, hörte der oft sehr leidenschaftliche Streit vorläufig auf, die Parteien blieben aber da. Im Decennium 1820—30 erhielt das germanische Princip ein Paar neue tapfere Kämpfer, beide Dramatiker. Der erste war Brehdhl, ein höchst merkwürdiger Genius, einseitig und genial, ein dänischer Shakespeare, der aber fast keinen anderen Dichter, als Shakespeare, anerkannte und gelten ließ. Der zweite war Hauch, ursprünglich ein Schüler Oehlenschläger's, später durch vieljährige Reisen und Unglück selbstständig gebildet, eine durchaus edle, begeisterte Natur, der plötzlich mit einer Reihe grosartiger dramatischen Werke auftrat, deren Gehalt doch zu erhaben und ernst war, um im Volke einzudringen. Dies wurde wieder die Losung

Digitized by Google

der eine Meile in Schlummer gerathenen Reaction.

Diesmal war es der jüngere Heiberg, auch satyrisch-komischer Dichter, Anfangs in Ealleron-Tieck'sche Romantik versenkt, der die polemische Wirksamkeit Baggesen's, mit französisch gebildetem Geiste, mit einer „fliegenden" Artillerie, dem französischen Technik und Hegel'schen Theorien verstärkt, wieder aufnahm und mit scheinbarem Glück fortsetzte. Diesem schloß sich in den Principien Henrik Hertz an, und der erste Feldzug wurde vorzüglich durch seine geistreich persiflirte Polemik siegreich zu Ende gebracht. Unter den Jüngeren war es besonders Andersen, — seinen naiver phantasiereicher Geist, von natürlicher Verwandtschaft hingezogen, überwiegend von germanischen Dichtern genährt ward, — der auf diesem kritischen Altar hingeopfert wurde; und dieses erste Autodafé hat nachher stets in Bezug auf ihn das Urtheil seiner Landsleute befangen erhalten. Hertz bildet aber auch als Dichter den diametralen und polaren Gegensatz Andersen's, und nachdem dieser schon in Deutschland so bekannt und beliebt geworden ist, darf es wohl für deutsche Leser von doppeltem Interesse sein, daß jetzt auch eine deutsche Ausgabe der bedeutendsten Arbeiten von Henrik Hertz angesagen ist.

Die uns bis jetzt in deutscher Uebersetzung vorliegenden Proben von Henrik Hertz's Werken, enthalten „König René's Tochter", lyrisches Drama, „Svend Düring's Haus," romantische Tragödie, beide übersetzt von F. A. Leo, und ein Bändchen Gedichte, übersetzt von Emanuel Bendix. Obgleich Hertz vorzüglich als dramatischer Dichter sich gebildet, und seine Productivität gezeigt hat, obgleich er nur in flüchtigen Stunden, um vorübergehende Stimmungen festzuhalten, sich der lyrischen Muse hingegeben zu haben scheint, finden wir es doch sehr lobenswerth, daß hier auf einem größern Betrgebichte „Natur und Kunst" auch eine Anzwahl seiner kleinen Gedichte gebracht wird, weil eine Darstellung von dem eigenthümlichen Charakter eines Dichters sich immer besser aus seiner Lyrik, als aus den mehr objectiven dramatischen Darstellungen entnehmen läßt. Die Gedichte von Hertz bieten aber dem Uebersetzer die größten Schwierigkeiten, weil er eben in der klaren durchsichtigen Form, der äußerst fließenden, glattgefeilten Sprache, in den leichtesten anmuthvollsten Rythmen, seine Form und Virtuosität als Lyriker besitzt. Es war deshalb im Allgemeinen dem Uebersetzer nicht möglich, das Urbild des Originals zu erreichen, obgleich viel Gelungenes sich darunter findet; es wird sich aber schon aus dem hier Gegebenen der Charakter des Dichters erkennen lassen, wie er nicht so sehr durch begeisterte und farbenreiche Phantasie, als mehr durch klare Verständigkeit, Einfachheit der Gefühle und Schönheit des Ausdruckes sich auszeichnet, und wie er im Ganzen zu den dänischen Dichtern gehört, auf welche die deutsche Literatur, Göthe ausgenommen, so ziemlich ohne Einfluß geblieben ist; als Dramatiker, und besonders als Bühnenschöpfer, fand er in dieser nur wenige bedeutende Leistungen, und wandte sich, wie es natürlich war, mehr an das reichere Material für seine Studien, welches die ältere und neuere französische Literatur ihm darbot.

Ehe wir zu der näheren Charakteristik seines Dichterlebens übergehen, schicken wir einige der Gedichte und Fragmente als Proben voran.

An eine Dame.

(Mit einer Schachtel sehr kleiner Oblaten.)

Wir Schwesterchen klein,
Wir ruhen verschämt in dem zierlichen Schrein, —
Unzählig und farbig, niedlich und fein —
Bereit uns ganz Deinem Dienste zu weih'n.
Zwar fehlt uns die Macht, weil wir winzig und klein,
Doch hat man das Eine uns wohl gelehrt:
Ein Gedenkniß zu wahren unversehrt.
Gedenkt'rin, bitte!
Versch'n es mit einer und unserer Mitte.
Nimm, welche Du wüßt, ob blau oder roth,
Und hauche sie an mit linden Küssen,
Sprich: „Kleine, beherzige mein Gebot!
„Was hier ich gesprochen, darf Niemand wissen.
„Ich binde Dich fest,
„Und hab' meinen Namen Dir eingepreßt,
„Jetzt fliege behutsam und schnell mit dem Briefe!
„Drin hab' ich verschwiegen, was ich in der Tiefe
„Des Herzen gehegt, geruhet und gedacht.
„Wie der Geist in Tausend und einer Nacht
„In den Schrein durch Salemo's Siegel gebannt,
„So hab' ich Dich jetzt zum Hüter ernannt
„Von meinen Gedanken, drum habe wohl Acht!"

Uns Schwesterchen klein
Wird Dein Gebot beglücken, erfreu'n.
Vertrau' uns, — o, wolle nicht zagen, nicht säumen! —
Was Die in der weichen Seele mag keimen,
Dein zartes Empfinden, Dein liebendes Träumen, —
Ein heiliges Pfand soll der Brief uns sein.

Hier liegen wir harrend mit ängstlichem Hoffen, —
Sag', wen von uns hat Deine Wahl getroffen?
Wir Schwesterchen klein,
Unser einziges Sehnen und Wünschen allein
Ist: daß Deine zarte Hand uns berühre
Und mild an die duft'ge Lippe uns führe.
Wer wird wohl zuerst die Beglückte sein?! —

Des Sängers Bekenntnisse.

* * * * * *

— Spät einst sang ich noch in einer lauen
Nacht vor eines prächt'gen Hauses Thor.
Drin verbergen tauschten still die Frauen, —
Horch! da drangen — durch' ich ihnen trauen? —
Milde süße Worte an mein Ohr.

„Er ist's mit der schönen Stimme" — hörte
Leis ich's flüstern von der Flur heraus —
„An dem Mantel kenn' ich ihn. Er kehrte
„Mich ein kleines Lied dahein und kehrte
„Oefters dann zurück vor unser Haus.

„O, Du weißt, wie oft schon, wenn' ich klagte,
„Dieses Lied gelindert meinen Schmerz;
„Wie es jeden Kummer mild verjagte.
„Trost gewährt' es stets mir, wenn ich zagte,
„Lenkte die Gedanken himmelwärts."

Als der Jungfrau Worte zu mir drangen,
War's, als flog ein Gott von seinem Thron
Nieder und berührte meine Wangen,
Und mich trieb zu thörichtem Verlangen
Zinge der Hoffnung schmeichlerischer Ton.

„Was mir fehlt, begreift Du, holde Schöne!
Sieh' was mein war, das gewährt ich Dir,
Als ich Dir erschloß das Reich der Töne.
Doch verlassen stehn der Dichtkunst Söhne,
Darum theile Du nun auch mit mir!

O, laß mich in Deinem Herzen wanen,
Eh' das Alter mir die Kraft geraubt;
Laß mich glänzig Dir in's Auge schauen,
Laß mich lehnen unter Deiner Brauen
Zarte Wölbung andachtsvoll mein Haupt!

* * * * * *

„Wenn ich Die Achtung zolle,
„Kann verehr' ich nur in Dir die Kunst.
„Deiner Lieder Klang, die sehnsuchtsvolle.
„Doch mit welchem Rechte wähnst Du, es solle
„Königlich Dir lohnen . . . meine Gunst!

„Wisse denn, Vermessener! ich erblicke
„Einen Diener nur im Lied, doch Pflicht!
„Ist, daß er mit Löwen nicht umstricke,
„Und mit zartem Klang mein Herz erquicke,
„Lied erwart' ich, — doch ein Weit'res nicht.

„Meine Zofe sei das Lied: es bringe
„Kühlung meiner Stirn, dem Geiste Ruh;
„Sphärenklänge flöße seine Schwinge
„Mir in's Herz, daß Frieden es durchdringe.
„Wie die Zofe, diene mir auch Du!

* * * * * *

Und die Stolze ließ mich stehn, und wieder
Zog ich fort von Haus zu Haus und Sang
Draußen in den Schatten meine Lieder.
Drin war Glück und Lust, doch zu mir nieder
Nur ein flücht'ger Strahl der Sonne drang.

* * * * * *
* * * * * *

Dichterloos.

Um zu leben, muß ich schreiben,
Ist auch bang' und schwer mein Herz;
Meine Muse muß ich treiben
Zu zu Versen und zu Scherz.

Daß ich fern dem Stadtgetümmel
Trinke reine, milde Luft,
Schau' den klaren, blauen Himmel,
Athme linden Blumenduft —

Um zu schwärmen mit den Bienen
Zwischen schwebenden Libellen,
Muß ich schreiben an Novellen
Und Sonnetten und Terzinen.

Um verborgen und in Frieden
Bei des Mondes Strahl zu sein,
Wie die schlanken Nereiden
Schaumbespritzt auf Wellen gehn —

Daß auf dunkelm Waldespfade
Ich im Busch verstreckt gewahre,
Welche Augen, welche Haare
Hat die sinnende Dryade —

Daß in meinem Gärtchen spazend
Ich am Anblick mich ergötze,
Wie die Sterne milde blitzend
Funkeln durch der Rispel Netze —

Digitized by Google

Um entgäkt im Weltenall
Alles Daseins Quell zu ahnen,
Der den Stern, den Sonnenball
Lenkt auf unsichtbaren Bahnen —

Um nach Laune und nach Lust
Mich im Feld umher zu treiben,
Muß ich mit beklomm'ner Brust
Tag und Abend schreiben, schreiben!

Um in Einsamkeit zu weinen,
Muß auf dem Papier ich lachen;
Und um Freuden mir zu machen,
Im Gedichte traurig scheinen;

Ketten tragen, daß ich frei
Mich bewegen; daß man spüren
Mag, daß ich ein Denker sei,
Muß ich den Verstand verlieren.

Um geachtet stets zu bleiben
Muß ich krumme Pfade klettern,
Um zu schwärmen zwischen Göttern,
Ach, dem Teufel mich verschreiben!

Die Schlacht auf der Rhede *).

. . . . . .

In anderen Reichen trennet die Fluth
Die einzelnen Theile des Landes:
Doch in Dänemark Insel an Insel ruht
In des Meeres umarmender, schützender Hut,
Sich freund des einenden Bandes.
Unzählige Sterne spiegeln sich dort
In einem blänlichen Himmel:
Die See ist der Himmel; von Port zu Port
Enthüllt es der Inseln Gewimmel.

Wohl hat' ich Alle der Achtung werth,
Die tüchtig wirken und schaffen,
Mögen sie zücken den blinkende Schwert,
Im Felde zu fechten den heimischen Heerd,
Oder kämpfen mit geistigen Waffen.
Doch den Mann, der mit unerschütterten Muth,
Wenn die Ankertaue ihm reißen,
Nimmer verzagt auf empörter Fluth,
Den muß ich den höchsten doch heißen.

. . . . . .

Nicht bedarf ein Sieg auf festem Grund
Des Dichterfangs, noch der Sieger:
Wie ein Echo klingt er von Mund zu Mund,
Und Bautasteine thun ihn kund
Und ihren gefallene Krieger.
Ein verbrannted Dorf, ein verwüsteter Hain,
Die Berge, die Niederungen,
Der pflügende Bauer am Wiesenrain
Sind tausend erzählende Zungen.

Doch das Meer ist stumm. Wo des Kampfes Wuth
Gerast, dort schäumen die Wogen.
Wer kennt den Ort, wo der Kiel gerollt?
Wer ahnt im Strom das vergossene Blut,
Wenn die Wellen vorübergegangen?
Ja, es schreibt mit flüchtiger Schrift die See,
Sie ist zu flotz um zu tragen
Des blutigen Kampfes Sieg-Trophäe,
Als Denkmal den kommenden Tagen.

. . . . . .

*) Bei Kopenhagen am Grundonnerstag den 2. April 1801, zwischen den Dänen und den Engländern unter Nelson.

Bald wird der Glocken festlich Geläut
Und die Morgenröthe bekunden
Den zweiten April der Unsterblichkeit
In jedem dänischen Busen geweiht.
Des Heldenkampfes Stunden,
Als vor der feindlichen Uebermacht
Die Linien nimmer lagt gezagt,
Und der dänische Todesmuth kühn die Schlacht
Mit der englischen Dogge gewagt.

. . . . . .

Noch wenig Stunden — und glorreich beglänzt
Gründonnerstag ja tagen,
Dann flüstert der Strom, der an's Ufer rinnt
Von Freunden, die gefallen sind,
Und die Schloß wie Hütte beklagen.
Und ragt auf dem Meere kein Bautastein
Zur Erinnerung gefallener Helden.
So soll unser Herz das Denkmal sein
Von der Schlacht auf der Rhede zu melden.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

△ Kopenhagen, den 26. Novbr. In dem Bereiche der Literatur, Wissenschaft und Kunst fängt man jetzt bei uns an, ein etwas regeres Leben zu verspüren, trotz dem, daß es schient als hätte die Politik und das Interesse für die politische Bewegung hier mehr als anderswo vorzugsweise gerade die Gelehrten ergriffen, die ihre Musen verlassen um sich auf die Arena der Politik zu begeben. Von Henrik Herz, von Hauch, von Christian Winther sind neue Werke bereits als bald erscheinend angekündigt, von Herz ein Drama „Waldemar Atterdag", von Hauch drei einzelne Sage, von Winther, unserm lieblichen nationalen Dichter, ein neuer Band „Lyrische Gedichte", der Physiker H. C. Oersted hat Vorlesungen über die Naturlehre des Schönen angekündigt; die Universität hat ihre jährlichen Preisaufgaben veröffentlicht, worunter in der Aesthetik: „Eine Darstellung der Eigenthümlichkeiten, durch welche die dänische Poesie sich von der deutschen unterscheidet, zugleich durch Beispiele erläutert;" die Italiener haben ihre Opernvorstellungen mit Bellini's „La Sonnambula" angefangen und recht tüchtige Kräfte entfaltet, — die norwegische Sängerin Madame Emma Dahl (Freyssc-Seff) wird zuerst dort auftreten, und dann auf der dänischen Bühne, im Casino wird nächstens ein Volkstheater eröffnet; Redakteur Pfeiffel „die Feuerprobe" ist als Lustspiel für ein bald zur Aufführung gelangendes Singspiel des talentvollen Componisten der „Sylphide" und „Sara" — Baron Löwenstjold — bearbeitet; auch H. C. Andersens und Gylfords Oper, „die Hochzeit am Komersee" wird einstudirt. Vor allen Dingen beschäftigt man sich mit den Vorbereitungen zu dem hundertjährigen Jubiläum unserer nationalen Bühne. Ist nun auch dieses Fest, wenn wir hundert Jahre in die Zeit zurückblicken, zunächst an die Eröffnung des jetzigen Gebäudes gekuüpft, so hat es doch auch eine andere ideellere Seite. Das nationale Schauspiel, dessen Schöpfer unser unsterblicher Holberg war, ist zwar lange vor der Eröffnung des jetzigen Schauspielhauses gegründet, doch hat es sich hier in diesen alten Mauren entwickelt, und die nationale Tragödie, die Oehlenschlägers Werk ist, hat von hier aus zuerst ihre magische Wirkung auf die Nation ausgeübt. Es ist ein altes merkwürdiges Haus, in dem ein Oehlenschläger groß geworden, ein Thorwaldsen gestorben, wo Heiberg, Herz und Overskou, in den verschiedensten Richtungen, durch ihre Meisterschaft für die Kunst, für die Künstler und für die Nation gewirkt. Es knüpfen sich an dies Haus so viele Erinnerungen, die der Nation theuer sind, und die Manen so vieler großen Künstler umschweben uns in seinen Hallen. Am 15. J. Monats ist der Tag des Festes; man hofft, daß es sich auf mehrere Abende ausdehnen werde, und daß namentlich die dramatischen Künstler, so wie die Dichter gegen die oberflächliche Auffassung des Festes von Seiten der Theaterdirection energisch protestiren werden. — H. C. Andersen hat ein Vorspiel und Festspiel für den ersten Abend gedichtet, für welchen Holbergs „Erasmus Montanus", zugleich ein neues auch für den Abend componirtes Ballet von Bournonville, so wie zwischen den Abtheilungen drei Ouvertüren von den verstorbenen Componisten Schulz, Kuhlau und Weyse zu Aufführung gelangen. — Erasmus Montanus scheint, wenn nicht aus unbekannte Gründe dafür sprechen, gerade nicht die beste Wahl zu sein; es ist nicht Holbergs bedeutendstes Stück, und findet wenig Echo in der jetzigen Zeit. Möge dieses seltene Fest, gleich sehr eine Weihe der Kunst und der Künstler, wie eine Mahnung an die schwachen und bornirten Geister sein, die da glauben, die dramatische Kunst sei nur da, um ihnen die Zeit zu vertreiben, sie habe nur eine fernabste oder wohl gar keine Beziehung für das Leben und die Menschheit, und die den tiefen Sinn des Shakspeareschen Worts dem Professium unserer Bühne „Ei bliot til Lyst" (Nicht nur dem Vergnügen) nicht fassen können.

Bibliographie.

Dahlerup, Hvorledes er Krigen fört, og hvorledes kunde den have været ført.

Dänemark und die constitutionelle Vorfassung.

Dirckinck-Holmfeldt, Tale til Vilgerne i Hovedstadens elvte Disticht.

Flyveblade, politiske, Supplement til Journalpressen.

Haandbog, kortfattet, statistelig, for Embver.

Paulsen, Til den danske Rigsdag.

Steenfeldt, Om Nödvendigheden af en Reform i Statsforvaltningens Organisation under nærværende Forhold.

Udkast til en Grundlov for kongeriget Danmark og Slesvig.

Norwegen.

Christiania, den 20. November. Die Zahl der zum Anfang dieses Jahres hiesigen Kunstverein für diese Saiten bestimmten Gegenstände wird bald vollzählig sein, und die Vertheilung der Bilder unter die Mitglieder durch das Loos wird seinen Anfang nehmen. Die Sammlung zählt mehrere werthvolle Stücke, unter welchen wir Gude's und Tidemann's genrehaft-historisches großes Bild: „eine Geschicht in Hardanger, Levé Landsfolk, eine Darstellung der imposanten Natur in den Umgebungen der Stadt Bergen, als gediegene Werke der neueren Malerkunst hervorheben. Auch ein Paar Genrebilder von Kaufmann in Hamburg und Simonsen in Kopenhagen sind vorzügliche Arbeiten. Daß sich unter der Sammlung einige Bilder befinden, die mehr oder weniger den Anfänger beurkunden, darf dem Vereine nicht zur Last gelegt werden; es muß ihm vielmehr zum Lobe dienen, indem er sich in den letzteren Jahren zugleich die Aufgabe gestellt hat, der vaterländischen Kunst Aufmunterung und Schutz angedeihen zu lassen; die Sammlung enthält auf

Digitized by Google

der anderen Seite eine genügende Anzahl solcher Werke, durch welche das Hauptaugenmerk des Vereins: Sinn und Einsicht in die bildenden Künste zu wecken, erreicht werden kann. Um so mehr verdient zur gewiß Aufgabe des Vereins Anerkennung, weil die jetzigen, für den Künstler schlechten Zeitverhältnisse es als eine Pflicht des Landes erscheinen lassen, den einheimischen Künstlern Aufmunterung und Beistand in einem höheren Grade als sonst zu gewähren. Mehrere ausländische Kunstvereine, z. B. der westphälisch-rheinische, haben bei ihren letzten Einkäufen in demselben Geiste gehandelt. Die Herren Gude und Tidemann wollten eine Copie ihres eben erwähnten großen Bildes veranstalten, und hofft man, daß das Original der Verlosung entzogen werden könne, um z. B. unserer Nationalgallerie übergeben zu werden, statt vielleicht, durch die Laune des Schicksals, irgendwo in einen Winkel zu gerathen, wo es für die Oeffentlichkeit verloren gehen würde.

Schweden.

‖ Stockholm, d. 1. Octbr. Hier sind in den letzten Jahren eine Menge Vereine entstanden, theils zu vollantropischen, theils zu blos geselligen Zwecken, theils aber auch — und zwar nicht die wenigsten — im Interesse der Literatur und der Kunst. Früher ging hier in Schweden Jeder, sei er Literat oder Künstler, seinen eigenen Weg und entbehrte dadurch natürlich die Annehmlichkeit und den großen Nutzen, welcher daraus durch die Vereine geboten werden, wo der Austausch von Ideen und Gedanken und die Anregung neuer durch den collegialischen Umgang, ein mächtiger Hebel ist, die Productivität steigert und die Ansichten und Meinungen klärt. — Von solchen Vereinen heben wir den „Literatur-Verein" und den „Konstnärs Gillet" besonders hervor. Der erstgenannte Verein, welcher von Literaten gestiftet ist, hat denselben Zweck und braucht dieselben Mittel, wie die in fast allen größeren deutschen Städten bestehenden „Musen" oder „Zeitungshallen", er ist nach dem Muster des Kopenhagener, schon seit vielen Jahren bestehenden „Athenäums", wenn auch nicht ganz so großartig angelegt. Man findet hier die meisten in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften politischen, wissenschaftlichen und literarischen Inhalts, und das Local bildet jetzt das Centrum der literarischen Zusammenkünfte Stockholms, die unlängbar ein regeres Leben hervorgerufen haben. Es versteht sich von selbst, daß das Local auch dem größern Publicum offen steht und ihm, mit verhältnißmäßig geringen Kosten, die Annehmlichkeit eines weiten Ueberblicks der Politik und der Wissenschaft gewährt. „Konstnärs Gillet" hat einen engeren Kreis, nämlich nur die Künstler, Kunstfreunde und Kritiker; es hält wöchentliche Zusammenkünfte, in welchen theils Vorträge gehalten, theils Gemälde und Skizzen ausgestellt sind, musicirt wird u. dergl. m. Der Verein ist ziemlich zahlreich, und sowie er überhaupt von skandinavischen Sympathien durchdrungen ist, so ist es auch einer seiner Hauptzwecke, mit den skandinavischen Brüdern, ohne sich jedoch Einseitigkeit zu Schulden kommen zu lassen. In Verbindung mit dem „Konstnärs-Gillet" und aus ihm hervorgegangen, steht ein Pensions-Fond, an dem sich jedes Mitglied des Gillet, wenn er eine gewisse Summe beigebezahlt hat (200 Thlr. Banco), einen Aufpruch erwirbt und von seinem funfzigsten Jahre an pensionsberechtigt wird. Durch öffentliche Soireen, wo Leistungen der verschiedensten Künstlern stattfinden, hat man bis jetzt, neben der Steuer der Mitglieder, für das Wachsthum des Fonds zu wirken gesucht. Die dritte diesjährige Soirée fand am Schlusse des vorigen Monats statt. Indem wir diesen Vereins erwähnen, können wir nicht umhin, die geistreichen jungen Männer, Brix und Schack, die während eines längeren Aufenthaltes hier viel für sie gewirkt haben, zu nennen. Der sogenannte Attitudings-Circkel" in Stockholm hat kürzlich seinen vierten Stiftungstag gefeiert. Dieser Verein, der theils durch lehrreiche Vorträge der verschiedensten Art für eine allgemeine Bildung im Volke zu wirken sucht, theils auch von rein geselligen Art ist, hat nicht wenig zu Erreichung seines ersten Zweckes beigetragen. Der Director des Vereins, Hr. Berg, eröffnete das Fest mit einer Rede, in welcher er auf eine wirklige Weise den Anfeindungen entgegentrat, die dem Verein von Seiten der Hochgebildeten und Blasirten so oft geworden ist. Der Verein zählt 500 Mitglieder, unter welchen 90 dem Clängercher angehören. Ein Mitglied machte in einem kurzen, schönen Vortrage einige Reflexionen über die entzweiten politischen Zustände, namentlich über die Rolle, welche die Klasse der Arbeiter spielt, und warnte ernstlich vor den falschen „Volksfreunden", die sich Purpurmäntel aus den Lumpen der Armen weben. In Gothenburg hat sich ein neuer Skandinavischer Verein gebildet, und das Leben der Schweden auf Föhnen scheint überhaupt diesen Sommer die skandinavischen Sympathieen gesteigert zu haben.

Bibliographie.

Arberättelse om Zoologiens Framsteg under Aren 1843—44. Till kongl. Vetenskaps-Akademien afgifven af Zoologie-Intendanterne ved Riksts naturhistoriske Museum. Troelse Deken (Crustacea, Vermes Linn.) af S. Loven.

Bergmann, den sociale Frägen. Förste Delen.

Dahlström, Teckningar ur Sverriges historia under Carolinska Tidehvarvet. 1—7 häfket.

Kagberg, Populär Framställning af den allmänna theoretiske Filosofiens grundtörer.

Franzén, Minnesteckningar öfver utmärkte Svenske Stadsmän, Hjeltar, Lärde, Konstnärs og Skalden, Förste Delen.

Geijer, Sven Rikns häfder.

Panorama öfver Sverige, oller 192 syer af di forskärnaste städer etc. 4 Fäderneslandet.

Riddersturé, Samlade småkrr Berättelser och Utsikot. Förste Delen.

—— Svarta handen, Roman i trenna Delar.

Skandinavisk Portrait-Galleri, ett Album af utmärkta Svenskä fräu de trenna Nordiska Rikena. 1—4 häfter.

Skölderg, Inledning til Geographie i Allmänhet jemte Beskrifning öfver Skandinavien.

Svensk og Tysk Ordbok af C. M. Spanier.

Tegners samlade Skrifter. Femte Bandet.

Wadstrom, Kolonier, historisk roman. Tvenne Delar.

Belgien.

Brüssel, den 25. Nov. Borgstern gegen 6 Uhr 20 Min. Abends hat man hier ein Nordlicht beobachtet. Ein purpurrother Lichtschein bedeckte das Sternbild des großen Bären in weiter Ausdehnung; mehrere glänzende, fast perlende Strahlen durchschnitten diesen Schein; eine sehr dunkle Wolke am Horizonte schien den Heerd des Lichtes zu bedecken. Dieser Lichtschimmer verschwand bald, um sich dann mehr nach Osten zu nach 10 Minuten wieder zu zeigen. An den magnetischen Instrumenten des Observatoriums bemerkte man leichte Schwankungen. — Andere viel bedeutendere Schwankungen wurden am 17. d. M. beobachtet, das Argeweiter verhinderte aber die Beobachtung des Himmels; am demselben Abende zeigte sich in verschiedenen Theilen des Landes ein schönes Nordlicht. — Von allgemeinem Interesse ist ein königlicher Beschluß, den der Moniteur publicirt, worin auf Rapport des Ministeriums des Innern eine Commission zur Abfassung eines Lehrbuchs ernannt wird, das die Geschichte Belgiens behandeln soll. Es ist hauptsächlich für die Belehrung des Volkes bestimmt, und somit wird derjenige, welcher die schwierige Aufgabe — denn es ist heute wohl schwieriger als je, ein klares, überschtliches und dabei unparteiisches historisches Werk in popularer Form zu schreiben — genügend löst, sich ein großes Verdienst um das Vaterland erwerben. — Die pöthermonischer Gesellschaft wird Anfang des Monats Dec. die Rethenfolge ihrer Feste mit einem großen Concerte eröffnen, welches im Theater de la galerie stattfinden soll. — Die Gesellschaft hat nicht weniger als 15 Unterhaltungs-Abende vorbereitet, in denen Bälle, Concerte, dramatische Vorstellungen, musicalische Scherze und andere Belustigungen die Reihenfolge dieser Feste wird am 19. März durch ein Vocal- und Instrumental-Concert zugleich mit den Vergnügungen der Saisen beschlossen werden.

Protest.

In der letzten Nummer des Nordischen Telegraphen findet sich ein berichtigender Aufsatz über Dr. Gräfse's „Geschichte der dänischen Poesie", für welchen sowohl Deutsche wie Dänen im Ganzen dankbar sein müssen, weil er eine Anzahl von Unrichtigkeiten, Verdrehungen und Ungereimtheiten des genannten Werkes enthüllt, kurz einen literarisch-ästhetischen Unfug, der oft so sächerlich erscheint, daß es einem selben Dänen unmöglich zu ertragen wird, welche Quellen Dr. Gräfse eigentlich benutzt hat, wenn nicht irgend ein literarischer Spaßmacher einen gewiß sehr ungetigen Scherz mit dem geehrten Verfasser getrieben hat. In diesem sonst so beachtenswerthen Aufsatze hat sich aber unter mehreren Bemerkungen, die allenfalls zweifelhaft und näher zu ergründen sind *), ein Irrthum eingeschlichen, der so schroff einstellig, ja ungerecht ist, daß ich im eigenen und gewiß vieler Anderen Namen dagegen feierlichen Protest einlegen muß.

„Das Christian Winther", heißt es, „durch seine mittelmäßige Novelle: der Bielsksthal, wo dem Verfasser von „eine Alltagsgeschichte" den ersten Platz einnehmen soll, weit nicht weniger hervorragend für Dänen sein, die die großen Verdienste des Dichters in einem ganz anderen Fache gefunden, seine Novellen aber stets für mißglückte, seiner nicht würdige Arbeiten angesehen haben."

Hier muß man, meiner Ueberzeugung nach, dem sonst so sichelst unterrichteten deutschen Verfasser völlig beistimmen, und seinen dänischen Corrector zurechtweisen, indessen man ähnlich an eine Novelle nicht dieselben Forderungen, wie an eine moralische Kanzelpredigt stellt. Die Novelle „der Bechthsthal" ist schon, mit einer anderen Winther'schen Novelle, von Gottfried von Leinburg ins Deutsche übersetzt, und ich kann es daher ästhetisch gebildeten Deutschen unbedenklichen, selbst zu aufstehen, ob sie „mittelmäßig", oder wie ich meine, ein kleines Meisterwerk sei. Was die übrigen Novellen von Chr. Winther betrifft, werden sie, wenigstens von Vielen, zu dem Schönsten, in der Darstellung Voll-

*) J. L. Heiberg, Hauch, Grundtvig, J. C. Boye, Thersen u. M. gar nicht erwähnt, und Ingemann nur als einen Epigrammendichter.

Digitized by Google

endetsten gezählt, was die dänische Profaliteratur besitzt; und es findet sich darunter besonders eine (im Umfang die größte) „Eine Abendscene", die so wenig „mißglückt" ist, daß sie nach der Meinung unparteiischer Kenner eine wahre Perle unserer Literatur genannt zu werden verdient. Da der Untergeschickte schon in früheren Schriften („Arena" 1843 und „Kritische Skizzen" 2. Bd. 1847) die Vorzüge der genannten Novellen gegen die Anfechtungen, denen sie allerdings von Seiten der ästhetischen Prüderie öfters ausgesetzt waren, entschieden hervorgehoben hat, habe ich es nun so vielmehr als meine Pflicht erkannt, auch hier diesem erneuerten Angriffe auf einen um die dänische Literatur so verdienten Dichter gegenüber nicht schweigen zu dürfen.

P. L. Møller.

Feuilleton.

St. Gregue.

(Schluß.)

Die Straße war ganz leer. Ueberall waren die Lichter ausgelöscht. Lag es nun an uns selbst, oder war es in der That so — eine stille Feierlichkeit schien über die Natur ausgebreitet zu sein. Marcel hielt vor einem kleinen Hause, und pochte an das Fenster; ein Mann trat heraus. — Ob ist an der Zeit — hörten wir Marcel flüstern. Wir gingen weiter und lenkten in die kleine Allee ein; vier Männer folgten und in einiger Entfernung.

Als wir bei der Priesterwohnung ankamen, bedachten wir uns, ob wir hineingehen sollten; es schien uns nicht ganz recht, uns in einen fremden Kummer einzudrängen, obgleich uns wahrlich der Schmerz der Hinterlassenen nicht fremd war.

Aber Marcel öffnete und die Thüre, und wir zauderten nicht länger.

Noch war alles unverändert in dem Zimmer. Die Kerzen brannten ebenso hell, die dahingegangene Salome lächelte ebenso süß, und der Pater saß noch ebenso unbeweglich in derselben Stellung, als ob er in Erz gegossen wäre.

Es ist höchst seltsam, daß die irdischen Ueberreste die Frische und den freiwollen Ausdruck bewahren, die dem lebenden Menschen eigen sind; und wenige Tode haben das Aussehen, als ob sie ruhig schlummerten. Doch diese Leiche hatte alles das beibehalten, was Salome im Leben schön gemacht hatte, und hierzu noch ein ergreifendes, unerklärliches Gepräge bekommen, als ob es sie durch den mystischen Kuß des Todes-Engels aufgedrückt worden wäre. Sie hatte gewußt, ehe das Leid an ihrer Kraft und Schönheit zu nagen vermochte. Ihr Kampf war kurz gewesen, ihr Tod leicht; die Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung mit Paulin hatte die Bitterkeit der Verzweiflung gemildert.

Ich sehe sie noch vor mir ausgestreckt liegen, mit dem Rosenkranz im schwarzen Haare, mit den feinum gefalteten weißen Händen. Ihr Bild hat in meiner Erinnerung noch nicht seinen jugendlichen frischen Glanz verloren, ihre Züge stehen in voller Reinheit in dem bedeutungsvollen, edlen, hinreißenden Ausdruck vor meiner Seele.

Pater Bionaio schien unser Eintreten gar nicht zu bemerken; erst als die Träger kamen, schien er zu einer Art Bewußtsein erweckt zu werden, obgleich blos ein ganz irrtiges war. Er erhob sich mit Mühe und sagte mit geistesabwesendem, starren Blicke:

— Ach, die Leiche ist gekommen. — Man läute die Glocken der Kapelle! — Wo bleibt der Sakristan? — Marthe soll mir das Ornat anlegen! —

Diese obgedrohenen Aeußerungen zeigten gar Genüge, welche Verwirrung der Schmerz bei dem armen Pater hervorgebracht hatte. Er schien zu glauben, daß man ihm eine fremde Leiche bringe.

Marthe, die alte Haushälterin kam nun mit verweinten Augen herein, und gab den Trägern einen Wink, ihre traurige Pflicht zu erfüllen. Sie brachten den Deckel herbei. Aber als der unglückliche Priester merkte, daß sie den Sarg schließen wollten, durchdrängte ihn ein neues Leben, und er widersetzte sich mit allen Kräften.

Marthe mußte hinzutreten, und seiner Aufmerksamkeit eine andere Richtung geben, indem sie ihm das Unordentliche seiner Kleidung und die Nothwendigkeit, diese zu wechseln, zeigte. Sie zog ihn in einen Winkel des großen Zimmers, wo sie ihm behilflich war, nachdem sie dafür gesorgt hatte, daß er der traurigen Scene den Rücken zuwandte.

Wir warfen den letzten Blick auf die schöne Leiche. — Leb wohl, Salome! — Möge die Erde dir leicht werden! —

Der Deckel wurde hinaufgelegt und festgenagelt. Der Lärm weckte die Aufmerksamkeit des Paters wieder, und er wandte sich halb um, uns schweigen zu machen. — Der Arme! — Er fürchtete, daß man seinen schlummernden Liebling weden würde! —

Der Sarg wurde fortgetragen. Ganz theilnahmlos folgte der kinderlose Vater, von der alten Marthe geführt. Marcel reichte uns lange Fackeln von festem Fichtenholze, und er selbst zündete eine an. Paarweise folgten wir den Andern.

Der Zug ging durch die Allee; bald befanden wir uns in der Nähe des Gewölbes, und wir barge Zeit unter dem steilen hohen Klippenrande entlang gingen. Wo dieser sich spaltete, gingen wir hinein, und erreichten, nachdem wir einen engen Durchgang passirt hatten, einen kleinen ovalen, ganz eingeschlossenen Platz, von Klippen überragt, die in das Unendliche hinaufzustreigen schienen. Hier hatte Marcel eine Ruhestätte für die Ueberreste seines Bruders ausgesucht, und etwas Schöneres konnte es in der ganzen Welt nicht geben. Es war ein verborgenes Plätzchen, sicher vor Stürmen und besser als durch irgend eine Kirchhofsmauer geschützt. Die grauen, verwitterten Klippen waren von Spalten zerrissen, und denen das lange Klippengras, das sogenannte Berghaar, in langen, wilden Locken niederhing. Von einem, mehrere hundert Fuß hohen Felsen tropfte ein schwacher Wasserstrahl hernieder, der saß in Stand gethellt wurde, ehe er sein Dasein erreichte. Ein sanftes Tönen der herniederfallenden Wassertropfen erfüllte den umschlossenen Raum; der kleine Strom selbst strahlte wie Silber und Krystalline im Widerglanz unserer Fackeln. Ueberall ragte der Granit aus dem Boden empor; nur an einer einzigen Stelle fand man so viel Erde, daß ein Grab dicht unter der steilen Klippenwand gegraben werden konnte. Ein ungeheurer wilder Rosenbaum breitete seine Zweige und über dieser letzten Wohnung Salome's.

Der Sarg war hinabgelassen; die Leute gingen daran, das Grab zu füllen, als Pater Bionaio wieder für einen Augenblick aus seiner Stumpfheit geweckt wurde, und Miene machte, als ob er reden wolle. Doch — es war blos nur eine alte Gewohnheit, die in ihm erwachte; übrigens hatte ja auch der Diener Gottes nichts zu thun bei dem Begräbnisse der armen Salome.

Meine Fackel warf einen hellen Schein auf Umgrenz Antlitz. Ich sah, daß etwas Ungewöhnliches in seiner Seele vorging. Seine Wangen hatten eine höhere Röthe, seine sanften Augen einen seltenen Glanz. Als die erste Handvoll Erde mit dumpfem Schalle auf das Grab fiel, winkte er mit der Hand und sprach:

— Unser letztes Lebewohl! — Schlummere süß, Du, die Du gekämpft und Ruhe gefunden hast! Nichts wird länger Deinen Frieden stören; Du wirst zu keinem schmerzlichen Bewußtsein mehr erwachen. Du hast nun das erreicht, wonach wir Alle jagen, von dem wir fühlen, daß es nicht zu theuer erkauft werden könne, obgleich sein Kaufpreis nur das Leben ist; — Du Glückliche, Du bist zur Ruhe eingegangen! — Die Ruhe aber ist das einzige unbestreitbare Gut, die wahre Seligkeit; darum giebt es auch kein Glück auf Erden, und Seligkeit ist nur im Himmel. Die Ruhe ist Eins mit dem ewigen und seligen Leben; darum ergäbt auch die kindliche Mythe von Gott, daß er geruhet habe am siebenten Tage, indem sie sich damit, seine Seligkeit auszudrücken. Aber der Mensch hat keinen Sabbat; er tänsset sich, wenn er es glaubt.

Du, Salome, bist eingegangen, in den wahren Sabbat; — groß muß Deine müde Seele! — Wir Andern müssen noch eine Zeitlang wandern, um uns eine Ruhestätte zu suchen, — die wir nicht finden.

Für den Menschen giebt es nur zwei Ruhestätten: die eine ist an der Mutterbrust; die andere erreichen wir erst, wenn wir in die Umarmung des ewigen Vaters sinken.

Mit der Unschuld des Kindes sieht die erste Ruhe, und die Kräfte müssen sich sammeln, auf daß der Mensch eine lange und ununterbrochene Ruhebefriedigt erlangen könne. Kaum tritt der junge Mensch ins Leben ein, und schon fühlt er eine gewaltige Macht, die ihn ohne Aufhören dahin jagt nach einem fernen, nur in dunklem Bewußtsein aufgefaßten Ziele. Er wird fortgetrieben, ohne Rast, ohne Gnade. Bei jedem neuen Ziele, das er sich gesteckt hat, glaubt er: Wenn Du das erst erreicht hast, dann wirst Du deine müde Seele ruhen! — Aber er irrt; es giebt kein Halt. — Fort, und immerfort! —

Dem reiferen Alter ist noch weniger Ruhe gegönnt. Wir müssen uns in ewiger Rastlosigkeit bewegen; wir sollen erwerben, vorwärts gehen, bekämpfen; erobern, und haben weder Zeit noch Gelegenheit zu ruhen.

Wohl giebt es Punkte auf diesem langen, beschwerlichen Wege, in der Liebe, in der Freundschaft, in deren Armen man sanft ruhen könnte; aber die innere Unruhe läßt uns nicht verweilen. Kaum nahen wir dem Ruhepunkte, und freuen uns ihn erreicht zu haben; und schon jagt das Schicksal uns weiter fort, die wir die Glückgeist der Ruhe genossen haben.

Ringends auf Erden ist uns ein Lager bereitet. Versuche es auf dem Ehrgeize, auf dem Gelde zu ruhen, den zweien Dingen, die uns am Meisten beschäftigen, und Du wirst finden, daß es ein unerträglich Lager ist. Selbst auf der Pflicht ruht man hart, denn Rein findet man mehr unterlassen, als das, Dem man genügt. Auf einem guten Gewissen kann nur ein schlafter Geist sanft ruhen; denn ach! das Menschen Gewissen sei noch so gut, so ist es doch immer schlechter, als es sein sollte!

So alternn wir; wir müssen alternn, weil wir auf unserer Wanderung keine Ruhe finden. Dann erst werden Schreden und Sehnsucht recht klart und lebendig. Allmälig rinnt der Strom langsamer,

Digitized by Google

der uns von dannen treibt; wir fangen an, die Möglichkeit der Ruhe zu ahnen, von der wir oft geträumt, doch die wir nie genossen. Die Wenge war unsere erste Rast, die nächste ist das Grab. Die Mutterbrust hat uns dahin verstossen; der Arm des Vaters nimmt uns für ewig auf!

Aber es giebt Menschen denen die Sehnsucht zu stark, der Weg zu lang, der Anhaltspunkte zu viele werden, die es allzusehr empfinden, wie rastlos das Leben, wie ermüdend sein Kampf ist; — es giebt ihrer, die zur Ruhe gehen, der der Herr sie gerufen, ehe der Tod sie dazu bereitet hat. Ach, sie sind müde, die Armen! Sie sind so matt, daß sie ihr Leben für einen einzigen Schlummer hingeben! . . . Sie beten das letzte Abendgebet, und werfen sich in die Arme der Gnade! . . . .

Schlummere süß! — Kein Traum wird Deine weiße Stirn umwölken, keine innere Unruhe Dir das Blut in die weißen Wangen treiben, kein Schmerz Deine schönen halb weißen Lippen beben machen. Wie haben jungfräuliche Rosen in Dein Haar geflochten; — für uns bist Du rein, wie Du im Himmel sein und ewig bleiben wirst!

Schlafe mild! — Kein Grabhügel wird auf Deinem Sarge, kein Kreuz auf Deinem Grabhügel stehen. — In der Welt warst Du beladen genug, und das Kreuz trugst Du im Leben!

Ruhe sanft! — Kein Segen wird über Dein Grab gesprochen, aber unsere Gebete werden Dein nen einfachen Sarg heiligen. Du ruhest in ungeweihter Erde; aber die Nachwelt wird sie mit ihren Thränen weihen!

Lebe wohl! — Unsere Fackeln werfen ihre letzten Strahlen in das Dunkel der Nacht. Du hast schon den ewigen Tag gewonnen; die Sonne der Barmherzigkeit verklärt bereits Dein der Gnade zugewandtes Antlitz. — Fremde haben Deiner Bestattung beigewohnt; ein Fremder hat an Deinem Grabe gesprochen, fremd Dir im Leben, ein wahrer Freund im Tode. Das Geschick hat uns von fernen Landen hierher geführt, auf daß wir zugegen sein sollten bei Deinem himmlischen Geburtsfeste. — Du bist nicht todt, nur wiedergeboren! — Friede Deiner Asche! — Drei rastlose Wanderer gießen Deinen Sarg mit ihren brüderlichen Segen! —

Ringsum schwieg. Das Ringschen der Meisten trug den Ausdruck einer tiefen Bewegung; Marcel und Martine liefen ihrem Schmerze freien Lauf. Pater Bionais, an dem im Anfange die Worte bedeutungslos vorübergliten, war allmälig aufmerksamer geworden. Beim Schlusse zeigte es sich deutlich, daß sein Bewußtsein wieder erwacht sei. Sein Schmerz, der ihn fast erdrückt hatte, machte sich in fleißhöhnenden Seufzen Luft, und ein heftiger Thränenstrom stürzte über die gefurchten Wangen. Das Grab war gefüllt, und mit Sorgfalt führte man ihn sanftsam fort; auch noch lange hörten die Zurückgebliebenen den herzzerreißenden Schrei, den er ihnen in die Nacht sandte.

— Mein Kind, ach, mein Kind! — Meine Salome! —

Marcel folgte den Uebrigen, nachdem er und verbrochen hatte, die Fischer wissen zu lassen, wo sie und finden könnten; die Sorgfalt Martine war nahe. Er drückte mit Innigkeit unsers Hände, danke uns stürmisch und eilte fort.

— Und danken! — Wir verdienten wahrlich keinen Dank; ganz willenlos waren wir in diesen fremden Schmerz hineingerissen worden.

Wir wollten nicht in das Dorf zurückkehren; wir hatten dort nichts mehr zu thun, und der Augenblick der Abreise war da. Getrennt hatten wir auf den numerirtingen Felsstücken Platz genommen. Jeder vertiefte sich in seine eigenen Gedanken, und verging ganz, daß er nicht allein war. Unsere Fackeln hatten wir auf einen Haufen geworfen. Dürres Gras und ein abgestorbener Fichtenzweig flackerten in hellen Flammen auf, die mit blendend rothem Scheine das kleine weiße Felsenthal und die verwitterten Grabkreuzen erhellten. Ueber, dunkle Risse spalteten diese an vielen Stellen, und Büschwerk hatte darin Wurzel gefaßt und breitete sein Laub frei über das Gestein aus. Der weiße Nebenbaum hatte bereits seine Blätter auf das frische Grab geftreut; der Silberstraft des Wasserfalls rieselte in sein Becken, in einfacher aber schöner Melodie und durchdrang die jüngst gegrabene Erde mit einem Regen von Wassertropfen. Die Flammen warfen ein klares Licht über den ganzen Raum. Aber die Stelle war für Fischen verschlossen sie nicht; Diese verschwanden im Dunkel in einer scheinbar unendlichen Höhe.

Ich war ganz hingerissen von dem unnitterstehlichen Zauber des Ortes; er bildete eine kleine poetisch-schöne und friedliche Welt für sich, abgeschlossen von dem Lärmen und dem Getümmeln Welt der großen Welt, durch eine Besitzung, die Jahrtausenden gewogt hatte. Und diese Welt gehörte nun Salome, gemiß für einige Zeit; denn die Stätte war zu bezeichnet um Salome's Geschichte zu aufgerechnet, als daß die Sage jetzt vergessen sollte zu berichten, wer hier wellte.

Das war Salome's Well! — Aber nicht die, welche der Pater Bionais für sie bestimmt hatte, die Welt, für deren rechten und vollen Genuß er ihr jugendliches, empfängliches Gemüth gebildet hatte!

Schwerfällige Schritte unterbrachen die Ruhe; es waren die Fischer, die uns holen wollten. Sie brachen uns Grüße von Marcel, und ein kleines Päckchen, dessen Inhalt für uns drei gemeinschaftlich bestimmt war. Als wir das Papier öffneten, fiel eine dicke und lange, glänzend schwarze Haarlocke heraus und Jeanne und ich konnten uns nicht kühnen; es war Salome's Haar, eine schöne und rührende Erinnerung an die Nacht, die wir im Dorfe St. Cergue zwischen Savoyens Bergen zugebracht hatten.

Wir warfen noch einen Blick auf die Stätte, die schnell erleuchtet ward durch die letzten Flammen des zusammengekürzten Scheiterhaufens. Noch ein Lebewohl und wir folgten den Fischern.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. Ivr. H. in W. Es thut uns leid, daß wir verhindert sind auf Thematа so specieller Natur einzugehen bitten, wie Sie uns vorschlagen.

Hr. C. v. N. in K. Wir haben Ihre beiden Sendungen empfangen, und werden in kurzer Zeit Ihnen briefliche Mittheilungen machen.

Hr. M. S. in St. Sie werden den mit Ihrem Beehren vom 11. d. M. eingesandten Artikel bereits benutzt gefunden haben; Ihrem briefstil.

Hr. Prof. H. in D. Wir danken bestens. Wir werden Ihnen nächstens die Exemplare fernerhin durch Herrn Muquardt in Brüssel besorgen zu lassen; bisher Mag es gewesen sein, wenn Sie die Post nicht vorziehen.

Hr. Esq. R. in K. Wir danken für Ihre Bemerkungen, sind aber dabei allerdings Punct 6. 29 eingeirrt.

Hr. B. in H. Wir werden Ihnen ausführlich schreiben, danken indessen bestens für Ihre Bemühungen.

Hr. B. in R. Wir folgen mit Dank Ihren Winken; haben seither Ihren Zweck gegründet finden müssen und können nur Besserung versprechen.

Hr. R. M. in K. Es thut uns leid, mit Rücksicht auf unser Programm einen so schönen und gediegenen Artikel nicht aufnehmen zu können.

Berichtigung.

Die Berlinische Zeitung macht auf einen Irrthum in der biographischen Skizze „A. W. Matzke“ in № 8 dieses Blattes, aufmerksam, indem nicht der jetzige Premierminister in Dänemark, sondern ein hohenfinischer Graf Matzke, Baggesens Kniegeschütze war.

Anzeigen.

47] **Jetzt vollständig**

wird mit der am 12. Decbr. d. J. erscheinenden Schlußlieferung, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahr, Dr. G. H. G., Ausführlicher Symptomen-Kodex der homöopathischen Arzneimittellehre. Für den erleichternden Handgebrauch beim Nachschlagen in der Praxis, und mit besonderer Rücksicht auf schnelle Vergleichung des Aehnlichen und gehörige Auffindung des Eigenen nach allen seinen Bestimmungen.

Erster Theil: Gedrängte Total-Uebersicht aller zur Zeit eingeführten homöopathischen Heilmittel in der so Gesammtheit ihrer Haupt-Erscheinungen und Heilanzeigen. 2 Bände. (85 Bogen) 7⅓ Thlr.

Zweiter Theil: Systematisch-alphabetisches Repertorium der homöopathischen Arzneimittellehre. 2 Bde. Nebst einem Nachtrag, die neuerlich bekannt gewordenen Beobachtungen enthaltend. (circa 150 Bogen für 12 Thlr.)

Neben den wissenschaftlichen und praktischen Werth dieses Werkes haben sich in seinem Entstehen bis auf die neueste Zeit die gewichtigsten Stimmen der Kritik entschieden anerkennend ausgesprochen; erst kürzlich wird in der „homöopathischen Zeitung“ (35. Bd. Nr. 20) als „das vollständigste und zuverlässigste“ und wegen des bei der Bearbeitung befolgten Systems „als jedes andere ähnliche Werk übertreffend“ bezeichnet. Die typographische Einrichtung bietet, bei größtmöglichster Raumersparniß und elegantem deutlichen Druck, durch die verschiedenen Schriftabwechslungen und Bezeichnungen den Vortheil einer sehr erleichternden Uebersichtlichkeit, wie kein anderes derartiges Werk; indem auch der Preis vergleichsweise ein verhältnißmäßig billiger. — Der zweite Theil, das „Repertorium“, bildet, wie gesagt, den ergänzenden Theil zu jedem Handbuche der homöopathischen Heilkunde.

Einzelne Bände und Lieferungen dieser Ausgabe zur Completirung können jetzt, nach Vollendung des Werkes, nur soweit der dazu bestimmte Vorrath reicht und zu erhöhten Preisen abgelassen werden.

Durch die auf vielfachen Wunsch veranstaltete

Neue Lieferungs-Ausgabe

aller 3 — 4 Wochen von jedem Theile je eine Lfg. von 6 Bogen (à ⅓ Thlr.) ist das Werk nun einem Jeden, der die Anschaffung auf einmal selber scheute, zugänglich gemacht. Der erste Theil wird 15, der zweite etwa 23 Lfgn. umfassen, von denen bis jetzt 1. II. Thl. Lfg. 1—13 ausgegeben sind.

In die Stelle des bis jetzt noch vorlangten, jedoch seit Jahren schon gänzlich vergriffenen „Handbuch der Hautkrankheiten &c.“ von Jahr (Düsseldorf 1834 — 35. — Preis 4 Thlr.) tritt der Bereits edigte, nach erweitertem Plane bearbeitete Werk, dessen erster Theil das frühere in verwollständigter und verbesserter Form enthält, treten lassen.

☞ Ein ausführlicher Bericht über dieses anerkannt thätige Werk wird binnen wenigen Tagen durch alle Buchhandlungen zu haben sein.

Leipzig, Anfang Decbr. 1848.

Herrmann Bethmann.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Speciet. In Holland 2¼ Gulden. In Belgien 5½ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Christiansand: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

15. December. № 11. 1848.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.
Die politische Presse in Belgien. Schluß. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: ϱ Copenhagen. Noch eine Betrachtung über den Ministerwechsel. Charakteristik der neuen Minister. Schleswig und die Schleswig-Holsteiner. — Der Reichstag. — Schweden: † Stockholm. Die Prinzen. — Belgien: Die Erbschaftssteuer.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.
Schwedische Dichter von K. L. Kannegießer. Dritter Artikel. — Holländischer Zeitungskatalog. — Englands. — Feuilleton: Eine Gebirgswanderung in Norwegen nach J. F. Scheum. — Eine Hochzeit im sechzehnten Jahrhundert, aus den Vlämischen des Alfred de Lact.
Briefwechsel. Berichtigung zu Nr. 10. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die politische Presse in Belgien.

II.

Man hat oft behauptet und glaubt es zum Theil wohl heute noch, daß die Paragraphen der belgischen Constitution, welche auf die Stellung der Kirche und der Schule zum Staate Bezug nehmen, ganz ein Werk der katholischen Partei seien, allein diese Ansicht ist falsch. Die zur Entwerfung einer Verfassung niedergesetzte Commission bestand größten Theils aus Liberalen, nur die Oberlache war strenger Katholik. Die Verfassung ist das Werk beider Parteien. Freiheitstrunken bewilligten die Liberalen im ersten Sturme der Revolution Alles, was Freiheit hieß, also auch die Freiheit des Unterrichts; sie hofften eben darin ein Mittel zu finden, um den Einfluß des Clerus zu lähmen, hatten auch in der That anfangs die Oberhand. Aber bald erkannten sie, daß sie sich in ihren Plänen verrechnet. Namentlich das Landvolk ist dem Einflusse der Geistlichen noch sehr zugänglich, und sie benutzten diesen Einfluß, um vermittelst desselben auf die Wahlen einzuwirken. Das belgische Wahlgesetz, das für das flache Land und die kleineren Städte einen geringeren Census eingeführt hat, als für die größeren Städte, unterstützt sie in ihren Bestrebungen, denn auf dem Lande ist ihr Einfluß größer als in den Städten, daher gehören die Abgeordneten der katholischen Partei meist dem Lande, die der Liberalen den Städten an. Von 1833 bis vielleicht 1840 war die katholische Partei entschieden in der Majorität, jetzt aber hat sich das Verhältniß so gestaltet, daß keine Partei ihren alleinigen Willen ohne Zustimmung der andern durchzusetzen vermag.

Das Journal de Bruxelles, die Revue de Bruxelles, ein Blatt von großem Einflusse, früher von Dechamps und Dedecker geleitet (jetzt eingegangen), das Journal historique et littéraire, herausgegeben von dem bischöflichen Buchdrucker Kersten zu Lüttich, ein Blatt, das namentlich in den preußischen Rheinlanden eine weit verzweigte Correspondenz hat und der preußischen Regierung von je her, namentlich in der Angelegenheit des Erzbischofs von Cöln feindlich gegenüberstrat, auch häufig die Wahrheit nicht allzu sehr respectirt, der von Brixoine geleitete Globe sind vornehmlich die Organe der ultramontanen Partei, diejenigen, welche am Meisten in Deutschland den Glauben genährt, Belgien sei erfüllt im finstersten, fanatischesten Katholicismus, ein Heerd des mittelalterlichen Obscurantismus, Nichts als die Wiege unseres modernen Jesuitismus. Dies ist auf jeden Fall übertrieben, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die Geistlichkeit wohl auf keinem Punkte der Erde mehr Einfluß besitzt, als unter den niederen Volksclassen Belgiens.

Die vorzüglichsten Organe der Liberalen sind das alte Journal de Liége, l'Emancipation, le Politique, von Lebeau gegründet, jetzt Rothomb's Organ, l'Indépendance, das von Lebeau geleitete Mémorial belge und die von Lebeau und Devaux herausgegebene Revue nationale zu Brüssel, eine politische Monatsschrift, die meist sehr geistreiche, mit tiefer Einsicht geschriebene leitende Artikel bringt.

Außer den schon genannten Journalen sind namentlich noch das Journal de la Belgique, le Courrier belge zu Brüssel, le Journal d'Anvers, le Précurseur, ein besonders für Schifffahrt und Handelsnachrichten wichtiges Blatt, die Boussole du Commerce d'Anvers zu Antwerpen, der Courrier de la Meuse, la Sentinelle des campagnes zu Lüttich, von Wichtigkeit. Das officielle Blatt der Regierung ist der Moniteur belge, der nicht nur alle Verordnungen, sondern auch alle von der Regierung zu veröffentlichenden Tabellen und Notizen mittheilt, aber trotzdem nur von Denen gelesen wird, deren Pflicht es ist, sich mit den Verordnungen der Regierung bekannt zu machen. Das gelesenste Spottblatt ist der Mephistopheles, ein kleines Journal, das mit seinen malitiösen Angriffen weder die bedeutenderen Persönlichkeiten noch den König verschont.

Man darf übrigens keineswegs glauben, daß die beiden Parteien der Katholiken und Liberalen sich in der Presse so schroff einander gegenüberstehen, daß der Uebergang eines Journals aus dem Lager der Einen in das der Anderen so unerhört wäre. Ein solcher Fall kommt ziemlich oft vor; die Journalredacteure sind meist Franzosen, deren einziges Interesse es ist, ihren Geldbeutel zu füllen, sie verlassen eine Partei, um sich einer andern anzuschließen, wenn der Beutel ihnen winkt, und man hat Beispiele gesehen, daß ein Mann zugleich ein liberales und ein katholisches Blatt redigirte, wie Hr. Brixoine, der die Emancipation und den Globe herausgiebt, zwei Journale, deren Tendenz himmelweit verschieden ist. Vor mehreren Jahren gründete ein französischer Speculant sogar ein Blatt, welches, in Spalten getheilt, beiden Parteien dienen sollte; aber das Unternehmen scheiterte verdienter Maaßen. Solche Erscheinungen können uns übrigens nicht überraschen, da wir ja in neuerer Zeit gesehen, daß ein Jude eine orthodox katholische, und ein Katholik eine Zeitung des Judenthums redigirte.

Was die vlämischen Journale betrifft, so verdient namentlich die Gazette van Gent Erwähnung. Das in neuerer Zeit so viel besprochene Vlaemsch Belgie ist, nachdem der talentvolle Alfred de Lact von der Redaction desselben abgetreten, in das Lager der Ultramontanismus übergegangen; damit verlor sich aber die Theilnahme

Digitized by Google

für daſſelbe und es iſt jetzt erloſchen. An ſeine Stelle iſt die Wochenſchrift, de Broederbond, getreten.

Die Zahl der vlämiſchen politiſchen Zeitungen in Belgien beträgt jetzt etwas mehr als dreißig, und iſt fortwährend im Steigen. Es ſind meiſt Wochenſchriften, die namentlich unter den Kleinbürgern und auf dem Lande viel geleſen werden, aber auſerhalb Belgiens wenig bekannt ſind, da ſie die Grenzen ihres Heimathlandes nicht verlaſſen, während viele franzöſiſche Journale, wie z. B. die Indépendance, in Deutſchland ohne Zweifel die bekannteſte belgiſche Zeitung, im Auslande faſt eben ſo viel Abonnenten zählen, als im Inlande.

Man findet faſt alle franzöſiſchen Journale ſowohl mit vlämiſchen als franzöſiſchen Annoncen bedeckt, allein man bemerkt gleich, daß die franzöſiſchen Annoncen ſich nur auf ſolche Gegenſtände beziehen, die beſonders die Artokratie und die Reichen intereſſiren können; alle diejenigen, die ein allgemeines Intereſſe haben, ſind entweder ausſchlieſlich in vlämiſcher Sprache verfaßt, oder doch wenigſtens mit einer vlämiſchen Ueberſetzung begleitet.

Aehnlich iſt auch die Stellung der vlämiſchen Journale; ſie ſind Volkszeitungen, die einzigen, die die weniger gebildeten Flamänder leſen, während der Wallone oder der Frankillon ausſchlieſlich nach franzöſiſchen Zeitungen greift.

Was die politiſche Farbe der vlämiſchen Zeitungen betrifft, ſo gehören ſie meiſt einem gemäſigten Katholicismus an; das vlämiſche Volk, für die ſie beſtimmt ſind, iſt noch ſehr religiös und den Geiſtlichen weit mehr ergeben, als die Wallonen, denen, wie ihren Stammgenoſſen, den Franzoſen, Religion und der poſitive Glaube leicht zum Spott wird, den die Prieſter nicht ſelten empfinden müſſen.

Die Zeitungen Belgiens in franzöſiſcher Sprache unterſcheiden ſich von den vlämiſch geſchriebenen nicht nur in ihrer Form, ſondern auch in ihrer Richtung in Bezug auf auswärtige Politik.

Die franzöſiſchen Journale Belgiens haben ganz den franzöſiſchen Zuſchnitt; erſt kommt ein leitender Artikel, dann eine Menge kleiner Notizen, hierauf die belgiſchen, dann die franzöſiſchen Kammerverhandlungen, beide mit gleicher Ausführlichkeit, das Feuilleton, ein Nachdruck franzöſiſcher Novellen, hierauf die Nouvelles de l'étranger, kurze Nachrichten aus den übrigen Ländern. Die inneren Angelegenheiten Belgiens werden, wenn ihnen, je nach ihrem Parteiſtandpunkte, ſehr gut behandelt, eben ſo die Nachrichten aus Frankreich, wie überhaupt dieſe Journale nie unterlaſſen, auf die Nothwendigkeit hinzuweiſen, daß Belgien ſich eng an Frankreich anſchlieſen müſſe, daß nur von Frankreich aus Heil für daſſelbe zu erwarten ſei. Die Partei, welche eine unmittelbare Einverleibung mit Frankreich fordert, hat im Laufe der Zeit viel von ihrer Bedeutung verloren; 1830 noch ſo mächtig, wagt ſie jetzt kaum vereinzelt ihr Haupt zu erheben. Eben ſo iſt es auch mit dem Republikanismus; er hat viel von ſeinem Anſehen eingebüſt, und die Republikaner bilden nicht mehr, wie Anfangs, einen feſt geſchloſſenen Phalanx, eine wohl organiſirte Partei, die gegen die conſtitutionelle Regierung eine planmäſige Oppoſition machte; nein, ſie ſtehen vereinzelt, ihre Oppoſition iſt eine zerfahrene, unbedeutende, und man begreift jetzt wirklich nicht, wie ſo viele Leute Belgien noch immer nur als eine franzöſiſche Provinz betrachten und die ehrſamen Belgier für wilde Revolutionäre ausſchreien können, die nur einen günſtigen Zeitpunkt harren, um die rothe Jacobinermütze aufzuſetzen und, ſtatt der Brabançonne die Marſeillaiſe ſingend, als meuterne Sanculotten um den Freiheitsbaum zu tanzen.

Die vlämiſchen Zeitungen bekämpfen die franzöſiſchen Blätter und die Frankillonerie unausgeſetzt; ſchon äuſerlich ſchlieſen ſie ſich ihnen nicht an, ſie ſchenken Deutſchland mehr Aufmerkſamkeit, als Frankreich, und werden nicht müde, immer aufs Neue zu wiederholen, daß Belgien nur in einem Anſchluſſe an Deutſchland die Bedeutung erringen könne, welche ſeine Lage ihm anweiſe. Dafür ignoriren die franzöſiſchen Blätter alle Beſtrebungen der Flamänder zur Behauptung ihrer Nationalität, für ſie exiſtirt die große vlämiſche Bewegung der Neuzeit nicht. Nur das katholiſche Journal de Bruxelles macht hiervon eine Ausnahme, es berückſichtigt die vlämiſche Bewegung nicht nur, nein, es pflegt dieſelbe mit mehr Vorliebe, als man zu erwarten berechtigt iſt.

Ueberhaupt iſt es nicht zu leugnen, daß die Sympathien für Deutſchland in Belgien in der letzteren Zeit ſehr zugenommen haben. Die katholiſche Partei begünſtigt im Allgemeinen dieſe Richtung, denn ſie glaubt von Deutſchland für ihren Einfluß weniger fürchten zu müſſen, als von Frankreich, dieſem ſo revolutionären und wild gährenden Frankreich, welches einſt das Daſein Gottes leugnete und die Prieſter zur Guillotine ſchleppte.

Ohne Zweifel iſt hier der paſſendſte Ort, um eines Unternehmens zu gedenken, das namentlich für uns Deutſche von Intereſſe ſein muß. Der bekannte kühne Freiheitskämpfer, Dr. Corremanns, ein Belgier von Geburt, der früher in Nürnberg ein Blatt redigirte, der mit ganzer Seele an Deutſchland hängt und raſtlos und unermüdlich für die große Idee wirkt, ein enges Bündniß zwiſchen Deutſchland und Belgien zu Stande zu bringen, gründete 1840 zu Brüſſel ein Journal in franzöſiſcher und deutſcher Sprache: „die freie Preſſe“, welches es ſich zur Aufgabe machte, die Annäherung beider Länder zu vermitteln. Dies Journal ging übrigens bald ein, da die Gründung eines in zwei Sprachen erſcheinenden Journals immer als ein verfehltes Unternehmen zu betrachten iſt. Eine ähnliche Aufgabe als Corremanns' freie Preſſe hatten ſich die ſeit 1841 in Brüſſel erſcheinenden, ſpäter nach Leipzig verlegten Grenzboten geſetzt, allein der Redacteur derſelben, Dr. Kuranda, kannte das eigenthümlich germaniſche Element in Belgien zu wenig, als daß er hätte hoffen können, dieſe Aufgabe im höheren Sinne zu löſen. Jetzt wirkt unter den vlämiſchen Journalen namentlich die Broederband für eine Verbindung mit Deutſchland, die in jeder Hinſicht ſowohl für Deutſchland wie für Belgien nur erſprieslich ſein könnte.

Es iſt bei Erwähnung der Sprachverhältniſſe Belgiens hier auch wohl der Ort, der Beſtrebungen einiger Belgier zu gedenken, die in Belgien die franzöſiſche Sprache heimiſch zu machen ſuchen, als dieſenige, welche von den Gebildeten aller Nationen verſtanden wird, aber trotzdem Belgiens Unabhängigkeit behaupten wollen und namentlich darnach trachten, eine beſondere belgiſch-franzöſiſche Literatur zu erzielen, die, ihrer Meinung nach, ſich aus Gründen der verſchiedenen Abſtammung und der Verſchiedenheit des Charakters beider Völker hinlänglich von der Literatur des eigentlichen Frankreichs unterſcheiden würde. Dieſe Partei, an deren Spitze Rothomb ſteht und die in der Preſſe durch den Politique und die Brüſſeler Monatsſchrift: Journal de la Belgique vertreten wird, weiſt Belgien eine unabhängige Stellung zwiſchen Deutſchland, Frankreich und England an. Wenn auch Belgien durch ſeine Lage darauf hingewieſen iſt, in commerzieller Beziehung eine ſolche Vermittlerrolle zwiſchen Frankreich, Deutſchland und England zu übernehmen, ſo iſt eine ſolche Stellung in politiſcher und literariſcher Hinſicht doch auf jeden Fall unhaltbar. Belgien kann im Falle eines europäiſchen Krieges vereinzelt auf keinen Fall ſich halten, denn jeder Vermittlungsverſuch, daß die Neutralität, die die Londoner Conferenz dem jungen Königreiche zum Geſchenk machte, nichts iſt als eine Chimäre. Belgien fühlt das Bedürfniß eines mächtigen Bundesgenoſſen, es bleibt ihm mithin nur die Wahl zwiſchen Frankreich und Deutſchland. Kann es zweifeln, welche Partei es in dieſem Falle zu ergreifen hat? Die Mehrzahl der Belgier iſt deutſchen Stammes, die Volksſprache iſt ein Zweig der deutſchen, die Nationalität, dieſer mächtige Hebel, treibt es, ſich Deutſchland anzuſchlieſen. Belgiens Unabhängigkeit iſt in einer Verbindung mit Deutſchland nicht gefährdet, wohl aber in einem engeren Anſchluſſe an das centraliſirte Frankreich. Die deutſche Sprache, die durchaus nicht an nationaler Engherzigkeit leidet und wahrſcheinlich beſtimmt iſt, dereinſt die Weltliteratur zu vermitteln, wenn auch das Franzöſiſche immer Converſationsſprache bleiben wird, begünſtigt die fremdeNationalität, während das ſcharf ausgeprägte, in Regelzwang erſtarrte Franzöſiſch keine andere Nationalität aufkommen läßt als die franzöſiſche. Wenn, wozu jetzt allerdings wenig Ausſicht vorhanden iſt, das Franzöſiſche in Belgien die Volksſprache werden ſollte, ſo würde Belgien, keine Macht der Welt könnte dies hindern, an Frankreich fallen, die Unabhängigkeit, die Nationalität Bel-

Digitized by Google

giens würde damit verschwinden, Belgien würde Frankreich, die Belgier würden Franzosen sein. Der einzige Weg, den Belgien zur Rettung seiner Unabhängigkeit betreten kann, ist die Beibehaltung seiner eigenen Sprache, der nämlichen, und die Annäherung an Deutschland. Man muß gestehen, daß dieser Weg von den Trägern der nämlichen Bewegung bereits mit Glück angebahnt und mit Erfolg betreten ist.

Noch eines Journals haben wir zu gedenken, nämlich des Messager de Gand, eines orangistischen Blattes, des einzigen was noch existirt, was sich durch Witz und Geist, aber auch durch eine große Gewissenlosigkeit auszeichnet. Früher war die holländische Partei namentlich im vlämischen Belgien, vorzüglich in Gent und Antwerpen, sehr zahlreich, allein seitdem ein definitiver Friede zwischen Belgien und Holland geschlossen ist, hat sie ihre Bedeutung verloren, der Orangismus hat in Belgien keine Zukunft.

Belgien hat Preßfreiheit, eine unbeschränkte Preßfreiheit, und wenn die Preßfreiheit wirklich so verderblich wäre, wie die deutschen Regierungen und seit dreißig Jahren vorgepredigt, so müßten die Nachtheile derselben in Belgien seit achtzehn Jahren doch wohl sichtbar geworden sein. Allein in den Jahren von 1836—39 (früher wurden politische und Preßvergehen in Belgien bunt durch einander geworfen, weshalb eine Trennung derselben nicht mehr möglich ist) sind nicht mehr denn achtzehn Preßprocesse anhängig gemacht, und zwar sechzehn von Privaten, zwei von der Regierung. Elf der Angeklagten, darunter die zwei von der Regierung Beschuldigten, wurden verurtheilt. Man sieht hieraus, daß in Deutschland, trotz aller Verschlimmafregeln von Seiten der Regierung, trotz der eisernen Censur, in einem Jahre wenigstens dreimal so viel Preßprocesse vorgekommen sind, als in dem censurfreien Belgien in vier Jahren. Solche Tabellen sprechen besser zum Lobe der freien Presse, als selbst die beredteste Feder es vermöchte.

Zum Schluß noch ein Paar Worte über die Stellung der belgischen Journalisten. Wenn man England das Paradies der Pferde, Frankreich das Eldorado der Frauen nennt, so könnte man Belgien mit vollem Rechte das Goteonda der Journalisten nennen. Nicht daß die Laufbahn eines Journalisten so einträglich sei, wie in Frankreich, nein sie ist in pecuniärer Beziehung weniger anlockend, allein eine große Zahl der belgischen Journalisten sind im Laufe der Zeit zu hohen Aemtern befördert worden. Die Minister de Gerlache, Devaux, Rogier, Lebeau, Rothomb, van de Weyer, Dechamps, de Brouckere und noch verschiedene Andere waren früher nichts als einfache Journalisten. Bis jetzt hat Belgien noch keine Ursache gehabt, es zu bereuen, daß es statt aller gelehrten Beamten oft Männer an die Spitze der Verwaltung gestellt, die, wenn auch mit der Feder vertraut, doch dem Actenstande entfremdet waren. Belgien hat eben so tüchtige Staatsmänner aufzuweisen, wie irgend ein anderes Land, Männer, die vor den alten Diplomaten noch den Vorzug größerer Rücksichtslosigkeit und Offenheit besitzen und die Erfahrungen, die sie als Journalisten gesammelt, mit gutem Erfolge als Minister zum Wohle ihres Vaterlandes benutzen. r.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

g Kopenhagen, den 12. Decbr. Wie die Stimmung hier ist, besonders in Bezug auf den Reichstag und das neue Ministerium, werden Sie ungefähr aus den Blättern ersehen haben. Sie kann im Ganzen gewiß eine befriedigende genannt werden. Während sie in den Märztagen sich in überschwänglicher Begeisterung, in die Extremen nach übergespannten Erwartungen bewegte, ist sie nun besonnener, ausgeglichener und ruhiger überschauend geworden. Das Volk hat den besten Glauben an sein neues Ministerium, und hofft, daß es die schweren Aufgaben glücklich lösen werde, aber es ergiebt sich nicht mehr jenem behaglichen Traumzustande des unbedingten Vertrauens-Votums, es will nun selbst durch sein Organ, den Reichstag, seine Regierung zu gleicher Zeit unterstützen und überwachen. Dieser wird es natürlich auch leichter, ihre Aufgabe zu lösen, als dem vorigen Ministerium, da dieselbe aus weniger ungleichartigen Elementen, aus Männern besteht, welche nicht gleich auf der Journalistik und von der Redneribühne in den Staatsrath treten, und die, ohne zu den Vorkämpfern der extremen Bewegungen zu gehören, als welche sie leicht Mißtrauen und Widerstand hervorrufen könnten, doch als besonnene Freunde der Freiheit erkannt sind und sich zum Theil in früheren Amtsstellungen administrative Praxis erworben haben. Dies ist nun wohl, wie „Fädrelandet“ ganz richtig bemerkt, durchaus nicht hinreichend, um einen Staat zu regieren, aber Gewandtheit in einem der Theile ist doch immer besser als in gar keinem. Das neue Ministerium, welches sich im Wesentlichen der Politik des vorhergegangenen — nur mit anderer Methode — anschließt, wird, wie es scheint, seit einen streng constitutionellen Charakter zu bewahren suchen, ebenso weit von der Centro-Revolution wie von dem politischen Bauern-Regiment entfernt.

Der rathselhafte und, genauere Zeit in einen Schleier mysteriöser Geheimnisse eingehüllte Grund zum Austritte der sogenannten Märzminister, welchen „Fädrelandet“ mehrermale, besonders in Bezug auf den Kriegsminister, als einen unerörterten Trimmph zu schildern suchte, scheint sich nun doch, einigen Aeußerungen des Herrn Lehmann zu Folge, die denselben der Beantwortung einer Interpellation im Reichstage entschlüpften, ganz einfach als eine schon lange bestandene und leicht erklärliche Unehnigkeit in der ministeriellen Politik zwischen den Altren und jüngeren Mitgliedern herausgestellen, und man hätte in diesem Falle, wie „Köbenhavnsposten“ bemerkt, nur wünschen müssen, daß der Bruch schon eingetreten wäre, sobald die Divergenzen sich zuerst deutlich zeigten. Als es nun zum Bruche kam, ging die Regierungs-Berathung nur sich, nur begleitet von einigen mehr oder Interpellationen — im Ganzen höchst freundschaftlich, friedlich und ruhig, wie unsere Märzbewegung, und überhaupt alle unsere Bewegungen bisher. — Und doch, welche Veränderung ist vorgegangen! — Dieser schnelle Ministerwechsel ist ja etwas ganz Merkwürdiges, ein plötzliches Hinüberversetzen in eine nagelneue Welt, in ein ganz neues Zeitalter, Ihr und Dämen, die wir früher selbst nie in Gedanken aus an den Gedanken gewagt haben, daß ein Minister überhaupt abgehen könne, außer auf Befehl des Gevatter Choren — die wir und nie die Möglichkeit gedacht haben, daß diese köstliche Frucht in ihrer grünen Jugend vom Baume des Staates herabgepflückt werden könnte, statt wie in alten Zeiten erst im höchsten Stadium überreifer Hinfälligkeit durch eigene Wucht zur Erde zu fallen. Hierdurch wird man leicht darauf hingeführt, allerlei Betrachtungen über die constitutionellen Ministerien unserer Zeit, und über die Anwandlungen in denselben, die fast jeden Augenblick für nöthig befunden werden, anzustellen. Diese scheinen uns zu den Kinderkrankheiten zu gehören, welche der neuen constitutionellen Zeit folgen, und ihren ganz natürlichen Grund darin zu haben, daß ein constitutioneller Minister: 1) eine der temporären Volksmajestät angenehme Persönlichkeit sein, und 2) subsidiairer auch die nöthige administrative und politische Befähigung zum Regieren besitzen muß. Da dies Letztere sich nun durchaus nicht immer mit quotitativer Nothwendigkeit, dem Ersteren angeschlossen zeigt, so ist es ganz natürlich, daß jedes junge constitutionelle Volk im Beginne häufig ein weniger positiv brauchbares Wahl zusammen seinen anderen jüngeren Söhnen treffen muß, eben wie man in manchem Kartenspiele das Recht hat, die alten Karten fortzuwerfen, und so lange neue zu kaufen, bis man endlich Trümpfe und Matadors genug zu haben glaubt, um seinen Gegner aus dem Felde schlagen zu können.

Sollen wir nun kurz eine Meinung über die jüngst stattgefundene Personalveränderung in dem hiesigen Ministerium aussprechen, so läugnen wir nicht, daß es uns besonders leid gethan hat, daß auch der Handelsminister Bluhme austreten sich veranlaßt sah, da er im Allgemeinen für das verhältnißmäßig geschäfts- und regierungskundigste Mitglied des vorigen Kabinets angesehen wurde. Da er zugleich seine Entlassung gebeten hat, liegt eine Art politischer Ultra-Tendenz an den Tag zu legen, schien es um so weniger nöthig für ihn zu sein, abzutreten, und man kann doch nicht voraussetzen, daß er nach Art der alten Besserer einen privaten Bund auf Tod und Leben mit der Lehmannschen Fraction geschlossen habe, mit ihr zu stehen und zu fallen. Es können auch wohl kaum diesemische Motive zu Grunde liegen, unter der Voraussetzung nämlich, daß der jetzige Finanzminister, Graf v. Sponeck, auch das Departement des Handels übernimmt; solche Gründe können sich hier wohl nicht geltend machen, besonders wenn das Gerücht sich bestätigt, welches „Köbenhavnsposten“ mittheilt, daß nämlich die abgegangenen Minister, bis sich eine andere Beförderung für sie finde, eine Pension von 1600 Rthlr. erhalten sollen. Dann müßte man freilich den Himmel bitten, seine Hand so lange als möglich über jedes unserer constitutionellen Ministerien zu halten.

Was nun die neuen Personlichkeiten betrifft, so ist ja der Minister ohne Portefeuille, Clausen, bekannt, und wie es mir scheint, ziemlich richtig im „Telegraphen“ geschildert; er bietet wohl die wesentlichste Garantie dafür, daß die nationale und tractatsmäßige Politik, wenigstens dem Principe nach, aufrecht erhalten wird. Unter allen Umständen ist es ein Mann, der, wie man auch seine politischen und socialen Ansichten beurtheilen mag, und obgleich er, wie „Fädrelandet“ sagt, keine politische, sou-

Digitized by Google

dern nur eine wissenschaftliche Notabilität ist, doch durch seinen festen Charakter, durch seine Klugheit und seinen klaren Kopf nicht anders, als zutrauenerweckend kann. Dasselbe gilt im höchsten Grade vom Finanz-Minister Madvig, der jetzt im Privatleben durch seine Gutmüthigkeit bekannt, mit dem aber durchaus nicht zu spaßen ist, wenn es ernste Interessen gilt. Keiner weiß sich besser, als die deutschen Philologen, mit denen er so manche Lanze gebrochen hat „Ki mitiavuti non sine gloria."

Wir wollen nun wünschen, daß er sich wenigstens halb so tapfer und unüberwindlich auf dem politischen Gebiete, sowohl in unserer Stellung dem Auslande gegenüber, als vor den inneren Schwierigkeiten zeigen möge, welche in der Feststellung der seinem Departement gehörenden Rubrellung des Grundgesetz-Entwurfs hervortreten dürften. Daß man ihm ein Portefeuille angeboten hat, kann indessen durchaus nicht einer anerkannten politischen Erfahrung bei ihm zugeschrieben werden, sondern nur der allgemeinen, auch durch sein Auftreten als Mitglied der Reichsversammlung begründeten Ueberzeugung, daß er eine so eminente, universelle Tüchtigkeit besitze, daß auch ein tüchtiger Minister aus ihm müsse gemacht werden können. Er ist auf der kleinen Insel Bornholm 1804 von armen Eltern geboren, und obgleich seine Jugendjahre in eine Zeit fielen, wo das Nationalitäts-Philisterium und der Nepotismus in viel höherem Grade als jetzt an der Universität herrschten, zeigte sich seine Tüchtigkeit in seinem Fache (der klassischen Philologie) von so unwiderstehlicher und siegreicher Natur, daß er, was damals etwas Unerhörtes war, und es noch jetzt ist, in seinem 25. Jahre als Professor angestellt wurde. Durch seine seltene akademische und literarische Wirksamkeit hat er sich im Besitze einer ganz enormen Arbeitskraft gezeigt, und ist im Ganzen einer jener „Eisenköpfe", die durch keinen neuen Stoff abgeschreckt werden, und die nicht loslassen, bis sie ihn ganz durchdrungen und besiegt haben. Seine umfassenden klassischen, historischen und philosophischen Studien bilden eine so feste Grundlage für sein Wissen, daß er sich wahrscheinlich mit Leichtigkeit und Sicherheit selbst auf einem Gebiete bewegen werde, das bis dahin seinen Plänen ferne lag; er zeichnet sich durch einen scharfen durchringenden Verstand und einen gründlichen Haß gegen Alles aus, was „Phrasen, Ahnungen und Verschwörungen" heißt.

Der Minister des Innern, Bang, ist ein fleißiger Jurist, der sich seine practische Bildung unter der alten Bureaukratie erworben hat, und Oersted nicht ohne Glück in den früheren Ständeversammlungen als Königlicher Commissarius abklärte. — Er wurde damals gewöhnlich von den Conservativen für liberal und von den Liberalen für conservativ gehalten, so daß man ihn wohl für einen genügsamen Reformenfreund halten kann, der seine Politik mit der Zeit und den Umständen in Einklang zu bringen wissen wird.

Der neue Finanzminister v. Sponcck ist, obgleich von Adel, doch vielleicht im höheren Grade als die übrigen Mitglieder des Kabinets, ein Kind der neuen Zeit, theils durch sein Jugend, theils dadurch, daß er nicht seiner Abstammung, sondern anerkannten Tüchtigkeit seine jetzige Stellung verdankt. Er ist somit Einer von denen, an denen Leben das früher besprochene Axiom „den Kopfstellen der sieben angestammten Berühmtheiten, der plötzliche Sprung von den stagnirenden Sümpfen der alten patriarchalischen Zeit in den reißenden Strom der neuen constitutionellen, auf die knappanstehe Stelle zur Anschauung kommt. Schreiber dieses erinnert sich noch ganz deutlich, daß er sich vor wenigen (höchstens fünf bis sechs) Jahren in einem Geschäfte im Redactionszimmer einer Kopenhagener Zeitung befand. Der Eigenthümer v. Sponcck hatte damals, als ganz junger beschäftigter Kanzellist in der General-Zollkammer, ein Buch über das Zollwesen geschrieben, das in seiner Art sehr gut gewesen sein soll; und der Verfasser kam nun und brachte sehr bescheiden selbst ein Exemplar seines Buchs auf das Bureau der Zeitung, wahrscheinlich um es für eine Kritik zu empfehlen. — Der Redacteur, der gerade an dem Tage keine Lust hatte, Andern Audienz zu geben, ließ zur Thür hinausrufen, gerade wie früher Scipio Nasica, daß er nicht zu Hause sei, und der junge, bescheidene Kanzellist mußte, was mir wirklich leid that, fortgehen, ohne daß die Sonne der Audaction ihn und die Erstlinge seines Geistes beschienen hatte. Wie hat sich nun das Verhältniß nicht geändert! Man kann man ohne Zweifel sich und wieder den Redacteur derselben Zeitung als Audienzsuchenden im Vorgemach jenes jetzigen Verfassers finden, und er wird sich vielleicht sehr geschmeichelt fühlen, wenn er dort sein Blatt liegen sieht und daraus schließen kann, daß es vielleicht vom Finanzminister gelesen wird. —

Der Kriegsminister Hansen soll ein sehr tüchtiger Soldat sein, der durchaus nicht Anspruch darauf macht, für einen politischen Character zu gelten. —

Was und unser den Ministern, oder besser im Berein mit ihnen, ganz besonders im Sinne liegt, ist natürlich das Land „Schleswig-Holstein." Der Zustand bei dem „unpraktischen" v. h. daselben Theil der Verwaltung, ist nach ungefähr derselbe wie jüngst; kaum Nachrichten von solchen, die sich die Erbitterung, und folglich der Militärdespotismus noch nicht im Anwehmen zu sein; es ist sogar der Vorschlag gemacht, daß jeder erwachsene Schleswiger stets, selbst in der Kirche, Waffen tragen solle, damit sie sich in ihrer verzweifelten und verlassenen Stellung selbst werden können, und nicht täglich eine Widerkunft des deutschen Priester von Deputaten herstellen") zu sagen sich eine einfeitig aufgelegte Steuer abpressen zu lassen brauchen. In einem Tanzlocal in Flensburg ist es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen dänischen Soldaten einerseits und handfesten Schleswigholsteinern andererseits gekommen, in welchem Mehrere todt und verwundet blieben, und in Folge dessen die reisenden Truppen versagt werden sollen. In derselben Stadt wird die dänische Bevölkerung natürlich auf vielfache Weise geplagt und gequält und ist durch die Garnison darauf hingewiesen, sich in dem jetzt so modernen „passiven Widerstande" zu üben. Dies zeigt sich z. B. auf eine ganz komische Art einem fanatischen katholischen Priester Valentiner gegenüber. Da die Gemeinde seine kindigen Demonstrationen unternehmen kann, sorgt man dafür, daß er sich in jedem Hause, in das sein Amt ihn führt, ein Portrait des dänischen Königs so angebracht findet, daß er zu seinem großen Aerger nicht vermeiden kann, es zu sehen; jeder Junge, der zur Taufe gebracht wird, wird consequent nach dem Könige genannt und heißt Frederik Carl Christian, so daß der Priester in seiner Entrichtung eine Petition an die interimistische Regierung drastischsten soll, daß dieser Name auf das Strengste in den Herzogthümern verboten werde. Im Uebrigen scheint die Stimmung unter den „Schleswigholsteinern" selbst etwas gedrückt zu sein, und sie blicken nicht ohne Besorgniß in die Zukunft, an deren Horizont ein Zeitungs-Correspondent sogar „drohende Wolken sich aufthürmen sieht. Daß sie unter anderm die unermüdlichen Umwechslungen in der Politik zu verfolgen, welche diese Correspondenten der kriegerischen Partei bewegen. In den Blättern schillt man ganz ungenirt auf die Centralgewalt, um durch dies gelinde Mittel diese, wie den König von Preußen daran zu erinnern, daß sie ihre Pflicht thun solle. Endlich macht man, wie bei mehreren früheren Gelegenheiten auf die Tagsdem der Schleswig-holsteiner und die Ceser aufmerksam, welche sie der gemeinschaftlichen deutschen Sache gebracht haben. Ein Paar dieser Aeußerungen sind so characteristisch, daß ich nicht umhin kann, sie zur Erkennung ihrer gebildeten, besonnenen und unparteiischen deutschen Ceser abzuschreiben. Im Hamburger unparteiischen Correspondenten vom 29. Nov. heißt „Aus Schleswig-holstein": „Schleswig-holstein ist großartiger Opferung gewesen, indem es in Betracht, daß es für Deutschlands Einheit und Freiheit große Opfer bringen mußte, seinen Herzog, der seine Regierungsgewalt über Schleswig-Holstein verwirkt hat, als unsrel betrachtet hat und in integrum restituiret zu — — „Die Centralgewalt ist schwach, sowohl der Macht, als der Würde nach. — Man soll von Seiten der Centralgewalt nicht abgeneigt gewesen sein, Herrn Stedmann abzurufen, wenn wir nur nicht darum nachgesucht hätten, aber weil es von hier aus ziemlich entschieden begehrt wurde, soll die Reichsgewalt, um sich stark zu zeigen, es abgelehnt haben."

Politische Rundschau. Derer, die in internationalen Verhältnissen noch immer den sogenannten „Rechtsboden" als ein Moment von Bedeutung zu betrachten geneigt sind, will ich Ihnen noch einen Artikel aus der Berlingschen Zeitung mittheilen; und da der Schleswig-sche Conflikt in diesen Jahre seinem eigentlichen Character nach nur eine Processsache war, wo es gilliq, oder zur Abwechselung, ob die gesetzlichen Mittel nicht den oberen Ausschlag geben sollten, so scheinen, zur Procedur mit „Pulver und Blei" kam, wird es, nachdem letztgenannte Methode wieder „fistirt" ist, nicht unzeitgemäß sein, wie der Artikel es thut, auf ein altes Actenstück hinzuweisen: „Da man nachgerade den Anfang gemacht hat, die Unselbstarbeit der Behauptungen deutscher Diplomatik in Betreff der Staatsrechtlichen Verhältnisse und der früheren Verbindung Schleswigs mit dem deutschen Reiche in Zweifel zu ziehen und zu bestreiten, so wird es nicht ohne Interesse sein, mit einem Rechtsspruch des deutschen Reichskammergerichts vom 22. März 1587 bekannt zu werden, in Sachen betreffend verwittelte Obliegenheit des Stifts Schleswig jährliche Kammerzügen zu erlegen, wodurch diese Rechtsfrage aus dem Grunde zu Gunsten Documents entschieden worden, weil anerkannt ward, daß das Herzogthum Schleswig zu Deutschland in irgend welcher staatsrechtlichen Verbindung nicht stehe. Um das Gewicht dieses Erkenntnisses gehörig schätzen zu können, verdient beachtet zu werden, daß es gesprochen ist etwa 500 Jahre nachdem die für das dänische Reich unbestreitbaren Belehnungen des Herzogthums Süd-Jütland durch dänische Könige ihren Anfang genommen hatten, wodurch der Grundstein zu demjenigen Schisma zwischen diesen und den übrigen Theilen des Reichs gelegt ward, worauf nachmals die Feinde des Landes unablässig fortgebaut haben; und daß das Reichskammergericht in der Zeit, als gedachtes Erkenntniß öffentlicher abgegeben wurde, das zur Erledigung

*) Als Vergeltung haben die Bauern auf Alsen einen deutschen Prediger fortrtansvertirt, der dort seinen Eingang halten wollte.

Digitized by Google

deutscher Staatsrechtslehren kompetente Tribunalium war. — Ein Mehreres über obgedachte Rechtsfache wird zu ersehen sein und dem Herrn Theil von Baron von Harpprecht „Geschichte des Kaiserlichen und Reichskammergerichtes," sowie aus „Adrian Gylmanni decisionum rerum in camera imperiali judicatarum Lib. I., doc. II."

Der Reichstag.

Achtundzwanzigste Sitzung. Der Schleswiger Professor Fior interpellirte den Minister des Auswärtigen über die schleswigschen Zustände. — „Er wolle nicht bei dem traurigen Zustande verweilen, welchen der Waffenstillstand in Schleswig hervorgebracht habe, auch nicht die Blutthaten, welche die Besatzung von Bramsen, namentlich in Hadersleben und Apenrade, weiter berühren, ebenso wenig wie die Lebensgefahr, welcher mehrere Personen in der erstgenannten Stadt wegen ihrer dänischen Gesinnung ausgesetzt gewesen, und nicht das Schicksal der bedauernden Soldaten, denen es verboten worden, ihre Verwandten zu besuchen und zu besuchen, auch nicht den von den schleswig-holsteinischen Zeitungen in Ausſicht gestellten militairischen Cordon, der jede Verbindung zwischen Alsund und Schleswig aufheben solle; — er wolle einige andere Thatsachen zur Motivirung seiner Interpellation: „Was die Regierung schon unternommen habe oder zu unternehmen gedenke gegen die ungesetzlichen Maßregeln, unter welchen die Schleswiger seufzen," vorbringen. Zum Schluß es im hohen Grade befremdend und ungesetzlich, daß von der schleswig-holsteinischen Regierung noch fortwährend Getreide-Lieferungen auf Kriegs- und Einkommensteuer den Schleswigern abgefordert werde. In dem Hwidding-Bezirk habe man 700 Tonnen Roggen und eine gleiche Menge Hafer eingefordert, zu liefern am 6. d. M. in Hadersleben. Wo man die Prästation der naturalia und die Steuer verweigere, folge Execution und Auction. Er wolle ein Beispiel nennen: Ein Schulz, Namens Juul, aus dem Dorfe Westrup hat sich das Gewehr zur Unterstützung gewandt, weil seiner Frau, die zu Hause geblieben, 30 Thaler Einkommensteuer abgefordert werden sind, und er eine solche Summe nicht bezahlen kann. Er sehe in diesen und ähnlichen Fällen nicht allein eine Plage und Druck der Schleswiger, sondern auch Strafen der schleswig-holsteinischen Regierung, um die feindliche Kriegskasse mit Geld und Proviant zu füllen. — Der Minister des Auswärtigen verwies in seiner Antwort zuerst auf die von der dänischen Regierung an den Gesandten der deutschen Central-Gewalt, Herrn Banks, gerichtete Note vom 25. Novbr. hin (die Note ist bekannt) und sah, indem er darauf aufmerksam machte, daß die angesangenen Friedens-Unterhandlungen es nicht erlaubten, mit Waffenmacht in Schleswig einzuschreiten, die Verschierung, daß die dänische Regierung sich mit den exaltirten Vorstellungen sowohl an die Centralgewalt Deutschlands als an die freundschaftlichen Mächte gewendet, so wie sie auch an die für sie in London unterhandelnden Personen Ordre gegeben habe, vor allen Dingen auf ein vorläufiges Ordnen der inneren schleswigschen Verhältnisse zu dringen. — Ueber diese Angelegenheit entspann sich eine Discussion, die aber ohne eigentliche Bedeutung war, und von dem Präsidenten zuletzt abgeschnitten wurde, weil kein Antrag, sondern nur eine Interpellation vorlag. — Ein Antrag auf die stumme Regeln für die Gültigkeit der Abwesenheit eines Mitgliedes der Versammlung und für die Fälle, in welchen die Anwesenheit eine Pacaty hervorrufen könne, fand, gegen Erwarten, wenig Anklang und fiel mit Stimmenmehrheit durch.

Schweden.

† Stockholm, den 24. Novbr. Der Kronprinz nebst den Prinzen Gustav und Oscar besuchen auch während dieses Wintersemesters wie früher auf einige Zeit die Universität Upsala, um dort der einen und anderen Vorlesung beizuwohnen und „Gegenſtänden, die erhaben und wohl werth sind von Schwedens Söhnen erwogen und von seinen Königssöhnen im Herzen getragen zu werden", wie der vereinigte Gefter vor einigen Jahren, bei Verabschiedung seiner Vorlesungen über die inneren gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit, äußerte. Aufmerksamkeit zu widmen. Am Abende der Ankunft wurden die von den Studenten innig geliebten Prinzen mit Gesang begrüßt. In diesem gemeinschaftlichen Zuzug nach einem höheren Ziele liegt eine hohe Bedeutung, und sowohl die Söhne Schwedens als seine Königssöhne geben in unserer bewegten Zeit ein herrliches Beispiel, den die Nationen der Geschichte sind gewiß eine eigene Ausmerksamkeit schenken dürften. Hier hat sich nicht der Aristokratie geltend machen können, daß Staatsweisheit nicht bei dem besemenen Manne, sondern bei dem rohen Arbeiter zu suchen und zu finden sei. Eine gütige Vorsehung hat es uns hier mehr als irgendwo möglich gemacht, zu prüfen, und was gut ist zu behalten. Alle Wühlereversuche werden an nordischer Besonnenheit und Kraft scheitern. Lassen sich die schwedischen Studenten von einem verwirrten und nach außen gerichteten politischen Scandinavismus in einem unbewachten Augenblicke überrumpeln, so konnte dies nur vorübergehend sein und bald genug mußten sie zu wahrer im Geiste und in der Wahrheit auffaſſen Schleswig ist nicht bestimmt Germanien von Skandinavien feindselig zu trennen, sondern ein Gelenk zu einer innigen Verein igung zu bilden; wozu aber, meiner Ansicht nach, einzig und allein nur der status ante bellum dauerhaft beitragen kann. Je mehr man sich hiervon übergeugt, desto mehr wird auch alle gegenseitige Feindseligkeit verschwinden.

Belgien.

Die Erbschaftssteuer in Belgien.

Eine der wichtigsten Aufgaben für den Augenblick besteht darin, Belgien eine gute finanzielle Lage zu bereiten, sowohl durch weise Ersparnisse, als auch durch ein Steuersystem, welches mit der demokratischen Constitution der Gesellschaft im Verhältniß steht. Alle Diejenigen, welche das Budget von 1849 kennen, müssen davon übergeugt sein, daß die Regierung wirklich entschlossen ist, jede Ausgabe zu vermeiden, deren Nützlichkeit bestritten werden könnte; die Finanzgesetze, der gesetzgebenden Versammlung bereits vorgelegt, zeigen anderseits, daß das Ministerium sich bemüht, zur Verbesserung der Finanzverhältnisse geeignete Mittel zu finden. Dies gilt besonders von den neuen Gesetzvorschlage in Betreff der Erbschaftssteuer. Die Regierung hat an den Grundlagen des bereits im Jahre 1847 vorgelegten Entwurfes festgehalten, indem sie aber eine gewisse Ihre Disposition berichtigt, und auch bedeutende Lücken ausgefüllt hat.

Dieser Entwurf scheint und die Anerkennung aller Derer zu verdienen, welche mit den Grundgesetzen der politischen Oeconomie vertraut sind und nicht vor Neuerungen erschrecken, wenn sie auf allgemeiner Räglichkeit und strenger Unparteilichkeit beruhen. Uebrigens ist die's Erbschaftssteuer in gerader Linie nicht einmal eine Neuerung. Sie existirt in England und Frankreich; und hier ist sie nur theilweise durch das Gesetz vom 27. Dezember 1817 aufgehoben. Es kann in diesem Übergange nur zwei Ansichten geben; Zudet man diese Erbschaftssteuer in der Seitenlinie billig, so muß dasselbe Princip auch auf die gerade Linie angewendet werden; erkennt man das Eine an, so muß auch das Andere anerkannt oder aber dem öffentlichen Schatze diese Hülfsquelle ganz entzogen werden.

Unserer Meinung nach aber giebt es keine gesetzlichere mit weniger drückende Steuer als die auf die Erbschaften. Dies war auch die Ansicht J. B. Say's. „Eine Steuer auf die Erbschaften, die fast immer von einem Capital gezahlt wird," sagt er, „ist eine der Steuern, die am leichtesten zu tragen sind. Sie kann nur durch ihren Mißbrauch ungerecht und schädlich sein." Man wird aber wohl keinen Mißbrauch in den Dispositionen des Gesetz-Entwurfes, den der Finanzminister schon vorgelegt hat, finden. Er schlägt vor, nach Abzug der im Gesetze von 1817 bezeichneten Schulden, ein Progent von den als Inventarium und in directer Linie ererbten zu erheben; fünf Prozent von den übrigen Erbschaften. Von dieser Abgabe nimmt er jedoch Gegenstand aus, der, nach Abzug der Schulden, nicht die Höhe von 100 Franes erreicht. Die Steuer wird daher im Gesammten die geringeren Beträgen sehr gelinde treffen, während sie nach den strengsten Regeln der Gerechtigkeit im Verhältniß steht zu der Größe der Erbschaften steigt. Die Regierung hat es für nöthig erachtet, die Möglichkeit der Erklärungen durch den Eid zu erhärten. Man darf sich aber nicht über den Charakter der hier angewendenden Formalität täuschen. Der Eid, vorgeschrieben durch das Gesetz von 1817, war im Jahre 1830 durch die provisorische Regierung aufgehoben worden. Nach dem Finanzminister, als allgemeine Regel, selbst dann vorgeschrieben, wenn er nutzlos war, in Mißbrauch ausarten. Der Gesetz-Entwurf will seinen Mißbrauch weder exaltiren; er ist eine Formalität, deren Nutzwerthigkeit sich für gewisse Fälle bewähren hat. Die Erben in gerader Linie werden nicht an diese Formalität gebunden sein; was die anderen Erbschaften betrifft, so beschränkt sich der Eid bei ihnen nur auf Mobilien und ist dann Unterschlungs-Eid. Jedes Gesetz muß seine Sanctionen erhalten, ohne welche es praktisch nicht geübt werden. Es geht übrigens aus der Darlegung der Motive des neuen Gesetz-Entwurfes hervor, daß die Mobilien, die zur Erbschaftsmasse gehören, nur selten auf ihren wahren Werth angegeben, gewissen selbst gar nicht deklarirt waren. Im Jahre 1829 erreichte der Werth der deklarirten Mobilien eine Höhe von 20,886,000 Frs. Im Jahre 1840, statt eine Steigerung zu finden, sieht man den Betrag auf 14,150,000 Frs. herabsinken. Die Sanction einer Formlichkeit wird mildin gar geheiligen Nutzwendigkeit. Es muß übrigens bemerkt werden, daß diese Formalität in den Bereich des gemeinen Rechts gehört, und den Charakter des Durch den Code civil entheiligten Eides trägt. Der ehrliche Steuerpflichtige wird ebenfowenig vor ihm zurückschrecken, wie vor den Zeugeneide. Um was handelt es sich denn? Doch nur um eine einfache Bestätigung vor dem Friedensrichter.

Eine andere Einrichtung wird ihres Nutzens und ihrer Billigkeit wegen nicht minder anerkannt werden. Es ist dies die Ausdehnung der Abgabe von 40 Prozent auf Schenkungen, die zu Lebzeiten zu Gunsten von Hospitälern, Fabriken, Kirchen gethan sind, und auf andere Einrichtungen zur todten Hand. Warum sollen Schenkungen von der Steuer befreit sein, während doch die denselben Zuständigkeiten gemachten Legate ihr unterworfen sind? Es müßte hier Uebereinstimmung eintreten, denn es war kein Grund vorhanden, weder die erste, noch die zweite Kategorie aufzumuntern.

(Independence belge).

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter.

Dritter Artikel.

Gustav Philipp v. Creutz aus Finnland, 1729—1785.
Gustav Frederik Gyllenborg, 1731—1808.
Johann Henrik Kellgren, 1751—1795.
Carl Gustav v. Leopold, 1756—1829.

Diese vier Dichter können füglich zusammengestellt werden, (obgleich zwischen dem Geburtsjahre des Ersten und dem Todesjahre des Letzten gerade ein Jahrhundert liegt), weil sie viel Aehnlichkeit darbieten, insofern sie die schwächern Töne auf der schwedischen Harfe jener Zeit anschlagen, während Bellman sie gleichsam als Grundton und Octave einschliesst. Denn ihm standen ausser dem lauten gefelligen Jubel auch das sanft Idyllische und das tief Religiöse zu Gebote, während diesen nur die Darstellung des zarteren Gefühls und höchstens das Satirische gelingt. Auch haben sie je zwei wieder Aehnlichkeit. Bei den beiden Letzteren hat neben dem Gefühlvollen das Scherzhafte, bei den Ersteren das Idyllische die Oberhand, wie denn auch die Geburtsjahre von Creutz und Gyllenborg ganz nahe aneinander, die Sterbejahre von Kellgren und Leopold weit auseinander liegen. König Gustav vereinigt sie, doch so, dass jene schon blühten, als er auftrat, diese aber erst durch ihn entfaltet wurden. Wiefelgren stellt die Ersteren zu hoch, wenn er sie mit Bellman zusammen drei Sterne nennt, welche einen Orionsgürtel von unvergänglichem Glanze bilden, während Lénström bei Ersteren zwar von Gefühl, arkadischer Naivetät und heroischer Wärme, aber zugleich an anderen Stellen von Verkünstelung und Kälte, bei dem Letzteren überdies von Langweiligkeit und Prunksucht spricht, und die kleineren Gedichte beider Dichter den längeren vorgieht.

Das längste von Creutz ist eine Idylle, „Atis und Camilla“, erschienen 1760, in fünf Gesängen, das längste von Gyllenborg ein episches, „der Zug über den Belt“ in zwölf Gesängen, (beide in Alexandrinern) im Geschmack der Henriade, womit der Werth hinlänglich bezeichnet ist. Von „Atis und Camilla“ sagt Wiefelgren, dass es noch immer die beste schwedische Idylle, und in klassischer Hinsicht vollendet, kein Wort darin zu wenig oder zu viel sei, nicht ein einziges ohne Nachtheil mit dem anderen vertauscht werden könne, dass selbst Tegnérs Frithjofssage die Leser nicht mehr hinreisse als dieses Gedicht es nunmehr seit 90 Jahren gethan habe. Meiner Meinung nach steht Atis, so wie Gyllenbergs Zug über den Belt nur mit unserem Fr. Wilh. Zacharid, der ihr Zeitgenosse war (1726—1777), beschreibenden und erzählenden, auch in Alexandrinern abgefassten Gedichten, (die Tageszeiten, der Renommist, der Pharton, Murner in der Hölle) auf gleicher Linie, wenn gleich völlig wahr sein mag, was Wiefelgren hinzusetzt, dass er siebzigjährige Greise gekannt habe, die nicht ohne Thränen die Landschaftsmalerei im dritten Gesange des Atis hätten lesen können, die hier übersetzt stehen mag:

Am Strand geräuber, der dem Strom entgegenschießt,
Wo sich als Vorgebirg ein grüner Anger schließt,
Dort steht Camilla's Aug' verhrlose Rudel fliehn.
Doch ein verwundet Reh flieht zum Verräthersstrand,
Und wirft sich in die Flutb und sucht das Drübenland.
Auf Wellenrücken schleift es thurige Furchen jetzt,
Und in Camilla's Busch sucht Zuflucht es zuletzt.
Sie stimmt in ihren Arm, und auf der Wunde mild
Zieht abgemanden Aug's sie das Geschoß dem Wild,
Wiewohl doch ihre Müh' ihm Rettung nicht erwirbt:
Es leckt der Nymphe Hand, es ächzet, und — es stirbt.

Folgende Verse aus dem Sommerliede von Creutz führt derselbe Geschichtsschreiber an, um zu beweisen, wie hoch der Dichter über seinen Vorgängern Dalin und Frau Nordenflycht im Lyrischen, besonders in Behandlung der Sprache stehe, die früher so hart gewesen sei.

Dort grünt ein heil'ger Hain, den nimmer
Die Axt verletzt mit scharfem Stahl,
Hier glänzt ein Feld in lichtem Schimmer
Mit Rindern unzählbarer Zahl.
Ein Bergstrom rollt den Abhang nieder,
Und unbeständig hin und wieder
Durchschlingt die Au er flotz und frei,
Bis er zur Gnlg'n im grünen Raume
Geschergt, und mit vermehrtem Schaume
Hinfluret in die salz'ge See.

Sieh dort das Meer, das holmenreiche,
Wo sich das Tagbgestirn erquickt,
Erglänzend in dem glatten Reiche,
Blinb wird mein Aug', indem es blickt.
Ein mildwreit Segel steht es schweben,
Dort wo sich Gothenthürm' erheben,
Die Windesbrauts und Zeit verstickt.
Leicht wehn's vorüber weiten Feldern,
Die mit der goldnen Ernte Wäldern
Der heiße Strahl der Sonne schmückt.

G. F. Gyllenborg, nicht zu verwechseln mit andern seines Namens, Karl und Olaf, Brüdern und gleichfalls geachteten Dichtern, war ein Freund von Creutz und, wie er, Verfasser von Idyllen, doch auch von kräftigeren Dichtungen, in denen sein Fehler der Mehrseitigkeit zurücktritt. Zum lyrischen Dichter schien ihn sein feines Gefühl zu bestimmen. „Wenn Creutz (der am spanischen Hofe Gesandter gewesen war) seine Fahrt über die Schnee- und Eisfelder der Pyrenäen erzählte, so schauderte Gyllenborg, und es klapperten ihm die Zähne vor Frost; wenn jener die Sommerhitze in den Thälern beschrieb, musste dieser sich die Weste aufknöpfen; wenn die lauen Winde mit ihren Blumendüften erwähnt wurden, zog er seinen Frack aus; kam die Rede auf die Schwüle der Sandwüsten, so ging er ans Fenster und öffnete es, selbst mitten im Winter, — und das alles unbewusst.“ Dass bei einer so leicht erregbaren Mitempfindung dennoch ein Mittelmaß von dichterischer Fähigkeit stattfinden kann, zeigt eben dieser Dichter, dessen Hauptgedicht, der „Zug über den Belt“, ein Nationalepos, — laut Lénströms richtigem Urtheile, wärmig, rhetorisch und von allegorischer Maschinerie, z. B. den Gottheiten dem Waffenglücke, der Kälte, des Neides, so wie von Reminiszenzen der Voltairischen Henriade voll ist. Didaktisch-rhetorisch ist auch sein Versuch über die Dichtkunst in vier Gesängen, so wie seine Satiren; besser sind seine Oden und die lyrischen oder lyrisch-beschreibenden Gedichte: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, welche an den Reichsmarschall Oxenstierna (1751—1818) Tagezeiten, Morgen, Mittag, Abend und Nacht, Seitenstücke ähnlichen Werthes erhielten. In Gyllenborgs Ode an die Seelenstärke (von 1763) heißt es:

O Freiheit, du entstammst die Seel' in heil'gen Bohen,
Vom Schlaf erwachend wird sie ihrer sich bewußt.
Die Dichter von Athen und Sparta's Kriegsheroen,
Sie sogen mächt'gen Muth und Kraft an deiner Brust.
Welch hohe, hehre Flammen glühten
Nicht bei dem Rufe: Freiheit, Vaterland!
Besteht das Herz nicht alle Mühen
Von deinem Jugendhauch entbrannt?

Aehnlich sind folgende Zeilen aus den Jahreszeiten:

Du Land, das Helden stets geboren,
Der Knechte Wohnung werte nie!
Die Tugend, die die Ruhm erkoren,
Strömt heim' aus deinem Schoofe sie!
Durch Thaten alle Welt bekehre.
Daß unter Schwedenland der Ehre,
Und Bundestreue Heimat sei!
Versink' in Nacht der Name dessen,
Der, Schwedens Sohn, je kann vergessen,
Daß er nur lebe, wenn er frei.

Diese Verse gewinnen an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß Gyllenborg zur Zeit der schwedischen Freiheit oder der Beschränkung der königlichen Rechte lebte, welche von 1718—1772 stattfand.

Kellgren, dessen im Anfang dieses Aufsatzes schon erwähnt ist, hatte die Schweden für ihren größten Dramatiker. Das will freilich nicht viel sagen, da sie überhaupt keinen großen Dramatiker haben, und da ihm das eigentlich dichterische und zumal dramatische Vermögen der Erfindung und der Entwicklung einer Handlung abgesprochen werden muß. Er hatte höchstens für das Singspiel und die Oper Anlage; daher sind denn auch die lyrischen Partieen in seinen Schauspielen, und seine eigentlich lyrischen Gedichte nebst seinen Satiren

Digitized by Google

diejenigen von seinen Werken, welche nicht vergessen zu werden verdienen. Was diesem Dichter aber Ehre macht, das ist seine Selbsterkenntniß. „Kellgrens ganzes Dichterleben", sagen seine Landsleute", zeigte die ihm immer klarer werdende Ahnung, daß die Poesie ihren eigentlichen Boden im Herzen habe und nicht blos eine Dolmetscherin des Verstandes und Scharfsinnes sei. Diese Ahnung machte, daß er minder künstelnd erscheint als seine Zeitgenossen. Am Abend seines Lebens, ja vielmehr erst kurz vor seinem Tode, gewann er dichterische Freiheit und ließ seine Stimme aus der Tiefe seines Herzens ertönen; doch als seinem Geiste die hohe Einfalt der nordischen Natur aufging, ward er der Erde entrückt. Einer seiner Freunde, der ihn in seiner letzten Zeit mit deutschen Büchern versah, traf ihn eines Morgens mit Thränen in den Augen, und fragte ihn nach der Ursache seiner Betrübniß. „Ach, — antwortete Kellgren, und zeigte auf Klopstocks Gedichte — ich habe vergebens gelebt und meine Zeit auf werthlose Dinge verwandt." Der Freund wollte ihn mit der Hoffnung längeren Lebens trösten, aber Kellgren rief; „Es ist zu spät, ich bin so gut wie todt." — Bei einem so bescheidenen Dichter fühlt man sich um so mehr verpflichtet, das Gute und Gelungene anzuerkennen; und dessen giebt es in seinen kleineren Gedichten, gerade wie bei seinem Geistesverwandten Leopold, nicht wenig, wie denn auch sein Kunsturtheil z. B. in seiner Vorrede zu Bellmans Werken, meistens das Rechte trifft. Auf jeden Fall gehört er zu den bedeutendsten Männern unter den Akademikern und Schützlingen Gustavs. Von seinen lyrischen Gedichten wird „die neue Schöpfung" für eines seiner besten gehalten. Es ist ein Gemälde des Einflusses der Liebe auf die menschliche Seele: Zu seiner Geliebten sieht der Dichter das Urbild der Schönheit, und in der ganzen Schöpfung das Bestreben, dieses Ideal vermöge der Gefühle und Triebe, die der Natur einwohnen auszudrücken; aus allen Dingen strahlt ihm das Bild der Geliebten entgegen, etwa wie ein deutscher Dichter singt: „die Liebe malet mir sein Bild auf allen Blättern zart und mild." Die vier ersten Zeilen:

Du Urbild aus des Himmels Auen,
Der Schönheit Urbild, hell und rein,
Dich schaut' ich und vermag zu schauen
Seitdem in Allem dich allein —

wiederholen sich in der Mitte, und eben so am Schlusse mit dem Zusatz:

Mag immerhin, du Frau der Frauen,
Ich itzt von dir geschieden sein,
Du schwebst mir vor, und ewig schauen
Werd' ich in Allem dich allein.

Um den Eindruck dieser schönen Zeilen nicht zu schwächen, wage ich es kaum noch ein anderes Gedicht hinzuzufügen als etwa dieses Kleine:

Unter einem weiblichen Bildniß.

Dich bildete Natur, um einmal zu vereinen
An Körper und an Geist, was edel ist und schön.
Kunst stürmte sich hinzuzuthun; und zu erhöhn
Vermochte sie der Züge keinen.

Leopold ist ein eben so guter Prosaist als Dichter. Er schrieb über das Romantische, eine Geschichte der Gelehrsamkeit, Bemerkungen über Gyllenbergs Heldengedicht, der Zug über den Belt, und Reden; und dichtete Dramen, didaktische, satyrische, lyrische, ernste und scherzhafte, und Gelegenheitsgedichte, und war in den letztgenannten Arten am glücklichsten. Sein Landsmann Hammarskjöld hat ihn sehr strenge beurtheilt, und besonders hinsichtlich seiner Dramen verdient er es. Aber von den kleinern Gedichten erlaube ich mir zu seiner Empfehlung mehrere mitzutheilen; denn er ist mannichfaltiger als die drei vorhergenannten. Ich fange daher mit Scherzhaften an, und lasse Ernsthaftes und Zärtliches folgen.

Vermächtniß.

Sohn Georg, ich muß dich lassen;
Doch zuvor will ich dir noch
„Gute Lehr' in Verse fassen.
Denn dein Vater bin ich doch.

Friert dich, wärm dich sonder Rast,
Hungert dich, iß, was du hast.
Kömmt dein Liebs, mein's heil ist, aus,
Regnet's, flücht ins nächste Haus.
Hast du wenig Zeit, so eile;
Hast du viel, so geh mit Weile.
Bist du müde, leg dich nieder;
Schliefst du aus, auf stehe wieder.
Bleib's daheim die mißfällt heute,
Geh dann aus und such' die Leute.
Wenn die Zeit dort lang die wärmt,
Sohn, dann wieder heimgekehrt!
Fliehe, was dich hörnt und schreckt,
Suche, was die Frend' erweckt,
Leb', so lang' es möglich ist!
Stirb, wie ich, — verließe die Frist!

Wenn du folgest diesen Lehren,
Wirst du keines Glücks entbehren.
Tausende, vertrau mir, Knabe,
Leben mit den größten Ehren
Just, wie ich's beschrieben habe.

Die Nessel und die Dornrose.

Fabel.

In der Nessel in dem Gras
Sprach von ihrem Zweig die Rose:
„Die ward ein's der schlimmsten Loose.
Jedem weckst du Scheu und Haß.
Jeder wendet, Dich betrachtend,
Seinen Blick hinweg verachtend.
Keine Hand berührt dich;
Die es thut, verbrennet sich.
Ja, vielmehr ein Jeder wahrt,
Wenn er einmal hat erkannt
Deine gift'ge Weis' und Art,
Wohlbedächtig seine Hand." —
Drauf die Nessel: „Schad' bin ich,
Die Natur erschaffen mich;
Doch verbirgt kein schönes Kleid
Meines Brandes Gefährlichkeit.
Du bist schön, doch trügest du,
Recht geschaffen zu berücken.
Wer dich sieht, dem ruft da zu,
Dich zu riechen, dich zu pflücken,
Hohlst die Stacheln voller Tücken.
Und wie sehr auch mahne prahlen
Dein unschuldig hold Gesicht,
Pflegt du doch dem, der dich bricht,
Mit Verwundung zu bezahlen." —

Zeigt sich Bosheit nackt und bloß,
Ist Gefahr nicht allzugroß;
Aber, wenn sie täuschend gleißt,
Dann erst schadet sie zumeist.

Natur und Mensch.

Wie verjüngt, Natur, sich dir
Unaufhörlich die Geberde!
Wie dem Himmel, so der Erde
Kehret Jugend, kehret Zier.

Sonne, steht die selber gleich,
Läßt du unermeßlich Fluthen
Deiner Strahlen goldne Gluthen
Durch der Lüfte weites Reich.

Noch schlägt dein Gewässer, Quelle,
An den Rand, an den es schlug,
Als es sah den ersten Pflug
Gleiten nach bei deiner Welle.

Ewig tönt der Vögel Sang,
Hain, in deinen grünen Zweigen,
Die die Schatten niederneigen
Ewig auf des Wanderers Gang.

Alles blieb von Jahr zu Jahr
Ohne Freud' und ohne Schmerzen;
Ich allein mit meinem Herzen,
Ich bin nicht mehr, der ich war.

An die Ewiggeliebte.

Die goldne Hoffnung schwand, des Jünglings Hoffnung, ach,
Den immergrünen Kranz, der Dichtkunst zu erwerben;
Und die dem Leben ich, dem herben,
Gewebt, umsonst ist Müh', umsonst ist Ungemach.
Jetzt seh ich deutlich hingeneigt zu Grabes Sumpf
Verdrossne, Namen, Glück, — All', Alles gleicht dem Traume;
Die Täuschung schwand und ich bin wach.
Nur ein Verdienst, das mein ich nannte,
Und eine Wonne gab's, o sie entzückte mich
So sehr — Gott weiß es, daß ich für nichts Anderes brannte —
Dies, daß ich deinen Werth erkannte,
Und diese, daß ich hatte — dich.

Der Verlust einer geliebten Gattin hat auch unsern deutschen Haller zu nicht minder gefühlvollen Gedichten, und selbst den übrigens höchst mittelmäßigen Besser (1654—1729) zu schönen Zeilen Veranlassung gegeben, die zur Vergleichung hier Platz finden mögen:

Climene starb und sprach im Scheiden:
„Nun, Liso, nun verlaß' ich dich.
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt' eine dich so sehr als ich." —
Ach, sprach er, mag dich das betrüben?
Climene, nur dein Tod ist Zwang:
Kannst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

K. L. Kannegießer.

Digitized by Google

Holländischer Zeitungskatalog.

Verzeichniß der wissenschaftlichen und unterhaltenden Zeitungen Hollands.

I. Monatsschriften.

Maandschrift voor den beschaafden stand, ter bevordering van bijbelkennis en christelijk leven.

Boekzaal der Geleerde Wereld.

Godgeleerde Bijdragen.

De Hervorming. Maandblad voor de Nederlandsche Hervormde Kerk.

Waarheid in Liefde, een Godgeleerd Tijdschrift.

Bijbelsch Dagschrift of de invloed des Christendoms op huishelijk en maatschappelijk geluk, in Godsdienstige Overdenkingen op iederen dag des jaars.

Bijbelsch Magazijn, voor alle standen.

Bijbelgenootschappen op elken dag des jaars.

Christelijk Album. Woorden van Stichting in onze Hoskamers.

De Reformatie. Tijdschrift ter bevordering van Gods Koningrijk in Nederland.

De Protestant. Tijdschrift ter bevordering en verbreiding van Bijbelkennis en ware Godsvrucht.

De Vereeniging, christelijke stemmen, hoofd-redacteur G. G. Heldring.

Maria en Martha. Leetuur voor Christen-Vrouwen en Moeders. Met het bijblad: Moeders School.

De Katholieke Kerkhervorming, uitgegeven door Anton Maurittus Muller, enz. Naar het Hoogduitsch.

De Katholiek. Godsdienstig-, Geschied- en Letterkundig Maandschrift.

De Godsdienstvriend. Tijdschrift voor Roomsch-Katholijken.

Tijdschrift ter bevordering van Nijverheid; uitgegeven door de Nederlandsche Huishoudelijke Maatschappij ter bevordering van Nijverheid.

Tijdschrift voor handel en nijverheid, zamengesteld zouwel ten behoeve van burgerlijke ingenieurs, architecten en industrieelen als ten algemeenen behoeve voor fabrijken en daarmede in verband staande bedrijven; onder hoofdredactie van C. P. Donnadieu (Hoogleeraar aan de Koninklijke Akademie te Delft).

Nederlandsche Jaarboeken voor Regtgeleerdheid en Wetgeving, verzameld en uitgegeven door Mr. C. A. den Tex en Mr. J. van Hall.

Regtgeleerd Bijblad, behoorende tot de Nederl. Jaarboeken voor Regtgeleerdheid en Wetgeving.

Regt en wet, tijdschrift voor het notaris-ambt.

Themis. Regtskundig Tijdschrift door Mr. D. H. Levijssohn, Mr. A. de Pinto, Mr. N. Olivier en Mr. C. M. van der Linden.

De Militaire Spectator. Hoofd-Redacteur J. C. van Rijneveld. Met Platen en Kaarten.

De Nieuwe Spectator. Krijgs- en Geschiedkundig Tijdschrift voor het Nederlandsche Leger. Met platen.

Le Militaire; journal militaire universel économique, recueil de science, d'art et d'histoire militaire.

Bouwkundige Bijdragen, uitgegeven door de Maatschappij tot bevordering der Bouwkunst te Amsterdam.

Bouwkundig Magazijn of Schetsen voor Handwerksleden.

Tijdschrift, toegewijd aan het Zeewezen, tweede reeks, redactie J. C. Pilnar en M. Obreen.

Natuurkunde. Tijdschrift, behandelende: physica, chemie, pharmacie, natuurlijke historie, statistiek, litteratuur. Uitgegeven van wege het genootschap „Tot Nut en Vergenoegen" te Arahem.

Nederlandsch kruidkundig Archief, uitgegeven door W. H. de Vriese, F. Doxy en J. H. Molkenboer.

Maandschrift voor tuinbouw, behelzende een kort verslag van al wat er nieuws en belangwekkends in den tuinbouw verschijnt, beschrijving van nieuwe planten, verschillende wijzen van aankweeking, enz.

Nieuw Practisch Tijdschrift voor de Geneeskunde in al haren omvang.

Nieuw Archief voor binnen- en buiten-Landsche Geneeskunde in haren gaheelen omvang, door Dr. J. van Deen.

Nieuw Statistisch-Geneeskundig Jaarboekje voor het Koningrijk der Nederlanden, uitgegeven door Dr. L. All Cohen. Met Portret.

Klinisch, tijdschrift voor wetenschappelijke geneeskunde, uitgegeven door Dr. C. Gobee, (Officier van gezondheid der eerste klasse.)

Nederlandsch Lancet. Tijdschrift voor de Geneeskundige Wetenschappen in haren geheelen omvang. Uitgegeven door F. C. Donders, G. L. H. Eilerman en J. H. Jansen.

Boerhave. Tijdschrift voor Geneeskeel-, Verlos- en Artsenijmengkunde, met Platen, door G. C. van de Kasteele en L. S. A. Holtrop. Med. Doct. te 's Gravenhage.

Het Repertorium. Tijdschrift voor de Geneeskunde in al haren omvang, door F. Rienkerhof en F. C. Hekmeijer.

Archief voor Nederlandsche taalkunde, verzameld door A. de Jager.

Tijdschrift voor aankomende Onderwijzers.

De Oefenschool. Tijdschrift voor jeugdige Onderwijzeres.

De Leerschool. Tijdschrift voor kweekelingen.

Nieuw Tijdschrift voor Reken- Staal- en Meetkunst.

Het Leeskabinet, mengelwerk tot gezellig onderhoud voor beschaafde kringen. Met Platen.

Iris. Bloemlezing uit buitenlandsche Tijdschriften.

Europa. Verzameling van Uit- en Inlandsche Lettervruchten.

De Globe. Keur van Reisverhalen enz.

De Kunstkronijk. Uitgegeven ter aanmoediging en verspreiding der schoone Kunsten. Met 24 Platen en een Lot in de Loterij van Kunstwerken.

Historisch en Romantisch Album. Uitgezochte lectuur voor den beschaafden stand. Met Platen.

De Echo der beste Buitenlandsche schrijvers.

Nederlandsch Magazijn der verspreiding van algemeene en nuttige kundigheden. Met Platen.

De Aardrbol. Magazijn voor hedendaagsche Land- en Volkenkunde. Met Platen.

Nederlandsch Museum. Geschied- en Letterkundige merkwaardigheden, enz. Met Platen.

Magazijn voor Roomsch-Katholijken; Met Platen.

Hollandsch Penning-Magazijn voor de Jeugd. Met Platen.

Lees-Museum voor Roomsch-Katholijken.

De Tijd. Merkwaardigheden der Letterkunde en Geschiedenis van den Dag, voor de beschaafde Wereld. Met platen en portretten.

De Hunigbij, of Bloemlezing op het gebied der Wetenschap, Kunst en smaak. Met Platen.

Erina. Nederlandsch Magazijn voor Vrouwen.

De Huisvriend. Verzameld door J. J. A. Gouverneur.

De Vlinder, keur van Historische en Romantische Verhalen.

De Criticus, tijdschrift voor beminnaars van satire, ironie, humor en wat er meer van dien aard onder de Zon is, Hoofdredacteur Justus Argus. Met Platen.

Tijdschrift voor Staathuishoudkunde en Statistiek, door Mr. B. W. A. E. sloet tot Oldhuis.

Bijdragen tot de kennis der Nederlandsche en vreemde kolonien, bijzonder betrekkelijk de vrijlating der slaven.

Nieuwe Bijdragen ter bevordering van het Onderwijs en de Opvoeding.

Nederlandsch Tijdschrift voor Onderwijs en Opvoeding.

Nederlandsch Muzikaal Tijdschrift. Hierbij wordt gratis afgeleverd: De Spectator. Kritisch en Historisch Kunstblad.

De Volksbode. Een Tijdschrift tot aut 't algemeen; door Mr. C. P. E. Robidé van der Aa en G. G. Heldring.

De Vriend van den Landman. Verzameld en bewerkt door E. C. Enklaar.

Supplement op idem,

Het Manna-kruijke. Verzameling van Geestelijke Leetuur voor Christenen.

De Maandroos. Museum van oorspronkelijke verhalen voor de Jeugd.

De Nieuwe Amsterd. Mercurius, of Maandboekje voor de Hoofdstad.

Maandboekje der stad Rotterdam.

Maandboekje der stad Middelburg.

Maandboekje van 's Gravenhage.

Het Institunt, of verslagen en mededeelingen, uitgegeven door de vier klassen van het Koninklijk Nederlandsche Institut.

Jaarboek van het Koninklijk-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten.

Algemeene Vaderlandsche Letteroefeningen.

De Recensent, ook der Recensenten.

De Gids.

Algemeen Letterlievend Maandschrift.

De Tijdspiegel.

Nieuwe kort van nettige en aangename Mengelingen.

Mode journaal der nieuwste borduurpatisserie- en Breipatronen.

Album der nieuwste en sierlijkste Breiaak- en Knoeppatronen enz.

Lijst van nieuw uitgekomen Boeken.

Naamlijst van Boeken, die ter vertaling zijn aangekondigd.

II. Wochen- und Tageblätter.

De Evangelische Kerkbode.

Godsdienstig Weekblad der Kerkelijke Courant.

Katholijke Nederlandsche Stemmen.

Godsdienstige Traktaatjes voor jonge lieden uit den beschaafden stand.

Politieke Bijdragen tot de geschiedenis des Vaderlands. Verzameld en uitgegeven door Mr. C. L. Schüller tot Peursum.

Koophandel- en Zeevaart Tijdingen.

Amsterdamsch Effecten-Blad.

Algemeene Prijs-Courant van Koopmanschappen, Speciën, Wissels en Assurantie Premiën, in de Hollandsche, Fransche en Duitsche Talen.

Manifest der Lading van binnenkomende Schepen.

Algemeene Kunst- en Letterbode, met Titels en Registers.

De Schoolbode.

De Wekker. Weekblad voor Onderwijs en Opvoeding.

Eingesandt.

In dem soeben fünfzigsten Heft des von C. v. Rotteck und C. Welcker herausgegebenen Staatslexikons, zweiter Auflage, befindet sich ein Artikel „Schweden in neuester Zeit," der, wenn auch Manches in ihm mit richtigen und wahren Farben geschildert ist, doch eine nicht kleine Anzahl

Digitized by Google

von Fehlern enthält. Wir erlauben uns, im Interesse eines richtigen Verständnisses theils folgende Fehler hervorzuheben, theils einige Berichtigungen beizufügen.

1) Daß „nur wenige, höchst schwierige Pässe" (von Schweden nach Norwegen) „hinderlich wären", ist insofern unrichtig, als mehrere leicht zu passirende Militair-Wege während Carl Johann's Regierung angelegt sind und die Communication seitdem sehr erleichtert worden.

2) Die Bottomnege Schwedens beträgt jetzt 3,300,000.

3) Sein Baukolz erhält Schweden durchaus nicht von Finnland. Früher gingen ungefähr 6000 Klafter Brennholz jährlich von Finnland nach Stockholm; in den letzteren Jahren hat sich aber diese Zufuhr auf eine ganz unbedeutende reducirt.

4) Die größten Aisenwerke Schwedens liegen nicht am Dalelf. Dannemora liegt über Meilen von Upsala; Karlsthal, eine kleine Stadt, hat gar kein Eisenwerk, und ist am Klar-Elf belegen, mindestens 35 Meilen von Dalelf entfernt. Oxberg hat die größte Eisen-Production, d. h. der Regel (Prädreatur) Oxerbro-Lehn. Das Silberbergwerk Sala liegt 24 deutsche Meilen von Fahlun entfernt.

5) Der Ausfuhr-Zoll auf Stabeisen ist abgeschafft. Das Eisen von Dannemora wird nicht zu Ankerketten, sondern zur Stabfabrikation von den Engländern verwendet. Schwefel wird eingeführt.

6) Den schwedische Thaler Banko macht nicht 9 Groschen Pr. Cour., sondern 16 Gr. 3⅓ Pf. bei mittlerem Course.

7) Schweden wird nicht von Lübck mit Colonial-Waaren und Manufacturen versorgt; zwar werden viele von jenen Waarensorten von Lübck aus „producirt", man bezieht aber selbst die Waaren von der ersten Hand, aus verschiedenen Orten, und seit Gustav Vasa's Zeiten (1526—1560) hat Lübck Schweden nicht versorgt. —

8) Die „Hufen des Adels" sind nicht Steuerfrei, sondern besteuert, wie die des Bauern: zwar ist der Maaßstab der Abgaben und Steuern verschieden für die verschiedenen Güter, richtet sich aber nicht nach dem Stande des Inhabers. —

9) Die „Silberlinge" sind zeit nicht länger ausschließlich im Besitze des Adels, Jedermann kann diese weniger besteuerten Hufen an sich bringen. Die „Kronsteuerhufen" gehören nicht dem Bauer, der sie inne hat, sie gehören der Krone immediat und müssen als gepachtete Domainen betrachtet werden, kein Wunder also, daß die Abgaben höher sind.

10) Eine Eigend, „Lögdaland" kennt, existirt nicht in Schweden, und vergebens haben wir uns die Mühe gegeben, zu errathen, welche der Verfasser mit dem Namen bezeichnet haben will.

11) Carl der Zwölfte wurde nicht ermordet, er fiel durch eine feindliche Kugel *).

12) Die ermähnten Unruhen am 18. und 19. März waren unbedeutend und entdehrten sowohl aller Leitung, wie eines bestimmten oder bewußten Zweckes; sie gingen wahrscheinlich von der probibitiven Partei aus und wurden ebenso wahrscheinlich von fremden Emissairen erweckt. Am 20. März war die Ruhe völlig hergestellt.

13) Die Richter in der ersten Instanz sind achtbare und geschätzte Männer. Daß die Bauern, die dem Gericht beiwohnen und einen gewissen Theil an den Gerichtsverhandlungen nehmen, keinen Einfluß auf ein juristisches Urtheil üben können, ist die natürliche Folge von ihrem Mangel an juristischen Kenntnissen. Sie stehen aber als Zeugen des Gerichts-Verfahrens und auf andere Weise keine unbedeutende Rolle in den Gerichtsitzungen. Die zweite Instanz (Lagmannsrätt) ist aufgehoben.

14) Gefängnisse giebt es zwar drei, Katt in Gothenburg muß es aber Zuchthaus heißen.

15) Im Allgemeinen ist kein Punkt des Landes 40 Meilen von dem Hofgericht entfernt, wo eine vor ihm gehörende Prozeßsache ihr Forum hat; nur von dem höchsten Norden des Landes gilt die Bemerkung über jene Entfernung.

16) Nicht alle Criminal-Fälle müssen vor das Hofgericht gebracht werden; nur die Fälle, die sehr strenge Strafen mit sich führen, fallen seiner Entscheidung anheim; man hält eine Revision dann immer für nothwendig. Die Civilsachen können nur durch die Forderung einer der prozeßführenden Parteien auf Appellation vor das Hofgericht gebracht werden. In einigen Fällen ist das Hofgericht erste Instanz des Reichs.

17) Ein neuer Criminal-Codex ist wirklich schon da, aber bis jetzt noch nicht von den Reichsständen sanctionirt.

18) Das Armenwesen liegt durchaus nicht nur in den Händen der Prieser; im Gegentheil, die Prieser sind ganz und gar der Misserge entboben; die Armenverwaltung ist einem Sweifel kaum erwähnten Manne des betreffenden Distrikts aufgetragen. Ueberall im Lande giebt es Bureaux der Armenpflege, selbst in solchen Bezirken, wo keine Armen wohnhaft sind; es giebt solche Distrikte auf dem platten Lande in den nördlichen Gegenden, die größeren Städte Schwedens haben dagegen eine um so größere Anzahl Armer.

19) Eine die Wirklichkeit weit übersteigende Zahl der Verbrecher, läßt sich dadurch erklären, daß der Begangene jedesmal, wenn er in ein anderes Gefängniß versetzt wird, eine neue Nummer erhält, ein solcher wird demnach oft in demselben Jahre sechs, acht verschiedene Nummern bekommen können und ebenso in den verschiedenen Tabellen acht Mal als acht Personen angeführt werden. In den größeren Städten werden oft dieselben Personen mehrere Mal in denselben Jahre arretirt und bestraft (Ein Rausch z. B. kann in Schweden ein criminalfall sein.)

Wir könnten so fortfahren und noch sehr Vieles bemerken. Es ist zu bedauern, daß ein Werk, wie das Staatslexikon, das für alle Zeiten Geltung haben wird, in einem Artikel so viele störende Fehler und Unrichtigkeiten enthält.

Stockholm den 24. Novbr. 1848. S.

*) Die neuesten Untersuchungen, z. B. englischer Gelehrter stellen meinen wieder auf die entgegengesetzte Meinung hin. Wir werden dem Einsender demnächst sein, wenn er sich veranlaßt finden möchte, seine entschiedene Ansicht in unserem Blatte näher zu motiviren. D. R.

Feuilleton.

Eine Gebirgswanderung in Norwegen *).

Nach J. F. Schouw.

In Gesellschaft des enthusiastischen Botanikers Christian Smith, der später als Märtyrer des Naturfundiums am Congostusse in Afrika starb, besuchte ich die Felsen Norwegens. Wir hatten Overtellemarken an Natur-Scenen so reichen Gebirgsland durchwandert; wir hatten das hohe, schneebedeckte Fjeldtt dastehende Gousta bestiegen, hatten den schäumenden Rinkanfos, einen von Europa's größten Wasserfällen, besucht, und standen im Begriff, über die wilde Gebirgsstrecke zu reisen, die zwischen Tellemarken und Hardanger liegt.

Es gehört zum Charakter der ganzen nordischen Gebirgsmasse, daß sie im Vergleich mit anderen Bergen eben mehr flach ist, und daß die höchste Seite einen flach niedersteigenden Abhang bildet, während die Westseite steil in die tief eindringenden Fjorde sinkt. Dieser Charakter ist aber vielleicht schärfer ausgedrückt als irgend wo anders in der großen Fjeldmasse. Da also das Gebirge sich auf der Ostseite langsam hebt, so liegen die verschiedenen Pflanzenregionen mehr neben als über einander. Während man in den Alpen und anderen Gebirgen schnell aus der Region der Laubbäume in die der Nadelbäume, dann in die der Alpenrosen, der Alpenpflanzen und endlich des Schnees steigt — eine Verwandlung die man in wenigen Stunden der Augen haben kann, — reist man im östlichen Theile Norwegens mehrere Tage in der Region der Nadelbäume, kann mehrere Tage durch die der Birken, der Gebirgspflanzen und durch die Schnee-Region, bis man die höchste Spitze oder Wasserscheide erreicht. Die ganze Ausdehnung, von dem östlichen Fuße des Gebirges bis zur Spitze beträgt mindestens 24 Meilen.

Wir befanden uns alle im August an dem großen See „Mjösvandet" (Mösen) der 2700 Fuß über dem Meere, in der Birkenregion liegt. Die Tanne und Fichte waren verschwunden. Bei den Höfen fand man nur wenige Aecker, denn man kann hier nur selten darauf rechnen, reife Gerste zu ernten. Das Leben der Bewohner steht hier schon auf dem Uebergange vom Landbau zum Nomadenthum. Wenn sie gleich sehr Winterwohnungen haben, so ziehen sie doch im Sommer mit ihren Ainderheerden auf das Gebirge, um die höheren Weideplätze zu benutzen. Immer mehr und mehr entfernen wir uns von dem bewohnten Lande. Die einzelnen Höfe lagen bereits halbe oder ganze Tagereisen von einander entfernt; alle Wege und Stege verschwanden; nur Steinhaufen in langen Zwischenräumen leiten hier den Wanderer. Er vergebens jene, indem auch er im Verirbergehen einen Stein hinzufügt.

Wir suchten vergebens einen Führer über den Hauptfelsen nach Hardanger. Nur mit Mühe ließ ein Bauer auf dem letzten Hofe in Tellemarken sich bewegen, uns bis zu den Sommerwohnen zu führen, welche die Hardanger auf der Ostseite der Wasserscheide haben; hier hofften wir weitere Beförderung zu finden.

Die Pflanzen nun hinauf in die Region der Alpengewächse, wo aller Baumwuchs verschwunden ist, dagegen aber kleine hübsche Gebüsche und niedrige Kräuter voll schönfarbiger Blumen mit den nackten Felsen und zerfallenen Steinmassen abwechseln. Wir trafen hier auf die ersten Hardanger Sommerweiden, wo und die Hirtenmädchen nach der dortigen Sitte mit einer großen weißgeschneerten Milchkanne und der Einladung entgegenkamen: „setze Dich, ruhe aus und trinke!" In vielen kleinen Colonien waren nur Mädchen; sie werden im Frühsommer hinaufgeführt und im Herbste wieder abgeholt; die große Gebirgsebene, die großen Schneefelder liegen großen Theils und ihrer 8 — 9 Meilen entfernten Heimath. Sie wagten darum nicht einmal, selbst über das Gebirge zu gehen, und konnten also auch nicht unsere Führer sein. Der Führer von Tellemarken konnte nicht weiter gehen und kehrte daher zurück. Unsere Steilung war mithin insoweit gleichfalls mißlich; doch bo fanden wir uns mitten in der schönen Alpenflora; als Botaniker nahmen wir daher kein Bedenken, zu bleiben, obgleich wir nicht wußten, wann wir weiter kommen würden, und auch nicht im Stande waren, umzukehren, so daß wir uns ganz abgeschondert von der übrigen Welt sahen. Die Mädchen, welche ge-

Digitized by Google

sehen hatten, daß wir keine Umkehrenden waren, räumten uns eine ihrer Mehlkammern ein. Diese, vor Wind und Regen und wenig schützende Steinhütte war unser Haus, eine Haut und einige Decken unser Bett; Gerstenbrod, Milch, Käse und Grütze unsere Nahrung. Aber die Pflanzenwelt belohnte alle Beschwerden, denn obgleich wir rund von nackten, baumlosen, zum Theil schneebedeckten Felsen umgeben waren, zeigten doch einzelne Stellen einen außerordentlich reichen und schönen Blumenflor. Auf einem Fleck von ungefähr 20 Quadratfuß wuchsen dreißig verschiedene schönblühende Alpenpflanzen. Diese kräftigen Kräuter geben eine reichliche Nahrung für das Vieh, welches hier ganz allein auf den Felsen umher weidet und von selbst zurückkehrt, wenn es Melkzeit ist. Wenn der Abend nahete, so eilten Kühe, Schafe und Ziegen von den umliegenden Felsen herbei, wurden von den Mädchen bei ihren Namen aufgerufen, am gemolken zu werden und aus ihrer Hand eine Belohnung an Salz zu bekommen, die sie dann veranlaßt, zur bestimmten Zeit zurückzukehren.

Nach Verlauf einiger Tage führte der Zufall einen Hardanger an unserer Wohnung vorüber; er hatte die Absicht, nach einer andern Sommerwelde hinzugehen, um Butter und Käs zu holen, wollte von da nach Stefsheim in Hardanger zurückkehren, und war erbötig, unser Führer zu sein. Da die Reise über den Schneefelsen zu lang für einen Tag war, machte er uns den Vorschlag, auf dem Schnee zu übernachten. Wir zogen indeß vor, sie in einem Tage zu beendigen, obgleich verantwortlich war, was dann auch eintraf, daß wir, trotzdem wir unsere Wanderung beim Grauen des Tages zwischen 3 und 4 Uhr antraten, nicht vor Mitternacht die Ufer des Fjords erreichen würden. Diese Wanderung, die wir einige Tage früher vornahmen, ging über die kreuzen Felsenstrecken und Schneefelder. Wir sahen den ganzen Tag über weder einen Menschen noch ein Hausthier; nur wilde Rennthierheerden, Schnee- und Haselhühner bewohnten diese den Gewalten, und kein Baum oder Busch, ja nicht einmal ein Grashalm zeigte sich. Auf großen Strecken war die Erde ganz vom Schnee bedeckt; auf andern traten Stellen war er zum Theil geschmolzen, lag aber doch noch in den Vertiefungen noch riesengroßen Brücken über den reißenden Flüssen. Nebel und Wolken wälzten sich durch die Felsen dahin. Der ungleiche Boden, der nasse Schnee verwundeten den Fuß, und die blendenden Schneeflächen das Auge. Als wir weiter hinkamen, begann ein höherer, weit ausgedehnter Schneeberg sich im Westen zu zeigen; es war dies der große „Folgefond“, der jenseits des Fjords liegt, dessen Tage auf der Felsen-Ebene zu ruhen schien, die wir entlang gingen; erst als wir dem Rande des westlichen Abhanges nahe kamen, entdeckten wir den Fjord selbst und gleich darauf — was jenem immer mehr näherund — eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen, die ich je gesehen habe.

Wer die, südöstlich von Seeland auf der Insel Möen liegende Kreidefelsmand (Möensklint) besucht hat, wird sich erinnern, wie man von der Landseite aus fast unmerklich aufsteigt, dann aber sich plötzlich an der schroff in's Meer abfallenden Felswand befindet. Denke man sich nun eine Höhe gehemmt so bedeutend wie Möensklint, die man ebenso allmälig hinangestiegen ist, und nun plötzlich einen durchaus schroffen Abhang von dieser Höhe auf die Meeresfläche, dabei aber, was jene nicht darbietet, gegenüber einen zweiten eben so schroff aufsteigenden und noch etwas höheren Schneefelsen, sodaß das Meer hier zu einer Bucht eingeschränkt wird, die unten ungefähr eine Viertelstunde breit und somit nur eine schmale tiefe Kluft in der Bergmasse bildet. Auf den steilen Bergseiten zeigen sich weiter hinab Wälder, und ganz unten ein schmaler Rand bebauter bebauter Flecken mit Holzhäusern untermischt; wie sehr aber dieser bebaute Theil sich an miniature zeigen mußte, wird man leicht einsehen, wenn man sich erinnert, wie klein die Gegenstände auf dem Meere, von Möensklint aus gesehen, werden, deren Höhe doch nur 1/10 jener Felswand beträgt.

Es war gerade Sonnenuntergang, als wir den Rand des Abhanges erreichten; das Hinabsteigen war sehr beschwerlich, aber auch sehr frappant. Nachdem wir die waldreichen Regionen hinter uns hatten, gingen wir durch den Birken-, dann durch den Fichtenwald, wo digitalis mit seinen prachtvoll rothen Blumen prangte; endlich duftete und das neu geschnittene Gras entgegen, wir kamen an saft reifen Kernselbern, an Kirschbäumen, die sich unter der Fruchtlast beugten, und an blühenden Rosenbüschen vorüber. Saubere Holzhäuser standen dicht an einander, und alles um uns öffnete sich für uns. Welche Veränderung, nachdem man mehrere Wochen hindurch sich in nackten Felsgründen und auf Schneeflächen umher getrieben hatte. Die Veränderung glich um so mehr einer Zauberei, als wir in einer jener baldmunteln Sommernächte hinabgestiegen waren, die in Norwegen noch schöner sind, als in Dänemark. Eine solche Naturscene war recht geeignet, um den Einfluß der Höhe und das Klima und die Pflanzenwelt klar zu zeigen.

Eine Hochzeit im sechzehnten Jahrhundert.

Aus dem Wälmischen des Alfred de Vael.

I.

An einem schönen Sommerabende des Jahres 1568 wandelte ein Jüngling einsam an den Ufern der Schelde dahin. Inwelten verschwand er auch auf kurze Zeit in den nahen Straßen. Der Gang und die Kleidung des jungen Mannes zeigten, daß er dem Adel angehöre. Sein weißer Teint und die blonden Haarlocken verwiesen, daß er ein Flaming war. Die wilden Leidenschaften, die damals zwischen alle Völker Europa's Unlust und blutige Zwietracht gesäet, schienen ihm fremd geblieben zu sein; den Spanier sowohl wie dem Flaming reichte er mit gleicher Freundschaft die Hand, und Niemand von denen, die ihn im Vorbeigehen begrüßten, wandte sich um, ihn deshalb zu verspotten. Wahrscheinlich wußte man auch, daß jeder Spott hier am unrechten Orte gewesen sein würde. Weder in seinen regelmäßigen Gesichtszügen, seinen großen blauen Augen, seinem kleinen, lächelnden Munde, noch in der Pracht seiner Kleider oder in der unbekümmerten Sorglosigkeit seiner Geberden lag etwas, was die tiefe, aber unterdrückte Entrüstung verrieth, die Bürger eines freien Staates, die machtlos und schweigend ihren Nacken unter das Sklavenjoch beugen müssen, wohl zur Schau trugen, aber auch nicht von jenem dummen und empörenden Hochmuthe, der diejenigen auszeichnet, die tief genug gesunken sind, um ein blindes und sklavisches Werkzeug in der Hand eines Tyrannen zu sein.

Beim ersten Anblicke hätte man ihn für einen jener Modenarren gehalten, deren Tenfelswahnsinn sich selten weiter, als bis auf ihre Kleider erstreckt. Wer aber die Beweglichkeit seiner Augenbrauen, die Klarheit seines Blickes, seine edeln Gesichtszüge, sein offenes Auge aufmerksam betrachtete, der erkannte in ihm einen Mann, der sich ausschließlich einer Idee, einer Sache gewidmet hat, und darum gegen alles Andere gleichgültig geworden ist.

Wenn der junge Edelmann wirklich mit einem solchen Charakter begabt war, so mußte die Leidenschaft, die ihn in diesem Augenblicke beherrschte, wohl eine sehr heftige sein, denn sonst hätte er nicht so unaufmerksam sein können gegen alles das, was um ihn herum zu sehen und zu errathen war. Er befand sich in der Mitte einer großartigen und erhebenden Schaudühne, wo die Natur und die Menschheit so groß und doch auch so geheimnißvoll erscheint, wo die Eine so viel prächtige Schönheiten entfaltet und die Andere so viel heftige Leidenschaften und erhabene Ideen entweder auszudrücken oder zu verhehlen sucht, die Eine so mächtig, so glänzend und strahlend erscheint, die Andere so viel Gegierden und Leidenschaften zwischen lächelnden Lippen verborgen hält, sodaß es ist, als sei die ganze Welt auf einen einzigen Punkte zusammengedrängt, als ihre Lebenskraft auf einem kleinen Raume vereinigt, der sich innerhalb des Gesichtskreises teilt.

Wohin man sich auch wenden mochte, ob man die Menge beschaute, die am Kai sich drängte, ob man seine Blicke nach Ost und West schweifen ließ, nach Nord oder Süden richtete, man fand überall Grund zu einem tiefen und ernsten Nachdenken. Im Osten lag Antwerpen, das nordische Venedig, die unlängst noch so reiche, arbeitsame, lebhafte und fröhliche Stadt, wo man vor wenig Tagen noch das Gerassel rollender Wagen, schmiedender Hämmer, summender Glocken und jauchzender Menschenstimmen vernahm. Die Stadt, in deren Straßen immer ein so reges Gewühl herrschte, wo die langen Männer stets so geschäftig und so heiter, wo die jungen Mädchen so anmuthig und so reigend waren, die Stadt, wo Glück und Reichthum für ewige Zeiten ihren Sitz aufgeschlagen zu haben schienen, diese Stadt war nun verlassen, geräuschlos und todt wie ein verlassener Bienenkorb.

Der Anblick dieser gestern noch so lebhaften und prachtvollen Stadt ward durch das gegenüber Gelegene, das sich im Süden erstreckte, noch traniger gemacht. Am andern Ufer der Schelde verschwand die Scene hinter den grünen, grasreichen Hügeln von Flandern, und vergoldete dieselben mit der reichen Glut ihres Lichtes. Die Abenddämmerung röthete leicht die düsteren Giebel der Häuser und die noch düsterern Züge der Wandelnden und ward gleichsam ein freundliches Lächeln über die Trauer der besiegten Stadt.

Im Norden floß die Schelde, die alte Bahn des Welthandels, und, als wenn sie ihr Unglück hätte bedenmüthig tragen wollen, so strömten ihre Wasser noch eben so ruhig und ebenso still, als zu jenen Zeiten, wo sie die Reichthümer des ganzen Erdvodens trug und den Schiffen aller Nationen ein Zufluchtsort war. Im Osten sah man französische Matrosen und Handwerker damit beschäftigt, die majestätische Citadelle aufzubauen, zugleich ein Sinnbild und ein Werkzeug der Uebermacht, womit damals der Süden den Norden bedrückte.

Die offenbaren und widerstreitenden Leidenschaften, die die Menge beseelten, gaben dem Denker reichen Stoff zur Ueberlegung. — Unter den Spaziergängen erblickte man Männer mit langlichem Gesicht, Höhren, scharf gezeichneten Zügen, feurigen schwarzen Augen, einer Habichtsnase, dünnen Lippen und orangefarbenem Teint. In ihrer Haltung unter-

Digitized by Google

schieden sie sich schon äußerlich durch eine gewisse affectirte Grandität und durch die hochmüthige und nobliske Fremde, die in ihren Mienen zu lesen war. Andere gefochten sich durch ein ovales Gesicht, platte und breitere Züge, lichte und niedere Augenbrannen, graue, tiefliegende, aber glänzende Augen, eine stumpfe Nase, dicke, stolz vorgezogene Lippen und blonde Locken aus, die Zeugniß gaben von ihrer germanischen Abkunft. Dies waren Flamänder.

Obschon die Verschiedenheiten zwischen beiden Völkern groß genug waren, um sie ohne Mühe von einander zu unterscheiden, so fanden sich doch auch noch andere Unterscheidungspunkte, die, obgleich sie nicht unverwischbar waren, doch den Meisten mehr in die Augen fielen, auch keine so genaue Betrachtung erheischten, nämlich in der Kleidung.

Die Flamänder, deren Kleidung schöner zu prädiziren, deren Lebensweise so luxuriös war, trugen jetzt nur noch braune oder graue Mäntel, dunkle, schmucklose Wämmser und große Hüte mit breiten Rändern, unter denen ihre Augen wilder blitzten, wenn sie einem Spanier begegneten. Gleichwohl waren ihre Haltung und ihre Geberden noch stolz und sicher, noch ließen sie das Haupt nicht muthlos sinken, und wenn sie zu Pferde ritten, so saßen sie auf dem Sattel gar Unthätigkeit und zum Schweigen zu zwingen gedachte, so entrang sich ein Seufzer den Abschenen und der Wuth ihrer Brust.

Die Kleidung der Spanier hingegen war reich und zierlich. Ihre so elegante und so geschmackvollen Kleidungsstücke bestanden aus Sammet und Seide, waren reich mit glänzenden Perlen und Edelsteinen versehen und oft mit Edelsteinen besetzt. Sie trugen weite und anfgeschlitzte Beinkleider, so daß das seine Futter sichtbar ward, enge Wämmser, die die Wellenlinien der Brust auf das Gefälligste abzeichneten, kleine Mäntelchen, die in zahlreichen, zierlichen Falten über die linke Schulter herabfielen, und die Monteros mit der Straussfeder, die oft bis zu drei Fuß heranderragten. Diejenigen, die keine Monteros auf dem Haupte trugen, bedienten sich statt dessen eines hohen, spitzen Hutes, dessen breiter, hünner Rand auf der einen Seite aufgeschlagen und durch eine Diamantagraffe gleichzeitig mit einem reichen Federbusche befestigt war. Zu dieser Kleidung gehörte noch ein langer Rapyier und ein feiner, mit reich garnirtem, goldenem oder elfenbeinernem Griffe gezierter Dolch, nachahmerne Stiefeln, die weit und saltig um die Schenkel fielen und mit langen, ellenreichen Reiterspoven versehen waren.

Gewiß bestand schon äußerlich eine große Verschiedenheit zwischen den Spaniern und Flamändern, aber noch größer, ja unermeßlich war die innere Verschiedenheit. Der Erstere war noch fremdenmuthig über den klarlich erfochtenen Sieg, und fest auf seine Mehrzahl vertrauend, betrachtete er die Verhältnisse, die er sich angemaßt, die Herrschaft, die er über das für den Augenblick unterworfene Volk ausübte, als sein rechtmäßiges Eigenthum, und glaubte noch sehr viel Mäßigung an den Tag zu legen, wenn er dem Bürger nichts als seine Freiheit, dem Manne nichts als seinen Reichthum, der Frau nichts als ihre Ehre entriß, und ihnen noch Brod ließ, womit sie sich nähren konnten, und ein Obdach, was sie zu schützen vermochte. Er betrachtete die Flamänder als Menschen, die, durch Niederlage gedemüthigt, durch Tyrannei entnervt, das unerträgliche Joch der Fremdherrschaft sonder Ungeduld und ohne Klagen tragen mußten, und deshalb sah er mit Verachtung auf sie nieder. Er hielt sie für Menschen, die, durch Kegerei befleckt, dereinst der Hölle anheim fallen mußten und darum mied er ihren Umgang. Jedem war er eitel, sittenlos, dem Sinnengenusse und der Schlemmerei ergeben, und glaubte allen seinen Pflichten Genüge geleistet zu haben, wenn er die äußeren Vorschriften seiner Kirche pünktlich erfüllte. In seinem Dünkel dachte er nicht anders, als seine Herrschaft müsse von ewiger Dauer sein; er dachte nicht daran, die Tiefen jenes Herzens zu erforschen, das unter dem dunklen Mantel des Flaming schlug, noch die Gedanken zu erlauschen, die unter seinem Hute angebrütet wurden.

Der Flaming hinwieder erblickte in dem spanischen Soldaten nichts als das grausame und verächtliche Werkzeug eines hochgestellten Tyrannen und wartete mit glühender, aber verhehlter Ungeduld des Tages, an dem es ihm vergönnt sein würde, seinen Boden von all den fremden Banden zu reinigen und die Freiheit in der Hand des Unterdrückers, der ihm sein reichstes und köstlichstes Gut, seine Freiheit, geraubt, zu zerbrechen. Auf der einen Seite war es also Verachtung, auf der anderen Verachtung und Haß, was die Menge beseelte, die an jenem Sommerabende in Antwerpen am Kai aus und niederwogte.

Nur der Jüngling, den wir im Anfange unserer Erzählung dieser auf- und abgehen sahen, dachte sicher an Nichts weniger, denn an dies Alles. Er betrachtete weder den wogenden Strom, noch die sinkende Sonne oder das wachsende Kastell oder die wimmelnde Menge, und wenn er ja einmal sein Auge nach der Stadt hinwandte, so drang sein Blick doch nicht weiter, als bis zum Zifferblatte des alten Burchthurmes. Auf einmal glänzte Freude in seinem Angesichte, ein seliges Lächeln spielte um seinen Mund: es ist acht auf der Burche. Ohne Zweifel mußte ein Bedyen seiner warten, denn indem er in aller Eile den Don Rodrigo de Xeres, den Castellan des Antwerpener Kastells, mit dem er in aller Höflichkeit einige Worte gewechselt hatte, verließ, entschlüpfte ein Frauenname seinen Lippen. Der Spanier schaute den Jüngling lange nach, und als derselbe auf der Pallisadirte verschwunden war, da lächelte er spöttisch:

„Laufe nur zu, tapferes Herzchen Don Rinaldo, murmelte er unhörbarerkündend, immerhin mein feiges Fräulein; schmeichelt und liebkost die Unsinnige, die Eure Liebe der eines edlen Castilianers vorziehet! Aber wehe Euer guter Engel Euch beschützen, denn ich schwöre es bei der Hölle, Alcida von Berchem soll nie die Eure heißen, so lange meine Hand noch das Heft eines Rapyiers zu halten vermag!“

II.

In der Croonenburgstraße, die unter allen Straßen der Stadt dem neuen Kastell am nächsten lag, befand sich der Civilis Robrechts von Berchem, des Vaters des jungen Mädchens, deren Namen wir aus dem Munde des spanischen Kriegsobersten vernommen.

Die alte Gebäude aus jener Zeit — und viele werden deßhalt deren noch viele — war Herrn Robrechts Haus mit einem zierlichen Treppengiebel und einer Anzahl kleiner Kreuzfenster versehen. Ein eiserner Gitterwerk, kunstreich aus Laubardoden zusammengesetzt, beschützte dieselben vor Augen. Die Hausthür war breit, niedrig und mit unzähligen schweren Nägeln beschlagen. Obschon an dem stattlichen Gebäude nichts Beschwerden zu sehen war, denn mehr oder weniger glichen ihm auch die Nachbarhäuser, so ging doch Niemand vorüber, ohne nicht wenigstens einen neugierigen Blick zu ihm hinauf zu werfen. Dann und wann erschien nämlich am Fenster ein junges Mädchen, so rein und so schön, daß man wirklich zweifelte, ob ein solches Wesen nicht vielmehr dem erhabenen Gotteszirkel denn der unvollkommenen Menschheit angehören müsse. Sie hatte blondes Haar, rosige Wangen, blaue Augen und ein ebenso reines Profil, als nur irgend eine griechische Statue. Ihr Name war Alcida. Gegen Abend verließ sie gewöhnlich ihr Zimmer oder ihren Garten, um am Fenster des Gitterchen zu harren und ihn aus der Ferne zu begrüßen.

An jenem Abende, wo Bernhard von Rinaldo's am Kai instwandelte, war das junge Mädchen noch früher als gewöhnlich an ihr Fenster geeilt, und sobald sie Bernhard in der Ferne an seinem blauen Federbusche erkannte, so malte sich Freude und Liebe, die ihre Brust erfüllten, in ihren Zügen. Auch mußte sich diesen Abend etwas ereignen, was jedem jungen Mädchen als ein bedeutungsvoller Zeitpunkt erschienen wird, und ihr Busen schon lange vorher mit Freude und einer wohlthätigen Verlegenheit erfüllt.

Wenn das ergluse Kind ihren Gefühlen hätte folgen dürfen, so würde sie dem Geliebten entgegengeeilt sein, um den glühenden Kuß der Liebe früher von seinen Lippen zu saugen; aber nicht bloß ihr angeborner Schamgefühl würde dies verhindert haben; sie fühlte sich augenblicklich von jener beseligenden Schwäche ergriffen, die den Menschen erfaßt, wenn er sich unaussprechlich glücklich fühlt, wenn die Seele sich ausdehnt, so daß die Brust zu eng für sie wird, und das Blut rascher die Adern durchströmt, so daß man faß einem Vorgefchmack der himmlischen Seligkeit empfindet.

Bernhard war schon seit mehreren Minuten in Aleida's Zimmer getreten und noch hatte das junge Mädchen ihn weder mit einer Geberde noch mit einem Worte begrüßt. Schon fürchtete der Jüngling, daß im Herzen seiner Geliebten eine schnelle und unerwartete Veränderung vorgegangen; allein der feelen- und liebevolle Blick, womit Aleida ihn betrachtete, beruhigte ihn völlig und als Bernhard mit seinen Lippen ihre reine Stirn berührte, so war es als werde sie unwillkürlich von einem nervösen Zittern erfaßt.

Beide sanften laut und erst nach einiger Zeit vermochte Bernhard seiner Geliebten folgende Worte zuzuflüstern:

„Was wird heute geschehen! Willigt Du ein, Aleida?“

Aleida ward purpurrot:

„Ich verlange es, Bernhard!“ sagte sie mit bebender Stimme.

Leise bog sich der Junker über den Lehnstuhl, worin Aleida saß, und ergriff ihre Hand:

„O, mein Liebe! meine theure Freundin!“ flüsterte er, „mage Gott Dich für Deine Liebe belohnen und Dich so reich beglücken, wie Du an mir gethan; ich fühle nur allzu sehr, daß ich nicht mächtig genug bin, dies zu vergelten. So lange ich lebe, so lange will ich nur für Dich athmen, nur an Dich allein will ich denken. Ich war schon so unaussprechlich glücklich, obgleich ich auf Deine Liebe nicht hoffen durfte, wie soll ich nun meine Glückseligkeit schildern, nun da ich nicht mehr hoffen muß, sondern es weiß, daß Du mich liebst, daß Deine Liebe, gleich der meinigen, innig und unvergänglich ist. O wiederhole sie noch einmal, diese beseligenden Worte, mein Engel! wiederhole es noch einmal. Du Gute, Du Reine, daß Du mit gestattest, bei Deinem Vater um Dich zu werben!“

„Ich verlange es“, wiederholte das Mädchen, „ja ich verlange es“, fuhr sie nach einer kleinen Pause

Digitized by Google

ort, „und ich darf es frei gestehen; warum sollte ich es denn auch länger verschweigen, daß ich Dich liebe, warum soll ich es nicht bekennen, daß nicht allein meine Ruhe, sondern auch mein Glück, mein Leben von dieser Liebe abhängt? Ja, Bernhard! das Alles darf ich Dir sagen, denn ich weiß, daß Du zu edel denkst, um Jemandes Vertrauen zu mißbrauchen und das meinige anzuklagen. Darum soll ich geheim halten, was schon so lange meine Brust bewegt?“

Aleida schwieg, und obschon die Leidenschaft aus ihren Worten wiederzuklingen, so sah sie doch jetzt ruhig und heiteren Blickes auf ihren Geliebten hernieder, denn nicht immer verräth sich eine tiefe, dem Herzen entsprungene Leidenschaft durch äußere, durch sichtbare Zeichen. Diese äußere Ruhe, die das junge Mädchen zur Schau trug, stach seltsam ab gegen ihre Stimme, die eine feurige, unbefriedigte Leidenschaft verrieth. Ihre bebende Stimme in Verbindung mit ihrer so ruhigen Haltung mußte auf Bernhard einen gewaltigen Eindruck machen, ein gärtlicher Blick und ein feuriger Händedruck verriethen die Gefühle, die ihn beseligten.

„Ja, Bernhard“, nahm Aleida wieder das Wort, „längst schon liebe ich Dich, mehr als mich selbst, mehr als meinen Vater mehr als Alle in der Welt; jeden Tag, vom frühen Morgen an, zähle ich die Minuten, die noch vergehen, bevor ich Deinen Kuß auf meinen Lippen fühle, und wenn die Abendstunde nahet, so bin ich fröhlich wie ein Kind. Bist Du nicht bei mir, Bernhard, so fehlt mir Etwas, und die Stunden, die während Deiner Abwesenheit vergehen, kommen mir wie eben so viele Jahre vor. Dann lebe ich nicht, aber ich liebe. Oft schon wünschte ich, meinen Körper und meine Seele mit Dir verschmelzen zu können; kann dieses ich Dich nicht verlassen, und ich glaube, ich könnte Dich dann vielleicht noch mehr lieben. Ich habe gelitten, grausam gelitten, Bernhard! es war mir immer, als müßten alle Frauen Dich ebenso lieben als ich, daß sie es Dir sagen müßten, und daß Du, mein Freund, ihnen die Zeit erfeuertest, die mir zu widmen Dir nicht freistand.

„Nie! nie!“

„Ich weiß es, ja; ich weiß es wohl; ich war wahnsinnig, meine Liebe peinigte mich grundlos, ich war ungerecht gegen Dich, Bernhard; meine Eifersucht war eine unseligliche; denn ich wußte ja, eine innere Stimme sagte es mir, daß Du nicht falsch. nicht untreu sein konntest, daß der Betrug Dir fremd, Deine Seele noch edler sei, als sie schien. Sag mir nicht, daß ich Unrecht hatte mit meiner Eifersucht; ich weiß es wohl, mein Freund! ich war wahnsinnig, denn wenn Du wiederkamst, so verschwand all meine Unruhe, all mein Zweifel wie ein Traum, Deine Gegenwart erfüllte mein Herz mit Freuden.“

„Höre auf, Aleida, mein Engel, habe Mitleid mit mir. Ich fühle mich nicht stark genug für so viel Glück, ich vermag es nicht zu ertragen. Ich glaubte nie, daß mir ein so großes Glück zu Theil werden könnte, ich glaubte nicht, daß Jemand außer mir so lieben könne, wie ich Dich liebe, Dich anbete; daß auf Erden noch ein Herz existire, was dem meinigen gleiche; dies war Hochmuth, denn das demüthige, Aleida, ist besser. Klage Dich nicht selbst an, meine Geliebte, daß Du an meiner Standhaftigkeit gezweifelt hast, beschuldige Dich dessen nicht als eines Verbrechens, denn ich bin schuldiger als Du. Ich habe nie an Deiner Freundschaft, Deiner Treue gezweifelt, aber ich zweifelte an Deiner Liebe. Ich wußte daß ich Dir mehr galt, als alle Menschen, aber ich glaubte, die Menschen gälten Dir Nichts und ich Dir nur sehr wenig. So seufzte ich, ich folterte mich selbst und litt immer. Meine kühnste Hoffnung, mein heißestes Verlangen war nicht darauf gerichtet, von Dir geliebt zu werden wie ein Bruder, selbst nicht Dich zu besitzen, nein es beschränkte sich darauf, die Leidenschaft, die Glut, womit ich Dich liebte, von Dir begriffen, von Dir erkannt zu sehen. Ich wähnte Dich gleichgültig und liebtos und dies war ein Schatten in meinem Glücke, eine Hölle in meinem Himmel! Ich habe gefehlt, und nun, da ich das weiß, mangelt Nichts mehr meinem Glücke als Deine Verzeihung, mein Engel.“

Statt aller Antwort hauchte Aleida einen Kuß auf seine Stirn.

Bernhard von Rienkercke richtete sich empor, denn eben trat Jemand in das Zimmer, dessen Erscheinen der Unterhaltung der beiden Liebenden ein Ende machte. Der Eintretende war ein Mann von vielleicht sechzig Jahren. Graues Haar bedeckte nur spärlich seinen Schädel, sein Gesicht von breiten und zahlreichen Falten durchfurcht, die indessen weniger vom Alter, als durch Anstrengung und Nachdenken gezogen zu sein schienen; seine glänzenden, aber tief eingesunkenen Augen, seine riesige Gestalt und seine edle und stolze Haltung, Alles verrieth einen jener fämischen Kriegsheroen aus den Zeiten des Kaisers Karl, die zum Streite zogen wie zum Gastspiel, wie Löwen fochten mit ruhiger und überlegener Kaltblütigkeit, nach der nach gewonnener Schlacht aufgeschlos ihre Zeit begingen, als hätte ihre Natur und ihre Bestimmung ihnen gelehrt, eine Schlacht als etwas Gewöhnliches zu betrachten. Ein solcher Mann war in der That auch Robrecht von Beeckem. Als er in das Zimmer trat, schwebte ein Lächeln auf seinen Lippen. Aufgemuntert durch dies Zeichen von Wohlwollen und guter Laune verbeugte sich Bernhard eine Bitte an ihn, welche der Greis, der klugst darauf vorbereitet sein mochte, mit sicht militärischer Ruhe und Herzlichkeit gewährte.

Bernhard von Rienkercke theilte das Abendmahl mit Robrecht von Beeckem und dessen Tochter, und alle drei verlebten zusammen einige jener Stunden, die von Zeit zu Zeit in das Menschenleben Freuden, um uns nachher desto tiefer empfinden zu lassen, wie elend und wie eitel dies Leben im Grunde doch ist.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel der Redaction.

Hr. C. G. F. in K. Empfangen. Wir werden davon Gebrauch machen.

Hr. Dr. D. in Z. Empfangen. Wird demnächst werden. Wir sehen Ihren ferneren Mittheilungen entgegen.

Hr. Dr. D. in St. Wir danken Ihnen für die gemachten Mittheilungen und übersenden Artikel. Wir werden Ihnen nächstens ausführlich schreiben.

Hr. Dr. H. in K. Empfangen.

Berichtigung.

№. 10. S. 120. Sp. 1. Zeile 12 von unten: „seine Farm“, lies seine Force.

S. 120. Sp. 2. Zeile 19 von oben, „Redete“, lies Redet.

Anzeigen.

48] Zu meinem Verlage erscheint:

Oehlenschlägers Tragödien.

Neue Ausgabe in 10 Bänden.

Diese so billige Prachtausgabe ist wie die schönste (Octav-) Ausgabe von Schillers Werken ausgestattet; sie enthält die sämmtlichen Tragödien Oehlenschlägers, auch die letzten: Axel und Klarkan og Gudrun, die beide mit so großem Beifall aufgenommen wurden. Die 10 Bände (enthaltend 25 Tragödien) erscheinen binnen Jahresfrist. 2 Bde. sind schon erschienen (enthaltend Palnatoke; Hakon Jarl; Olaf den Heilige; Knud lauget og forsvandt; Knud den Store). Der Subscriptionspreis ist nur 25 Rgr. pr. Band. Ich empfehle jedem Kenner der dänischen Sprache diese schöne Ausgabe unserer größten Klassikers.

Kopenhagen, im December 1848.

Andr. Fredr. Höst.

49] Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Julehilsen til Store og Smaae fra Danske Componister med Bidrag af Gade, Gebauer, Hartmann, Lövenskjold, Lumbye, Rauntlide, Mez, Rongsted, Rung. Wilmers. Preis 1 Rthlr.

Kopenhagen, den 14. December 1848.

C. G. Lose & Delbanco.

50] Im Verlage der königl. Hof-Musikalien-Handlung von P. W. Olsen in Kopenhagen erschien:

Musikalien.

Afselius, „En Frivillig Sång“, mit Pianoforte. 3½ Rgr.

Bergreen, A. P., Folkelange og Melodier udsatte for Pianoforte 4de Hefte (1 — 6 Leering) 1 Thlr.

Inhold:

8 danske, 9 norske, 24 svenske, 10 tydske, 5 hollandske, 15 italienske, 21 böhmiske, mähriske & ungarske, 14 nordiske og talrige andre Melodier.

Gambol, Aug. W., Vinterstenen-Galopp für das Pianoforte. 3½ Rgr.

Haeffner, J. P. C., Leilighang af C. Hauch for Pianoforte. 3½ Rgr.

Hauser, M., 3 Lieder, op. 13. mit Pianoforte-Accompagnement, 15½ Rgr.

Meyer, Gb., Trois Scottisch d'Album (Valse-Etude, Romance-Nocturne). Pour le Piano. 15½ Rgr.

Paulli, H., „O lad dem lage“, Romance af H. P. Gröll, med Pfte.-Accomp. 5 Rgr.

Rauntlide, R., „Romeo og Julie“, Digt af Chr. Winther, udsat for 2 Sangestemmer med Pfte.-Accomp. 15 Rgr.

Rung, H., „Mødremaalet“, Romance af Grundtvig, med Pfte.-Accomp. 5 Rgr.

— „Efteraar“, Romance af Chr. Winther, med Pfte Accomp., 5 Rgr.

— To Romancer af „Sletter ved Abinen“ af C. Hauch, med Pfte., 5 Rgr.

— Romance af „Sangerinden og forsvandt“, af Oehlenschläger med Pfte., 5 Rgr.

— 2 Sange af „Viola“ med Pfte.-Accomp., 7½ Rgr.

— Syv Digte af Joh. Wolhaven, med Pfte.-Accomp., 20 Rgr.

No. 1. Vetsleren synger. No. 2. Mirakler.
„ 3. Hvile i Ekroen. „ 4. Paa Fjeldet.
„ 5. En Baarnat. „ 6. I Stormen.

— „Canzonetta da bere“, per quattro voci, 7 Rgr.

En Söndag paa Amager, Vaudeville. 25 Rgr. dito uden Text. for Pfte. 10 Rgr.

Weyse, C. G. F., Sang af „Ragnarlefsens Skole“, med Pfte.-Accomp., 5 Rgr.

— „Et Qvartet i Rosendeeg Have“, Operette af J. L. Heiberg; fuldstændigt Klaverr-tilbrog. 8½ Rdgr. 3 Lbl.

Qvartette af Samme, 10 Rgr.

Musik für Orgel.

Hjertstrand, G. M., Erster Orgelsatz über 12¼ Rgr.
— Zeite Melodier, udsatte for Orgel eller Pfte. 15½ Rgr.

Lithographien.

Sigismund Thalberg, lith. efter W. Gerlner af Teglit. 20 Rgr.

Adam Oehlenschlägers Hus, lith. efter Hoffmann af Chr. Bærentzen, 10 Rgr.

Kopenhagen, den 1. December 1848.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Rl. 42 Kr. Rh. 2 Rl. 15 Sr. Cour. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5½ Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Dybance. Christiania: Fellberg & Lundmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Mlernw. Amsterdam: Joh. Müller. Brüssel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

22. December. № 12. 1848.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.
Schleswigs innere Verbindung mit Dänemark, von Prof. C. Paulsen. — Die schwedische Regierung und der Reichstag 1847—48. III. — (Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark. Kopenhagen: Die Neugestaltung der Administration. Island. Theilung Schleswigs. Flensburger Comitat. Adresse gegen das Stabilgeld. Die Kokenlen. Deutsche Briefe. — Aus Schleswig: Gestörte Postverbindung. Militärische Eintheilung der Steuern. Verbot gegen Ausfuhr. Protest der Dänen in Flensburg. — Schweden. Stockholm: Gesellschaft der Reformfreunde.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.
Der dänische Dichter Hauch. Herz von P. L. Möller. Zweiter Artikel. (Schluß.) — **Feuilleton:** Eine Hochzeit im sechzehnten Jahrhundert, aus dem Dänischen des Alfred de Vaet. (Fortsetzung.) Briefwechsel. Angezeigt.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Schleswigs innere Verbindung mit Dänemark.

Von Professor C. Paulsen *).

Als Schleswig nach dem Aussterben des mit demselben belehnten Schauenburgischen Hauses im Jahre 1460 von dem König Christian I. von Dänemark, gebornem Grafen von Oldenburg, nicht als heimgefallenes dänisches Lehn eingezogen wurde, dieser König vielmehr — um auch Holstein mitzuerwerben — sich von den Ständen zum Herzog wählen ließ, wurde er dieß nur als dänischer Lehnsherzog, indem die Rechte der Krone Dänemark auf Schleswig, als ein von ihr herrührendes Lehn, in den Schleswig und Holstein gegebenen Privilegien ausdrücklich vorbehalten wurden.

In jedem Lehnsverhältnisse zwischen zwei Ländern liegt aber eine innere Verbindung, eine Realunion des Lehns mit dem Hauptlande, wenn auch nur eine mittelbare. Dieß ist selbst für aufgetragene Lehne (feuda oblata) anzunehmen, um so mehr also für ein von der Krone Dänemark gegebenes Lehn (feudum datum), wie Schleswig es ist, indem Südjütland ursprünglich ein unmittelbarer Landestheil des Königreichs Dänemark war, welcher, gelegt in Verbindung mit dem auch unter der Obotheritschaft Dänemarks stehenden Nordfriesland, den Schauenburgern als Herzogthum Schleswig zu Lehn gegeben, dadurch keine andere Veränderung erlitt, als daß das Land aufhörte, ein unmittelbarer Bestandtheil Dänemarks zu sein, während es immer noch als Lehn ein mittelbarer blieb. Seine Verbindung mit dem dänischen Reiche selbst, in Gemäßheit der Lehnsgrundsätze, zeigt sich darin, daß jeder, der die Krone Dänemarks trug, aus welchem Hause er auch sein mochte, die Lehnsrechte Dänemarks ausübte; so die Könige aus neuen Häusern, die auf den alten dänischen Königsstamm folgten: Erich von Pommern und Christoph von Baiern. Es war daher seine Verbindung mit Dänemark unter Christian I. nicht blos eine durch die gleiche Person des Landesherrn bewirkte, eine Personal-Union, sondern sie blieb immer eine Real-Union, indem es nur zufällig war, daß der Landesherr in seiner Person die Eigenschaft des Lehnsmannes, und des Lehnsherrn vereinigte.

Wenn es in dem gedachten Privilegium heißt: „Sie (Schleswig und Holstein) sollen ewig zusammen bleiben, ungetheilt", auf welchem Satze der vermeintliche Staat Schleswigholstein gebaut wird, so ist darüber zu bemerken, daß in diesem Satze keineswegs eine Realunion, eine innere Verbindung zwischen Schleswig und Holstein ausgesprochen ist. Hierfür wäre ein anderer Ausdruck nöthig gewesen, wie: vereinigt, ungetrennt. Es kann daher nur eine äußere Verbindung durch die Person desselben Landesherrn gemeint sein, welche Personal-Union nicht durch Landestheilungen (wie sie in Holstein unter dem Schauenburgischen Hause vorgekommen waren) wieder aufhören sollte. Auch ist zu bemerken, daß jener, von den Gegnern der dänischen Staatsverbindung so sehr in ihrem Sinne hervorgehobene Satz nicht etwa als der Hauptgrundsatz des schleswig-holsteinischen Staatsrechts sich an die Spitze der Privilegien gestellt findet, sondern mitten in denselben, erst nach der Anführung anderer ertheilter Rechte. Schleswig und Holstein bildeten so wenig ein Staatsganzes, daß in der folgenannten tarfern Verbefferung der Privilegien ausdrücklich die Haltung eines abgesonderten Landtages für jedes Land versprochen wird. Wenn daher auch später gemeinschaftliche Landtage gewöhnlich gewesen sind, so gehörte dieß nicht zu den Verfassungsrechten der Herzogthümer; auch giebt es Beispiele, daß besondere holsteinische Landtage in deutschen Reichsangelegenheiten gehalten worden sind. Indem nun auch für Holstein seine Eigenschaft als deutsches Lehn in jenen Privilegien ausdrücklich anerkannt wurde, so ist es rechtlich unmöglich, daß zwischen beiden Ländern eine Real-Union begründet worden, weil jedes als Lehn, mit einem anderen Staate in Realunion war. So wenig, wie Dänemark ein Recht auf Holstein hatte, eben so wenig hatte Deutschland eines auf Schleswig. Es giebt durchaus keinen Grund, weshalb Holstein mehr Recht haben sollte, Schleswig mit sich nach Deutschland hinüberzuziehen, als Schleswig es hat, Holstein durch sich an Dänemark zu knüpfen.

Sowie es aber überhaupt eine Unregelmäßigkeit gewesen war, die sich nur aus den besonderen Zeitverhältnissen und Umständen erklärt, daß beide Lehen, das deutsche und dänische Lehn, sich einen Fürsten gewählt hatten, und dieß Wahlrecht daher auch später von beiden Lehnsherren aufgehoben wurde: so wurden auch andere in jenen Privilegien enthaltene Rechte, mit Einwilligung derselben Stände, denen sie gegeben worden waren, verändert oder abgeschafft und hiezu gehört gerade jenes vermeintliche Grundgesetz Schleswig-Holsteins, indem schon die Söhne Christians I., König Johann und Herzog Friedrich, die Herzogthümer theilten, und nachdem Friedrich als König sie vereinigt hatte, wiederum seine Söhne, durch welche und deren Nachkommen die herzoglich gottorpische und jüngere königliche, die herzoglich sonderburgische Linie, entstanden sind. Dänemark hielt auch im Verhältniß zu diesen mehreren Linien des oldenburgischen Hauses immer sein Lehnsrecht über Schleswig fest. Nach manchen Streitigkeiten mußten die Herzoge in den Vertrage

*) Dieser Aufsatz des Schleswigers, Professor Paulsen, spricht kurz und deutlich die dänische Ansicht in der Schleswigschen Frage. Ich wo diese in ein entscheidendes Stadium tritt, dürfte dieser Artikel daher nicht ohne Interesse für unsere Leser sein. D. R.

Digitized by Google

von Odense, 1579, daſſelbe nicht blos überhaupt anerkennen, sondern auch Dänemark Lehnshülfe verſprechen, wogegen ſie das Verſprechen der erblichen Geſammtbelehnung bekamen, wenn ſie in gehöriger Zeit um die Lehnsempfängniß nachſuchten, (das Lehn muthheten). Zum Beweiſe, daß das ganze Herzogthum däniſches Lehn ſei, ertheilte der König auch ſich ſelbſt, als ſchleswigſchen Herzog, indem er ſich vertreten ließ, die Belehnung.

Seit dem 17. Jahrhundert trennten die Herzöge von Gottorp ihr Intereſſe mehr und mehr von dem der königlichen Linie, was ſich zuerſt im 30-jährigen Kriege, und noch mehr in den beiden darauf folgenden ſchwediſchen Kriegen zeigte. Der König Carl Guſtav von Schweden bedung ſich, um Dänemark zu ſchwächen, im Roeskilder Frieden von 1658 aus, daß ſeinem Schwiegervater, dem Herzog von Gottorp die Souverainität ertheilt würde. König Friedrich III. mußte dieſelbe einräumen, verſtand ſich aber doch nicht dazu, das Land ſelbſt lehnsfrei oder allodial zu erklären, ſondern räumte in dem Souverainitäts-Diplom vom 12. Mai 1658, nach deſſen ausdrücklichem Wortlaute, nur dem Herzoge und ſeinen männlichen Deſcendenten Freiheit von der Verpflichtung ein, Belehnung zu ſuchen und Lehnshülfe zu leiſten. Auch ſollten er und ſie die früheren Unionen zwiſchen den Herzogsthümern und Dänemark anerkennen und halten, nach welchen Streitigkeiten durch Schiedsrichter zu entſcheiden waren, und die Länder einander in Kriegen zu unterſtützen hatten. Dieſe Unionshülfe iſt mit Unrecht als Zeichen einer blos äußern Verbindung Schleswigs und Dänemarks angeſehen worden; denn auſſer derſelben blieb immer noch die aus der inneren Verbindung Schleswigs mit dem Reiche herworgehende Lehnshülfe vorbehalten. Obgleich nun dieſe nach dem Souverainitäts-Diplom, ſo lange der gottorpiſche Mannsſtamm blühte, nicht gefordert werden ſollte, ſo konnte dieſe blos perſönliche Befreiung deſſelben von Lehnspflichten das Land ſelbſt nicht lehnsfrei oder zum Allod machen, was auch nirgends erklärt worden iſt. Daß dieſes in der That nicht als ſolches angeſehen wurde, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß die Herzöge der jüngern Königlichen Linie, der ſonderburgiſchen, auch noch nach jener Zeit ſich mit dem ganzen Herzogthum Schleswig zur geſammten Hand belehnen ließen, obgleich ſie nur einen kleinen Theil des Landes beſaßen, die mehrſten Linien dieſes Hauſes ſpäter aber ſogar ihr Lehnsgebiet verloren. Noch jetzt wird der Theil Schleswigs, der am längſten im Lehnsbeſitze einer der Linien, der Glücksburgiſchen, war, „der Glücksburgiſche Lehnsdiſtrict“ genannt. Der König Friedrich III. hatte ſich, um im gleichen Verhältniſſe mit ſeinen Mitregenten, dem Herzog von Gottorp zu ſtehen, von dem däniſchen Reichsrathe auch die Souverainität ertheilen laſſen, welche alſo nicht mehr, als die herzogliche, das Land ſelbſt betraf, obgleich es ſeit der Zeit von dem Herzog und dem Könige ihr ſouveranes Herzogthum genannt wurde, beſonders im Gegenſatz von Holſtein, für welches beide Lehnspflichten gegen Deutſchland hatten. Niemals wurde aber jener Name von den Herzogen des ſonderburgiſchen Hauſes gebraucht, und konnte es, nach dem oben Geſagten auch nicht.

Indem aber Dänemark nur nothgedrungen die Lehnsfreiheit dem herzoglich gottorpiſchen Hauſe eingeräumt hatte, ſuchte ſchon der Nachfolger Friedrichs III., Chriſtian V., zu wiederholten Malen den Herzog von Gottorp, Chriſtian Albrecht, wieder zur Anerkennung der Lehnsherrlichkeit Dänemarks zu nöthigen, wozu derſelbe ſich auch zuerſt im Rendsburger Vertrag von 1675 verpflichten mußte. Später wurde er aber wieder durch Hülfe fremder Mächte davon befreit in dem Altonaer Vertrage von 1689.

Als aber der König Friedrich IV. von Dänemark in dem für ihn glücklichen Nordiſchen Kriege, in welchem der Herzog von Gottorp ſich wieder durch Begünſtigung Schwedens gegen Dänemark feindlich benahm, den Gottorpiſchen Antheil Schleswigs 1713 einnahm, und für denſelben ſowie für ganz Schleswig im Frederiksburger Frieden die Garantien von Frankreich und England erhielt, kam der König nicht weniger gewollt haben, als ſein Vorgänger, beſonders da er die übrigen Eroberungen Dänemarks herausgab (Pommern mit Rügen, Wismar, Bobuus). Er vereinigte den gottorpiſchen Antheil mit dem allezeit königlichen, aber nicht, wie die Gegner der däniſchen Staatsverbindung wollen, um das Herzogthum als ein für ſich beſtehendes ſouveranes Land zu beſitzen, welches nur zufällig durch die Perſon des Königs mit Dänemark und deſſen Krone verbunden wäre; vielmehr erklärte er als König von Dänemark im Patente vom 22. Auguſt 1721, wodurch er die Huldigung verlangte, die ewige Beſitz- und Beherrſchung des ganzen Herzogthums Schleswig, nach der Wiedervereinigung des herzoglichen Antheils, der, „ein altes Pertinenz der Krone Dänemark,“ injuria temporum davon getrennt werden ſei. Hierbei wurde wohl nicht blos auf deſſen abgeändigte Beſteuerung von der Lehnspflicht gedacht, ſondern überhaupt an das alte Verhältniß Schleswigs als eines däniſchen Landes. Der König hätte nun, gleichwie ſein Vorgänger, das alte Lehnsverhältniß, welches, wie oben bemerkt, für die Theile Schleswigs, die er ſelbſt beſaß und die der Herzog von Gottorp beſeſſen hatte, nur ruhte, wieder können in Kraft treten laſſen, und hierin hätte eine Anerkennung der Real-Union mit Dänemark gelegen; aber theils war jenes nun ſchon veraltet, theils mußte es unzweckmäßig und gefährlich erſcheinen, da nun ganz Schleswig den König zum Landesherrn hatte, wiederum in ſeiner Perſon die doppelte Eigenſchaft eines Lehnsmannes und Lehnsherrn zu unterſcheiden. Indem er nun die im Laufe der Zeit entſtandenen Eigenthümlichkeiten Schleswigs anerkannte, nahm er, obgleich er allerdings den herzoglichen Antheil durch Kriegsrecht beſaß, vollſtändige Einverleibung in das Königreich vor, ſondern bewirkte eine unmittelbare Verbindung von ganz Schleswig mit Dänemark durch Einführung derſelben Erbfolge. Der noch in Wirkſamkeit gebliebene Theil der alten Stände, Prälaten und Ritterſchaft, ſowie die Beſitzer der adeligen Güter und die ehemals herzoglich gottorpiſchen Unterthanen, nicht weniger die Herzöge von Auguſtenburg und Glücksburg huldigten 1721 dem Könige von Dänemark und ſeinen Succeſſoren secundum tenorum legis regiae. Zu der Veränderung der ältern männlichen Lehnserbfolge war der König um ſo mehr berechtigt, als er, nach Lehnsgrundſätzen als Lehnsherr, inſofern keine Rechte von Lehnsagnaten entgegen ſtanden, das Lehn auf einen Mannsleben in ein Weiberlehn hätte verwandeln können, ohne die Unterthanen im Lehnsgebiete zu fragen; und deswegen hat man es für unnöthig ſprechen dürfen (was nach den Worten des Patents beabſichtigt geweſen zu ſein ſcheint), die Unterthanen im allezeit königlichen Theil die Erbfolge nach dem Königsgeſetze durch beſondere Huldigung anerkennen zu laſſen. Alſo bemſelben Grunde erklärt es ſich, daß die Garantien Englands und Frankreichs ausdrücklich und vorzugsweiſe, obgleich nicht ausſchließlich, ſich auf den herzoglichen Antheil beziehen, da der königliche im unbeſtrittenen erblichen Beſitz des königlichen Hauſes ſchon war. Das Gottorpiſche Haus in Rußland mit ſeinen jüngern Linien hat aber 1773, auſſer der Entſagung auf den ehemaligen Gottorpiſchen Antheil, auch das Recht des Königs von Dänemark und ſeiner Kronerben auf ganz Schleswig anerkannt und eine Garantie dafür übernommen.

Auch auf Seiten der jüngeren königlichen Linie ſtehen der unmittelbaren Verbindung Schleswigs mit der däniſchen Krone keine agnatiſchen Rechte entgegen. Denn ſelbſt wenn man in der Huldigung zweier Zweige derſelben, 1721, keine vollſtändige und unbedingte Entſagung ihres Erbrechts finden will, ſo ſtände dies doch, weil den Nachfolgern nach dem Königsgeſetze gehuldigt worden iſt, dem Erbfolgerecht des königlichen Weiberſtammes nach. Es iſt aber jenes, weil es nur ein Lehnsrecht war — wie in der halbeffectiellen Auguſtenburgiſchen Streitſchrift: die Erbfolge in Schleswig-Holſtein, (Halle 1837), zugegeben iſt — ſpäter jedenfalls ganz erloſchen; denn die Bedingung für daſſelbe, die der Oldenſer Vertrag feſtſetzt, die Geſammtbelehnung zu ſuchen, iſt ſeit langer Zeit von keinem Zweige des Hauſes mehr erfüllt worden. Endlich hat aber noch zum Ueberfluß der Vater des jetzigen Herzogs von Auguſtenburg, Herzog Friedrich Chriſtian, bei ſeiner Vermählung mit der königlich däniſchen Prinzeſſin Luiſe Auguſte im Jahre 1786 eine durchaus bündige

Digitized by Google

Entsagung auf alles Erbrecht ausgestellt, welches ihm, im Widerspruch mit dem Königsgesetze, auf das Königs von Dänemark Fürstenthümer und Lande noch zustehen möchte.

Die Gegner von Schleswigs ungetrennlicher Verbindung mit Dänemark haben sich auch noch auf die sogenannte Constitutio Valdemariana von 1326 berufen, so lautend: Item Ducatus Sunder-Jutiae regno & coronae Daniae non unletur nec annectetur, Ita quod unus sit dominus utriusque. Aber eine ungültigere Urkunde, als diese, giebt es nicht leicht*). Sie ist nämlich — wenn sie wirklich in gehöriger Form je da gewesen ist — von dem zwölfjährigen schleswigschen Lehnsherzoge Waldemar, von dem alten dänischen Königsstamme, ausgestellt, als Graf Gerhard von Holstein, sein Vormund, ihn, um selbst Schleswig für sich zu erwerben, auf den Thron des durch Bürgerkrieg halb aufgelösten dänischen Reichs erhoben hatte. Aber daß ein Vormund sich von seinem Mündel, zu dessen Nachtheil, und eigenem Vortheil, etwas zugestehen läßt, ist nach allen Rechten eine Nichtigkeit. Und für Waldemar, als König von Dänemark, war dieses Zugeständniß nachtheilig, indem das Reich dadurch sein im Lehnswesen gegründetes Recht verlieren haben würde, Schleswig, wenn es heimfiele, einzuziehen und so seine unmittelbare Verbindung mit Dänemark wieder herzustellen, anstatt der nur mittelbaren Lehnsverbindung. Aber Waldemar war auch ein Usurpator auf dem Throne Dänemarks, von welchem er nach Verlauf von 4 Jahren herabsteigen mußte, so daß seine Handlungen um so viel weniger den rechtmäßigen König von Dänemark binden können. Endlich existirt das ganze Document nicht einmal, weder im Original, noch in Abschrift, sondern man kennt jene Worte desselben nur daher, daß, als des letzten Schauenburgischen Herzogs Schwesterssohn, Christian von Oldenburg, Ausschicht hatte, zum Könige von Dänemark gewählt zu werden, einige holsteinische Adelige ihn jenen Satz aus der sogenannten Constitutio Valdemariana anerkennen ließen; was auch keine Rechtswirkung haben konnte, da Christian damals noch nicht König war, und also nicht irgend Etwas von den Rechten der Krone Dänemark vergeben konnte. Selbst aber wenn jene ungültige Constitutio Valdemariana gültig wäre, würde sie doch nicht Schleswigs innere Verbindung mit Dänemark aufgehoben haben, da Graf Gerhard und seine Nachfolger immer Dänemarks Lehnsherrlichkeit über Schleswig anerkannten.

*) Eine kleine Abhandlung des bekannten dänischen Geschichtsforschers, Professor, Conferenzrath Werlauff, über dieses mysteriöse Document, werden wir unseren Lesern in einer der nächsten Nummern mittheilen. D. R.

Die schwedische Regierung und der Reichstag 1847—48.

III.

Es bedarf wohl der Beweise nicht, daß nur eine kräftige und freisinnige Volksrepräsentation das Recht haben kann, eine ebensolche Regierung zu fordern. Wenn wir aber die Zusammensetzung der schwedischen Repräsentation so wie ihr Auftreten in den schon von uns besprochenen Fragen betrachten, können wir ihr als solcher nicht jene Eigenschaften beilegen. In der folgenden kleinen Statistik geben wir ein äußeres Bild von ihr.

Der Reichstag 1847—48 bestand aus 500 Adeligen, 53 Geistlichen, 50 Bürgern und 108 Bauern. Das Konstitutions-Comité hat 37 Gutachten abgegeben, das Staats-Comité 341, das Bewilligungs-Comité 37, das Bank-Comité 100, das Gesetz-Comité 105, das Oeconomie-Comité 123, das vereinte Staats-Gesetz- und Oeconomie-Comité 94, das Gesetz- und Oeconomie-Comité 64, das Bewilligungs-, Gesetz- und Oeconomie-Comité 12, das Gesetz- und Bank-Comité 1, macht zusammen 914 Gutachten. Das geheime Comité hat 4 Sessionen gehabt und das Expeditions-Comité 160 Berlagen zu unterthänigen Schreiben an die Regierung ausgefertigt. Der Reichstag hat 344 Tage gewährt; die Kosten betrugen 1 Million Thlr. Daß eine so schwerfällige Maschine in unsern Dampf- und Eisenbahn-Zeiten ihre Bedeutung verlieren muß, ist gleichfalls klar.

Die Haupt- und eigentliche Lebensfrage der schwedischen Nation ist wie schon bemerkt worden, eine Reform der Volksrepräsentation; indessen giebt es doch einige andere Fragen, die, wenn sie auch gegen jene unbedeutend erscheinen, jedenfalls in dieser Uebersicht Anspruch auf eine Erörterung haben, gleich sehr ihrer wegen als weil sie überhaupt Gegenstände der Berathungen des Reichstages gewesen sind. Diese sind die Steuer-Vereinfachungs-, die Zoll- und die Strafgesetz-Frage. Keiner hatte, nachdem der erste Rausch vorübergegangen war, einen solchen Begriff von der Regierung als man ihn z. B. von der einen Gustav Wasa oder Carl XII. hatte; statt des tiefen Blickes eines Staatsmannes, statt genialer, umfassender Principien und Handlungen war man zufrieden sast mit dem guten Willen, der thut was er eben vermag und sich somit immer einige Verdienste im Kleinen erwerben kann. — Zur Behandlung der Steuervereinfachungs-Frage hatte die Regierung schon im Februar 1846 ein Comité niedergesetzt. Das Comité trat am 4. April zusammen und hatte am 30. seine Arbeiten beendet. Die Regierung wollte den Antrag des Comités dem Reichstag zur Annahme vorlegen lassen und dieser ihr Beschluß wurde von einer Handlung begleitet, die damals etwas Aufsehen erregte. Die Regierung vom 8. März, so ging das Gerücht, hatte sich vorgenommen keinen neuen Adel zu ernennen, ein Vorsatz, welcher von der allgemeinen Meinung, in deren Augen die Zeit des Adels längst vorüber ist, sehr beifällig aufgenommen wurde. Man war daher mit Recht erstaunt über die Ausnahme des Herrn Sandström in den Adelstand, doch es wurde bei der Ernennung bemerkt, daß er nicht allein Referent, sondern auch die Seele jenes Comités sei, daß seine Aufnahme nicht eine Belohnung für seine Verdienste sei, welche ja leicht auf andere Weise hätten belohnt werden können, und daß die Regierung in ihm einen werthvollen Vertheidiger des Comité-Antrags auf dem Ritterhause gefunden, wofelbst dieser, wie es natürlich war, den heftigsten Widerstand finden würde — und man glaubte zulegt gerade in dieser Ernennung einen Beweis für die Wärme zu erblicken, mit welcher die Regierung jene wichtige Angelegenheit umfaßte, die in einem solchen Grade existire, daß sie ihretwegen von einem angenommenen Principe abginge, von der sie oben erwähnte Ernennung die erste und letzte Ausnahme sein würde. — Herr Sandström aber trat auf dem Ritterhause nichts destoweniger gegen die Ansichten der Regierung, gegen jenen Antrag des Comités, gegen den Willen seines Monarchen auf, und wurde darin von einem seiner Collegen, Herrn Gripenstedt, unterstützt. Der schwedische Reichstag war somit Zeuge eines in der Geschichte der repräsentativen (constitutionellen) Staaten gewiß bis jetzt unerhörten Falles, indem nur zwei von den Mitgliedern der Regierung als handelnde Personen in einer Hauptfrage auftraten, und diese gegen sie sprachen, während die Seite der Versammlung — obgleich weder Beamte der Regierung noch von ihr Abhängige — welche man gewöhnlich als ihre Antagonisten betrachtet, und die sast in allen liberalen und Reformfragen sonst gegen sie gesprochen, zum Theil hier ihre Partei ergriff. Muß man dieses als ein Phänomen, als eine jener Anomalien ansehen, welche sich mitunter in der menschlichen Natur offenbaren, und sich somit möglicherweise auch bei einer Regierung geltend machen können, indem eine solche auch aus Menschen besteht, oder — war es eine dieser geheimnißvollen Spiele, die mitunter innerhalb der schwedischen Administration vorkommen? — Das Resultat der Steuervereinfachungsfrage auf dem Reichstage wird unsern Lesern schon bekannt sein: Drei Stände, Adel-, Priester- und Bürgerstand, gegen einen Stand, den Bauernstand, fielen die Frage, nachdem sie sich mühsam und peinlicherweise durch alle Gänge und Schlupfwinkel der Reichstagsmaschinerie endlich gewunden hatte, für die künftige Berathung eines künftigen Reichstags offen.

In der Behandlung der oben erörterten Frage, haben wir wieder bei der Regierung noch bei dem Reichstage selbst Consequenz oder System gesehen;

Digitized by Google

der Bürgerstand ließ sich vielmehr — wir wissen zwar nicht, ob es nur dem Scheine nach so war, wir möchten sagen etwas einschüchtern von dem Adel- und Priesterstande. Betrachten wir die beiden andern Fragen wegen des Strafgesetzes und Zollgesetzes. —

Es ist bekannt, daß König Oskar schon als Kronprinz im Jahre 1840 eine Schrift über Strafen und Strafanstalten geschrieben hat und im Druck erscheinen ließ, und daß diese Schrift geistgemäße und richtige Ansichten über ihr Thema enthält. Man sah deswegen mit der Thronbesteigung des Königs einer baldigen Revision und Reform des ganzen schwedischen Kriminalgesetzes entgegen. Als der vorige Reichstag 1844 zusammentrat, war die neue Bearbeitung dieses Gesetzes, die schon 1815 angefangen hatte, noch nicht beendet, das heißt, sie war noch nicht dem Fegefeuer eines Bedenkens von Seiten des Personals der höheren Gerichtshöfe entschlüpft. Man fing aber jetzt mit Ernst an, sie zu beenden, und der König selbst nahm sich mit vieler Wärme der Sache an; er machte im Staatsrathe mehrere Vorschläge zu Aenderungen in dem Entwurfe und am Weihnachtstage 1844 war derselbe fertig. Man hatte sich dermaßen angestrengt, daß mehre Theile des Manuscripts nicht ins Reine geschrieben werden konnten. Es war übrigens leider vorauszusehen, daß die Regierung hier mehr ihren guten Willen gezeigt hatte, als daß sie wirklich die Sache auf dem Reichstage 1844 zu Ende würde führen können, indem dieser seiner Auflösung zu nahe war, als daß er noch die nöthige Zeit hätte haben können, um das Gesetz zu prüfen und zu seinem Resultate zu führen.

Die Stimmung hatte sich indessen geändert, sie war jetzt etwas gegen die Regierung und man sah schon mit einer Art Mißtrauen jedem neuen Gesetz-Entwurfe von ihr entgegen. Der König unternahm eine Reise nach Norwegen und erst nach seiner Zurückkunft von dieser wurden wieder alle und sämmtliche Kräfte der Regierung in Richtung des Kriminalgesetzes angestrengt. Es kam praktisch vor allen Dingen darauf an, daß der Reichstag sich mit dem Grundprincip auf welchem das Gesetz aufgebaut war, einverstanden erklärte, denn so abnorm es auch ist — man kann ja mit einem Principe sehr gut einverstanden sein und doch Grund haben Das zu verwerfen, was sich ausgiebt ein Kind dieses Princips zu sein — so fand die Sache doch so, daß die schnelle Beförderung des Gesetzes auf dem sogenannten„Princip-Bekänkendet.“ (Erklärung über das Princip) beruhete. Die Regierung, die vermuthlich die Sache nicht von dieser Seite gesehen hatte — es gehört nicht ihrem Charakter, die Sachen von allen Seiten zu sehen — glaubte, daß wenn die Stände sich mit der Grundlage einverstanden erklärten, müsse das Gesetz schnell geprüft und angenommen werden können. Sie täuschte sich aber; der Reichstag sah die Berathung des Gesetzes en detail, wenn wir so sagen dürfen, bis auf den nächsten Reichstag auf.

Als die Kriminalgesetz-Frage auf dem Reichstage 1847—48 wieder zur Sprache kam, war der Reichstag selbst, wie wir es schon gezeigt haben, so zersplittert, daß man sich fast gar kein Bild von seiner Physiognomie machen konnte, in einem Punkt nur war man einig, man wollte das ganze System der Regierung desavouiren, und gerade nur hinsichtlich des Kriminalgesetzes schien es möglich die verschiedenen Fraktionen zu entdecken, indem eine große Partei dieses unterstützen, eine andere große es untergraben wollte. — Die Regierung trat hinsichtlich der Zusammensetzung des Gesetzausschusses gar nicht energisch oder wirksam auf, sie schien sich mit der Erklärung des vorigen Reichstages über Einverständniß mit der Grundlage, dem Principe, zufrieden zu stellen; sie blieb im Ausschusse in der Minorität und die Folge hiervon war, daß der Ausschuß eine fast gänzliche Umarbeitung des Entwurfes unternahm. Die Regierung schien jetzt den Entwurf ganz aus den Augen zu lassen, und dieser wurde, mit der dem schwedischen Reichstage charakteristischen Langsamkeit in der Zeit eines halben Jahres in seinen wesentlichsten Punkten, z. B. betreffend die Abschaffung der Strafe von Gefängniß bei Wasser und Brot, fast ganz geändert, und ihm ein neues und anderes System als das der Regierung und des Königs eingebracht. Graf Sparre war mittlerweile in die Regierung als Justizminister eingetreten, und jetzt wechselte die Regierung selbst das Princip, hinsichtlich eines milden Strafgesetzes, dermaßen, daß sie, die sie sich früher für die Abschaffung der Todesstrafe erklärt hatte, in dem Jahre 1845 neunzehn Todesurtheile vollstrecken ließ.

Als am 6. Sptbr. die Frage auf dem Ritterhause zur Diskussion gebracht ward, sah man daselbst auch kein einziges Mitglied der Regierung, während ein hoher Kommandoführender, als die Steuervereinsfachung-Frage daselbst vorgebracht wurde, Zeit fand, sich von der Armee, die der schleswig-holsteinischen Sache wegen ins Feld gerückt war, zu entfernen um auf dem Ritterhause zugegen zu sein. — Das Resultat der Behandlung der Frage ist, im Vergleich mit ihren Antecedentien, fast sarkastisch zu nennen. Adel- und Priesterstand erklärten sich dahin, daß der Entwurf zu sehr von der Auffassung der Rechtsbegriffe bei dem Volke abweiche, und sie forderten von Seiten der Regierung einen neuen Entwurf zu einem Kriminal-Gesetz und Gesetz über die Gefängnißstrafen. Der Bürger- und Bauernstand waren zwar anderer Meinung, und sendeten diese Erklärung mit einigen Bemerkungen zurück an den Ausschuß, jedoch zwei Stände hatten definitiv sich gegen das Gesetz erklärt: die Frage kann erst auf einem künftigen Reichstage zur Entscheidung kommen.

In der Zollgesetz-Frage hatte die Regierung mit lobenswerther Wärme den Ständen einen Entwurf vorgelegt, der sich auf sehr richtige Principien stützte, nämlich gegen Einfuhr-Zölle und für ein freieres Handelssystem durch Herabsetzung der Abgaben, die auf mehreren Import-Artikeln ruhen. Die öffentliche Meinung war hier sehr auf der Seite der Regierung. Jetzt erschien aber der 18. und 19. März, und die Regierung glaubte zwischen dem Geschrei der Menge auch einigen Unwillen über das beabsichtigte Freihandelssystem und seinen Einfluß auf mehrere der internationalen Nahrungszweige zu vernehmen, einen Einfluß, welcher schon von Seiten mehrerer Corporationen sich geltend gemacht hatte. Es machte sich jetzt bei der Regierung, sagt man, eine Furcht geltend, daß die auswärtigen europäischen Angelegenheiten Veranlassung geben könnten, daß Schweden unter einem freien Handelssystem mit Waaren von Auswärts in zu Grunde richtendem Maaße überschwemmt werden möchte, die Freunde des Prohibitivsystems bekamen hierdurch neue Kraft, und die Vertheidiger der Freiheit blieben bei der Zollfrage, wie bei so vielen anderen Fragen, in der Minorität. Das liberalere Zollsystem wurde ad acta gelegt. — Hier also drei Reformen, bei denen die Regierung selbst die Initiative ergriffen hatte, welche auf wahrhaft zeitgemäße und richtige Principien begründet waren, welche sie mit Wärme und Energie auf dem Reichstage eingeführt hatte, welche sie aber, vor dessen Schluß, aus Mangel an Ausdauer, aus Furcht, aus ungeeigner Nachgiebigkeit, und Gott weiß aus welchen kleinlichen Rücksichten, wieder fallen ließ. —

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Kopenhagen. In der Administration hinsichtlich ihrer zeitgemäßen Umbildung, herrscht hier viel Leben; nach einem von dem Justizministers contrasignirten königlichen Reskripte sind alle die alten beschwerlichen collegialen Formen aufgehoben und die Regierungsgeschäfte den resp. Ministern übergeben. Für Island und Grönland ist ein separated Departement errichtet worden, an dessen Spitze ein geborner Isländer, Herr Pjetursson, gestellt ist. Sonst gehen die Tage still und ruhig vorüber. Die Regierungsmänner, welche Behufs der Friedens-Unterhandlungen in London von hier abgegangen sind, haben ihre Instruktionen gegen eine Theilung des Herzogthums Schleswig erhalten, dessen provinzielle Selbstständigkeit will man dagegen respektirt wissen. Der englische Gesandte, Lord Cowley, hat in Frankfurt gegen die Theilung Schleswigs gesprochen, und es dürfte somit nur ein bloses Gerücht sein, welches die schleswig-holsteinische Zeitung vom 28. November. von einer solchen Theilung so wie von einer Revision zur Regelung der Erbfolge, bringt. Wie sehr die schleswig-holsteinische Partei gegen Schleswigs Unibeilbarkeit ist, sieht man übrigens aus dem Eifer, mit welchem die Petitzei in Flensburg gegen den Druck eines Protestes von Seiten der Schleswiger selbst, gegen jene Theilung verfahren ist, indem es, unter Drohung von Confiscation des Flensburger Wochenblattes, also durch Hülfe förmlicher Censur, ihr gelungen ist, den Druck des Protestes vorläufig zu

Digitized by Google

hintertreiben. Der deutsche Reichs-Kommissarius soll sich, auf Beschwerde von Seiten der Redaction jener Wochenblätter, mißbilligend gegen den Chef des Flensburger Polizeiwesens, Herrn Krohn, erklärt haben, und man erwartet in Schleswig mit Spannung den Ausfall dieser Censur-Sache der neuen Zeit. Unser Reichstag hat sich noch nicht weiter über die schleswigsche Frage ausgesprochen, und man glaubt somit, daß die Mittheilungen der Regierung in den geheimen Sitzungen zufriedenstellend gewesen sind. Ein kleines Phänomen ist die Adresse an den Reichstag, welche in diesen Tagen zur Unterschrift circulirt, und die sich in seichten Worten gegen die Principien des Grundgesetzes und des Wahlgesetzes ausspricht. Die Adresse will nicht, daß „der Staat der Bildhäuer und der Landermalt Preis gegeben werde," sie will seine „Communitrefen. Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie, Ackerbau, gefchützt wissen." Im Ganzen scheint die Adresse nicht viel Anklang zu finden; die Ansichten über ihre Zweckmäßigkeit, ja selbst über ihre Berechtigung scheinen sehr getheilt zu sein. Sie giebt zwar nicht die Mittel an, durch welche sie der Gefahr vorzubeugen gedenkt, die sie als drohend ansprecht, indessen scheint sie Berlinischer Zeitung, im Einklang mit ihr, eine directe Wahlen über Haufen zu werfen. Die Adresse ist jedenfalls ein Beweis, wie sehr jede unnatürliche Bewegung vorwärts eine traurige Zurückwirkung übt. Die Partei der „Bauernfreunde" hat versucht zu weit vorwärts zu gehen, eine andere versucht es jetzt zu weit rückwärts zu gehen. Die Furchtsamen, die, welche hier gegen die directen Urwahlen auftreten, haben wohl einen so sehr hinreichenden Grund, als die stürmischen „Bauernfreunde", die plötzlich sich für die Republik erklärten, und die Ersteren dürften wol einen größeren Fehler begehen, indem sie, statt gegen eine falsche praktische Durchführung, gegen das scheinfollo zu einer europäischen Lösung gewordene Princip der directen Wahlen auftreten.

Das Schicksal der Adresse wird zu interessanten Beobachtungen Anlaß geben können. — Der Wechsel der Person des Kriegsministers hat bereits neue Armeebefehle veranlaßt; die Verstärkungs-Bataillone der Armee sind schon einberufen worden. Das stehende Heer besteht nach Bericht des Justizministers an den Staatsrath vom 2. Mai. J., aus 46,296 Mann, und die Reserve aus

34,185

Summa 78,481 Mann, von welcher bis jetzt der kleinste Theil einberufen war. Die Verstärkung wird, mit Rücksicht auf jene Berechnung wenigstens 30—40000 Mann betragen, die Alle, bevor sie in die Klassen der Dienstunden oder der Reserven übergingen, in der Linie gedient haben. — Von den ostindischen Kolonien bringen die Zeitungen Nachricht über die dort wieder hergestellte Ruhe. Die Verhältnisse hofft man so zu ordnen, daß die Zuckerproduction nicht leiden wird; in diesem Jahre hat die günstige Witterung allein den ungünstigen Verhältnissen die Stange gehalten. Einige Pflanzer beabsichtigen Arbeiter von der Insel Madeira einzuberufen, um durch diese, die sehr ordentliche und arbeitsame Leute sein sollen, den Negern ein gutes Beispiel zu geben und allmälig ein vernünftiges, geregeltes Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern einzuführen. Gegen die Widerkehr des General-Gouverneurs von Schelten spricht sich die wilde Bevölkerung der Kolonie aus, für sie, gewiß aber aus fast wahnsinnigen Gründen, die Negerbevölkerung. Von den Färinseln und den grönländischen Kolonien sind Glückwunsch-Adressen an den König nach Kopenhagen eingegangen und daselbst wie auf Island scheinen die Verhältnisse auf gerechte Hoffnungen und loyale Gesinnung sich in Frieden entwickeln zu wollen. — Der Dichter Edmund Lobedang, ein Schleswiger, hat einen Cyclus Vorlesungen in deutscher Sprache über Göthe hier angefangen; sie werden sehr besucht und die Anerkennung, die wir letzt zum Scherz hier aussprechen hörten, als sei es unpatriotisch, deutsche Vorlesungen zu besuchen, hat jedenfalls im Ernst gar keinen Anklang im Publikum gefunden. —

†† Aus Schleswig. Unser Zustand ist traurig. Die Postverbindung durch unser Land, die in einem Paragraphen der Malmöer Convention ausdrücklich versprochen wurde, ist zu unserm Leidwesen noch immer nicht zu Stande gekommen. Dagegen dauert die Polizei- und Militärherrschaft noch fort. Die Interims-Regierung ist offenbar in der Wahl ihrer mit Beschwichtigung der aufgeregten Volksstimmung beauftragten Beamten nicht glücklich gewesen. Die Polizeimeister in Hadersleben und Flensburg sind unter der ganzen dänischen Bevölkerung ein Schrecken geworden; letzendere hat sich der Letztere (Krohn) durch Errichtung einer geheimen Polizei vorzüglich gemacht. Jede ehrliche Meinungsäußerung ist in den Städten unterfagt, die Presse geknechtet — eine officielle Erklärung von den Flensburger Dänen ist z. B., obgleich wir „Pressfreiheit" haben, gewaltthätig unterdrückt worden — und auf den Landstrassen werden harmlose Reisende jeden Tag angehalten und von Polizeidienern untersucht, um etwaige Privat-Correspondenzen aufzufangen, doch bis jetzt ohne erheblichen Resultate.

In Hoyhem steht es aber noch bunter aus; besonders zeigen sich unter den Truppen Elemente einer sehr bedenklichen Gährung, die von den demagogischen Bürgerversuchen unterstützt wird. Gott mag wissen, in welcher Absicht. Das bekannteste Factum in dieser Beziehung wird Ihnen schon aus vielen Zeitungen bekannt sein: Die demokratische „Zweiklang" nimmt in einer Adresse vom 7ten Schleswig-holsteinischen Bataillon an die preußische Armee Partei gegen den König von Preußen, den frühern Freund und Beschützer, und als General Bonin kriegsrechtliche Untersuchung deswegen einleitet, bekommt er Mißtrauens-Adressen von den Zechbrüdern und andern Bürgervereinen, so sogar vom Militairverein, den Abend-Burger Pumpenwirt, die von Seiten des Volks, durch Aufkauf mit Feuerteufelsdrohungen bei den preußischen Officieren, in Schutz genommen werden. Jetzt sind die Schuldigsten zu jetzo gelinden Zuchthaus- und Festungsstrafen verurtheilt, der General aber hat sich durch die effentlandig gewordene Stimmung veranlaßt gesehen, seine Entlassung einzureichen, und die preußischen Officiere stellen von ihrer Regierung zurückberufen sein. Jetzt sind wieder andere „Bürgervereine" eifrig bemüht, um durch Loyalitäts-Adressen und Demuthsbeugen diese Beschlüsse rückgängig zu machen; doch ist noch nicht bekannt, ob es gelingen wird. Um den General zum Nachgehen zu stimmen, wird jetzt verbreitet, daß diese „Bürgervereine" nur durch dänische Mach-inationen (Gesellen, Lehrlinge) ins Leben gerufen sein. Ein Jeder weiß aber, daß in Dänemark die Demokraten weder zahlreich noch reich genug sind, um solches zu unternehmen. Obnedieß sind sie ja durch die hermetische Grenzsperre gänzlich vom Lande ausgeschlossen. — Hier in Schleswig sindet man jetzt die aus der dänischen Armee nach Hause beurlaubten Schleswiger anzufangen, und einige sind schon mit Waffengewalt nach Rendsburg geschleppt worden. Nicht nur die „Artigkeitsworte", sondern auch Thaten sind Waffengewalt nach Rendsburg geschleppt worden. Nicht nur die „Artigkeitsworte", sondern abendrein ungeheure Getreidelieferungen werden durch Dragoner in den hiesigen dänischen Distrikten eingetrieben. Eine Harde hat z. B. von der Hadersleber Obrigkeit die Ordre bekommen, allein 700 Tonnen Roggen herbeizuschaffen; andere Districte gleichfalls. Die Bauern, aufs Aeußerste getrieben, haben sich in einzelnen Kirchspielen aus Verzweiflung in Masse erhoben und die Dragoner durch physische Uebermacht vertrieben, verjagt, und ihre Abgaben an die nächsten dänischen Behörden eingezahlt.

Die schon bei uns angefangenen Güterverfeindungen wegen verweigerten Zahlungen, haben bis jetzt keinen Fortgang gehabt, weil die Mehrzahl der Auswesenden nicht das Herz oder den Muth hatte, von den außerordentlichen Effecten etwas anzukaufen. Faßt jedoch Tag trängen sich neue, uns gnlegt gänzlich feindliche Anordnungen. Alle Pferde und Pferden und Speck ist verboten worden, und eine neue Eigenthumssteuer von 1 bis 4 Prozent quartaliter zu entrichten angekündigt. Die Pfarrer sind bei großen Geldstrafen gezwungen, die neuen schleswig-holsteinischen Anordnungen in den Kirchen zu verlesen, was aber doch nicht gelingt, weil die Gemeinden sich überall dagegen erklären. — Ein Protest der Flensburger Dänen gegen Gütervertheilung in Deutschland zählt schon 5000 Unterschriften, während die Deutschgesinnten es nur auf 500 brachten. — Ebenso ist die Klage aus dem Amte Hadersleben bei der Interims-Regierung mit einem Protest gegen die Kriegssteuer, gegen das gewaltsame Einkommen ihrer geistlichen und weltlichen Examten, gegen die teilweise Grundsteuer, gegen ihre willkürliche Repräsentation am Landtage in Alt ona, wie schon der Altonaer Merkur vom 24. September eingesandt, mehrere Gemeinde für Districte von 10 — 15000 Wählern, durch die Wahl von 3—4 Stimmen erschienen, endlich gegen gezwungenen Eingehen in die schleswig-holsteinischen Armee eingelernmen — Mehrere von den neuen und aufgezwungenen Pfarrern und Küstern verstehen, trotz der beschränken „schleswigsch-holsteinischen" unsere dänischer Sprache nur wenig. „Den alten Setter", schreibt man aus Flensburg vom 24. Novbr., „dört man nur ein Schrei, das ist der Schrei eines Volkes, das auf dem eigenen, väterlichen Boden vogelfrei erklärt ist, daß am eigenen Herd als verbannt lebt." Die Erbitterung unter dem Landvolke ist jetzt so groß geworden, daß man sich zu demaskiren anfängt, und kleinere Dragoonerabtheilungen sind schon mit Steinwürfen und Stöckenschlägen überfallen und vertrieben worden. Unterstützen läßt die Regierung, trotzdem daß durch den Waffenstillstand alle den Frieden präjudicirlichen Maßregeln verboten sind, neue „schleswig-holsteinische" Staatskassenscheine ausstellen, und wir haben gehört, daß weil der Staat Schleswig-Holstein noch nicht officiell anerkannt ist, wenigstens dadurch zweifelhaften Papiere ohne Anstand angenommen. Das auf solche Weise die ersehnte Vereinigung und Verbindung der Gemüther nur in immer fernere Aussicht gestellt wird, versteht sich von selbst.

Schweden.

*, Stockholm, den 8. December. Unsere Zeitungen beschäftigen sich theils mit den in letzter Stunmung erhaltenden Ereignissen im Auslande, welche sie, je nachdem es für ihre eigenen Ansichten paßt, bald so, bald so berichten und commentiren; theils mit den Zwecken der hiesigen Gesellschaft der Reformfreunde, gegen welche „Tidens", indem sie für verfassungs- und gesetzwirrig erklärt werden, ein Anathema geschleudert hat, und ein ernstes Einschreiten der zuständigen Behörden für geathen hält; theils endlich mit den verschiedenen Ursachen für und gegen ein liberales Zollsystem. Im Uebrigen verspuken die Zeitungen, welche noch steife Lebensstärke besitzen, wie dies gewöhnlich gegen Ende eines jeden Jahres zu geschehen pflegt, durch neue Versprechungen und Gelübde sich aus für das nächste Jahr eine dauernde Existenz zu sichern; wogegen die, welche am Rande des Grabes stehen, in der Regel Organe der klitterarischen Ideen oder Alteademoiselen, noch den letzten Rest ihrer Galle über ihre glücklicheren Gegner ergießen.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der dänische Dichter Henrik Hertz.

Von P. L. Möller.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Die persönlichen Lebensumstände des Dichters kann ich hier übergehen, weil schon F. A. Leo in der zweiten Auflage von „König René's Tochter“ nach einer von mir im „dänischen Pantheon“ gelieferten Biographie die nöthigen Data mitgetheilt hat. Ich werde demnach nur seinen literarischen Charakter näher zu beleuchten versuchen.

Es schien, als ob die politische Unbeständigkeit und Schlaffheit Dänemarks nach dem siebenjährigen Kriege, der mit dem unglücklichen Friedensschlusse 1814 endigte, sich auch in unser literarisches Leben verpflanzt hätte. Baggesen war nach seinem leidenschaftlichen, ästhetischen Feldzuge gegen Oehlenschläger oder richtiger dessen theilweise unwürdige Lobhudler, nach Deutschland gegangen und schien nicht mehr Dänisch schreiben zu wollen. Oehlenschläger, der unvergleichliche Heros unserer Literatur, war noch immer mit Recht gefeiert und bewundert; auch Ingemann, der mit seinem schönen lyrischen Talente, unter überwiegend deutschem Einflusse entwickelt, sich in episch-dramatischen Formen der kränklichen Richtung der „romantischen Schule“ stark hinneigte, hatte viele Anhänger, besonders bei dem schönen Geschlecht. — Das Glück dieser Dichter, der außerordentliche Stoffreichthum des Ersteren und die sentimental-formlose Ueberschwänglichkeit des Letzteren verlockten aber eine Unzahl ungebildeter und unbefähigter „Literaten“, das Unwesentliche als das Wesen der Poesie zu betrachten und sich in geist- und geschmacklosen Nachahmungen nur der Schwächen der großen Dichter zu ergehen; „imitatorum pecus“ brüllte laut auf und schlug hinten aus vor „kannibalischem Wohlsein“, und das große Publikum hatte nicht Kritik, um das plumpe Blei von den edlen Metallen zu unterscheiden. Es nahm Alles für gute Waare und ließ sich von der äußeren, zufälligen Aehnlichkeit mit dem, was es früher begeistert und dingerissen hatte, irreleiten. Politik und ernstere literarische Bestrebungen waren in der Zeitschriftenliteratur fast gar nicht vertreten; unter lächerlichschwülstigen Titeln sah man hier im Ganzen nur wüstes Aufstechen von faden, belletristischem Gewäsch, und diese literarische Geistlosigkeit spiegelte sich im gesellschaftlichen Leben, das in Kopenhagen immer in directem Rapport mit der Nationalliteratur stand, als farblose, idyllisch-nüchterne Alltäglichkeit ab. Mit indifferenter Selbstzufriedenheit suchte man in abgeschmackter Lectüre, in den, die wahre Kunst karrikirenden „Privattheatern“ ästhetischen Genuß. Es war die Zeit der gegenseitigen Bewunderung des Philisterthums.

Hertz trat nicht, wie Andersen und viele Andere, in unbefangenem, begeisterten Sichgehenlassen, einem unwiderstehlichen, natürlichen Drange nachgebend, mit seinen ersten jugendlichen, lyrischen Versuchen vor das Publikum, sondern war lange nur als Lustspieldichter und satyrisch-polemischer Kritiker bekannt. Man sah in ihm darum lange nicht den naiven, „geborenen“-Dichter, sondern das durch anhaltende Studien und ernstes, alle Dämmerniß besiegendes Streben zu großer Routine entwickelte Talent, den tiefsinnig denkenden Künstler. Und doch ist Hertz wirklich ein Dichter mit Gesicht und Begeisterung nicht nur für das abstracte Kunstideal, sondern auch für die concreten Erscheinungen des Lebens. Wenn aber auch in späteren Jahren seine ursprünglich poetische Unmittelbarkeit, sein subjectives Gefühl, eine dann und wann ihn selbst fast überstimmende Melancholie in einzelnen Gedichten (wie schon aus den mitgetheilten Proben erhellt) zum Vorschein kamen, so hat er doch viele Jahre, wie es scheint, diese absichtlich im Pulte verschlossen gehalten und seine lyrische Natur nur mit fast ängstlicher Zurückhaltung in seinen dramatischen Arbeiten durchschimmern lassen. Das strenge Kunstgefühl zeigt sich insofern bei ihm fast wie eine Art Selbstkasteiung, die den ursprünglich Zugrundeliegenden erst nach hartem Kampfe endlich sich gelehrig zu machen gestattete. Die eigentliche Veranlassung dieses in der Literaturgeschichte eigenthümlichen Phänomens mag vielleicht eben die Sündfluth von schlechten Gedichten gewesen sein, die damals unsere Literatur überschwemmte, durch welche die lyrische Poesie in den Jahren 1820—30 unter dem gebildeten Publicum in völligen Mißkredit gerathen war, und weshalb Dichter, die sich über die Masse erheben fühlten, sich eine Zeit lang genirten, oder es beinahe als eine Schande betrachteten, in lyrischen Formen aufzutreten, bis endlich durch Christ. Winther, Andersen und Carl Bagger diese Gattung wieder zur Geltung gelangte. Vielleicht fühlte sich auch sein Ehrgeiz als Schriftsteller, weil unsere neuere Literatur eine größere Fruchtbarkeit im lyrischen als im dramatischen Gebiete aufzuweisen hat, dadurch mehr gereizt, um den dramatischen Vorbeerkranz zu kämpfen, was allerdings bei uns ein viel größeres Ansehen verleiht, als z. B. in Frankreich, wo ein talentvoller Lyriker eine verhältnißmäßig bei weitem größere Achtung erwarten kann, weil dort faß jeder gebildete Mensch ein Vaudeville zu schreiben vermag. Und so wurde Hertz, als lyrisch-sentimentale Natur in seinem französischen Formengewande, dem Publicum erst recht bekannt, nachdem er sich schon während anderthalb Decennien durch seine dramatische Thätigkeit einen angesehenen Namen in der Literatur erworben hatte.

Von 1826 an, in einem Alter von 28 Jahren, begann er für das Theater zu arbeiten. Seine zuerst eingelieferten Versuche, bei welchen er immer die sorgfältigste Anonymität, indem er drei verschiedene Firmen wechselsweise benutzt hat, beobachtete, waren theils ein Paar Vaudevillen, die keine Aufmerksamkeit erweckten, theils drei fünfactige Lustspiele, fleißige Studien nach Holberg, wo der Verfasser bei aller lobenswerthen Correctheit und Gediegenheit der Anlage und Ausführung, künstlerischer Anordnung, consequenter Charakterzeichnung und lebhafter Schilderung der Sitten des jetzigen Mittelstandes, die göttliche Laune seines Vorbildes doch nicht erreicht hatte, obgleich diese Stücke mit Beifall gesehen wurden, und das eine: „Flyttedagen“ (der Umziehetag), eine Schilderung der „kleinen Leiden“ und Kalamitäten, die die jährlichen Umziehungstermine im Kopenhagener Volksleben begleiten, noch immer dann und wann aufgeführt wird. Erst 1836 trat er wieder in dem Vaudeville auf („die Debatte im Tagebatte“), dann aber mit entschiedenem Glück und als gefährlicher Rival von Heiberg. In demselben Jahre hatte er zugleich ein prosaisches fünfactiges Lustspiel („die Sparkasse“) zur Aufführung gebracht, das als feine Culmination in dieser Dichtart bezeichnet werden kann, ein Stück, welches in der Gunst des Publicums nach sehr häufiger Wiederholung noch immer zu steigen scheint und sich gewiß auch mit Erfolg für auswärtige Bühnen bearbeiten ließe. Scheu früher aber hatte er sich durch Einführung einer bei uns noch unbekannten dramatischen Dichtart, des gereimten Lustspiels, ausgezeichnet. Molière kannte er längst schon gründlich. Dies und die spätere Bekanntschaft mit Delavigne's meisterhafter „l'école des vieillards“ mag ihn wohl einigen Impuls gegeben haben, etwas Aehnliches — trotz der Schwierigkeiten unserer reimarmen Sprache — im Dänischen zu versuchen. So brachte er und 1830 „die Genieschriebener Amors“, ein nicht nur hübnenrechtes, sondern auch literarisches Kunstwerk, in Leichtigkeit, Anmuth und sprachlicher Virtuosität mit den besten französischen wetteifernd, das gleich mit ungewöhnlichem Beifall empfangen wurde, der sich auch später immer erhalten hat. Dieser Richtung gehören noch zwei spätere Lustspiele: „Ein Tag auf der Insel Alsen“ (nicht aufgeführt) und „Der einzige Fehler“, welches letztere, obgleich es in Feinheit und Zartheit der Gedanken wie der Ausführung, überhaupt in Schönheit und literarischer Vollendung seine beiden Vorgänger gewiß übertrifft, doch wesentlich wegen seiner weniger populären Idee (eine Dame, die nur den Fehler hat, daß sie Verse schreibt) nicht so wie das erstere auf der Bühne gefiel oder sich im Repertoire erhalten hat.

Es liegt in dem beschriebenen, etwas verschlossenen Charakter des Dichters, daß er gern längere Zeit im Stillen arbeitet und dann plötzlich faß zu gleicher Zeit mit mehreren Arbeiten auftritt. So ist in seinem Dichterleben das Jahr 1830 nicht nur durch das obenerwähnte allerliebste Lustspiel ausgezeichnet, sondern vor Allem durch sein — trotz dem unbedingt größeren Werthe seiner dramatischen Arbeiten — noch immer berühmtestes Werk, das ästhetisch-polemische Gedicht „Gespenster-

Digitized by Google

briefe“), die im Namen und Charakter des 1827 gestorbenen Baggesen erschienen, und in welchen der in unendeckbarer Incognito verhüllte Verfasser die oben besprochene allgemeine Erbärmlichkeit in der Production wie in der Kritik mit geistvoller und schonungsloser Satyre geißelte. Der Zeitpunkt schien sehr günstig, denn das Gedicht machte nicht nur augenblicklich ungeheuren Rumor, sondern dauernde Wirkung; es rief fast eine neue Epoche in unserer Literatur hervor, und nur durch besonders günstige Umstände wird eine literarische Polemik einen gleich bemerkbaren Einfluß auf einen in den Sitten schon tief eingewurzelten Unfug üben können. Obgleich diese „Briefe“ wie eine Bombe in ein Häuptchaos bernnter fielen, wurden sie doch fast mit gleichem Eifer von Fremden und Gegnern verschlungen, besprochen, bewundert und getodt. Die ästhetischen Spießbürger waren nicht deshalb unröthlich, daß sie so ergötzlich durchgehauen wurden, sondern nur weil sie den Namen ihres Henkers trotz aller Anstrengungen nicht erzwischen konnten. Eine gründliche und lebhafte Bewegung ist aber der gefährlichste Feind des Spießbürgerthums. Es verschwand wohl nie im Gangen, seine Gewalt wurde aber bedeutend gebrochen. Ein ganzes Jahr hindurch sprach und schrieb man von diesen „Briefen“; eine Masse Zeitungsartikel, Kritiken, Streitschriften für und gegen erschienen, schlechte Nachahmungen nicht zu vergessen. Das Piquanteste aber der ganzen Fehde blieb immer die undurchdringliche Anonymität des Verfassers, durch welche sein Geistesschwert unter Masken wirklich ein fast magisch-geisterhafter Gegenstand des Respectes wurde.

Herz kann gewissermaßen in literatur-historischer Beziehung wegen dieses Gedichtes nicht mit Unrecht an die Spitze der jüngeren dänischen Dichterschule gestellt werden, die, ohne so große productive Fähigkeiten, wie die frühere, zu besitzen, wenigstens den Vorzug hat, in ihren Geschmacksprincipien die beiden früheren isolirt stehenden und sich bekämpfenden Richtungen so ziemlich versöhnt zu haben. Denn obgleich das Herhiche Gedicht in seiner Reihe von „épitres critiques et satyriques“ stellenweise und wenigstens in dem polemischen Theil einer französischen arg poetlen ähnlich sah, war der Charakter so wie die Wirkung desselben doch keineswegs einseitig in diesem Sinne. Der Dichter war schon in seinen ersten Bildungsjahren von Oehlenschläger und Shakespeare begeistert gewesen, und alte Liebe rostet nie. Wenn er auch unter den obwaltenden Umständen in seinem Feldzuge gegen die „massive Poesie“ besonders für die strenge Correctheit, Reinheit und Vollendung der Form das Wort sprach, war er doch weit davon entfernt, die poetische Tiefe, die schöne Phantasie, die wahre Leidenschaft verleugnen zu wollen.

*) Der dänische Titel ist „Gjengangere-Breve“ (Lettres d'un revenant).

Obgleich ein anderer Schriftsteller (J. L. Heiberg) durch kritisch-satyrische Aufsätze in seinem Wochenblatte „die fliegende Post“ in ziemlich ähnlicher Richtung mit Talent und ästhetischem Muthe für eine Verbesserung des Geschmacks thätig gewesen war, scheint es doch, als ob der jüngste allgemeine Umschwung in unserer Literatur, den ich als annähernde Vermittelung der französischen mit deutschen Hauptrichtungen bezeichnet habe, erst vom Erscheinen der Herhischen „Briefe“ an zu datiren sei. Selbst ein kleines Buch, das großes Aufsehen erweckt, ist immer von dauernderer Wirkung, als die vorzüglichsten Zeitungsartikel, die gewöhnlich schnell vorübergehen und vergessen werden. Die Heiberzische Kritik kam erst dann zur Geltung, als sie im Verfasser der „Gespenstbriefe“ einen Alliirten bekam, der seine Zeit und Mission so gut verstand, daß er dem Philisterthum jede Möglichkeit, die Persönlichkeit mit der Sache zu verwechseln (wie dies immer mit Heiberg der Fall war), abschnitt und somit einen vollständigen Sieg errang. Ein Zurückkehren zur früheren, gutmüthigen Barbarei wird heutzutage für die Zukunft nicht möglich sein.

Baggesen war todt, die Parteileidenschaften hatten ausgelebt, und die seltene Formschönheit und Grazie seiner Gedichte mußten eben zu jener Zeit der Geschmacksanarchie mit verdoppelter Stärke bei Herz die Liebe für diesen Dichter wieder erwecken, mit welcher er früher fast aufgewachsen war. Es war deshalb ein eben so natürlicher als glücklicher Gedanke, daß die „Gespensterbriefe“ im Titel und der äußeren Form sich den Baggesenschen Epikeln anschlossen. Die Aehnlichkeit zeigte sich nämlich nur in der leichten eleganten Versification, in gewissen Wendungen und localpersönlichen Anspielungen, in einer gewissen Manier der Polemik, überhaupt nur in den Aeußerlichkeiten des Gedichtes. Der innere, positive Charakter ist wesentlich verschieden. Statt der spielenden, leicht flatternden Laune Baggesens hat hier der Gedanke mehr Gewicht, Ernst und Besonnenheit, der Ausdruck mehr Präcision als bewegliche Unruhe, das Ganze mehr treffende Satyre und geistreiche Reflexion als glänzenden Witz. Der eigenthümliche Gehalt jener „Briefe“ war eine lyrisch geformte Literaturbegeisterung, durch welche eine bestimmte ästhetische Grundansicht zum Vorschein kam, deren Princip die „classische“ Einheit der Idee und der Form war, wie sie bei Göthe sich zeigte, nur durch französisch-elegante Leichtigkeit und die Baggesensche Grazienlehre modificirt und individualisirt. Man kann das Ganze als ein didaktisches Gedicht betrachten, das eine Kunsttheorie in einem zugleich gefälligen und der Phantasie zusagenden, d. h. poetischen, Andenucke darstellt und das noch später durch die „Vier Epistln von Knud Själlandsfar“ und das Gedicht „Natur und Kunst“ ergänzt wurde.

Durch die unverkennbarste Gewalt der hier sich darthuenden literarischen Meisterschaft war es auf einmal vorbei mit der früheren ärgerlichen und geschmackverderbenden Wirthschaft auf unserm Parnaß. Wie Spinnen und Unrath in einem lange nicht ausgekehrten Zimmer flohen sie vor dem Besen bald spurlos nach allen Seiten hin. Und doch griff der Kritiker nicht unmittelbar diese Geistlosigkeit an, die unter dem Schutze von angeblicher Nachahmung Oehlenschläger's und Ingemann's, durch ausgelassene Aufstichung von Eingebungen einer Genialität, die sie nie besaß, jenen unerquicklichen Unfug trieb. Er ging wesentlich nur auf die zwei, unter den Jüngeren bedeutendsten Dichter los, die, beide sich deutsch-literarischen Richtungen anschließend, aber von Grundsätzen im höchsten Grade verschieden, sich aus jenem geist- und gehaltlosen Treiben ehrenvoll hervorhoben, ohne sich bei aller anerkannten Begabung von der allgemeinen Nachlässigkeit ganz rein erhalten zu haben. Es waren dies der ernst-tiefsinnige Hauch, und Andersen, der eben damals seine poetischen Reisezüge durchmachte und sich mehr willenlos von Hoffmannschen Phantasien, von poetischen Träumen und Launen neckt wiegen ließ, als daß er diese selbstständig zu beherrschen und zu regeln verstand. Es wurde zept Herz's besonderes Verdienst, indem er die Bestrebe dieser beiden Dichter, deren Tüchtigkeit er wohl einsah, gegen correcte Form und geläuterten Geschmack zur Zielscheibe seiner Satyre wählte, daß er Beide dazu anspornte, ihre Formen zu verbreiten und allmählich sich zu einem viel höheren Standpunkte zu erheben. Indem er aber zwei wahre Talente angriff, traf er nicht sofort diese, als er die dilettantirenden Frösche einschüchterte, deren unarticulirtes Gequäck so lange für Poesie ausgegeben war. Er hatte wie auf einmal das Gros unserer ästhetischen Croatenarmee zum Schweigen gebracht. Nur Wenigen, eigentlich nur Einem, gelang es, aus diesem kritischen Schiffbruche sich eine Zukunft zu retten. Es war der literarische Autodidakt Rosenhoff, der sich noch eine Weile als sentimentaler Schwätzer in den Kleinblättern herumtrieb, später aber als politischer Liederdichter sich einen geschätzten Namen erwarb, so daß man ihn bisweilen den „dänischen Béranger“ nannte. Allerdings ist Rosenhoff ein recht merkwürdiges Phänomen, ohne Charakter und von mangelhafter Bildung, aber als Natur- und Local-Dichter von unerschöpflicher Productivität. Er ist wie ein bewußtloses Instrument, in die wechselnden Winde des Tages aufgehängt, an diesen Saiten der Genius des Augenblickes oft sehr frische, naive und volksthümliche Melodien spielt.

Herz hatte aber bei derselben Gelegenheit dem Streben und der Richtung Heibergs besonderes Lob gespendet, und nun traf es sich merkwürdiger Weise, daß — zufolge der Anonymität und seiner drehaus nicht einflußsüchtigen Natur — nicht der rechte Urheber des hervorgebrachten Geschmacksumschwunges, sondern ein Anderer, Heiberg nämlich, die Früchte des Sieges davon trug. Dieser, ein

Digitized by Google

gewandter und geschickter Kopf, wußte jetzt im gesellschaftlichen wie im literarischen Leben die Stimmungen und die Umstände so auszubeuten*), daß er bald allgemein als das eigentliche Haupt und der Meister der neuen kritischen Reaction unter dem großen Publicum galt und länger als ein Decennium — was nicht ohne große Nachtheile für die Literatur geschah — als das einzig unfehlbare philosophisch-ästhetische Orakel angesehen wurde, bis dies, wie Alles auf Erden, zuletzt auch ein Ende nahm. Noch ein Beweis war es aber des besangenen und unselbstständigen poetischen Bewußtseins im Kopenhagener Volke, daß selbst Hauch, dessen großartige Natur sowohl Herz wie Heiberg sehr gut zu schätzen verstanden, indem ihre Polemik bei ihm nur die formelle Ungeschicklichkeit und stylistische Bagatelle rügte, auf lange Zeit vom Publikum die größte Ungerechtigkeit erlitt und sogar wie verschollen war, bis es ihm endlich und erst durch den Schutz der Anonymität seine jetzige angesehene Stellung in der Literatur zu erkämpfen gelang.

Noch immer qualte man sich vergeblich, unter allen bekannten geistreichen Männern den Verfasser der „Gespensterbriefe", die jedenfalls keinen Anfänger, sondern einen reifen, routinirten Autor verriethen, herauszufinden. Endlich, nachdem Hertz, der schon in privaten Kreisen als verdächtig angesehen war, 1832 eine „Anonyme Neujahrsgabe", dramatische und lyrisch-reflectirende Gedichte enthaltend, herausgegeben hatte, wurde, wie man sagt, durch Judiscretion des Geistlichen, der ihn in die christliche Kirche aufnahm, das „Gespenst" entdeckt und die lang gepflogene Neugierde befriedigt, überrascht und zugleich getäuscht. Man hatte sich im Gedanken den Verfasser als eine leichte, elegante, bewegliche, der beau monde schon glänzend bekannte Person ausgemalt, mit französischer Tournüre und vollkommenen Gentlemanmanieren; und statt dessen zeigte man jetzt auf den Straßen auf eine stille, grübelnde Gestalt, die mit einem melancholischen Lächeln, mit Geschichtsbüchern, die von streng anhaltenden Studien zeugten, ohne der Aufenwelt viel Aufmerksamkeit zu schenken, langsam ruhig dahinwandelte.

Von der zweijährigen Reise nach dem Auslande, die er jetzt (1833) mit königlichem Stipendium unternahm**), brachte er keine Länderskizzen oder „Reisefelder" zurück, sondern neue dramatische Entwürfe und Pläne und vielleicht — ein noch mehr dänisches Herz, als sich vorher in seinen Leistungen kundgab. Dies zeigte sich besonders überraschend in seiner Tragödie „Svend Düring's Haus" (1837), und wer es nicht früher geahnt hatte, erkannte hier, daß es in seiner ursprünglichen Natur zwei Elemente gab, ein ernstes, tiefpoetisches und ein kritisch-komisches, die sich vielleicht immer im Stillen bekämpft hatten, und von denen das erstere diesmal einen vollständigen Sieg errang. In dieser Tragödie, die den Dichter in ganz neuer Gestalt zeigte, kam seine lyrische Natur, die in seinen früheren dramatischen Arbeiten, um die reine Objectivität nicht zu beeinträchtigen, gänzlich zurückgedrängt und unsichtbar war, erst zum Vorschein. Das Stück, das fast durchgängig in gereimten Versen geschrieben, ohne dem jetzigen Geschmack fremd zu erscheinen, sehr glücklich einen aus dem romantischen Mittelalter Dänemarks entnommenen Stoff mit der eigenthümlichen lyrischen Form und dem bezaubernden Duft der aus derselben Zeit überlieferten Volks- und Heldenlieder vereinte, und bei der Aufführung, besonders durch seinen durchaus nationalen Charakter, allgemeinen und anhaltenden Beifall erndtete, vollendete dem dichterischen Ruhm seines Verfassers und erwarb ihm volle Anerkennung selbst bei denjenigen, die, anderen Kunstprincipien huldigend, bisher seine Beschäftigung als Dichter in voller Ausdehnung des Wortes hatten bezweifeln oder bedingen wollen. Nicht nur die Wirkung auf der Bühne, sondern auch auf den Leser, war eine seit langer Zeit unerhörte Theilnahme; es war für die Meisten überraschend, plötzlich den heiteren Luftspieldichter, den scharfen Satyriker die Cothurne besteigen zu sehen, und heftige, dämonische Leidenschaften, den höchsten Pathos des Gefühls in den kräftigsten und innigsten Tönen unserer Sprache als geübter Tragiker zu verkörpern.

Ein verwandtes Streben zeigte sich aber der aufmerksamen Betrachtung auch in den kleineren Gedichten, die er dann und wann als Zugaben zu größeren Arbeiten veröffentlichte. Auch hier spiegelten sich die oben erwähnten beiden Richtungen der ganzen Literatur im Innern des Dichters ab, als ein Streit zwischen Princip oder Schule und den Regungen einer unmittelbaren Natur. Anfangs hatte er auch hier nur vollendete, durchdachte Stimmungen, als etwas Objectives, ohne sichtbaren Zusammenhang mit der Individualität des Dichters, für sich Abgeschlossenes, gegeben. Es fand hier kein Rapport zwischen dem Leser und der dichtenden Persönlichkeit statt, was allerdings selbst den schönsten Gedichten in lyrischer Form etwas Kaltes gibt. Sowollte er auch im Kleinen das Princip durchführen, dem er, eine in früherer Zeit so höhnende Opposition erhebend, sich angeschlossen hatte, ein Princip, das als Vermittelung des von Göthe in seinen späteren Werken aus antiken Studien entwickelten Kunstideals mit dem französischen (vorromantischen) Geschmack bezeichnet werden kann. Hierdurch ist Hertz zugleich gegen den Verdacht verwahrt, als habe er, während alle jüngeren dänischen Lyriker sich fast ausschließlich unter deutschem Einflusse gebildet haben, sich einseitig Vorbilder unter den oberflächlichen Reproductionen des französischen sogenannten „Classicismus" erwählt, dessen Lyrik, mit einzelnen Ausnahmen, eine gereimte Conversation war, die, statt der ernsten, innigen Romanze, nur „essais descriptives", „odes", „stances" &c. ohne Tiefe und Energie hatte, wo die Melancholie als serieuse Tänzerin, die nie das Gleichgewicht verliert, die Liebe als Dandy mit Glacéhandschuhen hervortrat, und die Elegie nicht selten hübsche Bonmots sagen konnte. Er hatte dem Franzosen nur die Harmonie der verschiedenen poetischen Mittel, den adäquaten, innigen Ausdruck des Gedankens, die Leichtigkeit im Komischen, die verständige Klarheit in Allem entnommen, und dies zwar als Princip, als Extremitätsfache, während sein innerstes Wesen sich im Grunde dem tiefen Gefühle, der träumenden Romantik immer mehr hinzuneigen schien. Und — naturam expellas furca« etc. nach und nach, wie er älter wurde, war es, als ob seine früher willkührlich zurückgedrängte, ursprüngliche Subjectivität sich von der strengen, freiwillig auferlegten Disciplin emancipirte, und bisweilen als melancholische Sehnsucht oder bitterer Schmerz sich Luft machte, in einzelnen Gedichten die das Gepräge der schönen Unvollkommenheit, d. h. der schönen Menschlichkeit trugen, wodurch der Leser erkennt, daß Fleisch von seinem Fleisch gebeten wird, und daß es Blut von seinem Blute ist, das aus dem Herzen des Dichters strömt. Als Beispiele — freilich nicht die bedeutendsten — von ersterer Gattung seiner Gedichte könnten vielleicht die Proben 1 u. 4 (siehe Artikel I.), von letzterer 2 u. 3 angeführt werden.

Es folgten nachher von Hertz noch mehrere größere und kleinere dramatische Arbeiten, u. A. „Das Schwanenkleid" Festspiel bei der Vermählung des jetzigen Königs (1841), nach einem Märchen von Musäus, und „Amanda" romantisches Lustspiel (1844). Eine Novelle von bedeutendem Umfang, „Stimmungen und Zustände" (1839) machte außerordentliches Aufsehen, so daß, wie von den „Gespensterbriefen" eine zweite Auflage noch in demselben Jahre erschien. Darstellung und Styl erinnerten durch Ruhe und objective Schönheit nicht selten an Göthe; das Buch wurde aber, wegen einer scheinbaren politisch-conservativen Tendenz von der liberalen Presse in wiederholten Angriffen auf's Heftigste angefeindet, und Hertz's Popularität dadurch zum ersten Male ernstlich bedroht.

Das Resultat jener in seinem poetischen Charakter, wie in vielen seiner Arbeiten scheinbar streitenden Elemente, schien sich aber noch einmal zu Gunsten der germanischen Richtung zu entscheiden, und zwar in dem Werke, „König Rene's Tochter", das nicht nur in der Heimath seinen Ruhm als dramatischer Dichter zu der höchsten Stufe brachte, sondern ihm auch in Deutschland

*) Wie glauben kaum, daß der Verfasser die Verdächtigung gegen Heiberg hat aussprechen wollen, welche in seinen Worten liegen kann, wir müssen sonst erwarten, daß er nicht allein Beschuldigungen ausspricht, sondern sie auch motivirt. Die Red.

**) Anderen, der gleichzeitig auch ein Stipendium erhalten hatte, und bisher seinen gefährlichen Gegner nicht kannte, trat in Rom mit ihm zusammen, und die beiden Antagonisten versöhnten sich hier auf neutralem, classischem Boden.

Digitized by Google

einen geachteten Namen begründete. Es war hier, bei aller ruhigen Durchbildung und besonnenen Umsicht in Beziehung auf die Form, das classische Princip von dem romantisch-sentimentalen vollständig besiegt. Das Stück darf wohl schon als dem deutschen Publikum so bekannt angenommen werden, daß ich mich der näheren Besprechung enthalten kann.

Bei dem sorgfältigen Fleiß, der in allen Arbeiten von Herz sich erkennen läßt, hat er keine ungewöhnliche Productivität entwickeln können. In unserer Literaturgeschichte hat er sich aber einen bleibenden Platz erkämpft, und zwar nicht nur als Princip-Vertheidiger einer oppositionellen Stellung, in welcher er alle unmittelbaren poetischen Regungen, bisweilen mit Verkennung des Bewegungsprincips der Neuzeit, unter die Zwingherrschaft der strengen Kunstregel zurückzuführen sich bemühte. Sein polemisches Auftreten hat schon practischen Nutzen gebracht; seine positiv-ästhetische Kunstphilosophie, nach dem Vorbilde Göthes, in aller Klarheit und sinnreichen Beschaulichkeit ein gewisses Stillstehen einschließend und begünstigend, wird wie alle Systeme von andern abgelöst werden, und dem durch die Romantik zwischen Kunst und Poesie hervorgerufenen Schisma zufolge, wird die Poesie sich nimmermehr wie die Kunst auf Darstellungen des Ruhenden beschränken, sondern immer rastlos über Verirrungen und Querwege in die undekannte Ferne hinaus sich bewegen.

Er ist aber nicht bei dem ungelösten Gegensatz stehen geblieben. Er hat nur das künstlerische Durcharbeiten der Form, als nothwendige Schönheits-Bedingung selbst der erhabensten poetischen Idee, behauptet. Er hat der einseitigen Trennung von Seele und Körper der Poesie entgegengewirkt, als Ideal die organische Einheit und Harmonie der empfangenden wie der formenden Kräfte aufgestellt, und dadurch in vorzüglichen Werken den Ernst und das klare Bewußtsein seines Strebens besiegelt. Da die schöpferische Phantasie nie bei ihm, wie z. B. bei Andersen, die hervorragende Eigenschaft war, und seine Tiefe mehr in der Gedankenkraft zu suchen ist, zeichnen sich auch seine Dramen mehr durch correcte, mäßig gehaltene Charakterschilderung, sinnreiche Anordnung des Einzelnen und lebhaften Dialog aus, als durch überraschende, leichte und reiche Erfindung, spannende Intriguen und Verwickelungen. Vielleicht hat er bisweilen mehr als wünschenswerth seine Stärke in „der Begränzung der Kräfte" gesucht, und weniger gewagt als seine Kraft, wie sie sich besonders in „Svend Dürings Haus" und vielen gefühlvollen Gedichten glänzend zeigt, ihm gestattete. Er vermag sehr gut, auch die tiefen Ströme der Gefühle und Leidenschaften zu lenken, aber die ganze Richtung seiner Bildung, durch Widerwillen gegen die Uebertreibungen Anderer bestimmt, veranlaßte ihn, immer nur mit gereifter Vorsicht sich der unmittelbaren Begeisterung hinzugeben, und immer die Worte im Auge zu behalten, die er eine Person in seinen Lustspielen sagen läßt: „O, daß die großen Poeten so selten das Bedürfniß der Schauspieler und die Grenzen der Möglichkeit bedenken!" — Die schnell emporlodernde, ungeregelte Begeisterung, die ihre Ausdauer nicht kennt und nicht berechnet, ob sie Kraft besitzt zur Ausführung dessen, was sie unternimmt, kann freilich viel Schönes, Bewundernswerthes hervorbringen. Die Begeisterung aber, die nur eine Aufgabe faßt, die sie sich völlig zu besiegen im Stande fühlt, stößt größere Achtung ein, weil sie das Vollendete leistet. Von dieser stoischen Selbstbeherrschung, die um so viel größer erscheint, wo das Ferment leicht entbrennender, gewaltiger Leidenschaft in der Natur des Dichters zu Grunde liegt, hat wohl Niemand ein größres Beispiel gegeben, als Schiller, der nicht nur durch seine Leistungen, sondern auch durch seinen moralischen Fleiß, durch diese unablässigen, gewissenhaften innern Kämpfe für ein ästhetisches Ideal, unsere Bewunderung erregt. Aber unter den Dichtern der Neuzeit findet man vielleicht keinen, der in subjectiver Beziehung, in dieser besonnenen Selbstbeherrschung, in Entwickelung dieses ästhetischen Verstandes, um die gestellte Aufgabe in Harmonie mit dem Gewollten und den Kräften des Wollenden zu lösen, dem Schiller näher steht, als Henrik Herz. Seine reflectirende Natur führte ihn zum Drama, und nur zum „höhnenrechten" Drama hin; nur eine Gattung desselben, die „unmittelbare Comödie", wo die Göttin der Laune sich dreist über die Grenzen und Gesetze der Wirklichkeit hinaus schwingt, blieb ihm fremd.

In seinem neuesten Werke, „Rinon", Schauspiel in 5 Acten 1848, das die Anekdote von der Liebe, die die berühmte Schöne bei ihrem eigenen Sohne entzündete, behandelt, hat Herz sich wieder auf den rein classischen Standpunct gestellt. Es ist in künstlerischer Beziehung, in harmonischer — fast mit eiserner Beharrlichkeit durchgeführter Entwickelung aller dem Dichter eigenthümlichen Kräfte, gewiß das Höchste, das er bisher geleistet hat. Durch sorgfältigen, bis in's kleinste Detail durchgearbeiteten Plan, feine Characteristik, genaue Bühnenkenntniß, ohne daß die gebaltvolle, poetische Schönheit dadurch beeinträchtigt wird, befriedigt „Rinon" die strengsten Forderungen und darf ohne Zweifel zu den wenigen musterhaften, künstlerisch vollendeten Dramen der Neuzeit gezählt werden; und da der Dichter hier mehr als sonst alle subjective und nationale Färbung vermieden hat, dürfte es vielleicht, gut übersetzt, im Auslande noch in höherem Maße als in der Heimath gefallen. Ich entsinne mich gerade hier, daß der geniale schwedische Dichter und Polyhistor, Almquist vor Jahren auch ein Drama über Rinon de l'Enclos geschrieben hat, in welchem das Süßeste mit Tiefe und dichterischem Schwung erfaßt, die keck hingeworfene Behandlung dagegen nicht auf die Bühne berechnet war.

Nur noch ein Paar Worte von den uns vorliegenden Uebersetzungen. In „König Réne's Tochter" hat Hr. Leo die schöne, edle Sprache des Originals im Ganzen glücklich und mit unverkennbarer Liebe wiedergegeben. „Svend Dürings Haus" hat ihm aber viel größere Schwierigkeiten dar. Auch diese Uebersetzung ist durch seltene Sorgfalt im Wiedergeben der Gedanken und des schwierigen Versbaues des Dichters zu den sehr gelungenen zu rechnen. Der Hr. Uebersetzer darf sich aber nicht wundern, wenn wir, nach dem versprochenden Beispiele einer fast durchgehend vortrefflichen Uebersetzung, wie die erfrägenanne, an ihn die höchsten Forderungen gestellt haben. Und sonach will ich es nicht verhehlen, daß, wenn er sich im Stande gefehlen hätte, die großen Schätze der altdeutschen Sprache (wenn auch nicht die des Nibelungenliedes, so doch des lutherischen Zeitalters) hier mit zarter Hand zu benutzen, er der eigenthümlichen Schönheit des Originals vielleicht noch näher gekommen sein würde. Das beigefügte, geschichtlich und ästhetisch erläuternde Vorwort bildet eine für deutsche Leser sehr schätzenswerthe, fast nothwendige Zugabe.

P. S. Durch eine so eben erschienene Besprechung des „Svend Düring Haus" (in den „Grenzboten") veranlaßt, muß ich noch darauf aufmerksam machen, daß die dort gerügte „Verwandtschaft" mit der deutschen „nun verschollenen romantischen Schule" bei Herz eine rein zufällige ist, weil er Stoff und Form des Stückes direkt dem romantischen Mittelalter entlehnt hat, einer Zeit, wie die Romantik, damals noch lebendig, sich fast in allen Ländern, und zwar in den germanischen und zu nordischen, gleichlich ähnlich sah. Die Gespenstererscheinung, deren zu große Ausdehnung und zu reflectirtes Auftreten der Kritiker besonders scharf rügt, ist auch immer bei uns, und bei der Aufführung besonders im letzten Acte, als ein Hauptfehler angesehen worden, der den Eindruck der psychologischen und lyrischen Schönheiten, des ganzen nationalen Duftes, wohl geschmälert hat, doch aber nicht trüben konnte.

Wenn der Kritiker in den „Grenzboten" die ganze mystische Zauberwelt aus der Poesie verbannen will, muß ich die Ansicht doch noch immer dagegen aufstellen, daß die Poesie eben darin ihre Weltherrschaft, ihre göttliche Gewalt bezeugt, daß sie über alle Einseitigkeit, alles Exclusive erhaben bleiben darf. Wenn er ferner meint, daß die romantische „Nachtseite der Natur" nicht das poetische Bedürfniß der Jetztzeit ist, daß die Kritik vor „einer zweiten Vertreung in den Herzgarten u. s. w. die Kunst zurückhalten muß", dann mag er wohl Recht haben. Hier kann ich aber nur entgegnen, daß das erwähnte Stück 1837 erschien, und wahrscheinlich schon früher geschrieben war.

Uebrigens seht „Svend Dürings Haus", wie aus der hier gelieferten Schilderung erhellt, in der dichterischen Entwickelung Henrik Herz's fast allein

Digitized by Google

da. Es war, als wollte der Dichter aus sehr verzeihlicher Neigung einmal auch in das angiehende Dunkel der nationalen Romantik auf Abenteuer gehen, als wollte er durch diesen Streifzug einen in seiner produzierenden Bildung bisher übergangenen Moment nur nachholen, um dann wieder seine wenn auch eben so sehr durch Umstände wie durch ursprüngliche Neigung eingeschlagene Hauptrichtung zu verfolgen, die, wie wir gesehen haben, eine ganz andere war, als die in diesem Stücke vorherrschende. Es zeigt sich aber eben am glänzendsten die von dem deutschen Kritiker dem Dichter eingeräumte „wirkliche Begabung" „meisterhafte Technik", „Zauber der Darstellung" und „psychologische Feinheit" dadurch, daß sie fähig war, die im dorlichen und epischen Character des Stoffes begründeten, unläugbaren Schwächen des Stückes einem Theaterpublicum gegenüber in Vergessenheit zu bringen, welches durch strenge Aufwahl der besten Producte des Auslandes so verwöhnt ist, wie das Kopenhagener, und das sich noch immer, besonders von den ersten Acten der besprochenen Tragödie, hinreissen läßt.

Der Kritiker sagt aber dem Dichter Unrecht, indem er ihn nach einem einzigen Stücke beurtheilt, das obendrein in seiner Entwickelung als vereinzelte Studie dasteht; er thut unserer ganzen Literatur Unrecht, wenn er auch sie nach demselben einzigen Stücke beurtheilt, und so zu der Ansicht kommt, daß unsere Poeten in der Regel nur „musikalisch", nicht „plastisch" sind. Jedenfalls trifft diese Rüge nicht uns allein, denn es ist ja unabweisbar, daß in allen neueren Literaturen die musikalischen Poeten den plastischen gegenüber bedeutend überwiegend sind. Die deutsche Literatur hat aber seit Göthe, so wenig wie andere europäische Literaturen, einen mehr plastischen Dichter, als Oehlenschläger, aufzuweisen.

Feuilleton.

Eine Hochzeit im sechzehnten Jahrhundert.

Aus dem Bläimischen des Alfred de Lact.

III.

Zu derselben Zeit, als zwischen Bernhard und Alexdra in dem Hause der Croonenburgstraße diese friedliche und beseligende Unterredung statt fand, die wir so eben mitgetheilt haben, war der Kastellan Don Rodrigo da Xeres auf dem Kai an den Ufern der Schelde mit einem französchgekleideten Manne, dessen starrer Blick und aufgedunsenes Gesicht entweder einen Schlemmer oder einen ausgemachten Dummkopf verriet, in einem Gespräche ganz anderer Natur begriffen.

Don Stefano della Sierra Ladras bellos Perros della Plata bellos Santos, so hieß der Spanier, war Alfarez oder Fähndrich bei einem spanischen Regimente und hatte schon bei seiner Geburt mehr böse Neigungen als in der Taufe Namen empfangen. Mit allen Fehlern seiner Nation behaftet, besaß er nicht eine ihrer Tugenden; eine gänzliche Sittenlosigkeit und ein übertriebener Hochmuth waren die Hauptzüge dieses unwerthigen Charakters. Alle Offiziere Albas, die sich noch selber ehrten und noch etwas auf ihren Rus hielten, vermieden diesen Schurken und gingen nicht mit ihm um. Don Rodrigo da Xeres gehörte sonst zu dieser Zahl. Es mußte also wol ein unwiderstehlicher Damen sein, der ihn antrieb, seine gewöhnliche Vorsicht zu vergessen und seinen Stolz so aus den Augen zu setzen. Ob der Fähndrich diese Bemerkung machte, das mögen wir nicht; obschon der Kastellan ihn im Range und Alter übertraf, so behandelte er ihn doch in diesen Augenblicke wie seines Gleichen.

Das Gespräch war schon seit längerer Zeit im Gange und Don Stefano blähete sich, hochmüthig ohne dies, wie ein Pfau, damit man sehen möge, er sei mit einem Manne von solchem Range und solchem Einflusse wie Don Rodrigo auf einem Spaziergange in offenbar freundschaftlicher Unterhaltung begriffen.

„Wenn man Euch erzählte, Sennor, daß ein alter Kriegsmann, ein edler Castilianer, wie wir durch die Gnade Gottes und unseres Herrn des Königs, den wir behüte mögen, Beide sind — wenn man Euch erzählte, daß solch ein Mann sich an eine jener bleichen flämischen Puppen gehängt, und daß seine Liebe beinahe so ehrerbietig ist, als wäre das Mädchen die Infantin von Castilien, würdet Ihr es glauben?"

„Per Dio, Sennor Commendade, wenn mir Jemand so Etwas erzählte, mit all den Eingebeteten, die Ihr mir mitgetheilt, so würde ich ihm bei meiner Ehre als Hidalgo antworten, er sei ein Lügner, und daß es sich nicht gieme, für einen Diener unseres erhabenen Monarchen anders mit diesen verfluchten Ketzerkindern zu verfahren, als ihnen zu heißen, unseren Krug zu füllen oder unser Bett zu machen. Ihr begreift, Sennor Commendade, daß man in diesem Falle nicht spricht, wie ein Enamorade, sondern wie ein Gebieter. Auch . . ."

Gott mag wissen, wie lange das Geschwätz des Alfarez in dieser Weise noch gewährt, wenn nicht Don Rodrigo, der sich, obgleich kein äußerer Zeichen dies verrieth, in seinem Stolze gekränkt fühlte, dem Flusse seiner Rede mit der Frage ein Ziel gesetzt:

„Ihr glaubt also nicht, Senner, daß ein Mann sich ernsthlich in ein Weib aus diesem Lande verlieben könne?"

„Einen Augenblick, Sennor, hier gilt es, einen Unterschied zu machen. Wenn Ihr zugebt, daß diese verfluchten Ketzer, die den Teufel im Leibe haben, wie wenigstens die heilige Inquisition behauptet — wenn Ihr zugebt, sage ich, daß diese den Ehrennamen eines Mannes verdienen, so ist es möglich, daß ein Mann ein Weib aus diesem Lande lieben kann, anders nicht."

„Don Stefano, Ihr läugnet zuverschilich eine Sache, die ich Euch noch zuverschilicher bestätigen kann."

„Mit aller Euch schuldigen Ehrerbietung, Sennor Commendade, sei es gesagt, daß die ganze Geschichte mit unmöglich scheint, auch würde ich, bei meiner Ehre als Castilier, nicht einen Buchstaben davon glauben, wenn es mir von Jemand Anders kam von Euch mitgetheilt würde. Darf man, Senner, den Namen des Hidalgo erfahren, der so sonderbare Launen hegt?"

„Und wenn der Name jenes Hidalgo der Meinige wäre, Don Stefano?"

Hier stammelte der Alfarez einige Worte, die seine Ehrerbietung auszudrücken sollten, die aber dem Kastellan nur als Spott erschienen. Dieser stimmerte sich übrigens nicht darum. Das entscheidende Wort war gesprochen.

Rodrigo's Vermessenheit war geschwunden, daffelbe Schamgefühl, was ihn so lange gehindert hatte, des Bekenntniß abzulegen, hielt ihn ab, daffelbe jetzt zurückzunehmen, selbst wenn er Lust und Willen dazu gehabt. Sein Entschluß war rasch gefaßt, noch stammelte der Alfarez einige Entschuldigungen vor, als er plötzlich in einem fröhlichen und sehrgeehrten Ton überging, so daß selbst ein weniger verthierter Mann, als Don Stefano über seine wahren Empfindungen hätte getäuscht werden können.

„Ja, Don Stefano della Sierra Ladras bellos Perros della Plata bellos Santos, dies ist nichts desto weniger eine Thatsache, so unglaublich sie Euch auch scheinen mag."

„Ich habe die Ehre, bereit zu sein, mein Herz an einen jener Wackengesichter zu verlieren, die man hier zu Lande Frauen nennt, und wol bin ich, wie Ihr soeben sagtet, ein Mann, der sonderbare Launen hegt."

„Per la alma mia," bethenerte der Alfarez, „ich schwöre Euch, Senner Commendade, daß ich nicht die Absicht hatte, Euch zu beleidigen, und daß ich mich anders ausgedrückt haben würde, hätte ich gewußt, daß eine so hochstehe Person hierbei im Spiele war."

„Per san Domeneco," fehrte da Xeres, „davon ist nicht die Rede! Fremde werden sich ob dieser Kleinigkeit nicht entzweien, und ich habe es Euch gleich gesagt, daß Ihr Recht habt. Ihr seid ein schlauer Gast, Don Stefano, das habe ich schon oft erfahren. Euch auch schon oft vertheidigt, gegen manche dieser Kameraden, die es auf Euch genzingt hatten, weil Ihr eben so flug als tapfer seid, so daß die Fahne dieses Regimentes in gar keine besseren Hände fallen konnte, denn in die Eurigen."

Diese übertriebene und augenscheinlich spöttische Schmeichelei seines Befehlshabers beantwortete der Alfarez mit einer tiefen Verbeugung und begann dann eine Rede, die vielleicht noch die betreegensten Begrüffande verübt haben würde, hätte Don Rodrigo ihn nicht in derselben unterbrochen.

„Ihr seid all zu gütig, Senner Commendade da Xeres, sagte er, daß Ihr Euch eine Ehre darin machen könnet, unterthänigsten Dienern anzuhenet, und ich darf Euch versichern, daß ich, Euch anzugenommen, keinem Edelmanne in allen französischen Landen nachstehe. Restlich in einem Gefechte gegen die ketzerischen Gensen, den Ihr, Senner Commendade, ungläcklicher Weise nicht beiwohnte, war ich der letzte von meiner Compagnie auf dem Schlachtfelde, und, ganz allein, hieb ich mich durch ein ganzes Regiment jener Blamingen hindurch und spieße eigenhändig zwei und dreißig von ihnen mit auf die Pike meiner Fahne. Ein anderer Mal in Italien, unter dem Grafen von Lannoy, der, obwohl Blaming, doch ein Freund des Kaisers war, stieg ich auf sechs und zwanzig Franzosen, von denen ich einen tödtete ich selbst, die Anderen nahm ich freigebigenzungen. In Amerika . . . . . .

„Das Alles weiß ich so gut als Ihr, unterbrach ihn Rodrigo ungeduldig; der Mann, der die Bibel gemacht, hätte Euch füglich Simson und Gideon an die Seite stellen können, die ähnliche Heldenthaten gegen Philister und Midianiter verübt: aber, um auf unsere Liebe zurück zu kommen, so will ich Euch die Geschichte erst ganz erzählen, glaubt mir, sie ist sehr lustig."

Don Stefano antwortete mit einem Lächeln, in welchem Neugierde und Dummheit wunderbar verschmolzen war.

Da Xeres fuhr fort:

Digitized by Google

„Ihr kennt wol jenes Haus in der Croonenburgstraße, von dem so viel die Rede ist und was so viel begafft wird, weil dann und wann ein allerliebstes Mädchen am Fenster erscheint?“

„Seid versichert, Senner Commendado, ich kenne das Haus um so besser, weil ich auch zuweilen mich dort zu zeigen beliebe.“

Ein Strahl von Eifersucht glänzte in Rodrigos Auge, aber sie den Alsarez war dieser Blick verloren.

„Ihr seid ein glücklicher Schelm, Don Stefano.“

„Nicht so glücklich, als Euer Gnaden wol denkt, Senner Don Rodrigo,“ antwortete Stefano, der noch zutraulicher wurde bei der spöttischen Vertraulichkeit, womit sein Beschützhaber ihn beehrte. „Ich habe mir jenes liebliche Geschöpfchen, von dem Ihr sprechet, ganz in der Nähe besehen, aber auch nur auf einen Augenblick.“

„Ha!“ seufzte da Xeres.

„Das scheint eine sehr geheimnißvolle Gottheit zu sein, Don Stefano,“ sagte der alte Spanier fort, „indessen kenne ich Jemand, dem sie sich oft und lange zeigt.“

„Ist es ein Hirngespinst?“

„Nein, einer jener wämischen Tölpel.“

„Macht ihn kalt, Senner Commendado.“

„Und durch wen?“

„Durch mich, wenn Ihr wollt.“

„Dank Euch, aber wir wollen erst, ein anderes Mittel probieren, mißglückt's, dann, beim Teufel, soll's mir auf einen Dolchstich nicht ankommen. Der Herr von Nieukercke ist mein Nebenbuhler, und zwar mein begünstigter Nebenbuhler, Stefano.“

„Was, Senner, das Jüngelchen, was noch nicht einmal den Muth hat, ein echter Blamring zu sein, und was sich erdreistet, uns wie seine Freunde zu behandeln? Das ist noch keinen Dolchstich werth!“

„Indessen, Stefano, ist's eben der Junker, welchen das Fräulein mir vorzieht. Wahrhaftig, ein prächtiger Nebenbuhler der Don Rodrigo da Xeres, Granden von Spanien erster Klasse, und Befehlshabers des Küstlen Kastelles von der Welt.“ grinzte Rodrigo, mit all der Bitterkeit eines Spaniers, der sich in seinem Hochmuthe gekränkt fühlet. „Wenn ich daran denke, so meine ich selber, daß ich lieber handeln müsse, denn mich grämen über eine solche Puppe, und mich geberden, wie ein achtzehnjähriger Milchbart. In meinem fünfzigsten Jahre sollte ich doch endlich gelernt haben, daß alle Weiber in einer Form gegossen und auf welche Weise man ihnen gefällt.“

„Ist Schade, Senner Commendado, daß wir in diesem Augenblicke nicht im Kriege begriffen sind, mit dieser verfluchten Stadt, wo alle Männer wie Geister, alle Frauen wie Gespenster aussehen, so leise und still huschen sie über die einsamen Straßen. Ja, wären wir in einem offenen Kriege begriffen, so hätte ich Euch die Puppe, troz alles Sperrens und Zierens, längst gestohlen, obgleich sie die Tochter meines alten Oberst ist, denn sie ist gewaltig stolz gegen und edle und getreue Diener unseres erhabenen Königs von Spanien.“

„Ah! Stefano, Ihr habt mir ja nie gesagt, daß der Herr von Berchem Euer ehemaliger Oberst ist, nun weiß ich, warum Ihr von Zeit zu Zeit in seinem Hause einsprecht.“

„Ja, Senner, er ist es, der mir den Grad eines Alfarez verschafft hat, damals als ich, wie ich so eben die Ehre hatte, Euch zu erzählen, die sechs Franzosen tödtete und die zwanzig Anderen kriegsgefangen machte, und ob wol der Herr von Berchem aber ein Gense, denn ein Spanier ist, so empfangt er doch alle seine ehemaligen Waffengefährten mit großer Herzlichkeit.“

„Und Ihr habt freien Zutritt in seinem Hause?“

„Ich betrachte es als das Meinige.“

„Dann könntet Ihr mir von Nutzen sein. Kann ich auf Euch rechnen, Amigo?“

„Mein Kopf und mein Arm stehen Euch zu Diensten.“

„Ich versichere Euch meiner Freundschaft und lohne Euch durch ein schönes Avancement. Kann ich mit Sicherheit auf Euch vertrauen, selbst wenn das Leben Eures alten Obersten auf dem Spiele stehen sollte?“

„In jedem Falle.“

„Ich sagte es ja, Don Stefano, Ihr seid ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat.“

Die Nacht war bereits herein gebrochen, bevor noch das Gespräch Rodrigos und Stefanos zu Ende ging. Sie reichten sich gegenseitig die Hand, der Eine entfernte sich rechts, der Andere schlug den Weg zur Linken ein.

„Der Elende!“ murmelte da Xeres, indem er sich nochmals umsah und seine rechte Hand am Futter seines Mantels abwischte. — Hierauf begab er sich zur Ruhe, gräbelte über seinen Plänen und schlief ihn nicht.

Als Don Stefano seinen Vorgesetzten verlassen, trälierte er auf dem Heimwege ein spanisches Volkslied.

Ah! der gute Commendado, es ist ein prächtiger Kerl, dachte er, binnen acht Tagen bin ich Capitain! — Hierauf begab er sich zur Ruhe und schlief den Schlaf des Gerechten.

IV.

Ein Monat obngefähr war verflossen nach jenen Ereignissen, die wir so eben geschildert haben. Im Hause des Herrn Rokrecht van Berchem war Alles Lust, Freude und Bewegung. Zahlreiche Diener liefen im Hause hin und her; Alle waren mit den Vorbereitungen eines glänzenden Festes beschäftigt. Man reinete die Stätte, säuberte die Mendles und trug das prächtige Silbergeschirr in einen Schaal, der mit ungewöhnlicher Pracht ausgeschmückt war.

Unter all den Dienstboten, sowol männlichen als weiblichen, herrschte der ungebändigste Wetteifer, den die alte Elisabeth, die seit dem Tode von Aleidas Mutter das Ruder der Haushaltung in die Hand genommen und Alles auf dem besten Fuße erhalten hatte, durch ihren beispiellosen Fleiß und ihre Besehle und giftigen Bemerkungen noch mehr zu beleben suchte.

Sonst war es eine gute Frau, die ihrer Herrschaft mit ganzer Seele ergeben war und die von ihren Untergebenen gerieben aber auch geschrocken wurde. Heute kannte ihre jedergeit so große Emsigkeit keine Grenzen: Hand, Fuß und Zunge, Alles war in unaufhörlicher Bewegung; diesem ertheilte sie einen Befehl, jenem gab sie einen derben Verweis; sie war überall, wo sie ihre Gegenwart für nöthig hielt und trop ihres rastlosen Eifers und Kommens und ihrer vielfachen Beschäftigung fand sie doch noch Zeit, ein ziemlich langes Gespräch anzuknüpfen.

„O ist, wie ich Euch sage, Marianne; unsere liebe Herrin liegt einem Mann.“

„Ich glaub es wol, Frau Lisbeth, so ein Engel von einem Mädel, mit einem Gesichtchen, gleich dem unserer lieben Frau in der großen Kirche.“

„Ja, und lauter Lieb und Güte. Echt, Marianne, als sie noch klein war. — —“

„Doch da bringt der Esel, der Klas, die Guirlanden wieder in Verwirrung; ein Augenblicken — als sie klein war, da zankte sie zuweilen ein Bischen mit ihr, ihr versteht mich ja wol, so recht böse, wie gegen die dummen Gänse und der Köche konnte ich bei ihr doch nicht werden, nun, es that auch nicht Noth; dann sagte sie aber alle Zeit; ja, Lisbeth, es ist wahr, Du hast Recht, Lisbeth, und wenn ich einmal Unrecht hatte, so hat sie mir das doch nie mit harten Worten vorwerfen — ah! Leume, wo habt Ihr Eure Gedanken, daß Ihr den Fisch dahin setzt, wo das Fleisch stehen soll — nein, sie hat mir nie mit harten Worten einen Verweis gegeben, statt dessen flüsterte sie mit ihrem lieblichen Munde: passe wohl auf, Lisbeth, und denke einmal ob Du hier keinen Fehler gemacht hast. Sie ist lauter Lieb und Güte, Marianne, ja wohl, lauter Lieb und Güte und ihr Mann muß sehr glücklich sein, daß er sie hat.“

„Nun, es ist auch ein schmucker Junker, Frau Lisbeth; er sieht so ausschnidig aus.“

„Meiner Seele, ich glaube es wohl, und gar kein Hochmuth; mit einem Worte, er ist ganz das Ebenbild des alten Herren; und dann hat er unser Fräulein so lieb, so lieb, daß ich Euch!“

„Das wird ein glückliches Pärchen sein, Frau Lisbeth; ich wollte nur, sie wären schon aus der Kirche zurück.“

„Um! Hm! ein glückliches Pärchen, die Ausleht wenigstens haben sie dazu. Aber es giebt hier im Hause Gesichter, die mir gar nicht aufkehen; die langen spanischen Fratzen; man könnte ihnen die Falschheit aus den Augen schneiden.“

„Da ist unter Anderen ein Don Pirdo oder Pirro, was weiß ich's. Ich habe stets ein Auge auf ihn, wenn er in die Küche kommt und dort überall herum stöbert, und ich bin nicht eher ruhig, als bis ich alle Löffel und Messer richtig gezählt und wol verschlossen habe. Und der Commendado des großen Kastells erzeigt uns meinen Crachtens auch zu viel Ehre. Ich kann seine Blicke gar nicht zusammenreimen mit seinem schmeichelgen Syrop-gesichte.“

„Wohlan steckt er auch seine Nase in die Angelegenheiten unseres Herren, Frau Lisbeth?“

„Um! Hm! Der Mensch kann nicht wissen — wollt Ihr wir denn alle Zeit bös Blut machen, mit Enten dummen Streichen, Cato? Seht Ihr nicht, daß Ihr schon wieder die Sahne verschlitzet? Und Ihr, Glas, was habt Ihr denn uns anzustarren, Ihr einfältiger Grobian. — Wißt Ihr denn nicht, Marianne, daß dieser alte Sanct Christoffel unsere Jungfrau auch hat freien wollen, und daß der Herr ihn beinahe zur Thüre hinaus geschmissen und...“

„Da sind sie! Hier kommen sie!“ so tönte es auf einmal durch das Haus und Lisbeth eilte sofort nach dem Gange, um den Hochzeitzug zu sehen, der einen Augenblick später den Schaal betrat. Es war ein glänzender Zug, Männer und Frauen waren alle so kostbar und reich geschmückt, als hätte Antwerpen noch in seiner ehemaligen Pracht geglänzt. Alle diese blanke Pracht vermochte indessen nicht das Auge zu fesseln, denn Aller Blicke richteten sich auf Aleida van Berchem und Berndard von

Digitized by Google

Rinderede. Die strengste Etiquette konnte nicht verhindern, daß all ihr Glück sich in ihren Mienen spiegelte, ihre sanften Geschichtzüge strahlten von der reinsten Freude, und dies schien augenblenk, daß das junge Paar selbst bis in die fernste Zukunft immer glücklich sein würde.

Es war bereits spätlich spät Abend. Eine lebhafte und herzliche Heiterkeit beherrschte die Gäste und zahlreiche Trink- und Rümmelloser erdrückten im Saal. Alexia und Bernhard wartetem ungeduldig des Augenblick, wo sie ihr Glück in der Einsamkeit genießen konnten. Unter all' den Tischgenossen waren sie vielleicht die Einzigen, denen der Lärm und der Jubel mißfiel; sie waren zu glücklich, um fröhlich zu sein, sie empfanden einen zu heftigen Drang, ihre Herzen in der Stille gegen einander auszuschütten, als daß sie ihre innige Glückseligkeit hätten im Rauche verfliegen lassen können; sie liebten einander mit einer aufrichtigen, tiefgefühlten und heiligen Liebe. Der riesige Gegenbeldbokar, den jeder Gast der Reihe nach zu Ehren des Brautpaares leeren mußte, machte die Runde, als der Alfarez, der Mittel gefunden, der Hochzeit beizuwohnen, den Festsaal verließ. Seine Entfernung wurde sofort bemerkt.

Ein ängstlicher Schrei, ein schrecklicher Tumult, begleitet von einem rasenden Toben, verwischt mit Waffengeklirr und verwirrtem Fluchen, ertönte im Gange. Dieser Schrei und der Ruf, der ihm begantwortete, ließen den Becher fern von den Lippen des letzten Gastes, der ihn leeren mußte, und noch ehe Jemand die Ursache dieses Lärmens unterschen konnte, war schon Rodrigo da Xered gepanzert, das Schwert in der einen, den Dolch in der anderen Hand, Helm und Sporn auf den Lippen, an der Spitze einer zahlreichen Bande bewaffneter Spanier in den Saal gedrungen. Die vlaemischen Edelleute, die es gewohnt waren, ihren Feinden am lichten Tage und frei und offen entgegen zu treten, konnten nicht begreifen, wie ein Edelmann, und wie selbst ein Spanier und ein Knecht des Herzogs von Alba, sich soweit verlängnen konnte, zu einem so feigen Hinterhalt, einem so ehrlosen Verrathe, einer so empörenden Verletzung jeder Sitte und jedes Rechts seine Zuflucht zu nehmen und in Friedenszeit mit einer bewaffneten Uebermacht das Haus eines Bürgers zu überfallen, und glaubten im ersten Augenblicke, dieß Alles sei nur ein gemeiner Scherz, ein tollet Streich, den der Alfarez ersonnen; dieser Glaube war aber nur von kurzer Dauer. In kürzerer Zeit, als wir gebraucht haben, um alles dieß zu erzählen, lagen schon drei der Tischgenossen, im Blute schwimmend auf der Flur und Rodrigo rief den Anderen zu, sich zu ergeben und ihm die Waat anzuliefern. Ein Schrei des Abscheus und der Wuth war die einzige Antwort, die ihm auf diese schimpfliche Aufforderung zu Theil wurde; einige der Anwesenden zogen ihre leichten Galanterie-Degen, die an den Lehnen ihrer Sessel hingen, Andere ergriffen ihre Dolche oder ein Stück des Haustrathes, Aleida's Vater zog ein schweres Stück Holz aus dem flammenden Kamin, die Frauen flüchteten in den äußersten Winkel des Saals und derselbe Raum, in welchem so eben noch die lautste Freude, die herzlichste und freundschaftlichste Eintracht herrschte, war jetzt der Schauplatz eines unerwarteten, wüthenden und grausamen Kampfes, eines furchtbaren Ringens, worin das Fluchen, das Lärmen und Toben der Männer sich mit dem Klirren der Dolche und Schwerter, dem Rasseln der Harnische und dem Krachen der Mendbiel, die, in Stücke zerfplittert, auf die Schädel niederfielen, dem Knirschen der unter schweren Leitten zermalmten Glasscherben, dem dumpfen Rocheln der Sterbenden, dem Angstgeschrei, dem Weinen und dem flehenden Winseln der Frauen zu einem grausigen Gedöge zusammenschmolz.

Es war ein hartnäckiger Kampf; die Flamländer, obgleich unbewaffnet und weit weniger an der Zahl, übten ihre Kräfte verdoppelt durch Muth und Wuth, und letzteren glücklicher Weise einen unerwarteten Beistand gefunden, als er denselben auf dem Haustische des Herrn Rodrigo erblickt, und bevor er noch nach einem der umherstehenden Stühle greifen konnte, fand er unter dem Rapier des Beschlehabers zu Boden. Rodrecht van Berchem nahm sofort die Stelle seines Schwiegerschnes ein, aber, von allen Seiten zugleich angefallen, fand der Greis nach kurzem Kampfe ebenfalls verwundet zu Boden, nachdem er noch den Arzt mit seinem Feuerbrande ins Gesicht geschlagen. Trotz ihrer verzweifelten Widerstandes waren die vlämischen Edelleute nach Verlauf einer Viertelstunde entweder geödtet oder entwaffnet und die Spanier konnten sich Aleida's leicht bemächtigen, ohne einen anderen Widerstand zu erfahren als den, welchen eine schwache Frau gegenüber einer wüthenden Mordbande leisten kann. Den Rodrigo da Xered war der Sieg, welcher van Berchems Wohnung verschieß. Auf der Stauffat blieb er einem Augenblick stehen, um zwei Leichen zu betrachten, die dort hingestreckt waren. Es war die Leiche der Frau Elsbeth und die des Alfarez. Der Castellan wandte die des letzteren mit dem Fuße um.

„Mein bester Freund," sprach er mit einem teuflischen Lächeln, „Don Stefano della Sierra Ladras belles Perros, della Plata belles Santos. Alfarez im Dienste seiner katholischen Majestät, ich hoffe, Ihr werdet am jüngsten Gerichte bezeugen daß ich mein Wort, Euch schnell fortzubefördern, treulich gehalten habe. Ich that selbst noch mehr," fuhr er grinsend fort, indem er sich auf der Ferse umdrehte, „ich habe doch noch eine liebe Gesellschafterin gegeben, die Euch bei Eurer Seelenschaft leisten kann." Nach diesen Worten eilte Don Rodrigo seinen Soldaten nach, die bereits fingend in dem Castell eingogen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel der Redaction.

Hr. G. B. in K. Empfangen. Wir werden uns vielleicht später im Stande sehen Gebrauch von den zwei Tagen zu machen.

Hr. „Et me Arcadia genervit" Es thut uns leid, daß eingesandte Manuscript nicht benutzen zu können. Es wird Ihnen nächstens zurückgestellt werden zugleich mit unserer ausführlichen Antwort.

Hr. Hr. D. in St. Empfangen. Während in wenigen Tagen.

Hr. S. B. in C. Stimmt leider nicht überein mit der Tendenz unseres Blattes.

Ergebene Bitte.

Es freut uns, in vielen Blättern Notizen und Correspondenzen aus unserer Zeitung abgedruckt zu sehen. Wir bitten es aber der Billigkeit gemäß, daß die Quelle genannt werde, und ersuchen die betreffenden Redactionen, diese künftig nicht zu vergessen.

Anzeigen.

51] De uitgever van het Letterkundig Plaatwerk De Tijd, brengt ter kennisse van allen die belang stellen in den vooruitgang en den bloei van Letterkunde en Schoone Kunsten, dat met den jare 1849 een gelooncerde op het bovengenoemde werk

DE TIJD,

bij zijn exemplaar gratis ontvangt: een door het Rijk gezegald Lot of Aandeel in eene groote Uitloting van

BOEKEN OF PLAATWERKEN.

Elk geabonneerde de Tijd wordt daardoor in het jaar 1849 aandeelhouder in eene waarde van circa

ACHT DUIZEND GULDEN,

welke, op de hier onder te melden wijze, door het lot aan de intekenaren worden uitgekeerd. Deze Uitloting is vooral belangrijk, omdat er zich geen nieten in bevinden. Maar inzonderheid wekt zij den lust tot deelneming op door de hooge prijzen, welke aan de winners kunnen ten deel vallen.

De eerste prijs bestaat eene volle waarde van

VIJF HONDERD GULDEN

in Boekeen of Platen, welke terstond na de trekking aan den winner zullen worden ter hand gesteld. — De tweede, of daar opvolgende prijs, is mede zeer belangrijk, zijnde eene volle waarde van drie Honderd Gulden in Boeken of Platen. — Een derde kans is het winnen eener volle waarde van twee Honderd Gulden in Boeken of Platen. Kortom, geheel deze Uitloting is de aanzienlijkste voorwaarden gegrondvest, gelijk nog duidelijker zal blijken uit de volgende andere opgave der

Prijzen en Premiën.

ER ZIJN IN DEZE UITLOTING:

1 Prijs in Boeken of Platen, ter volle waarde van							ƒ 500
1	-	-	-	-	-	-	ƒ 300
1	-	-	-	-	-	-	ƒ 200
1	-	-	-	-	-	-	ƒ 100
2 Prijzen	-	-	-	-	ƒ 50	Te zamen	ƒ 100
3	-	-	-	-	ƒ 25	- -	ƒ 75
50	-	-	-	-	ƒ 10	- -	ƒ 500
100	-	-	-	-	ƒ 5	- -	ƒ 500

Wie geen dezer Prijzen mogt te beurt vallen, ontvangt als premie een smaakvol Cahier, waarin Vier Kapitale Lithographiën, op Chineesch papier, in groot kwarto inmaat, vervaardigd door de graveurs van Nabuzoy, Chateaubriand, Frederik de Goovik en Voltaire, met bijschriften van Da Costa, Van Lennep, Tollens en Witsuijs. Dit kunstig uitgevoerd Cahier heeft eene waarde van ruim drie Gulden, zo dat een Abonnement op de Tijd eigentijk op slechts ƒ 7.50 komt te staan. — Het Aandeel neemt in deze Uitloting, ondurscheidt zich ook door eene eigenaardige en eerste Vnarwaarde, te weten: Ieder winner van een Prijs heeft het regt en de vrijheid om zelf, naar eigen smaak en keuze, die in den handel bestaande Boeken of Platen, van welken aard ook, op te geven, welke hij voor de waarde van zijn Prijs verlangt. Men ontvangt derhalve voor zijn Prijs geen opgedroogen en ook geen doodstuitige waarde.

Een Abonnement op

DE TIJD kost ƒ 10.75.

Bij alle Boekhandelaren en Postdirecteuren des Rijks kan men zich abonneren en loten bekomen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 2½ Gulden. In Belgien 5½ Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Chriſtiania: Feilberg & Lundmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joh. Müller. Brüſſel: Carl Muquardt. London: Williams & Norgate. New-York: Rud. Garrigue.

29. December. № 13. 1848.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Ueber die Conſtitutio Waldemari von Profeſſor C. C. Werlauff. — Wo bleibt Er? — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark. †† Kopenhagen: Die Ungerechtigkeiten der Preſſe. — † Flensburg: Stimmungen und Zuſtände der Stadt, die Adreſſe der Dänen und Dualiſtgeſinnten daſelbſt. — Norwegen: △„Morgenblodet" und „Aftenbladet" über Dänemark und Schleswig. Die Armee. Die Bank. Das Silberwerk.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Bücherſchau. H. C. Anderſen: „Die zwei Baroneſſen." „Dumeritziſche Luſtreiſe in Briefen", aus dem Schwediſchen. — Feuilleton: Eine Huldigung im ſechzehnten Jahrhundert, aus dem Däniſchen des Alfred de Lael. (Schluß.) Briefwechſel. Anzeige.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Ueber die Conſtitutio Waldemari.

Von

Profeſſor C. C. Werlauff.

Jede Unterſuchung über die urſprüngliche Beſchaffenheit einer Urkunde, die weder in ihrer Ganzheit exiſtirt, noch von der man weiß, ob ſie exiſtirt hat, von der nur eine einzelne Beſtimmung nach Verlauf von 122 Jahren in ein Document aufgenommen, aber ſchon nach 12 Jahren übertreten wurde, könnte jetzt wohl kaum ein hiſtoriſches, wenniger ein practiſches Intereſſe zu haben ſcheinen*). Da indeſſen das erſte und einzige Mal, daß ſie, wie es heißt, dargelegt wurde, in Veranlaſſung des Regierungsantritts des Oldenburgſchen Stammes in Dänemark war; da ſie von ältern und neuern Schriftſtellern auf verſchiedene Weiſe erwähnt und erklärt worden iſt; endlich, da ſie in den meiſten, mehr oder weniger bedeutenden Schriften, welche die ſchleswig-holſteinſche Parteifrage in den letztern Jahren hervorgerufen hat, als der eigentliche Ausgangspunkt der politiſchen Selbſtſtändigkeit Schleswigs betrachtet wird: ſo dürften einige fernere Bemerkungen darüber noch nicht überflüſſig oder unzweckmäßig ſein.

Die einzige Quelle der Kenntniß der C. W. iſt der von dem Grafen Chriſtian von Oldenburg in Veranlaſſung ſeiner bevorſtehenden Wahl zum däniſchen Könige unterm 28. Juni 1448 ausgeſtellte Revers. Darin wird geſagt, daß der däniſche Reichsrath, geiſtlicher und weltlicher, dem allgemeinen Gerüchte nach (als — ein ehemere ruchte iſt) geſonnen ſei, ihn zum Könige zu wählen, wogu ſein Mutterbruder, Herzog Adolf, als ein Fürſt und Rath von Dänemark, dem die Wahl zuerſt und zuletzt zukomme, verſönlich „zur Ehre Gottes und zum Frieden und zur Eintracht des Reiches, des Landes und des Volkes" mitwirke. Weil in Veranlaſſung der Verleihung des Herzogthums Schleswigs in ältern Zeiten viele und verderende Kriege zu Lande und zu Waſſer geführt worden wären, ſeien ihm an demſelben Tage beſiegelte Briefe und alte Schriften und Handfeſten [Wahl-Capitulationen], von König Waldemar und Dänemarks Reichsrath gegeben und beſchrieben im Jahre nach Gottes Geburt 1326 ꝛc., vorgelegt und vorgezeigt worden (ſo ſin vnd Dullinge were bracht und opembared beſegelde breue ek olde ſcrifte vnd handueſtinge van Koninge Woldmar, ind des Rikes Raede the Denmemarken gheuen und beſcrenen Alſ men ſcreff na godesbort Duſent drehundert in dem ſoſſeundedwintigeſten lore ꝛc.); welche unter andern einen Artikel auf Lateiniſch enthielten, den er ſich habe erklären laſſen (den wil vnd bebudet laten hebben), und der von Wort zu Wort ſo lautete; Item Dicatus Sunder-Iutiae regno et corone Dacie non valetur nec annectetur ita quod vnus sit Dominus vtriusque etc. Dem zufolge (Absus) verſpreche er, daß er und ſeine Leibeserben (Kindeserben), wenn Gott beſchloſſen habe, daß er zum König von Dänemark gewählt und gekrönt würde, vorgenannten Artikel, damit ewig Friede und Beſtändigkeit zwiſchen dem Reiche Dänemark und dem Herzogthum Schleswig und der Grafſchaft Holſtein bleiben könne ꝛc., unverbrüchlich in Kraft halten ſollten, ſo wie die Könige und Räthe des Reiches Dänemark denſelben in vorigen Zeiten abgefaßt hätten, (alſ dat de Koninge vnd Nedere des Rikes to Denmemarken in voretilden begreben hebben).

Mehrere alte Schriften und Handfeſten von König Waldemar und dem Reichsrathe, heißt es hier, ſind bei dieſer Gelegenheit dargelegt worden, aber nur dieſes einzelne Document wird näher bezeichnet. Die daraus angeführte Beſtimmung kommt nicht in der Urkunde vor, worin man zunächſt ſie zu ſuchen veranlaßt ſein könnte, nämlich in der von Herzog Waldemar als erwählten Könige und in ſeinem Namen zugleich von dem holſteiniſchen Grafen Gerhard ausgeſtellten Handfeſte vom 7. Juni 1326; da aber dieſe, die man nur in alten Copien hat, obgleich in Viborg ausgeſtellt, zunächſt für Schonen gegolten zu haben ſcheint, und da ſich Abweichungen in verſchiedenen Ausfertigungen eingelner Handfeſten finden, man ſogar zwei von einem und demſelben Tage kurz nach einander ausgeſtellte Handfeſten hat: ſo hat Kof. Ancher (III. S. 426) vermuthet, daß die genannte Beſtimmung in eine zunächſt für Jütland geltende, nicht mehr vorhandene Handfeſte eingeführt geweſen ſein könnte.

Ein oder anderer weniger bedeutender formeller Grund könnte auch für dieſe Vermuthung zu ſprechen ſcheinen, nämlich theils die Sprache, die ſowohl in der vorhandenen Handfeſte König Waldemars als in den übrigen Handfeſten aus dem 14ten Jahrhundert lateiniſch iſt (obgleich man ſie daneben in gleichzeitigen däniſchen Ueberſetzungen hat), und theils daß hier vorkommende Item, womit jeder Artikel ebenfalls in den Handfeſten von 1320, 1326, 1360 und 1376 anfängt; zahlreicher und gewichtiger ſind indeſſen die Gründe,

*) Falcks deutſche Ueberſetzung von Schlegels Apperçu sur la liaison politique entre les Duchés de Slesvig et de Holstein (Kiel 1816) S. 60: „eine auf das gegenwärtig Practiſche beſchränkte Unterſuchung kann füglich alles Aeltere bei Seite ſetzend, mit der Regierung des Oldenburgiſchen Hauſes beginnen".

Digitized by Google

die das ganze Document verdächtig machen müssen. So läßt es sich schwerlich erklären, wie eine so wichtige und folgenreiche Bestimmung sowohl in dem Lehnsbriefe vom 15. August 1326, wodurch Graf Gerhard mit dem Herzogthum belehnt wurde, als in der in zwei verschiedenen gleichlautenden Documenten ausgefertigten Bestätigung der dänischen Räthe vom 16. August desf. J. übergangen werden konnte*), obgleich an beiden Stellen so natürlich Veranlassung dazu gewesen wäre**). Als durchaus unwesentlich kann es auch nicht angesehen werden, daß Ducatus Sunderjutine genannt wird, da der Lehnsbrief und die Bestätigung beide Ducatus Jutiae haben***), auch nicht, daß hier Dänemarks Reichsrath, lange bevor ein solcher eigentlich existirte, erwähnt wird. Noch merkwürdiger ist, daß man zu einer Zeit, da man sonst die Erinnerung wichtiger Verhandlungen durch, zuweilen kurz nach der Verhandlung selbst, aufgestellte Transsumpte und Abschriften so sorgfältig zu bewahren suchte, eine so wichtige Acte in einem so viel jüngern Revers nicht vollständig aufgenommen hat. Man erfährt daher hier weder Tag noch Ort der Ertheilung, die unter einem „&c." versteckt liegen, weder den Ertheiler noch der Zeugen Namen. Nur ein einzelner isolirter Artikel ist mitgetheilt, dessen Anfang „Item" auf etwas Vorhergehendes, so wie der Schluß „&c." auf etwas Folgendes, welches alles fehlt, hindeutet, und wodurch der rechte Zusammenhang und die rechte Bedeutung des Artikels verloren gehen. Man dürfte also berechtigt sein, die ganze Acte sogar bloß als einen Entwurf oder einen Vorschlag der damals herrschenden Parteien anzusehen, welcher niemals ein förmliches oder rechtsgültiges Document geworden ist****).

Doch, der Revers von 1448 leidet sogar selbst an formellen Mängeln. Der Ort der Ausfertigung wird nicht genannt; Namen und Siegel der Zeugen fehlen, welches doch selten bei Documenten von bloß einiger Wichtigkeit der Fall war; Christians Siegel wird erwähnt, ob es aber wirklich angehängt gewesen ist, weiß man nicht, da es ungewiß ist, ob und wo ein eigentliches Original dieses Reverses existirt, oder ob man denselben bloß in einer vidimirten Copie hat*). Die beiden „&c.", die sich nach den Worten „der Grenesschup to Holsten" und am Schlusse finden, scheinen wenigstens keine vollständige Copie anzudeuten. Ein Widerspruch könnte auch darin Statt zu haben scheinen, wenn Christian in einem und demselben Documente seine mögliche Wahl zum Könige erwähnt und zugleich sich und seine Leibeserben verpflichtet, den vorgenannten Artikel in Kraft zu halten. Sollte dergestalt dieser Revers auch bloß ein Entwurf, kein förmlich ausgefertigtes Document sein?

Was ferner gegen die C. W. als staatsrechtliches Actenstück spricht, ist der Umstand, daß sie bei Verhandlungen in einer spätern Zeit, wo es für die Betreffenden hätte wichtig sein können, ihre Forderungen darauf zu gründen, oder wo Veranlassung dazu hätte sein können, darauf zu verweisen, durchaus übergangen wird. In wiefern sie in dem Lehnbriefe von 1386 erwähnt worden sein mag, kann man zwar nicht wissen, da diese Urkunde fehlt und schon 1424 in dem bekannten schleswigschen Lehnsprocesse**) gefehlt zu haben scheint; aber in den Quellenschriften, welche zur Belehnung berühren, kommt nichts davon vor, und eben so wenig in der Verelnbarung der Königin Margarethe mit den holsteinischen Grafen 1392 zu Vordingborg, auch nicht in dem eben erwähnten Lehnsrevers, in welchem die holsteinischen Grafen doch kaum würden unterlassen haben, sich auf ein Document von solchem Inhalt zu berufen, wenn sie es gehabt hätten. Sie wird weder in Christophs von Baiern Lehnbrief von 1440 noch in seiner und Christians I. Bestätigung desselben von 1443 und 1445, auch in keiner von den in Veranlassung der Wahl des letztern in den Fürstenthümern im J. 1460 ausgefertigten Acten genannt. Sie muß sowohl Friedrich I. und seinem Kanzler, als er sein Manifest gegen Christian II. ausstellte, als dessen Kanzler, Corn. Scepper, als er dieses widerlegte, unbekannt gewesen sein. Endlich wird sie in dem Souverainitätsdiplom für den Gottorfschen Theil von Schleswig, den 2. Mai 1658, nicht genannt, wo doch die Belehnung von 1326 erwähnt wird.

Da die C. W. dergestalt nicht in Verhandlungen und Acten angeführt ist, wo man es am ersten erwarten sollte, so ist es weniger seltsam, daß ältere Historiker, die alle Quellen angesehen werden können, wie J. Petersen, Hutfeldt und J. A. Cypräus, sie nicht gekannt zu haben scheinen. Bei Hutfeldt heißt es nämlich (II. S. 843), daß die Dänen dem Herzog Adolf die Krone anboten seines guten Namens und seiner christlichen Regierung wegen, dahin sehend, daß das Fürstenthum mit dem Reiche vereinigt werden könnte. Cypräus berichtet, daß Herzog Adolf lange vor seinem Tode mit dem Adel und den Ständen in Holstein unterhandelt und abgemacht habe, daß sie nach seinem Tode König Christian, dem (wie einige meinten) als Behnherrn das Herzogthum Schleswig zufalle, zum Regenten in Holstein wählen sollten*). Indessen muß doch eine Sage von dem Revers von 1448 Hutfeldt zu Ohren gekommen sein, da er, indem er von Christians Wahl in Schleswig und Holstein und den Privilegien von 18. März 1460 erzählt, (S. 888) hinzu fügt: „Man sagt, daß er die Holsteiner eben Brief ausgestellt habe, welcher im Besitze des Adels sein soll, daß er das Herzogthum Schleswig als ein von der Krone getrenntes Lehn bleiben lassen wolle, — doch weiß nicht, ob dem so sei."

Die C. W. oder vielmehr der Revers von 1448 wird kaum früher als in den Gottesrschen Streitschriften nach dem J. 1683 berührt**), von denen ohne Zweifel: Ihgendthigte Brantwortung der Schrift, welche unter der

*) Ser. rer. Dan. VII. p. 356—58. Falck's Urkunden §. 3—6.

**) Daher wird sogar die C. W. als identisch mit dem Lehnsbriefe von 1326 angenommen von Hecker und Lommel in Deutschland und Dänemark (Schoffhausen 1847) S. 21, und von Wolfgraf in Die irrige und die wahre Stellung der Hzn. v. O. zu d. Herz. Schl. u. Holst. (Marburg 1847) S. 16.

***) Hingegen kommt Ducatus Sunderjutine vor in Christophs II. Lehnsbrief für Gr. Gerhard von 1330; Schl. Holst. Lauenb. Urkundensammlung II. S. 76.

****) Falck (Urkunden Vorr. S. VII.) glaubt, daß es sich vielleicht in dem Schaumburger Archive finden könnte; früher hat er gemeint, daß die Acten, die Rechte der Herzogthümer betreffenden Documentals Überfüssig angesehen worden und daher verloren gegangen sind, nachdem Christian I. 1460 die bekannten Privilegien gegeben hatte; Kirler Blätter V. S. 177.

*) Als der zuverlässigste Abdruck ist natürlich der in Jensens und Hegewisch's Ausgabe der Privilegien der Schl. Holst. Ritterschaft S. 24—28 nach Originalen im Preeper Kloster anzusehen; aber in der Ausgabe selbst vermißt man leider alle Aufklärung von der diplomatischen Beschaffenheit dieser Documente. Falck hat ohne Zweifel Recht, wenn er (Schl. Holst. Privatrecht II. S. 144) vermuthet, daß das eigentliche Original verloren ist, und daß man den Revers nur in einer ankeulirten Copie hat. Eine solche findet sich von Alterer Zeit her in dem gemeinschaftlichen Schl. Holst. Archiv, früher auf Gottorf, jetzt in Kopenhagen; einer alten Aufschrift zufolge sollte sich das Original entweder in dem dänischen Archiv oder bei dem Rathe der Herzogthümer finden (aut in cista Danica, aut apud consiliarios Ducatuum); K. Ancher jur. Ztr. III. S. 430; vergl. Falcks Sammlungen zur näheren Kunde des Vaterlandes III. S. 256. Wenn Hutfeldt, der eine dunkle Nachricht von diesem Documente gehabt haben muß, hinzufügt, daß es sich im Besitze des Adels befinde („sindes sich Adelens Herje", II. S. 888), so ist darunter wahrscheinlich die „Privilegienlade" der Ritterschaft zu verstehen. So herrscht auch rücksichtlich der Authentie des Reverses gemeine Unsicherheit.

**) In dessen Acten doch ein Bisitze des Lehnbriefes von 1326, sogar mit einer genauen Beschreibung von Waldemars und der übrigen Siegel eingeführt ist; Ser. rer. dan. VII. p. 355.

*) J. A. Cypräi Annales Episcoporum slesvicensium p. 379: „Qvi (Adolphus suo consilio author fuit, ut ne e vivis sublato, Christiarum Danice R. cui (ut nonnullis placuit) Ducatus Slesvicensis voluti directo Dominio, ex jure feudi competeret, pro Holsatino etiam Domino recipierent ac cognoscerent". Vergl. Grautoffs Lübeckische Chroniken II. S. 119.

**) Dieser wird z. B. noch nicht in der weitläuftigen Apologiae causae et scriptorum Gottorpiensium libri duo (Hamburg 1. auctoritate nupor edito, Christ. Alberti jussu opposita. 1679, genannt. wo doch p. 67 die schleswigsche Belehnung von 1326 erwähnt ist.

Digitized by Google

Rubrik Nachricht von J. K. M. zu D. wider den Herzog zu Schl. Holst. Gottorp annoch habenden rechtsmäßigen Beschwerden und Ansprüchen, auf gnädigsten Befehl Dero Hochf. Durchl. abgefasset und zum Druck befördert 1684, eine der ersten ist, wo die erwähnte Bestimmung S. 4 angeführt wird, und der Revers selbst als Beilage A (zum ersten Male?) abgedruckt ist.

Von dänischen Historikern und Rechtsgelehrten haben einige die C. W. gerade zu für unecht, oder wenigstens für höchst verdächtig erklärt; andere haben zwar die Echtheit derselben nicht ausdrücklich geläugnet, aber ihre Gültigkeit bestritten, welches auch von einigen ältern schleswig-holsteinischen Schriftstellern gilt. Während des Partheistreites hingegen haben die meisten der letztern ihr von Anfang dieses Streites an sowohl Echtheit als staatsrechtliche Bedeutung beigelegt.*)

Zu den ersten können gerechnet werden Holberg, J. F. W. Schlegel, Jahn, C. Molbech und A. F. Krieger.

Als eine wirklich ausgefertigte Urkunde ist die C. W. hingegen erkannt von Author, Christiani, K. Ancher, Chr. Paulsen, Estrup und Kampe. Daß Suhm diesen ganzen Punkt in seiner Geschichte Dänemarks bei dem Jahre 1326 nicht berührt, muß aus einer Vergeßlichkeit erklärt werden, da man die C. W. bloß aus dem 1448 nach Christoph von Baierns Tode, womit Suhm sein Werk zu schließen gedachte, ausgestellten Reverse kennt.

Aber unter allen denen, die sich nicht eben das Dasein einer echten C. W. durchaus zu verwerfen getraut haben, giebt es doch keinen, der ihr nicht alle staatsrechtliche Wirkung abgesprochen hätte. In jedem Falle muß nämlich anerkannt werden, daß sie von einen Gegenkönige unter dem Einflusse eines Vormunds und ausschließlich in dessen Interesse ausgestellt ist.**) Christian von Oldenburg konnte auch nicht, ehe er König ward, dem Reiche irgend eine gültige Verpflichtung auferladen. Als Herzog Waldemar später die dänische Krone niedergelegt und Leibeserben hinterlassen hatte, waren die Belehnung von 1326 und der sich vermeintlich daraus fügende Separatartikel rückgängig geworden; damit aber mußte denn auch die Bestätigung von 1448, als auf einen Irrthum gegründet, für ungültig angesehen werden.

Läßt man endlich die Frage von der Echtheit oder Unechtheit der C. W. unausgemacht, so bleibt doch immer so viel höchst wahrscheinlich, daß eine politische Idee der gedachten Bestimmung zum Grunde gelegen habe, diese mag nun aus einer ältern oder neuern Zeit herrühren. Eine solche Idee ist ohne Zweifel in der Handpolitik der holsteinischen Grafen zu suchen, und davon enthält die Geschichte mehrere Spuren. Schon im Anfange des 13ten Jahrhunderts hatten die Eroberungen Waldemars II. jene den mächtigen Nachbarn im Norden fürchten gelehrt, gegen welchen Südjütland als eine Vormauer anzusehen war. Sie strebten daher jede nähere Vereinigung des Herzogthums mit dem Königreiche, entweder durch Confoederation oder auf welche andere Weise, zu hindern. Sie wollten eben so ungern Schleswig als eine dänische Provinz, als einen schleswigschen Herzog auf dem dänischen Königsthrone sehen. Daher weiß man nicht, daß Adels Schwager die Ansprüche ihrer Schwestersöhne auf die dänische Krone unterstützt haben, ungeachtet der ältere derselben, eventualiter auch der jüngere, schon vor Abels Tod zum Thronfolger gewählt war hingegen eilten sie sogar, als Herzog Erich sich nach Christophs I. Tode Hoffnung zum dänischen Throne machte, einen Stillstand mit dem Reiche zu schließen. Nach Erich Menveds Tode widersetzte der holsteinische Graf Johann sich dem Herzog Erich II., den die Deutschen im Reiche und der jütsche Adel zum Könige wählen wollten. Als Herzog Waldemar V. 1326 durch Unterstützung seines Oheims, des Grafen Gerhard, zum Könige gewählt war, mußte er jenen gleich mit Schleswig erblich belehnen; und als Waldemar 1330 die Krone niederlegte und das Lehen zurück erhielt, mußte der wieder eingesetzte Christoph II. dem Grafen Gerhard nebst Erben zugleich mit dem Herzog Waldemar die Gesammt-Belehnung mit dem Herzogthume (in solidum impheodavimus) nach dem Tode des Herzogs ohne Leibeserben (absque legitimo herede) ertheilen. Merkwürdig ist, daß diese Expectanz auf die Belehnung des Herzogs eingeschränkt, aber auf Gerhards Erben ausgedehnt wurde. Vielleicht kann eine solche dynastische Politik der wahre Grund gewesen sein, der den Herzog Adolf bestimmte, die dänische Königswahl nicht anzunehmen; denn Aller und Schwachheit konnten doch für einen 47-jährigen Fürsten, der noch 11 Jahre nach dieser Zeit lebte, nicht recht als Entschuldigung gelten. Daraus kann man vielleicht auch das Motiv erklären, welches Christian I. für die Bestätigung der C. W. anführte, nämlich damit ein ewiger Friede (ewich frede vnd bestantlicheit) zwischen dem Königreiche und dem Herzogthum nebst der Grafschaft bleiben könne. Da nun Graf Gerhard zu derselben Zeit, als die C. W. ausgefertigt sein soll, Schleswig als ein dänisches Lehen empfing kann es nicht seine Absicht gewesen sein, dieses Lehnsverhältniß aufzulösen, sondern nur seinem Hause eine beständige Belehnung mit Schleswig zu sichern.*) Eine solche Ansicht der Motive, die möglicher Weise der gedachten Bestimmung zum Grunde gelegen haben, hat der Verfasser schon vor 30 Jahren aufgestellt, und mehrere Schriftsteller, die doch im Ganzen die Echtheit der C. W. annehmen, haben dieselbe später getheilt. Nach Falck (Privatrecht II. S. 144, Urkund. Beur. S. VII.) war die Bedeutung derselben, daß ein Herzog von Schleswig, wenn er zugleich dänischer König ward, das Herzogthum dem nächsten Agnaten, oder einem andern Erben überlassen sollte. Paulsen (über Volksthümlichkeit u. Staatsrecht Schleswigs S. 87) sah die C. W. nicht für ein dänisches Reichsgesetz, sondern für ein in dem schleswigschen Herzogsstamme geltendes Hausgesetz an, dem zufolge die dänischen Könige von Waldemars Stamme einen ihrer Verwandten (unter den holsteinischen Grafen?) mit dem Herzogthume belehnen sollten, so wie Waldemar selbst seiner Mutter Bruder damit belehnt hatte. Unter den neuern Partheischriftstellern haben z. B. Klenze (die letzten Gründe S. 89) und M. Hälfschner (Staatsverfolge der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg S. 24) angenommen, daß die C. W. das fortdauernde Lehnsverhältniß nicht hinderte, und G. Waitz (Nordalbingische Studien III. S. 70) erklärt dieselbe so, daß der dänische König sich selbst förmlich mit dem Herzogthum belehnen und die Rechte des Lehnsherren und Vasallen vollkommen getrennt halten sollte. — Endlich ist zu bemerken, daß in der C. W., welche Bedeutung man ihr auch beilegen will, bei Ducatus Sunderjutiæ nicht an ganz Südjütland oder das Land zwischen der Königsau und der Eider, sondern nur an den Theil davon gedacht sein kann, der Gegenstand der Belehnung war*) und schon um die Mitte des 14ten Jahrhunderts auch Ducatus Slesvicensis genannt wurde. Darunter gehörte also vielleicht

*) Schon Falck, das Herzogthum Schleswig in seinem Verhältnisse zu Dänemark und Holstein (Kiel, 1816) S. 31.

**) Falck bemerkt (Deutsche Uebers. v. Schlegels Apperçu, 1816 S. 59), man könne nicht sagen, daß unter einem minderjährigen Regenten ein rechtlicher Zustand eintrete; aber dieser war ja ein Parteikönig, und da mußte wohl die Regel gelten: factis eorum qui sine jure imperium tenent, veri reges non obligentur.

*) In dem Lehnbriefe von 1326, mit welchem die C. W. jedenfalls in keinem denkbaren Widerspruch gestanden haben kann, wird dem Grafen Gerhard blos das dominium mite et directum beigelegt, während der König sich nur Nachkömmlingen das jus superioris dominii sen impheudacionis vorbehält. Weder K. Ancher (III., S. 424), noch Christiani (II., S. 454), noch Estrup (Soreelle Blandinger, 3. H. S. 107) nimmt eine durch die C. W. bewirkte Aufhebung des Lehnsverhältnisses an, auch Saxau nicht in N. Staatsb. Mag. IX. S. 497. Mit Fug bemerkt daher Kampe (Staatsrechtliche Bemerkungen ꝛc. S. 232): „Die Waldemarianа treu gegeben und ausgelegt, gewährt nicht den entferntesten Grund für die Trennung Schleswigs vom dänischen Reich und dessen Oberhoheit, selbst nicht einmal des Herzogthums. Indem beßelbe, auch wenn es mit der Krone nicht verbunden worden, sondern stets einen besondern Herzog behalten sollte, dennoch der Oberherrschaft der Krone unterworfen gebliehen sein würde."

*) Vergl. Neues Staatsbürg. Magazin IX. S. 496. 508.

Digitized by Google

weder Nordfriesland, welches 1326 unter die dänische Krone gehörte und erst von 1332 an, als alles Land zwischen dem großen Belt und der Wesse den Grafen Gert verpfändet wurde, und später durch die Belehnung von 1386 und durch den Frieden von 1435 unter das Herzogthum kam, noch Alsen und Aerö, von denen das erstere damals abwechselnd im Besitze des Königs und des Herzogs, das letztere gerade jetzt dem Drosten Lauridse Jonsen verpfändet war.

Das Resultat der gegenwärtigen Untersuchung ist also: Das früh 1326 verweinlich ausgefertigte, später Constitutio Waldemari genannte Staatsacte, wenn nicht als offenbar unecht, so doch als höchst verdächtig, vielleicht bloß als Entwurf einer einzelnen Partei anzusehen ist; daß sie, selbst ohne eine solche Voraussetzung, den Verhältnissen gemäß, unter denen man sich ihrer Entstehung denken muß, als in staatsrechtlicher Hinsicht ungültig anzusehen ist; und daß der Revers von 1448, der das einzige bekannte Bruchstück der C. W. enthält, an formellen Mängeln leidet, die zu der Vermuthung leiten, daß auch dieser nicht mit vollkommener Gültigkeit ausgestellt ist.

In jedem Falle muß selbst dieser Revers durch die Begebenheiten und Verhandlungen im J. 1460 de facto aufgehoben sein, so wie man denselben auch nicht, weder damals noch bei einer später Veranlassung, dargelegt oder sich darauf berufen hat.

Wo bleibt Er?

(Aus dem dänischen Blatte „Flisteren“.)

Im Jahre 1848 ist es eine unkundbare Aufgabe, Minister des Auswärtigen zu sein; es ist eine unkundbare Arbeit, über auswärtige Politik zu schreiben. Die Unerforschlichkeit der Vorsehung macht menschlicher Prophezeihungen täglich zu Schanden, alle Berechnungen Fremden an der Excentricität der Begebenheiten, und das alte griechische Axiom: „es ist auch wahrscheinlich, daß das Unwahrscheinliche geschehe,“ ist wieder zu Ehren und Würden gekommen.

Aber selbst diese historische Blindheit wäre erträglich, wenn es nur Zein einigen Helden gäbe, wenn nur ein einziger Mann da wäre, zu dem man voll Vertrauen hinaufblicken, in dessen durchdringenden Auge man nicht die Lösung des Räthsels — denn diese liegt höher — sondern ihre Bedeutung lesen könnte. Wie wüßten lange, daß die Zeit durch Aberglauben, Egoismus und Eitelkeit entnervt sei, wer aber glaubte, daß 30 Jahre religiösen und höfischen Phlegmas, daß 30 Jahre friedlicher Apathie und mercantilischen Enthusiasmus, eine solche Kruste um die Ideen gelegt, die genialr Schwungkraft so paralysirt hätten, daß in dem gährenden Europa auch nicht ein Einziger aufstehen würde, der sich an die Spitze der kämpfenden Weltideen stellen, und die anarchischen aber gesetzmäßigen Leidenschaften bändigen könnte, die jetzt ihr zügelloses Spiel treiben. Die Leidenschaften, die vielen Leidenschaften müssen von der einen Leidenschaft bekämpft werden, — von jener ruhevollen Leidenschaft, die heute da beginnt, wo sie gestern aufhörte, von der heiligen Leidenschaft, die ohne Rücksicht und Zerstreuung, bewußt oder unbewußt, ihr hohes Ziel verfolgt.

Die Zeit bedarf dieser Leidenschaft, dieses Mannes: sie hat seit dem Monat Februar nach ihm geschmachtet, ohl bald diese, bald jene ephemere Persönlichkeit auf das Piedestal des Genies gestellt. Zuerst kam der poetische Lamartine. Er war nur ein Quartal-Genie: drei Monate lang war er Frankreichs gottnes Kalb. Dann kam Cavaignac, er bekam die Pariser- und Bluttaufe, und die Abgötterei der Ihre suchte eine Verbrüderung sogar in seinem ethischen Namen; aber wenn er am 10. December nicht confirmirt wird *), so ist er nur ein Ersmester-Genie, und Frankreich sinkt zu Louis Napoleon, „dem Neffen seines Onkels,“ hinab. Man wandte sich von Frankreich ab, und suchte in Deutschland. Auf der Mittelgrenze fand man einen kahlköpfigen Croaten, einen slawischen Hämmling, und zeigte ihn der gemeinschaftigen Menge. Aber bis jetzt hat man an ihm noch nicht das historische Muttermaal des Genies entdecken können

der gegenseitigen ruhigen Erörterung gekommen sei, und wir hoffen durch Entgegenkommen auf eine endliche Schlichtung dieses widerlichen Streites. Wir wollen noch hoffen, daß jene Angriffe überhaupt ein letztes Aufflackern des alten Hasses gewesen und daß das neue Jahr Friede und Verständigung bringen wird.

† Flensburg, 21. December. Während einige Blätter aller Farben fast täglich Correspondenzen von hier bringen, die auf die unzweideutigste Weise nur darauf berechnet sind, über den wahren Zustand in unserer Stadt einseitige und vielleicht falsche Nachrichten zu verbreiten, wird es vielleicht auch mir gestattet sein, einige Worte in die Oeffentlichkeit zu schicken, welche eine unparteiische Anschauung und die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit mir in die Feder diktiren. Wenn behauptet wird, Flensburg sei eine durch und durch deutsch gesinnte Stadt, in deren Mitte nur einzelne dänische gesinnte den Zunken der Zwietracht anfachten, so ist dies, gelinde gesprochen, ein kolossaler Irrthum, und nehme ich vielmehr gar keinen Anstand, gerade das Gegentheil zu behaupten. Flensburg, eine Handels- und Fabrikstadt hat ihren Wohlstand fast einzig und allein dem Vertehr mit Dänemark und seinen Kolonien zu verdanken, eine Unterbrechung desselben führt die größten Nachtheile herbei, die eine Verbindung oder ein Anschluß an das große Deutschland ihm nicht zu ersetzen vermag. Die Ihrer der Schleswig-Holsteiner hat aber eben daher auch niemals vielen Anklang in Flensburg gefunden und am allerwenigsten dann, als dieselbe sich praktisch zu verwirklichen anfing. Nicht eine „dänische Propaganda" ist es hier, wie man glauben machen möchte, die den Schleswig-Holsteinern entgegen tritt, sondern die Antipathien der großen Mehrzahl der Bevölkerung, die mit natürlicher Anhänglichkeit an einem Lande und Volke hängt, mit dem es Jahrhunderte lang im engsten Verkehr stand, ja den es durch Sitte und Sprache urverwandt sich eng verbunden war. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß in Flensburg jetzt durchgängig ein Deutsch — wenn auch ein sehr aparten und wenig wohlklingenden — gesprochen wird, aber eben der Umstand, daß dieses Deutsch saft weiter nichts ist, als ein ungeschickt übersetztes Dänisch, und daß in den unteren Klassen sich sogar dieses Plattdänisch noch erhalten hat, ist wohl der beste Beweis dafür, daß die Sprache hier in früheren Zeiten noch Dänisch war, bis das Deutschthum im natürlichen Verlauf der Begebenheiten diesen noch sehr unvollkommenen Sieg davon trug. Oder ist vielleicht die „dänische Propaganda" schuld daran, daß die Flensburger ein so allerliebstes deutsches Patois, oder besser gesagt Dänisch-Deutsch reden? Sollte vielleicht diese „Propaganda" damit angefangen haben, die alten Frauen, die auf den Straßen ihre Waaren seil bieten, und die Arbeiter am Hafen zuerst für sich zu gewinnen? Wohl schwerlich — eine Propaganda, die so mächtig war, daß sie den Groll ihrer Gegner in einem solchen Maaße erwecken konnte, wie dieß Dänische in praktischen, würde anders zu Werke gegangen sein, sie würde sich namentlich an die Jugend gemacht, die Schüler und die Lehrer für sich zu gewinnen gesucht haben. Aber gerade hier finden wir in Flensburg das Gegentheil und stoßen in der Klasse der wohllöblichen Schulmeister auf einen Phalanx von Deutschthümlern, die den Erfolgen einer dänischen Propaganda nur sehr hinderlich sein kann. Keine grimmigeren Feinde haben die Dänen in dieser guten Stadt, selbstverständig mit Ausnahme der Advocaten, als die Herren Schulmeister, die von ihren höherenen Thronen herab der jungen Weltbürgern von Flensburg das Deutschthum mit Ruthe und Stock einbläuen und in ihren geselligen Zusammenkünften donnernde Philippiken gegen das Dänenthum schleudern, oder grausige deutsche Lieder in ziemlich undeutscher Sprache absingen. Nehmen wir aber diese Herren, deren Streben nur sehr theilweise Früchte trägt, weil das Haus wieder verdirbt, was die Schule gut gemacht, die ihnen ernährten Advocaten und einige Beamte aus, denen sich hin und wieder freilich auch einzelne Handwerker und junge Leute anschließen, so sind Schreiber und Bedienstenkande anstehenden, so ist es mit den deutschen Sympathieen in Flensburg aus. Mehr wie sechsen Achtel der Flensburger sind durch und durch Dänisch gesinnt und sehnen sich nach einem engen Anschluß an Dänemark zurück. Freilich ist der äußere Anschein diesen Angenblick ein ganz anderer, aber tief ist gar leicht erklärlich. Manches steht sich selber der lieben Bequemlichkeit und Ruhe wegen, die der Philister nun einmal vor Allem liebt, genöthigt, eine deutsche Maske vorzubinden und Schwarz-roth-gold anzunehmen, wo er nur zu gerne den Dannebrog sähe. Das hat aber seinen Grund in der wahrhaften Schreckensherrschaft, welche seit dem Ausbruch des Krieges hier gehandhabt wird. Daß die provisorische und die jetzige sogenannte gemeinsame Regierung eine solche hier in Flensburg für nöthig hielten, das liefert aber den besten Beweis dafür, daß man die entschieden dänische Gesinnung der ganzen Stadt kannte; aber sehr fraglich und zweifelhaft ist es, ob eine Schreckensherrschaft mit geheimer Polizei, gewaltsamen Arretirungen, Fahndung auf Andersdenkende rc., zu gelingen sein wird, die Stimmung der Flensburger günstiger zu machen. — Die Erbeutung der Kriegsfahnen liefert hier übrigens den besten Beweis, wie man durchgängig gesonnen. Wäre der Kampf, für den man jetzt Opfer bringen soll, hier wie ein solcher betrachtet, für den man kein Opfer scheuen darf, dem man seine besten Kräfte willig leihen muß, da würde man nicht nöthig haben diese Steuer von Haus zu Haus mit fremden Bayonetten einzutreiben. — Aber von den ersten Kanfleuten anferer Stadt angefangen Kreffe, in welcher sich der Wunsch mit Dänemark vereinigt zu bleiben, unumwunden ausspricht, bedeckt sich, trotz der Machtmittionen, die dagegen angewandt werden, mit zahlreichen Unterschriften (die Adresse zählt jetzt schon zwischen 5 und 6000 Unterschriften, während die früher von hier aus, von den Deutschen ausgefertigte nur 500 zählte). Man wird diesseits nach Frankfurt schicken.

Norwegen.

△ Noch immer streiten sich die norwegischen Zeitungen gegenseitig und wieder die norwegischen und dänischen Zeitungen über die Nicht-Decoration der norwegischen Jünglinge, welche als Freiwillige Theil an den Operationen der dänischen Armee genommen haben; es fehlt nur, daß auch die schwedischen Zeitungen anfangen sollten, ihre Ansicht über diese delicate Sache auszusprechen, dann hätte man einen vollständigen skandinavischen Krieg; — aber die Schweden sind bessere Skandinaven, als daß sie sich dieses einfallen lassen, und von den norwegischen Zeitungen ist es eigentlich nur das etwas antidänische „Morgenblatet", welches in dieser Sache gegen das dänische Kriegsministerium auftritt. — Dasselbe Blatt sagt ganz richtig, daß Schleswigs Verlust die Abhängigkeit Dänemarks von Deutschland sein würde, und die „Norske Rigstidende" commentirt jene Aeußerung folgendermaßen: „Glaubt man denn, daß Norwegen mit Ruhe einem solchen Verlust zusehen könne? Deutschland mit Dänemark in seiner Gewalt würde Norwegen gefährlicher sein als Rußland. Das andere Alternativ, daß Dänemark, in Folge eines solchen unglücklichen Falles, sich mit Schweden verbände, welches allerdings einstweilen sein würde, würde Norwegen damit gedient sein? Schlewigs Bewahrung für Dänemark ist Norwegen nicht gleichgültig und es muß an den Bestrebungen Dänemarks daſür Theil nehmen." Man scheint sich also vor dem möglichen Uebergewicht zu fürchten, welches Schweden durch einen solchen Zuwachs wie die dänischen Inseln allerdings erhalten würde. — Die norwegische Regierung beschäftigt sich für den Augenblick mit den Vorarbeiten zu einem neuen Post-Gesetze nach englischem Muster; das Gutachten des Departements des Innern geht dahin, daß das Porto, wenn die Briefe zu Lande befördert werden, auf 6 „Skilling" (circa 1½ Silbergroschen), wenn sie zur See oder über See gehen, auf 8 „Skilling" (circa 2 Groschen) für alle, sowohl in- als ausländischen Briefe festgesetzt werde. — „Morgenbladet" beklagt sich über die Verhältnisse der norwegischen Armee: es hätte wenigstens einen praktischen Nutzen für die Armee seibst von dem Zusammenziehen von Truppen wegen des deutsch-dänischen Krieges erwartet. Es hätte namentlich neben einer besseren, zeitgemäßeren Organisation der ganzen Armee überhaupt, Veränderungen sowohl mit den jetzigen Personen des Obercommandos, als mit dem System der obersten Autorität, des Generalstabs, gewünscht; es fordert militairische Intelligenz und administrative Tüchtigkeit in hohem Grade für die Mitglieder des Generalstabs, und wenn es auch einräumt, daß ein erhöhtes Leben diesen Sommer in der Verwaltung der Armee geherrscht habe, so schließt es doch seine Bemerkungen mit dem Wunsche, daß die Armee baldigst auf einen solchen Fuß gestellt werden möge, wie es die „Sicherheit und die Ehre Norwegens erheischen." — Man hat übrigens eine neue Batterie „Kobolmen" angelegt; die Arbeit ist schon so weit fortgeschritten, daß vier kasematirte Batterien mit 34 Stück 84pfündigen Bombenkanonen fertig und bereits von dem Artillerie- und Ingenieur-Brigade-Chef inspicirt und übernommen worden sind. — Die Bank hat ihren Silbervorrath mit dem in Umlauf gesetzten Papiergelde seht auf das gesetzmäßige Verhältniß wieder zurückgebracht, und die „Gold grube" der Norweger, ihr Kongsberger Silber werk giebt alle Monate eine größere und größere Ausbeute; die gewöhnlichen monatlichen Ergebnisse betrugen in den verflossenen Jahren nur zwischen 11 und 13,000 Species, der erste Bergmonat dieses Jahres hat 2048 Mark Silber, ohngefähr 18,000 Speciesthaler, gebracht.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Bücherschau.

H. C. Andersen: „De to Baronesser". Kopenhagen, Reitzel. „Die zwei Baronessen". 4 Theile. (Andersens gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Bd. 32—35). Leipzig, Carl B. Lorck.

Zwischen diesen neuesten Roman des beliebten Dichters und seine früheren Werke hat sich ein wichtiges Moment gestellt, das nicht allein hier, sondern in allen Schöpfungen der Jetztzeit seinen gewaltigen Einfluß verwundet. Als Andersen sein letztes Werk herausgab, schrieb er noch für ein Publikum, das durch und durch loyal war, und an Revolutionen höchstens im Bereiche der Natur glaubte. Er schrieb für ein Publikum, welches noch keine Ahnung davon hatte, daß eine Republik aus „Mitmerständnissen" entstehen, und daß es für Könige ein „zu früh" geben könne; kurz — er schrieb für ein vormärzliches Publikum. Aber die Frühlingsstürme des Jahres 1848, die aus der allen Unordnung der Dinge eine neue — Unordnung machten, die keine Individualität unberührt ließen, haben auch auf die Natur des gemüthlichen, lyrischen Märchendichters eingewirkt. Der vorliegende Roman zeigt ganz besonders durch zwei Grundzüge, daß er ein Kind der Zeit ist: Die verflossene Periode, oder — wie man sie, vielleicht, nicht ganz mit Recht, oft zu nennen beliebt — das „gestürzte" System hatte zum Nachtheile der Charactere, den Ereignissen eine ruhige und besonnene Entwickelung gestattet; diese waren stets scharf und entschieden ausgeprägt, während jene im Allgemeinen unklar und aller abgeschlossenen Eigenthümlichkeit entbehrend, in den Hintergrund traten. Das ist anders geworden, und eine Erungenschaft der Märztage ist uns wenigstens unbestritten von dem erbärmlichen Hause der „Vereinbarung" geblieben — die nämlich, daß die Charaktere nicht mehr von den Ereignissen zurückgedrängt werden, sondern diese, wenn auch gerade nicht leiten, so doch wesentlich hervorrufen; und weil sie für sich nicht leiten, sagen diese uns weiter, unbewußtes Treiben an uns vorüber, nur lassen und den rothen Faden nicht finden, der sich durch sie hindurch zieht, wenn wir an eine Vorsehung glauben sollen. Dieser Vorzug unserer Zeit tritt auch in Andersen's Roman schlagend entgegen. Ihn, der früher stets auf Kosten der Characterzeichnung die Ereignisse mit Vorliebe behandelt hatte, sehen wir hier plötzlich Charactere entfernt und in richtiger Weiterung durchführen, während er die Ereignisse mehr sich an einander anreihen, als organisch aus einander hervorgehen läßt.

Daß dieß wirklich ein Fortschritt bei unserem Autor ist, und daß er mit Bewußtsein zu diesem Fortschritte gelangt ist, zeigt eine Aeußerung, die er seinen Helden machen läßt:

„Im Roman will ich nicht bloß Begebenheiten haben, sondern Charactere und Poesie; ein Roman, der nur Begebenheiten enthält, wird nur einmal gelesen, das Unerwartete, das Ueberraschende, das den lebenden Nerv darin ausmachte, erfüllt später; wo dagegen Menschen-Charactere hervortreten, mit ihren feinen Lehren, wo Gedanken in lebendigen Worten dastehen, wo die Poesie ihre unverwelklichen Zweige ausbreitet, dahin kehrt man wieder zurück, ein solches Buch wird gelesen und wieder gelesen, man kommt erfrischt von demselben zurück, wie von einem Frühlingsspaziergang im Walde."

Wenn ferner ein ernster Grundzug unserer Zeit der ist, daß wir nicht mehr an die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Alts glauben; wenn das ägyptische Element der Demokratie die Grundmauern dieses altersuden Gebäudes untergräbt, so beginnt auch hierin Andersen ein Kind der Zeit zu werden. Er stürzt den Alt nicht, er will ihn nicht untergehen wissen, aber er versteht ihn doch so entschieden mit demokratischen Stoffen, daß der Stammbaum desselben, wenn auch nicht schwächer — die Vermischung verschiedener Geschlechter trägt bekanntlich zu ihrer Kräftigung bei — so doch jedenfalls unerfreulich für die verschenden Blicke eines strengen Heraldikers werden muß. Eine Baronin, die Tochter eines Leibriegen, die andere die eines Landreichers, der junge Baron das Kind eines italienischen Räubers — die Haare jedes Wesens vom reinen Wasser müssen sich bei diesen Gedanken sträuben!

Nach diesen Andeutungen wollen wir dem Verfasser in der Anlage und Entwickelung seines Stoffes folgen.

Wir werden zuerst auf die schmale, waldbewachsene Insel Laugelund geführt, die Oedenschläger einen „ins Wasser gewornenen Rosengweig" nennt. An der Nordspitze derselben finden wir eine Gesellschaft, die — bei gutem Frühstück und schäumendem Champagner — es ruhig mit ansehen kann, wie ein kleines leichtes Boot draußen auf offener See vom Sturme umhergeworfen wird. — Es ist dieß eine leichte und angenehme Art, schnell mit den Personen bekannt zu werden, die bestimmt sind, in dem Buche leben, das der Dichter uns vorführt, eine Rolle zu spielen; doch ist die Anlage hier zum Theil zu sehr flüchtet. Mit den jungen Männern, die draußen im Boote gegen die Macht des Sturmes ankämpfen, werden wir bald genauer bekannt, wohingegen die Champagner trinkenden Damen-Gesellschaft, die uns in das Buch einführt, weiter verschwindet, faßt so schnell, wie der Verfasser schaum des sogebrochenen Wortschaft, ohne daß man später auch nur ein Wort von der schönen Gesellschaft, ohne daß man später auch nur ein Wort von der schönen Gesellschaft, ohne daß man später auch nur ein Wort von der schönen Gesell

nicht zahlen. Der Gutsherr ließ Stumpf und Stiel auf demselben tagiren und den Raömund mit Weib und Kind aussetzen. Raömund gerieth sich darüber und mard dafür ins Zuchthaus geschickt. Als er wieder frei kam, überließ man ihm ein Haus ohne Acker; für diesen schlechten Schuppen, mit einem kleinen Kohlgarten und einem Stückchen Hafferb von zwei Tonnen mußte er und sein Weib eher mehr Zeit auf dem Hofe sich abplagen; diesen Morgen verlagte er sich darüber, daß jetzt beben zu hart sei, und drängen rief er nun auf den „hölgernen Pferde." Dieß war ein auf zwei Pfähle gestelltes schmales Brett; der arme Sünder saß mit gebreyten Beinen auf demselben, zwei schwere Mauersteine hatte sie ihm an die Füße gebunden, damit diese herabzogen und der Sitz auf dem schmalen Brett ihm dadurch beschwerlicher und schmerzlicher werde.

Eine armselig gekleidete bleiche Frau mit verweinten Augen sprach freundliche Worte mit dem Menschen, der eine Art Aufsicht über den armen Sünder führte; sie war des langen Raömund Frau; Raömus hatte weder Lust noch Möge auf dem Kopfe; das lange dichte Haar hing über sein Gesicht herab, das er zuweilen hin und her schüttelte, wenn die Fliegen ihn zu sehr plagten. Die schweren Mauersteine zogen die Beine nach der Erde hinab, aber so sehr er sich auch bemühte, so konnte er doch keine Stütze gewinnen.

Ein kleines, dreijähriges Mädchen, seine zum seiner Frau Tochter, sahen, wie ein Engel Gottes, frech im Gnade unter, und während die Mutter mit dem wachehaltenden Menschen sprach, näherte sich das Kind dem Vater und stieß, sei es aus Zuspinnet, oder aus einer von Zeit zu Zeit wiederen Anleitung, zang leise einen Stein unter den einen Fuß des Vaters, auf den er sich stützen konnte; das Kind hatte schon etwas behendes und geschickt für den anderen Fuß gewommen, und sah mit seinen klugen, runden, hübschen Gesicht nach dem Vater hinauf, da kund der Gutsherr, der Herr Baron, von der Thür mit seiner großen Reitpeitsche; er hatte gesehen, was vorgefallen war; und die Pelsche knallte über das arme Kind hin, das einen Schmerzensschrei bei dem Schlage ausstieß; die Mutter stürzte sich zwischen sie, aber der Baron gab dem schwangeren Weibe einen Fußtritt, daß sie auf das Pflaster niederstürzte. . . . .

Wir wenden uns von dieser abscheulichen Scene ab, wie deren in jenen sogenannten „alten guten Tagen" so viele vorkamen, wie ein Engel Gottes, daß dieses Kinds, deßen Arm und Hals von den Peitschenschlag anschwollen, als es einen Stein unter den Fuß seines Vaters, des „langen Raömus", schob, während er auf dem hölgernen Pferde ritt, jetzt niemand anders war, als die alte gnädige Frau, die Großmutter; dies Kind, das er schlug, wurde später der Frau seines Sohnes.

Ein so dunkles Bild, wie das mitgetheilte, stehe noch auf der Kindheit bei des dieser alten Frau, deren Originalität besprochen und verlacht ward. Sie selbst nun kam manches Jahr selbst auf jene selben Herrenhöfe, wo ihre Mutter durch einen Fußtritt eine schwere Krankheit sich zugezogen, wo ihr Vater im „Kunsteloch" gesessen und auf dem „hölgernen Pferde" geritten hatte. Die schwarzen Roben hatte sie auf diese Nichtstätte pflanzen lassen."

Dieser Character ist der bei weitem am consequentesten im ganzen Buche durchgeführte. Wir finden darin eine Uebereinstimmung, eine Treue, die so schlagend sind, daß gewiß Jeder glauben wird, einer solchen Gestalt in seinem Leben einmal begegnet zu sein. — Das Kind ihrer Tochter ist Herrmann, über dessen Geburt ein Mysterium ruht, das dem neugierigen Leser zwar oft angedeutet, aber erst gegen das Ende hin gelüftet wird. Die Großmutter will ihn „zu einem ehrlichen Kinder" erziehen, und nimmt ihn von der Gärtnerfamilie fort, bei der er bisher war; sie sagt: „der Mann mag gut genug sein, um Gurken zu pflanzen, und seine Frau um Johannisbeeren abzupflücken, aber Galgenkraut verstehen sie nicht zu verehlen." Er wird in die Schule von Herlusholm geschickt, und kommt von da auf die Universität, darf die Großmutter aber nicht besuchen. „Ja möchte Dich wohl einmal sehen", hatte sie vor Kurzem geschrieben, „aber wir können beide füglich noch etwas warten. Komm' nicht, ehe ich Dich rufe; es würde sonst ein schlechtes Vergnügen für Dich werden!" Jetzt ist Baron Hermann nach einer Abwesenheit von zehn Jahren, trotz des Verbotes, wieder auf seiner heimathlichen Insel.

Die beiden folgenden Capitel gehören mit zu den wichtigsten des ganzen Romans, das erste in Bezug auf den Styl, das zweite in Bezug auf den Autor. Jenes, „die Studenten-Tochter" überschrieben, sagt uns der Geburt der nachherigen zweiten „Baronesse" beiwohnen, deren Mutter sie im höchsten Elende, dem Sturm und Wetter ausgesetzt, in demselben dauslichen Ereignisse zur Welt bringt, und ihre Geburt mit dem Leben bezahlt, wohin die jungen Herren sich vor dem Unwetter geflüchtet haben. Sie hören den ersten Athmzug der Kindes und den tegten der Mutter, und betrachten jenes als ein Vermächtniß, das ihnen von einer höheren Macht oder vom — Zufalle übertragen ist. Wir begegnen der „Studentenmutter", wie sie im Scherz genannt wird, später wieder.

Das nächste Kapitel, „der Kammerjunker", ist meisterhaft in der leichten und sicheren Art, mit welcher der Verfasser uns die „Gesellschafter" vorführt, so daß jedem Mitgliede deßelben hinreichende Gelegenheit geboten wird, sich aus ganz von der ihm eigenthümlichen Seite zu zeigen. Er läßt bei allen Personen das große Quantum „Alltäglichkeit", das ja jedem Menschen anhaftet, so in den Hintergrund treten, daß eben dadurch Raum für das Originelle und Characteristische gewonnen wird.

Es scheint uns überhaupt, als ob Andersen sich in der Art, Characteren und Situationen treffend mit wenig Strichen zu entwerfen, Charles Dickens auf lobenswerthe Weise zum Vorbilde genommen hätte, ohne daß man auch nur im Entferntesten von einer Copie sprechen könnte.

Sagten wir nun oben, daß dies Capitel in Bezug auf den Autor von Bedeutung sei, so beziehen wir uns darin auf die Zeichnung des „Kammerjunkers." Dieser — so macht es wenigstens den Eindruck — ist die Gestalt, welche von dem Verfasser mit der größten Vorliebe vor allen übrigen behandelt ist; wir fühlen es aus manchen Andeutungen, manchen kleinen, scheinbar unwichtigen Zügen, daß er uns in dem Kammerjunker die geistig bei weitem am höchsten stehende, aber verkannte Persönlichkeit verstehen wollte. Leider aber kommen wir nicht aus diesem Gefühle auf den Standpunkt des motivirten Verkennens. Wenn wir den „Kammerjunker" zu halten glauben, und ausrufen: „Oe! also das ist der Genutzung deiner Besens!" dann entschüpft er uns wieder und wir haben eine kleine, unbedeutende, unteressante Gestalt in den Händen, von der wir es uns gar nicht erklären können, warum z. B. die Großmutter „eine solch' absonderliche Zärtlichkeit für sie hat. — Wir müssen hier also sagen, daß die Zeichnung dieses Characters nicht ganz gelungen ist. Derselbe stand in seiner ganzen Abrundung so lebhaft vor den inneren Augen des Dichters, daß er daßelbe bei den Augen der Leser voraussetzte. Er trupte die Gestalt mit allen möglichen Schmucke des „Individuellen an, und vergaß, ihr Leben einzuhauchen: so wird sie nun hin- und hergewegt, und kann keinen festen, eignen Halt finden.

„Der Leierkastenmann", „der Besuch bei der Großmutter", „auf der Straße und im Ballsaale", sowie „Karoline Heimeran" sind die Ueberschriften der folgenden Capitel, welche zum größten Theile dazu bestimmt sind, und in einzelnen, oft von einander unabhängigen Situationen Beiträge für die Characteristik der einzelnen Personen zu liefern, während sie weniger lebendig in den Naturwahrheit: „ein, zu unrechter Zeit von weißen Cashmir-Beinkleidern abhängender Knopf kann leicht eine ganze Carrière stören". — die Schilderung Karoline Heimerans, die Braut jenes Moritz Rosenkron, ist das Vortrefflichste, daß der ganze Roman und bietet; die Verewigung der leichten, flüchtigen Grazie mit Liebe des Gemüthes, der muntern Keckheit mit Weiblichkeit ist sehr gelungen, und eine rechte Trauer erfüllt uns, wenn wir die letzten Worte dieses Capitels lesen:

„Zu den Zimmern unten einander lagen zwei Leichen, die des kleinen Knaben und die von Karoline Heimeran."

Die beiden nächsten Capitel stehen und nun schon rasch in die Begebenheiten ein. Wir begegnen der Heldin, „der Studentenmutter", und geleiten sie von da ab ohne Unterbrechung bis zum Schlusse.

Die „Großmutter" hat die kleine Elisabeth zu sich genommen, diese war eben plötzlich bei ihr in die größte Unguust gefallen, war wegen ihrer „Nichtswürdigkeit" — wie die Baronesse an Moritz schrieb — vom Hofe gejagt:

„Um diese „Niedertrachtigkeit" kennen zu lernen, machen wir die Reise nach Föhren mit, so wir gehen einige Wochen in der Zeit zurück, bis auf den 14. August, den Geburtstag der gnädigen Frau, wie er genannt wird, obgleich er es eigentlich nie gewesen war.

„Mein Geburtstag war ein dummer Tag!" sagte sie, „den setere ich im Stillen und den darf Niemand wissen! Aber den 14. August habe ich mit als Geburtstag angekündigt, der gefällt mir im Kalender, und da will ich, daß es lustig hergehe.

Man flüchtete sich im Gedenken zu, daß es dieser Tag gewesen sei, an welchem ihr Vater, der lange Raömus, auf dem höchsten Pferde geritten hatte; auch waren so allerlei Geschichten im Umlauf von einem kleinen, fein verschlossenen Zimmer, das nur einmal im Jahre, gerade an diesem Morgen, geöffnet wurde, wo dann die alte gnädige Frau sich darin begebe, und wenn sie wieder herauskäme, wäre sie so lustig, als hätte sie einen Rausch."

Elisabeth ist ein stilles, träumerisches in sich verschlossenes Kind, das sich in seiner Phantasie Vorstellungen von jenem geheimnißvollen Zimmer ausgemalt hat, die Neugierde treibt es hinein, es wird von der Baronesse dabei ertappt, und verstoßen! Vielleicht zu seinem Heile! Elisabeth's Wesen ist so ganz, als daß sie unter den harten Launen der alten Frau gedeihen könnte. Mad. Krenne, deren Gesellschafterin, eine gute Frau, versteht nichts von dem poetischen Innenleben des Menschen, und so ist es gut, daß Moritz, der als Prediger mit seiner Schwester nach den Hallgen geht, die Kleine mit sich nimmt. Dort, in der Stillen, einfachen Natur, unter guten, einfachen Menschen wird sie zu dem ausgebildet werden, wozu die Natur sie bestimmt hat. — Ehe Moritz sie fortführt, finden wir sie noch im Hause des Klosters Catrinsen, einer kleinen runden Person, die, wie die Baronesse sagte, „einer Apfelschnitte mit Beinen" glich. Er, sowie seine Ehehälfte, waren von der Insel Nerde, und hatten allen dort heimischen Aberglauben mit in ihre kleine Klosterwohnung gebracht. Daß dieser erzaugende Aberglauben selbst in der jetzigen Zeit ihres Aufenthaltes nicht ohne Einfluß auf Elisabeth blieb, ist begreiflich, und wir werden später sehen, in welcher Seite ihres Wesens es zu seiner Geltung gelangt.

Die Scene im Klosterhause ist, wie so viele andere Parthien des Romans, ein vortrefflich ausgeführtes Miniaturbildchen, das, wenn auch herausgegriffen aus dem inneren Zusammenhange, mit dem

Uebrigen doch ein selbstständiges Leben hat, und bald drolliche Fehler erkennen läßt, die in den lieblichen Märchen die kleinsten Tugenden des Menschen verwerfen, und selbst seinen Schwächen Reiz abzugewinnen weiß.

Hedwig — Moritz Schwester — lernen wir auf den Halligen, und Trine, das Dienstmädchen der Baronesse, das für das Theater schwärmt, in Kopenhagen findet genauer kennen.

Wir machen nun mit Moritz, Hedwig und Elisabeth die Reise nach den stillen Halligen, und der Aufenthalt dort läßt die Kinder, die durch die harte Spanne Zeiten in die Scele des Kindes gelegt sind, zur vollen Reife gelangen. — Die Schilderung der Fahrt, der Aufenthalt in Dagebüll und die Ankunft auf der Insel sind voller Lebendigkeit, und zeigen uns in rascher Abwechselung die Elemente in Andersens Natur, die ihn so gerandt vom flüchtigen Humor zum tiefen Ernste übergehen lassen.

Wenn wir die Episode mit Clinar ausnehmen, welche uns nicht tief genug verwachsen mit dem Entwicklungsgange des Ganzen, sondern mehr als ein Mittel erscheint, um Elisabeth's Character und die aus demselben entspringenden Handlungen darzulegen, so müssen wir den Theil des Romans, der auf den Halligen spielt, als das bei weitem Vorzüglichste — soweit wol Mannigfaltigkeit und Gediegenheit in Durchführung der Charactere, als künstlerische Abrundung in der Form betrifft — hervorheben.

Wir würden dem Leser gern mehrere Scenen als Beleg für diese Ansicht vorführen, wenn wir hier nicht im Raume beschränkt wären, und müssen ihn deshalb auf das Buch selbst verweisen.

Elisabeth lebt auch hier ihr nieses, träumerisches Innenleben fort, ihre Phantasie wird immer mehr und mehr gesetzwidrigen und romantischen Ideen, so daß in ihrer Seele eine Zauberwelt sich bildet, und sie würde wahrscheinlich völlig unbrauchbar für das practische Leben gleich einer Somnambule dahingehen, wenn sie nicht durch den Verkehr mit tüchtigen, treuen, guten Menschen, durch das Leben in einer einfachen und doch großartigen Natur ein Element in sich aufnähme, das jene „Romantik", wenn auch nicht gleich, so doch später in solche Gränzen zurückweist, daß sie ihr und ihrer Umgebung zum reinen Genusse wird.

Es wird wohl nicht gelengnet werden, daß die Natur einen ungeheuren Einfluß auf den Character des Menschen ausübt. Vergleichen wir die Italiener, die Griechen mit den Nordländern, und wir haben den schlagendsten Beweis für jene Behauptung. So ist es denn auch begreiflich, wenn das Leben an einer ernsten, naturgroßen, fast schroffen Natur den Character fähigt und ihn andauernd macht gegen die harten Schläge des Geschickes, und wenn wir speciell bei Elisabeth in späteren Verhältnissen eine Selbstständigkeit und Gediegenheit des Charakters finden, die zwar ihr früher eigenthümliche märchenhafte Träumerei zu einem poetischen Grundzuge ihres Wesens herabstimmt. Ihre Reise nach Kopenhagen, — die uns übrigens an jene ihrer Romanenschwester durch Sibirien erinnert — spricht, wenn der Entschluß auch zuerst eine Eingebung des schwärmerischen Elements in ihrer Natur sein mag, besonders durch ihre Haltung den söhlerern Conflicten gegenüber, für eine innere Kraft, die das Mädchen nur in einer solchen Umgebung und unter der Leitung so vorzüglicher Menschen, wie Moritz und Hedwig sie sind, erlangen konnte.

Da wir uns in der Besprechung dieses Romanes ganz besonders auf die Characterzeichnung beschränken, so überspringen wir den großen Reichthum an Ereignissen und spannenden Situationen, von denen das Buch voll ist, um noch flüchtig die anderen hervorragenden Perssönlichkeiten kennen zu lernen. Den ersten Platz unter diesen nimmt Lorrmann ein, der „Held" des Ganzen, der aber freilich auch an demselben Fehler leidet, den man fast allen „Romanhelden" seit Wilhelm Meister vorwerfen kann. Von der Natur mit allem ausgeschmückt, das ihn berechtigen konnte, den Namen eines Heroen zu tragen, fehlt ihm hierzu doch ein Element, und zwar das wichtigste: der Character. Wenn ein Mittelmaß bildet, so verdankt er dieß nur den Ereignissen, nicht sich selbst. Es wird alles möglliche Gute von ihm gesagt, es werden ihm alle vortrefflichen Eigenschaften beigelegt, aber er handelt nicht, er spricht nicht für sich selbst, und so erscheint er nicht berechtigt, den Mittelpunkt zu bilden. Aber wie gesagt: es ist dies ein Vorwurf, den man nicht Andersen, vielleicht nicht einmal der ganzen neueren Romanen-Richtung machen kann, sondern nur der Zeit. Sie schafft und keine Helden — wo sollen wir ein Ideal finden, nach dem wir diese zeichnen könnten?! —

Von den übrigen Gestalten nennen wir noch Trine, die Schuhmachersfrau, die zugleich Statistin beim Theater ist, um ihrer alten Leidenschaft fröhnen zu können, die „Mimmer, Kerjungen, eine Gesellschaft Natur, und die kleine schmutzige Sonne, von denen wir gestehen müssen, daß, wenn sie gleich nur zur Staffage in dem großen Bilde dienen, sie doch Alle mit großem Geschicke gezeichnet sind, und nicht wenig zur Belebung des Ganzen beitragen. —

Wir kennen uns, sagen zu können, daß „die beiden Baronessen" dieß Urtheil für einen mäßigen hort, schelten des Verfassers geben. Er hat hierin entschieden mit den subjectiven Elemente gebrochen. Das ihn früher verbindende, die Bleistiftigkeit verschiedenartiger Character objectiv aufzufassen und zur Anschauung zu bringen, und so hoffen wir dann, daß er auf dem neuen eingeschlagenen Wege fortgehen und die Literatur noch durch manches Product seiner schöpferischen Muse bereichern werde. C. O.

Humoristische Lustreise in Briefen von P. an W. v. B. Aus dem Schwedischen von J—b. Lübeck, Boldemann 1849.

Die kühnen Griffe sind jetzt an der Zeit. Wie mögten die Uebersetzung dieser kleinen humoristischen Schrift auch als einen solchen und zwar — was man leider nicht immer von den politischen sagen kann — als einen glücklichen bezeichnen. Wir kennen in „der humoristischen Lustreise" einen Character kennen, einen wirklichen und ganzen, einen Charakter im vollen Sinne des Wortes; eckig zwar, und rauh und scharf, ein zweischneidiges Schwert; unter der rauhen Außenseite aber schlägt ein warmes, liebevolles Herz, das sich freilich meistens verbirgt, bisweilen aber seine weiten Arme öffnet, um die ganze leidende Menschheit zu umfassen; ein Schwert zwar, das aber nur im Dienste des wahrhaft Schönen und Guten geschwungen wird.

Der Leser, mache sich in dieser kleinen, nur 150 Duodez-Seiten umfassenden Humoreske nicht auf großartige Ereignisse oder mächtige Schicksale gefaßt. denn nicht einmal eine idyllische Liebe bringt uns das Büchlichen. Nur schlecht und recht eine Reise, und auch da sind wir, wenigstens im ersten Briefe, sehr zweifelhaft, ob sie überall zu Stande kommt. Der Verfasser will mit einer, zum Zwecke gestellter Freuden geschlossenen Gesellschaft, wie es deren sich in jedem and noch so kleinen Städtchen in Schweden giebt, eine Dampfschifffahrt nach einem reigend gelegenen Oertchen am Gothkanal in der Nähe von Linköping machen, verspätet sich, geht zu Fuße nach und kommt erst am Ziele an, wie Fest und Gesang und Trinkgelage Alles zu Ende ist, so daß er nur noch mit der Gesellschaft die Rückreise antreten kann. So einfach oder richtiger andeutend nun die Wand ist, auf die der Verfasser sein Gemälde hinzeichnet, so interessant ist dieses selbst. Ein Miktrokosmos geht das schwedische Leben und Treiben in einzelnen Bildern und Bildchen mit Lust und Liebe an uns vorüber. Adel und Bauer, Bürger und Priester treten in ihrer dortigen Besonderheit auf; Alle aber und zeigende Naturschilderungen, die sich hineinweben, bienen nur der Eigenthümlichkeit des Verfassers zur Folie, der ein ganzer und rechter Humorist, ohne Weltschmerz und moderne Blasiertheit, entweder über die Kleinlichkeiten und Abnärrlichkeiten des Lebens mit dem Wige darüber sich tröstet oder und einer Idee grollt und zürnt und unter dessen gellenden Lachen des Hohnes die Thräne im Auge zittert.

Der Verfasser ist der Dr. Balmer, jetziger Gymnasiallehrer in Linköping, ein Mann von dem umfassendsten Wissen, das ihm den Weg zu den höchsten Stellen im Lande gebahnt haben würde, wenn nicht theils seine heftige politische Opposition schädlich und der Regierung verdächtig, theils sein Humor, wenn ihm allein schlagenden und geschriebenen und über ganz Schweden mit dem größten Interesse gelesenen Oxgotbilchen Correspondenten mit der geißelnden Satire Luft machte, theils sein rauhes Aeußere und Sonderlingsleben, das überall anstieß, ihn in die jetzige Carriere zurückgedrängt hätte. Augenblicklich ist er Mitglied der Repräsentanten des Bürgerstandes auf dem Reichstage (für die Stadt Linköping) und wenn er gleich ganz selbstständig dasteht, stimmt er doch stets für eine kraftvolle Regierung, weshalb ihn die Radikalen als Conservativen verschreien. Die „humoristischen" Briefe, wie der Uebersetzer sie nennt (im Original haben sie nur den Titel: eine Lustreise) schrieb er schon vor mehreren Jahren an seinen Freund, den in Schweden allgemein geliebten und gefeierten, anakreontischen Dichter Wilhelm v. Braun, von dessen Gedichten schon die 4. Auflage erschienen ist, etwas in Schweden bei lebenden Dichtern ganz Unerhörtes!

In die Eingehenheiten der Erzählung selbst einzugehen, hieße dem Leser das Interesse an der Lectüre schmälern, Freunde des wahren Humors, Verehrer der Jean Paulschen Muse, ein Publikum, das Weber in Bremen und Shakow in seinem Blasebow zu würdigen wußt, dürfen sich von der Lectüre dieses Büchelchens einen wahren Genuß versprechen.

Die Uebersetzung betreffend wollen wir von vornherein bemerken, daß sie im Ganzen gut, getreu und in fließender Sprache gehalten ist, der man es nur dann und wann anmerkt, daß sie eben Uebersetzung ist. Stärend aber ist es und zeugt immer von einem Schwanken des Uebersetzers, wenn er den Urtext nebenher in Klammern anstapt, was in einer so wenig bekannten Sprache, wie der schwedischen, doppelt störend ist. Unter dem Texte sind von dem Uebersetzer manche neue, und schätzbare Notizen beigegeben, die sind vermuthen lassen, daß der Uebersetzer selbst ein Schwede ist, wo wir dann die Gewandtheit der Sprache um so mehr angerkennen haben, die Unzuzugnissen oder gar eigentliche Unrichtigkeiten, deren sich einige finden, aber nicht zu strenge gerügt werden dürfen. Wir wollen deshalb von den letzteren auch nur einige zum Beleg unserer Urtheils heraushehen.

Seite 15 ist minnets genius mit Genius des

Digitized by Google

Gedchniſſes" überſetzt. Statt „der Erinnerung." Seite 24 „Du fängſt an Schmetterling zu ſein und endeſt als Kohlraupe", ſtatt: Du biſt im Anfange Schmetterling. oder du fängſt damit an Schmetterling zu ſein. Seite 28. „Trop meines Peches beſchließ ich an der Geſellſchaft Theil zu nehmen", ſtat; „meinem Pech zum Trop." — Seite 29 findet ſich ein Enacismus, der in der nördlichen Ueberſetzung einen ganz falſchen Sinn giebt, wenn es heißt: „freilich kraucht man heute von Neuen den nicht ein Buch zu leſen, ſondern eins zu ſchreiben" — ſtatt: freilich pflegt man ꝛc. kein Buch zu leſen, ſondern eins zu ſchreiben. Das Seite 10 im Original vorkommende Wortſpiel mit Konnungens Trotzsnare und troman iſt in der Ueberſetzung S. 13 ganz verloren gegangen; der Ueberſetzer hätte beſſer gethan, es ganz zu umgehen, da ſeine unter dem Text gegebene Note zum Verſtändniß des Witzes nichts beiträgt. Es heißt in der Ueberſetzung: „der geneigte Leſer — d. h. des Königs treuer Diener und Apollo's treuer Mann, Lieutenant und Dichter W. v. B. wird u. ſ. w.; wir würden dies etwa ſo überſetzt haben: „der geneigte Leſer d. h. Seiner Königlichen Majeſtät Feldadjutant und Apollo's Leibofficier — oder irgendwie ſonſt, nur nicht wie dort geſchehen. Alle Pointe geht aber bei einer Ueberſetzung, wie S. 45 geſchehen verloren, wo eine Bauernfrau zu ihrem Sohne, der Karl Johann heißt und den ſie eben gezüchtigt, ſagt: „Kaß nach, Spektakel und Ungeſtüm zu machen. Karl Johann, ſo entgeht du der Ruthe." Statt daß es dem Originale gemäß heißt: „Hör auf zu regieren, oder laß das Regieren ſein" Karl Johann, zu verdammt du ſeine Schläge!", — worin ſich eben Wunſch und Rath der damaligen Oppoſition ausſpricht, der König möge die Regierung niederlegen.

Aber wir wollen und dürfen nicht zu ſtrenge ſein. Jedenfalls fühlen wir uns — trog dieſer kleinen Unvollkommenheiten — dem Ueberſetzer zum Danke verpflichtet. Hat die Ueberſetzung einzelne Flecken, ſo war die Wahl des Vorlaſſers eine um ſo glücklichere, und wir gratuliren der Ueberſetzungsliteratur zu dieſem „kühnen Griffe." C. H.

Feuilleton.

Eine Hochzeit im ſechzehnten Jahrhundert.

Aus dem Böhmiſchen des Alfred de Vael.

V.

Vier Monaten, in unregelmäßigen Abſtänden mit drei bis vier Löchen und mit einer niedrigen, roh gewölbten Decke verſehen, bildeten im Kaſtell von Antwerpen, welches damals noch nicht ganz vollendet war, ein Gemach, was, zwar beſſer als eine Kaſemattte, doch den Namen eines Zimmers nicht verdiente, und deſſen geringſte Unbequemlichkeit wohl der Mangel an Luft und Licht zu nennen war. Eine rauchende Fackel verbreitete ein mattes, flackerndes Licht über einen Theil des Gemaches, während der größere Theil beſtehlen in einem zweifelhaften und grauſigen Halbdunkel blieb. Eine Priſche, ein Tiſch und ein Stuhl, deſſen reiche Zierlichkeit ſehr gegen die rohe Plumpheit der übrigen Meubles abſtach, vervollſtändigten noch die Oede dieſes Ortes.

Hierher hatte Don Rodrigo Aleida von Berchem nach jener Mordſcene, deſſen Zuſchauerin und Schlachtopfer ſie geweſen, gebracht. Lange ſtanden ſich Beide ſchweigend gegenüber; es war, als habe mit Beiden eine Verwandlung ſtattgefunden, als hätten ſie die Rollen getauſcht. Der Kaſtellan ſaß auf der Pritſche, die Arme über den Knien gekreuzt, das Haupt geſenkt, als ſchäme er ſich der Gräuelthat, die er vollbracht; man hätte glauben können, er ſchlafe, ſo bewegungslos ſah er da, nur ſein raſches Athemholen und ſeine glühenden Augen, mit denen er von Zeit zu Zeit aufblickte, bewieſen, daß er noch von Leben und Gluth ſeiner Leidenſchaft ergriffen war. Das junge Mädchen ſtand rechts neben der Fackel, die von Zeit zu Zeit ihr todtblaſſes Angeſicht mit blutrothen Tinten übergoß. Niemand von alle Denen, die die gute, ſanfte Aleida gekannt hatten, dieſes Mädchen, das ſo zärtlich und ſo ſchüchtern war, daß ſie vor dem geringſten Geräuſche zitterte, daß ſie weinte ob eines harten Wortes, dieſen Engel, ſo ſchön, ſo rein, ſo himmliſch, deſſen Seele mit ſeinem Körper ſo vollkommen harmonirte, daß ſelbſt ein Wüſtling bei ihrem hohen Anblicke gerührt werden mußte, Niemand würde ſie in dieſem Augenblicke wieder erkannt haben. Die Größe der Geſahr hatte ſie aus der Betäubung geriſſen, welche ſich beim Einfalle der Spanier ihrer bemächtigte. Eine plötzliche Veränderung war mit ihr vorgegangen von dem Augenblicke an, wo Don Rodrigo ſeinen Arm um ihren Leib geſchlungen, den noch keine Männerhand berührt: die jungfräuliche Schamhaftigkeit hatte der Würde der Gattin Platz gemacht; ihre Züge verriethen eine faſt männliche Entſchloſſenheit und auf ihrem Antlitze war eine Miſchung von Stolz, Muth und Haß zu leſen. Als Weib verabſcheute ſie den chriſtlichen Räuber; als Stammbürtin verſtuchte ſie den ſpaniſchen Tyrannen, und als Gattin bedurfte ſie einer Männerfeele, denn die Ehre eines Mannes war ihr anvertraut. Das wußte ſie auch, ſie war ſich deſſen bewußt geworden in dem Augenblicke, wo die thatige Wirklichkeit ſie grauſam ihre goldenen Mädchenträume zerſtörte. Sie war entſchloſſen, nicht zu klagen, nicht zu weinen, an kein Mittleid zu appelliren, denn in der Tiefe ihrer Seele lebte eine Stimme, die ihr zuflüſterte, daß Thränen und Bitten eben ſo machtlos ſein würden gegen das Stahlherz des Spaniers, wie die Kraft ihrer Hände machtlos gegen ſeinen eiſernen Bruſtharniſch. Sie entwarf keinen Plan, ſie berechnete Nichts, um zu retten, und ihr blieb nur ein Schatten von Hoffnung, vielleicht durch ihre Entſchloſſenheit ihren Räuber zu ihrem Willen zu zwingen. Stolz und Muth ſtand ſie da in ihrem reichen, mit Koth und Blut befleckten Brautkleide; das Haupt ſtolz erhoben, das Haar wild aufgelöſt, die Naſenlöcher weit geöffnet, die Lippen zuſammengebiſſen, die Augen ſtrahlend vor Verachtung, glich ſie einem Weſen, das raſcheſtens auf jenem Grade geſtiegen. Vielleicht geſchah es, daß ihre kühne und entſchloſſene Haltung ihm imponirte, vielleicht war es aber auch nur eine verſteurte Wolluſt, die den Commandanten bewog, ein ſo langes Stillſchweigen zu beobachten, und als er daſſelbe endlich brach, dieſen Ton ſeiner bisherigen Unterwürfigkeit zu laſſen.

„Ich bin nicht böſe auf Euern Diener, edle Frau," ſagte er, „wenn das Mittel, deſſen er ſich bediente, Euch nicht behagt, allein es war nicht dasjenige, was er anfangs zu ergreifen gedachte. Fruchtlos trachtete ich darnach, Eure Hand von Eurem Vater zu erhalten, und eben ſo fruchtlos bemühete ich mich, Euch zu vergeſſen; meine Liebe iſt ein Feuer, das mich verzehrt, ein Teufel, der mich raſtlos peinigt. Euretwegen habe ich mich in tauſend Gefahren geſtürzt, um Euch zu gewinnen habe ich tauſendmal den Tode getrotzt, und wenn Ihr mit einem Blicke der Gnade auf mich niederſchaut, ſo will ich die Wunde nicht beklagen, die mein Geſicht entſtellt. Verlangt von mir, was Ihr wollt, edle Frau, und ich ſchwöre Euch, Ihr ſollt in der ganzen Welt keinen ergebeneren Diener finden, als Don Rodrigo da Xeres.

„Wenn das Wort „Ehre" dem Ohre eines Spaniers ſein unſeelenartiger Klang iſt, ſo mag Don Rodrigo die ſeinige herſtellen und mich ſofort meinem Vater mit meinem Gemahle wieder zuführen," antwortete Aleida, indem ſie dem Kaſtellan einen Folgen aber doch keinen verachtenden Blick zuſchleuderte.

„Dieß," erwiederte Don Rodrigo, „iſt die einzige Bitte, die ich der Fürſtin meines Herzens nicht gewähren kann. Ich habe Euch geſagt, edle Frau, wie ſehr meine Liebe mich verzehrt, und dem, was ich that, um mich Eurer zu bemächtigen, mögt Ihr die Größe meiner Leidenſchaft erkennen, mögt Ihr abnehmen, daß ich mit meinen Sieg ſo leicht nicht werde entreißen laſſen; es thut mir leid, in Euch die Geſangene meiner Macht zu erblicken, da ich in Euch nur die meiner Liebe ſehen möchte." Einige Augenblicke wartete der Commandant auf eine Antwort, allein ſie würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. „Wenn Ihr, edle Frau, meine Liebe erwiedert," fuhr er fort, „ſo will ich Euch verehren und achten gleich Spaniens Königin; Ihr ſollt als Fürſtin gebieten, ſo weit man mir Gehorſam und Unterthänigkeit ſchuldig iſt; eine Pracht ſoll Euch umgeben, vor der die von Herzoginnen und Inſantinnen erblaſſen ſoll, auf meine Schultern ſoll Eure Verbindung mit einem Ketzer geſtützt werden. Ihr ſollt die Frau eines Mannes ſein, der ſo edel iſt, als ſein König und der all' ſeinen Ruhm und all' ſein Glück nur darin finden wird, Euch zu lieben und Euch zu dienen." Ein bitteres, ſpöttiſches Lächeln war die einzige Antwort der jungen Frau. Der Commandant ſchien dieß wohl zu bemerken. Aufſtehend und ein Kätzchen voll koſtbarer Edelſteine vor Aleida niederſetzend bob er an: „Empfangt dieß, edle Frau, als eine Probe Eurer Morgengabe!" Van Nieulerckens Gattin lächelte noch bitterer; dann ihre ruhige Würde wieder gewinnend, antwortete ſie:

„Der einzige Dienſt, Don da Xeres, den ich von Euch anzuhören werde, iſt der, wenn Ihr mich ungeheiblich zurückſendet in die Wohnung meines Gemahls."

„Und dieß, edle Frau, iſt auch der einzige Dienſt, den ich Euch nie erweiſen kann. Aber warum widerſteht Ihr meinen Bitten, warum bleibt Ihr unempfindlich für meine Liebe, warum weigert Ihr Euch, mit meiner Hand den Namen angenehmen, den meine Väter ſo berühmt gemacht und vor ſo ſeltſich glänzt unter den geſeierſten Namen des ſpaniſchen Adels? Ich kann nicht glauben, daß die Leidenſchaft Euch ſo ſehr verblendet, den Bläming dem Spanier, den Ueberwundenen dem Sieger, den Zeigen dem Tapfren vorzuziehen" . . . .

„Ihr ſeid ein ächter Spanier, Herr Commandant, Ihr bildet ein verbrtes Weib und einen abweſenden Mann. Und wenn Ihr mich noch nicht begriffen habt, daß ich Euch haſſe und verachte, ſo ſag' ich es Euch hiermit; Ihr ſeid ein Zeigling, der Entfernte verhöhnt, ein Ehrloſer, der Frauen raubt, Ihr ſeid ein Sclave, den freie Männer verabſcheuen wie den Teufel die Heiligen, Ihr ſeid ein Mörder, der bewaffnet Wehrloſe überfällt, und Ihr wollt, daß ich ſolch einen Mann lieben ſoll, daß ich ihn heirathen und mich entehren ſoll, indem ich ſeinen

Digitized by Google

Namen trage, den er beschimpft hat! o Gyott! Halte Ihr mich wielleicht für eine spanische Dirne, Spanier? Ich bin eine Flamländerin, und wäre meine Hand nicht bereits das Eigenthum eines Mannes, der ihrer so würdig ist, so betrachtete ich doch lieber den Tod, als einen Sklaven des blutgierigen Alba!" Während Aleida sprach, verhöhten ihre Augen Feuer wie ihre Worte. Don Rodrigo hatte seine demüthige und unterthänige Haltung aufgegeben, und seine Haltung wie der unedle Ausdruck seiner Gesichtszüge glichen einer afrikanischen Bestie, der im Begriffe ist, zu zerreißen, zu fressen, zu verschlingen. Er stieß, daß er sich sein Schlachtopfer nicht mit Bitten und Schmeicheleien unterwerfen könne, auch überließ er sich ganz seinem Grimme und seine Stimme war heiser vor Wuth.

„Wagt Ihr es, Weib, mich in meinem eigenen Schlosse zu höhnen! Wißt Ihr, daß ich gebieten kann, daß man mich zum Bösen zu ermuthigen, daß Euer Volk Leperlich, rebellisch und überwunden ist, daß Flandern Männer unsere Sklaven, Flandern Töchter unsere Mägde sind! Ich schwöre bei allen Heiligen von Castilien, daß Ihr sterben sollt in diesem Augenblicke, wenn Ihr nicht lieber vorziehet die meine zu werden!" Mit diesen Worten wollte sich der Kastellan Aleida nähern, allein diese stieß ihn weg und schrie:

„Weg da, Ehrenräuber, fort von mir!" Die Bewegung der jungen Frau war so heftig und rund, daß Don Rodrigo wankte und fast rückwärts zu Boden taumelte. Später vernahm man Nichts mehr als ein vergweifelndes Schreien und zuweilen ein wüstes Hohngelächter. Eine Viertelstunde später schleppte der Commandant die junge Frau nach einer Esplanade des Kastells, indem er den Soldaten zurief: „Ich! brave Kameraden, besorgt diese Nacht ein gewöhnlich Quartier für diese verfluchte Schöne!" Am andern Morgen fanden die Vorübergehenden vor Herrn Robrecht von Barchems Thür einen Leichnam, der noch warm und äußerlich unverletzt war. Es war Aleidas Leiche.

VI.

Es war am 12. Dezember des Jahres 1568.

Eiskalt blies der Nordwind über das nackte Feld und jagte das Schneegestöber vor sich her und pfiff grausig zwischen den Brombeersträuchern hindurch, auf denen das Eis die Silber der Blätter eingenommen. Große, schgraue Wolken schwebten in der Luft und schienen wie die dunkle, gewölbte Decke eines Gefängnisses auf die Erde zu drücken.

Ein Mann, in einen dunkelbraunen Mantel gehüllt, einen breitrandigen Filzhut auf den Haupte, wandelte auf einem beschneiten, mit Zwergeichen bepflanzten Wege längs der Straße dahin, die von Dunekun-le-Gounte im Hennegau nach einem andern Dorfe führte. Er schien die Größe des Mantels, der dies Jahr sehr früh Gegenstand und unabwendend streng war, nicht zu beachten; langsam, das Haupt auf die Brust gesenkt, als wäre er in ein tiefes Nachsinnen versunken, schritt er vorwärts. Da sein Gesicht tief von seinem Hute beschattet, so war es unmöglich, diesen sonderbaren Wanderer zu erkennen. Nach seinem Aeußeren zu schließen, hätte man ihn für einen jener wanderuden reformirten Prediger halten mögen, die allen Gefahren trotzten, um ihre Lehre zu verbreiten; und man hätte glauben können, daß er in diesem Augenblicke einen Text und Beweis aus der Bibel suche, um damit irgend eine der physischen Sapungen zu widerlegen, denn in jenem Jahrhunderte von einer vorherrschend theatralischen und religiösen Tendenz mochte man von der Bibel denselben Gebrauch, den unser vorzugsweise dem Handel und den materiellen Interessen ergebenes Jahrhundert von dem Geschäfte macht, eine Waffe und ein Schild, womit Jeder seinen Gegner zu überwinden dachte, ein doppelschneidiges Schwert, womit man seinen Mitbrüder tödtliche Wunden zu schlagen suchte. Er konnte aber auch einer jener Genfenfoldaten sein, die ein ziemlich zahlreicher Trupp, in einer Entfernung von noch nicht dreihundert Schritten am Abhange eines Hügels gelagert waren, und in der That war er der Aufsicht derselben.

Wer er sonst sein mochte und von wannen er kam, das mochte Niemand ergründen. Seine Soldaten ehrten und fürchteten ihn; nie redete er Jemand an, denn nur seine Befehle zu geben, oder Erkundigungen über die Stellung der Feinde einzuziehen; er liebte die Einsamkeit und schlief wenig; der Rudiment seines Gesichts war kalt und streng; seit zwei Monaten, wo er den Oberbefehl über diese Bande führte, war er aus zwanzig Scharmützeln als Sieger hervor gegangen; stets glücklich hatte er nie Parden gegeben. Nach dem Gefechte unterschied er sorgfältig alle Todten und Verwundeten, dann kehrte er stets unbewußig zurück, seinen Soldaten die Beute überlassend, die er von jeden Antheil ausschlug. Er führte den Titel eines Obersten. Dies war Alles, was seine Angehörigen wußten und sie waren keineswegs neugierig, etwas mehr über ihn zu vernehmen.

Der Oberst ging noch lange Zeit auf und ab, ohne die Augen aufzuschlagen zurück, seinen Gedanken zu beschleunigen. In dem Augenblicke, wo er den beschneiten Weg betreten wollte, vernahm er den rauschen Galopp eines Pferdes und blieb stehen. Ein leicht gewappneter Reiter sprengte an ihn heran.

„Was giebts, Hans?"

„Oberst," sprach der Reiter, nachdem er seinen Vorgesetzten militairisch begrüßt, „der Cornet hält ohngefähr drei und eine halbe Meile von hier bei Dunekun-le-Gounte und die Bedeckung ist ohngefähr dreihundert Mann stark."

„Wer führt den Befehl über die Bedeckung?"

„Man sagt, es sei Don Rodrigo der Commandant des Antwerpner Kastelles selbst."

Indem Hand diese Worte sprach, betrachtete er den Oberst mit starren und verwundeten Augen; es war das erste Mal, daß er das finstere Gesicht seines Obersten sich aufsetzen sah.

„Drei und eine halbe Meile, dreihundert Mann, Don Rodrigo zu Xeres, murmelte der Oberst halblaut, indem seine Gesichtszüge ihre schwere kalte Ruhe wieder gewonnen hatten. 's ist gut. Sagt dem Capitain Lankweert, daß die ganze Mannschaft binnen einer Stunde schlagfertig sein müsse. Man lösche die Wachtfeuer aus. Man schiebe zwei Schildwachen auf eine halbe Meile vor. Geh'."

Der Reiter gab seinem Pferde die Sporen und der Oberst setzte seinen Spaziergang fort. Während seines Gespräches mit dem Boten hatte der finstere Kriegsmann das Haupt emporgerichtet und seinen Mantel zurückgeschlagen; er war schwer gerüstet und schien zwischen fünf und dreißig und vierzig Jahre alt zu sein; seine Züge waren hart, seine Stirn gefaltet, seine wilden und durchdringenden Augen rollten schnell in ihren tiefen Höhlen, und wurden von schwarzen Augenbrauen beschattet. die unaufhörlich gefaltet waren, sein Lächeln war bitter und Grausen erweckend, sein rauher Bart, der so blond war, daß er grau zu sein schien, war wild und unordentlich, sein Teint war bleich und Alles dies machte das Harte und Abstoßende, was in seinen Zügen lag, noch furchterlicher, so daß das magere Oval seines Gesichtes mit seinen fleischlosen Wangen noch länger erschien.

Wer dieser Mann und sein mochte, soviel war gewiß, daß eine furchtbare Leidenschaft ihn verzehrte und daß diese Leidenschaft die Rache war. Er liebte den Streit, nicht wie ein edler Ritter um des Ruhmes und des Vaterlandes Willen, nicht wie ein bentegieriger Landsknecht, weil er bezahlt wird oder um des Raubes und der Beute Willen; nein, er liebte den Kampf um seinen Zweck, um Blut fließen zu sehen, um sich an den Krachen des Bintes zu weiden. Er war verwegen, zügellos und schreckich im Kampfe, in der Schlacht nur schien er zu leben, da bewegte er sich mit der Kinghheit der Schlange, da schien er sich zu vervielfältigen, er war überall, an der Spitze, beim Nachtrabe, in der Mitte; mit der Kraft und Schnelligkeit des Blitzes traf sein Arm den Kriegsmann, den sein Auftritt schon verblendet; meist verschonte er die Soldaten, aber er fiel die Officiere an und kehrte nur dann zu den Gemeinen zurück, wenn seine Wuth seine anderen Opfer mehr zu schlachten sandz bei jedem Meiter, den er aus dem Sattel hieb, bei jedem Fußknecht, den er niederstieß, stieß er ein Freudengeschrei aus, und wenn Alles abgethan, wenn er seine Seele mehr zu durchbohren, seine Schadel mehr zu spalten fand, fing er, wie wir bereits erzählt, eine neugierige Untersuchung aller Todten an, und ließ endlich ungutrieben davon ab, wahrscheinlich weil er unter all den Gefallenen den nicht fand, den er suchte.

Kaum hatte Hand sein Pferd ungewandt, so erleichterte der Oberst seine Brust durch einen langen Seufzer.

„Endlich! rief er aus. — Endlich! fuhr er nach einer Pause fort, endlich finde ich Euch, Don Rodrigo, Euch, den ich nicht so lange vergeblich gesucht, hatte ich hoffen können, Euch hier zu begegnen, endlich aber kommt Ihr, ehrloser Krieger, treuloser Edelmann. Dies Mal habe ich Euch, und Ihr sollt mir nicht entschlüpfen, selbst wenn die Hölle, die Euch ausgeschirmt, Euch vertheidigte. Ihr seid es, der mich auf einem Engel, der ich war, in einen Teufel verwandelte, und Ihr sollt meine Klauen fühlen, daß schwöre ich bei der Seele meines Vaters, bei der Seele meiner Mutter und bei dem Andenken meiner Geliebten! Und wenn Ihr mich mit gefalteten Händen um Erbarmen anflehet, so will ich Euch, als einen Schurken, in das Gesicht schlagen, und wenn Ihr mich auf Knien um Gnade anflehet, so will ich Euch anfassen wie einen Hund! Unsere Rechnung wird niemals ausgeglichen, meine Rache wird nie vollkommen sein, sie gleichen dem Schimpfe, den Ihr auf mich gehäuft, und wollte ich selbst Euch Glied für Glied zermalmen und jeden Zoll Eures Körpers zerreißen auf den Marterbänken Eurer von Gott verfluchten Inquisition! Ha! endlich! endlich!"

Und die Stimme des Obersten erstarb unter der Gluth seiner Seufzer, und es war, als wenn sein Gesicht zwanzig Jahre jünger würde unter dem Einflusse aller jener Ergüsse, von denen sein Herz überströmte. Er bog ein Knie zur Erde, schlug die Augen gen Himmel und sprach:

„O Gott! Du, der Du in Deiner Gerechtigkeit gelogt: Zahn um Zahn, Auge um Auge, Blut um Blut, Du weißt, daß meine Sache gerecht ist, daß mein Wunsch nicht gottlos ist, wenn ich Dich bitte, meine Rache zu beschirmen! Ich soll das unverdiente Werkzeug sein Deines allmächtigen Willens, Deiner ewigen Gerechtigkeit, indem ich die Erde befreie von einem Scheusal, das sie besudelt und sich

Digitized by Google

nicht schonet, seine Grenelthaten mit Deinem heiligen Namen zu bedecken. O Gott, ergetze mir die Gnade, daß durch meine Hand dieß Beilaskund gefällt werde, und dann will ich das Schwert des Krieges in die Scheide stoßen und Dir nur noch in Frieden und in der Liebe dienen."

Der Oberst richtete sich ruhiger empor und überdachte dann sein bisheriges Leben, während er langsam sich der Bande näherte, die seiner wartete und sich vorbereitete zum Streit.

„Wer hätte es gedacht, sprach er bei sich selbst, daß ich, der ich mich nur geschaffen glaubte, um zu lieben und geliebt zu werden und mein Leben beteuft friedlich zwischen meinem alten Vater und meiner jungen Freundin zu beschließen, einst wilder und wüster werden würde, als das wildeste und grausamste Thier, blutdürstiger, als ein spanischer Henkerskuecht! Ist denn ein Vorfall, ein Umstand im Menschenleben genügend, die Seele zu verwandeln und uns ganz nach einem Ziele hinzuführen, das von dem, was wir uns anfangs gesteckt, so himmelweit verschieden ist. Ja, ich habe gefrevelt, indem ich mich rein wähnte, indem ich mit selber gar Nichts vorzuwerfen zu haben glaubte, vor dem Himmel hat mich dafür getroffen! Als ich glücklich war, da habe ich nicht gedacht wie ich sollte, nicht gedacht an mein geknechtetes Vaterland, an meine unterdrückten Brüder, und Gott hat mir gezeigt, wie blind ich war, als ich glaubte, es sei nicht Jedermanns Pflicht, das Allgemeine zu vertheidigen, dachte, es müsse Jeder sich selbst beschützen; dieser Gedanke war der Gedanke eines Sclaven, und wie ein Sclave bin ich bestraft; die grausamen Uebelthaten, die ich anfangs mit Gleichgiltigkeit angesehen, sie haben mich jetzt selbst getroffen in dem, was mir auf Erden am theuersten war, und mein Erwachen ist furchtbar gewesen! Du bist gerecht, o Gott, wenn Du zuläßest, daß das Lamm, welches dem Stall verschmähet, von Wölfen zerrissen wird!"

Dann nahmen seine Gedanken wieder ihren vorigen Gang.

„Aber der Mann," fuhr er, immer mit sich selbst sprechend, fort, „ist dennoch ein Feigling, ein Ehrloser, er verdient die Strafe eines Verräthers; denn seine Handlungsweise ist nicht die eines Ritters, nein, die eines schamlosen Barbaren! Ueber sein Haupt komme all' das Blut, was ich vergossen habe, und was ich noch vergießen werde! • . . . Ha, endlich ist er gekommen, der Tag, nach dem ich so lange getrachtet, der Tag der Rache! er ist gekommen! er ist gekommen! Künftig werde ich nicht mehr wie ein blutiges Gespenst über das Schlachtfeld schweben, und die Gefallenen unterfuchen, um die verstuchten Züge dieses Scheusals unter ihnen zu entdecken! Noch heute, in wenig Minuten hab' ich ihn, ich sehe ihn zittern unter der Spitze meines Dolches, und all' die Rasenden, die in meiner Seele kocht, werde ich ihm in das Angesicht speien ha! . . . . ."

Von diesen Gedanken geschüttelt, näherte sich der Oberst seinen Kriegsleuten, und Niemand ihnen an, daß sie auch dies Mal, wie immer, keinen Pardon zu geben hätten, und daß er die treche Bande, die kürzlich gemacht worden, seinen Mannen überlasse; nur, sagte er hinzu, will ich, daß Niemand den Reiter berühret, den ich zuerst anfallen werde, diejenigen, die sich in den Kampf mischen, der mich allein angeht, werde ich stehenden Fußes niederhauen."

Noch nie hatte der Oberst so lange und so zusammenhängend gesprochen, noch keiner seiner Mannen, selbst nicht der Verwegenste, fühlte Lust, ihm ungehorsam zu sein.

Nachdem der Oberst aufgehört hatte zu sprechen, erschien eine Schildwache mit der Meldung, daß der Convoi im Anzuge sei.

Augenblicklich sandte der Oberst hundert Mann in das Gehölz, das einen Hohlweg umstandte, mit dem Befehle, die Vorhut und den Kern des Geleites vorüberziehen zu lassen und nur erst dann zu feuern, wenn der Convoi bereits umzingelt worden. An die Spitze der Fußtruppe stellte er den Capitain Lankwenert, während er selbst mit den fünfzig Reitern, die einen Theil seiner Bande ausmachten, hinter einem Hügel Posto faßte, von wo aus man die Vorhut unerwartet überfallen konnte, während die Mannen aus dem Gehölz über den Convoi herfielen.

Der Gensenkrupp hatte nicht Zeit um muthlos, ja nicht einmal Zeit genug, um ungeduldig zu werden. Kaum waren alle Anordnungen getroffen, so hörte man auch schon aus der Ferne das wachsende Pferdegetrappel und das Rollen der Wagen, die sich zwar leicht, dafür aber mit desto mehr Geräusch auf der hart gefrorenen Erde bewegten. Der Kern der Bedeckung folgte seinen Wagen ohne Disposition fort; dann folgte der Convoi und auch dieser verfolgte ruhig seine Straße bis sich alle Wagen im Hohlwege befanden, der zu enge war, als daß sie hätten umwenden können. Da auf einmal knallten zweihundert Büchsen- und Musketenschüsse in die Ohren der Soldaten, die längs des Convois dahinzogen. Sogleich stürzten ihrer eine große Zahl; das Feuer ward, wenn auch unregelmäßig, doch lebhaft fortgesetzt und plötzlich erhob sich ein Geschrei, was die Spanier noch mehr denn die Kugeln erschreckte.

In demselben Augenblicke, wo die Mannen, die im Gehölz versteckt waren, den Convoi umzingelten, stürzte der Oberst mit seinen Rittern auf die Vorhut und den Kern der Bedeckung.

Dieser Angriff auf die Leiter der Gensen bei Weitem gefährlicher, als der des Fußvolkes, denn erstens waren sie an Zahl hier viel geringer, auch kam ihnen weder eine Gunst des Terrains noch die Ueberraschung des Feindes zu Gute. Sie konnten also nur durch die Heftigkeit ihres Anfalles siegen und der war in der That so gewaltig, daß sie schon bei dem ersten Stoße die Reihen des Feindes durchbrachen und in Verwirrung brachten. Viele spanische Reiter wurden sofort entwaffnet und niedergehauen. Indessen waren die Uebrigen noch um zwei Drittel stärker als die Gensen, so daß ihre Zahl doch immer noch zu ansehnlich war, als daß ihnen diese Letzteren trotz ihrer Tapferkeit hätten genügenden Widerstand leisten können. Es war eine grausige und fürchterliche Scene, die Verwirrung unter den Pferden und ihren Reitern, das Klirren der Eisen und der Harnische, das Klirren der Schwerter, der Streitkolben, der schweren eisernen Hämmer, die auf die Schädel der Feinde niedersausten, das Knallen der Sattelpistolen, die man sich gegenseitig in das Gesicht abdrannte, das Wiehern und Stampfen der Pferde, der Fall dieser gewaltigen Leichen, der für einen Augenblick eine Oeffnung in die Reihen der Streiter riß, das lautschallende Kommandowort der Obersten, das Fluchen, das Schreien und das Geheul der Soldaten, das Winseln und Wehklagen oder das Stöhnen der Verwundeten, die unter den Füßen der Pferde zerstampft wurden, die unaufhörliche Bewegung, das unaufhörliche Hin- und Herwogen der verwirrten Masse, dazu das rothe, rauchende Blut, was den schmelzenden Schnee benetzte, dies Alles gewährte sein Schauspiel, was selbst das Herz eines Tapferen erschreckt haben würde, wenn ein Tapferer beim Anblicke einer solchen Scene ruhig und unthätig hätte bleiben können.

Die Gensen fochten gleich Rasenden, trotzdem standen sie auf dem Punkte der Niedermacht zu erliegen, als ein unerwarteter Umstand das Gefecht zu ihren Gunsten wieder herstellte. Das spanische Fußvolk, von allen Seiten umzingelt und während die Gensen seinen ihm an Zahl bei Weitem überlegen, streckte die Waffen. Man begnügte sich damit die Soldaten je zwei und zwei mit dem Rücken an einander zu binden und sie unter die Obhut von fünfzig Gewaffneten zu stellen. Im Ganzen waren von dem Fußvolke der Gensen gegen fünfzig Mann verwundet. Kapitain Lankwenert breitete sich zur Rettet mit hundert und zwanzig Mann zu Pferde zu allen. Er theilte seine Mannen in Corps von je zwanzig Mann und bildete mit ihnen ein Dreieck, so daß er von der spanischen Reiterei nicht im Rücken angegriffen werden konnte. Hierauf stieß er von zwei Seiten sonaren und befahl, vorzüglich die Pferde der Feinde in das Auge zu fassen. Diese Kriegslist gelang, denn die Spanier sahen binnen wenig Minuten mehr denn zwanzig ihrer Pferde fallen, dadurch sank ihr Muth und sie wurden sie entwaffnet.

Nur ein Officier, dem der Oberst der Gensen gleich anfangs einen heftigen Schlag beigebracht, war von diesem Schicksale verschont geblieben, denn keiner der Angestellten hatte gewagt, ihn zu berühren. Als er sah, daß er allein von den Seinigen noch übrig geblieben, wollte er sich ergeben, und rief nach dem Anführer, um seinen Degen in diesen Hände zu legen. Der Oberst erschien.

„Ich übergebe Euch, als einem Tapferen, meinen Degen", sprach der Officier.

„Ihr lügt, antwortete der Oberst, „nehme ihn nicht, denn es ist der Degen eines Säuferen, eines Ehrlosen, eines Verräthers."

Der Spanier, von allen Seiten umzingelt, erhob das Haupt und sagte:

„Wer seid Ihr, daß Ihr es wagt, so mit mir zu sprechen? Ihr wißt wahrscheinlich nicht, wer ich bin?"

„Ihr seid ein Ritter sonder Ehre, derselbe, den die Spanier Don Rodrigo da Keres heißen, und den ich geringer achte, als den letzten Bettler von Flandern."

„Surrah! es lebe der Oberst! er behandelt den Spanier noch Verbündt!"

„Wer maßt sich hier das Recht an, meine Worte gut zu heißen", wandte sich der Oberst an seine Leute, die verstummten; dann fuhr er, zu dem spanischen Officier gewandt, fort:

„Ihr seid, Rodrigo da Keres, daß, wenn ich mich weigere, Euren Degen anzunehmen, so geschieht es nicht, weil er einem spanischen Officier gehört, denn es giebt im Dienste unseres Königs einige fleckenlose Degen. die ich mit Stolz empfangen würde, sondern weil Euer Degen, da Keres, mit dem Blute wehrloser Männer und schwacher Frauen befleckt ist, und weil der Degen eines Mannes ist, für den der Galgen noch zu ehrenvoll wäre, dem.

Digitized by Google

man einen Stein um den Hals hängen sollte und ihn ertränken gleich einem Hunde."

Da Xeres, der sich wenigstens zu dem schimpflichen Tode bestimmt glaubte, dessen der Oberst zuletzt erwähnte, antwortete trotzend:

„Was Euch beträgt, Befehlshaber, so kann ich nicht umhin, Euch meinen Dank zu sagen für all' die freundliche Zuvorkommenheit, womit Ihr Eure Kriegsgefangenen in Eurem Lager überschüttet."

„Also erkennt mich Don Rodrigo da Xeres noch nicht?"

„Ich erinnere mich nicht, Euer Gnaden je begegnet zu sein", war die höhnische Erwiderung.

„Aber ich habe Euch erkannt selbst unter dem Visier Eures Helmes."

„Ihr seid wohl ein Prophet des neben Glaubens", versetzte der Spanier, der nichts Geringeres, denn erstaunt oder wenigstens aufgeschaut zu werden, erwartete, und darum einen Beweis von Kaltblütigkeit und Muth ablegen wollte — was mich betrifft, so habe ich nicht die Ehre, ein Vertrauter der Gottheit zu sein. Uebrigens, Herr Befehlshaber, wenn Ihr Euch habt, mich im Wasser oder durch den Strick fechten zu lassen, so muß ich doch bitten, Euch ein wenig zu beeilen, denn, glaubt mir, ist habe keine Zeit zum Warten."

Der Oberst hatte keine Antwort für diese Prahlerei; augenscheinlich kämpfte er in seinem Innern einen gewaltigen Kampf und seine Seele war die Beute heftiger Erschütterungen. Die Stimme des Kapitäns Lankwerert riß ihn aus seiner Betäubung.

„Nun, Oberst", fragte dieser, „was soll mit ihm geschehen? Soll er erschossen werden, oder aufgehängt?"

„Keins von beiden! Ich werde ihn beklauben und köpfen im ruhmreichen Kampf."

„Aber bedenkt, Oberst, Ihr habt eine frische und sehr gefährliche Wunde unter dem linken Arme und deßhalb könnet Ihr im Kampfe erschlafen."

„Wenn ich ihn tödte, so möge Ihr den Spanier noch nachträglich aufhängen, denn er verdient dieß und noch etwas Aergeres; wenn er mich tödtet, so laßt ihn in Frieden ziehen, denn dann ist's der Wille Gottes."

„Amen", sagte Lankwerert, und trat zurück.

„Und nun" wandte sich der Oberst zu da Xeres, der Lanze und Degen hatte zu Boden fallen lassen, „rafft Eure Waffen auf, denn wir wollen sehen, ob die Waffen der Gerechtigkeit schwerer als die der Bosheit wiegen."

„Was soll dies Räthsel bedeuten?" fragte Don Rodrigo.

„Dies Räthsel", gab der Greis zur Antwort, „bedeutet, daß wir uns im Kampfe mit einander messen wollen, und daß ich, falls Ihr unterliegen sollten, mit Euch nach meinem Recht und meinem Gefallen verfahren werde. Sollte ich aber überwunden werden, so werdet Ihr frei und sonder Beschwerde von dannen ziehen."

„So, so; wer ist es denn, der Euch einen so großmüthigen Entschluß eingegeben hat?"

„Eure Feigheit!"

„Donnerino! noch ein Hohn", murmelte der Spanier verwundert; „wahrhaftig, ich begreife diesen Kerl nicht. Wer hätte das denken sollen! Doch trachten wir nun vor allen Dingen darnach, zu zeigen, daß wir auch Muthen gezogen aus Spadafinas Bestienen."

Die zwei Reiter stellten sich auf. Als sie die gehörige Entfernung eingenommen, ertönte die Clarine. Sie legten sich vor auf ihren Schilden, legten ihre Lanzen ein, die Spitze auf die Brust des Gegners gerichtet, und stürzten auf einander los. Einander nahe gekommen, ließ Don Rodrigo wie absichtlos seine Lanze sinken, damit sie das Pferd seines Gegners in die Brust treffen möge. Aber der Oberst erkannte diese heimtückische List, wandte den Stoß ab und traf mit seiner Lanze den Spanier zwischen Harnisch und Waffenrock. Rodrigo wankte einen Augenblick im Sattel, aber er fiel nicht.

Die flämischen Officiere wollten dem Gefechte ein Ende machen und dem treulosen Spanier den Tod geben, aber der Oberst wollte den Kampf mit dem Schwerte fortsetzen.

Da Xeres Herz wurde von neuer Hoffnung belebt: er glaubte gerade in Bezug auf den Gebrauch dieser Waffe durch Spadafinas Unterricht eine große Geschicklichkeit erworben zu haben, und voller Muth sprang sein Pferd wieder in Bewegung gesetzt, hatte er sich bereits auf einen ganz unvorhergesehenen und ganz unabwendbaren Schlag vorbereitet. Der Spanier suchte seinem Gegner mit einem falschen Kopf- und Seitenhiebe einen Kopfhieb beizubringen; der Blauing wollte nur einen seichten Seitenhieb thun, um dann auf einen Augenblick zurückzuweichen, da das Roß des Gegners eine Bewegung machen sollte, als hätte der Oberst, und nicht eben rascher und behender war, denn dieser, gleich dem ersten Gange einen furchtbaren Hieb über den Kopf erhielt, der seinen Helm traf, ihn aber augenblicklich den Sattel räumen ließ.

Der Oberst sprang sofort vom Pferde und stürzte mit ein wüthendes Wort auf den Spanier.

„Ihr kennt mich nicht, Rodrigo, aber Ihr erinnert Euch vielleicht eines Jünglings, den Ihr einst, als er war an einem schönen Sonntage, auf dem Feld an der Scheide zu Antwerpen angetroffet?"

„Nein, aber ich bitte Euch, drückt Eure Kniee nicht so fest auf meine Brust und laßt mich aufstehen."

Der Oberst ließ sich nicht stören, er blickte Rodrigo starr in das Angesicht mit seinen blutigen Augen, die wie feurige Kohlen aus seinem bleichen Zügen hervorglühten. Seine Worte — seltsam — besaßen noch abgebrochenen Worte hatten etwas Schreckliches, etwas Furchtbares.

„Und Ihr erinnert Euch auch jenes Jünglandes nicht, wie Ihr eine junge Braut entführetet und um andern Morgen ihre Leiche nach ihrer Wohnung zurückbrachtet?"

„Ja, Mörder, ich erinnere mich dessen nun ich kenne es, aber, um Gottes Willen, steht auf und schont mir Barben, denn ich verschmachte hier unter Euch, und was gehen Euch auch Leute an, die Ihr nicht kennt. Sie hatten mich verhöhnt und ich habe mich an ihnen gerächt, freilich härter als ich gewollt. Es ist wahr, ich habe Bernhard von Rieuferke getödtet, aber die junge Frau ist vor Schreck gestorben", stöhnte der Spanier, der, getäuscht, da der Oberst so lange schwieg, ihn den Tod zu geben, zeigt glaubte tranfiren zu können, zumal da er durch das Anerbieten eines Zweikampfes eine hohe Meinung von seiner Ehrenhaftigkeit gefaßt hatte.

„Ihr lügt wie ein Schurke, wie ein Verräther", antwortete der Blauing; Bernhard von Rieuferke hat weder Euch noch die Unrigen getödtet, und die junge Frau ist nicht vor Schreck gestorben!"

Der Oberst sprach diese letzten Worte aus mit einem unsäglichen Schmerz, während eine Wuth sich gleichzeitig zu verbreiten schien; seine Stimme wurde heiserer und sein Knie drückte stärker auf die Brust seines Feindes, der sich vergebens loszuringen suchte und immer Gnade! Gnade! bat.

„Gnade, Gnade!" stöhnte der Oberst. „Ihr verlangt Gnade von mir! aber Ihr kennt mich nicht, daß Ihr noch Gnade von mir erwartet, von mir, dem ihr Vater, Mutter, Bruder und Schwestern getödtet, von mir, dessen Gattin Ihr entehrt, gemordet habt! Ihr kennt mich also nicht, Rodrigo da Xeres, Schurke, Ihr kennt mich nicht! Der Schmerz muß mich wohl sehr verändert haben in wenig Monaten!"

„Gnade! Gnade! Um Gottes Willen, Gnade! giebt Euer Knie weg von meiner Brust!"

„Gnade, Gnade!" wiederholte der Oberst; „ich soll Euch Gnade angedeihen lassen!"

„Gnade, Mörder!"

„Ja, ich will Euch Gnade schenken, wenn Ihr mir Vater, Mutter, Bruder und Schwestern lebend zurück gebt! Ich will Euch Gnade ertheilen, wenn Ihr mir meine Gattin zurück gebt, rein und unbefleckt! Ha! ist es von mir, daß Ihr Gnade erbittet! Ich soll Euch drei Monate lang mit aller Höllenpein in meiner Seele vergebens gerungt, mein Leben zweimal verzweifelnd fortgeschleppt haben, um nun Euch wieder ungestraft entschlüpfen zu lassen, gebt da Ihr in meine Hände gefallen! Wartet ein Bischen, ich muß erst des Mordes der Gnade, was der Feuerbrand meines Vaters Euch in das Gesicht gezeichnet, ein Wenig auffrischen!"

Und er durchstieß sein Gesicht mit dem Dolche; der Spanier brüllte und schrie während um sich, aber er lag auf der Erde unter den Knieen des Blauings wie in einem eisernen Schraubstock.

„Da! der Stoß war Gnade! gut! das mußte so sein, anders wäre meine Rache nicht vollkommen. Hört! ich hab Herz eines Spaniers, so würde ich Euch in Stücke reißen, damit jedes Unserer Glieder einen besonderen Tod stürbe, ich würde Eure Eingeweide den Hunden, Eures Gleichen, vorwerfen; aber seid ruhig, bleibt nicht, daß ich mich so tief erniedrige und meine Rache beschmutze. Sind doch, Spanier, bin ich jener Bernhard von Rieuferke, dessen Vater, Mutter, Bruder und Schwestern Ihr gemordet habt! Wollt Ihr entfliehen?"

„O! mein Gott! die Todten stehen auf aus ihrem Grabe um mich zu strafen! Aber schont mir Gnade, Don Bernhard, ich will mich in ein Kloster verschließen und mein Leben zubringen unter Fasten und Gebet für Eure Blutsverwandten!"

„Nein," antwortete Bernhard, „Sterben nützt Ihr!"

„O! einen Beichtvater, ich bitte, damit ich meine Sünden nicht mitnehme von dieser Welt."

„Nein, Ihr sollt verdammt sterben, wie Ihr gelebt habt! Ein Priester hat das Recht nicht Euch zu segnen, wie ich das Recht habe Euch zu verurtheilen!"

Mit diesen Worten riß Bernhard seinen Dolch los an das Heft in des Spaniers Herz.

„Lankwerert, Lankwerert, unterstützt mich! Ich fühle, daß ich erwanke!" stöhnte der Oberst, während Rodrigo mit dem Tode rang.

Durch seine lebhaften und heftigen Bewegungen hatte sich der Verband am linken Arme gelöst, und Bernhards Blut strömte unaufhaltsam aus der Armader.

„Ich sterbe in Frieden; da alle die gerächt sind, die mir im Leben am Nächsten gestanden, so ist meine Sendung auf Erden erfüllt," sprach von Rieuferke zu Lankwerert, während er auf da Xeres Leiche starrte — und lächelnd dauchte er den letzten Athem aus.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. Dr. K. in W. Empfangen. Wie schrieben Ihnen schon vor einigen Tagen.

Hr. L. in B. Sie werden sich unseren Dank erwerben, wenn Sie bald auf das Versprochene Thema zurückkommen.

Hr. N—n. L. P. H—n in K. Unseren Dank für die eingesandten Bücher; sie werden nach Wunsch benutzt werden.

Anzeigen.

52] Der

Nordische Telegraph

erscheint was seine äußere Gestalt betrifft in unveränderter Weise auch für das Jahr 1849 fort.

Den Inhalt betreffend hoffen wir unsere Leser zu übertragen, daß es uns Ernst um unsere Aufgabe ist, und wünschen hinsonnigt daß man die erschienenen Nummern als Maßstab für Das anlegen, was wir zu erreichen gedenken. Sollte es uns bei jetzt nicht gelungen sein unsere Absichten zu realisiren, so dürfte der alte Spruch „Aller Anfang ist schwer" vielleicht in diesem Falle uns nicht ganz mit Unrecht doppelt zu Gute gerechnet werden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Lantmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Marquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

5. Januar. № 14. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Deutschlands innere Lage beim Jahreswechsel. (Allgemeiner Ueberblick.) — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark. †† Kopenhagen: Das Publikum und der Reichstag. Baar-Zahlungen, Kreditscheine, Staats-Anleihe. Handel und Schifffahrt. Schleswigsche Zustände und Wünsche. Die Kriegsgerüchte. — Proklamation des Königs an die Schleswiger. — Schweden. Stockholm: Ueber die Pestverbreitung durch die Hergezogenen. Schleswig und Holstein. — Belgien. Die Kammer und die Gesandtschaften in Deutschland. Der Landbau. Die Zeitungsstempel.

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der niederländische Bestdichter Hendrik Tollens. I. — Bücherschau: H. C. Andersens Illustrirte Märchen. C. F. Alexander, Freiheit und Nationalität. Het taotverbond. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark. △ Kopenhagen: Literatur, Musik, Theater ꝛc. — Belgien. Literatur, Musik, Theater ꝛc. — Feuilleton: Bruchstück aus einem Reisetagebuche von M. Gottschmidt I. — Das Linienschiff. Skizze von J. H. Briefwechsel. Anzeigen.

An unsere deutschen Leser.

Wenn es eine allgemeine Sitte ist, daß man das neue Jahr mit einem kräftigen „Glück auf“ beginnt; wenn es sich als eine mit der menschlichen Natur tiefverwachsene Nothwendigkeit bewährt, einen Blick zu werfen auf die dahingeschwundene Zeit, und sich Rechenschaft zu geben von dem, was man gethan und was man unterlassen hat, so fühlen wir diese Nothwendigkeit, unseren Lesern gegenüber, ganz besonders.

Der nordische Telegraph sollte eigentlich wenig von seiner „Vergangenheit“ sprechen können; dreizehn Nummern sind für das Leben eines Blattes ja kaum genügend, um dem nennenswandenen den festen Stempel einer Individualität aufzuprägen; sie reichen vielleicht hin, um den, in einer fremden Welt sich Bewegenden, umhertappen zu lassen, bis er den Platz gefunden hat, auf dem er festhalten, von dem aus er wirken und nützen will. Und doch müssen wir von unserer Vergangenheit sprechen, denn wir wagten es, auf einem Gebiete zu streiten, auf dem wir, mochte unsere Farbe sein welche sie wolle, mit Bestimmtheit darauf rechnen konnten, einem Feinde zu begegnen, der zum ernstesten Kampfe gewappnet sein würde. Das Beispiel der Tatarinnen, die sich in das Schlachtgewühl stürzten, um zu verstehen, hat schon so Manchen verlockt, daß er sich zwischen die Fechtenden warf, und dann zu spät einsah, daß eben nur Sabinerinnen während Kämpfer verstehen können. Auch wir hielten es für unsere Pflicht, darauf hin zu arbeiten, daß einem unheilvollen, unglückseligen Kampfe zwischen Brudervölkern die Möglichkeit der ferneren Existenz genommen würde. Wir gingen von der Ueberzeugung aus, daß es stammverwandter Völker, auf gleicher Stufe der Cultur stehend, unwürdig sei, in einem Vernichtungskampfe, in unmotivirtem blinden Hasse einander gegenüber zu stehen. Wir gingen von der Ueberzeugung aus, daß eine nähere gelstige Verbindung zwischen diesen Stämmen jeden blutigen Kampf zu einer Unmöglichkeit machen würde, und glaubten durch eine allseitige Belehrung über die Geschichte, Wissenschaft und Kunst der Nachbarländer eine solche Verbindung anbahnen und mit der Zeit befestigen zu können.

Keiner mehr als wir fühlte die Schwierigkeit dieses Unternehmens, Keiner mehr als wir sah deutlich ein, wie wenig wir noch dieser Aufgabe genügten. Es war aber ein hohes, schönes Ziel, das wir erreichen wollten, und so wußten wir auch, daß wir ihm erst nach ernstem Streben und Ringen nahen würden. Der gute Wille, der uns hierbei leitet, ist bereits vielfach, und auf eine für uns ermuthigende Weise anerkannt worden, doch begegneten wir hierbei zuweilen einem Vorwurfe, den wir jetzt auf das Entschiedenste zurückweisen müssen:

Wenn der nordische Telegraph gleich nicht allein Skandinavien, sondern auch Holland und Belgien in das Gebiet seiner Wirksamkeit zog, so war es doch erklärlich, wenn er für den Augenblick sich vor Allem mit dem Norden, und hier wieder speciell mit Dänemark beschäftigte. So lange die deutschdänische Frage noch schwebt, ist es die Pflicht einer ehrlichen und gesinnungstüchtigen Presse, durch eine leidenschaftslose Beleuchtung der Zustände jeden Grund zu einem neuen „Mißverständnisse“ zu beseitigen. Aber nicht dies allein ist die Aufgabe der Presse. Oft schon ist es in diesen Blättern ausgesprochen worden, und wer Klarheit des Blickes und guten Willen genug hatte, stimmte mit uns in den Ausruf ein: „Der Kampf zwischen Deutschland und Dänemark ist ein unnatürlicher, der Haß zwischen diesen Völkern ein künstlich hervorgerufener.

Um die Wahrheit dieses Ausspruches zu bethätigen, mußte man Deutsche und Dänen einander zuführen; man mußte einen Gelegenheit verschaffen, sich nicht allein im rohen Kriegshandwerke, sondern auch in ihrer Liebe und Pflege für Wissenschaft und Kunst kennen zu lernen; man mußte sich nicht damit begnügen, ihnen zuzurufen: „Ihr seid verwandt!“ — denn was nützt das gesprochene Wort? — sondern man mußte ihnen das nöthige Material verschaffen, damit sie selbst zu diesem Schlusse gelangen könnten.

Solches war die Aufgabe der Presse. Theils lag es nicht in der Tendenz der deutschen Journale, theils mochte wohl auch manchem von ihnen der gute Willen fehlen, diese Aufgabe zu der ihren zu machen, und so betrachtet der nordische Telegraph es für seine Pflicht, hier vermittelnd aufzutreten. Und deshalb wurde ihm selbst von Gutmeinenden der Vorwurf gemacht, er sei ein dänischgesinntes Blatt!

Freilich hat er in seinen Spalten von dänischer Politik, von dänischer Wissenschaft und Kunst, von dänischem Leben gesprochen, und Deutschland nicht berührt; aber weshalb? Gegenseitiges Verständniß ist nöthig, um eine Annäherung möglich zu machen, und so allgemein Deutschland in Dänemark gekannt ist, so entschieden ist Dänemark dem Deutschen fremd.

Digitized by Google

So wie der Deutsche, von selbst mittelmäßiger Bildung, französische Literatur, französisches Leben kennt, so wird man auch jeden Dänen, der irgend auf Bildung Anspruch macht, sicher und bewandert finden auf den Gebieten des deutschen Geistes. Wer ihm brauchen wir nicht die reichen Schätze deutschen Wissens und Schaffens zu entfalten, denn er kennt sie, und ist daran gewöhnt, Deutschland als die Quelle zu betrachten, aus der er schöpft. Aber es wird nöthig sein, daß dagegen derselbe Fall! Was wissen Deutsche denn von Dänemark? von der Literatur, der Kunst, der Industrie dieses Landes? Man nehme wenige glänzende Namen aus, und Dänemark ist dem Deutschen ein Buch mit sieben Siegeln! Die neuesten Kenntnisse, die Deutschland über Dänemark erworben hat, beste-hen in der Nachricht, die es seinen Freischärlern verdankt, daß die Dänen ein blutdürstiges, heimtückisches Volk seien! Die Dänen — und blutdürstig! Die Dänen — und heimtückisch! Man muß das Volk kennen, um diesen Ausspruch in seiner ganzen Hohlheit auffassen zu können. —

Es ist also vorläufig die Aufgabe der Presse, Dänemark den Deutschen näher zu führen. Wenn wir erst dahin gelangt sind, daß die beiden Nachbarvölker in gegenseitigem Verständnisse auf gleicher Stufe stehen, dann wird der nordische Telegraph auch nicht mehr den Schein einer dänischen Färbung haben; dann wird er auch in den Augen der Gerechten den Standpunkt einnehmen, den er, nach bestem Wissen und Vermögen, jetzt schon einnimmt: den Standpunkt des unparteiischen Rechtes. Bis wir aber dies Ziel erreicht haben, werden wir und durch den Vorwurf der Parteilichkeit für Dänemark nicht beirren lassen; wir werden unermüdet fortarbeiten bis wir das Unsrige gethan haben, daß jene Schranke, die engherziger Fanatismus und blinder Parteihaß aufführten, zusammenstürze; daß nicht mehr ein Provisorium Deutschland und Dänemark trenne, sondern daß die Brudervölker in festbegründeter Freundschaft „ewig und ungetheilt zusammenbleiben." — Und sollte je die Zeit kommen, wo ein Kampf entbrennt zwischen Deutschland und einem der anderen Länder, die wir vertreten, so würden wir keinen Augenblick zaudern, auch da, und ohne Rücksicht auf Parteien, nur die Stimme der Wahrheit und des Rechtes zu hören, und ihr Geltung zu verschaffen kraft der Gewalt, die Wahrheit und Recht zu allen Zeiten ausgeübt haben.

Wenn nicht mehr unnatürliche, dynastische Interessen dem innigen Verkehre verwandter Völker feindlich entgegentreten, wenn nicht mehr „Kabinetsfragen" die Sicherheit, ja fast die Existenz ganzer Völker in Frage stellen, wenn Alles, was germanisches Stammes ist, in Wahrheit vereinigt sein und eine Phalanx bilden wird, vor der jeder Feind zurückschrecken muß — dann, aber auch nur dann ist das Ziel erreicht, nach dem wir mit aller Macht streben, für das wir kämpfen wollen.

Wir sind nicht kurzsichtig genug, um zu glauben, daß dieses Ziel so bald erreicht werden könnte; wir überschätzen unsere Kräfte nicht so, daß wir ihnen zutrauten, und jenem nachsinnen zu können; nein! der vereinigten Kraft des ganzen großen germanischen Stammes bedarf es, um das mächtige und unvergängliche Gebäude der Einheit aufzuführen, und leicht ist es möglich, daß das jetzige Geschlecht, welches die Steine zu dem Hause herbeischaffen soll, nicht unter seinem Dache ruhen werde. Aber gleichviel! das Bewußtsein, wofür man wirkt, ist ein reicher Lohn, und wenn wir uns die Anerkennung erwerben können, mit zu den Ersten gehört zu haben, welche ihre schwachen Kräfte der guten Sache widmeten, so werden wir freudig und mit Ausdauer in unserem Streben verharren, und als Kräftigung soll uns die Zuversicht vorschweben, daß wir für etwas Großes wirken, und daß das Große erreicht werden wird!

I. Politik und Tagesgeschichte.

Deutschlands innere Lage beim Jahreswechsel.

(Allgemeiner Ueberblick).

Indem wir hier eine überschlichte Zusammenfassung der deutschen Zustände geben, bemerken wir vor Allem, daß dieselbe weniger ein Leitfaden für unsere Leser in Deutschland, als vielmehr eine Berichtigung der irrthümlichen Ansichten sein soll, welche man sich im Auslande von der deutschen Bewegung macht. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist selbst ein Deutscher und liebt sein Vaterland, aber er kennt auch die Vorzüge und Schwächen fremder Länder hinlänglich, um die Schattenseiten seiner eigenen Heimath nicht blind zu übersehen; er hat sich in den Stürmen der Gegenwart zu keiner Partei geschlagen, sondern folgte allen Parteien ohne Vorurtheil mit still beobachtendem Auge, und wird daher auch in deren Beurtheilung ein möglichst wahres und richtiges Bild entwerfen, das weder durch kurzsichtigen Patriotismus, noch durch engherzige Selbstsucht getrübt sein dürfte. Wer nützlich belehren will, der sei vor Allem wahr! und die freundnachbarliche Annäherung der Völkerstämme germanischer Abkunft, auf deren Verwirklichung diese Blätter mit geistigen Waffen hinarbeiten, wird nicht durch Selbstüberhebung, sondern nur durch Selbstkenntniß gefördert. Gerne rühmt man die Vorzüge dessen, der seine Schwächen nicht mit falscher Scham verschleiert, der Thor aber, welcher sich für vollkommen hält, wird ausgelacht, und ruft durch eitles Selbstlob höchstens ein Echo hervor, das sogar seine guten Seiten verwischt. Gilt dies von einzelnen Individuen, so paßt es nicht weniger auch auf ganze Länder und Völker, und der Verfasser des Nachfolgenden glaubt seinen Wirkungskreis nicht besser eröffnen zu können, als mit den Worten, die er den Mitarbeitern und Lesern des Telegraphen im Norden zuruft: „Seht hier das Bild unserer Lage, nicht entstellt von particularem oder Parteihaß, sondern das wirkliche Deutschland, wie es unter und selbst die Verninftigeren, welche die Mehrzahl bilden, erkennen. Wir gehen Euch mit der Wahrheit voran, und haben zu Euch das Vertrauen, daß Ihr uns auf gleichem Wege folgen werdet!"

Deutschlands sogenannte „Errungenschaften" sind im Auslande vielfeitig die Zielscheibe des Spottes geworden, zum Theil nicht ganz grundlos, zum Theil aber aus offenbarer Unkenntniß unserer nationalen Verwicklungen und des und vorschwebenden Zieles. Wir sagen absichtlich aus Unkenntniß, denn noch wollen wir nicht glauben, daß sich die egoistische Entstellungssucht einer Hichhaltslos gewordenen Kabinettspolitik, die nicht selten gegen ihr besseres Wissen die sprechendsten Thatsachen verdrehte, auch auf frei gewordene Völker übererstreckt habe. — Allerdings, wenn wir zurückblicken auf den muthigen Anlauf, den Deutschland im März des verflossenen Jahres nahm, und wenn wir uns jetzt nach dem Ziele umsehen, so müssen wir eingestehen, daß wir noch nicht da angekommen sind, wohin wir im März 1848 wollten. Allein daß England den Bau seiner constitutionellen Freiheiten in zehn Monaten errichtet und befestigt? Ist Nordamerika in einem Jahre der bewunderte Föderativstaat geworden? Und England hatte sich nie mit drei Dutzend Particularinteressen, Nordamerika nie mit drei Dutzend dynastischen Rücksichten abzufinden. Es unterliegt keinem Zweifel, Deutschlands Reorganisation stieß auf Hindernisse, die in der Geschichte freier Völker nicht ihres Gleichen finden. Die erste Klippe, auf der wir nothwendig anstoßen mußten, war: der ungeheure Abstand dessen, was wir gewesen, von dem, was die Verkämpfer der Bewegung aus uns machen wollten! Seit dreißig Jahren die folgsamen Unterthanen der Metternich'schen Politik, und nun über Nacht die Bürger einer Republik! Das dünne Reis schießt nicht in einem Tage zum ästereichen Baum empor; das stammende Kind wächst nicht in vierundzwanzig Stunden zum gereiften Manne; das Wachsthum in der physischen Natur geht geregelt und langsam, aber sichern Schrittes, und eben so ist es auch mit dem Fortschritte ganzer Völker, wenn er gesund und dauerhaft sein soll. Die Führer unserer radikalen Partei wollten mit einem Sprung ans Ziel, sie verschmähten den vermittelnden Weg durch die Uebergangsperiode, und kämpften daher für eine Unmöglichkeit. In ihrem blinden Feuereifer überhörten sie die laute Stimme der Nation, welche zwar nach einer Reform verlangte, jedoch vor einer überstürzenden Revolution zurückschauderte. Hier-

Digitized by Google

nach ist das schmähliche Ende zu beurtheilen, welches die Hecker-Struve'sche Republik in Baden fand. Sie wäre den Kugeln der Bundestruppen nicht erlegen, hätte sie der Wille des gesammten Volkes nicht verdammt; doch jener unsinnige Versuch einer exaltirten Partei zur Verwirklichung einer, für unsere Zustände unpraktischen Staatsform würde die natürliche Entwickelung nur wenig gehemmt haben, wären durch ihn die blinden Anhänger der Republik im übrigen Deutschland stehend geworden. Leider aber war gerade das Gegentheil der Fall, und wir müssen hier das harte, scheinbare Paradoxon aussprechen, daß seit dem März 1848 die Partei, welche sich ausschließlich die „liberale“ nennt und an der äußersten Spitze der Bewegung zu stehen glaubt, der deutschen Einigkeit und Freiheit mehr geschadet hat, als ihnen die Reaction je hätte schaden können. Der Beweis für diese Behauptung führt uns auf den Zusammentritt des ersten deutschen Parlaments. Der Sturm des Zeitgeistes hatte bereits an den Thronen von Berlin, München und Wien gerüttelt, als, nach freier Wahl der Nation, die Volksmänner zusammentraten, um in Frankfurt über Deutschlands Geschicke zu tagen. Damals war der Augenblick, mit einem raschen Entschluß auf einen Schlag zu ordnen, was, einer spätern Zeit überlassen, unzählige neue Verwickelungen erzeugen mußte. Damals blickten die gesammten Stämme und Fürsten Deutschlands auf das Parlament zu Frankfurt, als auf den einzigen Rettungsanker. Die Männer in Frankfurt konnten befehlen, aber sie verkannten ihre Mission und träumten in Freiheitsprozessen, bis der Augenblick, der nicht so leicht wiederkehren wird, entschwunden war. Statt das Bersassungswerk zu beginnen und die Heeresmacht für die Centralgewalt zu beanspruchen, begannen sie monatlange Verhandlungen über die Grundrechte des Volks, und wähnten sich in ihrem „moralischen“ Einfluß ewig unbesiegbar. Indessen fing das feste Vertrauen, mit dem die gemäßigte Partei anfänglich auf Frankfurt geschaut hatte, zu wanken an; die ersten unpraktischen Schritte des Parlaments hatten die Erwartungen enttäuscht; zugleich begann aber auch die partikulare Kabinetspolitik neu aufzuwachen und gegen einheitliche Bestrebungen, die sie im ersten Schrecken willig zugestanden hätte, sich zu verwahren. Jetzt erst, da es zu spät war, erkannte das Parlament, daß es mit dem moralischen Einfluß allein die Zügel der deutschen Staatengeschicke nicht leiten könnte. Oesterreich und Preußen liefen jetzt bereits ihren eigenen Gang, und Deutschland stand am Vorabend einer neuen Revolution, deren sofortiger Ausbruch unabwendbar geworden wäre, siegte nicht in Wien die Waffengewalt, und eroberte nicht Friedrich Wilhelm IV. durch jene bekannte ostroyirte Verfassung die im März verlornen Sympathien theilweise wieder zurück. Das Parlament in Frankfurt hat wahrlich nicht das Verdienst, den Vulkan der Revolution gelöscht zu haben! Theils die zwei oben erwähnten Ereignisse, so traurige Schattenseiten sie auch in andrer Hinsicht darbieten mögen, theils aber auch der gesunde Sinn des Kerns der deutschen Bevölkerung, hinderten glücklich die Weiterverbreitung einer Flamme, die, in hellem Feuer durch die deutschen Gauen lohend, das gesammte Land noch wenig an den Rand des Verderbens hätte treiben müssen. Allmälig kam man nämlich zur Einsicht, daß man im ersten Sturm der Bewegung Deutschlands Einheit proclamirt hatte, ohne sich vorerst ein klares Bild davon entworfen zu haben! daß nicht nur die dynastischen Rücksichten, sondern auch die partikularen Interessen dem Aufgehen Deutschlands in einen ungegliederten Staat hindernd entgegen traten! und daß folglich eine genauere Gränze, als bisher geschehn, gezogen werden müsse zwischen den rein nur innern Angelegenheiten der einzelnen Bundesstaaten und den gemeinsamen Interessen des Gesammtstaates. Mit der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit war auch Deutschland gerettet, denn weit entfernt, daß die neuesten Ereignisse in Wien und Berlin das Bedürfniß gleichmäßigen Handelns beseitigt oder dessen Befriedigung gar unmöglich gemacht hätten, haben sie dasselbe vielmehr aus dem Bereich poetischer Ideale in das wahre Gebiet der Wirklichkeit zurückgeleitet, und somit dem Standpunkte, der allein ein gedeihliches und dauerhaftes Zusammenhalten ermöglichen kann, wieder näher gerückt.

Wie aber, wird man verwundert fragen, konnte es geschehen, daß so kluge Männer, wie sie die Frankfurter Versammlung aufzuweisen hat, ihre Stellung nicht besser erkannten und das Heft, welches ihnen die Umstände gebieterisch in die Hände gedrückt hatten, sich wieder — man möchte fast sagen: leichtsinnig — entwinden ließen? Unsre Antwort auf diesen Einwurf rechtfertigt die Klage, welche wir oben gegen die exaltirten Verkämpfer der Freiheit erhoben. Es war die äußere und äußerste Linke, deren Kurzsichtigkeit bei den ersten unpraktischen Schritten den Ausschlag gab. Als das Heerwesen auf der Tagesordnung stand, prahlten diese vorzüglich mit ihrer moralischen Macht und sträubten sich, um ihres Ausdruckes zu bedienen, nach Kräften gegen die Gründung einer neuen „Polizeigewalt in Frankfurt“. In ihrem wortreichen Taumel übersahen sie, daß die Verhältnisse ihnen nur einen zweifachen Weg gestatteten: entweder mußte die neu erstandene Centralgewalt den unbeschränkten Oberbefehl über das Heer sich aneignen, oder sie mußte sich der Gefahr bloßstellen, daß die nur momentan schlummernde Reaction im ersten günstigern Augenblicke gegen die Beschlüsse des Parlaments sich desselben wieder bemächtigen würde. Eine dritte Möglichkeit gab es nicht, und es ist daher sehr erklärlich, daß in diesem Punkte die äußerste Rechte, freilich aus ganz anderen Absichten, großentheils mit der Linken stimmte. Letztere war dabei der betrogene Theil, oder vielmehr: sie hatte sich in ihrer Verblendung selbst betrogen, da sie durch ihr Votum eine Polizeiherrschaft, welche sie für den Gesammtstaat auf möglichst enge Grenzen reduciren wollte, für die einzelnen Staaten legalisirte. Nicht klüger handelte die Linke bei der Frage um die drängendsten Gegenstände der Berathung. Es schien klar, daß die Verfassung zuerst entschieden werden mußte. War diese von den einzelnen Kabineten einmal gesetzlich anerkannt, so verstanden sich die Grundrechte als unabweisliche Consequenz von selbst. Jedoch die Linke schrie nach „Freiheit“, und die Rechte war abermals damit einverstanden, hoffend, die dadurch gewonnene Frist werde hinlängliche Gelegenheit schaffen, dem spätern Verfassungswerke ernste Hindernisse zu bereiten, welche für den Augenblick wirkungslos geblieben wären. So betrogen sich die schwindelnden Freiheitskämpfer abermals durch ihre eigene Blindheit, sie stellten vorläufig einen Bau ohne Grundstein in die Luft, und wir haben ein in der That originelles Beispiel, das hier der Radicalismus und die Reaction in den wichtigsten zwei Zeitfragen gemeinsame Sache machten und dadurch eine Mehrheit gegen die heller sehenden Köpfe in Frankfurt erzielten, als deren natürliches Resultat die schiefe Richtung anzusehen ist, welche das Parlament nachher gegen das deutsche Volk und mehrere seiner Fürsten einnahm. Die Rechte hatte durch die erwähnten zwei Vota den Einfluß der Kabinete für den Augenblick gesichert und für die Zukunft gewahrt; die Linke glaubte durch dieselben Vota die Einheit und Freiheit auf einen ewigen Felsen gegründet zu haben. So liefen die Parteien, welche durch ein seltsames Mißverständniß in den Hauptentscheidungsfragen sich zur Mehrheit vereinigt hatten, in den Nebenfragen thatlich durch einander. Die Rechte hielt fest an ihren Consequenzen, die Linke scheu vor Verrath, und hätte nicht die bewundernswerthe Taktik Heinrich's v. Gagern den Parteihaß oft besänftigt, so wäre das erste deutsche Parlament längst aus den Fugen gegangen.

So viel mußten wir voraussenden, um uns über die unmittelbarste Gegenwart verständlich sassen zu können. Man könnte aus dem Gesagten leicht den Schluß ziehen, Deutschland müsse jetzt in einer allmäligen Auflösung und grenzenlosen Verwirrung begriffen sein, und dennoch sind unsere Zustände und Hoffnungen erfreulich zu nennen, ja vielleicht desto erfreulicher, je weniger viele Volksführer, denen der erste Sturm der Bewegung einflußreiche Rollen zugetheilt, für die wahren Volksinteressen gethan. Weder die Reaction noch der Radicalismus haben ihr Ziel erreicht, denn hinter beiden stand ein bedachtes Volk, welches, einige im Vergleich zur ungeheuren Mehrzahl der ruhig prüfenden Bürger kaum des Erwähnens werthe Emeuten abgerechnet, im lärmiserm, männlichem Ernst seine Interessen wahrt. Man kann unsere Verhältnisse gegenwärtig nicht nach den Beschlüssen

Digitized by Google

ermessen, die in Ständeversammlungen und Kabinetten gefaßt werden. Daß dort, besonders im ersten halben Jahre der Bewegung, so wenig Zweckdienliches geschah, daß die Bevölkerung, ihrer Uebermacht sich bewußt, sich dennoch mäßigte und nicht blindlings in den Bankrott der Revolution stürzte, sondern den ruhigen Weg der natürlichen Entwicklung selbst fand und Parlament und Kabinete zwang, ihm auf diesem zu folgen — das ist die sicherste Bürgschaft für unsere Zukunft. Wer auf Deutschlands verneintliche Schwäche sündigen wollte, dürfte sich bitter täuschen! Es war nie stärker und, trotz der mannigfachen Conflicte im Innern, gegen das Ausland nie einiger, als eben jetzt; es ringt nach Ruhe und wird den Frieden mit aller Kraft aufrecht zu erhalten und da, wo er gestört wurde, wieder herzustellen suchen. Dahin aber spricht sich die öffentliche Meinung unverhohlen aus, daß im Falle ernster Friedensstörungen nur ein kurzer gestührter Krieg die europäische Krisis wohlthätig beenden könne. Deutschland wird also weder leichtsinnig das ganze Verwehmen mit den Nachbarstaaten stören, noch da, wo es in seinen Rechten beeinträchtigt wird, selig zurücktreten. So weit die öffentliche Meinung über Krieg und Frieden, die sich jetzt weniger mit Schleswig-Holstein und Italien, als mit der französischen Präsidentenwahl beschäftigt. Wir können in dieser allgemeinen Uebersicht natürlich weder auf das Eine noch das Andere speciell eingehen und werden in unseren späteren Berichten, so wie und wo den Ereignissen die Anhaltspunkte geboten werden, unsere Grundgedanken weiter auszuspinnen und motivirten.

Der Eintritt Heinrichs von Gagern in das Reichsministerium dürfte kaum die entscheidenden Folgen haben, die man vielseitig davon erwartet. Es ist charakteristisch in unsern Zuständen, daß nicht einzelne Persönlichkeiten, sondern ein, wir möchten beinahe sagen, richtiger Instinkt der Menge bei und den Ausschlag giebt. Gagern hat in seinem Program der Politik des Kabinets zu Olmütz Gerechtigkeit widerfahren lassen, und dadurch alle kurzsichtigen Politiker gegen sich eingenommen. Aber er sprach damit nichts Neues aus, vielmehr stellte er nur der öffentlichen Meinung Rechnung, denn auch diese spricht sich dahin aus, daß ein starkes Oesterreich in einem engen und treuen Bündniß mit Deutschland und weit mehr nützen werde, als die acht Millionen deutscher Oesterreicher, vom übrigen Kaiserstaate losgerissen und in feindlicher Stellung zu ihm, uns je nützen könnten. Somit steht das neue Kabinet zu Olmütz und der österreichische Reichstag nicht in so grellem Widerspruche zu den Erwartungen Deutschlands, als man vielseitig glauben machen will, und auch hier ist eine zweckdienliche Lösung in naher Aussicht, das Gleiche gilt noch mehr von Preußen. Es ist und bleibt ganz deutsch, mag auch die Oberhauptsfrage in den nächsten Wochen wohl noch immer für eine Lösung finden. Auf dem Papiere und in Ständekommissionen werden wir freilich noch viel hin und her berathen und abwägen, und es wird noch manche Reibung geben, die, nur aus der Ferne und ohne Rücksicht auf den Geist des deutschen Volkes betrachtet, ernstlichen Conflicten gleichen mag! aber dies ist als unumstößlich erkannte Wahrheit zu betrachten: die Nothwendigkeit aufrichtiger Vereinbarung und Verständigung wird allgemein gefühlt, und der Augenblick, in dem uns ernstliche Gefahr von außen drohen sollte, wird das sichere Signal zu einem festen Zusammenhalte sein, wie ihn die deutsche Geschichte noch nie gesehen! —

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

†† Kopenhagen 29. Dec. Wie überall bei den sogenannten constituirenden Versammlungen, so fangen auch hier die Wühler an, sich darüber aufzuhalten, daß die Deputirten des Reichstags „noch nichts ausgerichtet haben"; wie überall müssen sie sich wohl aber damit trösten, daß dieses nun einmal so ist, und daß dergleichen Versammlungen weit mehr Zeit gebrauchen, als die früheren der Krone rathgebenden Landtage. Es ist allerdings wahr, daß die Leistungen unseres Reichstags sich bis jetzt auf wenige reduciren würden, wenn man anfangen wollte, eine Liste über sein Thun abzufassen; wir meinen aber, daß er durch sein bloßes Zusammensein sehr viel gewirkt hat, mögen die Meisten es auch nicht wissen, theils nicht einmal wissen wollen. Uebrigens werden wohl wenige specielle Gesetze, außer dem Wehrpflicht-Gesetze, welches jetzt berathen wird, ihm vorgelegt werden; dieses so wie die Ertheilung des Grund- und Wehrgesetzes nebst einigen Finanzfragen, wird seine Hauptaufgabe sein; er ist einmal eine außerordentliche Versammlung, und erst ein ordentlicher Reichstag, zusammengesetzt nach dem jetzt zu berathenden Wahlgesetze, wird über die Consequenzen des Grundgesetzes die organischen Gesetze zu entscheiden haben. — Das Wehrpflicht-Gesetz beschäftigt auch sehr das Publikum außerhalb des Reichstags, und namentlich scheint es, als wollten die kleinen Provinzstädte — weshalb es nicht so ganz wenig Philisterthum giebt — sich, so sehr es in ihrer Macht liegt, gegen eine gerechte Vertheilung der Wehrpflicht sträuben. Die Zünfen der Staatsdiener und überhaupt alle Zahlungen des Departements des Staatsschulden sind am 11. Decbr. v. J. baar gezahlt worden (am 11. Juni dieses Sommers) wurden sie meistens mit Creditschreinen gezahlt), und hat man auch eine Staats-Anleihe, behufs der eventuellen Kriegskosten beschlossen, so zehlt es doch keinesfalls an Geld für die ordentlichen, regelmäßigen Ausgaben, so wie man für den Fall eines baldigen definitiven Friedens wohl gar keiner ausländischen Anleihe bedürfen wird. — Man projectirt mehrere Telegraphen-Linien von hier aus über Korsöer und Nyborg bis Hornenäs auf Fühnen und von da wieder über Assen bis Sonderburg zu ziehen, auch einen Arm von Nyborg über Odense nach Kolding oder Weile; bei Nyborg und Korsöer bestehen schon Telegraphen und die Kosten ihrer Erweiterungen und Verbindungen sind nur auf 40,000 Rbd. berechnet. — Bei den jetzt in der Regierungs-Administration vorgenommenen Veränderungen ist auch ein besonderer Departement für die auswärtigen Handels- und Consulatsachen unter dem Ministerium des Auswärtigen errichtet. Der Handel Kopenhagens mit dem Auslande während des Monats Novbr. v. J. war ziemlich lebendig. Die Zahl der vom Auslande eingehenden Schiffe, namentlich preußische Schiffe von Pommern mit Brennholz, war etwas geringer als im Monat October, die Gesammtzahl war 141, darunter 51 englische Schiffe. Der Verkehr mit dem Inland war sehr lebendig, die Producte sind im Preise gefallen; von Schleswig zählten wir 61, von Holstein 5 Schiffe. Neben diesen sind überhaupt neben sonst erfreulichen Zuständen, schallt und aber fortwährend der Ruf der Erbitterung der nordschleswigschen Bevölkerung entgegen, es ist, wie schon früher gesagt, der Schrei eines Volkes, das um eigenen Heerde vogelfrei geworden." Aber es scheint, als führen die Unterdrückungen, welchen die Bewohner Schleswigs sich ausgesetzt sehen, eine entgegengesetzte Wirkung aus, und als die gemüthliche, selbst in Apenrade, einer Stadt, wo wo aus man sicher sehr wenige, jedenfalls nur einzelne strenge jetzende antischleswig-holsteinische Ansichten erfuhr, hat sich jetzt ein Verein dänisch gesinnter Bürger gebildet, die es versuchen wollen, den dortigen Herren Advocaten und Doctoren Trotz zu bieten. Ein Protest gegen Schleswigs Aufnahme in den deutschen Bund hat auch bei 450 Unterschriften in wenigen Tagen erhalten. Auch nach Sondern ist jetzt schleswig-holsteinisches Militär (800 Mann) verlegt worden, wie man aus Aiven berichtet, wohlthat man vermuthet, daß die Truppen, denen mehrere folgen sollen, theils die Grenze zwischen Schleswig und Jütland besetzen, theils dazu verwandt werden sollen, die schleswig-holsteinische Kriegsflotte bei dänischen Bürgern und Bauern in Nordschleswig mit Macht einzutreiben. Möge es bessen sein, wie in Schleswig selbst, auf ein baldiges Resultat der Friedensunterhandlungen, denn in der That, der offene Krieg mit den wohldisciplinirten preußischen und hannöverschen Truppen ist weit vorzuziehen vor dem Wassenstillstande mit schleswig-holsteinischen. Daß an dem beabsichtigten „Einfalle der Dänen" in die Herzogthümer, mit welchem die Hamburger Zeitungen ihre Leser unterhielten, nichts Wahres gewesen, brauche ich wohl jetzt kaum mehr zu erwähnen; daß, nach der Weise, in welcher der Waffenstillstand von Seiten der Schleswig-Holsteiner erfüllt (ist venia verbo) worden, Preventiv-Maßregeln für alle Fälle getroffen werden, kann gewiß keinen Billigdenkenden wundern.

So weit und bekannt ist, haben zwar mehrere Zeitungen der Proklamation des Königs von Dänemark an die Schleswiger vom 15. v. M. Erwähnung gethan, aber keine sie in extenso mitgetheilt. Nach der Kopenhagener Departementszeitung bringen wir sie hier vollständig:

„Als Wir in die Bestimmung der Waffenstillstands-Convention vom 26. August d. J. einwilligten, nach welcher während des Waffenstillstandes — durch eine Präsidig für die Bedingungen des endlichen Friedens — eine gemeinsame Regierung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein, die nach dem Artikel 7 der Convention in Unserem Namen zu verwalten sind, eingesetzt werden sollte, geschah dieses in der Voraussetzung, daß die Männer, denen dieses Amt übertragen wurde, es als unabweisbare Pflicht betrachten würden, dem Inhalt des Waffenstillstands-Vertrages in allen seinen Theilen unbedingt nachzukommen, und in der Hoffnung, daß dadurch, bis dahin daß die Verhältnisse endlich geordnet würden, ein erträglicher Zustand zu erlangen sein würde, namentlich für die große Mehrzahl der schleswigschen Bevölkerung, die in ihrem Könige geistigen Eid der Treue unverletzt gehalten hatte, und die deshalb den Bestimmungen der früheren Aufruhr-Regierung preisgegeben war.

Diese Voraussetzungen und diese Hoffnung sind nicht in Erfüllung gegangen. Die jetzige Regierung hat ihre Wirksamkeit damit begonnen, ihre in dem 7. Artikel der Convention bezeichnete Machtvollkommenheit dazu zu mißbrauchen, daß sie Gesetze und Verordnungen bestätigte, die Unsere landesherrlichen Gerechtsame geradezu verletzen; auf den Protest, welcher hiergegen unter

Digitized by Google

dem 28. October von den Beiden Kommissarien von Seiten Unserer Regierung und von Seiten der provisorischen deutschen Centralgewalt niedergelegt ist, hat sie eine nichtssagende Antwort gegeben. Sie hat ihre Mißbilligung ganz auf dem von der provisorischen Regierung selber betretenen Wege fortgesetzt, und während sie mit verständiger Verfolgung gegen Alles auftritt, was im Herzogthum Schleswig die Unterthanen-Treue bewahrt hat, hat sie sich namentlich in der an die Nordschleswiger gerichteten Aufrufe vom 29. November nicht geschent, sich durch Berufung auf Unsern Namen den Schein der Gesetzmäßigkeit zu geben.

Von dem Augenblicke an, da die gemeinsame Regierung sich gewigert hat, sich dem von den beiden Kommissarien gegen ihr eigenmächtiges und conventionswidriges Verfahren niedergelegten Protest zu fügen, hat von Seiten Unserer Regierung auf keine Weise mit derselben als mit einer gesetzlichen Autorität verhandelt werden können. Der dänische Kommissair ist zurückgerufen worden, und der Abgesandte der provisorischen deutschen Centralgewalt ist in einer offiziellen Note vom 25. November, die den besremdeten Mächten mitgetheilt worden, und deren Haupt-Inhalt zur öffentlichen Kunde gebracht ist, von der Stellung unterrichtet, in welche Unsere Regierung sich zu einer Verwaltung versetzt sehen muß, die sich eines fortgesetzten offenbaren Bruches der wesentlichsten Bestimmungen der Waffenstillstands-Convention schuldig macht.

Nachdem aber die gemeinsame Regierung in dem erwähnten öffentlichen Actenstücke so weit gegangen ist, daß sie — in erklärter Feindschaft gegen Unsere Regierung — sich nichtsdestoweniger mit dem Schild des Königlichen Namens decken will, und im Namen des gesetzmäßigen Landesherrn Gehorsam gegen ungesetzmäßige Forderungen verlangt, erfüllen Wir eine Pflicht, die Wir in gleichem Maaße unserer Königlichen Würde wie unserm Volke, namentlich Unseren treuen schleswigschen Unterthanen, schuldig sind, wenn Wir Uns dagegen verwahren, wie jene zur Handhabung von Recht und Gerechtigkeit erwählten Männer sich vermessen, Unsern Königlichen Namen zu mißbrauchen, um ein rechtloses Verfahren gegen Unsere Unterthanen in Schleswig zu beschönigen.

Mit Rücksicht auf das eigene Wohl der Herzogthümer müssen Wir Uns für den Augenblick darauf beschränken, auf dem Wege der Unterhandlung den Mißbräuchen der Macht entgegenzutreten, und die Wiederherstellung eines gesetzlichen Zustandes der Dinge Unsererseits anstreben. Wie dies — wie Wir hoffen, bald — wird erreicht sein, müssen Wir mit tiefen Beklagen aussprechen, daß es in Unsern Herzogthümern Schleswig und Holstein keine gesetzmäßige, im Namen des Landesherrn und nach dem Wort und Sinne des Waffenstillstandes regierende, Obrigkeit giebt, welche zu achten und der zu gehorchen Unsere Unterthanen verpflichtet sein können. Insoweit aber eine gebietende Nothwendigkeit zwingt, den Forderungen der für den Augenblick herrschenden Macht zu welchen, ertheilen Wir jedem Unserer treuen Unterthanen die Zusage, daß ein solches nothgedrungenes Nachgeben, von Uns nicht als eine ihrer Seits geschehene Anerkennung der Gewaltherrschaft als einer rechtmäßigen, also nicht als Abfall von der Unterthanen-Pflicht und dem Unterthanen-Eide, betrachtet werden soll.

Während nah und ferne Treu und Glaube gebrochen werden, hat die Bevölkerung Schleswigs, umlagert von Drangsal und Versuchung, leuchtende Beispiele von unerschütterlicher Treue gegen König und Vaterland gegeben. Diese Treue war Uns ein Trost in trüben Tagen, in den leichten Tagen, die, unter dem Beistande des gerechten Gottes, bald für Uns und Unser treubefundetes Volk erscheinen werden, wird sie Uns unvergeßlich sein.

Schloß Friedrichsburg d. 15. Decbr. 1848.

Frederik R.

A. W. **Moltke.**

Schweden.

Stockholm. Briefe aus Norwegen berichten, daß Hamburger Handlungshäuser und Bankiers daran denken, alle Verbindung mit dem Norden abzubrechen, wenn der Postgang durch die Herzogthümer Schleswig und Holstein nicht für den Winter etablirt wird, indem man dann fürchtet muß, daß keine Rimessen von Schweden und Norwegen zu rechter Zeit eingehen werden. Kommt der Postgang durch Schleswig-Holstein nicht in Gang, dann hört ja mit der Dampfschiffahrt zwischen Wismar und Kopenhagen alle Verbindung mit dem Auslande auf.

Post- und Jur. Dep. theilt auf Veranlassung dieses mit: „Daß die Frage wegen eines fortgesetzten regelmäßigen Postgangs mit dem Continente bereits seit mehreren Wochen Gegenstand der Ausweckselnden Schwedischen und norwegischen Regierung gewesen ist, und daß, trotzdem daß die Convention von Malmöe in ihrem Artikel 7 ausdrücklich festsetzt, daß der Postgang durch die Herzogthümer wieder etablirt werden soll und in dieser Hinsicht keine Zweifel obwalten können, so hat doch die Erfahrung, die man in Betreff der neuen gemeinsamen Regierung der Herzogthümer und ihrer geringen Lust, die Convention zu erfüllen, schon gemacht hat, veranlaßt, daß der schwedische Minister in Kopenhagen bereits im Monat November mit Instructionen für den Fall versehen wurde, daß jene Regierung den Beschluß fassen sollte, die Postverbindung zwischen dem Norden und dem Continente abzubrechen, einen Beschluß, der gleich feindlich gegen Dänemark, gegen Schweden und Norwegen, gegen Rußland, England, ja selbst gegen Deutschland sei, so wie er gegen die Heiligkeit der Völkerrechte streite. Da nun ein solcher Beschluß wirklich gefaßt und jener unbedachte und gewaltsame Schritt gethan worden ist, so hat die schwedische Regierung bestimmt, daß die Post zwei Mal wöchentlich mit schwedischem Courier von Kolding nach Hamburg zu versenden sei und mitgeht von dem schwedischen Post-Contoir in Hamburg nach Kolding, wo durch erreicht werden wird, daß die Posten regelmäßig und zur gewöhnlichen Zeit sowohl in Schweden und Norwegen wie in Dänemark eintreffen werden. Diese für den Verkehr im Allgemeinen wie besonders für den Handelsverkehr wichtige Nachricht ist von der Aeußerung begleitet, daß die schwedische Regierung wahrscheinlich bei der deutschen Centralgewalt auf ihre Dazwischenkunft antragen werde, um einer, gleichviel gegen das Völkerrecht als gegen die Forderungen der Civilisation streitenden Maßregel entgegenzutreten."

Belgien.

In der That, Belgien befindet sich in einer glücklichen Lage. Im Innern herrscht Ruhe. Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften blühen und der Beobachter entdeckt hier nur schwache Spuren von jener wilden Gährung, die das ganze Europa durchzittert. Belgiens Hauptstadt hat nie ein glänzenderes Aussehen gehabt. Zahlreiche Fremde aus fast allen Ländern Europas haben sich hier niedergelassen, die Reisedkarte, die aus ihren Heimathländern durch die politischen Bewegungen verscheucht wurde, hat hier ein Asyl gefunden und sie erhöht durch ihren Reichthum den Glanz der Capitale. Die Britten, die Brüssel im Allgemeinen vor jeder anderen Stadt des Continents den Vorzug geben, haben sich auch in diesem Jahre ziemlich zahlreich hier eingefunden. — Die Zeitungen winnseln von Berichten über die Plusterie der neuen Bürgerwehr, über Proben, bivouanirte Diners, über den glänzenden Ball des neuen Bürgermeisters, den der König und die Königin mit ihrer Gegenwart beehrt, über die Leistungen der sechs Theater und der verschiedenen Künstler, die, die Revolutionsstürme überlebend, hier ein Obdach gefunden. — Die Thätigkeit der Kammer ist eine sehr wohlthätige, wenn auch keine geräuschvolle, auf dem Wege der Reform steht man hier einen Tag um den andern. Mißbräuche schwinden und die Lasten des Volkes leichter werden. Das Verhältniß Belgiens zum Auslande bietet keinen Grund zur Besorgniß dar, bekanntlich war Belgien neben Ungarn der erste Staat, der die sogenannte deutsche Centralgewalt anerkannte. Dieser Schritt führte zu weiteren Conseuenzen. Bälzer betrugen die Kosten der Gesandtschaften in Deutschland gegen 150,000 Francs. Die Regierung wünschte in dieser Hinsicht Ersparungen eintreten zu lassen und schlug darum vor, die einzelnen Gesandtschaftsposten beizubehalten allein die Kosten derselben auf 91,000 Franco herabzusetzen. Allein der Kammer genügte diese Einschränkung nicht, sondern sie beschloß, daß künftig in Deutschland belgischer Seits nur ein bevollmächtigter Minister und zwei Agenten accreditirt werden sollen, in welchem Falle die Kosten auf 75,000 Francs ermäßigt werden.

Auch auf den Landtag richtet das jetzige Ministerium sein Augenmerk. Bei Gelegenheit einer Debatte über den den Landmanne zu gewährenden Schutz ergriff Hr. Rieger, Minister des Innern, das Wort, um Rechenschaft abzulegen von dem, was in Bezug auf die Bodenkultur unter seiner Verwaltung geschehen sei. Er zeigte, wie die Aufsuhr an Kartoffeln, Getraide, Obst rc. in den ersten 11 Monaten dieses Jahres allein 10 Millionen Francs betragen habe und daß vom 1. Januar 1847 bis zum 1. Novbr. 1848 13,000 Hectaren Haideland urbar gemacht worden seien. Zahlen beweisen, sagt das Sprichwort, und wir ersehen aus diesen Angaben die Richtigkeit jenes Grundsatzes; daß das Gedeihen des Landbaues nicht von der Beschränkung, sondern von der Erleichterung des mit seinen Erzeugnissen geführten Handels abhängt; eine Behauptung, die von Regier immer und so auch dies Mal verfochten, sich aufs Neue bewährt. — Vom 1. Januar 1849 ab werden auf Grund des Princips der Reciprocität, welches durch das Gesetz vom 25. Mai d. J. decretirt worden ist, alle fremden Zeitungen vom Stempel frei. Wer die ungeheure Macht der Presse kennt, die in der Jetztzeit ohne Zweifel der mächtigste Hebel eines ruhigen und besonnenen Fortschrittes ist, der kann eine Maßregel, die die Presse von einer ihrer Fesseln befreit, und den freien Verkehr des Geistes befördert, nur mit Freude begrüßen.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der niederländische Volksdichter Hendrik Tollens.

I.

Der greise Hendrik Tollens, dieser so beliebte niederländische Volksdichter, hat nach langem Schweigen wieder seine Stimme erhoben und seine Landsleute mit einer Sammlung von Gedichten erfreut, die er selbst auf dem Titel (Laatste oogblekten) als seine letzte Arbeit bezeichnet. Dies veranlaßt uns, auf diesen Mann zurückzukommen und unseren Lesern einen kurzen Abriß seines Lebens vorzuführen.

Hendrik Tollens ward am 27. September 1780 zu Rotterdam geboren. Eine eigentlich geehrte Bildung, eine Erziehung, die fähig gewesen wäre, ihn mit Erfolg auf seinen nachmaligen Beruf vorzubereiten, hat er nicht empfangen, seine Kenntnisse verdankt er sich größtentheils selbst, seinem eisernen Fleiße, seinen angestrengten Studien und seiner Genialität, die ihn alle die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, überwinden ließ. Bis zu seinem vierzehnten Jahre ward er in einer Kostschule zu Elten, einem kleinen Dorfe, erzogen. Die Träumereien und die Pläne seiner Jugend, das mehr beschauliche Gefühlsleben, das er in der Abgeschiedenheit zu Elten führte, hat er in seinen späteren Gedichten auf eine meisterhafte Art geschildert.

Als Tollens in das väterliche Haus zurückkehrte, bestimmte ihn sein Vater für das kaufmännische Geschäftsleben, aber Tollens wünschte sich ganz den Wissenschaften und der Poesie widmen zu können, denn sein Herz war erfüllt von jener poetischen Begeisterung, die damals Bellamij in den Niederlanden entzündet hatte, und die im Herzen jedes Niederländers ein Echo fand. Die großen Ereignisse, deren Schauplatz sein Vaterland war, die französische Revolution, die sich verheerend über die Niederlande ergoß, und dort an den Pfeilern des Bestehenden rüttelte, blieben nicht ohne Einfluß auf seine späteren Poesien. Seine ersten dichterischen Versuche fanden so großen Beifall, daß man ihn, noch in den zartesten Jünglingsjahren, zum Secretair einer literarischen Gesellschaft, der „Vaderlandsche Bijeenkomst," erwählte. Diese Auszeichnung, sowie sein täglich wachsender Ruhm waren ihm ein neuer Sporn zum regen Fortschreiten auf seiner literarischen Laufbahn. Obwohl die Anerkennung, die seinem Sohne widerfuhr, Tollens Vater anfangs gar nicht unangenehm war, so mißfiel ihm doch die immer wachsende Abneigung desselben gegen jede kaufmännische Thätigkeit, und der etwas beschränkte Geschäftsmann entzog seinem talentvollen Sohne, um ihn von fernerem dichterischen Versuchen abzuschrecken, alle Bücher und anderweitige literarische Hülfsmittel. Aber Tollens reicher Geist ließ sich durch keine Schwierigkeiten zurückschrecken; der innere Drang, der ihn unaufhaltsam hinriß auf die literarische Laufbahn, ließ sich so leicht nicht unterdrücken; Tollens schrieb, wie er selbst später oft erzählte, seine Verse auf dem Comptoir mit Ziffern, da dies das einzige Mittel war, seine verpönte Beschäftigung mit der Dichtkunst den Augen seines Vaters zu entziehen. Zugleich machte er sich durch eisernen Fleiß die deutsche, englische, französische, italienische und spanische Sprache zu eigen und studirte die klassischen Werke der Neueren; seine Kenntniß der Alten hingegen blieb mangelhaft. Der Umgang mit Loots und Helmers und dem wissenschaftlich gebildeten Buchhändler Wijsenbroek, wirkte anregend und fördernd auf seine dichterischen Leistungen.

Mit vorzüglicher Liebe bemächtigte sich Tollens anfangs der dramatischen Poesie, er verkannte noch sein eigentliches Wesen, das ihn vorzüglich für die Lyrik bestimmte.

Die erste Dichtung, die von ihm erschien als er noch nicht neunzehn Jahre zählte, war ein kleines Lustspiel: de bruiloft. (Amsterdam, 1799, 8.), wozu ihm wahrscheinlich ein französisches Vaudeville Verbild gewesen. Im Jahre 1800 versuchte er sich im sogenannten bürgerlichen Trauerspiel; sein „Kouskantin" (Rotterdam, 1800, 8.), enthält hohe poetische Schönheiten, ist aber im Ganzen weniger gelungen. In demselben Jahre erschien zu Amsterdam eine: Proeve van sentimentele goocarijten en idyllen.

In diesen Dichtungen huldigt er jener krankhaften Sentimentalität, die Goethe durch seinen so oft mißverstandenen Werther in die deutsche Literatur verpflanzt, die namentlich Feitz in Holland eingebürgert und die gleich einem Krebsschaden immer weiter um sich griff und selbst die kühnsten Geister mit einer unnatürlichen Empfindelei ansteckte. Machen wir deshalb Tollens keinen Vorwurf; seine sentimentalen Geschichten und Gedichte trugen den Charakter seiner Zeit, die damals in den Niederlanden einmal einen so sentimentalen Stempel trug; Tollens huldigte dem herrschenden Geschmacke, und jener dominirenden Geistesrichtung, die für einen jungen, poetischen Geist, für ein so warmes, tieffühlendes, damals vom ersten Hauche der Liebe berührtes Herz um so verführerischer war.

Im Jahre 1801 gab er sein Schauspiel: Verleiding en vergoeding (Rotterdam, 8.) heraus, dem bald mehrere poetische Uebertragungen der berühmtesten französischen Schauspiele folgten. (De dood van Cesar, nach Voltaire, Amsterdam, 1801, in 8.; Cato te Utica, nach Saint-Marcel, Amsterdam, 1803, in 8.; Abufar of het arabisch huisgezin, nach Ducis, Amsterdam, 1802, in 8.; Kallina of Kom gered, nach Voltaire, Amsterdam, 1803, in 8.; Andromache van Racine, 's-Gravenhage, 1810, in 8., 2te Auflage (ibid.). Es war natürlich, daß Tollens im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn vorzüglich französische Vorbilder in das Auge faßte, denn sein Vaterland stand zu selbst unter französischer Herrschaft und die wildbewegte Zeit hatte damals jenen regen geistigen Verkehr unterbrochen, der früher und auch später Holland mit Deutschland verknüpfte. Auch können wir bei aller Liebe für das germanische Element nicht in Abrede stellen, daß die Bekanntschaft mit dem Französischen sehr vortheilhaft auf Tollens spätere poetische Leistungen eingewirkt hat, denn dadurch erwarb er sich jene leichte Versifikation, jene gefällige Diction, jene Anmuth und Leichtigkeit, die ein Hauptersoderniß der Dichtungsart ist, in welcher er glänzt. Sein fein gebildeter Geschmack ließ ihn die Klippen vermeiden, denen er bei seiner innigen Hingebung an das französische Element entgegen ging, er wußte seine Sprache rein zu erhalten von jener Künstelei, jenem Haschen nach Effect, jener Uebertreibung und jenem pomphaften Wortgepränge, das die französischen Schriftsteller nicht selten charakterisirt, er wußte seinen Schöpfungen jene Kindlichkeit, jene reiche Gemüth, seiner Sprache jene eigenthümliche Originalität und Frische zu bewahren.

Tollens Uebersetzungen französischer Trauerspiele sind weiterhin; weniger gelungen sind seine eigenen dramatischen Schöpfungen, denen es an Handlung und an lebendiger und kühner Charakterschilderung, an jener Treue und an jener Gluth in Schilderung der Leidenschaften gebricht, die allein im Stande sind, tragische Ereignisse herbeizuführen. Er schrieb, außer den bereits angeführten Lustspiele: de bruiloft, den Trauerspiele: Konstantin, und dem Schauspiele: Verleiding en vergoeding, noch drei Trauerspiele: de Guebers, Amsterdam, 1804, in 8., Lucretia of de verlassing van Rome, Amsterdam, 1805, in 8., und de Hoekschen en Kabeljauwschen, Amsterdam, 1806, in 8. Wenn wir also Tollens, dessen dramatische Leistungen selbst in seinem Vaterlande bereits der Vergessenheit anheim gefallen sind, als Bühnendichter nicht so hoch stellen können, so können wir nicht umhin, ihm als Liederdichter einen Ehrenplatz anzuweisen.

Tollens selbst fühlte, die Lyrik nur sei sein eigentliches Element, und darum wandte er sich seit 1810 fast ausschließlich dieser Gattung der Poesie zu, in der er eine so große Meisterschaft entwickelte.

Im Jahre 1802 erschienen von Tollens Nieuwe verhalen zu Rotterdam in 8., die schon bei Weitem mehr Kühnheit, Frische, Kraft und Originalität des Geistes verrathen, als seine früheren Leistungen dieser Art, da er jene Sentimentalität, an der er früher laborirte, glücklich überwunden, auch die Sprache mehr in seine Gewalt bekommen hatte. Ueberhaupt entfaltete Tollens besonders seit dieser Zeit immer mehr den ganzen Reichthum seines Geistes, da er jetzt weniger beengt

Digitized by Google

von widerlichen Lebensverhältnissen war, denn sein Vater hatte sich endlich mit der Lebenshast seines Sohnes zur Poesie aufgesöhnt und Tollens benutzte die ihm hierdurch gewordene Freiheit zu seiner weiteren dichterischen Ausbildung.

Noch in demselben Jahre (1802) traten seine Dichtliebende mengelingen an das Licht und damit stellte sich auch sein eigentlicher Beruf als Dichter immer entschiedener heraus. Sein „Proevo van gourige dichtbloemen op Franschen bodem geplukt," das 1803 in Gravenhage erschien, enthält mehrere sehr gelungene Uebersetzungen französischer Volkslieder, die einen Beweis von der Meisterschaft ablegen, mit der Tollens seine Muttersprache in der Gewalt hat und sie dem Versmaße der französischen Originale anzuschmiegen weiß. Tollens hat später diese seine Jugendarbeiten ziemlich streng beurtheilt, allein wir dürfen dem Geschick nur dankbar sein, welches und dieselben fast wider seinen Willen erhalten hat; denn hätten sie wirklich keinen poetischen Werth, so würden sie doch immer ein Mittel geben von dem eigentlichen Gange seiner poetischen Entwickelung und sie würden deshalb für den Biographen wie für den Literaturhistoriker immer von Bedeutung sein.

Im Jahre 1805 erschienen seine: Proevo van minnezangen en idyllen in 8. zu Amsterdam, denen 1808 die erste Auflage seiner Gedichte folgte. Das Erscheinen derselben wurde in ganz Holland mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt. Die erste Auflage war reißend schnell vergriffen, eben so die zweite und alle die folgenden, bis 1831 die fünfte Auflage derselben in drei Bänden erschien. Tollens Gedichte sind in vierzigtausend Exemplaren in Holland verbreitet, gewiß ein außerordentlicher, unerhörter Fall in diesem kleinen Lande.

Im Jahre 1809 gab Tollens seine Minnedichtjes in Gravenhage heraus, denen 1817 eine Sammlung von Volksliedern folgte, die er im Verein mit H. J. Brandt publicirte und die der talentvolle niederländische Componist J. W. Wilms componirte, was zu ihrer Verbreitung im Volke nicht wenig beitrug. Von diesen Volksliedern, die noch heute in Holland viel gesungt werden, existiren vier verschiedene Ausgaben, die alle im Jahre 1817 erschienen sind.

Im Jahre 1820 trat Tollens zuerst mit einer Sammlung von Romancen, Balladen und Legenden hervor, die er meist englischen und deutschen Dichtern entlehnt hatte. Diesen Tollens sich in früheren Jahren vorzugsweise mit den romanischen Sprachen beschäftigte, so fühlte er sich später hauptsächlich zu den Geistesschätzen der Germanen hingezogen, namentlich lernte er die Deutschen achten und lieben. Unter den aus dem Deutschen übersetzten Balladen zeichnet sich sein „Ritter Toggenburg" aus. Im Jahre 1828 erschien in Haage eine zweite Auflage dieser mit so vielem Beifall aufgenommenen Sammlung.

In den Jahren von 1829—33 hat Tollens seine zahlreichen Verehrer durch die Herausgabe einer Liedersammlung: „Nieuwe gedichten", Hage, 1824, 2 Thle. in 8., eines einzelnen, sehr anmuthigen und lieblichen Gedichtes: Het lenteroosje, Amsterdam, 1832, in 16, componirt von J. Berlijn, und durch eine sehr gelungene Uebersetzung der Lieder des bekannten deutschen Dichters Mathias Claudius (Liedjes van Claudius, Leeuwarden, 1833, in 8.), erfreut.

Wir Deutsche haben Ursache Tollens für den regen Eifer, dankbar zu sein, mit dem er die Liebe zur deutschen Literatur in den Niederlanden anfachte. Claudius ist durch seine Bemühungen in Holland ein eben so populärer Dichter geworden, als er es einst in seinem Vaterlande war, das den wackeren Adacteur des Wandsbecker Boten fast schon vergessen hat.

„Mag die wechselnde Mode", so sagt Tollens in Bezug auf Claudius, „sich selbst im Reiche der Literatur Geltung verschaffen, so wird, wie ich hoffe, es doch nie an Herzen, die durch die kindliche Reinheit unseres Claudius entzückt werden, noch an Köpfen gebrechen, die den tiefen Sinn erkennen, der sich unter seiner kunstlosen Einfalt verbirgt."

Im Jahre 1839 gab Tollens eine Sammlung von Dichtbloemen bij de nabuuren geplukt heraus, gleichfalls Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen, die zu den besten gehören, die je aus seiner geistreichen Feder geflossen. Ein holländischer Kritiker nennt diese Dichtbloemen wahre Kunstjuwelen. „In ganz Holland" ruft er aus, „sind sie geachtet und bekannt. Wiele unter ihnen sind, obwohl dem Namen nach Uebersetzungen, doch durch Tollens geistreiche Bearbeitung so ganz zu seinem Eigenthum geworden, daß man sie füglich als Originalschöpfungen betrachten kann."

Im Jahre 1840 gab Tollens eine Sammlung zerstreuter Gedichte „Verstrooide gedichten" heraus, worin er die besten Gedichte aufnahm, die früher schon von ihm erschienen waren, damit das Werthvolle unter seinen Jugendarbeiten um so leichter vergessen werde. „Gewiß", so sagt Tollens in der Vorrede zu dieser Sammlung, „hat wie ein Dichter, dem man später einen Platz in der Ruhmeshalle hat anweisen wollen, bei einem solchen Mangel an allen vorbereitenden Studien, bei einer so großen Armuth an allen Hülfsmitteln sich rücksichtslos auf den Kampfplatz gewagt, denn ich, und darum ist es auch für mich vom größten Belang, das Machwerk meiner Lehrjahre zu unterdrücken und die weitere Verbreitung desselben zu hindern."

Man hat Tollens, diesen gefeierten Liebling der Niederlanden, nicht selten mit Holty und Matthisson verglichen, ihn auch wohl den niederländischen Bürger oder den holländischen Claudius genannt. Allein alle diese Vergleiche sind nicht erschöpfend; Tollens reiche Originalität vereinigte den süßen Zauber, die tiefe Kindlichkeit, die Zartheit Holty's mit der elegischen Weichheit, der tiefen Empfindung Matthisson's, der Kraft und Genialität Bürger's u. der Frische u. der Herzenseinfalt unseres Claudius.

Bücherschau.

Andersens gesammelte Märchen, illustrirt von v. Pedersen. Leipzig, Carl B. Lorck.

Was die Worte für den Gesang, das sind diese Bilder für die lieblichen, so wohl bekannten Märchen. Wie Andersen und mit Worten die lockendsten Bilder malt, so vergessen wir auch diese Zeichnungen als das Zauberische und Mährchenhafte derselben, sie sind nicht — was Bilder sonst so oft sind — äußerliche Zugaben zu den Märchen, sondern innig mit ihnen verwachsen, einen Theil von ihnen bildend. Dieselbe Naivetät, dieselbe Phantasie spricht aus den Bildern, die wir so lange schon in den Märchen kennen. Man merkt es, daß der Künstler, obwohl unser Dilettant — Herr Pedersen ist Lieutenant in der dänischen Marine — an dem Busen derselben Natur geruht hat, die den Dichter großzog, und seine Künstler-Gesellschaft wird ihm, als nicht günstig, den Eintritt verwehren können.

C. F. Alexander, Freiheit und Nationalität, Briefe aus dem Norden. Kopenhagen, S. L. Möller.

Eine Art Tagebuch, in dem sich der Verfasser, je nach seiner augenblicklichen Stimmung, auf verschiedenartigen Gebieten ergangen hat. Die Ueberschriften der einzelnen Kapitel oder Briefe zeugen hiervon. „Constitution Dänemarks," „kirchliche Freiheit," „Freiheit des Studirens," „die Harmonie des nationalen und cosmopolitischen Bewußtseins als Basis der erwarteten Poesie der Zeit," und „Beiträge zur Charakteristik der Nationalität der Herzogthums Schleswig" sind jedes wohl ein Stoff, der selbst bei oberflächlicher Behandlung leicht einen größeren Raum einnehmen dürfte, als ihnen allen zusammen in diesem Büchlein gewährt ist. Sie machen aber hier auch eben schwindet keinen anderen Anspruch, als eine subjective Ergüsse, vom Augenblicke eingegeben, angefertigt zu werden, und als solche müssen wir sie freundlich hinnehmen, und das Gute, das sie uns bringen, — sei es auch noch so wenig — dankbar anerkennen. Es ist aber nicht so wenig Gutes, das wir darin finden. Das Heft ist in zwei Abtheilungen getrennt, von denen die erste der Freiheit, die zweite der Nationalität gewidmet ist. Jene trägt das Motto:

„Politische Freiheit ohne Freiheit des Geistes ist Sclaverei."

und faßt die drei ersten Briefe in sich; Diese die bekannten Verse von Schiller:

„Allein das Schreckliche der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!"

Wir heben als das Bedeutendste den dritten und fünften Brief hervor. — Der Verfasser fordert mit uns Allen die „Freiheit des Studirens;" er will die Universitäten befreit wissen von den drückenden Banden veralteter Formen. Er sagt:

„Einer unserer jüngeren Schriftsteller hat in einer interessanten kleinen Schrift unsre Universität den Tempel der Langeweile genannt, und es kann nicht geleugnet werden, daß jener Titel die gegenwärtige Stellung unserer Universität charakterisirt. Die Universität muß es verstehen, den Studirenden anzuziehen, sie muß sich bestreben, wie die Gelehrte dem Gelehrten — immer neu zu erscheinen; will sie seine Aufmerksamkeit erregen, muß sie sich besonders hüten, ihm Langeweile zu verursachen; denn Langeweile ist das Grab der Liebe. Man wird überdrüssig, sich immer in den alten Formen bewegen zu müssen; so wie niemals ein absolut ruhender Zustand in der Welt der Gedanken vorkommt, — denn hier ist Alles Leben, und die verschiedenen Ideen kreuzen sich wie Blitze im Universidhem — so kann auch eine Universität, die ihrer Idee entsprechen soll, niemals sich zu einem unveränderlichen Ganzen consolitiren, ohne Gefahr zu

Digitized by Google

laufen, ihre Ufdämme zu verbreiten, die vorwärts eilend auf dem flüchtigen Strome der Zeit, zum Abschied noch einen mitteldigen Blick zurückwerfen auf die vergebens Rehende, langweilige Gebiete."

Dann geht er weiter, und forscht den Mängeln nach, an denen unsere Universitäten leiden; ziehen wir die Quintessenz aus seinen Betrachtungen, so ist es eben der steife, erstdenende Geist des Absolutismus, der Burcaukratie, den wir aus dem Staatsleben anzugreifen streben, und der auf der Universität noch in voller Blüthe und Pracht dastebt. Der legte Abschnitt handelt von der Nationalität Schleswigs, und zeigt in lobliger und leidenschaftloser Klarheit, aus welchen Bevölkerungselementen das Herzogthum Schleswig zusammengesetzt ist. — „Fanatiker des Deutschthums" werden mit Entrüstung lesen, wenn der Verfasser nahe am Schlusse sagt:

„Die Bewohner Schleswigs haben gezeigt und zeigen noch beständig, wenn auch ihre Nationalität ihre Muttersprache ist, daß sich diese doch in einer Hauptrichtung gleich ist, in der Neigung zu Dänemark."

Wer aber mit offenem Auge und redlichem Sinne zu Werke geht, der wird sich sagen müssen, daß Schleswig seinem Ursprunge und seinen Volksstämmen nach eben so entschieden dänisch ist, wie Holstein deutsch. Hier einige Abschnitte aus diesem Aufsatze zum Beleg.

„Als der Hülfersruf der Parthei führer der schleswig-holsteinischen Bewegungen nach Deutschland hinübergetragen wurde, stimmten Jünglinge von begeisterten, edelmüthigen Jünglingen herbei, sie weil, ten das bedrängte Schleswig, das sie sich als ein Land der Knechtschaft und Bevormundung, von seinen Unterdrückern befreien; aber wie entsetzten sie, als sie ein blühendes, wohlhabendes Land erblickten, worin Aleeblätter, Vorkämpfer für Deutschlands Freiheits-Ideen schwärmten, worin aber die Mehrzahl der Bewohner den Krieg verwünschten, und lieber die alte Herrschaft beibehalten hätten, oder wie sie sich ausdrückten, es beim Alten bleiben lassen." Besonders Preußen und Hannoveraner bewerkten diesen Zustand in dem Herzogthume, und Briefe berichten, sie sie nach ihrer Heimath fanden, sprachen offen die Behauptung aus, „wenn wir nördlich der Stadt Schleswig und befänden, so müssen wir schon sagen, daß wir in feindlichen Lande sind." — Die Stimmung der Frankfurter in Erwägung gezogen werden. Betrachten wir aber das kleine Schleswig, welches das Herzogthum Schleswig bewohnt, so zeigen sich auf den ersten Blick drei verschiedene Nationalitäten, nach drei verschiedenen Stämmen, nämlich Juten, Angeln und Friesen. Die Geschichte hat auch genugsam gezeigt, daß diese drei Stämme Jahrhunderte hindurch ihren Wohnsitz im Schleswigschen behauptet haben. Während die Juten sich mit ihr Eigenthümlichkeit als durchaus dänisch betrachten, und mit Haß und Verachtung auf Alles, was deutsch heißt, blicken, so sind die Angliter nur theilweise mit einen einverstanden, indem die südlichen Bewohnenden sich dagegen fühlen zum großen Deutschland, wo sie eine höhere Bildungsstufe, eine größere Humanität vermuthen. Die Friesen bilden eine abgeschlossene Nation für sich, so sind sowohl dem Deutschen wie dem Dänen fremd. Als aber der Kampf zwischen Deutschland und Dänemark begann, da traten sie auf die Seite jenes Landes, indem sie glaubten, daß sie sich Deutschland besser anraffen konnten, als Dänemark. Unser diesen drei Hauptnationalitäten mußte sich noch auf zwei andere Klassen der Bewohner des Herzogthums aufmerksam machen. Im südlichen und zum Theil auch im mittlern Schleswig finden sich viele der eingewanderten Arbeiter; deren Sympathien für ihr früheres Vaterland nie schwanden, und welche Alles aufboten, um Schleswig auch zu einem deutschen Lande zu machen. Ihre Zahl ist nicht sehr groß, aber sie besteht zum Theil aus Fanatikern. — So sollte sich nun auch in Schleswig, wenn es ein eigentlich deutsches Land wäre, eine bedeutend deutsche Stimme zeigen. Wie finden diese aber nirgends in Schleswig, ohne doch nur in einem durchaus unbedeutenden Grade. Dahingegen sind die Sitten und Gebräuche des Nordens überall im Schleswigschen zu finden. Ich will mir auf einiges aufmerksam machen. Wir finden dort (in Schleswig) die engsprurigen Wagen; — manche deutsche Landwirth, der sich im Schleswigschen aufhielt, hat oftmals die engen Spuren tiefer Wege, besonders im Herbste, verwünscht. — die Bauart der Bauernhäuser ist eine andere, als diejenige, der wir in Deutschland der Mehrzahl nach begegnen, die Scheune, Wohnhaus, Stall und Stube mannigfaltig miteinander verbunden sind. Da ist recht der braune, gemüthliche Character der deutschen Bauern. Die Kleidung der Bewohner Schleswigs hat auch größtentheils in allen Gegenden ebenfalls des Character des Nordens. Dieser giebt sich auch in vielen abweichenden Festgebräuchen zu erkennen, die jährlich dort gehalten werden. Ebenso feiert man im Schleswigschen gewisse Feste, die im Süden nicht gebräuchlich sind, und somit dahingegen wieder manche Feste dort nicht, die hier Statt finden. —

Wenn von dem schiefen Verhältnissen der Deutschen im Schleswigschen die Rede war, und von der großen Abneigung, die man gegen die Deutschen hatte, so muß bemerkt werden, daß man unter „Deutschen" Schewig-Holsteinisch-Gesinnte verstand. Dieser Name war zu lang und man gebrauchte den Ausgrus: Deutschgesinnte, oder Deutsche. Damit wollte man zuerkannt nicht mit einem Fuße gegen die ganze deutsche Nation Partei nehmen, oder diese Truppen, welche unter Wrangels Oberbefehl Schleswig eroberten, benahmen sich größtentheils Alle so, daß man dem Feinde die gebührende Achtung durchaus nicht verlegen hat."

Wie empfehlen das Büchlein auf's Angelegentlichste diesen letzten Artikel dem deutschen Publikum, daß, wenn es den romantischen Berichten vieler seiner „Freischaren" gelauscht hat, beherzigen auch an den alten Spruch denken wird: audiatur et altera pars.

C. O.

Het taalverbond. Letterkundig Tydschrift onder het bestuur van J van Beers, en met de bestendige medewerking der hyzonderste vitemeske schryvers. Antwerpen, Buschmann, 1848.

Der Mangel an einer gesunden und wissenschaftlichen Kritik macht sich nirgends fühlbarer als in Holland und Belgien. Die holländischen und vlämischen Schriftsteller kennen bei dem geringen Umfange ihres Vaterlands sich meist alle persönlich, und dieser Umstand hat natürlich auch Einfluß auf die Kritik, so wohl sein Mensch vermag sich auf einen ganz objectiven Standpunkt zu stellen und persönliche Zu- oder Abneigung nahrer Urtheil stets modificirt. Dazu kommt noch, daß die vlämische Literatur noch eine junge, eine im Kampf begriffene ist. Jeder Bundesgenosse in dem großen nationalen Kampfe, dessen Schauplatz Belgien ist, muß von den Flamländern mit Freude begrüßt werden. Und eine junge Literatur bedarf eben so wie junge Talente der Aufmunterung. Daher kommt es, daß die Kritik in Belgien auf keiner so hohen Stufe steht, wie namentlich in England und Deutschland, daß sie besonders auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch machen kann. Der nordische Telegraph, treu seiner Mitterrolle zwischen den verschiedenen Völkern germanischen Stammes, wird die niederländischen Geistesregungen mit Unparteilichkeit besprechen und er hofft, durch diese seine strenge aber gerechte Kritik, einen doppelten Zweck zu erreichen: einmal zur Reinigung und Läuterung des Geschmackes in den Niederlanden selbst beizutragen, und zugleich Deutschland mit den niederdeutschen Geistesprodukten bekannt zu machen, dasselbe hinzuweisen auf die reichen Geistesschätze unserer niederdeutschen Brüder und auf viele Punkte eine engere Verbindung, einen engern Austausch der Ideen zwischen beiden Nachbarvölkern zu bewerkstelligen.

Der obenerwähnte Jahrgang der literarischen Monatsschrift „het taalverbond, liegt uns zur Beurtheilung vor. Dies Unternehmen ist schon darum ein brauchrungswerthes, da die bedeutendsten niederdeutschen Schriftsteller dabei betheiligt sind. Namen wie Conscience, A de Laet, Snellaert, Hermans und Andere haben überall einen guten Klang. Conscience bringt eine Novelle „Louis Claras", A de Laet, bekannt durch seine lyrischen Gedichte und seine größere Novelle: „Das Haus van Wesembeke", die novellistische Bearbeitung einer Antwerpner Volkssage unter dem Titel: „eine Hochzeit im 16. Jahrhundert"). Jungen Zetterman eine Erzählung: die „Zauberrose." Alle diese verschiedenen Produkte sind gelungen zu nennen, es sind reine, zarte Geistesblüthen, die Niemand, der überhaupt Sinn für eine echt germanische Poesie hat, unbefriedigt aus der Hand legen wird. Namentlich sind die Sittenschilderungen meisterhaft. Weniger hat uns die Novelle: der „Friedling" von Van Teelen angesprochen, da sie, obgleich durchgehends zart und edel gehalten, doch an einer gar zu großen Breite und Weitschweifigkeit leidet. Ferndig hat es uns überrascht auch Uebersetzungen aus dem Deutschen und dem Dänischen anzutreffen, die Flamänder müssen sich die deutschen Geistesprodukte durch gute Uebersetzungen zu eigen zu machen suchen, denn nur durch ein wohlständiges Eingehen in die Geistesrichtung ihrer germanischen Nachbarn und in Beobachtung mit ihren stammverwandten Nachbarzweige vermögen sie ihrer Literatur den Ebenmaß zu sichern, den sie verdient. Aus dem Dänischen hatte Dan den Hove Andersens Märchen: die „Stopfnadel" übersetzt. Manuels übersetzte: „die feindlichen Brüder" aus Berthold Auerbach Dorfgeschichten. Wenn auch die Uebersetzung selbst im Allgemeinen eine gelungene zu nennen ist, so kann doch die Wahl bei Stoffe nur als eine unglückliche bezeichnet werden. Der größte Reiz der Auerbachschen Dorfgeschichten besteht in ihrer Naivetät, die ihrer Seits wieder durch den reizenden schworzwälder Dialekt ergiebt wird, der sich, wie alle provinziellen Eigenheiten in einer fremden Sprache nicht sinnlich wiedergeben läßt. Herr Vance hat durch seine Uebersetzung der Zilier in Hermanns wiederholt gezeigt, daß die vlämische Sprache am Biegsamkeit dem Hochdeutschen nicht nachsteht. Der weiteste Spielraum giebt in dieser Zeitschrift einen kurzen, leider noch nicht vollendeten Abriß der Geschichte der niederdeutschen Literatur. Die Behandlung dieses so reichen Stoffes ist licht- und geistvoll, die Sprache voll Reinheit, Klarheit verräth den feinen, kritischen Geist des Verfassers. Die lyrischen Gedichte, welche der taelverbond mittheilt, gehören zu den schönsten Blüthen der vlämischen Poesie und wir können den Wunsch nach einer deutschen Bearbeitung derselben nicht unterdrücken. Die zahlreichen literarischen und biographischen Notizen, die jedes Heft seinen Lesern mittheilt, sind um so schätzenswerther, da es so schwierig ist sich dieselben auf eine andere Weise in Deutschland zu verschaffen.

— r.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

△ Kopenhagen, den 24. Decbr. Nach allen den Stürmen und dem bewegten Leben, welche die Neugeit auch und gebracht hat, mitten im Kriegsleben, wenigstens während der Rüstungen, und unter einer vielbewegten politischen Entwickelung hat uns das Weihnachtsfest einmal wieder erreicht. Man

*) Siehe Nord. Telegr. Nr. 11, 12 u. 13. Feuilleton.

Digitized by Google

hätte es nicht erwarten sollen, daß es, wie sonst, uns viele Gaben im Gefolge der Kunst und Literatur bringen würde: „die Musen schweigen sonst, wenn die Waffen klirren“, es hat und aber reich beschenkt, für unsere engen Verhältnisse, reicher wie je. Es hat sich auch Jeder zum Vergnügen und Genuß gerüstet, und die Bühne, die Ausstellungen haben sich eines zahlreichen Besuches von Kunst- und Schaulustigen zu erfreuen gehabt. Unter den Anstellungen müssen wir das Magazin der Herren Bing und Sohn erwähnen, das in Reichhaltigkeit an fast allen dem Bereiche der Kunst, der Literatur und des Luxus gehörenden Gegenständen eine Mannigfaltigkeit aufzuweisen hat, die mitunter überraschend ist; viele werthvolle und viele Sachen von wirklichem Kunstwerth, als vorzügliche Malereien von in- und ausländischen Künstlern zogen uns an diesen Magazin hin. — Doch wir wenden uns zu der Literatur, die auch aller Stitte, sowohl durch ältere als neuere Producte, um diese Zeit unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die älteren Sachen haben die Gewohnheit, sich zu Weihnachten in Marocain und Goldschnitt zu präsentiren, viele von ihnen hätten diesen Putz gar nicht nöthig. Die neueren, unter der neuen Sachen erscheinen meistens im Anglaise oft auch Laune, oft aber auch, weil sie buchstäblich keine Zeit gehabt haben, sich zu putzen; sie sind noch jung und unbesprochen, sie haben oft während des Festes gar keinen anderen Lauf als den, als Tochter einer ehrwürdigen, oder witzigen, oder schertzhaften, oder genialen Familie angehören: — nahezu bekommen sie Ruf genug, mancher glaubt Jener sie zu kennen und eine richtige Meinung über sie zu haben. Von solchen Neuigkeiten nennen wir zuerst Oehlenschlägers „Digtekunsten i Poesier“ (die Dichtkunst in Poesien) und „Regner Lodbrok“ ein Heldengedicht, zwei Werke, womit der große Sänger uns auf einmal beschenkt hat. Das erstgenannte ist ein schöner, vollendeter Strauß, zusammengebunden von der Hand der verschiedenartigsten Blumen, aber von einem Gärtner, der es versteht, einen Strauß zu binden. Das Buch enthält wohl die Quintessenz von Oehlenschlägers Vorlesungen über die Aesthetik, es ist aber keine nure poetica in dem Sinne eines Horaz'y, es giebt keine technischen oder practischen Regeln, es führt den Leser durch die Dichtungen hindurch, die reichen Schätze der Dichtkunst, und schenkt ihm — nicht eine Lehre der poetischen Kunst, sondern vielmehr eine Lehre, wie er die Poesie genießen und in sich aufnehmen kann. Eine Fülle von Phantasie und seichen, klaren Gedanken strömt uns aus den kleinen, angehenden Werke entgegen, und mit Recht heißt es in der vorstehenden Vorrede: „Und grün ist jedes Blatt an seiner Gicke.“ „Regner Lodbrok“ ist eins jener nordischen Gedichte, die nur Oehlenschläger zu schaffen vermag, es schließt sich an den Kranz seiner übrigen Heldengedichte, und wenn er den letzten Gesang und das ganze Gedicht mit den Worten schließt, daß „der Sänger Dänemarks jetzt wieder die Harfe an seiner Borgen-Eiche hängt“, dann thuen uns noch einmal „und grün ist jedes Blatt an seiner Eiche“, von dem vorhergehenden Werke entgegen. — Von Winther ein Band lyrischer Gedichte, aus denen eine wohlthuende Verschönung, ein Frieden, oft eine religiöse Stimmung sprechen, die zu dem früheren, oft mißmuthigen Ton seiner lyrischen Gedichte in einem schönen Contrast stehen. „Johan Homo“, 2. und 3. Theil, von Bindun-Müller; die zwei letzten Bände einer größeren Dichtung, von welcher vor sieben Jahren, der erste Band großes Aufsehen erregte. Diese zwei letzten sind mit Spannsucht von den vielen Verehrern des Dichters erwartet und ihre Erwartungen wohl, wo möglich, übertroffen worden. „Nordiske Mythen“ (Nordische Mythen) einige von Snorrasson und Arenen mit vielem Talent aus der jüngeren und älteren Edda ausgezogene Fragmente. „Tabt og vundet“ (Verloren und gewonnen), eine, wie man es von dem Verfasser von „eine Wanderung im Süden“ und „das Meerweib“ dem Pseudonymen, Emanuel St. Hermilad, zu erwarten hatte, vortreffliche „Seelenmalerei“, mit einem Reichthum an Charakterschilderungen, an Naturscenen, mit einer Tiefe und einer ergreifenden Wahrheit, mit einer Kraft und Fülle der Sprache ausgestattet, die nur mitunter wo es über das Terrain des Romans hinausstreift, wie meinen zu sehr in Details geht. — „1848“ ist der Titel eines fünfaktigen Dramas, das so eben erschienen ist. Verfasser anonym, mit den Buchstaben H. H. U. bezeichnet. Herp's „Waldemar Atterdag“, Drama in 5 Acten. Eine schöne, klare Schilderung von Waldemar Atterdag und seiner Zeit. Es heißt in der Vorrede dieses Dramas: „Die Parole jener Zeiten war eine andere, als die jetzige, und in der jetzigen, so waren es Aufruhr, politische und internationale Kämpfe, Streit zwischen wirklichen und eingebildeten Rechten, welche sich damals geltend machten.“ H. C. Andersen schenkte uns außer „die zwei Baronessen“, die Ihnen schon bekannt sind „das Dauerwert der Kunst“, ein Vorspiel zu dem hundertjährigen Fest des Königlichen Theaters, ein keck hingeworfenes, von Frische und Witz durchströmtes Bild, das uns oft mit aller Macht einer nationalen Poesie ergreift, und somit am besten beweist, welch' starker Wall, welches Dauerwerk, „heilig wie eine Kirche, und von der Sprache erbaut wurde“. Im engeren Sinne stellt Andersen Holberg, den Schöpfer der dänischen Bühne, als das Dauerwerk der nationalen Kunst hin. — An Musikalien wurde uns ein „Weihnachtsgruß an Groß und Klein“, kleinere Compositionen von dänischen Componisten als Gade, Gebauer, Hartmann, Lumbye, Löbenskjold, Rawsklide, Rée, Rongsted, Rung, Blumers gebracht, ein nichtiges Heft, recht als Geschenk passend. Sie werden ja diese Neuigkeiten erhalten und ausführlicher besprechen, wir haben ihrer hier bloß Erwähnung gethan. — Das Fest des Theaters-Festes muß noch erwähnt werden, daß folgende Werke dänischer Künstler und dänischer Componisten, außer H. C. Andersens Vorspiel, nämlich: Ouverture zu „das Urtheil“ von Schall, Ouverture zu „Faust“ von Weyse, die Scenenmusik, Comödie von Holberg, Ouverture zu „William Shakespeare“ von Kuhlau und endlich ein neues Ballet „eine Taiterne magique“ von Bournonville, ein ebenso geniales wie meisterhaft ausgeführtes Werk, zur Aufführung gelangten. Die erste Scene des Ballets stellt das Kabinet Philemons dar, der von seinen Kukeln an festem hundertjährigen Geburtstag umgeben ist. Man veranstaltet ein Fest für ihn; er schläft, in schönen Gruppirungen umgeben die Gäste Tassel, worin er ßpt, und bei diesem Erwachen sieht er sich von ihnen überrascht. Seine Sehnsucht nach dem Theater wird erweckt, und die zweite Scene zeigt uns ein neues Saal, zu theatralischen Vorstellungen eingerichtet, wo man den Greis festlich empfangt, auch Kinder mit Geschenken umringen ihn. Eine Laterna magica soll ihm die schönsten und liebsten Erinnerungen aus der Theaterwelt der ältern Zeit vorführen. In der Ferne sieht man das alte hundertjährige Schauspielhaus, die Zier Armida verwandelt es in einen Zauberpallast. Holberg und Ewald geben ihr die Weihe. Nach und nach schweben Portraitäs von den verstorbenen großen Künstlern unserer Bühne und Scenen der dramatischen Werke, in welchen sie besonders geglänzt haben, vorüber: Rose, als Bielgeschrei in Holbergs „Stundenlöse“. — Schwarz und Madame Preisler in „Emilie Galotti“. — Kessling und Caroline Walter in Ewalds „Balurd Tapp“. — Galeotti und Baurnonville der ältere in Scenen älterer Ballette. Knudsen in einer Gruppe von dänischen Scenen, Lindgreen in einer Scene aus Holbergs „Jeppe paa Bjerget“ (Frydenhøi) dem Thale ihren Krang reicht, Nyge, dessen Name Meisterwerke in einen Buntastein eingrübt. Das Ballet endigt mit verschiedenen Tänzen, welche die Jetztzeit darstellen und mit einer Gruppirung der Personen unter die Phöbus Apollo, die Gottheit des Lichtes, der Wärme und der Kunst, tritt. — Löbenskjolds neue Oper, die ich schon früher erwähnt habe, wurde endlich aufgeführt. Das Sujet ist, wie ich Ihnen schon schrieb, Kopebues „Feuerprobe“ in einer Bearbeitung. Die Musik ist schön, melodiös und hübsch instrumentirt. Als besonders schöne Partheien heben wir das Finale erster Scene und die darauf folgenden zwei Duette hervor, — Von fremden Virtuosen hatten wir bis jetzt wenig Besuch; unter den Concerten zeichnete sich einer auf dem Hofbeater von Violettanten zum Besten der bedrängten Schleswiger vortheilhaft aus, es mußte wiederholt werden; von dem Hofmusikus Berwald wurde ebenfalls ein Concert gegeben, um aus dem Ertrage ein Denkmal für die gefallenen Norweger und Schweden Löbenskjold, Lejeunjusund und Sommeltus zu errichten. Die italienische Oper scheint ganz Geschäfte zu machen, und verdient es auch; sie hat schöne Kräfte und weiß sie zu verwenden. — Noch haben wir Gläsers und Andersen Oerr in Aussicht, so wie die Musik, die uns theils unser Stangen Zeroline, der von einem längeren Aufenthalte in Paris zurückgekommen ist, und der neue Tenorist Herr Wolff bereiten werden, der Erstere wird mit Don Juan seine neues Repertoir anfangen, der Letztere ist schon in Mehuls „Jakob und seine Söhne“ als Joseph mit Beifall aufgetreten und wird nächstens als George Brown in „die weiße Dame“, „Robert“ und „Wilhelm Tell“ auch anderen Temperarien sich versuchen. Auch das Drama wird nächstens zwei Neuigkeiten „Gustav III.“ und „St. Olafs Tag“ von den Pseudonymen B. Michael bringen, das erstere weiß schon einführt. — Unsere nördlichen Nachbarn aus Schweden und Norwegen besuchen uns häufig, unter den Ersteren befindet sich die Dichterin Frederike Bremer, die sich hier den Winter aufhalten wird; auch Ole Bull nimmt man an, wird später unser Gast sein.

Belgien.

In ganz Europa herrscht mehr oder weniger eine gewaltige Gährung, die der Förderung literarischer, artistischer und wissenschaftlicher Zwecke nicht gerade günstig ist. In Belgien hingegen geht Alles seinen geordneten Gang und die Theilnahme an Literatur und Kunst wird dort statt zu erkalten täglich reger. Mit besonderer Freude begrüßen wir die zuerst von Deutschland aus angeregte lebhafte Theilnahme an den Sängerfesten. Die Sängervereine und deren Zusammenkünfte wirken namentlich sehr belebend und anregend auf die volksmäßen Liederdichter, deren Lieder durch dieselben schnell bekannt und bald zu ächten Volksliedern werden, sich gleichsam zu

Digitized by Google

Fleisch und Blut im Volke verkörpern und tief in das Leben eindringen. Das Streben der Sängervereine wird namentlich dadurch sehr begünstigt, daß sich neuerdings viele sehr talentvolle Tonkünstler mit der Composition vlämischer Lieder beschäftigen. Die Vlamänder haben im Allgemeinen bei Weitem mehr Sinn für die Musik als ihre nördlichen Nachbaren, die Holländer; mit lebhafter Bosliebe wenden sie sich der lustigen Melodie und gutsingenden, wenn auch nicht so glänzenden deutschen Musik zu, die auch der Natur ihrer Sprache, wie ihrem Charakter mehr zusagt als die französische und italienische Tondichtung.

Der Sängerverein „Kunstacht" zu Mendelfet bei Gent, der die beherzigenswerthen Worte: „In Vlaenderen vlimoet" als Motto führt, veranstaltete unter Mitwirkung zahlreicher Brudervereine ein glänzendes Sängerfest. In Gent hat sich vor Kurzem gleichfalls ein Sängerverein gebildet, der den etwas mittelalterlichen Namen: de Klauwaerts führt und der außer vlämischen Chorgesängen auch deutsche Dichtungen vortragen wird.

Wenn wir einmal von Festen reden, so dürfen wir auch jene Feier nicht unerwähnt lassen, die die Rederykkamer „die Rose" zu Leuwen, welche Stadt bekanntlich auf der Scheidelinie des vlämischen und wallonischen Beigiens liegt, kürzlich zu Ehren des Mathias de Layneé, des Baumeisters des Stadthauses zu Leuwen, dem man unlängst ein von Pieter d'Anton ausgeführtes, sehr gelungenes Stadtbild gesetzt, veranstaltet hat. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine neue „taal en toonoefeukunding" Gesellschaft „die Eichel" gegründet und mehrere der dortigen Gilden haben das Vlämische zur officiellen Sprache bei ihren Verhandlungen erhoben.

Erfreulich ist die Theilnahme des das Publikum dem Theater schenkt, das in ganz Belgien immer kräftiger emporblüht, obgleich das vlämische Theater von Seiten der Regierung durchaus keine und von Seiten der Communalbehörden nur eine geringe Aufmunterung erfährt. — So hat der Gemeinderath in Gent der dramatischen Gesellschaft „die Fenixisten," zur Beförderung der Kunst und Poesie eine jährliche Unterstützung von 1000 Franken bewilligt.

Unter den vlämischen Dramen der Neuzeit hat namentlich das Schauspiel Maria Anna und ein kleines Lustspiel „die Landwehr" (De Duivenmelkers) das auf der geistreichen Feder der Herren Van Driessens und Hendrik Peeters geflossen und womit die Gesellschaft „de Hoffnung" ihre diesjährigen Vorstellungen eröffnete, sehr gefallen.

Das Stück Lazaro de Vechocder, womit die Gesellschaft Jong- en Leerzaamheid zu Antwerpen die Eröffnung ihrer Bühne feierte, hat Fiasco gemacht.

Unter den neu erschienenen Büchern erregt besonders eine Gedichtsammlung des verdienten Prunpedens van Duyse, die unter dem Titel: bet Klaverdad (das Kleeblatt) erschienen, unser Interesse. Der bekannte Lyriker Ledmo hat eine Dichtung „Aen Belgie;" aus dieser dagen herausgegeben, über welche verschiedene vlämische Blätter ein sehr günstiges Urtheil fällen.

Die literarische Gesellschaft Dageraad zu Turnhout hat eine Gedichtsammlung unter dem Titel: „Duwwiceppeln" (Thauwropfen) veröffentlicht, eine Art Musenalmanach, der gegen gewaltig größere und kleinere Dichtungen verschiedener, größtentheils schon bekannter Verfasser enthält.

Man trifft jetzt Anstalt zur Herausgabe eines altfranzösischen Manuscripts, was für die Freunde der altfranz. Literatur von Interesse sein dürfte. Die Bibliotheque de Bourgogne zu Brüssel, die bekanntlich nur Handschriften, gegen 10,000 enthält, und darunter viele Schätze von Wichtigkeit für die spätere französische Literatur des Mittelalters, ist auch im Besitze eines ungedruckten Romanes aus dem Sagenkreise Carl's des Großen. Das Manuscript trägt die Jahreszahl 1454 und führt den Titel Conquestes de Charle-Maine und ist mit zahlreichen Miniaturen, grau in grau, geschmückt. Ueberhaupt sind die Manuscripte der Bibliotheque de Bourgogne noch lange nicht genug benutzt, fleißige Forscher dürften noch eine reiche Ausbeute daselbst finden; für deutsche Geschichte ist sie von geringerer Bedeutung, aber von Wichtigkeit für die politische und literarische Geschichte Burgunds und des Hennegau.

Die Gesellschaft: de taal is gansch het volk zu Gent beschäftigt sich gegenwärtig mit den Vorbereitungen zu einem Congreße vlämischer und holländischer Schriftsteller, der demnächst in Gent zusammentreten wird. Die Aufgabe dieses Congresses ist angeblich Beförderung der niederdeutschen Nationalität und eine Vereinbarung der vlämischen und holländischen Sprache in Bezug auf Orthographie und Grammatik.

Bei dem Interesse, das die vlämische Bewegung überall in Deutschland erregt, kann es nicht fehlen, daß auch von deutscher Seite die Betheiligung an diesem Congresse eine recht lebhafte sein wird *).

*) Der Leipziger Schriftstellerverein wird seine Theilnahme durch Absendung eines Abgeordneten zu erkennen geben. Der nordische Telegraph wird seiner Zeit über diesen Congreß ausführlich Bericht erstatten.

Feuilleton.

Bruchstücke aus einem Reisetagebuch

von

M. Godtschmidt.

Bern, Dienstag den 6. Juli 1847.

Ich sehne mich nach Genf zurück, an den See und die Rhone, fort von dieser Stadt, die zwischen zwei Bergen wie in einem Kessel liegt, von der Aar, dem Berner Eurotas, durchströmt.

Bern hat unläugbar etwas Spartanisches an sich. Wenn ich Nachmittags vor das Thor gehe, so sehe ich die Studenten und andere junge Männer in den früheren Festungsgräben damit beschäftigt, schwere Lanzen zu werfen, mächtige Steine zu tragen, mit langen Degen zu fechten, und gymnastische Uebungen vorzunehmen, die eine solche Gewandheit und Kraftanstrengung erfordern, wie ich sie in Kopenhagen zuweilen in Peter's Theater bewundert habe. Sie nennen das turnen. Ich gehe einige Schritte weiter, und gelange an die Aar, wo Andere die kräftigen Glieder in den erfrischenden und kalten Strome erfrischen, und sich über den Fremden wundern, der an das salzige Meer gewöhnt ist, und das süße Wasser unbehaglich findet. Abends exquisiren sie sich nach der Anstrengung im brüderlichen Gelage, wo das Bier schäumt, oder der feurige Veltliner prickt, und wo fabelhafte Stücke Fleisches in fabelhaft kurzer Zeit verschwinden.

Hier ist Kraft, Stärke und Jugendmuth, und der Krieg, auf den Alle warten und sich vorbereiten, erklärt zur Genüge, worum sie sich so eifrig üben. Auch in Genf dachte man an Krieg; dort aber verstand der Fremde den Krieg, als der modernen Zeit, nach der Erfindung des Pulvers, angehörig; hier glaubte er homerische Männer zu sehen, die sich zu einem Kampfe vorbereiten mit Lanzen, Beilen und Feldbinden, welche gradauf der jetzt lebenden Menschen nicht zu heben vermöchten". Und über Genf breitet der See, der Fluß und der dem Wolke eigene Geist eine Schönheit aus, die mitten in dem männlichen Ernste erquickt und erfrischt; welche Freude, auf den Quai's unter dem muntern, artigen Volke, mit den schönen Frauen, zu gehen! Welche Stimmung an jenem Abende, wo die Gletscherwolken in Zuragebirge umlagerten, die Höhe und die Tiefe hervorbefruchten und der See in tiefer Stille weilte! Hier dagegen scheint die Göttin der Schönheit, Aphrodite, zu den Gottheiten zu gehören, die der Stadt feindlich sind (der Sohn Eros ist ihr hold); die Weiber sind nicht häßlich, aber zum größten Theile zu stark und kräftig gebaut, und erinnern mich an jene große Haupt der Juno im Vatican. Es war schön; aber es war zu groß.

Vieles gefällt mir hier; Vieles überrascht mich; denn es ist wie eine neue Menschenrace, mit einer Frische und Natürlichkeit, die ich früher wie gesehen; wenn mir Etwas anstößig oder unbehaglich, so liegt dies theils in der Neuheit, theils in meiner Stimmung — ich habe ja Sicilien, Rom und Genf verlassen!

Vorgestern kamen Dr. Seeger und Advocat Voigt und holten mich zu einem Spaziergange ab; unten standen einige Herren und warteten, sie wollten mich begleiten. Ich wurde ihnen nicht vorgestellt — das ist nicht Brauch in Bern. Willst Du wissen, wer ein Mann ist, so fragst Du ihn selbst oder einen Anderen darnach; bist Du hartnäckig, so wird man Dir zwar mit Formalitäten begegnen, aber dann nennen sie Dich einen „Berliner", einen „dummen Jungen" oder einen „Buchjuden", und Du kannst dann nicht mit ihnen umgehen und den ihnen Ernen. Seeger's Freundschaft habe ich mir dadurch erworben, daß ich am ersten Abend hier mehr Wein trank als er, und gleich Du zu ihm sagte. Im Grunde aber meint Seeger es wohl kann so ernstlich, denn er ist ein guter Dichter und liebt die Schönheit; er muß sich aber sehr davor hüten, unpopulair zu werden, da er, obgleich Fremder, bei der Universität angestellt ist. Unter den Herren, die ich nicht kannte, war auch ein junger Mann mit außerordentlich klugen Physiognomie; eine feine gebogene Nase, eine hohe Stirn, dunkelblauen Auge und ein starker Knebelbart liegen in Ungewißheit, ob es ein Ingenieur-Officier, ein Dichter oder ein Journalist sei. Er sprach wenig, und war stets und Anderen voraus, gleichwie durch lebhafte Gedanken getrieben. Ich hätte gern mit ihm gesprochen; aber eine so schwierige Person ist für einen Fremden nicht leicht zugänglich, und außerdem hatte ich noch an den Fremden. Er sprach natürlich auch nicht mit mir.

Wir kamen in einen Wald hinaus, und plötzlich schien eine wunderbare Lebhaftigkeit in dem jungen Manne zu erwachen; er rief mit lauter Stimme: „Ein Hundevolk, der den graden Weg geht!" — und alle rannten in das Dickicht zwischen Felsen und dem niedrigen Gebüsch. Alle folgten. Der Zug ging über die waldbedeckten Hügel, über

Digitized by Google

tiefe Schlünde, in die wir mit augenscheinlicher Gefahr niedergliten, und wo Quellen rieselten, und dann wieder an Abhängen hinauf, durch die wechselnden Baumarten des Waldes. Endlich wußte Keiner, wo wir waren, und wir mußten die Kirchenglocken, die fern von der Stadt tönten, benutzen, um uns zu orientiren.

Als ich mich endlich ermattet, mit zerrissenen Stiefeln und blutenden Händen auf der Landstraße an Seeger's Seite befand, sagte ich höhnend: „Aber wer, um Gotteswillen ist denn der schrecklichste Mensch, der auf diese Weise Sonntags spazieren geht?“ „Das ist Stämpfli.“ „Stämpfli, der Finanzminister?“ „Ja.“ „Was Teufel, ist das Sitte bei Euren Ministern, so in's Blaue hineinzulaufen?“ „Da haben wir den Berliner! Begreift Du denn nicht, daß ein junger Mann, der sechs Tage in der Woche still sitzen und arbeiten muß, am siebenten Tage eine ordentliche Motion gebrauchen kann? Außerdem wollte er heute auch diesen Theil von Berns Domainen-Waldungen untersuchen; wenn Du nach Hause in Dein Dämmerl kommst, dann kannst Du damit prahlen, daß Du an einer ministeriellen Domainen-Untersuchung Theil genommen habest.“ „Danke für die Ehre! Sieh nur meine Stiefeln an!“ „Das wird Dich lehren, in der Republik Bern keine Zaghaftigkeit zu tragen. Sieh meine Stiefeln.“

Nach einem tüchtigen Morsche kamen wir in die Stadt zurück und traten in das Café Milano ein, um unsere lieben Herzen durch Speise und Trank zu stärken. Es waren viele Bürger dort, und Einer fragte Stämpfli, ob er eine Partie Binocle spielen wolle. Dies ist eine Mischung von Pharobre und Whist, und wird zu Vieren gespielt. Stämpfli sagte Ja, und bald sah man alle Vier im Spiele vertieft; einer der Spielenden, ein wohlbestallter Gerbermeister, wurde eifrig und schlug auf den Tisch, daß die Kaffeetassen sprangen; Stämpfli trumpfte drauf und lachte und schrie, ich erkannte ihn gar nicht wieder.

Mein königlich dänisches Gemüth war schon allerlei genug gewesen, da ich den Finanzminister draußen im Walde zwischen den Tannen gesehen hatte; es verlor vollständig sein Gleichgewicht, als ich ihn gar in einem Kaffehause Karten spielen sah. Finanzminister Stämpfli — Finanzminister Molke! Ich sagte mir selbst, daß es wohl in einer Republik so sein müsse, und Dr. Abt, mit dem ich leise ein politisches Gespräch begann, sagte mir, daß Advocat Stämpfli der populärste Mann in der Regierung sei. Er hatte die progressive Vermögenssteuer in Vorschlag gebracht, und wenn er gleich damit durchgefallen war, so konnte man doch überzeugt sein, daß, wenn die bevorstehende Krisis und Unruhe vorüber wären, die Regierung fallen würde, und Stämpfli und vielleicht Ochsenbein allein von Neuem gewählt würden.

Trotzdem kann ich mich noch heute nicht recht mit Dem aussöhnen, wod ich gesehen habe. Nicht die monarchischen, hochköniglichen, bureaukratischen Traditionen von Haus, die mir natürlich etwas in's Blut übergegangen sind, verwirren mich. Ich weiß, daß ich mich in einer Republik aufhalte, daß das Volk, welches ich sehe, souverain ist, daß es sich Freiheit und Gleichheit durch sein Blut erworben hat. Wenn ich mich auf dem Boden der Republik und unter ihren Verhältnissen befinde, so will ich nicht, indem ich mich einem ihrer Regierungsmänner nähere, einen gewissen ängstlichen Respect fühlen, wie ein königlicher Unterthan, der sich seinem Könige, oder dem Kammerdiener desselben nähert. Aber ich kann doch nicht umhin, ihn als einen Gegenstand allgemeiner Achtung zu betrachten; ich will ihm eine ehrerbietige Höflichkeit erweisen, die einem Jeden zukommt, den man achtet; ich mag es nicht leiden hin zu berühren, ihn die Hand zu drücken, meine Cigarre an der seinen anzuzünden, u. s. w.

Es läßt sich Viel über diese körperlichen Berührungen sagen; mir ist es immer so, als ob sich dadurch ein gewisser geistiger Duft verflüchtigte.

Ich bin überzeugt, daß, wenn ich dies gegen meine hiesigen Bekannten äußern wollte, ich eine ordentliche Moralpredigt über meine „Monarchist- und „Aristokrat,“ über meinen Abfall von der „ewigen, menschlichen Vernunft“ hören würde, da die Vernunft natürlich nicht einräumen kann, daß das Ansehen eines Regierungsmannes durch einen Händedruck, oder das Anzünden einer Cigarre leide.

Aber ich bin überzeugt, daß es gewiß nicht schaden würde, wenn alle Republikaner ruhig meine Meinung anhören wollten. Es kann sein, daß die Majestät des Gesetzes nicht darunter leidet, wenn seine Repräsentanten Menschen spielen, und in einem Kaffeehause auf den Tisch trumpfen; ich mag zu philistriös sein, um das Natürliche richtig zu würdigen. Aber woher kommt es denn, daß Professor Voigt, der sein Amt sucht, von Allen mit Höflichkeit und Ehrerbietung behandelt wird? Dies und manches Andere weckt bei mir den heimlichen Verdacht, daß jenes gegenseitige Fraternisiren Affectation sei, daß der Mann der Regierung nur mit all' und Jedem fraternisire, um nicht Gefahr zu erleiden und dadurch seine Popularität zu verlieren, und daß Jeder ihn ohne Ausgezeichnung behandle, um nicht sür servil gehalten zu werden und dadurch gleichfalls seine Popularität zu verlieren.

Es ist freilich wohr, daß man nicht ohne Gefahr für den Republicanismus, oder besser: für die Democratie, ausdören kann, mit eifersüchtigen Blicken auf die absolute Gleichheit zu sehen; daß sich die Regierenden sonst nach und nach vom Volke entfernen, in einen höheren Dunstkreis aufsteigen würden, und daß sich dann derselbe abmaßgvolle Respect, der die andern Regierungen einhüllt, um sie legen würde. Es möchte dann wenig nützen, daß eine solche Regierung nur vier Jahre an der Spitze steht; denn ihre Mitglieder hätten unzählige Mittel, wieder gewählt zu werden; man weiß, wie es geht, wenn solch' eine mystische Ehrfurcht ein Volk erst übertommen hat: es trägt selbst aus allen Kräften dazu bei, sie zu verstärken. — Das Volk hat seine Bastillen stets selbst erbaut.

Aber es giebt einen Mittelweg. James Fazy, der Präsident der Republik Genf, speist zu Mittag in einer Restauration, in die Jeder kommen kann; er hat keinen bestimmten Platz, und sein Nebenmann ist bald ein fremder Reisender, bald ein Mitglied des Staatsrathes, bald ein Handwerker. Aber an der Art und Weise, wie er spricht, erkennt man gleich den Mann, und es ist mir nie vorgekommen, daß Einer der Anwesenden sich einen Mangel an Tact oder an Selbstständigkeit dürfte zu Schulden kommen lassen.

Doch, hier kommt noch der eigentliche Unterschied: das Genfer Volk hat 300 Jahre für die Freiheit gekämpft, und sich diese in ihrer ganzen Ausdehnung erst nach und nach erworben. Die bernerr Freiheit ist ein Jüngling von 17 Jahren — vor siebenzehn Jahren noch schlichen sich die berner Bürger, die nun so eifersüchtig auf Freiheit und Gleichheit sehen, mit scheuer Angst an ihren gestrengen Herren, den Patriziern vorbei. Und Genf war, und ist noch jetzt eine Hochschule für Wissenschaft, Kunst, Poesie und Industrie — die Berner sind nicht viel weiter gekommen, als jene alten Römer, die die griechischen Philosophen verjagten, damit die römische Kraft nicht durch die griechische Politur leiden solle. Ich habe eigenthümliche Gespräche in dieser Richtung mit Journalisten und manchen Anderen gehabt, und werde es versuchen, sie niederzuschreiben, ehe ich von hier fortreise.

Etwas Anderes, daß ich in diesen Tagen erlebte, hat mir Manches zu denken gegeben. Fürsprech Mathys kam auf mein Zimmer, da er mich mit Dr. Abt verwechselte, der mit ihm wegen irgend einer Sache zu verkehren hatte. Er hatte einen Polizeibeamten bei sich, und schalt mich auf gut bernisch tüchtig aus. Als er nun hörte, daß ich nicht Abt sei, fuhr er im Scheiten nichts destoweniger fort, und ich war genöthigt, ihm auf das Polizeibureau zu folgen, da ich keine Aufenthaltskarte gelöst hatte. Ich beklagte mich darüber, daß Mathys so grob gewesen sei; aber er läugnete es, und der Polizeibeamte, an dessen Ehrlichkeit ich zuvellirte, erklärte, Herr Fürsprech Mathys sei sehr anständig gewesen. Alle nahmen seine Partei, und zuletzt zweifelte ich fast an meinen Gehörorganen. Mathys ging, und ich blieb noch, um meine Aufenthaltskarte in Empfang zu nehmen. Während des Geschäfts kam ich wieder auf die Scheltworte zurück, und der Polizeibeamte äußerte nun: „Ja, Herr Mathys war freilich ein bischen derb!“ — „Aber, Herr Gott!“ rief ich, „warum sagten Sie denn das nicht früher?“ Und warum behandelten Sie mich denn Alle beinahe wie einen Verbrecher, während Sie doch nun Alle ganz charmant sind?“ — „Ja,“ entgegnete Einer der Leute treuherzig, „ich soll Ihne sage; mit den Fürsprechs isch nit gut zu kun zu han.“ — Später erfuhr ich indessen, daß Mathys zur radicalen Partei gehört, und Mitglied des großen Rathes ist.

Die Radicalen sind brave Leute, und können nichts dafür, daß Einer von ihrer Partei mich beleidigt hat; aber das Factum scheint mir bezeichnend zu sein. Hier ist Freiheit; das heißt die Constitution ist aufrechterhalten frei, und das Volk ist souverain. Aber das Volk unterdrückt seine Beamten, erhält sie in steter Abhängigkeit, und für die Länge kann es kaum so bleiben, ohne daß des Volkes eigene Angelegenheiten darunter Schaden leiden sollten. Wenn nun einer von den Führern der herrschenden Partei mit Witwen, Waisen oder Schwachen, Bevormundeten, in Collision kommt — wod geschieht dann? Doch eine Bemerkung ist hierau zu knüpfen. Wie so kann man diese Dinge hier entdecken? Weil eine Republik ihre Haushaltung vor offenen Fenstern und Thüren führt.

Das Linienschiff.

(Eine Skizze von J. R.)

Der Däne liebt, und mit Recht, das ewig wechselnde, ewig wogende Meer, er liebt die kräftigen, muntern Seeleute, und den alten Ruhm seines Landes, welcher unter der schönen Danebrog-Flagge tapfer erkämpft worden ist. Die leichte, schlanke Form eines segelnden Schiffes erscheint ihm ebenso lieblich, als den südlichen Völkern eine schöne Marmorstatue; und ob er auch noch so häufig derselben

Digitized by Google

hört, daß es nicht länger an der Zeit sei, große Schiffe zur Vertheidigung der Küsten zu bauen, so hängt sein Auge doch mit Lust an den mächtigen Seewerken, welche beim „Neuen Holm“ in Kopenhagen liegen; er zählt sie, er zählt auch das große Schiff mit, welches noch auf dem Stapel liegt — es sind deren nur wenige — und er seufzt. Wehmuth und Gram liegen in diesen Seufzern, und wer möchte ihm solches verargen. Er gedenkt dabei des Jahres 1807 wohl mit denselben Empfindungen, wie sich die Tyroler ihres Johannes Hofer erinnern mögen.

Wenn nun in Kopenhagen eines dieser stolzen Kriegsschiffe, welches aus seinen Seiten 84 schwere Feuerschlünde hervorstrecken kann, in sein Element hinablaufen soll, so gewährt das den Bewohnern der Hauptstadt einen hohen Festtag. Auf dem „Holm“, welcher Stadttheil die Werfte, Docks, Werkstätten und die Vorrathshäuser für die Flotte umfaßt und von Fremden sonst nur nach eingeholter Erlaubniß betreten werden darf, ruht an einem solchen Tage alle andere Arbeit, nur geöffnet bleibt er seine Werkstätten, Waffenplätze und Vorrathshäuser allen Besuchenden. Die Brücke, welche von dem Zollgebäude zum „Holm“ hinüberführt, ist schwarz von Menschen, die bald in ihrem beweglichen Gedränge den ganzen Platz füllen, und bestien Mitte das Lieblichste hoch in die Lüfte trägt; durch die obersten Kanonenpforten hindurch erblickt man den Himmel. Es liegt, wenngleich noch ohne Masten, auf seiner festen Unterlage, rund und groß da, mit dem Bestreben nach dem Meere hinabzueilen, gerade als ob es auf den Augenblick harre, wo es sich in die Wogen stürzen kann. Alles ist auch dazu bereit; nur steht noch eine Reihe Stützen auf jeder Seite, und gegen den Bauch stemmen sich starke Balken, um den großen Koloß zu hindern an eigenem Antriebe davon zu gehen. Plötzlich ertönt ein schwerer Kanonenschuß durch die Luft, und drei Minuten von der Batterie steigt eine weiße Wolke empor; — noch ein Schuß, und noch einer — es ist der Gruß an den König, mit dem er auf dem Holm empfangen wird, denn auch für ihn ist dieser Tag ein festlicher. Die Menge nimmt weit und breit überall ihre Zuschauerplätze ein; Gerüste, Hervorbauten, Dächer, Alles, worauf man nur festen Fuß fassen kann, dient dazu, das Ungeheuer zu sitzen. Tausende und tausendsdimmligen Arm hindurch hört man hin und wieder von der nahe gelegenen Kavelle Psalmenklänge ertönen; der König und sein Haus befindet sich in derselben um Gott zu bitten, daß Sieg und Glück die neue Burg begleiten mögen, welche hier zur Vertheidigung des Vaterlandes erbaut worden ist. Das Schiff wird getauft und eingesegnet von christlichen Priestern, und sein Name, oft der eines heidnischen Gottes, z. B. Aegir oder Freyja tönt durch die Lieder der protestantischen Ehorchanben. Inzwischen kann der Beschauer noch zum letzten Male Abschied von den schönen Formen des Schiffes nehmen, welche die See bald in ihrem Schooße verbergen wird; denn so herrlich auch der Anblick eines Schiffes auf den Wogen ist, wenn die schlanken Masse sich gegen die Wolken erheben, und hunderte von Tauen mit ihren feinen Gewebe zwischen den Stangen und Raaen sich kreuzen, oder wenn die im Sonnenschein glänzenden Segel sich hoch über einander, wie leichte Wolken, blähen — so hat das Schiff doch seine schönsten Linien unten, wo es durch die Wellen Freicht. Noch einmal weilt das Auge auf dem Bauche, welcher sich rund und voll, gleich der Brust eines Schwans aufbehnt; dann gleitet es längs der Seite hin und verfolgt unbemerkt die schönen Formen, wo alle Planken bei gepolsterten Bauchen sich mit einer sanften und zierlichen Krümmung gegen das Steuer hin neigen, um die geschmeidigen Wogen vorhin zu locken. —

Aber was ist es, das Aller Augen nach einem und demselben Punkte hinleitet? Es ist der König, der sich mit seinem glänzenden Gefolge nach dem Platze hinbegiebt, wo er unter einem Sonnenzelt den bereitstehenden feierlichen Augenblick erwarten wird; und jetzt beginnen alle Vorbereitungen dazu. Auf Kommando wird jetzt gleichzeitig auf jeder Seite eine Stütze todgeschlagen, sachte beraborgestoßen und hingelegt. So geht es die Reihe entlang. Zuletzt stehen nur noch die Stützen vor dem Bauche; aber auch diese müssen weichen; und jetzt scheint das gewaltige Gebäude, nur auf seinem Kiel ruhend, frei zu schweben. Aber es steht sicher genug, denn auf jeder Seite, in einiger Entfernung von dem Kiel, hat es noch einen kürzeren Kiel, welcher dem Schiffsbauche leicht angefügt ist, um nachher abgenommen zu werden; und diese beiden Kissen, wie sie genannt werden, ruhen gleich wie der Hauptkiel auf einer fest unterstützten Bahn, welche in die See hinauslauft. Obgleich nun alle diese Bahnen mit fetten und flüchten Materien geglättet sind, so drückt doch das Schiff noch mehr darauf, so daß es sich festsetzt. Inzwischen hat sich die Mannschaft an den langen Ruthen der beiden Binden zu jeder Seite des Schiffes aufgestellt, von wo aus die schweren Taue binten um Kaffebe herumläuft, fogn bestimmt, straff gespannt zu werden, um die rudende Masse vorwärts zu treiben. Auch sind am Ende des Schiffes Keile angebracht; vor denselben liegen Balken, welche gleich großen Hämmern gegen die Keile genommt werden sollen, und eine Menge Leute, die kurze Tauwinden, durch welche sie jene Balken in Bewegung setzen können, in der Hand haben, stehen dabei. In diesem Augenblicke herrscht stumme Erwartung im ganzen großen Menschengetümmel. Auf einmal ertönt eine Bootsmannspfeife. Die Mannschaft läuft zunächend in den Binden herum, bohrt darauf sofort ein bestabrender Hurrauf mit Kanonendonner, und — Tausende Augen Kaffe ist in Bewegung, sie gleitet leise aber rasch, unaufhaltsam, vorwärts — eine unmittelbarliche Empfindung, ein Gedankenblitz an das gemeinsame Vaterland und dessen Ehre, stillt das Auge; mit Thränen; — schon schießt der Bauch in die See, bleibt braust hoch auf und flüchtet in weiten Wogenkreisen nach allen Seiten, während Randwerken sich von dem sortgleitenden Kiel und dem Schiffe herumwälzen; endlich schlägt das letzte Ende des Kiels über die Bahn hinaus und sinkt tief in die schäumenden Wogen hinab, während das Schiff seine Fahrt schwimmend und neigend fortsetzt. Es schleppt schwere Ankertaue hinter sich her. Diese werden endlich angestrammt; denn die dünneren Taue, welche an dieselben angebunden sind, verfuchen es das Schiff aufzuhalten; vergebens, sie zerreißen gleich einem Zwirnsfaden und die schweren Taue stürzen wieder rasselnd hinab. Mehrere Male werden sie angestrammt, und mehrere Male reißen sie sich los, bis endlich die Schnelligkeit der Fahrt nachläßt, und das große Schiff nun ruhig auf dem Wasserspiegel baliegt und sich folgsam nach dem ihm bestimmten Platze hinleiten läßt. Damit ist das frohe Schauspiel des Tages beendet und die große Masse der Zuschauer, deren Nationalgefühl durch den großartigen Eindruck mit neuer Kraft belebt worden ist, kehrt froh zusammen nach Hause.

An diesen Tage schlagen alle Herzen mit raschen Schlägen, in einem Gefühle begegnen sich Alle, der König und der geringste Tagelöhner, in der Liebe zu den dunkelblauen Fluthen, „ihrem Wege zum Ruhm und zur Ehre,“ und zu den wallumrauschten Fluren, welche ihre Lieblingsdeken hervorgebracht haben. Solche Momente, denen wir im Binnenlande nichts entgegenstellen haben, sind es, die das Volk der Dänen, so klein wie es ist, immer wieder kräftigen und heben wird.

Briefwechsel der Redaction.

Bitte und Dank.

Wir wiederholen hiermit unsere Bitte an die Buchhändler, Zeitungsexpeditionen, Postverleger, gelehrte Gesellschaften ꝛc. ꝛc. in Dänemark, Norwegen, Schweden, Holland und Belgien ein Exemplar ihrer Buchtagsanzeige uns sofort nach Erscheinen zur Besprechung in dem Telegraphen einsenden zu wollen.

Die Zusendungen besorgen sich

Dänemark: Lose & Delbanco in Kopenhagen.
Norwegen: Gebrüder Lundmark in Christiania.
Schweden: C. F. Hagge in Stockholm.
Holland: J. Wiboer in Rotterdam.
Belgien: C. Muquardt in Brüssel.

Obige Bitte gilt ebenfalls den Vorlegern Deutschlands für alle Werke welche einen speciellen Bezug auf oder besonderes Interesse für die obengenannten Länder haben. Zur Notiz für die Betreffenden werden die Titel aller im Laufe einer Woche eingegangenen Druckwerke stets kurz abgedruckt werden.

Wir danken schließlich den verehrten Autoren und Verlegern welche unserer früheren Bitte so bereitwillig entgegen gekommen sind.

Die Redaction.

Eingegangene Bücher.

Paludan-Müller, Adam Home. 2. u. 3. Deel.
Franzén, Minnesteckningar. 1. Deelen.
Strinholm, Svenska Folkets Historia 3. Bandet.
Frey, 1848. No. 1—6.
Vet. Akad. Jornhandl. 1848 No. 1—6.
Grafsegren Nya Sånger från Nordland.
Årsbok Volk Deutschlands No. 2.
Winther, nye Digte.
Odelenschlæger, Digtekunsten.
Onze Tijd, Zerste Deel.

Anzeigen.

35]

Neuigkeiten.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Guzkow, Karl, Wullenweber. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten. Mit dem Portrait des Verfassers. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herz, Henriette, Gesammelte Werke 1—3. Theil. Inhalt. 1. Theil. König Renés Tochter. 2. Theil. Send Dyrings Haus. 3. Theil. Gedichte.

Andersen, Hans Christian. Die zwei Baronessen. Roman. 4 Bände. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

— Gesammelte Märchen. Illustrirte Prachtausgabe. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hetz, G. F., Geschichte der Herzogthümer von Dänemark. Mit dem Portrait Christian IV. Preis 1 Thlr.

Millard E., Geschichte von Nordamerika. Mit dem Portrait Washingtons. Preis 1 Thlr.

Mignet, F. A., Geschichte der französischen Revolution 1789—1815. Mit dem Portrait Mirabeaus. Preis 1 Thlr.

Tuxsen, Theodor, Lehrbuch der Verbältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu Dänemark und zum deutschen Bunde. Preis 18 Ngr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer
von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.:
In Deutſchland 1⅛ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr.
Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species.
In Holland 3 Gulden. In Belgien 3 Frcs. Inſerate
werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag
von
Carl B. Lorck
in
Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an:
In Copenhagen: Lose & Delbanco. Chriſtiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: O. Olsertan. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

12. Januar. № 15. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Zuſtände und Charaktere im Gebiete der Eider. I. — Die letzten Kriegsereigniſſe. (Nach dem Däniſchen.) — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark. Der Reichstag. — Kopenhagen: General Cavaignac. Orla Lehmann. Konflikt zwiſchen dem Kriegsminiſter und dem Obriſtlieutenant Kaufmann. Major Schyp. Erlaß zu Gunſten der Baptiſten. Das Budget für 1849. Adreſſen aus Nordſchleswig an den König.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Der niederländiſche Volksdichter Hendrik Tollens. II. (Schluß.) — Einige ſtatiſtiſche Bemerkungen in Bezug auf Literatur und Wiſſenſchaft in Dänemark. — Bücherſchau: Richard's deutſche Seemacht. Frieſiſches Archiv. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Norwegen. Z Chriſtiania: Die Ball. Verein zur Bewahrung norwegiſcher Denkmäler der Vorzeit. — Belgien. Lebgancks Tod. Rzewicz. Neue Bücher. Preisaufgabe. Preisfragen der Academie. Die dramatiſche Geſellſchaft „le Koop“. — Feuilleton: Proben charakteriſtiſcher Tollens. — Bruchſtück aus einem Reiſetagebuche von M. Goldſchmidt II.

Briefwechſel. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Zuſtände und Charaktere im Gebiete der Eider.

I.

Das Herrenalter Schleswig-Holſteins iſt vorüber. Der brauſende Strom, den der Thauwind des Märzmonats in Bewegung ſetzte, hat allmählig ein ruhiges Bette gefunden und läßt jetzt die Fractionen, Charaktere und Thatſachen, die ſeine wirbelnden Fluthen aufwühlten, auf ſeinem Grunde deutlicher erkennen. Das Reich der Phantaſie iſt hin und ſtatt der Laune der Einzelnen, der Berechnungen des Egoismus und der dreiſten Kunſt einer Camarilla beginnt die Herrſchaft eines ſich mehr und mehr klärenden Bewußtſeins, daß das Volk von Schleswig-Holſtein durch die Freiheit gewonnen, indem es faktiſch einen Landesherrn verlor, daß es dagegen mehr durch ſie unter dem Druck deſſen leidet, was ich das „Regieren“ eines Volkes nennen muß. Aber wie kann das anders ſein, erwägt man einſach, unter welchen Umſtänden und unter welchem Einfluſſe die Inſurrection des 24. März zu Stande kam. Das Volk ſelbſt war ſeit Jahrhunderten nicht mehr durch den däniſchen Druck, ſondern vielmehr durch den Druck der Büreaukratie, die immer und ewig däniſche und deutſche Beamte in den Herzogthümern zu den innigſten Freunden gemacht hat, belehrt, bei allen Staatsaffairen ein achtungswerthes Schweigen zu beobachten und ſchweig auch zu Anfang dieſes Jahres ſo grabesſtill, wie immer, obgleich es nicht ohne Intereſſe dem Siege der Demokratie in Frankreich und im ſüdlichen Deutſchland folgte. Auch war noch kein Grund, dieſes Schweigen zu brechen, da die populärſten Wortführer des Volkes in Kopenhagen ſeine Sache vor dem Landsthorn führten und bei den erfolgreichen Beſtrebungen der Demokratie im Allgemeinen Ausſicht hatten, günſtige Reſultate zu erzielen. Was konnten dieſe Reſultate ſein? Die günſtige Möglichkeit beſtand in der Vereinbarung mit dem Herzoge zu einer vorzugsweiſe demokratiſchen Conſtitution. Dann wäre allerdings der nächſte Wunſch des Volkes erfüllt und das Land wäre ruhig geblieben. Ein ungünſtiges Ergebniß hätte vielleicht in denjenigen Provinzen, die, entſchieden demokratiſch geſinnt, beim Volke beliebt waren, den Entſchluß zur Riſſe gefördert, den Aufſtand in ihre Hand zu nehmen und dann hätte dieſer eine demokratiſche Färbung und einen entſprechenden Verlauf gehabt. Dieſe beiden Möglichkeiten paßten nun aber gar nicht in die politiſche Combination der damals allgewaltigen, jetzt freilich ganz machtloſen „auguſtenburgiſchen Partei, als deren Vorkämpfer der Advocat Beſeler anzuſehen iſt. Dieſer Partei lag begreiflich Nichts an einem Vergleiche mit Friedrich VII., in Folge deſſen ihre Anſprüche auf die Erbfolge ziemlich ſtark in den Hintergrund gedrängt ſein würden; aber noch viel weniger behagte ihr eine Revolution im demokratiſchen Sinne, die durch eine in Ausſicht geſtellte Conſtituirung der Republik allem fürſtlichen Gelüſte ſämmtlicher Agnaten und Cognaten des regierenden Hauſes ein Ende bereitet haben würde. Auch ſelbſt, wenn ſie dies Aeußerſte nicht gefürchtet hätte, war ihr ſchon, wenn ſich nur Männer wie Olshauſen und Clauſſen, der Bewegung bemächtigten, der Hauptnerv für ihre Thätigkeit und die beſte Hoffnung auf einen bavernden Sieg abgeſchnitten. In dieſer Berechnung mußte ſie ſich entweder entſchieden, ſelbſt zu handeln, oder ſich ſelbſt aufgeben, denn mit der feinen Intrigue war es jetzt nothwendig vorbei. Sie entſchloß ſie ſich denn eilfertig, letzzuſchlagen, höchſt beſorgt, daß die Deputation von Kopenhagen zu ſchnell zurückkehren würde, welches eine ihr jedenfalls feindliche Eventualität gebracht hätte. Auf der Verſammlung im Kieler Rathhauſe zeigte ſich indeſſen doch, daß die Pläne der auguſtenburgiſchen Partei, wenn nicht ganz durchſchaut, ſo doch einigermaßen herausgefühlt wurden, denn man ſchlug es Beſeler, der ſich kühn genug neben den Prinzen von Noer an die Spitze der Inſurrection ſtellte, vor, für Olshauſen und Clauſſen Sitze in der proviſoriſchen Regierung zu reſerviren. Dieſer Antrag brachte die Vertrauten in große Gedränge, aus dem ſich Beſeler nicht anders zu helfen wußte, als indem er — der feine Politikus — die Unvorſichtigkeit beging, ihn rundweg abzuweiſen und ſo ſein Opfer zu verrathen. Glücklicherweiſe war der Widerſtand gegen ihn und die Clique, die er vertrat, dergeſtalt conſiſtet, ſo daß er ruhig nach Individuen ſichten konnte, um die Fünfzahl der Regierung vollzumachen, wodurch dann ein ganz unbedeutender Menſch, Bremer aus Flensburg, zu der Ehre gelangte, ein Stück Geſchichte mitzuſpielen, wenn auch nur als „Blinder.“ Wir fürchten indeſſen nicht, daß die Hiſtoriographen bei Verzeichnung ſeines Namens vergeſſen werden, zu bemerken, daß es neben ihm ſehr viele weit tüchtigere Männer im Lande gegeben habe, und daß man nur ihn wählte, weil er in den Augen des Chefs der operirenden Partei als ein gutes Handwerkszeug gelten mochte. Der Prinz von Noer verlor in dieſer denkwürdigen Verſammlung über die öftere Oppoſition einer ſich, wenn auch nur leiſe und vorſichtig, ſo doch erkennbar zeigenden Volkspartei faſt den Kopf, ſo daß er einmal Anſtalt machte, den Saal zu verlaſſen, um — vielleicht wie die Fürſten alle, über den

Digitized by Google

Unbank der Völker zu philosophiren. Ebenso unerwartet kamen Beseler die häufigen Interpellationen, die sich auf die zukünftigen Rechte und Freiheiten des Volks bezogen; war er nicht der gefreiete Redner der schleswigschen Ständerversammlung, deren Präsidium er für seinen Privatsaal gegen Scheel, oft aber nicht sehr würdig, ausbeutete? Abermenn sie ihm auch unerwartet kamen, so hatte er doch Tact genug, jetzt, da sein Trumpf ausgespielt war, ruhig das Spiel bis zu Ende abgewarten. Endlich stellte der Graf Reventlow die Gewährung der beanspruchten Volksrechte in Aussicht, ein Scheitt, der in der That die Hoffnung der provisorischen Regierung erst sicherte, indem sie ihr den Beistand des Volks gewann. Die Proclamation der provisorischen Regierung enthielt zwar Nichts von diesen Verheißungen, weggegen sie durch die unbezahlbare Erfindung des unfreien Herzogs sich die Billigung der alten Legitimisten erwerben und überdies ihr eigenes, hin und wieder wohl auch etwas absolutistisch pochendes Gewissen salviren, auch für alle Fälle sich eine legale Hinterthür offen halten wollte. Als die Deputirten von Kopenhagen zurückkehrten, war die Installirung der provisorischen Regierung vollzogen, was sie zu Geschichte gemorden und wer kannt nicht den Werth und die unwiderstehliche Bedeutung des kalt accompli?

Daß die That des 24. März nichts gewesen, als ein gelungener Handstreich der augustenburgischen Partei, ist und ganz klar und der künftige Geschichtschreiber unserer Lande dürfte Bedenken tragen, unsere deßfallsigen Andeutungen ganz auf sich beruhen zu lassen. Das kann und wird kein einsichtsvoller Schleswigholsteiner leugnen, daß die Familie Augustenburg, deren Mitglieder sich so gern mit dem Namen des Landes Schleswigholstein untergichnen, fortwährend schon vor der Zeit für ihr Gebrecht gesämpft und Alles in Bewegung gesetzt hat, um dasselbe zur Anerkennung zu bringen. In dem Mißvergnügen des Landes über einzelne Schritte der dänischen Regierung, die allerdings ihn und wieder von politischer Kurzsichtigkeit zeugten, in dem Unwillen über den offenen Brief Christians VIII., über das wenig manfaste Auftreten seines Präsecten Scheel gegen die Herzogthümer, über die Störung der Volksversammlung bei Wortorf, die das Gesetz selbst gestattet hatte, über die Beerdete der Fahnen, Farben und Lieder, an denen sich das Volk sehr harmlos freute, fand die Hoffnung und der Eifer des Herzogs von Augustenburg auf seine einstige Inthronisirung eine gelegentlich angenehme Nahrung. Doch war er weder schlau, noch auch ehrlich genug, um dem Volke selbst andere Zeiten und Zustände in Aussicht zu stellen, es durch passende Mittel an seine Person zu fesseln und so sich selbst mit einer neuen und besseren Zeit zu identificiren, kurz sich populair zu machen. Der Herzog war nie auch nur eine halbe Stunde der Mann des Volks; kein Wunder, da es für ihn kein anderes Volk gab, als den Haufen der Gaffer bei den Wettrennen, zu denen ihn seine noble Passion stets hinzog und die Masse seiner Gnadsuchte und Tagelöhner, die er zuweilen anzuschnauzen hatte. Tief im mittelalterlichen Feudalwust vergraben, hatte sein Geist hochfinnige Regungen, die zu historischen Großthaten und Selbstopferungen führen, nicht gebabt; er kannte nur verclauſulirte Rechtsansprüche, die zum Nutzen der Inhaber realisirt werden müssen. Seine entschieden feudalistische Richtung sprach er in der schleswigschen Ständerversammlung von 1846 klar durch seinen Verfassungsantrag aus, in dem er das ganze Ideal des Staates, als dessen künftigen Besitzer er sich betrachtete, deutlich genug ausmalte. Die Stellung des Herzogs zur Ritterschaft nach jenem Entwurf konnte den Maaßstab abgeben zu dem Modus der Transaction zwischen dem künftigen Souverain und den Ständen seines Reichs, nur Schade, daß der ganze Trug trotz aller Finessen so entschieden exfeigios blieb.

Demnach standen denn jetzt die Angeiegenheiten so: die augustenburgische Partei hatte durch ihren kühnen Griff sich der Herrschaft bemächtigt; sie hatte gesiegt: die Legitimitäten waren durch die nächsterne Proclamation beschwichtigt und es handelte sich jetzt nur noch darum, die Demokraten, denen die Proclamation vollends die Augen geöffnet hatte, und die sich nun um Olshausen sammelten, im Zaum zu halten. Hierzu erschien Nichts zweckdienlicher, als eine schroffe, der landesherrlichen Gewalt ähnliche Stellung einzunehmen und so, was im Fluge gewonnen ward, im Sturm weiterzuführen. Die beiden Fürsten nahmen ein Air an und schon war die Champion Beseler der Premier des neuen Großherzogthums. Als der Prinz zuerst in Rendsburg auftrat, das er so eben durch einen Handstreich gewonnen hatte, indem er die Officiere und Mannschaften dieser Festung auf den Paradeplatz zusammen commandirte, „ohne daß sie Schießbedarf mitzubringen hätten“, hatte ein Bürger die zügellose Frechheit, ihm als dem Bruder des Landesherrn zu huldigen und der Prinz schmunzelte zu diesem Acte der Verrätherei sowohl, wie des Servilismus. Aber es dauerte nicht lange, da übertrug die provisorische Regierung diesem selben Bürger die Liefcranzen für die Armee, die ihn denn auch im Laufe der langen Kriegsmonate zu einem erheblichen Gspfel des äußeren Wohlstandes erhoben haben. Als die ersten Kriegsgefangenen — jütländische Dragoner — nach Rendsburg eingebracht wurden, da konnte man vom Balken der Harmonie den Herzog in voller Generalsuniform, den Degen an der Seite, durch den Jungfernstieg wirdevollen Ganges — jeder Zoll ein König — daherschreiten und sich nach dem Exercirhause, wo die Gefangenen einquartirt waren, begeben sehen, um hier wohereten von ihnen — — die Freiheit zu schenken und sie mit Reisegeld nach Hause zu entlassen. Dies war ein vollständiger Act landesherrlicher Machtvollkommenheit, eine entschiedene Usurpation der Prärogative der Krone. Mit dieser Handlung, die in ihrem Schein von Humanität einer gutmüthigen Bevölkerung imponirte, war der Souverain fertig.

Inzwischen raffte sich die demokratische Partei auf. Ihr galt der Wandel der Dinge nichts, wenn das Volksinteresse nicht gewann. Sie kämpfte zunächst weniger für und gegen Nationalität, als für die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkes gegenüber dem lästigen Hemmschuh der aristokratischen und bureaukratischen Herrschaft. Es konnte ihr daher gleichgültig sein, ob diese sie eine oder die andere Firma trug, wenn sie dasselbe Wesen blieb. Doch ward sie sich jetzt mehr und mehr bewußt, daß sie für ihre Forderungen durch die neue Ordnung an Chancen verieren hatte, da Friedrich VII. offenbar weit geneigter gewesen war die Selbstregierung des Volks, worin der Kern seiner Freiheit liegt, zuzugestehen, als man bies von den augustenburgischen Feudalfürsten jemals hoffen durfte. Die kräftige Opposition, welche sich jetzt erhob, hatte endlich die Folge, daß Olshausen in die Regierung eingetreten eingeladen wurde. Dieser Mann, entschieden auf der Seite des Volkes stehend, ward gestürchtet von der augustenburgischen Partei und doch mußte sie, die jetzt die Zügel der Regierung in der Hand hielt, ihn gleichsam als einen Wächter und Rächer ihrer Umtriebe neben sich erhoben. Das war ein Sieg der Demokratie und ein Riß in den Purpur des Großherzogs von Schleswig-Holstein in spe. Man fühlte bald genug die Wirksamkeit des Volksmannes, aber man erkannte auch gar bald, daß er nur unter den größten Schwierigkeiten diese populaire Wirksamkeit äußern konnte. Ihm gelang es nicht, die Träger der Demokratie um sich zu sammeln und so seine Partei mit einer gewissen moralischen Gewalt zu bekleiden, die ein gutes Gegengewicht abgeben mochte gegen die dynastische Perfidie seiner Collegen, welche ihre willigen Creaturen aus allen Ecken und Winkeln des Landes zusammenlasen, mit Pfründen und Aemtern mästeten und so sich ein unverwüstliches Corps tapferer Haudbiener organisirte. Man weiß, daß endlich Olshausen den Sitz in der Regierung wieder räumte, ehe das provisorische Gouvernement sich noch auflöste: es war sein Ausscheiden nicht wunderbar; es war eine nothwendige Folge der Act und Weise der Organisation des Aufstandes, wie wir sie oben zu entwickeln versucht haben. Beseler und Olshausen werden so wenig jemals denselben politischen Strang ziehen, als das Interesse des Augustenburgischen Hauses identisch ist mit dem des Volkes in Schleswig-Holstein.

Von denkwürdiger Wichtigkeit ist das Eingreifen des Berliner Hofes in die so verwickelten und zerrissenen Zustände der beiden Länder. Dieser Hof, noch zitternd von der furchtbaren Bewegung, unter der er fast zusammengebrochen wäre, sah sich in gleicher Weise von dem Volk in Berlin, wie von dem Herzog von Augustenburg und den Abge-

Digitized by Google

sandten der provisorischen Regierung in Schleswig-Holstein gedrängt, hier einzuschreiten. Der Hauch der Freiheit, der die Welt durchzog, hatte selbst die Antichambres des Königs ausgeräuchert und die Majestät selbst durchzuhauen. Das Unglück und die Schmach, in welchem Schleswig-Holstein allen Zeitungen zufolge so lange versunken gewesen war, schien der gewaltige preußische Staat, der sich so eben durch die Tapferkeit seiner Bürger befreit hatte, berauben und zu Glück und Ehre wenden zu müssen. In ganz Preußen gab es wohl kaum Jemand, der geahnt hätte, welcher Art die Erhebung in den Nordgauen Deutschlands war; die allgemeine Meinung hielt sie für einen Volksaufstand, nicht für eine dynastisch bureaukratische Intrigue. Als nun aber die preußischen Garden, die durch die Bethätigung ihrer landesknechtischen Gesinnung dem Vaterland verwirkt zu haben schienen, auszückten, da mochte das Berliner Kabinet wohl einen Augenblick in Bedenken gerathen über die Stellung, die es einzunehmen haben werde gegen das alte, noch bis jetzt absolute, dänische Königshaus. Offenen Krieg gegen Dänemark und Unterstützung eines Aufruhrs gegen ihre legitime Gewalt? Aber, wenn man diese Wahl nicht traf, standen nicht die Schüssen noch da, die ihr fingerichtes Rohr bis an die Fenster des Schlosses erheben hatten? Was vermochte der wehrlose Volkskönig gegen den Volkswillen? Wer mag nach dem, was die neueste Zeit gelehrt hat, zweifeln, daß gern der Hohenzoller dem Oldenburger gehaften hätte, seine Unterthanen zum Gehorsam zurückzuführen, aber wer hätte dem constitutionellen König, der die deutsche Tricolore um den Arm trug, diesen Rath ungestraft geben dürfen? Wie das preußische Kabinet sich aus dem Dilemma, in das es durch die schleswig-holsteinischen Ereignisse gerathen war, rettete, ist uns selbstverständlich nicht bekannt; doch bestärkt der Brief des preußischen Majors Widenbruch, den das dänische Gouvernement kurz nach dem Einrücken Wrangels in Jütland zur Beruhigung des Volks veröffentlicht, und in welchem gesagt wird, daß die Preußen bloß in die Herzogthümer einrückten, um sie von den Freischaaren zu befreien, mit ziemlich bedeutendem Nachdruck die Vermuthung, daß alle Parteien, welche in jener kritischen Zeit bei Preußen Hülfe suchten, durchaus getäuscht wurden. Als Widenbruch später durch Kiel reiste, verfolgte ihn der Volkszorn, dieser Volkszorn, der sich noch bis jetzt gegen die Umtriebe der augustenburgischen Partei und gegen die inländische Bureaukratie nicht erhoben hatte.

Das Schicksal dieser Partei war indessen erfüllt.

Man weiß, daß der Prinz von Noer als ehemaliger „Gouverneur der Herzogthümer“ einen großen Einfluß auf die Officiere unseres Heeres, welches damals nur ein integrirender Theil der dänischen Armee war, ausübte und daß er diesen ganzen Einfluß bei der Einnahme von Rendsburg geltend machte. Es ist wahr, daß nicht die Ire der Freiheit plötzlich die Führer unserer Kriegsmannschaften überkam, geschweige daß diese selbst den Versuch gemacht hätten, auf eigene Faust das Banner einer Neuerung zu schwingen, von dessen Inhalt, dessen Ursache und letztem Ziele sie auch nicht die entfernte Ahnung hatten. Unsere Officiere, waren schon zum Theil Landeskinder, waren alle sammt und sonders, sofern sie nicht von der Pike auf gedient hatten — und deren gab es nur sehr wenige — in der Cadettenschule zu Kopenhagen gebildet und großgezogen unter dem Gesetz des blinden Gehorsams gegen den König und das Vaterland, welches ihnen nichts anderes bedeuten konnte, als die königlich dänische Monarchie. Sie würden jedem Andern, als eben dem Prinzen, an dessen Befehle sie gewöhnt waren, wenn er sie aufgefordert hätte, die Waffen gegen Dänemark zu ergreifen, mit der augenblicklichen Verhaftung seiner Person geantwortet haben. Nur ihm, dem Prinzen, konnte es, gestützt auf die alte Anhänglichkeit, die er sich durch sein kurz angebundenes aber gerechtes und durch eine der Brutalität nicht ganz fremde Männlichkeit aufprechendes Verfahren bei den im Ganzen äußerst einfachen Menschen, die als Officiere angestellt sind, gelingen, sich ihres augenblicklichen Gehorsams zu versichern, indem er seine Gründe durch die nicht eben freundliche Aussicht zu verstärken wußte, daß sie — falls sie ihrem Eide treu blieben — weder Heimath noch — Sage mehr besitzen würden. „Was war zu machen?“ das war die Frage, welche mehrere dieser ehrenwerthen Krieger voll Schmerz und selbst mit Unwillen äußerten, wenn man nach den Eingetheilten der Vorgänge in Rendsburg fragte. Die Zeit, die allen Männern angeborne Liebe zum Kriege, hat die treuvolle Frage allmälig in den Hintergrund gedrängt, aber das Gefühl ihrer Entstehung lebt noch und straft Diejenigen Lügen, die da erzählen, daß unsere Armee mit Begeisterung in den Kampf gezogen sei. Trübe Wehmuth hat die braven Kämpfer auf ihren Märschen begleitet, aber — das muß man denn auch bekennen — ihrer Tapferkeit, wenn sie einmal darin waren, keinen Abbruch gethan, und wie konnte dies anders sein, da der zweite Schritt leichter war als der erste und dieser einmal gethan war. — Wie der Prinz von Noer seine Aufgabe gelöst hat, weiß jetzt die Geschichte und das schleswig-holsteinische Militair. Den Tag bei Bau tragen er und der Herr von Krohn. Beide glücklicherweise, weil die Last sie Einen zu groß wäre. Der Gutsherr von Noer genoß allerdings keinen Zuwachs an Feldherrenruhm, als hier die Jugend Schleswig-Holsteins gefangen ward. Aber das Gouvernement selbst, das seine Familieninteressen vertrat und leitete, legte bei ganz Deutschland durch die schreckende Weise, womit er die Freischaaren behandelte, so wenig Ehre ein, daß es von der Presse bald fast rücksichtslos angegriffen wurde. Die Zufälligkeiten des Kriegs, die oft genug begünstigt wurden von den Versehen der schleswig-holsteinischen Führer, brachten die provisorische Regierung aus ihrer Popularität beim Volke, das sich nach und nach an dieselbe gewöhnte, und die Politik, welche gegen die Freischaaren geübt wurde, die ihr ein verkörperter Demokratismus schien, öffneten bald auch das blödeste Auge. Die dynastischen Kunstgriffe der augustenburgischen Partei wurden erkannt. Olshausen war nicht der Mann gewesen, sich mit ihnen zu befassen und war ausgeschieden — und es war mit der provisorischen Regierung zu Ende. Sie hätten sich nicht halten können, auch wenn die Kabinette von Kopenhagen und Berlin und die deutsche Centralgewalt nicht eingeschritten wären; sie konnten sich nicht halten, da das Interesse des augustenburgischen Hauses sich nicht mehr halten konnte. Was liegt auch an dem Mandatar, wenn der Mandant fallirt?

Das Endresultat ist: die augustenburgische Familie wird, nachdem sie selbst ihr Ansehen verloren hat, in diesem Lande niemals zur Herrschaft gelangen, wenn ihre Erbfolge ihr auch, selbst durch eine Landesversammlung, garantirt wäre und wenn eine Mathmaßung, wie wir sie aussprechen, auch geschworengerichtlich als Frafbar erschiene, denn die Völker lassen sich, in diesem Jahrhundert wenigstens, keine mißliebige Souverität mehr aufdrängen.

Als die provisorische Regierung durch das von den Höfen eingesetzte „gemeinsame“ Gouvernement abgelöst wurde, hatte der Herzog von Augustenburg schon den wettkundigen, mißglückten Versuch gemacht, an den Sitzungen der Nationalversammlung in Frankfurt Theil zu nehmen und sein Bruder, der Prinz von Noer, hatte den Commandostab und seinen Sitz in der Regierung aufgegeben. Die Thatsachen reden. — n.

Die letzten Kriegsgerüchte.

(Nach dem Dänischen.)

Der Einfall der Dänen in die Herzogthümer am 1. Januar, der mit den gebräuchlichen Phrasen der schleswig-holsteinischen und hamburger Zeitungen, als: „es ist fast ganz gemiß“, „es unterliegt keinem Zweifel“, „Schleswig-holstein sei wach“ ꝛc. ꝛc., ins Publikum geschleudert wurde, — dieses Alles ist, wie so viele ähnliche Gerüchte, die denselben Quellen entsprungen sind und ihnen noch entsprungen werden, in Nichts zerfallen. Unsere Correspondenz wies bereits in unserer vorigen Nummer auf die Unrichtigkeit jener Gerüchte hin, die natürlich ihren Grund darin haben, daß die schleswigholsteinische Abvokaten-Partei jetzt gern aufs Neue einen künstlichen Enthusiasmus für sich in Deutschland hervorrufen möchte. Ob ein solches Resultat durch solche Mittel zu erreichen ist? diese Frage brauchen wir gewiß nicht der deutschen Nation zu beantworten, — bringen aber dennoch zur näheren Beleuchtung dieser Sache, folgenden Artikel aus der Berlingschen Zeitung:

Digitized by Google

„Die hamburgischen und andere norddeutschen Zeitungen, die noch immer aus alter Gewohnheit bereitwillige Organe für die Verbreitung der Gerüchte sind, mit welchen die Insurrections-Partei in den Herzogthümern für gut findet, sie zu regaliren, haben in der letzten Zeit, besonderst in Correspondenz-Artikeln, aus der Stadt Schleswig, gestucht, der Truppenverstärkung auf der Insel Alsen ein piquantes Kolorit dadurch zu verleihen, daß sie diese Maßregel, die ihre einfache Erklärung in der Natur der Verhältnisse findet, als ein Judicium kriegerischer Pläne bezeichnet, und sie als einen einleitenden Schritt zu einem Angriffe auf das Herzogthum Schleswig hervorgehoben haben, einen Angriff, zu dem die dänische Regierung, nach dem spätesten Verlaufe der Begebenheiten in Oesterreich und Preußen, den Augenblick besonders günstig finden solle."

„Wir bezweifeln nicht, daß die Regierung Seiner Majestät, nachdem jene Truppen-Verstärkung — die wir als eine abgemachte Sache betrachten — beschlossen worden ist, auch wissen wird die Bedeutung dieser Verstärkung, sowohl den freundschaftlichen und alliirten Mächten, als auch der provisorischen Centralgewalt in Frankfurt gegenüber, in ihr rechtes Licht zu setzen, und wir bezweifeln ebensowenig, daß die Verstärkung vor dem rechten Forum als eine nothwendige Maßregel aufgefaßt und erkannt werden wird. Jedoch Mittheilungen von Regierung zu Regierung werden in der Regel nur in engeren Kreisen kannt, während sie noch das Interesse der Neuheit haben, und wir betrachten es daher nicht als überflüssig, wenn wir, unter Hinweisung auf die Data, die Allen offen liegen, einen jeden Versuch entgegentreten, der dem Beschlusse der Truppenverstärkung auf der Insel Alsen irgend einen anderen Beweggrund beilegt als den, welcher in der Natur der Sache liegt."

„Bereits früher richtete der dänische Minister des Auswärtigen an den Gesandten der provisorischen Centralgewalt Deutschlands, Herrn Banks, eine Note, von deren Inhalte die Departementszeitung folgendes Referat mittheilte:

„„Nachdem der Syndikus Banks, der sich einige Zeit hier (in Kopenhagen), in einer speciellen Mission als Abgesandter der deutschen provisorischen Centralgewalt, aufhielt, in einer Note vom 18. Novbr., darauf angetragen hatte, daß die Inseln Alsen und Aerde, in Uebereinstimmung mit dem siebenten Artikel der Malmöer Convention, der interimistischen gemeinsamen Regierung der Herzogthümer übergeben werden möchten, um von ihr verwaltet zu werden, — hat der Minister des Auswärtigen in einer Antwort-Note vom 25. desselben Monats ausführlich dargelegt, wie die Convention zu Malmöe von dänischer Seite genau erfüllt worden sei, während man mehrere Monate hindurch vergebens und mit Ungeduld auf die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen von Seiten der Mitcontrahenten gewartet habe. Der Minister hat ferner sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß dieses Säumen nur dazu gedient habe, der Aufruhrpartei in den Herzogthümern neue Waffen in die Hände zu geben, durch die sie es versucht, das Werk der Verstöhnung, das die Contrahenten im Auge gehabt haben, zu vernichten. Auch hat der Minister bewiesen, daß und wie die jetzige gemeinsame Regierung der Herzogthümer, theils im offenbaren Streite mit den Worten und dem Geiste der Convention aufgetreten sei, theils wie sie in derselben Weise ihre Wirksamkeit fortsetze, so wie er erklärt hat, daß die Interessen Dänemarks und sein durch die Convention zu Malmöe erworbenes Recht, die Herzogthümer von einer neutralen Regierung verwaltet zu sehen, in einem solchen Grade gefährdet sind, daß die dänische Regierung schon längst vollständig befugt gewesen sei, den factisch eludirten Waffenstillstand als nicht länger existirend zu betrachten, daß sie aber, um nicht die Erlangung des von den Contrahenten gewünschten Friedens zu erschweren und um keine noch größere Noth über die Herzogthümer zu verhängen, bis jetzt nicht jenes ihr unzweifelhaftes Recht benutzt habe. — Endlich wird der Note noch die Hinzufügung gemacht, daß keine weitere Nachgiebigkeit von Seiten der dänischen Regierung zu erwarten sei, als die, welche sie in ihrer versöhnlichen Gesinnung bereits hinlänglich bewiesen habe, namentlich könne man von dänischer Seite, unter Verhältnissen, die aus einem totalen Verkennen der Basis der Malmöer Convention entspringen sehen, sich in keinem Falle auf eine Veränderung der mittlerweiligen Verwaltung, der die Inseln Alsen und Aerde jetzt untergeben seien, einlassen. Nur darin, daß das jetzt bestehende Verhältniß hinsichtlich jener zwei Inseln während des Waffenstillstandes fortbestehe, könne man eine wirkliche Garantie für den Schutz, die Gerechtsame und die persönliche Sicherheit der Einwohner erblicken und es sei ein ganz einfaches Gebot der Ehre, der Pflicht und der Menschlichkeit, daß man die Inseln außerhalb des Gebiets einer Regierung halte, die willkührlich handele und entschieden feindlich gegen Dänemark gesinnt sei."

„Es erglebt sich schon aus diesem Referate, daß der Entschluß der dänischen Regierung, die beiden Inseln außerhalb des Gebiets der gemeinsamen Verwaltung zu halten, gar so wohl begründet ist, als daß er einer weiteren Rechtfertigung bedürftig sei, und so wie wir uns übergeugt halten, daß der Entschluß überall außerhalb Deutschlands gebilligt wird, so haben wir den Glauben, daß seine Nothwendigkeit selbst bei dem jetzt abgetretenen Ministerium in Frankfurt eine gewisse Anerkennung gefunden habe, die ihr auch bei den Kabinetten in Wien und Berlin nicht abgehen werde. Wenn auch die Centralgewalt nicht in der Weise, wie es wünschen könnten, gegen die jetzige Verwaltung der Herzogthümer aufgetreten ist, so zeigt doch der von dem Reichs-Commissair Stedmann unterm 28. October ausgefertigte Protest gegen das conventionswidrige Verfahren jener Verwaltung, daß seine Regierung, die den Protest im Wesentlichen billigte, in demselben Grade das eigenmächtige Verfahren der gemeinsamen Regierung mißbilligt und eingesehen haben muß, daß es die dänische Regierung nicht verantworten könnte, weder sich selbst noch der Nation noch namentlich den Bewohnern von Alsen und Aerde gegenüber, jene Inseln der Willkühr preiszugeben. Und so wird gewiß der überlegende, besonnene Theil der deutschen Nation denken und urtheilen.

Weit davon entfernt, den schleswig-holsteinischen Insinuationen von geheimen Angriffsplänen von dänischer Seite Gehör zu geben, werden die Völker so wie die Regierungen Deutschlands einsehen, daß die Erklärung, Alsen außerhalb des Gebiets der gemeinsamen Regierung halten zu wollen, als leer und ohne Bedeutung dastehen würde, wenn sie nicht durch das einzige Mittel gestärkt werde, das ihr eine Bedeutung verleihen könne, eben, mit anderen Worten, durch eine Maßregel, durch die es der Aufruhrpartei in den Herzogthümern unmöglich gemacht wird sich durch Waffenmacht in Besitz der Inseln zu setzen. Es ist bekannt, daß jene Partei ungern den Gedanken aufgibt, und es würde ein Uebermaß von bona fides sein, wenn Dänemark es darauf ankommen lassen wollte, ob die ernstlichen Warnungen, die gewiß nicht von Seiten der Centralgewalt ausgeblieben sind, auch ferner hinreichend sein würden in dieser Richtung die Unbesonnenheit zu zügeln.

„Hiermit ist die Nothwendigkeit einer verstärkten Besatzung auf Alsen durchaus erwiesen, und so gewiß wie das Verfahren der dänischen Regierung in dieser Sache der Ausdruck des Willens einer durchaus nicht kriegerisch gesinnten Nation ist, so bestimmt darf auch ein Jeder der Nation dagegen protestiren, daß die beschlossene Truppenverstärkung anders bezeichnet werde, als was sie in der Wirklichkeit ist: eine nothwendige Verstärkung rein präventiver und defensiver Natur. Die Bemerkung dürfte überflüssig sein, daß sie, als solche, nicht gegen unseren Mitcontrahenten der Malmöer Convention sondern einzig und allein gegen die Aufruhrpartei in den Herzogthümern und die derzige Verwaltung gerichtet ist, die fortfährt, die durch jene Convention zwischen Dänemark und Deutschland getroffenen Bestimmungen zu verhöhnen, während es gerade ihr Zweck war den Aufruhr und dessen Consequenzen zu hemmen, und somit den Weg zu einem Frieden anzubahnen, dessen Erlangung Deutschland ebenso wichtig sein muß als es uns angelegen ist, unter der Voraussetzung, daß er ohne entsetzende Opfer zu Stande zu bringen sei. Um diese fern zu halten, muß die kleinere Nation, wenn ihr gutes Recht sich von einer Hintansetzung bedroht sieht, gerüstet stehn mit ihrer vollen Kraft.

In dieser Lage befindet sich Dänemark gerade jetzt. Es rüstet sich, nicht weil es den

Digitized by Google

Krieg will, sondern weil es einen ehrenhaften Frieden will, — nicht um den Kampf zu erneuern, sondern um ihn, wenn er dem Lande wieder aufgezwungen werden sollte, mit all der Kraft führen zu können, welche die Ueberzeugung seiner Bedeutung dann erfordert.

Mit diesen Erörterungen weisen wir einen jeden Versuch, der dänischen Regierung Absichten und geheime Pläne zum Angriffe beizegen zu wollen, zurück. Es ist gar zu blau, daß jene Versuche von der revolutionairen Partei der Herzogthümer ausgehen, die eine Annäherung Deutschlands und Dänemarks fürchtet, und deswegen durch die Presse versucht, die Gemüther zu erhitzen und die dänische Regierung gerade in dem Augenblicke zu verdächtigen, wo man im Begriff steht die Friedensunterhandlungen in London zu eröffnen. Es ist sie wohl ein, daß Alles verloren wäre, wenn der Parteigeist nicht länger wach zu halten sei, und daß die Unterhandlungen dann zu einem Frieden führen müßten, der den Sieg des Gesetzes über den Aufruhr bringen muß.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Der Reichstag.

In der neun und zwanzigsten Sitzung brachte der abgetretene Kriegsminister v. Ascheberg einen Vorschlag zur allgemeinen Volksbewaffnung ein. Noch ein anderer Vorschlag zur Vertheidigung von Dänemark und Schleswig, dasirt auf allgemeine Volksbewaffnung, wurde eingebracht. Ein Deputirter von Lolland forderte die Wiederlegung der Bischoff-Aemter und die Revenuen dieser zur Hebung der Volksschule verwendet. — Wahrscheinlich hat der Deputirte nur das Letzte als Zweck vor Augen gehabt, während er den ersten Theil seiner Interpellation als Mittel hat angeben wollen. So wie er die Frage stellte, antwortete der Minister (Madvig) auf den ersten Theil, und zwar dahin, daß er nicht, ohne die Kirche gehört zu haben, eine solche Veranstaltung wie das Einziehen der Bischoff-Aemter vornehmen könne, daß er persönlich nicht denselben Wunsch hege wie der Interpellant, und daß nach endlicher Feststellung des Grundgesetzes organische Gesetze auch hinsichtlich der Kirche vorgelegt werden würden. Auf die Interpellation Grundtwigs, wie weit die von dem verstorbenen König Christian VIII. beschlossene Errichtung einer dänischen Hochschule in Soröe oder richtiger: die Umbildung der Soröer Academie zu einer solchen Schule, gediehen sei, antwortete derselbe Minister, daß die Errichtung einer solchen Schule eine Sache sei, über die sich nicht füglich beschließen ließe, über die im Bereits mit dem ganzen Schulwesen zu verhandeln sei, daß man wohl überhaupt nicht eine dänische Hochschule erstreben solle, sondern vielmehr ein dänisches, ein nach den wirklichen Bedürfnissen der dänischen Nationalität abgezogtes Schulwesen. Der Deputirte Frölund sprach sich für die Meinung des Ministers, Professor Flor für die Grundzwigs aus. — Der Minister bemerkte schließlich, daß das gelehrte Schulwesen Dänemarks dänisch sei — nämlich in der vernünftigen Bedeutung dieses Wortes — und daß er nicht der Errichtung von Anstalten, die ein Monopol auf „Dänischthum“ erhalten sollen, seinen Beifall geben könnte. „Rödebenshoop“ bemerkt hierzu, daß Grundtwig sich gewiß irrt, wenn er seine Ansichten in den Plan Christian VIII. hineintragen will.) — In der dreißigsten Sitzung: Interpellation über den Einfluß der Bogebenheiten im Juni, auf die Zustände der westindischen Inseln, namentlich auf den Werth des Grundbesitzes daselbst. Der Finanzminister theilte als Antwort zuerst einen offenen Brief des Königs vom 22. Septbr. v. J., welcher dem dahin gegangenen Regierungs-Commissair, dem Etatsrath Jansen mitgegeben worden, und durch welchen die Emancipation der Negerbevölkerung bestätigt, so wie dem Regierungs-Commissair Vollmacht gegeben ward, die Verhältnisse durch provisorische Anordnungen zu regeln. Jene Begebenheiten würden allerdings einen wesentlichen Einfluß auf die Zustände der Inseln üben, doch schien es, als seien diese, nach den spätesten Nachrichten, besser als man hätte hoffen können. Der Glaube an die Zukunft der Inseln sei nicht verloren gegangen in den Augen Europas, und mehrere Pflanzer hatten Geld-Anleihen daselbst erhalten. — Man könne wohl nicht auf Einnahmen von dort für die Staatskasse pro 1849 rechnen, weil die Ausgaben durch militairische Veranstaltungen sehr erhöht geworden, man müsse wahrscheinlich noch Geld zuschießen; die Einnahme der Staatsactiven glaubte er nicht sehr verringert.

Kopenhagen den 8. Januar. Eine Zeitung-Ente, die der „Corsar“ fabrizirte, ist durch dänische und deutsche Blätter geschwemmen, des Inhalts, daß der General Karaijean, der ein intimer Freund des Kriegsministers von Tscherning ist, nach Dänemark kommen und, für den Fall einer Erneuerung des Krieges mit Deutschland — die man jedoch weder wünsche noch hoffe — den Oberbefehl der dänischen Armee übernehmen werde. — Otto Lehmann ist zum Amtmann (Kreishauptmann) im Amte Weile ernannt worden. — An die Ernennung des General-Lieutenants zum Kommandanten der Citadelle Kopenhagens statt des Oberstlieutenants der Schleswig-holsteinischer Gesinnung ist, Herr Kaufmann, über dessen Rechtsfähigkeit und ehrenhaften Charakter nur eine Meinung in Kopenhagen herrscht, hat stets, selbst während seiner wichtigen Stellung als Kommandant der Citadelle, seine schleswig-holsteinischen Ansichten offen an den Tag gelegt, und ein großer Beweis für die Anerkennung, die man ihm in Kopenhagen zollt, dürfte gerade darin liegen, daß man ihm jenen wichtigen Posten bis jetzt, trotz seiner Gesinnung, hat belassen lassen. Als General Hedemann zu seinem Nachfolger ernannt ward, bot der Kriegsminister Herrn Kaufmann das Kommando eines Bataillons an. Er schlug dieses Anerbieten aus, weil er nicht gegen seine Landsleute Waffen tragen wolle; man bedeutete ihn darauf, daß er seinen Abschied ohne Pension erhalten würde, indem er sich geweigert habe die ihm angebotene passende militaire Stellung anzunehmen. Herr Kaufmann gab seine Demission ein, und sie wurde ihm zwar bewilligt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er vorher sich schriftlich verpflichte, keine Waffen gegen Dänemark zu tragen, und keinen Dienst in der schleswig-holsteinischen Armee anzutreten. Man hatte, wenn auch so wie so eine solche Forderung von Seiten der dänischen Regierung wohl ganz in der Ordnung war, nebenbei die gleich gegründete Vermuthung, daß Herr Kaufmann die Stellung eines Chefs der Kunstwerker Kadettenschule annehmen würde.) Der Oberstlieutenant weigerte sich ebenfalls eine solche thun zu; zwei Offizieren vorgelegte Verschlingungen zu unterschreiben, und man belegte ihn mit verschärfter Haft. Nach einigen Tagen hat der Oberstlieutenant jedoch den Forderungen des Kriegsministers genügt und ist in Folge dessen wieder auf freien Fuß. Man beklagt allgemein diesen Konflikt weil man, wie schon gesagt, die größte Achtung vor dem Charakter des Herrn Kaufmann hegt. — Ein Fall ganz anderer Natur hat sich ereignet mit einem Major Schow, früher bei dem zweiten Artillerie-Regiment in Rendsburg, seit dem Ausbruch des Krieges Oberstlieutenant in der schleswig-holsteinischen Armee. Herr Schow ist ihrzlich aus seinem letzteren Dienste verabschiedet worden, und sindet jetzt um Pension aus der dänischen Kriegskasse nach, indem er die Freiheit hat sich auf einen achtjährigen treuen Dienst zu berufen. Ob Herr Schow unter diesen auch den Dienst des Sommers 1848 gegen Dänemark mitzählt? — Das Ministerium entsatzt in seinen Departements eine ziemlich rege Wirksamkeit: der Cultus-Minister hat einen Gesetz-Entwurf zu Gunsten der Bastisten veröffentlicht, nach welchem die Kinder der Bastisten-Gemeinden erst mit dem sechzehnten Jahre über ihre Taufe zu entscheiden haben, und wodurch also verlässig den vielfachen Gründen zur Klage dieser Sekte gesteuert worden ist; wir sagen „verlässig,“ weil der Entwurf des Grundgesetzes in seinem § 65 die Bestimmung hat, daß die Staatsbürger das Recht haben, sich in Gemeinden zu vereinigen, um ihren Gottesdienst auf die Weise zu verrichten, die ihnen die beste scheint. — Von dem Finanzministerium ist ein neues Münzen-Gesetz projektirt unter den Finanzen errichtet worden, eine Veranstaltung die erst der früheren Zerrissenheit der Geschäfte Einhalt thun wird. Auch das Budget für 1849 ist in diesen Tagen durch die Departementsgeltung publicirt und dem Reichstage vorgelegt worden. Das Budget schlägt die ordentlichen Einnahmen auf 11,082,900 Rbdr. die Ausgaben auf 11,318,901 Rbdr. die außerordentlichen Ausgaben, die fast allein unter das Departement des Kriegs gehören, sind mit 10 Millien berechnet, die wie bekannt, theils durch eine Anleihe, theils durch Grundsteuer gedeckt werden. — Die Civilliste des Königs, über die speziell zu berathen eine Commission eingesetzt ist, ist auf 743,400 Rbdr. veranschlagt, für die Reichsversammlung sind 100,000 Rbdr. aufgeführt. Ueber Soldenzig verlautet weiter nichts Neues aus Kopenhagen, als daß von den Kirchspielen Nordschleswigs Adressen an den König eingegangen seien, die von mehr denn 1200 schleswigschen Bauern unterschrieben sind, und Forderungen enthalten die auf Grund der Waffenstillstand-Convention von Seiten des Volkes an die gemeinsame Regierung gestellt wurden. Anfänglich war es die Absicht, jene Adressen an die gemeinsame Regierung selbst einzusenden, später als eine Folge des Beschlusses jener Regierung gab man diesen Plan auf, weil man sie nicht einmal scheinbar für eine gesetzmäßige Gewalt anerkennen wollte. Die Adressen oder Erklärungen sind in ihrer Fassung etwas verschieden, gemeinschaftlich für sie alle sind jedoch das Verlangen nach Aufrechung der „Landesversammlung“, weil die Gesetzgebung während der Waffenstillstand ruhen soll, nach Aufhebung der Kriegszustand als die drei gebliebenen Schleswiger nichts angehend, nach Wiedereinsetzung der von der provisorischen Regierung abgesetzten Beamten, nach Entfernung der unberechtigterweise Patentirten, und endlich nach gemeinsamer Berufung der Versuche einer Aufhebung zum schleswig-holsteinischen Kriegsdienste, welches bei den dänische gesinnten Nordschleswigern als Verbrechen angesehen wird, und die entweder bewaffneten Widerstand oder allgemeine Flucht hervorrufen würden. —

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der niederländische Volksdichter Hendrik Tollens.

II.

Wenige Dichter haben eine solche Popularität genossen, wie sie Tollens zu Theil geworden. In tausend und aber tausend Exemplaren sind seine Gedichte verkauft, sie sind zu wahren Volksliedern geworden, gleichsam mit dem Volksleben verschmolzen, und wenn, wie ein niederländischer Recensent sich ausdrückt, Tollens Gedichte unbekannt wären, wer nicht einige oder mehrere derselben erörtern könnte, der würde in den Verdacht gerathen, weder Geist, noch Geschmack oder Gefühl zu besitzen. Und in der That, wem ist sein meisterhaftes Gedicht die Redtscheiding unbekannt? Wer kennt nicht seine Elegie Aan en gefallen meisje, seine treibenden, von tiefem Gefühl, von Wärme und Begeisterung zeugenden Schilderungen des häuslichen Lebens?

Seine Avond mijmering, die uns einen tiefen Blick in die Seele unseres Dichters werfen läßt, und jenes herrliche Gedicht: ter uitvaart van Cornelis Loots, wodurch er seinem verstorbenen Freunde, dem berühmten Dichter Cornelius Loots, ein unvergängliches Denkmal gesetzt, darf man dreist den ersten Erzählen Mathissens an die Seite stellen. Seine kleineren Gedichte, Lewine, Blandine, die liefde op het ijs, erinnern an Hölty, während seine Remanzen oft ganz die kühne Begeisterung Bürgers athmen. Zu seinen berühmtesten Gedichten gehören außer den oben genannten: de moeder, Kenau Hasselaar, de spaansche broeders voor Haarlem, Kiara en Ewoud, geluk en deugd, sein an seinen Freund Immerzeel, den Herausgeber des Muzenalmanachs, gerichtetes Gedicht: gij bedelt me, und seine Avond bede.

„In allen diesen Gedichten", sagt der Professor Van Kampen, „herrscht eine so unbeschreibliche Anmuth, eine so schöne Harmonie zwischen Sprache und Herz, daß wir unwillkührlich Tollens auch als Menschen lieben lernen. Besingt er sein Vaterland und die Großthaten desselben, sei es nun in der himmlischen Begeisterung seiner Siegeslieder, oder in dem gewöhnlicheren aber nahetreten Tone der Romanze, wessen Herz klopft da nicht, wer dankt da nicht Gott, daß er ein Niederländer ist! Berührt er die heiligen Saiten der Gatten-, der Eltern-, und Kindesliebe in unserem Gemüthe, so wird jedes unverdorbene Herz von einem erhabenen Mitgefühl ergriffen" ꝛc. ꝛc.

Tollens hat sich auch in patriotischen Liedern versucht. Zweimal ließ er sich mit seinem Freunde Loots in einen poetischen Wettstreit ein, und wenn er auch das erste Mal — es war im Jahr 1804 und es galt die Verherrlichung des Hugo Grotius — weder den ersten noch den zweiten Preis errang, so besiegte er doch 1806 seinen großen Gegner, als Beide den Tod der Grafen von Egmont und Hoorn besangen.

Tief schmerzte Tollens die Erniedrigung seines Vaterlandes unter französischer Herrschaft; sein Gedicht: Aanblik uit de Nordzee und sein Stuk aan de vaderlandsche dichters legen ein glänzendes Zeugniß ab von der warmen Vaterlandsliebe ihres Verfassers. Mit unbeschreiblicher Freude erfüllte ihn die Wiederherstellung des Königreichs der Niederlande; die Thronbesteigung Wilhelm Friederichs feierte er durch eine seiner schönsten Oden (Bij de Verhaasing Z. K. H. Willems Frederik op den Troon der Nederlanden; Hierzang. Hage, 1815, in 8.), und als Napoleons Rückkehr von Elba aufs Neue alles Bestehende in Frage stellte, erhob er aufs Neue seine Stimme und dichtete jenen berühmten „vaterländischen Waffenruf" Vaderlandsche Wapenkreet, im Maart 1815. Haag. 8.), und jenes herrliche Vaderlandsch krijgslied (Hage, 8.), das die Herzen aller Niederländer mit einer feigerischen Begeisterung erfüllte. Wer kennt nicht jenes herrliche, von Willems componirte Lied: Wien nederlandsch bloed in d'adren vloeit", das zum wahren Nationallieder geworden, von tausend und aber tausend Lippen schallt, das in den Niederlanden so berühmt ist als das Rule Britania und das God save the king in England. Wahrlich, wenn Tollens weiter nichts gedichten hätte, als dieses Lied, er würde im Gedächtniß der Nachkommen ewig leben!

Tollens empfand eine warme Liebe für das niederländische Königshaus; die bedeutendsten Ereignisse für die oranische Dynastie hat er durch seine Gedichte verherrlicht, so die Vermählung des Prinzen von Oranien (Feestzang bij het huwelijk van Z. K. H. den Prins van Oranje en H. K. H. Anna Paulowna, mit platen en portretten, Hage, 1816, 8.), die Geburt eines Prinzen (Bij den geboorte van den jongen Prins. Hage, 1817); den Geburtstag des Königs (24. August 1831) (Des Konings verjaardag; volksgezang, Rotterdam, 1831, 8.), und auch auf das Bildniß seines Monarchen hat er ein Lied gedichtet.

Die Losreißung Belgiens von Holland erfüllte Tollens mit tiefer Betrübniß. Wir verdanken ihm mehrere Gedichte, die auf diese Zeit Bezug haben, sie sind meist in seiner Sammlung: Verstroolde gedichten abgedruckt; getreunt erschien ein: vaarwel der vaderlandsche studenten, als vrijwillige jagers uitdrekende, Leiden, 1830, 8., und ein lied der Leijdsche studenten bij hun terugkeer uit het leger naar de Academie. Amsterdam, 1831. 8., die sich beide durch eine hohe poetische Begeisterung auszeichnen, wie überhaupt Tollens sämmtliche Dichtungen, die jener Zeit entstammen, zu den besten gehören, die je aus seiner Feder geflossen. In solchen Zeiten, sagt ein niederländischer Schriftsteller in Bezug auf Tollens, der Aufregung und der allgemeinen Begeisterung, erfaßt der Volksdichter Alles, was durch die Nation gedacht und gefühlt wird, mit seinem Herzen, und wenn dann der dichterische Geist lebendig geworden und ausströmt im Gesange, so erkennt es das Volk für ein Wunder, daß seine gehegtesten Gedanken, seine tiefsten Empfindungen in Worten ausgesprochen, in einer Sprache verkündet werden, die ganz die Seine sein würde, wenn es die Gabe der Poesie besäße.

Seinen Ruhm, namentlich im Auslande, verdankt Tollens seinem großen Lehrgedichte: Tafereel van de overwinnering der Hollanders op Nova-Zembla in de jaaren 1596 und 97. Leiden, 2te Auflage, 1822, in 8., was von Aug. Clavarau unter dem Titel: les Bataves à la Nouvelle-Zemble. Bruxelles 1827, in das Französische übersetzt wurde.

Die Holländer haben überhaupt im Lehrgedichte stets Vorzügliches geleistet, allein sie geben selbst zu, daß sie diesem didactischen Meisterwerke, welches sich eben so sehr durch Reinheit, Eleganz, und namentlich Glätte der Sprache, Eigenschaften, die sich Tollens in einem vorzüglichen Grade zu eigen gemacht, als durch Tiefe und Klarheit der Anschauung auszeichnet, in ihrer ganzen Literatur nichts Aehnliches an die Seite zu setzen haben.

Außer den verschiedenen schon genannten Schriften gab Tollens noch eine Ode Aan de Britten, Amsterdam, 1804, in 8., einen Lofzang op de geboorte onzes Heeren Jesus Christus, gecomponeerd door C. Willemse, Rotterdam, 1821, 4., und ein Gedicht de verjaardag, voor twee stemmen mit acompagnement van Pianoforte op muzijk gebragt. Haag, 1827, heraus.

Von seinem berühmten Gedichte: de algemeene bedeeling in Nederland (2. Decbr. 1832), Retterdam, 1832, in 8, wurden binnen einem Monate mehr denn 5000 Exemplare vergriffen und es erschienen nicht weniger denn vierzehn Uebersetzungen in deutscher, französischer, englischer, dänischer und polnischer Sprache davon.

Seit dem Jahre 1840 bringt Tollens sein Leben in der Einsamkeit eines Dörfchens Rijswijk in der Nähe von Gravenhage, beschränkt auf den Umgang seiner Familie und seiner Freunde, in sehr günstigen äußeren Lebensverhältnissen, auf seinem Gute Ottoburg zu. Der greise Dichter hat so viel Anerkennung gefunden, ganz Holland richtet sein Auge mit Liebe und Verehrung auf ihn, und auch im Auslande hat sein Name einen guten Klang*). Seine Vaterstadt beabsichtigte ihm ein

*) Ang. Clavdau hat in seinen études poetiques inédites de divers poètes hollandais, Gent 1824 mehrere Gedichte Tollens in das Französische übersetzt, auch Raoul hat mehrere derselben mit großer

Digitized by Google

Denkmal zu setzen, aber der bescheidene Dichter verbat sich diese Auszeichnung; sein König hat ihn mit dem holländischen Löwenorden geschmückt, eine Ehrenbezeigung, von der wir freilich nicht wissen, ob sie dem Dichter oder nur dem loyalen Unterthan galt, und die berühmtesten gelehrten Gesellschaften haben den greisen Bürger zu ihrem Mitgliede ernannt.

Nach langem Schweigen erhebt Tollens wieder seine Stimme und haucht uns unter dem schmucklosen Titel „Laatste gedichten“ seinen Abschiedsgruß, seinen Schwanengesang zu. Tollens, ein achtundsechzigjähriger Greis, steht schon mit dem einen Fuße im Grabe, und sein Herz fühlt die Nähe des Todes, aber sein Geist ist noch jung, noch durchglüht das Feuer der poetischen Begeisterung seine Brust, noch ist seine Kraft nicht erschöpft und seine letzten Gedichte tragen noch denselben zauberischen Farbenschmelz, sie athmen noch dieselbe Frische und Originalität, wie die Schöpfungen seiner Jugend, und der eigenthümliche, elegische Hauch, der über dieselben ausgegossen ist, erhöht noch ihren Reiz.

Seine Gedichte **Suzanna van Oostelijk, de wraak, de Nord–Amerikansche jager, de geuzenvroun te Goudn, de gevels van de huizen, de echtbreekster**, und vor Allen sein **Bedelbrief** sind sein Abschiedsbied gehören zu den schönsten Blüthen der niederländischen Poesie, sie alleia würden hinreichen, den Namen ihres Verfassers unsterblich zu machen.

Tollens wird bald nicht mehr unter unseren Zeitgenossen glänzen, die Natur wird auch in Bezug auf ihn ihre Rechte geltend machen und vielleicht zählt er sein Leben nur noch nach Tagen. Aber mag der Tod ihn auch seinen trauernden Freunden entreißen, sein Name wird ewig leben, immer mit Begeisterung genannt werden von einem ganzen Volke, dessen Liebling, dessen Stolz und dessen Bewunderung er war, und sein Gedächtniß wird immerdar glänzen auf den Ruhmesblättern der Geschichte.

R. Mildener.

Einige statistische Bemerkungen
in Bezug auf
Literatur und Wissenschaft in Dänemark.

Es giebt wohl wenige Länder von gleicher Größe, in denen sowohl von Seiten der Regierung als des Volkes so viel für Aufklärung und Bildung des letzteren, für Literatur und Kunst gethan wäre, als in Dänemark, und man braucht sich daselbst nur kurze Zeit aufzuhalten, um zu bewundern, was dies kleine Volk, beseelt von Liebe für seine Vorzeit, Sprache und seine bedrohte Nationalität, in dieser Richtung aufzuführen vermochte. Das dänische Volk, kaum 1½ Million Menschen, deren größter Theil vom Ackerbaue lebt, besitzt eine, für seine Verhältnisse merkwürdig reiche Literatur, was nicht möglich sein würde, wenn nicht das Volk selbst ihr auf eine eigene Weise, so zu sagen, unter die Arme griffe. Es finden sich daselbst nämlich eine Menge Gesellschaften oder Vereine, deren Zweck es ist, für die Literatur zu wirken, bald in der einen, bald in der anderen Richtung, wodurch es möglich wird, Werke hervorzurufen und zu verbreiten, die unter der den Bücherverlag so unglücklichen Verhältnissen, wie die sind, unter denen ein kleines Sprachgebiet leiden muß, sonst wohl schwerlich das Tageslicht erblicken würden. Beispielsweise wollen wir nur die Gesellschaft für nordische Alterthumer nennen, welche 500 Mitglieder zählt und seit ihrer Stiftung 1825 gegen 70 theils kritischer Ausgaben von älteren nordischen Schriften herausgegeben hat; ferner die Gesellschaft zur Beförderung der dänischen Literatur, welche 1100 Mitglieder zählt, deren jedes einen jährlichen Beitrag von 1½ Thaler zahlt und dafür einen oder mehrere gediegene Werke erhält; und endlich der dänische historische Verein, dessen Zweck es ist, durch Schriften den Sinn für die Geschichte des Vaterlandes zu wecken und zu verbreiten; er zählt 650 zahlende Mitglieder. Solcher Vereine, größerer und kleinerer, giebt es viele, durch welche es, wie gesagt, nicht nur möglich wird, Werke ins Leben zu rufen, die anderenfalls wegen Mangels eines Verlegers und des Absatzes nicht erschienen könnten, sondern welche diese auch zum geistigen Eigenthume des Volks machen. Man wird behalb in Dänemark gute Handbibliotheken nicht nur bei Beamten sondern auch bei Bürgern und Bauern finden. Ja sogar in Dorfkirchspielen fanden sich im Jahre 1846 bereits 700 bestehende öffentliche Gemeindebibliotheken, und seit der Zeit sind mehr entstanden, ja denen der Bauer und Tagelöhner jährlich sein Scherflein von 8–12 Groschen beiträgt und so nicht nur sich selbst erfreut und nützt, sondern auch dazu beiträgt, die Literatur seines Landes zu befördern. Doch keine von allen diesen Gesellschaften hat eine größere Ausdehnung, als die Gesellschaft für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit, gestiftet im Jahre 1835, deren Hauptzweck in der Herausgabe populärer Schriften besteht. Nach Abschluß des fünften Jahres ihres Bestehens zählte sie 5000 Mitglieder und hat bis dato 3,600,000 Druckbogen bibrerischen, politischen, biographischen und poetischen Inhalts herausgegeben.

Von Seiten der Regierung ist stets viel für die Bildung des Volkes gethan. Jedes Kirchspiel im ganzen Reiche hat wenigstens eine öffentliche Schule, der alle Kinder vom 7. bis zum vollendeten 14. Jahre schulpflichtig sind, wenn sie nicht dem Gemeinderath nachzuweisen haben, daß sie bei ihren Eltern schulgemäßen Unterricht genießen, und es wird auf das Strengste darauf geachtet, daß kein Kind aus der Schule zur Confirmation entlassen werde, ehe es in dem öffentlichen Examen seine Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen der vier Species gezeigt und Rechenschaft über genügende Kenntniß in der Religion abgelegt hat. In den 1662 Dorfgemeinden des Königreichs waren im Jahre 1846 im Ganzen 2504 Schulen mit 161,000 Kindern; jede Schule hat wenigstens einen fest angestellten Lehrer, der entweder an einem der fünf Seminare gebildet ist oder das theologische Examen bei der Universität abgelegt hat. Jede Schule hat zwei Classen, und jede Classe genießt sechs Stunden täglich, also drei ganze Tage wöchentlichen Unterrichts. Alle Schulausgaben werden von der Commune durch den Gemeinderath bestritten, zu welchem stets der Prediger gehört; in Schulangelegenheiten ist der Gemeinderath dem Amtsschulbirector (in 19 Königreiche), und dieser wieder dem Cultusministerium untergeordnet. In den 68 Städten finden sich 100 öffentliche Schulen mit 16,000 Kindern, die in Real-, Bürger- und Freischulen eingetheilt werden. In der Hauptstadt sind 7 Armenschulen, 6 Kirchenschulen, 58 Gemeindeschulen und 166 Privatschulen, im Ganzen mit 11,797 Kindern, außerdem die gelehrten und Militärschulen mit 1953. Im ganzen Königreiche bestehen 20 gelehrte Schulen mit 1351 Schülern (1846); indessen ist es jetzt im Werke, dieselben in Gymnasien umzuwandeln. Das Seeherrenschulwesen steht unter eignen Autoritäten, und diese direct unter dem Cultusministerium; es erhält sich, gleich der Universität und der Seeakademie, aus eignen Mitteln, welche in bedeutendem Grundeigenthum bestehen. Die Universität zu Kopenhagen zählt 39 ordentliche Professoren außer den Lectoren und Docenten; die Anzahl der Studirenden belief sich im Jahre 1846 auf 1150. Sie verausgabt jährlich 98,000 Thaler, besitzt eine gute Bibliothek von 120,000 Bänden und 4000 Handschriften und bedeutenden wissenschaftlichen Sammlungen. Außer dieser sind in Kopenhagen zwei öffentliche Bibliotheken: die große königliche mit 400,000 Bänden und 15,000 Handschriften, und die Classen'sche mit 25,000 Bänden meist naturhistorischen und landökonomischen Inhalts. Fast jedes öffentliche Institut hat seine Bibliothek, und auch die Studirenden in jedem Stifte ihre Stiftsbibliothek besitzt, natürlich größtentheils theologischen Inhalts, wozu jeder Prediger durch ein jährliches Contingent beiträgt.

Was die journalistische Literatur und die periodische Presse betrifft, welche bent zu Tage so sehr überall eine große und mächtige Rolle spielt, so steht Dänemark auch hierin von andern Ländern nicht zurück, wenigstens nicht was den Umfang derselben betrifft. In Kopenhagen erscheinen 32 Tag- und Wochenblätter, in den Provinzen 20; die periodische Presse liefert 31 Monats- und Quartalschriften. Als Folge der Liebe des dänischen Volks für die Lectüre zählt das Land 82 Buchhandlungen, von denen 28 in der Hauptstadt sind. Der Werth der deutschen, französischen und englischen Schriften, die jährlich verschrieben werden, beläuft sich auf die Summe von 80,000 Thaler; der Zoll auf Bücher und gedruckte Sachen ist aufgehoben.

Aus obenstehenden, auf zuverlässige, statistische Data gegründeten Bemerkungen geht deutlich hervor, wie lobenswerth Regierung und Volk sich entgegenkommen, um Aufklärung und Bildung zu befördern, und es hat bis auch seine segensreichen Früchte getragen, indem das Volk in intellectueller Entwickelung den aufgeklärtesten Völkern Europa's zur Seite steht.

H. F.

Gewandtheit in seine Muttersprache übertragen. Zu van Eichstorffs Blumenlese aus niederländischen Dichtern finden sich sehr gelungene deutsche Uebersetzungen von mehreren seiner berühmtesten Gedichte. — Einige Proben derselben werden in dem Feuilleton dieser Nummer angeführt werden.

Bücherschau.

Marcus Niebuhr, die deutsche Seemacht und ein deutsch-skandinavischer Bund. — Zum Besten der deutschen Flotte. Berlin, Reimer.

Wie im Leben Mann und Frau oft erst auch der Scheidung erkennen, wie viele gute Seiten sie doch beide gehabt, wie sehr sie sich gegenseitig ergänzten und wie leicht es ihnen geworden wäre in Einigkeit und durch Einigkeit die Beschwerden des Lebens zu tragen und sich zu erleichtern, so hätte es leicht mit Skandinavien, sowieso mit Dänemark und Deutschland gehen können. So lange die freund-

Digitized by Google

schaftliche Stellung der beiden Länder fortwährte, hatte man es weniger gefühlt wie sehr sie sich gegenseitig ergänzen, welche Macht sie vereinigt in sich tragen, wie sehr alle Verhältnisse darauf hinweisen, daß alle germanischen Stämme zusammenhalten. Man war durch Gewohnheit gegen einander gleichgültig geworden, man schlenderte neben einander her, die Liebe, die Anhänglichkeit, die Eifersucht fehlten aber. Da traf der offene Zwist auch wer das edige gleichgültige Verhältniß zerbröckelnd bewerkt hatte, mußte zwar mit tiefer Betrübniß zusehen wie edle und verwandte Stämme in blutigem Kampfe aufgerieben wurden; nahm er die Zukunft mehr ins Auge, da mußte er sich über den Streit freuen, denn eine feste Ueberzeugung mußte ihm sagen, daß hieraus nicht die ewige Scheidung in unverschnlichen Hasse sondern ein neues festeres und innigeres Verhältniß hervorgehen würde, wenn die Völker erst durch den Streit ermüdet, was sie an einander haben, wenn sie freundschaftlich mit einander gehen; was sie an einander verlieren, wenn ihre Wege feindlich auseinander führen.

Daß diese Erkenntniß statt im Waffen trotz aller Truppenconcentrirungen und kampfvorbereiteten Berichte ist, dafür giebt das ebenerwähnte Verhalten Nicholas's wieder einen Beleg. Es wird in diesem Fall dargelegt wie Deutschland ohne Skandinavien nie im Stande sein wird als mächtige Seemacht aufzutreten.

Entweder haben wir unsere Flotte in zwei Hälften getheilt, in Nordsee und Ostsee stationirt, oder das ganze Geschwader hat seine Aufstellung in einem dieser Meere. In jenem Falle ist sie durch Skandinavien gesperrt, im zweiten Falle ist sie von dem andern Meere, in welchem sie nicht stationirt ist, durch Skandinavien abgeschnitten.

Also selbstständig können wir unsere Flotte gar nicht zur freien und vollen Thätigkeit bringen. Wir bedürfen dazu der Hülfe Skandinaviens.

Ist unsere Flotte in beiden Meeren stationirt, so können wir, so wie Schweden und Norwegen einem Feinde beitritt, dem Feinde jedesmal nur die halbe Flotte entgegenstellen, und diese ist eben so sichere Beute des Feindes, als es eine Myrthe jenes kleinsten Maßstabes sein würde. Aber selbst, wenn wir mit Skandinavien im Frieden sind, wird es nicht immer möglich sein, die beiden Flotten in rechtzeitig zu vereinigen. Sie können Wochen im Sund und Kattegat weilen, und das aufgeeiste Geschwader kann gar leicht vereinzelt angegriffen werden, ehe es zur Vereinigung kommt. Wir bedürfen nicht blos der Freundschaft, auch der thätigen Hülfe Skandinaviens.

Nicht bester steht es, wenn die ganze Flotte (ohne die Pforte) in einem der Meere stationirt ist. Wäre dies die Ostsee, so wäre die Nordsee ganz ungeschützt gegen Angriffe Englands, Frankreichs oder Amerikas; denn wenn auch Skandinavien nicht in Coalition gegen uns träte, so würde doch eine feindliche Flotten-Abtheilung uns das Durchsegeln durch die Engen der Ostsee verbieten können, und wäre Skandinavien uns feindlich, so wären wir ganz sicher eingeschlossen. Läge aber die Flotte in der Nordsee, so wäre in eben dem Maße die Ostsee gegen Rußland ungeschützt.

Manche Leute trümmen darum von einem für Linienschiffe passirbaren Canal durch Schleswig-Holstein. Ob aber ein praktischer Mensch diesen Einfall getheilt hat, weiß ich nicht.

Also nur, wenn wir mit Skandinavien im Frieden sind, können wir eine, auch in ihrer Vereinigung noch zu schwache Flotte vereinigen, und auch unter dieser Voraussetzung ist die ausgedehnte Küstenvertheidigung noch große Gefahr ausgesetzt.

Also bedürfen wir unbedingt des Friedens mit Skandinavien. Warum scheuten wir denn nicht lieber sogleich zum Bunde?

Wie ganz anders steht Deutschland als Seemacht, so wie es mit Skandinavien verbündet ist, so wie die getrennten Brüder sich die Hände reichen. Dieser Seebund bildet die zweite Seemacht der Welt."

Ueber die weiteren politischen Vortheile einer solchen Einigung sagt der Verfasser:

„Wir haben eben mit einigen Zügen angedeutet, welche Vortheile ein Skandinavisch-Deutscher Seebund der Erstarkung Deutschlands zur See gewährt und eben so der skandinavischen Seemacht: wir wollen jetzt weiter andeuten, welche ungeheuren politischen Vortheile sonst dieser Bund beiden Theilen bringen würde.

Ziehen wir Skandinavien nicht eng an uns, so wird es immer bereit sein mit unseren Feinden sich zu verbinden: es würde, wenn es auch nicht dazu bereit wäre, in vielen Fällen dazu gezwungen werden, und namentlich in einem Kriege mit Rußland. Ja nach dem eben hingeworfenen vielleicht bald wieder aufgenommenen Kampfe ist es sehr wahrscheinlich, daß Skandinavien, wenn wir ihm nicht ein engres Bündniß antragen, in einer Bündner Allianz mit Rußland treten wird. Auf eine Neutralität Skandinaviens ist sehr wenig Hoffnung zu hegen. Entweder für uns oder gegen uns wird es sein.

Steht es gegen uns, so wird es in jeder Coalition ein sehr feindliches Glied werden und uns zu einer Theilung unserer Kräfte nicht allein zur See, sondern auch zu Lande zwingen, die für den Kampfpreis von drei gegnerischen Mächten Folgen sein kann. Zur See würden wir, wie eben nachgewiesen ist, durch Skandinavien ganz gelähmt sein.

Steht es mit Rußland in einem Kriege gegen uns, so wird seine Seemacht unsere Ostseeseite und Nordseeseite so lange im Schach halten, bis die russische Flotte herankommen kann, und dann sich ganz auf unsere Nordseeseite und den Nordseehandel werfen. Zu Lande würden wir gegen uns an der Eider und Elbe an, und eine russische Armee kann, von der Schorenseeseite nach Schweden gezogen, mit dem Landheer, über den Sund nur in den Rücken kommen, ohne daß die große Flotte zum Transport verwandt zu werden braucht, so daß diese ganz freie Hand zu Operationen gegen uns behält. Aber selbst wir im Kampfe im Winter oder Frühjahr an, so kommen die Russen noch leichter theils über das Eis, theils auf festen Schneebahnen und in so großer Zahl an, daß unsere Verhältnisse gleich zu verlieren, die somit das volle Aufgeben der russischen Hafen uns bietet.

Ein Krieg mit England würde ohne eine Coalition Schweden selbst mit Skandinavien, ihre Seemacht zur See zur Folge haben, ein Landangriff ist kaum denkbar. Steht aber Skandinavien zu England, so haben wir einen Angriff zu Lande zu erwarten, der auch unsere Kräfte zu Lande in aller Weise in Anspruch nehmen wird.

Eben so würde es in einem Kriege mit Amerika sein.

Eine französisch-Flandrianische Coalition würde den Franzosen wahrscheinlich die Meereinie sichern.

Wir dürfen eben nicht vergessen, daß Skandinavien geographisch wie ein Pfahl in unseren Bergen liegt, daß es von der größeren reiner stehenden Germanen bewohnt ist, und schon, jetzt eine Seemacht besitzt, wie sie Deutschland nur nach langer Arbeit und nur bei fortdauerndem Frieden erwerben wird.

Steht Skandinavien für uns, so werden wir nicht allein zur See stark sein, auch zu Lande werden wir unendlich an Kraft gewinnen. In einem Kriege gegen Frankreich wird zunächst dieses gezwungen werden, seine ganze Flotte auszurüsten, und seinen Landheere starke Kräfte zu entziehen, ferner werden wir den dann wahrscheinlich bedeuten Bewegungen im Osten gegenüber in ganz anderer Weise auftreten können, als jetzt. Wir werden nicht, wie heut wohl der Fall sein würde, eine Armee am Pregel und eine an der Oder aufzustellen brauchen und nur mit der Hälfte unserer Kräfte uns gegen Westen wenden können. Nicht mehr als die gewöhnlichen Garnisonen brauchen dann im Osten stehen zu bleiben, denn in wenigen Tagen können 50,000 Mann und 250 Kanonenboote bei Stockholm concentrirt sein und Finnland bedrohen, und statt mit 200,000 Mann können wir mit 300,000 Mann gegen Frankreich ziehen.

Diese Flankenstellung gegen Rußland ist aber, nächst der Stärkung zur See, überhaupt die wichtigste Folge der deutsch-skandinavischen Allianz. Wie völlig verändert unsere strategische Stellung gegen Rußland dadurch wird, zeigt ein Blick auf die Karte.

Wenn Deutschland durch die skandinavische Allianz so bedeutend an Vertheidigungskraft gewinnt, und dadurch in der leidenden Politik eine ganz andere Stellung gewinnt, so ist auch für die innere Politik der Bund nicht gleichgültig.

Nicht allein, daß die Vermehrung der äußeren Sicherheit auch auf die Stärkigkeit der inneren Politik günstig wirkt, auch sonst muß die innige Verbindung Deutschlands mit den alt germanischen Bruderstämmen des Nordens wohlthätige Folgen haben. Hat die Politik des Tages, die eine Staatenbildung nach Nationalitäten fordert, überhaupt eine innere Berechtigung und Nothwendigkeit, so muß die Vereinigung aller germanischen Stämme des Festlands als eine nothwendige Bedingung ihrer vollständigen politischen Entwickelung betrachtet werden.

Zur Vereinigung aller germanischen Stämme würde freilich auch noch der Beitritt der deutschen Schweiz, des Elsasses, Lothringens, des deutschen Belgiens und Niederlands gehören. Aber die Verbindung mit Skandinavien muß der erste Schritt sein, und ist militairisch betrachtet der wichtigste. Die andern deutschen Länder zu gewinnen ist nur eine ferne Hoffnung, eine Verbindung mit Skandinavien liegt nahe."

Die Wahrheit dieser Ansicht kann Niemand bezweifeln, ja es ist nicht zu läugnen, daß der Bund mit dem skandinavischen Norden (und mit Holland) Deutschland eine ganz andere Stellung zu seinen Ländern selbst. Diese Länder können blühen ohne Deutschland, sie werden durch eine Verbindung mit Deutschland in die Politik einer Großmacht eng verwickelt, während ihnen jetzt in manchem Kampfe die Erhaltung der Neutralität möglich gewesen, man wird daher noch in diesen Ländern viele Stimmen gegen einen nähern Anschluß an Deutschland sich erheben hören. Deutschland verschließt sich in dieser Hinsicht vielleicht noch und glaubt auch daß Jeder, weil es groß ist, sich zu ihm hingezogen fühlt, während die Bewohner der kleinen Seestaaten mit Stolz und Liebe an ihrem kleinen Vaterlande hangen, mit doppelter vielleicht große weil es klein ist. Es bedarf daher einer großherzigen gerechten Politik Deutschlands, will man die kleinen Nachbarn an sich fesseln; nur da glaubt daß man diese erst daß verschließen, und dann noch an sich fesseln könne, dürfte sich täuschen und Deutschlands wahre Ehre und Macht könnte leicht der falschen Ehre und Partheizwecken zu Liebe geopfert werden.

— k.

— Friesisches Archiv, eine Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache, herausgegeben von Ehrentraut. Erster Band, 1ste Heft. Oldenburg 1847.

Die Sammlung friesischer Sprachdenkmäler ist ohne Zweifel ein für den Geschichts- und Sprachforscher wie für den Archäologen gleich interessantes Unternehmen. In dieser Hinsicht müssen wir auch diese Zeitschrift mit Freude begrüßen. Mögen der Verfasser fortfahren uns mit den altfriesischen Urkunden, die nicht blos für die Geschichte des friesischen Volksstammes, sondern namentlich auch für die Geschichte der Hansa gleich wichtig sind, bekannt zu machen. Auch für das Märchen „Van de oll Rinkrant" sind wir ihm dankbar. Sagen, abgesehen von ihrem historischen Interesse, um Märchen sind der reinste Ausdruck der Volkspoesie und des Volksgefühles, darum dürfen uns derartige schätzenswerthe Denkmale nicht entgehen werden.

— r.

Digitized by Google

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Norwegen.

Z Christiania, den 20. Decbr. Dieselbe Anziehungskraft, die das Klima einer südlichen Landes auf den Sohn seines milden Himmels ausübt, beherrscht den Bewohner des hohen Nordens, wenn er sich die stillen Nächte seines Winters vergegenwärtigt; er eilt zurück in seine Heimath, um auf den kalten schneebedeckten Auen zu wandeln, und ihm erfegt das Athmen jener Schneemassen, wenn die Nordlichter sie bestrahlen, zauberhaft die Genüsse, welche ihm der warme Sünden hätte bieten können. Es ist das mystische Band, welches die Natur um uns Alle schlingt, es ist die kindliche Liebe, die es uns nirgends in dem Grade wohl werden läßt als an der Mutter Brust, die uns ernährt und die mit uns fühlt wie kein Anderer auf der ganzen Welt. — Diese Wahrheit ist uns auf's Neue vorgeführt worden durch unseren in diesen Tagen zurückgekehrten Landsmann Ole Bull. Er ist fünf Jahre von der Heimath entfernt gewesen, er hat jenen milden Himmel des Südens kennen gelernt und doch kehrt er zurück zu den eisigen Zelten gerade im Winter, gerade dann, wo die rauhe Jahrszeit und die kurzen dalben dunklen Tage ihr Recht geltend machen suchen. Er hat hier bereits drei Concerte gegeben, darunter eins zum Vortheil der Hausarmen. Der Zudel des versammelten Publikums und die Fanfaren des Orchesters mischten sich bei seinem Empfang, als er im großen Saale der Freimaurerloge hervortrat. Wir wollen natürlich nicht bei den Genüssen jener Abende uns Detail geben oder uns in weitschweifen Lobreden über die Meisterschaft dieses Künstlers der technischen Behandlung seines Instrumentes ergehen, über seine hergergreifenden Cantabilen oder sein geniales Aufführen und Wiedergeben von Tönen der norwegischen Nationalität und Eigenthümlichkeit. Die Musiknummern, welche Ole Bull am ersten Concert-Abend ausführte waren sein bekanntes großes Concert in A, seine weltberühmte Hex so sehr geschätzte nationale Phantasie „Norwegens Felsen", „Erinnerungen von Cuba" und Recitativ und Variationen über eine neapolitanische Volksmelodie aus dem Korneval von Venedig, verschieden in der Auffassung und Ausführung von der hier so oft gehörten Behandlung desselben; indem Ole Bull es einer selbstständigen Bearbeitung unterzogen hat. Nach der ersten Nummer zu wiederholten Malen hervorgerufen, gab er uns eine Variation über einen alten ächt norwegischen Volksgesang: „Lyor jet å Jeitan til thynaace Datum." — Bull wurde von einem größeren wohl eingeübten Orchester unterstützt, so wie von dem Studenten-Gesang-Verein, der einige höchst schöne Chöre ausführte. Wir hatten gehofft, daß die früheren Concerte im Theater hatte finden werden, es hat sich zur Genüge herausgestellt, daß das größte Local unserer Stadt nicht zu groß sein wird, wenn unser berühmter Landsmann uns einladet; unsere Hoffnung ist aber leider nicht in Erfüllung gegangen. Der Studentenverein hatte am 11. ein glänzendes Fest, eine Soxa im kleinen Saale der Freimaurerloge, für Bull arrangirt, der obgleich 500 Studenten beiwohnten. Ein schöner Gesang, gedichtet von dem talentvollen A. Munch, und wiederholte Hoch! empfingen den Künstler. Bull, der sichtlich bewegt war, sprach seinen Dank in herzlichen Worten aus; später sprach er über eine nationale Bühne Norwegens bekanntlich sind alle norwegischen Schauspieler gebrene Dänen) und äußerte seinen lebhaften Wunsch dahin, Etwas für eine solche wirken zu können. „Und jetzt werde ich die Violine reden lassen!" so lautete die Introduction zu einer Reihe von meist nationalen Tonmalereien — unter welchen eine in so hohem Grade humoristisch-nationale „Halling" sich befand, daß die Beifallszeichen kaum während des Vortrags zurückgehalten werden konnten — die er dann zum Besten gab und mit der „Marseillaise" mit Variationen und dem norwegischen Nationalgesange: „dem Vaterland der Riesen, hoch! Und hoch! dem freien Land, mein „Norge", beschloß. Nach nordischer Sitte wurde er mehrere Male auf den Händen und Schultern der Gäste in dem Saale umher getragen und gulept gaben sie ihm Alle das Geleit nach Hause. — Vorgestern hielt der „Verein zur Bewahrung norwegischer Denkmäler der Vorzeit" seine jährliche General-Sitzung. Neben dem Jahresbericht, — aus dem sich unter Anderem eine Mitgliedzahl von 865 und eine Einnahme von circa 2000 Rdlr. ergab — wurden einige Reiseberichtungen der Herren Candidat Nicolaysen und Architekt Heltermann publicirt, die interessante Beiträge zur Geschichte der Vorzeit aus Bergens Stift enthielten. Die Ausgrabung von Hamars Dom und der Ruine in Husby, an welcher man anfangs sich die Burg des Riesen Elnar Tambeskjälver (eines Zeitgenossen Olaf Tryggvasons — 975 —) gefunden zu haben glaubte *), haben die Aufmerksamkeit des Vereins in diesem Jahre vorzüglich in Anspruch genommen; die nächste Zukunft bietet ihm Gelegenheit für die Restauration der alten merkwürdigen Steinkirche, zum baute sich in älteren Zeiten die meisten Gebäude von Holz) Hitterdals Hauptkirche, zu wirken, und er hat auch schon hierauf sein Augenmerk gerichtet.

Belgien.

Die vlämische Literatur hat einen harten Schlag erlitten; kaum durch den Tod Ledegancks so schwer betroffen, haben die Koryphäen der vlämischen Bewegung jetzt das unglückliche Schicksal Ryckwicks zu beklagen, der, wie seine deutschen Geistesverwandten Lenau und Hölderlin, wahnsinnig geworden ist. Man hat den Unglücklichen nach Lier in eine Irrenanstalt gebracht und sucht durch Gutsammlungen wenigstens die Existenz seiner Familie sicher zu stellen.

Unter den neu erschienenen Büchern verdient namentlich ein Drama „Jan de vierde" von H. van Peene, das in diesen Tagen bei dem sehr thätigen Buchhändler Hoste in Gent herausgekommen ist, eine ehrenvolle Erwähnung. Der Verfasser erhielt für dieses Stück in dem literarischen Wettstreite, den die Gesellschaft: „de Fonteinisten" in Gent zur Feier ihres vierhundertjährigen Jubelfestes ausgeschrieben, den ersten Preis. — Da uns heute gerade keine neuerschienenen Werke von Bedeutung vorliegen, so wenden wir uns zu den verschiedenen Preisausgaben, die sowohl die Regierung wie Privatgesellschaften in unserer Zeit zur Beförderung der vaterländischen Kunst und Literatur ausgeschrieben haben.

Der Moniteur belge enthält eine vom 2. November 1848 datirte Bekanntmachung des Königs, wonach derselbe einen Preis von 1500 Franken ausgeschrieben hat für ein Volksbuch, welches entweder vlämisch oder auch französisch geschrieben sein und den Titel: „Belgische geschiedkundige lezingen" führen soll **). Dies Werk soll in drei Abtheilungen gerfassen, darf aber im Ganzen nicht weniger denn 400 und nicht mehr denn 500 Seiten stark sein, und soll, was den Inhalt anbelangt, Lebensbeschreibungen berühmter Belgier, Erzählungen der merkwürdigsten Ereignisse der belgischen Geschichte, Gemälde und flüchtige Skizzen der für die Entwicklung der Künste, der Wissenschaften, der Literatur, der Industrie, des Handels und des Landbaues wichtigsten Zeitpunkte und pittoreske und historische Schilderungen nationaler Lustschaften und Denkmale enthalten. Alle für die Preisbewerbung bestimmten Manuscripte müssen bis zum 1. Januar 1850 an das Ministerium des Innern eingesandt werden. Sollte keines der eingegangenen Manuscripte den Preis würdig befunden werden, so wird die zur Prüfung der eingebenden Manuscripte niedergesetzte Kommission die besten Artikel aus den verschiedenen Manuscripten zusammenstellen und den betreffenden Verfassern eine anderweitige Entschädigung gewähren.

Die Klasse der schönen Künste bei der Königlich belgischen Academie hat die das Jahr 1849 folgende Preisfragen angestellt, deren Beantwortung in lateinischer, französischer oder niederdeutscher Sprache bis zum 1. Juni 1849 erfolgen soll:

1) Was war das Ende und der Charakter der vlämischen Malerschulen unter der Regierung der Herzoge von Burgund? Was sind die Ursachen ihres Glanzes und ihres Verfalls?

2) Welches sind die Grenzen der Wissenschaft auf der einen, der Kunst auf der andern Seite in Hervorbringung äußerer Formen?

Was sind die Vortheile und was die Schwierigkeiten bei einer rein mechanischen Behandlung der Kunst: der Daguerreotypie, der Physiognotypie, der Galvanoplastik ꝛc. ꝛc.?

3) Was ist der Charakter der den verschiedenen Völkern eigenthümlichen Nationaltänze und welchen Einfluß haben dieselben im 18. Jahrhunderte auf die Kunst gehabt?

4) Wie war der Entwickelungsgang der Kunst in Griechenland, Italien und Kleinasien von den frühesten Zeiten bis auf die Regierung Alexanders des Großen?

Herr Reeletet, Sekretair der Academie, nimmt die betreffenden Manuscripte entgegen.

Die dramatische Gesellschaft „de Hoop" zu Antwerpen, entschließen, so viel als möglich zum Emporblühen der vlämischen Literatur und Kunst beizutragen, will bei ihrer fünfundzwanzigsten Jahresfeier, die mit der großen antwerpner Kirmse von 1849 zusammenfällt, unter Leitung ihres Präsidenten des Herrn Verhoeyen, ein glänzendes dramatisch-literarisch-musikalisch-artistisch- und gastronomisches Fest feiern, wozu schon jetzt die größten Vorbereitungen getroffen werden. Der Leser wird uns die Mittheilung des ganzen Festprogramms erlassen, da wir seiner Zeit Bericht über dieses Nationalfest erstatten werden, nur erlauben wir uns eine Stelle desselben besonders hervorzuheben. Es wird nämlich auch eine Preisvertheilung dabei stattfinden und zwar sind für das Trauer- oder Schauspiel drei Preise von 150 Franken nebst einer goldenen, von 125 Franken nebst einer vergoldeten, von 100 Franken mit einer silbernen Ehrenmedaille ausgesetzten. Auch für das Lust- oder Singspiel hat man zwei Preise von 100 Franken nebst einer vergoldeten, von 75 Franken nebst einer silbernen Ehrenmedaille ausgeschrieben. Da seit Corvers Zeiten, den von der Palm den niederländischen Talma nennt, die Schauspielkunst in den Niederlanden sehr in Verfall geralhen ist, da weder Holland noch das vlämische Belgien in diesen Augenblicke ein hervorragendes Talent

*) Siehe Telegraph Nr. 1.

**) Siehe Telegraph Nr. 10. pag. 122.

Digitized by Google

aufzumessen hat, so dienen vielleicht auch die Preise, welche die Gesellschaft „de Hoop“ für die besten Schauspieler ausgesetzt hat, dazu, die Liebe zu dieser so lange vernachlässigten Kunst aufs Neue anzufachen; auch für die beiden Musiker sind Preise bestimmt.

Wenn wir alle die Opfer betrachten, die man in Belgien von Privatleuten bringen sieht, um das vlämische Drama von dem Drucke zu befreien, der auf ihm lastet, und daſselbe zum Nationaldrama zu erheben und die Erfolge erblicken, welche diese Bestrebungen bis jetzt gehabt, indem das vlämische Theater, so unvollkommen es auch noch ist, doch nicht wenig dazu beigetragen hat im Volke eine warme Liebe für seine Nationalität und sein Vaterland, ohne welche ein Volk moralisch todt ist, zu erwecken, so können wir nicht umhin, das Urtheil eines vlämischen Schriftstellers gerecht zu finden, der da meint, daß das vlämische Theater ohne Zweifel gerechtere Ansprüche auf die Summen habe, welche Staats- und Kommunalbehörden zur Unterstützung des französischen Theaters in vlämischen Provinzen vergeuden, ohne daß dasselbe sich trotz dieser Unterstützung in ganz Belgien nur über das Mittelmäßige erhebt. — r.

Feuilleton.

Proben einiger Gedichte von Tollens

nach

der von Eichstorffschen Blumenlese aus den niederländischen Dichtern.

Die Liebe auf dem Eise.
(De liefde op het ijs.)

Der Winter zog streng und gewaltig einher. Und deckte mit Eise den Strom und das Meer; Und Knaben und Mädchen, mit freudigem Muth, Durchzogen beflügelt die glänzende Flut.

Aleid, eine Bäuerin, flink und gewandt, Verlor im Geschwenke vom Busen das Band; Und Konrad, der flinkste Gesell aus dem Ort, Bemerkt es, und greift es, und einstens fort.

Und wie sie nun weinet und sucht auf der Bahn, Da fragt er: „Was hat man die Leides gethan?“ „Ach!“ ruft sie, und hebt nicht das Auge zur Höh':

„Ich habe mein Band hier verloren im Schnee!“

„Und sicher ein Band, das der Schatz dir verehrt!“

„Gewiß nicht! — die Mutter, sonst wär mir's nicht werth!“

„Ei laß' doch das Weinen, und laß mich nur an; „Dann helf' ich dir suchen hinab und hinan.“

Sie schreiten und gleiten und schneiden durch's Eis, Und lenken und schwenken den Spiegel so weiß; Er schmurrt die vorüber mit stattlichem Lauf, Und fängt sie dann knarrend im Schwung wieder auf.

Sie scharren und harren durch's glänzende Feld, Und wiegen und fliegen in's offene Zelt; Und blinken und trinken mit freundlichem Blick, Und schreiten und gleiten zum Eise zurück.

Jetzt gleitet dem Mädchen der Schlittschuh vom Schuh;

Sie fliegt auf die Bahn hin; der Knabe schnellt zu, Und hebt sie mit kräftigem Schwung in die Höh', Und heilet, wo's weh thut, durch Küsse das Weh.

Dann rennen sie wieder hinab und hinauf, Und drücken sich innig im fliegenden Lauf; Und wie sie auch stürzet an Hand und Geschick: Im Busen, da fühlt sie die Kälte doch nicht.

Und wenn sie sich anrufen, dann küßt er sie heiß,
Und wieder verliert sie den Schlittschuh mit Fleiß;
Er bindet, — und zögert, — und zaudert so sehr;
Und flieht, — und erlanget, — und raubet noch mehr.

Und wie nun am Abend die Jugend entschwand, Da gab er zurück das gefundene Band; Und gab einen Ring ihr mit zärtlichem Blick; Doch gab er ihr niemals ihr Herzchen zurück.

Fragment aus der Romanze „die Eheſcheidung.“

— — — — — —
— — — — — —

„O Richter,“ sprach Er nun, „sie giebt es die kund, „Auch sie ist es gerne zufrieden;
„Erlöſ' und, entkünde den leidigen Bund;
„Wir wären so gerne geſchieden!
„Ich theile mit ihr, was der Himmel mir gab;
„Sie trete das Kind, und nichts Und'res mir ab,
„Und lebe dann ferner in Frieden!“

„Bewahr' und, o Himmel!“ so klagte sie nun, Und warf auf die Kniee sich nieder;
„Das würden selbſt Thiere der Wüſte nicht thun!
„Und was er auch ſprech' und erwider',
„Ich will ja sein Geld, sein Vermögen nicht, nein!
„Ich will nur mein Kind, und mein Kind nur allein,
„Und ſeh' er dann niemals mich wieder!“

„O Richter,“ ſprach er nun, „wie ſehr ſie auch flieht,

„Der Gteuel ſoll nie ihr gelingen.
„Ich hab' es empfangen mit heißem Gebet,
„Ich will es durch's Leben auch bringen.
„Mein Mund hat zuerſt ja den ſeinen berührt;
„Und Er ſoll, wenn einſtens der Tod mich entführet,
„Mich Sterbenden ſcheidend umfchlingen!“

„O Richter!“ ſo weinte ſie, „frage dein Herz,
„Und ſühl' mit der Mutter Erbarmen;
„Verſtoß' mich in Elend, in Jammer und Schmerz;
„Doch laß' mir das Kind in den Armen!
„Mein Anſpruch iſt inniger, Mähner, bedenkt!
„Ich hab' ihm mit Schmerzen das Leben geſchenkt;
„Mich laßt es im Tod' auch unvermen!“

„Nein!“ drohte Lorenzo, „ich ſchwer es ſo ſehr,
„Den Knaben durch's Leben zu führen.
„Ich bring' ihn, o Himmel! zu Tugend und Ehr'!
„Das ſchwor ich mit heiligen Schwüren.
„Noch einmal ernen' ich den nämlichen Eid:
„Der Knabe ſoll nimmer, in Freude noch Leid,
„Die Sorgen des Vaters verlieren!“

„O Richter!“ ſo ſchrie ſie, und brach zu ihm hin:
„An dir würde Gott es einſt rächen.
„Es bringt die im Himmel zu nimmer Gewinn,
„Die Stimme des Herzens laß' ſprechen.
„Mein Kind iſt mein Leben, mein Glück, meine Luſt;
„Hier hat es gelegen an währender Bruſt:
„Du würdeſt die Seele mir brechen!“

„O Richter,“ rief Er nun, „erkläre es ihr doch;
„Laß Du dann, laß mich Du es ſie hören.
„Und treibt ſie ihr Recht und ihr Unglück ſo hoch:
„Du wirſt ſie doch niemals erhören.
„Ja! hätt' ſie im Schooß' eine Tochter geſeſſen,
„Die Tochter bebielt ſie dann ſicher mit Recht:
„Der Sohn muß dem Vater gehören!“

„O Richter! mein Kind iſt mein Kind! an der Bruſt
„Der Mutter ja hat es gelegen!
„Ich hab' es gefäugt ja mit Sorgen und Luſt;
„Ich will es auch ewiglich pflegen!
„Mein Sohn iſt mein Kind und mein Kind iſt mein Blut;
„Auf den Knieen, ach! fleh' ich, ſei milde, ſei gut!
„Laß', — laß' dich zum Mitleid bewegen!“

Und wie nun der Richter ſich preßte und ſann, Und heimlich ſich ſchüdtern ein Thräne heran, Und blickte ſo blöde, ſo bange;
Und faut auf die Kniee, und ſchluchzte, und ſchien Zur Rede den bebenden Mund zu verziehn:
Doch konnte nicht ſprechen ſo lange.

„Komm!“ drohte der Richter, und waffnete ſich Mit Strenge; „dich laß' ich entſcheiden!
„Erſt trockne die Thränen, o Knabe! dann ſprich,
„Wen beider du lieber willſt meiden?
„Es lieben die Eltern dich Beide ſo ſehr;
„Sprich du nun: Wen bleibſt du, wen minder, wen mehr?

„Wen willſt du verlieren von Beiden?“

„O Richter,“ ſo weinte, ſo ſchluchzte das Kind:
„An Dich will ich Armer mich halten!
„Sind Beide ſo gram, und ſo bös, und ſo blind,
„Laß' Du dann, die Milde laß' walten!“
„Und was auch der Vater, — die Mutter auch ſpricht:
„Erhöre ſie nimmer — ſie meinen es nicht;
„Ach! — laß mich ſie Beide behalten!“

Jetzt wurde noch ſtrenger der Richters Geſicht;
Jetzt lief er noch lauter; „Entſcheide!“
„Ach!“ flehte der Knabe, „ich kann es ja nicht!“
Und ſchmiegte ſich ängſtlich an Beide;
Und ſtreckte nach Beiden ſo flehend die Hand. —
Sie aber, ſie ſtanden zur Seite gewandt,
Und weinten der Jammer und Fremde.

Nun griff er die Mutter ſo feſt bei der Hand,
Und zog ſie mit Schmeicheln und Drücken;
Und hing ſich ſo feſt an des Vaters Gewand,
Und zog ihn mit flehenden Blicken;
Und drängte ſie näher zuſammen, und ſchlang
Um Beide die Arme ſo innig, und zwang
Sie näher — und näher — zu rücken.

Da drang er die Hände von Beiden ſo hold,
So innig zuſammen, und glühte
Mit flehenden Blicken nach Beiden, und wollt'
Sie wieder vereinen in Güte;
Und blickte ſo dringend auf Sie und auf Ihn,
Und ſtreckte gen Himmel die Hände, und ſchien
Zu beten ſo heiß im Gemüthe.

Da ſtanden ſie Beide nun, Hand in Hand,
Und wendeten halb ſich den Rücken;
Doch plötzlich, als Beide nun, ſeitwärts gewandt,
Sich anſahn mit thränenden Blicken!
Da fühlten ſie Beide den Buſen ſo warm;
Da ſtürzten ſie Beide ſich Arm in Arm,
Und ſchluchzten in ſüßem Entzücken.

Digitized by Google

„Nein! nein!“ rief Lorenzo mit feurigem Schwur,
„Nichts soll uns auf Erden mehr scheiden!
„Ich will ihn verehren, den Ruf der Natur:
„Der Knabe bleib' ewig uns Beiden!
„O Frau! die das Kind mir geboren mit Schmerz,
„Nimm wieder dein Kind, und dein Recht und mein Herz:
„Der Tod nur allein soll uns scheiden!“

Da gab er auf's Neu' nun, mit zärtlichem Blick,
So sittlich den Trauring ihr wieder;
Da ward sie noch einmal, begeistert vom Glück,
An den Busen des Gatten sich nieder;
Der hielt sie noch einmal so innig umdrückt,
Und schwang seinen Sohn auf die Schulter entzückt,
Und kehrte zur Heimath so wieder.

An ein gefallenes Mädchen.
(Biegler.)
(Aan en gevallen meisje.)

Mädchen mit dem Jammerblick,
Laß, in Deinem Mißgeschick,
Laß sie rinnen, deine Zähren!
Warum wilst Du ihnen wehren?
All Dein Glück verging mit Spreu:
Röschen brach im Blühn entzwei.

Sonst der Mädchen Ruhm und Krone:
Nun zermattet von ihrem Hohne;
Sonst der Knaben Wunsch und Glück:
Nun gescholn von ihrem Blick,
Nun verachtet überall:
Ja! bemeine Deinen Fall!

Ach! ist jene Zauberkraft
Nie besiegter Leidenschaft,
Ist das Glühn der Jugendherzen
Eine Quelle solcher Schmerzen?
Kann die angeborne Glut,
Die dahinstobt durch das Blut,
Die nicht sträflich noch Recht betrachtet,
Und die ganze Welt nicht achtet —
Können kurze Seligkeiten
Solche Höllenqual bereiten?

Nein! in Deinem Mißgeschick
Drängt die Thränen nicht zurück!
Laß der Wangen Roth verblühen!
Warum sollten sie noch glühn?
Deine Schönheit ist entteilt —
Schön ist nur, wo Unschuld weilt.

O! so laß die Thränen fließen.
Wenn Du, schwankend auf den Füßen,
Schamroth längs der Mauer schleichst,
Und den Nachbarn ihren entweichst;
Wenn die Freundin Dir begegnet,
Deinen Gruß Dir nicht entgegnet,
Von Dir weg die Augen wendet,
Oder einen Blick Dir sendet —
Welcher Schmerz und Mitleid spricht —
Nein! bezwing' die Thränen nicht!

Weine, ja! erreicht' und weine,
Wenn Dich, jammernd und alleine,
Nun der Knabenschwarm verschmäht,
Der um Liebe sonst gefleht;
Wenn hier Einer vor Dir kniet,
Und ein Andrer Dich besteht;
Wenn dort Einer auf Dich zeigt,
Und ein Andrer zu ihm schleicht,
Und hohnlachend mit ihm spricht —
Nein! bezwing' die Thränen nicht!

Weine, armes Mädchen! weine,
Wenn auf Deines Dorfes Raine,
Wo die Jugend sich vereint,
Niemand Dich zu kennen scheint,
Wenn der Knaben frohe Weisen
Ihrer Mädchen Tugend preisen,
Und bei'm frohen Ringeltanz
Nicht mehr Dir den Ehrenkranz
Jubelnd auf die Schläfe drücken; —
Wenn dann Keiner, Dich zu schmücken,
Blumen wählt, und Kränze flicht —
Nein! bezwing' die Thränen nicht!

Doch! wenn Du in Deinem Schmerz
Sein gedenkst, der einst Dein Herz
Um der Unschuld Ruh' betrog;
Der Dir em'ge Treue log,
Doch befriedigt — Dich verschmäht:
Winsle dann ein Rachgebet!

Ja! Verzweiflung, Noth und Schande
Treib' ihn fort von Land zu Lande!
Ewig fremd sei ihm der Friede!
Und wenn seine Glieder müde
Sich auf's Schmerzenlager strecken,
Schlitte schnell der Schandthat Schrecken
Ihn aus bangen Träumen wach!
Drohend jag' Dein Bild ihm nach!
Und Dein Jammern treff' sein Ohr,
Werf' ihm stets Dein Elend vor!

Ihn verfolge Qual und Noth!
Dich erlöst ein schneller Tod;
Dann erst wird Dich Ruh' umschweben!
Nimmer lächelt Dir das Leben!
Deine Ehre war Dein Glück:
Nimmer kehrt sie Dir zurück!

Aber — wenn Dein Aug' beglickt,
Aber schamhaft niederblickt,
Und auf Deinen Busen fällt,
Der um Deinen Hals sich schlingt;
Der Dir lächelt und Dir schmeichelt,
Der Dir Deine Wange streichelt,
Naß von Deinen Thränengüssen;
Und mit unschuldsvollen Küssen,
Die er halb entgegenbringt,
Dich zur Mutterwonne zwingt:

Wenn dann wonnig aufgetragt,
Raschern Schlags Dein Busen schlägt;
Wenn Dich Freuden überfließen,
Welche Mädchen nie genießen;
Wenn Du im Gefühl versunken,
Wenn Du seufzt, wonnetrunken,
Seinen Engelsodem trinkst,
Und ihn heftiger umschlingst,
Und den Schatz, den Du umschließest,
Nicht für Fürstenschätze fließest:

Dann, dann dränge dieses Glück
Deine Thränenflut zurück,
Und das Kind am Mutterherzen,
Achte nicht auf Spott und Schmerzen!
Sei Dein Lebenslauf auch trübe:
Heitern wird ihn Mutterliebe;
Sei auch Jammer Dir beschieden:
Muttertreue lächelt Frieden;
Und wenn Bosheit schwach gefunden,
Heilet Muttergluck die Wunden.

Hemme dann der Thränen Lauf!
Blick' getrost zum Himmel auf;
Drück' Dein Kind zur Mutterbrust,
Auf ihm zu mit Liebeslust:

„Kind! o laß uns alle Plagen
„Dieser Welt geduldig tragen!
„Die verschmäht auch, wie zertreten,
„Gott vernimmt ja unser Beten.
„Folgt auch Schmach uns bis an's Grab:
„Kind! der Himmel rechnet ab!“

Drum beklemmtes Dein Herz!
Mutterglück vergißt den Schmerz,
Wenn in ihrem Arm geschmiegt
Engelsüß ihr Säugling liegt;
Danke Gott in Deinem Leid,
Daß ein Segen Dich erfreut.
Den so Viele Dir beneiden;
Daß in jenen Kelch der Leiden,
Den das Schicksal Dir gereicht,
Noch der Wonne Thräne schleicht.

Blandine.

An des Blumenbaches Rand
Sitzt Blandine blond und trübe;
Und die Thränen ihrer Liebe
Rollen nieder in den Sand,
An des Blumenbaches Rand.

An des Blumenbaches Rand
Fragt sie an die stillen Wogen,
Wo ihr Glück ist hingeflogen,
Seit sie Damon unten fand,
An des Blumenbaches Rand.

An des Blumenbaches Rand
Hielt er Lina jüngst umfangen;
Küßte Lippen ihr und Wangen,
Bis ihm Ehr und Treue schwand,
An des Blumenbaches Rand.

An des Blumenbaches Rand
Sinkt Blandine schwindelnd nieder;
Ruft den Schäfer zärtlich wieder,
Dessen Herz sich von ihr wandt',
An des Blumenbaches Rand.

An des Blumenbaches Rand,
Wo die Trauerpappel zittert,
Ruft sie, wie vom Tod' durchschüttert:
„Deck mich bald, o kühler Sand,
„An des Blumenbaches Rand!“

Bruchstücke aus einem Reisetagebuch

von

M. Goldschmidt.

(Siehe Telegraph Nr. 14.)

Zürich, Montag den 9. August 1847.

Arnold Ruge hat mir einen Empfehlungsbrief an den Regierungsrath Escher Escher gesandt und ich habe natürlich nicht unterlassen, ihn zu benutzen.

Es ist ein kleiner schmächtiger Mann, den man im ersten Augenblicke für älter hält als er ist, da Studien und Arbeiten seinem Gesichte einen eigenthümlich fernen, aber zugleich leidenden Ausdruck gegeben haben. Sein Haar erinnerte mich an Gerhard Dow's Gemälde; Alles war frostirt und glänzend blank, und dabei doch so einfach und traulich, daß ich für den Mann schon eingenommen war, ehe ich ihn sah.

Nach den ersten Begrüßungen sagte er: „Ich habe heute viel mit der Eisenbahn zu thun, die eröffnet werden soll, aber kommen Sie Sonntag, und machen Sie dann mit mir und meiner Familie einen Spaziergang.

Digitized by Google

— Heute war der Tag, und ich glaube, ich werde lange an ihn denken, obgleich er ganz einfach, und nicht durch irgend eine absonderliche Begebenheit bezeichnet war. Auf dem Wege kamen wir an der großen Escherschen Maschinenfabrik am Fluße vorüber und Eßlinger, der mit Behagen dem Lärm des Maschinenwerkes zuzuhören schien, bekam dadurch Veranlaßung mit Manchen vom Zuhause der Industrie im Canton, von den Seidenfabriken, vom Hausfleiße und von den Schutzwölfen zu erzählen, auf das man so viel Aufmerksamkeit verwandt hat. Dann sprach er vom Ertrage des Bodens, von der geringen directen Steuer, die das Volk im Canton, und überhaupt in der Schweiz sich auferlegt hat, von den regelmäßigen Versammlungen, welche die Arbeiter Abends unter freiem Himmel bei der großen Brücke abhielten — ach, könnte ich mich nur noch all dessen erinnern, oder könnte ich länger mit dem Manne zusammenbleiben, oder noch besser: könnte ich ihn mit heimführen nach Dänemark, um ihn dort Allen zu zeigen.

Wir gingen in ein Wirthshaus, das auf einem hohen Hügel liegt, und wo zahlreicher Besuch aus allen Klassen war, man grüßte Eßlinger und seine Frau freundlich wie Leute, die Alle kannten; aber man sah nicht die geringste Scheu in ihrem Gegenwart. Ein Paar Bürger kamen hin, sie sprachen mit ihm und wechselten einige gleichgültige Bemerkungen über Wind und Wetter. Ich fühlte mich unendlich wohl unter diesen runden, gutmüthigen Zürcher-Gesichtern und ihrem Regierungsrath; das schöne Wetter, die Aussicht über den herrlichen See und die vortreffliche Flasche Vin d'Yverne, die Eßlinger kommen ließ, trug wohl bedeutend zu meinem guten Humor bei, und erinnerte mich lebhaft an den Pfingstabend, als ich mit Kolberg und Schneider in der Osteria vor der Porte San Giovanni saß, und den süßen Veletri Wein im Kreise meiner prächtigen Römer und Römerinnen schlürfte.

Frau Eßlinger breitete den Thee und übte zugleich ihren kleinen Sohn im Französischen; der Mann begann mit gedämpfter Stimme von seinem Lieblingsthema, der Eisenbahn und Baden zu sprechen und versprach mir ein Billet zur Einweihungsfeierlichkeit. Ich konnte kaum die nöthige höfliche Aufmerksamkeit beibehalten, ich hatte Lust mich auf die Erde zu werfen und auszurufen: „Hier laßt uns Hütten bauen, denn hier ist gut sein,“

Endlich sagte Eßlinger: „Ja Sie sehen über den See hin. Das ist Zürichs Stolz! Sehen Sie wie an den Ufern sich die weißen Häuser an einander reihen, so weit das Auge reicht, bis nach St. Gallen und Schwyz. Ein Engländer, der jüngst hier war, ward ordentlich begeistert, und rief: das ist ein Diamant in Silber eingefaßt! Gott sei Dank, es ist ein freies See, und es ist ein freies Volk, das an ihm wohnt. Wir Züricher haben unsere Freiheit auf Aufklärung und Fleiß begründet.“

In denselben Augenblicke kam sein kleiner Sohn an mich heran, und fragte mich auf Französisch, aus welchem Lande ich sei. — Aus Dänemark, entgegnete ich. — Dänemark? Dänemark? Erzähle mir Etwas von Dänemark.

Das sei mir in den Augenblicke schwer; mir war, als ob mein Vaterland sich beschieden vor dem Bilde verbarg, das vor mir aufgerollt lag.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. C. B. in K. Empfangen und wird benutzt werden.

Ein Deutscher. Ihre Bemerkungen haben uns, wenn sie gleich in ziemlich scharfen Form hingeschrieben waren, dennoch durch das Streben erfreut, das sich in ihnen zeigt, der Wahrheit zu dienen. Unser Antwort darauf finden Sie im 1. Artikel der Nr. 14: „An unsere deutschen Leser.“

Hr. A. B. in M. Unseren herzlichen Dank für Ihre vielfachen Bemühungen. Wir sind mit allen den von Ihnen getroffenen Maaßregeln ganz einverstanden. Mehres brieflich.

Hr. J. J. B. in H. Richtig empfangen. Wir bedauern von Herzen die traurige Veranlassung der Besprechung.

Hr. J. B. v. d. B. in '69. Besten Dank für gütige Zuschrift. Ihren beiden ausgesprochenen Wünschen soll genügt werden.

Eingegangene Bücher.

Svenskt Konversations-Lexicon. 1—22.
Nicolai. Deutschland als Sommacht.
Herz, Baldemar Atterdag.
Bille, Danmarcks Minder. 1—4.
Oehlenschläger, Werke 7. u. 8. Del.
Bournonville, laterna magica.
Abdruck für populair Natur-Videnskab 1 Hefte.
1846. Drama.
Bauch, Saga om Thorvald Widforle. 2 Dele.
Oehlenschläger, Regner Lodbrok.
Andersen, Kunstens Dannelsrie.
Jubelhisen til Stora og Smaa.
Michael, Gustav den III.
Kunstkronik 1. Hefte.
Visser, christelijke roeping en pligt.
de Capelle, School Poppens.
van der Maaten, Geschiedenis der Nederlanden. 1—14.
Kramers, Handboek. 1—13.
France, Bilde, Allemagne.
Siegenbeek, Redevoering.
Mulder, de Nederl. Indische-Maatschappij.
Over Bevordering van Landbouw.
Veth, Nederlandsch Indië.
— Koloniale Aangelegenheden.
van der Bergh, Nederlandsche Wapenkunde.
Burger, Plinedo n. Theonetus.
Het Leeskabinet. 1848. 10—12. 1849. 1.
Oliverius, Staatkundige Opmerkingen.
van Hoevel, Reis over Java etc.
De Tydspiegel. XII.
Letter oefeningen. 4.
de Recensent. 1.
de Gids. Decbr. 1848. Jan. 1849.
Letterkundig Maandschrift. 1

Anzeigen.

54] Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen auf nachfolgende Journal Bestellungen an:

Zeitung für die elegante Welt.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

52 Nummern (wöchentlich) mit 60 Tafeln fein illuminirten Modebildern.

Leipzig: Ernst Schäfer.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr.

Dieses, in der belletristischen Literatur so hochstehende Blatt, erscheint auch in diesem Jahre unter Redaction des Herrn Dr. Th. Drobisch, äußerdem ist es dem Verleger gelungen mehrerere der ersten und bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands, sowohl für den Text wie für das Feuilleton, zu gewinnen. Alles, was Literatur, Kunst, Theater, Musik und sonst an interessanten Neuigkeiten die feine Welt bewegt, findet hier seine Besprechung.

Die Kunstbeilagen (auf das sorgfältigste ausgeführt) erscheinen in dieser Zeitung zweimahl 8 ja 14 Tage früher, als solche in den zweimbalichen Modezeitungen entgegeben werden. Probenummern stehen gratis zu Diensten.

55] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Handels-Lexicon
oder
Encyclopädie
der
gesammten Handelswissenschaften
für
Kaufleute und Fabrikanten.

Herausgegeben
von einem Verein Geleehrter und praktischer Kaufleute.

5 Bände gr. 8. Broch. 9 Thlr.
Elegant gebunden. 9 Thlr. 20 Ngr.

Was in vielen Werken des Handels und dessen Hilfswissenschaften zerstreut ist, was irgend die Schule der Erfahrung bis auf den heutigen Tag darbot, und nur immer dem Handel und der Industrie angehört, der Kaufmannswelt in lichtvollen und gedrängten Artikeln vor Augen zu führen, das ist der Zweck unseres Werkes. In einer Zeit, die so reich, was kein anderes Menschen wie dem Stande fremmt, muß ein Unternehmen unentbehrlich erscheinen, welches nicht nur über alle den Handel an sich betreffende Gegenstände klare und vollständige Nachweisungen giebt, sondern auch alle mit dem Handel eng verbundenen Wissenschaften in ihrer ganzen Vielseitigkeit umfaßt, wie Handelsgeographie und Statistik, Waarenkunde und Manufacturkunde, Schiffahrts- und Eisenbahnwesen, Münz-, Maaß- und Gewichtskunde u. s. w.

Schon jetzt hat sich das erste und bedeutendste Organ des Handels, das Journal des österreichischen Lloyds, wie folgt ausgesprochen: „Wir haben uns beim Vergleiche der bisherigen Lieferung mit andern ähnlichen Compilationen überzeugt, daß es dieselben nicht nur in Hinsicht auf Vollständigkeit übertreffe, sondern daß bei deren Behandlung die neuesten Veränderungen überall aufs sorgfältigste berücksichtigt worden sind u. s. w. u. s. w.

Leipzig. **Ernst Schäfer.**

56] **Für 1849**

erscheint im Verlag von Herrmann Bethmann in Leipzig die seit 15. Novbr. v. J. begonnene

Deutsche Universitäts-Zeitung.
Centralorgan für die Gesammt-Interessen deutscher Universitäten.

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren Prof. Dr. Blume in Bonn, Prof. Dr. Erdmann in Leipzig, Prof. Dr. Hoffmann in Würzburg, Geh. Hofr. Dr. v. Langsdorf in Heidelberg, und anderer akadem. Lehrer, von Hofr. Dr. Lung in Würzburg und Prof. Dr. Schletter in Leipzig, in wöchentlich einer Nummer in groß Quart, ganz und halbe Bogen wechselnde. Preis des Jahrgangs 1½ Thlr., für Novbr. u. Decbr. 1848: 12 Ngr. — Hervorgerufen durch die neue Zeit wird die D. U.-Z., von allen Seiten kräftig unterstützt, die durch den Congreß deutscher Universitäten zu Jena angebahnte engere Verbindung derselben unter einander wesentlich zu fördern bemüht sein, und indem sie sich keiner Richtung und keiner nicht an sich verwerflichen Ansicht verschließt, wird sie zu einem allseitigen Organ für die Gesammtinteressen deutscher Universitäten nach Plan und Anlage sich gestalten. — Die Verlagshandlung erlaubt sich in dieser Beziehung auf das, in der ersten Nummer (und Probenummer) enthaltene Programm der Redaction aufmerksam zu machen.

Bestellungen auf 1849, zunächst als Fortsetzung der 1848 bereits erschienenen 7 Nrn. des ersten Jahrgangs, und Probenummern durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Fort in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Copenhagen: Boſe & Delbanco. Chriſtiania: Frilberg & Lundmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

19. Januar. № 16. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Kritiſche Bemerkungen zu der vom Frankfurter Reichsminiſterium, in Sachen des Waffenſtillſtandes mit Dänemark erlaſſenen Denkſchrift. — **Correſpondenzen und Zeitungsſchau.** Dänemark. Der Reichstag. — Norwegen: Miniſterveränderung. Cholera. — Schweden: ‡‡ Geſellſchaft der Reformfreunde. — Holland: ✝ Amſterdam. Zuſtände. Parteien. Wahlen.

II. Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt.

Einiges über nordiſche Volkspoeſie von Carl Chr. Binzer. — Bücherſchau: Svenskt Konversations-Lexicon. 1.—29. Heft. Samlade Vitterhets-Arbeten af Johan Olof Wallin. 2 Theile. Muſikaliſche Novitätenſchau. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Schweden. ✿ Stockholm: Nordblom. Tegnérs Werke. Strindholm's Geſchichtswerk. Dukel Adam. Carlén. Ausſtellung von Skulptur-Arbeiten. Theater. Der Kampf der Hütte und der Höhen. — Feuilleton: Königin Mathilde von Dänemark. Nach dem Däniſchen des Paul Rytter, von G. v. Roſen.

Berichtigungen. Briefwechſel.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Kritiſche Bemerkungen

zu der vom Frankfurter Reichsminiſterium in Sachen des Waffenſtillſtandes mit Dänemark erlaſſenen Denkſchrift.

Nicht ohne Befriedigung haben wir dieſe Denkſchrift durchgeleſen; aber nicht deßhalb, weil wir den darin geltend gemachten Anſichten und Behauptungen, als in Gerechtigkeit und Wahrheit unwiderlegbar begründet, beizutreten und gezwungen fühlen; ſondern weil durch das Ganze ein Geiſt weht, der uns auf einen friedlichen und verſöhnenden Ausgang des bedauernswerthen Streites hoffen läßt. Es ſchimmert durch das, mit vieler Ruhe und Mäßigung in der Form abgefaßte Memorie hie und da die verborgene Erkenntniß von dem übereilten, unberechtigten und (wenn man andere politiſche Grenzfragen in Betracht nimmt) inconſequenten Benehmen Deutſchlands, als es durch Ueberſchreiten der Eider ein dem deutſchen Bunde factiſch nicht gehörendes Gebiet verletzte. Wir meinen, dieſe Erkenntniß iſt wenigſtens zwiſchen den Zeilen zu leſen, und dafür ſcheint uns auch der nach den mehreren harten Rügen ſehr friedliche Schluß der Schrift zu ſprechen.

Ehe wir zu der näheren Beſprechung dieſes Actenſtückes übergehen, müſſen wir, um den wahren Boden des Thatbeſtandes möglichſt zu gewinnen, einige thatſächliche Umſtände in die Erinnerung zurückrufen.

Erſtlich darf es nicht vergeſſen werden, daß Dänemark eigentlich nie mit der Regierung in Frankfurt eine Convention geſchloſſen hat, ſondern nur mit Preußen, das im eigenen und des deutſchen Bundes Namen mit gehöriger Legitimation auftrat. Daß ſich Preußen auch ſeiner ſo übernommenen Verpflichtung recht gut bewußt war, dafür zeugt die Aeußerung in einem Briefe Camphauſen's an Heckſcher (vom 3. September): „daß Preußen ſowohl im eigenen Namen die Ausführung des Waffenſtillſtandes verbürgen, wie Dänemark gegenüber die Verantwortlichkeit für ſeine Handlungen tragen muß.“ Als die Ausführung immer mehr erſchwert wurde, war Preußen natürlicherweiſe ſehr erfreut, die Verantwortlichkeit dadurch los zu werden, daß eine neue Autorität ſie übernahm. Die Centralgewalt wird ſich erinnern, daß ſie es ruhig anſah, wie die Unterhandlungen ohne ihre Betheiligung geführt und geſchloſſen wurden. Erſt ſpäter ſah ſie ſich, um die in der Preſſe und der Nationalverſammlung, wegen Unkenntniß der wirklichen Verhältniſſe erhobene Entrüſtung — die aber in Dänemark noch viel heftiger hervortrat — zu beſchwichtigen, dazu bewogen, ſelbſt den Schlußſtein beiſügen zu wollen. Obgleich die Nothwendigkeit davon, nach den von Preußen vorgelegten Vollmachten, nicht einleuchtete, ging Dänemark, aus Gefälligkeit und friedliebender Geſinnung, willig auf dieſe Formalität der Frankfurter „Genehmigung“ ein, welche nöthigenfalls herbeizuführen noch den obliegenden Umſtänden am nächſten nur die Sache Preußens war.

Um deutſchen Leſern eine ruhige, unbefangene Auffaſſung des ſo viel und leidenſchaftlich beſprochenen Waffenſtillſtandes zu erleichtern, wollen wir hier auf die in Bremen 1848 herausgegebenen „Actenſtücke zur Schleswig-Holſteiniſchen Frage“ hinweiſen, aus welchen es unwiderleglich hervorgeht, in welchem Grade Preußen ſich faſt genöthigt ſah, den Waffenſtillſtand „auf jede Bedingung“ zu Stande zu bringen, und wie viel vortheilhaftere Bedingungen man von däniſcher Seite, wenn die bedrängte Lage Preußens unſeren Diplomaten hinlänglich bekannt geweſen wäre, hätte erreichen können.

Man lieſt z. B. in der erwähnten Broſchüre (S. 65 bis 74) in dem, von Auerswald dem General Below mitgetheilten Inſtruction Folgendes:

„Es iſt gar nicht zu berechnen, welche Wunden die verlängerte Blokade und die Stockung der Schifffahrt mit jedem Tage unſerm Handel und allen nordeuropäiſchen Ländern ſchlägt. — Die königliche Regierung befindet ſich in der vollkommenen Unmöglichkeit, dem inneren Drang und den Forderungen des Landes gegenüber, nun gegen deſſen Willen den Krieg länger fortzuführen. Die andern nordeuropäiſchen Regierungen befinden ſich in nicht minder ſchwierigen Verhältniſſen.“ — Von einer Fortſetzung des Krieges „würde das Zugrundegehen des ganzen nordeuropäiſchen Handels eine ſichere und unaufhaltbliche Folge ſein.“ — „Der Krieg iſt in ganz Nordeuropa ſchon durchaus unpopulär geworden ꝛc.“ In einem Briefe nach dem Abſchluſſe ſagt Camphauſen (den 2. September) ferner: „Die königliche Regierung hatte die ſichere Ausſicht, wenn auch dieſe Unterhandlung mißlänge, Deutſchland in einen europäiſchen Krieg zu verwickeln, in welchem wir keine einzige europäiſche Macht als Bundesverwandten auf unſerer Seite gehabt hätten. ꝛc.“

Als dieſe, faſt zu jedem Nachgeben bereitwillige Stimmung bekannt wurde, rief es den leicht erklärlichen, in der Denkſchrift erwähnten „Unmuth wegen gehäuſchter Erwartungen“ bei den Dänen hervor, weil man jetzt einſah, wie viel günſtigere Bedingungen man hätte erreichen kön-

Digitized by Google

nen, z. B. eine besondere Regierung für jedes Herzogthum, wodurch die früheren Neigungen wahrscheinlich größtentheils wären vermieden worden. Jetzt hatte man aber, so wenig wie ein unglücklicher Spieler, allerdings das Recht nicht, das verlorene Spiel wieder anzufangen, sondern war darauf hingewiesen: faire bonne mine au mauvais jeu. Um so viel mehr war es zu beklagen, daß die dänischen Diplomaten nicht einmal, die sich aufthürmenden Schwierigkeiten voraussehend, von Seiten Preußens hinlängliche Garantieen für das Wenige, was jedenfalls erreicht war, stipulirt hatten. Wenn man z. B. die Auslieferung der Schiffe von der schnellen und genauen Ausführung der übrigen Bedingungen abhängig gemacht hätte, wäre dies allerdings nicht allzu höflich, aber, wie die Folge es zeigte, sehr klug gewesen. Eine begangene Unvorsichtigkeit war also von dänischer Seite wieder gut zu machen, und als Preußen bald die Gelegenheit fand, durch partielles Zurückziehen den ursprünglichen Boden der Unterhandlung zu verrücken, war es praktisch richtig und als eine Art Nothwehr zu betrachten, daß man nach einem intermistischen Unterstande sich umsah, wie die Insel Alsen es darbot, bis die Verhältnisse sich im Sinne der Convention geregelt hätten.

Es wird von Niemandem bestritten werden, daß alle von beiden Seiten später gerügten Uebelstände ihren alleinigen Grund in den besonderen, in der Geschichte gewiß noch nie dagewesenen Verhältnisse, daß Dänemark, nach geschlossener und ratificirter Convention, sich plötzlich bei der Ausführung drei verschiedenen contrahirenden Mächten entgegengestellt sah. Darin, daß selbst drei alliirte Mächte selten in allen Punkten einig sind, und daß Dänemark nur eine Macht und eine Ansicht repräsentirt, liegt schon eine gewisse physische oder arithmetische Wahrscheinlichkeit dafür, daß auf Seiten des allein stehenden nicht die größte Schuld an den eingetretenen Verwickelungen zu suchen sei. Man hatte mit Preußen, mit der Centralregierung, endlich mit dem Gegenstand des Contracts, den „Schleswig-Holsteinern" zu thun, d. h., nicht mit dem Volke der Herzogthümer, sondern mit der das Volk durch Schrift und Rede noch immer „unfreierhaltenden Partei, die schon im Voraus gegen den Waffenstillstand quand même feindselig gestimmt war. Eine Gefahr, die man, bei den, wie es scheint, zu schleunig vereinbarten Malmöer-Unterhandlungen auch nicht berücksichtigt zu haben scheint, war obendrein die, daß jene Partei, die als „Gegenstand" bei der Ausführung betheiligt werden mußte, unter sich keine Staatsmänner sondern nur Juristen zählte, welche begreiflich diese Gelegenheit mit großer Freude ergreifen würden, um ihre Virtuosität in den Kunststücken einer sophistischen Hermeneutik aufs Neue der Welt zu zeigen. — Es ist bekannt, wie die interimistische Regierung, die nach den Worten der Convention „au plus tard XV. jour après la signature de la Convention", eintreten sollte, aus Gründen, deren Gewicht wenigstens sehr zweifelhaft erschien, erst nach 2 Monaten zu Stande kam, nachdem Dänemark schon früher seine Pflicht (Doux de ces membres seront designés par Sa Majesté le Roi de Danemare) durch die sogenannte Immediatcommissionen zu erfüllen sich bemüht hatte; wie endlich die zuletzt installirte Regierung ihre Thätigkeit damit anfing, das (nach d. 1. Septb. proclamirte) sogenannte „Schleswig-holsteinische Grundgesetz" zu sanctioniren, welches den Aufstand legal erklärt, und die Hypothese „Schleswig-Holstein" durch einen Gewaltstreich als Axiom aufstellt.*)

Nach diesen Andeutungen werden wir einige Augenblicke bei den Hauptpunkten der „Denkschrift" verweilen.

1) „Die dänische Regierung" heißt es, „hatseit den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung über den Waffenstillstand von Malmoe bei verschiedenen Anlässen gegen Deutschland Anklagen der Verletzung eingegangener Verpflichtungen erhoben. — Die Gentralregierung hat lange zu diesen Vorwürfen geschwiegen, weil sie 1) einen Austausch von Beschuldigungen fernzuhalten wünschte, und 2) weil sie von der Befangenheit der dänischen Darstellungen keinen ihr ungünstigen Eindruck befürchtete." —

Das Letztere ist natürlicherweise „Geschmackssache", und die Centralregierung wird vielleicht einmal auch hier ihre Meinung ändern, wie sie das schon in Bezug auf den ersten Punkt gethan hat, indem sie eben in der Denkschrift einen „Austausch von Beschuldigungen" unternimmt, von welchem wir uns erlauben, einige unten näher zu beleuchten. Hören wir doch erst etwas von den allgemeinen, theilweise mit den unsrigen übereinstimmenden, Betrachtungen der Denkschrift, über die betreffenden Verhältnisse:

2) „Es ist diesseits niemals verlängnet worden, daß die Art und Weise der Annahme des Waffenstillstandes durch die deutsche Reichsregierung ein unsicheres Verhältniß geschaffen hat. Die Genehmigung eines Vertrages kann erst dann vollständig erwogen werden, sie läßt sich aber nicht an die Voraussetzung unbestimmter Abänderungen knüpfen."

Und doch hat die Centralgewalt sie an solche geknüpft, „weil dem Krieg das kleinere Uebel vorgegeben wurde", obschon es ihr bekannt sein mußte, daß ein „unsicheres Verhältniß" von der schleswig-holst. Partei als kein Verhältniß betrachtet wird, und obschon Dänemark, das vorige Ministerium) gleich (17. Septb.) officiell erklärte, mit Ausnahme der Zusammensetzung des Regierungspersonals, auf keine Abänderungen eingehen zu können. Diese Erklärung muß im Folgenden nicht vergessen werden, weil sie von der dänischen Regierung später nicht widerrufen worden ist, und also noch immer einen festen Punkt der Betrachtung bildet.

3) „Für Deutschland," heißt es ferner, „bestand die Aufgabe (u. A.) darin, diese Aenderungen nicht als ein Recht zu fordern, noch weniger sie einseitig und willkührlich nach seinen Wünschen ins Werk zu setzen, sondern sie im Wege gütlicher Vereinbarung mit Dänemark zu erstreben. — Dänemark war, auch nachdem es dem Frieden zu Liebe die unbestimmte Genehmigung des Vertrages nicht zurückgewiesen hatte, noch vollkommen berechtigt die einzelnen Anträge auf Abänderung abzulehnen. Es hatte das Recht, seine Zustimmung von Bedingungen und Gegenbewilligungen abhängig zu machen."

Auch diese Aeußerung des Centralministeriums bitten wir für die Folge festzuhalten, vor Allem, daß Dänemark offen das Recht zuerkannt wird, die mit so großer Mühe zu Stande gekommene Frankfurter „Genehmigung" seiner Zeit zurückgewiesen zu haben, und man scheint sich fast zu wundern, daß dies doch nicht geschah. Diese erste und so große Nachgiebigkeit Dänemarks, das sich, nach geschlossenem Kontracte rechtlich nur an Preußen zu halten hatte, dürfte bei späteren, neuen, an Dänemark gestellten Forderungen auch nicht vergessen werden.

4) „Dänemark hat, indem es die Besatzung der Insel Alsen verstärkt, und gleichzeitig die Herzogthümer zum Ungehorsam gegen die gemeinsam mit der Centralgewalt eingesetzte Regierung aufgefordert hat, sowohl den militärischen als den politischen Theil des Waffenstillstandes offen übertreten, ja völlig beseitigt. Die Lage ist hierdurch so unhaltbar, die Gefahr so dringend geworden, daß die Reichsregierung die Pflicht hat — eine Erklärung zur Prüfung der Frage zu geben."

Der erste Punkt, die Verstärkung der Besatzung auf Alsen, ist schon in der letzten Nummer des Telegraphen (auf welche wir hinweisen) nach der dänischen halboffiziellen Zeitung, als eine durchaus unverfängliche, rein präventive Maßregel dargestellt. Die Aufforderung an die Herzogthümer (ein Rescript und eine kgl. Proclamation, wovon unten Näheres) ist gleichfalls nur eine, durch das revolutionäre und vertragswidrige Auftreten der „gemeinsamen Regierung" nothwendig gemachte Reservation. Ist die Lage dadurch „unhaltbar" geworden, kann muß „die gemeinsame Regierung" die Schuld tragen, die ohne die, nach der Erklärung

*) Ueber dieses „in Bausch und Bogen" als Ueberrumpelung der Frage, nachdem die Waffenstillstandsunterhandlungen schon eingeleitet, angenommene Gesetz, äußerte sich selbst der Reichsminister Heckscher in einem Briefe an Max Gagern (Actenst. zur Schl.-Holst. Frage, S. 102) sehr mißbilligend: „Solche Unschlüsse," sagt er, „welche und in den Verdacht bringen würden, mit Dänemark nicht bona fide zu handeln, können wir keineswegs in Schutz nehmen." Das jetzige Reichsministerium scheint anderer Meinung zu sein.

Digitized by Google

des Reichsministeriums, nothwendige „Einwilligung“ Dänemarks, und trotz dessen Protest, einseitige Abänderungen der Convention (Art. VII.) bewerkstelligt hat.

5) „Die Reichsregierung bestand auf dieser Uebergabe (von Alsen und Aerröe), that aber verschiedene Schritte, indem sie blos eingeborne schleswigsche Mannschaft in Schleswig ließ, die von Seiten der Dänen beständig zum Uebergang aufgefordert wird.“ —

Die erste Behauptung, die in der Convention schon stipulirte, factische Absonderung der beiderseitigen und schleswigschen Truppen, müßten wir nur deshalb bezweifeln, weil die Zeitungen bis jetzt in Haderöleben, u. s. w. noch immer von schleswig-holsteinischen Truppen sprechen. Die letzte Beschuldigung will man doch wohl der dänischen Regierung nicht aufbürden, die dafür nicht verantwortlich sein kann, was das dänische Landvolk in Schleswig — denn alle gebildeten Dänen, Beamte u. s. w. haben sich ja unter der jetzigen Versöhnungsregierung aus dem Lande flüchten müssen — im privaten Leben unternimmt.

6) „Es war den dänischen Unterhändlern zu Malmoe gelungen, über die Civilverwaltung der Herzogthümer Bestimmungen zu erlangen, welche, im Sinne Dänemarks gedeutet, nicht ausgeführt werden konnten“ (so war also den „dänischen Unterhändlern“ eigentlich gar Nichts gelungen), „es hätte denn Deutschland seine Waffen gegen Schleswig-Holstein wenden sollen“. (!)

Es ist schon sehr viel, gewiß zu viel hier die vermeintliche Unausführbarkeit des Waffenstillstandes des gesprochen und geschrieben. Aber die contrahirenden Mächte haben sich ihn doch gewiß nicht als unausführbar gedacht, sonst wäre die ganze Convention ja nur Spielerei gewesen, und es kann nur beklagt werden, daß die dänischen Unterhändler von Preußen, welches sich als unbedingt bevollmächtigt legitimirte, vor der Abschließung keine Garantie der wirklichen Ausführung verlangt haben, weil es dadurch sich gleich gezeigt hätte, inwiefern es Preußen mit einer gegenseitigen Verpflichtung Ernst war. Es wird hinzugefügt „im Sinne Dänemarks“. Aber in welchem Sinne sonst? kann eine Ausführung im Sinne der schleswig-holsteinischen Agitatoren würde ja, was vorauszusehen war, gar keine Ausführung sein. — Auf welche Weise Deutschland den feierlichen Kontract erfüllen wollte, war jedenfalls seine Sache. Dänemark hatte die nachstehenden Bedingungen erfüllt, und mußte nun auch die vortheilhaften behaupten. Dieser Art der Vorstellung wurde aber, „wegen plötzlicher Heiserkeit“ auf der schleswig-holsteinischen Bühne, nicht aufgeführt.

Aber „Deutschland konnte seine Waffen nicht gegen Schleswig-Holstein wenden.“ Kurzsichtig gestanden, wir können diese Unmöglichkeit nicht unbedingt anerkennen, u. A., weil die Reichsgewalt sie bei andern Gelegenheiten nicht selbst anerkannt hat. Es will uns gerade nicht einleuchten, aus welchem Grunde die Schleswig-Holsteiner, und nur sie allein, wenn sie gegen einen Reichsbeschluß sich empören, als Schoosskinder nothwendig zu betrachten sind, während man ganz unbedenklich nach Altenburg, Sigmaringen, Thüringen u. s. w. Reichstruppen schickt, um den status quo ante herbeizuführen. Sogar Oesterreich, wo der Aufstand wenigstens eben so deutsch, wie in Rendsburg, war, hat man ja aus Frankfurt Truppen zu diesem Zwecke angeboten. Hier wäre ohnedem von activer „Waffenanwendung“ gar nicht die Rede: ein Cercitorium von 5000 Mann würde schon hinreichend gewesen sein, um im Verein mit Dänemark die Convention auszuführen und dem Lande ohne alles Blutvergießen die Ruhe zu sichern. Hiermit wäre denn die künstlich angefachte Entrüstung beseitigt, alle später entstandenen Verwickelungen zugleich erledigt, Allen gütlich der in ermähnter Weise gestalteten Regierung längst übergeben, und der Friede wahrscheinlich bedeutend näher gerückt.

Wir sind zwar aus Princip überhaupt gegen Gewaltanwendung, doch nur so lange als der Gegner dasselbe Princip anerkennt und ausübt. In Schleswig und Holstein ist es aber, wie in Ungarn, eine agitatorische Partei, die sich nicht nur durch Wort und Schrift die Herrschaft einstweilen angemaßt hat, sondern auch durch physische Gewalt, durch allerlei offene und geheime Mittel, die notorisch große Majorität der friedlich gesinnten Bürger terrorisirt. Dies wird doch wohl endlich einmal Allen klar werden. Wenn man aber nicht die Entschlossenheit gehabt hat, das hier angedeutete einzig probate Mittel zu versuchen, darf man wegen der Folgen auch nur sich selbst anklagen.

7) „Die öffentliche Stimme erklärte noch andere Punkte als unzulässig.“ (!)

Dies Argument müssen wir für ganz unhaltbar erklären. Wenn die sogenannte „öffentliche Stimme“ die letzte und höchste Instanz wäre, warum hat man denn nicht die „öffentliche Stimme“ zur Theilnahme in den Unterhandlungen eingeladen? Und später, warum hat man denn nicht gleich die mühsam erwirkte und feierlich unterschriebene Convention gänzlich verworfen? Die „öffentliche Stimme“ hat ja mit demselben Rechte den ganzen Waffenstillstand als „unzulässig“ erklärt. Was sind wo ist diese „öffentliche Stimme?“ Ist sie in Schleswig und Holstein eine größere Autorität als anderswo? Gegen wie viele Belagerungszustände z. B. hat sie sich nicht in diesem Jahre erhoben, ohne daß man sich darum gekümmert? Und ein Belagerungszustand ist doch kein gegenseitiger, feierlicher Vertrag. Laßt sie immerhin ihren moralischen Einfluß ausüben, sollte aber jede gerechte Verpflichtung ausschließlich von neun unbestimmten und elastischen Phantom abhängen, das Jeder nach seinem Interesse „öffentliche Stimme“ zu nennen beliebt, so würde ja alle Treue und bona fides von der Erde verschwinden.

8) „Die Centralgewalt hat die thatsächliche Anwendung der Verordnungen und des Staatsgrundgesetzes, mit ausdrücklicher Beseitigung jeder präjudizirenden*) Eigenschaft, mit Ablauf des ein aus dem Vertrage fließenden Recht, sondern als eine practische Nothwendigkeit in Anspruch genommen. — Das Kopenhagener Kabinet schien zu stillschweigender Duldung, wenn auch nicht zu ausdrücklicher Annahme dieser Bedingungen geneigt.“

Das sogenannte „Staatsgrundgesetz“ gegen welches also einseitiger Gewaltstreich, wie oben erwähnt, Hecksher sich mit Recht so bestimmt ausdrosch, proclamirt ja bekanntlich den bisher problematischen Staat „Schleswig-Holstein“ und annullirt somit den ganzen Waffenstillstand. Was diese „practische Nothwendigkeit“ auf sich hat, ist schon im Vorigen beleuchtet. Nach Belieben wird man sie auch unverantwortliche Schwäche nennen können. Wenn die dänische Regierung im ersten Erstaunen und im Abwarten eines bestimmten Auftretens der Frankfurter Regierung, als schweigende Dulderin erschien, hat sie dadurch doch das Recht nicht verloren, ihr Recht geltend zu machen.

9) „Erklärlich ist es, daß die Kundmachung, mit welcher die neue Regierung ihre Wirksamkeit eröffnete, und wodurch sie fast alle seit dem 17. März erlassenen Verordnungen, einschließlich des Staatsgrundgesetzes, wieder in Kraft treten ließ, in Dänemark Bedauern und Auflegung hervorrief.“

Allerdings ist das „erklärlich.“ Unerklärlich aber scheint uns, daß man in Frankfurt sich nicht willig zeigt, in den Folgen der Auflegung in Dänemark ebenso wie in den Herzogthümern „die practische Nothwendigkeit“ anzuerkennen.

10) „Dänemark griff sofort“ (die schweigende Duldung war also nicht von langer Dauer) „den rechtmäßigen Bestand der kaum eingesetzten Regierung an.“ (Und wie es scheint nicht ganz mit Unrecht). „Der dänische Kommissär verließ Schleswig. In Kopenhagen verlangte das dänische Ministerium die ausdrückliche Zurücknahme des Staatsgrundgesetzes u. s. w. ließ sich aber bestimmen sich mit einem gleichlautenden Protest der beiderseitigen Commissäre zu begnügen.“

Hier scheint aber ein merkwürdiger Meinungsunterschied zwischen den beiden Ministerien obzuwalten, indem das deutsche jenen Protest vom 28. October blos als Formalität, ohne sichtbare Wirkungen, aufgefaßt haben will, was natürlicherweise nicht die Meinung von dänischer Seite sein konnte. Als der Protest sich nachher, (worvon der

*) Und doch schreibt die Denkschrift immer „Schleswig-Holstein“, wodurch der Friedensschluß antiquirt wird, statt „Schleswig“ und „Holstein.“

Digitized by Google

neue dänische Kommissar, in Schleswig den 6. oder 7. November angelangt, sich bald überzeugte, als vollends erfolglos erwies, hatte die dänische Regierung nur die Wahl, entweder ohnmächtig alles Recht aufzugeben, und die Ohren den Klagen der bedrängten dänischen Bevölkerung in Schleswig zu verschließen, oder nach wiederholter Aufforderung zum „vertragsmäßigen Verhalten“ einen neuen, so abgefaßten Protest zu erlassen, über dessen wirklichen und ernstgemeinten Sinn kein Zweifel zurückbleib. Bekanntlich geschah das Letztere, durch ein Reskript vom 15. November, nachdem auch der zweite dänische Kommissar, dessen Aufforderung unberücksichtigt blieb, Schleswig zu verlassen sich bewogen gefunden. Und dies ist es, was jetzt, mit Uebergehen aller früheren, dänischer Seits erhobenen Beschwerden, in Verbindung mit der fortwährenden Occupation von Alsen, als muthwilliger dänischer Vertragsbruch dargestellt werden soll. Das erwähnte Reskript wurde, nachdem der Centralgewalt in einer Antwort-Note vom 25. November die Ansichten der dänischen Regierung mitgetheilt waren, durch eine königliche Proclamation vom 15. December bestätigt, und es darf wohl nur als formell gerechte Nothwendigkeit angesehen werden, das man mit einer soeben vertragsbrüchig erklärten Regierung nicht über die ersehnte Wiederherstellung der Postverbindung unterhandeln konnte.

11) Immer offener trat der Plan hervor, durch Aufreizungen aller Art den dänischredenden Theil der Bevölkerung zum Widerstande gegen die Regierung zu bewegen, und immer weniger wurden zu diesem Zwecke Verletzungen des Waffenstillstands-Vertrags gescheut.“

Auf dies ist natürlicherweise gar Nichts zu antworten, weil die so allgemein hingestellte Beschuldigung aller Motivirung entbehrt. Mit Ausnahme von jenen beiden öffentlichen Aktenstücken, hat die dänische Regierung keinen zu solcher Verdächtigung berechtigenden Schritt gethan. Ob Privatleute irgend etwas dergestalt versucht haben, ist uns unbekannt.

Allerdings ist es nicht unwahrscheinlich, daß die dänisch-schleswigsche Bevölkerung eine oppositionelle Thätigkeit entwickelt, wenn man bedenkt, daß in Hadersleben unter dem Schutz der gemeinsamen Regierung, eine Zeitung erscheint, die in dänischer Sprache, durch ein so perfides, gemein-sensibles Auftreten, wie man es sonst nur in der neuesten reactionairen Wiener Journalistik erlebt, einen fanatischen Haß gegen die dänische Regierung und alles Dänische zu verbreiten sucht. Charakteristisch ist es, daß zu einer solchen Profanation der Muttersprache sich nur ein Däne, der vor Jahren Gründe gehabt hat, Kopenhagen zu verlassen, hat hergeben wollen.

12) Die Denkschrift geht demnächst zurück in der Zeit, und erinnert an die Anf. Octbr. „auf Alsen niedergesetzte Immediatcommission als vermeintliche „Vertragsverletzung.“

Als die erste Regierungscombination an dem Willen der in dem Additionsartikel 1. vorgeschlagenen Männer gescheitert war, benutzte Dänemark das in der Convention (siehe oben) ihm zugestandene Recht, zwei Mitglieder zu ernennen, die von Preußen, an das gleichzeitig eine Aufforderung erging, mit zwei andern zu supplirten waren. Es durfte seinerseits diese Maßregel nicht ungeeignet finden, damit die Herzogthümer nicht länger ohne legale Regierung blieben, und um der dort herrschenden „Anarchie von Oben“ entgegen zu treten. Dieser materialiter wie formaliter anarchische Zustand wurde nämlich von untergeordneten, auch der provisorischen Zeit zurückgebliebenen Beamten,*) in höchst benutzbringender und dänenfeindlicher Weise ausgebeutet. Wir beschränken uns hier daran zu erinnern, wie am 6. Octbr., wegen Feiern des Geburtstages des dänischen Königs, gegen friedliche Bürger in Hadersleben standrechtlich eingeschritten wurde. Als man sich später über eine vollzählige Regierung einigte, fiel jene, ihrer Natur gemäß unter interimistische, Commission, von selbst weg.

13) „Dänemark hat den Vertrag nie vollständig erfüllt, es hat sich niemals bereit erklärt, der Regierung der Herzogthümer die Civilverwaltung der Inseln Alsen und Arroe zu überlassen, — was jetzt Gegenstand der lautesten Rüge in den Herzogthümern ward.“

Wie kann aber solches von der Centralgewalt gerügt werden, die die Ausführung der Convention damit angefangen hat, sie für „unausführbar“ zu erklären, weil „die öffentliche Stimme sie als unzulässig bezeichnet?“ Wie kann man denn von Dänemark verlangen, daß es, nach den gemachten Erfahrungen, die treuesten, meist dänischen Bewohner Schleswigs einer gewaltsamen, vertragsfeindlichen Behörde hrzgloo tinepfern sollte? Oder hat man denn dänischer Seits nicht das Recht einen lieblosen Punkt als „unausführbar“ zu erklären? Wohlan! eben diesen Punkt hat auf Alsen wie in Dänemark „die öffentliche Stimme als ganz unzulässig bezeichnet.“ Auch darf es nicht vergessen werden, daß die dänische Regierung in Bezug auf diesen Punkt der Ausführung schon in Frankfurt am 18. November der Centralgewalt Vermittlungsvorschläge gemacht hat, — in Uebereinstimmung mit dem, in der ministeriellen Denkschrift Dänemark eingeräumten „Recht, seine Zustimmung zu gewissen Abänderungen von Bedingungen und Gegenbewilligungen abhängig zu machen.“ Jene Vermittelungsvorschläge, dänischerseits als Bedingungen des Fortbestandes der gemeinsamen Regierung, gingen darauf aus, 1) daß die im Proteste vom 28. October bezeichneten Anordnungen wirklich zurückgenommen, 2) die Verwaltung von Alsen fernerhin den Dänen überlassen, und 3) die deutschen Reichstruppen aus dem Herzogthum Schleswig zurückgezogen werden sollten. — Wenn die Centralgewalt auf diese „Gegenwilligungen“ nicht eingehen konnte, hat sie eben den obenangeführten Worten der Denkschrift nach, das Recht nicht, Dänemark wegen einseitiger Nichterfüllung der Convention zu beschuldigen. Daß gleichzeitig mit jenen Anträgen an die Centralgewalt, ein Reskript und eine Proclamation an die Schleswiger erschien, war eine juridisch nothwendige Reservation, um jedem Mißverständnisse bei von den Kommissaren erlassenen Protests vorzubeugen, die aber als Anticipation der Verhandlungen mit dem Reichsministerium gewiß nicht aufgefaßt werden durfte. Dennoch scheint dieses wesentlich dadurch sich zur Ablehnung der Anträge bewogen gefunden zu haben.

14) „Der erste jener drei Punkte war von keinem praktischen Werthe mehr.“

Wir erlauben uns wieder diese Betrachtung des Punkts quaestionis als Geschmacksache zu bezeichnen. Daß er aber der dänischen Regierung noch immer wünschenswerth erschien, beweist wenigstens, daß von dieser Seite die Werthlosigkeit noch nicht einleuchtend war; und wenn ihn die Centralgewalt wirklich als werthlos ansah, warum denn nicht seinem Gegner diese „werthlose“ Kleinigkeit einräumen, um dadurch vielleicht Größeres im eigenen Interesse fordern zu können? —

15) „Wenn Dänemark anfangs den Anspruch auf Gegenbewilligungen gemacht, vielleicht hätte die Regierung des Reichsverweser den Vorschlag nicht für ein wichtiges Recht verantworten können u. s. w.“

Dies knüpft sich an die Occupation von Alsen, und da diese Frage, die unbedingt gewichtigste des ganzen Conflicts ist, dürfte hier eine nähere Erörterung am Platze sein. Wenn nach dem Wortlaut der Convention die Verhältnisse in den Herzogthümern „nu plus tard XV. jours après la signature“ befriedigend geordnet wären, unterliegt es keinem Zweifel, daß Alsen sogleich übergeben werden wäre, welches ja — weil es dazu keiner Verhandlungen bedurfte — jeden Augenblick geschehen konnte, nur nicht so lange keine Regierung existirte. Da es sich aber während fast zweier Monate unmöglich erwies, mehr als die Heranlieferung der Schiffe, und das Zurückziehen der Truppen, zu erreichen, wurde es „praktische Nothwendigkeit“ wenigstens nicht die Inseln der Anarchie anheim zu geben, und als endlich eine Regierung zu Stande kam, gebot das durch die gemachten Erfahrungen natürliche Mißtrauen, das Aufstreben dieser Regierung abzuwarten, eine Vorsicht, die sich leider sehr bald gegründet erzeigte. Während zweier Monate war

*) Unter diesen Sieben, die in einem, April 1848 unterschriebenen Revers, sich „bei Verlust der Ehre und des guten Leumunds“ verpflichtet hatten, nie gegen das Interesse des dänischen Königs etwas zu unternehmen.

Digitized by Google

Niemand da, um die Uebergabe zu empfangen, und somit trat — ohne die „öffentliche Stimme" die sich so scharf gegen die Uebergabe aussprach, zu berücksichtigen — nicht „anfangs" sondern erst später der Augenblick ein, wo von dänischen „Ansprüchen auf Gegenbewilligungen" die Rede sein konnte. Aber noch immer ist Alles jeden Augenblick bereit, einer im Geiste des Vertrags fungirenden Regierung übergeben zu werden.

16) „Die dänische Regierung ließ aber Deutschland in der ungünstigen Stellung des einseitig fordernden Theils."

Diese Aeußerung scheint im auffallenden Widerspruche zu den Anfangsworten der Denkschrift zu stehen, wo es eben heißt, daß „die dänische Regierung seit den Beschlüssen über den Waffenstillstand von Malmoe bei verschiedenen Anlässen gegen Deutschland Anklagen der Verletzung eingegangener Verpflichtungen erhob."

Wir haben hiermit die wesentlichsten Punkte der Denkschrift, wie es ohne in die diplomatischen Details eingeweiht zu sein, möglich war, beleuchtet. Daß die Frankfurter Regierung selbst den ihrerseits erhobenen Beschwerden nicht allzugroßes Gewicht beilegt, scheint aus dem Fact über Ordonnanzen hervor zu gehen, daß sie noch immer, wo möglich „entschiedener ist, den Waffenstillstand und die späteren Vereinbarungen freiwillig einzuhalten." Daß die oben gerühmte, sehr achtungswerthe Ruhe und Mäßigung der Denkschrift die Verfasser dennoch keineswegs verhindert haben, das Auftreten Deutschlands überall ins günstigste Licht zu stellen, ist, meinen wir, nur geschehen um dem Gegner Gelegenheit zu geben, die allzu rosenfarbigen Punkte der Darstellung leichter zu entschleiern.

Unabhängige und unbesangene deutsche Redactionen werden ersucht, auch diesen Gegenbemerkungen ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

P. H. M.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Der Reichstag.

Ein und dreißigste Sitzung. Der Finanzminister, Graf Sponneck, legt der Versammlung einen neuen Plan zur Deckung des Ausgaben, welche die Kriegsführung, wenn sie fortgesetzt werden müsse, oder jedenfalls die Rüstungen für das Jahr 1849 verursachen werden. Ursprünglich seien diese Kosten mit 9 Millionen mehr als die Einnahme berechnet; da die Regierung aber den letzten dritten Theil der ausgestellten Creditscheine im Decbr. d. J. statt im Juni künftiges Jahr, mit 700,000 Rbdlr. einlösen wird, so hat man die Summe mit einer runden Zahl auf 11 Millionen angesetzt. Zur Deckung dieser 11 Millionen schlägt der Minister vor; a) Eine ausländische Staatsanleihe von 7 Millionen zu contrahiren, b) Ausfertigung neuer Creditscheine für 4 Millionen, jedoch erst, nachdem der obengenannte letzte dritte Theil der schon ausgestellten eingelöst sein werde. Die Creditscheine, proponirt der Minister ferner, seien durch eine Kriegsthrone, vertheilt auf 3 Termine während der Jahre 1850 und 1851, zu decken, und über diese Steuer dem ersten ordentlichen Reichstage ein Gesetz-Vorschlag vorzulegen. Der Premierminister, Graf A. W. Moltke (der frühere Finanzminister) machte hierzu die Bemerkung, daß die Schwierigkeiten, die sich früher einer ausländischen Anleihe entgegengestellt und die ihn daran gehindert hatten, eine solche in seinem Finanzplan anzunehmen, jetzt verschwunden zu sein schienen, und daß er daher den Vorschlag des neuen Finanzministers dem seinigen vorziehe. Der Plan wurde mit großer Majorität dem Finanz-Comité überwiesen und wird wahrscheinlich sehr bald zur Verhandlung in der Versammlung kommen. In der 32., 33. und 34sten Sitzung war die Tagesordnung: Vorläufige Behandlung des Gesetz-Vorschlages zur allgemeinen Wehrpflicht. Die Debatten waren wenig oder gar nicht von Bestimmungen, wenn man auch in jenen drei Sitzungen die §§. 1—5 behandelte, als auf das Princip des Gesetzes und auf die Kompetenz dieser Versammlung es zu behandeln gerichtet. — Der Deputirte Thede eröffnete die Debatte mit einem unbedeutenden Angriffe auf die ganze bestehende Organisation des Heeres, welche er des unglücklichen Ausfalles des letzten Krieges beschuldigte. Der geniale Grundzug hätte eine mit herrlichen Paradoxen geschwängerte Philippika gegen militärische Disciplin und Wehrpflicht: „Es seien nicht die Militair-Personen, deren Ansichten man in dieser Sache hören solle, diese Männer vom Fache hätten eine solche Vorliebe für ihr Fach, daß sie nicht die Sache in ihrem rechten Lichte auffassen könnten. Es sei mit dem stehenden Heere wie mit der herrschenden Kirche, man solle nicht Bischofe und Priester über das Verhältniß der Volksfreiheit zur Kirche fragen." Nach seiner Meinung „würde keine Einrichtung weniger zur Wehr des Vaterlandes dienen, als eben die Wehrpflicht. Blinder Gehorsam ohne Rücksicht auf Vaterland und Volk sei die erste Forderung zu dem Heere, ein stehendes Heer und allgemeine Wehrpflicht würde den Tod der Freiheit herbeiführen, es handle sich also darum, es wie Alle frei oder Sclaven sein sollten. Das Gesetz wolle für die Zukunft regeln, jetzt wäre nicht der Augenblick hierzu, jetzt handle es sich um die jetzige Vertheidigung des Vaterlandes. Eben weil die Wehrpflicht früher nicht einem großen Theile der Jugend oblag, hatte sich die Begeisterung und die Vaterlandsliebe so herrlich gezeigt; man möge das Gesetz nicht herathen, sondern der Regierung Vollmacht ertheilen, alle guten Kräfte jetzt, wo das Vaterland in Gefahr sei, zu dessen kräftiger Vertheidigung zu benutzen." Bishy sprach über das Unrecht, welches das Gesetz den Bürgern der Stadt und den Beamten zufüge, indem es ihre Kinder zu Soldaten machen wolle, ferner über die Gefahr, welcher die höheren Interessen des Staates dabei ausgesetzt würden. Tscherning sprach gegen diese Redner und stellte überhaupt die Fragen über allgemeine Wehrpflicht und allgemeine Bewaffnung in ein klareres Licht. Die Kompetenzfrage, die von Oersted und Ussing eingebracht wurde, fand wenig Anklang. Die nächste Sitzung wird sich noch ferner mit dem Gesetze beschäftigen. —

Nach Schluß der 35. Sitzung trat das Grundgesetz-Comité zum ersten Male zusammen; in der 36. Sitzung wurden, durch Neuwahlen, Scheum und Hvidt, wieder als resp. Präsident und Vicepräsident gewählt. Beide Sitzungen wurden außerdem durch die Fortsetzung der Berathungen über das Wehrpflichtgesetz ausgefüllt, welche jetzt geschlossen sind.

Norwegen.

„Morgenbladet" sagt über die Ministerveränderung: „Unser Ministerium ist wieder einer Veränderung unterlegen. Statt Hoff, Schmidt, Foss und Fleischer finden wir jetzt Ridderwold, Sörensen, Erichsen und Sylow. Vergleichen wir dieses mit dem was vor 6 Monaten geschah, ist der Unterschied zwar nicht groß, jedoch im Ganzen genommen kann man nicht läugnen, daß jene Namen-Veränderung einen Uebergang zu etwas Besserem anzudeuten scheint. Hat der Name Erichsen auch nicht den Klang wie der Name Foss wenigstens vor einigen Jahren hatte, und ist auch das politische Glaubensbekenntniß Sörensens immer noch etwas problematisch, so bieten doch wiederum nach unserem Ermessen, die Namen Ridderwold und Sylow um so größere Garantien, und wir haben unter jetzigen Umständen namentlich zu dem Letztgenannten ein festes Zutrauen, weil seine Stille, penaliske aber seelbe Wirksamkeit gerade wie für unsere Verhältnisse geschaffen scheint. Wir sagten „unter den jetzigen Umständen", denn man wird leicht einsehen, daß es unter andern Umständen etwas sehr Gewagtes wäre, auf weit mehr Hoffnungen gebaut hatten. Man weiß nämlich nicht, inwiefern Sylow sich an das bestehende Ministerium angeschlossen hat, oder ob er mit der Uebergewung darin eingetreten ist, daß sein Departement nicht das Ministerium im Ganzen angeht. Auf eine organische Zusammensetzung eines Ministeriums warten wir bis jetzt noch immer vergebens; es scheint als habe man den Plan, dasselbe immer nur stückweise und allmählich zu reorganisiren. Aber auf diese Weise wird es, im Grunde genommen, nicht geändert werden. Wer hat nicht z. B. von dem berühmten Wein im Rathhauskeller zu Bremen sprechen gehört? der wird noch immer als einige hundert Jahre alt angegeben, und eigentlich „im Grunde genommen," hat man darin ganz Recht, wenn auch alle Jahre eine Menge Flaschen ihm abgezapft und eben so viele Flaschen jüngeren Weins hineingefüllt worden. Die hauptsächlichste Masse bleibt doch der alte Wein und die neueren Bestandtheile nehmen den Charakter der alten Masse an. Gerade so mit unserem Ministerium! Es wird freilich von Jahren durch eindringlichen zufälligen Unterrednern gespeist, aber ein alter Sag der Naturgeschichte lautet folgendermaßen: „Thiere und Gewächse die organischen Körper) wachsen durch innere Entwickelung, die Steine dahingegen nur durch äußeren Anschluß." Unser Ministerium hat somit keine Entwickelung mit den Steinen, mit den unorganischen Körpern gemein. Sollte man nicht daraus auf die verschiedenen Prinzipien — so soll Festen — unseres Ministeriums schließen können? — „Die norwegischen Zeitungen besprächten sich in der letzten Zeit entweder meist mit dem Bruderteiche Schweden und der Gährung, welche dort herrscht, mit dem Auslande wohlfeil sie den Tagebenheiten auch in Deutschland mit einem aufmerksamen Auge folgen, oder mit internationalen Fragen, die zwar für das Land selbst eine relative Wichtigkeit haben, die leider aber für das Ausland saft ohne allen Interesse sind. — Die Eheleea, die, wie bekannt, in Bezug während des strengsten Winters wüthet, ist dahin, wie man sich es zu erklären sucht, durch russische Schiffe verpflanzt worden; so wenig war man auf sie vorbereitet, daß der Verfasser eines Theater-Artickels, welcher gerade damit anfing, die

Digitized by Google

politische Ruhe und die Verschonung der Cholera zu preſſen, unter welchen in Norwegen die Literatur und Kunſt blühen, noch in einer Note jenes Lob mobificiren müſſen. Hoffentlich wird der ſtrenge Winter doch etwas zur Verbreitung oder wenigſtens Milderung der Krankheit beitragen, wenn ſie auch im Zunehmen iſt.

Schweden.

†† **Stockholm.** Die Geſellſchaft der Reformfreunde in Stockholm, auf die wir ſchon in einer früheren Nummer die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer gelenkt haben, hat folgende „Einladung“ an ſämmtliche ſchwediſchen Reformgeſellſchaften erlaſſen:

„Nachdem ſich im Frühjahr eine Menge Geſellſchaften in der Abſicht gebildet hatten, eine Reform in der Nationalrepräſentation zu beſchleunigen, und zu dieſem Zwecke öffentlich ihre Wünſche ausgeſprochen hatten, iſt einer derſelben erfüllt worden. Der König hat durch die Vorlage eines Vorſchlags zu einer neuen Repräſentation von den Reichsſtänden feierlich die Nothwendigkeit einer wirkſamen Theilnahme an den Berathungen der Nation für eine ſolche Reform anerkannt, und das Volk hat durch dieſe Handlung des Königs eine doppelte Veranlaſſung erhalten, die Hoffnungen auf eine baldig herannahende beſſere Zukunft feſtzuhalten, ſo wie mit einem ſtarken Willen und mit vereinten Kräften fortzuwirken auf die Erreichung des gewünſchten Ziels hinzuarbeiten. Aber frühere „Offenbarungen“ haben gezeigt, daß keine Zeit für die Löſung jener großen Frage der Nation zu verlieren ſei. Sie haben gezeigt, daß Stände- und Corporations-Vorurtheile faſt in höherem Grade als früher vorhanden ſind, um ungeeitige und rechtswidrige Forderungen zu vertheidigen, und daß ſie vielleicht jetzt weniger als jemals fürchten, die alte Zwietracht zu wecken, ſollte es auch der Nation ihren Sie geld bedauerlichen Preis unter den freien, in die Weltentwicklung eingetretenen Völkern koſten.

So kann es nicht bleiben! Die Ehre und das Glück des Landes darf nicht der Zwietracht, dem Kleingeiſte und der Kurzſichtigkeit Preis gegeben werden. Es iſt eine heilige Bürgerpflicht, das Ende eines ſolchen Zuſtandes der Unzufriedenheit durch jedes geſetzliche Mittel zu beſchleunigen. Aber dieſer Zuſtand wird nicht aufhören, bevor nicht die lange gewünſchte Umbildung der Nationalrepräſentation zu Stande kommt, und in dieſer tiefen innerlichen Ueberzeugung fordert die Stockholmer Geſellſchaft der Reformfreunde hierdurch ſämmtliche Reformgeſellſchaften im Reiche auf, ungeſäumt zuſammenzutreten, um die Maaßregeln zu überlegen, welche unter den jetzigen Verhältniſſen und mit der gemeinſamen Loſung: „Geſetz und Ordnung in allen unſeren Handlungen!“ zweckmäßig ſeien, um die Beendigung der Repräſentationsfrage zu beſchleunigen. Namentlich fordern wir ſie auf, zu überlegen, ob es nicht als Anfang zweckmäßig ſei, durch unterthänige Petitionen an den König für die Berufung eines außerordentlichen Reichstags im Laufe des nächſten Jahres (1849) zur Behandlung dieſer für das Vaterland ſo bedeutungsvollen Frage hinzuwirken. Die Geſellſchaft der Reformfreunde in Stockholm bittet, ſie von den Beſchlüſſen der Geſellſchaften der Reformfreunde in den übrigen Theilen des Landes unterrichten zu wollen.“

Man ſieht, wie der Hauch der neuen Zeit ſich unaufhaltſam weiter verbreitet, und wie er faſt überall ſich mit Macht, ſei es nun einer moraliſchen oder phyſiſchen, ſeinen Weg durch die Phalanx der ſogenannten Corporationen in allen ihren Geſtalten bahnen muß. Aber Schweden faſt ſich nicht zuerſt, wie ſo viele andere Länder es mußten, eine freie Preſſe mit dem Blute ſeiner Bürger erkaufen; es hat ſchon längſt dieſes Kleinod, und ſie wird auch, richtig gebraucht, ihm den Sieg über alle ungeſetzmäßigen und rechtswidrigen Formen verſchaffen. Die ſchwediſche Preſſe hat ſchon die Erfahrung eines außerordentlichen Reichstags, wie ihn die Geſellſchaft der Reformfreunde fordert, zum Gegenſtand ihrer Debatten gemacht, und wenn es auch Leute in Schweden gibt, die der Koſten wegen gegen die Berufung eines ſolchen auftreten, ſo wird die Nation doch einſehen, daß die Koſten leicht zu decken ſein werden, die ihr zu einer wirklichen Volksrepräſentation und durch dieſe zu einer gerechten Vertheilung der Pflichten, der Laſten und der Genüſſe eines Staatsbürgers verhelfen können.

Holland.

+ **Amſterdam**, den 8. Januar. Ein neues Jahr öffnet vor dem erſchütterten Europa ſeinen Kreis in einer Zeit, wo noch ſo viele unbeſtimmtbrohende Wolken am politiſchen Himmel ſtehen, die mit drohenden Stürmen geſchwängert ſind. Auch für das kleine Niederland war dies nun verfloſſene Jahr von großer Bedeutung: auch da fand eine allgemeine, aber friedliche Umwälzung ſtatt, die um ſo mehr zu bewundern iſt, da auf allen Seiten des kleinen Landes die verwüſtende Flamme der Empörung, die zerſtörende Sucht nach Revolutionen tobete. Für ganz Europa iſt alſo ein Rückblick auf die Niederlande im Jahre 1848 von höchſtem Gewicht; man kann nur an die Zwiſtigkeiten mit Deutſchland in Bezug auf Limburg, an die Ereigniſſe zu Bali in Oſtindien, welche ſo gefährlich hätten werden können für die Macht der Niederlande, an den Tod des Prinzen Alexander, des zweiten Sohnes des Königs; die vollſtändige politiſche Umwälzung in Betreff des bisher von der Regierung beobachteten Princips; an die glücklich beendigte Reviſion des Grundgeſetzes u. ſ. w. Ich glaube den Leſern einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ſie in Betreff der ſo eben berührten Gegenſtände auf zwei Artikel: **Nederland in 1848** und **Nederlands regt op Limburg**, die in der holländiſchen Zeitſchrift: **Onze tijd**, die in den neun Monaten ihres Beſtehens eine ſo wohlverdiente Theilnahme gefunden, daß ſie bereits in einer Auflage von 1000 Exemplaren erſcheint, was in den Niederlanden nicht gewöhnlich iſt, aufmerkſam mache.

Doch kommen wir auf die Gegenwart zurück.

Die Wahlen haben größtentheils ſchon ſtattgefunden, nur hier und da ſind ſie in Folge von Doppelwahlen oder von Bergichtleiſtungen Seitens der Gewählten noch nicht vollendet. Es iſt das erſte Mal, daß man in Niederland von directen Wahlen Gebrauch macht. Die Bedächtigkeit, die in Grundzug des holländiſchen Charakters, womit man das Wahlrecht benutzte, läßt die Niederländer hoffen, daß das jetzige Uebergangsgeſetz bald einem definitiven Wahlgeſetz Platz machen werde, welches das Recht zur Wahl weiter ausdehnt: es herrſcht ihm Lande nur eine Stimme über den zu hohen Cenſus, der es möglich machte, daß gewiſſe Männer, die man nicht gern in der zweiten Kammer ſah, in großen Städten, z. B. in Rotterdam, durch eine Coalition von vielleicht 150 Männern der Kammer aufgedrungen wurden. Wer kann eine Zahl von 150 Männern als den Ausdruck der Geſinnung einer Stadt von wenigſtens 80,000 Einwohnern betrachten?

In die zweite Kammer ſind größtentheils Liberale gewählt, darunter auch vier der gegenwärtigen Miniſter, nämlich Doeker Curtius, de Kempenaer, Lightvoet und Mutſaers.

Dieſer Sieg, welchen die liberale Partei in den Provinzen erlangt hat, iſt größtentheils der kräftigen Unterſtützung des in den Niederlanden einflußreichen Tagblattes: des „Handelsblads“, zuzuſchreiben. In Amſterdam ſelbſt iſt die Reſidentatie zu überwichtig, als daß es gelungen wäre, dieſelbe zu beſiegen. Man leſe nur die gutgeſchriebenen Artikel der Adamſchen Zeitung über Niederland und man wird ſich von der Wahrheit des Geſagten überzeugen. Sobald die Kammer vollzählig verſammelt ſein wird, werden wir eine Biographie ihrer berühmteſten Mitglieder liefern, denn nur dadurch iſt es möglich, das Anſtand mit dem Standpunkte des kannt zu machen, auf welchen unſere Deputirten ſtehen, und den Parteien, die ſie leiten. Früher gab es nicht, wie jetzt, Parteien in den Niederlanden; Jeder ging den Weg, den er für den zur Beförderung des Gemeinwohles geeignetſten hielt, und höchſt ſelten nur verbanden ſich Einzelne, um durch gemeinſchaftliches Zuſammenwirken einen beſtimmten Zweck zu erreichen. Die beiden äußerſten Richtungen der Verſammlung ſind perſonificirt in von Hall, dem bekannten Finanzminiſter, auf der anderen Seite. Um dieſe beiden Männer werden ſich Repräſentanten ſchaaren, die die beiden Extreme bilden werden, und auch an einer gewiſſen dieſen ſtehenden Partei — einem Centrum — wird es nicht fehlen. Dies Jahr werden wir alſo in der That eine conſtitutionelle geſetzgebende Verſammlung auftreten ſehen.

Was die Wahlen zur erſten Kammer betrifft, ſo iſt darüber noch nichts bekannt geworden, da der König und der Zahl von 166 Kandidaten, die ihm vorgeſchlagen, die 39 Mitglieder derſelben noch nicht ausgewählt. Niemand verhehlt ſich die Schwierigkeit der Lage, in welcher der König ſich befindet: immer, welche Wahl er auch treffe, wird er ſich Feinde machen in der Zahl Derjenigen, welche meinen, gerechtere Anſprüche auf eine ſolche Auszeichnung zu haben. Täglich ſieht man einer Bekanntmachung über die Zuſammenſtellung der erſten Kammer entgegen.

Die Eiſenbahnangelegenheiten ſind jetzt im Miniſterium an der Tagesordnung. Officiell iſt darüber noch nichts bekannt geworden, außer daß laut eines den Könige übergebenen Rapportes Erſparungen im Betrage von 2 Millionen eintreten ſollen. Die Wiſſenſchaften würden dadurch am härteſten betroffen werden: das Königl. Niederländiſche Inſtitut der Künſte und Wiſſenſchaften ſollte demnach entweder aufgehoben werden oder doch den größten Theil ſeiner Subſidien einbüßen, die Academieen zu Zeſt und Utrecht hingegen ſollten ganz eingehen. Man begreift, daß von allen Seiten Klagen laut werden gegen dieſe beabſichtigte Vereinfachlichung des Budgets, was Niederland noch der Kunſt und Wiſſenſchaft wehrt. Und in der That glauben wir ſelbſt nicht, daß man auf ſolche Weiſe Erſparungen machen muß: eine durchgreifende Vereinfachung des künſtlichen Räderwerks der Adminiſtration kann in dieſer Beziehung allein befriedigende Reſultate liefern.

Der Stand der Verhandlungen mit der deutſchen Centralgewalt in Bezug auf Limburg iſt immer noch in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die nach Limburg geſandten Truppen ſind in ihre Garniſonen zurückgekehrt: man befürchtet alſo keinen gewaltſamen Zuſammenſtoß. Ein Agent des Reichsverweſers, der Major Ludwig Karrer, iſt ſeit einiger Zeit in Haag angelangt und vom Könige in einer Privataudienz empfangen. Ueber den eigentlichen Zweck ſeiner Sendung iſt Nichts bekannt.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Einiges über nordische Volkspoesie.

Von Carl Chr. Binzer.

Unter Volkspoesie — zum Unterschiede von Nationalpoesie — verstehe ich die Poesie der unteren Volksklassen. In diesem Sinne können denn auch nur diejenigen Dichter zu den Volksdichtern gerechnet werden, die sich vornehmlich oder ausschließlich in der Sphäre des niederen, naturgetreuen Volkslebens bewegen, wie dies z. B. bei Bebel, Béranger, Robert Burns, und bei unseren nordischen Sängern Bellmann, Holberg und Steen Blicher der Fall ist, womit jedoch keinesweges gesagt sein soll, daß nicht auch bei Andern, wie z. B. bei Göthe und Oehlenschläger, das volksthümliche Element angetroffen wird. Die Gabe, dem täglichen, gewöhnlichen Leben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Tugenden und Gebrechen eine schöne, poetische Seite abzugewinnen, ist aber nicht jedem Dichter verliehen, oder richtiger gesagt, viele suchen das Schöne außerhalb des wirklichen Lebens und finden es daher auch nicht in der Wirklichkeit selbst, sondern nur in der Idee; sie rennen ihren Idealen nach, die außer dem Bereiche des Menschlichen liegen, und, von der sinnlichen Natur sich abkehrend, wenden sie sich dem Uebersinnlichen und Uebernatürlichen zu, verfallen dabei aber leicht in's Unsinnliche und Unnatürliche. Der von Jugend auf mit der freien, erhabenen, geheimnißvollen Natur vertraute Dichter findet eben in der Natur und in der ihr treu gebliebenen Art und Weise zu leben, zu denken und zu fühlen, aus welcher die Volkspoesie gerade hervorgeht, einen reichen, unerschöpflichen Stoff, welcher Demjenigen, der eine mehr künstliche Erziehung genossen und von frühe an in Umgebungen sich bewegt hat, die der Natur mehr oder weniger entfremdet worden, zum Theil unzugänglich wird und verborgen bleibt. Ihre und Wirklichkeit, Kunst und Natur, Dichtung und Wahrheit harmonisch mit einander in Einklang zu bringen, gelingt am wenigsten Demjenigen, der sich von der Natur und der Wirklichkeit entfernt, selbst nicht einem Schiller.

Die meisten Volksdichtungen entstehen, man weiß nicht recht wie und woher; das Volk dichtet sie selbst und singt seine Lieder nach selbsterfundenen Melodien, ohne daß der jedesmalige Verfasser weiter genannt und bekannt wird. Es sind unmittelbare Ergüsse des Herzens, Ausdrücke der augenblicklichen Stimmung, nicht Schilderungen anticipirter Gefühle, nicht Schwärmereien einer unreifen oder überreifen Phantasie; es sind Bilder und Scenen aus dem Leben, gezeichnet mit freier Hand und mit kecken Zügen entworfen, nicht übertüncht mit den erheuchelten Farben der Romantik; mitunter sind es mährchenhafte Einkleidungen volksthümlicher Ideen und Begriffe, aber keine Ergebnisse der Reflexion, geschweige denn Versuche didactischer Art. Das dänische Volk namentlich besitzt in seiner — wenn man sie so benennen darf — alltäglichen Poesie eine frische, sprudelnde, nie versiegende Quelle, die aber von der gebildeten und gelehrten Welt im Ganzen wenig beachtet wird. Wenn in den langen Winterabenden, auf dem Lande, die Knechte und Mägde sich in der Gesindestube (Borgestue) versammeln, sowie in den Spinnstuben der Mädchen und Frauen, bilden die Lieder, Mährchen und Sagen des Volks den Hauptzeitvertreib der Unterhaltung; in den kleineren Buchläden der Städte findet man sie nicht selten gedruckt. Die dänischen Dichter der neueren und neuesten Zeit haben fast alle aus der Quelle der heimathlichen Volkspoesie geschöpft; Oehlenschläger's Tragödien und Romanzen sowie Ingemann's Romanen liegen theils die älteren Volkssagen des Nordens, theils die dänischen Volkslieder des Mittelalters zu Grunde; Holberg's Lustspiele, Wessel's „Liebe ohne Strümpfe", Heiberg's Vaudevillen, Overskou's Volkscomödien, Andersen's Mährchen, die Lieder von Christian Winther und vor Allen die Novellen und Erzählungen von Steen Blicher *) schließen sich unmittelbar der dänischen Volkspoesie an und können füglich selbst als Volksdichtungen in eldrem Styl bezeichnet werden. Während aber die „Kämpevise" des Mittelalters vielfach gesammelt, gesichtet und besprochen sind — und sie verdienten es, wenn auch nicht durchgehends ihres poetischen Werthes, so doch ihres historischen Interesses wegen und als Belege der Denkweise und Anschauungen des Volkes in einer verschwundenen Periode — während jene Volkslieder einer früheren Zeit längst einen ehrenvollen Platz in der dänischen Literatur einnehmen, scheinen dagegen die Volkslieder der letzigen Zeit nur im Munde des Volkes sich erhalten zu können; sie tönen an unsern Ohren vorüber in die Vergessenheit hinein, und doch stehen sie an innerem Gehalte — zumal wenn man erwägt, daß sie der neueren, vielleicht weniger poetischen Zeit angehören — hinter jenen kaum zurück, ja übertreffen oft in ihrer schlichten Einfachheit die kunstgerechten Erzeugnisse manches gefeierten Dichters. Bei gehöriger Kritik, welche die Spreu vom Weizen sondert, findet man in ihnen, wenn auch keine glühende Phantasie, so doch treffende Wahrheit, witzige Laune und tiefes Gefühl, und was ihnen einen besonderen Reiz verleiht, ist das volksthümliche Gepräge derselben, in dem selbst die provinzielle und örtliche Eigenthümlichkeit des Volksliedes darin wieder zu erkennen ist.

Dem deutschen Publikum, in welchem der Sinn für die Volkspoesie auch fremder Nationen längst erwacht ist, dürften nachstehende Proben dänischer Bauernpoesie, deren Originale zum Theil im jütschen Dialecte *) gedichtet sind, von denen ich aber nur das erste Lied gedruckt gesehen, die übrigen dagegen nach mündlicher Mittheilung mir aufgeschrieben habe, einer Beachtung nicht ganz unwerth erscheinen. Freilich sind es nur Uebersetzungen, wobei ich jedoch bemerken muß, daß ich bei der Uebertragung in's Deutsche nicht nur das Versmaaß und den gebräuchlichen Refrain der Originale unverändert gelassen, sondern auch die einzelnen Bilder und Gedankenwendungen, soweit thunlich, beibehalten habe, ohne mich doch auf der andern Seite so an jedes einzelne Wort zu binden, daß ich mir selbst die Möglichkeit hätte abschneiden sollen, das Eigenthümliche und Naive der dänischen Sprache und ihres Dialects im Deutschen wiedergeben zu können.

Dänische Bauernlieder.

1.

Die jungen Knechte.

Die jungen Knechte die sind so falsch, ja so falsch und des Herzens Grund;
Sie geloben uns Liebe mit Hand und mit Mund,
Aber's kommt den Henker und des Herzens Grund.
Heiomdit, heiomdal, com Faldera!

Die jungen Knechte die lieben wir sehr, ja so sehr und des Herzens Grund;
Aber die Liebe, was hilft und die!
Sie reisen ja fort und kehren nie.
Heiomdit, heiomdal, com Faldera!

Drum trägt so Manche 'ne Wange so bleich, um ihren allerliebsten Freund!
Doch Schand' auf ihr Haupt, ja Schand' auf ihr Haupt,
Die 'nem armen Mädchen ihren Liebsten raubt!
Heiomdit, heiomdal, com Faldera!

2.

Getäuschte Erwartung.

Es war 'nes Sonnabends Abends,
Da wollten wir uns sehn;
Ich wartete und wartete,
Bis daß die Glocke gehn.

Da legt' ich mich auf's Bette,
Fand aber keine Ruh',
Und wenn die Thüre ließ ging,
So glaubt' ich, das wär'st du.

Des Sonntags in der Frühe
Da zog ich schnell mich an;
Zur Kirche, dacht' ich, sollst du gehn,
Dort trifft du ihn alsdann.

Doch als ich kam zur Kirche,
Da ward du nicht zu sehn;
Denn du gingst einen andern Weg,
Um mich zu hintergehn.

Die roth- und gelben Bänder,
Die du gegeben mir,

*) In Jütland gebornen, wo es später auch Prediger war, und aufgewachsen unter den Umgebungen der jütschen Heide und ihrer Bewohner, nennt er sich selbst sehr bezeichnend: die Heidelerche. D. B.

*) Beiläufig sei es hier bemerkt, daß der jütsche Dialect mit wenigen Formveränderungen, sich noch weit in Schleswig (Südjütland) hinein erstreckt und selbst in Angeln, mit dem Plattdeutschen vermischt, bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. D. B.

Digitized by Google

Die nimm nur wieder gleich zurück,
Mein Freund, das sag' ich dir?

Wie soll man Rosen finden,
Wo keine Rose blüht?
Wie soll man Liebe finden auch,
Wo keine Liebe glüht?

3.

Sprellite Liebe.

Den Mädchen es zu Herzen dringe.
— Didumdadum didumdadaldaldiel —
Dies Liedchen, welches hier ich singe!
Didumdadum didumdiel.
Denn oft, wenn man in seinen Weisen
Des Mädchen Tugend laut mag preisen,
Ist's falsch nur, was man will bewiesen.
Didumdadum didumdiel.

Ein ehrlich, treues Liebchen haben
— Didumdadum ꝛc. —
Gehöret zu des Himmels Gaben,
Didumdadum didumdiel.
Ja, wem 'ne solche ward beschieden,
Den preis' ich glücklich schon hienieden;
Kein Donnerschlag stört ihm den Frieden.
Didumdadum didumdiel.

Doch ach, wie sind sie meist gebrechlich!
— Didumdadum ꝛc. —
Die Eitelkeit die macht's heutzutage schlecht,
Didumdadum didumdiel;
Denn unter allen unsern Frauen,
Wenn man sie recht nur will beschauen,
Ich schwöre, keiner ist zu trauen!
Didumdadum didumdiel.

Doch daß ich nicht mich übereile
— Didumdadum ꝛc. —
Und allen hier 'nen Hieb ertheile!
Didumdadum didumdiel,
Bei allen hab' ich's nicht probiret,
Ob Treue nicht noch existiret;
Doch zwei die haben mich negiret.
Didumdadum didumdiel.

Die eine war von meinem Stande,
— Didumdadum ꝛc. —
Ein Bauernmädchen war's vom Lande,
Didumdadum didumdiel.
Doch mit Vornehmen sie verkehrte,
Mein Herz im Gram sich drob verzehrte,
Jetzt schielt mich an die einst Begehrte.
Didumdadum didumdiel.

Die zweite lernte kaum ich kennen,
— Didumdadum ꝛc. —
Der Liebe thät ich gleich entbrennen,
Didumdadum didumdiel.
Sie liebte mich wohl drei, vier Tage,
Ich blieb allein mit meiner Klage; —
Wer schildert diese bitt're Lage!
Didumdadum didumdiel.

Wer Nummer drei nun wird, das lehret
— Didumdadum didumdadaldaldiel —
Die Zukunft wohl, die mir bescheret,
Didumdadum didumdiel;
Doch schwerlich werd' ich's mehr erproben,
Es legt der Sturm sich, mag's auch toben; —
Der Tenfel sollte sich verloben!
Didumdadum didumdiel.

5.

Fräuleinstand.

Was nützt es mir, daß ich von Adel?
Was hilft mein Fräuleinstand mir hier?
Ich kann nicht leben ohne Tadel.
Darf keinen Mann erwählen mir.
Da lob' ich mir der Bauern Sinn; —
Ach, daß ich leider Fräulein bin!

Muß alle Tag' mein Haar frisiren,
Mit Perlen schmücken meinen Hals,
In's enge Schnürleib ein mich schnüren.
Daß schmal ich sei nur jedenfalls.
Da lob' ich mir ꝛc.

Wenn in die Assemblee ich fahre,
Wo Liebeshiebe schwefeln rund,
Darf Keiner wagen, Gott bewahre!
Zu küssen meinen Fräuleinmund.
Da lob ich mir ꝛc.

Und wenn wir in die Kirche fahren,
Gleich hütet die Française mich;
Ich sehe doch verliebte Scharren,
Ein Jeder hat ein Liebchen sich.
Da lob' ich mir ꝛc.

Wenn's Bauernmädel recht im Putze,
Es sagt sie: Hans, komm du mit mir!
Er nimmt sich das folgleich zu Nutze
Und küßt sie ohne weitre Zier;
Sie wandeln küssend wohl dahin, —
Ach, daß ich leider Fräulein bin!

Bald will ich meinen Stand verändern
Und auch ein Bauermädchen sein,
Will wandern fort nach fremden Ländern
Und frei um Männerliebe frei'n.
Der Bauernstand hegt freien Sinn; —
Ach, daß ich leider Fräulein bin!

5.

Die erste Liebe.

Ich such' in Osten und ich such' in Westen,
Uns süd- und nordwärts wandt' ich mein Gesicht;
Ich sah so manche schmucke Dirnen tanzen,
Doch die ich jüngst geschaut, die sah ich nicht.
Es bleibt die erste Liebe doch die beste,
Und nie vergessen werd' ich dich,
Und nie vergessen werd' ich dich, mein Lieb!

Und kann ich nicht zu meinen Liebchen kommen,
Zu Fuß, zu Pferde nicht in meiner Qual,
So will ich warten bis zum nächsten Sommer,
Dann segl' ich über's blaue Meer zumal.
Es bleibt die erste Liebe doch die beste,
Und nie vergessen werd' ich dich,
Und nie vergessen werd' ich dich, mein Lieb!

Bücherschau.

Svenski Konversations-Lexikon. I.—29. Heft. Stockholm. Tryckt hos P. G. Berg.

Endlich auch ein schwedisches Konversations-Lexikon, nachdem die Schweden sich bisher mit Uebersetzungen und Auszügen aus fremdländischen, besonders deutschen Büchern gleichen oder ähnlichen Namens und Inhalts behelfen hatten, und in der That ein so echt schwedisches, daß es von den aufregen eben so weit abweicht, als es mit ihnen übereinstimmt, und daß es die Eigenthümlichkeit seines Volkes nicht übel vertritt. Der Deutsche ist für das Allgemeine, ist erst Kosmopolit, und dann Patriot, oder vergißt den letzten ganz über den ersten; der Schwede ist und bleibt sie'sst da, wo das Allgemeine wohl den Vorzug haben sollte, Schwede, und denkt an die übrige Welt nur beiläufig. — Nachdem der — ungenannte — Herausgeber sich in der Vorrede darüber ausgesprochen hat, daß man nicht erwarten dürfe, sich aus einem solchen Buche gründlich zu belehren, führt er fort: „Der Herausgeber hat zugleich, daß das Wort Konversations-Lexikon selbst hinreichend die Absicht andeute, nämlich eine Anleitung zur Kenntniß aller derjenigen Gegenstände darin zu geben, welche im allgemeinen Leben und in der gebildeten Konversation vorkommen." Indeß lenkt er sofort ein und giebt zwar zu, daß die gebildete Konversation unlängbar den ganzen Kreis des menschlichen Wissens umfaße, daß der Angelerte ein Repertorium gebrauche, wo er sich in allen Fällen Raths erholen könne, und daß auch die allgemeinen Konversationsregeln genöthigt diesem Bedürfniß zu genügen suchen, setzt dann aber hinzu: „Aber für das Vaterland, dessen Kenntniß dem Schweden am wichtigsten ist, und um dessen Angelegenheiten Unterhaltung und Unterfragen sich am meisten drehen, besitzt er noch kein Specialregister, mit Ausnahme eines alten und unvollständigen geographischen von Djurberg, noch weniger eines, das für Schweden dasselbe umfaßt, was ausländische Werke dieser Art für alle Welt enthalten. Diesem Mangel soll hiermit abgeholfen werden. Der Leser findet hier alle irgendwie ausgezeichneten schwedischen Personen der Vor- und Jetztzeit, berühmtere Orte und größere Besitzungen, Plätze, an welchen etwas Merkwürdiges geschehen ist, Naturereignisse, technische Benennungen und Volkseigenthümlichkeiten, die auf irgend eine Weise Land und Einwohner charakterisiren, folglich auch die altnordische Mythologie, Gebräuche und Sitten, Spiele und Sprichwörter, desgleichen statistische, ökonomische, juristische, kameralistische und kirchliche Verhältnisse. Da man sich bisher auf das Schwedische beschränkte, glaubte man gleichwohl, daß ein für die Schweden verfaßtes Buch dennoch nicht solche Personen, Sachen und Worte aufzählegen dürfe, die durch ihre Berührung mit Schweden, mit dessen Geschichte und Gewohnheiten, gewissermaßen zu Schweden gehören. Man findet deshalb hier auch mitunter solche ausländische Namen, welche in schwedischen Schriften angetroffen werden, und solche Worte, besonders von politischer und statistischer Bedeutung, für welche es keine entsprechende in unserer Sprache giebt, und welche ihr folglich eingeimpft sind."

Es ist klar, daß in den letzten Zusatz, besonders in dem mitunter, oder bisweilen, hier und da, (stundom) eine große Unsicherheit liegt, und daß man es folglich nicht übel nehmen darf, wenn vieles fehlt, was man ohne dieses stundom erwarten würde. Man wird dergleichen ausländische Namen und Ausdrücke nur als eine freundliche Zugabe ansehen dürfen; und wirklich scheint der Herausgeber, soweit ein kurzer Durchflug dis noch nicht vollendeten Werkes es beurtheilen läßt, den angegebenen vaterländischen Zweck recht ernstlich, bisweilen wider Erwarten eifrig, verfolgt zu haben. So beginnt der Artikel Amerika: „In diesem Lande hat Schweden eine Besitzung gehabt, mit Namen Neuschweden, in Nordamerika zwischen dem 30. und 40. Grade." Und nun folgen Stellen alter Schriftsteller über den ersten Anbau und über die Geschichte des schwedischen Besitzes. Weiter nichts. Nun läßt sich aber doch nicht läugnen, daß im Leben und in der Gesellschaft weit öfter von Amerika in anderer Hinsicht die Rede sein und eine Auskunft verlangt

Digitized by Google

werden wird, als gerade von dem ehemaligen Menschenhandel. Aber freilich was geht das Übrige oder niemehr jetzt das ganze Amerika Schweden an? folgerecht werden auch Asien, Afrika und Australien, da Schweden in diesen Erdtheilen keine Besitzungen hat, gar nicht erwähnt, sondern bloß die afrikanische Handelskompagnie und die asiatischen Brüder, ein mystisch-adeptischer Orden. Bei dem auf Amerika folgenden Artikel Amerika werden jedoch nicht bloß die in Dannemora sich findenden, sondern auch die orientalischen Amethyste genannt, und in dem hierauf folgenden Artikel Amblioer fällt sich der Verfasser wirklich ganz im Allgemeinen und berichtet nichts insbesondere von den schwedischen Amphibien. Der Artikel Adel beschäftigt sich dagegen wieder fast ausschließend mit der Geschichte des schwedischen Adels, und zwar auf ausführliche, unparteiische und auch für den Ausländer belehrende und anziehende Weise. Der Adel zählte im Jahre 1845 11,000 Personen beiderlei Geschlechts mit einem Landeigenthum von fast 74 Millionen Reichsthaler an Werth; doch mindert sich das Landeigenthum, er ist dagegen sehr bevorrechtet und Inhaber fast aller hohen Militär- und Civilämter. Einzelne Adliche haben sich von jeher in Schweden ausgezeichnet, aber als Stand hat der Adel eben nicht vortheilhaft gewirkt. — Im Vorbeigehen bemerke ich, daß in einem der nächsten Artikel Alin (die Elle) selsamerweise von dem lateinischen Namen abgeleitet wird, nannn ist aber gar kein lateinisches Wort, nicht einmal ulna, sondern una, was auch wirklich Elle heißt. —

Besonders reichhaltig ist das Buch an biographischen Artikeln, vielleicht zu reichhaltig; denn ob Nils Ahlmroth, von dem nichts angeführt ist, als daß er zu seiner Zeit ein berühmter Arzt in Stockholm gewesen sei, und ob alle vierundzwanzig Mayer der Erwähnung werth waren, steht dahin. Ein Auszug aus Leben und Wirken der Angemeinsten oder das Vorführen einer solchen Fülle weniger wichtiger als ein Einheimischer, auffallend ist dagegen wieder die Kargheit, womit einzelne Biographieen, z. B. von Gelehrten und Königen behandelt sind. Johann Berzelius von Blog Verfasser einiger Gedichte und Recensionen genannt, und sein Examenfleiß Erich XIV., wovon 1846 die zweite Auflage erschien, ist nicht erwähnt. Derselbe Erich nimmt kaum sieben Zeilen, in einer der ersten Auflagen des Brockhaußischen deutschen Konversations-Lexikons noch über noch einmal so viel ein, und nicht bloß geschichtliche Angaben und Jahrdaten, wie in dem schwedischen, sondern eine zusammenhängende kurze Charakthung, ja sogar eine Beurtheilung wird ihm zu Theil. Atterbom hat 17, Fredrika Bremer 18, Sophia Margaretha Knorring 11½, Frau Flygare-Carlen doch 25 Zeilen erhalten, und nur wenige Schriftsteller sind weitläufiger behandelt. Man kann von einem Konversations-Lexikon allerdings nicht verlangen, daß es eigentliche, gründliche, wenigstens nicht dogenlange Kritiken über die Leistungen der Schriftsteller enthalte, aber der Atterbom war doch wohl darauf hinzuweisen, daß er an dem Umschwunge des Geistes der schwedischen Dichtkunst und Philosophie bedeutend Antheil genommen habe, und auf welche Weise; bei Geijer, daß er zu dem vaterländischen Alterthum zurückkehrte; und einiger bezeichnenden Worte bedurfte es fast bei Allen, z. B. bei den angeführten Hauptvorelliknnen und nicht bloß bei den Dichterinnen und bei den Dichtern, sondern auch bei den Philosophen z. B. den tiefsinnigen Hoyer, dem vielseitig gebildeten und thätigen Herausgeber des Abendblattes, Lars Johann Hierta, dem berühmten Berzelius. Auch ist häufig ein falsches Verhältniß in der Behandlung. Der obengenannte jüngere und unstreitig bedeutendere Hierta nimmt weniger Raum ein als sein etwas älterer Namensvetter und Verwandter Johann Gustav Hierta, König Carl XII. weniger als mehrere seiner bedeutenderen Vorgänger. — In Rücksicht der Beurtheilung, selbst über die bedeutenderen Schweden und Schwedinnen, leisten mehrere der deutschen allgemeinen Konversationslexika, namentlich die von Brockhaus und Pierer mehr als dieses eigentlich schwedische.

Bei diesen wenigen Bemerkungen mag es für die erste Hälfte dieses Konversations-Lexikons sein Bewenden haben, von dem bis jetzt 29 Hefte in klein Quart 872 Seiten, jede in zwei Spalten erschienen sind, (der letzte Artikel ist Mölenplatser, armëens), und daß, trotz der gerügten Mängel, als erster Versuch, Anerkennung und Empfehlung verdient.

K.

Samlade Vitterhets - Arbeten af Johan Olof Wallin. Första Delen 1847. Andra Delen 1848. Stockholm. Magnus.

Wir finden hier in zwei wohlgedruckten Groß-oktav-Bänden die schönwissenschaftlichen Arbeiten des hauptsächlich als Kanzelredner berühmten, 1779 gebornen, 1839 als Erzbischof gestorbenen Wallin. Die weltlichen Reden machen bei weitem den kleineren, die Gedichte den größten Theil dieser Sammlung aus. Die Gedichte sind bedeutend vermehrt im Vergleich mit der Ausgabe, welche der Verfasser selbst 1821 veranstaltet hatte, damals mit einer Einschmeichlung. Die der Vorrede dieser neuen Sammlung wieder einverleibt ist, und die schon wegen ihrer Bescheidenheit und Selbstkenntniß hier eine Stelle verdient. „Der Verfasser übergiebt diese kleinen Arbeiten dem Publikum ohne Rücksicht auf sein Glück oder seine Ehre bei ihrem Schicksal. Größtentheils in einem Lebensalter geschrieben, wo man ohne Vermessenheit seine Kraft versuchen darf, und ohne Schande von deren Mittelmäßigkeit belehrt wird, besitzen sie weder den Reiz der Neuheit, noch machen sie Anspruch auf Vollkommenheit. Ihr Urtheil, der seinem Lande zugethan ist, quid sacro recusent, quid vaticani humeri, und mit besserer Hoffnung auf anderem Weg zum Ziele zu streben gesucht hat, sieht mit unparteiischem Auge auf diese unreifen Knospen des verflossenen Frühlings zurück, welche gerade deswegen, weil sie im Wachsthum auf einem gegebenen Punkt stehen blieben, als solche betrachtet werden dürften, die ihre bestimmte Entwickelung erreichten, und im Herbarium der schönen Wissenschaften den Platz einnehmen, welchen sie verdienen. Es waren nur Versuche. Da sie nicht mehr wurden, erklärt er sie für das, was sie sind, und wird zufrieden sein, wenn man in ihnen nicht neue genialen Schöpfungen, sondern treue Nachbildungen bekannter Muster, nicht Phantasieflug und Farbenglanz sondern warmes Gefühl und Wahrheit, nicht Mannigfaltigkeit und Zierde der Ideen sondern Reinheit und Zinn der Sprache erblickt. Wenn einige oder mehrere dieser Eigenschaften die einzigen, welche er suchte, da er andere und höhere nicht suchen konnte) von achtungswerthen Richtern diesen Versuchen zuerkannt werden, so ist die Herausgabe derselben gerechtfertigt ohne Rücksicht auf äußere Aufforderungen, obgleich es auch an diesen nicht fehlte. Aber die Hauptrechtfertigung liegt in der Pflicht, die ein jeder Schriftsteller, der mit größerem oder minderem Recht sich einen Namen erwarb, theils gegen die Zeit, der er seine Bildung und seinen Erfolg schuldig ist, nämlich darzulegen, wie er nach Kräften seinem Beruf zu entsprechen suchte, theils gegen sich selbst dar, nach durchlaufener Bahn, so unbedeutend sie auch war, eigenhändig die Belege, deren Echtheit er anerkennt, zu seiner Beurtheilung zu liefern. Wie immer diese ausfalle, so darf ihr wenigstens durch fehlende Kenntniß der Akten, nicht die Möglichkeit abgehen, sich gerecht auszusprechen."

Diese Selbstbeurtheilung ist nicht nur bescheiden, sondern so richtig, daß man ihr beistimmen muß, und nur wenig über Inhalt und Werth hinauszusagen hat. Was der Verfasser der neuen Sammlung hinzufügt, ist hauptsächlich Folgendes, im ersten Bande: daß die damalige Herausgabe nicht die verdiente Aufnahme fand, und daß deswegen seine Fortsetzung erfolgte, daß auch die Hinderniße, welche nach dem Tode Wallins eintraten, erst jetzt beseitigt werden konnten; vor dem zweiten Bande: daß Wallin als hochstehender Geistlicher sich über seine Jugendarbeiten, und besonders über Gedichte weltlicher Art, zu denen er sich wohl im häuslichen Kreise verstand, fürderhin und mit Recht noch strenger geäußert habe und ihrer Veröffentlichung entgegenzuwirken, daß jetzt aber nach seinem Tode diese Rücksicht nicht mehr zu nehmen sei.

Was nun den Inhalt betrifft, so enthält der erste Band 1) zwei größere Gedichte, ein Lehrgedicht, erste Erziehung, und eine Lobpreisung auf Gustav III, welche beide von der schwedischen Akademie gekrönt und belohnt wurden (freilich ein sehr unsicherer Beweis des Werthes, wie es die Preisvertheilungen überhaupt nicht selten sind), 2) religiöse, 3) vaterländische, und 4) Denkmäler (Minnen), Gelegenheitsgedichte, großentheils bei Todesfällen; der zweite Band: 1) Gedichte verschiedenen Inhalts in zwei Abtheilungen nach der Zeit ihrer Entstehung von 1803 bis 1809, und von 1810 bis 1839, 2) Nachbildungen von lateinischen Gedichten und zwar von Horaz und Milton mit einem prosaischen Vorworte, 3) acht akademische Reden, eine beim Eintritt in die Akademie, sinf Feierreden an wichtigen Tagen, und zwei Antworten auf Reden von Beskow und Brinkman.

Wallin hat einen großen Ruf. Auch Stuvgenbecker sagt einstimmend: „Wenn man den Wallin spricht, als literarischer Größe, so denkt man eigentlich nur an seine Hymnen und geistlichen Reden, und mit Recht. Da ist Wallin eben er und kein Anderer. Erst da lernt man ihn recht kennen, wenn er in die Saiten greift mit dem Rufe:

Auf, Psalter und Harfe,
Du Geistesschwert, du Wort der Kraft,
Zweischneidige, scharfe,

oder wenn er in seiner unübertrefflichen Paraphrase von David 104. Psalm — oder vielmehr in seinem Melodram in der alten musikalischen Bedeutung des Worts, denn man glaubt die Begleitung der Orgel zu den wechselnden, äußerst malerischen Rhythmen zu hören — wenn er hier singt, wie auf des Schöpfers Worte das stille Thal sich in Gras und Blumen kleidete, wie das wunnische Meer einstimmt in das Lob Gottes, wo es zuletzt heißt:

Der Mensch, geläutigt nicht vom Erdenbrot
Zagt in des Todes Herrscherthum
Nach Lebens Ueberfluß.

Ich lege hier besondern Nachdruck auf den Gegensatz in den beiden letzten Zeilen, da dies ebenso tiefe Mittel gerade zu den Geheimnissen der Wallinschen Poesie und Beredsamkeit gehört. Niemand hat die eigentliche Kraft der Antithese besser

Digitized by Google

verstanden oder zu benutzen gewußt als er, er hat Wunder damit gethan. — Der originelle, beim ersten Anblick ziemlich regellose Rhythmus in jenem Psalm ist ebenfalls einer der Charakterzüge der Wallinschen Ouvertüre. In Wallins Lyrik und Rhetorik, besonders der letzteren Zeit, flößt man überall auf bisher freien, bisweilen bizarren Takt, aber stets macht er damit kaum geahnte Effekte; selbst die gegen die Prosodie der Sprache in manchen Fällen freilende Accentuirung, womit er vom Predigtstuhl oder von der Rednerbühne deklamirte, trug dazu bei, durch ungewöhnliche Ursprünglichkeit dem Ganzen eine wunderbar überwältigende Kraft zu verleihen. Wenn er da, der Mann mit den dunklen Augen, mit der tiefen wie aus dem Innersten einer delphischen Orakelhalle kommenden Stimme, mit diesem mächtigen Rhythmus seine von Kraftworten und Antithesen vollen Reden oder Moralvorträgen vortrug, die gleich den Wallinschen Psalmen und Hymnen in der schwedischen Literatur nicht ihres Gleichen haben, da glaubte man einen begeisterten Seher der Vorzeit zu hören. Wenn übrigens Wallins eigentliche Größe im Ernsten und Hohen liegt, so fehlte es ihm doch keineswegs an den leichteren, scherzenden Tönen, und manche seiner kleinen lyrischen Ergüsse haben ungemein viel Reiz und Lebendigkeit. "

Man hört es diesem Urtheil an, daß es durch den Vortrag und die Persönlichkeit Wallins, besonders als Redner, beschwingt ist; auch mag man zugeben, daß Wallin in dieser seiner Art seines Gleichen nicht hat; aber in der Vorzüglichkeit scheint mir dennoch Tegnér weit gekanten- und phantasiereicher zu sein, und als geistlicher und Oden-dichter übertrifft Klopstock an Erhabenheit der Gedanken und des Ausdrucks, und vollends an thytimischer Kunst seinen schwedischen Kunstgenossen unbedenklich. Wallin mag immerhin die schwedische Davidsharfe heißen, er bleibt, ungeachtet wo das Vorbild, z. B. David, ihn auf seine Flügel nimmt, faß immer auf derselben Mittelstufe des Parnasses sowohl im Geistlichen, wie im Weltlichen; er ist stets fromm, gemüthlich, klar, aber als geistlicher Dichter geht ihm nicht bloß Klopstocks Erhabenheit, sondern auch Gellerts sittliche Gedankenfülle und vollends Novalis-Hardenbergs Gefühlstiefe ab.

Unter den — nicht Ueberzeugungen, wogegen sich auch der Referent verwahrt, sondern — Nachbildungen von Horazischen Oden, es sind 19, steht den ersten Briefe des ersten Buches ist nur die erste (I, 22. Integer vitae etc.) im Versmaaß der Urschrift, und treu genug, die übrigen, wie auch der Brief, nebst einem Bruchstück aus dem ersten Gesang der Aeneide und die Episode Camilla, gleichfalls aus der Aeneide, in Reimen übersetzt.

Schließlich bemerke ich, daß die Sammlung mit einem trefflichen Bildnisse Wallins geschmückt ist.

E.

Musikalische Novitätenschau.

Julehilsen til Store og Smaae fra dansk eComponister. Kopenhagen, Lose und Delbanco.

Niels W. Gade. 3 Charakterstücke. Kopenhagen, Horneman und Erslev.

Nattergalen, Eventyr af Andersen. Musikalsk skizzeret af E. Horneman. Kopenhagen, Horneman und Erslev.

Hartmann, Barnets Sang til Dukken. Kopenhagen, ebend.

Lumbye, den skandinaviske Frivillige. Galopp. Kopenhagen, ebend.

Der Norden Europa's, welcher uns in der neuern Zeit mit einer überall Begeisterung erweckenden und Alles hinreißenden Sängerin, wie Fräulein Jenny Lind, beschenkte, besitzt auch Tonkünstler, deren Schöpfungen sich nicht blos in ihrem Vaterlande, sondern an allen Orten, wo man die schöne Kunst übt und ehrt, mit vollem Rechte Anerkennung und Beifall erringen haben. Es dürfte daher im Interesse unserer geehrten Leser sein, wenn wir sie von Zeit zu Zeit in kurzen Berichten, mit kritischen Anmerkungen, soweit auf die von in Deutschland schon allgemein anerkannten Meistern, wie Niels W. Gade, erscheinenden Werke, als auch auf die von andern in weiteren Kreisen weniger bekannten Tonkünstlern des Nordens erscheinenden und noch erscheinenden Compositionen aufmerksam machen.

Wir beginnen mit Julehilsen til Store og Smaae fra danske Componister (Weihnachtsgruß für Große und Kleine, von dänischen Tonkünstlern), derselbe enthält Beiträge von Gade, Gebauer, Hartmann, Lumbye, Loewenstjeld, Rawnkilde, Röe, Rongstedt, Rung und Wilmers. H. C. Andersen, der bekannte dänische Dichter, lieferte ein kurzes poetisches Vorwort, in welchem er diese Sammlung von Tonstücken sehr treffend mit dem singenden Baume, aus dessen Blättern die verschiedensten Melodieen herausströmen, vergleicht, denn wir finden neben einem für zwei Soprane bestimmten sehr gelungenen Liede Nattergalen (die Nachtigall), von Gade, das Lied der armen Kinder auf der Straße aus dem Weihnachtsabend, von Andersen, einfach und ungemein ansprechend von Gebauer, und eine anfrechende klagende Romanze von H. Lerg, mit Musik von A. Rung, sämmtlich mit dänischem Text. Für Pianoforte allein lieferte J. P. G. Hartmann in seinem Svensk Hjemvee (Heimweh nach Schweden), der Form nach ein Lied ohne Worte, ein durch manche Eigenthümlichkeit ausgezeichnetes werthvolles Tonstück; Carl Rongstedt, in ähnlicher Form eine Pensée fugitive; Lumbye, durch andergleichnete Züge, auch bereits in Deutschland bekannt, eine Matus-Polka; A. Röe, eine Bagatelle in Mozartscharm und Rawnkilde, einen Bondedands (Bauerntanz.) Für Freunde des Schwärmerischen sorgte außerdem noch Loewenstjeld durch ein ganz gehaltenes Nocturno und Wilmers durch eine kurze Serenade. Ueberblicken wir die ganze Sammlung, so schien es den Verlegern darum zu thun zu sein, dem Publikum und zwar vorzugsweise dem hänslichen, eine Reihe wenniger tiefgreifender als gefälliger und nicht schwer auszuführender Musikstücke zur Unterhaltung zu bieten. Sie haben ihren Zweck glücklich erreicht und insofern, als einzelne Beiträge auf mehr als eine flüchtige Unterhaltung berechnet sind, auch für den Kenner geeignet. Die äußere Ausstattung (wenn uns auch das kleine Format nicht gefallen will) ist geschmackvoll, Druck und Papier vorzüglich. —

Von Niels W. Gade erschienen für Pianoforte zu 4 Händen 3 Charakterstücke: I. Bortreisen (Abreise), II. Valpladsen (der Wahlplatz), III. Hjemkomsten (Heimkehr). Es diese Titeln nach Noten tragen, wenn wir uns hier über das anerkannte Genie des geehrten Componisten in weitläufigen Erörterungen ergehen wollten; haben seine Ordre stetswerke, vorzüglich seine Sinfonieen seinen Ruf begründet und ihm einen Platz unter den ersten Tonkünstlern Europa's erworben, so bedürfte es wohl eigentlich nichts als einer Anzeige dieser Charakterstücke, um ihnen in den weitesten Kreisen Eingang zu verschaffen, doch können wir uns reiner Ueberzeugung noch hinzufügen, daß sie eben so interessant für den Musiker als belehrend und unterhaltend für den Laien ganz ihrer Bedeutung entsprechen und sich fern von allem Gewöhnlichen halten. Vorzugsweise gelungen erscheint uns Nr. II. in Trauermusik, ein würdiges Todtenlied für einen geschiedenen Recken; im Mittelsatze glauben wir die Hörner zu hören, welche durch die Reihen Schlachter zu erwecken sich bemühen. Doch wollen wir unser Urtheil nicht als unkräftig hinstellen, denn Andere werden vielleicht, ohne daß wir sie taden können, an Nr. I., Andere an Nr. III. seiner Freudigkeit und Lebendigkeit wegen mehr Gefallen finden. — Leicht ausführbar werden diese Charakterstücke auch weniger geübten Clavierspielern eine dankenswerthe und willkommene Gabe sein.

Von E. Horneman, solid Musikalienhändler, erschien: Eventyr af Andersen (Märchen von Andersen), musikalisch skizzirt für Pianoforte, zu zwei Händen, Nr. 1. Nattergalen (die Nachtigall). Wie möglich es ist durch Musik eine erklärende Worte bestimmte Gedanken erregen und ausdrücken zu wollen, hat der Componist dieser Skizze recht wohl gewußt und gefühlt, denn er schickt auch für Diejenigen, welche das Märchen schon kennen, die musikalischen Momente desselben mit Andersen's Worten voraus, um das nähere Verständniß der Musik zu erleichtern. Die Composition selbst anlangend, so zeugt sie von einem schönen Talente und von Fleiß, ohne welchen das erstere nichts Bedeutendes zu schaffen vermag. Die wenigen Tacte der Einleitung dürften wir als besonders gelungen bezeichnen, denn mit einer springen Dosis Phantasie versehen sie uns an den Ort der Begebenheit, nach China. Tagegen hätten wir dem Gesange der Nachtigall, durch die Nähe singerissen und begabbert werden, durch welchen sogar der Tod bestimmt wird, das Lager des Königs zu verlassen und seine Wohnung, den Friedhof aufzusuchen, eine größere Innigkeit gewünscht, obschon wir es als einen Beweis von dem gelungen Sinne des Componisten schätzen, daß er kere Spielereien und Tändeleien vermieden hat.

Wir gedenken noch zweier ansprechender musikalischer Kleinigkeiten. Die erste ist ein Lied für eine Singstimme mit Pianoforte, von J. G. C. Hartmann, „des Kindes Gesang an die Puppe", einfach und mit leicht fastlicher Melodie, in welchem und nur gegen den Schluß hin (im 10. und 11. Tacte) eine Härte — das e nach dem unmittelbar vorhergegangenen eis — störend aufgefallen ist. Die zweite ist ein Galopp von Lumbye für Pianoforte, der skandinavische Freiwillige. Die Einleitung schildert den Anfruf zum Kampfe, die Lärmtrommel und ein kriegerisches Volkslied ertönt; der Galopp selbst, nicht ohne Schwung, schildert den Kampf, die Signale der verschiedenen Truppengattungen sodann zum Angriff auf und kehrt wie nicht ganz, so fast in das Finale abermals die Volksliedweise ein. Den Liebhabern des Tanzes sei diese Kleinigkeit ganz besonders empfohlen. —

A. M.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Schweden.

☆ Stockholm, den 3. Januar. Wenn ich Ihnen schreiben wollte, daß Literatur, Wissenschaft und Kunst diesen Winter in einem besonders hohen Grade in unser Leben hereinstrahle, dann würde ich allerdings ein Unrecht begehen; und wie sollte denn das auch möglich sein nach allen den Verlusten an hervorragenden Männern, — in diesen Tagen ist auch der um die Musik so verdiente Tonkünstler, Director Nordheim, in Upsala gestorben — die

Digitized by Google

Schweden in dem letzten Jahre erlitten hat und über welche noch die Musen trauern. Aber ganz ohne geistige Genüsse sind wir denn doch nicht; auch uns strahlt das Licht, ist es auch nur ein Nordlicht, und neben den Bestrebungen der „Reformfreunde" und denen der Reformfeinde — es gibt von den letzteren eine nicht ganz geringe Zahl — überhaupt neben all dem selber oft so bittern Getreide der Politik wandern die Priester und Priesterinnen der Minerva und des Hymen, ja sie lassen sich mitunter gar verleiten, an dem Getreide Theil zu nehmen, gewöhnlich zu großem Schaden für ihre Welt, und für sie selbst, die freilich nicht theilnahmlos nur als Zuschauer bei den großen Fragen zugegen sein sollen, die aber auch eben so wenig sich mit steinlicher Unbetheiligt in die ephemeren Begebenheiten des Tages stürzen dürfen. — Von der neuen schönen Ausgabe von Tegner's gesammelten Werken (Fritze's Verlag) ist kürzlich der vierte Band erschienen, enthaltend seine „Smärre Dickter" (Kleinere Gedichte); von Strinnholm's „Svenska Folkets Historia" (Geschichte des schwedischen Volkes) verspricht man sich bald den vierten Band, die Fortsetzung der interessanten Geschichte des schwedischen Mittelalters enthaltend; „Onkel Adam" (Wetterberg), auf dessen legtem Romans: „Geld und Arbeit" deutsche Uebersetzung bereits vor längerer Zeit in dem „Nordischen Telegraphen" aufmerksam gemacht wurde, hat die schwedische Jugend mit einer Neujahrsgabe: „Tannforssen, en Jemtlands-Historia" der Tann-Wasserfall, eine Geschichte aus Jemtland, illustrirt mit Zeichnungen von Broaks, beschenkt, und unter anderen für den Weihnachtsbaum dargereichten schönen Gaben nennen wir Ajellin's o „Afskod af svenska Folksharpan, med Bidrag til svenska Folksånangurnes historia" (Abschied — hier wohl in der Bedeutung: letzte Töne — der schwedischen Volkslyra, mit Beiträgen für die Geschichte der schwedischen Volkssänger); Carlen's neuen Roman: „En nyckfull qvinna" (Ein launisches Weib); „Riksdagsstan" (Der Sterkadett) vom Verfasser des Romans: „Den sista Friseglaren" (Der letzte Seeräuber), Mellin's „Fränmlingar fraan Aln" (Die Fremdlinge von Alsen), eine Novelle, die Situationen aus dem schleswig-schen Kriegsleben während des verflossenen Sommers und aus dem Leben der Dänen schildert; und ein wahrer Regen von Kalendern, nicht weniger als sieben verschiedene, darunter auch einer, der sich „Kyssen, Folkstidskalender" (Der Kuß) nennt, einige Gedichte über den Kuß und Anweisungen zum Küssen enthält und dessen Verfasser sich alle Kritik verbittet — ob aus Besorgniß für sein zartes Thema oder aus anderen triftigen Gründen, wollen wir gern mit Stillschweigen übergehen. — Eine Ausstellung schöner Schriftvorarbeiten, von unseren Buchdruckern Adlborn veranstaltet, hat viel Genuß dargeboten und ist zahlreich besucht worden; sie zeichnete sich durch recht Reichthum als durch geschmackvolles Arrangement aus; besonders anzuerkennen waren die Thiergruppen von P. J. Mêne, die Modelle von Sergell, Byström, Quarström, Fogelberg ꝛc. so auch Arbeiten in sogenannter composition plastique, die dem Elfenbein ähnlich ist; mehrere Decorationssachen von Adlborn selbst, auch von anständischen Künstlern, als von Thorwaldsen, Pradier, Pollet ꝛc. Viele von den ausgestellten Arbeiten waren zum Verkauf, und unsere Künstler sollen, was uns sehr freut, als materiellen Dank des Publikums, auch ganz schöne Geschäfte gemacht haben. — Das, woran wir aber wirklich eine Art Ueberfluß haben, besonders wenn man bedenkt, daß die Einwohnerzahl Stockholms nach den jüngsten statistischen Mittheilungen in Abnahme sein soll (sie geben folgende Scala: im Jahre 1843: 85,569 Personen, 1845: 87,113, 1846: 89,242, 1847 nur wieder ein wenig über die Zahl des Jahres 1845, nämlich 87,955 Personen), sind Theater; wir haben zwei schwedische, ein italienisches und ein französisches, — man weiß mitunter gar nicht, wo man sich wenden soll. Die französische Scene hat kürzlich den Director gewechselt, und dieses in der ausgedehntesten Bedeutung, indem sie an ihre Spitze eine junge talentvolle Directrice, die Schauspielerin Mademoiselle Morsani gestellt hat. Auch die Direction des Nationaltheaters hat eine Veränderung erlitten durch das Austreten des Freiherrn Hamilton, den die Akademie der freien Künste gleichzeitig zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hat. In einem neuen Stücke von Ridderstad: „Die Geschwister, oder der letzte Streit der Höhe und Nähen" (Syskonen, eller Hattarnas og Mösornas sista Strid), worin die bekannten politischen Parteien: „die Hüte" und „die Mützen" eine Rolle spielen, scheint dieses Theater wenigstens kein Kassenstück erhalten zu haben; es ist mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Ueberhaupt scheint die nationale dramatische Kunst die nöthige Aufmunterung von Seiten des Publikums zu vermissen; die so eben veröffentlichten Berichte über die Einnahmen und Ausgaben des Nationaltheaters für das Jahr 1848 legen ein Zeugniß hiervon ab. Die Letzteren betragen 163,000 Rthlr. Bco. incl. für das Orchester. Die ganze Einnahme für Billets und Abonnements betrug dagegen nur 75,000 Rthlr. (der König trägt aus seiner Privatkasse noch jährlich 34,000 Rthlr., die verwittwete Königin für Plätze 1500 Rthlr. bei). Wenn man aber von den 75,000 Rthlr. die außerordentliche Einnahme von 33,000 Rthlr., die Jenny Lind's 27 Vorstellungen nettigen Winter der Kasse brachten, abzieht, sollen die ordentlichen Einnahmen für Billets und Abonnements auf 42,000 Rthlr. betragen, ein Resultat, welches wahrlich ein geringes Interesse für die schwedische Nationalbühne bekundet. — Es fehlt uns, wie man schon aus jenen Zahlen sieht, in diesem Winter die Jenny Lind; denn trotz der italienischen und königl. schwedischen Oper wird die Musik doch Mühe haben, sich auch nur ein beschränktes Feld zu gewinnen; vorigen Winter tanzte man hier nicht, weil Jenny Lind nicht sang. Alles war Musik, — diesen Winter wird Terpsichore wohl keinen kleinen Triumpf feiern, sie wird nachholen, was ihr damals abging.

Feuilleton.

Königin Mathilde von Dänemark.

Nach dem Dänischen des Paul Ritter (Carl Plong).

1.

Auf Osterseld gab's lust'gen Tanz,
Es strahlt in hellem Sonnenglanz
Der Frauen, den der Rose Hof
Aus frischgefurrer Scholle schuf:
Und Jäger, prächtig von Gestalt,
Zum Waidwerk zogen in den Wald,
In Sammetkleid und Seidenstoff —
Das war des Königs Christians Hof:
Voran dem prächt'gen Zuge flog
Ein flotges Weib, erhaben, hoch,
Kasch schwenkte die volle Brust,
Das Auge strahlt' von Lebenslust,
Die Wange färbt' das roſ'ge Blut!
Die Lippen Purpurseeraglicht,
Der blonden Locken reichen Staat
Faßt ein Barett von Goldbroccat;
Doch flattert' von des Windes Wehn
Das Rattgewand, ließ offen ſeh'n,
Wohl gegen Frau'n und Landes Schick,
Jedwedem dreiſt profanen Blick
Der runden Formen üpp'ge Pracht,
Gar schlecht verſteckt in Mannestracht.
Spießbürger, die nach Luſt und Licht
Die Stadt verließen, dachten nicht
Der schweren Steuern übſ'gen Zahl,
Leibeig'ne nicht der Peitſche Mal
Und blieben ſtarr und tantlos ſtehn
Und ſtarrten auf den Anblick ſchön,
Der wie des Himmels Blitz ſo hell,
Wie eine Sternenſchnuppe ſchnell
Vorbei dem trägen Blicke glitt —
Doch, die den Folgen Zeiter ritt:
Es iſt die Königin Mathilde.

2.

Und Tanz gab es auf Frydenlund,
Der Mond hieß auf dem Dorfeund,
Vor Scheelſucht ſeine Wang' erblich,
Weil von des Lichtmeers hoher Pracht
Verdunkelt ſeiner Strahlen Macht.
Den Wald der nächt'ge Wind durchſtrich,
In den des Echo's Jauchzung
Weit hin die Melodien trug. —
Ein grovbietlich Rennet
Glitt über's blanke Saalparquet,
Und die es tanzten — ha! das war
Ein herrliches und flotges Paar!
Nun glich ſie einer Königin
Rehe, als wie ſie in wilder Jagd
Hinflog in Amazonentracht,
Nun, da ein treuk Junkerland
Die hohe Marmorſtirn umwand,
In hundert Falten weit und voll
Ein Sammetkleid ſie mild umſchwoll,
Ihr ganzes Weſen held und mild
Der Majeſtät und Grazie Bild!
Doch wer war's den zum Tanze ſie
Sich wählt zu ihrem wie ä vis?
Es ſchmückt ein Orden ihre Bruſt,
Die Haltung ſteif, der Blick bewußt,
Kunſtvrechend einem raſchen Geiſt,
Der jede träge Feſſel reißt,
Hochedel das Profil gepräat,
Doch zeichnete das Antlitz nur
Schon der Genüſſe matte Spur,
Und Schlaffheit dieſes Lächeln beat.
Was es ein hoher Fürſtenſohn?
Trug ſelber er Gelüſtet ihre Krön'?
Nein, klein von Namen, klein von Stand
War er, bis ihn Fortuna fand
Und an des Thrones Fuß ihn brachf,
Wo er nun ſtand in ein'ger Macht. —
Nun ſchwieg des Tanzes Melodei,
Dann trat ſie zu ihm hin, und frei
Durchſchwebt hochathmend ſie und warm
Der Damen Reih'n an ſeinem Arm,
Dann blickt' er tief und trat zurück,
Nichts ward geſprochen, nur der Blick
Trat mit dem reichen Wörterſchatz
An jener todten Sprache Platz.
Sein Blick doch deutet Andres an,
Als Ehrfurcht eines Unterthan.

Digitized by Google

Indem sie schlichtern niederschaut,
Den Blick von feuchtem Glanz hebaut.
Jedoch des Hofes Schranzenhauf
Fing diese stumme Botschaft auf,
Die zwischen dem erkannten Paar
Des Herzens Frag' und Antwort war,
Und legt sie schlau, doch boshaft aus,
Und eine Schlang' entfrand daraus,
Die giftend durch den Saal sich schlang,
Von deren Junge Eiter sprang,
Und deren Zischen schmachvoll traf
Die schöne Königin Mathilde.

3.

Auf Christianaburg war nochmals Tanz,
Als wiederum im Silberglanz
Der neue Vollmond Stadt und Schloß
Mit seinem Schleier überzog.
Und sah von seiner stillen Bahn
Die nächtlich feuchten Schauer nahn,
Wo eben noch in Glanzes Pracht
Ein fruchtvoll Jubelfest gelacht,
Und wechselnd mit der Fremde Laut
Die Wissenschaft der Nacht getraut;
Und, wonevolles Liebesglück
Mit thränenschwerem Mißgeschick. —
Geendet war Musik und Tanz,
Erloschen war der Lichter Glanz,
Und die Stille nun umfaßt
Den königlichen Prachtpalast.
Nur daß in monotonem Tritt
Im Corridor die Wache schritt.
Doch nicht der Rache Jaguar
Schlägt jetzt, er nimmt es lauernd wahr,
Wie's ihm in tief'gem Sprunge glückt,
Daß er sein Opfer schnell erdrückt;
Und nun erhebt die Herrschsucht sich,
Ha! die Megäre, Furchtertich,
Mit Schlangen, in der Brust genährt,
Im mag'ren Arm das Henkerschwert,
Bant in dem dunkeln Schlosse schon
Den dem Schaffot sich einen Thron! —
Was ist's, das hier die Stille bricht?
Und hier und dort erscheint ein Licht,
Es tönet schwerer Tritte Hall,
Und Waffenklirren — Stimmenschall —
Und in den Gängen zieht's herum,
Und wieder Alles still und stumm? —
Doch in der Königin Gemach
Von Kerzenschein saß heller Tag?
Da stand sie selbst im Nachtgewand,
Wie jüngst dem Lager sie erstand
Von süßen Träumen aufgeweckt.
Nun bebend, bleich und tieferschreckt;
Vergebens sie um Schonung fleht
Und tiefgekränten Blickes steht,
Vergebens mit erneutem Muth
Sie stillt der Thränen heiße Fluth,
Und trotzt auf ihrer Hoheit Recht
Und auf ihr Königlich Geschlecht. —
Des Zornes Pfeile prallen schnell
Zurück von eines Sklavinge Fell,
Es rühren Thränen nicht und Schmerz
Des feilen Kriegers hartes Herz. —
Doch wo war Er denn, dessen Macht
Für seines Weibes Ehre wacht,
Und dem vor Allen es oblag
Zu rächen der Gemahlin Schmach?
Schwach wie ein Greis, wenn jung auch noch,
Ein Mann von Jahren, kindisch doch,
Ein Sclave auf dem Königsthron,
Ein Spielzeug seiner Wächter schon,
Lag er in wachem Schlafe Starr,
Vergessend schon, was jüngst geschah,
Daß Gattin er und Freund geweiht
Zu Tod und Schmach für ew'ge Zeit! —
Als unterdeß der junge Tag
Der Nebelnacht den Schleier durchbrach,
Verließ sein Bett der Bürgermann
Und sah sich Stadt und Meer und Land an, —
Da sah verblüfft er und entsetzt,
Wie Kriegervolk das Schloß besetzt
Und Reiterglenk in raschem Trab
Den Schloßhof reiten auf und ab.
Dann flog des Thores Pforte auf,
Hervor sprangt ein Kriegerhaufen
Um eine Kutsche fest geschaart,
Wo Schlag und Vorhang dicht verwahrt;
Und Mancher, der den Lärmen hört,
Ward aus der Morgenruh' gestört,
Doch Keiner hört' und Keiner sah,
Was in der Kutsche drin geschah,
Und Keiner hört die Schüsse voll
Und sah den Thränenstrom, der quoll
Aus den verweinten Augenaaar
Der schönen Königin Mathilde.

4.

Auf Osterseld da gab es Tanz,
Ein Blutstrahl sprang im Sonnenglanz,
Ein Fel ein Hanpt von Henkerschwert,
Das wohl ein besser Schicksal werth,
Verlitget ward ein Namenszug,
Den Saga eingrub in ihr Buch,
Dem Pöbel ward beschert der Ruf
Des, der ein besser Loos ihm schuf;
Und der gelöst des Wortes Band,
Vom Gift des Mord's befreit sich fand.
Und das war er, der neulich noch
Die Zügel zweier Reiche hielt,
Er, dessen Macht und Königsfang
Nur fehlt' der Krone gold'ner Krang,
Er, der zuerst die Dämm'rung zart
Am Horizont der Zeit gewahrt,
Und der Gedanken kühne Saat
Aus freier Hand geschreut hat.
— Doch nicht gerndet war die Nacht,
Das Recht noch nicht vom Schlaf erwacht,
Des Lebens Acker hart und brach
Trug Früchte nur von Haß und Rach',
Dem eig'nen Blute erst gedüngt,
Eh' sich die neue Saat verjüngt. —
Er fiel — weil er entwachsen war
Der Zeit, die ihn im Schooß gebar,
Weil ihm nicht glückte sein Bemüh'n,
Die Zeit zu sich hinaufzuzieh'n;
Er fiel — weil er von Uebermuth
Und eig'ner Größe Traum berauscht,
Die Welt, so wie sie einmal war,
Zertrümmern wollte ganz und gar,
Auf daß die Fülle eig'ner Kraft
Dann eine neue, beff're schafft;
Er fiel — weil er nach Ehre strebt',
Die nur im ersten Scheine lebt,
Sein Streben selbstsüchter Natur,
Des Volkes Wohl ihm Mittel nur;
Er fiel — und sühnte so die Schmach
Weit mehr gewiß, als er verbrach.
Der blasse Neid verrtligt gleich
Jedweds Spur von seinem Reich,
Doch Ein's wird doch in Ewigkeit
Bererben sich durch alle Zeit,
Und leuchten aus dem dunklen Grab:
Daß er des Wortes Freiheit gab!
Er fiel — und sie, die ihre Macht
Vertrauensvoll ihm zugebracht,
Sie, deren Gnade Strahlenschein
Ihm schön ein steig Vertrauen ein
Und so unendlich ihn beglückt' —
Sie ward von seinem Fall erdrückt!
Wo Seelands Spitze weit sich dehnt,
Als ob'n an Sees Brust sich sehnt',
Weit ragend in den Oeresund,
Steht noch die alte Schloßburg da,
Die ihren herben Kummer sah,
Und hörte ihren eig'nen Mund,
Um nur gerechet ihn zu sehn,
Geheimer Sünde Schmach gestehn.
Dies Schloß ist stummer Zeuge auch,
Ob mit Betrügerei und Macht
Dies Wort auf ihr hervorgebracht,
Ob sie verdiente, was sie litt,
Ob ihre Ehre rein und blank
Nur als ein grausam Opfer sank,
Von schänder Rätelsucht zerstört,
Die Nemand hat die Gebet gehört.
Das von den schönen Lippen floß
Und Gott ihr Innerstes erschloß.
— Nun ist sie todt — und Dämmerk gab
Der Königin nicht mal ein Grab!
Im fremden Lande soll' sie ruh'n,
An fremder Küste modert nun
Die Wangenpracht, die volle Brust,
Die einst sich hob von Lebenslust;
Und das Geschlecht, das sie begliickt,
Das ihrer Reize Pracht entzückt,
Ging längst denselben Weg, wie die.
Nur in der Sage sieht sie fort,
Wohnmüthig tönt's an jedem Ort,
Der ihr im Leben lieb und werth,
Und seufzen man die Buchen hört,
Die Gletschelone längst gesunk'nen Glanz
Umgeben mit dem düstren Kranz,
Sanft säuselnd zieht's von Frydenlund
Entlang den frischen Oeresund,
Und tritt ein Sänger in die heil'ge
Laubkuppel, in der Frühlings Grün,
Ergreift der Vorzeit Ihnen ihn,
Und auf dem einsam stillen Gang
Erdönt ein klagender Gesang
Der schönen Königin Mathilde.

Berichtigungen.

Nr. 15 Seite 178 Sp. 1 Zeile 8 von oben statt erdtern lies: restituren. Sp. 3, Anmerkung, statt Claudius lies: Claveran, statt Raoul lies Raoni. Seite 181 Sp. 1 Zeile 10 von oben statt Stuben lies: Stuben, Sp. 3 Zeile 45 von oben statt Neeelelet lies: Oneteler.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. C. R. in K. Unsern Brief werden Sie erhalten haben. Wir wiederholen und bedürftigen hier die darin ausgesprochene Bitte.

Hr. C. B. in B. Das Verlangte ist Ihnen zugestellt worden. Lassen Sie nun bald von sich hören; wir warten bereits lange.

Hr. S. in N. Ihre Zuschrift haben wir empfangen, werden sie benutzen, und auch ferner Artikel gern entgegennehmen, müssen und jedoch hierbei freilich in so weit halten, als wir unserem regelmäßigen Correspondenten den Vorrang zugestehen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Specied. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Chriſtiania: Fellberg & Lundmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüſſel: Carl Marquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

26. Januar. № 17. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die „Eroberungsgelüſte“ der Deutſchen. — Ueber die journaliſtiſche Preſſe Schwedens. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark. Kopenhagen. Zwei Kriegsgeſchichten. Die Anſchauung der Ehrenhaftigkeit. Gefecht bei Aajade. — Niederlande. Prinz von Oranien. Reiſe des Prinzen von Oranien.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Bücherſchau: Oehlenſchlägers Tragödien. — Auguſt Bournonville. Mein Theaterleben. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Feier der Academie. Muſikaliſche Erfindung. — Feuilleton: Schwediſche Bilder von Frederike Bremer.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die „Eroberungsgelüſte“ der Deutſchen.

Es iſt eine natürliche Schwäche der meiſten Menſchen, daß ſie ſich von den Gütern und Genüſſen, die ihnen im Leben nie zu Theil geworden ſind, einen weit ſchöneren und befriedigenderen Begriff machen, als der Beſitzende jener Güter und Genüſſe ſie gewähren kann. Der ſueige Jüngling ſieht in dem erſten Gegenſtande ſeiner Gefühle nur eine entzückende Göttin der Liebe, und ahnt noch nichts von den Sorgen und Plagen des ehelichen Zuſammenlebens; der Kampfluſtige ſchwärmt von den Ruhmestrophäen des unſterblichen Helden, und denkt nicht der Entbehrungen, Anſtrengungen und Gefahren des Krieges; der Ehrgeizige betrachtet mit ſehnſuchtsvollen Blicken den Weihrauch, den die dankbare Mitwelt großen Männern ſeiner Zeit und hervorragenden Geiſtern früherer Tage ſpendet; aber er ſelgt der pſychologiſchen Entwickelungsgeſchichte jener bevorzugten Geſtalten ſelten in ihre verborgenſten Tiefen, er bemerkt den geheimen Gram nicht auf ihren Stirnen, er entdeckt die düſtern Fäden des Neides nicht, der ihre Erdenpilgerſchaft umnachtete, er ahnt nicht, daß bei Vielen die Urſache ihrer angeſtaunten Größe zugleich auch der Urkeim ihres perſönlichen Elends war.

Dies gilt wie vom Privat- ſo auch vom Völkerleben, denn Alles, was den phyſiſchen Geſetzen unterworfen iſt, hat in ſeinem Entwickelungsgange eine gewiſſe Aehnlichkeit. Wer raſch ein Beſitzthum erreicht, nach dem er recht lange vergebens und hoffnungslos geſchmachtet, der wird nicht ſelten durch die erſten Freudenergüſſe ſo ganz und gar betäubt, daß er ſich dabei kindiſch oder wenigſtens unpraktiſch benimmt.

Wozu — ſo könnte man fragen — wozu für eine Abhandlung über Deutſchlands äußere Politik dieſe Einleitung? Sind etwa die Deutſchen in ihren Plänen nach Außen kindiſch und unpraktiſch? Das gerade nicht, aber die Freude über die durchgreifende Verwirklichung eines ſchon lange ſchmerzlich entbehrten Nationalbewußtſeins hat einen großen Theil unſrer Preſſe und Volksführer im erſten Sturm der Bewegung zu Expectorationen hingeriſſen, deren mißverſtandenes Echo im Auslande uns als kindiſch und unpraktiſch, ja ſogar als übermüthig und gefährlich verſchrie. Noch vor wenigen Jahren gehörte es zu den politiſchen Verbrechen, ſich in den deutſchen Landen als einen „Deutſchen“ zu fühlen. Der Deutſche durfte ſich auf ſeiner eigenen Muttererde einen Preußen, Sachſen, Oeſterreicher, Bayer, Badenſer, Heſſen, Württemberger, Hannoveraner oder Oldenburger ꝛc. nennen, aber nur nicht das, was er war, nämlich: einen Deutſchen! Die enge Landesgränze der Dynaſtie, unter welcher er zufällig geboren war, galt als ſein Vaterland. Jenſeits derſelben, alſo beinahe im ganzen Deutſchland, war er ein Fremder und wurde als ſolcher behandelt. Dieſer charakteriſtiſche Zug — ein unnatürlicher, weniger durch das Volk ſelbſt als vielmehr durch die kleinlichen Rückſichten ſeiner Dynaſtien künſtlich gebildeter Riſſſand zwiſchen verwandten Bruderſtämmen gleicher Abkunft — geht durch unſere Geſchichte bis in das graue Mittelalter zurück, und brandmarkt das romantiſche Zeitalter der deutſch-kaiſerlichen Oberhoheit eben ſo, wie die proſaiſchen Tage des deutſchen Bundes nach Napoleon bis zum März 1848. Inzwiſchen konnte natürlich Deutſchland im Areopag der europäiſchen Diplomatie nie die Stellung einnehmen, die ihm vermöge ſeiner geographiſchen Lage und der numeriſchen Anzahl ſeiner Bewohner zukam; das Volk, unter der localen Politik unnatürlicher Gränzen ſchmachtend, durch den Druck der Preſſe ſeinen wahren Intereſſen entfremdet, war ein Spielball, wie für ſeine einheimiſchen Intereſſen der Localbeheiden, ſo für ſeine Achtung gebietende Stellung nach Außen der Beſchlüſſe, welche die ſelbſtſüchtigen Großmächte im Verein mit Metternich in Petersburg, London und Paris ausbrüteten. Die Februar-Revolution, von Paris ſich wie ein Orkan durch das Binnenland Europa's hinwälzend, hatte dieſe Schmach der Maſſe des Volks zum Erſtenmale mit Donnerſtimme verkündet, und zwar in einer Zeit, die durch mancherlei innere Bedrängen ſeinen Haß gegen das Beſtehende bereits auf's Höchſte geſteigert hatte. Mithin wirkten gleichzeitig zwei mächtige Hebel, deren Jeder einzeln ſchon hinreichend war, zur durchgreifenden Erweckung eines allgemeinen deutſchen Nationalgefühls, nämlich der Druck im Innern und die hervorwundenden Feſſeln der auswärtigen (europäiſchen) Diplomatie oder beſſer bezeichnet: des ſogenannten „europäiſchen“ Gleichgewichts nach Metternich's Manier. Die deutſchen Farben verdrängten plötzlich die localen Fahnen; jene wehten ſogar von den Zinnen der zitternden Reſidenzſchlöſſer, oder mit andern Worten: der Deutſche, welcher ſich bis jetzt als bedrückter Unterthan eines Ländchens von ¼ bis 8 Millionen Einwohner gefühlt hatte, war über Nacht der freie Bürger eines Landes von 40 Millionen Seelen geworden. Der Sprung war ein ungeheurer, wie ihn die deutſche Geſchichte noch nie geſehen. Die Freude darüber glich der Größe des Schritted und die Poeten unſerer Tagespolitiker kannten in der erſten Begeiſterung ihres Entzückens kein edleres Gefühl, als eine verherrlichende Freiheit, die ſie ſelbſt mit hoher Wonne entzückte, bis an die fernſten Gränzen des Reiches zu tragen. Es war ein Taumel, der einem Champagnerrauſch nicht unähnlich ſah. Die Verein-barung, welche zur That, alſo nun zur Wirklichkeit geworden war, wurde nicht mit dem hellen Auge

Digitized by Google

nüchterner Denker erfaßt, sondern im Sturm einer idealen Phantasie ergriffen; und begabte Redner und Journalisten steigerten diese Ideale bei den Massen bis zur blinden Begeisterung. War das Volk durch eine traurige Vergangenheit an den Gedanken gewöhnt worden, in seinen einheimischen Ministerien und Kabinetten nur Unterdrücker zu wittern, wie sollte es bei dem Hülferuf eines Ländlandes gegen den Druck einer ausländischen Krone, in jener Krone den Befreier oder auch nur den Beschützer des rechtlichen Zustandes haben erblicken können? Man müßte die menschliche Natur nicht kennen, um, selbst in der ruhigsten Zeit, an irgend ein Volk der Erde eine solche Zumuthung im Ernste zu stellen! um wie viel weniger kann man dies in jenen Tagen der allgemeinen Aufregung und des Uebersturzes. Aber gerade in jene Sturm- und Drangperiode fällt die ernstliche Wendung der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit. Man erwarte hier nicht von uns, daß wir geschichtliche Rückblicke geben sollen über das plus oder minus von verbrieften Recht oder Unrecht, welche auf Seiten der Krone Dänemarks oder der deutschen Centralgewalt liegen mögen! Theils setzen wir derlei Documente bei unsern Lesern als bekannt voraus, theils fußen wir nicht auf dieselben, sondern auf die errungenen Menschenrechte der Februar-Revolution, welche an die Stelle der fürstlichen Kabinetspolitik die Völkerinteressen erhoben, dadurch dem Gange der europäischen Geschichte für die Zukunft eine neue Richtung gegeben, und die Begriffe von dynastischem Eigenthumsrecht vielfach modificirt haben, so daß manches Document jetzt nur noch als historische Curiosität interessant sein mag! Gehen wir aber von diesem wohl einzig richtigen Standpunkt aus, so müssen wir als erste consequente Folge es aussprechen, daß eine feindliche Stellung Deutschland zu Dänemark, oder umgekehrt, beiden Staaten ohne Vergleich mehr schadet, als ihnen die 300,000 Schleswig-Holsteiner je nützen werden. Wenn beide Völker ihren wahren Vortheil verstehen, so können sie die Lösung der Freiheitsbestrebungen, welche zwischen ihnen die Gränzbewohner erhoben, ohne Gefahr dem Resultat friedlicher Berathung anheimstellen. Der Kampf gegen einander ist hier ein Kampf gegen sich selbst, gegen das eigene Blut und gegen die Wahrung größerer, gemeinsamer Interessen der Zukunft. Ein flüchtiger Blick auf unsere Abstammung, geographische Lage und Bestrebungen erweist dies zur Genüge! Welches sind im Falle eines europäischen Krieges Deutschlands natürliche Bundesgenossen, an wen soll sich das kleine Dänemark anlehnen? In der Mitte zwischen einer veränderungsflüchtigen Nation und einem tyrannischen Autokratenthron ist es beider Länder heilige Pflicht, die dem Charakter der Völker germanischer Abkunft am meisten zusagende Staatsform constitutioneller Freiheiten zu wahren. Von hierher droht ihr die Reaction, von dorther Gefahren anderer Art. Man verweise eine solche Annahme ja nicht in den Bereich der Unmöglichkeit. Der Kampf zwischen Tyrannei und Freiheit ist in Europa noch nicht zu Ende gekämpft. Beide Principien werden, ja müssen — so lehrt uns die Geschichte auf jedem ihrer Blätter — über kurz oder lang nochmals auf Leben und Tod ins Feld rücken. Die Völker germanischer Abkunft stehen dann in der Mitte zwischen Beiden, und werden vielleicht die Beute des Osten oder Westen, wenn sie unklug vorher sich unter sich selbst geschwächt oder zerfleischt haben. Das ist die Ansicht der gemäßigten Partei Deutschlands in Bezug auf seine gegen Dänemark, Norwegen, Schweden, Holland und Belgien zu befolgende Politik. Diese Partei, welche in dem Grad, in welchem sie bei der Bevölkerung der genannten Länder Anklang und Gewinderung finden wird, bei uns erstarkt und die Mehrzahl bildet, hält den Krieg mit Dänemark für einen politischen Mißgriff und für ein Unglück, selbst wenn Deutschland den glänzendsten Sieg erringen sollte. Das Unglück aber trifft zunächst mehr Dänemark, als uns. Wir sind ein Volk von vierzig Millionen, also auch ohne Bundesgenossen eine ansehnliche Großmacht. Das kleine Dänemark aber wird nur durch ein aufrichtiges Festhalten an seinen natürlichen Verbündeten sich ehrenvoll behaupten können. Das möge die kriegerische Partei in Kopenhagen, das mögen alle Dänen wohl bedenken. Ein gewinnstes oder in Aussicht gestelltes Bündniß mit Rußland oder einem Nachbarstaate des Westens mag für den Augenblick recht lockend und annehmbar scheinen, ja es würde sogar zu Wasser einen glänzenden Sieg erringen, aber für die Zukunft eine gefährliche Klippe, vielleicht — das Grab Dänemarks werden! Denn mußten wir nochmals wiederholen: mag Schleswig-Holstein von Deutschland oder von Dänemark behauptet werden, wir beklagen die Eroberung auf's Tiefste, weil das Traurige nicht in dem Verluste der Spanne Landes, sondern in dem Kriege und in dessen, auf beide Völker zurückwirkenden Folgen, liegt. Die Seelenverkäufer auf Grund verbriefter Ansprüche und die alte Diplomatie, welche man durch die Februar-Revolution gestürzt glaubte, haben ihr Meisterstück gemacht, als es ihnen gelang, das Volk von Dänemark und Deutschland eines rein nur dynastischen Zwistes wegen auf einander zu hetzen. Was kann den Deutschen daran liegen, ob in Schleswig oder Holstein dänische Verwaltungsbeamte sind oder nicht? oder umgekehrt — was kann denn Dänemark daran liegen, ob dort deutsche Juristen in den Kanzleien stehen, so bald es eine ausgemachte Thatsache ist, daß Deutschland die dänischen Interessen wie seine eigenen wahrt? In jedem Falle sind dann die gegenseitigen Interessen gewissenhaft gewahrt. Unser Wechselverhältniß ist also zur Zeit noch ein unnatürliches. Wir streiten um Vorrechte der Dynastie, welche dem Volke keinerlei Gewinn, wohl aber unberechenbaren Nachtheil bringen. Wir Deutschen und Dänen verbluten uns auf Kurzsichtigkeit für ein mißverstandenes Ehr- und Nationalgefühl, nur um — unsern gegenseitigen Feinden in die Hände zu arbeiten. Man macht uns in Petersburg und London ernste, mitleidige, wohlwollende Mienen; indeß man dort im Rücken schon über unsere Selbstzerfleischung sich freut, uns beklaget und sich endlich vielleicht sogar herbeiläßt, für englische oder russische Interessen zu intervenieren. — Neulich lasen wir in einer, bei Bing u. Sohn in Kopenhagen erschienenen Broschüre*): Der Schleswig-Holsteinische Krieg sei für Dänemark eine Lebensfrage, und müsse daher auf's Aeußerste getrieben werden! — Wohl könnte er Dänemarks Lebenstrage werden, aber nicht in des Verfassers Sinn. Der Krieg in seiner ganzen bisherigen Entwickelung, sowie er mit der Feder und mit dem Schwerte geführt wurde, ist vorläufig nur ein trauriger Beweis, daß Deutsche und Dänen reich sind an schwärmerischen, einseitigen Parteimännern, aber immer noch arm an fernsichtigen Politikern und wahren Patrioten! Wenn beide streitenden Parteien erkannt haben, daß hier nur eine friedliche Lösung fromme, dann wollen wir unser hartes Urtheil widerrufen; eher aber nicht, sei der Sieg vorläufig Deutschlands oder Dänemarks.

Trotzdem aber können wir nicht umhin, die obenerwähnte Broschüre eines Nicht-Deutschen unsern Landsleuten zu empfehlen. Sie werden neben manchem Irrthümlichen darin auch bittere Wahrheiten finden. Der Verfasser folgte unserm Entwickelungsgange offenbar mit aufmerksamen Augen, aber er trägt die Brille des Ausländers und sieht Alles schwarz! Unangenehm berührt die sschlecht verhüllte Tendenz seiner Schrift. Sie steht nicht, in der Absicht zu verständigen und zu versöhnen, über den Parteien, sondern ist durch und durch Parteischrift, und hat daher auch die allen derartigen Producten gemeinsame Schattenseite, daß sie sich mit besonderer Gehässigkeit und Bosheit an die längst schon wieder ausgeglichenen Mißgriffe der, von den Deutschen selbst verspotteten und beklagten äußersten Rechten und äußersten Linken hält, und daraus ein Bild von unserm Nationalcharakter entwirft, welches uns ungefähr so gleicht, wie die Katze dem Löwen. Wahrscheinlich hat der Verfasser seine Studien nur an Zeitungsberichten gemacht, oder, wenn er Gelegenheit hatte, das gegenwärtige Deutschland aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so würden wir die Kurzsichtigkeit bedauern, mit welcher ihn sein eigenes, falsches Nationalgefühl geschlagen. Wären wir Deutschen das eroberungssüchtige Volk, das er uns uns macht, so hätte er ganz recht, seine Bitterkeiten gegen uns zu schleudern. Unedel aber ist es, uns zum Vorwurfe zu machen, was unsere

*) Der Titel derselben lautet: „Der deutsche Nationalitätskampf in seiner Beziehung zu anderen Nationalitäten, erörtert von einem Nicht-Deutschen."

Digitized by Google

frühern Unterdrücker verschuldet, und jetzt augenblicklich auszugleichen alle menschlichen Kräfte übersteigt. Ohne dem Nicht-Deutschen Schritt für Schritt zu folgen, heben wir als Beleg nur die Polemfrage heraus, in der er nichts als deutsche Niederträchtigkeit erblickt. Niemand, als gerade wir, bedauert inniger die ewig schmachvolle Theilung Polens. Abgesehen von rein nur menschlichen Gefühlen, gegen die wir nicht sind, liegt es im Interesse Deutschlands mehr, als in dem irgend einer andern Nation, daß Polen in seiner Integrität und Unabhängigkeit wieder hergestellt werde. Es wird unsern besten Wall gegen Rußland bilden. Allein — hängt seine Herstellung nur von uns ab? Wäre die Proclamation der polnischen Freiheit gegenwärtig nicht eine Kriegserklärung Deutschlands an Rußland? Können wir, selbst noch in einer gewaltigen Entwickelung begriffen, jetzt einen solchen Kampf beginnen? Und ohne denselben das gegenwärtig deutschePolen seinem eigenen Schicksal überlassen — hieße das nicht mit andern Worten: Posen vom wilden Szepter Preußens an die russische Knute anslefern? Die Verhältnisse der Gegenwart zwingen uns, dies Erbstück einer frühern Ungerechtigkeit dreier Dynastien jetzt noch in unserm Staatsverband zu dulden, aber wahrlich nicht in der Absicht, es für immer zu behalten. Wir werden den Tag, an dem wir Polen in seine alten Rechte wieder einsetzen können, als einen schönen Festtag begrüßen. Nicht wahrheitsgetreuer als über Polen, referirt der Verfasser über die italienischen Kämpfe. Hier verräth er, daß er von dem deutschen Staatenverband entweder gar keinen Begriff hat, oder, um unsere Politik in's schiefste und häßlichste Licht zu stellen, absichtlich seinen Lesern darüber davon haben will. Letzteres scheint und das Wahrscheinlichere, denn da er über die innern Angelegenheiten Deutschlands manches Treffende sagt, so ist es sehr auffällig, daß er über dessen äußere Politik so ganz unrichtig urtheilt. Hier gebricht er ganz zu jener Art von Politikern, welche heute eine fremde Maus todt schlagen, um dafür morgen ihr eigenes Pferd opfern zu müssen. Der Zorn, der ihn wegen des Kampfes um Schleswig und Holstein erfaßt hat, läßt ihn weder über Dänemarks wahre Wohlfahrt, noch über den deutschen Nationalruf in dessen Verhältniß zu den Nachbarstaaten ein ruhiges und vernünftiges Urtheil aussprechen. Ja, er scheut sich nicht, die offenbarsten Inconsequenzen zu begehen, wenn sie nur im Interesse seiner kleinlichen Parteisucht liegen. So lobelt er, in Rücksicht auf Deutschlands innere Verhältnisse, im Anfang seiner Broschüre, mit Recht unsere beabsichtigte Vereinbarung in einen ungegliederten Gesammtstaat als eine absurde Unmöglichkeit. (Wir verweisen auf unsern Artikel in der vorigen Nummer des Telegraphen, in dem wir uns über die Einigungsfrage ausführlicher erklärt haben.) Bei der Besprechung des italienischen Kampfes aber nimmt er jene von ihm selbst zugestandene Unmöglichkeit als eine wirklich geschehene Thatsache an. Natürlich! wie konnte er sonst und Deutschen die Schuld des italienischen Kampfes aufbürden? Hier mußte er als echter fanatischer Parteimann gegen seine bessere Ueberzeugung auf eine Fiction fußen! Auf welche Art denn konnten wir Deutschen die Hand in Italien im Spiele haben? Italien gehörte nie zum deutschen Bunde, und es fiel auch nicht einem Deutschen ein, es jetzt für uns erobern zu wollen. Nie fand auch nur ein Soldat, von den Deutschen entsendet, in der Lombardei oder im venetianischen Königreich, nie wird das jetzige Deutschland aus Eroberungslust gegen Italien verrücken. Der Kampf im Lombardisch-Venetianischen ist ein Kampf der Dynastie Habsburg zu Gunsten eines großen slavischen und von Deutschland abgetrennten Kaiserreiches. Die Deutschen in Oesterreich haben sich nachdrücklich gegen diese Gelüste der Kamarilla um den Thron Habsburg erklärt, was durch die Belagerung Wiens, in der manches edle deutsche Herz für die Wahrung nicht deutscher Nationalitäten und Unabhängigkeit verblutete, hinlänglich erwiesen ist. Wir haben in den Schreckenstagen von Wien, und wohl auch bei andern Gelegenheiten oft gezeigt, daß wir die Freiheit in des Wortes edelster Bedeutung erfaßen: Freiheit und Unabhängigkeit nicht nur für uns, sondern auch für unsere Nachbaren, in soweit ihre Verwirklichung im Bereich der Möglichkeiten liegt. Es ist nicht edel vom Verfasser jener Broschüre, daß er all' die Schwierigkeiten, welche unsere vielen Dynastien und besonders die bunte Zusammensetzung des österreichischen Kolosses einem solchen Streben entgegenstellen, schweigend übergeht oder verdeckt. Deren Gehässigkeiten dienen als traurige Lekunden, wie weit auch eine Partei in Dänemark vom Verständniß des deutschen Entwicklungsganges und der heilbringenden Beilegung eines widernatürlichen Nationalkampfes entfernt ist! Aber sie fodern wahrlich Dänemarks Interessen nicht! Wir können uns hier das Zeugniß geben, daß wir uns auf einen schönern Standpunkt gestellt haben, indem wir weder der deutschen (sehr kleinen), noch der dänischen Kriegspartei das Wort reden, dagegen aber Deutschlands und Dänemarks allgemeine Wohlfahrt und Zukunft nicht aus dem Gesichtskreis verlieren, und daher auch nicht der Entstellung und Verdrehung unbestreitbarer Thatsachen zu Gunsten teuäer Zwecke, sondern ohne Rücksicht darauf, ob wir hier oder dort einer blinden Uebereifrigkeit begegnen, stets nur der ungeschmückten Wahrheit und der Erkenntniß unserer Wechselverhältnisse das Wort reden, überzeugt, daß weder der Kern des dänischen noch des deutschen Volkes die in jener Broschüre uns vorgeworfenen Eroberungsgelüste hegt, und daß Bruder Streit sich in ein aufrichtiges Bündniß auflösen muß, sobald die Beseitigung des gegenwärtigen Parteitrusses den Nationalcharakter gegenseitig wieder in seinem wahren Lichte erscheinen läßt.

Ueber die journalistische Presse Schwedens.

Indem wir einen Blick auf die journalistische Presse Schwedens werfen wollen, benutzen wir als Grundlage eine von dem bekannten schwedischen Publicisten Dr. Sturzenbecher in Kopenhagen gehaltene Reihe von „Vorlesungen über die neuere schwedische belletristische Literatur- und Zeitungspresse". — Eine dieser im Druck erschienenen Vorlesungen, die sechste, führt uns in jene Tagesliteratur folgendermaßen ein:

Die schwedischen Zeitschriften oder, mit gelehrterem Ausdrucke, die publicistische Literatur Schwedens ist noch nicht viel über hundert Jahre alt, indem sie 1730 mit Olof Dalin's „Argus" anfing; sie ist aber jetzt von großer Bedeutung und hat in ungewöhnlichem Maaße zugenommen. Der Argus war dem englischen „Zuschauer" nachgebildet, durchaus harmlos, und machte ein so großes Glück, daß die Reichsstände dem jungen Verfasser eine Belohnung aus der Staatskasse bestimmten, und der Hof ihm den Adel ertheilte und ihn mit Gunstbezeugungen überhäufte. Unter Gustav III. blühte die „Stockholmer Post", welche 1778 von Kellgren und Bennegren, dem Gemahl der Dichterin, gegründet wurde, und enthielt edenfalls leichte Waare, meist dichterische Fabeln, Epheln, Räthsel nebst Schauspiel- und Büchcranzeigen und ausländische Staatsneuigkeiten, letztere schon bisweilen mit sehr freimüthigen Bemerkungen. Daneben hielt sich das „tägliche Allerlei" besonders als Anzeigeblatt. Im Anfange des folgenden Jahrhunderts vermehrten sich die Zeitschriften. Wollmark's „Journal für Literatur und Theater" begann 1809 und suchte den „Phosphoros" und „Polyphem", Zeitschriften der Phosphoristen, zu bekämpfen, welche auch von Freiheit und Vaterland den Mund voll nahmen, ob man gleich Carl XIII. und seinen Adoptivsohn mit der Beherrschewuth verschonte und ziemlich eigenmächtig schalten ließ. — Der neue „Argus" des Herrn Johansson (1820) benahm sich dagegen nicht so zahm wie der alte Argus von Dalin, und beschäftigte sich recht eigentlich mit den inländischen Staatsangelegenheiten, jedoch ohne hinlängliche Theilnahme zu erwecken. Der Unternehmer des gleichzeitigen „Mitbürgers", Gustav Hierta war ein reich begabter Mann, vielleicht zu lebhaft und weltbürgerlich gesinnt, aber als Herausgeber eines solchen Blattes ganz an seiner Stelle. Dennoch war die Zeit noch nicht reif, und der „Mitbürger" hatte nur kurzen Bestand; aber sie reifte schnell durch die damalige Julirevolution in Frankreich; man nahm den lebhaftesten Antheil an dem polnischen Aufstand und hoffte auf die Vernichtung der russischen Heere in Polen. O meine Herren, — ruft Sturzenbecher hier aus — Europa würde eine andere Gestalt haben, wenn damals ein Carl XII. auf dem schwedischen Thron saß! der Mann war

Digitized by Google

ein großer Phantast, wenn man will, aber er verstand sich besser auf schwedischen Stahl als auf russische Silberrubel. In ganz Finnland, in Petersburg war kein Sold aufzufinden; Bernadotte wußte das besser als wir. Die Finnen glaubten so gewiß, die Schweden würden über das Ausbleiben so ihnen kommen, daß sie überall in den Bauerwohnungen längs der Küste trefflichen starken Branntwein in Bereitschaft hielten, um den Schweden einen ehrlichen Trunk anzubieten; gewiß ein rührender Zug alter landsmännischer Freundschaft und Treue. Aber Bernadotte saß ruhig mit den Händen im Schooß. Er wollte mit den Russen nichts zu thun haben. Polen fiel, und wir mußten unser Herzeleid niederschlucken. Unter diesen Umständen trat Lars Johann Hierta mit dem „Abendblatt“ auf, ein Better des Vorgenannten, und zu einem solchen Unternehmen vielleicht noch tüchtiger als jener. Das Glück wollte ihm überdies wohl. Die bedeutendsten damaligen Zeitschriften, z. B. die „Stockholmer Post“, gingen ein, und das Abendblatt erfreute sich eines ungewöhnlichen wachsenden Beifalls. Es wehte ein jugendlicher, frischer, kecker Geist in dieser Zeitung. Die kleine stehende Abtheilung „Kaleidoskop“, welche allerlei Kleinigkeiten, Wortspiele, Anekdoten, Angriffe und Vertheidigungen enthielt, ward die Lieblingslektüre der Leute; man konnte nicht ruhig schlafen, wenn man nicht das Abendblatt noch vor Schlafengehens gelesen hatte, und die darin enthaltenen Scherze, Späße und Sticheleien machten das Tagesgespräch aus. Neben dem kleinen Gewehrfeuer gab es aber auch schweres Geschütz in Aufsätzen gegen Rußland und den Despotismus; und als Waffenthat endlich verloren ging, bewunderte das Abendblatt dennoch das Schlachtfeld. Der Herausgeber war die Seele seines Blattes, wenn es ihm gleich auch an geschickten Mitarbeitern nicht fehlte; sein vornehmstes Verdienst liegt ohne Zweifel in dem feinen Gefühl für die Forderungen des Augenblicks; und 5000 Abonnenten sind und bleiben ein gutes Zeugniß für seine Fähigkeit, sich Leser zu gewinnen. Hierta ist zum Finanzminister geschaffen. Er ist einer der vielseitigsten und thätigsten Menschen. Seine Buchdruckerei beschäftigt eine Menge Personen nebst einer Dampfmaschine, sein Verlagshandel ist ausgedehnt; außerdem ist er Fabrikbesitzer und Schiffsrheder, hat mehrere obrigkeitliche Aemter und ist beim Reichstage Mitglied des Ritterhauses. Dabei versteht er die Kunst, trotz aller Unterbrechungen bei der Schriftstellerei den Faden nicht zu verlieren. Um Letzteres zu beweisen, giebt Starbeckner einen Auftritt zum Besten, wo Hierta einen Aufsatz über Repräsentationsreform schreibt und dabei von Arbeitsleuten, von einem Schriftsteller gestört und zuletzt von Monsieur Bosco an der Vollendung gehindert wird. Besonders hat er sich um den Buchhandel und um die Schriftsteller durch sehr anständige Ehrensolde verdient gemacht; so bekommt „Mamsell Bremer“ für den Bogen hundert Thaler Banco. Am Abendblatt haben von jeher die bedeutendsten Schriftsteller gearbeitet, z. B. Almqvist, Onkel Adam, Braun-Adlbano. — Zu den Zeitschriften, welche von dem Abendblatt erdrückt wurden, gehörte auch das von dem in Deutschland durch seine Darstellungen aus der schwedischen Geschichte, der Mohr, Carl Johann und die Schweden, das Haus Teffin, bekannten Cruenstolpe auf königliche Rechnung gegründete „Vaterland“, (Fädernesländet) und eine anagrammatische Veränderung in Fanders elände, (Teufels Elend) war der Todesstreich, den das Abendblatt diesem seinen Nebenbuhler versetzte. Cruenstolpe wird hierbei in der Vorlesung weittänftiger besprochen und gegen den bösen Ruf, in welchem er bei seinen jetzigen Landsleuten steht, er heißt hier der trübsinnige Kastillaner, in Schutz genommen.

— Außer dem Abendblatt giebt es an Zeitschriften gegenwärtig in Stockholm noch „das tägliche Allerlei“ von Dalman, eine Art Hofzeitung. Dalman war Einer von denen, welche sich an den Wagen der vor einigen Jahren in Stockholm anwesenden Tänzerin Taglioni spannten, um sie nach Hause zu fahren, und soll, als er wegen einer dabei erhaltenen Verletzung einen Arzt um Rath fragte, die Antwort erhalten haben: er möge sich an einen Thierarzt wenden. Die „schwedische Minerva“ ist eine Gegnerin des Herrn Dalman und nennt ihn den „kleinen Notenins“, nach einer Hauptperson in einem Vaudeville, auch „Amandus“. Diese Minerva wird von Afzelius geleitet, demselben, welcher im Anfang dieses Jahrhunderts in seinem „Polyphem“ den alten Geschmack bekämpfte, jetzt aber den Krebsgang gegangen ist und alles Alte vertheidigt. Außerdem giebt es ein „Wintertheater“ von Thorell, einem freisinnigen gewandten Schriftsteller. „Freja“ geführt von Carl Kullberg, fortgesetzt von Blanche, jetzt in den „Konstitutionellen“ umgetauft; die „schwedische Biene“ von einem Prediger Arndorf, bereits untergegangen, und durch den „Morgen“ ersetzt, aber ohne Bedeutung. die „schwedische Staatszeitung“ und „das Stockholmer Tageblatt“, gleichfalls unwichtig. — An eigentlich gelehrten Zeitschriften ist Schweden jetzt ziemlich arm. Die in Upsala erscheinende, betitelt „Frey“, und das Wochenblatt „Studien, Kritiken und Notizen“ das in Lund erscheint, leiden, das erstere an Langweiligkeit, das letztere an Magerkeit. Seitdem der von Rydquist besorgte „Heimdell“ eingegangen ist, hat Stockholm kein besonderes literarisches Blatt. Die Literatur wird von der Politik jetzt verdrängt; sie muß sich mit einer kleinen Bodenkammer in den politischen Blättern begnügen. Ein belletristisches Wochenblatt „Figaro“, zu welchem eine halbe Legion Schriftsteller Beiträge liefern, ist doch vor Kurzem entstanden, und scheint Fortgang zu haben. — In den größeren Landstädten erscheinen höchst freisinnige Tageblätter, z. B. der „Barometer“ von Engström in Kalmar, der „ostgothische Correspondent“ von Ridderstad in Linköping, die „Nadjade“ in Karlskrona. — Die Vorlesung schließt: „Mißt man einen Blick rückwärts, so ist klar, daß die liberale Presse in Schweden in dem letzten Jahrzehent allein mehr gewirkt hat, als die sämmtlichen Reichstage seit 1809. Sie ist jetzt ein Mittel, ohne Besorgniß vor Hindernissen, Fragen auf die Bahn zu bringen; und die nächste Zukunft wird den Eifer und die Standhaftigkeit dankbar erkennen, durch welche eine Macht bei uns geschaffen wurde, die eine Leuchte der Zeit, ein Schooß des Volkes im Frieden, und das beste Schloß der Schennen des Landmanns ist.“ So weit Sturzenbecher.

Hierzu wäre wohl eine Nachlese zu halten, z. B. Alderbeths „Iduna“ (1813), Hammarstöds und Holjers bei Gelegenheit der phosphorischen Schule auch von Sturzenbecher erwähntes „Lucerna“, das Organ der im Anfang dieses Jahrhunderts errichteten Gesellschaft für Reinigung der Sprache und für Bekanntmachung älterer vaterländischer Werke; „Svea“ (1819); „Nimer“ eine Zeitschrift für Geschichte, Politik, Philosophie und Kunst in Upsala; „Gos“ von Lenström in Gefle; „Hermes“ von Hammerstöld und Almquist seit 1821 wird besonders wegen seiner trefflichen Aufsätze über Kunst gerühmt.

Zur Ergänzung gebe ich zuerst die neuesten Nachrichten aus Stockholm: „Von den hiesigen Zeitungen hat Aftonbladet (das Abendblatt) noch immer den bei weitem größten Debit im ganzen Lande und übt eine bedeutende Einwirkung auf die allgemeine Gesinnung aus. Was übrigens die ganze publicistische Presse betrifft, liegt ihre Gewalt doch in Dem, was sie in der Hauptsache leistet, oder vielmehr, so zu sagen, daß sie von der Hauptsache ausgeht. Wissenschaftliche Zeitschriften haben wir nur wenige, unter diesen „Frey“, welche sich durch ganz vorzügliche Abhandlungen bemerkbar macht; der politischen Zeitungen aber sind viele — an 70 verschiedene — über das ganze Land gerechnet. In den kleinen Städten sind sie doch wenig bedeutend, meistens nur als Intelligenzblätter zu betrachten. Etwa sind darunter können mehr Würdigung verlangen, z. B. der vorzügliche Dänenfreund „Oresundsposten“, „Wahrbergs Handels och Sjöfarts Tidning, Jönköpingsbladet“ und ein paar andere. In der Hauptstadt selbst hat man ein officielles Blatt „Post- och Inrikes Tidningar“; eine den adelichen und überhaupt den konservativen Interessen gewidmete Zeitung, Namens „Tiden“ (die Zeit), eine moderatliberale „Aftonposten“, eine der äußersten Linken angehörende „Dagligt Allehanda“; dann kommt noch ein Intelligenzblatt, „Dagbladet“, bisweilen mit sehr schätzenswerthen Aufsätzen in liberaler Richtung, und ein scherzhaftes Blatt „Frisfteren“ (der Freischütz) mit mehr gutmüthigem als bitterm Humor, jedoch auch mitunter etwas häufisch; endlich ein

Digitized by Google

schwunghaftes Blatt „Söndagstidningen“ (die Sonntagszeitung) für den Skandal eingerichtet, mit denen und höchst geschmacklosen Karrikaturen. — So steht die schwedische Publicität aus. Das Innere derselben hat das Verderbniß, welches eigentlich der allgemeinen Meinung angehört, das Verderbniß des freien Wortes, sogar faß zu frei. Die Presse wurde in Schweden gleich bei der Staatsumwälzung vom Jahre 1809 frei gegeben; es dauerte freilich lange, ehe die Zeitungen etwas vorzunehmen wagten. Jetzt aber wagen sie Alles. Die letzten Jahre der Regierung Carls XIV. Johann haben der schwedischen Presse nur zu große Freiheiten gegeben; doch hat man jetzt ein Bischen mehr Moderation als damals. Ob auch viel darin steht? Nun, je nachdem! Gemiß könnte man noch weit mehr verlangen, jedoch ist zu hoffen, daß immer mehr gescheute Leute sich der Publicität widmen werden; bis jetzt ist ein Redakteur einer Zeitung einer gewissen Geringschätzung ausgesetzt, wegen der Bitterkeit, die sich häufig in den Aufsätzen findet. — Es giebt allerdings eine Verantwortlichkeit, aber diese steht nur auf dem Papiere. Die Regierung hat schon längst aufgehört, die Schriftsteller gerichtlich zu verfolgen; und Privatleute, die sich angegriffen fanden, schlagen selten einen anderen Weg ein, als daß sie in derselben Zeitung, wo sie angegriffen wurden, ihre Vertheidigung einschalten lassen.“

Die zweite Nachricht aus Upsala ist allgemeinen Inhalts, und ich theile daraus nur einige Stellen mit, die diesen Aufsatz abrundend schließen mögen: „Wir haben in Schweden das große Glück, daß unser König und jedes Glied unsers Königshauses von Allen, Hohen und Nideren, unausbrechlich geliebt wird. Dies bewirkt, daß wir der kommenden Zeit mit großerer Ruhe und ohne Furcht vor solchen Erschütterungen entgegensehen können, wie sie über andere Völker ergehen. Was diese verlangen, Vertretungs- und Vereinigungsrecht, Preßfreiheit u. s. w. haben wir seit langer Zeit, und die Verbesserungen, welche der Fortschritt der Zeit fordern möchte, können wir auf ruhigem und gesetzlichem Wege erlangen. — Es herrscht bei dem Kerne der schwedischen Nation eine unaussöhnliche Furcht vor der „Heerengewalt“, ein Mißtrauen gegen die sogenannten „Herren“, die Aristokratie, und diese Furcht, dies Mißtrauen macht den Gedanken an eine Republik in Schweden unmöglich. Sogar unsere Demagogen wagen nicht, damit zum Vorschein zu kommen, denn sie wissen, daß, sowie sie etwas dergleichen aussprächen, das Volk sofort sich Mann für Mann von ihnen abwenden würde. Dieser Royalismus ist darum so tief mit und verwachsen, weil unsere Könige immer mit dem Volk gegen die Aristokratie im Bunde waren. Auch folgt das Volk seinem Könige mit größter Hingebung. Natürlich werden auch wir in Schweden es nicht vermeiden können, daß uns die Erschütterungen in Deutschland und anderen Ländern berühren — zuvörderst jedoch die in Deutschland. Aber die Gährungsstoffe, welche sich dort finden, haben wir nicht, wenigstens nicht in demselben Grade. Wir haben fast keine großen Städte, keine Aristokratie mit Erbadelrechten, keine sich widerstreitenden Religionssecten, sondern einen zahlreichen, im Grunde conservativ gesinnten Bauernstand; einen Adel, der zwar einen bedeutenden Grundbesitz inne hat, jedoch unter keinen andern Vorrechten als andere Landbesitzer (weshalb auch viele der großen Adelsgüter jetzt in den Händen von bürgerlichen Personen sind); eine Vertretung, gegen deren Zusammensetzung sich zwar Manches sagen läßt, die aber doch seit Jahrhunderten die Sache des Volks geführt hat; eine beinahe ganz uneingeschränkte, und dennoch vergleichsweise nicht sonderlich gemißbrauchte Preßfreiheit; eine Einheit in der Kirche, welche allerdings einen Stillstand bezeugt, aber auch den Character des Compacten und Bestandigen trägt; und vor Allem einen Paragraphen im Grundgesetz, nach welchem jede, selbst die umfassendste Veränderung in Staat oder Kirche ohne Revolution geschehen kann. Denn jedweder Reichstagsmann ist befugt, eine solche zu projectiren, wäre es selbst Republik, und zwar ohne die mindeste Gefahr für sich und seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft; gewinnt sein Vorschlag den Beifall der Stände auf zwei Reichstagen nach einander, und wird er sodann vom Könige sanctionirt, so wird er Gesetz. Auf diese Weise hat unser Grundgesetz vorwährend Veränderungen erfahren. Diesen offenen Weg für dieselben sehen wir als einen Ableiter für Revolutionen an, und zu diesem Zwecke wurde er auch in das Grundgesetz von 1809 aufgenommen. — g —

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Kopenhagen. Anf. Jan. Zwei Kriegsgeschichten. Die schleswig-holsteinische Zeitung enthielt kürzlich eine Reihe Artikel, in denen u. A. der Satz behauptet und mit einigen Privatanekdoten unterstützt wird, „daß Lügenhaftigkeit ein bestimmt ausgeprägter Charakterzug der dänischen Nation sei.“ Merkwürdig wie die Ansichten verschieden sind. Fleißigen Zeitungslesern wird es noch erinnerlich sein, daß eben die Dänen seit dem Anfange des „Aufruhrs“ in Holstein, sich sehr häufig über die Unwahrheiten, Erfindungen und absichtliche Entstellungen beschwert haben, mit welchen die schleswig-holst. Advokaten-Partei ihre „heilige“ Sache zu stärken suchten, ohne daß wir darum das ganze Volk, welches wie sehr gut von den „Literaten“ zu unterscheiden wissen, wie dieser „Lügenhaftigkeit“ ergehen nur einen Augenblick angesehen haben. Indem wir nicht umhin können, unzählige gestützen und materiellen Gemeinschaften zufolge, zu dem großen germanischen Volksstamm auch uns zu rechnen, steht in jenem beklagenswerthen Familienzwist auch uns gewiß das Recht zu (was uns freilich lange von den deutschen Zeitungen verantwalten wird) ein Wort mitzusprechen. Und wir wollen das thun, damit nicht irgend Jemand glauben solle, daß wir jene Aufschneidungen stillschweigend als gerechtfertigt anerkennen, oder vielmehr die Schleswig-Holsteiner und ihre Organe als die allerärgsten, privilegirten Besitzer aller Wahrheit und Wahrheitsliebe in unsern Herzen betrachten. Wir glauben eben so wenig alle Untugend, wie alle Tugend zu besitzen, und meinen z. B. was Zeitungsunwerthäftigkeit betrifft, beweisen zu können, daß eben unsere geehrten Gegner am wenigsten behaftet sind, und zurechtzuweisen.

Wir denken gar nicht an die bekannte juristische „Fiction“ von der „Unfreiheit“ unseres Königs, die freilich anfangs so fürchterlich dargestellt wurde, daß, was kürzlich erwiesen ist, selbst dänischgesinnte Männer der schleswig-holst. provisorischen Regierung ihre Dienste angeboten haben, um ihren König aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, bis sie die wahre Sachlage erkannt hatten. Es kann uns ebenso wenig einfallen, jetzt alle die großen und kleinen Erdichtungen zu widerlegen, die seit Anfang des Krieges „aus Schleswig-Holstein“ über unsere Verhältnisse und den wechselnden Thatbestand der Controverse verbreitet wurden. Nur gegen diese allgemeine, so leichtfinnig hingeworfene Beschuldigung der Lügenhaftigkeit müssen wir unsere Feder etwas protestiren, die leider so oft wiederholt worden ist*), daß sie selbst von ehrenwerthen deutschen Organen als Thatsache hingenommen wird, wie z. B. kürzlich die „deutsche Reform“ in einer Anzeige der neuen Illustrirten Ausgabe von Anderſens Märchen, die Bemerkung sich erlaubt, daß auch Anderſen sich durch die bekannte Lügenhaftigkeit seiner Landsleute auszeichnet, nur daß er sie in unschuldiger und gefälliger Weise bethätigt. Wie viel man aber in Bezug auf allgemeine Anschuldigungen oder persönliche Verläumdungen der schleswig-holsteinischen Zeitungsbrüder Glauben schenken darf, davon hat neulich die „betäumte“ Anklagung eines Einfalls in Schleswig auf den 1. Januar und die wieder anfangende „Blockade“) von Seiten der Dänen, so wie die merkwürdige, vielerlei Zeitungsklügen enthüllende, Erklärung des Dr. Ehrſtkaut (im „Hamburger Correſpondenten“) einen schlagenden Beleg gegeben. Was aber unsererseits die meisten Klagen hervorrief, war, daß nicht nur die Holsteinische, sondern auch die Hamburger Presse, die doch auf eine höhere Bildungsstufe Anspruche macht, noch lange, ehe der Krieg eine allgemeine deutsche Sache wurde, sich ziemlich colossale Abberrationen von dem Wege der Zuverläßigkeit zu Schulden kommen ließen. Wir sind nicht so unsinnig zu verlangen, daß die Hamburger Presse Partei für uns hätte nehmen sollen, wir meinten nur, daß es für ein großes Volk nicht nothwendig wäre, den Krieg auch mit jenen kleinen Waffen zu führen. Aber unsere Klagen waren nur auf unsere eigenen Zeitungen beschränkt, es war uns lange unmöglich auch nur ein einziges berichtigendes Wort dem Deutschen zuzurufen, und zuletzt ließ unsere Presse aus einer Art Verzweiflung alle jene hamburgschen „Zeitungsenten“, boshafte wie unschuldige, ganz unbeachtet und unwidersprochen hinfliegen. Dies war aber Dänischerseits ein formeller Fehler, besonders wenn ein Krieg mit Journalen geführt wird; man muß immer bis aufs Aeußerste protestiren, und wäre es in einer Sprache, die nur ein einziger Mensch auf der Welt verstünde. Es schien allerdings eine undankbare Arbeit zu sein, weil selbst ministerielle Kap-

*) An der letzten Zeit wieder von mehren Correspondenten des „Hamburger unparteiischen Correspondenten.“

Digitized by Google

porte und offizielle Berichtigungen, z. B. wegen der vielfach wiederholten Aufschneidungen von unerlaubten mit Kugeln gefüllten Schießpatronen"), von den Hamburger Organen, deren Redakteure sehr gut Dänisch verstehen, mit wenigen Ausnahmen völlig unberücksichtigt blieben. — So wurden denn die Widerlegungen ganz aufgegeben; man begnügte diesen Feuerschlot, man schwieg; die Saat der leichtsinnigen oder absichtlichen Unwahrheiten wucherte unterdessen um so üppiger über ganz Deutschland hinaus, und es schnitt und sind dergestalt, wie schamlosig zuweilen auch, wie so viele ehrenwerthe Deutsche nur aus Mangel an Lokalkenntniß selbst das Unglaublichste glauben. Und doch schwieg man, theils, wie gesagt, aus Bequemlichkeit, theils aus Stolz und Entrüstung über die Waffen, denen gewisse Correspondenten sich bedienten, theils vielleicht in dem Erkennen, daß in der diesjährigen Zeitungsliteratur viel schwieriger ein Durchkommen als ein Angekauftsein zu finden sei; theils endlich aus Gleichgültigkeit, in der Ueberzeugung, daß unsere Sache, man nenne sie gerecht oder ungerecht, am Ende doch nicht durch Zeitungsartikel siegen oder verloren gehen würde. Dies war aber unsererseits wieder ein Irrthum, denn alle Revolutionen und Kämpfe sind ja in diesem Jahre direct oder indirect eben durch „Zeitungscorrespondenzen" angefacht, fortgesetzt und zur Entscheidung gebracht worden.

Selbst hier haben wir z. B. erst ganz kürzlich die erläuternde Erklärung (und zwar nicht eigentlich als officiellen Rapport, sondern als „Manifest zur Freude") von zwei kleinen Kriegsereignissen erhalten, die im Juni und August eben so unrichtig dargestellt wie hundert andere Referate, die große Runde durch alle deutschen Zeitungen machten.

Die „Bösenhalle", die sich als tapferer Kämpfer auf diesem Gebiete der Phantasie besonders auszuzeichnen pflegte, die z. B. als der Krieg noch im guten Gange war, die „Bösenneue" erzählte, daß Seitland geschlossen und „der letzte Kanonenschuß gefallen" wäre, die, nach „einem Blutbade zwischen dänischen und schwedischen Truppen auf Fühnen," wo „300 gebliebenen waren", die Letztgenannten 1½ Monat zu fehlt zurückziehen ließ, die später eine vollständige Umwälzung von schleswigschen Soldaten in der dänischen Armee ankündigte, die sie auch nicht bestätigt hat, z. B. 2c., diese „Bösenhalle", die wiederum später, als die Waffenstillstandsunterhandlungen wirklich im besten Gange und dem Abschlusse nahe waren, aus „unerlässiger" Quelle erzählte, daß alle Versuche gänzlich gescheitert wären, — berichtete u. A. auch einmal mit großem Pompe, wie die ganze Besatzung zweier dänischen Kanonenboote (120 Mann) an der schleswigschen Küste durch wohlgezielte Flintenkugeln der Preußen bis zum letzten Manne erlegt worden, wobei nur das scheinbar unerklärliche Räthsel zurückblieb, wie die beiden Schiffe, mit einer Besatzung von Leichen, noch immer glücklich aus Feindes Gewalt dieten entwichen können. Ein zweites Mal erzählte dasselbe Blatt, und noch um unglaubige andere, wie einige dänische Kriegsschiffe in der engen Flensburger Förde so von Bayonetten u. s. w. eingeschlossen waren, daß sie ganz unmöglich entkommen konnten und die Ergebung folglich jeden Augenblick zu erwarten wäre. Mehrere Tage hinter einander erschienen darauf wiederholte Bülletins mit den erfreulichsten Details, die die erlebnte Eroberung noch immer in sichrere Aussicht stellten. Plötzlich aber hörten diese Bülletins auf, und der Sache wurde später nie mit einer Sylbe erwähnt. Erst neulich hat die „Berlinische Zeitung" durch Mittheilung einiger Privatbriefe von einem Besehlshaber der damals in diesen Gewässern stationirten dänischen Eskadre diese beiden Räthsel endlich gelöst.

Von den Affairen in der Meerenge bei Alsen und der Flensburger Förde, wovon hier die Rede ist, hat nämlich der Capitain-Lieutenant Krenchel, damaliger Befehlshaber der dänischen Corvette „Najaden", zwei Briefe vom 4. Juni und 9. September veröffentlicht, aus welchen folgende Thatsachen hervorgehen:

Am Tage des Kampfes, den 28. Mai, hatte er Ordre, mit der Corvette und zwei Kanonenschaluppen in der Nähe der kleinen Stadt Gjerrsund die Flanke der avancirenden Armee zu decken und einige Bomben nach Gravenstein zu schicken. Dies gelang sehr glücklich; zwei an der Küste plazirte deutsche Kanonen wurden von der Corvette demontirt und nur deswegen nicht mitgenommen, weil es eben einen Transport von Verwundeten nach der Schlacht an Bord hatte.

In der Meinung, daß die dänische Armee am 1. Juni weiter vorrücken würde, ließ Herr Krenchel unbemerkt von den Deutschen, die die Westseite stark besetzt hatten, Nachts zwei Kanonenboote die nur 150 Ellen breite Meerenge passiren und bei Nübelnaer anlegen. Die Armee rückte aber nicht vor, und den Schiffen war somit schleunbar der Rückzug abgeschnitten. Eine Compagnie Dänen, die an der Ostküste noch stand, konnte gegen die Uebermacht des Feindes keinen Schutz leisten. Der Oberexerzmeister der Eskadre kam zur Corvette hin, sah ebenfalls die Kanonenschaluppen als verloren an, schickte aber dennoch nach Sonderburg um Verstärkung. Capitain-Lieutenant Krenchel mochte aber, am selben Fehler gut zu machen, die Schiffe, ehe die Verstärkung ankam, durch eigne Hülfe in Sicherheit bringen. Die Westseite des Einlaufs war schon mit 1600 deutschen Jägern und Musketieren besetzt.

An der von dänischen Truppen noch besetzten Ostküste entlang schickte er zu den beiden Schaluppen eine Staffette mit der Ordre, sogleich an eine noch vom Feinde unerreichbare Stelle hinabzurudern, wo dann 50 große, mit den gestopfte Säcke herbeigeschafft werden sollten, um damit am Deck der Schiffe, an der dem Feinde bloßgestellten Seite, eine Brustwehr von hinlänglicher Höhe zu bilden. Als diese nützliche Vorkehrung getroffen war, nahte sich die „Najade" der westlichen Küstenstrecke, wo die deutschen Truppen versteckt waren, und begann sie mit vollen Lagen zu beschießen, so daß sie sich bald eilgst nach Gravenstein zurückziehen mußten. Als das Terrain auf diese Weise freigemacht war, ruderten die Kanonenschaluppen schnell der schmalen Meerenge zu und erreichten bald den Zweck ihrer Anstrengungen, ohne daß ihre improvisirte Brustwehr in Anspruch genommen worden wäre, denn es wurde ihnen kein einziger Schuß geschickt, und folglich auch keine „120 Mann" erschossen. Alle zwei Stunden später die Verstärkung ankam, hatten die schon von so vielen Zeitungen eroberten Schaluppen außer aller Schußweite gemächlich an der Seite der Corvette geankert.

Aus dem zweiten Briefe entnehmen wir Folgendes: Als Herr Krenchel die Absicht der Dänischen bemerkt hatte, die Alsen gegenüberstehende Landspitze Holnäs zu forciren und dort Verschanzungen anzulegen, nahte er sich mit der „Najade" und zwei Kanonenbooten dem genannten Punkte und warf, die Breitseite zugewendet, die Anker. Der Feind hatte einen Ofen gebaut, um darin seine Kugeln zu glühen, und einem nächtlichen Angriffe ließ sich demnach mit Sicherheit entgegensehen. Als es dunkel wurde, ließ Herr Krenchel in aller Stille seine Schiffe „klaloeiren" und eine nördlichere Lage einnehmen. Nachts um 3 Uhr fingen die Landbatterien an, mit glühenden Kugeln und Granaten zu spielen, alle Schüsse waren aber gegen die frühere Lage der „Najade" gerichtet, so daß sie nur als unnützes Opfer dem undankbaren Meere gebracht wurden. Als der Tag zu grauen begann, bemerkte der Feind seinen Irrthum und besserte sogleich seine Schußlinie, die sich also gewährlich genug hätte gelegen können, wenn nicht alle Schüsse zu hoch gezielt gewesen wären, so daß in den sehr schlechten zweistündigen Kampf die dänische Eskadre nur 3 Mann verlor. Die Schiffe trieben ihr Beiles, das Feuer vom Lande wurde nach und nach schwächer und hörte auf einmal auf, als die beiden Schaluppen mit einer unerwarteten Wendung nahe an's Land heranruderten und die deutschen Batterien sehr scharf „enfilirten".

Als Hr. Capitain-Lieutenant Krenchel später nach eingetretenem Waffenstillstande den Babitzlay besichtigte, bekam er die Ueberzeugung, nach den Stellen, wo die Kanonen gestanden, zu urtheilen, daß sie fast alle demontirt worden seien. 36 Geschütze waren vom Feinde hier begraben, eine gleiche Zahl von Verwundeten nach Schleswig gebracht, auch viele Pferde erschossen.

Von diesen beiden, hier nach officiellen Quellen geschilderten kleinen Affairen sind die obenerwähnten, so rühmlichst erscheinenden Berichte von schleswigholsteinischen Zeitungscorrespondenten mit gewöhnlicher Wahrheitsliebe und Sachkenntniß zusammengeleimt — und diese Herren nennen die Dänen ein „lügenhaftes Volk"!

Niederlande.

§§ 'sGravenhage, den 20. Januar. Seit einigen Tagen war ein Gerücht im Umlauf, daß unser Kronprinz eine Reise in's Ausland unternehmen werde, welche, nach den getroffenen Vorkehrungen zu urtheilen, von einiger Dauer sein sollte. Wirklich hat sich der Prinz von Oranien heute in der Frühe an Bord des Dampfschiffes Ocean, das vor Scheveningen lag, eingeschifft, um nach London zu gehen. Seine Gemahlin (von Geburt eine württembergische Prinzessin, die sich die Herzen der Niederländer schnell zu gewinnen wußte) hat ihn begleitet. Zwei Adjutanten sind ihm Gefolge des Prinzen, der Contre-Admiral Arriens und sein Sekretär Karolus Brookhuis. Natürlich strömten über eine solche Reise in dieser Jahreszeit verschiedene Gerüchte, besonders nachdem ein Pariser Blatt auf einen Plan einer Regentschaft, welche erannt werden solle, hingezielt hat. Doch dies Alles scheint sehr gewagt; wir theilen Ihnen das Factum mit und glauben insoweit gut unterrichtet zu sein, daß die Reise nach England von einiger Dauer sein dürfte; im Uebrigen enthalten wir uns aber aller Vermuthungen, in der Hoffnung, Ihnen bald Bestimmtes berichten zu können.

---

*) Solche behauptete eben das dänische Kriegsministerium, in diesem Kriege wie in einigen andern deutschen Munitionswagen gefunden zu haben, und wies die Beschuldigung entschieden zurück.

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Bücherschau.

Oehlenschläger's Tragödien. Prachtausgabe. 10 Bände. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst. 1848.

Wem es einfallen wollte, den Dänen bei Erscheinen einer neuen Ausgabe der Werke deutscher Dichterfürsten diese zu empfehlen und ihnen in langem Berichte die Vorzüge derselben zu beleuchten — es würde mit Recht gewiesen werden, denn es giebt Keinen in Dänemark, der, wenn er irgend auf Bildung Anspruch machen kann, nicht vertraut wäre mit den Meisterwerken deutscher Literatur. Schiller, Göthe, Jean Paul und alle die Anderen den Dänen empfehlen wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Jenseits des Belts begnügt man sich nicht damit, die Literatur des Vaterlandes kennen zu lernen; man hält es der Mühe für werth, fremde Sprachen zu studiren, um in den Geist fremder Literaturen eindringen zu können, und so hat die deutsche Poesie, Wissenschaft und Kunst eine neue Heimath dort oben im Norden gefunden.

Anders ist es in Deutschland! Hier findet man in allen Kreisen, mit Ausnahme der Wenigen, denen die Beschäftigung mit fremden Literaturen ein Nachstudium ist, eine so unglaubliche Unbewußtheit des geistigen Lebens in Skandinavien, daß man es für unmöglich halten müßte, wenn die buchhändle Wahrheit nicht so schroff dastände! Ob Skandinavien eine Literatur hat, wie sie beschaffen ist, ob und nach welcher Seite hin sie Ausgezeichnetes leistet — das sind Fragen, die zu thun sich Wenige bemühen, und die diesen Wenigen dann auf das Angenehmste beantwortet werden. Daß eine flüchtige, vorübergehende Romanliteratur hier in Uebersetzungen angefworfen hat, das ändert an der Sache nichts! Was würden wir Deutsche dazu sagen, wenn die Dänen unsere Literatur nach Tromslö, van der Velde ꝛc. beurtheilen wollten? — Und selbst daß die Namen Andersen und Hertz in neuester Zeit einen guten Klang in Deutschland erlangt haben, kann man höchstens einem glücklichen Zufalle zuschreiben, da sich daraus nicht das Bedürfniß gebildet hat, eine Literatur genauer kennen zu lernen, die solche Früchte trägt.

Ich brauche also nicht zu fürchten, getadelt zu werden, wenn ich den Deutschen erzähle, daß es in Dänemark einen Dichter giebt, der in seinen Leistungen doch über allen Anderen dasteht und Adam Oehlenschläger heißt. „Oehlenschläger!“ so höre ich Tausende rufen, „Oehlenschläger! Wir kennen ihn! Aladdin! Correggio! Sprich von Anderen, wenn Du Neues berichten willst!“ O ja, ich weiß es, daß sein Aladdin, sein Correggio bei uns genannt sind; aber eben so gut weiß ich auch, daß dies der geringste Theil seiner Leistungen ist; daß er groß, daß er unerreicht dastand als begeisterter Sänger nordischen Alterthums, und daß er als solcher in Deutschland fast ganz unbekannt ist. Was hilft es, daß man seine Werke überfetzt, von ihm selbst herausgegeben, in Deutschland findet, wenn sie nicht gelesen werden, wenn Niemand weiß, daß sie in unserer Sprache existiren? Was hilft es, daß man seinen Namen nennt, wenn Niemand weiß, welche Bedeutung dieser Name hat?

Adam Oehlenschläger hat in einer Reihe von Tragödien alle Herrlichkeit der nordischen Sage und Geschichte besungen! Besungen, daß der Klang seiner Stimme ihm wird, wenn auch Geschlecht auf Geschlecht von der Erde schwindet! Er hat seinem Vaterlande, dem gesammten Norden und damit zugleich sich einen Denkstein gesetzt, der Jahrhunderte in voller Kraft und Schönheit überdauern und den Alles zerfressenden Hauche der Zeit trotzen wird, so lange es Menschen gibt, die Sinn und Gefühl für das Hohe und Schöne haben!

Die höchste Leistung Oehlenschläger's ist jedoch das Gedicht: „Nordens Guder“ (die Götter des Nordens), ein Epos von der großen Thatsächlichkeit des Christenthums, von einer Kraft und Schönheit in der Sprache, wie die nordische Literatur kein zweites aufzuweisen hat, und wie sie überhaupt in den Literaturen selten sind. Der ganze Götterkreis, der, verdrängt durch das Christenthum, sich in das Reich der Mythe flüchten mußte, tritt uns hier, gewesselt und geheiligt durch die belebende Macht der Poesie, in voller Kraft der Individualität entgegen. Wir vermögen es nicht, die Menschen, die solche Götter zu anbeteten, Heiden zu nennen, und werden leicht verleitet, es zu beklagen, daß das Licht der Aufklärung zugleich mit der Finsterniß des Aberglauben das Halbdunkel der Romantik verdrängt hat.

„Nordens Guder“ ist eines von jenen Werken, um deren willen allein man eine Sprache studiren sollte. Es ist namentlich, dem Gedichte in einer Ueberfetzung auch nur annähernd jenen Hauch der Ursprünglichkeit und Naturfrische zu geben, durch den es uns so sehr entzückt, und wer sich nicht damit begnügt, ein oberflächliches Mosaikwerk zu lesen, wie deren unsere Uebersetzungsliteratur selber so Viele zählt, der wird schon in der ersten Strophe dieses Epos' Hindernissen begegnen, die, ich glaube es sagen zu können, unüberwindlich sind.

Ein blasser Schemen steht vor Oehlenschläger bei Gelegenheit der Besprechung seiner früheren Leistungen: „Uebrigens verrieth die hier besprochene Gedichtsammlung bereits in Vielem die Begeisterung des jungen Verfassers für die skandinavische Mythologie, überhaupt für den eigenthümlichen Charakter des Nordens. Wie kräftig und klar er diesen in lebenden Bildern anfassen und wiedergeben konnte, zeigte er auf eine glänzende Weise in „Vaulundur Saga“.

Man mußte mit Recht die genaue Art bewundern, in welcher der Dichter eine erzählende Form zu schaffen gewußt hatte, deren naive Einfachheit und epische Anschaulichkeit nicht weniger als der ernste und männliche Charakter sich auf das Vollständigste dem Stoffe des Gedichtes anschloß und den Leser wirklich in eine Zeit und eine Welt versetzte, die außerhalb des gegenwärtigen Lebens lag. Die Andeutungen einer tieferen Naturnothwendigkeit, die dem Gedichte einen Anstrich von der Mystik der romantischen Schule gaben, waren mit so großem Geschmacke und solcher Mäßigung angebracht, daß sie durchaus nicht den rein epischen Eindruck störten.“

Nicht diesen Epos „Nordens Guder“ hat Oehlenschläger durch viele vorschiedenartige Schöpfungen sich das Recht erworben, den Namen zu tragen, den der ganze Norden ihm beigelegt hat, den Namen des nordischen Dichterfürsten. Doch da es außerhalb des Planes dieser kleinen Abhandlung liegt, die Wirksamkeit des Meisters erschöpfend zu beleuchten, so beschränke ich mich darauf, hier die vorzüglichsten seiner dramatischen Arbeiten anzuführen. Die bedeutendsten seiner Tragödien sind wohl: Palnatoke. Hakon Jarl, Sinkrödder, Axel und Valborg, Hagbart und Signe.

Es wird sich in diesen Blättern wohl oft die Gelegenheit darbieten, von den Dichtern und Schriftstellern des großen Dichterst zu sprechen, so daß mir das specielle Publikum allmählig zu einer Kenntniß dieses schönerischen Genius' gelangen kann, die seiner würdig ist.*) Mögen diese Zeilen vorläufig dazu beitragen, das zu bewirken, was schon längst hätte geschehen müssen: den Sinn für Oehlenschlägers Dichtungen wirklich anzuregen, daß er auch hier den Platz einnehme, der ihm mit Fug und Recht zukommt, einen Platz unter den ersten Dichtern unserer Zeiten!

Der zuerst erschienene Band der Tragödien, deren schöne Ausstattung dem Verleger so wie dem Volke, das während des Kampfes für die Existenz noch ein solches Unternehmen ermöglichte, alle Ehre macht und diesen Werke auch in seiner äußeren Form den ersten Platz neben den besten deutschen Producionen sichert, enthält die beiden Stücke: Palnatoke und Hakon Jarl. Eine kritische Beleuchtung dieser Werke wäre hier und überhaupt dem deutschen Publikum gegenüber nicht an ihrem Platze, da bei einer Kritik die Kenntniß des Gegenstandes von Seiten des Publikums vorausgesetzt werden muß. Dies ist hier nicht der Fall, und so beschränke ich mich auf ein Referat.

I.

Palnatoke.

Der König Harald Blaatand (Blauzahn) herrschte über Dänemark von 935–985. Es war damals Sitte im Norden, den Königen einen bezeichnenden Namen beizulegen, der in den seltensten Fällen von ihren Vorfahren, geschweige von ihren Aeltern ihnen beigenommen ward. Man war aber damals ehrlicher als jetzt; man nannte die Könige so bei Lebzeiten schon und nannte sie so in ihrer Gegenwart:

Palnatoke.

. . . . . .

. . . . . .

Und da das Ganze jetzt vorüber ist,
So wollt' ich auch vergessen, König Blauzahn!

Harald.

Was Blauzahn? Widerlich ist meinem Ohre
Der Ehrenname! Du meinst's, hochmuthg'ger Mann!
Ich will genannt nur Harald Gormsen werden.

Palnatoke.

Gestatte mir den Namen König Blauzahn!
Es ist ein alles Recht des Dänenvolkes,
Den Kön'gen solche Namen beizulegen.
Ein König träumt sich oft ein Gott zu sein,
Und gut ist's dann, wenn jener Name ruft:
Du bist nicht nur ein Asfur's**) Sohn, o König!
Ein Asfur's Sohn mit Fehlern selbst, gleich Andern!

Jetzt schmeichelt man den Königen in ihrer Gegenwart und giebt ihnen selbst Ehrennamen nach ihrem Tode, da kann freilich oft auch die Geschichte zu Spottnamen gestempelt werden. — Wollte man bei uns jenen Gebrauch des alten Nordens einführen, es würden oft ganz kurioe Veränderungen vorkommen, und vielleicht bekäme ein Gerechter, der jetzt „der Gütige“ heißt, dann den Namen „der Bibdsunige“ oder besser noch „der gütige Bibdsunige“, weil sonst Verwechselungen möglich wären.

Doch zurück von dieser Abschweifung.

Harald Blauzahn also herrschte über Dänemark, und zwar als Christ. Kaiser Otto der Zweite hatte

*) Wir werden in der nächsten Nummer eine Besprechung von Oehlenschläger's neuesten Arbeiten bringen. D. Red.

**) Asfur war der erste Mensch, den Odin aus einer Esche schuf. D. Verf.

Digitized by Google

ihn gezwungen, sich taufen zu lassen, und so befestigte das Christenthum sich unter diesem Könige sehr im Norden. Bischof Ansgar hatte während der Regierung Harald Klak's die Bahn gebrochen und den späteren Pfaffen den Weg erleichtert, und wenn sie auch nicht alle so fromm waren, wie ihr Vorgänger, so verstanden sie doch das „Handwerk" besser, und das Christenthum bewirkte unter ihnen Mirakel, daß es eine Lust war. — Doch hatte der neue Glaube noch viel durchzukämpfen, und dem Könige stand eine große Partei gegenüber, die den alten Göttern treu geblieben war. An der Spitze dieser Partei befand sich ein mächtiger Häuptling Palnatoke, den auch persönlicher Haß gegen den König erfüllte, weil dieser seinem Onkel Age hinterlistiger Weise hatte ermorden lassen.

Nun lesen wir in der alten „Jomswikinga Saga" (die Sage von den Jomsburger Jomsburgern) Folgendes: Es wird nun erzählt, daß der König umherzog im Lande, und seine Freunde besuchte. Palnatoke bereitete ein köstlichen Festmahl für den König, zog dann zu ihm und lud ihn ein; er nahm die Einladung an, und ging mit vielem Volke zum Feste. Da überkam sie ein Unwetter, und sie kamen gen Abend ihn zu einem Bauer, der Asle hieß, und mit dem Beinamen genannt wurde Asle ihn Snorte (Asle der Schwatz); er war ein armer Mann, und empfing den König mit großer Freude. Seine Tochter ging und wartete am Abend auf; sie hieß Aesa, und wurde Saum-Aesa oder Sys-Aesa genannt, und war groß an Gestalt und von männlichem Ansehen. Der König war ihr wohlgesinnt, und sagte zu ihrem Vater: „Man kann es wohl mit Wahrheit sagen, daß wir kaumirgendwo eine bessere Bewirthung fanden, als die, so wir hier bei Dir genießen, Bauer! Aber es ist doch ein Ding, das Du vor uns verheimlichst, das ist Deine Tochter Aesa mit ihr Bett." Der Bauer sagte, das es sich nicht für ihn schicke, bei einer so einfachen Dirne zu liegen, wie seine Tochter sei; aber der König sagte, er solle sich zum Anigelt seiner Freundschaft verstehen, wenn er ihm seinen Wunsch erfüllte, und es ward das Ende von ihrem Gespräche hin und her, daß König Harald bei des Bauern Tochter während der Nacht lag. Den Tag darnach hörte das Unwetter auf. Der König bereitete sich früh, um von Asle fortzugehen, und ehe sie sich trennten, gab er ihm gute Gaben, und bedachte auch die Tochter. Darauf sagte der König die Reise fort, und kam zu dem früher besprochenen Feste. Der König hielt lange bei diesem Feste, und Palnatoke bewirthete ihn sehr köstlich, und als der König weitersagte von dem Gelage, da gab ihm Palnatoke gute und ansehnliche Geschenke, welche der König auch sehr wohl annahm. Aber im Anfange des nächsten Winters merkten die Leute, daß des Bauern Tochter Saum-Aesa zu gebethen begann und schwanger sein mußte. Ihr Vater ersetzte da mit ihr in der Einsamkeit, und fragte darum, wer mit ihr zu thun gehabt habe; sie sagte, daß keiner bei ihr gewesen sei, außer König Harald, „aber doch", fügte sie hinzu, „wagte ich das keinem Menschen zu sagen, außer Dir allein." „Ja," sagte Er, „um desto so viel höher will ich Dich achten, einen je unsehnlicheren Mann Du hast bei Dir liegen lassen." Und die Zeit verfloß, bis sie dann niederkam. Sie gebar einen Knaben, und es wurde diesem Knaben ein Name gegeben, und er ward Sewald genannt, und bekam einen Beinamen nach seiner Mutter und hieß Saum-Aesa-Sewald. Es traf sich nun so, daß König Harald den dritten Sommer darnach wieder gen Fyen ziehen sollte zu einem Festgelage. Da nun der König kam, rebete Palnatoke zu Aesa, welche mit ihrem Sohne gekommen war, als dessen Vater sie König Harald bezeichnete: „Nun sollst Du," sagte er, „derb vor den König hintreten, während er beim Mahle sitzt, und frei zu ihm reden von Dem, was Dir auf dem Herzen liegt; Du sollst auch den Jungen mit Dir nehmen, und dann zum Könige reden mit solchen Worten: Hier führe ich einen Knaben mit mir, für den ich keinen Anderen als Vater bezeichne, als Dich, König Harald: und was Antwort Dir darob der König auch geben mag, so sollst Du nur derb reden; aber ich werde Dir helfen und mit Dir zustimmen, und Deine Sache unterstützen." Sie that, wie er ihr rieth; und nun ging sie zum König Harald, und führte den Knaben mit sich, und sprach dieselben Worte, die Palnatoke ihr in den Mund gelegt hatte. Der König antwortete gleich, da sie diese Worte geredet hatte, und sagte, was das für ein Weib sei, das so keck dergleichen wage, dem Könige vorzubringen, und er fragte sie nach dem Namen; sie sagte, daß sie Aesa heiße, und daß ihr Vater ein Bauer in Dänemark sei. „Ein sehr dummdreistes und thörichtes Weib bist Du," sagte der König, „und unterstehe Dich nicht öfter, Solches zu reden, wenn Du Deine Gelder ganz behalten willst." „Solches spricht sie, Herr!" sagte da Palnatoke, „weil ihr dünkt, daß eine große Reinlichkeit es verlange, und sie ist kein Platz oder leichtfinnige Dirne, sondern pinggen ein braves und rechtschaffenes Weib, und ob sie gleich von geringem Geschlecht und Herkommen ist, so glauben wir doch, daß sie nur Wahrheit allein spricht." Da sagte der König: „Nicht versah ich mich dessen von Dir, Palnatoke! daß Du mir so diese Sache zur Last legen würdest, wie es sich nun zeigt." „Es mag nun auch drum sein," sagte Palnatoke, „daß ich Euch nicht beschweren will. Herr! mit dieser Sache, aber ich werde den Knaben in allen Ritterkünsten behandeln, wie daß er Dein einziger Sohn ist, aber nun wollen wir für diesmal nicht mehr davon reden." —

Dieser Knabe war der Nachfolger Harald Blauzahns, der nachmalige König Sewen Tveskjeg (Gabelbart).

Palnatoke erzog ihn nicht allein im Heidenthum, sondern auch in Haß gegen seinen natürlichen, und doch so unnatürlichen Vater. — Es kam zu einem förmlichen Kriege zwischen Vater und Sohn, welche die christliche und heidnische Partei vertraten; derselbe wurde mit abwechselndem Glücke geführt, und erst beendigt, als Palnatoke seinen Feind Harald durch einen Pfeilschuß tödtete. — Keiner wußte, wer die That begangen habe, doch erkannte man den Pfeil als den Palnatoke's. Sewen schwur dem Mörder Rache, und als er nun, nach damaliger Sitte, das Trauermahl für seinen Vater angerichtet hatte, ließ er seinen Diener rund um den Tisch gehen, und jeden der Anwesenden fragen, ob er den Pfeil kenne. Alle verneinten es, bis er zu Palnatoke kam. Der sagte: „Wie sollte ich meinen eigenen Pfeil nicht kennen?" Da fragte ihn der König: „Wann, Palnatoke, schoß Du diesen Pfeil zum letzten Male?" und Palnatoke entgegnete: „Als ich Deinen Vater mit ihm tödtete!" Der König wollte ihn darauf greifen lassen, aber sein Pflegevater hatte so viele Freunde, daß Keiner dem Befehle Folge leistete. Palnatoke zog mit seinen Kriegern von dannen, und stiftete in der Veste Jomsburg (in der Nähe von Julin, dem jetzigen Wollin) einen Ritterverein, eine Art Republik, die auch den alten Göttern eine neue, bleibende Freistätte darbieten sollte. Alten berichtet hierüber in seiner Geschichte Dänemarks:

„Keiner durfte in diesen Ritterverein aufgenommen werden, der unter 15 oder über 50 Jahre alt war, und wer vor demjenigen Tage, der ihm zu Waffen und Rüstung gleich war, ward und der Gemeinschaft getroffen. Kein Jomsburger durfte ein Weib bei sich haben, und niemals länger als drei Tage aus der Burg abwesend sein. Alle sollten sich gegenseitig als Brüder betrachten, und Einer den Tod des Andern rächen, als ob er sein Bruderbruder gewesen wäre; entstandene Streitigkeiten zwischen ihnen, so war es strenge untersagt, sich selbst Recht zu verschaffen. Jeder sollte vielmehr seine Sache von dem Gemeinderathe lassen, Dessen Spruch sollten auch alle Erbetene zur Vertheilung bei der Beutetheilung überliefert werden, und jeder Jomsburger war verpflichtet, ihm zu Reinigkeiten, welche in Ehrfahrung gebracht hatte, zu berichten, widrigenfalls harte Strafe auf die Verbreitung leerer und beunruhigender Gerüchte gesetzt war." —

Obleichschlager hat sich in seiner Tragödie die bisherische Freiheit genommen, Palnatoke von einem seiner treuen Freunde in der Berserkerwuth tödten zu lassen. Im Uebrigen hat der Dichter sich treu an die Geschichte gehalten, und wir begegnen hier einem Momente, das uns einen interessanten Beleg für das Wandern der Sagen durch die verschiedenen Völker giebt; die bekannte Tellsage nämlich fanden wir auch hier bis in die kleinsten Details wieder. Palnatoke hatte sich im Kampfe gerühmt, der beste Schütze zu sein, wie erzählt uns Saxo Grammaticus, der älteste Geschichtschreiber von Dänemark, in seiner „dänischen Chronik", den Hergang folgendermaßen:

„Nun folget hier eine Historia vom Könige Harald und einem seiner Diener, welche an dieser Stelle weder vergessen, noch ausgelassen werden darf. Da war Einer, mit Namen Toke, in König Harald's Hof, der viele Feinde hatte von wegen seiner Jugend und männlichen Thaten, mit denen er sich vor allen Uebrigen hervorthat. Er berühmte sich einmal, daß ein Apfel nie so klein sein könne, daß er ihn nicht von einer Stange niederschießen sollte mit dem ersten Schuß. Dieses wurde dem Könige hinterbracht, und er befahl alsogleich, daß Toke seine Kunst an seinem eigenen Sohne beweisen sollte, und wannen er schöße bei dem ersten Schusse, so solle er sein Leben verlieren. Toke ward bange ob so strengen Befehls des Königs, und traurete nicht allein ob seines Verlehns und seiner Trunkenheit, sondern auch ob seiner unglücklichen Feinde heimlicher Rede und Verführung. Und ob es gleich ihm bart ankam, daß er seine Kunst erproben sollte, da er es nicht selbst veranlaßt hatte, so konnte doch sein freimüthiges Herz nimmerdar verzagen. Jegrößere Gefahr für ihn war, um soviel dreister und gewandter überlegte er Alles, und zuletzt flagte er sich dem Verlangen des Königs. Er gebot seinem Sohne, stille zu stehen und nicht zu fürchten oder sich zu bücken, wann er den Pfeil abschießen und sausend gen sich hinanfliegen hörte. Er wandte die Augen fort, und den Nacken zu sich *), und nahm drei Pfeile, und schoß darauf den Apfel mit dem allerersten Pfeile. Hätte das Glück es anderweitig gefchicken lassen, da hätte es ihm den Hals gebrochen. Aber des Vaters sicherer Kunst beschirmte sowohl des Sohnes, wie auch des Vaters Leben. Des Sohnes dreister Gehorsam erhielt ihn und den Vater in Ehre und Wohlfahrt. Darauf fragte der König ihn, weshalb er drei Pfeile aus dem Köcher genommen habe, da ihm doch nur ein Schuß gestattet war. Drob antwortete er und sagte: Wenn ich mit einem ersten Pfeile gefehlt hätte, da wollte ich meinen unschuldigen Sohn an Deiner ungerechten Grausamkeit ge-

*) Er drehte sich um.

Digitized by Google

rächt haben. Wodurch er zu erkennen gab, daß ihm Ehre ob seines Gewissens, dem Könige aber Strafe zukomme, ob seines ungelegenen Verlangens und Befehls."

Dies der Stoff, den Oehlenschläger in seinem Palnatoke behandelt hat. Die höhere Idee, welche sich durch das Ganze hindeht, ist der Kampf zwischen Christen- und Heidenthum. Dem letzteren gehört die Vergangenheit und Gegenwart, jenes sucht sich seine Zukunft zu erringen. Wenn auch die Träger und Vertreter der christlichen Idee (besonders Harald und Bischof Povo) in diesem Kampfe schmählich unterliegen, so deutet doch der Dichter durch den Tod Palnatokes, des Führers der heidnischen Partei, den einstigen Sieg seiner Gegner an. — Daß aber das Christenthum noch nicht beimisch geworden ist unter diesen Naturgestalten, daß sie selbst den christlichen Gott nur für einen mächtigeren Odin halten — mächtiger, weil ihnen der christliche Glaube durch Waffengewalt und „Wunderwerke" aufgedrungen ist — das tritt uns besonders klar in der Beobachtung entgegen, daß alle die edlen männlichen Tugenden, welche den Nordmisch geworden ist unter diesen Naturgestalten, daß sie selbst den christlichen Gott nur für einen mächtigeren Odin halten — mächtiger, weil ihnen der christliche Glaube durch Waffengewalt und „Wunderwerke" aufgedrungen ist — das tritt uns besonders klar in der Beobachtung entgegen, daß alle die edlen männlichen Tugenden, welche den Nordlanden so lange auszeichneten, hier auch ungetrennlich von Helden sind, während das andere Christenthum bei seinen Anhängern jene trotzige, selbstbewußte Schroffheit gebrochen hat, ohne ihnen noch Ersatz dafür zu geben. Wie sichtbar es klar, daß ein neuer, blutiger, gewaltiger Kampf um so gewaltiger, als er der letzte sein wird, zwischen Odin und Christus bevorsteht, und haben nicht den Muth, wenn wir die Gestalten betrachten, welche die Träger dieser beiden Ideen sind, dem letzteren entschieden den Sieg zu prophezeihen. — Somit ist diese Tragödie ein Bild, wie zwei fast gleich mächtige Gegner sich im wechselnden Glücke des Kampfes an einen Abgrund vorgedrängt haben. Noch kurze Zeit — und es muß entschieden sein, wer den Feind in die unergründliche Tiefe stürzt. — Die Entscheidung wird uns in der darauffolgenden Tragödie „Hakon Jarl", deren Besprechung wir uns für eine der folgenden Nummern dieses Blattes aufbewahren.

F. A. Leo.

„Mein Theaterleben" von August Bournonville. Kopenhagen C. A. Reitzel. 1848.

Ein Werk von einem Jünger Terpsichorens über seine Kunst gehört zu den Seltenheiten und verdient schon deshalb Erwähnung; um so mehr aber, wenn man, wie hier, auf eine geistreiche und anziehende Erscheinung trifft.

Bournonville, der durch seine Ballet-Kompositionen sich in der Kunstwelt einen bedeutenden und geachteten Namen erworben, giebt uns in dem vorliegenden Werke eine lehrreiche Selbstkritik seiner Leistungen und seines Wirkens. Gründlich, ausführlich und auf eine gefällige und anziehende Weise schildert er uns den Lauf, die Phantomime und das Ballet, indem er dieselben scharf charakterisirt und, von Liebe zu seiner Kunst durchdrungen, mit Wärme und Gewandtheit behandelt. Daß der Verfasser in seiner Selbstkritik nicht sehr streng ist, sondern mit sichtbarem Wohlwollen sich beurtheilt, wird man ihm zu gute halten; dagegen hätte man wohl wünschen können, daß er gegen seine Vorgänger ebenso gerecht gewesen wäre, namentlich gegen den genialen Galeotti, der als Komponist besonders in der komischen Pantomime Ausgezeichnetes geleistet hat und während vieler Jahre für das Kopenhagener Theater unentbehrlar war; für dessen Verdienste aber Bournonville ganz nutz gesteht, gar keinen Sinn zu haben, wie er auch Nichts dafür gethan hat, den Namen des viel bewunderten und geliebten Meisters in Erinnerung zu erhalten. Dies und mehrere Schiefheiten in der Darstellung der Theaterverhältnisse hat schon Anfangs dieses Jahres ein Regensent in der „Berlingschen Zeitung" mit Sachkenntniß gerügt. Hr. Bournonville scheint trop aller Bildung und mehrseitigen Talente, für das Komische seinen Sinn zu haben; sein Tanz wie seine Kompositionen haben sich immer dem Sentimentalen hingeneigt.

Ferner schildert das Buch auf recht pikante und anziehende Weise bedeutende Männer und Frauen, welche auf der Bühne als Schauspieler, Sänger oder Tänzer glänzten, und die besonders auf den, der in eingeweiht haben, oder mit denen er in Berührung gekommen ist; so findet er und u. A. die in Deutschland weniger bekannten künstlerischen Schauspieler Knudsen, Frydendahl und Rygo vor, ferner Talma, Mars, Sontag, Malibran, Rubini, Labache, Giulia Grisi, Potier, Lemaitre, Martin, Nourrit, Albert, Paul, Perrot, Marie Taglioni, Fanny Elsler, Carlotta Grisi*), mehr oder weniger bekannte Künstler und Künstlerinnen. In der zweiten Abtheilung des Werkes bespricht er seine Balletkompositionen, welche auf der Kopenhagener Bühne fast sämmtlich mit dem größten Beifall aufgenommen worden und welche ihm, besonders als arrangirenden und gruppirenden Komponisten, einen bedeutenden Namen erwarben. Die lyrischen Versuche, mit denen das Werk schließt, sind unbedeutend, Herr Bournonville bezeichnet sie als Dinnen, welche in lichten Stunden auf seinem vornewollen Pfade**) sprossen, und trant Reinen den Muth zu, dieselben einer strengen oder höheren Kritik zu unterwerfen. Bei einer solchen Einleitung muß man auch seine lyrischen Versuche von einem mildesten Standpunkte aus beurtheilen. Herr Bournonville scheidet nach einer vielfährigen Thätigkeit von der Kopenhagener Bühne, auf welcher er so manche Triumphe feierte, und die Herausgabe seines Werkes hat nur den Zweck, sich ein „kleines Monument" zu errichten, indem er der Meinung ist, daß der Tänzer bald vergessen wird, während Bildhauer, Maler und Dichter in ihren Werken fortleben. Hr. Bournonville möchte sich vielleicht dennoch täuschen; bei seinen handelnden wenigstens hat er sich als Balletkomponist und vorzüglich als Arrangeur sicher ein bleibendes Denkmal errichtet. Hr. Bournonville hat unleugbar viele, wie möchten sagen, zu viele Verdienste um die dänische Nationalbühne; nicht nur daß er ein guter Balletmeister und Tänzer gewesen ist, er hat es möglich so viel Talent und Geschmack, daß er nöthigenfalls auch im Schauspiele bisweilen hat auftreten, und so viel Stimme und musikalische Bildung, daß er eine kleine Singpartie hat übernehmen können. Durch seine praktische Vorliebe und Thätigkeit für seine eigene Kunst hat er den Geschmack des Publikums in einem Grade, der zu bedauern ist, dem materiellen Elemente der Ballets und des Bravourtanzes zugewandt und, weil wir für alle dramatischen Gattungen nur die eine Bühne haben, das eigentliche Schauspiel mehr wie gebührlich zurückgedrängt. Da er in seinem ganzen Theaterleben und in unserm ganzen Theaterwesen soll die einzige Thätigkeit war, die mit einseitiger, soll lebendschaftlicher Energie auftrat, hat er mehr als wünschenswerth das Repertoire beherrschen können, und man kann sagen, daß es eigentlich nur seiner Mäßigung zu verdanken war, wenn nicht selten Abend Balletn aufgeführt worden sind. Wenn dramatische Dichter rechten Erfolg hoffen wollen, haben sie sich sogar um seine Unterstützung bemühen müssen.

Wir theilen hier einige Fragmente aus seinem Buche mit, die gewiß nicht nur Kunstfreunde durch den Stoff, sondern durch lebhafte Darstellung auch andere Leser interessiren werden.

„Der Begriff Tanz ist von Musik ungetrennlich, und Terpsichore vereint in ihrem Wesen den Rhythmus und die Bewegung. Die unmittelbarste in ihrem Ursprung und in ihrer Wirkung, die unabhängigste und isolirteste, sie ist die, welche alle schönen Künste ist die Musik. Wie viel und doch wie wenig ist nicht über diese göttliche Kunst geschrieben; sagt aber der Tanz ihre erstgeborene Tochter ist, hat man selten eingestehen wollen, und weshalb? Hat die Schönheit nicht dieselben Ansprüche wie der Wohllaut? Ist eine weitere Entfernung vom Auge als vom Ohre der Grund zur Geste vorhanden? Der allmächtige Schöpfer, welcher Harmonie in das Echo des Berges, in des Waldes Wölbung, in des Wasserfalles tiefes Sausen legte, und die Brust des Menschen zum Behälter der schönsten Töne wählte, schuf er nicht ebenfalls die schwebende Schwalbe, die flüchtige Hindin, das gescheidige Rehe, die sich schmiegende Blume und vor Allem den menschlichen Körper, der in der Ruhe der Anschaut das höchste des natürlichen Reizes ist?

Die Schöpfung rief Bewunderung und Lob hervor; das Wort war noch nicht geboren, aber die Stimme klang und der Lobgesang tönte aus voller Brust; die Lauschenden standen unber, ergriffen von Begeisterung; sie wollten diese Töne nachahmen, aber theils fehlte ihnen die Gabe der Melodie, theils fürchteten sie den Zauber zu vernichten . . . . da folgte die Hand mit dem Blicke und den bewunderten Gegenden hin, es war, als ob die Schritte den Wellengang der Töne begleiten wollten, der Körper sang . . . sie hörten des Sängers Musik, er sah die übrige . . . aber er blieb ihr Meister, denn er konnte ohne sie singen, sie aber konnten nicht ohne ihn tanzen.

Der Tanz schuldet also der Musik sein Dasein. Der Mensch tanzt nicht nur, um seine Freude zu äußern, sondern um Begeisterung, ja selbst Kraft und Trauer zu deuten; er war in den ältesten Zeiten eine körperliche Declamation; es wurde bei den Opferungen an den Gräbern getanzt. So muß man es verstehen, als König David vor den Herrn Lade tanzte, und daß sowohl Heldengedichte als auch Tragödien auf der Bühne getanzt wurden. Die Wissenschaften traten auf, die schönen Künste schlossen sich ihrem Chorzuge: die Musik schloß sich an die Poesie und der Tanz an die Plastik; sie veränderten allmählich ihre Formen, aber in ihrem innersten Wesen blieben sie beständig verbunden. Die Väter der Cultur, die Griechen, wollten Kunst und Wissenschaft neun jungfräulichen Huldgöttinnen: die jüngste und die unterste blieb Terpsichore, und sie war des Tanzes Muse.

Wie die Alten gelangt haben, dauern können wir aus seine deutliche Darstellung machen; daß aber diese Kunst höher als das rezitirende Schauspiel stehen müßte, entnehmen wir aus den Masken, Stelzen und Sprachröhren, deren sich die Schauspieler in ihren Rollen bedienten, wogegen alle

*) Daß der Verfasser hier seiner eigenen Schülerin und Landsmännin, der jetzt wohl schon so berühmten Lucile Grahn, nicht erwähnt, darf man vielleicht seiner patriotischen und künstlerischen Bescheidenheit oder vielleicht noch anderen Gründen zuschreiben.

**) Der heiläufig aber auch mit sehr vielen Blumen und Triumphen geschmückt war.

Digitized by Google

plastischen Nachahmungen der Tänzer und Tänzerinnen der Vorzeit auf den höchsten Grad des Liebreizes und guten Geschmackes deuten. Man kann nach den langen Gewändern an den drapirten, und den kurzen Bewegungen an den nackt drapirten Statuen schließen, daß der Tanz nicht in Sprüngen und Umdrehungen, sondern in anstrengenden Stellungen und decenter Muskelreit bestanden hat; oft wurde ein Instrument gespielt oder ein Attribut geschwungen, welches auf die Gottheit deutete, zu deren Verherrlichung der Tanz aufgeführt wurde. In dieser würdigen Weise erreichten sowohl der Tanz wie die andern schönen Künste Sexus bei den Griechen nur die Schönheit Hauptbedingung aller Kunst) ihren Culminationspunkt, bis sie in den Dienst der niederen Leidenschaften kamen, entehrt wurden und als Sclaven der Tyrannei und Verweichlichung unterginge. Welche Kunst ist in der Periode der Verderbniß am meisten entheiligt? Hier können die ausübenden Künste ihre Vergänglichkeit pressen, sie hinterlassen kein Denkmal, aber die Dichtkunst und die Plastik müssen die ganze Schande tragen . . . Die Völe der Barbaren hielten eine Kunst preisen jene Zeit und die Wiedergeburt der Kunst im Mittelalter Italiens.

Wieder war es im Schooße der Religion, wo die Künste emporblühten sollten: die zerstümmelten Götter erhoben sich als heilige Bilder, mächtige Tempel erhoben sich über den Gräbern der Märtyrer, und Hymnen ertönten in den prachtvollen Gewölben. Hier erstand auch die Schauspielkunst, die Priester führten und ließen Scenen aus der heiligen Schrift, sogenannte Mysterien, aufführen, in welchen Declamation, Musik und Tanz ungefähr auf dieselbe Weise wie in den jetzigen Opern angewandt wurde; oder diese Mysterien arteten bald aus, erweckten allgemeines Aergerniß und wurden mit Excommunication belegt, und es war noch einmal der Tanz, welcher unter dem mütterlichen Schutze der Musik das Schauspiel überlebte. Zur Weihnachtszeit, beim Jahreswechsel und beim heiligen Karneval wurde getanzt; in Griechenland wird noch der Ostermorgen mit jubelnden Tänzen von ganzen Volke begrüßt; Pfingsten, die Korn- und Weinernte werden seit undenklichen Zeiten, beinahe in allen christlichen Ländern, mit Tanz und frommen Lobgesängen gefeiert.

Die uns bekannten Naturtänze oder sogenannten Nationaltänze können in drei Arten eingetheilt werden: die erdrauen, die wollüstigen und die kriegerischen. In den ersteren müssen die älteren italienischen, spanischen und französischen Tänze gerechnet werden, welche eben so wie die nordischen zu Neuvermählungen, Kindtaufen und Klaggelagen aufgeführt wurden; sie gingen sehr langsam und erforderten sowohl beim Manne wie beim Weibe großen Ausstand. Diese Tänze waren die der entblühten Nationen und rühren gewiß von der besseren Zeit der Griechen her. Ich möchte sie die klassischen nennen.

Die zweite Art stammt aus Hindostan, wo die Tänzerinnen in den Pagoden erzogen werden: ihr Name ist Devedassi (auf portugiesisch: Bailadeiras, französisch: Bajadères); von ihnen kommen die Almeen Aegyptens, die maurischen und neueren spanischen und italienischen Tänze, deren Hauptreiz Liebesentzücken ist und deren Ausführung größtentheils den Weibern überlassen bleibt. Dieses Genre ist das indische.

Endlich haben die Tänze, in welchen männlicher Reiz und männliche Kraft sich besonders entfalten und wo die Tänzerin mehr untergeordnet ist, ihren Ursprung im nördlichen Asien; sie gingen durch Rußland, Polen, Ungarn und Nordeuropa nach Deutschland und nach dem ganzen Norden unter dem Namen polnischer Tanz und Walzer, und bewegen sich beinahe immer im dreiviertel oder dreiachtel Takt. Diese Tänze sind die slawischen.“

Was bei Bournonville um so mehr zu schätzen ist, je seltener man diese Eigenschaft bei den dramatischen und musikalischen Künstlern findet, ist die Selbstbeherrschung, womit er mitten in seinen Triumphen und ehe der erste Schritt bergab geschehen war, sich selbst die Grenze seines Wirkens setzte und von der Bühne schied, das noch ungetrübte Bild des Künstlers auf seinem Glanzpunkte hinterlassend. — e.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Schweden.

Die schwedischen Zeitungen berichten über die jährliche Feier der schwedischen Academie, die am 20. v. M. begangen wurde, und von dem Könige und seinem ganzen Hause besucht ward. Acht Mitglieder der Academie waren zugegen, unter diesen der neue Kanzler, Dr. Fahlcrantz, der Dichter des christlichen Epos „Ansgarius“, und Dr. Boelius, „der Sänger des Weins, der Liebe und des Gesanges,“ der für das Jahr 1849 Director der Academie ist. — Nachdem eine Rede zum Gedächtniß des verstorbenen Mitgliedes Järta, ein feuriger Kämpfer für Freiheit und Recht, von seinem Nachfolger, dem neuen Mitgliede v. Stogmann gehalten war, sprach der Kanzler über die Gottesfurcht und Andre der neuen Zeit. Er hob jedoch in sinnreicher Weise hervor, wie sehr die heiligsten Gegenheiten, die jetzt alle Tage verlauten, ihren Grund in „Mißstrauensgefühl sowohl der Regierungen als der Völker“ haben. Er berichtete demnächst über die Wettste der Academie, die der Tod Bruckmann's und Bergelins's ihr gebracht hatte, wonach man zu den Preisschriften des Jahres überging. Nur einer, der Student Gafström, erhielt die Medaille der Academie für sein „Saang öfver Frankrike“ (Gedicht über Frankreich.) Die Belohnung für literarisches Verdienst wurde dem Professor Hagberg in Lund zuerkannt. Ein Gedicht betitelt: „Verdskontrieder“ (Weltkämpfe), wurde ohne Anspruch auf Preis, nur in der Absicht zwie es mitunter Gebrauch ist) das Urtheil der Academie zu hören, vorgelesen. Das Gedicht, in Alexandrinern abgefaßt, war eine Apologie für die alte, eine Art Schmähung der neuen Zeit; sein Heide wirft mit mehr Bitterkeit gegen das Christenthum gewüthet haben, als der Verfasser dieses Gedichtes gegen die Freiheit. Solchen Gedichten eine weitliche Bedeutung beizumessen, hieße ihnen zu viel Ehre anthun, sie sind eben nur die schwerzlichen Schwangeburten der alten Zeit, die werth ist, daß sie untergeht. — Eine neue Erfindung, ein Stimmschlüssel und Symphonikon, von dem Musikdirector Carl Stillen und von der Musikacademie empfohlen, scheint eine große Erleichterung beim Stimmen der Pianofortes herbeizuführen zu können; durch geringe Uebung und mit geringer physischer Kraft, soll Jeder mit demselben selbst sein Instrument ganz rein stimmen können. Für den Instrumentenmacher wird die Erfindung von großem Nutzen sein, indem es eine vollkommen reine Stimmung des Instrumentes möglich macht. —

Feuilleton.

Schwedische Bilder
von
Frederike Bremer.*)

Das, was ich liebe, und seit meiner frühesten Jugend am höchsten in der ganzen Schöpfung geliebt habe, hat ein schönes Angesicht. Kein grobsinnliches. Nein. Regelmäßig sind die Züge bei weitem nicht. Auch nicht lachend-schön. Nein. Obwohl sie schönstein, lachenden Strahlen es gieren, so ist sein Ausdruck doch ernsthaft, und es hat auch finstere Blicke, unschöne Falten und Narben. Aber gerade diese lieb' ich. Bedwegen? Ich weiß es nicht. Die Liebe ist irrgläser Natur. Sie liebt es gerade, die unschöne Narbe zu küssen, die Fehler und Mängel zärtlich zu verdecken und mit Blumen zu schmücken. — Meine Geliebte hat eine hohe Gestalt; selbst ist sie voller Kontraste, von ihrem Fuße an, der von den Wellen der Ostsee gebadet und von Blumennetzen geliebkost wird, bis zu ihrem Scheitel, wo sie sich eine Krone von kalifornien Eiselsen aufsetzt, über die das Nordlicht seine Flamme wirft! . . .

In ihren Fehlen will ich spien und ihren Werten taufchen, wie ein Kind den Worten seiner Mutter, Und erhaben sind deine Lehren, Svea, Mutterland, Geburtsland! Das Meer ist weniger tief, der Sonnenstrahl weniger warm, die Rose weniger lieblich, als sie es sind. Es beginnt dieses schon der „Wala-Gesang“, am „Morgen der Zeit“ gesungen, von der Geburt der Welt, von ihrem Kampf und Untergange, von ihrer Wiedergeburt durch die neuen Geschlechter, „die vom Morgenthau genährt“ von dem Gericht über die Todten, von dem hohen Gimle und dem abgrundtiefen Nifelheim erzählen' und die Thaten der Väter, und ihre Grabhügel, und begonnen die denn nicht?

Und wenn jenes Erstgeborene dahingeschwunden ist, und über die Gesänge und Sagen der Hügel und die Gräber der alten Göttergeschlechter, das Neue dahin schreitet und die Saat der Ewigkeit aufgestreut . . . . was gebalt kann der Volksglaube? Was spricht die Legende, indem sie heimlich-still ihre Sagenkränze um Wald und See und Gebirge windet? Was singen „die Bewohner der Berge, der Hügel, der Gewässer,“ was klingt aus allen Saiten der Natur? Auferstehung! Wiedergeburt! Und die Legende erfteht, gekannt in den Lebensstürmen der Liebe, des Ehrgeizthums, und sie verbrennt mit „Lebenswasser,“ unsöslich mit unsterblichen Blumen alles Lebende und alles Todte, den dem Staube anheimgefallenen Greis, den werdenden Baumkamm, die ganze Menschheit und die ganze Natur.

Doch Alles, was sie — Sveа, unsere Mutter — über den Ursprung der Welt und über ihren Zweck und ihr Ziel weiß — sie hat es noch nicht erzählt.

*) Aus der neuesten Schrift Fr. Bremer's: „Die Sommerreise“, eine Wallfahrt von der Verfasserin der „Töchter aus dem Pfarrhause“. Das hier mitgetheilte Bruchstück bildet die Einleitung zu dem genannten Werke, welches Finnland, den reichsten und interessantesten Theil des allen Schweden in naheliegender Weise schildert. Durch die Güte der Verfasserin ist dieser Anzug durch Zusätze bereichert, die sich nicht in der Originalausgabe finden. Ueber eine gleichzeitig mit Obigem erschienene kleine Schrift von Fr. Bremer, „Einige Blätter vom Rhein“ werden wir nächstens berichten.

Die Red.

Digitized by Google

Ungeheert, unverschämmlich ist der Schatz an Weichheit, die sie in ihren verschwiegenen Wäldern, in dem Schooße ihrer tiefen, stillen Schluchten birgt. Und vielleicht, daß der Schöpfer sie so abgelegen auf der Erde, so weit in den hohen Norden hinaufgelegt, damit sie von den Ländern am längsten ihre Urkraft bewahre, damit sie, wenn ihre Schwestern im Süden von dem Kampfe, von der Ueberbildung ermatten, neue Lebenskraft über sie ausathmen, und der neue „Wala.“ aus seiner Schneekluft steigend, der Welt einen neuen prophetischen Gesang singe, tief wie des alten:

„wundervoll Weisheit,
die frühest er lehrte!“

Wann wurde er zu der Wiege Seea's gesungen? Wir wissen es nicht. Dunkel hüllet die ersten Zeiten ein. Lange bleibt der Norden ein Land der Dämmerung und der Sagen. Von einem Lande „oben, außerhalb des Nordwinds,“ oben über „dem Volke der Schatten,“ in der Nähe „des stillen Meeres“ weissagt die Sonne niemals untergeht, — wo „die Hyperboräer, die gerechtesten aller Sterblichen wohnen“ sprechen alte, dunkle Sagen der Morgenländer. Und die ersten einheimischen Sagen des Nordens reden von seinen Göttergeschlechtern, von Riesen und Zwergen und von ihren Kämpfen mit einander. Das ist der erste Dämmerschein, der sich über die nordische Halbinsel ergießt. Da das Licht — das Licht der Geschichte — seine ersten Strahlen über das dunkele Sagenland wirft, sehen wir Dunkleste auf der jungen Erde — die ersten Spuren der Menschen — hören wir Kriegsgesänge und Minnelieder, — ihre erste Sprache. Zwischen den unabsehbaren Wäldern und den spiegelhellen Seen erbliken wir die Altäre der Götter; die Hütten der Menschen, ihre „Thingstätten“ und ihre Gräber; und diese Menschen, das Volk, ein freitbarer Volk, steht auf dem „Thing,“ wählt seinen König und schafft sich selbst seine Gesetze. Allmählig sondern sich die Provinzen und so wie sie mit verschiedenen Gaben der Natur hervortreten, so sind auch ihre Gesinnung und ihre Worte ihnen eigen; erst im Süden, dann nach und nach mehr nordwärts, wo auch am heutigen Tage die Kultur im Fortschreiten ist. Noch hinauf zu den unbewohnten Nachbar-Landschaften.

Schonen, das meerumkränzte, fruchtbli fruchtbare Schonen, hat vielleicht unter allen Landschaften Schwedens das Meiste von den ältesten ursprünglichen Zügen bewahrt. Die Nebel ziehen über die niedrigen, wellgedehnten Ebenen, die sich von der Meeresküste wie sanfte Wellen landeinwärts wölben, und wenn der Mond über die Saaten fährt und die Nebel theilt, erblikt man weit unten am Horizonte einen blauen Rand von Meere oder Wald, der seine dunkeln Umrisse rings um die Landschaft zieht. Einzelne kleine Parthieen von Buchen-Waldungen lagern hier und dort auf den Abhängen der Hügel und ihn und wieder durchreisst die Ebene ein murmelndes Gewässer auf seinem Wege nach dem Meere — der Heimath der Wittingen. Die flachen Ufern entlang stehen uralte Städte: Malmö, Skanör — die Blume der Landrolle — Stad, Lund, Helsingborg, Landskrona, Climbrishamn, („Portus Cimbrorum“). Das Alter der meisten dieser Städte kennt man nicht; die dänische Reimchronik sagt:

„Als Christus sich ließ gebären,
Blühten Lund und Skanör mit Ehren.“

Frucht aber mild, reich an Sonnenkraft (wenn auch oft verborgen) senkt sich der Wolkenhimmel nieder über die Felder Schonens und macht sie fruchtbar und reich. Die Ebenen sind fast meistens in wogende Kornfelder verwandelt, und auf den grünenden Wiesen weiden die bunten Heerden und weiße Schaaren von Gänsen. Umlagert von herrlichen Buchenwäldern ragen zwischen den Kornfeldern und Sandstrecken die stolzen Herrensitze empor mit ihren Spukgeschichten und Gespenstersagen, ihren Traditionen von dem schönen Mai, von den früher so mächtigen Geschlechtern, stolz, voller Macht und Pracht, reich an eigenthümlichen, sonderbaren Gestalten, sowohl Männern als Frauen.

Unten am Fuße der Burgen liegen die Dörfer, umgeben von schlichten Weidenbäumen, erbaut von Reisern und Lehm, früher von Fachwerk, jetzt von gutem Mauerwerk. Hier wohnt die Gänse und die Kinder fortwährend in Gesellschaft herum. Und die Burg und das Dorf mit einander verschmelzt,

Wie Geister, aus den Wipfeln schauen
Weiße Tempel hin über die Auen.

Der schonische Adel ist nicht mehr, was er früher an Rang und Reichthum war. Er ist herabgesunken. Der Bauer ist hinaufgestiegen und steigt noch heute. Die Verbreitung der Felder, die das Dorf als solches zerstückelten, ist das Glück des Bauers geworden. Auf seinem eingehegten Acker, seinem, einer Burg gleichenden, für sich abgeschlossenen Hofe wohnend, wird er leicht behäbig und reich. Aber reich geworden, wird er nicht selten soul und — Aristokrat, oft in einem höheren Grade, als es in der jetzigen Zeit der Schlossherr, der Graf oder Freiherr ist. Die Schulle liebend, die er besitzt, und Holz auf sie, will er seine Tochter nicht dem Bauer geben, der seinen Acker besitzt; er betrachtet eine solche Verbindung mit seinem Hause als eine mesalliance.

Der schonische Bauer ist bedauert wegen seiner Trägheit und Schwere, weniger wegen des Verstandes und der Kraft, die ihm es möglich gemacht haben, sich von einem niedrigen zu einem in Vermögen und Achtung bedeutenden Standpunkte hinaufzuarbeiten, und eben so wenig wegen seines Strebens für das Allgemeine, für die Angelegenheiten des Vaterlandes, den er mehr und mehr, in demselben Grade, als er sich von seinem materiellen Drucke befreiet, entwickelt. Aber es ist doch trotzdem wahr: träge ist im Allgemeinen das ganze Wesen des Schonen, träge sein Begriff, wenn dieser sich außerhalb der werkthätigen Gegenstände bewegen muß, und schleppend seine Sprache; schwer ist sein Brot, seine Erdöpe und seine Tracht, wenn auch diese letztere eigenthümlich und hübsch ist — die der Weiber ist besonders hübsch, und der schonsche „Kluten“ (Kopfsch) steht ihren vollen und gesunden Gesichtern gut. — Mit einem Worte: Die gewöhnliche Schwere des Bauern der Ebene lastet auf ihm. Es ist einmal so und kann nicht anders sein: der Mensch nimmt das Gepräge der Umgebungen, in denen er lebt, an, und je mehr sich seine Natur zu der Erde hinneigt, desto mehr wird er auch von der Erde gebunden. Nur die Liebe und das Genie können ihrenen befreien, nur sie heben ihre Flügel gleich frei und gleich strahlend über die Ebenen wie über die Gebirge. Aber die Landwölfte wie über die paradiesischste Landschaft. Diese Denker sind auch Schonens Bauern hervorgegangen, und auf dem schwedischen Reichstage hat Keiner mit mehr ergreifender Beredtsamkeit die Sache des Lichts und der Freiheit geführt, Keiner das Wort in seiner flammenden Kraft so von dem Herzen und wieder zu dem Herzen gesprochen, wie der Bauer Nils Manson aus Stumpary.

Schonen bringt von allen Provinzen Schwedens das größte Quantum Korn hervor. Es hat aber auch mehr und Besseres gegeben, es hat Schweden einen seiner größten Juristen, David Nehrmann, und zwei seiner größten Maler-Genies, die Europa eben bewundert, geschenkt. Mußten sie nicht in der Landschaft geboren sein, die sie Sonne leicht?

Und warm strahlt die Sonne über Schonens Ebenen, wo der Sommer, gejagt von den Winden, nur kurze Zeit und rubelos rastet, wo der Buchweizen reift, der Maulbeer- und Kastanienbaum Früchte trägt, wo Nachtigallen im Haine singen und die Lerchen mehrere Male des Jahres ihr Gerüller über Saat's Stadt aufstimmen, der Stadt mit den alten Erinnerungen und den jungen Männern, den Jünglingen des südlichen Schwedens, wo dort studiren und unter dem Schutze des Domes und Lundagaard's ihre Lieder singen, und wo so mancher Gedanke, so mancher Gesang geboren wurde, der früher ein Echo in der Welt fand.

Schonen ist Schwedens gegen Dänemark ausgestreckte Hand, früher im blutigen Kampfe, jetzt im Bruderbunde. Lang und bitter war die Zeit der Feindschaft. Aber in Kopenhagen und auf Lundagaard erhoben sich zwei Sänger, die in die Saiten ihrer Harfen griffen und den Ursprungs-Gesang von gemeinschaftlichen Erinnerungen und gemeinschaftlichen Leben am Mutterbusen der Sage, von den Göttern und Helden des Nordens, von den ersten Zeiten und der ersten Liebe und der ewigen Vereinigung der nordischen Völker . . . ertönen ließen. Aldaan zersprangen die Ketten um der Kämpfer Brust; sie sangen an sich zu erinnern und — zu vergessen! Des ersten Bruderbundes sich zu erinnern, der Zeit der Verwirrung zu vergessen. Der Weltenschlag zerbrengte die Altäreder des Erzvaters, und wie bezaubert fielen die Völker einander jubelnd in die Arme, sie erkannten einander wieder als Brüder, als Freunde. Auf den anderen Wegen, die Oehlenschläger und Tegner eröffneten, zogen jetzt die unternahmen Geister der Geschwister-Völker, um einander in ihrer Heimath zu begrüßen, und bald wurde es ihnen heimisch bei einander. Bei dem schwedischen Gelehrtenfeste, das wie unter dem schwedischen Volke fand Oehlenschläger, Ingemann, Münster, Grundtvig verehrte und geliebte Namen. Auch Herz und Heiberg treten auf dem schwedischen Parnaß hervor. Martensen, tiefsinnig wie ein Deutscher, klar und kräftig, ein nordischer Geist, wird als der Bliederberseller der christlichen Philosophie im Norden begrüßt, und, gelobt wie ein Kind im Glück, bei Thomasmarks unvergleichlicher Märchendichter, H. C. Anderssen, Groß und Klein, Gelehrte und Ungelehrte erfreuend von Schonens Küsten bis hoch hinauf in Nordmarken. Die Vereinigung, die die geistigen Geister der Völker aufsachten, hat die Jugend vollführt, und — der Mythe der Schwan immerfort!

Zwischen Helsingborg und Helsingör, früher das feindliche Territorium, gehen jetzt, über den Sund hinüber, nur Grüße des Friedens und der Liebe.

Halland und Blekinge, beide Küstenlandschaften, beben sich im Osten und Westen Schonens empor. Früher ein Ruferuhalt der „Wikinger“, sind sie jetzt die Heimath eines ackerbauenden Volkes; Blekinge schöner und reicher, Halland häßlich und ärmer. Halland, so genannt wegen seiner

Digitized by Google

vielen Hügel und Gebirge, hat doch in seinen entlegenen Theilen wilde Naturschönheiten, große Landgebilde, wo die Brombeerensträuche ihre Ranken um die Stämme schlingt, sie mit ihren schönen Blüthen und Früchten schmückend. Meistens aber hat die Halde den Platz des ungeheuren Waldes eingenommen, und das Halberhaun wechselt auf den steinigten, unfruchtbaren Feldern. Das Volk Hallands — welches man in drei Klassen theilen kann: die felsische, die selbstständige und die mächtige, eine Eintheilung, die ganz passend auf alle Völker angewendet werden könnte — ist, obwohl ein armes Volk, arbeitsam, erfinderisch und aufgeweckt, und hat es weit in Sicherheit, Handarbeiten, Besonders in der Wollweberei, gebracht, zu welcher eine Frau der Gegend den ersten vorwärtsführenden Impuls durch Besserung und Aufmunterung gab. Längs der Küste liegen eine Reihe kleiner Städte, Dächer des Meeres, das sie ernährt. Die schwedische Kleine Städterei Könnte hier studirt werden. Unter allen Provinzialstädten Europa's ist sie hier vielleicht die geringste, auch die am wenigsten geachtete. Der Schwede schmückt gewöhnlich nicht sein Haus von außen. Die Bedalle seines Hauses — wenn er eine hat — ist nicht, wie in den Landen des Südens, mit grünen Ranken oder Blumen bekleidet. Er hat — und aus guten Gründen — kein rechtes Zutrauen zu der Sonne, zu den freundlichen Nachtumhüllen. Und gegen alle unabhängen Lasten, besonders gegen viele der Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Lebens, hegt er eine tödtliche Verachtung, die nur — etwas zu weit geht. Seine Heimath innerhalb des Hauses ist seine eigentliche Heimath. Man bemerkt dieses in der kleinen Stadt mehr als anderswo. Die Straße ist leer, und auf dem Markte vor dem Rathhause fragieren meist Bierstöpfer. Das Gras wächst zwoor zwischen den schlecht gelegten Steinen des Straßenpflasters. Aber aus den niedrigen Fenstern der niedrigen Häuser guken zwischen den weißen Gardinen hinter Geranium und Balsaminen kleine gesunde, neugierige Gesichter hervor, die des alten Bäuerchens und Mütterchens, die der Kinder, der Katze, des Mopses — alle nach einem Raum knubschsuchend. Und des Abends, wenn die Lichter angezündet sind, sieht der Wanderer durch die Fenster, die kein eisenschlichter Vorhang deckt, eine Gallerie kleiner hänslicher Scenen, nicht ohne Frische, nicht ohne Schönheit. Es ist still in der kleinen Stadt. Die Kaffeklatschgesellschaften und der Klatz machen nicht viel Wesens. Nur wenn die Stadt einen Ball giebt, rasseln wohl ein oder zwei Wagen, die anderswohen, die Damen zu holen, durch die Straßen. Die kleine, stille, dürftige Stadt hat jedoch nicht selten einen Besuch von London und Paris — ich will nicht von Stockholm reden — darin, daß sie sauber ist, und daß sie seine Armen hat. Die schwedische Provinzialstadt ist die Dürftigkeit ohne Armuth. Hallands besitzt unter seinen Halden einige wilde Naturschönheiten an Felsen und Wasserfällen, unter seinen Denkmälern einige von historischer Bedeutung. In Schweden weiß man im Allgemeinen nicht viel hiervon. Aber wer in Schweden kennt nicht — wenigstens dem Gerüchte nach — Halmstad's Lachs!

Herrliches Blekinge! Dich müßte der Dichter und der Maler schildern; sie müßten malen, wie in deine schattigen, bogenberanken Meerbusen die Wellen der Ostsee hinaufstiegen, um ihr „Drapa" den Gebern der „Wikinger" zu singen, welche, Reisegefolgt, hundertweise klangs den Küsten fuhren, die von den Eichenwaldungen der Andybnen bekränzt sind. In diesen Thälern, wo singende Vögel ihre Nester gebaut hatten, und wo murmelnde Silberbächlein rieselten, unter diesen Laube von schönen Gestalten mit feinen hübschen Trachten, seinem offenen, lebendigen Sinne — welcher nur gar zu kampfmüthig ist und in dem Kampfe so will wird, daß das Wikingerblut sich verräth — in dieser Gegend, die von Schönheit strotzt, träumte sich Haafun Spegel in das Paradies hinein und sang „Gottes Werk und Ruhe" („Guda verk och dvila") und dichtete Psalmen zum Preis des Schöpfers.

Ganz Blekinge gleicht einem Park mit Carlshamn und Carlskrona als seinen Lustschlössern; Carlskrona mit der Flotte Schwedens, mit „Kungsholmen" und mit „Drottning Sfär", den Wächtern des Landes; die Kanonen nach Osten und Süden gerichtet, gen Westen Aepfelsund verheidigend.

Größer als jene Provinzen und zwischen ihnen liegend, ist Smaaland, eine Landschaft mit reichen Abwechselungen von Anhöhen, Thälern und kleinen Seen, nördlich etwas trübe, südlich, gegen Blekinge, freundlicher, mit einem lebhaften, witzigen, verzahngungsfähigen Volke, das aber nebenbei so fleißig und arbeitsvoll ist, daß es Verwunderung in den Sprichwörte: „Und wenn man den Smaalänning auf ein Dach setzen wollte, er würde sich doch ernähren", gegeben hat.

Dieser Charakter ist schon in den entlegenen Waldgegenden des Landes stark ausgeprägt. Der Wald, der die Arbeitsstube des Landmanns ist, bildet auch seine Vorrathskammer. Die Waldotter- und Heidelbeersträuden bieten ihm ihre Früchte, er brauet sich aus ihnen Getränk, er kocht aus ihnen Mus, verwahrt seine gesalzenen, trockenen Speisen mit ihren Blättern, bleibt gesund und froh bei ihnen und bei seiner Arbeit, die ihn an Bergungen gewährt. Bei seinem einsamen Meiler im Walde singt er Lieder, während er glüht und kohlt, und weil er, wie es heißt, „das Thal überen muß"*), nimmt er hiervon Veranlassung, ein großes Gastmahl zu bestellen. Den Prediger schätzt er hoch, geht gern mit ihm um, und wirthschaftet des Sonntags für ihn; die Weiber sind bei dem „Kirchgange" voller Sorge um sein Recht. Ist der Prediger vorverheirathet, dann sorgen die Frauen für seine Hauthaltung, bringen ihm Gabel und Löffel und Vorrath für die Speisekammer, und lassen sich dabei nicht abspeisen. „Nehm's nur, bitte!" sagen sie, „Sie können es wohl nöthig haben!" Ein schwärmerischer, romantischer Zug geht durch das Smaaländische Volk und spiegelt sich in seinen Sagen, seiner Natur und Geschichte ab.

Die Stadt Kalmar, die Gegenden bei Beteen, Jonköping, Grenna, Wisingsö, Oestnabe, alle haben sie Zeiten und Begebenheiten erlebt, die mehr romantisch sind, als die, in irgend welche Romane berichten. Die magere Erde Smaalands ist fruchtbar an großen Männern gewesen. Smaaland gebar Linné, den Blumenkönig, der, als das Scepter des Krieges aus der Hand Karls des Zwölften fiel, sich erhob um Schwedens Namen einen neuen Glanz zu geben und seine Ehre über die Welt hinaus Frachten zu lassen, aber durch ein Blumenscepter. Hier wohlt der Bauer Hörberg — wenn er nicht sein Heufeld und seinen Acker bestellte — Alterganzlilie, die noch geschätzt sind. Ling, der neue Geothe, der Vater der schwedischen Gymnastik, der Dentee und Erwecker der alten mythischen Sagen, Freskmeister und Dichter, wurde hier in dem alten Gothenlande geboren. So auch Ordmann, der neue Schriftgelehrte, Lehdberg, der Beredsame, Botin, der Geschichtsschreiber und Haafun Spegen, der, ein armer Bauernsohn, sich durch angestrengten Fleiß und finnreiche Arbeiten einen hohen Rang in dem Lehrwesen erwarb. Lehrdichter herausgab, die man noch beschätzt, und der durch Sparsamkeit sich ein Vermögen erwarb, von dem er den ersten Gebrauch machte; dessen Herz, als er alt und gram geworden, einen bemoosten Steinhügel gleichend, doch von Leben und Wärme glühte und der mit der Geldgifte unter den Füßen einer Schaar viel verspruchender, aber armer Jüngslinge um sich versammelte, die er mit ihrem Inhalte unterstützte — selbst ein treuer Repräsentant des smaalandischen Volkscharakters, eine lebendige Lehre von dem Großen, das durch ein treues Verwalten von dem Kleinen zu Heil, zu Arbeit, an Geld, zu Allem erreicht werden kann!

Die Weiber in Smaaland haben ihre eigene Sage und diese hat ihr eigenes lebendiges Denkmal. Während-Distrikt und Während-Districts-Gericht bewahren es in seinem Gesichtsache auf, das seit uralten Zeiten dem Weibe das Recht giebt, gleich mit den Manne das Erbe zu theilen, gleich ihm den Gürtel eines Kriegers zu tragen, und wenn sie als Braut zur Kirche geht, die Trommel vor sich hertragen und rühren zu lassen; — Alles zum Lohne für die That, mit welcher sie das Land, als die Männer auf Heereszug abwesend waren, vor den einbrechenden Feinde retteten. Dunkel ist die Tradition hierwon, halb Wirklichkeit, halb Mythe, doch vielleicht eine Deutung der Mythe, die seit uralten Zeiten durch alle Länder und alle Völker von den Thaten der Amazonen und dem Lande und Volke der Amazonen geht. Denn wo ist das Volk der Amazonen? Die ist das Land derselben? Es ist nirgends, und es ist — überall. Ueberall, wo ein edler Volksstamm im Lande wohnt. Es ist auch in Smaaland. Die Amazone, die Schildjungfrau, die Baltgrie wohnt dort in — dem stillen schwedischen Busen. Stille und anspruchslos im Hause und in der Gesellschaft, die tiefe Wärme des Herzens liebend, hat sie sich nicht geflüchtet und flüchtet sich nicht, in der Stunde der Gefahr ihr Leben einzusetzen, zu kämpfen und zu sterben, für das, was sie liebt, für das Vaterland, für Freiheit, für Wahrheit und Recht.

Blenda, Emeentia Pauli, Christina Oehlenstjerne und Mehrere haben mit der Begeisterung ihre Namen in die Geschichte Schwedens eingeschrieben. Die Schildjungfrau, von der die alten Sagen reden, schläft noch immer auch in der mildesten Brust. Wecke sie nicht, wo nicht in Liebe! . . . . .

(Schluß folgt.)

*) Dieses geschieht, indem eine Menge Holzwurzeln und Holzstämme, die man in ein Thal zusammenschleppt, angezündet und zu Theer verbrannt werden. Die Bauern von mehreren Dörfern her versammeln sich alsdann, essen und trinken rings um das brennende Thal, während die das Feuer daselbst hüten. D. Verf.

Hierzu eine Beilage.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Aktenstücke
zur
Geschichte der Ausführung des Malmöer Waffenstillstandes.

Officielle Erklärung
der
dänischen Regierung.

Das Ministerium des Auswärtigen in Frankfurt hat unterm 29. December v. J. durch die deutsche Journalpresse ein Memorandum verbreitet, welches den Zweck hat, die, von Seiten der provisorischen deutschen Centralgewalt geschehene Hintansetzung der, durch die Malmöer Konventionen eingegangenen Verpflichtungen wenn auch gerade nicht zu rechtfertigen, so doch näher zu erklären. Besagtes Memorandum stützt sich auf eine Note vom 16. Decbr. von dem abgegangenen Minister v. Schmerling an Baron U. Dirckinck-Holmfeld, der sich zur Zeit in Frankfurt in einer officiellen Sendung der dänischen Regierung aufhält, und stimmt fast wörtlich mit jener überein.

Da diese, in der Gestalt eines Memorandums der Oeffentlichkeit übergebene Note im Wesentlichen eine Antwort auf eine dem Syndicus Banks unter dem 25. Novbr. v. J. von dem dänischen Minister des Auswärtigen überreichte Note ist, dürfte es sowohl der Consequenz wegen als zweckmäßig, so wie auch zur Vorbeugung möglicher Mißdeutungen als nothwendig erscheinen, daß das Publikum, welches jetzt die Frankfurter Replik vor sich hat, vor allen Dingen auch das Document kennen lerne, auf welches sie sich bezieht, und demnächst zugleich davon in Kenntniß gesetzt werde, wie die Replik dänischerseits aufgenommen worden ist.

Zur Erreichung jener Augenmerke wird hier Folgendes mitgetheilt:

Unter Lit. A. die Note an Herrn Banks mit Beilagen, und unter Lit. B. eine vorläufige Antwort vom Baron Dirckinck-Holmfeld in Betreff eines einzelnen Punktes in der Note des Herrn v. Schmerling vom 16. Decbr.

A. Note an den Herrn Syndicus Banks, Gesandten der deutschen provisorischen Centralgewalt in außerordentlicher Mission.

„Der Unterzeichnete, Königlich Dänischer Staatsraths-Präsident und mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten einstweilen beauftragte Minister, hat die geehrte Note empfangen, die der Herr Syndicus Banks, Gesandte in außerordentlicher Mission, unterm 18. d. M. an ihn gerichtet hat, und in welcher der Antrag gestellt worden, daß die Uebergabe der Inseln Alsen und Aerö an die gemeinsame Regierung der Herzogthümer nunmehr erfolgen möge.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, hierauf Folgendes zu erwiedern:

Die Redlichkeit, mit der die Königliche Regierung in der gewissenhaften Gelebung der von Ihr durch den Malmöer Vertrag übernommenen Verbindlichkeiten vorangeschritten ist, hat im Allgemeinen die gebührende Anerkennung gefunden. Sie hat dadurch von Neuem nicht nur die Aufrichtigkeit ihrer versöhnlichen Gesinnung, sondern auch ihr Vertrauen bethätigt, einer, diesem beiwohnenden guten Glauben entsprechenden Gegenseitigkeit zu begegnen und sich nach allen von ihr bewilligten Einräumungen und aufgegebenen Vortheilen ein unverkennbares Anrecht auf die gegenseitige billige Erfüllung derjenigen Stipulationen erworben zu haben, die eine Beruhigung der Leidenschaften, eine mit Recht und Ehre vereinbarliche Ausgleichung und die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung bezwecken.

Mit schmerzlicher Ungeduld hat man hiesigerseits indeß der Erfüllung dieser Verbindlichkeiten Monate lang vergeblich entgegengesehen. Dem Herrn Syndicus Banks sind die Folgen bekannt, die aus dieser Zögerung erwachsen, und wenn der Unterzeichnete hier einige von ihnen in Erinnerung bringt, so geschieht es nur, um die Ueberzeugung zu begründen, daß der traurige Einfluß, den sie bereits auf die Entwickelung der Ereignisse gehabt und dessen Bedeutung die Zukunft noch bedrohlicher machen kann, nimmer der Regierung des Königs zugerechnet sein worden.

Der aufrührerischen Partei in den Herzogthümern sind dadurch neue Waffen in die Hände gelegt. Sie strebt frech und kühn, das von den hohen Contrahenten gemeinschaftlich bezweckte Versöhnungswerk zu vereiteln. Unter den friedvollen Verwandten hat man die Ausliefrung zweier in Altona mit Beschlag belegten dänischen Schiffe verweigert; eine erhebliche Anzahl politischer Gefangenen sind bloß wegen ihrer unerschütterlichen Treue gegen den Landesherrn angehalten worden. Die Preß- und Associations-Freiheit wurde den dänisch redenden Schleswigern versagt. Fast alle dem angestammten Fürsten und ihrem Eide treugebliebenen Beamten sind ihrer Aemter entsetzt, wodurch ihnen und den Administrirten unersetzlicher Schaden und die unerträglichsten Vexationen zugefügt worden, indem zugleich die größere Zahl dieser Beamten, wenn die hiesige Regierung nicht helfend zugetreten wäre, der bittersten Noth preisgegeben sein würden. Die stipulirte Sonderung schleswigscher und holsteinischer Truppen ist nicht nur nicht zur Ausführung gekommen, sondern es ist die widerrechtliche, fortdauernde Verbindung der Armee Schleswigs und Holsteins dadurch bethätigt, daß höhere Officiere noch ganz kürzlich als in der schleswigholsteinischen Armee dienend ernannt sind. In ihre Heimath permittirte Soldaten der dänischen Armee hat man sogar kürzlich zum Erscheinen vor die dortigen Militärgerichtsstellen einladen lassen, — kurz, der Mangel an kräftigem Auftreten von Seiten unserer Mitcontrahenten hat der Aufruhrpartei in den Herzogthümern eine erwünschte Gelegenheit dargeboten, die Bestimmungen der Waffenstillstands-Convention gänzlich zu eludiren.

Die am 22. October inhaltirte interimistische gemeinschaftliche Regierung hat, ungeachtet einer dieserhalb im versöhnlichen Geiste bewilligten, durch keinen reellen Beschwerdegrund motivirten Concession, den Austritt ihrer Autochthaltigkeit durch Schritte und Beschlüsse bezeichnet, die den klarsten Bestimmungen und dem ganzen Sinne des Waffenstillstandsvertrages Hohn sprechen. Anstatt sich mit der ihr zugestandenen unabhängigen Stellung auf ihre administrativen Attributionen zu beschränken, ihr Wirken auf die Beförderung und die Herstellung der Ordnung, auf die Anbahnung einer Aussöhnung und auf den Wiederaufbau des Erschütterten zu richten, betrachtet sie sich als eine gewissermaßen anerkannte Macht, überschreitet rücksichtslos die ihr durch die Verbindung der hohen Contrahenten deutlich bezeichneten Grenzen ihrer Befugnisse, erschwert die Verwirklichung der friedlichen Absichten des legitimen Herrschers, in dessen Namen sie verwalten soll, verweigert zugleich dem Willen der hohen Mitcontrahenten Str. Majestät den schuldigen Gehorsam und sucht durch die provocirendsten Maßregeln die gehässigsten Leidenschaften in den Tendenzen des Aufruhrs stärker und stärker an.

Ich nehme mir die Ehre, dem Herrn Syndicus Banks anliegendes Exposé mitzutheilen, welches der gegenwärtig in Frankfurt in einer speciellen Mission anwesende Königliche Gesandte Baron Dirckinck-Holmfeld angewiesen ist, dem Reichsministerium mit einer darauf bezüglichen näheren Erklärung zu überreichen, die sich den in dieser ergebenst Note enthaltenen Erörterungen anschließt und die Absichten der Königlichen Regierung entwickelt.

Durch diese angeführten Thatsachen, die gewiß jenseits nicht vorbergesehen worden und vorausgesetzt werden konnten, sind die Interessen Dänemarks und die ihm nach dem Vertrage zustehenden Gerechtsamen in einem Grade beeinträchtigt und verletzt, daß die Königliche Regierung schon längst mit vollem Fug den factisch eludirten Waffenstillstand, dessen Bedingungen hiesigerseits geleist ist, als nicht mehr existirend hätte betrachten können. Sie hat sich indeß dieses, durch die vielfachen Uebertretungen und Nichterfüllungen einfach und unstreitbar begründeten Rechts bis zu diesem Augenblick begeben und wünscht auch fernerhin, so weit irgend möglich, dasselbe nicht zu benutzen, um Alles zu vermeiden, wodurch der von den Contrahenten aufrichtig gewünschte Friede erschwert und die Herzogthümer noch größerem Elende ausgesetzt werden könnten.

Dieser unsererseits bethätigten versöhnlichen Gesinnung dürften weitere Concessionen nicht zugemuthet werden; namentlich kann man diesfalls bei den auf einer gänzlichen Verkennung der Basis

Digitized by Google

der Malmöer Convention beruhenden Verhältnissen auf eine Veränderung der einstweilen bestehenden Administration der Inseln Als und Aerö auf keinen Fall eingehen. Für den Schutz der den Bewohnern dieser Inseln zustehenden Rechte und Sicherheit liegt nur in dem Fortbestehen der gegenwärtigen Verhältnisse während der Dauer des Waffenstillstandes eine wirkliche Garantie vor, und die Ausschiffung dieser Inseln von dem Wirkungskreise der gegen Dänemark entschieden feindselig gestimmten und vollkürrlich handelnden Regierung ist durch das einfachste Gefühl der Würde, der Pflicht und der Menschlichkeit motivirt. Der König kann nicht anders als sich hierin den regsten Sympathien seines Volks anschließen, das Ihn in Treue und Einigkeit umgiebt, das nur für die Behauptung des ihm zukommenden würdigen Platzes in der Reihe der Nationen der Welt und für die Seines Rechts bis zur Grenze der Kraft zu kämpfen entschlossen ist, und ohne eigene Schuld in einen ihm aufgezwungenen, so viel Glück und Wohlfahrt zerstrümmernden, Krieg gesetzt worden. Dänemark ist ohne Uneinigkeit gegen Deutschland. Es hat rücksichtlich seiner beiden, zu demselben gehörenden Herzogthümer, stets treu alle aus diesem Bande fließenden Pflichten erfüllt. Der herzeingebrochene Unfriede ist allein durch den Aufschwung der Leidenschaften unter weiterschütternden Begebenheiten und durch die Schwierigkeiten, unter solchen Umständen der Wahrheit und dem Rechte die gehörige Würdigung zu schaffen, und die eigentlichen Triebfedern des bedenklichen Aufruhrs der Herzogthümer zu ergründen, möglich geworden. Jetzt, nachdem die Beziehungen und Rechte Dänemarks mehr aufgeklärt worden, erwartet die königliche Regierung mit Vertrauen von Seiten des Reichsministeriums eine einsichtsvolle Unterstützung ihrer Bestrebungen, eine gerechte Befriedigung herbeizuführen. Denn nur der Drang der gewichtigen, unvorhergesehenen Weltbegebenheiten, nicht innere Gründe, haben die Zerwürfnisse zwischen zwei Nationen veranlaßt, die, beide eine ehrenwerthe Nationalität behauptend, durch keine dauernden Umstände berufen sind, feindlich gegen einander aufzutreten.

Die königliche Regierung muß es in dem Geiste, der beide Contrahenten für die Herbeiführung einer friedlichen Lösung beseelt, als besonders wichtig bezeichnen, daß der Aufruhr in der ihm entgegengesetzten Bestrebung eine hemmende Begrenzung finde, da die Urheber desselben in ihren unrechtlichen Souverainetrechten mit Trotz auf der Durchführung desselben beharren und immer mehr befunden, daß in ihren Augen vor diesen alle die ernsten Betrachtungen zurücktreten, die eine Erneuerung des Krieges in so wichtigen Beziehungen erweckt, und daß ihnen alle die Komplikationen allgemeiner Bedeutung ebenso gleichgültig sind wie ihnen die Geschicke ihres Vaterlandes, die Wohlfahrt und der ungestörte Gang der kommerciellen und industriellen Bewegungen Deutschlands wenig am Herzen liegen.

Rücksichtlich der in der verehrten Eingabe des Herrn Syndicus Banks, vom 18. d. M., enthaltenen Bemerkung über die Theilnahme schleswigscher Vertreter an der Frankfurter Versammlung, deren faktische Anerkennung jenseits bei Genehmigung der Verwahrung des Reichskommissär Stedmann's, vom 23. October, als nothwendiger Vorbehalt bezeichnet werden, kann die königliche Regierung, bei ihrer Abgeneigtheit, Zustände thatsächlich fortbestehen zu lassen, die an einer rechtlichen Realität leiden, nicht umhin, gegen die Vertretung Schleswigs in jener Versammlung, sich bündigst zu verwahren.

Wenn in der gedachten Eingabe eine Auslegung des betreffenden Aktenstücks versucht worden, als enthielten die Proteste des Kammerherrn Reedz gegen den rechtlichen Bestand unzulässiger Anordnungen in den Herzogthümern eine stillschweigende Anerkennung ihrer faktischen Anwendung, muß der Unterzeichnete es bedauern, daß er auf dem angeführten Grunde sich anfer Stande sehe, auf die desfälligen Deduktionen jener Eingabe weiter einzugehen, daher auch auf den gestellten Antrag wegen einstweiliger Einführung einer sogenannten gleichgültigen Flagge für Schleswig nicht eingetreten werden kann.

Aus dem Umstande, daß die königliche Regierung die jenseitige Auffassung eingezangener Stipulationen, so wie den dadurch in den Herzogthümern herbeigeführten anarchischen Zustand bis jetzt geduldet habe, kann füglich keine andere Folgerung gezogen werden, als daß ihr Wunsch, einen glücklichen Frieden im wohlverstandenen Interesse beider Nationen zu ermöglichen, eine Wahrheit sei, die sie mit Hintansetzung jeder anderen Rücksicht zu bethätigen bemüht gewesen.

Der Unterzeichnete hat es mehrfach schriftlich und mündlich versucht dem Herrn Gesandten diese Ueberzeugung beizubringen; er giebt sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, seine desfälligen Bemühungen seien nicht ohne Erfolg geblieben, indem der Herr Banks gewiß nicht verfehlt haben wird, seinen Kommittenten über die verfänlichen Gesinnungen der königlichen Regierung getreuen Bericht zu erstatten. Hiefür bürgt ihm der persönliche Character und das Gerechtigkeitsgefühl des Herrn Gesandten, dessen wohlwollendem Andenken sich der Unterzeichnete unter wiederholten Versicherungen seiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit hiedurch angelegentlich empfiehlt.

Kopenhagen, den 25. November 1848.

(unterzeichnet) A. W. Moltke."

Beilage zu der obenstehenden Note.

Der Artikel VII der unter dem 26. August d. J. zu Malmö abgeschlossenen Waffenstillstandskonvention besagt, daß alle seit dem 17. März d. J. für die Herzogthümer Schleswig und Holstein erlassenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln im Augenblick des Amtsantritts der vereinbarten interimistischen Regierung aufgehoben sein sollen, wogegen diese letztere befugt sein soll, von den fraglichen Gesetzen, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln diejenigen wieder in Kraft zu setzen, deren Aufrechthaltung ihr für den regelmäßigen Geschäftsgang unerläßlich oder nützlich erschinen würde, die aber keinen Falls etwas den Bestimmungen des Art. XI Widersprechendes enthalten dürfen. In dem Art. XI ist bestimmt, daß die Bestimmungen der Konvention in keiner Weise den Bedingungen des definitiven Friedens präjudiziren sollen.

Es ergiebt sich hieraus

1) Daß die Aufhebung der innerhalb des gedachten Zeitraums erlassenen Gesetze rc. das Grundprincip der Vereinbarung war, von welchem die der neuen Regierung vorbehaltene Inkraftsetzung einzelner Gesetze rc. lediglich eine Ausnahme bildet;
2) Daß die fragliche Befugniß der neuen Regierung keineswegs eine unbedingte war, sondern sich auf diejenigen Gesetze rc. beschränkte,
   a) deren Aufrechthaltung für den regelmäßigen Gang der Geschäfte unerläßlich oder mindestens nützlich erschinen würde, und welche überdies,
   b) keine Bestimmung enthielten, wodurch den bei den benmächst zu eröffnenden Friedensunterhandlungen zu vertilgenden streitigen Hauptfragen vorgegriffen würde.

   Die streitigen Hauptfragen betreffen im Wesentlichen:
1) das Staats- und völkerrechtliche Verhältniß der Herzogthümer, insbesondere des Herzogthums Schleswig, zu Dänemark und zu Deutschland;
2) die von Deutscher Seite behauptete ungertrennliche Union der Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie endlich in Verbindung hiermit
3) die Successionsfrage.

Alle Bestimmungen der provisorischen Regierung, welche die eigenmächtige Entscheidung dieser Fragen direkt oder indirekt zum Gegenstande haben, sind von der Bestätigung oder Wiederinkraftsetzung durch die neue Regierung ausgeschlossen.

Die Mitglieder der neuen Regierung haben, als sie unter dem 22. d. M. von den beiderseitigen Bevollmächtigten in ihre Funktionen eingesetzt wurden, die ausdrückliche Erklärung abgegeben,

daß sie auf Grundlage des Waffenstillstandstraktats, wie derselbe faktisch und genehmigt ist, die gemeinsame Regierung für die beiden Herzogthümer übernehmen, und im Namen Seiner Majestät des Königs von Dänemark in Ihrer Eigenschaft als Herzog von Schleswig und Holstein führen werden.

(Kfr. das desfällige Protokoll.)

Im Widerspruche mit dieser Erklärung, so wie mit den angeführten Bestimmungen der Waffen-

Digitized by Google

stillstandskonvention, hat die neue Regierung noch unter demselben Date mehrere Erlasse bekannt gemacht, wodurch sie ihre Absicht, auf dem von der abgetretenen revolutionairen Regierung eingenommenen einseitigen und gegen Dänemark entschieden feindseligen Standpunkte zu verharren, unzweideutig zu erkennen giebt, und fast alle von der provisorischen Regierung ausgegangenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln ausdrücklich wieder in Kraft setzt, worunter nicht nur viele sind, welche gewiß Niemand da bonne foi als für den regelmäßigen Geschäftsgang unerläßlich oder auch nur möglich wird bezeichnen wollen sondern namentlich auch solche, welche als im höchsten Grade präjudicell im Sinne der Art. VII und XI der Waffenstillstandskonvention betrachtet werden müssen. Hieher gehört vor Allen das s. g. „Staatsgrundgesetz", welches wesentlich auf der neugeschaffenen und unberechtigten Idee eines einigen und zu Deutschland gehörigen Staates Schleswig-Holstein mit ausschließlich agnatischer Erbfolge beruht, und diese Idee in allen Beziehungen des Staatslebens zu realisiren bezweckt.

(Kfr. Art. 1. 3. 5. des gedachten „Staatsgrundgesetzes.")

Daß hiedurch sämmtlichen streitigen Fragen zum Nachtheile des diesseitigen Gouvernements vorgegriffen wird, ist eben so unverkennbar, als daß der von der neuen Regierung dabei hinzugefügte Vorbehalt „definitiver Bestätigung durch den Frieden" mit dem Zusatze: „und ohne Präjudiz für denselben" hierin nicht das Mindeste ändern kann. Denn dieser Zusatz ist entweder selbstverständlich, oder handgreiflich unrichtig. Selbstverständlich, sofern damit lediglich ausgedrückt werden soll, daß das Verfahren der Regierung während des Waffenstillstandes die streitigen Fragen definitiv und rechtlich nicht entscheiden könne; — unrichtig und unwahr, wenn dadurch das „Staatsgrundgesetz als auch faktisch nicht präjudiciell und den Bestimmungen der Artikel VII und XI der Konvention nicht widerstreitend bezeichnet werden soll. Dasselbe gilt von dem rücksichtlich der übrigen wieder in Kraft gesetzten Gesetze hinzugefügten Vorbehalt: „der Bedingungen des definitiven Friedens unbeschadet."

Daß die Bestimmung des Art. VII eben die faktisch präjudiciellen oder vorgreifenden Verfügungen ꝛc. von der Wiederinkraftsetzung habe ausschließen wollen, wird einer weitern Ausführung nicht bedürfen. Wie übrigens die neue Regierung die bei der Bestätigung des „Staatsgrundgesetzes" hinzugefügte zweite Klausel, wonach dasselbe, „so weit es die während des Waffenstillstandes bestehenden Verhältnisse gestatten", zur Anwendung gebracht werden soll, auszulegen beabsichtigt, und bis zu welchem Umfange sie die Verträglichkeit ihrer Maßregeln mit „den während der Waffenstillstandes bestehenden „Verhältnissen" ausdehnt, beweisen zur Genüge die übrigen, von ihr wieder in Kraft gesetzten Anordnungen.

Beiläufig verdient hiebei noch bemerkt zu werden, daß, da nach dem „Staatsgrundgesetze" (§ 140) die Bewilligung der Steuern und Abgaben nur für ein Jahr gilt, und dieselbe, in Uebereinstimmung hiermit von der s. g. Landesversammlung nur bis zum Schlusse des laufenden Jahres bewilligt sind, nach der von der neuen Regierung angenommenen Verfahrensweise erwartet werden muß, daß die gedachte Versammlung, deren Zurückreten nicht nur in den Bestimmungen der Konvention begründet, sondern auch in allseitiger Anerkennung der Nothwendigkeit dieser Maßregel wirklich bewirkt ist, gleichwohl noch vor dem Ablauf des Waffenstillstandes wieder zusammentreten werde.

Neben dem „Staatsgrundgesetze" und dem in nothwendigem Zusammenhange damit stehenden „Wahlgesetze der provisorischen Regierung vom 13. Juli d. J. für die zur Feststellung der Schleswig-Holsteinischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung" und der „Verfügung derselben vom demselben Dato, betreffend die Vornahme und die Kosten der Wahlen zur Landesversammlung", sind annoch folgende von der neuen Regierung wieder in Kraft gesetzte Gesetze ꝛc. als besonders präjudiciell hervorzuheben:

1) Die Verordnung der provisorischen Regierung von 18. April d. J., betreffend die Wahl der Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung, und das deßfällige Reglement von demselben Dato.

   Daß durch die Aufrechthaltung dieser Verfügungen, wodurch die fraglichen Wahlen auch für das Herzogthum Schleswig angeordnet wurden, der zwischen den betheiligten Mächten streitigen Frage über das Verhältniß Schleswigs zu Deutschland in nicht zu rechtfertigender Weise vorgegriffen wird, ist einleuchtend.

2) Die Verfügung der provisorischen Regierung vom 14. Juli d. J., betreffend das Brandzeichen der Schleswig-Holsteinischen Schiffe.

   Die Aufhebung des bisherigen Brandzeichens und die Einführung eines neuen mit einem s. g. Schleswig-Holsteinischen Landeswappen setzt die Aufhebung der bis zum Ausbruch der Revolution bestandenen staatlichen Verbindung mit Dänemark und die Konstituirung eines selbstständigen Staates voraus, präjudizirt also ebenfalls den streitigen Fragen. Dasselbe gilt in gleicher oder ähnlicher Weise von den unter 3—9 im Folgenden aufgeführten Anordnungen.

3) Cirkulair der provisorischen Regierung vom 21. Septbr. d. J., betreffend die Mißbriefe der Schleswig-Holsteinischen Schiffe.

4) Bekanntmachung derselben vom 23. Septbr. d. J., betreffend die Betretung Schleswig-Holsteinischer Schiffe im Auslande, nebst deßfälligem Cirkulair an die Seezollämter.

5) Bekanntmachung derselben vom 30. Septbr. d. J., rücksichtlich der Vertretung Schleswig-Holsteinischer Schiffer im Auslande während des Waffenstillstandes.

6) Verfügung vom 21. Octbr. d. J., betreffend die von den Handelsschiffen zu gebrauchende Flagge.

7) Bekanntmachung der Schleswig-Holsteinischen Regierung, betreffend den unzulässigen Gebrauch dänischer Fahnen und Kokarden.

8) Verfügung der provisorischen Regierung vom 2. Septbr. d. J., betreffend das Stempelpapier.

9) Bekanntmachung der Direction der Seeladetenschule in Kiel, die Bestimmungen für die Seeladetenschule in Kiel betreffend, vom 1. Septbr. d. J.

10) Verordnung der provisorischen Regierung vom 31. Juli d. J. betreffend die Emittirung von Kassenscheinen.

   Auch diese letztere Verordnung giebt von der Voraussetzung eines selbstständigen Staates Schleswig-Holstein aus, welchen sie mit einer Zettelschuldenlast von 2 Mill. Reichsthalern oder 3,750,000 Mk. Kour. belastet, wodurch den Friedensverhandlungen eine neue und nicht geringe Komplikation erwächst. Eine Anerkennung dieser Verordnung in Ansehung der bereits emittirten Kassenscheine würde mit Rücksicht auf die von dem entgegengesetzten Verfahren zu befürchtenden Störungen des Verkehrs und Kredits sich allenfalls haben rechtfertigen lassen. Eine unbedingte Anerkennung aber erscheint als eben so unmöthig, als schädlich.

Die vorstehende Aufzählung ist, wie bereits angedeutet, keineswegs erschöpfend. Vielmehr sind alle sonstigen Anordnungen, welche von der Voraussetzung selbstständiger schleswig-holsteinischer Finanzen und eines selbstständigen schleswig-holsteinischen Kriegswesens ausgehen, unbezweifelt ebenfalls zu den präjudiciellen zu rechnen.

Bis zu welchem Grade die neue Regierung den Ansichten der abgetretenen huldigt und die nach dem Geiste der Waffenstillstandskonvention ihr obliegende Neutralität aus den Augen setzt, kann unter Anderem aus ihrer Proklamation an die Bewohner von Als und Aerd ersehen werden, welche letzteren sie gradezu auffordert, die revolutionairen Bestrebungen (oder in ihrer Sprache „Eurer Mitbürger Bestrebungen für des Landes Recht und Wohl") sich anzuschließen. Von ihrer feindseligen Stimmung gegen Dänemark zeugt ferner die Aufrechthaltung der Verfügungen wegen Aufhebung der Bewilligung für die Filialbank in Flensburg und des Bankkomptoirs in Rendsburg, wegen Ausschlusses der dänischen Nationalbankzettel, und wegen der Unterrichtssprache an

Digitized by Google

der Hadersleber Schule. Hiernach ist leicht zu ermessen, in welcher Weise die neue Regierung der nach dem Art. VIII der Konvention ihr obliegenden Pflicht der unparteiischen Anwendung „der Gesetze zu Gunsten der dänischen wie der deutschen Bevölkerung“ nachzukommen sich bestreben werde.

Schließlich muß bemerkt werden, daß alle seit dem 1. September d. J. — als dem Tage der Ratifikation der Malmöer Waffenstillstandskonvention — von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze, namentlich also auch das Staatsgrundgesetz, schon mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erlassung konventionswidrig von der Bestätigung durch die neue Regierung ausgeschlossen waren. Der Artikel VII der Konvention enthält die ausdrückliche, allgemeine und uneingeschränkte Bestimmung, daß während der Dauer des Waffenstillstandes die gesetzgebende Gewalt ruhen soll. Alle während dieser Zeitraums erlassenen Gesetze sind mithin als konventionswidrig zu betrachten, und selbstverständlich keinesweges unter diejenigen begriffen, deren Wiederinkraftsetzung derselbe Artikel der neuen Regierung vorbehält. Die gleichwol erfolgte Bestätigung solcher Gesetze erscheint demnach auch in dieser Beziehung als eine Verletzung der Konvention.

B. Schreiben des Baron Dirckinck-Holmfeld an Baron H. von Gagern, Conseil-Präsidenten und Minister des Auswärtigen. Frankfurt, den 19. December 1848.

Der Unterzeichnete, Gesandter in außerordentlicher Mission Sr. Majestät des Königs von Dänemark, hat heute die Ehre gehabt eine Note vom 16. dss. von Sr. Excellenz dem seltenen Herrn Reichsministser von Schmerling, als damals mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, unterzeichnet, in Antwort auf eine, unterm 18. v. M., dieselbe eingereichte Note, wegen beantragter Modifikationen in der Waffenstillstand-Konvention von Malmöe, zu empfangen.

Der Unterzeichnete wird nicht ermangeln diese Note sofort an seine Regierung gelangen zu lassen und, um einer Beantwortung von Seiten dieser nicht vorzugreifen, oder zu präjudiziren, beschränkt derselbe sich hier darauf zu bemerken, wie man dänischer Seits unmöglich wird einräumen können, daß die Uebergabe der Inseln Alsen und Arroe als ganz unabhängig von dem übrigen Waffenstillstandsbedingungen zu betrachten sei. Grade dadurch, daß die gemeinsame Regierung in den Herzogthümern, außer den, zum Theil verschiedener Auslegung unterworfenen Gesetzen, annoch diejenigen, welche erst nach Abschluß des Waffenstillstandes erlassen wurden, wieder in Kraft gesetzt hat, sind die Bedingungen, unter welchen jene Inseln überliefert werden sollten, wesentlich verändert worden.

Jedes einzelne jener Gesetze, welche bei Uebergabe der Inseln auf denselben Konventionswidrig Geltung erhielten, wirkt den ursprünglichen Standpunkt mehr oder weniger alterirend; hier dürfte es genügen, hervorzuheben, wie dadurch die Bewaffnung der Inseln sogar vorgeschrieben werden würde, eine Kriegssteuer für den gegen dieselbe geführten Krieg zu bezahlen und bei einer jedenfalls möglichen Belagerung unter den in der deutschen Reichsversammlung annoch anwesenden schleswigschen Deputirten zu einer neuen Wahl aufgefordert werden könnte. Da nun die große Masse der Bevölkerung auf den Inseln, welche dem König treu geblieben ist, sich natürlich jeder solchen Wahl entsagen würde, so stände es in der Macht einer geringen Minorität, welche sich der schleswig-holsteinischen Bewegung angeschlossen hat, eine Wahl aus ihrer Mitte durchzusetzen.

Welchen Eindruck würde es nun auf das mit den Verhältnissen weniger bekannte Publikum machen, wenn es nachher hieße, daß auf den Inseln ein Deputirter für die deutsche Nationalversammlung mit überwiegender Majorität, ja sogar vielleicht mit Einheit der Stimmen gewählt worden wäre. Ohne im Entferntesten die Wahrscheinlichkeit eines solchen Vorfalles behaupten zu wollen, bemerken doch die Möglichkeit desselben und die erwähnte Verpflichtung zur Zulegung der Kriegssteuer jedenfalls, daß die Ueberlieferung der Inseln in genauer Verbindung mit der Publikation jener Gesetze steht.

Die Königliche Regierung hat durch den Antrag wegen billiger Modifikationen in der Waffenstillstands-Konvention zu erkennen gegeben, wie sehr auch sie die Herstellung eines geregelten Zustandes in den Herzogthümern wünscht; der Unterzeichnete muß demnach aufrichtig bedauern, daß die Unterhandlungen noch nicht zu dem gewünschten Ziele geführt haben.

Dem Unterzeichneten ist es hingegen höchst erfreulich, daß in der Note anerkannt wird, wie bereitwillig er zu der Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses mitzuwirken wünscht, derselbe vertritt hierin nur die Bestrebungen seiner Regierung, welche aber zugleich den von der dänischen Nation unerschütterlich gefaßten Entschluß, lieber in dem Kampfe unterzugehen, als mehr von seinem Rechte zu vergeben, als mit der Nationalehre vereinbar ist, nicht verkennen darf.

Der Unterzeichnete ergreift angelegentlichst diese Veranlassung, Sr. Excellenz dem Herrn Baron v. Gagern den Ausdruck seiner vorzüglichen Hochachtung zu erneuern.

(gezeichnet) von Dirckinck-Holmfeld.

Briefwechsel der Redaction.

Eingegangene Zusendungen.

Hr. — in H. v. 21. Januar.
Hr. J. B. in H. v. 20. Januar.
Mehrere Dorpatsche Bürger in F. v. 20. Nov. 1848.
Hr. M. in F. v. 21. Januar.
Hr. . . . f . . . t in P. v. 15. Jan.
Hr. P. D. in K. v. 16. Jan.

Anzeigen.

57] Zu meinem Verlage erschien:

Skandinavisches

Portfolio.

Nr. 1.

Beitrag

zur

Schleswig-Holsteinischen Frage

von

Prof. A. F. Krieger.

Preis 6 Ngr. = 21 Kr. Rh. = 18 Kr. C.-M.

Nr. 2.

Preußen

und

Der Deutsche Bund gegen Dänemark.

Preis 10 Ngr. = 21 Kr. Rh. = 18 Kr. C.-M.

Nr. 3.

Die Verhältnisse

der

Herzogthümer Schleswig und Holstein

zu Dänemark und zum deutschen Bunde und über die darauf bezüglichen Garantieverpflichtungen der Europäischen Mächte.

Aus dem Englischen

des

Dr. Travers Twiß.

Preis 18 Ngr. = 1 Fl. 7 Kr. Rh. = 24 Kr. C.-M.

Leipzig, im Januar 1849.

Carl B. Lorck.

58] In der Unterzeichneten erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Sjöborg, G., schwedische Sprachlehre für Deutsche. Sechste Auflage, vermehrt und sorgfältig berichtigt von Kampe. Gr. 8. Preis 20 Sgr.

Löfflersche Buchhandlung.
(C. Hingst) in Stralsund.

Neue Schrift über Erzherzog Johann!

59] Demnächst erscheint bei C. G. Kunze in Mainz:

Schimmer, C. A., Erzherzog Johann von Oesterreich, Deutscher Reichsverweser. Sein Leben und Wirken. circa 8 Druckbogen in gr. 8. 36 Kr.

Es giebt bis jetzt keine flüchtig geschriebene, aus oberflächlichen Zeitungsnotizen zusammengetragene Schrift. — Verfasser und Verleger waren bemüht, authentisches Material dafür zu sammeln. Ihre Freunde in der Steiermark, ferner Hr. Sekretär v. Zahlbrucker und Hr. General v. Haushalt und andere Personen, welche ebenfalls durch amtliche Stellung in nähestem Verkehr mit dem Reichsverweser waren, haben sehr schätzbare archivalische Beiträge für diese, das deutsche Publikum gewiß interessirende Schrift geliefert. Der Reichsverweser selbst hatte die Güte zur Ausarbeit dieser Schrift Material zu übergeben.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Chriſtiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

2. Februar. **№ 18.** **1849.**

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die Niederlande im Jahre 1848. — Iſt Schleswig ein deutſches Land? von einem Schleswiger. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark. △ Kopenhagen: Schleswig-Holſteiniſche Preſſe. Hamburger Zeitungen. Grundtvig's Antrag. Eine Million für eine Herzogskrone. — Zwei Correſpondenten der Nationalzeitung.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Bücherſchau: Lebensſchäger als Epiker. Regnar Lodbrok. — Lebensfähigkeit Digterkunſten. — Eine Stimme des Friedens. — Steffens'ſand, Limburg. — Feuilleton: Schwediſche Bilder von Frederike Bremer. (Fortſetzung.) Briefwechſel. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die Niederlande im Jahre 1848.

I.

Das Grundgeſetz — das Miniſterium — die Kammern — die Wahlen.

Wenn man ſich zurück an das Ende des Jahres 1847 verſetzt, ſo wird man finden, daß daſſelbe in vieler Hinſicht, ſowol was das Ausland als was das Inland betrifft, ein ſehr gewichtiges zu nennen war. In Europa herrſchten damals Ruhe und Frieden, aber das merkwürdige Jahr 1848, das ſeeben verfloſſen iſt, bewies, daß dieſe Stille, dieſe Ruhe, im vorigen und dem Anfange dieſes Jahres nur eine ſcheinbare war, eine Ruhe, wie ſie in der Regel der Vorbote des heftigſten Umwetters zu ſein pflegt. Der Sturm, der im Februar losbrach, war ſo heftig, daß Europa in Folge deſſen noch jetzt eine Nacht umhüllt, durch deren Dunkel nur wenige Sterne ſchimmern. Seit Jahren ſchon flößte der Zuſtand Europa's Furcht und Beſorgniß ein. Das Jahr 1848 hat gezeigt, daß dieſe Sorge, dieſe Furcht nicht ungegründet waren. Wohin man ſeine Blicke auch wenden mochte, überall herrſchten Unruhe, Verwirrung; faſt jeder Staat war Revolutionen Preis gegeben, Throne wurden geſtürzt. Dynaſtieen verſagt, ein Aufſtand folgte dem anderen. Scenen von Mord und Brandſtiftung verbreiteten an ſo vielen Orten Beſtürzung, Schreck und Angſt, und ganze Städte, ja ganze Staaten ſelbſt boten Schauſpiele der Zerſtörung, der Verwüſtung dar. Und am Ende des Jahres iſt man noch zu keinem Ruhepunkte gelangt, der Marktſtein der Bewegung, des Aufruhrs iſt noch nicht erreicht. Das furchtbare Unwetter, welches im Jahre 1848 über Europa losgebrochen, iſt auch auf unſer Vaterland nicht ohne Einfluß geblieben, doch blieb daſſelbe glücklicher Weiſe verſchont von jenen ſchrecklichen Scenen der Verwüſtung und des Elends, die andere Reiche erſchütterten. In den Niederlanden, die rings umgeben von jenem ſtürmiſchen Meere, ſind Ruhe und Ordnung glücklicher Weiſe aufrecht erhalten worden. Die Niederlande haben den Beweis geliefert, daß es in Europa noch möglich iſt, ohne Erſchütterungen eine politiſche Revolution und eine Reviſion der Staatsverfaſſung zu Stande zu bringen; ſie ſtanden nicht ſtill auf dem Wege der Reform und des Fortſchrittes, aber ſie haben dieſen Weg mit Ordnung und auf eine friedliche Weiſe betreten. Im Anfange des Jahres durfte man freilich nicht erwarten, daß die Reform bei uns in einer ſo ausgedehnten Weiſe ſtattfinden würde, aber die Ereigniſſe im übrigen Europa haben kräftig dabei mitgewirkt, um uns hier zu Lande das auf eine geſetzmäßige Weiſe erreichen zu laſſen, was anderswo nur mit Strömen von Blut errungen ward. Das Jahr 1848 wird darum, wenigſtens in Bezug auf unſer Vaterland, immer einen ehrenvollen Platz behaupten in der Geſchichte von Europa, ja in der Geſchichte der Welt.

Berühren wir zuerſt alles Das, was in Bezug auf die Reviſion des Grundgeſetzes in dem nun verfloſſenen Jahre in den Niederlanden ſich ereignet hat. Zuvor müſſen wir jedoch erinnern, daß ſchon 1840, freilich in ſehr beſchränkter Weiſe, eine Reviſion des Grundgeſetzes Statt fand und daß der Wunſch nach einer ausgedehnteren Reform im Lande ſtets lebendig blieb. Man erwartete von der ſogenannten neuen Regierung, daß ſie dieſem Wunſche entſprechen würde. Alle Verſuche, die man in- und außerhalb der Kammern anſtellte, um die Regierung moraliſch dazu zu zwingen, wilglückten. Ein im Jahre 1845 von neun Abgeordneten gemachter Vorſchlag, die Kammer möge ſelbſt die Initiative ergreifen, fand Widerſtand bei der Regierung ſowol wie bei der Mehrheit der Kammer. In der Sitzung von 1846—47 ward in Folge deſſen keine Vorſtellung in Bezug auf dieſen Gegenſtand weiter gemacht, allein während der Debatte über verſchiedene wichtige Entwürfe kam man wiederholt auf die Beſtimmungen des Grundgeſetzes und die Nothwendigkeit einer Reviſion deſſelben zurück. Im Auguſt des Jahres 1847 ward das Budget für 1848—49 nach großem Widerſtreben mit geringer Majorität angenommen, indeſſen die auf die Ausführung der Vorſchriften des Grundgeſetzes in Betreff des Stimm- und Wahlrechtes bezüglichen Geſetzentwürfe wurden verworfen.

Bei der Wiedereröffnung der Kammern im October 1847 ſchien es, als habe die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Verfaſſungsreviſion endlich auch das Staatsoberhaupt durchdrungen. Die hervorſtehende Reviſion des Grundgeſetzes ward angekündigt und der König erklärte, daß die zu dieſem Zwecke vorgelegten Entwürfe beweiſen würden, daß er keine Veränderung ſcheue, die geeignet ſei, eine wirkliche, durch die Erfahrung beſtätigte Verbeſſerung im Staatshaushalte herbeizuführen. Die Generalſtaaten ſprachen in ihrer Adreſſe vom November 1847 ihren Dank aus für die geſchehene Zuſage „darum ſehen wir," ſo drückten ſie ſich aus, „mit Ruhe all dem Verbeſſerungen entgegen, die da wahre Heil der Niederlande, das Ew. Majeſtät ſowol wir auch die Generalſtaaten gleich ſehr bezwecken, befördern werden."

Dieſe glückliche Nachricht ward im Lande mit Freude vernommen, denn man ſah darin die Verwirklichung eines Wunſches, den man, zum Heile des Staates, ſeit Jahren gehegt. Die Generalſtaaten harrten ruhig und vertrauensvoll der Er-

Digitized by Google

füllung des königlichen Versprechens entgegen. Obgleich mehrere Deputirte, die durch die Ankündigung einer Verfassungsrevision noch keineswegs sich hinreißen ließen vom Taumel ihrer Freude eine etwas energischere Fassung der Adresse (auf die Thronrede) verlangten, so ward jene Fassung derselben doch von der zweiten Kammer gegen zwei Stimmen, die der Herren Luzac und de Kempenaer angenommen. Die Generalstaaten und das Land warteten ruhig des Erfolges bis sich am Ende des Jahres 1847 auf einmal die Nachricht verbreitete, daß zwei der Minister, die Herren van Hall und de la Sarraz ihre Entlassung verlangt und erhalten hätten. Dies unerwartete Ereigniß erregte einiges Mißtrauen, denn es hatte ja keine Niederlage die Minister genöthigt, ihre Portefeuilles abzugeben, überhaupt war es in den Niederlanden ein seltener Fall, daß Minister ohne äußere Veranlassung freiwillig ihre Entlassung nahmen. Was aber die Wichtigkeit dieses Ereignisses noch erhöhete, war, daß der Finanzminister van Hall in der letzten Zeit als das Haupt des Ministeriums betrachtet worden war.

Man erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Ursache seines so unerwarteten Ausscheidens aus dem Ministerium, die eigentliche Veranlassung blieb unbekannt, bis man später erfuhr, daß die Ursache keine andere gewesen war, als weil er eine erschöpfendere Verfassungsreform gewünscht, als die Mehrzahl der damaligen Minister. Während man also mit schon etwas vermindertem Vertrauen den auf die Verfassungsveränderung bezüglichen Vorlagen der Regierung entgegen sah, da fand auf einmal im Februar 1848 die französische Revolution statt, so gewichtig für dies Reich wie für andere Staaten. Unterdessen waren die Entwürfe der Regierung vollendet und am 9. März wurden die 27 bekannten Punkte der zweiten Kammer vorgelegt. Die Entröthung war groß, die Entwürfe der Regierung genügten in keiner Hinsicht und entsprachen wenig den hohen Erwartungen, die man gehegt, und dem Vertrauen, welches man in die Regierung gesetzt hatte. Wohl darf man es behaupten, daß der Regierungsentwurf eine allgemeine Unzufriedenheit erweckte. Von allen Seiten liefen Klagen ein. Eine gewisse Spannung im Lande war die natürliche Folge davon. Der Geist der Unzufriedenheit offenbarte sich. Glücklicher Weise wurde der König von verschiedenen Seiten von dem wahren Zustande der Dinge unterrichtet, die Wahrheit drang selbst bis zum Throne und fand dort Eingang. Da machte der König dem Präsidenten der zweiten Kammer die wichtige Mittheilung, daß er eine Revision des Grundgesetzes im ausgedehnten Maßstabe wünsche und daß die Initiative dazu von der Krone ausgehen solle, sobald derselben die gegenwärtige Gesinnung der zweiten Kammer in Betreff einer solchen Verfassungsrevision bekannt sein würde.

In Folge dieser Mittheilung versammelte sich die zweite Kammer in ihren Abtheilungen, um ihre Ansicht über eine umfassende Revision in den Grundzügen darzulegen. Laut ihres Rapports vom 17. März, erklärte sich die überwiegende Majorität für Beibehaltung des Census, für Beibehaltung der ersten Kammer, jedoch mit Abschaffung der verschiedenen Stände, und forderte das Amendementsrecht nach umfassendem Maßstabe; für die Kammern das Recht, sich jede besonders an den König wenden zu dürfen, und eine gesetzliche Bestimmung über die Verantwortlichkeit der Minister; dem Könige vindicirte sie das Recht, die zweite Kammer aufzulösen, und verlangte zugleich zwei Bestimmungen in Bezug auf die Kolonien, Oeffentlichkeit der Berathungen der ersten Kammer und der Provinzialstaaten; Regelung der Militairjustiz durch das Gesetz und noch einige andere Punkte. — Die Minister indessen waren ungehalten über die Eröffnung, die der König, wie es scheint ohne ihr Vorwissen, dem Präsidenten der zweiten Kammer gemacht hatte. Am 15. März beschlossen sie, dem Könige ihre Entlassung einzureichen; der König nahm dieselbe an. Die abgetretenen Minister waren Graf van Randwijck (Ausland); de Jonge van Campens Nieuwland (Justiz); Ritter van der Heim van Duivendijke (Inland); Baron H. van Zuylen van Nyevelt (Kultus); van Son (römisch-katholischer Kultus); J. C. Rijk (Marine); Ritter van Rappard (Finanzen); Zijl (Krieg) und J. C. Baud (Kolonien). Das Entlassungsgesuch der Minister gab dem Könige bei der eigenthümlichen Lage der Dinge Veranlassung, am 17. März eine Staatskommission zu ernennen, bestehend aus: D. Donker Curtius, J. M. de Kempenaer, L. C. Luzac, L. D. Storm und J. R. Thorbecke, damit dieselbe mit Berücksichtigung der von der zweiten Kammer ausgesprochenen Wünsche ihm (dem Könige) einen vollständigen Entwurf der Verfassungsrevision vorlegen und ihm ihre Ansichten über die Bildung eines neuen Ministeriums mittheilen möchten. Die entlassenen Minister, deren Entfernung einen gänzlichen Eindruck hervorbrachte, blieben zwar vorläufig noch auf ihren Posten, doch bemerkte man in der Kammer leicht ihre ernstliche Ungeduld, aller ihrer Funktionen sobald als möglich enthoben zu werden.

Wie es schien, waren sie unzufrieden über die Haltung der Krone in Betreff ihrer; sie vergaßen, daß ihre Vorschläge in Bezug auf die Revision des Grundgesetzes so viel Mißbilligung gefunden und daß bei dem Aufgeben ihres Systemes, dessen Ausdruck ihre Vorlagen waren, ihr Abtreten unvermeidlich war.

Die Kunde von der Gesinnung des Königs gab in der Residenz wie auch an einigen anderen Orten Veranlassung zu öffentlichen Freudenbezeugungen. Es wurden Aufzüge veranstaltet und Serenaden gebracht, die in der besten Absicht unternommen sein mochten, doch, da sie in den Niederlanden nicht gebräuchlich sind, aller Orts mit Furcht und Angst überwacht wurden. Unter diesen Verhältnissen hielt es der Minister de Jonge van Campens Nieuwland für unthunlich, noch länger das Portefeuille der Justiz zu behalten.

Am 19. März trat er ab, und ward provisorisch durch den Herrn Donker Curtius ersetzt, einen Mann, der schon seit Jahren als echt freisinnig bekannt war, das unbeschränkte Vertrauen der Liberalen im ganzen Lande genoß und dessen Erhebung zum provisorischen Minister bereits als ein großer Schritt auf dem Wege des Fortschrittes betrachtet ward, den die Regierung fortan betreten sollte.

Man war gespannt auf die Erfolge, welche die Thätigkeit der Staatskommission, die beauftragt war, der Krone Rathschläge über die Bildung eines neuen Ministeriums zu ertheilen, haben würde. Die Ereignisse im Auslande und die Begebenheiten der letzteren Tage im Inlande hatten hier und da eine gewisse Gährung, eine eigenthümliche Aufregung erzeugt. Einige Böswillige schienen die Stimmung der Gemüther benutzen zu wollen, um Unruhen zu erregen, oder andere üble Absichten zu befördern. Daher kam die Bewegung am 23. März zu Amsterdam, die für den ersten Augenblick sowol in der Hauptstadt wie in den Provinzen Furcht einflößte. Man kannte damals die Verbindungen der Aufseher und die Ausdehnung ihres Einflusses zu wenig, um sie sofort für unbedeutend zu erklären, wie sich glücklicher Weise später ihre Zahl erwies. Der Aufstand hatte eine gerichtliche Untersuchung zur Folge, in deren Verlauf die am meisten Gravirten bestraft wurden. Dieser Aufstand in Verbindung mit der im ganzen Lande herrschenden Gährung, ließ überall die Nothwendigkeit erkennen, daß die Misvergnügten ihr Ende erreiche, und daß Männer auftraten, die das Vertrauen der Krone und der Nation besäßen. Daher beauftragte der König den Grafen G. Schimmelpenninck, den man eigens deshalb aus London entbohten, sofort ein provisorisches Ministerium zu bilden, und enthob so die Staatskommission des zweiten Theiles ihrer Aufgabe.

Bereits am 25. März erschien das neue Ministerium in der zweiten Kammer. Es war zusammengesetzt aus dem Grafen von Schimmelpenninck, Präsident des Rathes, Minister des Auswärtigen und der Finanzen, dem Vicedirekal J. C. Rijk, Marine und Kolonieen, L. C. Luzac, Innered und Kultus, L. A. Lightenvelt, römisch-katholischer Kultus, Generalmajor C. Reppen, Krieg, und Donker-Curtius, Justiz.

Mit eben so großer Befriedigung vernahm man die Freudenbotschaft von der Bildung dieses

Digitized by Google

nenen, in jeder Beziehung zeitgemäßen Ministeriums, als man früher den unsichern Stand der Dinge, der in den letzten Tagen geherrscht und von welchem man die schrecklichsten Folgen fürchtete für die Ruhe und Ordnung des Reiches, mit Besorgniß betrachtet hatte. Das Auftreten von Männern wie Lugan, Donner-Curtius, Eigbertswelt und Schimmelpenninck, deren Freisinnigkeit in und außer der Kammer bekannt war, befestigte das Vertrauen im höchsten Maße und brachte überall den besten Eindruck hervor. Bei seinem Erscheinen am 25. März in der zweiten Kammer, ward das Ministerium von allen Seiten mit Zeichen der Theilnahme empfangen und wenig Tage später erfreute es sich eines Vertrauensvotum von beiden Kammern. (Fortsetzung folgt.)

Ist Schleswig ein deutsches Land?

Wer weiß es nicht, daß gar manche Zustände, mit welchen die öffentliche Diskussion sich beschäftigt, in der Nähe betrachtet oft in einem ganz andern Licht erscheinen, als das ist, in welchem die Besprechung durch die Presse sie erscheinen läßt; — es ist dies etwas zu Gewöhnliches, als daß man für einen besondern Fall diesen Umstand noch besonders hervorzuheben brauchte; abgemacht aber ist es dahingegen auch, daß gar mannichfach verschiedene Ursachen an der mehr oder minder großen Ungenaugkeit Schuld sein können, die auf solche Weise der richtigen Erkenntniß in gemeinwichtigen Fragen Abbruch thut. Deutschland und ein nicht unbedeutender Theil des übrigen Europas hat seit längerer Zeit, — nicht erst seit dem offen ausgebrochenen Aufstande, — den Angelegenheiten der Herzogthümer Holstein und Schleswig große Theilnahme geschenkt und Deutschland hat zum Theil ihre Sache zu der seinigen zu machen für gut befunden; nichts destoweniger stehen wir durchaus nicht an, zu behaupten, daß man in ganz Deutschland, gar nicht zu gedenken anderer Länder, wie England, Frankreich u. s. w., nicht nur höchst mangelhafte, sondern meistens ganz verkehrte Ansichten über einen großen Theil der fraglichen Zustände hegt. Die Frage, um die es sich handelt, ist, was das Herzogthum Holstein anbelangt, zu einfach, daß daß eben viel Irrthum darüber obwalten könnte. Holstein ist ein deutsches, von Deutschen bewohntes, Land, es ist dies von jeher gewesen, und es hat auch nie Jemand im Ernst daran gedacht, darin etwas zu ändern. Wie aber steht's mit Schleswig? das man jetzt so ohne Weiteres in Deutschland einzuverleiben versucht, wo sich eine Partei, der sich die von Dänemark mit eingesetzte, aber jetzt bedauernswerte sogenannte „gemeinsame Regierung" ganz offen anschließt, ganz wie die Bewohner eines abgemachten Stück Deutschlands gerirt, das deutsche Parlament beschickt, und sich mit Adressen und Petitionen an den deutschen Reichsoberhauptsstrage bethetligt? Ist dies Schleswig wirklich ein deutsches Land? Wir wollen gern annehmen, daß von hundert Deutschen, die dies behaupten, neun und neunzig im guten Glauben sind; aber so verzeihlich auch ihr Irrthum ist, so ist es doch nichtsdestoweniger einer, und zwar ein sehr großer. Die Anhänger des „Schleswig-Holsteinismus" haben sich mit einer anerkennenswerthen Ausdauer seit einer Reihe von Jahren unverdrossen die Mühe gegeben, der von ihnen aufgestellten Lehre einer „ewigen Verbindung der beiden Herzogthümer" Geltung zu verschaffen, und was war daher natürlicher, als daß sie, um für diese Idee in Deutschland Sympathieen zu erwecken, das Herzogthum Schleswig als ein durch und durch deutsches, unfruchtlich nur von Deutschen bewohntes Land hinzustellen versuchten, in das nur im Verlauf der Zeiten eine die dynastischen Interessen Dänemarks vertretende Propaganda einiges Dänenthum hin und wieder hineingeschleppt hätte. Durch zahlreiche Schriften und namentlich durch immer sich wiederholende Korrespondenzen in einer Menge der angesehensten deutschen Zeitungen, die meistens freilich alle aus der nämlichen Fabrik herrührten, in der man wacker durch die Chablone arbeitete) gelang es auch, dem übrigen Deutschland den gewünschten Irrthum aufzudringen, zumal da dies Schleswig bisher so ziemlich eine ultima Thule gewesen war, um das man sich auch nicht im Entferntesten bekümmert hatte. Die Dänen verfuhren dahingegen einerseits Alles, was dazu hätte beitragen können, eine weniger verkehrte Ansicht über den wahren Thatbestand zu verbreiten, andererseits aber mußten sie auch nur zu bald den Mangel an Bereitwilligkeit von Seiten der deutschen Presse kennen lernen, ihre Reklamationen aufzunehmen. Die den „Schleswig-Holsteinern" günstige Ansicht, „Schleswig ist in jeder Beziehung ein deutsches Land", faßte überall im deutschen Volke feste Wurzel, und als nun im Frühjahr des verflossenen Jahres die Leiter der „schleswig-holsteinischen" Partei den günstigen Zeitpunkt für ihre Erhebung wahrnahmen, da konnte es wohl nicht fehlen, daß selbst die deutschen Regierungen zu der Zeit dem Verlangen nachgaben, „dem in Schleswig-Holstein gefährdeten Deutschthume" zu Hülfe zu kommen Zwar nahmen wohl nur Wenige von den vielen Tausenden, welche bei Gelegenheit des unseligen „offenen Briefes" in hochtrabenden Adressen „Gut und Blut den treuen Holsten" zur Disposition gestellt hatten, selbst das Schwert, um Deutschlands „äußerste Mark" gegen die „fratzenhaft eiteln, anmaßenden, ränkesüchtigen und tückischen" Dänen zu schützen, aber man veranlaßte doch, daß die preußischen Garden Erlaubniß bekamen, sich nach den Berliner Märztagen in Schleswig-Holstein herberen zu pflücken. Dem Kriege, der schon wegen Deutschlands großer Uebermacht nicht zu denen gerechnet werden kann, die den Ruhm dieses Landes vermehren, ist ein nicht in dem Renomee besonders pünktlicher Erfüllung stehender Waffenstillstand gefolgt, und eben jetzt sind die Großmächte damit beschäftigt, einen definitiven Frieden zu vermitteln, der über das Loos „Schleswig-Holsteins" entscheiden wird. Bei dieser Gelegenheit ist es, daß wir noch einmal die Ausmerksamkeit auf die Frage zurückführen möchten: „Ist denn Schleswig wirklich ein deutsches Land?" Wie sehen bei der Erörterung derselben von der staatsrechtlichen Stellung des Herzogthums, die unserer Ansicht nach freilich ganz unbestreitbar auf eine nahe Verbindung mit Dänemark hinweist, ganz ab, und halten uns nur an die Nationalitätsfrage, worunter wir einerseits den nationalen Ursprung der Bewohner des Herzogthums, andererseits aber auch den jedenfalls der Allem in Betracht zu ziehenden Volkswillen verstanden wissen wollen. Was die ursprüngliche Volksthümlichkeit in Schleswig anbelangt, so wollen wir uns begnügen, auf zwei kürzlich in diesem Blatt enthaltene Aufsätze: „Ueber Sprache und Volksthümlichkeit im Herzogthum Schleswig nach C. F. Allen" hinzuweisen, in denen es auf die unzweideutigste Art dargelegt ist, was es mit der deutschen Nationalität in diesem Lande auf sich hat. Dahingegen wird es nöthig sein, sich etwas länger bei der Motivirung der von uns aufgestellenden Behauptung zu verweilen, daß auch, der großen Majorität nach, der Volkswille in Schleswig nicht für eine Einverleibung in Deutschland, sondern vielmehr für Fortbestehen des früheren Verhältnisses zu Dänemark ist. — Nicht in Volksversammlungen und Vereinen, wo gewöhnlich einige wenige Begabtere (oder Unverschämtere) die Masse gängeln und bevormunden, muß man das Volk suchen, um seinen Willen, seines Herzens wahre Wünsche kennen zu lernen, nicht nach Adressen darf man die wirkliche Gesinnung der Gemeinden messen, — weiß man doch nur zu gut, wie dergleichen zu Stande kommen, wo man in der Art seiner Mittel nicht eben sehr wählerisch ist, um nur Demonstrationen zu Stande zu bringen, — man muß das Volk in seinen Familien, in seinem Hause, in seinem Geschäftsverkehr, da, wo es unbelauscht von politischen Spionen, unbeobachtet von „politischer Polizei" seinen ihm zunächst liegenden Interessen nachgeht, kennen lernen, man muß die Gemeinden in den Innern ihrer Kommunalverwaltung beobachten, um sich ein richtiges, unverfälschtes Urtheil bilden zu können. Hat man hierzu Gelegenheit, so gelangt man zu einem ganz andern Resultat, als bisherige ist, das man aus den Referaten der dänischen Presse ziehen muß, die uns von einer Demonstration nach der andern erzählt, die von Schleswigern ausgehend, deren „deutsche Gesinnung" bethätigen soll. In Wahrheit steht die Sache so: Wie überall in der Welt, so giebt es auch eine nicht geringe Anzahl echter

Digitized by Google

Philister im Herzogthum Schleswig," denen es am Ende ganz gleichgültig ist, ob sie deutsch, dänisch oder russisch werden, wenn man sie nur nicht in ihrer Behaglichkeit stört und — nicht zu viel bezahlen läßt. Diesen nun verstehen die Herren am Ruder gar trefflich von den glücklichen Zuständen unter dem „großen deutschen Vaterland" und speciell unter dem „vereinschlungenen Schleswig-Holstein" vorzuerzählen, sie stellen ihnen eine Zukunft in Aussicht, vor der eine Existenz in Colorado oder Kalifornien ein Nichts ist, malen aber dahingegen die dänischen Verhältnisse in einem Lichte, daß die engherzigen Seelen schon bei dem bloßen Anblick der roth-weißen Farben ein Schauder überkommt.

Diese, wie gesagt, nicht allzugering, namentlich in den Städten, vertretene Menschenklasse ist natürlich deutsch, wohlverstanden nämlich, schreibt unter jede Adresse, die man vorlegt, so viele Namen wie man will, weiß aber gewöhnlich selbst nicht, was sie unterschreibt, und würde, wenn die Dänen ihnen eine Petition an den lieben Gott, um totale Vernichtung des ganzen deutschen Reichs vortegten, ihre Schriftzüge eben so gut darunter setzen. Im Uebrigen tragen diese braven Leute große schwarz-roth-goldene Kokarden, geben wöchentlich einen bestimmten, allerdings möglichst kleinen Beitrag zur „deutschen Flotte", haben das Bildniß des Reichsverwesers, und einiger anderer „großer Deutschen" über ihrem Sopha hängen, und sind überhaupt — vortreffliche Deutsche. Daß mit einer Phalanx solcher tüchtigen Leute, denen noch dazu von ihren Frau Gemahlinnen und Jungfrau Töchtern, die, von preußischen Gardelieutenants oder hannöverschen Husarenoffiziers Unterricht im „Deutschthum" erhielten, wacker zugesetzt wird, allerlei Demonstrationen in's Leben gerufen werden können, ist unschwer zu begreifen, dahingegen halten wir es für überflüssig, uns darüber auszulassen, wie viel Gewicht auf politische Meinungsäußerungen solcher politischer Nullen zu legen ist. Daß die sogenannten höheren Stände, oder wie man sich hier vorzugsweise gern ausdrückt, die „höhere Intelligenz" im Herzogthum Schleswig sich einer bedeutenden Majorität nach den deutschen Bestrebungen anschließt, kann durchaus nicht geleugnet werden; so nahe aber, wie der Grund hierzen liegt, nämlich in dem Umstande, daß die höheren Bildungsanstalten, namentlich die Landesuniversität seit jeher deutsch waren, so gewiß dürfen wir auch behaupten, daß diese deutschgesinnte „Intelligenz" sich einen größern Einfluß über das Volk und über die Entscheidung des Schicksals desselben angemaßt hat, als ihr dem Rechte nach zusteht. Es besteht diese Klasse in dem Herzogthum zum größten Theil aus dem Stande der Beamten, denen sich die Advokaten, einige Aerzte, Geistliche, und hin und wieder ein größerer Kaufmann anschließt. Nun aber ist es wohl zu bemerken, daß vielleicht in keinem anderen Lande der Welt die büreaukratische Abgeschlossenheit sich krasser zeigt, als eben in den Herzogthümern, daß wohl nirgends das eigentliche Volk in einer strengeren Entfernung von seinen „gebietenden Herren" gehalten worden ist, als eben hier, und daß also der Einfluß der Beamten auf dasselbe, wo er sich in politischer Beziehung kund giebt, mehr aus einem gewissen angewohnten Respektsverhältnisse, als aus gegenseitigem Ideenaustausch und verwandten Sympathieen hervorgeht. Ebenso sind die Advokaten in diesem gelobten Lande der langwierigen Prozesse nichts weniger, als die Freunde des Volks. Das Volk betrachtet sie wie ein nothwendiges großes Uebel, wahre Anhänglichkeit an sie und ein daraus entstehendes Vertrauen kann nicht stattfinden, ein natürliches Mißtrauen bleibt dahingegen bei denen nicht aus, die es nur zu klar durchschauen, daß die Herren Advokaten durch nichts mehr zu ihrem antidänischen Treiben geführt werden sind, als durch die Befürchtung, daß das in Dänemark längst eingeführte, volksfreundliche Institut der Schiedsgerichte immer mehr seinen Weg über die Königsau finden und ihren reichen Erwerb Abbruch thun möchte. Den Beamten und Advokaten, auf die auch in mancher Beziehung die Machinationen der, Augustenburgische Sonderinteressen fördernden Partei Hart influirt haben, schließen sich an manchen Orten die mit ihnen auf gleicher Bildungsstufe stehenden, oft durch Familienbande näher verwandten Aerzte und Geistlichen an, obgleich nicht zu verkennen ist, daß bei diesen, gerade weil sie durch ihre näheren Beziehungen zu dem eigentlichen Volke, von, deßen wahren Wünschen weit näher und besser unterrichtet, und auf der anderen Seite auf ein näheres Zusammenhalten mit denselben hingewiesen sind, entschiedene Theilnahme an den deutschen Bestrebungen, mit wenigen, freilich dann gewiß frassen Ausnahmen, kaum statt findet. Daß man dahingegen in der Klasse der auf Seminarien gebildeten Schullehrer, der kleinen Beamten, der Privatschreiber u. s. w. eine nicht unbedeutende Anhänglichkeit an die deutschen Bestrebungen jener Herren findet, die der gesellschaftlichen Stellung dieser Leute zufolge oft oftensible Erfolge hervorbringt, ist nicht in Abrede zu stellen; der Grund davon aber weniger in einem wirklichen politischen Bewußtsein, als in der dieser Art von Leuten eigenen Sucht zu finden, den eigenen Mangel an Bildung und Einsicht unter den Zipfeln des Mantels mit zu verbergen, den mancher „studirte Herr" zur Bedeckung der eigenen Blöße freilich nur allzuoft selbst nöthig hat. — Aus den hier genannten Elementen besteht der Theil der Bevölkerung Schleswigs, der Deutschland gegenüber das Herzogthum repräsentirt, der Jahre lang die deutsche Presse zu seinen Gunsten benutzt, Machthaber und Volk durch Adressen und Demonstrationen aller Art zu seinem Schutz aufgefordert und eine Einverleibung Schleswigs in Deutschland als recht- und naturgemäß darzustellen, auf alle mögliche Weise bemüht ist. Bemerken wollen wir hierbei nur noch, daß von allen diesen „Deutschen" in Schleswig, mit Ausnahme einiger ehrenwerther junger Leute, die von Kiel aus, den so beliebt erdendenen Studenten-Freischaarenzug sich anschlossen, nur sehr wenige bei der Schilderhebung gegen Dänemark zu den Waffen gegriffen haben, ein großer Theil von ihnen vielmehr bei der ersten Annäherung des dänischen Heeres von ihrem heimathlichen Herde feig flüchteten, es aber ihren „deutschen Brüdern" überließen, sie in denselben wieder einzuführen, damit sie dann nach wie vor im hämischen Schmähartikeln das Dänenthum, dem sie mit dem Schwerdt entgegen zu treten, zu feige waren, in öffentlichen Blättern angreifen, und in Adressen und Petitionen um einen Beistand bettlen könnten, dessen sie sich so wenig würdig gezeigt.

Ganz anders steht es mit dem dänischen Element in Schleswig. Der Kern des eigentlichen Volkes ist, das haben selbst die energischsten Deutschthümler nicht zu läugnen gewagt, „seiner Volksthümlichkeit und Sprache nach, in einem großen, faßt zwei Drittheile des Herzogthums umfassenden Theile dänisch; aber nicht hier blos, sondern selbst unter den deutschredenden Schleswigern ist der Volkswille für ein unbefangenes Auge und Ohr unverkennbar, einem Verbleiben in dem frühern Verhältniß zu Dänemark durchweg geneigt. Das Volk im Herzogthum Schleswig hat zu keiner Zeit sich über einen Druck von Seiten der dänischen Regierung zu beklagen gehabt, die überall mehr, als die schleswig-holsteinischgesinnten Beamten seine ursprünglichen Rechte zu achten bemüht war. Der Mann aus dem Volke, mit seinem einfach-praktischen Verstande, verliert sich nicht in politische Kombinationen, er vergleicht dahingegen seine, in natürlicher Folge aus den politischen Zuständen hervorgehende materielle Lage mit der an anderen Orten, und muß sich dann sagen, namentlich nachdem ihm jetzt bei der provisorischen Umgestaltung seiner eigenen Verhältnisse eine um so größere Gelegenheit gegeben ist, Vergleiche anzustellen, daß er sich bisher nicht eben so sehr schlecht befunden hat. Und von seiner materiellen Lage auf die intellectuellen Interessen weiter gehend, deren Werth der Mann des Volkes eben so wohl zu schätzen weiß, führt ihn ein trübig angestellter Vergleich zu einem ganz ähnlichen Resultate. Die Segnungen des Deutschthums, die ihm von einer an's Bevormunden nur allzusehr gewöhnten Büreaukratie mit Hülfe des Polizeistaates oder der „haarsträubenden" Klingen zugeführt wird, kann er, von solchen „Octroyirungen" ein abgesagter Feind, nur mit Mißtrauen zurückweisen, dahingegen hegt er das Vertrauen, daß auch von Dänemarks Seite die „Errungenschaften der Neuzeit" ihm nicht vorenthalten werden würden. Glaubt man denn, daß es nicht noch manchem Schleswiger in guter Erinnerung geblieben ist, wie seine deutschgesinnten

Digitized by Google

Bäreaukratien ihm, die ihm gesetzlich zugesicherte freie Presse vorenthielten, weil der Bundestag Holstein die Censur hatte einführen müssen, die in Dänemark und Schleswig längst abgeschafft war? — Das politische Spionirsystem —, wir haben hier vorzugsweise die bekannten Zustände in Flensburg hervor, — ist eben auch nicht geeignet, „das Volk deutsch oder schleswig-holsteinisch gesinnt" zu machen, und die ekelhaften Verdächtigungen und Schmähungen auf die Dänen, deren sich selbst die Behörden nicht schämen, werden ein Volk eben nicht mit Achtung vor denen erfüllen, die sich solcher Waffen gegen ein früher so eng verbrüdertes Volk und gegen eine Regierung bedienen, um deren Gunst- und Gnadenbezeugungen man früher oftrig genug bublte — besonders bei dem Landmann in Schleswig, der auf einer verhältnißmäßig ziemlich hohen Kulturstufe steht, und auf den das Beispiel der vorerwähnten Städtebewohner noch nicht so influiren konnte, herrscht eine den Bestrebungen der Deutschgesinnten wenig geneigte Gesinnung, die sich ganz abgesehen von den häufig vorkommenden Steuerverweigerungen an die „gemeinsame Regierung", vorzugsweise darin zeigt, daß Viele ihre Söhne nach den Militairsessionen in Dänemark schicken, ein Umstand, der von den schleswig-holsteinischen Blättern zwar ganz verschwiegen gehalten wird, nichtsdestoweniger aber durchaus wahr ist. Dies beschränkt sich keineswegs auf die von den Dänen besetzte Insel Alsen und auf den ganz dänischredenden nördlichen Theil des Herzogthums, sondern auch auf manche südlichere Gegend, wo es eben nur den jungen Leuten gelingt, Dänemark, gegen das man sie aufpetzt, zu erreichen.

Nach allem dem hier Gesagten, streng auf Wahrheit beruhenden Stellen wir noch einmal die Frage auf: „Ist Schleswig deutsch" Hat irgend eine Diplomatie das Recht, ein Land von Dänemark loszureißen und Deutschland einzuverleiben, wo der Kern der Bevölkerung nichts von den Bestrebungen einer Partei wissen will, die freilich für den Augenblick durch die Macht ihrer Ränke und durch die Unterstützung von außen her das Heft der Gewalt in Händen hat, die es aber nie und nimmer dahin wird bringen können, dem klar und aus der Nähe Sehenden das einzig und allein selbstsüchtige Element ihres Thun und Treibens zu verleugnen? Die Diplomatie wird es nicht können, und Deutschlands Volk wird es nimmer zugeben, daß man sein Vaterland um ein Ländchen vermehre, in diesen Besitz es nur durch die Ränke einer Partei gelangen kann, denen die Wünsche für die Freiheit und Wohlfahrt des Volkes eben so fern stehen, wie ihre Bestrebungen der Billigung der rechtlich Gesinnten, die dieselben zu durchschauen Gelegenheit hatten.

Ein Schleswiger.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

△ Kopenhagen im Jan. Die schleswig-holst. Presse nimmt großen Anstoß daran, daß unsere Berlingsche Zeitung die Gerüchte von der Räumung Alsens für „lächerlich" erklärt. Es ist aber dieses Gerücht wahrlich nicht das einzige, das man für lächerlich erklären könnte, wenn eben nicht, wie bekannt, die Grenze zwischen dem Komischen und Tragischen so eng gezogen wäre. Allerdings sind solche Gerüchte, wie sie die schleswig-holsteinische Kriegs-Partei in Umlauf setzt, als: heute die Befestigung von Alsen und die Verbärrung der bereits Besetzung bis auf 12000 Mann, morgen die Räumung, übermorgen „es ist ganz gewiß, daß die Dänen etwas Großartiges im Sinne haben", und nebenbei „die entsetzliche Furcht der dänischen Soldaten" — dann: „sie umsternen gar ihre Jäger ganz wie die schleswig-holsteinischen," Dieses letztere wäre denn wohl das Großartige? ꝛc. lächerlich; indessen diese Gerüchte machen, von den Hamburger Zeitungen aus, die Runde in ganz Deutschland, weselbst man nichts weniger als vertraut mit der Taktik jener Partei ist, die jetzt, wo die Friedens-Unterhandlungen ihren Anfang nehmen werden und möglicherweise doch den von Parteien bald zerfleischten Ländern die Ruhe wieder geben könnten, vor allen Dingen dahin strebt, den anarchischen, unglücklichen Zustand der Herzogthümer aufrecht zu erhalten. — es ist nämlich der Zustand, unter welchem sie das Regiment führt, — und wo es also leicht den Anschein nimmt, es's seien wir wirklich jene „lustigen" „treubrüchigen" Dänen, die wie ein Alp auf den Herzogthümern lasten, und gegen die, im Namen der Menschlichkeit, ganz Deutschland sich für die bedrängten Völker erheben müsse. Dies ist das Tragische, das Beklagenswerthe, daß durch jene Notizen, zu welcher gewisse hamburger Blätter mit einem großen Aufwande von Spaltenraum die Hand bieten, zwei Nationen, die kraft ihrer Abstammung und in Folge der geographischen Lage ihres Territoriums, jetzt, wo Deutschland auch eine Seemacht sein wird, noch mehr als früher zu Bundesverwandten bestimmt sind, einander mehr und mehr entfremdet werden. Wie wollen gar nicht darauf zurückkommen, daß die schleswig-holsteinische Bewegung demungen gerade ein Verbrechen gegen die Humanität ist, weil sie in demselben Augenblick, wo man den Herzogthümern von hier aus die volle ungeschmälerte politische Freiheit bot — ein Kleinod, das wenn es, wie sich gerade hier ermessen hat, unrichtig gewährt und mit Gewissenhaftigkeit und Treue von der Regierung selbst geschirmt und geahtet wird, hinlänglich ist, um in Frieden Alles zu erlangen, was Recht und Wahrheit ist — in demselben Augenblick durch das falsche Gerücht von der Anfrei eit des Herzogs, unsers Königs, und durch das eben so falsche Gerücht von der gewaltsamen Inkorporation Schleswigs in Dänemark, künstlich zum Aufbruche gebracht wurde, wie sie bis dahin künstlich erzeugt und geahtet wurde; — dieses gebört jetzt einmal der Vergangenheit. Zugleich der Gegenwart, nach aller Wahrscheinlichkeit leider wohl auch der Zukunft, gehört aber das ganze Auftreten der hamburger Blätter in, und ihre ganze Stellung zu der schleswig-holsteinischen Frage; diese Frage, die gerade jene Blätter, hätten sie nur ihre Lage auf der Grenze zwischen Deutschland und dem Norden beachtet und aus dieser zugleich ihre natürliche vermittelnde Rolle erkannt, einer gleich ehrenvollen und segenbringen Lösung hätten entgegen führen können. Sie reicht jetzt willig die Hand zur Beilegung der unsinnigsten Gerüchte von unsern Kriegsgelüsten, während wir die unzweideutigsten Beweise unserer friedlichen Stimmung geben. Daß wir uns rüsten müssen, um allen Eventualitäten begegnen zu können, verseht sich so von selbst, daß es eben nur böswillige Verläumdung sein kann, die sogar in den Truppenbewegungen in Jütland, drohende, tückische, heimtückische Unternehmungen erblickt, — wir rüsten uns, weil wir einen ehrenvollen Frieden, nicht weil wir den Krieg, wollen, und wie sehr man unsererseits die Fortführung des Kampfes als das letzte Mittel zu wählen gesonnen ist, dafür scheint wohl deutlich genug das Schicksal der Dänemark'schen Anträge zu sprechen, dahin gelend, „daß man unter Beistreifung aller unnützen Friedensunterhandlungen energisch den Krieg fortsetzen möge." Dieser Antrag wurde in der Reichsversammlung ohne Diskussion mit 103 gegen 28 Stimmen beseitigt. Ein ebenso ellatanter Beispiel unserer friedlichen Stimmung ist die Entschedung über die Bauernsetz-Dahlerup'schen Petition, welche mit 26,017 Unterschriften versehen, erklärt „daß man weder die Kraft noch den Muth verloren habe, den Krieg energisch fortzusetzen" und wir über die einfach, mit 101 gegen 26 Stimmen, zur Tagesordnung geschritten wurde. Daß die hamburgische politische Presse auch über diesen Akt der ausschließlich friedlichen Gesinnung und des ehrlichen Laktes den angelangenen Friedensunterhandlungen gegenüber nur Gerüchte und Differenzen über die „Mutlosigkeit der Dänen" und über ihre „Furcht vor einer preußischen Note" in welcher im Namen der Centralgewalt erklärt werden soll, daß der Waffenstillstand unter gewissen Bedingungen als gekündigt zu betrachten sei, verbreitet, ist ein neues Curiosum. Es scheint wenigstens unbegreiflich, wie Preußen jetzt, wo die Centralgewalt direkt mit Dänemark verhandelt, dazu kommen könnte, solche Noten zu überreichen. Jene Partei, die jetzt gern den Frieden in's Unendliche hinausschieben möchte, ist unser und Deutschlands gemeinsamer böser Genius gewesen, denn gerade die Furcht einer eventuellen Annäherung Deutschlands und Dänemarks ist es, welche jetzt auf's Neue dieser Partei ein Interesse daran erschafft und die Armeen wieder unter die Waffen ruft, indem Krieg um jeden Preis ihre Losung ist, wohl wissend, wie viel besser ihr Spiel stehe, wenn die militairische Ehre Deutschlands als Pfand eingesetzt wird, als wenn das Rechts- und Billigkeitsgefühl Deutschlands zu entscheiden hat. — Schleswig-Holstein," (oder vielmehr diese Partei in Schleswig-Holstein) ist die Schlange geworden, die Deutschland in seinem Busen gnabbet, die die Einheit Deutschlands nur als ein Mittel gebraucht, um ihre Sonderinteressen zu fördern. Die Septemberereignisse in Frankfurt, der Ruin des deutschen Handels, die Entzweiung Deutschlands mit seinen nördlichen Nachbarn, die Beraubung einer Vormauer Deutschlands gegen Osten und Westen, was liegt daran, wenn nur das liebe Ich seinen Willen durchsetzt und das verhaßte Dänemark gedemüthigt wird.

Jene Partei versucht jetzt consequenterweise sich gegen eine vorläufige Pacifikation Schleswigs aufzulehnen, indem es die Unterhandlungen in London über eine vorläufige isolirte Stellung Schleswigs für ein Projekt zu einem unabhängigen Staate Schleswig ausgiebt. Man wird es aber wohl in London eingesehen haben, daß man, um die

Digitized by Google

wahre Volksstimme und dem Herzogthum Schleswig endlich einmal zu verhelfen, Friedrich sehr von Schleswig-Holsteinischen Terrorismus wie vom Einfluß dänischerseits befreien und, und daß man erst dann daran andern bestimmenden Motiven, die nolle Basis eines zum wirklichen Frieden, zur völligen Aussöhnung der Fragen sichernden Friedensschlusses werde erwirken können. Gewiß kein Mensch denkt an ein selbstständiges Herzogthum Schleswig, so wie die Idee an ein selbstständiges Land oder einen selbstständigen Staat Schleswig-Holstein bisher weder in seinen einzige Vermittelung in den schleswig-holsteinischen Landesrathe und schleswig-holsteinischen Fahnen gefunden hat. Ob die Partei wirklich eine Million von jenem Zwitterguße für eine Herzogsfrone für den Herzog v. Augustenburg aufzubringen will, wie es die schleswig-holsteinische Presse meint, müssen wir dahingestellt sein lassen, noch scheint man aber eben so wenig den Käufer wirklich herausgefunden, als sich die Zustimmung Deutschlands erworben zu haben, die Zahl seiner regierenden Fürsten noch mit einem zu vermehren, vielweniger noch die Bevölkerung, im Jahre 1849 Völker an den Meistbietenden zu verkaufen.

Wie der Friede zu Stande kommen wird, auf welche Bedingungen hin, wann hat wohl noch Keiner eine bestimmte Meinung, daß wir hier aber sehnlichst den Frieden und ein gutes Verständniß mit Deutschland wünschen — welches wir immer von der schleswig-holsteinischen Partei zu unterscheiden gewußt haben, ist gewiß. Wir hoffen, daß „schleswig-holsteinische“ Gerüchte nicht die Macht besitzen, den Frieden zu vereiteln, und hoffen, daß Freiheit, Ordnung und Gesetz bald den jetzigen Zustand der Herzogthümer ablösen werden.

Wenn die hamburger Blätter in ihr reiches Füllhorn greifen, und wie mit den Bildern ihrer lebhaften Phantasie überschütten, so vergehen wir es ihnen gern; es ist ihr Gewerbe, und sie sind, gleich den Hofnarren in vollen Zeiten, darauf angewiesen, ihren hohen Herrn, dem Herrn „Publikum“, zu gehorchen, wenn es ihnen zurnft: „Narr! Unterhalte uns!“ Sie wissen „Nolle“ sein, ob ihnen auch, in ihres Rechte durchdringenden Gefühle so strikte und kopfzurechtweisend zu Muthe ist, daß sie gern weinen möchten, wenn ihnen, bei der unergründlichen Hohlheit ihres Wesens nicht auch die Thränen fehlten! Sie haben Alles verlangnet, was auf eine Individualität, auf subjektiven Kern hindeutet, und sind zu einem Begriffe, — der freilich oft unbegreiflich ist — zusammengeschrumpft. — Ihnen vergeben wir es gern, wenn sie auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortwandeln, und Lügen Arm, während Jeder, der es ehrlich meint, sein Herzblut darum setzt, um der Wahrheit den Sieg zu sichern! Ihnen verzeihen wir es gern, wenn sie in hohlen Dithyramben Hab und dürftigen Kampf preisen, während Jeder, der es ehrlich meint, den endlichen Frieden einen sicheren Weg zu bahnen sucht. Sie sind unschädlich, denn alle die Knallessekte, die ein gebildet Dramatiker in weiser Steigerung durch alle fünf Akte forciren verwendet, haben sie schon im zweiten Akte verpufft, und wissen nun nicht, wie sie den selbstgeschlagten Knoten lösen sollen. Mögen sie doch immerhin den Stein leuchtend den Berg hinaufwälzen — er fällt auf ihr eigenes Haupt zurück.

Verlagenswerth aber ist es, wenn Blätter, die in den gebildetsten der deutschen Journalverkehr gehören, so leichten Kaufes ihren Ruf Licht gestützt werden können, daß sie den Handlangern jener großen Lügenkorrespondenz-Fabrik dort oben Glauben und Raum in ihren Spalten schenken. Verlagenswerth ist es, wenn die Redaktionen sich gefinnungstüchtiger Blätter sich die leichte Mühe verdrießen lassen, die ihnen zugesandten Korrespondenzen zu prüfen, um selbst aussprechen zu können, ob dies das Produkt eines ehrlichen Willens, oder jener perfiden Donquichotterie sind, welche eine Zeit lang das Urtheil der Deutschen terrorisirte.

Wir forechen diesmal von der National-Zeitung! Sie bringt in ihrer Nummer vom 26. v. M. zwei Korrespondenzen, aus Kopenhagen, die andere aus „Schleswig-Holstein“ datirt, die nicht verdienten, in ein so achtungswerthes Blatt, wie es die National-Zeitung ist, aufgenommen zu werden. Lassen wir uns auf eine Widerlegung derselben ein, so geschieht dies wahrlich nicht, um ihren Verfasser eines Besseren zu belehren, — denn wir wissen, daß die Quelle, aus denen sie fließen, unverbesserlich ist — sondern weil wir wünschen, daß die National-Zeitung auch bei Behandlung der Verhältnisse, die jetzt zwischen Dänemark und Deutschland obwalten, gerecht und klug sein möge; gerecht — um selbst dem Feinde billig sein zu können; klug — um das Wahre von dem Falschen zu scheiden, und nicht ein Opfer jener Böswilligen zu werden, die sich ein keckes Spiel mit der deutschen Presse, dem deutschen Publikum erlauben. —

Die Verhältnisse in dem beklagenswerthen Kampfe sind so weit gediehen, daß es nicht mehr an der Zeit ist, sich in nuklaren Vermuthungen, in romantischen Träumereien und Gespenstererzählungen zu ergehen. Thatsachen wollen wir! Und wo ihr uns festbestehende Thatsachen anführen könnt, die einen Betrug, oder Treubruch — sei's von welcher Seite auch immer — beweisen, da wollen wir mit Euch gehen, und den Betrug angreifen und verfolgen, bis er die teufgetische Maske abwirft und entlarvt vor aller Welt dasteht. Aber thöricht und unmännlich ist es, leere Verdächtigungen noch immer als das Steckenpferd zu betrachten, auf dem man kourbettiren darf! Was soll es bedeuten, wenn der Korrespondent der Nat.-Zeitung behauptet, daß die Sendung des Barons Pechlin an den österreichischen Hof, als der Anfang oder die Fortsetzung einer Intrigue zu betrachten sei, die zwischen Dänemark und Oesterreich gesponnen wäre? Ist es etwa so neu, daß ein Monarch von dem andern zu seiner Thronbestreigung Glück wünscht? Ist es Dänemarks Schuld, wenn Oesterreichs Kabinet selbst ihn nicht ehrlich gegen Deutschland handelte, als die schwarz-roth-goldne Fahne vom Stephansthurme wehte, und soll „das kleine Volk von 1½ Millionen“ die Schuld tragen, daß die Politik der Radetzberger keine Sympathien für das einige Deutschland hegt? — Baron Pechlin, der seit der Korrespondent der Nat.-Zeitung: „ist auch Einer der Deutschen, die wie Ulysses von Dirckinck-Holmfeld im dänischen Interesse wirken.“ Diese Männer sind doch wohl eben nicht Deutsche, sondern Dänen in ihrer politischen Gesinnung, und heut zu Tage bestimmt, meinen wir, nicht die Schelte Ehre, auf der wir geboren, sondern unsere politische Farbe, die Nationalität, welcher wir angehören. Andererseits kann jenes Faktum unmöglich der dänischen Regierung zur Last fallen, oder der Verfasser müßte denn verlangen, daß das kopenhagener Kabinet, Männern, die im deutschen Interesse wirken, Gesandtschaften übertrage. Im Uebrigen aber ist dies eine Sache, die rein persönlich den Baron Pechlin berührt. Es ist hier nicht der Ort, über das politische Glaubensbekenntniß desselben zu verhandeln — und wenn er im Jahre 1846 gefangen hat, daß Keiner es wagen solle, einen Fußbreit deutscher Erde zu rauben, so ist ja in dem preußischen den beiden Flügeln schwebenden Kreuzlein nicht mehr deutscher, sondern von schleswig-scher Erde die Rede, so lange wenigstens, bis der Streit entschieden ist — aber es ist ein deutscher Kunstgriff der Korrespondenten von Professoren, Personen zu verdächtigen, um dadurch ein ganzes System zu diskreditiren. Wenn Ihr es ehrlich meint, so geht lieber einen lassen Blick, auf welche Art die Verwirrungen am besten gelöst werden, und verwirrt das Verworrene nicht noch mehr! —

Was die Bemerkungen des Korrespondenten in Betreff der Dirckinck-holmfelschen Instruktionen betrifft, so verweisen wir auf die in unserer heutigen Nummer befindliche vollständige Ueberfetzung jener Instruktion. Der Unparteiische wird dann finden, daß jener Briefschreiber das bekannte Mittel angewandt hat, einen Satz — aus seinem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden herauszureißen — nach seinem Belieben zu kommentiren.

Einen solchen Stoff zur Entrüstung finden die Briefschreiber der Nat.-Ztg. in dem Umstande einiger Freischaaren in Nordschleswig, der beiläufig bemerkt, noch sehr in das Gebiet der „on dit“ gehört, so wie in dem „Ueberfalle“ der Post, den der koldinger Pöbel wagte. Dieser „Ueberfall“ der „dutzendfigen Diäne“ behauptet Berlin, daß einige dänische Gesellen dem Postillon nicht die Gurgel, sondern die Knöpfe von seinem Rocke abschneiden wollten! O über die Grausamkeit! den Nationalhaß selbst auf so unschuldigen Knöpfen auszulassen!! Seit wann übrigens macht man Regierungen verantwortlich für die Thorheiten von Freischärlern, und für die Extravaganzen eines unverschämten Pöbels? Das Alles sind unselige Zufälligkeiten, die eben nur dem Zufalle zur Last gelegt werden können. Wir müssen sie der Nationalzeitung in's Gedächtniß zurückrufen, welcher Bodensinn seit den Zeiten der Errungenschaften durch deutschen Pöbel verübt worden ist? — Die Regierungen haben genug an der Last ihrer eigenen Fehler zu tragen; man mache sie nicht noch verantwortlich für das, was ein freischärlerischer Pöbel wagt. —

Wenn der Korrespondent der National-Zeitung von einem schleswig-holsteinischen Schiffe erzählt, dessen schwarz-roth-goldne Flagge in London von dänischen Matrosen mit Füßen getreten sei, so müssen wir ihn auf einen Irrthum aufmerksam machen. Die Londoner deutsche Zeitung war die Quelle, aus der er schöpfte. Alle übrigen englischen Blätter berichten aber, daß nicht ein schleswig-holsteinisches, sondern ein hamburger Schiff, „Otkalna“ aus Emden, diese Verhöhnung seiner Flagge hatten musste. Mithin war es Sache des hamburger Consuln Gesandten, der ja doch wohl eindeutscher Gesandter ist, Schutz zu gewähren oder Genugthuung zu verlangen. Und wenn nun eine Handvoll dänischer Matrosen es wagte, die deutsche Flagge zu schmähen — was kann die dänische Regierung dafür? —

Doch genug! Wenn wir uns in diesen spezellen Fälle an die National-Zeitung wandten, so geschah es, weil wir sie achten, und es uns leid thun würde, auch dieses Blatt nach dem Zauberhorne der Hamburger Zeitungs-Ritter tanzen zu sehen. Im Allgemeinen aber wollen wir es allen wichtigergesinnungstüchtigen Blättern der deutschen Presse zugerufen haben: Seid gerecht und klug! Es ist Euer unwürdig, leichtfertig zu verdammen, weil das Verdammen leicht und zur Mode sche geworden ist. Lasset die Schmeichlerzungen der Journalistik das Treiben fortsetzen, zu dem ihre Natur sie zwingt. Ihr aber, wenn Ihr nun einmal seid, thut einem Feinde gegenüber treten zu müssen, benehmt euch würdig, wie es einem Ehrenmanne selbst dem Feinde gegenüber ziemt. —

Die Red.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Bücherschau.

Oehlenschläger als Epiker.

Regnar Lodbrok. Ct Heldedigt. (Ein Heldengedicht von Oehlenschläger. Kjöbenhavn, 1849.

I.

Es ist von dem Untergrichenen in diesen Kritiken gezeigt, wie Oehlenschlägers für den Norden seine große Bedeutung als Dramatiker hatte, indem er für das nordische historische Drama Dasselbe, ja, nach Verhältniß noch mehr, als Schiller für das deutsche geleistet hat. Aber in der allgemeinen Weltliteratur, wird er als Epiker einen noch höheren Rang einnehmen. Denn der Rang muß ja im Großen wie im Kleinen, nicht nur nach der Vortrefflichkeit, sondern auch nach der Seltenheit oder Einzigkeit des Hervorgebrachten zugemessen werden. Im Drama hatte er im Ausdande große Vorgänger gehabt. In seinen Epopöen steht er aber ganz einzig, ursprünglich und unerreicht da. Die ganze epische Literatur hat seit Homer keinen Dichter, mit welchem er sich vergleichen läßt. Er ist der Shakespear des Heldengedichts.

Der Stoff, d. h. die unorganisirten Elemente seiner epischen Schöpfungen waren, wie Homer in den griechischen, ihm in jenen altnordischen, mythologischen Traditionen gegeben, die theils in den mythisch-historischen Odyssesen, theils als zerstreute Fragmente in der isländischen „Edda" (Sämundr's-Edda) nur, der Nachwelt überliefert worden sind. Dieser Schatz von noch nicht entdeckten Stoffquellen war aber nur einem Sohne des Nordens zugänglich. Dies war eben für ihn das Glück, das sich immer zugesellen muß, wenn etwas Außerordentliches und Großartiges im Stande kommen soll. Hätte Göthe z. B. jene merkwürdige, in ihrer Art einzige Welt von Gedanken und Vorstellungen gekannt, es hätte sie vielleicht mit eben so großartigen Ergebe benutzt, und allerdings, wegen der so viel größeren Anstrengung seiner Sprache, dadurch einen viel weiterhin klingenden Ruhm sich erworben. Und doch hätte es vielleicht selbst ihm an jenem nordischempfindlichen Herz und Gefühl gefehlt, mit welchem man nur geboren wird, und die man nur mit der Muttermilch und der vaterländischen Luft einathmet — wenigstens wenn man von dem Beispiel einzelner deutscher Dichter schließen darf, die — wie z. B. La Motte Fouqué — und den nordischen Sagenquellen, doch immer ohne den rechten Geist im heidnisch-wahren Sinne aufzufassen und wiederzugeben, geschöpft haben.

Das uns von der altnordischen Literatur (gewöhnlich die „isländische" genannt, weil seiner Zeit diese Sprache die gemeinsame des ganzen Nordens war), Ueberbliebene bildet eine eigenthümliche Natur, eine ganze Welt für sich, die lange nur den Gelehrten, denen der poetische Sinn zum Auffassen, Genießen und zur lebendigen Darstellung abging, bekannt war. Nur in vereinzelten Bruchstücken oder in größtentheils verzeichneten Kurtkaturen war sie zur Kunde des neueren Geschlechts gekommen, bis endlich Oehlenschläger jenem großartig-interessanten Chaos mit schöpferischem Hauche das regsam fernende und bildende Leben einhöhte. Er that dies, wie die Natur der Sache es fast immer zu gebieten scheint, zuerst und vorzüglich in epischer Form. Die äußern Bedingungen waren ihm, wie man sieht, sehr günstig; aber ohne seine reiche, schwingsame, plastische Phantasie, sein sinnig-gesundes, naives Gemüth, was würde ihm Alles geholfen haben? Ewald, der große, dänische Epiker, der sich auch in dramatischen Formen versuchte, hatte eine Abneigung von den poetischen Elementen der altheidnischen Sagenwelt, brachte es aber auf diesem Gebiete auch zu seiner Zeit, selten weiter, als zu sentimentalen, schon reflektirenden Personifikationen. Bei Oehlenschläger ist alle Reflexion und modernes Gefühlswesen verbannt, es blüht, lebt, spricht bei ihm Alles in sinnlicher, kräftiger Lebensfülle. Und vor Allem hat er den innigen, naiven Glauben an die Wahrheit und Realität Dessen, was er und vorführt, so daß bei dem Leser, wie er von der Darstellung gefesselt und hingerissen wird, auch kein Zweifel sich zu regen vermag.

Wie Homer vor Jahrtausenden der Schöpfer der griechischen Götter- und Menschenwelt wurde, so ist Oehlenschläger in jüngster Zeit der der nordischen geworden. Es wird unter wirklichen Kennern der universellen Literatur kein Zweifel obwalten, daß seine epischen Gedichte*) dem ganzen Charakter des Stoffes, wie der Art und Weise der Darstellung nach, mit dem Unterschiede, der in der so verschiedenen Zeit nothwendig begründet war, von allen Erzeugnissen der neueren Weltliteratur Homer am nächsten stehen. In den Werken der großen italienischen Epiker blitzt der allmarchwerke der christlich-katholisch-romantische Geist des Mittelalters, oder wie bei Ariost, die komische Ueppigkeit seiner Mitzeit, einen totalen, die ursprüngliche, objective Ruhe der Epopöe beeinträchtigenden Unterschied. Oehlenschläger hat dagegen alle Elemente der dazwischen getretenen Geschichte wie vergessen, hat sich in das graue Heidenalter zurückgetraumt, und jene merkwürdigen Bilder eines charakteristischen Lebens, von der allbekannten, allüberträumenden Civilisation unberührt und ungetrübt, aus seinem Traume, mitgebracht, und Alles so gute, unbefangen und treu und dargestellt, als ob er selbst mit seinen Schöpfungen wirklich gelebt, und ihr ganzes Treiben, Kämpfen und Heldenthaten, Tod und Untergang mit angeschaut hätte.

II.

Je näher seine Dichtungen, dem Stoff und Weltzustande nach, der ältesten dunkeln, vorgeschichtlichen Zeit stehen, je mehr gleichnen sie sich durch jene homerische, objektive Ruhe aus, wie es sich z. B. in der in antiker Form gedichteten Tragödie „Baldur der Gute" zeigt, ebenso in dem großen Epos „die Götter des Nordens", das, obgleich die größere letztere Hälfte in Romanzen von verschiedenem Versmaße geschrieben ist, doch ein zusammenhängendes Ganzes bildet. Das lyrische Element, das durch die zerspaltete Mannichfaltigkeit der modernen Zeiten, nachher in höherem Grade, als es früher der Fall war, in den epischen Dichtarten sich geltend gemacht und so die lyrisch-epische Romanze hervorgebracht hat, tritt auch bei Oehlenschläger, natur- und gesetzmäßig, vorher hervor, je mehr der Boden seiner epischen Dichtung sich dem romantischen, wiederum dem Mittelalter herannähert. Und eben in diesen lyrischepischen Formen, in welchen er sich besonders als moderner Epiker der Vorzeit bewegt, und auch den Forderungen der Zeit, der er angehört, am glänzende, oft wahrhaft bezaubernde Weise genügt, hat er vielleicht die höchste Stufe seiner dichterischen Produktion erreicht. So ist z. B. „Helge" ein Heldengedicht, das in einer erhabenen Tragödie endigt, und welches von Vielen wegen seiner als das Herrlichste seiner Werke angesehen wird), erhöschen in der Anlage und der immer mächtig, anschaulsam sich entwickelnden Handlung, durchaus episch, als ein Cyclus von Romanzen behandelt, in welchen der romantische Duft und Ton, oder — wenn man will — ein lyrisches Element, das doch immer nur dem höheren Zwecke untergeordnet und in strengen Grenzen zurückgehalten, hervortritt), ein Licht von wundervoller Schönheit, eine bald rosige, bald magisch erschütternde Dämmerung um die ganze dargestellte Welt weben. Dasselbe gilt von der Prosa, in welcher „Waulundurs Saga" geschrieben ist, und die in sich fast alle Effektmittel der naiven und romantischen Poesie in solchem Schwall vereinigt, daß diese Prosa schon durch die unbeschreibliche Genialität der Sprache auf jeden Norden des Nordens eine bezaubernde, thränenfeuchtschwimmende Wirkung ausübt, die wir nur mit dem Wort „Zauber" zu bezeichnen vermögen. In Horors Saga" die als Gegenstück von „Helge", eine andere Seite des nordischen Lebens schildert, weht am Meisten ein idyllisch-ruhiger Geist. Kräftiges Leben, Tauserkeit im blutigen Kampfe, hoher Edelmuth und schöne Weiblichkeit regen sich als mächtige Gestalten in „Hrolf Krake", das so feinen, in demselben Ton und Versbau geschriebenen 12 Gesängen, von den hierher gehörenden Werken dem strengen Zyklus des epischen Heldengedichts am Vollendetsten entspricht. „Dermarende Saga" faßt wieder alle Seiten des nordischen Räumenlebens, erhabene wie verwerfliche, in einfach-trefflicher Darstellung, in einem Bilde, in einer Perspektivität, zusammen, am welche die übrigen, — unter denen ein Epos gar original geschilderte, dämonisch-erhabenes Weib, eine nordische Medea — sich gruppiren.

Jene sechs epischen Meisterwerke wirken, abgesehen von der noch weit reichhaltigeren dramatischen Wirksamkeit des Dichters, in einer Weltliteratur wie die deutsche, französische oder englische, schon hinreichend gewesen sein, um ihn als ausserbilden Gegenstand der Verwunderung für alle Zeiten hinzustellen. Dies wird vielleicht in manchen Ohren wie Uebertreibung klingen, ist es aber wahrscheinlich doch nicht. Wir Dänen schelen sehr wohl und rühmen es willig ein, daß dieser Fond von Poesie, der und in Oehlenschläger durch die Lanne der Götter zugefallen ist, eigentlich für unsere übrigen Verhältnisse zu groß ist. Er ist, wie Thorwaldsen, der, allkatholischer als Oehlenschläger, in einer der ganzen Welt verständlichen Sprache, seinen Geist reden ließ, zu groß für das kleine Land. Aber bedwegen ist er uns eben auch um so viel theurer und werthvoller, weil wir ihn nicht, wie jenen weltberühmten Künstler, mit dem Auslande theilen müssen, weil doch immer nur wir Dänen und unsere nordischen Brüder ihn recht zu genießen und zu schätzen verstehen.

Merkwürdig ist es, daß eben auf dem epischen Gebiete seine eigenthümlichen Kräfte, die Naivetät, die feische, frische, reichs-schaffende und glänzende Phantasie, sonst ein Prärogativ der Jugend, sich fast gänzlich ungeschwächt erhalten zu haben scheinen,

*) Außer vielen herrlichen Romanzen, oft von großem Umfang, hat er im Ganzen sieben große Heldengedichte geliefert: Waulundurs Saga, oder Dädalus der nordischen Mythologie; Hrors Saga, Dermarende Saga, die Götter des Nordens, Helge, Hrolf Krake und Regnar Lodbrok. Die drei ersten in Prosa mit eingelegten Romanzen und Gedichten, wo ein höherer Schwung der Diktion von der Entwickelung der Handlung erheischt wird.

Digitized by Google

Eingehe seiner späteren Dramen haben — oft nur einem minder glücklichen Wurf in der Wahl des Stoffes zufolge — nicht in demselben Maße wie die früheren das Publikum gefesselt; — doch muß eingeräumt werden, daß wieder andere seiner späteren Dramen, z. B. Tordenskjold, Amleth und besonders Dina, einen noch größeren Erfolg hatten, und noch öfter wiederholte Aufführungen, als die meisten seiner früheren, erlebten. — Seine kleineren Gedichte der späteren Periode können sich allerdings an jugendlicher Frische, Fülle, Kraft und hinreißender Herzlichkeit, mit denen der früheren Periode nicht messen, wenn auch schon damals sein Genie im Ganzen faßt zu mächtig und völlig in seinem Wirken erschien, um sich anders als beklagen zu können, daß ihm in den lyrischen Formen beschränken zu können. Auf dem weiten Felde der reichen Dichtung aber blieb er immer wie zu Hause, und dort steht auch in seinem letzten, so eben erschienenen Werke, der 70jährige Greis, noch immer so groß, kühn und gewaltig da, als in der blühenden Kraft seiner Jugend.

III.

Dies Gedicht, „Regnar Lodbrok", schildert in einer Reihe von 13 Romanzen (164 Seiten), die sich in lebhaft und keck gezeichneten Bildern dem gemeinsamen Mittelpunkte der Erzählung eng anschließen, jenen auf der Grenze der Sage und der Geschichte stehenden Dänenkönig, jenen Urtypus eines nordischen „Marine-Kommodores", jenen nordischen „Lootsen", der nach einem abenteuerlich vielbewegten Heldens, Ritter- und Wikings-Leben, als Opfer seiner Tollkühnheit der gehassten Uebermacht des englischen Königs „Ella" erlag, welcher ihn in seinen „Schlangenthurm" werfen ließ, wo der wehrlose Held ein schauriges Ende fand. Jene großen Schlangen, welche der nordischen Natur wenigstens jetzt unbekannt sind, spielen in unseren altnordischen Sagen eine bedeutende Rolle; sei es nun, daß sich damals solche wirklich vorfanden, oder aus anderen Weltheilen sie fort Zweck eingeführt wurden, oder daß sie nur als Ueberlieferungen von der fernen indischen Heimath sich in die späteren Sagen verpflanzt haben. Auch in der Wolsungasaga z. B. wird der tapfere Hogne, Bruder der auf dem Nibelungenlied bekannten Gudrun, in den Schlangenthurm geworfen, wo er jedoch durch Harfenspiel die giftigen „Kreaturenthiere" alle bezaubert und beschwichtigt, bis auf eins, das ihm zuletzt den Garaus macht. Auch scheint es, als ob die große, so lange bezweifelte, im vorigen Jahre, wie erzählt wird, endlich konstatirte Seeschlange, für die oft*) wiederkehrenden Verstellungen von „Lindwürmern" zu Grunde gelegen habe. Ein solcher Lindwurm begegnet uns auch hier in dem Oehlenschlägerschen Gedichte und die phantastisch reizende Weise, in welcher dies, in der dritten Romanze, geschieht, hat uns dieser — wenn nicht die schönste, doch die glänzendste Romanze des Gedichts gemacht.

Gleich im ersten Gesang sehen wir den jungen Prinz Regnar auf seinen ersten Helden- und Liebes-Abenteuern, wie er im Kampfe mit der norwegischen Amazone, Lagertha, zusammen trifft, und von flüchtiger Liebe ergriffen, mit ihr nicht kämpfen will, wie er die wilden Thiere, die ihre Burg bewachen, später überwindet, und sie dann, nachdem er ihre Liebe gewonnen, wieder verläßt, weil sie ihm doch zu männlich erscheint,

„Weil ein Mann einen andern
Unmädchi freien kann."

Dann sehen wir in einem prächtigen Gemälde, wie sein Vater, der alte König Sigurd, um die Tochter eines Unterkönigs, die seine Liebe ausschlägt, zu erobern, einen Krieg beginnt, und wie er nach dem Siege, mit der todten Braut (sie hat sich, weil der Vater und die Brüder gefallen sind, verzweifelt hinaus auf das Meer gegeb, und sich da mit dem Schiffe, das nordische Schlachtlied („Ytjarlemaal") singend, selber verbrennt.

Die Scene zieht sich jetzt nach Schweden, wo ein König von hochhaften Berggeistern für seine Tochter, die schöne Thora, eine mystische Weihnachtsbescherung bekommt, nämlich eine Schachtel, worin eine ganz kleine Schlange, mit blitzenden Augen und prachtvoll schillernder Haut. Das kleine Thierchen benimmt sich anfangs sehr artig und freundlich, wird von der Prinzessin emsig gestopft, spielt auf ihrem Schooß und wächst sehr langsam, so daß es endlich so groß wie ein Aal erscheint. Der Vater denkt jetzt daran, es zu tödten. Aber plötzlich, wie Thora den nächsten Morgen erwacht, ist es ein ungeheurer Lindwurm geworden, der das ganze Haus, wo sie wohnt, umfaumen hat, in sehr verständlicher Sprache ihr seine Liebe erklärt, und als Ertag nur jeden Tag zum Diner einen Ochsen verlangt. Dieß ganze Epische gehört in anmuthiger Naivetät und glänzendem Kolorit zu den Schönsten, was Oehlenschläger geschrieben hat.

In dem Folgenden sehen wir, wie Regnar, nachdem alle andern Prinzen, je zuletzt Bauersöhne, um die Arme zu befreien, aufgeboten, aber Alle von dem Drachen aufgefressen sind, diesen zuletzt erlegt, und die schöne Thora, ein in wenigen Zeilen gezeichnetes Kolorit zu dem

recht eigentlich den Gedanken zum Gegenstande hat, läßt sich hieraus nicht ein. — Ist man nun aber mit einem ernsten, edlen, kräftigen, manchmal auch derben, komischen, spöttischen Ernste von Ansichten über die Dichtkunst zufrieden, so darf man dem Verfasser für dies Vermächtniß einer Erfahrung von mehr als einem halben Jahrhundert wohl Dank wissen. Ordnungsschlagend „Dichtkunst" betitelt aus hundert und mehr einzelnen nur wenig zusammenhängenden Abschnitten oder Gedichten, alle in derselben Form wie die oben übersetzte Strophe. Voran gehen allgemeine Betrachtungen, betitelt z. B. der Geschmack, der Modegeschmack, das Schöne, Gute und Wahre, der Künste Grundverschiedenheit, die Poesie, der Dichter, das Nationale u. s. w. Von der Mitte an folgen: die verschiedenen Dichtungsarten, Oden und Elegien, lyrische Dichter, Dichterinnen. Die Letzteren werden mit zwei Strophen abgefertigt, die hier vers- und reimlos stehen mögen:

„Zum Dichter kann ein Weib nicht werden, aber dagegen ganz wohl zur Dichterin. In dem weiblichen Wesen ist eine Kammer, welche nicht recht erleuchtet wird von Dichterflammen. Es gibt einen Faden, den das Weib nur spinnen kann, es gibt einen Faden, den das Weib nur zerreißen kann; aber Männer schaffen? — Ja, das verdient die Sache; da muß sie selbst erst Barthaar um das Kinn haben." Der epischen Poesie sind mehreren, dem Drama die meisten Abschnitte gewidmet. Der letzte ist betitelt: Gott in der Kunst, und die Kunst in Gott.

Der zweiten Auflage würde der Dichter viele Abschnitte hinzufügen können, z. B. über die Verarten, wie wir dergleichen treffliche Distichen von Schiller besitzen.

K. L. K.

An das Volk Deutschlands. Eine Stimme des Friedens aus Dänemark. Nr. 1 und II. Kopenhagen bei C. A. Reitzel.

Mit Freude begrüßen wir hier die Schrift eines Dänen, welche die Ansichten der gemäßigten Theils seiner Landsleute aussprechen scheint, und dabei, neben dem richtigen Verständniß der gegenwärtigen Sachverhältnisse, mit politischer Fernsicht und frei von allem Partei- und kleinlichen Nationalhasse geschrieben ist. In Nr. I. entwickelt der angenannte Verfasser das Verhältniß der Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie es sich durch die Verträge von 1815 bis zu der königlichen Verheißung vom 28. Januar und der Erklärung vom 24. März des verflossenen Jahres herausgestellt hat. Er nennt hier unter andern möglichen Lösungen des Knotens „den zu vermittelnden Austritt Holsteins aus dem deutschen Bunde gegen ein Bündniß zu Schutz und Trutz zwischen Dänemark und dem deutschen Bunde." Freilich ein Vorschlag, der wenig Stimmen für sich haben dürfte. Er tadelt es als Fehler des dänischen Kabinets, daß Dänemark in den Jahren 1814 und 1815 sich willig finden ließ, Holstein als deutsches Bundesland anzuerkennen, ohne ein solches zu verlangen, was damals möglich gewesen wäre. Als Grund dieses Verwirfs bezeichnet er die zweideutige und zwitterhafte Stellung, welche aus jenem Verhältniß für Dänemark erwachsen sei! Eine Ausgleichung der gegenwärtigen Streitfrage nach seinem Wunsche hält er, der geteilten Stimmung des Augenblickes wegen, jetzt für unwahrscheinlich, jedoch dürfte er; sobald die natürliche Besinnenheit der gegenwärtigen Aufregung an den beiden Ufern der Beide und der Oster einen ruhigen Denken Platz gemacht haben werde, so würden auch die, ihrer Abkunft nach zusammengehörigen Völkerstämme in einem großen, künftigen Völkerbunde, den man immerhin den germanischen, oder teutonischen, oder gothischen Bund nennen möge, ihr wahres Interesse erkennen. Hierin stimmen wir dem geehrten Verfasser vollkommen bei. Es ist bereits früher in diesen Blättern in dem Artikel „die Eroberungsgelüste der Deutschen" (siehe Nr. 17 des Telegraphen) von dem deutschen Standpunkte aus ganz dieselbe Ansicht ausgesprochen, und es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen der Zeit zu nennen, daß soviel Dänen als Deutsche, insofern sie gegen Mitteren nicht auch ihre parteiliche Urtheilsfähigkeit getrübt und verwirrt haben, über die gegenseitige Politik und Stellung in der Zukunft klar und einig werden. Der uns unbekannte Verfasser, dem wir mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sich unsere gegenseitigen Hoffnungen bald verwirklichen mögen, die freundliche Bruderhand reichen, faßt auf Seite 10 und 11 des zweiten Heftes die Quintessenz beider Broschüren in folgenden Worten zusammen: „Was ich und viele meiner Landes- und Gesinnungsgenossen vormals wünschten, war ein Bündniß zwischen Dänemark die Herzogthümer Schleswig und Holstein damit eingeschlossen und dem deutschen Bunde. Was wir jetzt verlangen, ist noch keine Aufnahme, oder Einverleibung in das deutsche Reich, sondern eine Verbindung weiter Art, ein Bündniß zwischen Dänemark (Schleswig darunter eingeschlossen) und den deutschen Reiche (Holstein und Lauenburg darunter eingeschlossen, und wenn immer möglich und gedeihlich, in persönaler Vereinigung mit Dänemark). Wir Dänen können nicht anders denken; und so möge die Gerechtigkeit und die Geschichte das Urtheil sprechen." Das wird sie, und das Urtheil der Wohlgesinnten ist stets gerecht. Wir möchten als Deutscher für die Dänen Partei ergreifen, wenn Deutschland gegen das Dänemark, wie es hier der Verfasser bietet, feindlich auftreten könnte. Aber das ist nicht zu fürchten. Sobald die Mehrzahl der Dänen die Ansicht des Verfassers theilt, ist Dänemark stark geworden, weil es sich an den Deutschen dann den treuesten Bundesgenossen erworben hat. Wir achten und lieben eine solche Anwälterung, als deren Quelle wir nicht das Bewußtsein eigener Ohnmacht, sondern ein würdiges Selbstgefühl und das richtige Verständniß der gegenseitigen Interessen erkennen. Dänemark als eine selbstständige, Respekt fordernde Bundesmacht hat für uns unendlich mehr Werth, als eine kriechende, deutsch-dänische Provinz für uns je haben könnte. Der Freie kann sich dem zu Unterwerfenden nie als ungetheilter Freund-schaft hingeben, dem übergroße Schmiegsamkeit ist ein Zeichen von Schwäche, und jede erkannte Schwäche schadet der ersten Bedingung eines aufrichtigen Anschlusses — nämlich der gegenseitigen Achtung! Wir aber wollen die Freiheit — die Freiheit nicht nur für uns, sondern eben so auch für unsere Bundesgenossen. Der Gedanke, Dänemark in einem abhängigen Verhältniß an Deutschland zu setzen, konnte nur im Hirn egoistischer Partikularmänner Raum finden, und nur von der egoistischen Kriegslust als Reizmittel angebenutet werden. Dem Kern der deutschen Bevölkerung war er stets fremd, und wir wünschen, daß die Möglichkeit desselben auch dem Kern des dänischen Volks stets ferner rücken möge.

Vermittelungsvorschläge anderer Art, wie z. B. eine Theilung Schleswigs, oder die Schaffung Schleswigs als des dritten selbstständigen Staat in einem dänischen Bundesstaate, hält der Verfasser für unpraktisch und unrathsam. Die Gründe, welche er dagegen aufzählt, sind klar und schlagend, und wir stimmen ihnen um so williger bei, da auch wir stets derselben Ansicht waren. Was uns in beiden Broschüren besonders angenehm berührte, das ist die unverkennbar redliche, wahrheitliebende Absicht des Verfassers, der wohlwollende, versöhnliche Ton und das biedere Selbstgefühl, welches ihm vor den Boden des Rechts und der Billigkeit verlieh, auf welchem er faßt. Er stellt nicht in Abrede, daß der Rechtsstreit zwischen Deutschland und Dänemark über den Besitz der Lande von der Eider bis zur Königsaue ein schwieriger und verwickelter sei, und daß auf beiden Seiten Irrthümer und Gewaltthat sich untergelaufen. Die Verwicklungen sucht er gründlich zu lösen, die Irrthümer aufzuklären! Den Deutschen wie Dänen räth er: „die unsonderen Mäßeleien", die „gehäßigen Anzapfungen", die „thörichte Ruhmredigkeit" und ähnliche Dinge, große und beträchtende, wie kleine und klärerliche, sich abzugewöhnen, „und ohne die Rechnung weiter bis zur pünktlichen Bonauigkeit mit einander aufzumachen, drei Akte in Bausch und Bogen als gegen einander aufgehend zu betrachten und in Vergessenheit zu begraben, ohne mit einander darüber zu rechten, wer von uns mehr oder weniger zu diesem ganzen Plunder beigesteuert habe." Der angenannte Verfasser bezeichnet sich selbst als einen in Deutschland unbekannten, in Dänemark unbescholtenen Mann. Seine Schrift birgt uns dafür, daß er ein gemüthvoller Ehrenmann ist. Möge sie in Deutschland und Dänemark die Vereinigung und Beherzigung finden, die sie in hohem Grade verdient!

—⊙—

Das Herzogthum Limburg als deutscher Bundesstaat, von Dr. K. Steifensand. Crefeld, bei C. Gobrich und Comp. Mit einer Karte.

Diese Broschüre ist schon zur Zeit der Wahlen zum ersten deutschen Parlamente verfaßt und damals demselben zur Beachtung überreicht worden. Sie verdient aber auch jetzt noch unsere Aufmerksamkeit, weil sie die mißliche Stellung Limburgs in ihrer geschichtlichen Entwicklung schildert, und daher ein mehr als nur momentanes Interesse hat. Herrn Dr. Steifensand's Standpunkt ist, wie möchten sagen, ein materieller. Er faßt vorzüglich die Nachtheile ins's Auge, welche aus der, durch die Wiener Kongreßakten natürlich gezogene Grenze zwischen Deutschland und den Niederlanden, den Gewerben, dem Verkehr und Handel, und überhaupt dem physischen Gedeihen des Herzogthums Limburg erwachsen sind. Nachdem er nachgewiesen, wie Limburg schon seit den Zeiten der Römer zu Germanien gehörte, bezeichnet er dessen Lostrennung im Jahre 1815, als einen jener Akte, welche in früheren Zeiten nicht selten das Wohl der Völker wie eine tolle Waare den dynastischen Rücksichten und Interessen geopfert habe. Steifensand's Darstellung zeugt von Sachkenntniß; sie ist gründlich und sachgemäß, mit genauer Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse durchgeführt. Limburg's Stellung zum deutschen Bund, so wie es durch Annahme der Londoner Traktate der 24 Artikel an sein ursprüngliches Vaterland zurückgekommen und wie der Verfasser mit Angabe der betreffenden Aktenstücke nachweist, war nur eine illusorische, deren Schattenseiten bei einem flüchtigen Blick auf die Karte und auf die niederländische Verfassung in die Augen springen. Durch die letztere, zu deren Revision im Jahre 1840 nicht einmal limburgische Deputirte gezogen waren, wird es, unbeschadet seiner Beziehungen zu Deutschland (welche aber nirgends eine Erklärung oder auch nur nähere Ermäßnung finden) zur niederländischen Provinz gestempelt, während es vermöge seiner Lage,

Digitized by Google

Geschichte und Londoner Traktate ein Bestandtheil des deutschen Bundes ist, von welchem es wieder die unnatürlich gezogene Zollinie faktisch ausschließt. Herrn Steffensand's Politik scheint sich zu einem germanischen Staatenbund, so wie ihn diese Blätter vertreten, hinzuneigen, jedoch schimmert der Einfluß der Zeitereignisse, unter welchen seine Schrift abgefaßt wurde, manchmal aus derselben hervor. Er spricht mit Stolz von den hegemonen Erweiterungen der bisherigen deutschen Reichsgrenzen. Es ist schon in einem früheren Artikel über die deutschen Eroberungsgelüste das gerade in jene Periode fallende, durchgreifende Erwachen deutscher Nationalgefühle mit einem lustigen Champagner-Räuschchen verglichen, und auch Herr Dr. Steffensand wird dadurch zu der Ansicht getommen sein, daß die deutschen Interessen der Zukunft an den Ufern der Maas und des Nicderrheins etwas Anderes verlangen, als eine Zurückerobcrung Limburgs zu, durch ein Zerwürfniß mit den Niederlanden. Freilich, so lange unsere Stellung zu Belgien und Holland die bisherige bleibt, mag es Recht haben, wenn er behauptet, daß das Königreich der Niederlande der selbstständigen Entwicklung Limburgs, der möglichen Entfaltung seiner Kräfte zu Glück und Wohlstand, wozu Limburg durch seine natürliche Lage berufen sei, stets hindernd im Wege stehen werde! Aber würden diese traurigen Mißstände wohlthuend gebeilt sein, wenn sich hinter Limburg gegen die Niederlande eine chinesische Mauer aufstürmte? schwerlich! ein brüderliches Schutz- und Trutzbündniß mit den Niederlanden, so wie wir es mit Dänemark wünschen, das allein kann hier die alten Kabinetsfunden gründlich heilen. Herrn Steffensand's Broschüre ist übrigens Allen zu empfehlen, welche sich über die geschichtliche Gestaltung des status quo und die Bedeutung Limburgs für das Gesammtvaterland zu belehren wünschen. Als einen besondern Vorzug seiner Schrift heben wir hervor, daß er das materielle Wohl seiner Klienten im Auge behielt. Die deutsche Bewegung hätte eine andere und bestimmt erfreulichere Wendung genommen, wenn Alle, die ihre Stimmen öffentlich erschallen ließen, gerade diesen bei Staatsumwälzungen und Reorganisationen schwer wiegenden Punkt hauptsächlich festgehalten, und nicht so Viele sich in das Gebiet der Theorie und Ideale verloren hätten. —b—

Feuilleton.

Schwedische Bilder
von
Frederike Bremer.
(Fortsetzung.)

Das Leben der Insel verdient wohl auch seinen Gesang, die Inseln an den Küsten Smaalands, Oeland und Gothland, reich an Poesie in ihrer Natur und ihren Ruinen der Vorzeit. Seedigel umflattern sie, und in mondhellen Herbst- und Frühlingsnächten hört man die starken, klangvollen Töne der wilden Schwäne, wie sie an die Küsten schlagen.

Oeland mit seinen fetten Blumen, seinen Orchideen, seiner Adonis Vernalis, seinen schönen Hainen, in denen Nachtigallen singen! Oeland ist es werth, die Wiege des Stagnelius zu sein. Das Meer, das sie schaukelt, das von allen Seiten der Insel in seiner ganzen Erhabenheit sich zeigt, wurde ein stehendes Bild in seinen Gesängen, die tief sind wie jenes Meer und licht und schön wie dessen windstiller Spiegel, in dem sich die Sonne badet.

Wie Viel und wie Wenig zu gleicher Zeit ist nicht das Leben eines Dichters! Und sein Dichterleben hat dieses klarer gezeigt als das Stagnelius'. Pieromas Sänger wurde geboren und wurde groß in dem monumentalen Pfarrhofe Gärdsås, (vielleicht der poetischeste Punkt auf Oeland). Eine unschöne, gebrungte Gestalt, ein unschönes Gesicht, aus welchem nur dann und wann durch die meist gesenkten Augen ein Blitz hervorleuchtete, schien er im Allgemeinen ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein, der „Kropp-Kuchen“, eines der schwerfälligen Lieblingsgerichte des Oelandschen Volkes aß, trotzdem mit seinen Schwestern bis in die Nacht hinein, bis zum ersten Hahnenkrähen, spielte, und hingegen von körperlichen Leiden, in seinen besten Jahren als ein geringer Schreiber in dem Bureau eines Beamten in Stockholm starb. Gleichviel! Pierona's Sänger wird ewig leben. Und „Sarons Lilien“ unvergänglicher als alle Blumen Oelands, werden stets, mit ihrem Duft eines ewigen Frühlings, in dem schwedischen Busen blühen.

Oeland's Poesie sind seine Landwirthinnen. Sie stehen auf den Anhöhen. Unter, in den Thälern, sind seine Haine, seine poetische Schloß-Ruine mit ihren Erinnerungen an die wilde Herzogin Ingeborg, die hier als Wittwe wohnte, um zu bewinnen und wohlthätig zu sein; an den ehrgeizigen Prinzen, der sich hier seine Wohnung bauete, und über die Gewässer nach Stockholm blickte, auf eine Krone wartend. Er erbielt sie von Christina, aber man hörte ihn oft seufzen, unter der Last der Regierungssorgen ausrufen: „Mein geliebtes Oeland, mein geliebtes Oeland, wie glücklich war ich an deinen Küsten!“

Gothland, das Auge der Ostsee genannt, ein Gebirgs-Plateau, das sich aus dem Meere erhebt, merkwürdig durch seine hohen Erinnerungen der Vorzeit, seine schönen Ruinen, seine Blumen und seine abwechselnden Sitten. Sie ist gleichsam das Piedestal für das große mechanische Genie, Schwedens, Christopher Polhem, geworden: das Kind, das hier unter den Wellen und Gebirgen gelebt, brach später eine Bahn durch „Hellebergen“ und lehrte die Wellen dort zu gehen, um einen Weg zwischen zwei Meeren zu bilden.

Wir kehren zurück zu dem festen Lande.

Nördlich von Smaaland fängt Ostergothland an, eine der größten und fruchtbarsten Provinzen Schwedens, mit Westergothland der Kern des alten Gothalands, wo in früheren Tagen die Unterkönige wetteiferten und kämpften. Tiefe, dunkle Wälder begegnen uns hier: der Tivedens- und Kolmaarden-Wald. In den heidnischen Zeiten und noch weit in die christlichen hinein besaß der Reisende, den sein Weg durch jene Wälder führte, seine Seele Gott. Denkmäler des Mordes von Stein und Holz erheben sich den Weg entlang. Und die Oede des Waldes und seine Stille, die weite Entfernung zwischen den bewohnten Orten weckten düstere Gedanken. Aber erst auf der Höhe des Kalmaardens angelangt, wird man von der herrlichsten Aussicht über die fruchtbaren, von Wasserströmen durchschnittenen Felder des Landes überrascht.

Der Ostgothe ist fest auf seine Provinz. Zuverlässig, ehrlich und gastfrei, ist er zufrieden mit seinem Lande und mit sich selbst; er will sein Recht genießen, doch ohne dem Rechte Anderer zu nahe zu treten. „Ist der Ostgothe ordentlich satt,“ sagt das Sprichwort von ihm, „und stellt man ihn dann auf einen Posten hin, dann weicht er selbst dem Teufel nicht aus.“ Er kann auch stolz auf die Männer sein, die aus seinen Fluren hervorgegangen sind: Rydelius, der älteste schwedische Philosoph, die Dichter Leopold, Gyllenborg, Jakob Wallenberg, Dahlgren und der Naturforscher Bergelius, dessen Namen ganz Europa mit Ehrfurcht nennt; — wir gedenken hier nur der großen Toten.

Im Ostgothland begegnet uns der Göta-Kanal, „das blaue Band Schwedens“, welcher die Ostsee mit der Nordsee verbindet. Und an der Motala-Küste, am Ufer des Kanals, ist ein Grab, an dem die Reisenden still stehen und Fürsten ihre Kühe abnehmen, wenn sie vorbeifahren; hier ruht der Vollender des Riesenwerks, das Polhem und Swedenborg anfingen, der Mann mit dem festen Willen, Baltzar von Platen.

Weiterm, der schöne See mit den romantischen Küsten, mit den krystallklaren, aber nimmer ruhenden Wellen, macht die Grenze zwischen Ost- und Westgothland.

Von neuen Zeiten her war Westergothland ein Land der Sagen, wo Elfen und Kobolde wohnten. Hier, wo früher der „Trollhätta“ einsam in der Wildniß war, kämpfte Starkotter mit dem Riesen Hergerd und gewann die Tochter Ogn Alfskärer, die es aber vorzog, sich selbst den Tod zu geben, als dem geschworenen Sieger ausgeliefert zu werden. Die Zauberei der Naine ist noch bis heute ungebannt geblieben. Aber neben ihr hat der menschliche Geist einen Weg durch den Berg gefroren, und „Trollhättan“ mit seinen schäumenden Gewässern, seinen wilden, schönen Wasserfällen, „Torpet“, „Gull“, dem „Teufelsfall“, dient jetzt zur Belustigung der Kanalreisenden.

Du Reisender! Der Himmel gebe Dir einen lichten, klaren Tag, wenn Du im Angesichte der „Hunne“- und „Halle“-Gebirge aus dem engen Kanal herwortauchst, um dich von dem lebendigen, mächtigen Gewässer des Göta-Elf längs ihren bezaubernden Küsten dem Trollhätta-Fall vorbeizutagen zu lassen und sodann weiter bis Gothenburg. Ich wünsche es Dir.

In Westgothland leben alte Gebräuche mit alten Erinnerungen und patriarchalischen Sitten, so in dem Hause des Freiherrn wie in dem des Bauers. Der Westgothe liebt sie, er liebt die Sagen und die Gesänge und ein sorgenfreies, behagliches Leben. Er pflegt seinen Acker schicklich, vernachlässigt seinen Wohlstand, wird leichter arm als reich. Das Land ist reich an Naturcontrasten. Man sieht den „Wätern“ mit seinem Kranze von schönen Schlössern und Packen, den wilden Trollhättan, die fruchtbare Wegdahla-Ebene, den reichen Gold-Kroken und die Halden, die sogenannten „Sydterna“ (schwgenfreeden), die sich hinab gegen die Hallandsche Grenze ziehen, wo man keine Wohnungen sieht, keine anderen lebenden Geschöpfe findet, als die kleinen zerlumpten, sonnenverbrannten Knaben, die hier und dort auf der mit Ginster bewachsenen Haide erscheinen, einige magere Schafe hüteud und auf dem Kuhhorn einige melancholische Töne, immer dieselben, blasend. Auch an Kontrasten unter den Menschen, die es dem gemeinsamen Vaterlande gebracht hat, ist das Land reich: die tapferen Krieger aus dem Forsten-Geschlecht, Anders Lennartson und Lennart Torstenson. Adlerkreutzer, groß in den friedlichen Gebieten des Lebens; Torbern Bergman, Bergelius' Vorgänger, der schon als Kind das Grundwasser der Hauptgrube erforschen sich bemühte und die Körper verbrannte, um ihre Asche zu untersuchen; Kellgren, der

Digitized by Google

klare Schlagzeit und Kritiker; Lieder mit feinem zerrissenen, aber großartigen Gesange; Swedenborg, der Geisterseher, wunderbar in seiner Gelehrsamkeit und in seinen Träumen. Und an der Arevalla Halde saß kürzlich eine so anmuthige Sängerin und dichtete spielende und melancholische Bilder aus dem Menschenleben. Viele kennen Sophie Zelow's (Freiherrin Knorring) feurigen Geist. Wenige haben ihr Herz gekannt und gewußt, wie geliebt und liebenswürdig sie als Frau, als Freundin war. Auf ihr zu frühes Grab wollte ich eine Blume pflanzen, ich finde aber nur eine Thräne. Sie selbst war eine der schönsten Blumen Westergothlands.

Bohuslän, früher „Altsen", „Vikingadrom", streckt sich nordwärts Westgothlands längs der Nordsee hinauf gegen Norwegen. In ältern Zeiten wurden die Einwohner „Bildräinger" (Bertheidiger der Bals) und wolter dimmter nach Oldn-Elf „Elfvargrimar" genannt und standen im schlechten Gerüchte. Die Königin Sigrid Storraada hat hier ihre Pläne zur Rache an den Unterkönigen, ihren Freiern, ausgebrütet, und die Sage der Gemüthsart des Volkes hat ihr Seitenstück in der Natur der Gegend. Denn die Natur ist hart. Aus dem bewegsamen blauen Meere heben sich die Granitberge empor, „als wären einmal plötzlich die schäumenden Wogen stehen geblieben," und strecken sich landeinwärts, das ganze Land in eine Felsenburg verwandelnd. Riesenschluchten und Felsenschluben bilden sich in Menge, und die dunklen Sagen bezeichnen sie als Wohnungen übernatürlicher Wesen. Zwischen den Klippen strecken sich einige Aecker hin, die aber mit Quickkraut überwuchert sind, und nur hier und dort, als Oasen in der Wüste, erblickt man einige grüne fruchtbare Thäler. Das Meer ist der eigentliche Reichthum des Landes, der Acker, auf dem Millionen glänzender Silberähren jährlich hervorgebott werden. Auf den Küsten, wo früher die wilden „Vikinger" hausten, fischen jetzt friedliche Fischerleute. Während der Mann mit den Netzen kämpft, schafft seine Frau das Meer von den Netzen ab oder pflanzt die Kartoffeln inmitten der Felsen, auf denen die Kinder und die Ziegen herumklettern. So hart, so steil und unfreundlich ist die Natur. Aber das Volk ist freimüthig, offen und munter, es fürchtet nicht die Gefahr und weiß die Noth zu tragen. Thorlif, der geistige „Vikinga", war auch in dieser Festenburg geboren und zog von hier mit seinem blühenden Geiste auf Mißhandlung gegen alle Erbärmlichkeiten der Welt aus, ohne Schonung, ohne Furcht. Konnte er dem Lohn entgehen? . . . dem Geschicke des Märtyrers! Im Gefängnisse dichtete er seine „Odtmannas-Saager", und er starb landesflüchtig. Sein Geist war stolz und nicht ganz frei von Uebermuth, aber sein Haß war der rechte, und auch seine Liebe war die rechte. Ein Engel küßte die Blätter küssen können, die er geschrieben.

Dalsland, früher „die Marken", östlich von Bohuslän, hat eine fremdbliebene Natur als dieses; besonders in seinen nördlichen Gegenden hat es schöne Thäler, Seen und Gebirge; aber das Volk hat in seinem rauhigen Leben und seiner kampfartigen Gesinnung Aehnlichkeit mit dem in Bohuslän. Die Männer „der Marken" und ihre Frauen hatten in früheren Tagen gerade keinen guten Namen ihrer Friedfertigkeit wegen. Und hier leben noch Bauerngeschlechter, die sich der Abstammung von den Riesen der Vorzeit rühmen und auch den Charakter solcher Abstammung in Gesinnung und Gestalt offenbaren; z. B. das der „Haabollingarnes", ein reiches, Rolfes, riesengebautes, rothbaariges, kampflustiges Geschlecht. In anderen Gegenden des Landes hat die Bildung und der Fleiß die Sitten gemildert, und die Wohnreden sind hier, wie in mehreren Distrikten von Westergothland, ein Ruhm der Frauen.

Dalsland, Westergothland und Wermland umgeben Venern, den größten der schwedischen Seen, wichtig für den gegenseitigen Handel der Provinzen, berühmt wegen der Schönheit seiner Küsten und der Kämpfe, die an diesen gestoßen worden. Im Osten hinaus über die Grenze zwischen Soea- und Göta-Land erstreckt sich der große Wald Tiveden mit seinem hohen Gebirgsrücken „Getarryggen", der die Benennung war, daß man früher Schweden in Südsvenskt und Nordsvenskt eintheilte. Und hier, in Nordenwald, nordwärts Westergothland, begannt und Nerike.

Wir steigen jetzt hinauf — denn anfwärts geht unser Weg — durch das alte Svea-Land, das „Volksland", die eigentliche „Mardem" (Männerheimath), woselbst, nach den ältesten Sagen, der Stamm Svea, wie in dem südlichen Schweden der Gothenstamm, wohnte.

Nerike liegt im Herzen Schwedens, ein kleines, gutes Land, die Heimath von den schwedischen Provinzen, reich an Allem, was zum Bedürfniß und Nutzen des Lebens gehört. Der Markt in Örebro liefert den Beweis; dort nach der hübschen Stadt führt das beriebsame und arbeitsame Landvolk seine Produkte auf dem Wasser, aus dem Acker, der Wiese und dem Gebirge. Auch die hübschen, wohlerhaltenen Wohnungen, die das Land bedecken, bezeugen es. Es scheint hier gut sein für die milden und stillen Leute, sich gut zu wohnen, zu bauen und auch zu schreiben. Verschiedene Beschäftigungen erfordern verschiedene Umgebungen; das Treiben des „Bikinga" erfordert das stürmische Meer, das des stillen Denkers die friedliche Gegend. Die grünen, stillen Gegenden haben dem Vaterlande die Gebrüder Claus und Laurentius Petri geboren, welche Chroniken schrieben und die Bibel übersetzten unter dem Schutze des mächtigen Gustaf Wasa.

Aber in dem ganzen Lande sehe ich doch einen Mangel, den alles Wasser des Hjelmar-Sees nicht hinwegspülen vermag. Engelbrektsholm liegt hier, wo der Retter Schwedens, der muthige, edle Engelbrekt, krank und gefällt auf eine Krücke, auf hinterlistige Weise von einem schmeichlerischen Ordensmanne gemordet wurde. Das Grab — sagt das Volk — will seinen nicht auf der Stelle wachsen, wo das Blut des edlen Mannes von dem Mörder vergossen wurde. „Nacht und Tag" war sein Name"), aber der Tag verschwand später aus seiner Seele, von seinem Wappen, denn nächtlich war seine That, in der Nacht ausgeführt, und nächtlich wurde später sein Leben. Auf dem Gösholmen Schloß an der Küste des Hjelmar-See, Engelbrektsholm gerade gegenüber, hörte man lange Zeit das Geschrei des Neuvollen, und Unglück verfolgte sein Geschlecht.

In Nerike fangen die Bergwerke an. Ein Gürtel von Eisen umfaßt das mittlere Schweden von der Ostsee an bis zu dem Felsenghfel Skandinaviens. Hier sind die größten, die ältesten Bergwerke, in Södermanland, Upland, Westmanland, Nerike, Wermland, Dalarne; hier die tiefen Gruben Utb, Dannemora, Sala, der „Kupferberg" u. A. Ueberall ist hier die Gegend durch das Eisen den Menschen zugänglich gemacht worden. Unzählige Grab- und Steinhügel und andere Ueberbleibsel der Vorzeit zeugen von dem Alter und der Bedeutung der Gegend. Es ist ein Land der Gräber, aber auch ein Land, wo das Leben sich fortwährend in Freiheit und Kraft entfaltet. Es ist ein Land der Manen, aber auch der Mannen — es ist „Manheim".

Aber die Arbeit und die Mühe erfordert auch gerade hier Mannskraft. Der Granit, das Urgebirge, in den südlichen Gegenden bedeckt von der schönsten schwarzen Dammerde, guckt überall hervor durch die dünne Erdkruste. Das Eisengebirge ist der Grund, auf welchem die Wohnungen stehen, aus welchem die Quellen springen, über welchem der Acker liegt, oft magrer und dürftig. Mager und dürftig wird daher nicht selten die Nahrung des Volks, und die bleiche Armuth wohnt oft unter dem Rasendache der niedrigen Hütten. Und doch — aus den magersten Gegenden gehen die stärksten Männer hervor — Westmanland, Dalarne! So groß ist die Macht des Geistes über die Natur, so wenig vermag die Erde, der alte Riese (Ymer), über den wollenden, kämpfenden Menschen.

Oestlich liegt das herrliche Mälar-Thal, die Provinzen Södermanland, Upland und Westmanland, der Mälar, dieser inselreiche, sagenvolle See, in welchen, einer alten Sage nach, alles fließende Wasser von Svithiod fällt. Und hier an dessen Anstand in die Ostsee, an der Grenze von Upland und Södermanland, liegt die königliche Stadt Stockholm. Wenn man sich Stockholm von der östlichen Seeseite nahet, kommt man zuerst durch die sich mehrere Meilen weit hinstreckenden Schären. Unzählige größere und kleinere Werder und Inseln bilden an allen Seiten ebenso unzählige Buchten. Wohin man blickt, eröffnet sich eine neue Aussicht, guckt anmuthige, einladende Meerbusen mit ihren näheren und fernern Prospekten, ihren „Inseln", das man gern in Augenschein nehmen möchte, das aber halb verschwindet, um ebenso bald neuen reizenden Ansichten Platz zu machen. Der Werder ist oft ein liebliches, grünes Bouquet, auf die Oberfläche des Wassers hingeworfen, öfters ein kleiner runder Felsenhügel, aber fast niemals eine kahle Klippe. Fichtenwäldchen umkränzen die Abdden, und aus dem dunklen Busen des Granitgebirges lenchten hellgrüne Gruppen von Laubgehölz hervor. Am Fuße des Berges steht die kleine Fischerhütte, geschützt von dem mächtigen Granit, umkränzt von grünendem Felde; draußen auf dem Wasser schaukelt das kleine Fahrzeug mit herabhängenden Segeln und ruhet in dem sicheren Hafen. Höher hinauf auf den obersten Terassen der Gebirge springen die zierlichen Landhäuser mit ihren Umgebungen von Gebüsch hervor. Je näher man an die Stadt kommt, desto zierlicher werden die Wohnungen, in stets höhere und kompaktere Massen gestalten sich die Gebirge. Zuletzt werden sie eine Burg, eine Veste von Granit mit Radelgebälk auf ihren erhabenen Zinnen. Auf einmal öffnet sie sich, und Stockholm liegt vor uns im prächtigen Amphitheater, mit seinem königlichen Schlosse, seinen Kirchen und Häusern, einen Halbzirkel um den weiten Hafen bildend, wo die Flaggen aller Länder wehen, umgeben von Anhöhen, wo lachende Villen stehen. „Früher war hier viel Wald," sagt die Chronik.

In einer längst verschwundenen Stunde war der Wald nicht, wo jetzt Stockholm steht, ein blutiges Fest — eine Hochzeit, bei der die geraubte Braut, die Königstochter Sfaff, ihren Bräutigam, König Agne, ermordete, auf dieß Weiße von den Mord

*) Der Name des Mörders war: Maans Bengtsson Natt och Dag. D. Ueb.

Digitized by Google

ihres Vaters rächend. Die Stelle, wo der Meth und das Blut in der Hedgeritsnacht floß, wurde später Agnes-Ort genannt. Hier bante Birger Jarl die Königsstadt Stockholm auf ihren sieben Inseln, wetteifernd mit den schönsten Hauptstädten der Erde, überstrahlt von seiner. Aber die erste Hochzeitsnacht hat der Stadt eine Lanze gegeben, die sie nicht vergessen kann, und so lange die bittern Wellen der Ostsee und die süßen des Mälar's ihre Gewässer mischen, werden weder all die Schönheit der Inseln noch der Glanz der Feste oder das Geräusch der Trinkgelage die Blutspuren und die ewig wehklagende Rache zu verschwinden vermögen; denn sie schreien noch da umher, noch heute, die Schattenbilder der Vorzeit, der rauhstachtige Ajax, die rachefühlende Esaif, der heraufbeschworene Brünigam, die bleiche Braut! Und blutige Erinnerungen besserden die Straßen und Plätze der Stadt.

Aber auch schöne und große Erinnerungen schweben wie schützende Genien über der nordischen Stadt der sieben Inseln. Von hier aus haben die großen Regenten Schwedens das Reich verwaltet! Birger Jarl, Sten Sture, Gustav Wasa, Gustav Adolph der Zweite und die großen Carl's Schwedens! . . . Die Geschichte der Erde hat nicht viel größere Gestalten, keine edlere, als das Weib, das Stockholms Schloß gegen den Tyrannen Kristian vertheidigte, wenn die Männer wichen oder fielen — Kristina Gyllenstierna. Und Kristina, die Königin, auch die, gestalteter Morgenstern, schön in seinem Aufgange, gerade zu hell einen Glanz über der Königsstadt verbreitet. Die Liebe zur Wissenschaft und Kunst, die zu anglückete, ist nicht ungeschlossen worden mit ihr. Jene Liebe und Carl Gustav zum Könige gabst du Schweden; deine Schanmünze mit dem Erdglobus und der Umschrift: „non sufficit.“, mit dem Himmelsglobus und der Umschrift: „sufficit“ war und verbleibt der Wahlspruch aller großen Geister. „Du wurst doch die Tochter des großen Gustav's.“

Viele Städte haben größere Paläste und Kirchen, schönere Brücken und Häuser als Stockholm. Keine hat schönere Umgebungen, eine mehr wechselnde, reichere und frehere Natur. Die Königstochter steht noch heute herrlich, brauchend in ihrem Brautkleide von blühenden Wiesen, frysklaren Seen und stillen, schattigen Meerbusen. Der Künstler liebt diese Natur, gleich begeistert und gleich geschäftig für ihn. Bellman wurde von ihr begeistert und sang hier seine bildvermählten Lieder; auf diesen Inseln dichtete Hedvig Charlotta Nordenflycht ihre warmen schönen Idyllen. Stegel, der Dichter in Marmor, der Schöpfer von Amor und Psyche, von dem Faune und dem sterbenden Gladiator; Hjalmar Mörner, der Meister der Farbenkunst; Marl, der erste Romantischer Schweden's, dessen eigenes Leben ein trauriger Roman wurde; Atterbom und Vitalis, zwei edle, begeisterte, aber in dunkler Nacht untergehende Sänger — diese alle haben den Tag und das Leben innerhalb des Zauberreises von Stockholm begrüßt. — Die erste Hochzeitsnacht hat sich vor ihnen wiederholt. Sie sind herausgeschritten und erfleht worden in den Armen der dasigen Natur. Mit goldenen Ketten hat sie sie gebunden. Von derselben Hand ist thnen der Meth und der Tod gereicht worden. Und noch ist sie für alle sensigen Naturen die Begabernde, die Gestaltende. Aber der Wind streicht seitsch über die Gewässer Lögarens und lockt das Volk aus der dumpfen, geschäftigen Stadt. Gern folgt es dem Rufe. Denn der Schwede ist kein Stadtbewohner, er liebt nicht das Stadtleben und sucht gern das Leben im Freien. Und an jedem Sommertage sieht man die Einwohner Stockholms zu Lande und zu Wasser Ausflüge machen. Und die romantischen Küsten laden dazu ein. Mehr denn zweihundert Schlösser und königliche Gehöfte mit ihren Parken liegen dort; unter ihnen mehrere mit historischen, traurigen Erinnerungen, Königsgefängnissen, Schauplätzen von langen Leiden, von Brudermord, als Gripsholm, Nyköpings Schloß in Södermanland, Örebyhus, Upsala Schloß in Upland. Südermanland hat die schönsten Inseln, die schattenreichsten, sagenreichsten Küsten mit Bikingawohnungen und Runensteinen. Das freundliche Wingaaker, dessen Namen man als von den Vikingen abstammend betrachtet, offenbart wenig diese Abstammung in den friedlichen Beschäftigungen, die da das Land reich machen, die es mit Fruchtgärten und Hopfen-Plantagen bedeckt haben, und an dem friedertigen, anbegeistert schönen Volke, das in hübschen Trachten von langen weißen Wollkleidern — die Weiber mit hellrothem gestreiftem Baumwollen-Besatz — aus dem Lande wandert, um seinen Hopfen, sein Wollgewebe und seine Siebe zu verkaufen.

Im Norden des Mälarsees ist Upland, der älteste Königssitz; hier fand früher Sigtuna mit ihren Silbermerlaten, und hier wurzelten zuerst die Religionen, die im Reiche gerrebigt wurden. Odin stiftete hier seinen ersten Gottesdienst und baute seinen ersten Tempel; und fünfundzwei Jahre später pflanzte Ansgarius, der Apostel des Nordens, auch hier das erste Kreuz und richtete Altäre empor, vor denen jene alte Ehre wich. Die Gegenwart und Vergangenheit scheinen rinander hier zu berühren. Upsala, „die Stadt der hohen Säle,“ Odin's Stadt, liegt noch hier von Grabhügeln umgeben und schließt Runen des alten Heidenthums innerhalb seiner christlichen Kirche ein; die Grabhügel Odin's, Thor's und Frea's, die emporbildhende männliche Jugend Schwedens, die alte Lehre und die neue Zeit drückt die Stadt auf einmal an ihren Busen. Denn die alte Lehre ist in Schweden noch nicht ausgestorben, ist noch nicht begraben. Ein Ueberbleibsel von ihr, als eine Reliquie, lebt noch fort über ganz Schweden in den Glauben an Elfen und Kobolde, an das Geister-Bolchen der Berge, der Hügel und Flüsse, an die Wundermesen und die Götterwelche der Natur. Noch wird an den heiligen Quellen der Gebirge gesprest, noch beschwört man den Geist durch heimliche Zauberformeln, noch kämpfen die Abgötter mit dem einzigen großen Gotte. Der Bewohner Upslands hat vielleicht von dem schwedischen Provinzvolke am wenigsten von diesem Aberglauben bewahrt. Was er aber im hohen Grade von der ehleren Bildungsstufe bewahrt hat, ist der Stolz, die Standhaftigkeit, das Bermögen, Vieles zu schaffen, zu überwinden, Vieles zu tragen und zu leiden, ohne zu klagen. Das Geschlecht Sture, Gustav Wasa, der große Axel Oxenstierna, Anders Celsius, Johan Bauer, Niels Bjelke waren — gerade dadurch — Upländer.

Und die frohe Upländerin „keine der Achtzehn“), eine der Neune“, deren Gedichte zu allen Zeiten alle schwedischen Herzen beleben und erfreuen werden, das Herz des Greises und des Knaben, der treuen Frau und des jungen Mädchens — die anmuthige Sängerin, das edle, fromme Weib, Anna Maria Lenngren, wenn sie auch in Diesen der heiligen Brigitta nicht theilte, doch mit ihr und den großen Männern Standhaftigkeit und Kraft zum Dulden und zum Leiden ohne Klage gemeinsam hatte und dieses während eines Lebens bewies, das unter großen Plagen endigte. Denn auch das ist eine edle Kunst, die wohl werth ist, daß sie geübt werde, die, ein wohl gestaltetes Leben wohl zu beschließen und — wie der große Dichter sagt — „den Tod nicht zu einem Teid, sondern zu einer That zu machen.“ —

(Schluß folgt.)

*) Die schwedische Akademie enthält 18 Mitglieder, und man nennt diese im Allgemeinen „Und der Achtzehn.“ D. Red.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. P. K. in B. Dank für die pünktliche Zusendung. In Kurzem erfolgt ausführliche Antwort.

Hr. L. L. in B. Wir haben den guten Willen erkannt; doch wor die Ausführung, in dieser Zusammenstellung mit Namen von nicht gutem Klange, zum Theil verfehlt.

Hr. C. S. in B—a. Sie lassen lange auf das Versprochene warten. Sie sehen, das wir Worte zu vorbrennen.

Anzeigen.

60] Im Verlage von Carl B. Lorck in Leipzig erscheint:

Historische Hausbibliothek

Herausgegeben von

Professor Dr. Friedrich Shlau.

Preis eines jeden Bandes von 25 bis 30 Bogen 8. mit Stahlst. 1 Thlr.=1 fl. 30 kr. C.=M.=1 fl. 45 kr. Rh.

Erschienen sind:

1. Band. Geschichte Friedrich's des Großen. Von Fr. Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. Band. Geschichte von Belgien. Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Graf von Egmont's Tod nach Dr. Ham.
3. Band. Geschichte des Kaisers Napoleon. Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. Band. Geschichte des Kaisers Joseph II. Von A. Groß-Hoffinger mit dem Portrait Joseph's.
5. Band. Erzherzog Karl von Oesterreich. Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Karl's.
6. Band. Nelson und die Seeschlacht von 1793—1813. Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot.
7. Band. Geschichte Peters des Großen. Von Ed. Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait nach de Roy.
8. Band. Johann Huß und das Concil zu Costnitz. Nach C. de Bonnechose. Mit dem Portrait Huß.
9. Band. Geschichte der französischen Revolution 1780—1815. Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Nasset.
10. Band. Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten. Nach C. Williards. Mit dem Portrait Washingtons von Longhi.
11. Band. Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit. Von F. A. Allen. Mit Porte. Christian IV. Nach Karl von Mandern.

Hierzu eine Beilage.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Aktenstücke

zur

Geschichte der Ausführung des Malmöer Waffenstillstandes.

(Siehe Nr. 17, Beilage.)

Auszug aus den Instructionen

des dänischen Ministeriums des Auswärtigen an Baron U. Dirckinck-Holmfeld.

„— — — Fortgesetzte schriftliche Diskussionen über die rechtliche und faktische Bedeutung der Malmöer Konvention sind nur wenig wünschenswerth, so lange sich an eine Ausgleichung der in dieser Hinsicht so diametral entgegengesetzten Ansichten der beiden Theile nicht denken läßt. Ich billige indessen vollkommen, daß Sie gleich in Ihrem ersten Schreiben vom 19. Dec. der Forderung entgegengetreten sind, daß die Ueberlieferung von Alsen und Aerö eine uns unbedingt obliegende, von der Erfüllung oder Nichterfüllung der übrigen traktatmäßigen Bestimmungen unabhängige, Verpflichtung sein solle. — Außer diesem Punkte giebt es noch zwei andere, die eine schriftliche Antwort erfordern, nämlich: die hervorgehobene Bedeutung des v. Schmerling vom 16. December angekündigte, später unterm 27. v. M. erfolgte Zusammenberufung der sogenannten schleswig-holsteinischen Landesversammlung, so wie der Beruf des abgetretenen Ministers, den Austritt in den Herzogthümern dadurch zu heben, daß er ihr für eine rechtmäßige Bewegung erklärt — und dieses Vorgehen daß er namentlich von ehrgeizigen und ihre Pflicht ganz vergessenden Prinzen, die dem Königshause so nahe standen, gebilligt und gefeiert ward.

Den ersteren Punkt betreffend, werden Sie sich dahin beschränken, im Namen Ihrer Regierung gegen das klärlich stattgefundene so wie gegen ein jedes andere noch so lang dauernde Zusammentreten der genannten Versammlung zu protestiren, eine Versammlung, deren frühere Existenz die Malmöer Konvention ganz ignorirt, und gegen deren zukünftige Wirksamkeit eine ausdrückliche Bestimmung in der Konvention für um so weniger nothwendig angesehen wurde, als ihre Nicht-Existenz während des Waffenstillstandes außerdem implicite vorausgesetzt ist, wenn es im Art. VII. heißt: „daß die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt ruhe."

Hinsichtlich des zweiten Punktes werden Sie, Herr Baron, in der Note, die Sie einzureichen haben, hervorheben, daß die dänische so wie eine jede andere legitime Regierung es als Ausnahme betrachtet, wenn eine Partei (eine größere oder kleinere Fraction der Bevölkerung) willkürlich und mit Macht es wagt, eine Auflehnung von Landestheilen, die zusammen einen Staat bilden, zu regelingen. Sie werden hinzufügen, daß eine Thatsache, die der Rechtsansicht das europäische Staatensystem in seinen Grundvesten erschüttern müsse, und daß es namentlich die Meinung des Herrn v. Schmerling gewesen sein kann, neue Theorien aufzustellen, denen sich keine legitime Macht anschließen würde, und daß er somit durch seine Aeußerung wohl zunächst auf eine Appellation an die dänische Regierung hingezielt habe, um dadurch zu verhüten, daß die Rechtsansicht, in allen ihren Konsequenzen durchgeführt, die ganze Strenge des Gesetzes in Anwendung gegen die Aufrührer bringen solle. So verstanden, werden seine Aeußerungen nie Eingang bei einer Regierung vermissen, die in diesem Augenblick zu den Friedensunterhandlungen schreitet, durchdrungen von dem Geiste der Versöhnlichkeit, der gern geschehenes Unrecht vergißt, wenn ein aufrichtiger Wille, es wieder gut zu machen, unverkennbar ist.

Nachdem Sie diese Punkte in der Note des Herrn v. Schmerling schriftlich beantwortet haben, werden Sie in Unterredungen jede Gelegenheit benutzen, die Unrichtigkeit in seiner Auseinandersetzung der Sache nachzuweisen. Obwohl Sie in Ihrer Kenntniß der Verhältnisse Stoff hierzu nicht vermissen werden, sehe ich es doch nicht als ganz überflüssig an, mich hier hinsichtlich einiger der meist unbezogten Behauptungen zu äußern.

Wenn es eingeräumt worden ist, daß Dänemark sich, durch die Art und Weise, auf welche die Frankfurter Versammlung die von ihm und Preußen pure rattificirte Waffenstillstands-Konvention annahm, nicht zufriedengestellt gefühlt haben muß, dann zeigt dieses deutlich, welches der Herr Baron nicht unbemerkt lassen darf, daß die Central-Regierung selbst einsieht, daß jener, von einem Mitgliede Namens Francke zum Protokoll der Versammlung diktirte Beschluß einen Umstoß der rechtlichen Basis der Konvention enthält und einer jeden willkürlichen Auslegung ihrer Bestimmungen die Thür öffnet. Daß eine solche von dänischer Seite in einem gewissen Grade geduldet worden ist, zeigt nur, daß Dänemark, um nicht die Friedens-Unterhandlungen unmöglich zu machen, vor allen Dingen einer Erneuerung der Feindseligkeiten hat entgehen wollen.

Verhandlungen über Modifikationen des Waffenstillstandes sind unserseits zwar und jedoch nur in bedingter Weise vorgeschlagen, nachdem der 23. Oktober uns die Unmöglichkeit gezeigt hatte, daß die in den Herzogthümern eingesetzte Regierung die Unparteilichkeit beobachten würde, die nach den Worten und dem Geiste der Konvention ihr besonderes Erwähnen sein sollte.

Wohl wissen wir, daß man Anfangs September v. J. gewiß vom Ende des Glauben in Frankfurt hegte, daß Dänemark sich willig gezeigt hätte, auf Konzessionen einzugehen, aber auch dort dürfte man es jetzt wissen, daß dieses Mißverständniß einzig und allein durch die weniger korrekte Auffassung des preußischen Bevollmächtigten von den Mittheilungen seiner Regierung hervorgerufen war.

Ich sehe nicht anders, als daß die Worte des Grafen Kanitz, die sowohl in der Note des Herrn v. Schmerling als in dem veröffentlichten Memorandum citirt sind, auf klare Weise den Sinn geben, daß das Nachgehen der dänischen Regierung hinsichtlich Personal-Modifikationen in der Zusammensetzung der gemeinsamen Regierung keine Folgen nach sich ziehen dürfte, daß aber die übrigen Stipulationen (die Realität der Konvention) ohne Wegs darauf genau erfüllt werden müßten. Es wird Ihnen nicht schwer fallen, zu zeigen, wie wenig dieses später geschah, wie die gemeinsame Regierung und zu einer Desavouirung ihrer Administration im Namen des Königs gezwungen hat, und wie diese Umstände wieder es der dänischen Regierung unmöglich machten, die Inseln Alsen und Aerö unter das Weichbild ihrer Administration zu stellen.

Es ist vollständig richtig, was in dem Frankfurter Memorandum bemerkt wird, daß die Erklärungen der 5 designirten Regierungsmitglieder vom 4. und 9. Oktober so beschaffen waren, daß die dänische Regierung Bedenken tragen mußte, die Einwilligung zu ihrer Inthronirung zu geben. In Betreff dieses werden Sie indessen darauf aufmerksam sein, daß die letztgenannte Erklärung erst später zu unserer Kenntniß gelangte, während die erste die dänische Regierung veranlaßte, ihren Kommissar zu beordern, zur Hand bei der Inthronirung mitzuwirken, wenn die 5 Mitglieder sich dazu verbänden, nach der Richtschnur zu regieren, die die Waffenstillstands-Konvention vorschreibt. Ihre Erklärung vom 22. Oktober v. J.:

„Daß sie auf Grundlage des Waffenstillstands-Traktats, wie derselbe sanktionirt und genehmigt ist, die gemeinsame Regierung für die beiden Herzogthümer übernehmen und im Namen Sr. Majestät des Königs von Dänemark in Ihrer Eigenschaft als Herzog von Schleswig und Holstein führen werden."

war an und für sich nicht von der Beschaffenheit, daß man befugt gewesen wäre, anzunehmen, daß sie die rechtliche Basis und die rechtliche Bedeutung der Konvention ganz übersehen würden.

Der Unterschied zwischen vor und nach dem 22. Oktober wurde indessen für uns leider kein anderer, als eine Namensveränderung in der Leitung einer Staatsaufführenden Bewegung.

Herr v. Schmerling will uns den ersten Bruch der Konvention beilegen, indem er das Auftreten der Immediat-Kommissäre als einen solchen bezeichnet.

Sie werden hinschichtlich dieses bemerken, was um Mißverständnissen zu verhüten, seiner Zeit gegen die freundschaftlichen Mächte so wie auch gegen Preußen geäußert wurde, daß es bei jenem Beschluß gerade der dänischen Regierung angelegen war, sich auf dem konventionsmäßigen, im Art. VII. bezeichneten Wege, der Ausübung der Konvention zu nähern, während der Mitkontrahent seinerseits Mittel zur Erfüllung seiner feierlich eingegangenen Verpflichtung unternahm.

Die Absicht war eben so sonal als daß gewählte Mittel, und zur Rechtfertigung dieses werden Sie sich bei Gelegenheit folgendermaßen äußern:

Der Zweck des VII. Artikels der Waffenstillstands-Konvention war hauptsächlich, den vor Ausbruch des Aufstandes existirenden Zustand zu retabliren. Als erste Bedingung hierfür stand selbstverständlich das Aufhören der Wirksamkeit, welche die Insurrection erweckt und organisirt hatte, oder mit anderen Worten die Zurückführung der provisorischen Regierung und die Herwichtung ihrer gegen die legale Ordnung der Dinge getroffenen Veranstaltungen.

Für alle seine Konzessionen, für das bedeutende, durch Freigebung der mit Beschlag belegten Schiffe gebrachten Opfer bedung Dänemark sich kein anderes wesentliches Aequivalent, als eine auf Treu und Glauben gegebene Zusage von dem Rücktritt der sogenannten provisorischen Regierung, nathrscheinlich nicht um sie durch eine andere von gleicher Beschaffenheit ersetzt zu sehen, sondern um während des Waffenstillstandes zum status quo ante zurückzukehren.

Dieses ist das eigentliche Wesen und die eigentliche Bedeutung des VII. Artikels. Ihre Erklärung ist die Hauptaufgabe und, so zu sagen, die wesentlichste Verrichtung, die Preußen in seinem eigenen und im Namen des Bundes übernommen hatte. Dänemark erleichterte seinen Mitkontrahenten die Aufgabe, indem es eine gemeinsame Regierung während des Waffenstillstandes einräumte, indem es

Digitized by Google

feinerseits sich keiner für ihre Zusammensetzung vorgeschlagenen Personlichkeit widersetzte; und der Umstand, daß die Kombination gegen Erwartung scheiterte, konnte die Hauptverpflichtung, binnen einer konventionsmäßig festgestellten Frist den ausführerischen Provisorium ein Ende zu machen, nicht schwächen. Diese Frist (der 12. September) war länast verflossen, aber unser Mitkontrahent schien dieses nicht zu achten, und während das Berliner Kabinet eine vollständige Passivität beobachtete, drückte es sogar die Zungen dafür zu, daß der preußische Oberstkommandirende in den Herzogthümern, von seinem ersten Auftreten abweichend, nicht allein die frühere Autrubrerregierung bleibt gegen den Traktat bestehen ließ, sondern noch sowohl mittelbar als unmittelbar ihre fortgesetzte Wirksamkeit förderte.

Alsdann sah die Regierung Seiner Majestät keinen anderen denkbaren Ausweg, als den allein stehenden Präsidenten der verabredeten gemeinsamen Regierung die 2 Mitglieder beizuordnen, die es nach Art. 7. dem Könige obliag, für Schleswig zu wählen.

Mit Grund erwartete man, daß der Mitkontrahent hierin eine Aufforderung sehen würde, ohne Verzug die gemeinsame Regierung, durch Ernennung 2 Mitglieder für Holstein, zu komplettiren, und es dürfte einleuchtend sein, daß die unvollständige Regierung, die nur auf ihre Bevollständigung von Seiten der Mitkontrahenten wartete, jedenfalls ein mehr berechtigtes, mehr legales Organ sein mußte als jene provisorische Regierung, die seine der kontrahirenden Theile als rechtlich bestehend nach dem 12. September betrachten konnte, wenn sie nicht zugleich die Bedeutung eingegangener Verpflichtungen übersehen würden.

Sie werden, indem Sie sich gelegentlich in der Richtung aussprechen, gewiß nur Ihrer persönlichen Ueberzeugung folgen, wenn Sie andeuten, was für beide kontrahirende Theile gewonnen wäre, und wie vielen verdrießlichen Discussionen man hätte entgehen können, wenn unser Mitkontrahent uns auf beiden Wege dahin entgegen gekommen wäre, daß er die Zumeldung abgewiesen zu einer konventionsmäßigen gemeinsamen Regierung zugelassen hätte. Jedenfalls müssen Sie, in Betreff des schon oben Bemerkten, dagegen protestiren, daß man aus unserem Nachgehen hinsichtlich der Entfernung der Person des Grafen Moltke, eine stillschweigende Verzichtleistung auf die reellen Rechte, die uns Artikel 7 sichern, herleiten, ebenso wenig als eine Einräumung, daß wir eine arbitrative Ausführung der übrigen Traktatmäßigen Bestimmungen als ein genügendes Surrogat für die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen betrachten werden.

Insoweit die Ordnung der Posssache, nach Verhandlung des Herrn Schmerling, allein durch Dänemarks Nichtanerkennung der jetzigen gemeinsamen Administration, gehemmt sein soll, finde ich es um so weniger nothwendig, noch weiter etwas meinen früheren Mittheilungen über diese Sache hinzuzufügen, als die Erfahrung jetzt gelehrt hat, daß die sichtbare Mitwirkung jener Administration nicht nothwendig gewesen ist, um die Sache in Gang zu bringen und sie zuletzt zu Ende zu führen.

Die Offenheit, mit welcher das Frankfurter Ministerium das Unglückliche in der Art und Weise, auf welche die Waffenstillstands-Konvention von Seiten der Centralmacht angenommen wurde, bekennen, kann nicht anders als die Anerkennung der Regierung Er. Majestät finden, so wie sie gewiß nur dazu dienen kann, das über unsern Mitkontrahenten einstimmig ausgesprochene harte Urtheil zu mildern. Es heißt nämlich in jenem Memorandum:

„Es ist dieselbe niemals gelängnet worden, daß die Art und Weise der Annahme des Waffenstillstandes durch die deutsche Reichsversammlung ein unsicheres Verhältniß geschaffen hat. Die Genehmigung eines Vertrages kann ertheilt oder verweigert, sie kann auch unter bestimmten Bedingungen zugesagt werden; sie läßt sich aber nicht an die Voraussetzung unbestimmter Abänderungen knüpfen. Wenn demnach die Reichsversammlung diesen Ausweg betrat, und die Centralgewalt mit ihr hierdurch gestellte Aufgabe annahm, so geschah dieses, weil dem Kriege das kleinere Uebel vorgezogen wurde; es geschah, weil Dänemark, aus demselben Grunde, sich bereits geneigt erwiesen hatte auf jenes schwankende Verhältniß einzugehen und über die Abänderung unwesentlicherer Punkte des Vertrages zu unterhandeln."

Während die letztgenannte Behauptung, nach dem, was ich oben bemerkt habe, nicht korrekt ist, enthält übrigens die Erklärung, die den Ausgangspunkt des ganzen Memorandums bildet, Alles was wir wünschen können.

Man läugnet nicht, daß die Weise, auf welche die Konvention zu Malmö von der Nationalversammlung in Frankfurt angenommen wurde, im Grunde genommen eine Verwerfung war, daß das traktatmäßige Machtverhältniß dadurch alle Sicherheit verloren, und daß die Regierung, die sich dem prinzipwidrigen Befehle jener Versammlung beuate, eine unausführbare Aufgabe übernahm. Man hat, heißt es, nur deswegen die Rechtsunsicherheit gewählt, weil man sie dem Kriege vorzog.

In diesen Aeußerungen kommt man endlich einmal einer Ansicht entgegen, die von unserer Seite oft genug ausgesprochen ist, wenn wir erklärten, daß wir eine aufrichtige Neigung zum Frieden und dahin bringen könnte, einen durch Monate fortgesetzten Zustand, der in so gut wie keiner Hinsicht mit der rechtlichen Basis des eingegangenen Traktats übereinstimmt, zu ertragen.

Nur darf diese Geduld nicht als ein Geständniß unsererseits von der praktischen Nothwendigkeit der zu Stande gebrachten Rechtsunsicherheit angesehen werden. Alle, sowohl in einer Note an Herrn Bunk, so wie in diesen Schreiben berührten Data zeigen, daß Dänemark zuerst Preußen gegenüber und später bei dessen Kommittenten in Frankfurt sich jeder reellen Abweichung von der Norm des Traktats, namentlich hinsichtlich der Civilverwaltung der Herzogthümer während des Waffenstillstandes widersetzt habe — sie zeigen zugleich, daß wir unsere traktatmäßigen Verpflichtungen gewissenhaft erfüllt haben, bis höhere Rücksichten es uns anheimgaben, eine Traktatbestimmung auerstellt dahin gestellt zu lassen, deren Nachleben unter jetzigen Umständen nicht vor dem Richterstuhle der Moral zu vertheidigen wäre.

Ich habe es nicht nöthig, Sie, Herr Baron, zu ersuchen, bei den mündlichen Aeußerungen, zu denen diese Instruktionen Sie veranlassen werden, einen gemäßigten und verbindlichen Ton zu beobachten. Ein solcher wird hoffentlich mehr und mehr Eingang finden, und so wie ich annehmen darf, daß meine letzten Mittheilungen Ihnen Stoff genug geliefert haben werden, um zu zeigen, daß unsere Rüstungen durchaus nicht von dem Wunsche hervor gerufen sind, einen unnatürlichen Krieg erneuert zu sehen, so freut es mich, daß die 41. Sitzung des dänischen Reichstages Ihnen ein neues Argument bieten wird, um noch ferner bezeugen zu können, daß die Nation am liebsten der Erneuerung des Kampfes entgeht, so lange die gerin sie Aussicht nach vorhanden ist, durch Unterhandlungen einen ehrenvollen Frieden zu erlangen.

Kopenhagen, den 12. Januar 1849.

Flensburg und die Schleswig-Holsteiner*).

Als vor Jahren sich der Schleswig-Holsteinismus regte, da glaubten wir Flensburger, es sei ein Streben nach volksrechtlicher Freiheit, welchem auch wir freudig entgegen kamen, indem auch unsere Herzen einer solchen Freiheit zugethan sind. Bald aber warfen die Schleswig-Holsteiner ihre Larve ab, und es kam nur zu deutlich an den Tag, es galt ein Lodreißen von Dänemark, dem Lande, mit welchem wir Jahrhunderte hindurch Freude und Leid getragen. Da sträubte sich unser Sinn; alle unsere liebgewordenen Verhältnisse fürchteten wir vernichtet zu sehen.

Flensburg ist eine Stadt, deren einzige Erwerbsquellen Handel, Gewerbe und Schifffahrt sind. Es zeigt die Lage der Stadt, daß diese unsere Erwerbsquellen nur durch die enge Verbindung mit Dänemark blühen können, indem sich unser Binnenhandel nur auf Schleswig und Dänemark beschränkt. Einen Geschäftsverkehr mit dem Süden und Deutschland können wir nie erwarten, weil unsere natürliche Lage es uns nicht gestattet dort die Konkurrenz der größeren und näher liegenden Städte Hamburg, Lübeck, Stettin u. s. w. zu bestehen.

Unser ausdehnter Geschäftsverkehr hat stets mit dem Geschicke Dänemarks in Verbindung gestanden. Als in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts die dänische Regierung durch eine weise Politik den Frieden zu erhalten wußte, da waren es auch die schleswigschen und holsteinischen Unterthanen, welche unter dem Schutze der dänischen Flagge Vortheil aus dieser Politik zu ziehen wußten, damals blühte unser Handel und unsere Schifffahrt wie nie vor und auch nicht wieder nachher. Aus dieser Zeit und durch die gleiche Berechtigung im Handel auf den dänischen Kolonien in Westindien rührt größtentheils der Wohlstand Flensburgs her. Dieser Wohlstand hat aber damals schlimm gelitten, als Verwegen von Dänemark getrennt ward, und sollte es auch jetzt Schleswig von Dänemark getrennt werden, so wird es

*) Dieser Aufsatz ist uns auf bedeutenden Umwegen nach preimmanlicher Wanderung zugekommen. Die Einsender wagten es nicht, die Schrift auf direktem Wege durch die Post zu befördern, weil sie unter dem Terrorismus einer Partei zittern mußten, der gegenüber die freie Meinungsäußerung ein Verbrechen ist. Dobald müssen wir es auch unterlassen, die Namen der Einsender zu nennen, weil zu befürchten wäre, daß hier Verzichtsch in den Händen jener Partei zu einer Profstreitsucht werden könnte.

D. Red.

Digitized by Google

wiederum Flensburg sein, welches darunter leidet, und wer weiß ob nicht in einem Grade, daß es seinen bisherigen Handelsverkehr ganz vernichtet sehen wird. Ist aber Flensburg nicht als das Herz des schleswigschen Staatskörpers anzusehen, und wird sein Ruin nicht auf das ganze Gedeihen der schleswigschen Industrie, des Handels und der Schifffahrt die nachtheiligsten Rückwirkungen äußern?

Man hat uns entgegnet, wenn wir unsere Befürchtungen aussprachen: der Handelsverkehr habe nichts mit der Politik zu thun, derselbe würde bleiben, und solle dies, wie die provisorische Regierung in einer ihrer Proklamationen sich ausdrückte, bei einem hoffentlich bald zu erringenden Frieden wohl erwogen werden. Das kann und aber nicht beruhigen. Die Geschichte aller Zeiten lehrt, welchen Einfluß die Politik auf den Handel ausübt und wie wollten die Schleswig-Holsteiner selbst in einem Frieden den sie noch nicht errungen haben, den Dänen Vorschriften in deren inneren Angelegenheiten machen? Wie wollten sie es denselben verbieten, sich gegen uns durch Zölle abzuschließen, uns als fremd zu betrachten? und es ihnen gebieten nun mit uns und nicht mit den Engländern oder Franzosen zu handeln?

Die Bewohner der Herzogthümer Schleswig und Holstein haben mit den Bewohnern des Königreichs Dänemark stets gleiche Rechte im In- und Auslande genossen. Belagt man sich in den Herzogthümern, daß mehrere Aemter mit Dänen besetzt gewesen seien, so war es umgekehrt in Dänemark mit Schleswigern und Holsteinern der Fall. Wie hatten freien Zollverkehr, unsere Produkte und Industrieerzeugnisse gingen stets frei nach Dänemark und war dieses saft einzig und allein unsere Abzugsquelle dafür. So gingen z. B. die Neumünsterschen Wollenfabrikate alle zollfrei nach Dänemark, wo auf ausländische Tuche ein bedeutend hoher Zoll besteht; nur wenig setzten die Neumünsterer in den Herzogthümern ab, weil hier der Zoll niedrig ist, und sie demzufolge entweder mit den deutschen Fabriken nicht konkurriren können, oder sie konnten in Dänemark vermöge des dortiges Zollschutzes bessere Preise erzielen und sich so auf Kosten der Dänen bereichern.

Auch unsere Flensburger Industrie bestand größtentheils durch den Absatz nach Dänemark, es gingen dahin besonders Tabak, Cigarren, Seife, Oel, Amdam, Essig, Nägel u. s. w. aus hiesigen Fabriken. Aus Dänemark kamen dagegen nach den Herzogthümern wenige Fabrikate, wohl aber Saat zu unseren vielen Oelmühlen, Korn, Felle und andere Produkte des Landbaues.

So können wir dreist behaupten, die Herzogthümer können in geschäftlicher Beziehung Dänemark nicht entbehren und es ist falsch, wenn der umgekehrte Fall behauptet wird, wie sich solches auch bereits in diesem Jahre herausgestellt hat, denn während unser Handel daniederliegt, ist der Handel Kopenhagens und ganz Dänemarks ungehemmt in Aufschwung gekommen. Die Dänen haben bewiesen, daß sie unsere Waaren und Fabrikate entbehren, ihre Produkte dagegen anderweitig los werden können; hat ihnen der Krieg auch große Summen gekostet, so ist der indirekte Nutzen, den sie durch denselben erlangt haben, auch unberechenbar.

Hängt auf diese Weise unser materielles Wohl von dem Geschicke Dänemarks ab, warum will man uns es dann verargen, daß wir uns auch in geistiger Beziehung zu dem dänischen Volke hingezogen fühlen? Einem Volke, mit dem wir so lange in brüderlicher Eintracht gelebt, mit dem ein großer Theil der Bewohner Schleswigs die Sprache, und die andern, namentlich wir Flensburger, Sitten und Gebräuche gemein hat! Einem Volke, welches seinen hohen Bildung wegen von der ganzen Welt, nur nicht von den Schleswig-Holsteinern geachtet ist! Einem Volke, mit dem wir den Stolz des Dannebrog theilen, unter welchem wir bisher glücklich gelebt und unsere Vorfahren auch ruhmvoll gekämpft haben.

So kam es denn, daß wir das Treiben der Schleswig-Holsteiner mit mißtrauischen Augen betrachteten.

Als Bremer vor mehreren Jahren die bekannten Landesprivilegien von 1460 im Bürgerverein anschaug, da dachten wir: dies ist ja Alles recht gut, mit Holstein sind wir ja noch immer verbunden, und unser Landesherr denkt nicht daran, uns trennen zu wollen; Steuerbewilligungsrecht und Antheil an der Gesetzgebung wollen die Dänen auch haben; wir wünschen es auch, jedoch ohne überwiegenden Einfluß der Adligen und der Advokaten.

Aber nicht denken konnten wir es, wie es denn in den Herzogthümern geben könne, welche eine Trennung von Dänemark wünschten. Bald aber ward es und klar, daß das Feuer von Augustenburg aus geschürt werde, indem der Herzog Recht auf die Erbfolge der Herzogthümer zu haben glaubt, deshalb sollte auf eine Trennung derselben von Dänemark hingearbeitet werden, wozu es denn nicht an Schriften, von schleswig-holsteinischen Gelehrten verfaßt, sowie an Zeitungsartikeln fehlte, besonders in holsteinischen Blättern, in der weil. Hamburger Neuen Zeitung, und als diese in Folge des verbotenen Debits in den Herzogthümern zu Grabe ging, erbte die Tendenz derselben die Börsenhalle, sowie ferner in der Weser-Zeitung. Man scheute sich nicht, das Volk mit allerhand nicht erwiesenen Behauptungen zu bethören, z. B. die Herzogthümer würden gegen Dänemark prägravirt, wir würden von den Dänen unterjocht, wir Schleswiger und Holsteiner würden von den Aemtern ausgeschlossen, in der Armee dienten nur dänische Offiziere, man wolle uns das Reichsbankgeld und die Zettel der Nationalbank aufdrängen u. s. w. Und als in der Bisberger Ständeversammlung Jemand es aussprach, man müsse Schleswig in Dänemark inkorporiren, da schrie man Feuer und Flamme, als wenn die Inkorporation schon erfolgt wäre, und seitdem ist dieses Wort das Schreckbild Aller geworden, welche den Schleswig-Holsteinern blindlings glauben. Gegenbemerkungen wurden in deutschen Zeitungen nicht aufgenommen oder mit Hohn und Verachtung beantwortet. Alle schleswigschen und holsteinischen Lokalblätter, sowie beide oben genannten Zeitungen standen augenscheinlich im Dienste der Herzoglich Augustenburgischen Partei. Wir hatten nur zwei Organe, welche denselben entgegen arbeiteten, die Flensburger Zeitung und die Dannewerke, ersterer war aber ihrer Redaktionsverhältnisse wegen nicht beliebt und letztere kam nur in dänischer Sprache heraus.

Die Rechtsmäßigkeit der Schleswig-Holsteinischen Behauptungen wollten dem größten Theile von uns Flensburgern nicht einleuchten, und da wir (wie unser Pastor Valentiner sagt) einen praktischen Sinn haben, also nicht Alles gutheißen, was nicht zu unserem Besten ist, so konnten wir in das Geschrei der Schleswig-Holsteiner nicht einstimmen, wie so manche unserer Landsleute, welche, wenn man sie fragt: warum glaubst Du den Schleswig-Holsteinern? zur Antwort geben: Die Gelehrten, welche doch klüger sein müssen als wir, behaupten es und so muß es wohl sein (sic!).

Will Holstein nicht von uns lassen, so muß es mit uns bei Dänemark bleiben, von diesem wollen wiederum wir nicht lassen.

So standen die Sachen, als im März die Revolution in Berlin ausbrach, Deutschland eine andere Gestalt annahm, und dadurch auch unserem Geschicke eine andere Wendung gab.

Der lange vorbereitete Akt der Erhebung Schleswig-Holsteins erfolgte in Kiel unter dem Schutze der neugebornen deutschen Farben; der Herzog von Augustenburg reiste nach Berlin, um den König von Preußen an sein schon vor längerer Zeit gegebenes Versprechen, ihm und den Schleswig-Holsteinern beistehen zu wollen, zu erinnern.

Jetzt hieß es nicht mehr Dänemark und Schleswig-Holstein, nun hieß es Dänemark und Deutschland! Jetzt sollte Schleswig nicht allein mit Holstein verbunden bleiben, sondern auch für Deutschland erobert werden. Da konnten wir unsere Gefühle nicht länger verbergen, offen sagten wir es jedem deutschen Soldaten, welcher bei uns einzog: wir wollen nicht von Dänemark lassen! Nicht aus Abneigung gegen das deutsche Volk, sondern aus Rechtsgefühl und weil wir nur in dieser Verbindung unser Glück sehen.

Eidora romani terminus imperii. Diese Worte befinden sich als Inschrift auf einem Steine, welcher noch vor nicht langen Jahren eins der mittleren Thore Rendsburgs zierte und jetzt im dortigen Zeughause aufbewahrt wird.

So wie ein Blick auf die Karte es zeigt, daß

Digitized by Google

Schleswig mit Jütland eine Halbinsel bildet, welche bei der Ebbe beginnt, etwas sehrt und auch die Geschichte, daß unsere schleswigschen Vorfahren mit den Jüten einen Völkerstamm, die Cimbern, bildeten, zu welchen auf einem Theile der Westküste die Friesen einwanderten. Jenseits der Eider in Holstein wohnten dagegen die Sachsen. Zwischen Karl dem Großen und dem damaligen dänischen Könige Hemming, also zu einer Zeit, als das Christenthum sich auch in unser Land Bahn brach, ward die Eider als Grenze zwischen Deutschland und Dänemark bestimmt. Ist später auf dem alten Südjütland auch der Herzogthum Schleswig gebildet worden, so hat dieses doch nie aufgehört, ein dänisches Lehn zu sein. Es ist also von uralten Zeiten der Schleswig ein dänisches und Holstein ein deutsches Land gewesen. Demnach ist es gerade die Geschichte, welche beide Länder trennt, indem das eine ein deutsches, das andere ein dänisches Land ist.

Die ewige Unzertrennbarkeit und Untheilbarkeit, wie das Pergament von 1460 sie vorschreibt, ward zum Unglück beider Länder schon bald darauf wieder aufgehoben, indem es Fürsten beliebte, das Land unter sich zu theilen und Stücke davon von der Krone loszureißen. In diesem Jahre 1848 sind so viele Pergamente unter den Tisch gewor fen worden, diesen aber halten die Juristen fest, weil ihnen seltsiges zur Behandlung ihres Processes paßt. —

Wenn es aber auch nicht aus der Geschichte zu beweisen wäre: Schleswig ist ein dänisches Land, so beweiset der jetzige Zustand des Landes es noch. — Hier in Schleswig besteht noch das Gesetz, das „Jydske Lov", in Holstein dagegen das römische Recht, die schleswigschen Aemter sind gleich wie in Dänemark in Harden eingetheilt, in Holstein findet diese Eintheilung nicht statt. Alle Ordnungen dürfteln der Schrift sind mit wenigen Ausnahmen dänischen Ursprungs, ja selbst jenseits der Schlei findet man dänische Benennungen, wie z. B. Haddevye, Gammelrye, Waads und viele mehr. Aeltere Beute können sich noch erinnern, wie zwischen hier und Schleswig und in ganz Angeln nur dänisch gesprochen worden. Ein Theil der bewohner Flensburgs spricht noch dänisch, und selbst Straßennamen ist dänisch und selbst unsere deutsche Mundart, besonders die plattdeutsche, mit vielen Dardinen vermischt. In den nächsten Dörfern im Westen und Norden von uns wird nur dänisch gesprochen; ja sogar 3 bis 4 Meilen südwestlich von Flensburg, in den Dörfern Sörl, Laubye, Eggebek und Bief sprechen die ältern Beute nur dänisch, manche verstehen kaum deutsch, obgleich seit em paar Jahrhunderten durch deutsche Kirchen und Schulsprachen Gelegenheit genug zum Germanisiren dieser ländlichen Bevölkerung gegeben ist. Sind die acht Meilen des Herzogthums im Süden von uns deutsch, so sind dagegen die zwölf Meilen desselben im Norden von uns durch und durch dänisch. Selbst in den nördlich von uns belegenen Städten ist, obgleich Kirchen- und Schulsprache deutsch, die Umgangssprache dänisch. Kann man es nicht begreifen, wie wir deutschsprechenden Flensburger dänemarkisch sein wollen, so findet man es doch ganz in der Ordnung, wenn Einer in Tondern oder Apenrade in seinem Dänisch bedauert: „jeg er ogsaa en Tydsker" (ich bin auch ein Deutscher). Es ist ja in jedem Grenzlande der Fall, daß sich die Sprachen vermengen, und wenn bei uns im Schleswigschen die deutsche Sprache die dänische zum Theil verdrängt, so kommt es wohl daher, weil die deutsche ein bedeutend größeres Terrain hat und selbstverständlich das größere Element das kleinere überwältigt; so wie denn auch jeder gebildete Däne sowohl deutsch wie dänisch spricht. Man steht also, daß wegen Beeinträchtigung der Nationalität eher die Dänen als die Deutschen sich zu beklagen haben.

So glauben wir zur Genüge dargethan zu haben, daß Schleswig ein dänisches und kein deutsches Land ist. Wie kann also, bei jetziger Gestaltung der Dinge das dänische Land Schleswig mit dem deutschen Lande Holstein in Verbindung bleiben und in demselben Abhängigkeits-Verhältnisse zu Deutschland kommen?

Es sind aber unsere Gelehrten und Beamten, welche, weil sie auf deutschen Universitäten studirten, es zu einem deutschen Lande machen wollen, wie der Pastor Valentiner es aus im hiesigen Wochenblatte vor einiger Zeit deutlich genug bewiesen hat.

Seit dem Wartburgfeste 1817 träumen unsere Gelehrten, an die sich die Schullehrer als Halbgelehrte, die sich von den Priestern nicht emancipiren können, anschließen, den schönen Jugendtraum, mit zum deutschen Volke gehören zu wollen, welches sie feierlich gelobt. Es ist auffallend, wie sonst achtungswerthe Männer von dieser Idee so eingenommen sind, daß dieselbe gleichsam ihr Steckenpferd geworden. Wie Andern aber wollen unsere Wohlthäter einem geliebten Jugendtraume und dem Herzoge von Augustenburg nicht zum Opfer bringen! —

Man hat besonders und Flensburgern ein falsches Nationalgefühl zum Vorwurfe gemacht. Doch werden Deutschlands Söhne uns deshalb grollen, daß wir einer andern Nation nicht Unrecht thun wollen? Einer Nation, deren Sprache mit der deutschen so innig verwandt, einer Nation, die wir nicht haßen können, weil wir sie lieben müssen? !

Ueberdem sind wir der festen Ueberzeugung, daß zwei oder mehrere Nationalitäten in einem Staate mit gleicher Berechtigung neben einander leben und den Staatszweck erfüllen können. Davon liefert Neudamerika den deutlichsten Beweis und wie viele Deutsche leben selbst in Norwegen nicht glücklich unter den Dänen, mit denen sie gleiche Rechte genießen und wo in zwei Hauptsprachen nur deutsch gepredigt wird.

Findet man es unnatürlich, daß wir nicht zu Deutschland gehören wollen, so würden wir dagegen weit natürlicher finden, wenn die Elsasser den Wunsch hegten, wieder mit Deutschland vereinigt zu werden. Der Elsaß war zu ein deutsches Land, und ist durch Frankreich von Deutschland abgerissen worden. Und warum haben die deutschen Kantone der Schweiz keine Neigung mit Deutschland vereinigt zu werden, da sie doch früher zum Reiche gehörten?

Diese Gesinnung, welche mir hier ausgesprochen, ist nicht die unsrige allein; sie dankt der größte Theil unserer Mitbürger, so denken Tausende unserer Landsleute im ganzen Herzogthume, welche sich nicht von den Schleswig-Holsteinern haben betören lassen.

Es ist der freie Bürgersinn, der sich in uns regt, welcher sich nicht beugen will der Priesterherrschaft und dem Juristenjoche und diese weit mehr fürchtet als einen Absolutismus, der seit zwei Jahrhunderten mit milder und gerechter Hand das Staatsruder gelenkt hat!

Wie sorgte die absolute dänische Regierung nicht für die Bildung selbst des Geringsten im Volke? Gestattete sie nicht eine Freiheit der Presse, wie eine solche in Deutschland früher nie gekannt worden? Und war es nicht diese Regierung, welche zuerst den Sklavenhandel verbot, die Leibeigenschaft aufhob; später die beraubenden Stände und jetzt die freisinnigsten Staatsbürgerlichen Institutionen ins Leben rief, ohne durch blutigen Bürgerkrieg dazu genöthigt worden zu sein, wie dies in allen übrigen Staaten der civilisirten Welt leider der Fall gewesen ist? —

Aber nicht laut werden lassen dürfen wir diese unsere Gesinnung. Eine geheime Polizei umgiebt uns; viele unserer Landleute weilen nicht unter uns, weil sie die Despotie der Schleswig-Holsteiner fürchten; ja, mehrere unserer Mitbürger haben ohne Verhör und Urtheil viele Wochen im Gefängniß sitzen müssen, und als man sie frei ließ, hat man sie unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und sie haben geloben müssen, sich in unsern staatsbürgerlichen Angelegenheiten durchaus passiv verhalten zu wollen; sogar der Besuch öffentlicher Orte ist ihnen untersagt worden. Mit und gleichgesinnte Beamte werden ohne Weiteres abgesetzt. In den Schulen bemüht man sich, unsere Kinder zum Schleswig-Holsteinismus zu bekehren und lehrt ihnen die neue Geographie, unsere Hauptstadt ist Frankfurt a. M. Unsere Blätter bringen nur Schmähartikel auf Alles, was dänisch ist. —

So wird Alles mit Macht unterdrückt, was sich nicht den Schleswig-Holsteinern fügen will, und so können wir nur dulden! Das über uns ergehen lassen, was wir nicht ändern können.

Wie theilnahmlos der größte Theil des schleswigschen Volkes bei der schleswig-holsteinischen Sache ist, dies bewiesen am besten die Wahlen, sowohl zur deutschen Nationalversammlung, als auch zur sogenannten schleswig-holsteinischen Landesversammlung. Von mehreren Tausend Stimmen in den verschiedenen Distrikten gaben nur einige Hundert, ja in einigen Distrikten nicht einmal fünfzig ihre Stimmen ab.

Diese Wahlen mögen den grwählten Herren nimmermehr ein formelles Recht geben, den Sitz in diesen Versammlungen einzunehmen, mit dem Vertrauen und dem Willen des ganzen Volkes sigen sie dort nicht! Dennoch maßen sie sich an, den Willen des Volkes in derselben zu debretiren; Deutschland weiß es aber bereits und möge es noch einmal erfahren:

Es ist nicht der Wille des schleswigschen Volkes, von Dänemark getrennt und mit Deutschland vereinigt zu werden, sondern dies ist nur der Wille einer kleinen Partei im Volke! —

Auch uns schlägt hoch das Herz beim Namen Vaterland! Wir erkennen aber nur unser Schleswig als Vaterland an und dieses wiederum nur in enger Verbindung mit Dänemark! —

Auch wir glühen für Freiheit, Wahrheit und für Recht! Die Freiheit haben unsere schleswig-holsteinischen Brüder uns geraubt, — die Wahrheit dürfen wir nicht reden, müssen dagegen Verleumdung dulden, — und das Recht, das wollen wir mit eigenen, klaren Augen schauen und nicht glauben an Wortklauberei der Juristen!

Im November 1848.

Mehrere Bürger Flensburgs.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädecker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

9. Februar. **№. 19.** **1849.**

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte. 1848—1849. (Aus dem Dänischen, nach Kjöbenhavnsposten.) — Die Niederlande im Jahre 1848. L. (Fortsetzung.) — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark. + Kopenhagen, den 20. Jan.: Dänische Adressen und Schleswig. Dänische Stimmung in Flensburg. Rüstungen. Friedenshoffnungen. — △ Kopenhagen, im Jan.: Dänische Zustände. Finanzlage. Das Budget f. 1849. Anleihe.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst. Der niederdeutsche Sprachbund. Belgien. im Januar 1849. — Bücherschau: Sveriges Prydnader och Märkvärdigheter etc. — Die Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1848. — Feuilleton: Schwedische Bilder von Frederike Bremer. (Schluß.)

Briefwechsel. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

1848—1849.

(Aus dem Dänischen, nach Kjöbenhavnsposten).

Noch hat kein Jahreswechsel die jetzlebende Generation zu so ernsthaften Betrachtungen aufgefordert, wie der Uebergang von 1848 zu 1849; denn noch nie ist ein Jahr so reich an verheißenen Hoffnungen, falschen Vorstellungen, gewaltsamen Anstrengungen und Umwälzungen, so reich an Haß und Eifersucht gewesen — und nie hat wohl der Schluß eines Jahres deutlicher fühlen lassen, wie schwer die Last ist, die es auf seinen Nachfolger legt, daß das nächste Jahr ohne Gnade das vollenden muß, was in diesem angefangen wurde. Die Zeit des Hinausschiebens ist vorüber. Es wird Handlung und Entschluß gefordert, und doch bleibt das Wort noch stets die wichtigste Waffe in dem Kampfe; denn ohne dieses wird keine Entscheidung zu erreichen sein. —

Wie anscheinend ruhig fing das Jahr 1848 nicht an — und wie viele Vulkane haben sich nicht unter den Füßen derer geöffnet, die da glaubten, sicher zu stehen — wie viel Blut ist nicht vergossen, wie viele Menschen sind nicht hingeschlachtet worden, ohne das erreicht zu haben, was sie erstrebten, ja ohne einmal den Trost mit sich in den Tod genommen zu haben, daß sie dazu beigetragen hätten, die Stunde der Erfüllung näher zu führen? — Wo ist Rettung? fragen sich die Hinterbliebenen. Jedoch der Schrei der Rache übertönt die Frage. Rache, Krieg, rufen die, welche keine Befriedigung erhalten haben. Sie sagen, daß die Rettung gerade im Kriege sei, und doch hat sich dieses niemals bestätigt. Noch niemals hat eine neue Wahrheit den Sieg durch Waffengewalt sich errungen, niemals führt unter den Menschen der Krieg zur Gerechtigkeit, so wenig wie der Stärkste der Gerechteste genannt werden kann. Der Krieg kann die endliche Lösung hinausschieben und in die Länge ziehen, sie fordert aber Friede, Einigkeit und Versöhnung. Aber die Lösung, die wir hier meinen, ist nicht nur die Forderung eines Volkes an ein anderes, sie ist vielmehr die gegenseitige Forderung des ganzen civilisirten Menschengeschlechts. Sollte nicht auch das Jahr 1848 dem dänischen Volke deutlich genug gezeigt haben, daß es seinen Kampf, seine Sache nicht von der der anderen Völker trennen kann? Wie sehr werden nicht die engherzigen Ansichten gemißbraucht! So wenig wie wir gleichgültig gegen das Urtheil anderer Völker und anderer Regierungen über uns sein können, so sehr beruht die Lösung unserer Sache auf unserer Auffassung des Kampfes und des Schicksals anderer Völker und Staaten, und auf dem Verhältniß, in welches wir uns dadurch zu ihnen stellen. Die gegenseitige Verbindlichkeit der Völker hat bereits angefangen ihr Recht geltend zu machen, wie wenig es auch anerkannt wird.

Man hat gesagt, daß die Revolutionen und Kriege dieses Jahres nur dahin zielten, eine Trennung der Völker nach ihrer Nationalität und die Erlangung repräsentativer Staatsformen zu erreichen. Eine mehr geistlose Auffassung der Weltverhältnisse ist kaum denkbar. Aber die, welche kein anderes Licht gesehen haben, dieselben haben doch auch der allgemeinen Gefahr der Civilisation gedacht, und sie haben dadurch eingestanden, daß es etwas mehr gelte, als jenes Ziel. Selbst für sie ist also die Aufgabe: die Civilisation zu retten. Aber hat Europa während des Jahres 1848 Etwas ausgerichtet, wodurch man berechtigt sei zu sagen, dieses wäre geschehen? Oder wird die Gefahr, worin die Civilisation sich befindet, eine geringere sein im Jahre 1849, als in dem jetzt verflossenen? — Wer wird läugnen, daß der Sieg, welcher im Februar von Frankreich ausging, ganz Europa erschütterte, und daß ohne ihn weder Italien, Deutschland noch unser Vaterland jene gewaltsamen und schnellen Umwälzungen und Kriege würde erfahren haben, die wir jetzt erlebten? Das französische Volk wollte ebenso wenig im Februar als im Juni oder December seine Nationalität „ausscheiden" oder sich repräsentative Staatsformen erwerben. Beides hatte es schon längst erlangt; und die verschiedenen Italienischen und deutschen Bruchtheile der französischen Nation haben im Laufe des Jahres auch nicht das geringste Verlangen sich von Frankreich auszuscheiden, gezeigt, ebenso wenig wie die drei verschiedenen Nationalitäten in der Schweiz während des Jahres irgend einen Schritt gethan haben um sich zu trennen; im Gegentheil, sie haben unbemerkt, während des Kampfgetöses der anderen Länder, den Vertrag mit einander dadurch erneuert, daß sie ein neues, mehr gerechtes Grundgesetz angenommen haben. Die Schweiz blieb fast unberührt von der Februar-Revolution, denn jene Aenderung war schon lange vorher im Werke und dieses Land zeigte also unausgesetzt, daß verschiedene Nationen, die in einem Staatsverbande mit einander leben, sich wohlbefinden können, ohne einer Ausscheidung bedürftig zu sein, die, wäre eine solche die Aufgabe der Zeit gewesen, am leichtesten von so kräftigen, freien und gebildeten Völkern, wie die der Schweiz, würde erlangt werden. — Wenn aber die Februarbewegung nichts destoweniger in anderen Ländern jenen Charactere annahm, dann drängt sich uns die Frage auf, ob es nicht eben deswegen geschah, weil die Völker dort noch nicht das erreicht hatten, was Frankreich und die Schweiz bereits vor der Be-

Digitized by Google

wegung besaßen: die Sicherheit der Gleichberechtigung ihrer verschiedenen Nationalitäten durch freie Staatsformen und selbstbestimmte sociale Verhältnisse? Die Erlangung solcher Institutionen muß den gerechten Forderungen genügen können, die verschiedene Nationen, welche von der Natur darauf angewiesen sind, im Verein mit einander zu leben, beanspruchen können.

Und in den Landen zwischen Oresund und der Elbe muß dieses auch den bisherig wohnenden Nationen genügen, denn sie können keine andere als die allgemein menschliche Bestimmung haben, und es läßt sich keine von der Natur gezogene Grenze zwischen ihnen angeben, die sie in einer solchen Weise trennen könnte, daß ihnen die Trennung in der Wirklichkeit vortheilhafter und dienlicher wäre als die Verbindung; mag diese (die Verbindung) nun immerhin geformt und zu Stande gebracht werden, in irgend welcher Weise, die die Kraft und das Schicksal bestimmen. Der Krieg aber, mag er noch so sehr die Rache zufrieden stellen und ein vermeintlich gerechtes Strafurtheil in Anwendung bringen, er kann nur dazu dienen, die aneinander gränzenden Völker und Länder zu schwächen und ihnen zu schaden, und zuletzt, nach der Erlangung der Formen, unter welchen sie sich einigen können, werden sie doch die Vereinigung am dienlichsten finden. — Wir haben zu allen Zeiten gewünscht und erstrebt, gerade diese politischen Ansichten zur Geltung zu bringen. Wir sagen nicht, Dänemark hö zu der von „den Nationalen“ jetzt nachgeführten Sprachregeln, die nur zwischen Verwandten, zu zwischen Mann und Frau zu finden ist — wir sagen auch nicht, Dänemark bis an die Eider, wenn man unter dieser Lösung ein gleichgültiges Hinwegsehen Holsteins und Lauenburgs verstanden haben will; wir sagen aber, eine so genau wie möglich bestimmte und für sämmtliche Bewohner möglichst freie und vortheilhafte Verbindung zwischen den Landen von Oresund und Skagen bis an die Elbe. Möchte dieses im Jahre 1849 erreicht werden, und zwar ohne zu viel Blutvergießen, dann wird auch der Theil der Menschheit, der jenen Platz des Erdballs einnimmt, in seinem Streben weiter gehen können, entweder um die bedrohte Civilisation zu schützen, oder wohl richtiger um mitwirkend zu sein, zur Eriangung und Erreichung der wahren humanen Civilisation, die, welche nicht allein genau das Recht und die Gerechtigkeit zwischen den Nationen zu bestimmen hat, sondern vielleicht noch vielmehr zwischen den Individuen, zwischen den Einzelnen, damit Alle sich als Menschen fühlen, Alle, als einen sicheren Lohn eines ehrlichen und wohlwollenden Strebens und als ein nothwendiges Mittel zu einer höheren Erkenntniß, theilhaftig der Güter des Lebens werden können. Und das die erste entschiedene Umwälzung des Jahres 1848 irgend einem höheren Zwecke gedient, dann kann es kein anderer sein als eben dieser, und wird der europäische Kampf, welchen das neue Jahr zu bringen droht, irgend eine wahre und wirkliche Bedeutung erlangen, dann kann es nur die sein: vorwärts nach, oder zurück von diesem Ziele zu führen. Die Menschheit hat einen langen Weg zu gehen, bevor sie zur Menschlichkeit gelangt. Aber der hinterste Weg ist stets der längste gewesen, der, welcher hinweg von dem Ziele geführt hat, statt zu ihm zu leiten. Jetzt schlummern die wilden Leidenschaften, wie die Winde in der Aeolushöhle. Und der Aeolus der Jetztzeit ist Louis Napoleon. Er gedenkt möglicherweise sie Alle durch eigne Kraft gefangen zu halten, oder nur solche hinausströmen zu lassen, die seinen Ehrgeiz über alle Länder hinwehen können. Aber sein Wille wird nicht viel gegen Jene vermögen, die ihn zum Wächter der Stürme berufen haben, sie werden den Stürmen Ausdruck zu verschaffen wissen, und die Welt wird ergittern unter ihrem Kampfe, bis sie entkräftet, sich wiederum von einer stärkeren Hand einschließen lassen.

Die Niederlande im Jahre 1848.

I.

(Fortsetzung.)

Man muß zugeben, daß das Ministerium unter den bestehenden Verhältnissen mit den besten Absichten auftrat. Die Minister erklärten mit Eifer und Energie das Beste des theuern Vaterlandes befördern, und ihr Augenmerk namentlich auf die Verfassungsrevision richten zu wollen. Sie versprachen mitzuwirken, daß den Kammern so schleunig als möglich ein neuer, zeitgemäßer Verfassungsentwurf vorgelegt werde, und verpflichteten sich, das Land in den erforderlichen Vertheidigungszustand zu setzen, Ruhe und Ordnung im Inlande zu erhalten und zu befestigen. „Jetzt,“ sagte der Präsident des Ministerrathes, „ist der Augenblick, wo Alle einträchtig Hand anlegen müssen, um das Vaterland zu behüten.“ Das Ministerium erkannte die schwankende Stellung des Staates, aber es rechnete auf die Unterstützung der gesammten Nation. — Die Vereinigung so wohlgesinnter Männer, in der Stunde der Gefahr, wurde mit dem allgemeinsten Jubel begrüßt, denn sie war an sich schon eine Milderung derselben. Der Präsident des Ministerrathes namentlich sprach in seiner Rede von einer revidirten Verfassung nach dem Vorbilde der britischen Konstitution mit Berücksichtigung der Modifikationen, welche Bitte und Bedürfniß unseres Landes erheischen würden. Diese Fassung war zwar eine unbestimmte, gleichwohl konnte sich Jedermann für den Augenblick damit begnügen. Alles hing von der Anwendung und Auslegung derselben ab. Wir bemerken dies hier, weil es uns später zu Statten kommen wird, da es die frühzeitigen Spaltungen in diesem mit unverkennbarer Uebereilung zu Stande gekommen Kabinete erklärt.

Noch ein anderer Umstand verdient hier bemerkt zu werden, der einigermaßen nachtheilig einwirkte; während man nämlich die Staatskommission beauftragt hatte, Vorschläge über die Zusammenstellung eines neuen Ministeriums zu machen, war der Graf Schimmelpenninck aus London zu demselben Zwecke entboten worden, und dadurch wurde die Aufmerksamkeit Vieler darauf hingelenkt, daß von den fünf Mitgliedern der Staatskommission, die sich alle bereit erklärt hatten, wenn die Umstände dieses fordern sollten, Portefeuilles anzunehmen, später nur drei mit ministeriellen Funktionen beauftragt wurden, und namentlich die Herren Storm und Thorbecke durchaus keine Berücksichtigung gefunden hatten. Dieser Umstand gab Veranlassung zu mancherlei Betrachtungen und Vermuthungen. Anfangs glaubte man, Herr Thorbecke sei zu beschäftigt mit der Entwerfung der neuen Verfassung, und er solle darum erst später Theilnehmer eines definitiven Ministeriums werden. Dies geschah aber nicht und seine zahlreichen Freunde bedauerten es, daß man ihn auch diesmal nicht in Betracht gezogen.

Eine der ersten Handlungen des neuen Kabinets war die ehrenvolle Entlassung, oder besser, Entfernung des Barons Doorn van West Capelle von seinem Posten als Vicepräsident des Staatsrathes. Auch diese Handlung warb sehr verschieden beurtheilt. Einige erblickten darin den Beweis einer unnützen Einwirkung auf das politische Bekenntniß durch Entfernung aus Amt und Würden. Man konnte dies nicht zusammen reimen mit dem Wunsche, den der Präsident des Ministerrathes ausgesprochen, daß nämlich Alle vereinigt mitwirken sollten zum Wohle des Vaterlandes. Andere hingegen hatten schon lange auf die Entfernung des Ersten der königlichen Räthe gedrungen, dessen politische Ansichten und Prinzipien, die allgemein bekannt waren, sehr Denjenigen widersprachen, die man künftig besetzt zu sehen wünschte. Die Entfernung des Staatsrathes war diesen Letzteren ein Grund zum Vertrauen auf das neue Ministerium. Dieses gab durch den Mund seines Präsidenten in der zweiten Kammer die Erklärung ab, daß es einem verantwortlichen Ministerium schlechterdings unmöglich sei, mit Erfolg zu wirken, wenn an der Spitze der officiellen Räthe der Krone ein Staatsmann stehe, dessen politische Gesinnung, so achtungswerth dieselbe auch sein möge, so ganz verschieden sei von der des Ministeriums, daß dasselbe dadurch nothwendig in seiner Wirksamkeit gelähmt werden müsse.

Aus dieser Erklärung ersieht man, daß das Ministerium selbst sich keineswegs als ein provisorisches betrachtete, und diese Vermuthung wurde bestätigt, durch das, was der Minister Luzac in

Digitized by Google

der Sitzung vom 28. März in der zweiten Kammer sprach: „Dann, (nämlich nach verfehlter Verfassungsrevision), sprach er, „wird man endlich mit Besonnenheit zur Wahl der erfahrenen Steuerleute schreiten können, die das Staatsschiff dahin führen werden, wo wir alle wünschen, einmal anzulangen: nämlich in den Hafen des Friedens und der Sicherheit."

Mittlerweile unterzog sich die Staatskommission ihrer Aufgabe mit Eifer, so daß sie bereits am 11. April dieselbe vollendet hatte, und in den Stand gesetzt war, dem Könige einen vollständigen Verfassungsentwurf vorzulegen, der, wenn er auch in den Augen Vieler noch keinesweges vollkommen oder unverbesserlich erschien, doch im Allgemeinen einen sehr freisinnigen Geist verrieth, denn er war gegründet auf das Bedürfniß des Landes und den Geist der Zeit, und die Erfahrungen, die man im In- und Auslande gemacht, waren dabei weislich benutzt. In diesem Entwurfe waren alle die Freiheiten aufgenommen und alle die Rechte eingeschlossen, die man in den Niederlanden bisher vermißt, und die in anderen Staaten oft Veranlassung zu den blutigsten Streitigkeiten gegeben hatten. Eine weitere Zergliederung dieses Verfassungsentwurfes dürfte hier nicht am Platze sein. Die Staatskommission selbst hat auf die Veröffentlichung dieses wichtigen Staatsstückes angetragen. Sie verdient dafür aufrichtigen Dank, da sie auf diese Weise nicht wenig zur Berwirklichung der meisten in diesem Entwurfe berührten Punkte beigetragen hat.

Dieser Entwurf unterlag der Begutachtung des Ministerrathes und der Beurtheilung durch die Presse. Wie wir früher schon bemerkten, war der Entwurf nicht unverbesserlich, aber was die Hauptpunkte desselben betrifft, so fanden diese, mit Ausnahme der auf Kultus und Unterricht bezüglichen Artikel, den allgemeinsten Beifall. Man erwartete, daß das Ministerium diesen Entwurf zu dem seinigen machen, und daß das wichtige Aktenstück somit schleunigst der zweiten Kammer zur Berathung unterbreitet werden würde. Groß war aber das Mißvergnügen und die Verwunderung, als man erfuhr, daß die zweite Kammer am 9. Mai ihre Thätigkeit wieder begonnen, daß ihr aber noch kein Verfassungsentwurf vorgelegt worden sei. In Folge dessen kamen Adressen aus Amsterdam und s'Gravenhage bei der Kammer ein, um auf eine schleunige Beendigung dieser wichtigen Angelegenheit zu dringen. Auch viele Mitglieder der Kammer sprachen ernstlich dazu an. Aber am 11. Mai löste das Räthsel sich auf. Das Ministerium konnte in Folge eines so kräftigen Andrunges die Ursache dieser Zögerung nicht länger verbergen. Der Präsident des Ministerrathes erklärte nämlich, daß über die so gewichtige Frage der Verfassungsrevision im Ministerium Zwistigkeiten ausgebrochen seien, und daß man dem Könige anheim gestellt habe, hier zu entscheiden, oder die Entscheidung der Majorität zu überlassen; im letzteren Falle würde die Minorität sich aus dem Kabinet entfernen. Hieraus ergab sich denn, daß die Mehrzahl der Minister beabsichtigte, den Entwurf der Staatskommission zur Grundlage der Verfassungsrevision zu nehmen, während die Minorität diesen Entwurf für zu freisinnig hielt. Die Nachricht von der bevorstehenden Auflösung dieses Ministeriums, das noch keine zwei Monate bestanden, machte einen peinlichen Eindruck, denn man ersah daraus, daß es gebildet war, ohne daß die einzelnen Mitglieder sich vorher wenigstens über die Hauptpunkte der Verfassungsrevision verständigt hatten. Die Eile der Staatskommission, die in kürzerer, denn monatlicher Frist den ganzen Entwurf ausgearbeitet hatte, war dadurch unnütz geworden. Ein ganzer Monat war auf diese Weise abermals fruchtlos verstrichen, und der Stand der Dinge noch eben so unsicher, wie vorher.

Diese Unsicherheit dauerte glücklicher Weise nicht lange. Bereits am 13. Mai erhielten der Graf Schimmelpenninck und der Generalmajor Repvew ihre Entlassung, und noch an demselben Tage trat das nun bis auf vier Männer zusammengeschmolzene Ministerium in der Kammer mit seinem Programm auf, worin dasselbe sowol seine Ansichten über die Verfassungsrevision als auch seine Pläne in Bezug auf die Vereinfachung und die Ersparungen im Staatshaushalte darlegte. Was den ersten Punkt betrifft, so schloß sich das Ministerium größtentheils den Ansichten der Staatskommission an, und was den letzten Punkt angeht, so erkannte man daraus, daß die Regierung ernstlich gesonnen sei, die Staatshaushaltung nach einem kleineren Maßstabe einzurichten; die verschiedenen Punkte, die da berührt waren, als geeignet, um das gewünschte Ziel zu erreichen, stimmten meist überein mit denjenigen, welche die zweite Kammer seit Jahren bei jeder Berathung über das Budget verlangt hatte. Das Programm war, man darf es nicht läugnen, wol im Stande, die Erwartungen der übergroßen Mehrheit der Nation zu befriedigen. Hoffnung und Vertrauen wurden dadurch aufs Neue belebt, und wenn die Behörden wirklich bemüht waren, Alles, was darin versprochen war, zu verwirklichen, so durfte man nicht zweifeln, daß das Land ihnen seinen so wohlverdienten Dank würde zu Theil werden lassen. Am Schlusse seines Programmes forderte das Kabinet auch, daß der Einzelne seine Sonderinteressen auf dem Altare des Vaterlandes zum Opfer bringe, damit es gelinge, das wichtige Werk, das einmal vollbracht werden müsse, zu einem erwünschten Ende zu führen.

In das Ministerium traten statt auch vier neue Mitglieder ein; der Generalmajor Beet (Krieg), Baron Bentinck (Auswärtiges), Referendar van Bosse (Finanzen), und de Kempenaer (Zuneres), so daß das Gesammtministerium nun aus acht Personen bestand.

Der Graf Schimmelpenninck sowol als auch der General Repvew haben in besonderen Beschriften ihre Ansichten über eine Verfassungsrevision bekannt gemacht, das Ministerium hat dies in seinem Programme gethan, was, während des Bestehens dieses Kabinets, den einzigen Maßstab zur Beurtheilung seiner Handlungen ausmacht. Dem Ministerium ist auf Grund seines Programmes das Vertrauen der Majorität sowol innerhalb als auch außerhalb der Kammer zu Theil geworden. — Das Kabinet hat unumwunden erklärt, daß es abtreten und das Ruder des Staates, damit das Vaterland nicht verloren gehe, anderen Händen überlassen müsse, wenn man mit den in dem Programme ausgesprochenen Ansichten nicht einverstanden sein sollte.

Das also gebildete Ministerium beschäftigte sich mit allem Eifer mit der Behandlung und Bearbeitung der neuen Verfassung, und da der Entwurf der Staatskommission die Grundlage dieser Arbeit bildete, so war dieselbe bald so weit gefördert, daß das Kabinet am 20. Juni der zweiten Kammer die bekannten zwölf Gesetzentwürfe unterbreiten konnte. Die Vorlage derselben war begleitet von einer königlichen Botschaft, worin gesagt wird, daß die Vorsicht gebiete, nicht aus dem Auge zu verlieren, was ein allgemeines Bedürfniß für die Völker zu sein scheine, wenn auch unser Vaterland. Gott sei Dank! noch versehont geblieben sei von den gewaltigen Bewegungen, welche andere Staaten erschüttert. „Es ist uns nicht unbekannt," so sprach der König zu den Vertretern des Landes, „daß über verschiedene Punkte von größerer oder geringerer Wichtigkeit nicht nur verschiedene Ansichten herrschen können, sondern auch nothwendig existiren müssen, aber in Augenblicken, wie der gegenwärtige, ist es Pflicht Aller, gegenseitig nachgiebig zu sein und die eigenen Ideen dem Allgemeinen zum Opfer zu bringen. Wir selbst, edelmögende Herren, haben uns bei Beurtheilung der uns vorgelegten, verschiedenen Veränderungen in der Verfassung nicht der Ausübung einer Pflicht enthoben, die Wir zur Beförderung der Eintracht, zum wahren Heile des Vaterlandes Euch mit Nachdruck an das Herz legen."

In die zwölf Gesetzentwürfe war alles Das eingeschlossen, was man auf gesetzlichem Wege seit Jahren erstrebt, was die Erfahrung als nothwendig herausgestellt, oder die Vorsicht und das Staatsinteresse riethen, in die Verfassung aufzunehmen. In diesen Vorlagen waren begriffen: die Freiheit des Gottesdienstes, die Freiheit des Unterrichts, die Freiheit der Presse, das Petitionsrecht, das Associationsrecht, das direkte Wahlrecht, das Recht zur Auflösung der Kammern, das Amendementsrecht, Oeffentlichkeit der Berhandlungen der ersten

Digitized by Google

Kammer und der Provinzialsaaten, jährliches Budget, die Abschaffung des Placetrechtes und so manche andere heilsame Beschränkung. Durch diese erwähnten Veränderungen ward auch eine Möglichkeit geboten, künftig noch Vieles durch das Gesetz zu regeln, noch viele Ersparungen und Beschränkungen einzuführen, namentlich die Justizverwaltung zu vereinfachen, vielleicht auch Provinzen zu vereinigen.

Die Vorlage derartiger Entwürfe bewies, daß das dem provisorischen Ministerium geschenkte Vertrauen hier nicht am unrechten Orte war, daß das Ministerium wisse, übertriebene Forderungen zurückzuweisen, trotzdem aber aufrichtig den Weg der Freisinnigkeit zu verfolgen wünsche; dessenungeachtet gaben diese Entwürfe auf der anderen Seite auch wieder Veranlassung zu mancherlei Bemerkungen und Beschwerden. Namentlich war es die Freiheit des Gottesdienstes und des Unterrichtes, die Abschaffung des Placetrechtes, das Recht zu direkten Wahlen, die Art und Weise der Volksvertretung, die Zusammenstellung der ersten Kammer und das Wahlgesetz, was zu mehr oder weniger bedenklicheiten Anlaß gab. Besonders that es Vielen leid, daß das Ministerium bei dieser Gelegenheit den Weg der Ersparnisse und der Vereinfachungen nicht noch konsequenter verfolgt hatte, und man drang mit allem Nachdrucke auf die Abschaffung der ersten Kammer und des Staatsrathes. Diesen und anderen Bedenklichkeiten stand ein Umstand gegenüber, der Viele veranlaßte die angegebenen Punkte zu übersehen; der Weg zu einer Veränderung des Grundgesetzes war nämlich bei Weitem erleichtert worden, daher glaubte man mit mehr Ruhe Vieles der Zeit überlassen zu können.

Kurze Zeit, nachdem der ministerielle Verfassungsentwurf den Kammern zur Begutachtung vorgelegt worden war, fand ein Ereigniß statt, welches überall mit tiefstem Schmerze vernommen wurde. Der edle Luxor, der bisher eine Zierde der Kammer gewesen, dessen Mäßigung, Eifer und ausgebreitete Kenntniße selbst von seinen Gegnern anerkannt wurden, der noch kürzlich das Werk der Verfassungsrevision geordnet und damit den ersten Schritt gethan hatte, das zu verwirklichen, wofür er achtzehn Jahre lang gekämpft, — dieser wahrhaft freisinnige Mann, der sür würdig erachtet ward, an der Spitze des Staates zu stehen, sah sich genöthigt aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung aus dem Ministerium zu nehmen, dem er eine kräftige Stütze gewesen, und auch aus der Kammer, in welcher er seit zwanzig Jahren mit Ruhm gestritten sür Freiheit und Völkerglück. Schade, dreimal schade, daß es ihm nur vergönnt war, den Spaten zur Grundsteinlegung zu rühren, ohne daß er an dem eigentlichen Bau Theil nehmen konnte; daß es ihm nicht gestattet war, das kräftige Wachsen des Baumes zu sehen, den er gepflanzt. Wenn unter dem Beistande der Vorsehung die neue Einrichtung des Staats zur Blüthe des Vaterlandes und zum Glücke des Volkes führt, so gebührt Luxac die Ehre, der muthig und unverdrossen, oft ganz allein, für diese Einrichtungen unausgesetzt gekämpft hat.

An seine Stelle trat der Baron van Heemstra, der als Mitglied der zweiten Kammer in den letzteren Jahren gezeigt hatte, daß er den neuen Principien mit Eifer und voller Aufrichtigkeit zugethan sei, als Kultusminister in das provisorische Ministerium; das Land betrachtete das Auftreten dieses Mannes als eine neue Bürgschaft für sein Wohl.

Die zweite Kammer beschäftigte sich unterdessen unausgesetzt mit der Berathung über die zwölf ministeriellen Gesetzentwürfe. Dabei stellte sich heraus, daß sie fast einstimmig der Ansicht war, daß ihr Entwurf vom März desselben Jahres bei Seite gelegt, und daß die Verfassungsrevision hier nach einem viel ausgedehnteren Maßstabe angenommen worden sei. Das Urtheil der Kammer über die Vorlagen war in Folge dessen auch nicht gerade sehr günstig, und sie stellte in ihrem Berichte fünf Hauptpunkte in den Vordergrund, in welchen die große Mehrheit mit dem Ministerium nicht ganz einverstanden war. Sie betrafen: 1) das Princip der Volksvertretung, 2) Beibehaltung des Staatsrathes, 3) die Bestimmungen hinsichtlich des Gottesdienstes und des Placetrechtes, 4) die Freiheit des Unterrichtes und 5) das Affociationsrecht.

Einerseits erklärte man sich bereit, den Anträgen des Königs Gehör zu geben und um der Eintracht willen Zugsamkeit zu zeigen, anderenseits glaubte man bei den fünf Hauptpunkten beharren zu müssen, und in der That wurden hierüber zwischen der Kammer und der Regierung besondere gemeinschaftliche Berathungen angestellt.

Das Ministerium trachtete darnach, so viel als möglich alle Beschwerden aus dem Wege zu räumen, doch ist daffelbe von seinen Grundprincipien nicht abgewichen. Im Laufe der Unterhandlungen über die bereits erwähnten Gegenstände, wurde in der zweiten Kammer auch eine Verminderung der Kronei inkünfte zur Sprache gebracht. Die Regierung hat die über diesen Gegenstand angebrachten Ansichten, unter Hinweisung auf die Verluste, welche die Krone wiederholt zu erleiden gehabt, und die Opfer, die sie bei verschiedenen Gelegenheiten gebracht, bekämpft. Der König hat namentlich in den am 5. November 1842 zwischen den Niederlanden und Belgien abgeschlossenen Verträgen die ihm zugehörenden Zehnten und Güter ohne weitere Entschädigung an den Staat abgetreten. Diese Güter sind in Staatsdomänen verwandelt worden. Der König hat sich zudem auch bereit erklärt, seinen vollen Antheil tragen zu wollen von den auf den Altar des Vaterlandes niedergelegenden Opfern, die der Druck der Zeit dem niederländischen Volke unvermeidlich abfordern würde; eine Bereitwilligkeit, von der der zweiten Kammer und sogar der ganzen Nation auf des Königs ausdrücklichen Wunsch Nachricht zu geben, der Regierung angenehme Pflicht ist, wie sich dieselbe ausdrückt.

Während die Unterhandlungen zwischen der Regierung und der zweiten Kammer über diese wichtigen ministeriellen Gesetzentwürfe noch fortdauerten und man über den endlichen Ausgang der Sache immer noch im Dunkeln schwebte, fand ein Ereigniß statt, das eine Zeit lang die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und hier und da zu leidenschaftlichen Erörterungen führte. Man behauptete nämlich, ob mit Recht oder Unrecht, das wollen wir nicht entscheiden, daß man in der ersten Kammer Etwas gegen die neuen Minister im Schilde führe, wenigstens war so viel gewiß, daß die Kammer keineswegs mit allen den Neuerungen einverstanden war, welche die Regierung beabsichtigte. Es waren gerade zwei Gesetzentwürfe, die nach langer Diskussion von der zweiten Kammer angenommen worden waren, ihren Berathungen unterbreitet. Der eine betraf die Abschaffung der Geißelung und Brandmarkung, zwei Strafen, die nur zu lange schon unsere Gesetzgebung beschimpft. Der andere betraf die Abschaffung der Gerichtsserien bei den Provinzialhöfen nuter Vorbehalt einer später zu erlassenden, ganz neuen richterlichen Organisation, wodurch man große Ersparnisse erzielen zu können glaubte. Die erste Kammer fand für gut, beide Gesetzentwürfe an einem und demselben Tage zu verwerfen. Da die Berhandlungen der ersten Kammer nicht öffentlich sind, so blieben natürlich auch ihre eigentlichen Gründe für diese Abstimmung verborgen.

Einige und unter diesen, wie es scheint, auch der Justizminister, haben in dieser Abstimmung nur die Regierde gesehen, dem neuen Ministerium Hindernisse in den Weg zu legen und ihm die ersten Schritte auf dem Wege der Ersparniße durch Vereinfachung zu erschweren. Gewiß aber ist, daß die Verwerfung der beiden Gesetzentwürfe einen unangenehmen Eindruck verursachte, und daß Viele darin ein Zeichen des Widerwillens Seitens der ersten Kammer gegen die Vorschläge des neuen Ministeriums erblickten; ein Verdacht, der befürchten ließ, daß auch für die ministeriellen Vorschläge, in Bezug auf die Verfassungsrevision, in der ersten Kammer auf keinen allzugroßen Beifall zu rechnen sei.

Der Justizminister Donker Curtius überreichte am 31. Juli dem Könige seinen Rapport über die Verwerfung der beiden Gesetzentwürfe Seitens der ersten Kammer und sagte darin, daß er sich verpflichtet halte zu bitten, daß den Bedingungen, welche er am 18. März bei Uebernahme des Portefeuilles gestellt, Folge gegeben werde, daß ihm namentlich seine Entlassung ohne alle Entschädigung für die von ihm gebrachten großen Opfer er-

Digitized by Google

theilt werden möge, wenn er dieselbe unter Berücksichtigung der Wohlfahrt seines Vaterlandes fordern sollte. — Man erblickt in diesem Rapport einen gewissen Mismuth, man sieht, daß er sich getäuscht sah in seiner Hoffnung, wenn auch nicht auf unumschränkte Billigung seiner Absichten, doch auf Unterstützung und Mitwirkung bei denselben. Er glaubte, daß mit der Verwerfung der beiden Gesetzentwürfe sein moralischer Einfluß, so höchst nothwendig unter den ausgerordentlichen Umständen, in denen man sich befand, vernichtet sei. Er endigte den Rapport mit der gewichtigen Erklärung, daß er darauf rechne, das treue niederländische Volk werde mit Ruhe die Entscheidung der Kammern über die eingebrachten zwölf Gesetzentwürfe abwarten und, möchte diese Entscheidung auch ausfallen wie sie wolle, seinem Könige stets treu bleiben.

Dieser Rapport wurde veröffentlicht und gab zu den verschiedensten Betrachtungen Anlaß. Von vielen Seiten gab man seinem Schmerz darüber zu erkennen, daß gerade der Mann, den man als das Haupt des Ministeriums betrachtete, sich noch vor der Entscheidung der Kammern zurückziehen wolle. Manche trugen darauf an, Donker Curtius möge seine Empfindlichkeit wenigstens bis zur Entscheidung der ersten Kammer über die Gesetzentwürfe, in Bezug auf die Verfassungsrevision, unterdrücken. Im Allgemeinen wünschte man aber, er möge nicht abtreten, denn man konnte es sich nicht verhehlen, daß gerade sein Auftreten im März kräftig zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung beigetragen. Dies war denn auch der Wunsch des Königs, der am 4. August die erbetene Entlassung noch verweigerte und in seiner Antwort den guten Diensten, die Donker Curtius ihm (dem Könige) und dem Vaterlande geleistet, alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Donker Curtius fügte sich demnach auch dem Verlangen des Königs und dem der Mehrzahl der Nation. Die Vorgänge in der ersten Kammer hatten indessen der Regierung eine Lehre gegeben, die für dieselbe nicht verloren ging. Sie erfuhr daraus wenigstens, daß auf die Zustimmung der ersten Kammer nicht gar zu fest zu rechnen sei, zudem da die Kammer bei allem ihren Thun in ihrem vollen Rechte war. Aber es war die Möglichkeit vorhanden, der Gefahr wenigstens einigermaßen zuvorzukommen. Die Kammer, die höchstens aus dreißig Mitgliedern bestand, war nicht vollzählig. Sie konnte deshalb ergänzt werden. Von diesem Mittel ward Gebrauch gemacht; der König ernannte auf Vorstellung des Ministerraths den Grafen van der Duyn van Maasdam, den Baron van Heeckeren van Engbuurgen, H. van der Oudermeulen, A. F. de Bos de Waal, L. G. A. Grafen van Limburg-Stirum, P. G. Sevenstern und O. A. Grafen van Bylandt, lauter Männer, von denen man glaubte, daß sie entweder den Ansichten des neuen Ministeriums huldigten, oder doch wenigstens einverstanden waren mit den projektirten Veränderungen des Grundgesetzes, zu Mitgliedern der ersten Kammer. Der König that hierbei weiter nichts, als daß er von einem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machte, und die Zukunft zeigte, daß dies nothwendig war, da ohne diese Verstärkung vielleicht manche Beschlüsse bei der ersten Kammer Schiffbruch gelitten hätte.

Die erste Kammer schien ihrerseits unzufrieden zu sein über die Bewerggründe, die ihr sowohl im Rapport des Ministers, als auch außerhalb der Kammern untergeschoben wurden. Nachdem sie am 26. August ihre Thätigkeit aufs Neue begonnen, gab sie eine Erklärung ab, deren Veröffentlichung sie beschloß, worin sie ihre äußerste Verwunderung aussprach über die falschen Muthmaßungen, von denen der Minister ausgegangen. Sie nannte alle gegen sie erhobenen Anschuldigungen grundlos und betrachtete dieselben als einen Versuch, das Mißtrauen der Nation gegen einen Theil ihrer Vertreter zu erwecken und dieselben einem moralischen Zwange zu unterwerfen, der unverträglich sei mit ihrer Bestimmung und über welchem sich die Kammer als erhaben betrachte. Nur aus den Bestimmungen beider Gesetzentwürfe abgeleitete Bedenklichkeiten hätten die Kammer zu deren Verwerfung bewogen. Sie sei zu sehr durchdrungen vom Gefühle ihrer Pflicht, um nicht freudig mitzuwirken zu der Verbesserung der Staatsverwaltung und der bestehenden Verfassung. Doch würde sie sich auch durch nichts verleiten lassen, etwas gut zu heißen, was ihrer Meinung nach unvereinbar sei mit den Rechten der Krone oder mit den wohlerstandenen Befugnissen der Nation.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

+ Kopenhagen, d. 20. Januar. Wenn wir, obwohl wir wenig Gewicht auf Adressen legen, bisweilen uns doch bei einigen, auch Schleswig im dänischen Sinne hervorgegangenen, aufhalten, so geschieht es, weil man in Deutschland die Stimmung Schleswigs beinah einzig nach Adressen beurtheilt. In diesen Tagen ist ein, von gegen 17,000 Schleswigern unterzeichneter Protest, gegen jede Trennung des Herzogthums von Dänemark, sei es unter welchem Vorwand es wolle,* in Kopenhagen angekommen. Wenn man nun weiß, daß Drohungen aller Art ausgestoßen und politzeiliche Maaßregeln getroffen wurden, um die Verbreitung zu hindern (z. B. in Flensburg, wo trotzdem, daß die Adresse polizeilich weggenommen wurde, 3281 der angesehensten Bürger sich unterzeichneten), so kann man vielleicht mehr Gewicht auf eine solche Adresse legen, als auf die Damenadresse an die Königin Victoria*), worin in weinerlichen Ausdrücken gebeten wird, daß die Königin eine Theilung Schleswigs nicht dulden möge. Eine andere Adresse aus der durch und durch als deutsch angesehenen Stadt Apenrade von 450 Bürgern und beschäftigen Einwohnern, herrscht sich im ähnlichen Sinne aus, während schon früher 5000 Altonger dasselbe thaten, wogegen 50 Einwohner von Alsen eine Adresse nach Frankfurt sandten. Wie es mit der deutschen Gesinnung in dem Amt Hadersleben steht, mag man daraus entnehmen, daß von den 50 Kirchspielen nur von dreien derselben deutsche Adressen aufgegangen sind, und zwar sehr schwache unterzeichnete. So von Oxdels von 12 der 112 Hofbesitzer. Bei der Privaten-Wahl des Kirchspiels St. Marlä, in Flensburg wurden die 3 dänischen Kandidaten mit resp. 112, 109 und 108 Stimmen gewählt, während die deutschen resp. 16, 15 14 und 5 Stimmen erhielten von den 129 Wahlenden. Fügen wir nun noch hinzu, daß viele Unterschriften der deutschen Adressen dadurch erzielt worden, daß sie aufschienen zur darauf hinausgehen, die bisherige Verbindung zwischen Schleswig und Holstein, deren Fortbestand auch die dänische Bevölkerung größtentheils wünscht, aufrecht zu erhalten, und daß das von der provisorischen Regierung gegründete, größtentheils gesetz verbreitete, in dänischer Sprache erscheinende Blatt: Nordschleswigsche Zeitung, tagtäglich die deutsche Gesinnung schildert, dabei die gräßlichsten Blutspielen von Dänemarks schlechter Finanzzuständen; drohenden Staatsbankerott, der jeden Bauer in den Abgrund stehen wird; von nahen russischen Anleben; von blos englischen, wofür die westindischen Inseln verpfändet sind ꝛc. ꝛc., bringt, die natürlich auf den gemeinen Mann nicht ohne Eindruck verbleiben — so kann man sich eine Vorstellung von der deutschen Stimmung in Nordschleswig machen, und von der Ehrlichkeit der Berichterstatter aus Schleswig. Daß wir solchen Gesinnungen gegenüber, denen der Friede ein schreckliches Wort, Anarchie aber süße Musik ist, gewaffnet sein müssen, ist klar, und man glaube nicht, daß die Erklärung des Kriegsministers, wonach norwegische und schwedische Scharfschützen zum Dienst aufgefordert werden, wie die Korrespondenten an der Schley es behaupten, leere Schreckschüsse sind. Die Rüstungen werden mit allem Eifer betrieben. Die Artillerie ist um zwei Batterien vermehrt; ein Ambulancecorps von 1000 Mann, unter Aufsicht des Stabsarztes, und unter Kommando eines Kapitains wird gebildet; 4 Bataillone und 2 Reserve-Bataillone der Linie werden in leichte Infanterie, mit der Bewaffnung und taktischen Ausbildung der Schützen umgewandelt, da diese Waffengattung sich als die nützlichste in einem schleswigschen Feldzuge bewährt hat; junge Civilärzte, Kandidaten und Studenten, werden aufgefordert, als Militärärzte Dienste zu nehmen; die Dorpbolmer, vorzügliche Soldaten, die aber gesetzlich nicht militärpflichtig anzuhalten der Insel sind, stellen sich freiwillig. Außer den im vergangenen Jahre verwendeten Seestreitkräften werden vorläufig noch 1 Fregatte und 1 Barkschiff ausgerüstet, und 1 Linienschiff in Bereitschaft gehalten. —

Und trotzdem ist die Kriegspartei par excellence sehr klein, noch kleiner aber die, welche den Krieg fürchtet. Will aber Deutschland nur von Deutschen an die englische Königin gerichtet — — von politischem Takte zeugt das wohl gerade nicht. Muller tacent in ecclesia!

D. Red.

*) Die liebenswürdigen Verfasserinnen dieser Adresse sind gewiß im höchsten Grade romantisch, aber auch wohl um so weniger politisch — denn eine Petition um die Wahrung „deutscher Rechte."

Digitized by Google

ehrlich und billig aus entgegenkommen, und nicht das Wünschenswerthe, Schleswig zu besitzen, mit dem Rechte darauf verwechseln, so wird man auch von hier aus gern und willig den Worten des Friedens ein Ohr leihen, nie aber ohne eine kräftige und große Anstrengung einen schmählichen Frieden schließen und freiwillig sein eigenes Todesurtheil unterschreiben. —

An eine Erneuerung des Waffenstillstandes unter den bisherigen Bedingungen, glauben wir keinenfalls, es würde das Ministerium kaum wagen, hier den einstimmigen Willen des Volks gutzuheißen zu thun, wenn es auch sonst dazu geneigt wäre, was wir sehr bezweifeln. Ohne in die diplomatischen Unterhandlungen eingeweiht zu sein, läßt es sich doch kaum verkennen, daß die Großmächte sowohl mit dem Verfahren der dänischen Regierung während des Waffenstillstandes einverstanden, als auch ihren Anfrüchen günstig gestimmt sind.

△ Kopenhagen im Jan. Mag es patriotisch klingen, so ist es doch wahr, daß unsere Zustände viel besser sind, als sie bei dem ersten Anblicke erscheinen mögen. Ganz Europa faßt liegt in Ueberfluten Zuckungen, Deutschland und Frankreich haben ihre Kaiserperiode durchgemacht, und in fast jedem der einzelnen Staaten des ersterwannten Landes haben die gewaltigen, plötzlichen und fast überall blutigen Umstürzungen in demselben Maaße die bösen wie die guten Geister heraufbeschworen; ja vielen Missbrauchen haben sich Völker wie Regierungen verleiten lassen, und es rächt sich immer, die Macht gemissbraucht zu haben. Tribe erscheint es, und für einen Moment steht es auch, als würde das scharfe Eisen, nicht das freie Wort den Sieg davon tragen. Zu Gott hoffen wir, daß das Letztere doch der Letzte sein wird, wenn der Geist der Freiheit über den Wahnwitz schreitet! Allerdings können wir nur mit Betrübniß auf die schleswig-holsteinischen Verwickelungen hinblicken, und gewiß sind diese ein Schaden an dem Staatskörper; doch es scheint trotz aller Verblendungen, trotz allem Geschrei, trotz aller Versuche einer Partei, als könne uns Deutschland in unserm Wunsche, den gerechtfertigten Herzogthümern den Frieden so bald als möglich zu schenken, entgegen. Gewiß, die Völker der Herzogthümer sehnen sich nach Ruhe. In einer Adresse, die, aus Mittel- und Süd-Schleswig mit gegen 17,000 Unterschriften bedeckt, in diesen Tagen hier eingebracht worden ist, und die gegen die Trennung Schleswigs von Dänemark so wie gegen dessen Aufnahme in den deutschen Bund protestirt, ja selbst, so weit man es erfährt, in den Adressen der Holsteiner, die eigen mächtig das Wort für Schleswig ergreifen und auf dessen Einverleibung in Deutschland dringen — selbst in diesen Adressen spricht sich die Sehnsucht nach dem Frieden aus. Wir rüsten und zwar gegenseitig, aber in der Hoffnung, daß die Waffen doch ruhen werden; wir rüsten uns, weil nun einmal während diplomatischer Verhandlungen hiesige Regel gilt, wie im Kartenspiele, daß die Brüderschaft während des Spieles suspendirt ist. Blicken wir aber hinweg von jenem unnatürlichen Streite, von jenem Kampfe der Brüder gegen die Brüder, dann müssen wir uns Glück wünschen, vergleichen wir die Ruhe, die Besonnenheit und vor allen Dingen die Aufrichtigkeit, die unsere inneren politischen Zustände charakterisirt und um die uns Viele beneiden könnten. Mag es ein Zufall sein, es ist dann ein guter, daß der Krieg, der Kampf, der Hand in Hand mit der Entwickelung unserer inneren Zustände ging, und durch die Gefahr, die sich mit ihm verknüpfte, vor vielen der Ausschweifungen bewahrt hat, die wir bei andern Nationen, während des Flügelschlages der jungen Freiheit, zu beklagen haben. Es ist gut, und es ist ein Glück für uns, daß unser Reichstag so aufteilt, wie er gerade aufgereten ist, und sich nicht dazu verleiten läßt, große Worte, begeisterte Phrasen in die Welt zu schleudern, die zwar schön klingen, aber zu oft nur das ephemere Leben eines Schmetterlings haben und nebenbei zu den verderblichsten Verwickelungen führen können. Kann der Reichstag im Verein mit der Regierung und ein freisinniges, ächt nationales Grundgesetz geben — und die letztgenannte hat gute Materialien dazu gebeten — und verewigt er noch ferner der Regierung Kraft und Haltung dadurch zu verleihen, daß er sie in ihrem Auftreten sowohl nach Innen wie nach Außen gegen jede nur momentane Volksstimmung zu schützen weiß, dann haben wir auch eine Bürgschaft für die friedliche und reine Entwickelung der Zukunft, und die Versammlung hat sich wahre Verdienste erworben. Man hat so oft aus unsere finanziellen Zustände als Warnung für die Rechtmäßigkeit der schleswig-holsteinischen Bewegung gebraucht, und neben vergilbten Pergamenten, die Holstein ein größeres Recht geben sollen, Schleswig mit sich nach Deutschland zu ziehen, als umgekehrt Dänemark, es an sich zu knüpfen, hat man neben Unwahrheiten aller Art auch stets erklärt, daß die Herzogthümer und auch materiell ruinirt werden würden, wenn sie nicht anderhalb aller Verbindung mit dem verschuldeten, einem Bankerotte nahe stehenden Dänemark kämen. Man hat unser auf Mainz sundirtes Papiergeld verdammt und verdächtigt, während man jetzt im Vertause kaum eines Jahres selbst in Holstein 3 Millionen Papiergeld emittirt hat und nach dem Budget für 1849 noch 3½ Mill. emittiren muß, um ein Deficit zu decken, das, trotzdem daß Deutschland eigentlich den Krieg für „Schleswig-Holstein“ auf seine Kosten geführt hat, und trotzdem daß wir an der Erhebung der „Schleswig-Holsteiner“ mit fast drei Millionen Rthlr. belgetragen haben, doch entstanden ist. — Es besanden sich nämlich — was nicht aus den unbestimmten, aphoristischen Bemerkungen hervorgeht, die bis jetzt statt einer Rechenschaft „für die Finanzen“ kundgemacht worden, welche die provisorische Regierung verbrandt hat — zwischen selbst ein schleswig-holsteinischer Korrespondent des Hamburger nunpatriotischen Korrespondenten sich äußert) — beim Ausbruche der Bewegung in den Herzogthümern 2,536,000 Rthlr. in der Münze und in den Rendsburger und Lauenburgischen Kassen), die der provisorischen Regierung in die Hände fielen und zur Basis der „Bewegung“, zur Hülfe der Errichtung jener „faktischen Republik“ dienten, von der die „Schleswig-Holsteiner“ sprechen; vergessend, daß Republik und Anarchie bei weitem nicht Synonyme sind. Um wie viel größer würde jenes Deficit sein, wenn die provisorischen Landes-Finanzen wirklich allen ihren Verpflichtungen nachgekommen wären, wenn sie in ihren aphoristischen Rechenschafts-Bemerkungen zu den Ausgaben auch den Antheil der Herzogthümer an der Staatsschuld, an der Civilliste ihres „König-Herzogs“ und an den vielen Pensionen für Beamte, die das anarchische Treiben einer Partei verursacht haben, aufgenommen hätten? Aber selbst in dem „schleswig-holsteinischen“ Budget für 1849 hat man jene Posten übergangen. Dem Prägravation sprechen die „Schleswig-Holsteiner“, während sie uns prägraviren. Wir verweisen hinsichtlich dieser Beschuldigungen, indem sie auf die Vorzeit hinzielt, auf Nr. 1 des Nordischen Telegraphen, und ferner, so wie auch was die stehende Redensart von unseren schlechten Finanzen überhaupt betrifft, auf die kürzlich im Druck erschienene Finanzrechenschaft für das Jahr 1847.

— Das das Budget des Königreichs für 1849 eine Einnahme von nur 11,082,990 Rthlr. dagegen eine Ausgabe von 21,318,901 „

also ein Deficit von 10,235,911 Rthlr.

berechnet, hat lediglich seinen Grund in den Kriegsrüstungen, indem die Ausgaben für Flotte und Heer mit resp. 2 und 6 Millionen angesetzt sind, während sie z. B. im Rechenschaftsbericht des Jahres 1847 nur 1 und 3 Millionen betrugen; ferner darin, wie oben schon bemerkt, daß der Antheil der Herzogthümer an den Staatsausgaben, namentlich an der Civilliste des Königs und an der Abzahlung und Verzinsung der Staatsschulden (diese Posten sind mit resp. 743,600 Rthlr. und 3,853,000 Rthlr. aufgeführt) nicht mitgerechnet worden konnten, so auch in dem kritischen Zustande der westindischen Kolonien, die wenigstens, wenn sie nicht gar Zuschuß erfordern, keinen Ueberschuß im Jahre 1849 geben werden. Ohne jene außerordentlichen und unvorhergesehenen Ausgaben würden die Gesammtausgaben auf ca. 11 Millionen herabsinken und die Einnahmen, ohne daß man Gebrauch von Reserven sind zu machen nöthig hätte, hinlänglich für den Bedarf des Landes sein. —

Daß wir für den Fall einer Erneuerung des Krieges zur Deckung jenes Deficits einer Anleihe von 7 Millionen bedürfen, ist richtig, aber wieder haben wir bis jetzt, noch werden wir Vorurtheile oder irgend eine andere Furcht besiegen verspänden. Jene Gerüchte von russischem Golde zu warn, wie so unzählige andere der schleswig-holsteinischen Korrespondenten, bloß erfunden, um uns auf jede nur mögliche Weise zu verdächtigen. Wir haben den Krieg mit eigenem Golde und eigenen Kräften geführt; wir verstehen aber das Prahlen nicht so vom Grunde aus, wie jene Korrespondenten, und wir haben 5 Millionen auf gemeinsame Staatsschulden, 3 Millionen an unsere Lande angegeben, während wir noch ein blühendes Land und eine unterworfene Bevölkerung besitzen. Es dürfte auch charakteristisch sein, daß wir trotz unserer Rüstungen einen solchen Ueberfluß an Pferden haben, daß die Aussuhr nach den Herzogthümern jetzt — gleichsam um zur Kontrirung der feindlichen Armee beizutragen — freie gegeben worden ist.

Wenn wir uns hier vielleicht etwas zu sehr über Finanzsachen ausgebreitet haben, dann geschah dies, weil wir diese Frage für wichtiger halten, als wenn wir auch über dergleichen Anschuldigungen, als die für „Treubruch“, „Lüge“, „Falschheit“, „Lügenhaftigkeit“, „Feigheit“ oder Gott weiß welche Laster, aussprechen wollten, die täglich durch die Spalten der schleswig-holsteinischen und Hamburger Zeitungen so saftig klingen. Wir verstehen es wohl, daß die Leute, welche jene Gehässe uns beilegen, gerade diese gebrauchen müssen, indem Keiner über sich selbst hinauskommen kann und seine Bilder und Begriffe gewöhnlich aus seiner eigenen Welt holt, sie auf jeden beliebigen Gegenstand appliciend.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der niederdeutsche Sprachbund.

Belgien im Januar 1849.

Die vlämische Bewegung war zuerst Nichts als eine literarische Liebhaberei, welche auf einige Gelehrte beschränkt blieb. Die Freunde der Literatur, stark durch ihre Wissenschaft und ihre Liebe zur Muttersprache, wollten nicht, daß die vlämische Literatur durch die Ueberschwemmung mit französischen Werken zu Grunde gehe. Alle ihre Bemühungen richteten sich darauf, die Landessprache vor gewissem Untergange zu bewahren; darauf beschränkte sich indessen auch ihr übrigens sehr verdienstliches Wirken.

Die Schriften des Herrn H. Conscience, von denen die erste 1836 erschien, machten die Frage allgemeiner. Für den wahrhaft patriotischen Verfasser war die Sprache nicht allein ein kostbares Eigenthum; sie schien ihm ein Kennzeichen der Volksthümlichkeit. Ihm kam der Verlust der Muttersprache dem Verluste der Freiheit gleich, und er machte das zu einem nationalen Interesse, was frühere vlämische Schriftsteller nur als einen angenehmen Zeitvertreib betrachtet hatten.

Bald darauf fühlte man, daß Diejenigen, die darin mit Herrn Conscience übereinstimmten, sich nicht täuschten; man begann zu sehen, daß den Blämingern als vlämisch Redenden alle öffentlichen Aemter verfagt, daß der ganze Staat französisch beherrscht, daß von der Regierung diejenigen Ersatze, welche Jedem zugänglich seyn mußten, nur französisch veröffentlicht wurden, allen Denen zum Nachtheil, welche diese Sprache nicht verstanden; daß der Unterricht ganz französisch ertheilt, daß französische Theater auf Kosten des vlämischen begünstigt, daß endlich, den Unschuldigen höchst gefährlich, die Blämінger von den Gerichten in einer Sprache verhört und verurtheilt wurden, welche der dritte Mann unter ihnen nicht verstehe, kurz, daß die Blämінger in Allem zurückgesetzt und die Nationalität verwahrlost wurde.

In der That, obwohl durch politische Grenzen von Frankreich getrennt, war man sittlich beinahe ganz mit dem französischen Volke verschmolzen und ein Fremder konnte auf der Durchreise durch beide Länder äußerlich nur eine Nation erkennen.

Der Unwille, den einige Männer empfanden, als sie diese Erniedrigung einsahen, war groß; sie standen erbittert auf und ließen ihren Tadel im vlämischen Belgien laut werden. Monate lang las man in den Zeitungen Nichts als Ermunterungen zur Vaterlandsliebe, vermischt mit bitteren Vergleichungen des Zustandes in den wir verfallen waren und der ruhmreichen Zeiten unserer großen Vorfahren.

In Antwerpen waren es die Herren Johann Alfred de Laet, van Ryswyk und Conscience, später unterstützt durch P. F. von Kerkhoven, welche die heilige Pflicht erfüllten; in Gent und Brüssel standen ihnen die Herren Snellaert, Rens und Michiel van der Voort bei, und auf allen Seiten erhoben sich neue Vorkämpfer, um ihnen bei dem Streite zu helfen. Ein allgemeiner Eifer war die Folge dieses Ausbruches, in allen Literaten entbrannte die wärmste Vaterlandsliebe, und alle Mittel wurden angewandt, um den fremden Einfluß zu verbannen. Nicht die Literaten allein waren es mehr, welche sich bemühten, die Nationalität zu verbreiten, man vereinigte sich in Gesellschaften, um mit gesammelten Kräften den moralischen Feind unserer Unabhängigkeit hartnäckig zurückzuschlagen.

In den Städten Gent, Löwen, Brüssel und Antwerpen wurden alsbald verschiedene vlämische Genossenschaften errichtet; diese übten den heilsamsten Einfluß auf den Volksgeist aus. Antwerpen blieb gleichwohl der Herd der Bewegung. Hier wohnten die bedeutendsten vlämischen Schriftsteller, und da man hier besser als irgendwo sonst den politischen Zweck der Bewegung begriffen hatte, so mußte daselbst natürlich der Kampf gegen die französischgesinnten am heftigsten seyn. Das heilige Feuer pflanzte sich rasch fort; man begann in der vlämischen Sprache den mächtigsten Hebel für unsere Volksbildung zu erkennen und es wollte sich nun Jeder derselben bemeistern. Nicht mehr in den vlämischen Hauptstädten allein stifteten man nationale Tageblätter und Genossenschaften, auch die kleinsten Städte, was sage ich, auch die kleinsten Dörfer folgten diesem löblichen Vorbilde und binnen Kurzem waren alle vlämischen Provinzen durch ein gemeinsames Streben zur Erlangung der Volksthümlichkeit der Blämінger mit einander verbunden.

Das Streben der edelsten Kräfte mußte sich der besten Folgen erfreuen; die vlämische Bewegung ward mächtig, und als politische obwohl friedliche Partei erhielt sie ein Uebergewicht, bedeutlich genug, um den Französischgesinnten Schrecken einzuflößen. Im Jahre 1846 hatte sie besonders einen hohen Grad des Gedeihens erhalten. Die Regierung, welche dieselbe so lange gering geachtet hatte, sah sich endlich genöthigt, sie mit günstigen Blicken anzusehen. Ihr gleichgültig zu begegnen, war auch nicht mehr möglich; die germanischen Anschauungen waren zu tief in das Volk eingedrungen und die vlämische Partei trug nicht selten zu Gent und Antwerpen den Sieg in den Wahlen davon.

Ueberall hatten sich auch vlämische Ehorgesellschaften gebildet, welche durch vaterländische Gesänge die nationalen Gefühle, welche andere Mittel eingepflanzt hatten, belebten. Sie faßten den Gedanken, sich mit dem sangreichen Deutschland zu verbrüdern und es entsprang daraus der vlämisch-deutsche Sängerbund, durch die Herrn van Duyze, von Maldeghem und Nolet de Brouwere ersonnen und ausgeführt. Es ist unnöthig, ausführlich hier den guten Erfolg dieser Verbrüderung zu schildern; es genügt mitzutheilen, daß die vlämische Bewegung durch die Unterstützung Deutschlands verstärkt, riesenhafte Fortschritte machte, und daß man ein Mittel suchte, die Blämінger fest genug mit einander zu verbinden, um allen ihren Bestrebungen ein Ende zu machen.

Damals faßte Herrn Michiel van der Voort zu Brüssel den großen Gedanken, eine Gesellschaft zu bilden, welche den Forderungen der Verhältnisse zu genügen vermöchte. Sein Plan bestand in der Vereinigung aller vlämischen Gesellschaften des Landes zu einer Genossenschaft, welche unter dem allgemeinen Namen Blämischer Sprachbund (Vlaemsch Taelverbond) bestehen sollte.

Die Leitung dieses Bundes mußte von drei Hauptgesellschaften in den größten Städten des vlämischen Belgiens geführt werden, welche von dertaus Alles regeln konnten. Diese waren der Oelzweig (Olyftak) von Antwerpen, zu dessen ausgezeichnetsten Mitgliedern die Herren Mertens, Conscience, van Ryswyk, de Laet, Verspreuwen, van Kerckhoven und van Beers gehörten; die Sprache ist ganz das Volk (de Tael is gansch het Volk) von Gent, wo die Herren Snellaert, Rens, Serrure, Blommaert, Baron Jules de St. Genois und Hermans den Ton angaben und endlich die Gesellschaft der niederdeutschen Literatur (Maetschappij van Nederduitsche letterkunde), von der die Herren Michiel van der Voort, Delecourt, Dantzenberg, Sleeky und van de Velde als Führer bekannt waren. Die leitenden Gesellschaften wurden ermächtigt, jede alle drei Jahre und gleichzeitig mit der Ausstellung der bildenden Künste in ihrer Stadt ein vlämisches Schauspiel-, Literatur- und Gesangfest zu geben, zu welchem von allen Genossenschaften des Landes Repräsentanten eingeladen werden mußten. Auf solche Weise konnte man das ganze vlämische Belgien an einem Punkte versammeln und gemeinschaftlich die Mittel für den Fortschritt der Nationalität berathen.

Obwohl die meisten Genossenschaften sich bereits diesem Bunde angeschlossen hatten, und die Schauspielgesellschaften von Brügge, Gerärtsbergen, Kortryk, Dendze, Sotteghem, St. Nikaes u. A. m. die literarischen Gesellschaften von Löwen, Loferen, Kleveke u. s. w., die Ehorgesellschaften und Unterrichtsgesellschaften fast aller Städte und Dörfer von Flandern zu dem Bunde gehörten, so litt doch dieser große und schöne Plan einige Zeit lang, theils wegen verschiedener Ansichten über einige Punkte des Statuts, theils durch die politischen Ereignisse, die das Land zerrissen und der vlämischen Bewegung hemmend entgegen traten.

Belgien war in zwei Parteien getheilt, welche sich unter der absonderlichen Benennung von liberal und katholisch die Leitung der Dinge

Digitized by Google

streitig machten. Sie hatten sich bald nach der Revolution von 1830, die so wenige Gemüther befriedigte, gebildet, und sich stets mehr oder minder der gewichtig einander gegenüber gestellt. So lange sie sich jedoch nur um gewisse Principien stritten, brachte ihre Feindseligkeit keinen großen Nachtheil, sobald aber die Principien sich in Personen verwandelten, und es sich nur darum handelte, Mr. Rogier oder Mr. de Theux an die Spitze des Ministeriums zu bringen, welche sich in die Feindseligkeit auch Alles, was persönlicher Haß, Neid und Eigennutz nur Bitteres mit sich führen. Jeder nahm nun Theil am Kampfe und der Haß verbreitete sich die friedlichen Bürger. Kein Ort in Belgien blieb von der Besteckung frei und sie ergriff sogar die Blämінger, die Alles von ihr zu fürchten hatten und deren Pflicht es gewesen wäre, sie muthig von sich abzuwehren.

Kaum war die Spaltung im vlämischen Lager entstanden, so verschwand auch dessen Einfluß und Alles was man mit verbündeten Kräften erreichen konnte, war, aus Mangel an Eintracht auf lange Jahre hinausgeschoben. Der Haß hatte den Argwohn geweckt, und man entfernte sich aus Furcht so sehr von einander, daß man, als Regier und die Liberalen in das Ministerium traten, zu gelähmt war, um den mindesten Vortheil aus diesem Ereigniß zu ziehen. Diese Ohnmacht erbitterte die Blämінger noch mehr, und statt daß sie sich bemühten, sich von Neuem an einander an zu schließen, vermehrten sie noch die zwischen ihnen entstandene Spaltung. Die herrschende Uneinigkeit war die unglückliche Ursache, daß sie Nichts bei der Umwälzung des Februars gewannen und die beste Gelegenheit, die sie noch gehabt hatten, ihre Forderungen erfüllt zu sehen, unthätig entschlüpfen ließen.

Diese Umwälzung weckte den noch schlummernden Geist einiger klüger gebliebener Blämінger; das Gefühl des eigenen Werthes, welches das Leben der Nationen ist, entbrannte in manchen französisch gesinnten Brust, und Jeder suchte nach einem passenden Etwas, um diese vaterländische Regung zu befriedigen. Ach! die vlämische Partei war zu gersplittert, um hier nur einigermaßen wirken zu können, und wenn auch die germanischen Ansichten durch die Verhältnisse wieder einiges Feld gewannen, so war ihr Fortschritt doch noch lange nicht geeignet, um die Wünsche der echten Patrioten zu befriedigen. Betrübt über die beklagenswerthe Unthätigkeit, suchten sie den Frieden und die Eintracht zwischen den Blämінгern wieder herzustellen, aber Alles, was sie auch thun mochten, trug nur dazu bei, sie zu überzeugen, daß persönliche Feindschaften dies für's Erste unmöglich machten.

Jetzt begann Jeder abgesondert und persönlich zu wirken. Keiner blieb zurück, und auf allen Seiten erblickten neue Blätter das Licht. Doch wie schön, muthig und anregend diese Bestrebungen auch waren, sie hatten nicht den Erfolg, den man von ihnen hoffte. Die Schriften wurden keineswegs mit demselben Interesse begrüßt, das früher Aehnlichem zu Theil geworden war. Man sah, daß das Volk kein Vertrauen zu einer getheilten Partei mehr habe, und fühlte lebhafter denn je die Nothwendigkeit einer neuen Vereinigung.

Da man jedoch begriff, daß dies keine persönliche Verbrüderung sein könne, so war man darauf bedacht, die Massen zu verbinden, und der schöne Entwurf des Herrn Michiel van der Beert, einen vlämischen Sprachbund zu errichten, ward zur Ausführung gebracht.

– Zum Kirchweihfeste v. J. ward er nach Gent berufen, und alle beigetretenen Gesellschaften sandten den zwei Abgeordnete, welche sich am Sonntage in dem gewöhnlichen Versammlungssaal „de Tuel in gansch het Volk“ daselbst einfanden. Zu den ausgezeichnetsten Freunden des Blämischen, die sich hier versammelten, gehörten die Herren Snellaert und Rens. Abgeordnete der eben genannten Gesellschaft, Serrure und Blommaert, Abgeordnete der Fonteinisten, Schauspielgesellschaft zu Gent, van der Voort und Rolet de Brouwere, Bevollmächtigte von Brüssel, Versveremen mit Mitglied des Olyfaat zu Antwerpen und Chg. Zeitermann, Abgeordneter der Gesellschaft zur Beförderung der niederdeutschen Sprache, ebenfalls zu Antwerpen.

Der Geist, welcher diese Männer beseelte, war ganz verschieden von dem, mit welchem sie sich früher zu demselben Zwecke versammelt hatten. Nichts als Eintracht und Gleichheit suchend, schafften sie die Hauptgesellschaften ab, und der Sprachbund soll nun von Kommissionen in den Städten Brüssel, Antwerpen und Gent geleitet werden, welche jede wechselsweise die Führung übernehmen. Wünschend, ausgebreiteter zu wirken, als man dies früher beabsichtigt hatte, änderten sie den Namen vlämischer Sprachbund (vlaemsch Taelverbond) in niederdeutscher Sprachbund, um dadurch anzudeuten, daß sie Niemanden aus deutschem Blute ausschließen wollten, der an diesen patriotischen Bestrebungen Theil zu nehmen wünsche.

Um sobald wie möglich, und der Vereinigung aller vlämischen Gesellschaften Nutzen zu ziehen, ward beschlossen, daß man bereits während der Gemeindefeste von Antwerpen im Jahre 1849, daselbst ein allgemeines Schauspiel-, Literatur- und Gesangfest halten wolle. Die vielen Künstler, die dann zu der Ausstellung der bildenden Künste nach Antwerpen geleckt werden, die vielen Freunde des Blämischen, die dort hinkommen, um der Vertheilung der Preise, und dem Wettkampf in der Schauspielkunst beizuwohnen, der jetzt in Antwerpen eröffnet werden, und von dem wir in einem früheren Artikel reden wollen, dem wie in einem früheren Artikel reden wollen, dem wie in einem früheren Artikel reden wollen, dem wie

Ludwig Bilcher's linken Flügel unterstützte und am 17. Decbr. 1821 starb, des Dichters Göran Gabriel Ingelman, Verfassers der beiden Gedichte: Gustav Adolf der Große und die Jahreszeiten, des Präsidenten Tibell, des Dichters Leopold, eines der bedeutendsten Günstlinge Gustav's III.; des Gesandten am französischen Hofe Per Olof von Asp, der eine Reise nach der Levante machte und beschrieb; des Per Aron Borg, Stifters einer Blinden- und Taubstummenanstalt; des Besitzers der Dampfschiffahrt in Schweden, Abraham Ekerling; der Dichter Stagnelius und Nicander; des Archivars der nordischen Alterthümer Elisgren; des Justizbürgermeisters Ullberg in Stockholm; des im J. 1800 in Frankreich geborenen und 1863 gefloherten Heldenbekehrers und Apostels der Schweden und ersten Erzbischofs in Hamburg, Ansgarius oder Anschar. Nach einer Beschreibung der Mitarbeitsmärkte in Stockholm folgen noch die Denkmäler von Magnus Ladulas, der 1276 nach Waldemar's Fall in Upsala als König gekrönt wurde; Gustav Adolf dem Großen; Karl XII.; der beiden Heerführer im dreißigjährigen Kriege, Johan Banér und Torstenson; Erich IX., dem Heiligen im 12. Jahrhunderte; Gustav I. (1490—1565); und Lejonhufvud (Löwenhaupt) und Cronmelms, Kriegsgenossen, zwei jungen Officieren, die als Freiwillige in dem vorjährigen dänisch-deutschen Kriege am 5. Juni bei Düppelberg fielen.

Die dritte Abtheilung enthält die Kunstschätze des Königlichen Museums in Stockholm: einen Idol, die Warwickvase, Standbilder des Liberius, Mertur, der Venus, des Apollo, Narcissus und Endymion, nebst einem antiken Gefäße und einer großen Urne; ferner, Sergel's, des berühmtesten schwedischen Bildhauers, Meisterstücke: Gustav III., ein Faun, Amor und Psyche, der Spartaner Othryades, Oxenstierna und die Geschichte, Festmarschall Christenfeld, Diomedes, und der Philosoph Descartes (Cartesius), der in Stockholm den 11. Februar 1650 starb.

In der fünften Abtheilung folgen die Beschreibungen merkwürdiger Gebäude: Swedenborgs Lusthaus, Gröna Lund (Grünhain), von Bellman besungen, das Kaminfener (ein Haus, von dem eine seltsame Sage gemeldet wird), das Haus Wittus Anderson's, wo Karlskrona 1680 angelegt wurde, und der runde Thurm auf Ritterholm. In der sechsten werden merkwürdige alte Trinkgefäße, in der siebenten Waffen und Rüstungen der Vorzeit, in der achten Alterthümer und Kuriosa, und in der neunten schwedische Thiere beschrieben.

— un —

Die Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1848.

Sitzung vom 19. Januar.

1) Metheide, Antimon von Arsenik zu trennen. Herr Svanberg führte an: Es hat bei quantitativen chemischen Analysen immer Schwierigkeiten gemacht, mit ziemlicher Genauigkeit die hier angeführten Metalle von einander zu trennen, und dann und wann ist die Frage aufgeworfen, inwiefern Antimon je bis zu dem Grade von Arsenik befreit werden kann, daß nicht letzterer bei Behandlung vor dem Löthrohr sich dennoch zu erkennen giebt. Ich glaube bethalb, daß die mir mitgetheilte Beobachtung des Herrn C. Ullgreen für die Chemiker, sowohl zum synthetischen als analytischen Behauf, von Nutzen sein wird, die nämlich, daß Antimon und Arsenik vollständig von einander auf folgende Art und Weise geschieden werden:

Wenn diese Stoffe in Salzsäure oder Salpetersäure aufgelöst sind, so erpibirt man mit Chlor oder unterchlorigsauren Alkali allen Arsenik zu Arsenikfäure, setzt zu der Auflösung Weinsteinsäure in größerem Ueberschuß, und darauf ein lösliches Talkerdesalz, und übersättigt schließlich mit Ammoniak. Dabei scheidet sich basisch arsenikfaure Ammoniak-Talkerde aus, welche mit ammoniakalischem Wasser von Kali in der Auflösung befindlichen Antimon ausgewaschen wird, welcher durch die Gegenwart der Weinsteinsäure verhindert wird sich niederzuschlagen. Da nun die in Frage stehenden Metalle sich in angeführten Zuständen befinden, so können sie auf gewöhnlichem Wege getrennt werden. Um gleichwohl den Arsenikgehalt quantitativ zu bestimmen, ohne die arsenikfaure Ammoniak-Talkerde mit Salzsäure zu behandeln, giebt nach vorhergegangener Reduktion zu arsenikger Säure vermittelst schwefliger Säure, Ullgreen folgende Verfahrungsmethode an: „Wenn arsenikfaure Ammoniak-Talkerde in Salpetersäure aufgelöst und die Auflösung zur Trockne eingedampft und darauf bis + 250° C erhitzt wird, so entwickelt sich Stickstoffoxydul und $Mg^3 \dot{A}s$ bleibt im Rückstand, worvon 100 Theile 73,593 Theilen Arsenikfäure entsprechen. Da es sich bisweilen bierbei ereignen kann, daß, wenn die Erhitzung zu stark wird, eine Partion Ammoniak von dem fabpetersauren Ammoniumoxyd gebildet wird, welche Veranlassung zur Reduktion der Arsenikfäure geben kann, so ist es um sicherer, daß, nachdem die Lösung des Talkerdesalzes in Salpetersäure in einem Platintiegel zur Trockne gebracht ist, in denselben Tiegel eine Quantität kaustischer Talkerde eingewärgen. Alles zusammen mit Wasser zu einem dicken Brei angerieben, von Neuem eingedampfen und darauf zu glühen. Auf diese Weise wird das Ammoniak und der Talkerde verjagt, und beim Glühen kann später keine Reduktion entstehen. Nach Abzug des Gewichtes der zugesetzten Talkerde wird die Arsenikfäure und dem Rückstand berechnet."

---

2) Mineralanalysen.

Herr L. Svanberg theilte mit:

Der Hyperstein kommt nach Angabe des Herrn Erdmann in Elfsdal's Kirchspiel in Dalarne vor, besonders in der Gegend nördlich vom Porphyrwerke entwickelt, wofelbst er gerade bei der Berseinigung des Rotelfs mit dem Osterdalelf in westlicher Richtung des erstgenannten auftritt, in einer, sich einige Meilen nach Norden erstreckenden Bildung, welche sich doch in keinem Zusammenhange zeigt und von außen oft von einer dazwischenliegenden Porphyrbildung unterbrochen ist. Auch bei Aasbyn findet man dieses Gestein. Es bildet dort theils eigene Berge, theils macht es die Gipfel mehrerer Feldspathporphyrberge aus, theils bestet es sich endlich in Dalarne aus. Es ist grobkernhelle Gleinkörnig, zuweilen feinkörnig, aber selten grob krystallinisch. Die letztgenannte Art, welche ihres hübschen Aussehens wegen, als ob sie geschliffen wäre, beim Porphyrwerke besonders nachgesucht wird, wird nicht aus festen Klüften gebrochen, sondern zu diesem Zwecke als größere oder kleinere lose Blöcke aufgesucht, die hier und dort nördlich in der Gegend zwischen Aasbyn und dem Porphyrwerke zerstreut sind. Sowohl der Labrador in diesem Hyperstein, als auch der in diesen Gesteln vorkommende Olivin sind analysirt worden, und da keine Analyse von diesem letzteren Mineral auf schwedische Weise selber gemacht worden ist, so glaube ich, daß es nicht ohne Interesse sein wird, eine solche mitzutheilen, welche kürzlich in unserem Laboratorio von Herrn Struve aus Petersburg gemacht worden ist, wobei er die procentische Zusammensetzung folgendermaaßen fand:

Kieselsäure	35.204	Sauerstoff	18.279
Thonerde	1. 933	„	0. 904
Talkerde*)	26. 236	„	10. 308
Eisenoxydul	35. 554	„	7. 892
Mangansoxydul	Spur		
Kalk	0. 585	„	0. 013
Nickel-Kupfer, Zink	Spur		
	99. 512		

} 18. 213

gelgend eine Zusammensetzung der mineralogischen Formel gemäß (Mg, Fe) Si ist und welche vollkommen gleich mit der ist, welche sowohl bei der Untersuchung der tellurischen als der in den Meteorsteinen vorkommenden Olivinarten erhalten wird.

Der Labrador, welcher in diesem Hyperstein vorkommt, hat ein spezifisches Gewicht — 2. 74 und ward von mir untersucht; es fand sich, daß 100 Theile enthielten:

Kieselsäure	53. 174	Sauerstoff	27. 649
Thonerde	27. 478	„	12. 834
Eisenoxyd	1. 154	„	0. 355
Kalkerde	8. 766	„	2. 461
Talkerde	0. 631	„	0. 244
Kali	1. 045	„	0. 177
Natron	4. 529	„	1. 158
Verlust beim Glühen	1. 503		
	98. 285		

} 13. 189

} 4. 040

Herr Svanberg untersuchte auch Kupferglanz von Grimbohol in Wermsdsogd Kirchspiel in Wermland, dessen spezifisches Gewicht 5. 706 ist. Dieses Mineral besteht procentisch aus:

Schwefel	20. 843
Kupfer	77. 436
Silber	0. 0846
Eisen	2. 337
	100. 7006

---

3) Nitrogiycerin.

Herr L. Svanberg zeigte einen explodirenden Stoff, welcher von ihm gemeinsam mit Herrn C. Staaf durch Zusammenreiben von Salpetschwefelsäure mit Glycerin bereitet worden ist, und welcher früher so dargestellt ward, daß man im Wasserbade eine Lösung davon so lange eindampfte, bis sie nicht mehr an Gewicht verlor. Dadurch entsteht eine Verbindung zwischen der Salpetersäure und einem, auf Kosten des Glycerin's metamorphorirten Stoff, welchen man rein erhält, wenn die überschüssige Salpeterschwefelsäure mit Wasser weggewaschen wird, wodurch die neue Verbindung ungelöst zurückbleibt. Seine am meisten auffallende Eigenschaft ist die, ein explodirender Stoff zu sein, ungeachtet er sich flüssig und klarzig zeigt, und um so beachtenswerther, als er die erste bekannte organische liquide Verbindung ist, welche durch diese Explosionseigenschaft charakterisirt wird. Er ist ziemlich leicht löslich, sowohl in Alkohol als in Aether, aus welchen Lösungen er durch Wasser wieder gefällt wird. Von kaustischem Kali und kaustischem

*) Der Stuerstoffgehalt in der Talkerde ward nach der Annahme berechnet, daß das Atomgewicht dieser Erdart 254. 504 ist.

Digitized by Google

Ammoniak wird er dagegen weit langsamer als die anderen von mir untersuchten Stoffe, welche zu derselben Art Verbindungen gehören, angegriffen. Eine analytische Untersuchung, um die Quantität der Elementarbestandtheile zu bestimmen, ist noch nicht gemacht.

---

4) Eine neue Methode, um Orgelpfeifen zu konstruiren. —

Aus einem Schreiben von Herrn A. W. Eklund theilte Herr L. Svanberg viel Interessantes mit. Wir beschränken uns darauf, den Schluß jener Mittheilung wiederzugeben, welcher die neue Methode des Herrn Eklund zur Anschauung bringt. In der Einleitung jenes Schreibens wird die Entstehung des Tones verhandelt, und Herrn Daniel Bernoulli's Berdienste werden hervorgehoben, welcher zuerst die Bibrirungsgesetze für die Luftmassen in einer Orgelpfeife bestimmte.

Im April 1844 ließ Herr Eklund zwei viereckige Orgelpfeifen mit vier Mundlöchern und gleichem quadratischem Durchschnitt von 4, 4 Centimeter Breite anfertigen, die eine offen und die andere mittelst eines genau passenden Stempels geschlossen. Jede dieser Pfeifen, von welchen die Länge der ersteren 61, 53 Cent., die letztere, wenn der Stempel in der zweiten so gestellt wird, daß die Länge beiden $^1/_4$ des ersten ist, denselben Grundton, und wenn man den Stempel im geringsten niederstößt oder in die Höhe zieht, werden die Töne absolut ungleich.

Nach derselben Methode ließ er eine viereckige Pfeife mit quadratischem Durchschnitt von 3, 4 Centimeter Breite konstruiren, welche aus zwei Theilen bestand, von welchen die Länge des oberen Theiles 32, 3 Cent. und die des unteren, bis zur Stimmritze gerechnet, 28, 45 Cent. ist, und welche durch Veränderung beim Anblasen die Oktave vom Grundton der ganzen Pfeife giebt, es mögen beide Theile vereint oder der obere Theil fortgenommen sein; der niedere Theil ist fest, so wie an den vorhergenannten beiden Pfeifen, an der Mundlade vermittelst vier kleiner Stützen befestigt, welche an den inneren Winkeln der Pfeife festgeleimt sind, wodurch also die Länge jeder einzelnen der vier Lippen, so wie die der dazu gehörenden Stimmritzen, etwas kleiner ist, als die Länge einer jeden Seite im Durchschnitt der Pfeife, und zugleich ist die Neigung nicht so groß, als sie möglicher Weise werden könnte; um diese höchste Größe zu erhalten und um die Unregelmäßigkeit in Berdichtung und Verdünnung zu verhindern, welche gleichfalls in den transversalen Luftschichten stattfinden müssen, welche am nächsten oben um die Stützen liegen, so wird die Pfeife in eine genau passende Hülse gesetzt, welche an den äußeren Seiten der Mündung vermittelst vier so stark ausgebogener Stützen befestigt ist, daß die Deffnung derselben nicht modifizirt werden kann. Wenn man denselben Durchschnitt und dieselbe Länge an dem oberen Theile der Pfeifen, wie im vorigen Falle, beibehält, so müßte nun die Länge des unteren Theiles bis zur Stimmritze gerechnet — 29, 4 Cent. genommen werden, damit die Pfeife denselben Ton geben kann, ob nun beide Theile vereinigt sind oder der obere Theil fortgenommen ist; ist die Pfeife cylindrisch, und die gleiche Berdichtung oder Verdünnung in allen Theilen derselben transversalen Luftschichten zugleich deutlich und noch genauer als im letzteren Falle zuwegegebracht, so müßte, wenn man das gleiche Durchschnittsareal und dieselbe Länge an dem oberen Theile der Pfeife wie vorhin beibehielte, die Länge an dem unteren Theile — 30, 2 Cent. genommen werden, damit die Pfeife denselben Ton geben kann, ob nun beide Theile vereinigt sind oder der obere Theil fortgenommen ist.

Vergleicht man den Ton dieser Art Pfeifen mit dem Ton der gewöhnlichen, so findet man, daß erstere eine weit größere Fülle und Stärke als letzterer hat, und wenn auch der Ton der zweiten Art Pfeifen, für sich betrachtet, ganz rein und klar zu sein scheint, so ist er doch gegen den Ton der ersten Art heller und schwach, weshalb ich die feste Bermuthung hege, daß die in Frage stehende Art und diese Konstruktion der Orgeln mit größerem Vortheil benutzt werden könnten.

---

5) Ueber das titanhaltige Eisenerz von den Ulfisseln (Ulfsharne). —

Das Titanerz von den Ulfisseln kommt dort als ein Bestandtheil im Hyperstein vor, aber wenn man ihn nach von Buch so benennen will, im Hyperit. Wie bekannt, führt dies Gestein immer Titaneisen in Form spärlich eingesprengter kleiner Körner oder Blättchen mit sich, aber das im Ulfshyperit vorkommende Titaneisen trifft man dort auf gewissen Stellen in so großer Menge zusammen an, daß es Gegenstand für einen, wenn auch im Ganzen unbedeutenden Grubenbetrieb wurde.

Die Ulfsinseln machen eine, sich nach Norden und Süden erstreckende Inselgruppe aus, bestehend aus den Nord- und Süd-Ulfsseln, welche nur durch einen schmalen Sund von einander getrennt sind. Die verherrschenden Mineralien sind Hyperit und rother, feinkörniger Granit, von welchen man an gewissen Stellen in so großer Menge zusammen an, daß es Gegenstand für einen, wenn auch im Ganzen unbedeutenden Grubenbetrieb wurde.

Die Ulfsinseln machen eine, sich nach Norden und Süden erstreckende Inselgruppe aus, bestehend aus den Nord- und Süd-Ulfsseln, welche nur durch einen schmalen Sund von einander getrennt sind. Die vor

und wohl Meilen langen Wäldern hinauf an den Gipfel des Schneefjelds, wo diese Stämme ist streng und lang; aber es ist doch Wärme-Land. Durch das Feuer entdeckte König Olof Tråhälja zuerst das Land; das Feuer brennt noch fort in der Erde dort, flammt auf dem Hochofen, glüht auf dem Heerde, spreht aus der Esse, wo das Eisen geschmeidet wird, während der Schnee die Felder deckt. Feuer lebt auch in der Gesinnung des Volkes, in seinem Gesange, seinem Tanze. Wohl geht der „Polskan" — der Nationaltanz Schwedens — auf Island so wie in Upland und Södermanland, weil das er sinnt eigenthümlichen Character und seinen eigenthümlichen Schwung in jeder Provinz Schwedens, auf der in Nerike-Polskan-„Salingen" ist ein derber Kopf erforderlich, doch der Wärmländs-Polskan, der Polskan des Jösse-Districts konnte nur in Wärmland entstehen, der kann nur von dem Wärmländer und der Wärmländerin getanzt werden — er soll ihn an das Dach schwingend an ihren Arm gelenkt, sie von dem seinigen getragen, wie in einem Wirbelwinde. Es ist der Vikinga-Character im Tanze. Und hurtig und lebendig ist die Musik zum Tanze, wie ein klarer Wintertag, wenn die Zichten über dem schimmenden Wasserfalle spielen und der Hammer des Eisenschmieds den Takt schlägt. Feuer ist — und war früher noch mehr als jetzt — im Umgangsleben der Provinz, welches Waffenrecht und Gastmäler zur Tagesordnung gehören. Die freundlichen guten Wärmländerinnen werden nie fertig mit ihrem „Willkommen!" und wirthlichem Umfang. Es lebt in dieser Natur — die Geiger eine „Scheren-Natur in den Wald hinaufgeworfen" nennt — auf diesen Werdern und Landzungen, wo die Bäche saufen, an den Ufern der Seen und Flüsse ein feuriges, jugendliches und poetisches Leben. Liebe und Gesang scheinen hier zu Hause zu sein. Und hier haben die beiden feurigsten und edelsten Geister und Dichter Schwedens, Geijer und Tegnér, ihre Kindheit verlebt. Sie wurden in Wärmland als die vollblühendsten Blumen jenes Lebens, jener Natur geboren. Sie trugen das Feuer von hier aus über die Welt im Namen Schwedens, sie entzündeten es — für die Denkmäler der Vorzeit, für alles Schöne, für alles Gute und alles Große in den Herzen ihrer Landsleute. Wie der „Klarelf", dieser schöne Fluß, der aus verborgenen Quellen springt, durch das Land strömt, bald Wasserfälle, bald bezaubernde Stillwasser bildend, sich stets mehr und mehr ausdehnend, zuletzt das Meer suchend — so war ihr Leben, freilich auf verschiedenen Bahnen, aber zu einem Ziele. Was dem Genius dieser Männer ihre so wohlthuende Kraft gab, diese auf einmal begabernde und veredelnde Kraft, war das starke Herz. Dieses erhielten sie von ihrer Mutter Svea, denn sie hat ein starkes Herz. Darin liegt ihre Stärke, ihre Kraft. Aber aus dem Herzen — dem Mittelpunkte des Lebens — gehen auch die Lebens-Strömungen.

C. G. Hermelin ist auch einer der Namen, die Wärmland in Liebe nennt. Auch er brachte dem Vaterlande das Feuer seines Herzens und setzte in der Provinz Nerbotten Olof Tråhälja's Arbeit in Wärmland, zu seinem eigenen Schaden, aber zum Nutzen des Vaterlandes, fort, daher er auch in seinem Unglücke mehr geehrt und geschätzt war, als Mancher auf der Höhe seines Glücks.

Der Wärmländer ist warm für sein Land, für dessen Schönheit, für seine eigenthümlichen Sitten und Launen, für sein frisches, ländliches Leben. Und ist selbst der Sohn weit von dem Lande entfernt, wird er Bischof oder Staatsrath — der wärmländische Bauer steckt doch im Grunde seines Wesens, und thun ist das einfache Lied: „Wärmland, du schönes, du herrlichst Land" lieber und ergreifender, als alle schöne Musik der ganzen Welt. Düstere Felsen, tiefe, rauschende Thäler, stille Seen, reißende Flüsse, mächtige, weitreichende Gegenden — Dalarna, wie nähern und die!

Der Name Dalarna ist groß in der Geschichte Schwedens. Die Freiheit nahm von hier aus stets ihre dürftigen Bertheidiger. Engelbrekt und Gustav Wasa fanden hier ihre Mannen. Wer das charakteristische Volksleben der Provinzen kennen lernen will, der betrachte das Volk in den Kirchspielen um Siljan herum, wenn es an den Festtagen, festlich gekleidet, aus seinen Wildern und Thälern zu der Kirche strömt, oder wenn es wettrudert auf der See mit zehn und elf Paar Rudern. Er tanzche den heimischen Gerichten der großen Dörfer, wo die Sitte des Volkes von seiner eigenen sittlichen Kraft geschützt wird. Er besuche an den Werktagen die Wohnungen des Volkes und sehe, wie neben dem Pfluge und der Sichel das Werkzeug des Uhrmachers oder Holzschneiders und neben diesen beiden die Bibel oder Luther's Postille ruht. Er sehe, wie Daskarl und Kulla, Mann und Weib, gemeinschaftlich arbeiten, während die Größe am Heerde kocht und das Kind in einem Laufstuhl schlägt, das, mit Schalen an der Decke befestigt, hin und her schaukelt.

Den leichten Sinn des Wärmländers findet man hier nicht. Der Ernst der Seele wird oft höher. Die Geschicker der Weiber sind milder und froher, als die der Männer, aber in der Vaterlandsliebe sind sie sich gleich. Tiefsinn, Bielseitigkeit in Geist und Kunst haben die Männer ausgezeichnet, die von hier zur Ehre Schwedens ausgingen.

Engelbrekt, Engelbrektsson, zu gleicher Zeit Staatsmann und Heerführer, Stjernhöök und Stjernhjelm, welche die Königin Kristina ihre Thatsterne nannte, Benjamin Höjer, Hans Järta, der Bauer Nils Persson und Johan Olof Wallin, die Davidsharfe des Nordens, — in ihnen allen schlegelt sich der Geist des Dalarna-Volkes gerade in seinen Lebensmitten, seinen Seiten: Witz und Satyre. Er spielt wohl, aber auf einem ernsten Grund, wie bei Stjernhjelm, bei Wallin, und die Spitze des Dalarna-Pfeiles ist noch heute scharf.

Die Natur Dalarna's ist schön. Abwechselnd freundlich und großartig. Aber über dem Freundlichen wie über dem Großen schwebt ein ernster Genius. Und die Wolkung herrschen in den Gegenden, die ans Wald und Thal stoßen; auch in der Musik des Volkes, die doch hurtig und angefeuert ist. Der Geist des Nordens übt seine Macht. Der Winter ist streng und beharrlich. Der Frost verbeert oft die spärsame Erndte, das Dackkühen friert während des Winters in den nördlichen Strecken des Landes, und die Fruchtgärten sind hier nur Versuche. Die Luft, das Leben zu verschönern, scheint mit der Wärme und dem Leben einer südlichern Natur abzunehmen. Die Buche hatte schon in Österzothland die Grenze ihres Territoriums erlangt, nordwärts von Siljan wächst die Eiche nicht mehr. Dunkel und ernst herrscht die Fichte in den Wäldern. Die Singvögel, die im südlichen Schweden oft selbst die Nächte hindurch den Hain mit schönen Gesängen erfüllen, ziehen nicht hierher. Es weht schweigsamer im Walde, wo nur der Nordwind saust. Es wird spärsamer an Blumen, reicher an Moos-Arten. Der Bär zeigt sich. Wie wähnen und dem nördlichen, dem jüngsten Schweden, Norrland, das früher Jotunheim (Heimath der Riesen), Norrland, das Land der Berge, der Birken, der reißenden Ströme.

Im Westen von den Fellen mit ihren Eisparaden, ihren Schlachten und Abgründen, Gletschern und Gewölben, durch welche dunkle Gewässer brausen, mit dem „Sulitelma" (dem Festgebirge) als Königin, an deren Fuß die Urwälder stehen, im Osten von dem Meere, im Norden von dem Polarkreise und jenseits Lapponarkt, darüber eine Krone von Fellen und jenseits das Eismeer, das unbekannte, die äußerste Grenze der Erde — liegt Norrland in seiner Einsamkeit mit dem Polarkreis über seiner Stirn, ein Land voll Kontraste, von Licht und Finsternis, Leben und Tod, das Schöne und das Riesenhafte wechselsweise mit einander kämpfen und in den Thälern und Ebenen, wo Leben ist, die höchste Macht offenbaren. Die Flüsse stürzen reißend aber klar aus dem Schooße der Felsen hervor durch bezahnende Thäler, die sie mit Namen taufen, als Indal, Ljusnan, Umean, Ångermean. Die weitbekannten großen Flüsse Tåre und Themse, Rhein und Seine, Elbe und Donau, selbst Nater Nil, glaube ich, haben schmutziges und gelbes Wasser, aber Norrlands diamantklare Flüsse tanzen in jungfräulicher Reinheit, schwellend vom Schnee der Felsen, durch das Land nach dem Meere hinab, mild und stark zugleich, um die Herbheit des Meeres zu mildern und entfernte Küsten zu befruchten. Braunrot und violenfarb ist näher sie ihrem Ursprunge sind, werden sie sanfter, je näher sie zum Meere kommen, und immer majestätischer, aber immer gleich klar gehen sie, als gute Norrländer, um die Produkte des Landes dem Welthandel zuzuführen. Dorrn giebt es viele. In triangelförmigen, gefaßolfenen Reihen geht der Lachs hinauf in die breiten Ströme. Die Wälder sind reich an Wild. Der Birkhahn und das Schneehuhn zischen über das Lager des Bären hahin, der Biber baut an den Bächen, und von den unübersehbaren Waldungen längs der Felsen fahren die Flöße ganze Flotten von Balken und Brettern hinab an die Küsten, wo der Handel seine wehenden Flaggen entfaltet und die Schiffe liegen, die der Last harren, der Verkäufe, die das Land hervorbringt, besonders an Flachs — „denn an schönen ist der Flachs im Norden." Und freigend von Schönheit, wiederend aus Lebenslust laufen ganze Heerden schneller Rosse während des Sommers frei herum in der grasreichen Hürde, den Reisenden mit dem Anblicke von Norrlands starken, schönen Pferden erfreuend. Höher hinauf in Nordmarken werden die Produkte spärsamer, der Boden härter, das Wachsthum geringer. Nur noch die Tanne streckt eine Krone, schützend von dem Frost gekrönte Zweigspitze in die Luft hinauf, und die Birke wird zu einem Zwerge an der Grenze des ewigen Schnees. Aber doch gedeiht die Kartoffel in Lappmarken und am Enaneliß; unter 68½ Grad nördlicher Breite wächst noch Korn. Denn die skandinavische Halbinsel ist die nördlichste Heimath alles Ackerbaus der Erde. Im Osten und Westen um und herum unter derselben Breite ist ein sehr unglelebes Verhältniß. In Sibirien hört aller Ackerbau bei 60 Grad auf, und in Kanada schon bei dem 51. Grad. Warum Schweden (so wie Norwegen) das am meisten begünstigte der Polarländer geworden, hat die Wissenschaft noch nicht zu ergründen vermocht. Ich sage: „Der liebe Gott hat es so gemacht. Und was er thut, ist wohl gethan."

Nordmarken ist zum größten Theil von Finnen bewohnt. Nordlands so wie ganz Schwedens östliche Küste liegt sich gegen Finland, so wie eine Mutter sich gegen ihr verlorenes Kind neigt. Und

Digitized by Google

Schweden hat für viele seiner größten Geister Finland zu danken: Creutz, Adlercreutz, Calonius, Franzén, die Familie Gorn, Laurens singen von Finland aus und vergeben sich den Ruhm des Vaterlandes mit dem Schwerte oder mit der Feder. Und noch bereichert Runeberg von Finland aus die schwedische Sprache mit seinen naturfrischen, herrlichen Idyllen.

Noch jung in der Geschichte Schwedens hat Norrland es noch nicht vermocht, das darzureichen oder bot zu sein, was es einst sein wird. Aber bei den Männern, die es gegeben hat, erkennen wir den norrländischen Volkscharakter, kräftig, scharfsinnig, praktisch, frohgesinnt und flug. Wir nennen Rydberg, den Dichtaffen, gleich groß in Geschwisamkeit und in einfachen Sitten, Johan Ulfeträng, den Finanzier, die Naturforscher Retzius, Wahn und Sefström und den warmen Vaterlandsfreund Georg Adlersparre.

Die Natur Norrlands gleicht der der Dalarne, ist aber größer, breiter, freier. Die großen, reißenden Flüsse stürzen sich durch Thäler, die mit einander in Schönheit wetteifern. Ein unermeßliches Amphitheater bildend, steigt die eine Anhöhe über die andere empor, gleich als wollten sie hinunter blicken auf das Schauspiel des Tages, auf dieses Bauernvolk, so thätig an Gestalt, so rein in Sitten. Nur in Gedanken, fromm im Herzen und froher Laune, wie es am Flusse seine Thäler baut, sei, wohlhabend, glücklich; — hinunterblicken auf die lachende Schönheit der Bliesen, wo die Flora des Nordens, zwar arm an Arten, aber freigebig in diesen, sich im Schutze der länglichen Birken ausbreitet, die ihre hellgrünen Kronen zu dem Flusse niedersenken, auf den Fluß selbst, den Mittelpunkt der Landschaft, in deren Genusse sie — die Anhöhen — sich selbst und die ganze herrliche Gegend, wie in einem Spiegel, wiederfinden. Besonders herrlich, wenn eine Norrlands-Sommernacht sich über sie ausbreitet, Nar, ohne Schatten. Alles, was lebt und liebt und athmet, mit einem magischen Scheine überstrahlend. Sollte nicht Alles lieben unter diesem Himmel, wo die Abend- und Morgenröthe sich küssen, indem sie die Mitternacht besiegen, wo die Gipfel der Cisiefern ihre Flammenblicke hinunter in die Tiefe der Thäler senden; während dieser kurzen Sommerstunde, wo das Erdleben in dithyrambischer Freude geboren wird, blüht und Früchte trägt während des Lichtlebens wenigen Wochen, und das Leben selbst ein Fest scheint ohne Dunkel, ohne Nacht. Schnell ist das Fest vorbei. Bald kommen die Kälte und die Finsternis, der lange Winter und die langen Nächte, wo alles Raubthier stiebt, schläft unter der großen schweigen Decke. Aber auf der schneegeschlossen Erde steht das Nordlicht Wache und tanzt seine stillen nächtlichen Tänze, und im Hause des Bauern knistert der brennende Kienspahn, und der Flachs wird von Männern und Weibern gesponnen, während Gesang und Sage ertönen. So steht es in den volksreichen Thälern aus. Höher hinauf wird es kälter. Dort steht man aus den ungeheuren Wäldern, den Wald-Meeren, die dem Raum begrenzen, große Rauchsäulen über und dort gegen den Himmel aufsteigen. Es ist der Athemzug der Civilisation, die hinauf nach dem Pole geht und die mit Feuer den Wald aufräumt, Platz machend für den Pflug. Es sind die Spuren des Kolonisten, der die öden Felder hinaufwandert, die Lappen vertreibend. Institutionen weicht der Lappe. Meer und mehr wird das Nomadenwesen mit seinen Heerden hinauf gegen die Felsen gedrängt; mehr und mehr schmilzt es zusammen. Stirbt es vor der andringenden Macht der Civilisation.

Doch dort oben an den Felsen ist der Nomade noch König, König der Ueberfluß, beschenkt von Niemandem, sich frei und glücklich fühlend, reich durch seine Heerde und seine wenigen Bedürfnisse, nicht selten auch reich an Silber und Gilber, mystisch in seinem Glauben, poetisch nur in seinen Gesängen und seinen Tänzen.

Es ist ein Land des Geheimnisses dort oben. Ungeheure Eismeere, große Naturschönheiten liegen dort, bewacht von den Drachen der Kälte. Aber auch unheimliche Sümpfe, ungeheure Moräste findet man hier, über welchen während der Sommertage die Mücken als ein Nebel hängen, bis die erste Herbstnacht sie wie Flugasche über das Eis streut. Es ist noch Vieles in der Zukunft von diesen Gegenden zu erforschen, zu lernen, aber der Polarathem benimt den Athem des Forschers, er will nicht geschrt sein. Und je höher man hinauf kommt, desto stiller und düsterer wird es.

Und selbst mitten in den schönsten Gegenden Norrlands findet man den Druck des Polarathems. Man findet in der Nähe der Felsen ganze Strecken, von denen ein Reisender*) mit Recht sagt:

„Die Natur lacht wohl, es ist aber ein trauriges Lachen. Es ist, als trauerten die Genien der Gegend über ihre Armuth und weinten über ihr im Vergleich zu dem ihrer glücklicheren Schwestern darbtes Loos. Auf diesen sind dem Herrn der Natur zu Zwar erhellten wie Mild und Lebenslust, zwar haben wir Wald und See, zwar strahlt auch über und deine Sonne, aber sie wärmt uns nicht; die Geister der Kälte bannt unsere Flügel, kein Vogel singt in unseren Wäldern und selten spiegelt ein lebendes Wesen seine Bilder, abgegebten Züge in unseren Seen. Wir leben und wachsen, aber wir reifen nimmer."

Und trotzdem, mit all dieser Strenge und dieser Düsterkeit, mit all diesen Bildern von Finsternis und Tod — Norrland übt doch, ich weiß nicht welche heimliche Anziehungskraft aus. Sie liegt in den Kontrasten seines Lebens und seiner Natur selbst, sie liegt in dieser Oede und dieser Schönheit, dieser wilden Größe und lichten Anmuth, in dem Zauber seiner langen Sommer — diesem begnadenden Dichtkeit; sie liegt in der Pracht seiner Winternächte, wenn die Sterne in seltsamer Klarheit leuchten, in der Macht seines Bodens, der in jungfräulicher Jugendkraft dem Bauer eine siebenfältig reiche Ernte bringt, als die südlicheren, so lange bebauten Erden. Sie liegt endlich — für gewisse Naturen — in den mythischen Umgebungen, die die Mitternachtssonne beleuchtet, bei denen die Felsen Wache halten, über denen das Nordlicht im Winter flammt, und die der Mensch noch nicht zu den seinigen gemacht hat, noch nicht durch seine Gesetze und seine Ordnung beherrscht; sie liegt in der düsteren Stille jener geenzenlosen Urwälder, durch die namenlose Flüsse ihre Bahn brechen und wo Thiere und Gewächse, die der übrigen Welt unbekannt sind, zu Hause sind und allein wohnen; sie liegt in der Einsamkeit, wo der civilisirten unruhigen, lärmenden, schwenden Welt, vor Allem in der Einsamkeit!....

Die Schwäne ziehen dort hinauf, suchen sich die einsamsten, von den Menschen am weitesten gelegenen Seen, um in Friede und Freiheit ihres kurzen Lebens der Liebe zu genießen, um ihre melodischen Gesänge tönen zu lassen.

Du, der du liebst und leidest! Du lobendes Herz, und du, des Sängers Freund in der menschlichen Brust, willst du nicht dann wie die Schwäne? Willst du nicht dort hinaufziehen, um sich anzuruhen, sich erfrischen und aufklären, um Einsamkeit zu genießen, um Einigkeit zu ahnen? . . . Dort in der Stille und der Größe wird es dir wohl werden, und du wirst es besser verstehen und ertragen, daß —

„der Athem Gottes über dem Norden weht!"

Briefwechsel der Redaction.

Hr. .....l. Wir danken für das gütige Anerbieten, bedauern jedoch, nicht darauf eingehen zu können.

Hr. E. B. in B—n. Den besten Dank für die schnelle Erfüllung unserer Bitte. Ein ausführlicher Brief wird Ihnen bald das Nähere sagen.

Hr. Th. L. in H. Ihre freundliche Mittheilung hat uns sehr angenehm überrascht. Sie werden uns durch Uebersendung des erwähnten Werkes, so wie ferneren Notizen sehr verbinden.

Eingegangene Bücher.

Oden, 1848. Heft 1. und 2.
Frey, 1848. Nr. 9.
Thorvaldsen und Ingemann, nordische Brüder.
Der deutsche Nationalitätskampf.
Hammerich, om de fremmede Ord.
Norsk Folke-Kalender.
Kit par blad från Åbonerstranden. Ur ett bref af Pörf: til „Teckningar ur hvardagslifvet."
Bloch-Bubt, En Boetsfortelle.
Skandinavisk Folks-Kalender.
Munch & Unger, Fædrelandsvennen.
Munch, den ældre Edda.
Lange & Unger, Diplomatarium Norvegicum.

Anzeigen.

61] Bei C. A. Reitzel in Kopenhagen ist erschienen:

C. F. Wegener, über die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark, in staatsrechtlicher Beziehung.

Preis 18 Rgr.

62] Bei C. A. Bagge in Stockholm erschien:

ETT PAR BLAD
IFRÅN RHENSTRANDEN
ELLER
MARIENBERG OCH KAISERSWERTH
1846.
UR ETT BREF
AF
FÖRFATTAREN TILL TECKNINGAR
UR HVARDAGSLIFVET.

63] Soeben erschien:

Geschichte Dänemarks

von der ältesten bis auf die neueste Zeit

nach

C. F. Allen.

Mit dem Portrait Christians IV. nach Karl von Mandern.

Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Leipzig, im Februar 1848.

Carl B. Lorck.

*) Axelsdson: „Nord och Söder" (Nord und Süd).

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Specied. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Copenhagen: Loſe & Delbanco. Chriſtiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joſ. Müller. Rotterdam: A. Bädecker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: P. Kornicker.

16. Februar. № 20. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die Niederlande im Jahre 1848. I. (Fortſetzung). — Einige Worte über die finanzielle und materielle Lage Dänemarks. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Z Von der Ider: Die Baſis der Friedensunterhandlungen. Arreſten an das Haus Holzenſtern. Sammlungen von Unterſchriften. Landſturm. Neue Freiſchaaren. — Däniſche Blätter über Deutſchland. — Die Affaire bei Bredſtedt. — Portrait: Deutſche Kayer. Die ſchleswig-holſteiniſche Klage. Ein Intermezzo. Die ſchleswig-holſteiniſche Frage im Londoner Hafen. Das Ausnahmsverhältniß Eiderſtedts. Die Inſurrection über Schleswig-Holſtein. Däniſcher Waffenſtillſtand. Perſonalnachrichten.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Der niederdeutſche Sprachforſcher. Belgien im Januar 1849. — Dänemarks Vorzeit. Eine Skizze nach Alten und Vorfaae. — Bücherſchau: Maaton, geſchiedenis. — Nyhlaus, Johan Baner. — Notizen: Der nordiſche Telegraph in den Niederlanden. Heiſchel und Schuhmacher. Vorleſungen in Kopenhagen. Neue Zeitungen. Theaterkampf in Chriſtiania. Stockholmer Theater. Das Feſt der Schatten. — Feuilleton: Gottesdienſt, eine Erzählungsphantaſie von J. L. Heiberg, überſetzt von Bendix. —

Erklärung. Briefwechſel. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die Niederlande im Jahre 1848.

I.

(Fortſetzung.)

Nehmen wir indeſſen jetzt den Faden der Ereigniſſe wieder auf. Am 16. Auguſt nahmen die Berathungen in der zweiten Kammer über die wichtigen Vorlagen ihren Anfang. Einige Mitglieder jauchzten den Entwürfen ihren Beifall zu, denn ſie fanden Alles darin, was ſie ſeit Jahren zum wohlverſtandenen Heile des Landes gewünſcht und als nothwendig bezeichnet hatten. Sie hielten dafür, daß das Volk gerade durch ſeine ruhige und geſetzte Haltung in Zeiten des Aufruhrs und der Bewegung ſich gerechte Anſprüche auf freiſinnige Inſtitutionen erworben habe, deren es bereits ſo lange entwöhnt. Andere hingegen fanden in den vorgelegten Entwürfen Veranlaſſung zu großen Beſchwerden. Sie hielten es für unvorſichtig, die beabſichtigten Reformen gar zu weit auszudehnen, und waren der Meinung, das Miniſterium ſei zu ſehr abgewichen von den Vorſchlägen bezüglich der Verfaſſungsreviſion, welche die Kammer im März für die Regierung entworfen. Sie fürchteten die vorgeſchlagenen Veränderungen und glaubten nicht, daß ſie den Bedürfniſſen und Bitten des Landes entſprächen. Sie gedachten der Folgen, die ſich früh oder ſpät für die Ruhe oder das Beſtehen des Staates herausſtellen würden. Dahingegen meinten einige andere Deputirte, es ſei noch lange nicht genug geſchehen, daß die Reformen noch lange nicht umfaſſend und die Reviſion der Verfaſſung noch lange nicht ausgedehnt genug ſei. Die große Mehrzahl der Abgeordneten aber war der Meinung, daß das vorliegende Verfaſſungswerk wohl noch der Verbeſſerungen fähig ſei und daß man unter andern Umſtänden hier mehr, dort weniger gefordert haben würde. Vor Allem that es ihr leid, daß der Weg der Vereinfachung und Erſparung nicht weit genug betreten war. Gleichwohl wollte ſie der Mahnung des Königs Folge geben und ihre verſchiedenen Anſichten über einzelne Punkte zum Beſten der Eintracht opfern. Sie wollte zeigen, daß es ihr Ernſt ſei, ſo viel als möglich beizutragen zur Erfüllung ſo vieler Wünſche, zur Aufrechthaltung der Eintracht, zur Bewahrung der Ruhe und Ordnung. Sie wollte dem Geiſte der Zeit nicht widerſtreben. Ueberdies erkannte ſie die Nothwendigkeit der vorgeſchlagenen Reformen, und betrachtete viele derſelben als weſentliche Verbeſſerungen. Daher kam es, daß ſie in vielen Punkten von ihren früheren Anſichten abwich, daß die Mehrzahl in Manchen einwilligte, das ihr früher nicht annehmbar geſchienen. So opferte ſie das Placetrecht, obgleich ſie vor noch nicht langer Zeit ſo energiſch auf Beibehaltung deſſelben gedrungen; eben ſo willigte ſie in die direkten Wahlen, gegen welche ſie ſich im März erklärt hatte; ingleichen in die Freiheit des Unterrichts unter der Bedingung, daß die Regierung in ausreichendem Maße für den Volksunterricht Sorge trage. Auch in das Aſſociationsrecht willigte ſie unter dem Vorbehalt ein, daß die Ausübung dieſes Rechtes im Intereſſe der öffentlichen Ordnung durch das Geſetz geregelt und beſchränkt werde. Und ſo gab ſie ihre Zuſtimmung zu manchen anderen Inſtitutionen, die ſie im Anfange nicht verlangt oder denen ſie anfangs weniger geneigt geweſen. Namentlich ſprontе die meiſten Mitglieder der Kammer die Begierde nach einer endlichen Vollendung der Verfaſſungsreviſion. Man bedachte, daß das Miniſterium abtreten würde, wenn einer oder mehrere der wichtigeren Entwürfe durchfallen ſollten, daß dann die einmal vollbrachte Arbeit nutzlos ſein würde und daß man die Sache wieder von vorn anfangen müſſe. Nun urtheilte man, daß es beſſer ſei, lieber in dieſe oder jene Beſtimmung einzuwilligen, als bei dem ſchwankenden Zuſtande von Europa Gefahr zu laufen, die Verfaſſungsreviſion nicht auf friedliche Weiſe zum erwünſchten Ende zu bringen. Bedachte man die Lage der Finanzen, die große Vorſicht erforderten, und die Menge der Geſetze, Verordnungen und Maßregeln von Belang, die noch erforderlich waren, ſo erkannte man die Thorheit, Alles aufs Neue auf loſe Schrauben zu ſtellen und das Land der Ungewißheit preiszugeben. Dieſe Anſicht ſprach namentlich Herr Gevers van Endegeeſt aus, der gleichſam als Dolmetſcher der Geſinnungen der großen Mehrheit der Kammer zu betrachten iſt. „Es iſt Zeit,“ ſagte er, „daß die eigenthümliche Spannung, die ſtets mit einem bangen Erwarten, mit Furcht oder Hoffnung verbunden und in dieſem Falle mit der Reviſion der Verfaſſung verknüpft iſt, ihr Ende erreiche. Es iſt Zeit zur endlichen Beſeitigung dieſer Angelegenheit, damit nicht Verſuche gemacht werden, den verfaſſungsmäßigen Weg zu verlaſſen, damit Ruhe und Stille endlich einmal wiederkehre. Es iſt Zeit, daß dieſe Kammer, welche die Miniſter eine Fiktion genannt, die ſo oft verkannt, verleumdet und verſpottet worden iſt, der aber angeblich zu haben ich mir ſtets zur Ehre ſchätzen werde, aufhöre zu beſtehen, und ich wünſche, daß ſie nie

Digitized by Google

vermißt werde. Es ist Zeit, daß man, jedoch frei von der Furcht vor Aufregung, durch verbesserte Institutionen Das ersetze, was die Zeit als veraltet bezeichnet hat. Es ist Zeit, daß man danach strebe, eine lang genährte Hoffnung endlich zu verwirklichen, die Hoffnung, durch Institutionen, so freisinnig als sie mit der Aufrechthaltung des Königthumes und der dauernden Ruhe vereinbar sind, eine Ordnung der Dinge zu befestigen, die wahre Freiheit, ein gegenseitiges Vertrauen und dadurch nationale Kraft verleihen soll. Dies, meine Herren, sind die Motive, die mich veranlaßt haben, viele meiner Privatansichten dem Allgemeinen zum Opfer zu bringen, wie unser König es und an's Herz gelegt. Wenn der Seemann," so schloß er seine inhaltreiche Rede, „durch Stürme und Strömungen vom rechten Wege verschlagen worden ist und auf dem wogenden Wasser schaukelt, dann fragt er nicht: „Von wo kommen wir," oder wo sind wir?" nein, er ergreift sein Ruder und sucht den Hafen zu erreichen, nicht den weit entlegenen, obschon er der beste ist, sondern den nächsten, wenn er auch nicht Aller Wünsche befriedigt. — Meine Herren, ich will dem Beispiele des Seemannes folgen."

Das Ministerium hatte während dieser Berathungen seine Entwürfe kräftigst vertheidigt und sie namentlich deshalb als annehmbar bezeichnet, weil sie in der That die Mitte hielten zwischen den beiden äußersten Richtungen, die sich in und außer der Kammer geltend gemacht hatten. Das Ministerium zeigte, daß die Vorlagen erwünscht und nothwendig seien. Die Billigkeit erheische es, daß der Nation freisinnige Institutionen nicht länger vorenthalten würden. Es behauptete, die Entwürfe böten alle Bürgschaft gegen unerwartete Auschweifungen. Es erklärte, daß der Grund zu späteren Beschränkungen und Ersparnissen durch diese Entwürfe gelegt werde und daß es dann nur noch von den späteren Gesetzgebern abhängen würde, in wie weit diese den einmal geöffneten Weg benutzen wollten. Jeder Minister engriff bei den Berathungen über den Entwurf, der ihn speciell anging, das Wort zur Vertheidigung desselben. Namentlich verdient die Rede des Ministers Lightzwelt, welche er zur Vertheidigung der Abschaffung des Placerechtes gesprochen, und worin er seine wirklich toleranten und freisinnigen Ansichten an das Licht gestellt, eine ehrenvolle Erwähnung.

Im Laufe der Berathungen erwähnten einzelne Mitglieder der Vorgänge in der ersten Kammer, und zwar auf eine für den Justizminister gerade nicht vortheilhafte Weise. Dies veranlaßte den Minister, inmitten der Berhandlungen auf einen Augenblick das Wort zu verlangen, um sich gegen diese Beschuldigungen zu vertheidigen. Er sagte unter Anderem: „Daß er, einer verständigen Einwirkung des Volkes auf die Repräsentation und seinen Freiheiten und Rechten unbeschadet, bemühet gewesen sei, einen Vergleich zu Stande zu bringen, der geeignet sei, alle Gemüther zu befriedigen. Er opfere, setzte er hinzu, schon viele seiner Ideen; wo er aber offenbare Reaktion zu erkennen glaube, werde er niemals seine Hand dazu bieten. „Ich habe dem Volke nie geschmeichelt," so schloß er seine Rede, „aber ich werde dasselbe auch nicht betrügen. Der König ist es, der dem Volke auf dem Wege der Reform voran geht. Der König will Reformen. Ich werde nur noch kurze Zeit in der Regierung bleiben, und immer bin ich auf dem Wege der Reform nichts, als ein Werkzeug in der Hand des Königs."

Während der ganzen Dauer der Berathungen war die Kammer, wie wir früher schon erwähnten, nicht abgeneigt, früher gefaßte Ideen und Pläne aufzuopfern zur schleunigeren Beendigung der ganzen Angelegenheit und zur Beförderung der Eintracht. Das Ministerium wußte diese Opfer zu schätzen. Am Schlusse der Berathungen sagte der Justizminister: „Daß man von der Kammer ein Opfer verlange, was bisher in der Geschichte ohne Beispiel sei; ein Opfer, das große Geistesstärke erfordere, denn es handele sich darum, einzuwilligen in Das, was durch diese Entwürfe bestimmt werde, wenn es auch Einigen nachtheilig sei. Die Kammer solle das größte Opfer bringen, welches noch von Jemand gefordert worden sei. Wenn die Kammer aber die Seelenstärke besitze, die Vorlagen durch ihre Zustimmung zu bekräftigen, so werde sie die Achtung befestigen, die Europa vor den Niederländern hege, dann würde sie sich im Herzen der Bürger eine Ehrenstäule errichten, unvergänglicher, denn Denkmale von Marmor und Erz."

Das Resultat der Berathungen war, daß, wenn auch einzelne Mitglieder, deren Stimmen sich zersplitterten, in einzelnen Punkten, namentlich was das Placerecht und die direkten Wahlen betrifft, bei ihren früheren Ansichten verharrten, die zwölf Gesetzentwürfe doch ohne Ausnahme mit bedeutender Majorität, wenn auch nicht mit Einstimmigkeit, angenommen wurden und somit der erste Grund zu jenem Gebäude gelegt wurde, wovon man bereits seit fünf Monaten gearbeitet hatte.

Welches auch die Ansichten sein mögen über die zweite Kammer, so sehr ihre Handlungen auch Veranlassung gegeben haben mögen zu mancherlei Bemerkungen, und so viel Unheil auch daraus hätte entspringen können, so verdient doch ihre Einwilligung und ihre Zustimmung zu den inhaltsschweren Entwürfen der Regierung nach Verdienst geschätzt zu werden. Das Resultat ihrer Berathungen war günstig, sie machten einen guten Eindruck auf das Volk. Aber sie stellten zugleich ein herrliches Vorbild der Ruhe und Mäßigung auf. Es erhellt daraus, daß, wie verschieden auch die politischen Ansichten sein mußten, doch alle Kammermitglieder von der Begierde geleitet wurden, die in gleichem Maße auch die Regierung beseelte, die Wünsche des Volkes zu befriedigen, Ordnung und Gesetz zu handhaben und das Heil der Niederlande zu befördern. Im verflossenen Jahre fanden außerhalb des Landes die Verhandlungen vieler Versammlungen statt, aber nirgends erblickte man, wie in den Verhandlungen der niederländischen Kammern, eine solche Ruhe, eine solche Ordnung im Gange der Berathungen, eine solche Würde und Freiheit bei einem Beschlusse, eine so stillschweigende Unterwerfung der Minorität unter die Beschlüsse der Majorität. Wir hoffen, daß die nächsten gesetzgebenden Kammern nicht in die Irrthümer ihrer Vorgängerinnen verfallen mögen, was aber die eben angeführten Punkte betrifft, so erwarten wir, daß sie in ihr Fußtapfen treten werden.

Die angenommenen Gesetzentwürfe wurden nun der Begutachtung der ersten Kammer unterbreitet. Um der Wichtigkeit der Sache willen, wich die erste Kammer von ihrem bisherigen Princip ab und veröffentlichte die Protokolle ihrer Abtheilungen über diesen wichtigen Gegenstand.

Mannigfaltig waren die Beschwerden, welche gegen die Entwürfe vorgebracht wurden. Sie stimmten mit denjenigen überein, welche in der zweiten Kammer laut geworden waren. Doch auch hier war die Annahme der Entwürfe, nach sehr lebhaften Debatten, das Resultat. Auch hier opferte die Majorität der Mitglieder viele ihrer Privatansichten dem allgemeinen Besten. Und das Opfer war groß, größer noch, als bei der zweiten Kammer, denn die Mitglieder der ersten Kammer waren auf Lebenszeit als solche angestellt. Indessen lieferten die Berathungen den überzeugenden Beweis, daß die Regierung wohl gethan, die offenen Plätze in der ersten Kammer zu besetzen, und dessenungeachtet wurde der wichtigste der Gesetzentwürfe, der dritte, der sich auf die Repräsentation bezog und an welchem, nach des Ministeriums eigener Erklärung, die ganze Verfassungsrevision hing — nur durch einen Zufall angenommen. Es stimmten nämlich 13 Mitglieder gegen und 13 für den Entwurf. Ein bestimmter Beschluß konnte unter diesen Umständen nicht gefaßt werden. Man nahm sich eine Stunde Zeit zu nochmaliger Berathung, und diese Zwischenzeit benutzte ein Mitglied, der Baron van Brienen von de Groote Lindt, um die Bedeutung der Angelegenheit nochmals reiflich zu überlegen, und dies hatte zur Folge, daß er sich nun für den Entwurf erklärte, worauf derselbe mit 14 gegen 12 Stimmen angenommen wurde.

Nun endlich war das große Werk zur Hälfte gefördert und dasselbe hatte nur noch die große Prüfung Seitens der vereinigten Kammer zu bestehen. Diese Prüfung war um so bedeutender, als die Kammer wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes nur mit einer Majorität von Dreiviertel der Stimmen beschließen konnte. Man wich von den, 1840 beobachteten Regeln ab; die vereinigte Kammer wurde nicht feierlich eröffnet und machte in der

Digitized by Google

That nur eine Fortsetzung der gewöhnlichen Kammer war. Darum entstand bereits in der ersten Sitzung ein Streit zwischen dem Ministerium und dem Präsidenten der einfachen zweiten Kammer, Herrn W. van Boreel van Heogelanden, welcher der Meinung war, daß er seine Funktionen in der vereinigten Kammer nicht stillschweigend fortsetzen dürfe. Diese Streitigkeit wurde indessen gar bald beseitigt. Herr Boreel ward von der vereinigten Kammer mit großer Majorität zum ersten Kandidaten erwählt und vom Könige zum Präsidenten ernannt. Im Vorbeigehen wollen wir nicht unterlassen, der Unparteilichkeit und der guten Leitung der schwierigsten Verhandlungen, wodurch Herrn Boreel's Präsidium sich auszeichnete, unsere Anerkennung zu zollen. Die Wahl eines Mannes, wie des Herrn Boreel, der stets für freisinnige Institutionen gerisen, war ein gutes Omen für die Thätigkeit der vereinigten Kammer. Bald erkannte man auch, daß die große Mehrzahl der Kammer denselben Ansichten huldigte, wie die vereinigte Kammer von 1840, daß sich nämlich ihre Befugniß ganz allein auf Annahme oder Verwerfung eines Gegenstandes erstrecke, es ihr mithin nicht gestattet sei, die Entwürfe irgend wie zu modificiren. Die Folge davon war, daß die Berarbeiten schleunigst beendigt wurden und die eigentlichen Berathungen sehr bald ihren Anfang nahmen. Die Diskussionen waren sehr umfassend, dennoch war auch hier die Begierde nach einer schleunigen Beendigung dieser Angelegenheit und das Verlangen, den Wünschen so Vieler zu entsprechen, die Hoffnung auf freisinnigere Institutionen, wie man deren im Lande begehrte, überall sichtbar, und das Verlangen nach baldiger Beendigung ließ die vereinigte Kammer über viele geringfügigere Beschwerden hinweggehen. Diesellben Ansichten, die man in der zweiten Kammer aufgestellt, wurden auch in der vereinigten entwickelt. Auch hier beklagten sich Viele, daß die Verfassungsrevision nicht noch größere Ersparungen und Vereinfachungen zur Folge habe, und aus diesem Grunde fürchtete man manche Mißhelligkeiten. Auch hier war man der Meinung, daß die Regierung nach Erledigung der Verfassungsangelegenheit ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Verbesserung des Looses der niederen Stände richten und Mittel finden müsse, um dem gänzlichen Verschwinden des Mittelstandes zuvorzukommen. Auch hier wieß man auf die Nothwendigkeit einer Erleichterung, oder doch wenigstens einer besseren Vertheilung der Steuern hin. Auch hier wurden Reden gehalten, die einen tiefen Eindruck im Lande hervorbrachten, und unter welchen namentlich die des Herrn Sloet zu Oldhuis und van Royen aus Oberyssel Ermähnung verdienen. Auch hier fanden eingene Gesetzentwürfe Widerstand, doch war im Allgemeinen die überwiegende Majorität günstig für dieselben gestimmt, so daß nicht weniger denn sechzig Mitglieder sich für alle zwölf Punkte erklärten, die Stimmen der Uebrigen vertheilten und zersplitterten sich.

(Schluß folgt.)

Einige Worte über die finanzielle und materielle Lage Dänemarks.

Kopenhagen im Januar 1849.

„Es ist Etwas faul im Staate Dänemark!" hat einmal Shakespeare gesagt. „Es ist Alles faul im Staate Dänemark!" tönt die Losung der Kriegspartei in Schleswig-Holstein, und die deutsche Presse betet es ihr nach: „Es ist Alles faul im Staate Dänemark!" Daß diese Faulheit wenigstens ein langsam gebrendes Uebel ist, steht man daraus, daß der dänische Staat trotz manchen harten Stoßes seit Hamlet's Zeiten noch steht, und so Gott will, wird er auch den letzten harten Stoß aushalten. Die Zeiten, wo Trompetenklänge Stadtmauern stürzten, sind vorbei, und wir glauben kaum, daß die Schleswig-Holsteiner, mit allem Messerte vor dem tüchtigen Kerne des Volkes, daß bestimmt sind, das auserwählte Volk Gottes zu werden, dem zu Liebe Wunder geschehen; wir hoffen daher noch ruhig innerhalb der Wälle unserer Stadt, „der Sodoma des Nordens," sitzen zu können, um einige Betrachtungen über die vermeintliche „Faulheit" Dänemarks anzustellen.

Von einem „schlauen" Dänen wäre nun allerdings die Klugheit vorauszusetzen gewesen, daß er lieber seine Feinde glauben ließe, es sei Alles faul; indeß wir können und, trotzdem wir Deutschland für seinen Angriff wenig dankbar sind, doch nicht recht daran gewöhnen, Deutschland als unseren Feind zu betrachten. Und Nordländer lehrt die Geschichte, wie den alten Helden manchmal die „Berserkerwuth" überfiel; da kannte der Kämpe in wilder Streitlegier keinen Unterschied zwischen Freund und Feind und schlug, wer ihm nahe kam; so wollen wir auch glauben, daß der alte Kämpe Deutschland in Streit- und Freiheitslust und wider seinen Willen kraß; wir wollen daher auch unsere „Schlauheit" vergessen und ehrlicher gegen ihn sein, als mancher seiner wiederumschlungenen Brüder, der, um seinen einseitigen Haß gegen Alles, was Dänisch heißt, durchzusetzen, so gerne glauben machen will, daß Dänemark bei dem ersten Windstoße zusammenbricht.

Ein Hauptangriff unserer Gegner betrifft unsere materielle und finanzielle Lage, die als bedenklos unerträglich geschildert wird. Wir wollen deshalb hier nur einen Blick auf die vergangenen, wahrlich wenig erfreulichen Jahre 1847 und 1848, wovon das erste ein Theuerungs-, das andere ein Kriegsjahr war, werfen, so daß Niemand sagen kann, wir hätten die Lichtpunkte ausgesucht.

Betrachten wir die Finanzrechnung des Jahres 1847 (bekanntlich werden die Finanzangelegenheiten mit einer seltenen Aufführlichkeit und Sorgfältigkeit dargelegt), so finden wir eine Einnahme von 17,916,164 Rthlr. oder 1,621,000 Rthlr. mehr, als das Budget vorausgesehen hatte, während die Ausgaben (darunter 5,249,383 Rthlr. Abzahlung auf und Verzinsung der Staatsschulden) 17,413,071 Rthlr. betrugen, also ein Ueberschuß von 500,000 Rthlr. oder, da noch circa 250,000 Rthlr. Verschüsse auf 1848 gezahlt und für 270,000 Rthlr. Aktiva angeschafft worden waren, eigentlich von 1 Million Rthlr. Der Kassabestand war Ende des Jahres 1847 außer diversen Effekten 10 Millionen baar. Das günstige Verhältniß zu dem Budget schreibt sich namentlich aus den Einnahmen des eigentlichen Königreichs her, welche (den Sundzoll und die Kolonien nicht gerechnet) 9,193,373 Rthlr. betragen oder 911,300 Rthlr. mehr als angenommen. Hiervon rühren 400,000 Rthlr. von den Zolleinträden her (Ueberschuß nach dem Budget 500,000 Rthlr.), obwohl gerade in diesen Jahren sowohl die Zollsätze einer Menge Reduktionen unterlagen, als auch bedeutende Nachlässe auf Korn u. s. w. gewährt wurden, wegen der vom Mai bis Oktober herrschenden Theuerung. Gewiß kein schlechtes Resultat zu einer Zeit, wo die dringend gewünschten Ersparnisse noch nicht eingetreten; bei einer Pensionslüste von 1½ Mill. Rthlr.; bei unvorhergesehenen Ausgaben im Betrage von beinahe 1½ Mill. und trotz kostspieliger Experimente, z. B. die Expedition nach den Nikobarischen Inseln.

Der Status der Finanzen hat sich seit 1841 um 16 Millionen gebessert, und wurden im Jahre 1847 zur Abzahlung und Verzinsung der Schulden (die circa 80 Mill. Thlr. Cr. Cour. betragen) nicht allein die festgesetzten 5,100,000 Rthlr. verwendet, sondern noch 150,000 Rthlr. mehr, zu einer Zeit, wo beinahe alle Staaten Schulden kontrahiren mußten, nur um ihre Unterthanen gegen den Hungertod zu sichern.

So sing das inhaltschwere Jahr 1848 an. Wie glücklich hätte der dänische Staat, ohne Blut und Kampf in den Besitz der größten politischen Freiheiten gelangt, die ein echt volksthümlicher König mit vollen Händen und ohne arrière pensée gewährte; im Genusse eines blühenden Handels; durch reiche Jahre gesegnet; die Reformen vornehmen können, welche die finanzielle Lage in vollständiges Gleichgewicht mit der Größe des Landes gebracht hätten.

Es waren alle Bedingungen vorhanden, die eine glückliche Lösung der vielfach verschlungenen politischen und socialen Knoten herbeiführen konnten. Aus freiem und ehrlichem Herzen schlog sich der König, offener vielleicht als irgend ein deutscher Fürst, für seine deutschen Herzogthümer Holstein und Lauenburg den nationalen Bewegungen Deutschlands an und würde kaum Bedenken getragen haben, selbst seine Herzogskrone zu opfern, wenn

Digitized by Google

Deutschlands Neugestaltung dies Opfer verlangt haben würde. Die gebotene Hand zum Aufbaue der Freiheit mit Hohn zurückweisend, trug aber eine ohnzeitige Partei kein Bedenken, die blutigen Drachenzähne des Bruderzwistes in dem glücklichen Dänemark zu säen und den Kampf heraufzubeschwören. Doch wir wollen nicht dabei verweilen, wie viel anders es hätte kommen können; wir wollen hier nur einen Blick auf unsere Lage werfen, um zu sehen, ob sie wirklich so verzweifelt ist, wie jene verblendete Partei glaubt.

Was zuerst den Kredit unseres Staates betrifft, welcher in der augenblicklich schwierigen Lage von großer Wichtigkeit ist, so zeigt der feste und hohe Kurs unserer Staatspapiere, daß unsere Regierung eines besseren Vertrauens genießt, als die manches größeren Staaten, und sie hat dies gestärkt durch die Pünktlichkeit, mit welcher sie jetzt in der schwierigsten Lage ihre Verbindlichkeiten erfüllt hat, wie sie auch für dies Jahr Anstalten getroffen hat, die üblichen Abzahlungen auf die ältere Staatsschuld fortzusetzen, wofür 4½ Millionen im Budget bestimmt sind. Es ist daher auch nicht zu bezweifeln, daß es ihr gelingen wird, die nächstigen 7 Millionen Rthlr. zu billigen Bedingungen zu leihen. Daß Dänemark ohne eine solche Anleihe nicht einen neuen Krieg aushalten kann, ist um so mehr begreiflich, als dieser Krieg gegen eigene Unterthanen nicht allein dieselben Kosten verursacht, wie jeder andere, sondern auch ein Drittel der Einnahme in den Händen der Herzogthümer läßt. — Man vergleiche doch die Lage Dänemarks mit der der meisten deutschen Staaten, die durch innere Unruhen bei gänzlicher Lähmung des Verkehrs und des Verdienstes die Abgaben verweigern und gezwungene Anleihen machen müssen, nicht zu reden von den hinkenden Boten, die noch nachkommen werden, und man wird finden, daß wir den Vergleich nicht zu scheuen brauchen. Erfordert der Krieg große Ausgaben, so sind dafür Handel und Gewerbe nicht allein nicht gesunken, sondern sie haben in vielen Beziehungen einen Aufschwung genommen, und die Staatseinnahmen (natürlich des Königreichs) in dem vergangenen Jahre keine Aenderung erlitten. Der Grademesser für das Wohlbefinden eines Landes, die Zolleinnahmen, haben in den ersten 11 Monaten des Jahres dieselbe Summe erreicht, wie in dem Jahre 1848, wo sie das Budget um 500,000 Rthlr. überschritten. Auch die sehr wichtige Einnahme des Sundzolls ist im Jahre 1848 nur ca. 60,000 Rthlr. kleiner gewesen, als im Jahre 1847, und ebensalls höher, als im Budget berechnet war. Der Handel des Königreichs hat auf Kosten der Herzogthümer und namentlich Flensburgs*) sehr zugenommen. Man ist aus dem alten Schlendrian erwacht, und man emancipirt sich von der Vormundschaft der Hamburger. So ist die Idee einer direkteren Dampfschifffahrt nach England namentlich behufs der Ausfuhr von Vieh erst durch den Krieg entstanden. Dieser Handel brachte den Herzogthümern großen Vortheil, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die Regierung, schon um sich den bedeutenden Ausfuhrzoll zu erhalten, der jetzt in die Kriegskasse der Herzogthümer fließt, der Ausführung Vorschub leisten wird. Wie sehr die Produktion des Königreichs sich steigert, sieht man daraus, daß im Jahre 1845 für 2,529,000 Rthlr. Produkte nach England ausgeführt wurden, im Jahre 1847 aber für 4,679,000 Rthlr. Man vergesse nicht, daß Dänemark seinen Wohlstand in seinem Boden und auf dem Meere findet, und daß Kenntniß und Unternehmungsgeist in der vorzüglichen Schiffe von zusammen 562 Kommerzlasten erhalten werden, so ist dies eigentlich nicht als bisheriges Eigenthum angesehen werden können, indem der Besitzer derselben, Herr Andr. Christiansen jun., seit Anfang der politischen Wirren sein Domicil in Kopenhagen genommen hat, wo nun auch er seine gedachten Schiffe im ost- und westindischen Handel beschäftigt. Inzwischen sind in obiger Zahl noch 7 Schiffe enthalten, deren Eigenthümer solche aus leicht erklärlichen Gründen nach Dänemark verkauft haben.

Sollte, gegen Erwarten, ein für unsere kommerzielle und industrielle Verbindung mit Dänemark und den dänischen Kolonien nicht günstiger Frieden zu Stande kommen, so ist es leider mit Sicherheit vorauszusehen, daß auch nicht der bisher Schiffseigenthümer dem Beispiele der Obigen folgen werden, wodurch Flensburgs Handelsstotte, der Zahl und Größe nach, auf Wenig reduzirt werden dürfte. Es ist Thatsache, daß nicht nur der Eitzen- und Wohlstand Flensburgs, sondern auch eines großen Theils des Herzogthums Schleswig hauptsächlich auf dem freien Verkehr mit Dänemark und den dänischen Kolonien beruht, und wenn der preußische Konsul hier am Orte, Herr Andresen, sich daher neulich im hiesigen Wochenblatte dahin aussprach, daß diese Geschäftsverbindung veraltet und wenig vortheilhaft sei, so legen wir doch auf eine solche unmotivirte Behauptung nur einen geringen Werth, um so mehr, als der Herr Konsul selbst eingeräumt, daß seine Kenntnisse in dieser Beziehung nur „sehr oberflächlich" sind. Es kann dem Handels- und Gewerbestande Flensburgs auch wenig zum Troste gereichen, wenn der gedachte Herr Konsul einen Ersatz für die Aufgebung dieser unserer bisherigen Erwerbsquellen durch die Einverleibung Schleswigs in den deutschen Zollverband und durch die Anlegung einer Eisenbahn nach Neudeburg in Aussicht stellt. Im Süden würden wir, statt Absatzmarkt sür unsere Gewerbserzeugnisse, überhäufige Konkurrenten vorfinden, und durch die gleichsame Verlegung der Stadt Hamburg mittelst der erwähnten Eisenbahn vor die Thore Flensburgs, so wie durch die angehinderte gesreie Einfuhr aller ausländischen Handelsartikel jener Stadt, würde unser bisheriger sehr selbstständiger überseeischer Handel und Schifffahrt nebst unserer im Ausführen begriffenen Industrie unfehlbar vernichtet und der zahlreiche Gewerbsstand Flensburgs in Armuth und Nahrungslosigkeit versetzt werden. Noch dagegen den Herzogthume Schleswig zum Vortheile gereichen kann und wodurch wir nicht nur unseren bisherigen kommerziellen und industriellen Verkehr mit Dänemark und den dänischen Kolonien für die Folge sicher stellen, sondern auch bedeutend erweitern und einen neuen Aufschwung geben können, das ist die Verlegung der dänischen Zollgrenze nach der Eider und die Herstellung einer den zeitverderblichen angewendeten direkten Verbindung über Husum-Tönning mit den westlichen Ländern.

Flensburg, den 25. Jan. 1849.

Chr. Hansen jun.

*) Dies wird bestätigt durch folgende Nachrichten über Flensburgs Handel in der „Hamburger Börsehalle":

„Wenn wir die Handelsflotte Flensburgs zu Ende des Jahres 1848 zu 132 Schiffen von 6035½ Kommerzlasten früher angegeben haben, so ist dabei zu bemerken, daß darunter 4 der vorzüglichen Schiffe von zusammen 562 Kommerzlasten enthalten sind, welche gar nicht eigentlich nicht als bisheriges Eigenthum angesehen werden können, indem der Besitzer derselben, Herr Andr. Christiansen jun., seit Anfang der politischen Wirren sein Domicil in Kopenhagen genommen hat, wo nun auch er seine gedachten Schiffe im ost- und westindischen Handel beschäftigt. Inzwischen sind in obiger Zahl noch 7 Schiffe enthalten, deren Eigenthümer solche aus leicht erklärlichen Gründen nach Dänemark verkauft haben.

Sollte, gegen Erwarten, ein für unsere kommerzielle und industrielle Verbindung mit Dänemark und den dänischen Kolonien nicht günstiger Frieden zu Stande kommen, so ist es leider mit Sicherheit vorauszusehen, daß auch nicht der bisher Schiffseigenthümer dem Beispiele der Obigen folgen werden, wodurch Flensburgs Handelsflotte, der Zahl und Größe nach, auf Wenig reduzirt werden dürfte. Es ist Thatsache, daß nicht nur der Eitzen- und Wohlstand Flensburgs, sondern auch eines großen Theils des Herzogthums Schleswig hauptsächlich auf dem freien Verkehr mit Dänemark und den dänischen Kolonien beruht, und wenn der preußische Konsul hier am Orte, Herr Andresen, sich daher neulich im hiesigen Wochenblatte dahin aussprach, daß diese Geschäftsverbindung veraltet und wenig vortheilhaft sei, so legen wir doch auf eine solche unmotivirte Behauptung nur einen geringen Werth, um so mehr, als der Herr Konsul selbst eingeräumt, daß seine Kenntnisse in dieser Beziehung nur „sehr oberflächlich" sind. Es kann dem Handels- und Gewerbsstande Flensburgs auch wenig zum Troste gereichen, wenn der gedachte Herr Konsul einen Ersatz für die Aufgebung dieser unserer bisherigen Erwerbsquellen durch die Einverleibung Schleswigs in den deutschen Zollverband und durch die Anlegung einer Eisenbahn nach Neudeburg in Aussicht stellt. Im Süden würden wir, statt Absatzmarkt sür unsere Gewerbserzeugnisse, überhäufige Konkurrenten vorfinden, und durch die gleichsame Verlegung der Stadt Hamburg mittelst der erwähnten Eisenbahn vor die Thore Flensburgs, so wie durch die angehinderte gesreie Einfuhr aller ausländischen Handelsartikel jener Stadt, würde unser bisheriger selbstständiger überseeischer Handel und Schifffahrt nebst unserer im Ausführen begriffenen Industrie unfehlbar vernichtet und der zahlreiche Gewerbsstand Flensburgs in Armuth und Nahrungslosigkeit versetzt werden. Noch dagegen den Herzogthume Schleswig zum Vortheile gereichen kann und wodurch wir nicht nur unseren bisherigen kommerziellen und industriellen Verkehr mit Dänemark und den dänischen Kolonien für die Folge sicher stellen, sondern auch bedeutend erweitern und einen neuen Aufschwung geben können, das ist die Verlegung der dänischen Zollgrenze nach der Eider und die Herstellung einer den zeitverderblichen angewendeten direkten Verbindung über Husum-Tönning mit den westlichen Ländern.

Flensburg, den 25. Jan. 1849.

Chr. Hansen jun.

junkturen nicht so einwirken können, wie in einem Fabriklande, so lange Dänemarks Flagge sich frei auf dem Meere bewegen kann.

Vergleichen wir nun, was Deutschland eben dadurch, daß seine Flagge nicht frei war, gelitten hat und leiden wird beim Wiederausbruche des Krieges, so kommen wir zu dem Resultate, daß Deutschland noch mehr als Dänemark Grund hat, den Krieg zu scheuen. Hier bewiesen die Zahlen der Sundzölle mehr als alle schleswig-holsteiner Korrespondenten weghemonstrirten können.

Im Jahre 1848 passirten 16,857 Schiffe den Sund (267 mehr als die Durchschnittszahl der letzten 10 Jahre), darunter 1944 deutsche. Im Jahre 1847 betrug aber die Zahl der deutschen Schiffe 6192, folglich **1838 weniger.** Dagegen stieg die Zahl der englischen von 5500 auf 6714. Aus den officiellen Angaben des Lübecker Handels geht hervor, daß dieser Platz, der während des ganzen Krieges bevorzugt worden, doch gerade den vierten Theil seines Verkehrs eingebüßt hat. Und doch sanden die Blockaden nur während weniger Monate statt und wurden nicht einmal streng gehalten. Wie anders wird sich die Sache gestalten, wenn Dänemark zum Frühjahr auf den Krieg vorbereitet dasteht. Dem Frieden aus Hergen zugethan können wir Deutschland daher nur auffordern, der Stimme der Vernunft und Billigkeit Gehör zu geben und nicht den Stimmen hören, die stets Deutschlands Ehre im Munde führen, um ihren sächerlichen Haß gegen Dänemark befriedigen zu können.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Z Von der Eider, d. 4. Februar. Noch nie, wenn wir etwa die ersten Tage nach dem Ausbruche des Aufstandes ausnehmen wollen, hat eine solche Aufregung in den Herzogthümern geherrscht, wie eben jetzt, d. h. wohlverstanden, wenn man aus der Thätigkeit der in Schleswig versammelten „Landesvertreter," aus dem Klatschschlagen der Tagespresse und aus den Agitationen der Klubbs auf die wirklichen Stimmungen im Innern des Volkes zu schließen ein Recht hat. Die verschiedenen Gerüchte über die Pasta, die dem in London zu verhandelnden Frieden unterzelegt werden soll, und die alle mehr oder weniger dem Grundprinzipe des „Schleswigholsteinismus" schnurstracks entgegenlaufen, haben den Herzen, die ihren neugeschaffenen Staat bereits als ein fait accompli betrachten zu können glauben, eine nicht geringe Besorgniß eingeflößt, und sie drehen und wenden sich hegt zwischen den zwei ihnen gleich fatalen Eventualitäten, entweder den Krieg aufs Neue wieder anfangen zu müssen, wobei sie aber eben so wenig auf eine nachhaltige Unterstützung von Deutschland, als auf wirkliche Bereitwilligkeit im eigenen Volke rechnen zu können, sehr wohl einsehen, oder aber sich dem sonst Unvermeidlichen zu fügen und ihr Kalifornien in Rauch und Nebel aufgehen zu lassen. In dieser mangenehmen Situation versuchen sie es denn mit allen möglichen Mitteln. Während man sich durch die

etwas gar zu unzweideutige capitalio benevolentiae, Adresse über Adresse zu Gunsten einer, für das Haus Hohenzollern erblichen Kaiserkrone, die Sympathieen des Brunzerkönigs zu erhalten versucht, glaubt man zugleich durch ein fast komisches Bramarbassiren Dispositionen für einen günstigen Frieden geneigt zu machen, die eine Erneurung des Krieges um jeden Preis verhüten zu müssen glauben. Da spricht man den gewaltig viel von Fortsetzung des Krieges gegen den „Erbfeind, die Dänen," auf eigene Hand! Die „Landesvertheidigung" in Schleswig läßt sich aus solchen Landen Adressen und Deputationen schicken, die von einer allgemeinen Volkserhebung für dieses Fall allerlei Erbaulliches erzählen, und das so oft mißbrauchte „Wir wollen Gut und Blut für unseres Vaterlandes gerechte Sache lassen," wird in den verschiedenartigsten Variationen vorgetragen. Schade nur, daß das Ganze nur Komödie ist! Allerdings giebt es auch in Schleswig und Holstein eine Anzahl Fanatiker, die im guten Glauben blindlings darauf losgehen würden, um für jene Herren die Kastanien aus dem Feuer holen zu wollen, im Allgemeinen aber sind die Bewohner der Herzogthümer ein viel zu besonnener sittlichtüchtiger Menschenstamm, als daß sie überhaupt einer nachhaltigen Begeisterung, und nun vollends für eine Sache fähig wären, deren materiellen Nutzen für sich sie eingesehen zu haben noch weit entfernt sind. Daß solche Adressen und Deputationen trotzdem massenweise zu Stande kommen, daß man sich in großen Volksversammlungen in ähnlichem Sinne ausspricht, beweist eben gar nichts. Bei einer Indolenz Bevölkerung, die daran gewöhnt ist, sich der Beamtenwillkür in Allem zu fügen und bei der angeborenen Gottesfurchtsamkeit, Andere für sich denken zu lassen, ist es eben nicht schwer, Adressen, wes Inhaltes man will, zu Stande zu bringen, selbst wenn man nicht wüßte, daß die Herren Bureaukraten, namentlich im Herzogthume Schleswig, die den eigentlichen Kern der „Schleswigholsteiner" bilden, nicht eben sehr wählerisch in den Mitteln sind, die von ihnen gewünschten Demonstrationen zu fordern, die ihnen mißliebigen zu verhindern. Wie, die wir das Volk in den Herzogthümern gründlich zu kennen und schmecken und es während der Zeit des Aufstandes zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, stehen aber dennoch nicht an, zu behaupten, daß es gar Wenige giebt, die in ihres Herzens Innerem mit den Demonstrationen, an denen sie sich aus solchen Gründen betheiligen, wirklich einverstanden sind. — Man hat von einem allgemeinen Landsturme gesprochen, an dem sich jeder Mann in Schleswig-Holstein bis zum fünfzigsten Jahre betheiligen sollte! Wem will man denn mit solchen Sätzen Sand in die Augen streuen? Kein Mensch wird auftreten, es sei denn daß man ihn, wie die „durch und durch deutschgesinnten Stadtschleswiger" zum Steuerzahlen, mit Säbelhieben dazu zwingen wollte. Der Bauer und meist auch der Städtebewohner in den Herzogthümern hat sich unter Christmarks Regierung keineswegs so schlecht befunden, daß er jetzt mit „Gut und Blut" einen neuen Zustand sollte vertheidigen wollen, von dem er, wo irgiltend bisher, noch sehr wenig Segnungen, wohl aber manchen neuen, außergewöhnlichen Druck erfahren hat. Unter Dänemarks „Tyrannei" sind die Herzogthümer ein reiches, gesegnetes Land gewesen und in den Stand gesetzt worden, die von ihren „Befreiern" ihnen auferlegten Opfer zu tragen, schwerlich aber werden ihre Bewohner sehr geneigt sein, ihren Wohlstand, oder gar ihr Leben für ein unbestimmtes Etwas auf's Spiel zu setzen, das, verglichen mit den jüngsten Erfahrungen, in einer verdoppelten Beamtenwillkür, einem Säbelregiment und allenfalls in dem großen Glücke bestehen würde, Theil eines bis jetzt noch unwollständigen Ganzen zu sein. — Wollte man aber dennoch wirklich Ernst machen, was würde davon die Folge sein? Einige junge, wirklich begeisterte oder doch künstlich fanatisirte Leute und eine Anzahl Proletarier aus dem Inlande, denen sich, doch nicht in dem Maße, wie im vorigen Jahre, solche Individuen aus dem übrigen Deutschland anschließen würden, die darüber in Unkunde geblieben sind, wie die „dankbaren Schleswigholsteiner" die Freischaaren belohnen, würden sich stellen und, vorausgesetzt, daß es an den Mitteln dazu nicht fehlt, unter die Waffen treten. Aber wer würde sie anführen? Woher Offiziere nehmen, an denen es selbst bei den regulären Truppen in so bedenklicher Weise fehlt? Alles das brauchen die Herren nicht, — brauchen's aber auch nicht zu bedenken, denn, wie schon gesagt, das Ganze ist zu nur Komödie. Niemand besser, als die Herren selbst, die solche Ansicht erlassen, weiß es, daß dieselben nichts fruchten, — ein Bendée-krieg in den Herzogthümern ist etwas so Unmögliches, daß man selbst bei dem Gedanken daran sich des Lachens nicht enthalten kann, wie auch schon in den Herzogthümern selbst verschiedene Stimmen anfangen, sich über eine solche Idee lustig zu machen.

Fragt man nun aber ernsthaft, was wird denn eigentlich aus dieser ganzen Angelegenheit werden, so ist das allerdings eine Frage, die für den Augenblick schwer zu beantworten ist. Wir unserentheils glauben eben so wenig daran, daß Deutschland ernstlich gesonnen ist, einen Krieg um Schleswig mit Dänemark fortzusetzen, als daß die Herzogthümer einen solchen auf eigene Hand fortsetzen können oder wollen. So energisch und einig, wie Dänemark auch bisher in dieser Angelegenheit aufgetreten ist, so glauben wir doch auch von ihm, daß es vor Allem den Frieden wünscht und wünschen muß. Welches der verschiedenen Friedensprojekte angenommen werden wird, ob überhaupt auch nur eines der bisher vorgeschlagenen, können wir hier nicht zum Gegenstande fernerer Kombinationen machen, so viel aber scheint uns ganz klar, daß es für Deutschland, wie für Dänemark kein größeres Glück geben kann, als ein enges Bündniß beider Länder, auf das alle natürlichen Verhältnisse von selbst hinweisen. Daß ein solches jetzt durch das Treiben der „Schleswig-Holsteiner" sehr erschwert wird, ist, daß die Uebergangsbrücke zwischen den beiden Ländern zu bauen, durch Partikularismus der größeren Art der guten Sache empfindlich schaden, ist unläugbar, und es wird die Zeit kommen, wo auch Deutschland es einsehen wird, wo seine wahren Feinde auch in dieser Angelegenheit standen.

Dänische Blätter über Deutschland.

Während wir in einer früheren Nummer die schleswig-holsteinische Presse wegen des hämischen, unverschämten Geistes angreifen mußten, der aus ihren Korrespondenzen spricht, können wir nicht umhin, rühmend des gemäßigten Tones zu erwähnen, den die Kopenhagener Blätter jetzt in Bezug auf die Verhältnisse zu Deutschland anschlagen. Als einen Beleg hierfür bringen wir Folgendes aus der Berlinischen Zeitung:

„... Es ist wohl zu erwägen, daß in dem Kampfe Dänemark mehr wie je von seinen einflußreichen Alliirten, den Garanten seiner ewigen ungekränkten Verbindung mit Schleswig unterstützt ist und daß sein Gegner nicht eine Macht ist, die erobern will, sondern Deutschland, — der Repräsentant der Weisheit, dessen Blick wohl zeitweilig von bisher ungekannten Bewegungen umflort sein könnte, der aber nur das wirkliche Recht zu sehen bedarf, um ohne Erröthen sich von einem Streite zurückzuziehen, der in einer Betirrung angefangen wurde, die um so mehr vergeblich ist, weil sie ihren Eingang in einem Augenblicke fand, wo Deutschland von den größten und edelsten Ideen gefesselt waren, die seinen Platz für das Nachdenken und die Besinnung hinterließ, die fonst Recht die germanischen Stämme charakterisiren. Man hat es wohl zu erwägen, daß wenn Dänemark aus dem jetzigen Kriege ganz und unbeschnitten herausgeht, dann sind es nicht die dänischen Massen, sondern die Wahrheit, die den Sieg davonträgt, und Deutschland, dessen größte Ehre es stets war, der Erste zu sein, der sich vor der Stimme der Wahrheit beugte, wird sich dann den höchsten Ruhm durch seine Mäßigung und sein Gerechtigkeitsgefühl bewahrt haben.

Fildrelandet sagt: „Dieselbe Rücksicht, auf die angefangenen Unterhandlungen verbietet auch, eine einzelne und absolute Friedensschwingung aufzustellen, begleitet von der Drohung, sonst mit aller Kraft den Krieg zu erneuern. Wenn man sich auf Unterhandlungen einläßt, so erklärt man sich bereit, die Vorschläge des Gegners zu hören und selbst mit Gegenvorschlägen hervorzutreten; es wird vorausgesetzt, daß man geneigt ist, sich in Vermittelung der sich schnurstracks entgegenstehenden Behauptungen zu finden." —

Wir haben von jeher geglaubt, daß das deutsche Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl Dänemarks beider Alliirter sein würde, und wir glauben, daß jetzt die Zeit nicht mehr fern ist, wo es sich zeigen wird, daß wir Recht gehabt haben.

Die Affaire bei Bröns.

Die Berlinische Zeitung bringt einen Anzug des offiziellen Rapports über die Affaire bei Bröns, den wir hier mittheilen, weil er nicht wenig von den Berichten in den Hamburger und andern deutschen Blättern abweicht:

„Um wo möglich eine mehr bestimmte Nachricht über das erwähnte beklagenswerthe Ereignis geben zu können, begab ich mich auf den Weg nach Bröns, wie diesen Kirchspiele so weit wie möglich nähernd, als die Gefahr, von den feindlichen Patrouillen angehalten zu werden, es erlaubte; ich kam aber nicht weiter, als eine Meile von Ribe, wo ich von Flüchtlingen, die nach Ribe zogen, erfuhr, daß Kolsby von Militär besetzt sei, und sah auch in der Entfernung einer Viertelmeile, dessen Patrouillen in einer Stärke von 20 bis 30 Mann.

Aus Zusammenstellung und Vergleichung der verschiedenen Mittheilungen, die ich bei Mehreren, welche an der Affaire Theil genommen, eingeholt, so wie in Folge dessen, was ich von den Aerzten aus Ribe, welche die Verwundeten verbanden, erfahren habe, geht Folgendes hervor:

In dem Glauben, dem Militair imponiren zu können, hatten ein Theil der Bauern und ihre Dienstboten sich dahin verständigt, sich zu sammeln, wenn das Militair, um die Steuer einzutreiben, sich Bröns näherte; und nicht allein die Bewohner von Bröns, sondern auch die der angrenzenden Kirchspiele sollten Theilnehmer sein.

Digitized by Google

Aber die Truppen kennen Hoher noch Brons, als ein ordentlicher Plan von den Bauern entworfen war, und bevor dieß sich hätten sammeln können. Es wurde wohl sogleich mit der Sturmglocke zu Brons geläutet, jedoch die Stärke der Herbeikommenden, die sich demnach nördlich vor dem Dorfe theils aus Brons, theils aus Rödby und Westermoosstedt sammelten, soll nur gegen 200 Mann betragen haben, von denen wiederum nur ein kleiner Theil mit Gewehren, Hauegaben und Piken bewaffnet war. — In einem ungeordneten Haufen auf der Landstraße, gleich nördlich von dem Dorfe Brons auf schleswigschem Territorium stehend, sahen sie sich bald von schleswig-holsteinischen Dragonern und Jägern umzingelt. Alsdann traten die Bauern Anders Thomsen von Hoved im Rödby-Kirchspiel, Ant Hede, und Jens Lassen von Westermoedstedt, Amt Hadersleben, unbewaffnet aus der Volkshaufe hervor, gingen auf den Rittmeister Rumohr hin, um für die Sache des Volkes zu reden und die Soldateska zu beschwichtigen, allein in demselben Augenblicke schwenkten einige Dragoner aus der Linie hervor und hieben auf die wehrlosen Männer ein; der Ersteingenannte von diesen erhielt mehrere tödtliche Wunden und der Zweite wurde an mehreren Stellen verwundet, entkam aber. — Sogleich hierauf fiel ein Schuß aus der Volksmasse und tödtete einen Jäger, worauf diese Freier gaben, die Dragoner hieben ein, einzelne Schüsse wurden abgefeuert und tödteten einen Dragoner. Nachdem flüchtete sich die Volksmasse, wurde aber von den Dragonern verfolgt, die auf sie einhieben.

Die Affaire fand des Nachmittags, zwischen 3 und 4 Uhr statt, auf einem Terrain, welches der Kavallerie freies Feld und den Jägern an der einen Seite der Landstraße Graben und Hecken darbot.

Die Dragoner wurden von den erwähnten Rumohr angeführt, dagegen weiß man nicht, unter wessen Kommando die Jäger gestanden haben. Die ganze Stärke ist ohngefähr 220 Mann gewesen.

Auf Seiten der Bauern sind, soweit man bauen zur Kenntniß gelangt ist, 3 Mann getödtet; Verwundete und unter Behandlung 20, 17 Gesunde und 7 Verwundete die als Gefangene nach Hadersleben abgeführt sind.

Auf Seiten des Militairs ist, außer dem erwähnten Jäger, auch ein Dragoner erschossen, wogegen dieser seine Verwundeten haben soll, da keine Verbreitung stattfand.

Die Verwundeten unter den Bauern sind im Allgemeinen schrecklich zerschlagen, weil sie keine Waffe gehabt haben, und die meisten Wunden sind Kopf- oder Arm-Wunden. Einige sind hier nach der Stadt eingebracht, welche für den Augenblick mit der stehenden Landesbelagerung erfüllt ist, die hier eine Freistätte sucht.

Nach den Aeußerungen des Rittmeisters Rumohr an den Etatsrathsrath Hjort, der in dieser Nacht die Verwundeten in Brons verbunden hat, soll es seine Absicht gewesen sein, den Bauern eine Proklamation gegen Aufruhr vorzulesen, worauf er aber durch einen Schuß aus einem Hause im Dorfe Brons verhindert wurde, der einen Jäger tödtete, und welcher Schuß Signal zu einer Salve von Seiten der Jäger, zum Einhauen von Seiten der Dragoner ward; so wie auch die Aussichten des Rittmeisters Rumohr, hinsichtlich der Größe des Bauernhaufens, von der Angabe verschieden ist, die ich erhalten habe.

Die nächste Folge dieser Begebenheit, welche die gemeinsame Regierung vermuthlich als Aufruhr gestempelt wissen will, wird wahrscheinlich eine Zusammenziehung einer größeren militairischen Stärke in den Kirchspielen des nordschleswigschen platten Landes, und dadurch, gerichtliche Belangung der Gefangenen sein.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß die Kriegsbeute des Feldes nur 17 Gewehre und einige Piken und Hauegaben beträgt, so auch, daß keine Person aus der Stadt Rise Theil an der Affaire genommen hat."

Notizen.

[Deutscher Kaper.]

Nach der Köln. Zeitung ist aus Altona eine Adresse mit 700 Unterschriften an die deutsche Nationalversammlung abgegangen, worin dieselbe ersucht wird, „sie möge die Kontrolgewalt veranlassen, im Falle der Erneuerung des Krieges zwischen Deutschland und Dänemark, die Bevollmächtigung zur Ausgabe von Kaperbriefen zu ertheilen. Wenn es geschähe, so könne sich die Centralgewalt darauf verlassen, daß die Inhaber der Kaperbriefe „keinen Scheinkrieg führen, sondern ehrlich darauf „losschlagen" würden." Was wollte man aber in Altona wohl gethan haben, wenn die Dänen im vergangenen Jahre Kaperbriefe erhalten hätten. Abgesehen hiervon und von der unpassenden Anspielung, als ob der Krieg bis jetzt nur ein Scheinkrieg gewesen, und von der nichtsagenden Prahlerei, des „ehrlich drauf loschlagen", wozu ein Kaper gegen unbewaffnete Schiffe natürlich selten Gelegenheit haben wird, so würde eine solche herausfordernde Maaßregel, die zur Folge haben kann, daß die Dänen sich nun auch gegen unsere Küsten, von Deutschlands Seite sehr wichtig sein, um so mehr, als die Dänen muthmaßlich mit geringeren Kräften eine weit größere Anzahl deutscher Handelsschiffe wegnehmen Gelegenheit haben würden.

[Die schleswig-holsteinische Flagge.]

Dem Altonaer Merkur wird vom Main geschrieben, daß Lord Palmerston erklärt habe, die schleswig-holsteinische Flagge anerkennen zu wollen, da die dänische Regierung „schändes" seine vermittelnden Vorschläge in Beziehung der Flagge zurückgewiesen habe. Wir wissen die Sicherheit der Angabe bezweifeln, die wenig mit der Stellung Englands in der deutsch-dänischen Angelegenheit harmoniren dürfte, indem doch offenbar die Zulassung dieser Flagge die Verhandlungen über die künftige Stellung Schleswigs präjudiziren würde.

[Ein Intermezzo.]

Da die Zeit des Waffenstillstandes den hamburger Blättern zu langweilig wird, so sind sie bedacht, durch ein Intermezzo das Publikum zu unterhalten, und erzählen nun, daß das Ministerium in Kopenhagen gestürzt sei, und daß der König nach einem mißlungenen Fluchtversuch vom Volke herausgeholt werde." Da es eigentlich nur eine Wiederholung der frühren Nachrichten von der Erhängung Lehmann's und der Flucht des Königs ist, so können wir nicht einmal die Erfindungsgabe des Korrespondenten loben. —

[Die schleswig-holst. Frage in dem Londoner Times.]

Der oft erwähnte Streit zwischen dänischen und schleswig-holsteinischen Matrosen wurde ohne Stoße für die ersteren beendet, indem das Gericht erkannte, daß die Schleswig-Holsteiner der herausfordernde Theil gewesen, indem sie unter dänischer Flagge, als eine anerkannte, einkarrirt, und erst im Hafen diese mit der nicht anerkannten schleswig-holsteinischen vertauscht hatten. Merkwürdig war dabei, daß der dänische Konsul, Wilson, eben auf dem oben angeführten Grunde, als Unterthan der Krone der Schleswig-Holsteiner auftreten wollte.

[Das Augustenburgische Eigenthum.]

Der hamburger Korrespondent enthält einen langen Anklage-Artikel gegen die dänische Regierung in Betreff des augustenburgischen Eigenthums. In No. 2 des Telegraphen ist schon diese Angelegenheit von einem sogenannten Korrespondenten beleuchtet, und schon die meisten der Klagepunkte widerlegt, und es steht zu erwarten, daß die dänische Regierung gegen die schweren Beschuldigungen selbst auftreten wird. Daß in der sturchbaren Aufregung bei Ausbruch des Krieges Manches natürlicher wird, ein Verräther ist, und man wohl nicht erwarten kann, daß die dänische Regierung ihm während des Krieges noch die Mittel in die Hände geben soll, Dänemark zu schaden. Man möge doch in solchen Fällen immer vor Augen haben, wie man umgekehrt selbst handeln würde.

[Die Illustr. Zeitung über Schleswig-Holstein.]

Die Illustr. Zeitung schreibt: „Schleswig-Holstein rüstet sich, wenn es zum Deutschkriege, was gar nicht unmöglich ist, verlassen wird, nachdem die Dahlmannsche Posse demselben einen großen Theil der ihm früher gewährten Libertätsmaße entzogen hat. Alles in Schleswig-Holstein athmet auf gegen Dänemark zu bestehen und wohl ihm, denn wem könnte man gerechter zurufen, als einem für seine Selbstständigkeit kämpfenden Lande: Heil dir im Siege! Heil dir im Siege! Möge es nur für gefüllte Kassen sorgen, an Freiwilligen wird es ihm gewiß nicht fehlen, und solchen beide Staaten ihren Kampf allein auf, denn wird der Sieg unstreitig auf der Seite sein, welche durch ihr gutes Recht zu größerer Ausdauer begeistert wird." Die Illustrirte Zeitung spricht somit eigentlich das Prinzip der Nichtintervention aus, und wir können unsere Meinung nicht verhehlen, daß wahrscheinlich die ganze Angelegenheit, wenn die Prinzip von Augustenburg zurücktritt, längst zu allgemeiner Zufriedenheit geordnet wäre. Wenn die Illustrirte Zeitung Dahlmann eventuell die Hauptschuld beimißt, so thun sie ihm vielleicht hierin Unrecht, wir glauben eher, daß die Schuld hauptsächlich darin liegt, daß die Schleswig-Holsteiner seine verwöhnten Kinder sind, von denen es heißt: „Wir haben Euch gepfiffen, und Ihr wolltet nicht tanzen; wir haben Euch geklagt, und Ihr wolltet weinen."

[Der dänische Waffenstillstand.]

Die Oberpostamtszeitung verfichert sich gewißhaft der Waffenstillstand mit Dänemark vorläufig auf 3 Monate prolongirt sei. Da die Erklärung des Königs von Dänemark darüber keinen Zweifel zuläßt, daß dies ohne eine Aenderung in dem Zustand Schleswigs nicht geschehen werde, so kann man der ersteren Nachricht nur unter der Voraussetzung Glauben schenken, daß Abmachungen von Seiten der Centralgewalt bewilligt sind.

[Personalnachrichten.]

Dänemark. Geheimerkonferenzrath Collin, der sich unter seinen Verdiensten um sein Vaterland, auch um das Ausland durch die nähere Bekanntmachung verdient gemacht hat, die er dem Dichter Andersen erwies, wodurch vielleicht dies Talent dem Untergange entgehen wurde, hat seinen Abschied als Direktor der Reichsbank genommen, ebenso der Konferenzrath Holten als Mitglied der frühren Direktion der Staatsschulden und die Konferenzräthe Mourad und Winge als Mitglieder der Generaldirektion.

Schweden. Der Gesandte in St. Petersburg, Kammerherr Gustav von Nordin, wurde zum Generalmajor ernannt. — Der Minister des Auswärtigen, Freiherr Ehrenheim, ist vom Könige von Dänemark zum Ritter des Elephanten Ordens ernannt.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der niederländische Sprachkongreß.

Belgien im Sommer 1849.

Ein Plan, welcher zugleich mit der Einberufung des Sprachbundes in das Leben trat, war die Aufforderung zu einem niederländischen Sprachkongreß zu Gent. Diesen Gedanken hatte man bereits früher in Antwerpen gefaßt; seine Verwirklichung war jedoch durch ein Zusammentreffen von Umständen verhindert worden. Jetzt hat die vlämische Gesellschaft zu Gent unter dem Vorsitze der Herrn Snellaert, Rens und Serrure, denselben wieder aufgenommen, mit dem Willen, ihn auszuführen. Auch hat der Sprachbund bereits seine kräftige Unterstützung zugesagt.

Nicht allein alle Schriftsteller, sondern Jeder, der sich in den gesammten Niederlanden mit Literatur beschäftigt, ist dazu eingeladen. Auch scheint die Feststellung gewisser Sprachpunkte, in denen die Holländer nicht mit den vlämischen Schriftstellern übereinstimmen, eine der Aufgaben dieser Zusammenkunft seyn zu sollen. Ferner wird man sich über die Mittel berathschlagen, den französischen Einflusse einen Damm entgegen zu stellen. Holland sowohl wie das vlämische Belgien hat die Oberherrschaft fremder Lebensansichten und Sitten zu fürchten und da man durch den Verlust seiner Eigenthümlichkeit auch viel von seiner Freiheit verliert, so glauben wir, daß die holländischen Schriftsteller diese Versammlung benutzen werden, um ihre Meinungen über diesen Punkt auszusprechen, und wenn es möglich ist, ihren vlämischen Brüdern hülfreiche Hand zu bieten.

Dieser Sprachkongreß wird während der Genter Gemeinfeste Statt finden. Alles weissagt, daß die uralte vlämische Kirmse ungewöhnlich prächtig feyn werde. Eine Anzahl von Kongressen verschiedener Art wird eine Menge von Fremden hinziehen, und herrliche Feste werden dem Ernste dieser Versammlungen Anmuth und Heiterkeit verleihen. Man projektirt unter Anderem einen vaterländischen Festzug, der eine der schönsten Ereignisse aus der Geschichte Flanderns darstellen und dinschüchtig der Kunst und der historischen Treue nichts zu wünschen übrig lassen soll. Die Blämінger werden bei diesen Festlichkeiten gewiß nicht zurückbleiben, sondern vielleicht wie im vorigen Jahre bei der Errichtung des Monumentes für Willems, und im vorhergehenden bei dem deutsch-vlämischen Sängerbunde, den meisten Glanz entfalten. Eine bessere Gelegenheit kann nicht dargeboten werden, um Alles, was am Vlämischen Freude hat, nach Gent zu ziehen, und wir sind gewiß, daß es an einflussreichen holländischen Schriftstellern daselbst nicht fehlen werde.

Gleich den Blämingern haben die Holländer den größten Vortheil durch gegenseitige Verbrüderung. Beide Nationen leiden durch die Küste, welche die politischen Ereignisse zwischen ihnen gebildet haben, und Beide müssen wünschen, diese einigermaßen ausgefüllt zu sehn. Dazu scheint dieser Sprachkongreß der erste aber bedeutende Schritt zu sein, den die Holländer gewiß nicht unbenutzt vorübergehen lassen werden.

Die Literatur beider Nationen wird unendlich dadurch gewinnen. Täuschen wir uns nicht, so fehlt es den Holländern meist an Frische, Kraft und Erfindungsgabe, während es den Blämingern an Sprachkenntniß, Feinheit und Form mangelt. Wir glauben, daß sich durch genaueren Umgang, gegenseitige nähere Bekanntschaft und literarische Verschmelzung gleichsam, diese Mängel bedeutend vermindern lassen, und diesen beiden Literaturen die Fähigkeit geben werden, auf eine Weltkommenheit Anspruch zu machen, an der es ihnen bis jetzt noch gebricht.

Holland und das vlämische Belgien müssen Beide dies wünschen, und darum läßt sich hoffen, daß der Sprachkongreß schöne Früchte tragen und der Anfang einer moralischen Verbindung beider Länder, sowie des eifrigsten Bemühens zu einer Annäherung an die anderen nordischen Völker seyn werde, welche mehr und mehr darnach streben müssen, sich zu einem allgemeinen geistigen Stamme und zu allgemeiner Brüderlichkeit zu verbinden. —ß

Dänemarks Vorzeit.

(Eine Skizze nach Allen und Worsaae.)

Die alten Bewohner des Nordens gehörten zu dem großen gothisch-germanischen Volksstamme, der sich über den nördlichen Halbtheil Europa's, rund um die Nord- und Ostsee ausbreitete. Von dem fernen Asien, von den Gegenden am Kaukasus, dem schwarzen und Asow'schen Meer, und aus dem noch fernern Osten, wanderten sie durch Europa's öde liche Ebenen in das gegenwärtige Deutschland ein. Sie bestanden aus zwei nahe verwandten Stämmen, den Germanen und Gothen, welche in Lebensweise, Sitten, Götterlehre und Staatsverfassung Vieles gemein hatten, aber sich doch durch mehrere Eigenthümlichkeiten, zumal hinsichtlich der Sprache, unterschieden. Nachdem sich die Gothen eine Zeitlang an der südlichen Küste der Ostsee aufgehalten hatten, wo wir sie einige Jahrhunderte vor der Geburt Christi antreffen, setzten sie die von Asien aus begonnene Wanderung von Osten nach Norden und Westen fort. An die Seeufer gedrängt, zogen sie über die Ostsee und besetzten die gegenüberliegenden Länder. Ein Stamm ließ sich in Schonen, Seeland, Fühnen und auf den umherliegenden Inseln, so wie in dem nordöstlichen Theile Jütlands nieder, während andere verwandte Stämme sich über Schweden und Norwegen ausbreiteten. Der Zweig des germanischen Stammes, welcher am nächsten an das Festland Dänemarks grenzte, hieß Sachsen, sie wohnten in Holstein; aber einzelne mit diesen verwandte Stämme drangen in Schleswig und in die südlichen und westlichen Theile Jütland's ein, wo sie sich unter dem Namen Angeln und Jüten niederließen. Obgleich diese beiden germanischen Volksstämme später bedeutend durch eine Auswanderung nach England vermindert wurden (450), und ihr Land zum großen Theile von den nördlichen Bewohnern besetzt wurde, welche die Zurückgebliebenen verdrängten, oder sich mit ihnen mischten, so bewahrt doch eine, bis zu unsern Tagen herabgehe Eigenthümlichkeit in der Sprache, daß die ursprünglichen Bewohner dieser Gegenden aus einem anderen Stamme als aus dem gothisch-dänischen entstrungen sind. Die westlichen Küsten von Holstein und von Schleswig wurden von Friesen besetzt, welche, eben so wie die Sachsen, ein Zweig des großen germanischen Stammes waren. — Die eingewanderten gothischen Volksstämme standen indeß in ihrer Ankunft den Norden nicht unbewohnt, denn schon in einer noch ferneren Vorzeit hatten Finnen und vielleicht Lesten, zwei von Europa's ältesten und größten Volksstämmen, welche ebenfalls von Osten gegen Westen gewandert waren, sich in diesen Ländern niedergelassen. Ueber Finnland und den bothnischen Meerbusen zogen die Finnen in Schweden und Norwegen ein, einen andern finnischen Volksstamm vor sich herttreibend und nach verschiedenen Seiten zerstreuend, setzen Ueberreste die Lappen sind, welche man nun in den nördlichen Gegenden Schwedens und Norwegens findet. Auf diese Volksstämme stießen die Gothen bei ihrer Einwanderung, und ein hartnäckiger, durch Jahrhunderte fortgesetzter Kampf entspann sich zwischen den älteren Bewohnern und den Neuangekommenen, der damit endete, daß jene theils ausgerottet, theils vertrieben wurden, und zum Theil sich mit den siegenden Gothen mischten.

In der finnischen Periode war Dänemark mit großen Wäldern, wechselnd mit Halden und Sümpfen bedeckt, und diese natürliche Beschaffenheit des Landes scheint seinen Namen veranlaßt zu haben, welchen man von Dan (Tod) und Mark (waldbewachsene Fläche) erklärt, oder von Tan (Tanne), welche in den ältesten Zeiten in großer Menge das Land bedeckte.

Was die alten Dänen besonders auszeichnet, ist der kriegerische Geist, welcher sie beseelte. Ehre und Ruhm mußten durch kühne Thaten zu Lande und Wasser gewonnen werden, friedliche Thaten und ruhige Beschäftigungen genossen nur geringer Achtung. Wie Schweiß zu erwerben, was man durch Blut gewinnen konnte, wurde für Sklavensinn angesehen. Deshalb war Körperkraft und Führung der Waffen bei ihnen das Höchste; Tapferkeit die größte Tugend und Feigheit das schmählichste Laster.

Die Götterlehre des Nordens war eine Frucht der eigenen, unwillkürlichen Dichtung des Volkes, in der es seine Vorstellungen von den göttlichen und menschlichen Dingen niederlegte, und sich selbst mit seinen Lieblingsthaten, Wünschen und Hoffnungen malte.

Odin — so erzählen die alten Sagen, — war der Erschöpfer der Welt, und Herr und Vater der Götter und Menschen. Beim Anbeginn der Zeit entstand der Kämpe Ymer, durch den Einfluß der in's Leben weckenden Sonnenwärme auf die formlosen Massen hervorgerufen. Er ward der Vater der bösen Thursen und Jotten; aber Odin tödtete das Ungeheuer, und sein ganzes Geschlecht ertrank im Blutstrom, bis auf Einen, welcher der Stammvater des den Göttern feindlichen Jettengeschlechts ward. Dieser wurde von Odin nach dem äußersten Norden vertrieben, nach dem kalten Jotunheim, welches auch den hämischen Zwergen zum Aufenthalt angewiesen wurde. Von Ymer's Rumpf bildete Odin die Welt, von dem Fleisch desselben sind er die Erde, von den Knochen die Berge, von dem Blut das Meer, von dem Gehirn die Wolken, von dem Haar die Bäume und von den Augenbronen Mitgaard zur

Digitized by Google

Wohnung für die Menschen, und das erste Paar derselben, Askar und Embla, fand er aus einem Eschenbaum. Die Sorge und Liebe, welche die Götter den Menschen erweisen, giebt diesen den Muth und die Begeisterung der Jetten zu; aber Thor, der Sohn Odin's, ist ihr Beschützer, und wird deshalb „Ertretter des Volks und Mitgaard Schutz" genannt. Beständig zieht er gegen die Thursen zu Felde, und in seinem Wagen über den Himmel fahrend, tödtet er sie mit seinem Donnerkeil, oder zerschlägt sie mit seinem schweren Hammer Mjölner. Er ist der Freund und Beschützer aller Tapfern, diese wenden sich deshalb an ihn, wenn sie Muth und Gedahren gerathen, und er verleiht ihnen Kraft, ihre Feinde zu überwinden. Thor war der liebste Gott der Normänner, und als der Glaube an die übrigen Götter nach und nach zu erlöschen begann, hielt man ihn noch in hohen Ehren; seine Thaten und Kämpfe mit den Jetten bilden den Inhalt der meisten Göttersagen, und noch nach dem Verlauf von Jahrtausenden lebt in einigen abgelegenen Gegenden des Nordens die Sage von Thor mit dem schweren Hammer. Odin, der von dem hohen Hlidskjalf mit seinen Weisheitsaugen über die Erde schaut, ist der Beherrscher und Regierer der Welt und der Schicksale der Menschen. Er bestimmt das Glück im Kriege und den Ausfall der Schlachten, weshalb er auch Sieges- und Heervater genannt wird, er schenkt auch seinen Lieblingen Weisheit und Beredtsamkeit in Versammlungen. Die Jungfrauen Odin's, die Walkyrien, fahren mit ihren blinkenden Spießen durch die Luft, um die Helden in Gefahren zu beschützen, und um die Gefallenen nach Walhalla zu Odin zu tragen. Diese Wohnung der Götter, welche so geräumig ist, daß 800 Mann nebeneinander durch jeder der 540 Thore schreiten können, hat ein Dach von blanken Schilden, die Wände sind von Spießen gebildet, und die blinkenden Schwerter bienen statt der Fackeln. Vor Walhalla befindet sich ein grünes Feld, wo die Einherier, das sind, die in Walhalla aufgenommenen Helden, ihr früheres Kampfspiel fortsetzen, indem sie jeden Morgen hinausziehen und sich gegenseitig erlegen. Aber die Gefallenen erheben sich wieder und kehren nach Walhalla zurück; hier werden sie von den Walkyrien empfangen, welche das Methhorn bei festlicher Mahlzeit umherreichen; sie verzehren dann das Fleisch des Ebers Sährimner, der täglich geschlachtet, immer wieder in's Leben zurückkehrt. Am vollkommensten sind die Helden in Walhalla, welche viele Länder verwüstet haben und mit einem ansehnlichen Gefolge erschlagener Feinde kommen. Für solche Gäste erheben sich alle Kämpen Walhalla's und die Walkyrien reichen ihnen den Methbecher. Mit dem Helden folgte seine im Kriege erworbene Beute, welche mit ihm auf den Scheiterhaufen oder in den Grabhügel gelegt wurde, denn arm zu Odin hinauf zu wandern, war nicht gut. Während ein so herrliches Loos den muthigen Krieger erwartete, der seinen Namen durch Mannesthaten berühmt gemacht hatte, wurde der Feige, der niemals Feindesblut fließen sah, wenn er sein thatenloses Leben auf dem Krankenlager endete, nach Helheim, in dem äußersten Norden verwiesen, wo die höllische Hela in ihrem unterirdischen Reich herrschte. Ihre Schüssel hieß Hunger, ihr Saal Elend. Verstärkter ihre Thürschwelle, Schwindsucht und bleichende Qual ihr Bett. Hier setzen die Schatten der Feigen ihr freudenloses Dasein fort, zu ewiger Unthätigkeit verdammt, und zitternd vor Schreck, wenn ein Ton von der Oberwelt zu ihnen schallte.

Um über das Leben und Wirken, welches sich in den verflossenen Jahrtausenden in Dänemark regte, Aufschluß zu erhalten, müssen wir in die Gräber der Vorzeit herniedersteigen, sie sprechen deutlicher zu uns als Chroniken und Sagen, sie sind ein reichhaltiges Buch, welches wir nur aufzuschlagen brauchen, um Aufschluß über die Vorzeit zu erhalten.

Nachdem man ähnlich wie Hünengräber untersuchte, hat man nach den darin vorgefundenen Gegenständen drei Abtheilungen festgestellt, das Steinalter, das Bronzealter und das Eisenalter.

Die ansehnlichen, uralten Denkmäler, die Urgräber oder Hünengräber sind niedere Erderhöhungen, die man von einer Menge großer, aufrechtstehender Steine umgeben sieht, auf deren Mitten Kammern von großen, zusammengestellten Steinen sich erheben. Obgleich unzählige, der Steine wegen weggeräumt oder gänzlich zerstört sind, so gibt es dennoch in Dänemark eine sehr bedeutende Anzahl derselben, welche man gewöhnlich und in der größten Menge an den Küsten antrifft. Man kann diese Steingräber ihrer Form nach in zwei Hauptarten sondern, in Rundgräber und Langgräber.

Auf die Umkämmung der Erderhöhungen mit großen Steinen ist besonderer Fleiß und aufmerksame Sorgfalt verwandt worden; zuweilen erblickt man über hundert kolossale Steinblöcke in einem länglich runden Kreis um den Fuß des Hügels herumgesetzt, und zwar selbst in Gegenden, wo nicht allein jetzt, sondern wahrscheinlich auch im Alterthum an solchen Steinen Mangel gewesen ist. Mitunter finden sich auch Spuren, daß die Hügel ursprünglich mit zwei oder mehreren großen Steinringen umgeben waren.

Die auf dem Rücken der Erderhöhungen errichteten Kammern oder Steinstuben, werden von einem Deckstein gebildet, der auf mehreren in einen Kreis zusammengestellten Tragsteinen ruht. Der Deckstein hat oft 15 — 20 Ellen Umfang und 4 — 5 Ellen Länge; die noch unten gekehrte Seite, die den Boden der Steinstube ausmacht, hat immer eine ganz ebene Platte, wogegen der nach oben gekehrte Theil fast immer sehr unförmlich ist. Die Tragsteine sind ebenfalls nur an der innern Seite glatt.

Am ansehnlichsten war unzweifelhaft das Langgrab, welches drei Steinkammern enthielt, eine große in der Mitte und eine kleinere an jedem Ende. Steingräber mit zwei Kammern kommen unter allen am häufigsten vor, und bieten keine besondere Form dar. Die Rundgräber unterscheiden sich von den Langgräbern nur dadurch, daß die Erderhöhungen viel kleiner sind, und in der Regel nur eine Steinkammer einschließen, die jedoch räumlichkeit der Größe selten den Steinkammern der Langgräber nachsteht. Eine große Menge von diesen Kammern ist früher ausgegraben und untersucht worden, wahrscheinlich meistens von Leuten, die große Schätze in denselben zu finden hofften. Sie sind daher sehr häufig offen stehend, von Anfang an aber sind sie fast ohne Zweifel mit Erde bedeckt gewesen, jedoch nur so, daß ein Theil der Deckstein sichtbar war.

Die Steinkammer machte die eigentliche Grabstätte aus, in welcher sogar mehrere Leichen beigesetzt wurden. Beim Untersuchen solcher bis auf unsere Zeit nicht angerührten Grabstuben hat man wahrgenommen, daß sie immer die Gebeine eines oder mehrerer unverbrannten Leichname nebst Pfeilspitzen, Lanzen, Messern und Aexten aus Feuerstein, knöchernen Geräthen, Geschmeiden von Bernstein oder Knochen und mit lockerer Erde angefüllten irdenen Krügen aufbewahren.

Früher glaubte man, daß die feinurnen Alterthümer, welche man in den Steinkammern fand, Opfergeräthschaften, und die Steinsetzungen und Hügel, Gerichtsstätten, Opferstätte oder heilige Gotteswohnungen gewesen wären, und man sagte: „die langen Steingräber seien Gerichtsstätten gewesen, an welchen sich das Volk versammelte, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten sich zu berathen, Streitigkeiten zu entscheiden u. s. w., auf den großen umgeordneten Steinen hätten dann die Richter und die Aeltesten des Volkes gesessen, und auf den Steinkammern oder Altären wäre den Göhen geopfert worden. Bei diesen Opferungen, meint man, sei es so hergegangen: „auf den Deckstein der Steinkammer sei das Opferthier gelegt worden, und wenn dieses getödtet war, so sei das Blut, aus dem der Opferpriester weissage, in die Kammer oder Oeffnung unter dem Deckstein hinabgeflossen. Ein flüchtiger Blick auf die äußere Beschaffenheit der Steingräber wird gleich zeigen, daß dieselben eben so unbequem für Gerichtsstätten, indem die umgebenden Steine, so zu sagen, keine erträglichen Sitze abgaben, wie sie auch untauglich zu Altären waren. Die Deckseine mußten ja, wenn wir das Letzte annehmen, so glatt sein, daß die Thiere, die geopfert werden sollten, auf denselben rutschen konnten. Es ist aber eine ganz irrige Annahme, daß die glattesie Seite, anstatt oben zu liegen, stets der Kammer zugekehrt ist.

Die Gräber aus dem Bronzealter sind von denen aus dem Steinalter grundverschieden. Die Grabhügel des Steinalters zeichnen sich vornehmlich durch ihre gewaltigen Steinringe aus großen Steinkammern aus, in welchen die Leichen unverbrannt neben Stein- und Bernsteinsachen beigesetzt sind.

Die Grabhügel der Bronzealters dagegen haben keine massiven Steinringe, keine Steinkammern, überhaupt keine großen Steine am Boden; sie bestehen in der Regel, bis auf Ausnahmen von kleinen Steinlagen, und bloßer Erde, stellen sich immer dem Auge nur als Erdhügel dar, die höchstens in seltenen Fällen von einem kleinen Steinring umgeben sind, und Ueberbleibsel von verbrannten, in Thonkrügen neben Metallsachen beigesetzten Leichen einschließen. Die im Bronzealter übliche Bestattungsweise scheint folgende gewesen zu sein: Man errichtete einen großen Holzhaufen, auf den der Leichnam gelegt ward. Wenn dann der Holzhaufen angezbrannt war, sammelte man die kleinen übriggebliebenen Knochenstücke und etwas von der nächsten Asche in einen irdenen Krug, der in die Mitte der Brandstätte hingestellt und mit Steinen umgeben wurde. In den Krug legte man anfserdem auf die Gebeine und die Asche verschiedene Kleinigkeiten von Bronze, als Nadeln, Knöpfe, Messer, Zangen u. s. w. und neben dieselben die Waffen und Geschmeide, die der Verstorbene besessen hatte. Nachdem der Aschenkrug sorgfältig mit einem ordentlichen Deckel, oder am gewöhnlichsten mit einem platten Steine, verschlossen worden war, bedeckte man das Ganze mit Steinen, die meistens in einen flach aufgehenden Haufen gelegt wurden, und über diesen warf man dann den eigentlichen Erdhügel auf.

Ein merkwürdiger Grabhügel besonderen Inhaltes wurde im Jahre 1827 in der Nähe von Apenrade untersucht. Durch Wegräumung der Erde von der südlichen Seite des Hügels fand man etwa drei Ellen über der Oberfläche des herumliegenden Feldes einen kleinen Aschenkrug von Thon, und tiefer unten noch dem Boden zu einen Haufen zusammengeworfener Handsteine. Als diese wegge-

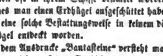
Digitized by Google

nommen waren, wurde ein sehr dicker, 5 Ellen langer gespaltener Eichenstamm entblößt, der roh gegehauen war und keine Spur der Anwendung einer Säge an sich trug. Den oberen Theil desselben erkannte man als den Deckel einer in den Eichenstamm ausgehöhlten Kiste von 3/4 Ellen Länge und beinahe 1 Elle Breite. Hierin fand sich ein, aus mehreren Lagen gewebten wollenen Zeuges, die durch die Kath zusammengehalten wurden, verfertigter Mantel, ferner fanden sich einige Locken von braunem Menschenhaar, ein Schwert mit Griffzunge und ein Dolch von Bronze, eine Schnalle ebenfalls von Bronze, ein Kamm von Horn und ein kleines rundes hölzernes Gefäß mit Henkeln an den Seiten, in dem jedoch nur etwas, das wie Asche aussah, gefunden wurde.

Die Grabhügel des Bronzealters sind faß immer auf Anhöhen angelegt worden, von denen man eine freie Aussicht auf das Meer hatte. Wahrscheinlich weil die solchen Winden, die Seebehen, nicht in abgeschlossenen Winkeln ruhen mochten, wo nicht einmal der Wind frei über Gräber dahinstreichen konnte; auf dem Meere hatten sie sich so oft getummelt, es war ihre Wiege gewesen, und selbst noch nach ihrem Tode sollte es in ihrer Nähe majestätisch vorüberrauschen.

Von den Gräbern aus dem Eisenalter findet man nur äußerst wenige Grabhügel, die mit Sicherheit auf das Eisenalter sich zurückführen lassen, während aus dem Bronzealter Hügel in außerordentlich bedeutender Anzahl übrig geblieben sind. Der Unterschied zwischen den Gräbern des Bronze- und des Eisenalters ist nicht scharf; die äußere Form und auch der innere Bau der Gräber ist nämlich sehr übereinstimmend; dagegen weichen sie am meisten rücksichtlich der eigentlichen Bestattungsweise von einander ab, indem die Gräber aus dem Eisenalter am häufigsten unverbrannte Leichname enthalten, während die Leichen in den Hügeln des Bronzealters in der Regel verbrannt sind. Die meisten von den wenigen Grabhügeln aus dem Eisenalter haben sich dadurch ausgezeichnet, daß sie nicht nur die Gebeine des Todten, sondern auch die Knochen seines Rosses bargen. So wurde im Amte Viborg das Skelett eines Mannes nebst den Gerippe eines Pferdes und daneben ein eiserues Schwert, ein Sporn, ein Steigbügel, ein Zaum mit Kettengebiß und einer Querstange an den Enden aufgegraben. In einem sehr großen Grabhügel im Amte Soendersborg fand man vor einigen Jahren das Gerippe eines Pferdes und eines Menschen und daneben eine Menge von Eisenstücken, unter diesen einen Zaum, der mit dünnen Silberplatten belegt war. In den Sagen wird berichtet, die nordischen Wikinge der Vorzeit seien oft in ihrem Schiffe bestattet worden, über welches man einen Erdhügel aufgeschüttet habe; jedoch ist eine solche Bestattungsweise in keinem dänischen Hügel entdeckt worden.

Unter dem Ausdrucke „Bautasteine“ versteht man diejenigen, welche auf den Grabhügeln der Helden errichtet wurden, aber keine Inschrift enthalten, die Runensteine dagegen enthalten Inschriften und kommen erst im Eisenalter vor; diese Inschriften sind immer mit den so genannten Runen oder Runenbuchstaben aufgezeichnet. Das gewöhnliche Alphabet besteht aus folgenden 16 Schriftzeichen:



In den merkwürdigsten Runensteinen Dänemarks gehören die beiden Denkſteine zu Jellinge über Thyre Danebod, welche das Dannewirke erbaute, und ihrem Gatten Gorm. Der kleinste Denkstein ist von Gorm der Thyre errichtet; er ist von Granit, 2½ Ellen hoch und 1½ Ellen breit und ziemlich glatt. Die Inschrift darauf lautet: „König Gorm machte diesen Hügel nach seiner Gattin Thyre Danemerkabod.“ Der größte Jellingestein ist zum Andenken sowohl Gorm's als der Thyre von ihrem Sohne König Harald Blauzahn errichtet worden. Er ist 5½ Ellen hoch und hat an drei Seiten folgende Inschrift: „König Harald gebot, diese Hügel zu machen nach seinem Vater Gorm und nach seiner Mutter Thyre; derselbe Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen und das Christenthum gewann.“

In den Gräbern aus dem Steinalter hat man nur Geräthschaften, Knochen und Steine gefunden, u. A. Aexte, Hämmer, Speere, Pfeile u. dgl., selbst Angeln und Steine, und es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die ältesten Bewohner Dänemarks nur die Jagd und den Fischfang trieben. Die Kleidung bestand aus Thierfellen.

In den Gräbern aus dem Bronzealter findet man schon kunstvoll gearbeitete Waffen und Geschmeide aus Bronze, einer Mischung, die aus Kupfer und Zinn besteht. Diese Metalle findet man nicht in Dänemark, es ist deßhalb unzweifelhaft, daß eine neue Generation einwanderte, welche auf einer höheren Stufe der Kultur stand, und welche sich durch Kriegs- und Wikingerzüge die Bedürfnisse zum Leben und Ehre und Ruhm erwarb. Man hat in Torfmooren auch sogenannte Kriegshörner oder Luren aufgefunden, welche kunstvoll gearbeitet und so gut erhalten sind, daß man noch darauf blasen kann; ebenfalls sind Trinkgefäße aus Glas und Gold, z. B. Methhörner, aufgefunden worden. Die Kleider, deren man sich im Bronzealter bekleidete, waren gewebt.

Bald nach dem Eisenalter, gegen Ende des neunten Jahrhunderts, fand das Christenthum Eingang in Dänemark, die Wikingerzüge hörten allmälig auf, mit dem Eisen konnte man den Boden bearbeiten, friedliche Gewerbe traten an die Stelle des Kampfspiels, die tapfern Helden verschwanden mehr und mehr, man betete nicht mehr zu Thor und Odin, sondern kniete vor den Marienbilde, mit den Glocken, die von den Kirchthürmen erklangen, läutete man das Heidenthum, das stolze, kräftige, zu Grabe, mit Dänemarks Heldenperiode hatte den Kulminationspunkt erreicht; mit dem Heidenthume schwand Dänemarks heroisches Zeitalter. J.

Bücherschau.

E. van der Munten, geschiedenis der Nederlanden van den vroegsten tot op den tegenwoordigen tijd. (Geschichte der Niederlande von der frühesten bis zur gegenwärtigen Zeit.) **Amsterdam, bij Hendrik Frijlink.** 1849.

Von dem oben angeführten Werke, welches in 20 Lieferungen erschienen soll, liegen uns gegenwärtig 11 Hefte vor, die die Geschichte der Niederlande von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des bekannten niederländischen Freiheitskrieges enthalten. Das Werk ist mithin weit genug gediehen, um es dem Leser möglich zu machen, ein bestimmtes Urtheil über dasselbe zu fällen.

Der Geschichtsforscher würde sich sehr täuschen, wenn er in diesem Buche eine auf eigene tiefere Forschungen gegründete Geschichte der Niederlande zu finden erwartet. Der Gelehrte im Allgemeinen wird dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen, weil er eine tiefere philosophische Auffassung der äußeren ordentlichen Begebenheiten und der ungewöhnlichen Verhältnisse, die die Niederlande auf eine so hohe Stufe der Macht und Bedeutung erhoben, die sie früher und zum Theil auch jetzt noch einnehmen und dem Charakter des niederländischen Volkes eine so scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit verleihen, vermißt und den Mangel an einer streng wissenschaftlichen Behandlung des so reichen Stoffes nicht verzeiht. Wir wollen aber damit keinen Tadel aussprechen, und dem Verfasser seinen Mangel an einer großartigeren Weltanschauung nicht zum Vorwurfe machen, denn wir halten es für ungerecht, an ein Werk einen anderen Maßstab anzulegen, als welchen dasselbe uns selbst an die Hand giebt. Vorliegende Geschichte der Niederlande ist auch nicht für den Gelehrten bestimmt, eben so wenig aber auch für die unteren Klassen des Volkes; es ist ein Handbuch für die Gebildeten. Und diesen Zweck erfüllt das Buch vollkommen. Der Verfasser hat die Werke eines Groen van Prinsterer, eines Kampen, Luloff ꝛc. nebst den bedeutenderen Werken über die Specialgeschichte der einzelnen Provinzen und auch manche der älteren Quellenschriftsteller mit Fleiß studirt und das so reiche Material mit Umsicht angewählt und übersichtlich geordnet. Herr van der Munten beschränkt sich nicht nur auf die politische Geschichte, denn er weiß sehr wohl, daß dieselbe außer Verbindung mit der Kulturgeschichte eines Volkes nie vollkommen verständlich ist, und darum giebt er auch die Geschichte der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft und der Sitten der Niederländer mit in den Kreis seines Werkes. Wir können nur nur loben; denn nur durch ein mehr als oberflächliches Eingehen in die Kulturgeschichte seines Volkes ist es dem Verfasser möglich geworden, dem Leser seines Buches ein klares und ansprechendes Gemälde von den verschiedenen Zeiträumen und Epochen der niederländischen Geschichte vorzuführen. Die Besonnung des Stoffes ist klar, nur hat der Verfasser manche Fakta, z. B. die Einführung des Christenthums, die Geschichte des niederländischen Freiheitskrieges, mit einer im Verhältniß zum Ganzen zu großen Ausführlichkeit behandelt. Die Gründe, womit er dieses Verfahren rechtfertigt, finden wir nicht genügend. — Die Sprache ist im ganzen Werke durchweg edel und würdig gehalten, nur ist dieselbe ein wenig weitschweifig und breit. Das ganze Buch ist uns ein redender Beweis von des Verfassers warmer Liebe für sein Vaterland, seiner Begeisterung für die Großthaten seiner Nation. Patriotismus verführt darum auch den Verfasser, seinem Vaterlande die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst anstatt Mainz zu vindiciren und trotz jeglichen Zeugnisses der Geschichte das so oft widerlegte Märchen von Laurens Jansen Koster zu Haarlem aufs Neue als authentisch zu wiederholen. Einer Begeisterung der beschränkte Raum und nicht, tiefer in die Details des Buches einzugehen, wir werden aber nach Beendigung desselben nochmals darauf zurückkommen. — r.

Johan Banér. Dikt i fem Sånger af Gustaf Nyblæus. (Johan Banér. Gedicht in fünf Gesängen von Gustav Nyblæus.) Lund. Tryckt uti Berlingerns Boktryckeriet. 1848.

Das erzählende Gedicht von Gustav Nyblæus enthält fünf Umstrittene aus dem Leben des schwedischen Helden des dreißigjährigen Krieges, des Jo-

Digitized by Google

hann Bauer (im Deutschen haben wir aus dem Jambus den Trochäus Bauner gemacht): die Schlacht bei Wittstock, die mit dem Siege der Schweden endigt; Baumer's Bewerbung um die Erbin Johanna in Aroffen, welche seine letzte Liebe in einer Anmerkung ein ritterlicher Traum genannt wird; das Hochzeitfest; der Zug nach Regensburg, und endlich Banner's Tod. Jedes dieser fünf Gedichte hat ein anderes Versmaaß: das erste ist in fünfzeiligen fünffüßigen reimlosen Jamben, das zweite in vierzeiligen gereimten jambischen Alexandrinern, das dritte in Ottaven, das vierte in Hexametern, das fünfte in fünfzeiligen vierfüßigen reimlosen trochäischen Strophen gedichtet.

Die erzählende Dichtung erwartet noch eine genauere gründlichere Untersuchung. Ueber das Epos hat zwar Täglich Friedrich Zimmermann eine scharfsinnige und geistreiche Abhandlung geschrieben: „Ueber den Begriff des Epos“ (Darmstadt bei Leske); und die Sage als Ballade trägt selbst in ihrer vollsmäßigen, kunstlosen Darstellung eine unverwüstliche Poesie in sich, ist das Eigenthum der neueren Völker und hat in Deutschland auch als Kunstergenzniß sich in verschiedenen Richtungen gezeigt; aber der bloßen sogenannten dichterischen Erzählung, die zwischen diesen beiden Enden die geräumige Mitte ausfüllt, fehlt es an einer Kunsttheorie. Auf jeden Fall unterscheidet sie sich von der geschichtlichen Erzählung auch bei geschichtlicher Grundlage durch Erfindung. Wenn Ryhländ in seiner letzten Anmerkung sagt, er sei im ganzen Gedichte der geschichtlichen Wahrheit treu geblieben, in der Ueberzeugung, daß die Geschichte gleichwie die Natur schön sei, sofern man sie so auffassen könne — so haben diese letzten Worte etwas Schielendes. Freilich in der Auffassung liegt es; aber da wird es sich eben zeigen, daß man als Dichter der geschichtlichen Wahrheit eben nicht treu bleiben könne, sondern daß sie immer erst durch Einbildungskraft, Gefühl, Geist verklärt werden müsse, gerade wie es der einsichtsvolle Maler bei Bildnissen von Personen macht. Man prüfe Wieland's, Chamisso's, Byron's epische Personen! Tegnér's Axel ist keineswegs dadurch schön, daß sich diese Geschichte wirklich so ereignet, sondern daß der Dichter uns Lieb' und Treue in einer so innigen Darstellung vorgeführt hat. Geschichte und Natur haben aber bekanntlich auch wirklich viel Unschönes. — Bielleicht hat der Dichter des Johann Banér sich durch diesen feinen Begriff von der dichterischen Erzählung selbst geschadet und ist unter seiner Höhe geblieben. Herb und dichterischen Naturell hat er in seiner Gewalt; in seiner Darstellung ist im Ganzen zu viel Anspruchslosigkeit, und das Innerliche, wie in dem Zwiegespräche bei der Bewerbung, zu wortreich. Am meisten wirkt das dritte Gedicht durch den Schluß, wo Lance auf den Kriegsrat vom Traualtar zur Schlacht eilt; das ist echt heldenmäßig.

Noch ist zu bemerken, daß das Widmungsgedicht an Paulus Gyzberg in reiner Sprache abgefaßt und inhaltsreich ist. Da heißt es z. B.: „Der Dichter, wenn er die Meltereignisse besingt und auf seiner Harfe das Gedächtniß des Helden feiert im Glauben an eine thatenvollere Zukunft, ist des Denkers Bruder, der vom Ihm, wie ein jüngerer Bruder von dem älteren, die Bedeutung des Schicksalsganges lernt.“ Das ist ein Gedanke, der selbst zum Denken auffordert und als Ueberschrift oder Stimmton für eine poetische oder philosophische Arbeit benutzt werden könnte.

— an —

Notizen.

[Der nordische Telegraph in den Niederlanden.]

Ein eigenthümlicher Zufall: Der nordische Telegraph, dessen erster Wahlspruch „Verständigung und Versöhnung“ ist, wurde unverschuldet der Veranlassung, der eine Spaltung in den Reihen der niederländischen Schriftsteller hervorrief. Diese, denen es ein erfreuliches Zeichen ist, daß die Thelnahme für ihre Literatur auch über die enggezogenen Sprachgrenzen ihres Vaterlandes hinausgeht, wollen den Anstande gezogen über durch die besten Namen vertreten sein. In einer, vor Kurzem erschienenen Broschüre „Bondswijn en de Tijd“ sagt der Verfasser: „Es verdient, auf die Geschichtsblätter unserer vaterländischen Literatur aufgezeichnet zu werden, daß zwei ausgezeichnete ausländische Zeitschriften: die revue des deux mondes und der nordische Telegraph, die ersteren in Paris, die zweite in Leipzig erscheinend, gleichzeitig ihre Spalten allen Dem eröffnet haben, was die Geschichte, Literatur und Politik der Niederlande betrifft. Endlich wird also auch unsere Literatur das Bürgerrecht unter denen der anderen Nationen von Europa erlangen.“ Aber jenes Sternchen, sich dem Anstande zu bequemen, erschöpfte sich bei dem Ausdrucke: „

Matt der Strahl der Sonne bricht.
Hier, Natur, am Tabernakel,
Wo dein Geist, der heilge, strahlt,
Hier geschehen die Mirakel.
Die man dort mit Worten malt,
Denn die Sprache, die hier klingt,
Und die jede Brust durchdringt,
Findet ihren Widerhall
Durch das ganze Weltenall.

Pan.

Der du vor dem Lärm der Menge,
Ihrem Beifall, ihrem Spott,
Dich geflüchtet her zu mir
In des Waldes Schattengange,
Dichter, sei willkommen hier!

Dichter.

Ha, wer redet?

Pan.

Ich, dein Gott!

Dichter.

Mein?

Pan.

Ja, dein.

Dichter.

Ich seh' ihn nicht.

Pan.

Nein, denn wärst du noch so keck,
Uebernannt' ich doch der Scheck'
Säfest du mein Angesicht.
Doch dem Dichterohre naht
Heimlich meiner Stimme Ton,
Wenn er kniet vor meinem Thron
Auf des Waldes Dämmerpfad.

Dichter.

Mich hat dieses Wort beglückt.
Mir genügt es, weiß ich nur,
Daß hier auf der Stillen Flur
Mich kein Götterzorn erblickt;
Daß ich dir mit Worten künden
Darf mein Denken und Empfinden;
Daß begeistrend zum Gesange
Deine Lehren ich empfange.

Pan.

Doch nur einsam hier im Hain
Klingt dein Wort zu mir empor,
Aber ist es nicht allein,
Dann verschleßt sich dir mein Ohr.

Dichter.

Dies Gebot erfüll' ich gern.
Will ich mich zu Gott erheben,
Muß mich, von der Menge fern,
Tiefe Einsamkeit umgeben.
Soll auf des Gebetes Schwingen
Meine Seele aufwärts dringen,
Soll beschauend mein Gedanke
In des Herzens Tiefen lesen,
Muß ich, frei von jeder Schranke,
Knieen vor dem höchsten Wesen.
Ungehindert kann ich schreiten
Durch dies Thor zu allen Zeiten,
Denn es weicht sich Tag und Nacht
Hier der Dom in hehrer Pracht,
Und geöffnet sind zu allen
Stunden diese Tempels Hallen.
Könnt' ich so in jenem beten,
Würd' ich öfter ihn betreten,
Oftmals bei des Tages Helle,
Oft bei mildem Mondenschein
Schritt zur Kirche ich hinein,
Ueber die geweihte Schwelle,
Kniete gläubig am Altar,
Unter hohem Kuppelrund,
Wenn entfernt der Beter Schaar,
Wenn verstummt des Priesters Mund
Und die heiligen Gesänge
Und der Orgel Feierklänge;
Denn nur, wenn ich einsam bin,
Stimmt zur Andacht sich mein Sinn.

Pan.

Wär' es so, dann dort wie hier,
Würd' ich mich gesellen Dir.

Dichter.

In der Kirche?

Pan.

Wenn sie leer,
Schenk' ich die auch dort Gehör.
Jedem werd' ich stets erscheinen,
Der mit mir sich will vereinen,
Ueberall, wo er mich suchen
Mag, im Schatten hoher Buchen,
Auf dem Berge, in dem Thale,
In dem Dom der Kathedrale;
Wenn er in Verborgenheit,
Fern den Brüdern und in Schweigen
Wandelt, und in Einsamkeit,
Werd' ich stets mein Ohr ihm neigen,
Bin zur Antwort ich bereit.

Eine Stimme aus dem Walde.

Zurück zu den Brüdern lenke deine Schritte!
Denn, wo Zwei oder Drei zusammen kamen,
Anrufend meinen Namen,
Dort weil' ich, spricht der Herr, in ihrer Mitte.

Dichter.

Ha! welche Stimme schallt
Aus dunkeln Buchenwald,
Und ruft dem Wandersmann
Mit seinen Brüdern die Vereinigung an?

Die Stimme.

Höre! des Engels Mund
Thut dir die Worte des Erlösers kund.

Dichter.

Vogel mit starkem Gefieder,
Es tönen deine Lieder
Lieblich im Walde wieder!
Ha, wie er den Flittig entfaltet,
Vor meinem Blick zum Engel sich gestaltet!

Engel.

Dichter! Einsam willst du finden
Deinen Gott in der Natur?
Suchst ihn nur in stillen Gründen,
In dem Walde, auf der Flur?
Du enstklebst aus dem Vereine
Deiner Brüder in der Stadt,
Wenn zur Andacht die Gemeine
Gläubig sich versammelt hat?
Seine Herrlichkeit zu leben
Ließ er eine Welt erstehn;
Und du wähnest, daß nach oben
Nur verengelt dringt dein Flehn?
Engelschaaren schuf sein Werde,
Menschen, in der Gottheit Bild, —
Wo du auch magst sehn, die Erde
Ist von seinem Glanz erfüllt.
Und du willst, im Meer ein Eiland,
Gott als dein besonder Theil?
Betest nicht zu jenem Heiland,
Der, der ganzen Welt zum Heil,
Kam im irdischen Gewande,
Um als Mensch, doch sündenrein,
Alle durch der Liebe Bande
Von dem Bösen zu befrein?
Erste Pflicht sei auf der Erde
Lieben dir, wie er's gethan;
Schließ dich an Brüder Herde,
Und durch sie der Gottheit an!

Dichter.

Ach, wahr ist, was du lehrest,
Doch ist das Opfer schwer, das du begehrest.
Gestehen will ich's offen:
Als Heide wird der Dichter leicht betroffen,
Selbst wenn vor Gott er kniet, —
Weil seine Seele nur für Schönheit glühet.
Wenn Freunde ihn umgehen,
Läßt er vom Strom der Rede gern sich heben;
Wohl liebt er es zu wirken
Für Kirch' und Staat in weitren Bezirken,
Wo Viele einem großen Zweck sich weihen,
Auch seine Kraft dem Ganzen angedeihen.
Allein der Sonne Glühen
Am frühen Lenztag, des Veilchens Blühen,
Die Welle, die sich kräuselt,
Das Lüftchen, das im Haine säuselt,
Die Welle, die am Himmel schwebet,
Die flücht'ge, die im Sternenschimmer bebet,
Der Wald im Mondenstrahle,
Der Nachtgallen Sehnsuchtslied im Thale, —
Dies Alles strahlt dem Dichter so verklärt,
Daß er der Menschen Stimme überhört. —
Ach! wohl muß ich bekennen,
Nicht darf ich meinen Glauben christlich nennen,
Denn zu den Höhen mich den Blick zu lenken,
Will ich mich in mein Innerstes versenken.
Ich bloud're mit Dryaden
Im dichten Laub, am Bache mit Najaden;
Apollo mit den Pfeilen
Seh' ich im Mittagsstrahl am Himmel weilen,
Und spät im Abendscheine
Erblick' ich seine Schwester, bald im Haine
Mit Nymphen in der Ferne,
Am Himmelsbogen bald im Kreis der Sterne.
In allen Göttern mein Gedanke eilet,
Doch flieht er jeden wieder unverweilet,
Bis daß er Ruhe findet
Bei Pan, dem Gott der Götter, der als schwindet,
Der seit den Schöpfungszeiten
Dem griechischen Parnasse stand zur Seiten,
Als Stern, der all am Abendhimmel funkelt,
Und der die ganze Götterschaar verdunkelt;
Er, der dem Geiste bleibet,
Wenn er die andern Götter von sich treibet,
Wie's Ewige bestehet,
Wenn das, was irdisch körperlich, vergehet.
Ich kann es deutlich spüren,
Will von der Gottheit man philosophiren,
Gelangt man hin zu Pan. In dem Gewimmel
Der Götter liegt er sich an Jupa's Himmel,
Doch kommt er zum Brahmanen, der im Sande
Der Wüste und im Brande
Der Sonne steht, und in die Strahlen blicket
Mit starren Augenlidern und verzücket.
Im Grab der Pyramiden
Ruht er, ein Sphinx, auf immerdar hienieden,
Und in dem Reich des Schönen,
Verbirgt mit den Göttern der Hellenen,
Die noch zur Erde steigen,
Und sich in der Natur dem Dichter zeigen,
Dort flüstert er im Schatten
Des Wald's, im Duft der Blumen auf den Matten,
Und in des Sturmes Sausen,
Im Bachesrauschen, in des Meeres Brausen
Und in der Thiere Sprache,
Im Vogelzwitschern unter Waldesdache.

Digitized by Google

Denn als vom Olesenraine
Die Götter, aus dem Strom', dem Walde schwanden,
Die jetzt im Schmaus der eignen Glanzes standen,
Da blieb nur er alleine,
In stiller Majestät, im dunkeln Haine.
Schon Sokrates verrieth von ihrem Sitze
Die Götterschaar durch seines Geistes Blitze,
Und dessen kun'res Walten
Will Platon panisch zur Idee gestalten.
Ja, selbst den Mosaismus,
Der seinen Gott geschieden
Von der Natur hienieden,
Beschlog Spinoza mit dem Pantheismus. —
Ich weiß, daß Christi Lehre
Allein dem Forschen sichern Schutz gewähre;
Nur sie hat Wald und Schluchten
Und Höhlen, drin wir Pan vergebens suchten.
Allein selbst dort ist offen
Der Zaun, so will es scheinen;
Vor Gott recht protestantisch oft wir meinen
In Luien. — doch es war Pan! wir stehn betroffen.
Denn Gott will man entfernen
Aus der Natur, dem All,
Und man verschanzt sich hinter'm Prosawalle,
Und glaubt, Er bliebe hinter seinen Sternen,
Nur zu gewissen Stunden und an Tagen,
Die im Kalender stehen.
Verstummet man sich, um zu Gott zu flehen,
Um seine Gunst im Zinge zu erjagen. —
Nicht so! Ihr müßet Gott im Herzen tragen;
Und pflanzet seiner Gnade theure Zeichen
Im freien Wald und auf der grünen Aue:
Erhöht das Kreuz in Mitten dieser Eichen,
Daß drau sein Nest des Waldes Sänger baue,
Zum Golgatha macht alle Bergeshöhen;
Die Klosterkirche rage hoch im Haine,
Die Glocke klute feurig im Abendscheine, —
Dann wird ein Andachtshauch den Geist umwehen!
Mit Blumenkränzen mischt Ihr die Altäre zieren,
Mit Heiligenbildern schmückt des Baumes Ast;
Gönnt zu der Feier Erhebung auch den Thieren,
Die ganze Schöpfung ladet ein als Gast,
Auf daß der Dichter sich mit Euch vereine,
Und bei dem Feste andachtsvoll erscheine,
O Gott des All's! an Deinem heil'gen Schreine,
Wenn sich Natur im Tempel
Am Feste mit betheiligt,
Und sich Profanes heiligt
Durch der Symbole gottgeweihten Stempel.
Allein bei uns, wo man Katholicismus
Verbannt, und jeder Anhaltspunkt gebricht,
Hier kann der Dichter nicht
Entfliehen dem Pantheismus.
Doch er ist ohne Fehde,
Die Sekte ist nur blind hier;
Im Himmel wird katholisch jede Seele.

Angel.

Rein, Protestanten sind wir.
Der du die Natur besungen,
Und begeistert zu verstehen
Glaubest ihre tausend Zungen,
Wie ein Wort aus Himmelshöh'n,
Laß mich deinem Geiste zeigen,
Wie selbst jedes Blatt sich müht,
Nach dem Kreuze sich zu neigen,
Auf daß es dem Heil' erblüht.
Wozu Kreuze auf den Fluren?
Ist das Kreuz nicht überall,
Wo das Leben seine Spuren
Zeigt, im ganzen Weltenall?
Dichter! trage jene Lehren
In des Herzens tiefem Schacht,
Dann wirst du nicht mehr begehren
Kreuze, die aus Holz gemacht.
Gott im All wußt du besingen,
Und es fehlet die die Spur
Von dem unbewußten Ringen,
Von dem Streben der Natur!
Glaubest nicht, daß sie dunkel ahnet,
Was ihr höhern Werth verleiht,
Seit uns Christ den Weg gebahnet
In den Himmels Seligkeit?
Daß nach der Erlösungsstunde
Dunkle Sehnsucht sie durchweht,
Wenn auf des Allmächtgen Munde
Durch das All der Ruf ergeht:
„Meinen Willen sollst du hören
„Und erfüllen mein Gebot!
„Ich befreie dich der schweren
„Ketten und aus Kerkerhaft." —
Dichter, seh' mit Dichterblicken!
Horch' mit Dichterohren nur!
O, dann schaust du mit Entzücken
Unverschleiert die Natur!
Tausend Stimmen werden dringen
Jubelnd in dein offnes Ohr,
Und ein Spiel wird dir gelingen
Lieblich, wie der Engel Chor!
Blick' umher im Heiligthume
Der Natur, die ernerud schweigt:
Nach Erlösung seufzt die Blume,
Wenn sie ihre Blätter neigt.
Lies im Abendroth die Frage,
In der Wolken Purpurschein:
Wird die Sonn' am nächsten Tage
Kinderin des Festen sein?
Ihre Freuden, ihre Schmerzen,
Was sie dunkel ahnt und hegt,
Will die Schöpfung einem Herzen
Beichten, das voll Liebe schlägt;
Voller Unschuld will sie künden,
Was sie Köstliches bewahrt;
Wenn die Menschen nur verständen,
Was sie liebend offenbart!
O, dann würden sie belauschen
Jene Stimme, die im Wald
Klaget und im Stromesrauschen,
Daß sie ungehört verhallt.
Lauscht den Tönen, hohen Dranges,
Dichter, die ertönen sie!
Wonne durch die Macht des Sanges
Innern Lust in Harmonie!
Die Natur sucht deine Blicke,
Tauschen will sie Lieb' um Lieb';
Doch sie flößt dich kalt zurücke,
Wenn die fremd dein Bruder bleibt!

Chor aus dem Walde.

Mit dem Menschen vereint will die Natur sich erheben
Zur Gottheit, Erlösung ist ihr Ziel;
Der Dichter erkennt ihr stilles Streben,
Ihr Sehnen findet sein Saitenspiel.
Geschaunet will Alles werden hienieden
Und gehört von der erkennenden Brust,
Will, liebend begriffen, den Himmels Frieden
Erringen, und der Freiheit Lust.

Erklärung.

Dem unterzeichneten Herausgeber des Nordischen Telegraphen ist eine Broschüre zu Händen gekommen unter dem Titel: **Bondewijn en de Tijd, door Ir. L. Lion,** in welcher dem Herrn J. L. van der Vliet, Herausgeber der Tijd, ganz ungerechterweise der Vorwurf gemacht wird, er habe sich der holländischen Korrespondenzen für den Nordischen Telegraphen bemächtigt.

Da ich im Nordischen Telegraphen die Politik und Literatur der Niederlande mündig vertreten zu sehen wünschte, so schrieb ich, durch eine Empfehlung des hiesigen Gesandten Herrn C. Anderson veranlaßt, an Herrn v. d. Vliet und ersuchte ihn, mich in meinem Vorhaben durch seine Beiträge zu unterstützen. Herr v. d. Vliet erklärte hierauf, daß er selbst nicht im Stande sei, meinen Wünschen zu entsprechen, war aber mit der größten Uneigennützigkeit bereitet, mir tüchtige Korrespondenten zu verschaffen, und machte in einem längeren Artikel in der Tijd auf den Telegraphen aufmerksam, welcher Artikel eine allgemeine Aufforderung an alle holländischen Literaten enthielt, sich kräftig bei dem Unternehmen zu betheiligen. In Folge dieses allgemeinen Aufrufes erhielt ich, unter mehreren werthvollen Beiträgen, auch das Anerbieten des Herrn Lion, Korrespondenzen zu liefern, welches ich durch Herrn v. d. Vliet dahin beantwortete, daß ich, sofern nicht schon die regelmäßigen Korrespondenten durch Herrn v. d. Vliet engagirt wären, sein Anerbieten annähme.

Was die pomphafte Ankündigung in dem Telegraphen von der Tijd betrifft, so ist das Faktum ohne das Wissen des Herrn v. d. Vliet darin von mir besorgt, und es soll mich freuen, wenn es etwas dazu beigetragen haben sollte, diese reichhaltige Zeitschrift in Deutschland zu verbreiten.

Herrn v. d. Vliet dankt ich noch hiermit öffentlich für seine Bemühungen und bedauere, daß sie ihm nur bittere Feindschaft getragen haben.

Leipzig, den 5. Februar 1849.

Carl B. Lorck.

Briefwechsel der Redaction.

Eingegangene Bücher.

Conrad, Memorie.
—, Beschrijving van het buitenpoor nahij Delft.
—, Verslag omtrent den ijzeren spoorweg.
—, De afdamming enz.
—, Rapport.
—, De noodzakelijkheid etc.
Bordijk, hoe men 't vermt kant.
Engelen, het jaar 1848.
Kramers, Handboek, 14. Lfr.
Lion, Bondewijn en de Tijd.
Herweeden, het Nabedal.
Koninklijk Institunt van Ingenieurs. Algemeen Verslag van de werkzaamheden etc. 1847—1848.
Verhandelingen van het Koninklijk Institunt van Ingenieurs. 1. Deel. 1. St.
Henrik Herz, Tyding.
Oehlenschlägers Tragödier. Bd. 1.
Noord en Oud. Bd. 5. Hft. 2.
Allgemeen letterlievend Maandschrift. 1849. 2. Lf.
De Recensent. 1849. Nr. 3.
De Gids. 1849. Februar.
Vaderlandsche Letteroefeningen. 1849. Febr. Nr. 2.
De Tijd. 1849. 2te und 3te Lf.
Gruno, stromen wetenschappelijk tijdschrift. 1849. 1te Lf.

Anzeigen.

64] Neuestes Werk von Boz (Dickens).

Soeben erschien:

Der Verwünschte.

Ein Märchen von Boz (Dickens).

Mit 8 Illustrationen nach Stanfield u. Leech.

Preis 10 Ngr. = 36 Kr. Rh.

Leipzig, im Febr. 1849. **Carl B. Lorck.**

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Sgalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Copenhagen: Poſt & Delbanco. Chriſtiania: Feldberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädecker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

23. Februar. № 21. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die engliſche Preſſe in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage. — Eine Stimme aus Holſtein. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark: Kopenhagen, 15. Febr. General Bonin und die Affaire bei Brönd. — Holland: Das Handelsblad über die deutſche Einheit. — Notizen: Däniſche Staatsſchuldenterei. Freiwillige Steuerzahlungen in Schleswig.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Bücherſchau: Börjesson, Krik XIV. — v. Hoßvoll, Reis over Java. — Notizen: Neue Oper von Gläſer. Neue Kompoſition von Sigfr. Saloman. Muſikaliſche Soireen in Kopenhagen. Neutroy's Poſſen auf der däniſchen Bühne. Ein Jude in Mondal. Der norwegiſche Lektions-Katalog. Die Sammlungen der Univerſität zu Lund. Die königliche Bibliothek in Stockholm. Schwediſcher Künſtler-Verein. Akademien in Schweden. J. C. Nordblom. Aus Finnland.

Feuilleton. Eine däniſche Kriminal-Geſchichte, von P. L. Möller. Briefwechſel.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Die engliſche Preſſe in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage.

Die engliſche Preſſe, welche früher das ſtändlich und harmlos vegetirende Deutſchland kaum eines vornehmen Seitenblickes würdigte, widmet unſeren Angelegenheiten, ſeitdem wir durch die März-Ereigniſſe des vorigen Jahres in die Reihe der mündigen Völker eingetreten, jetzt eine fortdauernde Aufmerkſamkeit. Freilich ſind die Betrachtungen der engliſchen Blätter über unſere Zuſtände und Kämpfe für uns oft eben nicht ſchmeichelhaft; und können wir auch nicht in Abrede ſtellen, daß der Tadel, den ſie mit alttigger Miene über unſere Wirren und über die mancherlei Auswüchſe unſeres gewaltigen Strebens und Ringens nach Freiheit und Einheit, ausſprechen, hin und wieder der Wahrheit nicht entbehren, ſo ſollten die Engländer doch andererſeits nicht vergeſſen, daß wir jetzt für die Sünden der früheren Generationen büßen, daß wir nachholen müſſen, was ſie verſäumt haben, und daß die Engländer der Jetztzeit ſich nicht ſo ſtolz ihrer perſönlichen Freiheit rühmen könnten, wenn ihre Vorfahren ſie ihnen nicht durch weit heftigere Kämpfe, als die unſrigen ſind, errungen und geſichert hätten. Oft aber zeugen ihre ſchiefen Urtheile über unſer Streben von gänzlicher Unkenntniß des deutſchen Charakters, ja von egoiſtiſcher Furcht vor der möglichen Verwirklichung der Einheitsidee. Das herrſchſüchtige Albion will nicht dulden, daß ein mächtiges, einiges Deutſchland den ihm gebührenden Platz in der europäiſchen Staatenfamilie einnehme; es fürchtet zu ſehr, daß die deutſche Flotte zur Wahrheit werden, und ihm dereinſt, wenn auch nur auf einigen Punkten des Weltalls die Alleinherrſchaft auf dem Meere ſtreitig machen könnte. Namentlich tritt dieſe letzte Rückſicht in den Artikeln der engliſchen Journale über Deutſchlands Betheiligung an dem Schleswig-Holſteiniſchen Kampfe mit Dänemark deutlich hervor; ſie ſtellten ſich nicht allein vom Beginne an entſchieden auf die Seite unſeres Gegners, ſondern ſie wollen uns hierbei Beweggründe unterſchieben, die ſicherlich dem deutſchen Charakter gänzlich fremd ſind.

Wir ſelbſt haben dieſen Kampf niemals gebilligt; wir waren von jeher der Meinung, daß Deutſchland, indem es für die Schleswig-Holſteiner zu Felde zog, nicht allein eine Ueberreilung beging, die nur zu ſehr den Schein der Ungerechtigkeit auf uns ladet, ſondern daß dieſer Krieg auch gegen unſer wohlverſtandenes Intereſſe ſtreitet, denn dieſes gebietet uns eben, uns die Freundſchaft unſerer ſchwächeren Nachbarn, beſonders aber der ſeelandiſchen Dänen zu ſichern; — Dänemark und Holland wären für uns ſchätzbare Bundesgenoſſen geweſen gegen die halbverſteckte Eiferſucht und Feindſchaft Rußlands und Englands, und es war jedenfalls eine Unklugheit, dieſe beiden Seemächte, die uns zur Begründung einer Seemacht beſonders behülflich hätten ſein können, mit aller Macht in die Arme unſerer Gegner zu drängen. Allein eben hierin finden wir den Beweis, daß Deutſchland keinesweges von den eigennützigen Beweggründen, welche die engliſche Preſſe uns hämiſch unterſtellen möchte, zu dieſem Kriege getrieben wurde. Nein! das deutſche Volk beabſichtigt nicht die Oſtſeeherzogthümer Schleswigs und Holſteins gewaltthätig an ſich zu reißen, eine ſo ſelbſtſüchtige arrière pensée war ihm im vergangenen Frühling fremd; es begann den Kampf mit der Unbefangenheit eines feurigen Jünglings, deſſen Herz allen Eindrücken und Verlockungen offen iſt, weil es durch die zahlreichen Vorſpiegelungen der, von den Auguſtenburgern und der holſteiniſchen Ritterſchaft erkauften Zeitungs-Korreſpondenten zu dem Wahne verleitet worden war: Schleswig ſei ein durch und durch deutſches Land, das der Däne an ſich reißen und damiſiren wolle. Mit viel größerem Rechte können wir gerade in dieſer Angelegenheit England der Selbſtſucht und des zweideutigen Benehmens beſchuldigen. England wußte es wohl, daß Schleswig ein, ſeit Jahrhunderten mit Dänemark verbundenes Land ſei, das nie zu Deutſchland gehört hat; England hat ſich bei allen Kämpfen des Jahres 1848 zur Legitimität hingeneigt, inſofern das Gegentheil nicht ſeinem Eigennutz frommte; England hat im Jahre 1715 Dänemark feierlichſt und auf's Bündigſte den ewigen Beſitz Schleswigs garantirt und Lord Palmerſton hat vor wenigen Monden noch mit großklingenden Phraſen im Parlament ausgeſprochen: „daß die Ehre Englands dafür haſte, daß es ſeine Verpflichtungen vollkommen erfülle," — und daß er die Garantie-Akte von 1720 noch als zu Recht beſtehend betrachte. Dieſe Garantie vom 26. Juli 1720 verpflichtet aber England ausdrücklich: „— — dem Könige von Dänemark den ewigen und friedlichen Beſitz Schleswigs zu garantiren und zu erhalten und ihn darin beſtens zu vertheidigen gegen Alle und Jedermann, der ihn darin ſtören wollte, ſei es direkt oder indirekt. Alles Kraft des Traktats von 1715 und der Konvention vom 30. October 1719." — „In Letzterer verſprich und verpflichtet S. M. der König von England ſich von heute an für Sich, Seine Erben und Nachfolger S. M. den König von Dänemark, ſo wie deſſen Erben und Nachfolger in dem friedlichen Beſitze des Herzogthums Schleswig zu erhalten gegen Alle, ſo ihn darin angreifen oder ſtören wollten, nach den Beſtimmungen des Traktats vom 17. Mai / 17. Juni 1715, welche Garantie Sr. Britiſchen Majeſtät in voller Kraft und Stärke für alle

Digitized by Google

kommende Zeiten fortdauern soll"*). Der zehnte Artikel des Traktates von 1715 endlich bestimmt die Hülfsleistung Englands zu Gunsten Dänemarks auf „6000 Mann, worunter 2000 M. Kavallerie". Nichts kann bestimmter sein, als der Sinn und der Wortlaut dieser Garantieen. England hat es feierlich anerkannt, daß sie noch in Kraft sind; wir fragen: warum hat das stolze Albion seine Verpflichtungen denn nicht erfüllt? warum hat es nicht offen und ehrlich die Partei Dänemarks ergriffen, und ihm „6000 M., worunter 2000 M. Kavallerie," zur Hülfe gesandt? Oder, wenn England es für klüger hielt, seine von ihm selbst als heilig anerkannten Verpflichtungen gegen seinen Schützling nicht zu erfüllen, und diesen lieber zu opfern, als mit einem so wethen Geschäftsfreund und Kunden, wie Deutschland für ihn ist, offen zu brechen, gient es ihm dann nicht viel eher, erröthend zu schweigen? Hat das immer nur kaufmännisch und schlau berechnende England, das stets nur von selbstsüchten Motiven geleitet wird, das Recht, bei uns einen gleichen Eigennutz vorauszusetzen?

Die Schläge war also vom Beginne des Krieges an, bis zum Waffenstillstande, folgende: Englands Volk, seine Presse, sein Parlament, sein Ministerium, hatten sich dahin ausgesprochen, daß in diesem Streite das Unrecht entschieden auf der Seite Deutschlands sei, und die englischen Blätter überhäuften uns mit allen möglichen Schmähungen wegen unserer Raubsucht und Gewaltthätigkeit; aber, — anstatt, wie Ehre und Pflicht gebieterisch forderten, sich entschieden und handelnd auf die Seite Dänemarks zu stellen, zog das Kabinet von St. James es vor, die billigere und bequemere Rolle des Vermittlers zu spielen. Dieser Amt hat aber seine bedeutenden Schwierigkeiten. Der Irrthum in Betreff Schleswigs, den die schleswig-holsteinische Propaganda jahrelang mit einer Ausdauer und mit einem Kraftaufwande, die einer gerechteren Sache würdig gewesen, genährt und verbreitet, hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen in dem Geiste und im Herzen des deutschen Volkes. Selbst Staatsmänner und Gelehrte waren mit fortgerissen worden; — sie sind jetzt befangen und entäußern sich nur langsam und mit Widerstreben des vorgefaßten, langgehegten Wunsches, Schleswig mit Deutschland zu vereinen; die tausendköpfige, öffentliche Meinung aber wird sich nur durch die Gewalt der Thatsachen davon überzeugen lassen, daß Deutschland durch die Erfüllung dieses seines Lieblingswunsches eine Ungerechtigkeit begehen würde. Endlich ist Deutschland in dieser Angelegenheit zu weit gegangen; es war die erste That des neu erstandenen Germaniens; es glaubt jetzt seine Ehre beim Ausharren verpfändet, es glaubt eine Schwäche zu offenbaren, wenn es nachgäbe, ohne irgend ein erhebliches Resultat zu erzielen. — Andererseits sind in Dänemark König, Ministerium und Volk darüber einig, der Erzielung Deutschlands keinenfalls in Güte nachzugeben, sondern nur der Uebermacht, der Gewalt zu weichen; es herrscht in Dänemark nur eine Stimme darüber, daß man in die Losreisung Schleswigs, die nicht allein die Ehre des dänischen Reiches auf's Tiefste verletzen, sondern auch seine ganze Existenz als selbstständige Macht bedrohen würde, nur dann willigen dürfe, wenn selbst die äußersten Mittel zur Gegenwehr vergeblich waren, wenn nach der heftigsten Kraft-Anstrengung, deren die dänische Nation fähig ist, sie erschöpft zusammenbricht. Bis jetzt beklagt daher auch Nichts, das zu der Hoffnung einer friedlichen Beilegung des Streites berechtigte; fünf Monate des Waffenstillstandes sind aber bereits verflossen, er naht sich seinem Ende, und mit diesem rückt auch der Zeitpunkt heran, wo Dänemark England abermals an seine Verpflichtungen erinnern und es um thätigen Beistand ansprechen wird. England ist, wie wir oben gezeigt haben, durch die Traktate von 1719—20, deren noch fortdauernde Gültigkeit Lord Palmerston anerkannt hat, zur Hülfe verpflichtet; aber, es kommt ihm bei der jetzigen Lage der Dinge in Europa, so wie seiner Finanzen, nicht gelegen, sich in einen Kampf mit Deutschland einzulassen, noch will es dieses offen eingestehen. Lord Palmerston hat ein geistreiches Auskunftsmittel ersonnen, wie wir auch drei Artikeln des ministeriellen Blattes „the Globe" vom 8., 10. und 15. Jan. ersehen. Wie gewöhnlich, beginnt der Verfasser mit heftigen Ausfällen gegen uns, wegen unserer Eroberungslust; sodann weiset er nach, indem er sich auf die bekannte Schrift des Dr. Twiss stützt, daß, wenn auch die Herzogthümer eine Zeit lang administrativ verbunden waren, doch kein Schatten eines Rechtsgrundes vorhanden sei, welcher die Auflösung dieser Verbindung verhindern könnte, noch der Deutschland ein Recht gäbe, diese Auflösung verhindern zu wollen. Um diese seine Ansicht zu vertheidigen, beruft er sich unter Anderem auch auf die Erklärung Preußens, beim Beschlusse der Bundesversammlung am 27. Novbr. 1823, welche es damals aussprach: „daß Schleswig gänzlich außerhalb der Kompetenz des deutschen Bundes liege;" der preußische Gesandte gab nämlich zu Protokoll: „Die von den Reklamanten gewünschte Aufrechthaltung der Verbindung des Herzogthums Holstein mit Schleswig in Einer und derselben Ständeversammlung, welche Verbindung als ein wesentlicher Bestandtheil der ständischen Gerechtsame von Holstein im Jahre 1816 angeblich mit bestätigt sein solle, abgesehen von jedem sonst dagegen zu erhebenden Bedenken, sei schon um deswillen kein Gegenstand, auf welchen sich eine denkbare Einwirkung des Bundestages erstrecken könnte, weil das Herzogthum Schleswig nicht zu den deutschen Bundesländern gehöre und daher ganz außerhalb des Einflusses des Bundes liege." — Der Verfasser ist aber „noch königlich gesinnter, als der König"; er geht noch weiter, als Dänemark selbst. Indem er die durch die März-Ereignisse herbeigeführte Neugestaltung Deutschlands gänzlich ignorirt, will er unsere Verhältnisse auf die Grundlage der Bundes-Akte von 1815 und der Wiener Schluß-Akte von 1820 zurückführen, wonach er zu dem Schluß gelangt, daß auch Holstein ungetrennlich mit Dänemark verbunden bleiben müsse. Denn, sagt er, im Jahre 1806 hörte das deutsche Reich auf zu existiren, und die einzelnen Länder, die es bildeten, traten aus dem Lehnsverhältnisse zur deutschen Kaiserkrone heraus und wurden unabhängige Staaten, oder fielen der ausschließlichen Herrschaft ihres Lokal-Fürsten anheim, welches Letztere eben bei Holstein der Fall war. Im Jahre 1815 errichteten diese sämmtlichen Fürsten unter den freien Städten einen Bund, der ihnen bestimmte Rechte gewährte und bestimmte Pflichten auferlegte, dieser Bund habe sich im vorigen Jahre aufgelöst, und der König von Dänemark, als Herzog von Holstein, brauche sich den jetzt in Frankfurt getroffenen Bestimmungen für die Neu-Gestaltung des deutschen Reiches, zu denen er seine Zustimmung nicht gegeben, nicht zu unterwerfen. — Ohne bei der Unhaltbarkeit dieser Schlußfolgerung, die von selbst in die Augen springt, länger zu verweilen, wollen wir nur bemerken, daß man in Dänemark, wenigstens in der neueren Zeit, sehr geneigt war, alle Ansprüche auf Holstein aufzugeben, ja, daß Friedrich VII. in seiner Antwort an die holsteinische Deputation am 24. März v. J. ausdrücklich erklärte: „es ist Unsere Absicht, Unserem Herz-Holstein, als einem selbstständigen deutschen Bundesstaate, eine wahrhaft freie Verfassung . . . zu gewähren, ... zugleich werden wir Und den Bestrebungen für Errichtung eines kräftigen und volksthümlichen deutschen Parlaments offen anschließen." — Nach allen diesen, für Dänemark so günstigen Betrachtungen gelangt der Verfasser dennoch im dritten Artikel zu dem Resultate, daß England weder das Recht, noch die Pflicht habe, sich in diese Angelegenheit zu mischen; „weil die Garantie von 1720 nur in Bezug auf den herzoglichen Antheil von Schleswig, und auch nur, insofern dieser im Namen des Herzogs von Schles-

*) — — „S. M. Brittanique, comme Roy de la Grande Bretagne, promet et s'engage dès à présent, pour Elle, Ses Héritiers et Successeurs, de maintenir S. M. le Roy de Dannemare, ses Héritiers et Successeurs dans la paisible possession du Duché de Schleswig, contre tous ceux, qui voudroient L'y attaquer, ou troubler, sur le pied et de la même manière que S. M. Brittanique, comme Electeur de Brunswick, s'est déja obligé à cette garantie, par le traité conclu avec S. M. Danoise 17. Mai 21. Juillet 1715, laquelle Garantie de S. M. le Roy de la Grande Bretagne subsistera dans sa pleine force et vigeur . . . . . pour tous les temps à venir." . . .

Digitized by Google

wig-Gottorp angegriffen würde, gegeben sei, daß aber eine Garantie weder die Rechte Dritter beeinträchtigen, noch überhaupt gegen ein Volk selbst gegeben werden könne; daß daher Schleswig, das sich entschieden für den Anschluß an Deutschland ausgesprochen habe, hieran nicht gehindert werden dürfe." — So angenehm es nun auch für Deutschland ist, aus dieser Argumentation zu ersehen, daß die englische Regierung, bei ihrer Unlust, sich an dem Streite zu betheiligen, begierig nach einem Vorwande hascht, um sich der Erfüllung der von ihr anerkannten Verpflichtungen zu entziehen, so müssen wir es doch als einer großen Nation unwürdig bezeichnen, daß sie ihren Trennbruch durch solche Mittel zu beschönigen sucht. In der That ist dies auch in England selbst genügend erkannt worden, und fast die ganze englische Presse (Times, Morning-Chronicle, Morning-Post u. s. w.), hat sich entschieden gegen diese Art, Verträge zu deuten, erklärt. Die Garantie Englands von 1720 erwähnt allerdings des herzoglichen Antheils von Schleswig, aber augenscheinlich nur, weil dieser Theil allein dem Könige Friedrich IV. hätte streitig gemacht werden können, und daher besonders der Garantie bedürfte — den königlichen Antheil besaß Friedrich IV. längst. Ueberdies wird in dem Traktate von 1720 ausdrücklich auf die Konvention vom 30. Oct. 1719 Bezug genommen („en vertu de cette paix la garantie du Duché de Schleswick, selon le contenu de la convention et la promesse faite par Sa Maj. Brit. du 30. Oct. de l'année passée sera et restera continuée"), und in dieser ist nur vom Herzogthum Schleswig die Rede (siehe Citat pag. 151). Was die Rechte Dritter betrifft, sagt die Morning-Post vom 18. Januar, „so hat der König von Dänemark unseren Beistand nicht angerufen zu einem Versuche die Rechte Dritter zu kränken, sondern lediglich zu seinem eigenen Schutze im friedlichen Besitze des Territoriums, welches die Akte von 1720 ihm zuschert; mit anderen Worten, er hat ihn nur angerufen zu dem Zwecke, zu welchem die Garantie gegeben ward, zu dem einzigen Zwecke, zu welchem sie überhaupt bestimmt war. Von dem Herzoge von Holstein-Gottorp kann um so weniger die Rede sein, als die Garantie-Akte wörtlich sagt: „gegen Alle und Jedermann, welche ihn (den König von Dänemark), sei es direkte oder indirekte im Besitz stören wollten" (contre tous et chacun, qui tacheroit de la troubler soit directement ou indirectement). — Außerdem dürfte hier zu bemerken sein, daß Friedrich IV. nach geschlossenem Frieden Schleswig in einem Patent, „für eine dänische Provinz erklärte, die hinfort nach der lex regiae", — welche die Thronfolge auch in der weiblichen Linie festsetzt — „regiert werden solle", und daß sämmtliche Einwohner des Herzogthums, ja selbst die damaligen Herzöge von Augustenburg und Glücksburg ihm auf Grund dieses Patentes, ohne Vorbehalt und ohne Protest huldigten. —

Was nun den dritten Grund des Globe betrifft, so sind wir sicherlich die Letzten, welche es bestreiten würden, daß ein Volk selbst das Recht habe, sein Schicksal zu bestimmen; wir würden es daher ganz und gar gerechtfertigt finden, daß Schleswig sich Deutschland anschlösse, wenn wirklich das ganze Volk sich einstimmig, oder auch nur in seiner Mehrheit für diesen Anschluß ausgesprochen hätte. Wir kennen aber Schleswig zu genau, um dieses nicht bestreiten zu müssen und die Ereignisse seit dem März bestätigen unsere Ansicht: daß vor dem Beginne des Krieges nur eine Partei, aus Aristokraten, Bürokraten und Literaten bestehend, der Vereinigung mit Deutschland anstrebte, daß damals selbst die Hälfte der deutschen Schleswiger solche nicht begehrte; daß trotz der unbestreitbaren Macht, welche die vollendete Thatsache und der Einfluß, der seit 10 Monaten die Herzogthümer beherrschenden exclusiv deutsche Regierung auf schwankende Gemüther ausübt, dennoch selbst heute noch bei weitem nicht alle Deutsche im Herzogthume sie wünschen, während die dänische Hälfte der Bevölkerung an der Jahrhunderte langen Verbindung mit Dänemark unerschütterlich festhält. Die Theilnahmstosigkeit der Schleswiger selbst bei dem Kampfe beweist dies auch dem Unkundigen zur Genüge, ebenso wie wir jetzt, nachdem wir selbst hinreichende Erfahrungen in Betreff der Fabrikation von Adressen gemacht haben, unparteiischer werden beurtheilen können, wie sehr wir uns früher über den Werth von derartigen Kundgebungen aus dem Herzogthum, welche den Anschluß an Deutschland forderten, von den Literaten-Unterschrift-Sammlern täuschen ließen.

Ist aber dieser Satz: von dem einstimmig ausgesprochenen Wunsche der Schleswiger unwahr, dann fällt natürlich auch die daraus gezogene Schlußfolgerung des Globe in sich zusammen, und wir können mit dem Morning Chronicle dem englischen Kabinette, das trotz aller seiner schönen Worte dennoch nun auf gute Manier von seinen Verpflichtungen loszukommen sucht, nur den Rath geben, dies offen zu bekennen, sich schleunigst von der undankbaren Rolle eines Vermittlers loszusagen, und es Dänemark und Deutschland selbst zu überlassen, ihren Streit zu beenden. — Die Frage, wie dieses auf dem Wege der Vereinbarung möglich sei, werden wir in einem späteren Artikel zu beantworten suchen. — z.

Eine Stimme aus Holstein. *)

Nachdem vor kurzer Zeit das Memoire der für die Herzogthümer Schleswig und Holstein unterm 22. Oktbr. installirten gemeinsamen Regierung durch die Zeitungen veröffentlicht worden ist, bringen unsere Tagesblätter jetzt eine Denkschrift aus dem Reichsministerium der auswärtigen Angelegenheiten über die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten zur Kenntniß des größeren Publikums. In Fassung und Ton bewahren beide Aktenstücke im Wesentlichen die Bedingungen solcher Exposés, und sind selbige daher in jeder Weise geeignet, der Gegenpartei einer Diskussion zu sein, um so mehr, da die Ansicht, daß nur Demjenigen allgemeine Anerkennung zu Theil werden soll, was sich als Wahrheit und Recht bewährt, gewiß nicht eine irrige genannt werden kann. Nach dieser Seite hin das Memoire und die Denkschrift zu besprechen, wird uns daher ohne Zweifel gestattet sein.

Um jedoch unserm Vorhaben möglichst enge Gränzen zu setzen, werden wir, da das Memoire mit der Denkschrift dem wesentlichen Inhalte nach völlig übereinstimmt, jedoch weit kürzer gefaßt ist, dieses uns zur Richtschnur dienen lassen und nur da, wo es wesentlicher Abweichungen oder des Verständnisses wegen nöthig ist, der Denkschrift Erwähnung thun.

Das Memoire sowohl als auch die Denkschrift haben zunächst darüber Beschwerde geführt, daß die dänische Regierung am Tage nach der Installirung der gemeinsamen Regierung, am 23. Oktbr. v. J. eine besondere Verwaltung für die zum Herzogthum Schleswig gehörenden Inseln Alsen und Arröe eingesetzt, und nicht, wie sie es doch, in Uebereinstimmung mit der Waffenstillstandskonvention vom 26. August v. J. gewußt habe, diese Inseln der Verwaltung der gemeinsamen Regierung unterstellt habe; sodann aber gegen den Vorwurf, daß die genannte Behörde nicht konventionsmäßig regiere, sich zu rechtfertigen gesucht. Gehen wir zunächst, mit vorläufiger Uebergehung des Anklagepunktes, auf den wir später zurückkommen werden, auf die Vertheidigung etwas näher ein. Um dieses zu können ist es nothwendig, den bezüglichen Inhalt der Waffenstillstandskonvention, welcher hier allein entscheiden kann, uns wieder zu vergegenwärtigen. Der Schluß des Art. 7 lautet „jedoch soll der Letzteren (der gemeinsamen Regierung) das Recht zustehen, solche nach dem 17. März a. c. erlassenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln wieder in Kraft treten zu lassen, deren Aufrechthaltung ihr unerläßlich oder für den regelmäßigen Geschäftsgang ersprießlich erscheint, welche indessen keinenfalls etwas den Bestimmungen des Art. 11 (cit) Widersprechendes enthalten dürfen."

*) Obwohl wir diese Frage schon öfter behandelt haben, und sie von jetzt ab hoffentlich wohl nur ein mehr historisches Interesse haben wird, so fragen wir doch kein Bedenken, diesen Aufsatz mitzutheilen, und zwar besonders in Anbetracht des erwähnten historischen Interesses, da der nordische Telegraph wohl die einzige Quelle in der deutschen Journalistik sein wird, in welcher das Material zu diesem Theile der jetzigen Zeitereignisse, unverfälscht durch Parteirücksichten, für die künftige Behandlung geschöpft werden kann. D. Red.

Digitized by Google

sen" und der Art. 11 folgendermaßen: „Es ist ausdrücklich verstanden, daß die Bestimmungen dieser Konvention in keiner Weise den Verbindungen des definitiven Friedens präjudiziren, über welche die Unterhandlungen unmittelbar eröffnet werden sollen, und daß weder Dänemark noch der deutsche Bund die Ansprüche und Rechte aufgeben, welche sie Jederseits geltend gemacht haben."

Man sollte meinen, der Inhalt dieser beiden Stellen sei klar, so klar, daß eine verschiedene Meinung über denselben nicht aufkommen könne, und doch sind es gerade diese Stellen, welche den mehrsten Streit erregen. Auf der einen Seite wird behauptet, man habe das gute Recht, alle von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze, und unter diesen namentlich das Staatsgrundgesetz für Schleswig-Holstein, wieder in Kraft treten zu lassen, da solches geschehen sei, nicht allein unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Bestätigung derselben durch den Frieden, sondern auch unter dem, daß in keiner Weise den Verbindungen des definitiven Friedens dadurch vorgegriffen werde, während auf der anderen Seite dagegen das gerade Gegentheil verfochten wird.

Nach unserem Dafürhalten kann der Sinn der angezogenen Artikel nur der sein, daß die streitige Frage während der Dauer des Waffenstillstandes völlig suspendirt bleiben soll. Ist nun aber die streitige Frage kurz gefaßt die, ob es einen Staat Schleswig-Holstein oder eine dänische Provinz Schleswig gebe, so folgt daraus, daß alle diejenigen Einrichtungen und Bestimmungen, welche zu ihrer Existenz eine dieser Postulate nothwendig voraussetzen, während der Dauer des Waffenstillstandes als nicht existirt betrachtet werden sollen. Ist dies aber der Fall, wie kann dann von einer auch nur bedingsweisen Inkraftsetzung eines Staatsgrundgesetzes für Schleswig-Holstein, während der Dauer des Waffenstillstandes die Rede sein, da mit dem Aufheben eines solchen Staates dieses Gesetz seiner Grundlage entbehrt. — Daß aber die von uns versuchte Interpretation der Waffenstillstandskonvention die richtige ist, geht schon daraus hervor, daß eine während der Dauer des Waffenstillstandes getroffene Bestimmung, in Wirklichkeit einem definitiven Friedensschluß niemals präjudiziren kann. Denn sei es, daß Dänemark, sei es, daß die Herzogthümer, durch den Frieden ihre erhobenen Ansprüche erfüllt sehen, so hat mit dem Ertragenen, nach dem Frieden, jeder Theil nach eigenem Willen zu schalten und zu walten, kann also selbstverständlich etwanige ihm nicht konvenirende Einrichtungen, welche während der Dauer des Krieges oder des Waffenstillstandes etwa sollten ins Leben getreten sein, sofort wieder abstellen. Sollte es z. B. nicht den Herzogthümern gestattet sein, falls im Friedenstraktat ausgesprochen würde, die Herzogthümer Schleswig-Holstein sind selbstständige, unzertrennlich verbundene, dem deutschen Staatsverbande angehörige und durch eine eigene selbstständige Regierung zu verwaltende Staaten, ein Staatsgrundgesetz für Schleswig-Holstein zu erlassen, Gesetze über den Gebrauch der schleswig-holsteinischen Flagge, über Abschaffung der dänischen Kokarden ꝛc. zu emaniren, oder all hergebrachte, jetzt nicht mehr zweckmäßig erscheinende Institute abzuschaffen? Und auf der andern Seite, sollte nicht die dänische Regierung, im Fall die Friedenstraktate Schleswig für eine dänische Provinz, oder auch nur für einen mit Dänemark ungertrennlich verbundenen Landestheil erklärten, das Recht haben, ein während des Krieges oder Waffenstillstandes emanirtes schleswig-holsteinisches Staatsgrundgesetz, für Schleswig wieder aufzuheben, oder den Schiffern zu gebieten, nur unter der Dannebrogsflagge in See zu stechen? Ist dieses, und solches läßt sich wohl nicht läugnen, der Fall, dann braucht man diese Befugniß, als in der Natur der Sache liegend, in der Waffenstillstandskonvention nicht besonders zu reserviren, wenn nicht etwas Ueberflüssiges, was bekanntlich niemals zu präsumiren ist, gesagt werden sollte, und kann daher nur durch die angeführte Auslegung den mehrerregten Artikeln ein vernünftiger Sinn yindizirt werden. Mißtrin ist die von der gemeinsamen Regierung bei der erneuerten Publikation der seit dem 17. März erlassenen Gesetze hinzugefügte oberwähnte Klausel, da dieselbe nämlich, wie nachgewiesen worden, nur eine Wiederholung dessen ist, was sich von selbst versteht, ohne alle Bedeutung und dessert in der Sache nichts. Kommt hierzu nun noch, daß auch der deutsche Reichskommissarius Protest gegen die Inkraftsetzung einiger Gesetze und unter diesen namentlich gegen den wesentlichen Inhalt des Staatsgrundgesetzes erhoben, mit solchem Protest auch, wie dessen an die gemeinsame Regierung gerichtetes Schreiben darthut, bei der provisorischen Centralgewalt Anklang gefunden hat, indem er, wie es in dem gedachten Schreiben heißt, die Gesetzgebung richtig aufgefaßt habe, so steht es wohl nicht mehr zu bezweifeln, daß die gemeinsame Regierung in dieser Beziehung sich wenigstens im Irrthum befindet. Freilich wird auch in der Denkschrift das von der gemeinsamen Regierung bei ihrem Amtsantritt beobachtete Verfahren als ein richtiges dargestellt, doch kann man wohl nicht annehmen, daß dieser Ausführung von dem Reichsministerium besonderes Gewicht beigelegt worden, indem sethiges mit der früheren Genehmigung des Protestes des Reichskommissarius in einen wunderbaren Widerspruch gerathen würde, da es nämlich nicht wohl einzusehen ist, wie man Protest erheben kann gegen eine Handlungsweise, die man selbst als richtig anerkennt.

Ist nun schon hiernach die Inkraftsetzung der erwähnten Gesetze und namentlich des beregten Staatsgrundgesetzes abseiten der gemeinsamen Regierung unzulässig, so tritt solche Unzulässigkeit noch schärfer hervor, wenn man die Zeit der ersten Emanirung des beregten Gesetzes ins Auge faßt. Die Waffenstillstandskonvention wurde am 26. August v. J. in Malmö unterzeichnet und am 1. Septbr. v. J. in Lübeck ausgewechselt; erst am 15. f. M. aber wurde das Staatsgrundgesetz in den Herzogthümern publizirt. Nun aber besagt der Art. 7 der gedachten Konvention, daß alle seit dem 17. März v. J. für die Herzogthümer erlassenen Gesetze verbehältlich der modifizirten Inkraftsetzung durch die zu errichtende gemeinsame Regierung aufgehoben sein sollen. Es können mithin am 26. August v. J. nur die Gesetze gemeint sein, welche bis dahin erlassen waren, indem von anderen der Zeit noch nicht existenten Gesetzen selbstverständlich nicht die Rede sein konnte. In Verbindung mit dieser erwähnten Bestimmung besagt dann der gedachte Artikel weiter „die zu installirende Regierung soll die Machtvollkommenheit des Königs-Herzogs ausüben, mit Ausnahme der ausgeschlossenen Gewalt, die während der Dauer des Waffenstillstandes ruht." Also vom 26. August 1848 bis zum 26. März 1849, denn das ist die Dauer des siebenmonatlichen Waffenstillstandes, ruht die Gesetzgebung und kann mithin innerhalb dieser Frist von Emanirung eines Staatsgrundgesetzes nie die Rede sein.

In dem Memoire der gemeinsamen Regierung und indirekt auch in der Denkschrift wird hiergegen nun zwar behauptet, der Waffenstillstand sei erst viel später, nämlich am 16. Septbr. v. J., nach Genehmigung desselben abseiten der frankfurter Nationalversammlung existent geworden. Gegen diese Behauptung möchten wir nur fragen, was würden die unparteiischen Mächte, unter deren Vermittelung der Waffenstillstand zum Abschluß gebracht worden war, was würde Preußen und was die nordeuchischen Seestädte, ja was würden selbst die Mitglieder des Reichsministeriums und der gemeinsamen Regierung wohl gesagt haben, wenn die dänische Regierung dergleichen Ansicht geltendigt hätte? was würden sie gesagt haben, wenn Dänemark bis zum 16. Septbr. v. J. fortgefahren hätte, die Häfen zu blockiren, Schiffe aufzubringen und sonstige Feindseligkeiten fortzusetzen? Handlungen zu denen nach der Ansicht der gemeinsamen Regierung und des Reichsministeriums, da ja vor dem 16. Septbr. v. J. ein Waffenstillstand nicht existirte, Dänemark völlig berechtigt sein mußte. Waren doch unsere Zeitungen bereits damals mit Schmähartikeln angefüllt, als Dänemark einen Kostenanschlag gegen die Mannschaft der aufgebrachten Schiffe erhob und dadurch deren Abfahrt vielleicht um 24 Stunden verzögert wurde. Damals vernahm man nicht eine einzige Stimme, welche Dänemark mit Rücksicht darauf, daß noch kein Waffenstillstand existire, in Schutz genommen hätte. Was, fragen wir endlich noch einmal, würde man gesagt haben, wenn die politischen und Kriegsgefangenen bis zum 16. Septbr. v. J. an ihren resp. Detentionsorten zurückgehalten worden wä-

Digitized by Google

ren? Würde man auch dann, in Uebereinstimmung mit der jetzt vorgebrachten Behauptung gesagt haben, es existire noch kein Waffenstillstand und alles dieses sei daher völlig in der Ordnung? Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Antwort nicht ganz so ausgefallen sein würde. War doch auch der Waffenstillstand von Preußen abgeschlossen worden im Namen des Deutschen Bundes, eine Ausdrucksweise, die in dem bekannten Schreiben des preußischen Bevollmächtigten Camphausen an den Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten (cfr. Nr. 116 des Hamb. Corresp.) zur Genüge gerechtfertigt ist. War doch auch von dem Reichsverweser unterm 7. August v. J. (cfr. Nr. 115 des Hamb. Corresp.) Preußen ausdrücklich zur Abschließung eines Waffenstillstandes mit Dänemark im Namen der provisorischen Centralgewalt ermächtigt worden. Wenn aber die unumwundene Erklärung eines Staats wie Preußen, und wenn die unverhohlen ausgesprochene Bevollmächtigung des Reichsverwesers keine hinreichende Garantie über den Beginn eines Waffenstillstandes zu liefern im Stande sind, dann mögten wir fragen, was denn geschehen muß, damit man einer Sache gewiß sein könne. Will man aber auch dem nachfolgenden Beschlusse der Frankfurter Nationalversammlung über die Waffenstillstandsfrage in jeder Beziehung Geltung zugestehen, so kann derselbe doch keinesweges anders denn als eine Ratihabition des bereits abgeschlossenen Waffenstillstandes angesehen werden, und kann mithin in Uebereinstimmung mit allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen nicht bewirken, daß der Waffenstillstand vom Tage der erfolgten Ratihabition datire, sondern muß dieselbe vielmehr auf das Datum des Abschlusses des Waffenstillstandes zurückgezogen werden. Auch hiernach beginnt also der Waffenstillstand am 26. August und die Emanirung des Staatsgrundgesetzes fällt in die Zeit, während welcher nach den Worten der Convention die Gesetzgebung ruhen sollte.

Hiergegen könnte man aber, wie solches auch geschehen ist, noch einwenden, der Waffenstillstand sei einestheils in Frankfurt nur unter Modificationen ratihabirt, und habe auch anderntheils die dänische Regierung, der Einsetzung der gemeinsamen Regierung, wissen müssen, wie es sich mit dem Staatsgrundgesetz verhalte. Was jedoch den ersten Einwand betrifft, so können die von der Nationalversammlung beliebten Modificationen, welches wegen der allgemeinen Fassung des Beschlusses der Nationalversammlung allerdings denkbar wäre, sich nicht auf die Gesetzgebungs beziehen sollen, indem dann der deutsche Reichscommissair im Widerspruch mit dem Beschlusse der Nationalversammlung gehandelt haben würde, als er den erwähnten Protest erließ, und sicher nicht beim Reichsministerium, bei welchem doch wenigstens über den wirklichen Inhalt und Sinn des erwähnten Beschlusses der Nationalversammlung kein Zweifel obwalten konnte, eine Anerkennung seiner Handlungsweise haben erwirken können. Wie man aber in Frankfurt über die Gesetzgebungsfrage und namentlich über das Staatsgrundgesetz dachte, geht aus einem am 11. August v. J. an den Unterstaatssecretair v. Gagern gerichteten Schreiben des Reichsministers des Aeußern deutlich genug hervor. In demselben lauten die bezüglichen Worte: „Wir haben uns zu diesem Schritt die Landesversammlung zu vertagen auch um deswillen entschließen müssen, weil dem Vernehmen nach von Seiten der bevorstehenden constituirenden Versammlung die Annahme eines Verfassungsentwurfs in Bausch und Bogen, eine Art von Uebernumpelung der ganzen Frage durch Beschlüsse, welche den Waffenstillstand unmöglich machen würden, im Werke sein sollten. Beschlüsse dieser Art könnten wir unmöglich zu den Gesetzen und Verordnungen zählen, deren Aufrechthaltung wir in der zweiten in Ihrer Instruction enthaltenen Zusatzbedingung verlangen; wir könnten solche Beschlüsse, deren Zusammentreffen mit der erwähnten Zusatzbedingung uns in den Verdacht bringen würde, gegen Dänemark nicht im guten Glauben zu handeln, durchaus nicht in Schutz nehmen. Ja ersuche Sie, darüber keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Dagegen werden Sie, Dänemark gegenüber, unbedenklich unser Verfahren in diesem Puncte als einen Beweis unseres aufrichtigen Friedenswunsches geltend machen können und zugleich als einen wichtigen Beweggrund für Dänemark den Abschluß des Waffenstillstands nicht durch Einwände gegen die Zusatzbedingungen zu verzögern.“ In wie weit diese Worte die Ansicht der Frankfurter über die Gesetzesfrage beurkunden, in wie weit diese klaren Aeußerungen den Beweis liefern, daß die in Frankfurt beliebten Modificationen sich nicht auf die Gesetzesfrage, sondern vielmehr auf andere Bestimmungen der Convention, namentlich der Personlichkeiten für die gemeinsame Regierung und die Zusammensetzung der Truppen in den Herzogthümern ꝛc. beziehen, glauben wir nicht genöthigt zu sein, dem vorurtheilsfreien Leser des Weiteren zu deduciren. Daß die Ansichten des Reichsministeriums sich in dieser Beziehung jetzt geändert haben, kann unmöglich als eine Verpflichtung für Dänemark gelten, nunmehr auch seinerseits in dieser Beziehung die frühere Ansicht zu ändern. — Anlangend den zweiten Einwand, so unterliegt es gewiß keinem Zweifel, daß die dänische Regierung von der Existenz eines Staatsgrundgesetzes Kunde hatte, die Zumuthung aber, daß sie schon dieses Umstandes wegen eine besondere Unterhandlung über die Annullirung desselben hätte einleiten sollen, dürfte etwas zu weitgehend sein, da sie es in Uebereinstimmung mit dem Inhalte der Convention und im Vertrauen auf die so eben mitgetheilte Ansicht des Reichsministeriums als selbstverständlich ansehen mußte, daß die gemeinsame Regierung dieses Gesetz nicht werde publiziren wollen, und dies um so mehr, da auch die Erklärung der Mitglieder der gemeinsamen Regierung vom 9. Octbr. sehr wohl verstanden werden kann, ohne dabei das Staatsgrundgesetz zu subintelligiren, welche selbige denn auch von dem deutschen Reichscommissarius anders als die gemeinsame Regierung dieselbe in ihrem Memoire interpretirt, hat verstanden sein müssen, indem derselbe sonst, wider besseres Wissen, gegen die Publication des Staatsgrundgesetzes würde protestirt haben.

Halten wir somit versucht, die Vertheidigungsgründe zu prüfen, so bleibt uns noch übrig, den Anklagepunkt zu beleuchten.

Es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erklärung, daß wir nicht den Versuch machen wollen, darzuthun, daß die Waffenstillstands-Convention der dänischen Regierung das Recht verliehe, die Inseln Alsen und Aerde der Verwaltung der gemeinsamen Regierung vorzuenthalten. Wir glauben im Vorstehenden gezeigt zu haben, daß so viel an uns ist, wir uns bemüht haben, die uns aufgeworfene Frage vom unparteiischen Standpuncte aus zu lösen, und werden daher auch von diesem Standpuncte aus versuchen, die Anklage zu beleuchten.

Es ist nicht ganz genau ausgedrückt, wenn gesagt wird, die dänische Regierung setze am Tage nach der Installirung der gemeinsamen Regierung eine besondere Verwaltung für einen Theil des Landes, die Inseln Alsen und Aerde, ein. Dies geschah nämlich nicht, sondern nachdem durch die stattgehabte Installirung der gemeinsamen Regierung der Graf Carl v. Moltke sich veranlaßt gesehen hatte, als Präsident der Immediat-Kommission anzuzeichnen, wurden von dem Minister Knuth die beiden Männer, Konferenzrath Johannsen und Bischof Hansen, welche Mitglieder der Immediat-Kommission gewesen waren, ersucht, so lange, bis es sich zeigen werde, ob die gemeinsame Regierung im Sinne der Waffenstillstands-Konvention regieren wolle, die Verwaltung der Insein Alsen und Arroe fortzusetzen (cfr. Nr. 262 des Hamb. Corresp.), und wurde erst später, nachdem sowohl der deutsche als der dänische Commissair gegen das erste Auftreten der gemeinsamen Regierung Protest erhoben hatten, den genannten Männern der Auftrag ertheilt, nunmehr, da es sich gezeigt habe, daß die gemeinsame Regierung nicht im Geiste der Waffenstillstands-Convention auf solche Weise die Herzogthümer verwalten werde, die Inseln Alsen und Arroe in ihrem gesonderten Verhältnisse zu erhalten, und in gleicher Weise wie bis zum 22. Octbr. durch die Immediat-Kommission auch fernerhin zu administriren. — Dieses Verfahren findet in dem Inhalte der Waffenstillstands-Konvention keine Unterstützung, läßt sich aber sehr wohl erklären, wenn man der Volksstimmung in Dänemark auch nur im Entferntesten Rechnung tragen will, worauf doch wohl um so

Digitized by Google

mehr Anspruch erheben werden kann, als der Volkswille in den Herzogthümern tagtäglich als maaßgebend für diese oder jene Handlungsweise geschildert wird. Daß es aber bei der Volksstimmung in Dänemark zu den Unmöglichkeiten gehört, die Inseln Alsen und Aerde bei der jetzigen Lage der Dinge der gemeinsamen Regierung zu überantworten, ist ein Faktum, über welches kein Unparteiischer in Zweifel sein kann. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde schon von dem Gesichtspunkte aus, daß das, was dem Einen recht, dem Andern billig ist, Manches für das Verfahren Dänemarks sprechen. Als am 23. Okt. Jebsanten und Hansen erfuhr wurden, die Verwaltung über Alsen und Aerde vorläufig fortzusetzen, geschah solches nur, um sich erst der Gesinnung der gemeinsamen Regierung zu vergewissern, ein Verfahren, durch die Vorsicht um so mehr geboten, als frühere Vorgänge nicht eben eine große Bereitwilligkeit der Herzogthümer zur genauen Erfüllung der Waffenstillstandskonventionen beurkundeten. Hätte sich die gemeinsame Regierung in allen Stücken, namentlich aber in den Punkten, die sich wesentlich auf die obwaltende Streitfrage bezogen, in den Grenzen der Waffenstillstands-Konvention gehalten, dann würde auch, und dieses wissen wir aus sicherer Kunde, die dänische Regierung keinen Angenblick mehr angestanden haben, auch die erwähnten Inseln herbeiführen zu überliefern, welches ja auch schon aus dem erwähnten Schreiben des Grafen Kunth mehr als zur Genüge hervorgeht. Um der Einstehung eines Staates Schleswig-Holstein entgegenzutreten, sendet Dänemark seine Söhne ins Feld und brachte blutige Opfer, und nun, während die Waffenstillstands-Konvention demselben ihr Hände bindet, will man verlangen, es solle selbst mit dazu beitragen, damit sich dieser Staat auf das Beste organisire? Behaupteten die Herzogthümer im Recht zu sein, als sie einen, mit der Regierung während des Waffenstillstands beauftragten Mann aus dem Lande wiesen, weil er ihnen als Vertreter eines s. g. dänischen Gesammtstaates verdächtig war, so kann man ehrlicherweise auch Dänemark nicht zwingen wollen, Männern in die Hände zu arbeiten, die sich als Regierung eines Staates Schleswig-Holstein proklamiren.

Wenn wir hiemit die schon zu umfassender Erörterung schließen, so verhehlen wir uns nicht, daß wir Wenige, ja vielleicht Niemanden finden werden, welcher derselben beipflichte in einer Zeit, wo die aufgeregten Leidenschaften der ruhigen Betrachtungsweise so hindernd in den Weg treten. Wir hatten und vorgesetzt, unparteiisch zu Werke zu gehen und wir glauben uns des Zeugniß geben zu können, solches gehalten zu haben. Die Lage der gemeinsamen Regierung war eine schwierige, das verkennen wir nicht, können aber keineswegs einräumen, daß unüberwindliche Schwierigkeiten derselben sich sollten entgegengestellt haben. Möge es uns erlaubt sein, die Ansicht auszusprechen, daß es thatkräftiger ehrenhafter Männer weit würdiger gewesen wäre, Alles daran zu setzen, den Waffenstillstand nach allen Seiten hin in unparteiischer Auffassung durchzuführen, statt, wie es geschehen ist, von vorne herein zu Parteiführern sich aufzuwerfen und mit Dänemark in fortwährende, kleinliche und unerquickliche Zänkereien sich einzulassen. Der Waffenstillstand, unter der Mitwirkung befreundeter Mächte abgeschlossen, sollte seinem Wesen und Zweck nach unverkennbar das Mittel an die Hand geben, die gestörte Ordnung in einer Weise, in welcher den billigen Anforderungen beider Parteien sorgsam Rechnung getragen war, wiederherzustellen, zugleich aber dadurch Maße schaffen zu einer vorurtheilfreien Verhandlung über die obwaltende Streitfrage, zu welcher gelangen zu können man um so mehr Hoffnung hegen durfte, als zu erwarten stand, daß die wieder hergestellte Ordnung wesentlich dazu beitragen werde, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. An Mitteln aber solches ins Werk zu setzen, konnte es der gemeinsamen Regierung nicht fehlen, indem sowohl Preußen als Dänemark jede zur Unterdrückung der zügellosen Leidenschaften nöthige Hülfe so willig als ehrlich derselben würden geleistet haben, woran mit Rücksicht auf Dänemark um so weniger gezweifelt werden konnte, als eine unparteiische Macht unaufgefordert demselben das Zeugniß ertheilt, daß so viel versöhnlicher Geist von demselben gezeigt worden sei. Auf solche Weise wäre der Weg zu einer freundschaftlichen Uebereinkunft angebahnt gewesen; daß es nicht geschehen, ist tief zu beklagen und um so mehr zu beklagen, da es sich leider gezeigt hat, daß auch der Blick der Männer durch Mißtrauen umflort war, welche man einer kleinlichen Parteilichkeit mit Recht für fremd ansehen durfte.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

General Bonins Bericht über die Affaire bei Bröns.

Kopenhagen, 15. Febr. 1848.

In der Börsenhalle vom 1. Febr. wird nach der Oder-Postamts-Zeitung bekannt, der General-Lieutenant v. Bonin habe in einem amtlichen Berichte angesprochen, „daß die dänischen Behörden in Alsen die Einwohnerschaft des westlichen Theiles des Amtes Sadersleben systematisch zum Ungehorsam gegen die gemeinsame Regierung aufgefordert haben.“ Es ist nicht unsere Absicht, hier den traurigen Vorfall bei Bröns, der so oft, freilich wohlkommen entstellt, in deutschen Zeitungen mitgetheilt worden, nochmals zu erzählen, aber wir müssen, um der Wahrheit und Gerechtigkeit zu genügen, das Unsrige dazu beitragen, die dänischen Behörden auch dem deutschen Publikum gegenüber von einer Beschuldigung zu reinigen, die — vollkommen grundlos — nur vorgebracht sein kann, um die Parteiei-Leidenschaften von Neuem anzufachen, und eine Ausgleichung zwischen Dänemark und den Herzogthümern zu erschweren. Wir sind im Stande, aus einem amtlichen Berichte des Sittsamtmanns und des Bürgermeisters von Alsen Folgendes mitzutheilen: „Als dänische Beamte hätten sie selbstverständlich stets Sympathie und Theilnahme für das Schicksal der treuen Schleswiger, namentlich der nordschleswigschen Bauern gehabt, und hätten diese ihre Denkungsweise an den Tag gelegt, wenn sich häufig Einzelne jener Einwohner an sie gewandt; wenn sie um Rath gefragt wären, ob man die gelderdrten Steuern zahlen solle, dieses hätten sie als königliche Provinzialsteuern von 15. Decbr. verwiesen. So weit seien sie davon entfernt gewesen, den Schleswigern zu rathen, oder sie dazu aufzufordern, sich mit Gewalt oder in irgend einer abiven Weise zu widersetzen, daß sie es im Gegentheil als Gewissenssache betrachtet hätten, von einem solchen Verfahren, das offenbar zum eigenen Unglück der Bevölker führen müsse, dringend abzurathen. Mehrfach hätten die Bewohner des nördlichen Schleswigs sie eines Zuspruches von dänischer Seite bedurft, sie seien mit Leib und Seele der dänischen Sache hingegeben. In Bezug auf die Affaire bei Bröns insbesondere hätten die dänischen Behörden, als sie gesrüchtweise von Bauern und der Umgegend erfahren, daß man beabsichtige, sich dem Militair zu widersetzen, wenn dasselbe sich einfinden sollte, um Steuern einzutreiben, ausdrücklich und dringend davon abgerathen; auch hätten die Bauern von den Civilbehörden in Alsen Hülfe an Händen, wo irgend andere Unterstützung ihrer Vorhabens weder verlangt noch erhalten. Es sei bekannt, daß der höchstkommandirende der Garnison in Alsen die nordschleswigschen Bauern, mit denen er in Berührung gekommen, ebenfalls ausdrücklich ermahnt hätte, sich nicht darauf einzulassen, irgend welchen aktiven Widerstand zu leisten, und daß er ihnen geradezu, lieber die ihnen abgeforderten Steuern zu bezahlen, als sich dadurch, daß sie die Exekutions-Truppen mit Macht zurückwiesen, selbst den unglücklichen Folgen auszusetzen, die nothwendigerweise aus einem solchen Verfahren entstehen müßten.“

Holland.

Das Handelsblad über die Einheit Deutschlands.

Das „Allgemeen Handelsblad“ enthält in seiner Nummer vom 25. Januar einen leitenden Artikel mit der Ueberschrift: Die Einheit Deutschlands. Wir geben hier einige Proben dieses Aufsatzes als Beleg für die Ansichten des in Holland am meisten verbreiteten politischen Blattes.

„Mitten in der frankfurter Versammlung gelangen ein einiges, ein kräftiges Deutschland zu gründen? Dies ist augenblicklich die wichtigste Frage für Europa's Zukunft....

Uns kam kürzlich eine anonyme politische Broschüre unter die Hände unter dem Titel: France, Italie, Allemagne et Pays-Bas, worin angesprochen war, daß Deutschland nach Freiheit strebe und auch nothwendig ein einiger Staat werden müsse, und daß wir Niederländer, aber besser Niederdeutsche, nichts Besseres thun könnten, als uns, nöthigenfalls mit Aufopferung unserer Nationalität, diesem deutschen Reiche anzuschließen und so nah als möglich zu verbinden. Der Verfasser prophezeiet aus der von ihm angepriesenen deutschen Einheit einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, worin, seiner Ansicht nach, weder die Niederlande noch Belgien vollständig neutral bleiben können, und in diesem Falle erblickt er für die Niederlande mehr Heil in der Bundesgenossenschaft mit ihren stammverwandten östlichen Nachbarn, denn mit den Franzosen. Wir müssen dem Verfasser dieser Broschüre zugeben,

Digitized by Google

daß im Fall einer Kriegeserklärung (der uns von Tag zu Tag weniger wahrscheinlich vorkommt), ein Bündniß mit Frankreich für die Niederlande nicht zu wünschen sei. Allerdings bezahlten im Jahre 1795 unsere Väter diese Allianz, und auch in der letzteren Zeit hat man oft gesehen, daß Frankreich seine Bundesgenossen im Stiche ließ, um einen Krieg zu entgehen. Aber aus der Möglichkeit, daß sich unser Vaterland in Kriegszeiten genöthigt sehen sollte zwischen zwei Uebeln zu wählen, folgt noch nicht, daß die Niederlande zum Neutralen gewonnen werden können, nämlich zu einem positiven Selbstmorde. Deutsche, selbst in großer Zahl, als Gäste, so wenn sie sich bei uns niederlassen sollten, als Mitbürger zu empfangen, schon dadurch liegt der Niederländer sein Wohlwollen für seine Stammgenossen aus jenem Lande, dem seine Flüsse entspringen, genugsam an den Tag. Daß er sich aber selbst in einen Preußen oder Unterthan des deutschen Kaisers (?) verwandle, das ist zu viel gefordert. Man kann das Verhältniß zwischen Nord- und Niederdeutschen mit zwei Brüdern vergleichen, die zwar gern mit einander verkehren und voll Eintracht leben, aber doch an eine verschiedene Lebensweise gewöhnt sind, und die sich deshalb schlecht zusammen vertragen würden, wenn sie gezwungen werden sollten, in einem Hause wie zwei Brüder neben einander zu wohnen. Der Zufand des schwächern Bruders und dem niedern Lande würde, gegründet dem stärkern Verschwohner, bei diesem erzwungenen Zusammenwohnen wohl der am wenigsten beneidenswerthe sein...

Wenn also eine nähere Vereinigung mit Deutschland für die Niederlande wenig Anlockendes haben kann, so ist sie aber auch eben so wenig für Deutschland zu wünschen. Unannehmlichkeiten, die auch den wärmsten Deutschthümler abschrecken würden, sind damit verbunden. Mit Recht ist behauptet worden, unsere große Staatsschuld sei ein sicherer Bollwerk für unsere Nationalität, wie alle Festungen an der östlichen Grenze. Die ganz materielle Erwägung, daß der Anschluß der Niederlande eine jährliche Rentenlast von 36 Millionen Gulden auf das Reichsbudget bringen würde, spricht lauter, als die Stimme dieses schwärmerischen Germanismus, der Sprachen und Nationalitäten ineinander schmelzen will, die seit Jahrhunderten getrennt waren.

Was nun das große Vereinigungswerk in Deutschland selbst betrifft, so hat diese Angelegenheit durch die österreichischen Ereignisse eine neue Wendung erhalten und in dem Beschlusse der Nationalversammlung vom 13. Januar dieses Jahres einen wichtigen Wendepunkt erreicht. Bisher war es noch unentschieden gewesen, ob die Nationalversammlung und die durch sie eingesetzte Centralgewalt revolutionäre Staatsformen waren, die das ganze Gebiet der alten verbundenen Staaten als eroberted Land betrachteten, in welchem sie schalten und, ohne Mitwirkung oder Zustimmung der Bundesglieder, alle Macht in sich vereinigen konnten, die vermaln diesen Souveränen zustand, oder nur Fortsetzungen des Bundestages, der zwar in einfacher Majorität für ganz Deutschland bindende Gesetze erlassen, aber seine Veränderungen in der Bundesconstitution vornehmen konnte, außer bei Einstimmigkeit der verschiedenen Staaten.

Vor den berliner und wiener Oktobermurthen schien sich das frankfurter Parlament in der That der absoluten revolutionären Einheit zu nähern, und selbst mächtige deutsche Fürsten waren bereit, ihre Herrschaft folglam in die Hände eines neuen deutschen Reichsoberhauptes niederzulegen.....

Der Artikel verbreitet sich hierauf über den Kampf der Nationalsälen in Oesterreich, über die jüngsten Scenen in Wien, den durch Windisch-Grätz der mit Wallenstein (!) verglichen wird, gegründeten Militärdespotismus, die Thronentsagung des Kaisers Ferdinand und Blum's Ermortung, der doch als Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung unverletzlich war; darum sagt der Verfasser in Bezug auf diesen letzten Punkt, „dieser preußische Mord war nicht das Werk blinder Rachsucht, nein, es war eine blutige Protestation gegen den Germanismus, eine offene Fehde gegen die Radikalen, die Oesterreich ihren Theorien aufzwingen wollen."

„Wohl," so heißt es weiter, „faßte die frankfurter Versammlung im ersten Augenblick einen kräftigen Beschluß, bald aber erkannte man, daß diese Strafe auch auf Blum's Collegen einen tiefen Eindruck gemacht hatte, und daß die Versammlung im Grunde doch nur Ausland hatte sich beschwerte und Kommissäre schickte, ohne die Sache mit Kraft durchzusetzen. Die österreichische Regierung verantwortete sich auf eine Weise, die ihren neuen Standpunkt nur um so schroffer vertieft. Sie berief sich darauf, daß das Reichsgesetz vom 27. August, betreffend die Verfolgung der Mitglieder der Nationalversammlung, in Oesterreich nicht publicirt worden sei, und inbiderte sich dadurch zugleich das Recht, eine derartige Publikation der Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung zu verweigern und dieselben dadurch unglültig zu machen. Die provisorische Centralgewalt hielt eine derartige Vertheidigung zwar nicht für genügend, aber sie faßte den, unter den obwaltenden Verhältnissen vernünftigsten Entschluß, die ganze Sache ruhen zu lassen, da sonst ein Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen sein würde. Jmmerhin verfolgte der neue Kaiser Franz Joseph dieselbe Politik, Oesterreichs Integrität unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, und dem Reichstage zu Kremsier wurden sogenannte Entwürfe der Grundrechte vorgelegt, als wenn dieselbe nicht bereits in Frankfurt für ganz Deutschland angenommen worden wären; und das österreichische Kabinet erklärte dem Reichsministerium nunmmehr, daß das Verhältniß Oesterreichs zu den anderen deutschen Landen durch einen internationalen Vertrag geregelt werden müsse. v. Schmerling Anschreiben aus dem Reichsministerium war eine nothwendige Folge dieser Erklärung, seine Ernennung zum österreichischen Unterhändler ein Zeichen der Friedfertigkeit und des Vertrauens gegen den Gegner Ministerium, aber keine Annäherung zur deutschen Einheit.

. . . . . Das deutsche Parlament entschied sich dahin, daß die unter österreichischer Herrschaft stehenden deutschen Länder und das übrige Deutschland, als zwei verbündete Staaten zu betrachten seien, daß sie aber zusammen nicht einen Bundesstaat bilden sollten. Dieser Beschluß ist von unberechenbaren Folgen für manche andere Mitglieder des deutschen Bundes, die nicht geneigt sind, einen neuen Souverain auf Frankfurt zu empfangen; für Dänemark, welches für seine Herrschaft in Holstein dieselben Rechte beanspruchen kann; für Luxemburg, bezüglich der Aufrechthaltung seiner eigenen Konstitution und für die Niederlande endlich in Bezug auf das, allein dem Namen nach deutsche Limburg."

In Bezug auf Preußens vielbesprochene Euvrmalie, sagt der Verfasser des hier citirten Artikels folgendes:

„. . . . Jene Idee wurde im April vorigen Jahres, wo der König von Preußen gezwungen war der gehorsame Diener der Berliner Volksmasse zu sein, mit Spott und Hohn empfangen, aber nach der Umwälzung in Berlin und der Ausarbeitung der neuen preuß. Konstitution haben sich die Ansichten geändert, und an vielen Orten wird jetzt die Uebergewung laut, daß kein anderes erbliches Oberhaupt für Deutschland möglich sei, als der König von Preußen, und mit stummen dieser Ansicht bei. Die hatten anfangs auch wenig Sympathie für die schwankende und krankende Politik Friedrich Wilhelms IV., aber seit dem Auftreten des Ministeriums Brandenburg zeigt sich die preuß. Politik eben so kräftig gegen Anarchie als gegen Reaktion", und gewigt, Preußens Nationalität aufrecht zu erhalten.

Der in Bezug auf Oesterreich gefaßte Beschluß daß Preußens Ehauen ansehnlich vermehrt, um so mehr, da man wohl, daß Erzherzog Johann seit entschlossen ist, so bald als möglich von der politischen Schaubühne abzutreten.

. . . . . Was ist nun zu thun? Ein Wahlkaisertum wäre ein ewiger Born der Zwietracht, oder würde sich bald in ein erbliches umbilden. Aber was könnte durch einen erblichen Kaiser auch anders erzielt werden, als ein Oberainer Staat?..

Ein preuß. Kaisertum kann unter keinen Umständen dem deutschen Volke gerade so viel Einheit zuführen, als nöthig ist zu seiner freien und selbstständigen Entwicklung, ohne Europa in Gefahr zu bringen. Einheit der Sprache, Gleichmäßigkeit im Schutze des literarischen Eigenthums, Einheit der der Preßfreiheit, der Bürgerrechte, der Handelsgesetze, der Münze, Einheit der Staatsbürgerschaft, Solidarität gegen alle Angriffe von Außen, Aufhebung aller Zolllinien zwischen den verbundeten Staaten, dies Alles kann Deutschland dadurch erlangen; freilich hätte der alte Bundestag, wenn er besser die Zeit erkannt, dies Alles auch gewähren können. Hat Deutschland mehr von einem preußischen Kaiser zu erwarten? Wir hoffen es nicht; denn, nach den unglücklichen Vorgängen in Schleswig zu urtheilen, könnte das Mehr nur bestehen in Eroberungen nach Außen."

Notizen.

[Dänische Staatsbankerott.]

Vom 1. Januar ist eine Staatsbankerott errichtet, so daß zu jedem Augenblick die genaueste Uebersicht des Stands der Finanzen zu erhalten ist. Es wird diese Einrichtung dazu beitragen, das Zutrauen, welches die Ordnung, womit die Finanzrechnungen schon seit lange gehandhabt werden, eingeflößt hat, noch zu stärken.

[Freiwillige Steuerzahlungen in Schleswig.]

Aus dem Amte Hadersleben schreibt man unterm 14. Jan. „Die provisorischen Herren haben eine eigenthümliche Art der Leistung ihr Steuern ersonnen: Obwohl wir unsere Steuern so lange zurückhalten, bis wir der Gewalt, des Pfändens durch Dragoner gewaltig sind und somit sehr unfreiwillig bezahlen, werden uns jedoch die Quittungen mit folgenden merkwürdigen Worten ausgestellt: „Freiwillig bezahlt." Welche Absicht mögen wohl die provisorischen Beamten mit jener Formel haben, die wir, trotz allen Einwande und aller Behauptung, daß wir durchaus nicht freiwillig bezahlt hätten, nicht vermochten rückgängig zu machen!

*) ?!!?

D. Red.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Bücherschau.

Erik den förstonde. Förra Afdelningen. Sorgespel i 5 akter af Johan Börjesson. Andra Upplagan. (Erich der Vierzehnte. Erste Abtheilung. Trauerspiel in 5 Akten von Johann Börjesson. 2. Auflage.) Stockholm, C. A. Bagge 1849.

Dieses Gedicht scheint, da es eine zweite Auflage erlebte, von den Landsleuten des Verfassers wohl aufgenommen zu sein. Auch darf man die Wahl des Gegenstandes, worauf es bei einem Trauerspiele vorzüglich ankommt, eine glücklichenennen. Erich XIV gehört zu den tragischen Helden. Die Geschichte sagt von ihm, daß er viele königliche Tugenden besessen, während seiner langen Regierung manches Gute gestiftet, Künste und Wissenschaften unterstützt und befördert habe, in der Religion, wie er es durch die Aufnahme der Hugenotten zeigte, freisinnig, wenn auch der Astrologie ergeben gewesen sei, daß er aber vielen Widerstand bei den Großen des Reiches, zumal bei seinen Brüdern Johann und Karl gefunden und bei thatkräftigem, aber zu gewaltsamen Schritten geneigtem Charakter, besonders durch Hinrichtungen sich gefürchtet und verhaßt gemacht, auch durch Heirathsbündniß, namentlich durch seine eigene Verbindung mit einem unebenbürtigen Mädchen selbst seine Freunde von sich abgewendet habe und endlich bei einem Aufstande gefangen genommen, des Thrones entsetzt und nach zehn Jahren im Kerker durch Gift getödtet sei.

In einem solchen Leben ist der Kampf einheimisch, und der Kampf ist ja die Seele des Drama's, vor Allem des Trauerspiels. Die einzige Bedenklichkeit möchte dabei die Gefangenschaft Erich's sein, vermöge deren sein Leben sich nicht abschließt, sondern in zwei Theile zerfällt, so daß der dramatischen Dichter gezwungen ist, bloß den Kampf oder bloß die Gefangenschaft zum Gegenstande zu wählen oder Beides entweder zu verbinden oder zu sondern. Jede von diesen vier Arten hat fast eben so viel gegen wie für sich. Der Verfasser hat die letzte vorgezogen, wie man aus dem Beisatze „erste Abtheilung", und dieß endet mit der Gefangenschaft, schließen darf; und es ist mir unbekannt, ob er eine zweite Abtheilung bereits hat folgen lassen. — Wenn nun dieser Umstand die Beurtheilung etwas unsicher macht, indem die erste Hälfte erst durch die zweite ihr volles Licht gewinnt, so darf man doch bemerken, daß es eben deswegen die Pflicht des Dichters war, beide Theile zugleich zu geben, wie z. B. Schiller seinen dreitheiligen Wallenstein meines Wissens unverenzelt brachen ließ, ja ihn auch der Bühne ganz übergab, oder daß Börjesson, da er dieß nicht that, diese erste Hälfte als ein Ganzes für sich betrachtet wissen will. Auf jeden Fall muß denn auch ein Trauerspiel, mag es die Hälfte oder ein Drittel des Ganzen sein, wie bei den sogenannten Trilogieen der Griechen, dennoch für sich gelten und als solches den Kunstforderungen genügen.

Ist dieß nun bei dem Vorliegenden der Fall? — Der Kern einer Tragödie, wie diese, ist nicht sowohl der äußere als der innere Kampf, beruhend auf der Verbindung, durch welche der Held zu gewogen, zu falschen Mitteln und Schritten getrieben wird, die ihn nicht bloß das Ziel verfehlen lassen, sondern ihn auch mit sich selbst entzweien. Letzteres ist besonders wichtig und bereitet das Erforderniß der Verdüsterung vor. Die Einsicht des Helden in seine eigenen Irrthümer, besonders in seine Ueberhebung gegen die höhere Macht verbindet ihn selbst wie den Zuschauer oder Leser, und sein Tod erscheint nun als angemessene Strafe zugleich und Sühne, als Gerechtigkeit und Gnade. Daher ist der Tod des Helden der wünschenswertheste Schluß seines Bühnenlebens, und es wird dem Künstler immer schwer werden, einen andern Schluß eine gleiche Kraft und Bedeutung zu geben.

Einem tragischen Tode muß aber ein tragisches Leben vorangehen, ein Kampf, der bei einem Helden ein bedeutsamer, tapferer, thätiger ist, vielleicht auch ein leidender, wie bei dem Dulderthel des Sophokles, vielleicht auch ein trotziger, verzweifelter, verzweifelter sein darf, wie der des Shakespeare'schen Macbeth am Schluß oder Richard's des Dritten vom Anfang bis zum Schluß, ein gemischtes Unternehmen selbst für den begabtesten Dichter, der doch immer dem schwachen, unmännlichen, feigen Benehmen vorzuziehen. Darf der Held ungewiß werden, schwankend? Hier liegt die größte Schwierigkeit. Allerdings dürfen, ja sollen Pflicht und Neigung in Zwiespalt gerathen, Leidenschaft gegen Leidenschaft anstreten, und diese bringen ja ein Schwanken hervor. Und wenn der Wankelmuth des Schiller'schen Wallenstein auch noch mehr die Feigheit des Prinzen von Homburg vor dem Tode in Kleist's gleichnamigem Drama Anstoß erregt hat, obgleich sich bei Beiden viel zur Entschuldigung dieser Laster sagen läßt, so scheint mir Börjesson's Erich hier noch weniger zu genügen; und hier möchte wohl der Ort sein, den Gang der Handlung des Dramas kurz darzulegen.

Erich selbst eröffnet sie. Er hat so eben das Bildniß seiner geliebten Katharina Månsdotter vollendet; es ist ihm gelungen, obgleich es ihn doch nicht befriedigt, und er spricht zugleich seine Sehnsucht nach Italien aus und wünscht, sich ganz der Kunst haben widmen zu dürfen. Sein Lehrer und Erzieher Beurrens erscheint, um im Gespräch mit ihm wird das Andenken an seine leidenvolle Jugend wach: er verlor früh seine Mutter, sein Vater verheirathete sich wieder, die Stiefmutter haßte ihn, und durch sie ward ihm auch der Vater zum Stiefvater. Aber jetzt ist er König, er ist mit Strenge gegen seine Feinde verfahren, die Liebe hat ihn erweicht, er hatte seinen Bruder Johann einkerkern lassen, er trägt jetzt dem Beurrens auf, ihn in Freiheit zu setzen. — und front sich in den folgenden Auftritt des ihm durch seinen Freimerber, den jungen Grafen Nils Sture aus Lothringen, überbrachten Korbes, zumal da ihn sein Günstling Göran Persson von einem Seefuge der Schweden über die Dünen benachrichtigt, und faßt nun den Entschluß, seine geliebte Katharina auf den Thron zu erheben. Sterbe Schwester Cäcilia überrascht das liebende Paar; aber auch sie bleibt eben jenen jungen Sture, den Gesandten, und es wird ein Maifest beschlossen, wo Cäcilie ihren Geliebten zu ihrem Ritter und der König Katharinen zu seiner Dame wählt.

Dieß Fest nimmt mit Musik, Gesang und lyrischen Versen den ersten Theil des zweiten Aktes ein, den zweiten die Ankunft des in Freiheit gesetzten Johann mit seiner Gemahlin Jagellonica, welche letztere aber nichts von Vorstellung wissen will, sondern — als der König ihr seine Geliebte als Diejenige vorstellt, deren Fürbitte an Johann's Befreiung den meisten Antheil habe, und diese gnädig zum Erkommen aller Umwesenden für seine künftige Gemahlin erklärt — sich mit Hohn von ihm wendet und ihren Gemahl nachher zum neuen Bruche auffordert und überredet. Am Schlusse des Aktes macht sich der König einen neuen Feind, indem er die Liebe Sture's zu seiner Schwester Cäcilia nicht nur nicht billigt, weil er darin ein Streben desselben nach der Krone zu erblicken glaubt, sondern ihn auch zu Schmähung mit dem Handschuh in's Gesicht schlägt.

Der Saame zur Zwietracht mit seinen Brüdern und mit den Großen des Reiches ist im dritten Akte in eine Verschwörung und offene Fehde aufgeschossen. Göran Persson klagt die Häupter an, und sie werden verurtheilt. Der König, dessen Heftigkeit und Strenge durch diese Vorgänge wieder erwacht ist, unterscheidet zwar das Todesurtheil, will aber die Vollziehung noch aufschieben. Göran ist ihm zu eilig, zu dienstbereit, er traut ihm sogar nicht ganz oder behandelt ihn doch herrisch, und, da seine Schwester Cäcilie dazu kommt und, als sie ihres Geliebten Namen unter den Verurtheilten, ja ihn selbst auf dem Fenster in Ketten und Banden erblickt, in die heftigsten Klagen und Bitten ausbricht, läßt er sich erweichen, schiebt die Einrichtung um so mehr auf und geht nach einem frohen Schlusse in Upsala, um von dort aus mit den Aufrührern zu unterhandeln, eine Maßregel, die Göran Persson höchlich mißbilligt und daraus das Verderben für sich und den König prophezeiht.

Der vierte Akt spielt in Upsala. Die unverwüstete Klugheit wird von Cäcilien angeflieht, sich für ihren Geliebten zu verwenden, der in einem Gewölbe unter dem Zimmer des Königs, wohin eine Treppe führt, gefangen ist. Obgleich auch Beurrens um Gnade für den Gefangenen bittet, wird doch die Leidenschaft des Königs durch den Bericht Göran's von der Absetzung des Königs von Seiten der Reichsstände so entflammt, daß er den jungen Sture herausholen läßt und ihn mit eigener Hand tödtet, was selbst Göran, obgleich vergebens, zu verhindern sucht. Die Verzweiflung Cäcilien's und der Fluch des alten Sture, welche dazu kommen, machen den König wahnsinnig; er entsetzt, mag eilt ihn nach, und erst die Königin, seine Gemahlin, bringt ihn wieder einigermaßen zur Besinnung.

Der fünfte Akt hat eine kürzere erste Hälfte, worin Göran das Schicksal seiner Familie zu sichern sucht, während er sich selbst für Erich aufzuopfern beschließt, und eine längere, worin Göran, nachdem er den König vergeblich angeflieht hat, ihn zu tödten, hinausstürzt und von den wüthenden Volk gemißhandelt und getödtet, der König selbst aber endlich von den Aufrührern, unter welchen Stenbod die Hauptrolle spielt, gefangen genommen und dabei zwar verwundet, seines und des Lebens der Königin und ihres Kindes jedoch gesichert wird. Erich, aus der Ohnmacht ern achend, schließt etwa mit folgenden Worten: „Also nicht todt? Aber, was schlimmer ist, ich soll leben, damit meine Strafe meinen Sünden angemessen werde. Weite bis, o Welt, nimm ein Beispiel daran und geh' heim! Das Lumpenspiel von einem gefallenen Könige ist zu Ende!"

Forschen wir nun nach der eigentlichen Peripetie des Stückes, nach dem Umschwunge des Schicksals in dem Leben des Helden, so ist es nicht die Großmuth gegen seinen Bruder, nicht der Trotz, womit er eine Unebenbürtige zu sich auf den Thron erhebt, nicht das beleidigende Benehmen gegen Sture, son-

Digitized by Google

dern der Kampf zwischen seiner angeborenen Milde, die sich besonders in seiner Vorliebe für die Malerei und nächstdem in seiner Zuneigung gegen seine Schwester äußert, und der Nothwendigkeit, sein eigenes Leben und seinen Thron durch Blutvergießen zu sichern, der Sieg, den die Milde über ihn davon trägt, und der darauf entspringende Entschluß, mit den Aufrührern zu unterhandeln. Wie menschlich dies auch sein mag — und in der That hat es der Dichter von Anfang an auf eine gewisse Milderung in dem Charakter des Königs angelegt — ist natürlich auch das Aufbrausen bei der Nachricht von der Absperrung, die Nachsucht, die in dem Blute des Gefangenen ihre Flamme löscht, und der darauf plötzlich erfolgende Wahnsinn als eine Strafe des Himmels erscheinen mag — nämlich, beidemahlig ist alles dies wenigstens nicht, sein Rückzug nach Upsala hat sogar den Anschein der Feigheit — es ist niemehr schwach, und die Schwäche ist das Unleidlichste an einem Helden, zumal wenn sie ihre Bewußte, eine Besonnene ist. Wir ertragen selbst die Todesschrei des früher so todesmuthigen Bringen von Homburg eher, da sie nicht bloß in der Beschleidenheit des Todes eines Verurtheilten und eines Kämpfers in der Schlacht, sondern in der körperlich-geistigen Schwäche des Sonnambulen eine Erklärung und Entschuldigung findet; Erich kämpft allerdings zuletzt, aber es ist ein zu später und unnützer Kampf; auch das Mitleid, das wir früher mit seinem Wahnsinne empfinden, ist kein achtungsvolles, und selbst seine Schlußworte atmen mehr eine verächtliche als eine edle Hingabe in das traurige Loos der Gefangenschaft.

Unter den übrigen Personen möchten Göran Persson und Jagellonica hervorgehoben zu werden verdienen. Aber die Letztere tritt nur einmal auf und verliert sich dann sammt ihrem Gemahle Johann, und der erstere hat zwar einen gewissen Einfluß auf die Entschlüsse des Königs, wiewohl dieser seine Selbstständigkeit ihm hinlänglich merken läßt, indem er ihm unter Anderem sagt, daß er, der König, aus Rothwendigkeit, Göran nur aus Rachsucht handle, und man muß sich fast wundern, daß er dem Könige so treu ist; seine sorglichen Gespräche mit seiner Frau sind zu gedehnt. Niederdonner — und das ist der zweite Fehler — leidet das Stück an Längen, nicht an naturbeschreibenden, wie die Schauspiele des Stagnelius, aber theils an überlegenden, z. B. in einigen Reden Erich's und Göran's, zumal Selbstgesprächen, theils und noch mehr an lyrischen fast in allen Akten, besonders im Anfange des zweiten, wo sie sich jedoch durch ritterliche Minne noch allenfalls entschuldigen lassen, noch mehr in der zweiten Hälfte des Stückes, auch in dem Wahnsinne des Königs, theils endlich in den Bydenlen- und Volksgesprächen, die wie bei Shakespeare in Prosa, die gewöhnlichen Reden in fünffüßigen Jamben und die lyrischen Stellen in verschiedenen Sylbenmaaßen geschrieben sind. Dergleichen Scenen überschreiten leicht das Maaß, selbst bei Shakespeare.

Trotz aller dieser Ausstellungen hat das Stück vieles Bibliker, einen wohl durchdachten Plan und eine zweckmäßige Folge der Auftritte, von denen einige, z. B. die Kühnheit der Jagellonica im ersten, die Verzweiflung Cäcilliens im dritten Akte — wie mir denn die drei ersten Akte oder doch die erstere Hälfte des Stückes die gelungenere scheint — auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein mögen; und so gehört es wohl überhaupt zu den besseren der an guten Trauerspielen nicht reichen schwedischen Bühne. — Die Fortsetzung bietet große Schwierigkeiten dar, wenigstens in der Erfindung der äußern Handlung, da die Geschichte hier weniger Stoff an die Hand giebt. Und dessen kann die Tragödie nicht entrathen, wenn man auch nicht genug darauf zu bringen hat, die innere Handlung zur Hauptsache zu machen. Die Verbrüche, sich zu helfen, scheinen der nächste äußere Stoff der Handlung für einen Gefangenen zu sein: für Buße und Reinigung dürfte man wohl an andere, wenn auch nicht gelungene Versuche denken, nämlich Ruhe und Einracht im Reiche und unter den Gewaltshabern nach Möglichkeit herzustellen.

K. L. K.

Von Hoëvell, Reis over Java, Madura en Bali, in het midden van 1847, met platen en kaarten. (Reise durch Java, Madura und Bali im Jahre 1847, mit Karten und Kupfern.) Amsterdam. F. N. van Kampen. 1849.

Von diesem Werke ist erst der erste Theil erschienen und durch Herrn P. J. Veth in Amsterdam herausgegeben, da sich der Verfasser des Werkes, Herr Dr. von Hoëvell, Redakteur der „Zeitschrift für das Niederländische Indien" in Batavia, jetzt gerade unterwegs befindet, nach ehjährigem Aufenthalt in den holländischen Besitzungen, in sein Vaterland zurück zu kehren.

Diese Reise ist ein höchst interessanter Beitrag zu der Kenntniß der niederländischen Besitzungen, und als ein auf langjährige Erfahrung gegründetes Werk von nun so großerem Werthe. Wir Deutschen haben uns bis jetzt überhaupt viel zu wenig um die Kolonieen der südlichen Meere gekümmert und es ist wahrlich Zeit, nun auch ein wenig in der Welt umzusehen und zu probiren, ob die heiße Zone einer deutschen Konstitution und Kolonie eben so zuträglich wäre, als einer holländischen, französischen oder englischen. Das Werk scheint übrigens mehr der politischen Zustände, als der übrigen Verhältnisse des Landes und Volkes wegen geschrieben zu sein, und der Verfasser kommt immer wieder auf die Einrichtungen und dabei herrschenden Mißbräuche zurück. Seine Naturschilderungen sind dabei einfach und edel und als Geistlicher verweilt er gern bei den Fortschritten der christlichen Religion oder Klage über das noch vorhandene Heidenthum. Nur Chinesen vermissen wir im Buche, und etwas, was er, wie er im Anfange sagt, absichtlich vermieden hat, und das ist die Schilderung der Eingebornen und ihres Charakters, überhaupt der Menschen mit ihren Leidenschaften, Fehlern und Tugenden, die der Beschreibung eines und fern liegenden fremden Landes eigentlich erst Ton und Färbung geben sollten. Der ehrwürdige Verfasser ist meiner Meinung nach zu leicht über die Menschen selbst hinweggegangen, und wenn er uns ja einmal einen Beamten oder sonst eine bemerkenswerthe Person hinstellt, so zeigt er uns blos sein Kleid, holt uns seine Politik heraus und läßt ihn wieder laufen.

Nichts desto weniger bietet das Buch, was um so angelegener durch die Neuheit seines Inhalts ist, viel des Interessanten, und ich hoffe, daß er sein Versprechen, den zweiten Band nicht gar langer Zeit nachzuliefern, recht bald erfüllen wird.

— e.

Notizen.

[Neue Oper von Gläser.]

Die Oper „die Hochzeit am Somersee", Text von H. C. Andersen, Musik vom Kapellmeister Franz Gläser, wurde am 30. v. M. in Kopenhagen zum ersten Male aufgeführt und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Das Sujet ist dem Romane Manzoni's: „il promessi sposi" entlehnt und enthält viele effektvolle Partieen, die den Komponisten bedeutend unterstützt haben müssen. Die Musik zeichnet sich durch einen edlen einfachen Styl, frei von aller Parade-Bravour, durch Reichthum an schönen Melodieen voller Laune und Lebendigkeit, und durch sehr effektvolle Chöre aus.

[Neue Komposition von S. Soleman.]

Die Ouverture zur Oper „Torbenssjold in Dänemark" von Siegfried Saleman — dem Komponisten der Oper „Das Diamantkreuz" — ist in einem Konzerte der „Euterpe" in Berlin mit vielem Beifall wiederholt aufgeführt worden. Es heißt im Abend-Bulletin der Berliner Zeitung über dieselbe: „Die Ouvertute zur Oper „Torbenssjold in Dänemark" von Soleman, dem Komponisten des Diamantkreuzes, einem jungen Dänen, leitete die Matinée; die Ouvertüre musste nämlich am Schlusse auf Verlangen wiederholt werden:) Hr. Soleman hat uns hier die schöne Bekanntschaft, die wir schon früher in ihm gefunden haben, wieder glänzend bestätigt. Er hat etwas gelernt, besitzt Gedanken und behandelt das Orchester mit seiner Kennerschaft; das Ganze ist ein höchst markiertes poetisches Tonstück." Hr. Soleman scheint Recht gethan zu haben, die Anerkennung seines Talentes außerhalb Kopenhagen zu suchen, dort ist man ihm gar zu anspruchsvoll entgegengekommen, aber „es sind gewöhnlich nicht die schlechtesten Kirschen an denen die Vögel hacken". —

[Musikalische Soiréen in Kopenhagen.]

— Die erste Soirée für Kammermusik in dieser Saison war am 26. v. M. wie während der beiden letzten Saisons von Hrn. Rongsted, Holm und Sahlgren gegeben und von ungefähr demselben Publikum besucht wie früher. Außer Beethovens Trio in Es Dur (op. 70) Kuhlau's Quartett in C Moll (op. 32) und Mendelssohn's Trio in D Moll (op. 49) wurden La Campanella von Taubert und la Tarantella in An Dur von Chopin auf den Fortepiano von Herrn Rongsted vorgetragen. In der That, diese Soiréen zeichnen sich gleich sehr durch die Wahl klassischer Kompositionen als durch gediegene Ausführung derselben aus.

[Mestroz's Possen auf der dänischen Bühne.]

— In den alten guten Zeiten, lange bevor die Worte „Malmöer Konvention" und „schleswigholsteinische Landesversammlung" existirten, gastirten ganze deutsche Schauspieler-Gesellschaften fast regelmäßig in Kopenhagen während der Sommermonate. Ihr sonst passirten so zwar die Sätze; indessen sind dieselben kürzlich in dänischer Bearbeitung einige deutsche Bühnenstücke, z. B. Mestroz's „Talisman" von der Lang'schen Schauspieler-Gesellschaft aufgeführt worden, und haben sich vielen Beifall erworben, namentlich ist der genannte Talisman fast ein Lieblingsstück des Publikums geworden. Die Lang'sche Gesellschaft, die seit Eröffnung dieser Saison im Casino-Theater, abwechselnd mit der Familie Price spielt, und deren Leistungen allen billigen Anforderungen an eine zweite Bühne genügen, hatte sich bisher stets eines vollen Hauses zu erfreuen.

[Ein Jude in Mondsee.]

ist der Titel eines neuen Vaudeville von dem Schauspieler Hoseckilde, das kürzlich auf der Christiania-Bühne mit vielem Beifall aufgeführt wurde. Das Stück, das in der Stadt Mondsee spielt, rollirt auf

Digitized by Google

sehr ergötzliche Weise das Gesetz gegen den Aufenthalt der Juden in Norwegen. Ein verschmitzter Student, der, um seine Gelehrte in Dänemark zu gewinnen, eine Reise nahm unternehmen will, giebt sich für einen Juden aus, und die Leute, die ihn gerade zurückhalten wollen — seine Creditoren — thun alles Mögliche um seine schleunige Abreise zu befördern. Vielleicht wird diese komische Satyre mehr Wirkung auf die Philister ausüben, die gegen das Aufheben jenes Gesetzes sind, als die ennihmende Stimme der „Humanität“ bisher vermocht hat.

[Der norwegische Lektions-Katalog.]

Mit dem Lektions-Katalog für das 1ste Semester des Jahres 1849 folgt ein Programm, in deutscher Sprache abgefaßt, enthaltend eine vollständige Beschreibung von dem astronomischen Observatorium Christianias und von mehreren dort unternommenen wissenschaftlichen Beobachtungen. Das Programm ist groß Folio in Quart, mit 3 lithographirten Tafeln.

[Die Sammlungen der Universität zu Lund.]

Ein neues Gebäude für die schönen historischen, naturhistorischen, physischen und chemischen Sammlungen der Universität zu Lund ist jetzt von dem König angewiesen. Das historische Museum hat kürzlich eine bedeutende Erweiterung durch Einkauf von Münzen und Medaillen für 1200 Rbr. Banco in Kopenhagen erhalten, so wie durch die berühmte Antiquitäten-Sammlung des Professor Nilsson, die ihm einverleibt werden ist. Besonders aber zeichnet sich das naturhistorische Museum aus, und unter diesem wieder die Insekten-Sammlungen, die von dem Lehrer Linné's, Kilian Stadeens, angelegt wurden und durch die Linné sich seine ersten entomologischen Kenntnisse erwarb; von dieser Grundsammlung findet sich noch abgesehn von Critter zerstreut conservirt, mit 80 Species, vertheilt auf 123 Exemplare. Spätere Insekten-Sammlungen, als die des Dr. Baron Carl Carlsson Gyndes, mehr denn 2000 Species, die der Herrn G. W. Freirup in Rio-Janeiro, 520, die Professor Thunbergs, Schönherr's, Huhnmörders, Sorbeu's, Lungs und Anderer, haben das Museum bereichert. Die bedeutendste und interessanteste Gabe an Insekten ist jedoch die jetzt, nämlich die des Professor J. W. Zetterstedt von zwischen 10 und 12,000 Insekten, alle den Dipteren angehörend und alle eingesammelt in Schweden. Diese herrliche Sammlung hat als Material zu der von Zetterstedt herausgegebenen werthvollen Schrift „Diptera Suecica,“ von welcher für jetzt sieben Bände erschienen sind, gedient, und erhielt hierdurch ein noch höheres Interesse. In schönen Schränken sind jetzt fast alle diese Insekten-Sammlungen in neuen Gebäude geordnet und aufgestellt.

[Die Königliche Bibliothek in Stockholm.]

Die königliche Bibliothek in Stockholm ist im vorigen Jahre auf verschiedene Weise sich zu bereichern bemüht gewesen, und die Direktion hat im Interesse der Wissenschaften einen wahrhaft humanistischen Geist entfaltet. Nicht allein, daß man durch Vermittelung der schwedischen Gesandtschaften sich in Besitz vieler älteren, werthvollen und seltenen englischen und französischen Schriften gesetzt hat, man hat auch die französische Revolution und die für Handel und Verkehr ungünstige Zeit in Paris wahrgenommen, um überhaupt die Bibliothek mit gediegenen französischen Werken zu bereichern und zu vervollständigen. Ein Beamter der Bibliothek ging diesen Sommer nach Paris um Einkäufe zu machen, und es hat sich gezeigt, daß die Spekulation richtig gewesen, indem die Bibliothek jetzt eine Sendung von französischen Büchern, deren Preis ursprünglich 10,700 Francs ist, zu dem Preis von 3,450 Francs erhalten hat. Auch auf andere Weise, wie durch werthvolle Gaben des Königs, der Norwegischen Regierung, der Finländischen gedeihten Geschäften, ist das Jahr 1848 ein reiches für die Bibliothek gewesen. Neben der Fortsetzung ihrer gewöhnlichen Kataloge hat die Bibliothek im Jahr 1848 zwei Kataloge ihrer Handschriften drucken lassen, das eine das Verzeichniß englischer und französischer, das andere isländischer Manuscripte.

[Schwedischer Künstler-Verein.]

Konstnärs Gillet (der Künstler-Verein) in Stockholm, der regelmäßige wöchentliche Zusammenkünfte hält, eröffnete eine der letzten von diesen mit der Vorlesung eines dramatischen Gedichts von Mellin, betitelt: „Luthers Monolog“. In welcher jedoch der Doctor Martinus, der in seinem Arbeitszimmer auftritt, auch einen Dialog mit einem Jünger führt, der zu dem Reformator von der schwedischen Provinz „Norrland“ gekommen ist. — Derselbe Abend bot überhaupt sowohl in der Ausstellung von Werken vaterländischer und fremder Künstler, als besonders in den musikalischen, dichterischen und künstlerischen Leistungen einiger Glieder des Instituts für Blinde und Taubstumme viel Interessantes. Drei Blinde führten mehrere Ensemblestücke mit einem Geschmack und einer Präcision aus, die im hohen Grade bewunderungswürdig waren. Unter den poetischen Leistungen der Taubstummen zeichnet ein Gedicht „Christi Himmelfahrts-Tag“, von Ida Dahm, sich durch seinen Reichthum an schönen Naturbildern aus, und selbst die Malereien der Taubstummen, vornunter ein Frucht- und ein Blumenstück, übertrafchten die Erwartung.

[Akademien in Schweden.]

Das königl. technologische Institut in Stockholm war bisher die einzige technische Lehranstalt in ganz Schweden, und so ausgezeichnet sie auch ist, so ist sie doch bei weitem nicht hinreichend, die den Schweden angeborne Neigung und Anlage für die technischen Wissenschaften zu unterstützen. Man projektirt daher jetzt, auf verschiedenen Punkten des Reichs kleinere technologische Institute anzulegen und diese, als die Radien einer großen Lehranstalt in Stockholm, mit ihr in Verbindung zu setzen. — Die militärische Akademie in Stockholm, für deren Aufkommen die berühmte Jenny Lind in den früheren Jahren viel gethan hat, zählte, bei dem kürzlich unter Anwesenheit des Protektors, des Herzogs von Upland, abgehaltenen Examen, 105 Eleven.

[Z. C. Nordblom.]

Johann Erik Nordblom, Direktor Musices an der Universität zu Upsala und Organist am Upsala Dom, geboren am 2. Weihnachtsfeiertage n. J., war geboren am 12. April 1798. Er widmete sich 1803—4 dem Handel in Stockholm, kehrte aber zurück nach seiner Vaterstadt Upsala und studirte dort, unter Häffner, die Musik, von 1808—14, in welchem letzten Jahre er Direktor Musices am Gymnasium zu Oefle wurde. 1821 zog er nach Stockholm, wurde 1824 Lehrer an der Musikakademie, 1827 Mitglied dieser Akademie. 1833 folgte er Häffner als Direktor in Upsala, und 1835 übernahm er zugleich das Amt eines Organisten am dortigen Dom. Seine Kompositionen werden seinem Namen ein langes Leben in der musikalischen Welt bewahren.

[Aus Finnland.]

Helsingfors Morgenblad schreibt unterm 25. Novbr. v. J., über den Wetterstand daselbst: „Der Wechsel des Wetters ist in diesem Winter bei uns so groß, daß selbst die vorzüglichsten Wettervrophezien der Verzweiflung nahe sind. Während sechs Tagen hat das Wetter sich acht bis zwölf Mal geändert, von 12 Grad Kälte mit klarem Himmel und Stille, bis zu starkem Nordoststurm mit heftigem Orkanen, wie sie seit langer Zeit nicht vorgekommen sind. Eine Unruhe, eine Gährung scheint sowohl durch die physische als durch die psychische Welt zu gehen. Auch die Cholera ist aufs Neue in Loufeustadt ausgebrochen.“ — Der Professor der Beredsamkeit und der Dichtkunst, an der Universität zu Helsingfors, Elofson (geb. 1785) ist kürzlich mit Tode abgegangen. — Die schwedische Schauspielergesellschaft des Herrn Dolands, macht hier Glück und spielt bei vollem Hause.

Feuilleton.

Eine dänische Kriminalgeschichte.

Beitrag zur Kenntniß des nordischen Proletariats.

Ein jüngst erschienenes Buch, „Heinrich von Kleist's Leben und Briefe,“ herausgegeben von Ed. v. Bülow, hat Veranlassung gegeben, an einer der großartigsten und genialsten Erscheinungen Deutschlands — nach dem Zeitalter Göthe's vielleicht die größte — wieder erwuchert. Man blickt mit Erstaunen in diese Seele hinein, die, der Werkstätte eines geistigen Dulkans ähnlich, nach übernatürlicher Zergliederung des Lebens in allen dessen Fäden, nach scheinbar trostloser Ueberfüllung und verachtender Abwägung gegen die umgebende Wirklichkeit doch in ihrem Innern Gehalt genug verbarg, um eine andere Welt in lebendigen, vorm und dasterem Schöpfungen, zu gewaltigen Formen hervorzurufen. Und doch werdarg auch diese schöne, reichbegabte Natur, die in gährenden, zermalmenden Gedankenprozesse Alles schon voraus erkannt und durchsieht hatte, in ihrem Innern immer den Keim eines frühzeitigen Zugrundegehens. Daß es so kommen mußte, darf Niemanden wundern; nur die Art und Weise, wie es geschah, ist, wie jede psychische Bestrung bei so seltenen Geistesgaben, dem gesunden natürlichen Gefühle fremdartig, kärtselhaft, schauererregend. Ein Weib, geistig gebildet, romantisch lebend, aber in dem unglücklichen Wahne befangen, von einer unheilbaren Krankheit befallen zu sein — was sich später als vollständiger Irrthum erwies — verlangt in verzweifelnder Eyaltse, in qualendem Lebensüberdrusse, von ihm als Zeichen der Liebe, daß er ihr den Tod geben soll. Der eben im reichsten poetischen Schöpfen begriffene, aber über sein Vaterland hergerissene Mann — es war im Jahre 1811 — glaubt ihrem Begehren willfahren zu müssen, und um nicht nach den Gesetzen prosaisch verhaftet und verurtheilt zu werden, läßt er im selben Augenblicke das rächende Strafurtheil gegen sich selbst. Deutschland, das in ihm ein freudiges Zeichen seiner einigen, innewohnenden Lebenskraft in Begeisterung begrüßt und bewundert hatte, trauert und beweint das Opfer einer unseligen Verirrung.

Digitized by Google

Wer aber hätte denken sollen, daß dieselbe Geschichte im ruhigen Norden, im vorigen Jahre, in einem Kreise, wo die Bildungen der Zeit angekannt und angestellt sind, sich wiederholen würde? — Daß hier ein ganz ähnliches Seelenphänomen emporkommen sollte, und zwar nicht der krankhaften Schwärmerei eines hyperraffinirten Civilisationszustandes zufolge, sondern in aller Unschuld heute vor Augen, naturmäßigen Herzen, die von reflectirten, blasirten Weltanschauungen nichts wußten, unter schlichten, unverfeinten, naturwüchsigen Bauern auf der einsamen Insel Oesel? Es scheint, als ob die Schwärmerei, die fromme Hingebung überschwänglicher Gedanken, die schon lange unter gebildeten Leuten als altmodisch und kindisch gänzlich verbannt war, sich jetzt zu dem armen, unkultivirten Bauernvolke geflüchtet habe.

Es heißt gewöhnlich, daß es in Dänemark kein Proletariat gebe. Es mag wohl sein, daß man es in den Städten, nicht einmal in Kopenhagen, der einzigen großen Stadt des Landes, gewöhnlich nicht besonders bemerkt. Die Bevölkerung des Landes ist verhältnißmäßig klein, es giebt wenige Fabriken, das Land kann durch seinen Ackerbau und seine Schifffahrt sich gut ernähren, es braucht — kann man wohl behaupten — kein Kind des Landes in Armseligkeit und im Elende zu leben. Allerdings sind wir in dieser Beziehung viel glücklicher als Schweden, wo der Ackerbau nicht bedeutend ist, wo es dagegen viele Bergwerke und viel Armuth giebt, und — was wir bei uns noch nicht kennen — auch eine ganze soziale Literatur.

Das dänische Proletariat, worunter sich bisweilen vagabondirende und aufgewanderte Störenfriede bemerken lassen, verbirgt sich aber mit wohlthätiger Scheidenheit auf dem Lande, besonders in den Kommunen auf der Insel Seeland. Auf Fühnen und besonders in Jütland und Schleswig ist es anders. Da wird noch immer das liebe Brod gewöhnlich nicht als Geldsache oder Geldeswerth angesehen. Die patriarchalische Zeit ist da noch nicht ganz vorüber. Das Köthigste wird der Arme ohne große Mühe durch Gastfreundschaft bekommen können, und es ist sogar noch unter dem gemeinen Volke in Jütland eine — freilich geschwundene — aber allgemein verbreitete Meinung, daß es kein Diebstahl sei, auf eigene Hand zu nehmen, was man auf der Stelle verzehrt. Auf Seeland dagegen hat schon der Einfluß der Hauptstadt und der direkte Verkehr mit derselben andere Sitten und kaufmännische Berechnung überall hin verbreitet. Da sieht sie und da zerstreut eine nicht ganz unbedeutende Menschenzahl ohne Besitzthum, ohne Erwerb, oft ohne Obdach und hinlänglich Brod, aber zugleich ohne irgend ein Recht auf das Leben zu kennen oder daran zu denken. Etwas als solches zu fordern. Das ist ein stilles, schweigsames Proletariat, welches in den altherkömmlichen, ungeschriebenen Formen des ländlichen Lebens nur durch ein spärliches oder willkührliches Armenwesen geschützt, sich ruhig einrichtet, das still und demüthig Leben und Gesundheit für ein dürftiges Asyl opfert, oder um ein Stück Brod bettelt, und wenn dies abgeschlagen wird, eben so geduldig und schweigsam in Kälte und Elend hungert und bisweilen — verhungert, während die großen Gutsbesitzer und die besitzende Hälfte der Bauern*) den fruchtbaren Boden reichlich ausbauen.

*) Bekanntlich zeigt sich eben unter diesen oft eine stark ausgeprägte Aristokratie, eine unbewußte feudalistische Reminiszenz von der Zeit, da jeder wohlhabende Bauer, wie später der Ritter oder Adelsmann, ein selbstständiger Fürst war.

In einem seeländischen Dorfe, Alsted, in der Gegend von Soröe, wohnt ein solcher bescheidener Proletarier als Insaß oder „Inste," wie auf dem Lande diejenigen genannt werden, die selbst kein Haus haben, sondern nur gegen ein wenig Geld oder Arbeit, oder Beides, bei anderen Bauern Kost und Obdach genießen. Er heißt Hans Christian Guldbrandsen und ist kein Jüngling, sondern Junggeselle von 67 Jahren. Er hat einen Halbbruder, Fabian, in einer Kommune 2 Meilen als Schäfergeselle lebte, bis er am Schlusse des Jahres 1847 starb. Fabian hatte in „wilder Ehe" mit einem Bauermädchen, Else Kirstine Lorstrocher, gelebt, und mit ihr zwei Kinder gezeugt. Sie hat nach seinem Tode keine andere Aussicht, als sich dem „Armenwesen" in die Arme zu werfen. Es entsteht aber die sehr gewöhnliche, oft lange Zeit nicht zu lösende, zu ermittelnde Schwierigkeit, daß es zweifelhaft ist, in welcher Kommune sie Verpflegung zu suchen berechtigt sei. In dieser Zwischenzeit ist also der Betreffende, der vielleicht unverbrettet aus früheren erträglichen Umständen herausgerissen wurde, sich selbst und seinem eigenen Spekulationsgeiste überlassen.

Das verwittwete Weib kommt in ihrer Rathlosigkeit auf den Gedanken, zu ihrem Schwager — das gebrtte, in gesetzlicher Ehe lebender Publikum mag mir dies Wort nicht für unguat nehmen, — dem genannten Guldbrandsen, mit ihren Kindern zu gehen, um vielleicht bei ihm die Zeit abwarten zu können. Sie ist kein bildendes Weibsbild mehr, nicht einmal eine „femme à trente ans," sie zählt schon zwischen 40 und 50 Jahren.

Kurz vor Weihnachten erscheint sie bei dem „Schwager;" sie bittet ihn — mit den Kindern bis auf Weiteres bei ihm sich aufhalten zu dürfen. Er scheint ein alter gutmüthiger Bursche gewesen zu sein, denn er erlaubt es gleich, obschon er sie gar nicht kennt und nur ein einziges Mal gesehen hat. Gegen etwaige Herzensdraufheiten und Liebesgeraanen scheinen ihn seine 67 Jahre schon hinreichend zu schützen.

Eigentlich kam es aber nicht allein auf ihn an, die Erlaubniß zu geben. Er nahm sie nur interimistisch auf; gab indessen ein Gesuch beim Kirchspiels-Vorstand ein, um zu bewirken, daß sie hier bleiben dürfte, bis der Ort ausfindig gemacht worden war, wo sie rechtliche Ansprüche auf Unterstützung vom „Armenwesen" habe. Das Gesuch wurde bewilligt.

Der alte „Inste," der wohl lange kein freundliches Gesicht gesehen hatte, fand es sehr angenehm, daß die gute Else ihm Morgens seine Milch oder sein Bier kochte, und Mittags ein paar Kartoffeln, wenn er zu Hause war. Er ging jeden Tag doppelt so frey wie sonst zur Arbeit; auch sie war so fleißig, wie sie nur sein konnte, mit Stricken und wenn sie sonst eine Arbeit im Dorfe bekommen konnte. Alles gelang den Umständen nach auf's Beste, eben so gut wenigstens, als da er noch nur für sich selbst zu sorgen brauchte. Wenn er sein Abendbrod aß, war bisweilen sogar ein Glas Branntwein in der Flasche, und dann — spielte er mit den Kindern. Er hatte nie geglaubt, daß das ein Vergnügen sein könnte, mit Kindern zu spielen.

„Es entwickelte sich bald zwischen ihm und Else," heißt es im Kriminalprotokollen-Styl, „ein intimes gegenseitiges Verhältniß." Sie blieb bei ihm „als seine Frau," und sie brachten sie mehrere Monate hin im besten, freundlichsten Einverständniß. Die Kinder, von welchen das älteste ein Mädchen von neun Jahren war, trieben sich lustig auf der Straße mit den übrigen Dorfkindern herum.

Der Mann und die „Frau" — wieder und ich um Vergebung bitten, daß ich dies Wort benutze, obgleich sie nie verheirathet war — brachten nur wenige Stunden des Tages zusammen hin, und in den wenigen Stunden hatten sie eigentlich nur wenig mit einander gesprochen, noch weniger aber dachten sie an die Zukunft.

Der Frühling näherte sich, die Feldarbeiten begannen, und wie die immer höher steigende Sonne, schien das Schicksal dem kleinen Hausstand immer freundlicher zu lächeln.

Ungefähr in der Mitte des Monat Mai dieses Jahres (1848) kam aber zu ihrem großen Leidwesen die Nachricht, daß es durch eifrige Bemühungen des Herrn Landjustizien endlich herausgefunden war, daß Else mit ihren Kindern in einem ziemlich entfernten Städtlein, Skangerup, „verpflegungsberechtigt" war, und daß sie also, wenn sie nicht von selbst sich einstellte, nach dem löblichen Gesetze „von Rechtswegen" mit Anwendung der öffentlichen Gewalt dahin transportirt werden würde. Und gegen die öffentliche Gewalt „von Rechtswegen" ist, besonders für arme Bauern, die nicht einmal Grundeigner sind, freilich gar nichts zu thun.

Jetzt hingen sich gut Beide auf einmal klar, daß sie sich so an einander gewöhnt hatten, daß sie einander unentbehrlich geworden waren, daß sie die bevorstehende Trennung, gegen welche sie kein Mittel wußten, gar nicht ertragen könnten, und daß sie, wenn einander getrennt, gar nicht länger leben möchten.

Wie ist das möglich, daß zwei dumme Bauern solche närrische, und obendrein gesetzwidrige Gefühle haben können?

Dies Geständniß ist aber später zu Protokoll wirklich abgegeben worden, und so müssen wir, da keine Zeugen sich dagegen erboten haben, diese Wahrheit als Problem für soziale Psychologen dahinstehen lassen.

Als sie sich aber gegenseitig diese nichtsnutzigen Versicherungen ohne alle logische Beweisführung, nur durch gemeinsame Wiederholungen derselben Sätze wirklich eingeredet hatten, wurden sie so von den verbiegenwärtigen Gegenst der Zukunft ergriffen, daß sie endlich alle Beide den Entschluß faßten, sich das Leben zu nehmen.

„Aber," sprach Else, „wenn wir Beide sterben, was soll denn aus den Kindern werden?"

Guldbrandsen antwortete nicht; er saß in muthlosen Hindrüten versunken, den Kopf in beide Hände gestützt und — weinte.

Ja, der alte Bauerkörpel weinte, er hatte kein Wort, keinen Gedanken im Kopfe. Immer war er vorher wie ein Pflugpferd zur Arbeit gegangen, gleichgültig hatte er sein Brod gegessen, wenn der Hunger sich einfand und er etwas hatte, gleichgültig hatte er sich auf das Strohlager gelegt und gleichgültig war er wieder Morgens aufgestanden. Nie hatte er daran gedacht, daß er in die Lage kommen könnte, einen Beschluß fassen zu müssen. Jetzt wußte er keinen Rath, er weinte.

Das Beispiel ist ansteckend; Else weinte auch, aber sie raffte sich endlich auf und sprach:

„Väterchen! Du darfst nicht sterben, Du mußt leben bleiben, um für die Kinder etwas zu thun. Mich sollst Du aber bitten, entweder mit einem Messer oder mit behülflich sein, mich mit einem Strick aufzuhängen."

„Nein," sagte er, „das kann ich nicht, das thu' ich nicht, das würde gewiß eine große Sünde

Digitized by Google

sein, aber wenn ich selbst mit Dir sterbe, dann vielleicht..."

Da steht man, wie schädlich in allen Ehebeverhältnissen die Unwissenheit ist. Wäre der dumme Bauer nicht so unwissend gewesen, er hätte die Frau ja nur als demokratische Parteigängerin oder als „Literat" nach Sibirien können, und sie würde ohne seine Betheiligung, ohne alle Verantwortlichkeit für sein altes Gewissen sogleich gehangen worden sein. Aber so sind diese Bauern. Sie lesen nicht einmal die Zeitungen, die von den „Kulturbringern" zum Lesen vorgeschrieben sind, und da doch gewöhnlich nicht zu viel Klugheit enthalten.

So gingen noch ein Paar Tage in derselben dumpfen, rathlosen Unschlüssigkeit hin. Die Frau wiederholte ihr Geständniß so beharrlich den gemachten Vorschlag, daß der durch seine südreise Liebe und den in nahe Aussicht gestellten Verlust seines einzigen Glücks fast blödsinnige Alte, zuletzt nicht mehr zu widerstehen vermochte. Er gab nach und versprach ihren Wunsch zu erfüllen. Es war den 16. Mai.

Von eigenthümlichem Instinkte getrieben, hatten sie sich eine bedeutende Portion Branntwein zu verschaffen gewußt und die letzten Abendrodd damit so reichlich gewürzt, daß ihre Stimmung, ohne (nach der Hypothese eines früher eingereichten Doctoratsthese) in den Zustand des Unbewußtsein und Unzurechnungsfähigen überzugehangen zu sein, doch eine ungewöhnlich aufgeregte wurde. Ein altes stumpfes Brodmesser wurde zur erlösenden Waffe gewählt. „Es muß aber erst geschliffen werden," sagt Elsi, und der Mann hat die kaltblütige Ruhe oder den sonnambulen Instinkt, es an einem Schleifsteine recht tüchtig zu schärfen.

Nach beendigtem Essen begaben sie sich, wie sonst, zum gemeinsamen Bette, vielleicht um die Kinder nicht unruhig zu machen.

Als es Nacht wurde, standen sie aber auf und gingen in das anstoßende Zimmer. Hier enthüllt Elsi ihre Brust, damit er sie mit dem Messer durchbohren solle; er hat aber noch nicht den Muth, zuzustoßen. Er setzt ihr nur das Messer auf die Brust, als wolle er erst eine Probe machen, um sich einzuüben.

Wie aber Elsi das kalte Eisen fühlt, erschrickt sie und sagt: „Nicht doch! ich habe Angst, daß es sich nicht vertragen werde, laß mich lieber den Strick betommen!"

Gleich wirft er das Messer von sich weg und giebt ihr einen Strick, den er, wie es scheint, auch vorher, um auf alle Chancen vorbereitet zu sein, auf einen Stück Seil zugerichtet hatte. Sie legt sich selbst den Strick um den Hals und bittet ihn, die Enden festzumachen. Er nimmt sie auf seinen Arm, hebt sie so hoch, als er es vermag, und bindet den Strick fest an einen, in einem Balken des Deckenbodens befindlichen Nagel; darauf läßt er sie los, sie fällt herunter, im Strange hangend, und ist ohne Schmerzen, ohne Laut, schnaufer im selben Augenblicke gestorben. Dieser ganze Hergang, namentlich in Bezug auf das Hängen, ist, wie er später versichert hat, doch keine Folge ihrer getroffener Abrede, sondern eine Inspiration des Augenblickes gewesen.

So endigte sich — wie man will — entweder dumpf-bewußtlos, ungerennt oder tiefsinnige, rührende nordische Liebe. Ich habe die Schilderung der letzten Szene genau nach den trockenen Buchstaben der Verhörsakten gegeben, weil diese scheinbar starre, trockene Kälte mir nicht von der gewöhnlichen Verhörs- und Kriminalsprache hergurühren, sondern ganz gewiß nach der Natur des wirklichen Hergang wiedergegeben scheint. Ich habe diese Liebe eine „nordische" zu nennen gewagt, weil sie in ihrem Ausgange (dessen Detail auch von Elsi's ältestem Kinde, das ein unbemerkter Zeuge des Ganzen gewesen war, bestätigt wurde), in der ganzen naiven Kürze und Ruhe der Verhandlungen, wie der Aufführung, nicht wenig an die Manier der in den isländischen „Sagas" enthaltenen altnordischen Geschichtserzählungen erinnert. Es fehlen mir auch da Liebende, die miteinander sterben, wie „Hagbarth und Signur," sehen wir große Kriegs-, Helden- und Gräuelthaten mit derselben kurzgühigen, scheinbar empfrent gefühllosen Nahe erzählt, und auch so muß man sich da die Thaten denken, mit der vollkommensten äußeren Theilnahmslosen Kälte, wo daß rein Wort, sondern nur die großartige dramatische Mimik der That die ungeheuren inkanschen Leidenschaften verrath, welche im Innern der handelnden Personen lodern und sie zu den Gewaltsamsten treiben. Aber auch in vielen andern Beziehungen, in Sitten und Denkart, haben unsere jetzigen Bauern mit aller Rohheit und Plumpheit des Auftretens, wahrscheinlich nicht so wenig Aehnlichkeit mit dem altnordischen Heldengeschlechte, wie man sich's gewöhnlich denkt. — Denn die meisterhaften Geschichten von dieser Zeit, die wir in der Sagalitteratur besitzen, haben nur das Großartige, das Objektive der Ereignisse geschildert und aufbewahrt, ohne auf das einzugehen, was seiner Zeit nicht auffallend war, weil sich ja von selbst verstand. Daher hat die Phantasie der Urenkel jene Gestalten mit einem Nimbus, etwas Hohem und Pompösem umgeben, das allerdings ihren glänzenden Thaten entspricht, aber gewiß nicht dem wirklichen Aeußeren ihres Lebens und ihrer Persönlichkeiten im alltäglichen, gewöhnlichen, bürgergesellschaftlichen Verkehre, wenn man aus unserer Zeit plötzlich in jene verschwundene einen Einblick zu machen vermöchte.

Der „Verbrecher," oder wenn man will, der tragische Held dieses Drama's, ging nach vollzogener That zur Ruhe, schlief ein und hat erst am folgenden Morgen die Leiche abgelöst. Die spätere Beschäftigung und Obduktion der Leiche hat zu der Bestätigung der Aussage Guldbrandsen's geführt, indem es sich dadurch als unzweifelhaft ergeben hat, daß er nicht im Stande gewesen sei, den Tod des Weibes in dieser Weise gegen ihren Willen herbeizuführen.

Der vom Pfarrer des Dorfes abgegebenen Zeugnisse gehen darauf aus, daß Guldbrandsen keineswegs eben leidenschaftlich oder aufbrausend, sondern im Gegentheil als sehr gutmüthig und sanft bekannt war.

In den beiden ersten Instanzen, dem Extragerichte des betreffenden Landbezirks und dem Landes-Obergerichte, wurde er, nach dem Buchstaben des Gesetzes, seines Lebens verlustig verurtheilt. Das höchste Gericht bagegen hat dies in Zuchthausstrafe auf drei Jahre geändert und somit, ohne daß ein solcher Fall in unseren Kriminalgesetzen erwähnt worden ist, den Unterschied aufgestellt zwischen der Ermordung einer Person gegen ihren Willen oder mit ihrer eigenen Zustimmung; ein Präjudikat, das in der Zukunft doch wahrscheinlich nicht oft zur Anwendung gelangen wird.

Unter den bestehenden sozialen Verhältnissen, die es noch immer mit sich führen, daß die Geschlechter in vielen Fällen sich gendthigt sehr, das Individuum zu strafen, wo sie eigentlich sich selbst strafen oder besser sollte, konnte eine solche Opposition gegen „die als nothwendig für die Ordnung angesehenen Regeln" natürlicherweise nicht ungeahndet hingehen. Die Richter haben bei der Unschediung vielleicht auf einige Analogien in dem bestehenden Gesetzkomplex hingeblickt, z. B. daß Selbstmord bei uns Strafe ist, indem sie Leiche nicht in der Kirche oder auf dem Leichhofe begraben werden darf — früher war er sogar seiner Hauptverschuldt verlustig. — Eben so ist Gefängniß „auf Wasser und Brod" in gewissen Tagen für Diejenigen bestimmt, die, um Personen, welche „durch Umstände in hülflosen Zustand gebracht worden sind," zu retten, nicht alle zu Gebote stehenden Mittel anwenden und noch strengere Strafe, wenn sie durch ihre besondere Stellung vor Andern dazu verpflichtet sind. Endlich ist noch dänischen Gesetzen auch unabsichtliche Tödtung, und Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit, Gegenstand einer Strafe, die, nach den Umständen, zu zweijähriger Oeffentlicher Arbeit geleugnet werden kann.

Ist aber die hier mitgetheilte That in psychologischer Hinsicht für Freunde der Humanitätsstrafen merkwürdig, so ist es doch sicherlich nicht weniger für unsere gelehrten, traditionell-gebildeten Professions- und Stockjuristen. Nachdem bei und die Jurywirksamkeit so lange eifrig und anhaltend angestrebt worden ist, hat hier das höchste Gericht sich per autoritymodo als Jury konstituirt und nicht nur das „Schuldig" ausgesprochen, sondern auch, und somit zugleich das Begnadigungsrecht der Krone in Anspruch genommen, eine „mildere" Strafe bekretirt, eine Strafe à discrétion, durch welche, wie dies nicht immer mit früheren gesetzmäßigen Urtheilen der Fall war, das volksthümliche und humane Bewußtsein im Ganzen sich ziemlich befriedigt fühlt.

P. L. Möller.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. ‡‡. Die Lichgoraphischen Artikel können wir nicht benutzen, da wir uns in eine Konkurrenz mit den Tageblättern nicht einlassen können. Briefbeil das Nähere.

Hr. —C— in K. Freundlichen Dank für Ihre Zusendung. Sie werden sie bald benutzt finden.

Hr. Dr. L. in H. Ihre Skreiben ist nicht eingegangen. Was die Anzeige betrifft, so glauben wir den Gegenstand für den Augenblick andern lassen zu müssen, da demselben in den letzten Nummern bereits vielfach Raum gegeben worden und er — besonders bei der augenblicklichen Sachlage — von so zarter Natur ist, als daß man einen heftigen Eingriff wagen dürfte. Dies verbindert aber nicht, daß wir den forciellen Fall tief bedauern, und hoffen, daß solche Machtthätigkeiten bald ihr Ende erreicht haben werden. — Uebrigens werden wir das Postwun nicht aus den Augen verlieren.

X+X+D. Indem wir Ihnen hier den Empfang Ihrer Sendung mittheilen, behalten wir uns anständige Benutzung des Skreibens in einem direkten Briefe vor.

Mehrere Abonnenten in K. Sie sehen, daß Ihrem Wunsche bereits zuvorgekommen war, doch dürfen wir für Ihren freundlichen Wink.

Hr. W...f in L. Wird möglichst bald besprochen werden.

Eingegangene Bücher.

Rikkerstad, Phrenologen.
—, Skädespielerinnen.
—, Beamtenwesen und Uthnat. I. D.
—, Carl IX.
—, Svarta Handen 2 Die.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Rieß in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1⅔ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Specied. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Copenhagen: Lose & Delbanco. Chriſtiania: Frydberg & Sandmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

2. März. № 22. 1849.

Inhalt:

I. **Politik und Tagesgeſchichte.**

Zuſtände und Charaktere im Gebiete der Eider. II. Kiel, Ende Januar 1849. — Die Niederlande im Jahre 1848. I. (Schluß.) — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark: Der ſchleswig-holſteiniſche Aufſtand. Kopenhagen, den 20. Febr. — Ein paar Worte über die däniſche Preſſe. — Schweden: Die Reform. — Notizen: Die preußiſche Thronrede. Däniſche Marine. Der König von Dänemark nochmals auf der Flucht. Die ſogenannten Grauen. Ein ſchwediſcher Kronprätendent.

II. **Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.**

Bücherſchau: Tabt og vunden. — Midsommar-Kvaal. — Ein muſikaliſches Phänomen. Notizen: Die Oldenburgiſche Bibliothek. Hiſtoriſche Urkunden. Feſte zum Gedächtniß Berzelius'. Sängerinnen. Lunds Univerſität. Perſonalnachrichten.

Feuilleton. Ein Ausflug nach H-Mulden. (Aus dem Holländiſchen.)

Briefwechſel. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Zuſtände und Charaktere im Gebiete der Eider.

II.

Kiel, Ende Januar 1849.

Mit dem Abtreten der auguſtenburgiſchen Partei von der politiſchen Schaubühne in Schleswig-Holſtein war freylich, daß dieſelbe ein beſtimmtes dynaſtiſches Intereſſe verfolgte, doch das ganze volksthümliche Element, welches dem Aufſtande äußerlich Aufſtand, zu Schwung gab, mit einem Male todt geſchlagen. Allerdings war es dem Volke nicht verborgen geblieben, daß der Prädicent dieſes Gouvernements nichts weiter war, als der Agent einer Familie, die, von den alten däniſchen Königen abſtammend, auch gern einmal das Glück und den Glanz einer Krone verſuchen wollte. Allein die Regierung trug die Tendenzen und Intereſſen des auguſtenburgiſchen Hauſes nicht vor ſich her, prahlte nicht mit ihnen. Setzte ſie nicht alö den Kampfpreis ein und — man ſchwieg und billigte ſo ſchweigend alle Maßnahmen einer Regierung, die aus dem Volkswillen wenigſtens hervorgegangen zu ſein ſchien. Als die auguſtenburgiſche Partei von der proviſoriſchen Regierung zurücktrat, da erſt zeigte ſich an ihrem Schickſale, daß ſie blos als Partei betrachtet war; denn wirklich nicht das ſchleswigholſteiniſche Volk überhaupt wenigſtens einige Verſuche gemacht haben, eine alö volksthümlich anerkannte Regierung ſich zu erhalten! Von den Demokraten gehaßt alö die Partei eines Thronſchleichers, trat ſie, geſtürzt wie ein unkluger Großvezir, in ihr angeſtammtes Dunkel zurück, ohne irgend Etwas in ihren Schatten mitzunehmen.

Das perſönliche Schickſal der Mitglieder dieſes geſprengten Fünferregiments kann uns nur wenig intereſſiren; doch deuten wir im Vorbeygehen an, daß Schmidt und Bremer ſpäter in die Landesverſammlung gewählt wurden, wo ſie ihre urſprüngliche Karriere, Rückenbläſer zu ſein, in gedrechtem Laufe fortſetzen; daß Beſeler, der wegen einiger Tauſende Deutſcher einen Krieg mit den Dänen anfing, jetzt in der Paulskirche in Frankfurt Millionen Deutſche in Gefahr zu bringen ſucht, von Deutſchland ausgeſchloſſen und an die Slowen verrathen zu werden, worüber in den Berichten über die Thätigkeit der deutſchen Nationalverſammlung das Weitere nachzuleſen iſt, und daß endlich der Graf Reventlow, dieſer Ulyſſes, welcher am 24. März dem Volke Rechte zugeſtand, die Hoffnungen, welche man auf ihn ſetzen zu dürfen glaubte, leider nicht erfüllt hat.

Nun beginnt ein neues, das bleierne Zeitalter für Schleswig-Holſtein, die Epoche der Waffenſtillſtandsregierung, die noch jetzt nicht abgeſchloſſen iſt, aber ihrer Endſchaft nahe zu ſein ſcheint, um ſchlechteren Zuſtänden gewiß nicht Platz zu machen. Man erinnere ſich, daß der König von Preußen mit dem Könige von Dänemark ſchon während des Kampfes zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein diplomatiſche Verbindungen anknüpfte, die wir ſchon in unſerm erſten Artikel gewürdigt haben; man erinnere ſich, daß die Reaktion in Preußen allgemach immer mächtiger wurde und daß dem Herrn von Hohenzollern zuweilen die Monarchiſten Platz gewannen, das abſolutiſtiſche Gewiſſen darüber zu ſchlagen anfangen mochte, daß er dem Hauſe Oldenburg nicht geholfen hatte, eine aufſäßige Provinz zu bekämpfen, und man erinnere ſich endlich, daß das demokratiſche Prinzip nothwendig, auch ſelbſt auf gewaltſame Weiſe, zurückgedrückt werden mußte, wenn man der Krone die letzten und aufrichtigſten Freunde erhalten wollte. Friedrich Wilhelm ſelbſt, ein Fürſt, nicht ohne Geiſt, aber wankelmüthig, wie Ludwig XVI., ſah und ſah ſchwankend zwiſchen den großen beiden reginmellen Richtungen und wie jener unglückliche franzöſiſche Monarch an eine Verſöhnung zwiſchen dieſen beiden eiſernen Prinzipien, die durch den Konſtitutionalismus zu vermitteln wäre, bald mit größerem, bald mit geringerem Ernſt glaubend, ſich aber doch in gefahrvoller Lage ſtets zu dieſem Glauben flüchtend, hatte ſich über die große demokratiſche Zeitfrage, welche Antwort beſtehend, ſich über die ganze alte europäiſche Kulturwelt legte, keine genügende Rechenſchaft zu geben vermocht, und er konnte ſich daher nur in den Zweifeln ergehen, welche alle die fürſtlichen Gemüther verwirren müſſen, die in der Schule des eigentlichen Menſchenlebens ihr A. B. C. nicht mit durchgemacht haben. Ein wankendes Rohr in der Hand der wechſelnden Miniſterien, beſtimmte er ſich mit derſelben Elaſticität für die Maaßregeln des einen, wie des andern Miniſteriums, und wir ſagen in Vorausſicht der bevorſtehenden Ereigniſſe nicht zu viel von dieſem erſten Fürſten Deutſchlands, wenn wir behaupten, daß er ſich ein Mal wieder wird verleiten laſſen, Alles das zu thun, was die augenblickliche Gewalt von ihm verlangt, laſſen es aber unentſchieden, ob ihm dann dieſe ſelbe Nachgiebigkeit, womit er ſeine Krone ſchon einmal rettete, abermals helfen wird, — die größten Güter eines Mannes auf ſeiner Höhe zu erhalten oder gar demnächſt zu vermehren.

Alſo der Hof, das Kabinet, das Miniſterium, verurſachen den Waffenſtillſtand; von den Völkern war nicht die Rede, und ſie hatten, wie wir es zu zeigen verſucht haben, den Krieg zu auch nicht angefangen und ihn ſelbſt nicht einmal gewollt. Es konnte demnach ganz in der Ordnung

Digitized by Google

erscheinen, daß auch ihnen eine Angelegenheit von den Schultern genommen wurde, für welche sie, sich zu schlagen, die Erlaubniß erhalten hatten. Ganz nach dem Systeme des alten Polizeistaats hatten benachbarte friedliche Völker den Kriegsschrei gegen einander ausgestoßen, und nachdem sie sich versetzt in blutige Fehde, schlossen die bekannten beywirkenden Dritten den Frieden, der freilich wenigstens zunächst in der Gestalt eines Waffenstillstandes auftrat. Das ist doch so klar wie das Sonnenlicht, das Holstein, Schleswig, Jütland, die dänischen Inseln und den übrigen skandinavischen Norden bescheint, daß der Kampf, von Intriguen angezettelt, thöricht war, daß er sogar unmöglich gewesen wäre, wenn nicht Glück und Umstände die fürstlichen Intriguen gefördert hätten, deren nothwendige Folge er wurde!

Es ist bekannt, daß die Revolution ihren Sieg nie so weit verfolgt, als die Reaktion, und dieser Satz trifft in Beziehung auf die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten vollkommen zu. Schleswig-Holstein wurde eine Satrapie zweier Könige, aber in der That hat nur der preußische den Satrapen gestellt. Statt des alten dänischen Gouvernements, das sich der persönlichen Freiheit niemals ganz abgeneigt zeigte, herrscht jetzt, Dank der preußischen Diplomatie! in Schleswig-Holstein ein Paschathum, das den freiheitlichen Sinn des Volks in's Zuchthaus steckt und die Erwartung erweckt, daß der Geist des Volks freiwillig in's Irrenhaus zieht! So angesehen ist der Tausch ein grundschlechter, und wir vermögen ihn durchaus nicht anders anzusehen.

Ehe noch die Waffenstillstandsregierung überhaupt in's Leben trat, hielt die Landesversammlung ihre famose Sitzung vom 4. Sept., welche von den Verhandlungen einer Volksversammlung am nämlichen Tage begleitet war, auf der sich gegen das System der Regierung opponirende Elemente gezeigt haben mögen. Das Militair sollte für diesen Tag aus Kiel, wo ein volles, im Kampfe schon bewährtes Bataillon lag; man beabsichtigte offenbar nichts Geringeres, als es gegen die Möglichkeit der demokratischen Regung zu benutzen; denn wozu ließ man die wackeren Krieger sonst mit ihren Pulverkarren aus der Stadt marschiren? Daß man gegen eine so leicht zu durchschauende Intrigue Protest einlege, war eine sehr willkommene Veranlassung, zu arretiren und zu inquiriren, und, abgesehen davon, daß ein schleswig-holsteinischer Staatsbürger, welcher nach dem Staatsgrundgesetz seines Heimathlandes *) sofort nach seiner Verhaftung hätte vor ein Geschwornengericht gestellt werden müssen, noch fortwährend in Detentionshaft sitzt und der Leiden eines jahrelangen kriminellen Inquisitionsprocesses wartet, — die Bürger im Allgemeinen zu schrecken. Es ist historisch nicht unwichtig, daß sich auch Beseler im Schloßgarten einfand, um die Soldaten „als Präsident der Regierung" zu beschwatzen, obgleich der Graf Reventlow-Jersbeck, der jetzige Präsident der Regierung, damals Vicepräsident der Landesversammlung, allerdings das zweifelhafte Verdienst hat, eine Regierung, die, wenn sie nicht als solche rübrerisch gelten wollte, was sie formell war, durch sein schroffes Benehmen, früher in der Schloßkirche und an dem Tage im Schloßgarten, um den letzten Lappen der Popularität gebracht zu haben.

In Folge der Waffenstillstandskonvention, die denn nun ja bekanntlich in's Leben trat, ruhte die Gesetzgebung in Schleswig-Holstein. Man erlaubt es diesem Lande, welches über 300 □ Meil. groß ist, zu existiren, ohne zu athmen, zu leben, ohne daß der Körper sich den Gesetzen des Blutumlaufs unterwirfe, und Reventlow-Jersbeck, jener ahnenschwere Graf, wurde Präsident der neuen Regierung. Er freilich konnte ihn recht gut übernehmen, dieser Machtdienst bei einer Leiche, denn mehr war das Land nicht, nachdem ihm das organische Leben des legislativen Weiterkommens geraubt war. Kraft des Friedens von dänischer und preußischer Seite erwählt, haben die Herren von der Regierung, unterstützt und im Auftrage des königlich preußischen Militairkommandanten Bonin, die schleswig-holsteinischen Lande als eine Konkursmasse behandelt, an die das Volk von Schleswig-Holstein selbst aber keine Ansprüche hat, weggegen man sich freilich Mühe gab, mit einem gewissen alten Glaubiger, dem Könige von Dänemark, der ja einmal, Dank dem Erfindungsgeiste der provisorischen Regierung, unfrei war, im Gebiete der Sophistik einigermaßen siegreiche Noten zu wechseln.

Es läßt sich historisch noch nicht ergründen, was eben jetzt geschieht, denn im Augenblicke selbst gestaltet sich noch nichts Festes, wenn es auch Form und Inhalt annimmt. Wir können deswegen über das Walten und die Wirksamkeit der jetzt in Schleswig-Holstein gebietenden Macht nur sagen, daß sie von einem ganz besondern Princip geleitet werden muß, einem Princip, welches uns während der langen Dauer der dänischen Regierung in diesen Landen noch unbekannt geblieben ist, welches auch unter der provisorischen Regierung nicht zur Anwendung kam, weil dieses jeden Falls ungestraft nicht hätte geschehen können, — dem Princip des verstärkten bureaukratischen Terrorismus. Allerdings, sie sengte und sie brennte nicht; aber sie schritt auch nicht ein, als einige Soldaten, die eine Adresse an das preußische Militair des Inhalts gerichtet hatten, „sie möchten doch endlich aufhören, die Ihrigen zu erschießen, wenn sie zu dieser Unthat gehetzt würden," als ihre Kameraden, die sich damit einverstanden erklärt, und als jene oben erwähnten braven Krieger wegen ihres zu schwachen Widerstandes gegen die beferendeten Bürger, die sie zurückzuhalten versuchten, zu drei- bis achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurden. Sie ließ ruhig Entehrung verhängen über todesmuthige Kämpfer, die vergebens um ihren Tod statt solcher Strafe baten!

Gewalt, Gewalt, das ist immer das letzte und sichere Ende der Kämpfe, zu denen sich die Völker im Interesse irgend welcher ehrgeizigen Parteien anstacheln lassen. Stets hat ein Volk, wie die Geschichte lehrt, mehr Kraft, eine Macht außer sich, als eine Macht über sich zu stürzen; muthwillige Kriege der Fürsten sind viel häufiger (ja in ihrer Unzahl gar nicht zu zählen), als offene Aufstände des Volkes gegen eine ungerechte und angemaßte Gewalt. Und so endete in Schmach und Gewaltthat das, was gegen schmachvolle Knechtung begonnen zu sein schien; so wuchs Verderben und Knechtschaft aus dem, was zur Freiheit führen sollte; so ging das Vertrauen zur deutschen Centralgewalt, die sich der diplomatischen Präsirkation schuldig gemacht hatte, in diesen Landen unter; so fiel Alles binaus auf Noth und Trübsiß, Verkehrs- und Nahrungsstoßseit, Unzufriedenheit und Mißmuth, und so wird Alles in der Welt so lange darauf hinaus laufen, bis sich die Völker selbst verkündigen, bis sie den Titanenkampf gegen die übergewaltige Bureaukratie siegreich zu Ende geführt und sich selbst eine neue Ordnung der Dinge geschaffen haben, über die kein Bonin, kein Windisch-Grätz und kein Wrangel, sondern die eiferschüchtige Liebe zur Freiheit im Volke wacht.

Während wir dies schreiben, spricht man von einer Verlängerung dieses ängstlichen Waffenstillstandes, die ja auch ein Zerrbestehen der uns von den Höfen aufgedrungenen Regierung ist. Der Mensch kann freilich nicht die Zukunft innerhalb der kleinen Zeitspanne eines Tages mit annähernder Sicherheit berechnen wollen, allein es ist ja sagen erlaubt, daß das jetzige Gouvernement niemals populär werden wird, wenn es auch das Alter des römischen Kaiserthums erleben sollte. Und was kann das Schicksal des Landes sein unter einer unvolksthümlichen Regierung? Dazu der verlängerte Zwischenzustand zwischen Thür und Angel, zwischen Krieg und Frieden. Und der Krieg, wünscht ihn das Volk? Nein, wahrlich nicht; denn er wäre ja nichts als einer jener verbrauchten Theaterpuffs, womit sich seither die Autokraten in Schreck zu setzen suchten; er wäre ja kein Krieg um das heilige Interesse der Volksfreiheit, für die sich ganz hinzugeben mit Leib und Gut ein ebenso hohes Verdienst ist, als es den freigeborenen Mann entwürdigt, für den Eigennutz und die Hab- und Ruhmsucht einzelner Individuen

*) Herr Hedde hat in der Landesversammlung ganz kürzlich beim Ministerium angefragt, ob überhaupt das schleswigholsteinische Staatsgrundgesetz gelte oder nicht, wobei er eines Falles freveltaften Ausschreitens des Kieler Magistrats erwähnte, und der Justizminister hat ihm geantwortet: es gelte für die inneren Angelegenheiten. Hr. Hedde soll Vertheidiger des obenerwähnten Staatsbürgers sein.

Digitized by Google

oder Familien sein Leben auf's Spiel zu setzen. Wir wollen weder einen Krieg gegen das dänische Volk, noch für eine fürstliche Laune, sind aber bereit, jeden Feind unserer Freiheit zu bekämpfen, wie wir es im März waren, wo wir, unbekannt mit den schleichenden Entwürfen einer hochfürstlichen Koterie, dem Drange der Freiheit in's Feld folgten, freiwillig und unfreiwillig, augsfront oder aus heißem eignen Antriebe, Alle aber fortgerissen von dem Sturmbause des Geistes einer werdenden Zeit. Aber der Friede. Es gibt wohl kaum Einen, der ihn nicht wünscht, es müßte denn ein Abenteurer sein, der Ruhm und Beute gewinnen möchte; doch wünscht ihn gewiß Niemand à tout prix. Der hohen Diplomatie sind drei verschiedene Pläne unterbreitet, nach denen er zu regeln wäre; der eine, geschmiedet vom preußischen Hofe, besteht auf der unerhörten stillschweigenden Voraussetzung, daß die ganze schleswig-holsteinische Frage keinen andern Inhalt und keinen andern Charakter habe, als den des privatrechtlichen Streites zwischen einigen Fürstenfamilien: das Volk kommt nach ihm gar nicht in Betracht, oder doch nur als zweifelhaftes Eigenthum der einen oder der andern Dynastie; durch eine Adoption soll im Besitze eine Reihenfolge von Besitzern, die gleiches Anrecht zu haben scheinen, eintreten, und dabei soll einer der Konpetenten, der Herzog von Augustenburg, mit einem anderartigen, dem adenburgischen Großherzogthum, entschädigt werden. Ein anderer Plan will Schleswigs sogenannte Selbstständigkeit, gewissermaßen eine Sequestrirung des streitigen Landes. Er ist die Schöpfung des sogenannten eiderdänischen Ministeriums in Kopenhagen, welches in dem traurigen Wahne lebt, daß die möglichst weit gedehnte Grenze jeden Besitz an sich schon meliorirt, was nun einmal, auf Staaten angewandt, gründlich falsch ist. Allerdings scheint es uns recht gut möglich, daß die Gewährung eines wahren Selfgovernment den deutschgesinnten Theil der Schleswiger mit ihrem Schicksale, der deutschen Entwicklung entfremdet zu werden, ausföhnen könnte; denn die Freiheit hat, wie wir an den Rheinlanden sehen, einen solchen ewig unwiderstehlichen Reiz, daß ihr die Nationalität sogar, wenn auch vielleicht schwer, so doch geopfert werden kann. Allein erst die Zukunft wird die Freiheit im alten Theile der Welt zum kosmopolitischen Panier erheben, wie schon ein solches auf dem transatlantischen Boden weht und Völker der verschiedensten Racen beschirmt. Unser Kampf ist leider vorzugsweise noch ein nationaler und es gilt noch für Schwäche und fast Verrath, die Franzosen und die Dänen nicht zu fressen, ihre Institutionen, ihre politischen Thaten nicht zu bekritteln, die Professoren, welche in Frankfurt nach ihrem Kompendienheften die Weltgeschichte ausbessern, nicht zu vergöttern, den Erzherzog Johann und den Reichskommissair Stedtmann nicht für die Heilande dieses Jahrhunderts und die rechten Mittler zwischen dem Gott der Freiheit und dem germanischen Menschengeschlechte zu halten. Und daher, weil eben dieser Kampf einen vorzugsweise, einen fast specifisch nationalen Charakter hat, ist der dritte Friedensvorschlag nicht ganz ohne Weiteres auf die Seite zu werfen, nach welchem die Bevölkerung in Schleswig sich selbst aussprechen soll, ob sie zu Dänemark oder zu Deutschland gehören wolle. Allerdings wird eine vollständige Kongruenz der politischen und nationalen Grenze auch nach dieser Erklärung des Volks noch nicht erreicht sein, aber diese ist ja auch überhaupt unmöglich und unerreichbar. Mehrbestoweniger liegt Gerechtigkeit in diesem Abkommen, durch welches das Princip der Freiheit des Volks nicht nur nicht beleidigt, sondern sogar gerettet wird. Der kleinliche Einwurf, der von der ländergierigen Politik des verknöcherten Nationalismus erhoben wird, als würden im nördlichen Schleswig die eingewanderten dänischen Domestiken (!) einen überwiegenden Einfluß auf die Wahl des Vaterlandes üben, ist höchst einseitig, da überall mit dem Staatsbürgerrecht bewidmete Menschen in der Ausübung dieses ihres Staatsbürgerrechts vollkommen frei sein müssen, wenn es nicht eine Chimäre sein soll. Käme die Herkunft in Betracht, so, glaube ich, müßte man in Deutschland, diesem Sammelplatz aller Völker der Erde, einem Viertel wenigstens von unseren Staatsbürgern ihr Recht wiederum abnehmen. — Nun denn, wir wollen und deutlich erklären; die Völker sprechen ja nicht mehr mit; aber wir sind der Meinung, daß, wenn die Deutschen und die Dänen aus ihrer Mitte Männer des Volksvertrauens zusammenberiefen, um im Namen ihrer Nationen dieser thränenwerthen und unnatürlichen Fehde ein schnelles Ende zu machen, so würde etwas Vernünftiges das Resultat ihrer Ver..hung sein.

Aber es werde auch, wie es wolle. Mitten in den Wirren, unter deren Druck wir seufzen, das Herz geschwellt von trüben Besorgnissen für die Zukunft Deutschlands und unsrer kleinen Heimath, halten wir fest an dem Glauben an die große heilige Allianz der Völker, von welcher der herrliche Dichtergreis Frankreichs singt, und weit entfernt, ein braves Volk zu hassen, das neben uns wohnt, reichen wir demselben im Geiste freundschaftlich die Hand, denn wir wissen, daß es die Freiheit liebt, wie wir, und daß es zur Zeit noch mit manchen Uebresten des alten Systems zu kämpfen hat, die abzuschütteln es die ehrenwerthesten Anstrengungen macht. Nicht Krieg den Völkern der Erde, am wenigsten den stammverwandten; aber Krieg allen volksfeindlichen Elementen, mit der Feder, mit dem Wort, mit dem Schwert, bis die Freiheit errungen ist. Wir sind es uns schuldig zu bekennen, daß die ruhmbedeckten Krieger, welche an dem Feldzuge in Schleswig Theil nahmen und von der Regierung wegen des demokratischen Geistes, der sie beseelte, ziemlich hart und unartig entlassen wurden, als man ihrer Dienste entbehren zu dürfen glaubte, daß diese begeisterte Jugend das Volk der Dänen nicht haßt, sondern daß sie gefochten hat und wieder fechten wird für die Selbstständigkeit Ihres Volkes, wo sie von den diplomatischen Jesuiten in Frage gestellt wird. Die jetzt Krieg und wieder Krieg und Vernichtung Dänemarks und Fluch und Verderben auf das „verbrecherische“ (!) Volk der Dänen herabrufen, wo waren diese bleichsüchtigen Studenhocker, als es galt, einem wohlbewehrten Feinde freiwillig entgegen zu treten? Die Organe dieser Menschen können wieder von krachenden Gewehrsalven, welche andere Leute gegen die dänischen Soldaten abfeuern sollen, in einer möglichst weiten Entfernung von ihren Studirstuben, damit der Knall sie nicht vom Stuhle wirft. Aber das Volk spricht sich ganz anders aus, das Volk will Frieden nach außen und Freundschaft mit seinen Nachbarn, damit es Muße gewinne, die inneren Feinde seiner Freiheit zu beseitigen. Und dazu möge denn der Genius der Menschheit dem deutschen, wie dem dänischen Volke seinen segensvollen Beistand leihen.

— n.

Die Niederlande im Jahre 1848.

I.

(Schluß.)

Wir glauben den Geist, der die zweite Kammer beseelte, nicht besser charakterisiren zu können, als durch Mittheilung eines Bruchstückes aus der Ansprache, womit der Herr Borret das Präsidium der Kammer annahm: „Diese unsere Arbeit wird wohl die letzte dieser Sitzung sein, wohl die letzte wichtige Aufgabe, die wir als Volksvertreter zu vollbringen haben; aber eben deßhalb müssen wir unsere Pflicht voll Eifer und Muth erfüllen, ohne die mißliche Berkennung unseres Strebens zu fürchten.“

„Meine Herren! stecken wir uns Alle gleich beim Antritt unseres wichtigen und ehrenvollen Amtes vor ein Ziel, nämlich die Beförderung der Wohlfahrt des Vaterlandes. Dann werden wir auch, wenn wir dereinst unsere Aemter niederlegen und wieder in das Privatleben zurückkehren, das Bewußtsein mit uns nehmen, daß bei dem Segen des Allerhöchsten unser eifriges Streben nach diesem Ziele nicht ohne Nutzen für die Niederlande gewesen.“

Unter den Reden, die in der vereinigten Kammer gehalten wurden, verdient namentlich die des ehemaligen Ministers van Hall Erwähnung. Van Hall ergriff die Gelegenheit, um zu zeigen, daß er freisinnigen Institutionen keineswegs abheld und nur in Betreff des Zeitpunktes ihrer Einführung mit Anderen verschiedener Meinung gewesen sei, und hervorzuheben, daß sein Ausscheiden aus dem Ministerium keine andere Veranlassung ge-

Digitized by Google

habt, als weil seine Ansichten über die Nothwendigkeit einer umfassenden Verfassungsrevision bei seinen Amtsgenossen keinen Eingang gefunden.

Am Schlusse der Berathungen wies der Minister des Innern, Herr de Kempenaer, auf den eigenthümlichen Zufall hin, daß die Diskussionen gerade am 7. Oktober zu Ende seien, an dem Datum, wo der König vor acht Jahren auf dem Loo den Scepter seines Vaters empfing. Die Betrachtungen, die der Minister daran knüpfte, lassen wir weg, doch erlauben wir uns eine andere, noch einfachere zu machen, nämlich daß dieser Tag gezeigt hat, daß die Erwartungen, die man vom ersten Augenblick an hegte, seit König Willem II. den Thron bestieg, vollkommen begründet waren, da derselbe, als seiner Meinung nach der passende Zeitpunkt gekommen war, nicht zauderte, seinem Volke freisinnigere Institutionen zu geben, worauf es sich Anspruche erworben hatte durch seine Ordnung und seine Treue.

Nachdem die vereinigte Kammer ihre Aufgabe gelöst, mußte, nach dem bestehenden Grundgesetze, die erste Kammer nochmals über die Gesetzentwürfe berathen und einen Beschluß fassen. Nach den früheren Ereignissen war die Sache nun sehr leicht. Die Gesetzentwürfe wurden auch bald und diesmal selbst mit noch größerer Majorität, als sich bei der ersten Behandlung derselben herausgestellt hatte, von der ersten Kammer aufs Neue bestätigt.

Hier wollen wir nun eine Uebersicht der Abstimmungen folgen lassen, die in der zweiten und ersten, dann in der vereinten Kammer und endlich nochmals in der ersten Kammer über die zwölf Gesetzentwürfe stattfanden. Aus dieser Uebersicht erhellt, daß die auf das Associationsrecht, das Princip der Repräsentation und den Gottesdienst bezügliche Entwürfe, wie auch das vorläufige Wahlreglement den meisten Widerstand fanden. (Siehe unten.)

Das Staatsblad Nr. 71. enthielt, datirt vom 14. Oktober 1848, die Publikation der Veränderungen und Zusätze der Verfassung samt den Gesetzen von demselben Datum. Die Publikation des Königs war von den acht provisorischen Ministern kontrasignirt. In Folge dieser Publikation sind am 3. November 1848, Mittags 12 Uhr, die mehrerwähnten zwölf Gesetze von Obrigkeitswegen öffentlich verlesen und angekündigt worden. Damit war das große Werk vollendet. Seit 1830 war von verschiedenen Seiten auf eine umfassende Revision der Verfassung angetragen worden. Seit 1840, als die Hoffnung dazu vereitelt ward, war der Wunsch danach lebendiger und allgemeiner geworden. Was man anfangs für unmöglich hielt, das ist durch die Macht der Verhältnisse verwirklicht worden. Noch im Anfange dieses Jahres durfte man nicht hoffen, daß eine so erschöpfende Revision der Verfassung zu Stande kommen würde. Die äußeren Ereignisse haben dazu kräftigst beigetragen. Doch auch der König, das Ministerium, die Kammern und die Nation haben kräftig dabei mitgewirkt. Alle erkannten die Nothwendigkeit, diesmal die Revision der Verfassung nicht bloß zum Scheine anzunehmen und dadurch auf lange Zeit den Wunsch nach einer abermaligen Revision derselben zu ersticken. Hoffen wir zum Wohle des Vaterlandes, daß die verbesserte Verfassung und ihre freisinnigen Institutionen reichlich zum Glücke des Vaterlandes beitragen mögen. Allerdings hängt viel ab von der Auslegung und Anwendung ihrer Bestimmungen und dem Geiste, den die berathende Gesetzgebung an den Tag legen wird.

Gemäß dem provisorischen Wahlgesetze, wurden in den achtundsechszig Haupt-Wahlbezirken die Wahlen der Mitglieder für die zweite und der Kandidaten für die erste Kammer der Generalstaaten vorgenommen. Für das erste Mal soll der König die neunundreißig Mitglieder der ersten Kammer aus der Liste der gewählten Kandidaten ernennen. Die Wahlen verursachten eine große Aufregung und Bewegung im Lande, aber sie liefern auch zugleich den Beweis, daß die Nation wohl schon längst für die Institutionen reif war, die man ihr so lange vorenthalten. Die Wahlen sind im Allgemeinen in größter Ordnung abgelaufen. Hier und da mögen Stimmen erschlichen worden sein, aber das ist bei solchen Gelegenheiten unvermeidlich. Die Wahlen zeigten, daß das vorläufige Wahlreglement viele Gebrechen besitze, die in dem bevorstehenden Wahlgesetze wohl vermieden werden. Im Allgemeinen ist das Resultat ein gutes zu nennen, und von den ehemaligen Kammermitgliedern sind nur ein kleiner Theil wieder gewählt worden. Wenn erst einmal der Census erniedrigt sein und auch das Patentrecht beachtet werden wird, erst dann wird im wahren Sinne des Wortes von einer Wahl durch das Volk die Rede sein können, und dann würden die Wahlen vielleicht auch noch anders ausfallen.

Wir haben bereits eigenthümliche Vermuthungen an den Ausgang dieser Wahlen geknüpft. Wir glauben, daß man sich im Allgemeinen über das Resultat derselben freuen kann und daß wohl wenig Wahlen ein erfreulicheres Ergebniß geliefert haben. Es ist eine Thatsache, die nicht zu leugnen ist, daß bei allen Wahlen der Professor Thorbecke (von Leyden) am meisten berücksichtigt worden ist, er ist an verschiedenen Orten gewählt und würde noch in verschiedenen andern Distrikten gewählt worden sein, wenn die Wähler nicht noch rechtzeitig von seiner Wahl zu Leyden benachrichtigt worden wären. Und in der That, dieser Mann, der schon 1840, wie 1845 und auch 1848 eine Reform unserer Staatseinrichtungen nach einem umfassenden Maßstabe verlangte, der sich längst so rühmlich ausgezeichnete durch Freisinnigkeit und vorurtheilsfreie Ansichten, wie durch Kenntniß und Eifer, verdiente es doppelt, zum Volksvertreter gewählt zu werden. Daß die Herren Storm, Anemaet, Wichers und van Dam van Isselt, die 1845 mit Thorbecke vereint für die Sache der Reform kämpften, mitgewählt sind, wird ihnen eine wohlverdiente Genugthuung sein.

Doch nicht eben so günstig sprach sich die öffentliche Meinung über die Wahl des Herrn van Hall aus. Die Ansichten über diese Wahl waren sehr widersprechend. Einige erblickten in ihm nur den Mann, der die Finanzen des Staats auf einen besseren Stand gebracht und den Kredit des Reiches unter den schwierigsten Verhältnissen gerettet hatte. Seine Freunde und er selbst betheuerten, daß er freisinnigen Ideen stets zugethan gewesen sei. Seine Gegner hingegen erblickten in ihm nur den Mann, der seit einer Reihe von Jahren an der Spitze des konservativen Systems gestanden hat; der die Revision der Verfassung zu verschiedenen Malen und namentlich 1845, wo gewiß ein geeigneter Augenblick dazu vorhanden war, hatte bekämpfen helfen. Ohne Zweifel war damals die bekannte Erklärung des Justizministers Nammes der Regierung unter Zustimmung aller Minister, folglich auch unter Zustimmung van Hall's erlassen. Es läßt sich nicht verkennen; daß, während der Minister van Hall in der Regierung war, sehr erfolgreiche Maßregeln ausgeführt worden sind und daß man bei seinem ersten Auftreten viel Gutes von ihm erwartete, doch hat er sich durch sein Anschließen an Minister, die ganz dem alten Systeme zugethan waren, keine Freunde erworben. Wenn wir ihm einen Rath geben sollten, so würden wir ihm vorschlagen, je eher je besser seinen Entwurf zu einer Revision der Verfassung, den er, irren wir nicht, im Vereine mit seinem damaligen Amtsgenossen, dem Baron van Zuylen van Nyevelt, dem damaligen Ministerrathe verlegte, und der im December 1847 von diesem verworfen wurde, was van Hall's Ausscheiden aus dem Ministerium zur Folge gehabt haben soll, zu veröffentlichen; dann würde man am Besten erkennen, ob seine Freunde oder seine Gegner Recht haben. Die Herren Schimmelpenninck und Nepveu haben gleichfalls die Gründe ihres Ausscheidens aus dem Ministerium bekannt gemacht, warum sollte also der ehemalige Minister van Hall es nicht thun? Wir glauben, daß dies der einzige Weg ist, das Räthsel zu lösen, vielleicht würden ihm dann auch seine Feinde mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Eine andere Wahl, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die des Barons Scherpenzeel in zwei verschiedenen Distrikten von Limburg. Es ist unbegreiflich, daß der große Vorkämpfer für eine Trennung Limburgs von den Niederlanden es über sich gewinnen kann, seinen Sitz in der zweiten Kammer einzunehmen. Welche Haltung soll er dort behaupten, welche Rolle dort spielen? Er macht den Anfang damit, den Eid auf die Verfassung zu leisten, in welcher Limburg unter die Zahl der niederländischen Provinzen auf-

Digitized by Google

genommen worden ist, und er erkennt die Rechtmäßigkeit dieser Vereinigung nicht an, er verlangt eine gänzliche Lossprechung. Niemand begreift, was der Baron Scherpenzeel in der Kammer eigentlich soll. Er kann doch unmöglich die Lossprechung Limburgs von den Niederlanden predigen nach dem auf die Verfassung geleisteten Eide. Sein Auftreten als Abgeordneter gleichgiltig zu Frankfurt und zu 's Gravenhage ist ein Widerspruch, wie er selbst zugestehen muß.*) Uebrigens wird auch sein Erscheinen in der Kammer nicht wenig dazu beitragen, die ohnedies sehr mühsame Aufgabe der Minister noch beschwerlicher zu machen.

Noch ein Wort über die jüngst vollendeten Wahlen. Es ist offenbar, daß sich viele der ehemaligen Minister, oder ihre nächsten Anhänger, alle Mühe gegeben haben, um in eine der Kammern der Generalstaaten einzutreten. Die Herren van Hall und Baud haben ihre Wahl durchgesetzt, die Uebrigen haben Schiffbruch gelitten. In 's Gravenhage sind die Wähler bei Zeiten unterrichtet worden durch den bekannten, inhaltsschweren Brief der Herren de Kempenaer und Goverd Deynoot, worin sie die Frage aufwerfen: ob es denn wahrscheinlich sei, daß Männer, die noch vor wenig Monaten die Ansichten der gegenwärtigen Minister als gefährlich und verderblich bezeichneten, das Prinzip des gegenwärtigen Ministeriums unterstützen würden? und ob man denn glaubte, daß es dem Könige angenehm sein könne, wenn die Wähler ihm gerade diejenigen Personen zusendeten, damit er mit ihnen die Zukunft der Niederlande regele, die er als schädliche Rathgeber entfernen zu müssen geglaubt hätte? — Dieser Brief bedeutete, im ganzen Lande so wohlbekannten Herren hat Seitens des Barons van Zuylen van Nyevelt eine Antwort veranlaßt, worin er seine Wertheidigung vorbringt. Doch die Wähler von 's Gravenhage haben bei Zeiten eingesehen, daß es eine Ungereimtheit war, zur Wahl der alten Minister mitzuwirken, und in der Residenz hat weder Herr Baud noch Herr van Zuylen die Majorität erhalten können.

Nach Beendigung der Verfassungsrevision ward dem provisorischen Ministerium die Aufgabe gestellt, dem Könige Vorschläge zu machen zur Verwirklichung des zweiten Theils seines Programms, betreffend die Ersparnisse und die Vereinfachung der Administration. Das Ministerium unterzog sich dieser neuen Aufgabe mit Eifer. Bei den Berhandlungen über das Budget müssen wir auf den Rapport zurückkommen, den das Ministerium am 16. November dem Könige darüber erstattete. Am 3. November ist die am 3. März niedergesetzte Staatskommission zur Autarbeitung einer revidirten Verfassung, mit Danksagung für die von ihr geleisteten Dienste aufgelöst worden. Endlich ward am 21. November das provisorische Ministerium als solches feierlichst entlassen, doch wurden fast alle Mitglieder desselben zu definitiven Ministern ernannt.

Auf diese Weise ward das erste definitive Ministerium unter der neuen Verfassung glücklich zu Stande gebracht. Es besteht größtentheils aus Männern, die früher schon in dem Rufe standen, wahrhaft freisinnigen Ansichten zu huldigen, aus Männern, deren ausgebreitete Kenntnisse in den Branchen, die man ihnen anvertraut hat, vielen Nutzen schaffen können. Wichtig ist die Aufgabe, die dem Ministerium jetzt noch obliegt; die Revision des Grundgesetzes ist größtentheils unter seiner Leitung zu Stande gekommen, aber noch Vieles hängt von der Ausführung und Anwendung der adoptirten Prinzipien ab. Viel muß namentlich noch gethan werden zur Ordnung der Finanzen des Landes und zahlreich sind die Maßregeln, welche man von dem neuen Ministerium erwartet.

*) Wir können dem geehrten Verfasser dies Zugeständniß nicht machen. Unter den obwaltenden Konflikten bot die Vertretung Limburgs in Frankfurt den einzigen Weg zur Verständigung dar.
D. Red.

Tabelle der über die zwölf, auf die Verfassungsrevision bezüglichen Gesetzentwürfe stattgefundenen Abstimmungen.

	Die vorzüglichsten neuen Bestimmungen.	Zweite Kammer		Erste Kammer		Vereinigte zweite Kammer		Erste Kammer	
		für	gegen	für	gegen	für	gegen	für	gegen
I.	Vom Reich und seinen Bewohnern. Associationsrecht, Preßfreiheit, Petitionsrecht	48	8	20	6	96	17	20	6
II.	Vom Könige. Neue Bestimmungen in Bezug auf die Kolonieen; Recht, die Kammern aufzulösen	47	9	16	10	100	14	19	7
III.	Von den Generalstaaten. Direkte Wahlen für die zweite Kammer; Ernennung der Mitglieder der ersten Kammer durch die Provinzialstaaten; Oeffentlichkeit der Verhandlungen der ersten Kammer; Amendements- und Initiativrecht für die zweite Kammer; jährliches Budget; jährliche Rechnungsablage	41	15	14	12	92	22	17	9
IV.	Von den Provinzialstaaten und der Gemeindeverwaltung. Direkte Wahlen für beide; Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Provinzialstaaten; Provinzialstaaten können nur auf Grund eines Gesetzes ausgeschrieben werden	39	17	23	3	100	14	24	2
V.	Von der Justiz. Grundsatz zur Vereinfachung des Rechtswesens; Antwort der Erklärung von der Nothwendigkeit der Beisetzenlassung auf Grund eines Gesetzes; persönliche Freiheit; Briefgeheimniß garantirt	56	0	26	0	112	2	25	1
VI.	Von der Gottesverehrung. Freiheit der Gottesverehrung; öffentliche Ausübung des Gottesdienstes ist zulässig in Gebäuden und auf geschlossenen Plätzen, und unter Umständen auch außerhalb derselben; Abschaffung des Placetrechtes	42	14	22	4	98	16	21	5
VII.	Von den Finanzen. Die Verbindlichkeit des Staates gegenüber seinen Gläubigern ist gewährleistet	56	0	26	0	114	0	26	0
VIII.	Von der Landesvertheidigung. Ein Theil des Militärs kann zum Seedienste bestimmt werden	50	6	26	0	110	4	26	0
IX.	Von dem Waterstaat. Recht der Provinzialstaaten, Veränderungen in den bestehenden Einrichtungen und Reglements der Waterschappen vorzunehmen	47	9	24	2	100	13	25	1
X.	Von dem Unterricht und der Armenpflege. Freiheit des Unterrichts; die Behörden sorgen für den unteren Schulunterricht; Uebertragung der Sorge für Unterricht und Armenpflege an die Regierung	52	4	23	3	108	5	22	4
XI.	Von den Veränderungen. Die Veränderungen erleichtert; Abschaffung der vereinten Kammer	55	1	25	1	109	4	26	0
XII.	Zusatzartikel und das vorläufige Wahlreglement. Abschaffung der lehnsherrlichen Rechte	40	16	15	11	92	21	17	9

Digitized by Google

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Der „schleswig-holsteinische" Aufstand.

Kopenhagen, den 20. Febr. 1849.

Man hat um so oft angezeigt werden, wo hier und alle die Unwahrheiten zu widerlegen, die die Partei der „Schleswig-Holsteiner" durch die deutsche Presse über uns verbreitet. Wir haben dieß auch mehrere Male gethan; es giebt jedoch Fälle — und solche kommen sehr häufig vor — wo eine Widerlegung unmöglich ist. Wenn man nämlich Fakta erdichtet, welche andere Widerlegung ist dann wol möglich, als die, sie eben für Lügen zu erklären. Viele der falschen Darstellungen von wirklich Geschehenem beruhen auf den verschiedenen Grundgedanken, die nun einmal beide Theile leiten. Deutschland hat sich daran gewöhnt in dem „schleswig-holsteinischen" Aufstande eine berechtigte Erhebung, in den Feindseligkeiten einen Krieg zu sehen mit Schleswig und Holstein als Staat angenehmen; wir müssen sene als Rebellion, die Herzogthümer als Theile der dänischen Monarchie betrachten. Die „Schleswig-Holsteiner" sprechen also von Völkerrecht, wir dagegen von Anwendung des Kriminalrechts gegen Rebellen. So lange Deutschland nicht einsieht, daß die „schleswig-holsteinische" eine unberechtigte Revolution ist, so lange ist an eine Ausgleichung nicht zu denken. Es ist, um mit wenigen Worten den ganzen Aufstand zu charakterisiren, doch wohl klar, daß die Zusage der letzten drei dänischen Könige, daß Schleswig und Holstein in ihrer bisherigen Verbindung bleiben sollten, auf der bestimmten Voraussetzung beruht, daß man in den Herzogthümern den gegebenen Gesetzen und völkerrechtlichen Bestimmungen nachsehe, und daß, selbstfolglich von den Herzogthümern die Rede war, die zu dem Länder-Komplex gehörten, der am 9. September 1806, als die dänische Monarchie proklamirt wurde. Es folgt von selbst, daß, sobald die „Schleswig-Holsteiner" Deutschland das Herzogthum Holstein bringen, es ganz von Dänemark losreißen und nun jene Zusage brechen wollten, um auch Schleswig mit sich zu ziehen, dann die Basis der Zusage verschwunden und also die Zusage, von den „Schleswig-Holsteinern" selbst vernichtet war. Innerhalb der Grenzen der dänischen Monarchie ist gegen die bisherige Verbindung weniger einzuwenden; wird sie aber außerhalb dieser Grenzen verlangt und dieß geschah am 22. März von der kleter Deputation, — dann ist es Holstein selbst, das die ewige Verbindung mit Schleswig löst, indem es die Bedingung umstürzt. Auf „bisherige Verbindung", auf „bestehende Verbindung" — lauten alle die Königlichen Zusagen aber der Versammlung zu Rendsburg am 18. März u. Z. überhaupt diese Worte und schob sie in den Hintergrund. Der jetzige König von Dänemark hat durchaus nicht die Initiative zu der Spaltung ergriffen, wie man es jetzt Deutschland vorspiegeln möchte. Nachdem er im Januar seine Zusage unter jener selbstverständlichen Bedingung, die in dem ganzen Verhältniß der Herzogthümer seit 1806 liegt, gegeben hatte, rebellirt man am 18. März, fordert am 22. einen selbstständigen Staat „Schleswig-Holstein" und nun erst, als die Partei der „Schleswig-Holsteiner" das Unrecht zur That gemacht hatte, erklärte der König am 24. März, daß er ihnen nicht Schleswig opfern wolle oder könne. Es ist einfach nur das Recht Schleswig und das Recht Dänemarks, das der König in seiner Antwort an die Kieler Deputation gegen das Unrecht des „Schleswig-Holsteinismus außerhalb der dänischen Monarchie" geltend gemacht hat. Von selbst ist es zu sieht darauf gekommen, die Trennung Schleswig's von Holstein zu proklamiren, die Holsteiner selbst haben am 18. und 22. März ganz einfach die Proklamation des Königs vom 24. hervorgerufen. Diese haben den Kontrakt gebrochen, und noch in demselben Augenblicke, als man ihnen volle politische Freiheit bot, und der König erklärte, er wolle für Holstein sich jeder Verbindung Deutschlands anschließen. — Was die Affaire bei Bredstedt betrifft, die gestern überall ein tiefes Bedauern hervorgerufen hat, hat auch sie und verschiedenen Versammlungen ausgesagt. Kann man aber einerseits den Versuch des gewaltsamen Widerstandes von Seiten der Bauern nicht billigen, so muß man doch auch andererseits hervorheben, daß die „gemeinsame Regierung", welche nach einer Bekanntmachung des Herzogl. Schleswigschen Amtshauses die Militairexekution wegen nicht bezahlter Steuern angeordnet hat, hierdurch ihre Befugnisse überschritt. Es ist nämlich in dem Gesetz vom 13. Februar 1838, das Verfahren bei der Beitreibung rückständiger Steuern und Gefälle zr. betreffend, ausdrücklich bestimmt, theils, daß wegen rückständiger Gefälle keine Exekution durch Geldzustagen an die Schuldner stattfinden darf, sondern an deren Stelle eine Anordnung gerichtlicher Zwangsmittel treten solle, theils, daß zu diesem Geschäft keine Personen aus dem Militärstande zu nehmen seien. Dieses Gesetz darf die gemeinsame Regierung, welche nach dem Art. 7. der Waffenstillstands-bedingungen nur eine vermittelnde, keine gesetzgebende Befugniß ist, nicht aufheben, sondern sie ist verpflichtet, dasselbe anzuwenden. Wenn die Regierung dieß nicht, wie gesehen, diesen Gesetz gerade zuwider handelt, so hat sie durch ihre gesetzwidrige Handlungsweise den Widerstand der Bauern und die bedauernswerthen Folgen desselben selbst hervorgerufen. Man sieht somit, daß das Militair-Exekutionsgesetzen, besonders wenn es nun gar bewußt wird verhältnißmäßig ungeheuere Steuern, als z. B. 3000 Thlr. in einem Kirchspiel, das nur 10 Pflüge besitzt, zu erpressen, recht gesetzwidrig ist, den großen Theil der Bewohner Schleswigs, die dänisch sind, die früher nur laut des Gesetzes des Herzogthums behandelt wurden, zu empören. Die Steuern von dem Amte Hadersleben, das im Ganzen 800 Pflüge zählt, werden eines ½ Million Thaler betragen, zu deren Eintreibung 900 Mann Truppen die Gegend zwischen Apen und Hjerdeck besetzt halten, und noch andere Truppen in Wonsild, in Dalbye, in Bjert, in Stenderup, in der Stadt Hadersleben sich befanden. Das nennt man Gesetz und Gerechtigkeit!

Ein paar Worte über die letzte Adresse aus Schleswig, mit 17,000 Unterschriften.

Wir haben es wohl früher gesagt und wir wiederholen es: wir legen im Allgemeinen den politischen Adressen kein großes Gewicht bei; um etwas solches zu erlangen, müßten sie, unserer Meinung nach, unter besonderen Umständen entstanden sein.

Auf die Gefahr hin, parteilich zu erscheinen, beanstanden wir aber nicht zu erklären, daß wir der obengenannten Adresse oder dem Protest von 17,000 Schleswigern, dahin lautend: daß Schleswig nicht mit Deutschland vereint und — unter keinerlei Vorwand, aus seiner Verbindung mit Dänemark losgerissen werde, ein sogar großes Gewicht beilegen, weil sie eben unter ganz besonderen Umständen und Verhältnissen entstanden ist, weil sie sich stürmisch zu ihrer Existenz hat durchkämpfen müssen, weil sie nicht allein alle Chancen für sich hat entbehren müssen, sondern weil sie auch alle Chancen gegen sich gehabt hat, weil sie mitten im feindlichen Lager, das heißt: während der gewissenhaften Ausführung des Waffenstillstandes geboren und gewachsen ist, weil sie ein ominöses laeve Schleswig-holsteinst war.

Wir wollen daher die Worte der Berlinschen Zeitung zu den unsrigen, wenn sie lagt:

„Die Adresse entbehrt der Hülfe, die in dem Beifalle der Regierung liegt; — denn die faktische Regierung Schleswigs, die „Gesammtregierung," ließ unter dem 23. November vorigen Jahres die Ordre an alle ihre Beamten ergehen, daß die Unterschrift streng verboten sei und daß alle Exemplare, deren man habhaft werden könne, ihr eingesandt werden sollten. Gegen diese Mißregel riefen die Petenten Bürger, welche entschlossen waren, über dieses Verwehren des Aussprechens einer selbstständigen, von der schleswig-holsteinischen Partei abweichenden politischen Meinung waren, vergebens Beschwerde; der Reichs-Kommissär gab eine ablehnende diplomatische Antwort, die Gesammtregierung wies sie ab."

„Die Adresse entbehrt ferner der volksmäßigen Unterstützung der Beamten, die den Gleichgiltigen leicht und durch Furchtsamen zur Unterschrift fast zwingt, denn die schleswigschen Provinzialen" Beamten sind von dem Schleswig-holsteinismus durchdrungen, und sie sind mit gewohnter Treue, ni venia verbo, der obenerwähnten Ordre ihrer Regierung nachgekommen. In dem Grade sogar, daß Amtmann Amonius und Polizeimeister Krohn in Flensburg das Verbot mit den Zusätze angehen ließen: „daß die Unterschreiber der Adresse mit der vollen Strenge des Gesetzes (welches?) zu verfolgen seien," ein Zusatz, der die Wirkung hatte, daß die Einwohner Flensburgs, wie sie dieses auf der Adresse selbst bemerkt haben, mit der Unterschrift aufhören mußten, nachdem nur 1600, unter welchen 100 Kaufleute der Stadt, unterschrieben hatten. Um ein anderes Beispiel der Ausführung jener Ordre zu nennen, denke man sich, daß die Personenzug zwischen Flensburg und Sonderburg zweimal angehalten, unterschrift und die Reisenden persönlich visitirt wurden, Briefe eröffnet u. s. w. — Alles, um der Adresse nachzuforschen!"

„Endlich entbehrte die Adresse der mächtigen Unterstützung der öffentlichen Zeitungen; denn die Herausgeber der Blätter Schleswigs, welche der Sache Dänemarks und des dänischen und dänisch gesinnten Schleswigs das Wort redeten, sind gewissenhaft worden und haben sich aus dem Lande flüchten müssen. Die treuen Diener des Aufruhrs beherrschen die Presse."

„Nur einer Unterstützung hat die Adresse nicht entbehrt: der der Wahrheit, der Wahrheit, welche die Partei in dem Grade verunstaltet und gemißhandelt hat, daß sie Deutschland verborgen oder doch fast unkenntlich gemacht worden ist. — Aber die Adresse ist auf fesen Blättern von Hand zu Hand durch das Volk gegangen, unter fortwährender Jagd der Polizeimeister und der Dragoner, die auch freilich viele Exemplare konfiszirt und auf mehreren Stellen, als in Flensburg und Hadersleben, der Unterschrift Einhalt gethan haben. Man denke sich jetzt Schleswig unter einer Regierung, die nicht allein politische Freiheit proklamirt, sondern sie wirklich zum Genusse des Volkes hat gelangen lassen, und nur die Partei der Schleswig-Holsteiner würde nicht unterschrieben haben."

Digitized by Google

„Man mache sich aber die oben erwähnten Besonderen, ja besonderen Umstände und Verhältnisse ganz klar und bemerke dann, daß die überwiegende Anzahl der Unterschriften aus Süd- und Mittel-Schleswig sind, so wie es auch speciell bemerkenswerth ist, daß die Adresse 320 Unterschriften aus dem Kirchspiele Medelby in Angeln hat, und daß 34 Einwohner von Gravenstein sie zu derselben Zeit unterschrieben haben, als gerade der Herzog von Augustenburg dort sich aufhielt; dies verschärfte, — bei alle dem gegen den Letzteren Gutsbesitzern sind. Da Nord-Schleswig selbst in Deutschland jetzt für dänisch und dänischgesinnt anerkannt ist — freilich erst, nachdem ein ganzes deutsches Heer durch persönliche Gegenwart in dem Lande selbst sich davon überzeugt hat — wo es unmöglich von dort, die Bevölkerung neuen Mißhandlungen der Schleswig-Holsteiner aussetzen — sie gerade ist von der Partei am kräften gedrückt — zu anderen Unterschriften aufzufordern als die, welche ohne große Schwierigkeiten, ohne Konflikte mit Polizei und Dragonern zu erlangen seien, und somit ist Nord-Schleswig am wenigsten in der Adresse repräsentirt.

„Welche Adressen wägen nun am meisten: die, welche ihre Erstens größtentheils der Macht, der Verbindung einer Partei, oder, gesetzt nur der Unterstützung der faktischen Regierung, der Beamten, der Presse des Landes schulden, oder die, welche im Stillen geboren sich, trotz des energischsten Widerstandes dieser Potenzen, Bahn gebrochen und mit Tausenden von Unterschriften, die gegen das Verbot und auf die Gefahr hin, mit „der ganzen Strenge des Gesetzes verfolgt zu werden," bedeckt haben?—"

Der Wahlspruch der Republiken ist „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit;" die schleswig-holsteinische Partei hat oft genug den Zustand der Herzogthümer mit dem einer Republik verglichen. — „wir leben seit den Märztagen in einer faktischen Republik," hat neben ihre Blätter oft genug wiederholt, — in der That, wir sehen die Freiheit nicht! Und die Gleichheit, die Brüderlichkeit? — —

Schweden.

Die Reform.

Von Stockholm schreibt man über die Repräsentations-Reform, daß die Agitation fortdauere, freilich nicht ganz mit der Energie, die zu wünschen sei, aber doch immer und ununterbrochen. „Der hiesige Reform-Verein hat während der letzten Zeit, und nicht ganz ohne Grund, der Verdacht auf sich geladen, als sei er nicht so ganz seiner Aufgabe gewachsen; die Majorität hat eine zu unbestimmte Haltung, fast eine Furcht gezeigt, eine bestimmte Partei in der Frage der Taktik der Zukunft zu ergreifen. Er hat unter Anderem geglaubt, an die Provinzen appelliren zu müssen, um von dorther die Stimmung hinsichtlich seines, des Central-Vereins, Vorschlages: Einberufung eines außerordentlichen Reichstags, ausschließlich zur Behandlung der Reformfrage, zu vernehmen, und Viele betrachten diesen Schritt des Vereins als weniger praktisch. Die Meinungen der Provinzen über die Resultate, die durch einen solchen Reichstag erzielt werden würden, sind — und aus sehr natürlichen Gründen — sehr getheilt, und wenn der Central-Verein nun nicht die Majorität der Provinz-Vereine für seinen Vorschlag erhalten sollte, dann hat er für Nichts und wieder Nichts einen Theil seines moralischen Einflusses auf's Spiel gesetzt, wenigstens für den Augenblick. Ein anderer, weniger günstiger Umstand, der im Zusammenhange mit dem so eben erwähnten steht, ist der, daß der Reform-Verein der Hauptstadt allerdings die allgemeinen Grundzüge zu einem neuen repräsentativen Systeme, in der Weise, wie es die „Reformfreunde" wünschen, zu Stande gebracht hat, aber auch zu glauben scheint, schon durch diese Arbeit Alles ausgerichtet zu haben, was ihm obliegt, statt dessen er je eher je lieber dahin zu streben hätte, einen ausführlichen, detaillirten und konsequent durchgeführten Vorschlag in die Oeffentlichkeit zu senden, einen Vorschlag, um den sich die tausende jetzt auf eigene Faust herum tappender Meinungen — verschieden in den Nuancen, wenn auch alle in dem Grundtone liberal und demokratisch — sich schaaren und zu einer Einheit werden könnten. Aller Augen richten sich jetzt auf den dänischen Grundgesetz-Entwurf, und selbst das norwegische System, welches bisher ein point de vue aller „Reformfreunde" war, ist in den Hintergrund getreten. Es ist gewiß nicht gerade schmeichelhaft für unser Nationalgefühl, daß wir genöthigt sind, zu sehen, wie alle Anderen uns in konstitutioneller und demokratischer Entwickelung vorbeieilen; das Einzige, was wir zu unserem Trost und unserer Vertheidigung anführen können, ist, daß es bei uns wirklich eine doppelte Arbeit erfordert, das durchzuführen, was Dänemark und andere Länder durchzuführen haben. Wir haben zuerst ein altes, morsches Gebäude, unseren vierstänig konstitutionellen Reichstag — Andere haben doch nur zwei Kammern — niederzureißen, bevor wir ein neues errichten können, während dagegen, z. B. in Dänemark, der Grund im Voraus so gut wie rein und frei war.

Notizen.

[Die preußische Thronrede.]

Bei der am 26. Febr. stattgefundenen Eröffnung der preußischen Abgeordneten-Kammern, verlas der König die Thronrede, der wir folgenden Satz entnehmen:

„Die gegenwärtige Lage der zwischen der provisorischen Central-Gewalt von Deutschland und der Krone Dänemark angeknüpften Friedens-Unterhandlungen berechtigt zu der Hoffnung, daß die Differenzen, durch welche im vorigen Jahre der Friede und mit ihm Handel und Schiffahrt unterbrochen wurden, bald auf eine befriedigende Weise erledigt sein werden."

[Dänische Marine-Rüstungen.]

Die für den möglichen, jedoch hoffentlich nicht wahrscheinlichen Wiederausbruch der Feindseligkeiten mobil zu machende Flotille besteht aus drei Linienschiffen, einer in der Werfte, eine in der Ostsee und eine auf der Westküste von Schleswig. Sie bestehen aus folgenden Schiffen:

Das Linienschiff Christian VIII.	von	84 Kanonen.
die Fregatte Havfruen	„	46 „
„ „ Thetis	„	48 „
„ „ Bellona	„	46 „
„ „ Rota	„	46 „
„ „ Gefion	„	46 „
die Korvette Walkyrien	„	26 „
„ „ Galathea	„	20 „
„ „ Flora	„	20 „
„ „ Najaden	„	20 „

4 Briggs und 6 Barkschiffe v. von 12—20 „

4 Kriegsdampfschiffe: Hekla, Geiser, Ægir und Hertha und 6 armirte Dampfschiffe, 1 Flotille von Kanonenböten. Ein großer Vortheil ist es für Dänemark, daß es nicht nöthig hat, seine Linienschiffe auszurüsten, da diese sowohl an Menschen wie an Geld die größten Opfer, bei einem unverhältnißmäßig geringen Nutzen, erfordern. —

Wenn die deutschen Marine-Rüstungen noch nicht der obigen dänischen gleichkommen, so dürfte man mit Unrecht darauf einen Vorwurf gegen das Reichsministerium begründen, da die zu überwindenden Schwierigkeiten groß sind, und sich nicht allein mit Geld überwinden lassen. Soweit man bekannt, besitzen die deutschen Seestreitkräfte in 9 armirten Dampfschiffen: Lübeck, Hamburg und Bremen, in Hamburg; Arabia und Erzherzog, für jetzt in Ulvervool. Der preußische Adler, Elisabeth, Königsberg, in preußischen Häfen. Lübeck (?) in Lübeck; ferner das auf Fregatte ausgerüstete Deutschland, und das als Korvette ausgerüstete Frankfurt; die preußische Korvette, die Amazone und 16—20 Kanonenböte.

Mag der Anfang gering und Vieles verbesserungsfähig sein; an der Sache selbst ist deshalb nicht nöthig zu verzweifeln, wenn man auch nicht in einem Jahre schon die Frucht ärndten kann.

[Der König von Dänemark nochmals auf der Flucht.]

Die deutsche Zeitung meldet: Uns geht ein neues Gerücht zu und zwar ein neuer Fluchtversuch des Königs von Dänemark. Um den ewigen Festerungen der Ultradänen zu entgehen, habe er zu fliehen beabsichtigt, sein bestes Pferd satteln lassen und sei um Uhr spazieren gegangen, um den günstigen Augenblick zu benutzen, (um über den Sund zu retten?) aber General v. Hedemann soll eine Weisung bekommen und den König beobachtet haben, so daß er in den Augenblick, wie er sich auf's Pferd schwang, zurückgehalten wurde. Ist nur eine dieser Gerüchte von den Flüchtversuchen wahr, so ist der König in Kopenhagen wirklich Gefangener der dänisch gesinnten Partei! In Dänemark sind die dänisch gesinnte Partei! sollte das wahr sein?) und nichts als ein Spielball einiger wenigen exaltirten Dänen." — Ja wenn nur eines dieser Gerüchte wahr ist!!

[Die Grauen.]

— Die Politiker des „juste milieu", werden in Schweden mit dem Namen: „Die Grauen" bezeichnet; es sind diejenigen, welche in der Politik zwischen Schwarz und Weiß variiren, zwischen Ja und Nein stimmen. — „Gran, theurer Freund, ist alle Theorie!"

[Ein schwedischer Krongrundvent.]

Ein Kronprätendent, auf der irrthümlichen Grundlage, ist Kirglich glücklich von der Polizei in Stockholm ermittelt worden. Er hatte auf dem Königl. Schlosse Ordre gegeben, „daß Kronsrock vorgeführen, er sei der Mann, der gekrönt worden wäre." Sich auf keine mündliche Antwort der Polizei gegnügen einlassend, schrieb er sich als König und Herzog von mehr denn 60 verschiedenen Ländern, darunter auch König von Island, Neapel, Sicilien, Doktor der Theologie und Ritter, Kaiser von Deutschland, von Schleswig-Holstein, Rom und Brasilien, „genannt Wilhelm oder Olsson." Der Mann, früher Prediger, ist in's Irrenhaus gebracht.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Bücherschau.

Tabt og vunden. En Skildring efter Livet, skildet paa en Reisedagbogs Papirer. (Verloren und gewonnen. Eine Schilderung nach dem Leben, auf ein Reisetagbuch gestützt.) Von Emanuel St. Hermidad. 2 Theile. Kopenhagen. Schubothe. 1849.

Glücklich das Land, in welchem es Schriftsteller giebt, die zeigt Romane in zwei starken Bänden schreiben können, Verleger, die den Muth haben, sie zu drucken, und ein Publikum, das Lust verspürt, sie zu lesen. So gut geht es uns in Deutschland nicht! Wir finden zeigt romantische Begebenheiten nur in den Zeitungen, von Autoren, die, statt mit der Feder, mit dem Schwerte schreiben, und die — zugleich die Helden ihrer Romane — durch ihre Thaten uns an die Perioden der Diebes- und Räuber-Romane in unserer Literatur erinnern. Aber der Roman der heutigen Tage ist noch nicht zu Ende gespielt — der Dieb hat noch nicht seine gerechte Strafe gefunden, sondern geht in der Maske eines Ehrenmannes umher, und scheint den Sieg davon tragen zu wollen. Gedult! Er fängt sich in der eignen Schlinge, und findet seinen Galgen — gleichviel wo! — Also: „Verloren und gewonnen!“ — Das ist ja das Motto unserer jetzigen Zustände! Der erste Theil ist da, — möge der zweite nicht zu lange auf sich warten lassen! — —

Doch — zur Besprechung unseres Romans: St. Hermidad, den die Leser dieses Blattes bereits aus einer Skizze: St. Tregue (Nr. 8—10) kennen, fährt uns jetzt an sicherer Hand durch die reiche Natur der Schweiz. Sein Buch ist einem werthvollen Miniatur-Gemälde gleich, dessen Schönheit aber durch einen überreichen Rahmen mehr gehoben als gehoben wird. Ein Roman, der, spannend in den Situationen und treffich in der Charakterzeichnung durchgeführt ist, verliert sich in diesen zwei Bänden zwischen ununterbrochenen Naturschilderungen; es ist zwiel Romanhaftes darin für eine Reisebeschreibung und wiederum zuviel Landschaftsmalerei für den Roman. Den in der Schweiz Reisenden könnte sein besserer Gnide empfohlen werden, denn sie finden Anleitung und Unterhaltung im rechten Maße; für alle Jene aber, die die Schweiz nicht kennen, geht fast der größte Theil des Werkes unbenutzt verloren, denn wer weiß nicht, wie schnell man selbst durch die naturgetreueste, lebhafteste Schilderung fremder Gegenden ermüdet wird? — Kommen wir aber erst einmal über diese Dilemma hinweg, so müssen wir auch dem Verfasser zugestehen, daß seine Schilderungen mit seltener Treue und doch zugleich einer reichen Fülle an Phantasie durchgeführt sind. Die „hohle Gasse“, der „Rigi“, der „Rütli mit dem Sherwaldstätter See“, und all' die vielen wundervollen Punkte, unvergeßlich für Jeden, der einmal so glücklich war, sie zu sehen, das Ziel der Sehnsucht für Jeden, der sie nur aus seinen Träumen und den verlockenden Schilderungen der Glücklicheren kennt — dies Alles tritt dem Leser hier mit einer Lebenswahrheit entgegen, die ihn an Walter Scott's Naturschilderungen erinnert. Der Verfasser hat die Sprache auf eine seltene Weise in seiner Gewalt, und dadurch läßt er uns eben so lebhaft empfinden, eben so entzückt den verborgenen Reizen der jungfräulichen Natur lauschen, wie er selbst das Alles empfunden hat, das er uns nun im Bilde vorführt.

Neben den Landschaftsmalereien zeichnen sich ganz besonders jene Schilderungen aus, die uns die Sitten und Gebräuche des schweizer Volkes in ihrer treuherzigen Einfachheit zeigen, wie sie der Reisende dort zu Tage leider nicht mehr findet. Die moderne Reiseweit, die auf Dergspitzen und in Thälern, an jeder Reisewand — in jedem Fremdenbuche ihr „Kieselak“ als ein memento einer ewigen Langeweile und Blasirtheit zurücklägt, — sie hat auch ihren zerstörenden Einfluß auf die Einfachheit der Sitten bei den schweizer Sennen ausgeübt. Die Töne des Alphorns — wenn sie erschallen — sind immer noch so melodisch wie selber, aber die Hirten, die sie hervorlocken, sind nicht mehr jene einfachen Kinder der Natur; sie sind „Virtuosen“ auf dem Instrumente geworden, und mögen sich — wie diese — jeden Ton bezahlen lassen. Die holde Sennerin jedoch zwar noch immer auf der Alp, und jugendfrisch lacht sie in die Welt hinaus, aber dabei versäumt sie es doch nicht, sich in einer Stellung an den Fels zu lehnen, die ihre volle Gestalt, ihren hübschen Fuß im besten Licht zeigt, denn — so eben treten zwei junge Reisende aus dem Hohlweg hervor! —

Diese kleinlichen „Unterhaltungskünste“ der Kultur fallen jedoch in eine spätere Zeit, als die, welche der Verfasser uns vorführt, und so können wir uns wohl mit kindlich fühlen bei diesen kräftigen und treuen Gestalten, und die Abschnitte „im Alpenfirst“, zeigen uns im ternen Spiegelbilde das rege Naturleben in den schweizer Bergen. Das Ringen, Laufen, Schwingen, und Steinwerfen um den doppelten Preis der Ehre und des Gewinnes, den Mädchen und Burschen sich streitig machen — es thut uns wohl, und Kindern der Kultur, die wir uns durch Glacehandschuhe vor jeder unzarten Berührung schützen; wir fühlen endlich wieder „neuen Lebensmuth durch unsere Adern rinnen,“ wir gäben gern alle Genüsse des „bon ton“ für eine Abnung dieser Naturfrische und Lebenskraft hin.

Was nun den Roman im Romane selbst betrifft, so sind die Charaktere fast durchweg vortrefflich gezeichnet, und man stößt es thun zu, daß sie mit seinem Takte von der Leber abgelassen sind. Olga ist eine zauberische Schöne, vielleicht ein wenig zu ätherische Gestalt — sie zwingt uns durch die Gewalt, mit der sie sich selbst beherrscht, Bewunderung ab; aber — lieben können wir schwachen Menschen nur da, wo wir auch wenigstens die Spur einer Schwäche entdecken; es ist einmal eine Schwäche der menschlichen Natur, daß sie sich der unbegrenzten Vollkommenheit gegenüber, nicht ganz wohl fühlt; wo aber ein kleiner Fehler neben vielen Vorzügen zu finden ist, da lieben wir den Menschen um seiner Vorzüge und — um des Fehlers willen.

Sabine ist ein Meisterstück in besten Sinne des Wortes; voll Glutn und Leben, muß sie ja trotzdem einem günstigen Zufalle danken, daß er sie in Verhältnisse versetzte, die ihren leichten Sinn nicht zu einem verderblichen Leichtsinn ausbildeten; sie ist eine von jenen reizenden Erscheinungen, die weder die langweilige Seite der Jugend, noch die unschöne des Lasters kennen, oder uns kennen lehren, sondern leichten Fußes — unbefangt wie ein Kind und unverletzt — über alle Untiefen und Abhänge des Lebens dahinhüpfen, und bei der endlichen Abrechnung mit diesem doch noch so viel zu gut haben, daß sie allenfalls zur rechten Seite der Jungfrau Maria sitzen dürfen. —

Verena, das liebliche Kind der Natur, ist die wohlthuendste Gestalt des ganzen Buches. Selbst in ihrem Schmerze erquickt sie uns, weil sie eben auch im Schmerze durchweg ursprünglich ist. —

Von den männlichen Gestalten tritt — Alles überragend, sowohl was Bedeutsamkeit der Person als consequente Durchführung betrifft — besonders der Hofjägermeister v. Römer in den Vordergrund. Er ist ein charfsinniger gewandter Lebensphilosoph, der alle Gefahr in ein System bringen und sich wohl gar auch „nach einem Systeme verlieben“ möchte, aber im Grunde seiner Seele doch edler ist, als er selbst es glaubt.

Gestreckt und von starrem Verstande, scheint uns das sentimentale Element des Lebens an's Lächerliche zu streifen, und er dünkt sich daher mit einer Aengstlichkeit vor jedem Anstrenche des Gefühls, die ihn weit mehr in der Praxis diplet, als ein wirkliches Hingeben es jemals thun würde. Mit einer Klarheit, die dem Mathematiker Ehre machen könnte, berechnet er, wie in Olga's Herzen das Saamenkorn der Liebe, das er hineingestreut, keimt und kömt, und sehen bestimmt er auf Tag und Stunde die Zeit, wo er im Dufte der erschlossenen Blüthe schwelgen wird. — — Der arme Astrolog! Seine Berechnung war ganz genau, die Konstellation unträglich, es mußte so eintreffen, wie er bestimmt hatte; aber trotz all' seiner Klarheit sieht er am Himmel seines Glückes den Kometen nicht, der alle menschliche Berausicht zu Schanden macht; sieht ununterbrochen in der Gesellschaft Olga's und Baumeck, und ahnt nicht einmal, daß sie sich näher stehen, als seinen Wünschen heilsam ist, daß Olga in dem Unglücke ihrer Liebe zu Banner reicher ist, als sie in dem Vollgenusse eines Glücks ohne diesen je sein könnte. — Römer wird endlich entdäuscht; er sieht zuletzt, was Jeder außer ihm schon längst erkannt hatte, und geht hinweg. Wie aber, fragen wir, soll er weiter leben? der Hauptschlußpunkt für seine Existenz war die Baltbarkeit des Systems, dem er huldigte. Mit diesem zugleich bricht auch jeder seiner Ansprüche an das Leben zusammen. Es war eine trügerische Philosophie, die ihm vorgaukelte, daß er stets in unantastbarer Objektivität über den Verhältnissen stünde. Durch und durch subjektiv ist er mit ihnen verwachsen, die Klüne — und dies um so mehr, als er die Ketten nicht fühlt, die er mit sich schleppt. Das Selbstbewußtsein kann ihm ferner nicht mehr treu bleiben, das ihm bisher so oft zuflüsterte: „Du bist ein Auserkorner!“ und je tiefer die Täuschung ihn ins Herz getroffen hat um so mehr wird er mit sich und mit der Welt zerfallen. Er wird ein Menschenfeind werden, und auf der Lebensbühne ferner nur niedrige Intriguantenrollen spielen. Er thut uns leid um ihn, denn er war zu Besserem bestimmt. — Neben ihm ist der Baron die gelungenste Figur, dieser Ritter der alten Schule, „jeder Zoll ein Kavalier“, selbst da noch, als herbe Schicksalsschläge aus der einst kraft- und mardvollen Gestalt ein geistig morsches Wrack gemacht hatten! Sein Reichthum war nicht sichhaltig gegen den ungemessenen aristokratischen Luxus, den er am schwedischen Hofe trieb; saß zu gleicher Zeit mit seinem Vermögen verlor er die glänzendste Hoffnung seines Lebens — den Stammhalter, und in freiwilliger Verbannung lebt er mit dem einzigen Gute das ihm geblieben, mit seiner Olga, in der Schweiz. Halb gestaltverwirrt träumt er von goldner Zukunft, von einem sort, daß er seinem Kinde be-

Digitized by Google

reiten will, und ergötzt sich im kindlich bilden Spiele an Luftschlössern und an den ewigen Träumen von der Vergangenheit. — Jeden Morgen läßt er sich vom Diener die neuesten schwedischen Zeitungen bringen, die — bereits Jahre alt — für ihn stets Neues enthalten, denn von armen schwachen Greise ist selbst das Gestern heute wieder neu. Wenn wir dem Hofrath — Bauer — erst nach diesen beiden Gestalten einen Platz einräumen, so geschieht es, weil ihm — unserer Ansicht nach — die konsequente Abrundung einer Individualität mangelt. Wir bitten, daß er ein eiserner Kopf sei — aber es scheint uns, als sehe ihm die grosse Elasticität des Stahles; er ist aus Harren, unnachgiebigem Gußeisen, ein rigoroser Tugendheld, der sich selbst immer um Verzeihung bittet, wenn er einmal harmlos gelächelt hat, und der unmöglich so tief, so glühend lieben kann, wie er es uns glauben machen will; denn selbst unglückliche Liebe läßt bei dem Menschen eine Milde zurück — ein Nachenken an dahingeschwundene Tage, gleich dem sonnigen Glühen der Abendsternen, wenn das Thal bereits in tiefe Nacht gehüllt ist. — Olga hat ganz Recht, ihn zurückzustoßen, denn er ist ein entsetzlicher Egoist! Durch seinen Egoismus ist er so ofters, so unfruchtbar geworden; der krasseste Egoismus nur kann ihm seine durchweg herzlose Taktik gegen Olga rechtfertigen; oder ist es etwa nicht herzlos, dies grausame Zeitern eines jungen, lieblichen Gemüthes? Seiner eigenen Schuld hat er die Trennung zuzuschreiben; sich selbst mag er anklagen, daß er den Schatz verloren, und wenn er ihn dann wieder gewonnen hat, so ist das eben ein unverdientes Glück, das er viel zu billig durch eine einzige Demüthigung — die ja der Liebe gegenüber keine Demüthigung ist — erkaufte. Und wir nehmen nicht einmal die Uebergewung mit uns, daß er das Gewonnene sich zu bewahren wissen werde; wir sehen nicht, daß die Entsäuberung seines ungemessenen Stolzes nachhaltig sei; im nächsten Augenblicke wird er einem unerwarteten Widerstande gegenüber derselbe eiserne Kopf, wir möchten fast sagen, derselbe Trotzkopf, ein Spielball seiner Leidenschaft sein. Gewonnen haben wird er nur dann, wenn er über sich selbst den Sieg davongetragen hat, wenn er nicht allein der Gewißheit ist, daß er sein Ziel erkämpfen, sondern daß dies Ziel auch eines Kampfes werth sein wird! Und in diesem Sinne können wir auch jene Worte wiederholen: „Verloren und gewonnen!“ das ist das Motto unserer jetzigen Zustände. — Wenn wir nun oben sagten, es solle dieser Gestalt die konsequente Abrundung, so meinen wir, daß der Verfasser den Fehler begangen hat, ein Element des Charakters auf Kosten der übrigen auszubilden. Sie ist ein ganz wichtiges Moment in Bonner's Natur, diese riesige und doch nur äußere Gewalt über sich selbst, aber sie ist andererseits unmöglich, wenn sich nicht auch ihre Gegenstüge in dem Charakter ausprägen. Die Eigenthümlichkeit des Menschen bekommt erst ihr Relief durch den Kontrast — und dieß Kontrastes ist und der Verfasser schuldig geblieben. —

Die übrigen Gestalten, besonders Arele, Helm, „Anton Frank aus Küstnacht,“ und Aloys sind glücklich fixirt, und tragen viel zur Lebhaftigkeit des Total-Eindrucks bei. Das Ende gedeut entschieden mit zum Besseren, was die neuere Romanliteratur gebracht hat, und wir müssen es beklagen, daß der Verfasser seinen Stoff vorzüglich nur für die genießbar gemacht hat, denn seine Schilderungen, als Bilder dessen, was sie selbst gesehen, von eben solchem Reize wie sein Roman sein werden. Im Interesse des Publikums wie des Verfassers, wünschten wir denselben Stoff statt in zweien, in einem Bande zu sehen, und glauben, daß Beiden damit gedient sein würde. F. A. L.

Midsommar - Resan, en Vattfart (Die Sommer-Reise, eine Wallfahrt), von der Verfasserin der Zeichnungen aus dem Alltagsleben. Stockholm. Bagge.

Wenn wir Jenny Lind auf der Bühne sehen und hören, und wenn wir die Schriften der Fredrika Bremer lesen, fühlen wir uns von demselben Gefühle ergriffen, wir fühlen, daß uns der Wein des Geistes hier aus einem reinen Becher dargereicht wird. Die neueren französischen Romane bieten und gleichsam eine Reihe stimulirender Feste und glänzender Bachanale, man erhält in ihnen keine Ahne für den eigenen Gedanken, für das eigene natürliche Gefühl; Fredrika Bremer stellt uns aber ein Familien-Leben auf, mit dem man sich bald gleichsam wie verwachsen fühlt und in dem man sich wie in einer Heimath bewegt; das Gute in unserem Innern erhält ein neues frisches Leben, man wird dort ein besserer Mensch. Der dritte Theil der Reise, den die Verfasserin zu besitzen scheint, das liebevolle Herz, das in so großer Fülle ihre Schriften durchleuchtet, läßt uns dieß und die folgenden Romane. Aber, der hier zwei letzten Novellen „Dyllwall“ (Geschmeichelt) und die „Sommer-Reise“ liest, wird augenscheinlich unsere Ansicht theilen. Das letztgenannte, ihre fleißigste Arbeit, scheint uns ein wahres Miniaturbild ihrer selbst in Geist und Schrift. Um die Hauptfigur in dieser Dichtung, die musterhaft gezeichnete Frau Claelle, gruppiren sich alle die anderen Personen, die Auffassung hingestellten Personen, die mit der liebevollen, hohen Hand einer Schwester gezeichnet sind; man glaubt mit diesen Menschen zu leben, sich in ihr Freund- und Feind sein hineinzuleben; das Ganze ist so schön und wohl geordnet, so künstlich zusammengestellt, daß es sich nur als ein Bild, als ein Ganzes gelteud macht; die Reise an die Mittennachtssonne ist der Strahl der Bewegung, der den Kreis in sich selbst zurückwirft. Wir werden das Bild nicht auseinander, nicht die einzelnen Theile herausnehmen und sagen: Sieh, wie schön, wie wahr; wir rufen unseren Leseru zu: Beschaut es selbst! Eine höchst interessante Einleitung*) führt uns hin an die Novelle, eine Einleitung, die als Flügel den Leser zu der Stelle hinaufträgt, wo die Szene hingelegt ist; wir fliegen ganz hin an den Lapmarf, an Nordland hinauf, die Heimath der Dichter, der krausenden Flüsse, der großen Adler“. Auf dieser Fläche werden wir für die Heimath der Erzählung gleichsam akklimatisirt, wir sehen unter uns das ganze Schweden, eine poetische, charakteristische Landkarte, woselbst die Eigenthümlichkeit der Natur und der Menschen einer jeden Provinz genau hervorgehoben ist; wir glauben auf jener Fläche in die Häuser der kleinen Städte, wo der Kaffe-Zirkel das Mittelforum ist, hineinzublicken, wir sehen bibtorische Namen wie Sternenlichter festlich über Hütten und Schlösser glänzen, und wir wähnen, daß diese Flucht noch fortdauere und — stehen dann am Ziele, wo die Verfasserin ihre Wallfahrt: „die Sommer-Reise“ beginnt.

C —

*) Diese Einleitung haben wir unseren Lesern bereits in Nr. 17 — 19 unter dem Titel: „Schwedische Bilder“ vorgeführt. Die Red.

Ein musikalisches Phänomen.

Die Konversation in der norwegischen Hauptstadt beschäftigt sich jetzt fast ausschließlich mit Möllergutten (der Müllerbursche), einem einfachen Bauernspielmann, Namens Thorgeir Audunssön, den Ole Bull nach Christiania gebracht hat; dieser Mann, 46 Jahr alt, ist in Nieder-Thelemarken geboren, woselbst sein Vater Müller war; hiervon der Name Möllergutten, unter welchem er dort allgemein bekannt ist. Bereits als Kind zeigte er eine unwiderstehliche Neigung zum Violinspiele, und auf seiner einfachen selbst verfertigten Hardangervioline, ohne eine Note zu kennen oder einen Begriff von dem Notensystem zu haben, hat er es bis zu einer höchst merkwürdigen Fertigkeit in Behandlung des Instrumentes gebracht, während er zugleich unter einer gewissen Monomanie, einer Art Künstler-Wahnsinn zu leiden scheint. Er hat ein ächtes Künstlerleben geführt und ist immer herumgereist von Ort zu Ort. Im Jahre 1829 lernte Bull ihn zufällig kennen. Jetzt hat er ihn nach Christiania geführt, wo er am 16. Jan. mit Bulls Unterstützung ein öffentliches Konzert auf seiner Hardangervioline vor einem vollen Saale gab. „Morgenbladet“ berichtet über dieses Konzert Folgendes: „Selten wohl ist ein Musikus zum ersten Male unter so merkwürdigen und günstigen Verhältnissen aufgetreten. Der einfache Bauernspielmann, bis auf diesen Tag fast unbekannt außerhalb seines eigenen Kreises, kündigt in Norwegens Hauptstadt ein Konzert, unter dem Beistande des ersten Künstlers Norwegens an, dessen Ruhm in allen Theilen erschallt, und dessen Lobsprüche es sind, die dem Bauernspielmann einen glänzenden Empfang bereiteten. Und wer ist denn dieser Thorgeir Audunssön? Wie schon gesagt, ein einfacher Bauernspielmann aus Thelemarken, doch angesehen in seinem eigenen Dorfe und den angrenzenden Orten, die die wunderbaren Sagen zu erzählen wissen, von den Gaben, welche die „Huldre“*) auf seine Wiege gelegt hat und den Wächten, die er durch seine Töne zu beherrschen vermag. Und in der That, es sind große Gaben, die diesem Manne geschenkt worden sind. Er kennt keine Note; sein Spiel ist wild — die Wildheit der norwegischen Felsenatur in ihrer Größe, ihrem Grausen und ihren Freuden klingt durch seine Melodien und Volksmelodien. Jeder, der Sinn für die echt norwegischen Melodieen, für ihren Reichthum, ihre Lust und ihren zurückgedrängten Schmerz hat, wird es fühlen und erfassen, daß Thorgeir Audunssön sie in ihrer ganzen nationalen Vollendung wieder giebt. Sein Spiel — fast ununterbrochen in Doppeltönen — wird mit der Fertigkeit, Sicherheit und Reinheit eines Virtuosen ausgeführt; sein Bogen ist kraftvoll, benimmt aber niemals einen vollen oder schreienden Ton hervor. Ein sehr präcises Sforzando, Crescendo und Decrescendo zeugen von der außerordentlichen Auffassungsgabe dieses Mannes, und seine synkopirten Sätze erwecken Bewunderung. Und dieses Alles ist unmittelbares Genie; denn von den Kunstwörtern, die wir hier gebraucht haben, kennt er auch nicht ein einziges. Außerordentlich merkwürdig ist dieses „Wild-Spiel“ wie er seine Behandlung der vier Mettve nennt, aus denen der norwegische Bolkstanz, der „Hallingen“ gewöhnlich besteht. Ly. Audunssön sist jedes dieser Motive in seine Behandtheile auf, so daß er wechsels-

*) Die „Huldre“ ist der Naturgeist; bald Undine, bald Sylphe, wohnt sie sowohl in allen Gewässern, als in den Felsenschluchten. —

Digitized by Google

weise einen eingenen Satz von dem einen mit einem eingenen Satze von dem anderen Motive verbindet und zum Schlusse die ganze Melodie hervorzuzingt, aber stets sowohl mit neuen Harmonieverbindungen, als durch verschiedene andere mannicfte Begleitstriche variirt. Es ist diese reiche und meisterhaft ausgeführte Abwechselung, die seinem Spiele eine Art klassischen Gepräges aufdrückt, das die fremden Modulationen der ganzen Welt vergebens nachzuahmen versuchen werden. Er versteht es, durch seine Geige seinem inneren Leben, dem Leben der Natur, die ihn umgiebt, Ausdruck zu geben und Geltung zu verschaffen; und er bietet, sind „Lieder ohne Worte", die ihm und der norwegischen Natur gehören. Erfreulich war es, zu bemerken, wie die Begeisterung des Publikums immer mehr und mehr sich für diese Töne der Heimath während des Konzertes im großen Festsaale der Freimaurerloge steigerte. In dem Konzert waren zwischen 15 und 1600 Billets verkauft und das überfüllte Haus spendete Hr. Ardnuffsen nach jeder Nummer einen großen Applaus. Eine der Nummern mußte da-capo gegeben werden, und zum Schlusse hervorgerufen, wiederholte „Müllergutten" noch eine Nummer unter vielfachem Bravorufe. Die Ball, der diesen Abend die beschiedene Rolle eines Assistenten übernommen hatte, führte neben ältern Kompositionen einige neue Phantasien über Volksläge und Volksmelodien zum Stifte Bergen aus, die sehr ansprachen. Der Jubel, mit dem man ihn begrüßte, wollte fast kein Ende nehmen; das Publikum war sich wohl bewußt, daß Hr. Ardnuffsen ebenso arm an Glücksgütern, wie reich an musikalischen Genie sei, und daß Ball hier eine anerkennungswürdige edle Handlung geübt hatte, die ihm zum Segen gereichen wird."

Notizen.

[Die Oldenburgische Bibliothek.]

In Kopenhagen wird nächstens die bedeutende Bibliothek des verstorbenen Kammerherrn Oldenburg, 10,000 Bände umfassend, eine beachtenswerthe und merkwürdige Sammlung von Schriften der nordischen Rechtswissenschaft, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, öffentlich versteigert werden. Die Bibliothek zeichnet sich durch ihre große Vollständigkeit in der nordischen Literatur aus. Sie ist reich an interessanten Specialien, die man oft vergebens, selbst in öffentlichen Bibliotheken sucht. Der Katalog ist durch die dortigen Buchhandlungen zu erhalten.

[Historische Urkunden.]

Die, unter dem Namen Oxenstjernska Archivet auf dem Schlosse Tidön befindliche private sehr schätzenswerthe und wichtige Sammlung von Urkunden der schwedischen Geschichte ist von der Regierung als Staatseigenthum mit 666 Mdr. Banko gekauft, und wird dem öffentlichen historischen Archiv Schwedens einverleibt werden.

[Feier zum Gedächtniß Bergelius'.]

Am 20 Jan. feierte der Literatur-Verein in Stockholm ein Fest zum Andenken Bergelius'. Der große Bösenlaut war überfüllt mit dem in Tenner gekleideten Publikum. Das Fest wurde von den Sängern mit einem Chore eröffnet, in dessen Schluß-Strophen es, nachdem Bergelius' großen Vorgängers in den Naturwissenschaften, des Botanikers Carl von Linné rühmlichen Erwähnung gethan worden, heißt:

Lieser noch als
In den Kelch der Blumen.
Senkte der Andre
Den forschenden Blick. —
Tief in die wusstehen
Brüste des Weltalls:
Ründend da d'rinnen
Der Wahrheit ein Licht.

M. Stjerström hielt die Gedächtnißrede, und ohne Phrasen und Schmeichelei zeigte er den Verlust, den die Wissenschaft durch Bergelius' Tod erlitten hat, seinen Werth für diese und als Mensch. Nach dieser Rede erklang ein Trauerchor, worauf M. K. Geijer die Redneterbühne bestieg und gleichfalls zum Gedächtniß des großen Todten ein hinreißend schönes Gedicht sprach. Ein Schluß-Chor beendigte die Feier.

Die ganze königliche Familie befand sich unter dem Publikum. — Sie klagen — so leitet „Dagligt Allehanda" ihren Bericht über das Fest ein — die Männer der alten Zeit, daß die urne nicht ihre großen Männer ehrt. Es ist wahr, sie ehrt nicht die Titel, die Orden, aber die wirkliche Größe, die Geistes-Größe ist nimmer so geehrt worden, wie gerade jetzt. Die Feier der verschiedensten Vereine und Ortschaften für Schwedens große Todte, als für Geijer, Tegnér, Byström und Andere, beweisen, daß diese Anschauung der alten Zeit ebenso unwahr ist, als die meisten ihrer übrigen.

[Sängerinnen.]

Man fürchtet, daß England sich, wie bereits die schwedische Sängerin Fräulein Nissen (an der Oper in London engagirt), mit seinen gewichtigen Guineen, auch die junge Sängerin Fräulein Ebering, die für den Augustfest des pariser Garcia's Clevin ist, gewinnen werde. Garcia, der im Dezbr. v. J. auf längere Zeit nach London ging, und sehr ringenommen, und stolz auf sein Clevin ist, soll sie dorthin mitgenommen haben. Freilich, wenn das auch wahr wäre, daß Jenny Lind sich in London zu verheirathen gesonnen sei — einige Blätter berichten mit einem reichen Banquier, andere mit einem deutschen Tenoristen an dem Viktoria Theater — würde der Verlust eines solchen musikalischen Triefsalons für Schweden nicht leicht zu verschmerzen sein. —

[Fundst Universität.]

Das Abiturienten-Examen an der Universität zu Lund wurde in Verflossenen Herbst von 52 Studiosen absolvirt. Die Gesammtzahl der Studirenden war 614. Von diesen studirten 125 Theologie; 115 Jura und Kameral-Wissenschaft; 34 Medizin; 270 gehörten der philosophischen Fakultät an; 70 waren ohne bestimmtes vitae genus.

[Personalnachrichten.]

Die Universität zu Lund hat durch den Tod des Professors der orientalischen Sprachen, Bolmér, einen ihrer ältesten Lehrer verloren. In Upsala starb der Professor der Philosophie an der dortigen Universität C. A. Sprdber. Seine bedeutendste Arbeit ist eine Geschichte der Philosophie, deren letzten Theile druckfertig sein sollen. Prof. extraord. Carlsson, — früher Lehrer der Kinder des Königs — ist an C. G. Geijer's Stelle zum Professor der Geschichte ernannt. Der Erzbischof Wingard hat der Universität ein Legat von 4000 Rbdl. vermacht, dessen Zinsen als Stipendium für arme Studenten verwendet werden sollen.

Feuilleton.

Ein Ausflug nach H-Muiden.

Aus dem Holländischen.

Es war im August. Die Sonne hatte schon länger als eine Woche Tag für Tag am blauen Himmel gebrannt, ohne daß ein einziges mitleidiges Wölkchen auch nur einen Augenblick sich als ein Schleier vor ihre Glut gehängt, ohne daß ein einziger Regenschauer Erquickung gesendet. Unglücklich der, der an einem solchen Tage um Mittag die Bijzelstraße oder gegen drei Uhr die Leydener Straße entlang schreiten muß, wo er zu diesen Stunden in jenen Straßen weder auf der rechten noch auf der linken Seite einigen Schatten findet, ob er sich auch bemühe, jeden Vorübergehenden durch eine wohlberechnete Wendung von den kleinen Steinen weg zu drängen. Der Straßenkoth auf dem Damme, zu Staub eingetrocknet, wirbelte bei jedem Hauche des Ostwindes empor und staubte den Börsenbesuchern, die aus der Kalverstraat oder dem Stadthause und den Häusern (dem häßlichen Teichre, wo es stets giebt, gleichviel von wannen der Wind weht) herkamen, Nase, Mund und Augen voll. Auf der Bijze war es beklommen und einzelne Börsenherren, die sich der allen guten Zeit erinnerten, ärgerten sich, daß man den mittleren Theil mit einem umpassenden Dache bedeckt. Die Kourse waren flau, denn in solcher Hitze hem Anderen noch ein Sechzehntel abzuzwacken, das lieh die Natur nicht zu. Jeder beeilte sich sobald als möglich wieder fortzukommen. Drei Viertel auf vier war die Börse fast leer.

„Wir müssen der glühenden, beklemmenden Stadt für heute nur entfliehen," sagte ich zu meinem thüringischen Freunde, der seit einigen Tagen bei mir wohnte um „das große Amsterdam" zu sehen und mit dem ich den halben Morgen in den Sälen des Stadthauses umhergewandert war und sogar den hohen Kuppelthurm erklettert hatte. „Haben Sie noch etwas auf der Börse zu thun oder zu sehn? — Nicht? So lassen Sie uns eine Droschke nehmen, nach der holländischen Essenbahn fahren, nach H-Muiden dampfen, dort zu Mittag speisen und den schönen Abend am Seeufer zubringen. Wir können mit dem Boot auf dem Kanal zurückkehren."

Wie gesagt, so gethan. Eine geschmackvolle Kalesche, wie deren stets einige auf dem Damme halten, mit dem Kutscher in eleganter Livrée auf dem Bocke hinter uns, so daß uns die Zügel über dem Kopfe hin liefen, nahm uns auf und brachte uns rasch aus dem Wilhelmsthor, das sich zwischen dem hohen und dichten Laube freundlich ausnimmt, nach der holländischen Eisenbahn.

Wir nahmen unsere Billets. „Warten Sie einen Augenblick!" sagte ich, als wir in den Wartesaal eintreten sollten.

— „Was wollen Sie?" —

— „Nur nach dem Kompteir des Telegraphen, um das Essen zu bestellen. —"

— „Wie, dort? Ich meinte, wir wollten draußen speisen."

— „Gewiß, aber hier bestellen wir es; das thut man gewöhnlich, weil das Badehaus um diese Zeit nach der Börse viele unerwartete Gäste bekommt. Geh'n Sie nur mit mir." Und nun sagte ich zu dem Telegraphisten wie folgt: „Aufgepaßt: H-Muiden." — Antwort: „H-Muiden. Alles in Ordnung." — Signal von unserer Seite: „Bade-

Digitized by Google

hans. Diner 5 Uhr; zwei Personen; gekochte Zunge mit Peterſilie; Beefſteak; Kartoffeln; Gemüſe; Deſſert. — Seh'n Sie, nun wird, während wir hindawſen, unſer Mittageſſen beſorgt, und wir finden bei der Ankunft die Tafel gedeckt."

— „Das iſt doch ſehr bequem mit dem Telegraphen!"

— „Natürlich. Indeſſen würde es ſchlimm ſein, wenn dies der einzige Nutzen wäre, den man von ihm hätte."

— „Wie ſo?" —

— „Wir Holländer ſind praktiſche Menſchen, und haben den Telegraphen nicht bloß zu unſerem Vergnügen angelegt. Seine vorzüglichſte Beſtimmung iſt, dem Handel und der Schifffahrt zu dienen. Seit der Kanal des Y nach der Nordſee eröffnet wurde, iſt Y-Muiden der Seehafen von Amſterdam geworden. Alle Schiffe, die aus der See nach unſerer Hauptſtadt oder nach Nordholland wollten, mußten früher entweder längs dem ſeichten krummen Zuiderſee einen weiten Umweg machen oder mit großen Koſten von Geld und Zeit ſich durch den langen nordholländiſchen Kanal ſchleppen laſſen. Natürlich hat der Handel nun einen Weg gewählt, der zugleich kürzer und ſicherer iſt, den Weg durch den Y-Kanal oder richtiger den Mytrom, denn ſeit ſeiner Verbindung mit der Nordſee, iſt das Y wirklich ein Strom geworden. Jetzt iſt Amſterdam mit ſeinem Seehafen durch einen Kanal, eine Eiſenbahn und einen Telegraphen verbunden. Der erſtere bringt die Güter und Schiffe, die zweite die Perſonen und Briefe, der letztere die wichtigſten Nachrichten herüber. Kein Schiff kann auf der See kommen, kein Schiff abſegeln, ohne daß der geſchwätzige Telegraph es nicht binnen einer Sekunde nach Amſterdam berichte. In der Stadt ſelbſt iſt der Dienſt gehörig organiſirt, ſo daß jeder Intereſſent gleich Kenntniß davon erhält. Es geſchieht manches Mal, daß Mittags eine wohlbeladene Ladung an der Börſe verkauft wird, die am Morgen noch nicht zu Geſicht war. Es iſt ſogar nicht ſelten, daß der Schiffer der das Tauwerk löſt, um abzuſegeln, noch ehe er den Hafen verläßt, die letzten Befehle ſeines Rheders verlangt und erhalten hat."

— „Das iſt herrlich." —

— „Ja und doch, werden Sie es wohl glauben, hat es erſt Mühe, viel Mühe gekoſtet, ehe man es ſo weit brachte. Kömmen Sie es wohl begreifen, daß es früher, als noch die Fahrt über Texel und das Nieuwe Ding ging, eine Unmöglichkeit geweſen iſt, einen Telegraphen von Amſterdam dorthin zu bekommen? damals war er es noch nöthiger als jetzt. Aber „was kümmert das mich?" rief der Eine, „ich habe es immer ſo gemacht", und „wozu ſoll ich für meinen Konkurrenten bergleichen anlegen und dafür noch meine guten Gulden hingeben?" murrte der Andere. Und ſo hatte Dieſer dies, Jener jenes auszuſetzen. Niemand zog die Hand aus dem Aermel und wer etwas anfaſſen oder verſtellte, das nur einigermaßen die altherkömmliche Bahn verließ, der wurde angegackt wie ein wildes Thier. Man ging nach der Böſe — ja, warum? Manche würde es Ihnen nicht haben ſagen können. Handel war da doch nicht. Man ſteckte ſein Geld in Effekten, am liebſten in dieſenigen, deren Rente durch einen anderen reichen Mann garantirt war, oder man gab es gegen Diskonto — eine ſichere Anlegung, wie man damals ſagte — bis zehn, zwanzig Mal eine unbedeutende Kriſis gezeigt hatte, daß es die am wenigſten ſichere von allen und nur ein Mittel war, einige Schmindler zum Börſenſpiel zu ermuthigen." —

— „Sie übertreiben doch wohl etwas. Sie hatten doch auch Ihre Kolonieen wie jetzt und Ihren überſeeiſchen Handel, auf den wir Deutſche ſo eiferſüchtig waren und es noch ſind? Ferner Ihre großartige Handelsgeſellſchaft. . . . ."

— „Reden Sie nicht davon. Die Kolonieen und Handelsgeſellſchaften, das war getade der Weg nach dem Keller. Das Gouvernement produzirte in Indien Alles — Alles was nur zu produziren war. Es verkaufte und lieferte ſelbſt, was es produzirte und damit ſein Privatmann von anderswo her dergleichen Produkte beſſer und wohlfeiler einführen könne, hatte es ſeine Tarifs und beſchränkenden Rechte. So war denn auch der überſeeiſche Handel bereits längſt in Ihren deutſchen Städten Hamburg und Bremen begründet. Die Handelskompagnie war der Kommiſſionair oder Makler, wie Sie es nennen wollen, der Regierung. Sie verhökerte den großen Ueberfluß von allerlei Erzeugniſſen in kleinen Partheien für den Verbrauch und um das bequemer zu machen, hatte ſie zu beſtimmten Zeiten ihre feſten Auktionen, für die ſie dann Monate lang auffucherte. Natürlich war ihr mehr darum zu thun, eine gute Proviſion zu machen."

— „Aber das brachte doch Leben, Abſatz, Geſchäfte, Verdienſt."

— „Ja wenn man es ſo nehmen will. Die Güter mußten herbeigeführt, verpackt, geöffnet und abgeliefert werden; das gab tauſend Laſtträgern Arbeit. Zeht hat dieſelbe Zahl noch ein Mal ſo viel zu thun, weil Spekulation bei dem Handel iſt, ehe die Güter an die Konſumenten übergehen. Uebrigens, das iſt wahr, erhielt Jeder ſeinen Antheil an der Beute; ſo viele Rheder die Fracht erhielten, wenn ſie an der Reihe waren, ſo viele Aſſekuradeurs die ihr feſtes Quantum Jahr aus Jahr ein verſicherten, ſo viele Makler, denen die Kourtage Pfundweiſe zugelegt wurde, ſo nachdem ſie viel oder wenig zu fagen hatten. So ging Alles ſeinen Gang; aber es war wie ein Uhrwerk; ein Uhrwerk indeſſen iſt eine todte Maſchine, alles Leben fehlte, aller Ehrgeiz war erſtickt, aller Unternehmungsgeiſt erſtorben. Wer einmal im Kohlgarten ſaß, der ſegnete ſich und beſtan daſſelbe, mochte er viel arbeiten oder wenig. Wozu ſollte er denn viel arbeiten, es ward ihm ja ins Haus gebracht. Hatte Jemand Luſt und Eifer und wollte verwärts, was nutzte ihm das? War er nicht in Gunſt, ſo bekam er doch nichts, mochte er ſich noch ſo ſehr quälen und ſchinden. Das war der Großhandel von Amſterdam vor fünf und zwanzig oder dreißig Jahren. Im Uebrigen Fürſorge für das tägliche Bedürfniß der Stadt oder höchſtens der Provinz. — Auch der alte Kornhandel war nicht viel mehr; doch darin hatte man noch bei Zeiten ein Einſehen, ſo daß dieſer ſich raſch wieder heben konnte.

So plauderten wir fort, durch Hollands fette Weiden und waſſerreiche Triften dahin dampfend. Mein Fremder hatte nicht Augen genug um die endloſen, grünen Fernſichten zu bewundern, welche er, der Sohn der Berge, noch nie geſehen. Natürlich bewunderte er auch unſere treffliche Viehzucht und warf einen ſpöttiſchen Blick auf die Treckſchnite, an welcher wir jenſeits Sloterdijk vorüberbrauſten; — ſie iſt ach! die letzte von jener trotzigen Flotte, welche früher zu jeder Stunde des Tages die Glocke läuten ließ und die einzige, die einen ganzen Tag gebraucht zur Fahrt zwiſchen Haarlem und Amſterdam.

— „Holla! was bedeutet das?" — rief plötzlich mein Freund, „warum ſtehen wir hier ſo doch."

— „Weil wir den Deich hinauf gehen. Wir ſind hier bei Halfweg."

— „Wozu aber der Deich? Wozu mit ſolchen enormen Koſten ſo viel Erde aufgeführt, ohne Nutzen, zu zum Schaden für die Eiſenbahn?"

— „Der Deich muß dazu dienen, zwei große Gewäſſer von einander zu ſcheiden."

— „Noch toller! Ich ſehe kein Waſſer ſo weit mein Auge reicht, rechts und links, ein Haar Kanäle ausgenommen, die noch ebendrein zwiſchen ihren eigenen Deichen laufen."

— „Und doch iſt dem ſo. Sehen Sie, hier links haben Sie das Haarlemmer Meer, eine Fläche von 18000 Tagewerken, und dort rechts den Meerbuſen des Y mehr als 8000 Tagewerke umfaſſend. Sehen Sie? der Unterſchied liegt nur darin, daß dies Alles Waſſer geweſen und Land geworden iſt. Als dieſe Eiſenbahn angelegt wurde, war der Deich höchſt nothwendig, oder ganz Holland wäre in wenigen Stunden eine Beute der Wellen geworden." —

— „Und iſt das nun das Haarlemmer Meer," rief der ehrliche Deutſche entzückt aus, und die herrlichen Auen anſtarrend, welche uns Allen bekannt ſind, wie ſie, bis zu einer anſehnlichen Tiefe abdachend, eine überaus anmuthige Rundſchau darbieten; hier feſtes Ackerland für Kohl und Getreide, dort gräsreiche Weiden über fruchtbare Gemüſegärten, überſäet mit zahlloſen Bauerhöfen, welche Alle durch ihre Reinheit und Friſche erfreuen, durchſchnitten von ſauberen Wegen glatt wie Kegelbahnen mit Schilfgrenen und Mühlen, wie nach dem Lineal gezogen; geſchmückt durch liebliche Gruppen von jungen Gebüſch und ſchlank aufſchießenden jungen Pappeln, während ſchon hier und da in der Ferne ein Kirchthürmchen ſich erhebt; — eine neue Schöpfung, eine holländiſche Landſchaft, wie wenn ſie mit holländiſcher Nettigkeit unter einer Glasglocke bewahrt wäre. — „Und das iſt jetzt das Haarlemmer Meer," rief er nochmals und nahm ſeinen Hut vom Kopfe, um ſeine Ehrfurcht zu bezeugen vor dem großen Werke und dem gewerbfleißigen, bedarrlichen Volke, das dieſes Werk unternommen und ausgeführt hat. —

— „Und wie geht es damit? Entſpricht es der Erwartung?"

Ehe ich antworten konnte, bliesen die Kondukteurs, gellte die Pfeife und dampften wir weiter, den alten Spatendamm Deich entlang, über das Sparen, wo dieſes ſich mit einer Seitenbiegung in den Y-Kanal wirft, den Dünen von Zand-Voort und Velzen entgegen.

— „Dieſer Weg der drei links abgeht, führt nach Haarlem," ſprach ein Herr, der uns gegenüber ſaß, und ſchon lange an unſerm Geſpräch hatte Theil nehmen wollen; wenigſtens ſah man deutlich, daß er nicht wußte, was er mit ſich ſelbſt anfangen ſollte, und daß ihm ſeine eigenen Gedanken ausgegangen waren.

— „Ah ſo!" ſagte mein Gaſt, „da muß ich mergen hin, und wäre es auch nur, um die neue Statue des wahren Erfinders der Druckerpreſſe zu ſehen *). Mein Bruder, der vorige Jahr

*) Eine holländiſche Anſicht, welche wir, wie ſo manche andere, die im Laufe dieſer Zeilen vorkommt, hier nur zu verkennen, nicht aber zu widerlegen berufen ſind. D. Ueberſ.

Digitized by Google

dem Feste der Errichtung dieser aus deutschen und holländischen Beiträgen aufgeführten Statue beiwohnte, hat mir viel davon erzählt. Das muß ein schönes Verbrüderungsfest zwischen den beiden verwandten Stämmen gewesen sein." —

Jetzt wandte sich das Gespräch auf allerlei Gegenstände, auf Litteratur, Kunst und Wissenschaft, und auch auf die Preßfreiheit. Unser fremder Eindringling warf die Frage auf, ob die Preßfreiheit, welche jetzt in fast allen Staaten Europa's den Sieg davon getragen hat, während der letzten Jahre nicht auch ihre Schattenseite habe blicken lassen. Er sagte dies offenbar nur mehr, um dem Gespräche Leben zu verleihen, als aus Ueberzeugung.

— „Man ist bei uns zuerst seitsam damit umgegangen," bemerkte mein Deutscher, „und mancher ehrliche Mann hat lange Jahre daran verzweifelt, ob etwas Gutes daraus kommen würde. Aber wir waren auch vor zwanzig Jahren noch wie Knaben, die zum ersten Male auf der Schule in die weite Welt liefen und durch eigenen Schaden klug werden mußten. Indessen es kommt Alles in Ordnung. Schade nur, daß dies in der Weltgeschichte nie ohne manches blutige und schmerzliche Opfer geschieht!"

Wir hatten jetzt den Kanal erreicht, der bekanntlich von dem Punkte an, wo die Straße nach Beverwijk die Eisenbahn durchschneidet, bis nach D-Muiden, dicht neben der letzteren hinläuft. Die Aussicht, welche sich hier darbietet, ist stets neu, stets reich, stets groß und voll Abwechselung, wie oft man auch diesen Weg schon gemacht habe; man kann sich dabei denken, wie sehr es meinen Gast anregte, der dies Alles zum ersten Mal erblickte. Rechts von uns, fast unter und strömte der breite Kanal voll Leben und Bewegung. Hier trieb ein Kuffschiff, mit Ballast nach der Ostsee bestimmt, vor der Ebbe sich; etwas weiter kam ein schwerer Ostindienfahrer herangefegelt, der eine reiche Fracht nach Java von weit deutschen, jedoch zum Theil auch niederländischen Manufakturwaaren führte. Mühelos schob an diesem Meer-Kastell ein Dampfboot vorüber, das gegen den Wind und stromauf einen Surinamsfahrer und zwei Schooner, wahrscheinlich von den Mittelmeer, nach der Stadt knüpfte. Noch schneller schoß das schlanke, spitzgebaute Kanalboot fort, mit plötzlichen und raschen Wendungen jeden Zusammenstoß vermeidend, welches ungefähr zwei Stunden zwischen Amsterdam und D-Muiden hin- und herfährt. Uebrigens war die breite Wasserstraße besäet mit Lichterschiffen, Kogen, Tjalkschiffen, Fischerkähnen, Sompen, Bletten, Jollen, Schaluppen; das eine brachte Lebensmittel nach der Stadt, das andere Personen nach den Schiffen; hier und da sah man eine zierliche Yacht laviren oder einige Liebhaber des Ruderns, die mit langen Schlägen im Takt ihr leichtes Fahrzeug forttrieben. Auf der anderen Seite des Kanals wand sich am Fuße der abgegrabenen Dünen die Heerstraße hin, kaum minder volkreich als der Wasserweg selbst. Holzernde Bauerwagen, schwere Frachtkarren mit Gütern nach Delft oder Alkmaar bestimmt, Muschelwagen, bepackten manche elegante Sommerequipage oder ein großer Familienlustwagen mit einer lustigen Gesellschaft, welche in einem der vielen Landhäuser der Nachbarschaft daheim war; Eselwagen mit Kindern, einzelne Reiter, zahlreiche Fußgänger, von denen einige mit jenem baligen Schritte, welcher anzeigte, daß ihr Gang einen Zweck habe, anderer dagegen mit dem trägen, unsichtsamen Schritte, welcher den Spaziergänger bezeichnet. Und dieses Schauspiel ward rechts und links, wie im Theater durch die Coulissen, begränzt durch die aufsteigende Düne, an deren Abhang sich manche zierliche Villa lehnte, hier und dort eine einzelne, die schon von früheren Tagen fründet und mit festem altmodischen Bau und großen Bäumen prunkt; die meisten dagegen jedoch sichtlich erst vor wenigen Jahren angelegt, zwar lieblich und freundlich, aber doch noch ganz der Sonne ausgesetzt.

Der Mensch ist stets geneigt zu vergleichen, besonders wenn er in der Fremde Eins oder das Andere findet, das ihm, wenn auch noch so schwach, einen heimathlichen oder vaterländischen Zustand vergegenwärtigt: „dies hat hier große Aehnlichkeit mit der Elbe unterhalb Hamburg," bemerkte mein Freund, doch flugs er sogleich mit Verleugnung seines ganzen Vaterlichsinns hinzu: „aber es ist hier schöner und großartiger."

— „D-Muiden, meine Herren!" — rief der Kondukteur, und die Thüren unserer Char-à-Bancs flogen auf. Wir stiegen bei dem geräumigen stattlichen Stationsgebäude aus, dessen einziger Fehler darin besteht, daß es für ein Gebäude am Strande der Nordsee in der Ultima Thule, welche Stürmen und Winterschauern trotzen muß, etwas zu griechisch aussieht.

Die Fluth war unserem Plane, noch vor dem Essen ein Seebad zu nehmen, nicht günstig. Wir begaben und daher sogleich nach dem Speisesaal des Badehauses. Als mein Freund die See erblickte, vergaß er ganz und gar, daß er gekommen sei, um zu essen. Die See, die herrliche, große, unendliche See, das Sinnbild der unendlichen Zukunft, mit ihren unergründlichen Tiefen und unbegreiflichen Geheimnissen, auf deren Schooße sich ein Tag nach dem andern, gleich den leicht gekräuselten Wellen und entgegenwindet. Mir, natürlich, war der Anblick minder neu und meine Stimmung daher minder poetisch. Ich unterschalte also, wie es um unsere Zunge mit Peterstie, Beefsteak, mit Kartoffeln u. s. w. stand. —

— „Binnen sieben Minuten soll das Diner fertig sein!" sagte der nette Oberkellner, der Zag ist ungewöhnlich früh angekommen. Mittlerweile muß ich die Herren um Vergeihung bitten, daß ich für sie nicht in einem besonderen Zimmer decken lassen kann. Seit zwei Tagen ist das Hôtel überfüllt mit Fremden, besonders mit Engländern, die nach dem Schlusse des Parlaments in der vorigen Woche in Schwärmen herüber gedampft kamen, um ihren trip on the continent zu machen."

Sonderbar! dachte ich, wie doch das Eine mit dem Andern zusammenhängt! Seit wir eine geregelte tägliche Dampfschiffahrt zwischen D-Muiden und Yarmouth haben, denkt kein britischer Tourist of fashion mehr daran, das ekelhafte Nest Ostende zu besuchen, und Holland ist den Briten wieder der Kontinent par excellence geworden, jetzt, da die große Straße nach Triest und nach Petersburg über unsere deutsche Eisenbahn geht.

Unser Essen war schmackhaft, obwohl wir es, nach meinem Sinn, etwas zu hastig verschlangen. Mein Freund hatte keine Geduld; denn in seinem Innern trieb ihn Etwas nach dem Strande. Dem frischen Seeluft widmete er als Deutscher eine wohlverdiente Anstrengsamkeit; doch gestand er aufrichtig, er fände ihn etwas zu fett. Als das erste Gericht abgetragen war, kannte ihn indessen Nichts mehr halten. Von dem Nachtische aß er Nichts, steckte aber dafür beide mete Pflaumen und Birnen in die Tasche. „Gehen Sie jetzt mit? sonst gehe ich allein!"

Ich tröstete mich mit dem alten Sprüchwort: Post coenam stabis seu mille passus meabis; und Arm in Arm schlenderten wir über die breiten Quais und die ansehnlichen Schleusen, welche eine ganze See abhalten, sowie auf dem starken Hafendamm auf und ab. (Schluß folgt.)

Briefwechsel der Redaction.

Hr. N. in London. Wir danken für die Aufmerksamkeit, bemerken jedoch, daß wir die Times regelmäßig empfangen; sollten dagegen in anderen englischen Blättern für unsere Leser interessante Artikel stehen, so würden wir Ihnen für die Einsendung derselben sehr verbunden sein.

Hr. K. und S. in U. Unsere Antwort werden Sie als Inserat in dem betreffenden Blatte finden. Mit dem Stempel selbst wissen wir nichts zu thun, der Redacteur wurde mit die Erklärung schuldig.

Hr. D.-d in B. Besten Dank für Ihre freundliche Zusicherung. Ihre ausgezeichneten Ansichten theilen wir. In Betreff des andern Blattes sollen die nöthigen Schritte gethan werden.

Hr. J. in L. Empfangen. Briefliches Nähered.

Hr. C. R. in K. — U. A. w. g.

p.-b.-dur. Der Artikel ist sehr interessant, und wir wünschen ihn gern aufzunehmen, bitten Sie aber vorher, uns für die unbekannte Größe x eine bekannte hinzuzufügen, da wir anonyme Zusendungen unbedingtsichtigt lassen müssen.

Dan. Ihre Zuschriften vom 24. u. 25. sind eingegangen, nicht aber die Sendung, auf welche Sie darin Bezug nehmen!

Anzeigen.

64] In meinem Verlage erschien:

Skandinavisches Portfolio.

Nr. 1. Beitrag zur Schleswig-Holsteinischen Frage von Professor A. F. Krieger in Kopenhagen. Preis 6 Ngr. = 21 Kr. Rh.

Nr. 2. Preußen und der deutsche Bund gegen Dänemark. Preis 10 Ngr. = 36 Kr. Rh.

Nr. 3. Ueber die Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu Dänemark und zum deutschen Bunde und über die darauf bezüglichen Garantieverpflichtungen der europäischen Mächte von Travers Twiß. Preis 18 Ngr. = 1 Fl. 3 Kr. Rh.

Nr. 4. Die sprachlichen und staatlichen Verhältnisse des Herzogthums Schleswig in vier Abhandlungen nach Allen, Paulsen, Werlauff und Oswald. Preis 10 Ngr. = 36 Kr. Rh.

Leipzig, im Februar 1849. Carl B. Lorck.

Hierzu eine Beilage.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Kündigung des Waffenstillstandes.

Kopenhagen, den 24. Februar 1849.

In der Reichstagssitzung von heute theilte das Ministerium der Versammlung mit, daß Se. Maj. der König der preußischen Regierung angezeigt habe, daß er nicht länger als bis zum 26. März durch den ersten Artikel der Waffenstillstands-Konvention sich für gebunden halten wolle. Die Versammlung nahm die Nachricht mit Beifall auf.

Wir können trotz dieser Nachricht doch nicht unsere Hoffnung aufgeben, daß dieser Streit ohne neuen Ausbruch der Feindseligkeiten geschlichtet werden wird.

Nähere Beleuchtung der Vorfälle bei Bröns.

Kopenhagen, den 13. Febr. 1849.

Der beklagenswerthe Vorfall, welcher sich am 22. Februar bei dem Dorfe Bröns im Westerrande Haderslebens ereignet hat, ist wiederholt in deutschen sowohl als in dänischen Blättern besprochen worden. Durch die Einsicht amtlicher Berichte sind wir in den Stand gesetzt, Folgendes darüber mitzutheilen:

Die bereits von der frühern, s. g. provisorischen Regierung begonnene Beitreibung der Steuern, insbesondere der von ihr zur Bestreitung der Kosten des Aufruhrs gegen den Landesherrn aufgebrachten Steuern, im nördlichen Schleswig durch militairische Exekution, wurde während der letzten Monate von der an die Stelle jener Behörde getretenen s. g. gemeinsamen Regierung mit noch größerem Nachdruck fortgesetzt. Militair-Detachements gegen von Dorf zu Dorf, und quartirten sich bei den Bauern, welche dem Militair außer Quartier und Beköstigung eine bedeutende von Zeit zu Zeit erhöhte Exekutions-Gebühr entrichten mußten, so lange ein, bis die Steuern bezahlt, und die darüber von den Hebungsbeamten angestellten Quittungen den Beschiedaben der Detachements vorgezeigt wurden. Selbst in Nordschland belegene Häuser, deren Bewohner Grundstücke im Herzogthum Schleswig besitzen, wurden mit Exekutions-Truppen belegt.

Abgesehen von diesen Exzessen, eine offenbare Verletzung der Waffenstillstandskonventionen vom 26. August enthaltenden Umstande, erscheint jenes ganze Verfahren um so empörender, da die s. g. gemeinsame Regierung in ihrer Bekanntmachung vom 22. Oktober v. J. die unparteiische Anwendung der Landesgesetze zum Besten der dänischgesinnt als der deutschgesinnten Bevölkerung für ihre heilige Pflicht erklärt hat, und die Anwendung militairischer Exekution zum Zwecke der Beitreibung rückständiger Steuern in den Aemtern und Landschaften durch den §. 1 der Verordnung vom 13. Februar 1838 „zu diesem Geschäfte (der „Exekution) sind nur Personen aus dem Amte oder „Distrikte nicht aber aus dem Militair„Stande zu gebrauchen" ausdrücklich unterfagt ist.

Eine Anzahl Bauern im Westerraud Haderslebens vereinigte sich, um den Beitreibhaber einen in Anrücken auf das Dorf Bröns begriffenen aus s. g. schleswig-holsteinischen Dragonern und Jägern bestehenden Detachements von ungefähr 220 Mann durch gütliche Vorstellungen von seinem gesetzwidrigen Vorhaben abzubringen. Einige unter diesen Bauern waren bewaffnet, aber alle hatten sich verabredet, auf keinen Fall angriffsweise zu verfahren. Der Vorsitzhrer der Bauern näherte sich dem Offizier, welcher das auf beiden Seiten des in das Dorf führenden Landweges aufgestellte Detachement kommandirte, mit entblößtem Haupte, um ihn anzureden; der Offizier aber gab ein Zeichen mit dem Säbel und man sprengten die Dragoner vor, hieben den mit entblößtem Haupte mehrfach dastehenden Vorsitzhrer der Bauern nieder, und stiten über die hinter ihm stehende Schaar von Bauern her, welche theils durch diesen Angriff, theils durch eine zugleich abgefeuerte Gewehrsalve der Jäger in Schrecken gesetzt, sogleich die Flucht ergriff, von den Dragonern aber so weit, als es das Terrain gestattete, verfolgt wurde. Von den Bauern worden einem amtlichen Berichte zufolge 3 getödtet und 37 verwundet; 24, unter denen 7 jener Verwundeten, wurden gefangen zurückgebracht; 3 Soldaten wurde Einer getödtet, ob durch einen Schuß eines Jägers, oder eines Bauern, ist ungewiß.

Daß das Verfahren des Militairs bei diesem traurigen Ereigniß im höchsten Grade brutal war, braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden. Der Behörde aber, auf deren Verfügung oder Requisition das Militair nach Bröns marschirte, fällt nicht bloß die Verletzung der vorgedachten Bestimmung des §. 1 der Verordnung vom 13. Febr. 1838 zur Last, sondern sie hat auch, falls sie die Bewohner des Westerrandes Haderslebens, wegen ihrer stets bewährten Treue und Ergebenheit für ihren Landesherrn und wegen ihrer offen an den Tag gelegten Abgeneigtheit, zu aufrührerischen Zwecken Steuern zu bezahlen, als Aufrührer behandeln zu dürfen glaubte, die Bestimmungen des von der s. g. provisorischen Regierung am 7. October v. J. erlassenen, und von der s. g. gemeinsamen Regierung durch den §. 2 der Bekanntmachung vom 22. Oktober v. J. in Kraft gesetzten s. g. Aufruhrgesetzes gänzlich unbeachtet gelassen. Nach diesem Gesetze soll nämlich, wenn eine Volksmenge, deren Haltung unter Mitberücksichtigung des Anlasses der Zusammenkunft und der Stimmung um sie im Allgemeinen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit Gefahr droht, sich unter freiem Himmel versammelt (§. 1 des Gesetzes), und nicht bloß dem von der Ortsbehörde ausgesprochenen Verbot des längeren Beisammenseins keine Folge leistet (§. 3), sondern auch sich zu bewaffnen anfängt (§. 4), die von der Ortsbehörde zu requirirende (§. 5) militairische Gewalt erst angewendet werden, nachdem die Aufruhr-Akte von der Ortsbehörde zu dreien Malen verlesen oder deren Verlesung von dem Civilbeamten und zweien denselben begleitenden unbescholtenen Bürgern dem Aufrührer der bewaffneten Macht für unmöglich erklärt worden (§. 6, 7). Im vorliegenden Falle ist aber das Militair-Detachement von einem Civilbeamten überall nicht begleitet gewesen, die versammelte Menge ist zum Auseinandergehen nicht aufgefordert, und die Aufruhr-Akte ist nicht verlesen worden. Weder man einwenden, daß das Aufruhrgesetz auf den vorliegenden Fall, wo eine Schaar zum Theil bewaffneter Bauern sich einem aufgestellten Militair-Detachement näherte, nicht anwendbar sei, so wäre darauf zu erwiedern, daß einerseits die durchaus friedliche Gesinnung der größtentheils unbewaffneten Bauern, dadurch, daß ihr Vorsitzhrer unbewaffnet und mit entblößtem Haupte auf den kommandirenden Offizier zuging, unzweifelhaft bewiesen wurde, und daß andererseits der kommandirende Offizier selbst geäußert hat, daß er die Absicht gehabt, die Aufruhr-Akte zu verlesen, und daran durch das zwie oben bemerkt, auf ein von ihm gegebenes Zeichen erfolgte rasche Vorsprengen der Dragoner verhindert worden sei. Dessen ungeachtet werden die gefangenen Bauern von einer Stadt zur andern geschleppt, während von einer gegen das Militair eingeleiteten Untersuchung nichts verlautet.

Die Times über die schleswigschen Verhältnisse.

Man hört, Ritter Bunsen, der preußische Gesandte in London, sei an seinen Posten mit Vollmachten, nicht nur vom berliner Hof, sondern auch von der Centralgewalt, nach London zurückgekehrt, um in Unterhandlung wegen Abschluß eines definitiven Friedens zwischen Dänemark und denjenigen deutschen Staaten zu treten, welche es für angemessen hielten, in dem Streit über die Herzogthümer Schleswig und Holstein mit Waffengewalt einzuschreiten. Wir zweifeln nicht, daß der deutsche Bevollmächtigte seine gewohnte Energie und Geschicklichkeit anwenden wird, um ein Resultat zu erzielen, welches die Steinerretten Preußens gebieterisch verlangen und das von nicht geringerm Einfluß auf die politische Ruhe und Sicherheit Deutschlands ist. Der Einfall in Dänemark war das Resultat eines revolutionären Impulses, der in der Aufregung vom vorigen Frühjahr alle Begriffe von Recht und Unrecht verwirrt — alle Prinzipien des Völkerrechts umgestoßen zu haben schien. Aber Preußen, durch die Festigkeit des Ministeriums Brandenburg zu einer geregelteren und verantwortlichen Stellung zurückgeführt, will die Beleidigung gut machen, welche es mit Antrieb seiner schlechteren Rathgeber, einen kleinen aber muthigen Nachbar zufügte, und es muß die Privilegien aufgeben, Gesetze in den Besitzungen des Königs von Dänemark geben zu wollen, welche gleicher Weise unverträglich mit historischen Rechten, mit bestehenden Verträgen und mit dem allgemeinen Frieden sind. Der endliche Abschluß der Frage ist jetzt sogar für Preußen wesentlicher, als für Dänemark oder die Herzogthümer; und wir hoffen aufrichtig, daß sie bald zu einem glücklichen Ende gebracht werde.

Der vor etwa sechs Monaten in Malmö geschlossene Waffenstillstand hat den Vortheil einer Einstellung des Kampfes gehabt, aber in jeder andern Beziehung hat er sich als schädlich für die Theile erwiesen, die am meisten zur Beschäftigung berechtigt waren — nämlich der dänischen Krone und der Bevölkerung von Schleswig. Der König von Dänemark wird dabei seine Würde und seine Interessen wohl betrachten, wenn er sich weigert, diese Konvention über ihre Gültigkeitszeit am 31. März zu erneuen oder zu verlängern; denn der Krieg selbst, in den die Dänen zur See mit beträchtlicher Wirkung führen können, ist einem Zustand der Dinge vorzuziehen, welcher die Niederschlagung der gesetzlosen Regierung in den durch die Invasion betroffenen Provinzen hindert und einen beträchtlichen Theil der Besitzungen des Königs in der Hand des Feindes läßt.

Die Schwierigkeit, welche Lord Palmerston wahrscheinlich in dieser Zeit bei dieser Vermittlung kennen gelernt hat, ist, daß es kein Fall ist, in welcher ein Kompromiß vernünftiger Weise zwischen gleichen oder zweifelhaften Rechten vorgeschlagen werden kann. Der Streit ist, aus dem wirklichen und positiven Recht des Königs von

Digitized by Google

Dänemark als Souverän von Schleswig und aus dem eigenmächtigen und leeren Anspruch Deutschlands hervorgegangen, in einer Provinz zu vermitteln, die gar nicht zu den deutschen Territorien gehörte. Zwischen dem König von Dänemark und seinen Unterthanen in Schleswig können ohne Zweifel Rechtsfragen entstehen, und der kopenhagener Hof hätte sich eine irrige Vorstellung von seinen Pflichten und Interessen gebildet, wenn er nicht bereit wäre, wie wir glauben, daß er es ist, vermünftigen Forderungen seiner Unterthanen in den Herzogthümern Billigkeit zu gewähren. Aber man muß sich erinnern, daß die von der provisorischen Regierung in Rendsburg wirklich gestellten Forderungen ganz unverträglich mit jedem Regierungsprinzip waren. Sie bestanden darin, ihr Unterthanenverhältniß, auf den einzigen Grund der Abstammung hin, von der dänischen Krone auf das deutsche Reich zu übertragen, mit so wenig positiven Recht, als wenn — um einen sehr unwahrscheinlichen Fall zu setzen — die Kanalinseln sich für Frankreich erklären wollten, weil sie einst zum Herzogthum Normandie gehörten. Zwischen Schleswig und Deutschland gibt und gab es nie irgend ein Band und der deutsche Enthusiasmus hat nach einem bloßen Irrwisch Jagd gemacht. Die Trugschlüsse, deren man sich bediente, waren: Schleswig ist mit Holstein verbunden; aber Holstein ist mit Deutschland verbunden und bildet einen Theil des Bundes, folglich ist Schleswig auch mit Deutschland verbunden. Der Verdersatz kann in der Wirklichkeit und im Gesetz bestritten werden, aber selbst zugegeben, daß er wahr sei, so ist es handgreiflich absurd, zu schließen, daß zwei Dinge, von denen jedes mit einem dritten Dinge verbunden ist, deshalb unter einander verbunden seien.

Diese Betrachtungen führen direkt auf den Punkt, der, wie man sagt? durch die letzte Anregung Lord Palmerstons aufgestellt und durch die jüngsten Zuschriften des deutschen Bevollmächtigten beabsichtigt worden ist. Man hat vorgeschlagen, Schleswig sowol von Dänemark, als von Deutschland unabhängig zu machen, indem man ihm eine getrennte Verwaltung gibt, die nur durch die persönliche Autorität des Souverains mit der kopenhagener Regierung verbunden ist. Wir können die Politik oder Gerechtigkeit in einem solchen Plan nicht entdecken. Als Sache der Politik ist es unpassend, festspielig und absurd. Bestimmungen, wie die des Königs von Dänemark, in solche getrennte Provinzen zu theilen, wie das Herzogthum Kornwall oder das Fürstenthum Wales thun könnten, wären sie von Großbritanien getrennt. Provinzielle Lebenschaftlichkeit wird fortwährend unterhalten, der Staat geschwächt und der unaufhörliche Streit mit dem Hause Holstein-Gottorp, der zwei Jahrhunderte gedauert, frisch erhalten. Im Betreff der Ungerechtigkeit der Sache, geht klar aus dem eben Gesagten hervor, daß Dänemark überdurch aufgefordert würde, ein wesentliches Recht aufzugeben, welches durch Verträge garantirt ist, während Deutschland gar kein Recht aufgeben würde — auf der einen Seite müßte das Unterthanenband getrennt werden, auf der andern Seite hat ein solches nie existirt, außer in den Köpfen der kieler Professoren. Man darf unmöglich alle Extravaganzen, welche die deutsche Partei über diesen Gegenstand in Umlauf gesetzt hat, als echte Münze gelten lassen. Spekulation oder Scharfsinn, wie hoch sie auch steigen mögen, können nie ein Recht schaffen, wo vorher keines war und sie müssen sich begnügen, ihren Stand einzunehmen, nicht auf den Annahmen des frankfurter Parlaments, sondern auf dem Boden, welchen Völkerrecht und öffentliche Meinung in Europa ihrer Sache angewiesen hat. Nach der meisterhaften Auseinandersetzung der Sache durch Dr. Travers Twiß, welche die seit Juli 1846 von uns stets vertheidigten Ansichten bekräftigt, wird man England wenigstens nicht Unkenntniß der Frage vorwerfen.

Die praktischere Absicht der jetzt wieder aufgegriffenen Unterhandlung ist einfach diese: Wir zweifeln nicht, daß die deutschen, und besonders die preußische Regierung, aufrichtig beforgt sind, auf dieser Klemme zu kommen und die Erneuerung des Krieges zu vermeiden. Aber Keiner gesteht gern, daß er sehr im Unrechte gewesen ist, und für eine Regierung sind, beim Vorhandensein einer flotzen volksthümlichen Opposition, solche Demüthigungen nicht nur unangenehm, sondern auch gefährlich. Das natürliche Ziel der Deutschen muß daher sein, einen Frieden mit möglichst geringer Opferung ihrer eigenen Würde zu schließen. Hinderlich ist freilich, daß keine Bedingungen, welche sie erlangen können — denn Dänemark Bedingungen aufzuerlegen, davon kann keine Rede sein — der aufständischen Partei in Schleswig oder den Radikalen im übrigen Deutschland genügen werden. Für die Letztern namentlich ist die Frage von Nutzen und Interesse gewesen, als einem Mittel zur Aufregung des Volkes; und welche Bedingungen man jetzt auch erlangt, sie werden zu demselben Zwecke dienen, die Regierung von welcher sie angenommen worden sind, in Mißkredit zu setzen.

Dies sind Folgen, welchen das dänische Kabinet irgend Rücksicht zu schenken nicht gebunden ist. Dieser Hof wird nicht gesonnen sein, seine Politik zu erniedern, um mit den Plänen seiner Gegner übereinzustimmen oder die Verlegenheiten derselben zu mindern, und wenn er nicht überzeugt ist, daß die vorgeschlagene Unabhängigkeit von Schleswig mit den Rechten und den Interessen der Nation im Ganzen sich vereinigen läßt, wird er natürlich den Betritt zu dem Vorschlag ablehnen. Betrachten wir Wesen und Natur des auf die Herzogthümer gemachten Angriffs und die allgemeine Ansicht des übrigen Europa's zu Gunsten der Rechte Dänemarks, so würden wir erstaunen, wenn König Friedrich VII irgend Neigung zeigt, eine Stellung zu verlassen, auf deren Behauptung er ein unbestreitbares Recht hat. England, wird er wohl bedenken, kann nur einen Vorschlag mit dem Hinblick auf Frieden gemacht haben, aber ohne die geringste Absicht, auf der Annahme deffelben zu bestehen; aber die letzte Entscheidung der dänischen Regierung wird ohne Zweifel hauptsächlich von der Ansicht der treu mit Dänemark alliirten nordischen Höfe abhängen, die ihre Garantieen geachtet und sich zur Beschützung ihrer Unabhängigkeit vorbereitet gezeigt haben. Die Unterhandlung wird in London eröffnet, die Entschließung aber in St. Petersburg gefaßt werden.

Protest

an das deutsche Volk gegen die Adresse der Kieler Professoren und Docenten an das Reichsministerium in Frankfurt.

(Von mehreren in Deutschland sich aufhaltenden Dänen.)

Die gelehrten Professoren und Docenten der Kieler Universität haben in diesen Tagen dem Reichsministerium des Auswärtigen gegen eine nur als Gerücht besprochene Friedensbasis, eine Adresse überschickt, deren Motivirung und, wenn wir noch in der Heimath lebten, gewiß zu Entrüstung und bärteren Ausdrücken hätte hinreißen können, während wir sie jetzt nur als jedenfalls höchst zwei, felhaft zu bezeichnen und erlauben. Durch mehrjährigen Aufenthalt auf deutschem Boden und täglichen gefelligen Verkehr haben wir die Deutschen zu schätzen und lieben gelernt, und vermögen somit selbst die verschiedenen Schritte und Maßregeln von Deutschen, die wir nicht billigen können, wenigstens ruhiger und objektiver zu betrachten, als unsere Landsleute in Dänemark. Wir fühlen und jedoch bei dieser Gelegenheit verpflichtet, das deutsche Volk und das Reichsministerium zu bitten, jene gelehrten Herren nicht gerade beim Worte zu nehmen, weil, was schon ohnedem der Centralregierung auffallen wird, ihre mit unverkennbarem Talent abgefaßte Adresse keineswegs auf Thatsachen sondern auf Hypothesen sich stützt, deren Bekräftigung gewiß den Betreffenden sehr wünschenswerth erscheint, deren Haltbarkeit aber höchstens nur problematisch genannt werden kann und durchaus nicht mit der zurerschüchtern Sprache in Einklang steht. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Herren Kieler Professoren nicht alle aus Schleswig oder Holstein gebürtig, daß sie vielleicht der Mehrzahl nach aus Deutschland eingewandert sind, daß sie also, besonders die zuletzt angekommenen, noch nicht die Verhältnisse und Bedürfnisse genannter Länder genau kennen, und die Herzogthümer nur nur eigentlich als „unser Vaterland", jedenfalls nicht als ihr speziellest Vaterland, bezeichnen können.

Indem wir nicht Anstand nehmen, obenerwähnte Aktenstück als ganz ehrlich gemeint, als Produkt der aufrichtigsten Ansichten, zu betrachten, finden wir es doch unerläßlich erforderlich, nicht zur Steuer der Wahrheit die darin enthaltenen Behauptungen mit etwas Thatsächlichen zu beleuchten.

Erstens sind die Herren Professoren und Docenten im Referate der königlich dänischen Antwort vom 24. März 1848 gar nicht korrekt gewesen, indem sie vom „Interventionen Schleswigs sprechen ohne der garantirten „Selbstständigkeit" zu erwähnen. Bekanntlich verlangte die holsteinische Deputation die sofortige Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bunde, und der König antwortete, daß er dazu weder das Recht, noch die Macht und den Willen hätte. Aber noch früher als diese Antwort zu den Herzogthümern gelangte, hatte der Prinz von Noer die Aufruhrsfahne aufgeflanzt, Rendsburg überrumpelt und beifeilige Truppen in Schleswig einrücken lassen*).

„Die Bewohner der beiden Herzogthümer," heißt es in der Adresse, „sind ursprünglich ein Stamm." Darüber streiten sich indessen noch

*) Deshalb wohl hat er auch „den Protest" seines Bruders, des Herzogs zu „Schleswig-Holstein," (früher der Augustenburg) gegen die Zusammenberufung des dänischen Ministeri von „Gringen, die die Bewegung gestiftet und geleitet haben", nicht mit unterzeichnet.

Digitized by Google

die Hiſtoriker; merkwürdig ſcheint es immerhin, daß dieſer „eine Stamm" drei Meilen nördlich von der Grenze Holſteins den bekannten Wall „Danewerk" aufgeführt, und noch mehr, daß er ihm deſſen durchaus undeutſchen Namen gegeben hat.

Die Herzogthümer, heißt es in derſelben raſchen, abſprechenden Weiſe, „waren ſich faſt vollen vier Jahrhunderten ihrer Selbſtſtändigkeit und Ungetrennbarkeit jederzeit vollkommen bewußt."

Wie ſtimmt aber dies mit dem vielfach gefruchteten Geſetze Holſteins, mit den Theilungen Schleswigs 1533, 1557 und 1658 und deſſen Wiedereroberung durch den Danewerk 1715, Thatſachen, die gegen ein ſolches Bewußtſein am lauteſten ſprechen, welche aber die Kieler Profeſſoren gar nicht zu kennen ſcheinen? Oder iſt der Friede von 1713 und der ſpätere Vertrag von 1720 durch den früheren von 1460 aufgehoben? Wird denn in der Regel eine ſpätere Akte durch eine frühere annullirt, oder umgekehrt? — Und ſelbſt wenn man jenen älteren Vertrag, die ſogenannten „Landesprivilegien", von 1460 als noch gültig anerkennen wollte, iſt es denn nicht Jedem der plattdeutſchen Sprache Kundigen hinlänglich bekannt, daß die oft angeführten Worte: „ewig ſamende ungedeilt," nicht, wie das Parteiintereſſe ſie den Gläubigen zu erklären verſucht, die Ungetrennbarkeit der beiden Länder bedeuten, ſondern nach dem einfachſten wörtlichen Sinne, daß ſie beide, jedes für ſich, nicht durch Erbſchaft oder Verlehnung zerſtückelt werden dürften, was jedoch freilich öfters geſchah? — „Toſamende," heißt nicht „beiſammen," ſondern „zuſammen", „beide für ſich", und „ungedeelt", heißt nicht wie einer kritiſchen Hermeneutik gedeutet hat, „ungetrennt", ſondern, wie ſich von ſelbſt verſteht, „ungetheilt", „unzerſtückelt". Es wäre ja ſonſt ein Widerſpruch, daß eben daſſelbe Dokument (die Landesprivilegien) ausdrücklich eine beſondere Adminiſtration für jedes der Herzogthümer feſtſetzt.

Ungeachtet, daß ſowohl Trennung wie Theilungen alſo thatſächlich ſtattgefunden haben, fügen die Herren Profeſſoren doch folgendes ſehr gewagte Dokument bei! „Schleswig-Holſtein war in ſeinen heiligen und guten Rechte (der Ungetrennbarkeit) ſicher und ruhig, bis ſich vor etwa zwölf Jahren ein junger Däne beikommen ließ, das däniſche Volk für den Eroberungsplan Schleswigs zu agitiren u. ſ. w. — Warum hat aber denn Uwe Jonſen, der Erfinder der ſchleswig-holſteiniſchen Theorie, ſchon vor 19 Jahren agitirt und gekämpft, wenn die Herzogthümer damals in ihren vermeintlichen Rechte „ſicher und ruhig" waren? Und wie könnte es Jemanden einfallen, das däniſche Volk zu einer „Eroberung" aufzufordern, die thatſächlich ſchon 1715 erfolgt war? Iſt es nicht klar, daß die Herren Profeſſoren, die wir bemerkt, der Mehrzahl nach, nicht Eingeborene ſind, die Geſchichte und die Verhältniſſe von Schleswig gar nicht kennen.

Eben ſo wenig haben ſie die Kopenhagener Zuſtände gekannt, wenn ſie ſagen, daß „drohende Pöbelgewalt die Regierung zum Bruche dieſer Rechte fortriß, welche ſelbſt Friedrich VII. feierlich anzuerkennen nicht Anſtand genommen hat." Die Herren Profeſſoren haben ſich hier von unmiſſenden oder böswilligen Zeitungsſchreibern hintergehen laſſen. Die ruhigſte, friedlichſte, im Jahre 1848 beiſpielloſe Wanderung von gebildeten Bürgern, um ihrem König einen Antrag zu übergeben, kann man doch wahrhaftig nur ſehr uneigentlich „Pöbelgewalt" nennen, und was die dem Könige gemachte Zumuthung betrifft, ſo muß ſie auf einer ganz falſchen Auffaſſung beruhen. Friedrich VII. hat wohl einer ihm glückwünſchenden Deputation von holſteiniſchen Prälaten und Ritterſchaft gewiſſe „Standesprivilegien" beſtätigt; wir wiſſen aber nicht, daß im Jahre 1848 privilegirte Gutsbeſitzer mit dem Volke und den Ländern, wo ſie wohnen, ſo identiſch wären, daß dieſe mit jenen überall als ſtillſchweigende Zugabe, als ſelbſtverſtändenes Eigenthum, einbegriffen ſein mußten.

„Das gute Recht der Herzogthümer iſt allerwärts den Deutſchen ſo gründlich und Licht geſtellt und durch einen gerechten Krieg zu nachdrücklich geltend gemacht u. ſ. w." Wieder eine gweifelhafte Behauptung; über die „Berechtigkeit" des Krieges ſind ſchon ſelbſt unter Deutſchen Zweifel entſtanden, weil ſie es allmählich eingeſehen haben, daß jene „Gründlichkeit" ſich meiſt auf dem Boden einer beliebigen Theorie, als auf dem der Thatſachen entwickelt hat. Die theoretiſche Dreiſtigkeit ſteigert ſich aber zur prophetiſchen:

„Es iſt ausgemacht," verkünden die Profeſſoren, „daß das Herzogthum Schleswig, wo Holſtein getrennt, einem ſichern Tod entgegen gehen muß." — Den Beweis ſind ſie indeſſen auch hier ſchuldig geblieben, und wenn wir auch gerade nicht mathematiſch nachweiſen können, wie Dänemark dem vorbeugen werde, daß ein ſo bedauerlicher Todesfall nicht eintrete, ſo ſcheint es doch von einigem Gewicht, daß viele, zwar nicht gehörte, Stimmen, vor allen die große Stadt Flensburg, der Ausfluß der Lebensadern des ganzen Herzogthums, eben nur in der engen Verbindung mit Dänemark die Wahrung der Handelsintereſſen und des materiellen Lebens ihres Landes ſehen wollen, wegen ſie von der Anſnahme im deutſchen Zollverbande das Abſcheiden des bisherigen Marks, ohne Eröffnung eines neuen, und ſomit ihren gänzlichen Ruin befürchten.

Bedeutender würde, wenn er nur wahr wäre, der folgende Einwand ſein, daß man „deutſche Wiſſenſchaft und Literatur, die bei Dänen ſelbſt unentbehrlich ſind, nicht einmal den deutſchen Schleswigern einräumen will." — Wir vermögen nicht einzuſehen, wie die Herren Profeſſoren die ſonderbare Furcht hegen können, daß durch einen Friedensſchluß deutſche Literatur von irgend einem Gebiete der Welt ausgeſchloſſen werden würde. — Wie? ſollte der Buchhandel nicht fernerhin, wie früher, ſeine Geſchäfte betreiben können? Kennt man denn in Dänemark Cenſur oder Bücherverbote? — Wahrhaftig, es ſoll unſeren ſchleswigſchen Brüdern in ſolcher Beziehung an Nichts fehlen, ſo wenig wie in Dänemark, ſelbſt als der Krieg die Leidenſchaften ſteigerte, die deutſche Literatur verboten war. Eine ſolche Inhumanität, an die gewiß nicht einmal die geehrten Herren Profeſſoren ſelbſt glauben, würde weder bei der Regierung, noch bei dem Volke Dänemarks Anklang finden.

Die Adreſſe der Profeſſoren weiſt auf „unzählige" Familienbande hin (die doch durch keinen Frieden ſo, wie durch den Krieg gefährdet werden, wo ſchon häufig die nächſten Verwandten in beiden Armeen einander gegenüber ſtanden) und auf „die materiellen Lebensbedingungen der beiderlei Landeskinder," die eine Trennung „vernichtend treffen" würde. Aber wie kommt es denn, daß Schleswiger in Adreſſen mit 17,000 Unterſchriften gegen jede Trennung von Dänemark proteſtiren? Wie kommt es, daß ſelbſt z. B. in Flensburg von über 3000, in Apenrade von über 400 Bürgern unterzeichnet ſind, trotzdem daß Drohungen aller Art und vollſtändige Gewaltmaßregeln getroffen wurden, um es zu verhindern? — Zeugt dieſes nicht wenigſtens für das Zweifelhafte und Gewagte auch dieſer Behauptung der Herren Profeſſoren? —

Daß „Deutſchland, was die Dänen berechnen, ſeine Univerſität in Nordalbingien verlieren würde," kann wohl nicht einmal zu den zweifelhaften Behauptungen gerechnet werden; denn ſelbſt wenn, was gar nicht wahrſcheinlich iſt, die deutſchredenden Schleswiger ſich weniger zahlreich einſtellten, würde ja die Univerſität Kiel, wie vorher, den Söhnen aller Gauen Deutſchlands offen ſtehen.

So weit die Adreſſe. Die in Ausſicht geſtellte „politiſche Leiche" und „Schmach Deutſchlands" ſcheint ſomit ſo wenig, wie alle vorhergehenden Referendaren auf thatſächlichem Boden zu fußen.

Wir erlauben uns jetzt, das Gebiet der zweifelhaften Poſitulate zu verlaſſen, um auf einige Thatſachen die Aufmerkſamkeit unparteiiſcher Dentſchen hinzuwenden.

Die Leiter der ſchleswig-holſteiniſchen Bewegung können ſich ſchon deswegen nicht über verletzte „Rechte" beſchweren, weil ſie faktiſch die Feindſeligkeiten, wie oben erwähnt, eröffnet haben, ohne die däniſche Entſcheidung über jene „Rechte" abzuwarten. Sie gaben faktiſch die ſo lange als zweifelhaft diskutirten Rechte auf, indem ſie ſich auf den revolutionären Boden der „Volkswünſche," der ſupponirten volksthümlichen Unzufriedenheit, ſtellten. Die am häufigſten angeführten Gründe der blutigen Revolution waren: 1) daß das holſteiniſche Bundeskontingent der Armee däniſch kommandirt wurde, 2) daß in den Herzogthümern neben der herkömmlichen däniſchen Kouranntünze, auch däniſche Valuta und Papiergeld als gang und gäbe angeordnet war, endlich 3) die als allgemeines Reizmittel benutzten, nicht näher zu beſtimmenden Attaken, das ſogenannte däniſche „Joch," „Knechtſchaft," „Dannemark" und wie die Ausdrücke ferner, um die ſogenannte volksthümliche Erbebung beider Länder zu beſchönigen und in's Leben zu rufen, varlirt wurden. Auch hier läßt ſich dem Zweifelhaften, Schwebenden der Anſchuldigungen Thatſächliches entgegenſtellen. Wurden in der preußiſchen Armee vielleicht die Polen, in der öſterreichiſchen Armee die ungariſchen oder italieniſchen Regimenter nicht deutſch kommandirt? — Und nicht in den meiſten Staaten Deutſchlands, neben der gewöhnlichen Landesmünze, auch der preußiſche Münzfuß anerkannt und bei vielfachen Gelegenheiten oben als Zahlungsnorm aufgeſtellt? Wie kann dann in den Herzogthümern etwas Aehnliches als ſchreckliche Tyrannei, als Grund zum bewaffneten Aufſtande gelten, wenn man es nicht aus völliger Unkenntniß der erſten Bedingungen einer Revolution erklären will? — Und was das ſogenannte däniſche „Joch" betrifft, erlauben wir uns, die eigene Meinung zurückzuhalten, auf daß Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung, Welcker, hinzuweiſen, der in ſeiner Rede, als Reichs-Kommiſſar in Lauenburg, jene ſchreiende Tyrannei, als „das milde Szepter der Dänen-

Digitized by Google

könige" bezeichnete. Auch in Deutschland ist es nicht ganz unbekannt, daß die Erhebung der Herzogthümer weniger eine auf wirklichen Ursachen beruhergegangene, als eine durch Zeitungsartikel künstlich gemachte war, daß das eigentliche Volk, mit Ausnahme einiger fanatisirten Jünglinge, sich nur gezwungen bei dem Kriege betheiligte, ja es ist sogar in dem Frankfurter Parlamente die ganze Bewegung von einem der Kornyphäen der Linken als eine „Advokaten- und Hofstaats-Revolution" bezeichnet worden, ohne daß ihm Jemand widersprochen hat.

Nachdem die „verbrieften und besiegelten Rechte" dergestalt einige Zeit faktisch aufgegeben und der Rechtsboden mit dem revolutionären vertauscht waren, fängt man jetzt wieder an, wie die Herren Kieler Professoren und der Herzog von Augustenburg, zu jenen „Rechten" zurückzukehren, von denen der Chevalier Bunsen in der ersten revolutionären Aufwallung behauptete, daß alle, selbst dänische Schriftsteller bis 1815 damit einverstanden gewesen seien und „the independence of Schleswig" anerkannt hätten.

Auch hier brauchen wir nur Thatsachen reden zu lassen, und es wird aus wörtlichen Citaten sich zeigen, wie fast kein momentwerthes seit 1721 erschienenes bitterliches oder geographisches Werk, die neueren Parteidarstellungen ausgenommen, die Stellung Schleswigs als Theil des dänischen Staates bezweifelt, und wie die Unterneuberkeit Schleswigs von Dänemark selbst von Denjenigen, welche sie jetzt bestreiten, in früherer, nicht geneigter Stimmung als eine unzweifelhafte Wahrheit betrachtet wurde.

Andr. Heier, Dr. und Historiograph, geborner Schleswiger, sagt in seinem, später von dem Schleswig-Holsteiner Zalch herausgegebenen „Leben Friedrich IV.:" „Weil König Friedrich nunmehro alleiniger Souverain des Herzogthums Schleswigs war, und dessen Besitz mit dem Scepter völlig vereinigt hatte, sah er es für gut, das schleswigische Wappen in den Hauptschild unter die souverainen Reiche zu versetzen.

Otto Oeffel, schleswigischer Rathsherr, in seiner Rede bei dem akademischen Feste in Göttingen, zur Jubelfeier des Oldenburgischen Königshauses(!) 1748: „Das ganze Herzogthum Schleswig wurde mit der Krone vereinigt, eine Begebenheit, die verdient, daß von ihr eine neue Zeitrechnung des Dänischen Wohlstandes angefangen werde."

Joh. Fr. Hanfen, schleswigischer Advokat, in seiner Staatsbeschreibung des Herzogthums Schleswigs, 1758: „Seit 1713 ist der ganze übrige und größte Theil dieses Herzogthums mit der Krone wieder vereinbart."

Gottfr. Aschenwall, bekannter deutscher Staatsrechtslehrer, in seiner Geschichte der vornehmsten europäischen Staaten, 1759: „Solcher Gestalt ist dieses ganze Herzogthum Schleswig der Krone inkorporirt worden." Dasselbe sagt er in seiner „Staatsverfassung der europäischen Staaten" 1762.

Gebhardi, allgem. Welthistorie. XXXII. Halle 1768, S. 284: „Im Jahre 1714 wurde Schleswig wieder dem Könige Friedrich IV. überlassen, der es 1721 der Krone Dänemarks einverleibte."

A. F. Büsching, Neue Erdbeschreibung. Hamburg 1777: „1714 nahm König Friedrich IV. Schleswig wieder in Besitz, worin er auch 1720 durch den Stockholmschen Frieden bestätigt wurde; daher er 1721 das ganze Herzogthum dem Königreiche Dänemark einverleibte, und eben daher auch das Wappen ꝛc."

Der Kieler Professor Aug. Niemann nennt in seinem Handbuch der schleswig-holsteinischen Landeskunde, 1799, Schleswig „die südliche Provinz der dänischen Erbmonarchie." Ein anderer Kieler Professor, Schrader, dessen Lehrbuch der schleswig-holsteinischen Landesrechte viele Jahre den Vorlesungen in Kiel zu Grunde gelegt wurde, sagt hier (1800) Theil 1. S. 279 bis 280: „Das ganze Herzogthum Schleswig befindet sich mit dem Königreiche Dänemark in einer durch das dänische Königsgesetz ... und den Definitivtractat (mit Rußland) von 1773 völlig gesicherten Vereinigung."

Meusel, Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatengeschichte (1800): „So wurde denn das ganze Herzogthum Schleswig der Krone einverleibt."

Meinecke's Lehrbuch der Geographie (1827), in den preußischen Artillerieschulen eingeführt, rechnet ganz unbefangen „das Herzogthum Schleswig zu dem eigentlichen Königreich Dänemark" im Gegensatz zu Holstein, Lauenburg, Island u. s. w., und der Schleswiger Harro Harring wurde noch 1832 beim Hammdurchreise und der Zahl der Führer ausgeschlossen, weil Deutschland nicht sein Vaterland sei."

Und nun die jetzigen schleswig-holsteinischen Parteiführer selbst:

Dahlmann erkennt (Kieler Blätter I, 293) noch an, daß die Erbfolge des Königsgesetzes auch in Schleswig gültig sei," und in seinen Vorlesungen bei der Kieler Universität (1822—28) diktirte er folgende Sätze: „Friedrich IV. vereinigte Schleswig mit seinem Königreiche" — „es konnte ihm nie gelingen, Holstein, eben wie Schleswig, an sich zu ziehen" — „1746 versuchte Christian VI. Holstein, eben wie Schleswig, mit Dänemark zu verbinden" ꝛc.

Falck, der jetzt so eifrige Widersacher der dänischen Rechte, verwies (Sammlung der wichtigen Urkunden S. VII.) gänzlich die neun „einem Knaben" unterzeichnete Constitutio Waldemar als „Staatsvertrag mit dem Königreich Dänemark"; er erklärt (in den Anmerkungen zu Schlegels Aporyn S. 30) geradezu: „Für die Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holstein läßt sich warlich besonderer und ausdrücklicher Vertrag anweisen," und 1816 sagt er (das Herzogth. Schleswig in seinen gegenwärtigen Verhältnissen): „Die Wirkung sagt Schrader dem Königsgesetze bei, daß Schleswig durch Theilungen von der Krone nicht getrennt werden könne, eine Meinung, die auch wir für richtig halten," ja er will damals sogar (S. 119) die Erbfolge auf Holstein ausgedehnt wissen.

Klenze, auch jetzt eifriger Schleswig-Holsteiner, sagt 1834 (Ueber die Staatseinheit des dänischen Staats, S. 103 u. 108): „Einer ist über allen Streit erhaben, daß nämlich die Erbfolgeordnung in der Herrschaft des Landes Schleswig, fürstlichen Antheils, nach dem dänischen Königsgesetze bestimmt worden sei. Nun bewirkte es aber gerade die Verbindung, in welcher ganz Schleswig mit einander stand, daß sie auch durch das historische Recht auf den königlichen Antheil übertragen wurde."

Clausen endlich, der jetzt aus Frankfurt hinlänglich bekannte Advokat und Dänenfeind, äußerte sich in der Ständerversammlung 1842 folgendermeise: „Wollten wir einen Staat Schleswig-Holstein auf den Grund der alten Verträge aufbauen, so werden Dänemarken die Bewohner der Grafschaft Rantzau, der Herrschaft Pinneberg und der Stadt Altona darin keinen Raum finden. — Sieht man ferner auf den Inhalt dieser Verträge, so läßt sich daraus eben so wenig eine Staatseinheit Schleswig-Holsteins begründen" u. s. w.

So haben diese Herren geurtheilt, als aus der Sache noch keine Parteifrage geworden, als die klare, einfache Wahrheit des Thatbestandes noch nicht durch persönliche Interessen, potitische Theorien und systematische Agitationen getrübt worden war. Deutsches Volk! ist es aber möglich, daß die Wahrheit in so wenigen Jahren eine ganz andere, ja gerade zum Gegentheil ihrer selbst werden kann?

Indem wir zur Ermägung unbefangener und redlichster Deutschen den Behauptungen der Kieler Professoren-Adresse jene Thatsachen und Citate entgegenstellen, sind wir aber keineswegs der Meinung gewesen, daß die gelehrten Herren Unterzeichner nicht in gutem Glauben gehandelt haben; sie sind gewiß der Ueberzeugung gewesen, sich auf die so oft wiederholten Artikel der Parteiblätter, deren Sprache sie nun in besserem Stil gebracht haben, unbedenklich stützen zu können. Wir bekennen offen, daß wir eben so wenig wie die Herren Professoren jene diplomatischen und literarischen Urkunden aus Schleswigs Vergangenheit kennen. Es findet sich aber fast Alles in einer Schrift des dänischen Historikers Wegener zusammengestellt (Schleswigs unzertrennliche Verbindung mit Dänemark in staatsrechtlicher Beziehung, Kopbg. 1848), die ohne Zweifel das Klarste und Unwiderlegbarste ist, was bis jetzt über die so verwickelt scheinende Frage geschrieben wurde. Diese Schrift, die vor Kurzem in der „deutschen Reform" in einseitiger und völlig entstellender Parteiweise erwähnt wurde, ist von so schlagender Beweiskraft, daß wir es sehr bedauern, daß sie nicht früh genug erschien, um schon vor dem Kriege eine wahre und gerechte Beurtheilung der Sachlage möglich zu machen. Wir hatten und übergangt, daß weder der König von Preußen noch irgend ein ehrenhafter Deutscher, die diese Schrift ruhig durchlieft, sich ferner eine Stunde sinden würde, gegen Dänemark das Schwert zu ziehen.

Die sieben Professoren scheinen diese Schrift nicht gekannt zu haben; um so mehr müssen wir gegen ihre Adresse vor dem deutschen Volke und dem Reichsministerium protestiren, und ihnen aus Herz legen, Alles, und auch das dänische Recht, noch einmal ruhig und gerecht zu prüfen und zu ermägen, damit Deutschland, um einen materiellen Vortheil zu gewinnen, nicht einen eingebildeten Schimpf zu entgehen, einst, wenn die Nebel schwinden, nicht eine wirkliche Schmach — ein begangenes Unrecht — zu bereuen hat.

Briefwechsel.

Dan. Sö oben kommt und Ihre Manuskripte-Sendung zu.

Hr. C. D. in K. Wir danken, bitten aber die Kreuzbandsendungen dort zu frankiren, indem sonst eine Zeitungsnummer hier 1 Thlr. Porto kostet.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1⅓ Rthlr. 2 Rl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Chriſtiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gjerup. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

9. März. № 23. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Zur Orientirung in der deutſch-däniſchen Frage. I. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark: F. Kopenhagen, den 28. Febr. — Norwegen: Aus Chriſtiania. — Niederlande: Baren van Scherpenzeel-Heuſch in der niederländiſchen Kammer. — Notizen: Das Quarterly Review über Deutſchland. General Bonin.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Jacob von Lennep. Von Eduard Wegener. — Bücherſchau: Dr. C. F. Wegener. Ueber die ungertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark in ſtaatsrechtlicher Beziehung. — Notizen: Perſonalnachrichten.

Feuilleton. Ein Ausflug nach Y-Muiden. (Aus dem Holländiſchen.) (Schluß.)

Briefwechſel.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Zur Orientirung in der deutſch-däniſchen Frage.

I.

Bis zur Thronbeſteigung Friedrich's VII.

In London ſind die Diplomaten verſammelt, um unter dem vermittelnden Protectorate Englands einen Frieden zu Stande zu bringen zwiſchen Deutſchland und Dänemark, gegen das im vorigen Jahr ein deutſches Reichsheer zum Beiſtande der im Aufruhr begriffenen Herzogthümer Schleswig und Holſtein zu Felde zog, nachdem der König von Preußen die Revolution in dem eigenen Lande dadurch zu ſchwächen verſucht hatte, daß er ſich an die Spitze einer Revolution in den Herzogthümern ſtellte und dieſelben Truppen, die in Berlin zur „Unterdrückung des Aufſtandes und der Anarchie“ ihr Blut vergoſſen hatten, nun bei fremden Rebellen in die Schule ſchickte. — Obgleich kein Grund iſt anzunehmen, daß nicht bei dieſem Friedensabſchluſſe das gute Recht Dänemarks richtig genug abgewogen werde, um das einzige gerechte und billige Reſultat herbeizuführen, ſo hat es uns doch nicht unnöthig erſcheinen wollen, gerade in dieſer Zeit der obſchwebenden Unterhandlungen, wo ſich Gerüchte aller Art kreuzen und wo die journaliſtiſche Preſſe, namentlich der Herzogthümer, der überhaupt der wenig beneidenswerthe Ruhm gebührt, den ganzen unſeligen Zwiſt ſo bedeutend gefördert zu haben, die öffentliche Meinung auf alle mögliche Weiſe zu bearbeiten ſucht, in einer kurzen Darſtellung noch einmal den ganzen Verlauf einer Sache durchzunehmen, die, ſo ſehr ſie auch unter den öffentlichen Ereigniſſen der Neuzeit einen hervorragenden Platz mit eingenommen hat, dennoch ſelbſt den meiſten Betheiligten wenigſtens unklar geweſen iſt.

Der Staat „Schleswig-Holſtein“ iſt zuerſt entſtanden in den Köpfen der hochadeligen Ritterſchaft der Herzogthümer, die, als ſie beim Wiener Congreß und ſpäter beim Bundestage (1823) durch ihren damaligen Secretär Dahlmann, freilich vergebens wegen angeblich beſtehender Verfaſſungsrechte einkam, einen ſolchen jedenfalls längſt verjährten Staat wieder anzunehmen geruhte. (Der deutſche Bund begnügte damals die von den Petenten in Anſpruch genommene Verfaſſung als „nicht in anerkannter Wirkſamkeit beſtehend“ und ſprach, namentlich unter Vorgang Preußens, ſeine Incompetenz hinſichtlich Schleswigs aus, das „ganz außerhalb des Einfluſſes des Bundes liege.“) Nach dieſem verunglückten Verſuche, einen ſolchen Pſeudoſtaat aus der mittelalterlichen Rumpelkammer hervorzuholen, bekümmerte ſich, etwa mit Ausnahme einiger Doctrinäre, die ihrer Liebhaberei in vergilbten Pergamenten und wurmſtichigen Papieren umherzukramen, nicht widerſtehen konnten, Niemand mehr darum, — die Abſichten des jedenfalls edelſinnen Jens Uwe Lornſen waren ganz andere, — bis gegen Anfang der vierziger Jahre eine neue Partei mit vielem Geräuſch und großer Beweglichkeit auf die Schaubühne trat, die das Wort „Nationalität“ auf ihr Panier geſchrieben hatte. Die deutſche Nationalität im Herzogthum Schleswig ſollte gefährdet ſein, gefährdet von den Dänen, von einer „däniſchen Propaganda.“ Was es hiermit auf ſich hat, wollen wir gleich ſehen. Von den 362,900 Einwohnern des Herzogthums Schleswig ſprechen 178,297 (ſ. Verſuch einer ſtatiſtiſchen Statiſtik des Herzogthums Schleswig, von S. R. A. Jenſen. Dr. phil. Paſtor zu Geltingen) die deutſche Sprache, wenn man einen an manchen Orten gar übel zugerichteten Jargon im Allgemeinen ſo benennen darf. Angenommen nun ſelbſt, daß man aus dieſem Umſtand eine Berechtigung herzuleiten befugt wäre, — überall anderswo nennt man, ohne Berückſichtigung der Spracheinheit, eine Nation eine Vereinigung von Menſchen, welche mit gleichen politiſchen Rechten unter einer gemeinſamen Verfaſſung, auf einem gemeinſamen Gebiete leben und gemeinſame Staatseinrichtungen haben — ſo würde doch in dieſem Falle der deutſchen Nationalität, da ſie erſichtlich hier in Schleswig nicht in der Majorität iſt, ein vorwiegendes Recht nicht einzuräumen ſein. Eben ſo unläugbar iſt es aber nun freilich auch, daß Eingriffe in dieſelbe nicht geſtehen dürfen; wir wollen daher näher betrachten, was unter dieſer „Gefährdung der deutſchen Nationalität in Schleswig durch die Dänen“ zu verſtehen iſt.

Bis vor kurzer Zeit ſind das durch die verſchiedenen politiſchen Schickſale des Landes herbeigeführte Miſſverhältniß ſtatt, daß ſelbſt in den däniſch redenden Theilen des Herzogthums die meiſten Beamten, die faſt alle auf deutſchen Gelehrtenſchulen und deutſchen Univerſitäten ihre Bildung genoſſen hatten, in ihren Geſchäftsverhandlungen ſich der deutſchen, dem gemeinen Mann entſchieden unverſtändlichen Sprache bedienten, ja daß ſogar in den däniſchen Gemeinden deutſche Predigte und Schullehrer angeſtellt waren. Die großen Uebelſtände, die hieraus hervorgingen, zeigten ſich nur zu deutlich; es wurden Klagen aller Art laut, die Bauern konnten ſich mit den Männern, die ihnen Recht ſprechen ſollten, nicht verſtändigen und Gottes Wort ward ihnen in einer, ihnen durchaus unverſtändlichen Sprache vorgetragen, während ihren Kindern, die im Hauſe Däniſch zu ſprechen gewohnt waren, in der Schule

Digitized by Google

das Deutsche mit dem Stock eingebläut wurde, so daß sie am Ende keine der Sprachen ordentlich erlernten. Erst der durch sein großes Gerechtigkeitsgefühl ausgezeichnete Friedrich VI. gab durch mehrere königliche Resolutionen seinen Willen kund, hierin eine Veränderung zu Wege gebracht zu sehen; aber dennoch ward des Königs Absicht, die dänische Sprache da im öffentlichen Leben einzuführen, wo sie im täglichen Leben herrschte, niemals verwirklicht, weil es den aus deutschen Bildungsanstalten hervorgegangenen schleswigschen Beamten nie um die Ausführung jener königlichen Befehle ernstlich zu thun war. Christian VIII. bei dem wohl ebenfalls weniger der gute Wille als die Kraft und Festigkeit, diesem Nachdruck zu verschaffen, vermißt ward, gab im Jahre 1841 ein „Sprachpatent“ heraus, wonach Kirchen-, Schul- und Gerichtssprache der Sprache des Volkes angepaßt sein sollte. Nun aber mochte es wohl manchem Herrn Beamten, manchen Geistlichen und vor Allem den Advocaten, die sich außerdem durch das Herannahen des dänischen, dem Volke so beilsamen Instituts der Schiedsgerichte in ihrem Erwerbe gefährdet sahen, etwas unbequem sein, von dem alten Schlendrian abzugehen, wobei vielleicht Mancher noch genöthigt war, die bis dahin von ihm vernachlässigte Sprache des Volks, das ihn ernährte, zu erlernen, und so erhob man denn ein gewaltiges Klagegeschrei über „Unterdrückung des deutschen Elements,“ weil die Regierung von der gewiß ganz richtigen Ansicht ausging, daß die Beamten des Volkes wegen, nicht aber das Volk der Beamten wegen da sei. Für das gewissenhafte Beobachten der nöthigen Rücksichten von Seiten der Regierung bei dieser Maßnahme, wege der Umstand Zeugniß geben, daß in allen Gemeinden jener Gegend, wo die Grenzen der deutschen und dänischen Sprache ineinander laufen, Gottesdienst in beiden Sprachen gehalten werden sollte. Jene gaben sich nichtsdestoweniger alle erdenkliche Mühe, die Sache so darzustellen, als ob den deutschredenden Schleswigern die dänische Sprache aufgedrungen werde, während die ihnen gleichgestimmte Presse diesen Glauben zu propagiren, unter Anwendung jeglicher Mittel, eifrig bedacht war. Als nun gar im Jahre 1842 im schleswigschen Ständesaal ein Deputirter eines dänisch redenden Districts (Peter Hjort Lorenzen aus Hadersleben) eine, vielleicht etwas ungeeignete Demonstration vornahm, um der dänischen Sprache bei den Verhandlungen gleiches Recht mit der bis dahin ausschließlich gebrauchten deutschen zu vindiciren, da machten die „biderben Söhne der äußersten deutschen Mark“ einen Lärm, als gelte es einen ungarischen Reichstag zu beschämen, und wurden nur durch einige besonnene Männer davon abgehalten, den „dänischen Hund,“ wie ein hochadeliges Mitglied sich ausgedrückt haben soll, handgreiflich zu mißhandeln. Die deutsche Sprache blieb nach wie vor, mit einer kleinen Modification, die das Patent vom 24. März 1844 feststellte, die allein gültige bei den ständischen Verhandlungen; man war also, da man hier keine Handhabe für sein antidänisches Streben fand, genöthigt, emsig nach allen Seiten zu forschen, um irgend etwas zu finden, worüber man seinen motivirt erscheinenden Nothschrei erheben könnte. Da kamen denn die lächerlichsten Dinge zur Sprache, wobei man nur im Zweifel bleibt, ob man sich mehr über die, welche sie zuerst zur Sprache zu bringen sich nicht schämten, oder vielmehr über die große Menge derer, die später, und angesehene Männer wie ein Bunsen und Andere unter ihnen, sie gedankenlos nachjubeln keinen Anstand nahm, wundern soll. Der Eine schrie über die „schrecklichste Tyrannei,“ weil den Schiffen schleswigscher und holsteinischer Rhederei ein Stempel, „dansk Eiendom“ (dänisches Eigenthum) eingebrannt werde, während jeder Besonnene es recht gut wissen muß, daß dies ein Legitimationszeichen ist, in Folge dessen die mit den dänischen unter einer Flagge fahrenden Schiffe der Herzogthümer sich in fremden Häfen ausweisen und an den verschiedenen Handels- und Schifffahrtsverträgen Dänemarks mit fremden Mächten participiren können. Ein Anderer sah die höchste Potenz der Ungerechtigkeit darin, daß die mit der dänischen Armee eine Gesammtheit ausmachenden Truppen in den nicht einmal ganz deutsch redenden Herzogthümern dänisches Commando hätten, während doch überall, wo ein Staat verschiedene Nationalitäten umfaßt, die Armee eine Einheit bildet und die Sprache des Commando's dann nothwendig die sein muß, der die größere Mehrzahl der Soldaten angehört. Das Commando der gesammten österreichischen Armee ist noch heutigen Tages deutsch, und die dänische Armee ward ebenfalls (bis 1772) deutsch kommandirt, weil sie größtentheils aus geworbenen deutschen Truppen bestand. Daß sich mehr dänische, als deutsche Officiere aus dem einfachen Grunde bei den in den Herzogthümern stationirten Truppen befanden, weil die „Schleswig-Holsteiner,“ die, wie sich das ja neuerdings sattsam gezeigt, nicht eben sehr kriegerisch gesinnt sind, ihre Söhne nicht auf die Militärschule schicken und man in der dänischen Armee keine jungen Leute anstellen wollte, die nicht gelernt hatten, schien wiederum Anderen ein Gräuel, ja es fehlte sogar nicht an Solchen, die sich in ihrem teutonischen Zartgefühle dadurch verletzt fanden, daß die aus den Regierungscollegien für Schleswig erlassenen Verordnungen in beiden Sprachen, deutsch und dänisch, erschienen. — Während die Herren Landesvertreter in wenig gewissenhafter Berücksichtigung der von ihnen übernommenen Verpflichtungen, statt sich mit Gegenständen zu befassen, die das Volk, welches sie gewählt, in seinen höchsten und heiligsten Interessen berührten, statt über eine freiere Verfassung, über allgemeine Wehrpflicht, über eine neue Communalordnung, über freie Presse, über Schwurgerichte, Oeffentlichkeit u. s. w. u. s. w. zu berathen, ihre Zeit mit solchen gewaltsam zu einer gewissen Wichtigkeit erhobenen Nebensachen ausfüllten, verfehlte die schleswig-holsteinische Presse nicht, alles Dieses gehörig breit geschlagen dem eben so politisch ungebildeten, wie indifferenten großen Publicum in den Herzogthümern mundgerecht zu machen, während durch die Fürsorge getreuer Handlanger Deutschlands auf eine Weise darüber belehrt ward, welche bei der bis dahin großen Unkenntniß der fraglichen Zustände, die unheilvollste Täuschung hervorgebracht hat. Das Volk hatte aber doch so viel natürlichen Tact, das Ausland so viel Kenntniß von den hier obwaltenden Verhältnissen, daß man nicht gewärtig sein konnte, auf längere Zeit mit den vielfachen Demonstrationen nachhaltig Gehör zu finden, und darum schob man das deutsche Holstein, fußend auf der schon früher dagewesenen Fiction, mit vor, und suchte für „Schleswig-Holstein“ das Interesse rege zu halten, was Schleswig eben so wenig erwarten, als mit Recht beanspruchen konnte. Bei dem Anfangs ganz unbetheiligten holsteinischen Volke konnte sich der durchaus practische Sinn, der ihm innewohnte, nicht sonderlich verständigen mit jenen Neuerungsideen, die ihm von so verschiedenen Elementen, denen es viel Vertrauen zu schenken überdies wenig Grund hatte, zugetragen wurden; es wollten ihm die großen Vortheile, die man ihm aus jener innigen Verbindung versprach, nicht recht einleuchten; dahingegen ward es ihm leicht klar, daß Holstein vielmehr durch dieselbe zu Opfern und Concessionen genöthigt werden könnte, vor denen es seine bisherige politisch begründete Stellung sicherte. Es bildete sich vielmehr in Holstein, unter dem Vorgange von Olshausen und Clauſſen, die Partei der sogenannten „Neuholsteiner,“ die insofern mit der in Dänemark allgemeinsten Ansicht übereinstimmte, daß sie ein solches Schattenreich „Schleswig-Holstein“ entschieden zurückwies und ein Dänemark bis an die Eider, dem deutschen, unter dänischer Hoheit stehenden Herzogthum Holstein gegenüber, annahm. (Die Partei der Neuholsteiner ist freilich später aufgelöst, und wie schon die Häupter derselben jetzt in erster Reihe mit für die neue Gestaltung in den Herzogthümern kämpfen. Aber weder von Olshausen noch von Clauſſen ist es zweifelhaft, aus welchem Grunde sie sich eine scheinbar so große Inconsequenz haben zu Schulden kommen lassen. Uebrigens ist es keine gewagte Annahme, wenn wir behaupten, daß noch bis zu diesem Augenblicke, oder vielmehr gerade jetzt, die große Mehrzahl des holsteinischen Volkes „neuholsteinisch“ denkt, wenn auch der Parteiname verschwunden ist.)

Außer den so eben näher bezeichneten Kämpen für den Staat „Schleswig-Holstein“ und den zuerst angeführten Ritterschaftlichen, gab es noch

Digitized by Google

eine dritte dafür wirkende Partei, die, wenn auch meistens nur im Verborgenen, doch mit um so mehr Umsicht, und von materiellen Mitteln unterstützt, ihrem Ziele nachging, und der es um nichts Geringeres zu thun war, als dem Hause Augustenburg ein souveränes Reich herzustellen; und so sehen wir denn für dieses „Schleswig-Holstein" drei ganz verschiedene Elemente wirksam, nämlich eine mittelalterliche Corporation, die für ihre Existenz kämpft, eine Anzahl malcontenter Beamter, Advocaten und Federhelden, die ebenfalls höchst selbstsüchtige Absichten verfolgen, und die Anhänger eines ehrgeizigen Fürsten, der eine Prätendentenrolle spielt. Allen diesen drei Elementen stand von Anfang an eine Schaar von käuflichen Subjecten zu Gebote, und eine große Menge solcher Individuen zur Seite, die in solchem Treiben Gelegenheit zu finden glaubten, die Blicke ihrer Zeitgenossen auf ihr sonst so obscures Dasein zu lenken, so wie endlich die große Masse derer, die voll Indolenz mit dem großen Strome schwimmen und bei jeder Gelegenheit die „Mode mitmachen."

Das Volk der von der Natur so reich ausgestatteten Herzogthümer, ein gesunder, ehrlicher Menschenschlag, aber zu sehr in Materialismus versunken, als daß es nicht indifferent sein sollte gegen Alles, was nicht direct fordernd oder bewegend zwischen Mund und Schüssel tritt, ungewohnt oder zu faul, selbst zu denken, wo es sich um höhere Fragen handelt, läßt sich nach althergebrachter Weise von den „vornehmen Herren" („de Grooten") und von den „Studirten" bevormunden, und verzichtet meistens auf eine eigene Vertretung seiner höheren Interessen. Dabei hat sich bei dem eigentlichen Volke die alte „Holstentreue" noch zu unverständlich erhalten, als daß es in die Worte jener Herren ein Mißtrauen setze und nicht vielmehr Vorspiegelungen wirklig Glauben schenke, deren selbstsüchtige Zwecke ihnen bei einigem Nachdenken und näherer Unterfuchung nur zu klar in die Augen fallen würden. Diese politische Unmündigkeit des großen Haufens kam den Bevorbeiten des neuen Staates trefflich zu Statten, sie gaben demselben in wohlberechneten Dosen gerade das ein, was ihm dienlich sein mußte, um für ihre Pläne bearbeitet zu werden und benutzten vor Allem, sehr geschickt, ein Mittel, dessen Wirkung gar nicht ausbleiben konnte. Man predigte nämlich mit Wort und Schrift über eine Uebervortheilung in finanzieller Hinsicht (Prägravation), welche die Herzogthümer gegen Dänemark erdulden müßten. Ein eigener Agitator in der „Prägravationsfrage," ein von Etelkeit halb närrisch gewordener Rechnenkünstler, Herr Tiedemann von Johannisberg, reiste in einem von vier Schimmeln gezogenen Wagen von Dorf zu Dorf, und predigte von irgend einer improvisirten Tribüne den neugierig lauschenden Bauern die großartige, von ihm gemachte Entdeckung, daß „Schleswig-Holstein" um 28 Millionen von Dänemark „betrogen" sei. Das konnte natürlich selbst bei den politisch sonst so harmlosen Bauern seinen Zweck, nämlich ein unbestimmtes Gefühl von Haß und Erbitterung gegen das Dänenthum im Allgemeinen hervorzurufen, nicht verfehlen.

Aber keines Kräftigeren Werkzeuges bedienten sich diese Herren, die, das Wohl des Volkes im Munde, sich nicht entblödeten, es zu hintergehen und absichtlich zu verdummen, als der Lokalpresse, deren Organe, fast ohne Ausnahme, in ihrem Dienste standen. Noch nirgends vielleicht hat man es je gewagt, ein großes Publikum journalistisch so zu bedienen, wie es seit einer Reihe von Jahren in den Herzogthümern geschah. Volksverdummung und blinde Parteiwuth! — das war das Feldgeschrei der „schleswig-holsteinischen" Federhelden, rücksichtslose, oft in die allerpöbelhafteste Sprache gekleidete Verläumdung und Verdächtigung die Waffe, mit der sie gegen den heraufbeschworenen Feind zu Felde zogen. Ein Ipehoer, ein rendsburger, ein sonderburger Wochenblatt, eine Lyna und wie diese Tummelplätze rohester Gemeinheit alle heißen mochten, wetteiferten unter einander um den Preis; der in ihnen sich breitmachende Mangel jeglicher Liebe zu Sitte und Wahrheit ward höchstens übertroffen durch das gänzliche Abhandensein jeder Funken von Intelligenz. Daß politische Gegner, selbst wenn sie sich in diese unsaubere Arena hätten hineinwagen wollen, statt zum Kampfe mit ihren Waffen zugelassen zu werden, mit Hohn und Kothwürfen zurückgetrieben wurden, versteht sich dabei von selbst. — Noch weit einflußreicher aber, als solcher Gebrauch der Tagespresse der Herzogthümer, unter der wir jedoch, der Wahrheit die Ehre zu geben, das „fieler Correspondenzblatt," d. h. so lange es unter Olshausen stand, als eine rühmliche Ausnahme hervorheben wollen, da dasselbe unter allen Umständen eine ruhige und würdige Haltung zeigte, war das Benehmen, das die Presse in ganz Deutschland dieser Sache gegenüber beobachtete. Da, vielleicht mit Ausnahme des allernächst benachbarten Nordens, im ganzen Deutschland bisher eine vollständige Unkunde der politischen Zustände in Holstein und Schleswig herrschte, ward es den „Schleswig-Holsteinern" eben nicht schwer, solche Ansichten zu verbreiten, wie sie dazu dienen mußten, ein lebhaftes Interesse in weiteren Kreisen zu wecken. Den allgemein gewordenen „Nationalitätsschwindel" richtig benutzend, wußten sie sich als einen von fremden Eindringlingen unterjochten und auf's Schrecklichste gedrückten nationaldeutschen Volksstamm darzustellen, und vermischten Lüge und Wahrheit so schlau mit einander, daß ihr Zweck gar leicht erreicht werden mußte. Den deutschstämmenden Patrioten, und vor Allem den Zeitungsschreibern und Journalisten ward hierdurch eine erwünschte Gelegenheit gegeben, ihre national-philantropisch-politische Gesinnung in schönklingenden Phrasen ungestört zu bethätigen und ihr leutonisches Mütchen zu kühlen. Gegen das „kleine Dänemark" zu toben, verbot ihnen zu Gottlob keine Rücksicht irgend einer Art, und so sah man denn bald das seltene Schauspiel, daß endlich einmal in einem Punkte die Zeitungen und Journale aller Farben und Meinungen einig waren, — so wohlfeile Gelegenheit, als Patriot und Liberaler zu erscheinen, ließ Keiner unbenutzt vorübergehen. Während man früher selten, oder saß nie die deutsche Presse sich um die Zustände nordwärts der Elbe bekümmern sah, traf man jetzt in jedem Blättchen Correspondenzen aus „Schleswig-Holstein," natürlich unter der Rubrik Deutschland, an, die eben so sehr Zeugniß ablegten von der industriösen Geschäftigkeit der „schleswig-holsteinischen" Scribenten, wie die oft denselben beigefügten Zusätze und der Ekel, mit dem die verschiedenen Blätter diese ihre norddalbingische Correfpondenzwaare gegen einander austauschten, von der gründlichen Unkenntniß der Herren Redactoren mit den dortigen Zuständen, so wie von der Leichtigkeit, mit der es gelingt, sie und dadurch die Leserpublikum zu mystificiren. Als eine alte Tugend der Deutschen hat man von jeher Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit gepriesen. Da kein Grund vorhanden ist, anzunehmen, daß diese nicht noch jetzt einen alten Ruhm bewähre, so mußte die Geduld, ja der theilweise sehr große Beifall, mit dem alle diese einseitigen Schreibereien aufgenommen wurden, auf Rechnung einer großen Gedankenlosigkeit, oder wenigstens doch eines etwas verfahrenen Enthusiasmus geschrieben werden, da sonst doch wohl das Billigkeitsgefühl an das „audiatur et altera pars" erinnert haben würde. Aber von irgend einer Vertheidigung der von den „Schleswig-Holsteinern" so arg angeklagten Dänen, von einer Darstellung der Angelegenheit aus gegnerischem Standpunkte, hörte und las man nichts in Deutschland. Die deutschen Zeitungen schlossen sich jeder gegnerischen Mittheilung ab, die „Schleswig-Holsteiner" verschwiegen natürlich alle Thatsachen, die nicht in ihren Plan paßten, und das deutsche Volk verdammte also den einen Theil, ohne ihn gehört zu haben. So ward es den „Schleswig-Holsteinern" denn natürlich doppelt leicht, ihrer Sache in Deutschland mit allen den Mitteln das Wort zu reden, die den wirksamsten Eindruck nicht verfehlen konnten, wobei sie namentlich einen bei ihnen sehr beliebten Kunstgriff nicht verschmähten, aus dänischen Zeitungen, die in Deutschland Niemandem zum Nachlesen und Vergleichen zur Hand sind, einzelne Sätze aus dem Zusammenhange herauszureißen und, für den Zweck ihrer Anschuldigungen zugestutzt, in deutschen Blättern abzudrucken. Einer solchen perfiden Taktik verdanken auch z. B. jene Worte Orla Lehmann's ihren Ursprung, die man, namentlich nach seiner Gelangung in's Ministerium, so oft wieder in Erinnerung zu bringen bemüht

Digitized by Google

gewesen ist, um die Erbitterung gegen das sogenannte Casino-Ministerium möglichst zu steigern, und die auch der Ritter Bunsen wieder aufzufrischen nicht unter seiner Würde gehalten hat. Eben so sahen wir sie unermüdlich die Ansicht aussprengen, daß man in Dänemark gegen die deutsche Nation entschieden feindlich gesinnt sei, eine Behauptung, die schon wegen des in ihr liegenden komischen Elements, seiner Widerlegung bedürfen würde, wenn man nicht leider sähe, daß sie auch mit diesem Manöver mancher Orten durchgedrungen sind, und endlich, um noch eines ihrer vielen jesuitischen Mittel zu erwähnen, waren sie auf's Eifrigste bemüht, jeden Act der dänischen Regierung, der ihnen eben mißliebig war, dem gesammten dänischen Volke aufzubürden, wie sie, beiläufig bemerkt, jetzt, wenn irgendwo von einem einzelnen dänischen Individuum, oder von einem dänischen Pöbelhaufen Excesse begangen werden, sich nicht schämen, die Regierung der Theilnehmerschaft zu beschuldigen. *)

Den eben so thätigen, wie in Anwendung jeglicher Mittel wenig wählerischen „Schleswig-Holsteinern," arbeitete die dänische Regierung leider selbst bei allen Gelegenheiten in die Hände. Statt daß Christian VIII., dessen mannigfache vortreffliche Eigenschaften wir gewiß nicht verkennen wollen, von Anfang seiner Thronbesteigung an mit gebotener Energie und Festigkeit jenen separatistischen Bestrebungen entgegengetreten wäre, sah man ihn den immer offener zu Tage kommenden Erscheinungen in den Herzogthümern gegenüber eine schwankende Haltung annehmen, die ihm mehr als einmal von der dänischen Oppositionspresse den Vorwurf zuzog, „er sei der ärgste Schleswig-Holsteiner." Es kann uns nicht einfallen zu verlangen, daß er mit einem terroristischen Unterdrückungssystheme hätte auftreten sollen, es freut uns vielmehr, ihn aus innerster Ueberzeugung das Zeugniß geben zu können, daß, namentlich hinsichtlich der Herzogthümer, seine Regierung eine in jeglicher Beziehung liberale gewesen ist, wovon die, trotz der in Holstein gesetzlich, in Schleswig factisch bestehenden Censur, leider bald in Frechheit ausartende Freiheit der Presse, das bald über alle Gebühr gemißbrauchte Associations- und Petitionsrecht, wovon überhaupt eine Reihe von liberalen Institutionen und Regierungsacten den besten Beweis liefert, — aber erst modus in rebus, sunt certi denique fines.... Christian's VIII. Milde und Nachgiebigkeit artete bis in unverzeihliche Schwäche aus, die natürlich den Separatisten den Muth gab, von Tage zu Tage offener hervorzutreten und bald aus ihrem ganzen Thun und Treiben kein Hehl mehr zu machen. Zu einer Zeit, wo noch durch einige zur rechten Zeit verfügte energische Maßregeln, die überall, wo sie bis dato allgemeine Wohl fördern, rücksichtslos ausgeführt werden müssen, die ganze ungerechte und unmotivirte Bewegung hätte unterdrückt werden können, schwankte der König, dem kein thatkräftiges Ministerium zur Seite stand, schien von der Besorgniß befangen, in seinen lieben Herzogthümern eine Popularität zu verlieren, die wohl überhaupt von Anfang herein sehr apocryph er Art gewesen sein mag, und beging sogar den größten aller Fehler, seinen Schwager, den emancipirtesten aller „Schleswig-Holsteiner," den Prinzen von Augustenburg, der sich früher eine so traurige Berühmtheit erworben hat, zum Statthalter in Schleswig und Holstein zu ernennen. Daß dieser später wieder von seinen Posten entfernt ward, war beinahe noch weniger klug; denn einem gefährlichen Gegner zum Märtyrerthum verhelfen, heißt seinen Feinde die Waffen schleifen. Eine höchst unglückliche und, wie man beinahe annehmen veranlaßt werden könnte, von Dänemarks Feinden ausgehende Idee, war der Erlaß des genuglam berühmt gewordenen „offenen Briefes," der von Allen, was er wohl hat bezwecken sollen, gerade das Gegentheil bezweckt hat. Wie sein Erscheinen, durch kein Gesetz der Nothwendigkeit motivirt, so vielmehr durch das der Klugheit verboten war, so war seine Consequenz nur allein die, daß einerseits den Gegnern ein neuer Sporn gegeben ward, alle ihre Mittel gedoppelt anzustrengen, andernstheils die Regierung sich in die unangenehme Lage versetzt sah, durch nachfolgende Interpretationen ihre eigene Schwäche und Unsicherheit zur Schau zu tragen. Hätte Christian VIII., statt in unglücklichem Schwanken links und rechts hinzutaumeln, zur rechten Zeit einen energischen Coup nicht gescheut und, bei gewissenhafter Wahrung des Rechts und der Gerechtigkeit, mit unerschütterlicher Strenge die Wurzel des Uebels ergriffen und ausgerissen, da würde er bei seinem Ende seinem Nachfolger nicht ein Erbe zu übergeben gehabt haben, in welchem der Keim des Aufstandes bis zur höchsten Reife gediehen.

Vielleicht ist es hier auch nicht unangebracht, zu bemerken, daß von Seiten der dänischen Regierung unter Christian VIII. auch nicht das Geringste gethan worden ist, um durch die Presse in Deutschland, deren sich die Gegner so vielfach zu bedienen verstanden, die Bestrebungen dieser strafgerechtigkeit mit unerschütterlicher Strenge die Wurzel des Uebels ergriffen und ausgerissen, da würde er bei seinem Ende seinem Nachfolger nicht ein Erbe zu übergeben gehabt haben, in welchem der Keim des Aufstandes bis zur höchsten Reife gediehen.

Vielleicht ist es hier auch nicht unangebracht, zu bemerken, daß von Seiten der dänischen Regierung unter Christian VIII. auch nicht das Geringste gethan worden ist, um durch die Presse in Deutschland, deren sich die Gegner so vielfach zu bedienen verstanden, die Bestrebungen dieser fortgehende zu paralysiren. Glaubte etwa dieser König, selbst ein so tief gebildeter, geistreicher Mann nicht an die Macht der Presse? Die Erfolge seiner Feinde hätten ihn am Besten vom Gegentheile belehren können. Oder hielt er es unter seiner Würde, sich solcher Hülfe zu bedienen? — Wir wissen das nicht, ausgemacht aber ist, daß einige wenige, vielleicht aus Privatrücksichten von ihm begünstigte doktrinäre Schriftsteller der Sache nur sehr unwesentliche Dienste geleistet haben.

Als nun Christian VIII. am 20. Januar 1848 zu seinen Vätern einging, da konnte es Keinem, der einigermaßen über den Horizont der Alltäglichkeit hinauszublicken im Stande war, verborgen bleiben, daß sein Sohn zugleich mit der Krone die traurige Aussicht ererbte, einen Theil seiner Erblande gar bald mit dem Schwerte bekämpfen zu müssen.

v—n.

*) Hat doch sogar in allerneuester Zeit der General Bonin in seinem amtlichen Bericht über die traurige Affaire bei Bröns behauptet, „die Behörden von Apen hätten die Bewohner des Bezirksamtes Habenhausen systematisch zum Ungehorsam verleitet," eine Behauptung, die jedoch in hamburger Zeitungen (s. Börsen-Halle vom 20. und Hamburger Correspondent vom 21. Februar) von Kopenhagen in officiösen Correspondenzartikeln gebührend zurückgewiesen wird.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Z Kopenhagen, d. 28. Febr. Der Waffenstillstand ist unerfreulich gekündigt und unter allgemeiner Billigung des ganzen Landes. Wir sind hier nicht so fanatisirt, daß wir um jeden Preis den Krieg wünschen; aber der Zustand während des Waffenstillstandes war für uns, den Herzogthümern gegenüber, ein zu schmachvoller, als daß nicht ein Jeder den Wunsch hegen sollte, denselben, wenn nicht anders, so mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Die abscheulichen Schmähungen, mit denen die deutsche, und namentlich die schleswig-holsteinische Presse, uns tagtäglich als Staat, als Nation und als Individuen überhäufte, die Verhöhnung alles Rechts und aller Sitte, die man sich in den Herzogthümern gegen uns erlaubte, die offenen Drohungen und großsprecherischen Redensarten, die uns von Neuem und bei jeder Gelegenheit gegen uns ausstießen, haben unsere Geduld endlich erschöpft, und wir rissen es unserer Regierung Dank, daß sie diesem Zustande ein Ende macht und lieber das Schwert entscheiden läßt, und wir sind, Gottlob, auf diesen Fall nicht unvorbereitet. Die Zeit des Waffenstillstandes ist auf's Beste dazu angewendet worden, unser Landheer, dessen mannichache Mängel sich in den verschiedenen Feldzügen nur zu oft zeigten, auf einen besseren Fuß zu setzen, und es bedeutend zu verstärken; unsere Flotte ist dieses Jahr in bedeutend größerem Umfange mobil gemacht und an Geld fehlt es auch nicht. Während auf der Insel Alsen schon seit einiger Zeit ungefähr 10,000 Mann an der Königsau, zu denen die bereits zum Marschiren beorderten Garden stoßen werden, und an deren Spitze sich der König in eigener Person zu stellen gedenkt, am am 26. März in Schleswig eingerücken. Wir wollen dann sehen, was es mit dem „Widerstand der Herzogthümer auf eigene Hand" auf sich hat; denn schwerlich können wir glauben, daß das deutsche Volk, nachdem ihm die Augen geöffnet worden über die „Ehrlichkeit" der Herzogthümer, sich auf seine Wohlfahrt als Spielball einer ehrgeizigen Prätendenten-Partei gebrauchen lassen wird; auch nicht, daß die deutschen Regierungen, die überall so eifrig bemüht sind, das Princip der Legitimität aufrecht zu erhalten, Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn bestehen werden. — Aber, wie gesagt, obgleich wir auch auf diesen Fall vorbereitet sind, obgleich im Vertrauen auf unsere Kraft und unser gutes Recht, uns der beste Muth beseelt, so halten wir dennoch eine friedliche Lösung nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Der General Oxholm, dem einige tüchtige Juristen zur Seite stehen, hat

Digitized by Google

jetzt schon in London die Friedensunterhandlungen mit dem Ritter Bunsen eröffnet, und da wir wissen, daß das vermittelnde englische Kabinet unserer Sache geneigt ist, so ist es nicht unmöglich, zumal, wenn das Glück nicht trügt, daß auch Herr Bunsen jetzt ganz andere Ansichten hegen soll, als zur Zeit seiner berüchtigten, unter höherem Einflusse geschriebenen Broschüre, daß noch vor dem Ablauf des Waffenstillstandes ein Friede zu Stande komme, der unseren gerechten Ansprüchen vollkommen genügt. Die Hindernisse, die dann noch etwa von der schleswig-holsteinischen Partei der Ausführung eines solchen Friedens entgegengestellt werden möchten, werden schon zu beseitigen sein. „Prunjen syn geen duiten", sagt der Holländer so voll die Herren den Mund auch nehmen, so wird's wohl nicht so schlimm werden, und von einem allgemeinen Volksaufstande in den Herzogthümern wird wohl selbst bei ihnen jetzt nicht mehr die Rede sein, nachdem die Versuche, eine allgemeine Volksbewaffnung, eine „Landwehr" zu organisiren, so kläglich ausgefallen sind. — Uebrigens, wollen wir nun der schleswig-holsteinischen Presse obsehen, die nach wie vor fortfährt eine Animosität gegen uns zu entwickeln, die sich in Schimpfereien, Perfidie und Lüge aller Art kund macht, und der, leider müssen wir es gestehen, ein Theil unserer Blätter, statt sie durch ruhige Beachtung zu beschämen, nicht viel würdiger entgegentritt, so scheint jetzt im Allgemeinen die Stimmung in den Herzogthümern eine weit ruhigere und friedlichere geworden zu sein. Die „gemeinsame Regierung" hat sogar dieser Tage einen Abgesandten, in der Person des Grafen Reventlow-Farve, Bruder ihres Präsidenten, hierher geschickt, um mit unserer Regierung wegen Anerkennung zu verhandeln, ein Schritt, der jedenfalls von Besonnenheit zeugt, zumal da derselbe ohne Zweifel in Uebereinstimmung mit der sogenannten Landes-Versammlung geschehen ist. Ob und unter welchen Bedingungen unsere Regierung auf die Wünsche der „gemeinsamen Regierung" eingeht, vermögen wir natürlich nicht zu sagen, wir wollen jedoch nicht leugnen, daß wir es für sehr passend halten, wenn man auch hierseits nicht allzu unverschämt beharrt, wo sich eine solche Demonstration von den besseren Theile der aufständischen Bevölkerung kundgiebt. Nicht im Einklang mit solcher, die Annäherung suchenden Partei, steht der Anhang des Herzogs von Augustenburg, der gerade wieder in der letzten Zeit alle möglichen Mittel in Bewegung setzt, und dadurch zu dem einfachen Schluß veranlaßt, daß dieser Herr wohl selbst einsieht, wie schlecht seine Angelegenheiten stehen. Es wäre auch in der That eine eigenthümliche Fügung, wenn die Herzogsthümer sich gegen einen Landesherrn erheben haben sollten, von dem sie der meisten Freiheiten gewährig sein konnten, um sie sich freiwillig unter das Scepter eines neuen Herrn zu begeben, dessen absolutistische Gesinnungen Niemandem unbekannt sind? Der Protest des Herrn Herzogs, in welchem er sich auf die längst, selbst von den Erfindern, als Lüge anerkannte Behauptung von der „Aufreißer" des Königs, und auf die Note stützt, die er längst schon, nicht blos als apokryph, sondern als gänzlich falsch und unterzeichneten anerkannt ist, wird wohl nicht viel Anklang finden können, und höchstens eine gehässerte Zurückweisung von Seiten des dänischen Premierministers hervorrufen. Sein Rothschrei über die Beschlagnahme seines Eigenthums auf Alsen, hat bereits die gehörige Abfertigung erhalten. — Aus den letzten schleswig-holsteinischen Blättern ersehen wir, daß die „gemeinsame Regierung" sich genöthigt gesehen hat, die provisorische Postverbindung mit Dänemark insoweit wieder abzubrechen, als die Pack- und Personenpost nicht weiter, als bis Hadersleben befördert werden soll, von wo aus die Dänen sie abholen können. Als Grund davon wird angegeben, daß die Behörden in Kolding den Umstand bei der letzten Pöbelei nicht gestraft hätten, von dem die schleswig-holsteinischen Postoffizianten verschiedene Male insultirt, und die Embleme der Postknechte desmirt worden wären. Wir müssen gestehen, daß wir der „gemeinsamen Regierung" hierin nicht Unrecht geben können. Denn auch im vorigen Jahre, beim Anfange des Krieges, die damals noch mit der Kunigl. dänischen Namenschiffre versehene Briefe zwischen Altona und Hamburg, verschiedene Male in holsteinischen Ortschaften, namentlich in Ottensen und Ahrensburg vom Pöbel verunreinigt ward, ohne daß die Behörden solchen Excessen steuerten, wenn auch noch in der letzten Zeit sogar schleswig-holsteinische Soldaten in Flensburg und Apenrade, thätlichgemeine Attentate gegen Briefkasten, und an Körper und Eigenthum beschädigten kommen, so war es darum um so mehr Aufgabe der rechtmäßigen dänischen Behörde, durch strenge Pflichterfüllung ein gutes Beispiel zu geben. Wenn man auch vom Pöbel solches unterscheidungsvermögen nicht immer verlangen kann, so sollten doch die Behörden wissen, daß ein auf vertragsmäßige Weise unter und erschienender Feind, unter dem Schutze unserer Nationalehre steht. — Es hält sich hier dieser Tage ein kaiserl. österreichischer Agent auf, der einige unserer Seeoffiere für den Dienst der österreichischen Flotte zu gewinnen sucht. So schmeichelhaft dieses sich für Anf unserer Marine sein mag, so hoffen wir doch, daß in diesem Augenblicke, wo das Vaterland aller seiner Kräfte bedarf, selbst die vortheilhaftesten Anerbietungen keinen Anklang finden werden. Das Gerücht läßt indessen den Kommandeur Dahlerup als Admiral dem Rufe folgen. Es ist dies derselbe Offizier, der sich kürzlich durch einen Aufsatz im „Faderlandet" über unsere Marine, der nicht ohne Animosität, zu nicht frei von Unrichtigkeiten war, in eine schiefe Stellung zu unserer Regierung und zu seinen Kameraden gestellt haben mag. — Man hat schon früher, namentlich in Frankfurt, Besorgnis darüber geführt, daß, während Deutschland mit und im Kriege lag, Oesterreich fortfuhr, in diplomatischen Beziehungen zu und zu stehen. Als Beitrag zu dieser Angelegenheit möchte es hervorzuheben sein, daß der Freiherr von Pechlin, der dieser Tage in Olmütz war, um den jungen Kaiser zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen, von diesem eigenhändig das Großkreuz des Leopoldordens in Empfang genommen hat. Da die Gerüchte, die wir in deutschen Zeitungen lesen, daß Oesterreich seine Vermittelung bei den Friedensunterhandlungen angeboten habe, irgend welchen Grund haben, vermögen wir nicht anzugeben.

Norwegen.

Aus Christiania

wird dem „Fädrelandet" geschrieben: Der Winter ist im Begriff mit der lebhaften Bewegung, die hier während des vorigen Frühjahrs herrschte, still und einfach vorübergegangen. Fast nur der Kampf der verschiedenen politischen Parteien in den Zeitungen, bietet und eine Abwechselung in unserem monotonen Leben, aber auch nur eine Abwechselung, indem es täglich offenkundiger wird, daß jene Parteien nur in sehr unwesentlicher Weise die Repräsentanten der öffentlichen Meinung sind. Dem Blatte „Christianiaposten", L. K. Dau's Organ, schuldet man vorzugsweise die größere Lebhaftigkeit, die des Parteistreit in diesem Winter charakterisirt hat; es hat mit großer Kraft und Ausdauer das „Morgenblader" angegriffen, aber auf die Länge wird seine Polemik doch etwas einseitig und ermüdend. Das „Morgenblader" scheint, seiner gewiß oft beifälligen Plattheit wegen, Terrain zu verlieren und seinen Einfluß nicht allein bei den gebildeten Klassen, sondern überhaupt auf bei Allen zu schwächen. Wie bekannt, vertritt dieses Blatt den Obscurantismus nicht allein im Allgemeinen, sondern die specielle Art desselben, die wir hier Antisemitismus nennen, und in der Polemik gegen diese Richtung ist es vielleicht, daß Dau's eigenthümlich belebender Stil sich am glänzendsten seinen Gegnern als überlegen gezeigt hat. — Unsere Eisenbahnen schlummern noch in dem Schooße der Zukunft, aber eine Chaussée, die jetzt hier in unserem seligen Lande, ist bereits in unserer Nähe, auch „Emaneknene," in Arbeit genommen. Sie wird sich nun den Fuß des „Kikkengebirgs", bildet an dem „Bunde"-Meerthusen, schlängeln, welcher hier die schönsten Ansiegungen hat und herrliche Aussichten bis Akerhuus und Christiania bietet. Ohngefähr 600 Mann arbeiten hier täglich, und die Thäler hallen von dem friedlichen Dröhnen der gesprengten Felsen wieder. Mit solchen Thaten beginnen wir uns, während die dänischen Kanonen auf Alsen gerichtet werden, und während wir, wenn es, gegen Danisch und Erwartung, wieder zum Kampfe kommen muß, auch unsere Kanonen für die Sache des ganzen Nordens stellen möchten. Auch auf anderen Punkten des Reiches betreibt man den Bau von neuen Landstraßen, und die genannte ist nicht die einzige, die für Rechnung der Staatskasse angelegt wird, es herrscht eine erfreuliche Thätigkeit in dieser Richtung, die hoffentlich schon Früchte für die Civilisation tragen wird, deren Gedeihen ja so wesentlich auf einer leichten Communication beruht. Daß mehrere Bauten eingestellt sind und daß die große Wedumsche Fabrik für Blaueke niedergelegt ist, hat gegen 1200 Menschen von der Bevölkerung Christianias arbeitslos gemacht, und der Bau eines neuen Deges längs der „Holtesfjord" bietet ihnen nur einen geringen Ersatz, dessen sie nicht einmal alle theilhaftig werden können. Unsere Fischereien scheinen in diesem Jahre guten Fortgang zu haben und die Holz- und Zimmerhandler denken bereits an Ausfuhr nach Frankreich und Anknüpfung ihrer abgebrochenen Verbindungen dort, indem man die Ruhe daselbst wenigstens vorläufig als beseitigt wähnt. — Das Central-Ackerbau-Seminarium, von dessen Errichtung so viel gesprochen wurde, ist leider nicht zu Stande gekommen, und dieses ist um so mehr zu beklagen, als es Noth thut, das Interesse für den Ackerbau bei den Bewohnern des platten Landes zu steigern, die bisher vollständig, als den Acker banen, und das Institut würde gewiß, indem es eine größere und weit ausgedehnte Fürsorge des Ackerbaues und dessen Entwickelung bezweckt hätte, zugleich ein gutes und segenbringendes Gegengewicht gegen die verderblichen politischen Zusammenkünfte und Berathungen der Bauern, die dem Staate mit einer Zersplitterung in kleine Commun-Staaten drohte, abgegeben haben. Indessen die bereits in Wirksamkeit getretenen Amts-Ackerbauschulen haben schon vielen Nutzen gestiftet; drei dänische Agronomen sind bei diesen angestellt und wir werden gewiß noch mehreren Anstellungen entgegensehen. — Wie die Amts-Ackerbauschulen auf dem Lande, so wirken die technischen Vereine, die sowohl hier in Christiania, als in mehreren anderen Städten Norwegens bestehen,

Digitized by Google

viel für die Ausbildung des jungen Handwerkes und für den Aufschwung der Industrie.

Niederlande.

Baron van Scherpenzeel-Heusch in der niederländischen Kammer.

Der bekannte Baron von Scherpenzeel-Heusch, in der frankfurter Nationalversammlung als Abgeordneter von Limburg für eine Trennung Limburgs von den Niederlanden thätig, und kürzlich von dem Bogiete Sittard in Limburg für die zweite niederländische Kammer gewählt, hat folgendes Schreiben an den Präsidenten der zweiten Kammer gerichtet:

Bautis, 13. Februar 1849.

Dem Ehrenwürdigen Herrn Präsidenten der zweiten Kammer der Generalstaaten zu Haage.

Der unterzeichnete Abgeordnete der zweiten Kammer der Generalstaaten für den Wahldistrikt Sittard, Herzogthum Limburg, hat die Ehre, folgende Bedenklichkeiten vorzutragen:

Es ist nicht zu läugnen, daß laut des sogenannten Tractates vom 15. April 1839, und des am 5. September 1839 zwischen S. Maj. dem Könige der Niederlande, als Großherzog von Limburg, und dem hohen deutschen Bundestage geschlossenen Tractates, das Herzogthum Limburg mit Deutschland in Verbindungen steht.

Die niederländische Regierung hat durch das Organ des königlichen Commissars in Limburg, in einer Proclamation vom 20. Mai 1848, erklärt, daß Limburg nur durch ein moralisches Band mit Deutschland zusammenhänge.

Die Beschlüsse der jetzt in Frankfurt versammelten hohen deutschen constituirenden Versammlung hingegen beweisen, daß man in Deutschland diese Verbindung keineswegs als eine bloß moralische, sondern im Gegentheil als sehr materiell betrachtet, denn in der Sitzung vom 19. Juli vorigen Jahres erklärte die genannte Versammlung einstimmig:

I. daß sie die noch bestehende Vereinigung Limburgs mit dem Königreiche der Niederlande unter derselben Verfassung und derselben Administration als unverenkbar betrachte mit der deutschen Bundesverfassung.

II. daß es sich von selbst verstehe, daß der am 8. Mai vorigen Jahres von der Nationalversammlung gefaßte Beschluß, nach welchem alle Bestimmungen der Verfassungen der Einzelstaaten, die mit den von ihr aufgestellten Grundrechten nicht übereinstimmen, eben nach Maßgabe der letzteren (unbeschadet ihrer allgemeinen Wirksamkeit) als gültig zu betrachten sind — auch für das Herzogthum Limburg bindend ist.

In der Sitzung vom 25. November vorigen Jahres erklärte die Nationalversammlung wiederum einstimmig:

I. Die Centralgewalt wird aufgefordert, gegen die Einführung der neuen niederländischen Verfassung in dem Herzogthume Limburg zu protestiren und dieselbe mit allen geeignet erscheinenden Mitteln zu hintertreiben.

II. Und wofern zur Ausführung der am 19. Juli gefaßten Beschlüsse eine Vereinbarung mit der bezüglich Limburgischen oder der königlich niederländischen Regierung erforderlich ist, so ist dieselbe unverweilt herzustellen und die erwähnten Beschlüsse auf diese Weise zur Ausführung zu bringen.

Da nun, laut dieser Beschlüsse, die deutschen Grundrechte so wie alle für ganz Deutschland gültigen Gesetze im Herzogthume Limburg eingeführt werden müssen,

Während andererseits das niederländische Grundgesetz und andere Gesetze durch die niederländische Regierung im Herzogthume Limburg promulgirt worden sind,

Und da Deutschland das Herzogthum Limburg als deutschen Grundgebiet betrachtet, während das niederländische Grundgesetz dasselbe als Provinz bezeichnet, so befindet sich das Herzogthum Limburg in Bezug auf Deutschland und die Niederlande, in einem doppelten Verhältnisse, was eine Unmöglichkeit ist und zum Verderben führen muß.

Als limburgischer Abgeordneter fühle ich daher Unterzeichneter, keiner es seinen Platz in den niederländischen Generalstaaten einnehmen kann, verpflichtet, an die niederländische gesetzgebende und executive Gewalt folgende Fragen zu richten und deren kathegorische Beantwortung zu verlangen:

I. Sollen die vom deutschen Parlamente aufgestellten und für ganz Deutschland gültigen Grundrechte in Limburg promulgirt werden und für die Limburger bindend sein?

II. Sollen die vom deutschen Parlamente für ganz Deutschland für bindend erklärten Gesetze, im Herzogthume Limburg promulgirt werden und für die Limburger bindend sein?

III. Sollen die Geldbeiträge, die das Herzogthum Limburg als deutscher Bundesstaat an Deutschland schuldet, und der niederländischen Schatzkammer bezahlt werden, und werden die Niederlande sich durch ein Gesetz verpflichten, dieser Verpflichtung (als niederländische Verpflichtung) nachzukommen?

Der Unterzeichnete erklärt, in der zweiten Kammer der Generalstaaten so lange keinen Sitz einnehmen zu wollen, bis er nicht eine kathegorische Beantwortung obiger Fragen empfangen haben wird.

Baron J. L. van Scherpenzeel-Heusch,
gegenwärtig Abgeordneter des Herzogthums
Limburg bei der hohen deutschen constituirenden
Nationalversammlung zu Frankfurt.

Dieser Brief hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und das in Amsterdam erscheinende **Algemeen Handelsblad** bringt in der Nummer vom 22. Februar sogar einen letzteren Artikel darüber, dessen Inhalt wir kurz mittheilen, ohne denselben jedoch zu vertreten.

Das **Algemeen Handelsblad** nennt diesen Brief ein würdiges Seitenstück zu der Rede, welche der Verfasser zu Heerle gehalten haben soll, und worin er behauptet, daß die Limburger bei einer Trennung von den Niederlanden die Zurückzahlung der seit 1830 bezahlten Steuern fordern könnten, und seiner im Parlament zu Frankfurt aufgestellten Behauptung, Limburg habe in diesem Falle ein Recht auf einen Theil der holländischen Marine und der holländischen Colonieen.

Was ist dieser Brief? fragt das **Handelsblad**, ist es ein vertrauliches Mißtheilung? Wahrscheinlich nicht, denn dann könnte die Antwort nur die persönliche Meinung des Präsidenten enthalten, und nach dieser fragt Herr von Scherpenzeel nicht.

Ein offizielles Stück? Aber wo? Eine Petition? In diesem Falle muß sie aus zwei Gründen **ad acta** gelegt werden:

1) Weil sie unverfrgeßt ist und 2) weil ein Petitionär kein Recht hat, beschlend zur Regierung zu sprechen.

Ist es eine diplomatische Note?

Aber wo sind die Legitimationen des Verfassers als Vertreter der deutschen Centralgewalt bei der niederländischen Regierung?

Führt endlich Herr Scherpenzeel in seiner Eigenschaft als Abgeordneter nach Volksvertretung, das Wort? Ist sein Brief eine Interpellation an das Ministerium? Aber Herr Scherpenzeel ist ja noch gar kein Mitglied der Kammer; er ist erst als solches zu betrachten, wenn er, nach vorhergegangener Prüfung seiner Legitimationen, seinen Platz in der Kammer eingenommen haben wird.

In Anbetracht dieser Formfehler giebt das **Handelsblad** der zweiten Kammer den Rath, dieses Schreiben unbeachtet zu lassen und zur Tagesordnung überzugehen.

Aber das **Handelsblad** begnügt sich damit nicht, sondern übernimmt auch die Beantwortung der drei, in Herrn Scherpenzeel's Briefe aufgeworfenen Fragen.

Die erste und zweite Frage fällt in der That zusammen, und das **Handelsblad** beantwortet beide ziemlich unklar und verworren dahin, daß, da die deutsche Einheit und mit ihr zu gleicher Zeit die Macht des frankfurter Parlaments immer mehr in den Hintergrund tritt, so daß alle Beschlüsse der frankfurter Versammlung erst durch die Einzelstaaten sanctionirt werden müssen, wie das Beispiel von Wien, Berlin, Hannover und München beweise, man kleineren Bundesstaaten das Recht nicht absprechen könne, auch ihrerseits nicht für ihn Anspruch nehmen.

Was die dritte Frage betrifft, so weist das **Handelsblad** Herrn Scherpenzeel seine Unkunde der Verhältnisse vor, da im Gesetze vom 9. August 1847 die Verpflichtung der Niederlande zu Geldbeiträgen für Limburg zu die deutsche Bundeskasse ausdrücklich anerkannt sei und im dritten Hauptstück, Artk. 3. Art. 4., des Budgets für 1849 zu diesem Zwecke ausdrücklich 3000 Florens ausgeworfen sind.

Ja, fährt das **Handelsblad** fort, gerade diese Beiträge aus der niederländischen Schatzkammer zur deutschen Bundeskasse, sind der sprechendste Beweis, daß Limburg nur als integrirender Theil der Niederlande gegen Deutschland verpflichtet ist und keineswegs als besonderer Staat. Denn sonst müßten diese Beiträge aus einer limburgischen Schatzkammer geleistet werden.

Notizen.

[Das Quarterly Review über Deutschland.]

In einer literarischen Uebersicht, welche unter Andern auch das Buch „über Nationalität und Sprache in dem Herzogthum Schleswig" bespricht, sagt das Quarterly Review: „Wenn die Herrschaft der deutschen Sprache die Basis sein sollte, auf welcher die Gränzen des neuen Reichs zu bestimmen waren, so mußten die Departiten des italienischen Tyrols in demselben Augenblicke das Parlament verlassen können, wo jene von Schleswig eintraten. Wenn andererseits die alten Gränzen des Bundes Deutschland gestatteten, die italienischen Theile Tyrols zu behalten, so war die natürliche Folge, daß ein Ueberschreiten der Ciber unpünktlig sein mußte."

[General Bonin.]

Es ist merkwürdig, wie schwer es hält die eigentliche Stellung des General Bonin zu erfahren. Die Schleswig-Holsteiner nennen ihn General der schleswig-holsteinischen Armee und wollen den General im schleswig-holsteinischen Dienst wissen. Der preußische Staatsanzeiger und die übrigen Berliner Blätter führen ihn als General der deutschen Reichstruppen in den Herzogthümern an.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Jacob van Lennep.

(Von Eduard Wegener.)

Es war lange ein ziemlich allgemein in Deutschland verbreitetes Vorurtheil, daß die Poesie der Niederländer wenig dem deutschen Geschmack Zusagendes darbiete; es war ein stehender, aber von den Meisten ohne Prüfung seiner Wahrheit nur nachgesprochener Satz geworden, daß ihre Sprache plump, unbehoflen und unschön sei. Es ist auffallend, wie der Deutsche, der sonst so eitrig ist, selbst das Mittelmäßige in der Literatur der Ausländer sich anzueignen, so ungerecht und gleichgültig gegen die geistigen Erzeugnisse einer Nation sein konnte, in welcher das germanische Herz mindestens eben so lebendig schlägt, als in allen übrigen germanischen Völkern. Während wir mit einer wahrhaft deutschen Geduld dem oft so frivolen Zitherspiel unserer Nachbaren jenseit des Rheins lauschten, überhörten wir faß gefliſſentlich die tiefen Orgeltöne niederländischer Poesie; während wir unsere deutsche Phantaſie zur Aufnahme ausländischer, unserer Anschauungsweise und unserem Gemüth geradezu widerstrebenden Fibelbildern zwangen, hatten wir kaum einen Blick für die riesigen Gemälde eines Vondel und Bilderdijk. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, sich die Frage vorzulegen, ob es möglich sei, daß ein Volk, was in der Wiſſenschaft und in faſt allen Künſten, besonders aber in der Malerei, Ausgezeichnetes geleiſtet hat, gerade von der Dichtkunſt verlaſſen sein könne. Die Engländer und Franzosen, gerechter als wir, haben die namhafteſten niederländiſchen Werke auf ihren Boden verpflanzt, und nicht selten erheiten wir erſt durch sie Kunde von dem, was das gemüthliche Volk an der Nordsee dachte, fühlte und dichtete. Fragt man nun, woher diese eigenthümliche Erſcheinung, so läßt ſie ſich wohl nur aus der Abneigung gegen die niederländiſche Sprache (Holländiſch und Wlämiſch) erklären, die den Deutſchen allerdings an das Platt des weſtphäliſchen und pommerſchen Bauern erinnert, aus einer Abneigung, die aber nun ſo ungerechter iſt, als ſie nur aus einer unbedeutenden Aeußerlichkeit entſpringt. Man hält die niederländiſche Sprache für unſchön, während ſie nach dem Urtheile aller unbefangenen Kritiker, die ſich nicht von einigen, auf dem niederen Platt herüberkingenden Worten beſtimmen laſſen, während ſie nach dem Urtheile jedes Ausländers, der natürlich frei von dem durch die Verwandſchaft beider Sprachen erzeugten Vorurtheile der Deutſchen iſt, mehr Fülle, mehr Kraft, und wegen ihrer reichen Anwendung der Vokale mehr Wohllaut beſitzt, als alle übrigen germaniſchen Sprachen; man hält ſie für plump und unbehoflen, während ſie bedeutend reicher iſt als die deutſche, und während ſie in Vondel's Tragödien ſich des höchſten Schwunges, in den Liedern des Hendrik Tollens ſich der lieblichſten Zartheit fähig zeigt.

Die vlämiſche Sprachbewegung vor mehreren Jahren, hat nun den Deutſchen über die alten Vorurtheile gegen die Poeſie und die Sprache unſerer Stammesgenoſſen einigermaßen hinweggeholfen; mit reger Theilnahme lieſt man in unſerem Vaterlande die von echt germaniſchem Geiſte durchwehten Werke der vlämiſchen Dichter, und mit Achtung nennt man die Namen eines Willems, eines Hendrik Conſcience, eines Prudeng van Duyse und Anderer. Und doch iſt die vlämiſche Poeſie erſt in der Entſtehung, die vlämiſche Sprache noch faſt unausgebildet, während die holländiſche Dichtkunſt, die noch immer ziemlich unbeachtet bleibt, bereits eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, und die holländiſche Sprache grammatiſch viel ausgebildeter iſt, als ſelbſt die deutſche.

Einer der beſten jetzt lebenden holländiſchen Dichter iſt unſtreitig Jacob van Lennep, von dem nur erſt unvollkommene Nachrichten nach Deutſchland gedrungen ſind; und wenn wir in den nachfolgenden Zeilen Näheres über ihn mittheilen, ſo geſchieht dies mit dem aufrichtigen Wunſche, daß wir dadurch die Augen unſerer Landsleute feſter auf die holländiſche Poeſie überhaupt richten, und ihnen Veranlaſſung geben mögen, gegenüber den Erzeugniſſen der vlämiſchen Literatur auch die Werke dieſes bedeutenden Mannes nicht außer Acht zu laſſen.

Jacob van Lennep wurde am 24. März 1802 zu Amſterdam geboren. Sein Geſchlecht ſtammt aus Geldern, oder vielmehr aus dem alten Gelre, was ganz andere Grenzen hatte, und ſeine Vorfahren haben ſich nicht minder unter den Feldherren des berühmten Karl von Gelre, als ſpäter in der Verwaltung der Provinz und der Stadt Nymwegen, glänzend hervorgethan. Sein Großvater, der erſte aus ſeiner Familie, der ſich zu Amſterdam niederließ, woſelbſt er im Anfange dieſes Jahrhunderts Mitglied des Magiſtrats und Kurator des Athenäums war, galt für einen gründlichen Gelehrten, der die Fähigkeit beſaß, ſehr ſchnell aus dem Stegreif artige Gedichte zu machen. Sein noch lebender, um die Wiſſenſchaft hochverdienter Vater, früher Advokat und ſeit dem Jahre 1800 Profeſſor der alten Sprachen, Literatur und Geſchichte an demſelben Athenäum, iſt beſonders durch ſeine Ausgabe der Theogonie des Heſiod auch bei den deutſchen Philologen bekannt, und hat viele ausgezeichnete Gedichte geſchrieben, von denen beſonders „de herder op het slagveld van Cannae“ und der „Hollandsche duinzang“ in Holland in Aller Munde ſind. Lennep's Mutter, eine geborne van Orſoy, war im Hauſe ihres Stiefvaters, des vortrefflichen niederländiſchen Dichters P. van Winter, erzogen worden, der bei ſeinen Landsleuten durch eine ſehr ſchöne metriſche Ueberſetzung des Horaz rühmlichſt bekannt iſt, und deſſen Haus ein Verſammlungsort der hervorragendſten Geiſter war.

Unter ſolchen Verhältniſſen, von Jugend auf in naher Beziehung zu Männern von Bildung und Geſchmack, konnte es denn nicht fehlen, daß L. ſchon früh eine überwiegende Neigung zur Dichtkunſt zeigte. Er ſtudirte auf den berühmten Athenäum zu Amſterdam, ſchloß ſchon als Student eine, noch jetzt fortbeſtehende Freundſchaft mit ausgezeichneten und berühmten Gelehrten, unter denen da Coſta, Profeſſor des Amont van der Hoeven, Profeſſor Boſcha und Andere, und lernte ſeinen Geſchmack bilden im Umgange mit Männern, wie der große Staatsmann und Gelehrte Falk, der Miniſter Clout, Jeronimo de Vries (Verfaſſer des verdienſtvollen Werkes: geschiedenis der Nederduitsche dichtkunde) und endlich der größte niederländiſche Dichter neuerer Zeit, Willem Bilderdijk. Sämmtliche Männer waren Freunde ſeines Vaters und ihre Namen haben auch bei den deutſchen Gelehrten mehr als gewöhnlichen Klang.

Im Jahre 1824 erhielt L. von der Akademie zu Leyden das Doktorat der Rechte, wurde Advokat zu Amſterdam, und vermählte ſich mit der älteſten Tochter des Staatsminiſters und Kanzlers des niederländiſchen Löwenordens, Baron van Roëll. Im Jahre 1828 wurde er Sekretair der Landbau-Kommiſſion dortiger Provinz, und im Jahre 1830 Reichs-Advokat. Beide Aemter bekleidet er noch gegenwärtig. 1831 wurde er Ritter vom niederländiſchen Löwen, und im Jahre 1833 Mitglied des königl. niederländiſchen Inſtituts für die Klaſſe der niederländiſchen Sprache und Geſchichte. Außerdem iſt er noch ſeit dem Jahre 1826 Kuratorial-Sekretair des Athenäums zu Amſterdam, Mitglied des Verwaltungsraths der Akademie der bildenden Künſte u. ſ. w.

Lennep, wie bereits oben bemerkt, gehört zu den bedeutendſten jetzt lebenden Dichtern ſeines Vaterlandes. Schon ſeine akademiſchen Idyllen (ſein Erſtlingswerk) erfreuten ſich eines allgemeinen Beifalls, und ſeine Romane, unter denen beſonders „de roos van Dekama. Amsterd. 1837“ (deutſch 3 Bde. Aachen 1837), reihen ſich an das Beſte an, was die niederländiſche Literatur in dieſer Dichtungsart beſitzt. Sein Werk „onze voorouders in verschillende tafereelen geschetst“ (deutſch von Lez, unter dem Titel: „Holländ romantiſch Geſchichte“), verdient eine gleich rühmliche Erwähnung, obgleich es ein Hauptintereſſe nur für den Holländer haben kann; und die politiſchen Verhältniſſe des Jahres 1830 begeiſterten ihn zu einer Menge höchſt populair gewordener Gedichte. In faſt allen Dichtungsarten hat er ſich mit Glück und Erfolg verſucht, und die große Anzahl ſeiner Werke beweiſt die Vielſeitigkeit ſeines Talents. Lennep, um ſeine poetiſche Richtung genauer zu bezeichnen, iſt Romantiker im wahren Sinne des Wortes; das Reich der

Digitized by Google

Mythen und Legenden liefert ihm den Stoff zu fast allen seinen Dichtungen, die trotz dessen im engen Zusammenhange mit der Gegenwart stehen, und deren Vorzüge eine feurige Phantasie, scharfe Charakterzeichnungen, ergreifende Schilderungen und die reinsten, anmuthigsten Formen sind. Ferner, die den ganzen Wohllaut der niederländischen Sprache enthalten. Mit besonderer Neigung hängt er an der sagenreichen Vorzeit seines Volkes, und seine drei größeren Dichtungen „Jacobu en Bertha," „de strijd met Vlaanderen" und „het huis ter Leede en Adegijl", müssen in dieser Beziehung besonders hervorgehoben werden. Alle drei zeichnen sich durch höchst dichterische Auffassung, historische Treue und die glühendste Vaterlandsliebe aus. Wie schon oben bemerkt, ist bereits manches von seinen Schriften ins Deutsche übersetzt worden, aber nur erst in den letztgenannten drei Werken vermag man Lenney in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen. Wir können nicht umhin, zum Schlusse eine Stelle aus dem Epos „Jacobu en Bertha" mitzutheilen, die zwar keineswegs zu den schönsten dieses Gedichtes gehört, doch aber geeignet ist, unsern Lesern einen Blick in die lebendige Darstellungsweise unseres Dichters zu gestatten.

Brederode's Traum *).

Van Broërod **) sann in dieser Weise,
Bis ihm ho's Auge still und leise
Der lang ersehnte Schlummer drang;
Doch ob der auch den Leib bezwang,
Die unruhvolle Seele drinnen
Bewacht' er bald nur zu umsinnen.
Die Herrschsucht, die mit Flammenlicht
Im Wachen stets sein Herz erfüllte,
Floh auch im Schlaf den Ritter nicht,
Löschen sie Phantasie umhüllte
Mit unbekannten Formen viel
Und ungewissen Zaubenspiel.
Die Leidenschaften, wild und wilder,
Erschufen ihm wiekuvend Bilder,
Verwirrt und bunt und wunderbar,
Von Elend, Weh und Tod'sgefahr.
Er stürzt vom Roß im Schlachtgewitter,
Sein Schiff versinkt im Ozean,
Er stirbt zum Raupfe Hollands Bitter,
Es fehlt sein Heer, — ihm fehlt die Fahn'! —
Er sieht, — die Angst auch zu vermehren, —
(O, daß mein Lager allezeit
Von solchen Träumen sei befreit!)
Die längst entschwundenen Stunden kehren
Der Freundschaft und der Jugendzeit.
Die schönen Tage kommen wieder,
Wo er sich offen noch und bieder
Erschließen konnt' in Freud' und Leid,
Und wo er in den Herzensgründen
Der Freunde konnt' ein Echo finden.
Sie nahen, die er einst gekannt,

Sie, deren Treu' er einst erworben,
Die jetzt ihm feindlich, — kühl, — gestorben —,
Mit heitrem Aug' und warmer Hand,
Als sei'n sie gestern erst geschieden. —
Doch sieh', der bange Traum verrocht,
Ein anderer, der scheinbar Frieden
Und Glück und Freude bringt, entsteht.
Er sieht sich auf den Thron erhoben,
Sieht, stolz und prächtig, weit und breit
Den tapfren Erben sich umgeben,
Jacoba sitt an seiner Seite.
Er freiet sie an unlesitlichen,
Sein Herz ist muthig, voll Entzücken,
Er sucht die Hand der schönen Frau — —
Ein Eisenhandschuh drückt ihn rauh!
Und ihre Glieder wachsen mächtig,
Ihr Blick ist starr und eisig kalt. .
Ein Panzer schmückt sie, furchtbar prächtig,
Verschwunden ist die Zartheit dalb,
Und vieltig hebt sich die Gestalt,
Die ihre Weiblichkeit verloren;
Der Spuk, der finster zu ihm spricht,
Ist länger Frau Jacoba nicht,
Es ist der Feind, der ihm geboren,
Und dem er oft den Tod geschworen,
Der Kriegsheld, den er haßt und schmäht,
Van Arkel ist's, der vor ihm steht.
Er fährt zurück, sucht sich zu hüten,
Doch Arkel greift ihn an mit Wüthen,
Und allgewaltge Arme ziehn
Hinunter von dem Throne ihn,
Sie ringen, Leib um Leib gewunden,
(Und Ritter sind und Saal verschwunden)
Am Ufer eines Stroms mit Macht.
Wer rettet! Von der Wuth betrogen,
Läßt Broërod ganz sich außer Acht,
Und nur auf Arkels Fall bedacht,
Stürzt er mit ihm sich in die Wogen.
Er fällt, er sinkt mit seiner Last,
Noch hält ihn Arkels Arm umfaßt,
Ihm graut die Todesnacht:
Um Brederode ist's gethan! — —
Doch horch, da kräht der Morgenhahn!
Dank Himmel, er erwacht!

Ja, er erwacht, und dankt dem Himmel,
Daß nur ein eitles Traumgewimmel
Entstehen schuf in seinem Geist,
Ja, er erwacht und bangt zumeist,
Daß ihn ein zweiter Traum berücke,
Ihn abermals der Schlaf umstricke.
Ja, er erwacht, doch voller Pein!
Er sieht sein Herz nicht ruhig werden
Und starrt mit ängstlichen Geberden
Auf seiner Lampe rothen Schein;
Er zählt die gold'nen Blumen alle
Auf seinem nächsten Prunkgewand,
Bewegt die Sanduhr mit der Hand,
Als ob die Zeit dann schneller walle,
Lauscht auf des Windes Nachtgebrul
Und auf den Schrei von Naß und Kal',
Und hört den Wächter auf dem Thurme,
Daß rauhes Lied spricht mit dem Sturme;
Und Brederod' erwägt mit Neid,
Daß Jenem, wenn die Morgenzeit
Ihn frei macht von dem lästgen Wachen,
Auf dumpfem Stroh, von Qual befreit,
Die Ruhe und der Schlummer lachen.

*) Es ist diese Stelle einer, von dem Verf. Dieses im Manuscript bereits vollendeten mirklichen Uebersetzung des oben genannten Werkes entnommen worden.

**) Brederode (Abkürzung Broërod) war unter Jacoba von Holland Landvogt.

Bücherschau.

Dr. C. F. Wegener. Ueber die ungertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark in staatsrechtlicher Beziehung. Kopenhagen. C. A. Reitzel. 1848.

Herr Dr. C. F. Wegener, königl. dän. geh. Archivar und Historiograph, hat im vorigen Jahre eine bedeutungsvolle Schrift „über die ungertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark in staatsrechtlicher Beziehung" publicirt. Seine historisch-diplomatische Abhandlung hat in der Journalistik bereits ein vielfaches Echo gefunden. Sie wurde, je nach dem Standpunkte der verschiedenen Parteien, als ein Meisterwerk übergangenden Belehrung in den Himmel erhoben, als antiquarisches Compendium kurz, abgefertigt oder als Curiosität besprochen. Jedem auch wer hier auf dieselbe zurück kommen, geschieht es nicht in der Absicht, blind in das Horn der einen oder der andern Partei zu blasen, vielmehr wollen wir Herrn Wegener's dänischer Ansicht Schritt für Schritt folgen, und dann, unsern bisherigen Standpunkte einer friedlichen Vermittelung getreu, die deutsche Anschauung dergleichend daneben aufstellen. Es wäre möglich, daß wir selbst in dieser, vom Schreiet bis an die Knie gewappneten dänischen Beweisschrift Dinge finden, die den freisinnenden Extremen gegenseitig ein Biert der Besthnung zuschlitten, und vielleicht dürfte gerade das Verfassers staatsrechtlicher und geschichtlicher Standpunkt einen gründlichen Vergleiches mit den Zeitansforderungen sehen deshalb nicht unwerth sein, weil im menschlichen Leben Alles nur eine relative Bedeutung hat, und man folgerichtig den Gehalt einer jeden Sache nur dann nicht überschätzt, wenn sie unsern beurtheilenden Blick neben andern, auf gleiche Geltung Anspruch machenden Gegenständen vorgeführt wird.

Der Verfasser resumirt die Hauptmasse seiner Gegner, nämlich der schleswig-holsteinischen Partei, in folgenden „drei sogenannten Fundamentalsätzen: die Herzogthümer sind selbstständige, von Dänemark unabhängige Staaten; sie sind ungertrennlich mit einander verbunden; sie vererben allein im Mannsstamme Königs Christian des Ersten." Diese drei Sätze, welche nach seiner Behauptung unter den deutschen Advokaten und Staatsmännern, an deren Spitze Bunsen stehe, „eifrige Schüler und gelehrige Nachsprecher" gefunden haben, nennt er „wollkommen unrichtig." Jedoch bleibt er hier nicht bei der leeren Phrase stehen, sondern entwickelt in einer „alle verwirrenden Digressionen ausschließenden, historischen Darstellung erklich, daß Schleswig weder durch irgend ein Grundgesetz, noch durch irgend ein staatsrechtliches Contractsverhältniß mit Holstein verbunden ist, daß namentlich die administrative Gemeinschaft, welche in einzelnen Punkten zwischen beiden Statt gehabt hat, durchaus nichts Anderes, als eine innere Verwaltungsmaßregel ist, welche einzig und allein auf dem Willen des Landesherrn beruht; und demnächst, daß Schleswig durch Erwerbung und laufende Verträge unauflöslich mit dem Königreiche Dänemark verbunden ist, namentlich dadurch, daß die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes in diesem Herzogthume eingeführt und dort anerkannt worden ist." Schließlich unternimmt der Verfasser, darzuthun: „daß dieses keineswegs neue Wahrheiten sind, daß sie vielmehr bereits vom Jahre 1721 an bis auf unsere Tage deutlich und unumgestoßen ausgesprochen worden sind in einer fortlaufenden Reihe der gültigsten Zeugnisse, nicht nur in Dänemark, sondern sogar von

Digitized by Google

den berühmtesten Historikern und Publicisten Deutschlands.“ Dies ist in Kurzem der Ideengang in der Wegener'schen Abhandlung, welchen wir vorläufig noch ohne unsere Ansichten damit zu vermengen, nun genauer zu betrachten haben.

Es giebt, behauptet Wegener, keine Staatsakte, aus welcher eine unzertrennliche Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holstein nachgewiesen werden könnte. Die sogenannte Constitutio Waldemari (deren wirkliche Existenz er bezweifelt) und eine ähnlich lautende Urkunde des Grafen Christian von Oldenburg können nicht als staatsrechtlich bindende Verträge angesehen werden, und Gründen, die den geschichtskundigen Staatsmann von selbst einleuchten. Ebenso weiß er den oft citirten Satz: „daß je zween ewig zusammen ungetrennt“ durch geschichtliche Beyspiele mit Schweden und Norwegen zu entkräften. Den Grund einer, selbst ungerechtet von ihm nicht in Abrede gestellten, „gewissen Gemeinschaft zwischen den Herzogthümern“ sucht er aus der Barbarei des Mittelalters zu erklären. Als nämlich im vierzehnten Jahrhundert die holsteinischen Grafen von den dänischen Königen mit Schleswig belehnt worden seien, hätten jene dies dänische Land wie eine eroberte Provinz behandelt, die Holsteiner seien die regierenden Herren, die Schleswiger ihre gehorsamen Unterthanen geworden. Ein großer Theil des eingeborenen schleswigschen Adels habe sich damals nach Dänemark zurückgezogen, der holsteinische dagegen sei auch Schleswig vorgerückt, habe sich „schleswig-holsteinisch“ genannt und das Volk von Schleswig beherrscht. Auf diese Weise sei eine Art administrativer Einheit erreicht worden — die Einheit zwischen dem Herrn und dem Diener.“ Diese Einheit aber beruhe nicht auf einem Gesetze, und noch weniger auf einem Rechte.

Nach dem Aussterben des alten Fürstenhauses konnte Christian I. Schleswig als ein heimgefallenes Lehen der dänischen Krone einziehen; allein, theils lag dem holsteinischen Adel die Erhaltung der Herrschaft über Schleswig am Herzen, theils war Christian selbst nach dem Besitze beider Herzogthümer lüstern. So entstand der Akkord oder die Landesprivilegien, eigentlich Adelsprivilegien, von 1460, durch welche Schleswig sammt Holstein gegen die Bestätigung und Erweiterung der Vorrechte des holsteinischen Adels an die Krone Dänemarks kam. Gerade aber durch die Fassung dieses Akkords wird die ältere Sonderung zwischen den Fürstenthümern nicht nur nicht aufgehoben, sondern vielmehr gesetzlich angeordnet; denn jene Privilegien von 1460 setzen fest, gesonderte Landtage, gesonderte Gesetze, (für Schleswig das in Dänemark geltende Gesetzbuch „Jydska Lov,“ für Holstein die deutschen-sächsischen Gesetze), gesonderte Verwaltung (mit einem Drosten an der Spitze für Schleswig, mit einem Marschall für Holstein), gesonderte Appellationshöfe (für Schleswig die Obergerichte von Dänemark, für Holstein die deutschen Reichsgerichte), und gesondertes Heerwesen (die Schleswiger für die Kriegsbedürfnisse Dänemarks, die Holsteiner für die deutschen Reichskriege). — Ueber solche, staatsrechtliche Akten möge man das Buch selbst nachsehen! Der Verfasser geht sie durch bis auf das Jahr 1721, um läßt als Resultat seiner Prüfung den „gelehrtesten Verfechter des Schleswigholsteinismus“, nämlich Falk in diesen Anmerkungen zu Schlegels Apparop, antworten: „Für die Verbindung der Herzogthümer Schleswig mit Holstein läßt sich kein besonderer und ausdrücklicher Vertrag nachweisen.“ Schon in den Traventhaler Frieden 1700, und mehr noch in dem zwischen Seperatvertrag des Altonaer Vergleichs von 1709 war die Verfassung von 1640, also auch die scheinbare Vereinigung Schleswigs und Holsteins faktisch aufgehoben. Jener Separatvertrag enthält nämlich die Bestimmung, daß „in Zukunft keine Landtage mehr gehalten werden sollen und daß der Monarch nur ein parum votum consultativum (eine rein nur berathende Meinungsäußerung) zustehen solle.“ Die zunächst folgenden Jahre bilden eine Hauptepoche in dem Staatsrechte Schleswigs. Friedrich IV. verweigerte nämlich nach dem siegreichen Kampfe mit dem gottorpischen Herzog und nachdem die Ritterschaft und die Besitzer der adeligen Güter Schleswigs ihm der Erbfolge des dänischen Königsgesetzes gemäß gehuldigt, unter der Garantie von Seiten Englands und Frankreichs im Jahre 1721 „ganz Schleswig auf ewig mit dem Königreiche Dänemark,“ wodurch unter Zustimmung „der einzig möglichen Repräsentation des Herzogthums sowohl eine feierliche Restitution der uralten Einheit innerhalb der Gränzen Schleswigs, als auch eine feierliche Anerkennung der Unzertrennlichkeit Schleswigs von Holstein“ faktisch ausgesprochen war. Der Verfasser entwickelt dann, wie Dänemark bis in die neuere Zeit unverbrüchlich an den hierdurch sanktionirten Grundsätzen gehalten habe. Die Confirmationsakte der schleswigschen Ritterschaft, welche Christian VI. gab und die nachfolgenden Könige bestätigten, unterscheidet sich von der holsteinischen durch den gewichtigen Zusatz: „soweit dieses unserer souverainen alleinigen Regierung über mehrbesagtes Herzogthum nicht entgegen ist.“ „Das schleswigsche Volk, welches wie irgend einen Vortheil, wohl aber bedeutenden Schaden von der Verbindung mit Holstein gehabt hatte, war mit dieser Veränderung zufrieden,“ und der auf die Rechte der schleswig'schen Ritterschaft von den dänischen Königen constituirte Nexus socialis zwischen den Herzogthümern ist, wie der Verfasser nachweist, nur eine zu Gunsten des schleswigschen Adels ausrecht erhaltene gewisse Verbindung, welche für den Credit des Letztern von besonderer Bedeutung war, nicht als ein Staatsgrundgesetz angesehen werden kann, sich nur auf administrative Gegenstände bezog und mit dem Worte „Adelsprivilegium“ richtiger, als mit dem oben erwähnten Ausdrucke bezeichnet würde.

Der Verfasser kommt nun auf das neunzehnte Jahrhundert zu sprechen, „als Holstein selbst am 9. September 1806 nach Auflösung des deutschen Reiches dem dänischen Staate inkorporirt ward, und später nicht Holstein an und für sich, sondern Dänemark wegen Holsteins, wie die Niederlande wegen Luxemburg (nach dem Ausdrucke der Wiener Congressacte), dem deutschen Bunde beitrat. Das Jahr 1816 gab dem deutschen Bunde und der preußischen Krone Gelegenheit, sich über ihre Stellung zu Schleswig, Holstein und Dänemark auszuwunden auszusprechen zu müssen. „Als nämlich die Ritterschaft in diesem und den folgenden Jahren die Einführung einer ständischen Verfassung in Holstein in Folge des 15. Artikels der deutschen Bundesakte und des 56. Artikels der Wiener Schlußakte, und die Anschaffung Schleswigs in dieß Verfassung in Folge der neuen Dotirten Dahlmanns und Falks, forderte: so sprach der deutsche Bund als höchste und letzte Instanz es aus, daß die alte Verfassung Holsteins in anerkannter Wirksamkeit nicht bestehe, und es von dem Könige von Dänemark abhängen müsse, Holstein eine zeitgemäße neue zu verleihen, daß aber Schleswig gänzlich außerhalb der Competenz des deutschen Bundes liege; — Preußen gab sogar sein Votum dahin ab, daß keine denkbare Einwirkung des Bundestags sich dahin erstrecken könne, weil das Herzogthum Schleswig ganz außerhalb des Einflusses des Bundes liege.“ König Friedrich VI., welcher auf diese Weise die Gerechtsame seines Königreichs und seines königlichen Hauses garantirt glaubte, erließ 1834 und 1834 gesonderte berathende Ständeversammlungen für jedes der Herzogthümer an, in Analogie mit den alten gesonderten Landtagen nach den Privilegien von 1460; führte eine gemeinschaftliche Provinzial-Administration und ein gemeinsames höchstes Tribunal ein, welche die Herzogthümer früher nicht gehabt hatten; organisirte sie jedoch nicht als eigenen Staat, „so verblieben dieselben nach wie vor Theile des dänischen Staates, mit welchem ihnen Alles, was eine Staatseinheit charakterisirt, gemeinsam war.“ Also diese gemeinschaftliche Provinzialadministration vom Jahre 1834 hatte einzig und allein durch den Willen und die Machtvollkommenheit des Königs Existenz gewonnen; sie konnte demnach auf die nämliche Weise aufgehoben werden, sobald sie sich „unzweckmäßig erwies und gemißbraucht wurde. Als daher die Aufrührpartei in Holstein, sich auf die Revolutionsmänner in Deutschland stützend, in diesem Frühjahre nicht allein das Verbleiben, in welchem Holstein seit Jahrhunderten hindurch, zuerst theilweise, später in seinem ganzen Umfange, zu Dänemark gestanden hatte, umstürzen, sondern zugleich Schleswig aus der Verbindung mit Dänemark reißen und es Deutschland, welchem es nie, so weit die historische Erinnerung reicht, angehört hat, einverleiben wollte: so zeigte König Friedrich VII. sich ebenso liberal gegen die ungerechten Wünsche seiner holsteinischen Unterthanen, als gerecht gegen die rechtmäßigen Forderungen des dänischen Reiches. Er gestattete Holstein, in einer Beziehung nähern Rationnex mit dem Königreiche, sich den Verordnungen für die Regierungsform Deutschlands anzuschließen; aber er schärfte das unabweisliche Recht Dänemarks auf eine enge und unzertrennliche Verbindung mit Schleswig. Die Aufrührpartei in Holstein machte die administrative Verbindung zwischen den Herzogthümern zu einer Unmöglichkeit, und der König hob eine Verbindung auf, welche nur eine administrative, welche jetzt noch somit selber in den Staatsrechten der Herzogthümer begründete Maßregel war.“

Der Verfasser geht nun ausführlich auf die historische Beweisführung ein, daß Schleswig nach der Erbfolge des dänischen Königsgesetzes unzertrennlich mit Dänemark verbunden sei. Es würde den uns zugemessenen Raum überschreiten, wollten wir ihm auch hier durch auf die verwickelten Streitigkeiten der jüngst verflossenen Jahrhunderte folgen. Es genüge die Andeutung, daß er gründlich ist und die Angabe seiner Quellen nicht vergaß. Im Uebrigen müssen wir uns auf das Wichtigste beschränken. Von den Garantieen, welche König Friedrich IV. für sich und seine Nachkommen erhielt, ist keine schwiegend übergangen. Da kommen nach einander das Patent Großbritanniens und Frankreichs vom 22. August 1721, welches dem Könige und seinen Erbfolgern in der Regierung „feierlich den ewigen und ungetheilten Besitz des ganzen Herzogthums Schleswig“ sichert; gleichlautend: der unter preußischer Einwirkung abgefaßtere geheime Traktat mit dem Kurfürsten von Hannover vom 17. Mai 1715, ein ähnlicher und dem Jahre 1715 mit dem Könige von Preußen, die Alte Georgs I. vom 26. Juli 1720, die Garantieakte Frankreichs vom 18. August 1720, die wiederholten Garantieen Englands und Frankreichs vom 16. April 1727, die

Digitized by Google

Garantieacte zwischen Oesterreich, Rußland und Dänemark vom 26. Mai 1732, die Annuitätsolte Hauls I. vom 20./31. Mai 1773 rc. Diese letztere Acte mit dem gottorpischen Hause auf dem neubefestigenen Eyarenatyrne war zugleich bedeutungsvoll für die Agnaten des oldenburgischen Hauses, und „so war denn die enge Verbindung des Herzogthums Schleswig mit Dänemark von sämmtlichen Großmächten Europa's anerkannt und garantirt worden. Diese ungertrennliche Verbindung war ein Artikel des europäischen Staatsrechts geworden, und kein Staatsmann hegte Zweifel über die Einheit und Unibeilbarkeit des dänischen Reiches innerhalb seiner mehr als tausendjährigen Ubergränze." In den oben erwähnten Renunciationsacte Pauls I., des Mächtigsten von gottorpischen Hause, hatte dieser nämlich für sich, seine Erben und Nachkommen auf jegliches Recht oder Forderung auf das Herzogthum Schleswig im Allgemeinen und den früheren gottorpischen Antheil sammt der Insel Fehmern insbesondere verzichtet; er hatte erklärt, daß ganz Schleswig mit mit allen seinen Pertinenzen für ewige Zeiten dem Könige von Dänemark und dessen königlichen Kronerben gehören solle; er hatte versprochen, für sich und seine Nachkommen weder hierzegen handeln noch dulden zu wollen, daß dies von Andern geschehe; er hatte alle älteren Urkunden entgegengesetzten Inhalts, namentlich das Urtheilaut seines Stammvaters Johann Adolph von 1665 annullirt und sich verpflichtet, ähnliche Verzichte von allen übrigen Agnaten des gottorpischen Hauses zu verschaffen. Dieses Haus bestand damals aus drei Linien, der ältesten, mittleren und jüngsten. Chef der ältesten war Paul selbst; die mittelste war, als Adolph Friedrich Thronfolger von Schweden wurde, ihr eventuelles Erbrecht auf Schleswig auf. Die jüngste Linie mußte sich der russischen Uebermacht fügen. Die damals existirende Linie des sonderburgischen Hauses, von welchem einige Zweige kleine Theile von Schleswig als alte Lehen besessen hatten, hielten sich des eingeführten Instituts der Gesammtbelehnung wegen lange Zeit hindurch für erbberechtigt, auch sie verwahrten das ihnen zustehende Recht mittelst Einreichung von Lehnsmuthungen, auf welchen dieses Recht jedenfalls allein beruhte." Die älteste Linie des sonderburgischen Hauses, die glücksburgische, hatte auch wirklich im Jahre 1767 vom dänischen König einen solchen Muthsbrief erhalten, dagegen war die augustenburgische und beckische (jetzt glücksburgische) Linie seit 1649 abgewiesen worden. In späteren Jahren wiederholten diese zwei Linien ihre Lehnsmuthungen nicht mehr, und gaben dadurch das einzige, wodurch sie ihr etwaiges Erbrecht gründen konnten, gänzlich auf; ja als der Herzog von Augustenburg sich mit Louise Augusta der Tochter König Christians VII. vermählte, erfolgte im Jahre 1786 eine ausdrückliche Renuntiation des augustenburgischen Hauses.

Im letzten Abschnitte seines Buches liefert uns Wegener eine Zusammenstellung der Zeugnisse von Publicisten, Historikern und anderen Gelehrten seit 1721 über die Verbindung Schleswigs mit Holstein. Wir haben nichts gegen denen Echtheit einzuwenden und die Geschichtsfreunde mögen sie an Ort und Stelle selbst nachlesen. Nur der Schluß dauen sei hier noch wörtlich mitgetheilt: „daß man dänischerseits auch nach dem Jahre 1815 angewommen und behauptet hat, es habe eine unzertrennliche, staatsrechtliche Verbindung unter einer gemeinschaftlichen Erbfolge für das Königreich und das Herzogthum statt, bedarf keines Beweises: unsere Gegner räumen dies selbst ein. Wir haben nachgewiesen, daß ihre Vorgänger gerade bis zum Jahre 1834 der nämlichen Ansicht gewesen sind. Nicht Rücksichten der Wahrheit und des Rechts, sondern die Hoffnung auf das Aussterben des königlichen Mannsstammes, die eitle Hoffnung auf größere Macht und goldene Tage, wenn die vielverwirrtzährige Verbindung zerrissen werde, haben in den letzten Jahren Ansichten und Bestrebungen hervorgerufen und genährt, denen ganz entgegengesetzt, welchen die nämlichen Männer noch vor wenigen Jahren huldigten. Aber die Herren Europa werden ein halbes Stäkum nicht von Anfang bis zum Ende mit Ungerechtigkeiten gegen mein Vaterland anfüllen, und der Herr im Himmel, welcher ein edles Volk in einem tausendjährigen Streite bewahrt hat, wird es auch in diesem nicht verlassen, welcher der Kampf der Wahrheit und der Gerechtigkeit gegen die Lüge und die Gewalt ist!"

Soviel über den Inhalt der Wegener'schen Abhandlung. Niemand wird und den Vorwurf machen können, daß wir gegen diesen unsern politischen Gegner mit unsicheren Waffen kämpfen. Wir haben ihm hier bereits ein größeres Feld eingeräumt, als man bei einer kritischen Besprechung gewöhnlich zugestehen pflegt. Wir entwickelten die Ueberfülle seines Buches ohne alle Fälschung ganz in seinem Sinn, wir stellten die Stellen, welche ihm als die schlagendsten erschienen, wörtlich mit, um gewärtigen ihm dadurch, noch ehe wir eine Widerlegung begannen, unsern Lesern gegenüber einen bedeutenden Vortheil. Jetzt aber sei es uns gestattet, seine Abhandlung genauer zu mustern und zu untersuchen, ob hinter der schwulst mastiven Worte nicht hier und da mehr Hohlheiter zum Vorschein kommen, welche weder die Thaten noch die Dichten mit der Gegenwart in harmonischen Einklang werden bringen können. Herr Wegener nennt seine Abhandlung eine staatsrechtliche. Er spricht also sein Urtheil als Geschichtsforscher und Jurist nach dem vorhandenen Material der Vergangenheit, und aufgebend von dem Standpunkte der dänischen Ansprüche, die Gegenwart kann ihm keine Bestimmtheit liefern. Er steht darin auf eine Tyrannei gegen das Bestehende. Wir sind ihm dafür dankbar, d. h. wir sind dankbar, daß ein gelehrter Däne hier die bewerse dänischer Ansprüche klar und sößlich zusammengestellt hat. Als staatsrechtliches Manifest einer Partei, welche den Errungenschaften der jüngsten europäischen Bewegung zur Zeit noch keine Berechtigung zugestehe, ist die Broschüre erklärbar, aber sie erschöpft und läßt die Streitfrage nicht. Herr Wegener wollte nur den diplomatischen Status quo ante darstellen, und wir dürfen ihn daher nicht mit zu sehr tadeln, daß er in dieser Schrift neben den Pergamenten von 1721 bis 1834 das europäische Erdbeben des Jahres 1848 unberücksichtigt läßt, daß er in dem gewaltigen Wendepunkt der europäischen Staatengeschichte, welche mit dem Sturze der Allmacht des Völkern und Fürsten neue Bahnen, neue Bündnisse, neue oder vielmehr einige, in dem Dunkel des Mittelalters und entrückte Gesetze vorgeschnete und die Angeln der Kabinetspolitik zerris — daß er in diesen gewaltigen Wendepunkt nur einen Kampf der Lüge und Gewalt gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit erkennt!*) Der Diplomat vom achtzehnten und dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gabe Alles auf, wenn er den Wendepunkt der europäischen Zeugeit so leichten Kaufs eine gesetzliche Berechtigung einräumen würde. Die Hauptfrage ist nur die: ob die Weltgeschichte, welche von unzähligen Heeresmassen nicht auf ihren Zügen getrieben werden konnte, sich vor einer Urkundenkompilation beugen werde — vor der Urkundenkompilation aus einer Zeit, in der die Völker weder Verband noch Sprache haben durften? Indeß — gehen wir ein auf des Verfassers Standpunkt! Er stellt eine „gewisse" Verbindung zwischen Schleswig und Holstein nicht in Abrede! Sie entstand nach seiner Behauptung im vierzehnten Jahrhundert durch Ueberpflanzung holsteinischer (deutscher) Elemente nach Schleswig. Diese Elemente sind im Laufe der Jahrhunderte auch zu politischer Berechtigung gelangt. Daß wir natürlich sich dies lediglich im Sinne deutschen Recht zu dem vorbreiten einer begrabenen Generationen? Schleswigs Wiedereinverleibung mit Dänemark reduciert sich nach des Verfassers eigener Behauptung auf die Zurückverdrängung Friedrichs des IV., so wie die Besetzung allenfallsiger Agnaten auf einen Staatsstreich. In welchem Verhältniß steht das zu dem Aufstanden der deutschen Elemente, welche Holstein seit der Zeit Friedrichs IV. hinentreckt? Auch wir werfen also die geschichtlichen Traditionen nicht über Bord, ja wir sind Herrn Wegener sogar verpflichtet, daß er uns eine, wenn auch nicht erschöpfende, dennoch von seinem Standpunkte aus betrachtet, wahre Staatenhistorie Schleswigs geliefert hat, aber wir wollen nicht der Asche der Geschichte sein, vielmehr sei uns die Geschichte ein Spiegel, aus dem wir lernen können, besser und klüger zu sein als das Mittelalter. Wir stellen daher das Recht der geschichtlichen Tradition nicht in Abrede, aber wir erkennen daneben auch die Berechtigung der lebenden Generationen, und können nimmer Beschlüsse sammt möglichen Konsequenzen, welche vom 14. bis 17. Jahrhundert im Interesse des jetzt gesunkenen schleswig-holsteinischen Adels gefaßt wurden, als bindend für das jetzt eben zu seiner natürlichen Geltung kommende und sich erhebende Volk des neunzehnten Jahrhunderts anerkennen. Eine solche doppelte Ueberpflanzung, nämlich rücksichtlich der Zeit und rücksichtlich des Gegenstandes könnte nur jene Partei zugeben, welche, um mit Schiller zu reden, in Europa das Recht und „die Ruhe eines Kirchhofs" wünscht. Darnach aber sehnt sich wohl weder das Volk von Dänemark, noch von Schleswig, noch von Holstein, noch von Deutschland! Stellen wir uns auf eine humanere Zinne, und nehmen wir die Sachlage so, wie sie durch die Nothwendigkeit der Gegenwart uns geboten wird! In dem Hinneigen eines Theils von Schleswig an Deutschland ist nicht einzig und allein das Resultat wühlerischer Aufreizung zu erkennen. Vielmehr sprechen gerade die Erfahrungen der letzten Jahre, und die Gefahren, welche unserer

*) Wir müssen hier unserem geehrten Ref. widersprechen; weder können wir ihm beistimmen, daß die bett. Broschüre das Manifest einer „Partei" sei, welche den Errungenschaften der jüngsten europäischen Bewegung zur Zeit noch keine Berechtigung zugestehe," noch auch, daß sie hochschätze, die

Streitfrage zu erschöpfen. Es wurde den Pergamenten von deutscher Seite ein großes Gewicht beigelegt, mithin hier der Gegner die Gelegenheit bestritten; dem gegenüber beleuchtete Herr Wegener den Inhalt der Pergamente, und zog daraus Consequenzen von seinem Standpunkte aus. Weiter wollte er nicht gehen; es genügte ihm, den Handschuh aufzuheben, den die Verfechter der Pergamente hinwarfen; und nicht den gewaltigen Wendepunkt in der Geschichte, der von dem Erdbeben des Jahres 1848 datirt, nannte er einen Kampf der Lüge und Gewalt gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern den Kampf einer Partei gegen sein Vaterland begleichnete er mit diesen Worten.

D. Red.

Digitized by Google

Zukunft drohen, für die Nothwendigkeit eines Bündnisses der Völkerstämme germanischer Abkunft. In jenen Stimmen Schleswigs liegt vielleicht eine ernste Mahnung für Dänemark, seine eigne Selbstständigkeit und gegenwärtige Integrität nur durch aufrichtiges und kräftiges Hinarbeiten auf einen solchen großen Völkerbund im Herzen Europa's für die Zukunft wahren zu können. Nach unserer innerlichen Ueberzeugung müsste eine Narr hitterliche Politik unfehlbar zu Dänemarks Ruin führen, wozegen ein Einklang derselben mit den Zeitanforderungen, d. h. die Wahrung seiner Integrität mittelst des erwähnten Bundes, zu Dänemarks Größe und hellerringender Entwickelung leitet. Den Stoß, welchen die Dynastenverträge durch das Jahr 1848 erlitten, kann die Zukunft, wie sie sich auch gestalten möge, nicht mehr ungeschehen machen. Man wird Völker nie mehr wie eine Waare verkaufen, selbst da nicht, wo den Fürstenhäusern das Ankaufsvergament schon seit Jahrhunderten in der Tasche steckt. Das Interesse der Völker, d. h. der Wohlstand von Millionen gegenüber dem Vorrecht eines Einzelnen, giebt für die Zukunft den Ausschlag. Sollten wir nach diesem Grundsatze über die Schleswigsche Angelegenheit entscheiden müssen, so würden wir uns kurz so fassen: sowie die Stellung Dänemarks zu Deutschland gegenwärtig ist, haben die Schleswiger zu verstimmen, wessen sie sein wollen! Sie werden in ihrem eigenen Interesse deutsch bleiben, so lange Dänemark sich gegen Deutschland auf feindlichem Fuße hält; sie werden aber ebenfalls in ihrem eigenen Interesse (was zugleich Dänemarks Interesse wäre) dänisch sein, wenn Dänemark eine Deutschland durch dauernde Verträge befreundete Nachbarmacht ist.

Notizen.

[Personal-Nachrichten.]

Der Tod des Gelehrten Gustaf Thorfelt in Upsala, 36 Jahr alt, wird von dort sehr beklagt. Er war als tüchtiger Naturforscher und als freisinniger und talentvoller Publizist bekannt, und, abgesehen von seinem spätern segensreichen Wirken als Redacteur der Fäbrn-Tidning, hatte er das Verdienst, daß er der Erste gewesen, der gegen die alten Mißbräuche aller Art mit Muth und Entsagung in seinem ersten Blatte „Thorgny" auftrat. Neben reichen Sammlungen naturhistorischer Art hinterläßt er unter anderen Manuscripten eine „Bibliotheca historico - naturalis et oeconomica svecana", die aus 7 Bänden, à 450 Seiten, besteht, deren Sammlung ein umfassendes Studium verräth und von großem Nutzen für die Wissenschaft ist. —

Feuilleton.

Ein Ausflug nach Y-Muiden.

Aus dem Holländischen.

(Schluß.)

— „Ihr Holländer seid doch ein prächtiges Volk!" brach endlich mein Freund aus, „ein wirkliger Rest des deutschen Stammes. Riesenwerke habt Ihr aufgeführt, welche künftige Jahrhunderte noch mit Bewunderung anstaunen werden. Banderer seid Ihr, aber habt Aladins Lampe wieder entdeckt, welche in einer Nacht einen Palast baute," und so plauderte er fort, bald scherzend, bald gerührt. „Aber im Ernste," rief er endlich, „wie habt Ihr das Alles nur so rasch zu Stande gebracht! Vor fünf und zwanzig Jahren war hier noch Nichts als Dünen und Sand."

— „Ja, das ist eine lange Geschichte, zu der ich einen ganzen Abend brauchen würde. Zuerst ist es Gottes Segen, der uns durch manches große und kleine Ereigniß, das wir Menschen zufällige Umstände zu nennen pflegen, dahin geführt hat; dann ist es nachmals Gottes Segen, der unserm Eifer krönte; endlich gehöret auch der wiedererwachten Energie unserer Nation etwas Lob dafür. Sie kennen die große Krisis der neuesten Geschichte, die Umwälzungen von 1848 und 1849, welche ganz Europa in mehr als einer Hinsicht eine neue Gestaltung gegeben haben, obwohl sie auch an vielen Orten nach manchem harten Zusammenstoß und tausend blutigen Opfern Alles dennoch bei dem Alten ließen. Was sie auch anderen Nationen gewesen sein mögen, und gereichten sie zum Segen. Sie wissen, uns fließ das Blut etwas träge durch die Adern, und wir sind leicht geneigt einzuschlummern, wenn wir nicht munter erhalten werden; und so waren wir auch eingeschlummert während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, weil unser ganze Staatseinrichtung darauf berechnet war, unsere natürliche Schlafsucht zu befördern. Da kam der große Stoß in der Mitte des Jahrhunderts. Dieser weckte uns auf und rief uns zu, uns umzuschauen, und zwang uns die Hände auszustrecken. Freiheit! klang die Losung, und Freiheit wurde dem Volke gegeben, sich mit allen seinen Kräften nach allen Richtungen zu bewegen. Wohl gab dies zuerst Veranlassung zu vielem Streit und Zank, und Manchem erschien die Zukunft sehr dunkel. Aber die Besonnenheit und der gesunde Verstand, welche unserer Nation eigen sind, beschützten uns vor Gefahren, in welche manches andere Volk sich blindlings gestürzt hatte. Eine seichte Theilnahme an allgemeinen Interessen war ein Recht des Bürgers geworden, und der Begriff von Pflicht, der Sinn für strenge Pflichterfüllung, der so stark bei uns ist, zwang ihn mehr als irgend etwas Anderes, sein Recht zu handhaben und zum Nutzen des Vaterlandes zu gebrauchen. Beharrlichkeit und Bürgersinn, auf den Boden der Politik verpflanzt, faßten Wurzel und breiteten sich nach allen Seiten aus, auf jedem anderen Gebiete des öffentlichen Lebens, in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Industrie. Die Besten des Landes wurden zu Volksvertretern erwählt, um der Regierung zur Seite zu stehen, nicht als ein argwöhnisch aufpassender Vogt, sondern als ein wohlmeinender Rath und Helfer. Das Volk hielt die Augen offen, und Sachkenntniß durch Oeffentlichkeit erlangt, erwarb wahrhaftes Vertrauen und freiwillige Mitwirkung. Manches schwere Opfer von Privatinteressen wurde gern zum Besten des Vaterlands gebracht. Manche zu guten Zwecke eingeführte, aber allmählig in ein bloßes Spekulationsunternehmen ausgeartete Einrichtung wurde ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und viele große Kapitalien, die dadurch frei wurden, zu Handels- und Gewerbsbetrieben verwendet, gaben Tausenden von fleißigen Inländern Arbeit und Brod und trugen ihren Gewinn zu Zinsen. So offenbarte sich überall Leben und freie Entwickelung im Großen wie im Kleinen. Daher kann auch kommt der Ursprung der Wunder, die Ihr hier schaut. Schon lange hatte man geklagt, daß der Handel Amsterdam's von Jahr zu Jahr zurückgehe und durch den von Rotterdam, besonders aber von Hamburg und Antwerpen leide. Dazu trugen verschiedene Ursachen das Ihrige bei, sowohl moralische wie materielle. Unter die letzteren rechnete man vorzüglich die mangelhafte und kostspielige Verbindung mit der See wie mit dem Lande. Der letzteren ward rasch abgeholfen, namentlich durch die Führung unserer Eisenbahnen nach Düsseldorf auf der einen, nach Münster auf der anderen Seite, welche die Energie der Verwaltung zu Stande brachte. Aber die andere Beschwerde währte länger und es war weit mühevoller ihr abzuhelfen. Da machte sich die Ihrer Bahn, einen Kanal zu graben von dem Y nach der Nordsee. Es kostete Mühe, große Mühe ihr Eingang zu verschaffen, wir erschraken selber vor dem Umfang unserer Pläne und anfangs war die Furcht, ob man wohl Zinsen haben würde von seinem Gelde, noch zu mächtig bei unseren Wohlhabenden. Ein glücklicher Zufall trat jedoch günstig dazwischen. Unter den Reformen, die langsam eingeführt wurden, war auch eine bessere Ordnung unseres Kolonialhandels, der endlich der freien Theilnahme unserer Kaufleute übergeben ward. Dadurch wurde das große Kapital der Handelskompagnie, das seitdem alleinigen Fallen's dieses Handels, zu groß und obwohl jene Korporation mit Klugheit und Besonnenheit ihre Kapitalien auf andere Weise zur Entwickelung unseres Wohlstandes verwendete, so blieb das Gesammtkapital doch zu groß, besonders durch die jährliche Zunahme des Reservefonds, und nachdem die Schatzkammer, in Folge einer glücklich eingeschlagenen Konversion in den ersten Jahren von 50 auch ihre letzte Schuld an die Kompagnie getilgt hatte. Wie sollte man nun die disponiblen Millionen vertheilen oder unterbringen? Die Nationales befassen gesunden Verstand genug, einzusehen, daß sie noch ein anderes Interesse hätten, als das eines Theilnehmers an einer anonymen Sozietät, nämlich das Interesse eines Staatsbürgers und Einwohners der Hauptstadt, also ein tausendfaches Interesse an der Blüthe des Handels von Amsterdam. Und so beschloß denn die Handelskompagnie, mit ihrem riesenhaften Vermögen sich an die Spitze dieses riesenhaften Unternehmens zu stellen, und die Verbindung des Y mit der Nordsee durch einen Kanal zwischen Jandvort und Velsen war beschlossen. Ihr Kredit gab der ganzen Sache Kredit. Einmal begonnen, ward das Werk mit Kraft durchgeführt. Gott gab seinen Segen dazu und hier sehen Sie die Frucht, Y-Muiden, den Hafen von Amsterdam an der Nordsee."

— „Und hat der Erfolg der Erwartung entsprochen?"

— „Mehr als das! Amsterdam's Handel blüht schöner denn je, und Hamburg und Antwerpen müssen es mit Verdruß ansehen, daß der große Handelsweg sowohl nach dem Norden wie nach dem Süden von Europa sich über diesen Punkt zieht. Im vorigen Jahre sind über ungefähr 6500 Schiffe eingelaufen und künftiges Jahr wird die Zahl vielleicht 7000 überschreiten."

— „Und die Kompagnie? Es ist doch edel, daß sie Amsterdam ein so großes Opfer gebracht hat."

— „Gewiß ist es das. Aber ihre Aktionairs haben glücklicher Weise noch eine andere Belohnung empfangen, als das Bewußtsein einer guten That allein. Der Kanalzoll, wie mäßig er auch gestellt sein möge, trägt Bedeutendes ein in Folge eines so lebhaften Verkehrs, wie man sich denselben nie hätte träumen lassen; obendrein genießt die Kompagnie, als ansehnliche Handelscorporation selbst, Tag für Tag, Stunde für Stunde, beinahe unmerklich bei jedem Geschäft, aber sehr merklich

Digitized by Google

bei dem Schlusse der jährlichen Rechnung für Unkosten, alle die Vortheile mit, welche der wohlfeilere und bequemere Wasserweg darbiet-t. Das hat der letzte Winter noch gezeigt. Obschon er fünf Monate lang alle Gewässer belegt hielt, so blieb der Kanal stets brauchbar, eben so wie die Eisenbahnen und während ringe um der Handel still stand, hatte derselbe in Amsterdam seinen regelmäßigen Fortgang, gerade wie mitten im Sommer. Endlich haben Sie noch, als wir dicht an Halfweg waren, zu ihrer Linken das fruchtbare Haarlemmermeer gesehen und zu ihrer Rechten eine ausgedehnte Strecke kultivirten Bodens. Hier war der Spyolder, 8 bis 9000 Morgen werth gros, der in Verbindung mit der Anlage des Kanals steht. Binnen wenig Jahren wird der Spolder dem Meerpolder an Fruchtbarkeit und Reichthum der Produkte den Rang ablaufen."

— „Und was wird die Kompagnie mit diesen Gründen anfangen?" —

— „Sie hat den Plan, sie allmählig zu verkaufen."

— „Und was wird sie mit dem Kapital beginnen, das sie dadurch erhält?

— „Da, das kann ich Ihnen nicht sagen. — Wer weiß es? Vielleicht den Zuiderser trocken legen. Daran denkt man schon ernstlich „ —

Hier wurden wir in unserm Gespräche gestört durch den Ruf: „He, holla, he!" der deutlich und galt. Man weiß es immer auf eine unerklärliche Weise genau, wenn Einem auf der Straße nachgerufen, nachgeholla't, oder nachgeräuspert wird, ob es Einem gilt oder nicht. Das Rufen kam von einem Schiffsjungen, der am Hafenkopf seelustig lag. Ein junger Mann lief rasch das Schiffsbrett hinab und auf mich zu.

— „Wie, Du hier?" rief ich, ihn erkennend, meinem alten Schulkameraden von Kamnen zu.

— „Wie Du steht's?" — antwortete der heitere Geselle — „wie Fortuna, mit einem Fuße auf dem Lande und mit dem anderen auf dem Ocean. Ich bin Passagier auf dem Theebrik Morgen segelu wir aus. Ich gehe nach Java."

— „Zum Vergnügen?"

— „Auch, doch das weniger. Ich will dort ein Komtoir errichten."

— „Du auch ein Glücksjäger?" —

— „Was soll ich Dir sagen? Es ist nun einmal eine rage unter uns jungen Leuten. Ich war lange zweifelhaft, ob ich nicht mit einem Trupp Anstetter nach Surinam ziehen sollte; aber da ist's schon übervoll. — Wäre ich Schuhmeister oder Pastor, Advokat oder Architekt, so ginge ich dorthin; dann dachte ich an den Freihafen Curaçao, um mit allen Staaten des Golfs Schmuggelhandel zu treiben, aber mein guter alter Onkel hat immer zu mir gesagt: Schmuggeln ist gemein. — Also gehe ich nun nach Surabaja. — Da giebt es noch etwas zu verdienen."

— „Hast Du Empfehlungen?" —

— „Besser als das: Verwandte. Einer von meinen Brüdern hat ein Komptoir in Kanton; ein anderer ist Plantagen im Binnenlande, zu... zu..., na, wer kann die Javanischen Namen behalten. — Genug, ich habe guten Muth, der Handel auf Java ist lebhaft, und wer dort arbeiten will, findet Arbeit und Fortkommen. Es sind schon Viele hin, aber es ist noch Platz für mehr. — Obendrein ist das Leben dort ganz schurmant, wie man sagte"

— „Und wann denkst Du zurückzukehren?"

— „Für's Erste nicht, vielleicht nie, es müßte denn sein als Abgeordneter der Kolonie bei dem Landtage. Doch das hat noch Zeit. Aber komm', was stehen wir hier, geh mit an Bord ein Glas Grog zu trinken."

— „Herzlichen Dank! es ist hier zu hübsch, um hinter der Schanze weg zu kriechen. Ich weiß etwas Besseres. Wir wollen uns ein Stündchen unbeobachtet lassen, da kannst Du Deine Probefahrt auf dem Ocean machen."

— „Wah, die See ist so glatt wie ein Spiegel."

— Ein alter Schiffer nahm uns rasch in seine Zelle auf, und mit einer feinen Cigarre im Munde saßen wir uns längs dem Strande fortreiben, es war gerade die tiefste Ebbe; binnen einer halben Stunde mußte die Fluth aufkommen.

Ich vertiefte mich allmählig mit meinem Schulkameraden in ein Gespräch über Dinge, von denen sich zwei Freunde, die sich lange nicht gesehen haben oder einander auf lange Zeit Lebewohl sagen, zu unterhalten pflegen. Süße Jugendzeit, in denen sich unser ganzes Leben wieder vor uns aufrollt, und Wirklichkeit und Lustschlösser in den buntesten Gestalten abwechseln. — Meinen Deutschen hatte ich dabei fast ganz vergessen. Aber er wußte sich zu helfen; mit dem Unterhaltungsgeiste, der allen Touristen eigen ist, hatte er in unserem Ruderer einen Gegenstand zu Nachforschungen entdeckt und legte in gebrochenem Holländisch dem Manne tausend Fragen vor, von denen dieser die eine Hälfte nicht beantworten konnte, weil er sie nicht verstand und die andere Hälfte auch nicht, weil er es nicht wußte. Dagegen war der Mann jedoch mittheilend und erzählte von seinen eigenen Lebensschicksalen; der naive Ton seiner Erzählung lockte uns Beide zuletzt, ihm auch zuzuhören. Vor vielleicht dreißig oder vierzig Jahren war er als Matrose dritter Klasse auf einem vaterländischen Kriegsschiffe nach dem Orient gegangen, dann hatte er Dienst auf dem drei Expeditionen nach Bali genommen, deren letzte sich mit der gänzlichen Eroberung des Landes schloß. Darauf hatte er auf dem Geschwader gedient, das nach manchem vereitelten und sfolirten Versuche endlich in Gemeinschaft mit einer englischen Flottille die Nester der Seeräuber im Archipel zerstörte und den dortigen Handel auf immer von dieser Plage befreite. Nachher war er mehrere Jahre auf einigen Südseefahrern, die in Java ausgerüstet wurden, und hatte einen ganzen Winter hindurch auf Nieuw-Smeerenburg in der Thranfischerei gearbeitet. Als er nun mit seinen Sparpfennigen nach dem Vaterlande zurückkehrte, litt er Schiffbruch an der englischen Küste und rettete Nichts als das nackte Leben. Reich an Erfahrungen, übrigens aber eben so arm wie er ausgezogen war, kam er wieder nach der Heimath; allein hier war er ein Fremdling geworden, und bald aus Verdruß, daß aus Mißverstehen aus Leben auf den Lande nahm er als Bootsmannsmaat wieder Dienste auf einer Fregatte, welche zur Station in der stillen Südsee bestimmt war, um dort die niederländische Flagge zu schützen. Vier Jahre lang hatte er sich mit ihr an der Küste von Peru und Chili aufgehalten bis sie abgelöst wurde und heimkehrte. Auf der Rückreise brachte Prinz Moritz — so hieß die Fregatte — ein Sklavenschiff auf. Sein Antheil an der Prise, die zu St. Helena verkauft wurde, betrug ein hübsches Sümmchen, aber bei dem Untern hatte er einen Hieb in das Bein bekommen, der ihn zu fernerem Dienste untauglich machte und ihm ein Recht auf Pension gab. — „Und" — so schloß er seine Erzählung — „jetzo Gurre Ordre, nun wohne ich hier wie ein Prinz in dem großen Gebäude, bessen Thürmchen der Herren zwischen den zwei Masten des Wachtschiffes erblicken, in dem neuerbauten Seemannsbospital; dort finde ich alle Tage Wohnung und Essen und verdiene mir dann und wann ein Stüberchen zu Tabak, indem ich Herren in meiner Zelle unterrudere, denn das kann ich noch thun mit meiner lahmen Pfote; ein ganz hübsches Stüberchen, denn die Herren aus Amsterdam kennen den alten Dries sehr wohl."

Die Sonne ging am Horizont unter und sandte Feuerströme aus, die auf dem Wasser glänzten und sich wiegten. Nach dem Strand meine Herren, denn gleich wird die Glocke des letzten Bootes läuten." — sagte plötzlich unser Schiffer mit einer eigenthümlichen Mischung von Befehl und Freundlichkeit. Und so fuhren wir denn nach dem Strande und einige Minuten später war ich mit meinem Deutschen auf den Zephyr und wir dampften längst dem Kanal nach der Hauptstadt, standen neben einander auf dem Verdeck, lehnten und über den Bord und starrten in das schwankende, wühlende, kräuselnde, drehende, schäumende, brausende Wasser, das hinter dem Schlage der Räder kochte, und sprachen von der Niederlande Vergangenheit und Zukunft, und verloren uns in allerlei Phantasien und.....

— „Herda, ewiger Träumer!" — rief mir plötzlich eine kräftige Stimme in's Ohr. — „Sie haben nun schon eine halbe Stunde allein da gelegen und spintisiert, mit dem Kopfe über Bord. Neben Sie nun auch ein Bischen mit den Menschen!"

Zur Erklärung dieses Ausrufs diene, daß ich mich am 20. August 1848 auf den Zaardammer Boot, im Mercurius, befand, daß ich am Morgen Aufmaar, wo ich zu thun gehabt, verlassen, mir auf dem Binnenboot die Zeit mit Lesen vertrieb und auf dem Mercurius ein Paar Bekannte von denen der Eine mich so anredete, getroffen hatte.

— „Was für Poesie haben Sie denn gelesen. daß Sie so gar nicht in der Wirklichkeit sich befinden?" sagte der Andere schergend.

— „Hier" — antwortete ich — „sehen Sie selbst; ich kann Ihnen das Büchlein ausstehen" — und damit reichte ich ihm meinen Morgenzeitvertreib hin.

— „Lassen Sie sehen!" Mit komischer Emphase las er nun den Titel: „Die Eindeichung und Trockenlegung des Zuiderzee und des Y mit Kanälen von dem Y ssel bei Arnheim längs Amsterdam nach der Nordsee, als ein kräftiges Mittel zur Hebung des Handels, der Schiffahrt und des Landbaues in den Niederlanden....."

— „Bah" — sagte Bram — „auch schon einer von den Projektenmachern!"

— „Ich wollte, ich sähe es schon, sagte der Blinde!" bemerkte Koo lachend und mir das Buch wieder zuwerfend, das im Fallen die Seite 64 aufschlug.

S. B.(isiering.)

Briefwechsel der Redaction.

Hr. D. S. in B. Das Benutzte dürfte sich vielleicht um wenige Tage verspäten.

H. Sie verfprechen baldige Zusendung. Bis dato ist nichts eingegangen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

16. März. № 24. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die journalistische Presse Dänemarks. — Herr von Bagern u. die dänische Frage. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: Die Reisefreiheit in den Herzogthümern. — Kopenhagen: Verhaftungen in Betreff der schleswig-holsteinischen Presse. Directe Dampfschiffverbindungen mit England. — Notizen: Tout comme chez nous. Dänisch-englische Anleihe. Die Landkadetten-Akademie zu Kopenhagen. Spielkarten-Verbrauch in Dänemark. Zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage. Schwedische Rüstungen. Kriegsfreiheit in Schweden. Zollbefraudation in Schweden. Stockholms Bevölkerung. Dagligt-Allehanda. Reformen in den Niederlanden.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst. Schwedische Dichter von K. L. Kannegiesser. Vierter Artikel. — Bücherrecension: Deutsche literarische Zeitung. — Van den Bergh, grondtrekken der Nederlandsche Wyspenbelasting. — Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften. — Norwegen: Concert von Gade in Kopenhagen. Henrik Wergeland. Monument. Schwedische Volksmärchen. Chinesische Ausstellung in Stockholm. Personalnachrichten. Feuilleton. Die Nonnenbibliothek, ein Romanencyclus von J. L. Heiberg. — Briefwechsel.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die journalistische Presse Dänemarks.

Unter dem allmächtigen Minister, Grafen Struensee, war die Presse Dänemarks frei, er hatte ihre Bande gelöst; sie hieß sich mißbrauchen ihn zu stürzen, „ihn schlagen die Häscher in Bande" — die Häscher, die sein edles Haupt durch das Beil des Henkers fallen ließen. Struensee hatte ein königliches Rescript vom 14. Sept. 1770 erwirkt, durch welches die Abschaffung der Censur — die literaire Todesstrafe — und die freie Einfuhr von fremden Büchern, eine beispiellose Verordnung unter einer absoluten monarchischen Regierung, proclamirt und in Ausführung gebracht wurden. Das sogenannte Guldberg'sche Ministerium, welches dem Struensee'schen folgte, ließ freilich die Censur nicht gerade auf's Neue „einführen", jedoch ließ es im Jahre 1773 die vollziehliche Obrigkeit berordern, sobald etwas Anzustoßendes publicirt würde, die Betreffenden mit einer passenden Geldstrafe zu belegen, die, ohne daß Appellation gegen einen solchen Spruch erlaubt war oder angenommen wurde, bei Zahlungsunfähigkeit mit Gefängniß gesühnt werden mußte. Es ließ auch hin und wieder das Erscheinen gedruckter Bücher polizeilich verbieten und verbindern, unter Anderm eine Uebersetzung von Göthes „Leiden des jungen Werthers", und wenn es auch immer noch hieß, daß die Pressfreiheit nicht aufgehoben sei, — aller Freisinn war doch verschwunden vor jenen willkührlichen Instructionen. Im Jahre 1784 wurde das Guldberg'sche Ministerium zwar gestürzt, der Kronprinz (später König Frederik VI.) trat an die Spitze der Regierung, aber erst 1790 wurden jene Bestimmungen von 1773 aufgehoben und alle und jede Pressverhandlung den ordinairen Gerichtshöfen überwiesen. Die Presse war wieder frei bis derselbe Frederik VI., auf Veranlassung ihres vermeintlichen Mißbrauchs, sie wiederum durch ein Gesetz von 1799 einschränkte, das unter Anderem alle Anonymität verbot, lebenslängliche persönliche Censur der zum zweiten Male verurtheilten Verfasser festsetzte, in mehreren Hinsichten den Begriff des Erlaubten einschränkte und überhaupt ein neues System von Geld- und Gefängnißstrafen für Pressvergehen einführte. Im Jahre 1810 wurde förmliche Censur für alle die Journale angeordnet, die sich mit der auswärtigen Politik beschäftigten. Bis auf die neueste Zeit hat die journalistische Presse Dänemarks unter solchen Verhältnissen gewirkt, und wenn auch die Censur mit einer gewissen Liberalität gehandhabt worden und die Willkühr seit 1790 nie statt Gesetz und Richterspruch der freien Behandlung eines jeden Gebietes der internationalen Politik gegenübergetreten ist, so gerecht es doch den Journalen der Hauptstadt zum Ruhme, daß sie es gewußt haben, durch die Klippen der juristischen Spitzfindigkeit eines veralteten Pressgesetzes, das Volk zur politischen Freiheit zu führen, voran zu sein an der Spitze der Kämpfer.

Die dänische Journal-Literatur zählt zwischen 80 und 90 periodische Schriften, einige funfzig von diesen erscheinen in Kopenhagen; mehr als die Hälfte der periodischen Literatur Dänemarks erblickt also das Licht in der Hauptstadt, und mit sehr wenigen Ausnahmen sind auch die Blätter der Provinzen unbedeutend und faßt stets nur ein Echo der kopenhagenschen. Mit der Thronbesteigung des jetzt verstorbenen Königs Christian's des VIII. fing eine neue Aera des politischen Lebens Dänemarks an, und, wenn auch die Pressgesetze unverändert blieben, ein neuer Geist hatte sich geltend gemacht, und selbst die alten Gesetze verloren durch den Hauch des neuen Lebens viel von ihrer Strenge, und ihre Spitzfindigkeit, ihre Zweideutigkeit mußte von jetzt an oft im Dienste der Freiheit wirken, gegen die sie ursprünglich ersonnen war. Es liegt außerhalb des Plans dieser Zeilen, die eigentlich wissenschaftlichen periodischen Blätter, deren Anzahl einige zwanzig ist, zu besprechen; wir bemerken nur, daß es saßt kein Fach giebt, das nicht durch eine Monats- oder Vierteljahrsschrift vertreten wäre, und daß überhaupt die ganze periodische Presse Dänemarks dafür spricht, daß das Volk ein lebendiges Interesse für Alles hat, was zur Erweiterung der Kenntniße, Veredlung des Herzens und vernunftgemäße Entwickelung der Freiheit dient. Die verschiedenen Ansichten sprechen sich frei und klar in einer offenen und kräftigen Sprache aus, die im Allgemeinen in einem würdigen Ton gehalten ist, und selbst dann, wenn sie sich zur Leidenschaft steigert, sehr selten Gebrauch von aufsergenden oder gar platten Ausdrücken macht, die denn auch nur dazu dienen würden, die Blätter jedes tiefern Einflußes auf das Volk zu berauben. Aber nicht weniger günstig zeugt die Presse überhaupt und besonders die Seite ihrer Wirksamkeit, die wir hier besprechen wollen — die eigentliche Tagespresse — für die Freisinnigkeit der Regierung und ihre Achtung vor der Stimme der Wahrheit, vor der öffentlichen Meinung. Es ist allerdings wahr, daß nicht so ganz wenige Pressprocesse bis zum März v. J. stattgefunden haben, indessen im Vergleich zu den Angriffen auf die Regierung ist ihre Anzahl klein gewesen, so wie es denn auch natürlich ist, daß in einem Lande, woselbst die Regierung nur denselben Weg gegen die nicht censirte Presse — und es gab nur 2 privilegirte Blätter, die sich mit der auswärtigen Politik

Digitized by Google

beſchäftigten, *alſo auch nur 2 cenſurte Blätter* — einzuſchlagen hat, der einem jeden Bürger offen ſteht, wenn er angegriffen wird: das Gnbrtingen der Sache vor dem Gerichtshof, wo alſo Anklage und Urtheil nach dem Geſetze an die Stelle des Verbots und der Confiscation tritt. Preßprocceſſe vorkommen müſſen. Die Regierungen müſſen eben ſo gut wie die Bürger ihre Ehre wahren, und directen Angriffen auf ihre Berechtigung müſſen ſie entgegentreten, wenn ſie anders ihre wichtigſte Stütze, die allgemeine Anerkennung, aufrecht erhalten wollen. Die vielen Freiſprechungen in Preßproceſſen geben den beſten Beweis für die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe und für die geſetzliche Gerechtigkeit, die den Journaliſten geworden.

Nur noch ein Blatt exiſtirt, das alle jene Staaten der Preßzuſtände, die wir oben bezeichnet haben, erlebt hat; es iſt dieſes „Den Berlingſke politiſke og Avertiſſements-Tidende.“ Ihr Urſprung liegt 100 Jahre in der Zeit zurück (Anfang dieſes Jahres feierte man ihr hundertjähriges Jubiläum), und die Familie Berling beſitzt durch mehrere Generationen das außerordentlich einträgliche Privilegium ihrer Herausgabe. Jetzt, wo die Politik des Auslandes Gemeingut aller Blätter geworden *und die Cenſur gänzlich verſchwunden iſt*, jetzt iſt dieſer eine Theil des Privilegiums weggefallen und nur der andere Theil, der, daß gerichtliche und officielle Anzeigen erſt Gültigkeit durch die Publication in der Berlingſchen Zeitung erlangen, beſteht noch. Nichts deſtoweniger beſitzt das Blatt bis jetzt ein größeres Anſehen ſeiner auswärtigen Politik wegen, als die übrigen Blätter, wenn dieſe auch die weſentlichſten Neuigkeiten eben ſo ſchnell und in eben ſo guter Ausnahl bringen, wogegen freilich die Berlingſche Zeitung zugleich eine Reihe Nachlaß hält und größere Artikel vom Auslande bringt, die, gewöhnlich ſehr umfänglich geräth, auch ihre Abſicht erfüllen, eine klare Vorſtellung von den ausländiſchen Verhältniſſen zu geben. Eigenthümer Berling, der jetzige Beſitzer des Blattes, iſt Privatſecretair des Königs Fr. VII. und ſteht in hoher Gunſt bei ihm, ohne daß jedoch dieſer Umſtand anderen Einfluß auf das Blatt geübt hätte, als daß einzelne Hofneuigkeiten von ihm früher als von anderen Blättern gebracht werden; die Stellung des Blattes iſt dieſelbe, wie früher unter Chriſtian VIII., der nach der allgemeinen Meinung der Redaction eine bedeutende Unterſtützung zukommen ließ. Seit dem Jahre 1838 wird das Blatt von dem als Statiſtiker bekannten Nathanſon redigirt, einem 68jährigen aber noch ſehr rüſtigen und werkſamen Manne von hellem, klarem Verſtande und mit vieler praktiſchen Tüchtigkeit ausgerüſtet. Als Statiſtiker und als derjenige, der durch Errichtung und Organiſation von guten Schulen gar Vieles dazu beigetragen hat, daß die Juden in Dänemark ſchon längſt auf gleicher Stufe der Bildung mit den übrigen Staatsbürgern ſtehen, hat er ſich nicht wenige Verdienſte um das Vaterland erworben. — Die beſte Seite der nationalen Wirkſamkeit des Blattes ſind ſeine haatsökonomiſchen Artikel, die großen reellen Nutzen geſtiftet haben, — ihre Unterſtützung oder Vertheidigung der Regierung — denn es iſt ein Regierungsblatt quand même, und zeigt ſtets große Vorſicht, um den Machtbabern nichts Unangenehmes zu ſagen, ohne ſich jedoch zu einem ſervilen Ton herabzulaſſen. Das Blatt iſt überhaupt nicht ganz frei von dem Beamtenſtyle, ſelbſt auf dem Gebiete der Kunſt und Literatur, eine nicht löbliche Veneration und Berückſichtigung der gelehrten und Künſtler-Ariſtocratie gegenüber zu beobachten. Gilt es aber die eine oder andere Sache im ſocialen oder communalen Leben, die der Redacteur als von allgemein nützlichem Einfluſſe betrachtet, dann kennt freilich anderweitweiſe der für das Nützliche ſtets ſehr wirkſame, faſt begeiſterte Nathanſon keine Schonung. Als Politiker hat Nathanſon bei weitem nicht die Bedeutung, die ihm *als* Statiſtiker eingeräumt werden muß, und ſeine politiſchen Raiſonnements bekunden ſelten ein Vorausſehen der Begebenheiten. Die Berlingſche Zeitung iſt durch mehrere Umſtände, die wir zum Theil bereits oben genannt haben, ein über das ganze Land viel verbreitetes Blatt; es wäre wohl am eheſten mit dem preußiſchen „Staatsanzeiger“ zu vergleichen, wenn es auch bis jetzt nur halb officiell war.

„Fädrelandet“ wurde im Jahre 1835 als eine Wochenſchrift vom Profeſſor David — einem nicht allein in ſeinem Fache, der Staatsökonomie, ſondern auch in anderen Wiſſenſchaften und in der Belletriſtik mit Talent wirkenden Manne — gegründet. Durch die Geſetze des Königs Frederik's VI. vom 28. Mai 1831 ward die Inſtitution der berathenden Provinzialſtände proclamirt, 1835 traten dieſe zum erſten Male zuſammen; gleichzeitig mit der neuen Phaſe der Staatsentwicklung, die, wenn ſie auch, wie jede andere Halbheit, nie eine wirkliche Befriedigung erlangte und bald als unzulänglich erkannt wurde, doch dem politiſchen Bewußtſein der Nation einen bedeutenden Aufſchwung gab, fing „Fädrelandet“ ſeine Wirkſamkeit an. Es war ein würdiges Organ für das im Volke durch jene Inſtitution neu belebte Freiheitsgefühl und es wurde mit lebendigem Intereſſe begrüßt. Durch eine für damals noch ungemein freie Sprache zog es einen gefährlichen Preßproceß auf ſich, deſſen Gang das ganze Land, noch unter dem jungen Eindruck der neuen Inſtitutionen, mit ungewöhnlicher Theilnahme folgte. David wurde gerichtlich freigeſprochen, aber die abſolute Ruhe der beleidigten Majeſtät bedurfte wenigſtens der Satisfaction, und der Profeſſer der Staatsöconomie „fiel in Ungnade“ und wurde „in Gnaden und mit Penſion“ ſeines Amtes entlaſſen. Am Schluſſe des Jahres 1839 erſchien Fädrelandet als Tageblatt, und kurz darauf trat David von der Redaction ab, nachdem er ſich das unbeſtreitbare Verdienſt erworben hatte, den erſten Impuls zu einer ebenſo vorzüglichen als nothwendigen Oppoſition gegen eine alte abſolutiſtiſche Regierung gegeben zu haben, die ſich noch nicht recht daran gewöhnen konnte, die Strahlen ihrer eigenen Großthat zu vertragen. Die Redaction übernahm jetzt Cand. juris Gldwadt, dem, vom Jahre 1842 an, Cand. phil. Pleug zur Seite trat, und unter der Leitung dieſer beiden Männer — von denen Pleug Reichstagsdeputirter iſt — befindet ſich das Blatt noch heute. Es trat ins Frühjahr v. J., wo die conſtitutionelle Verfaſſung Dänemarks proclamirt wurde, in Uebereinſtimmung mit Gldwads Charakter, der, perſönlich wie politiſch, edel, rechtſchaffen und unbeſtechlich iſt, die bedeutendſte, conſequenteſte Stellung in der Oppoſition eingenommen, und es erwarb ſich in Pleug, dem politiſchen Redner und talentvollen Liederdichter, einen gebürtigen und begabten Journaliſten. Die eigenthümliche Stellung der Preſſe und der Regierung zu einander, überhaupt die eigenthümlichen Verhältniſſe Dänemarks, machten, daß die Oppoſition dieſes Blattes, wie überhaupt die Oppoſition der Preſſe, eine nur negative ſein konnte; der Regierung Bürgen zu geben und auf ſolche Weiſe die Kraft zu überwinden, die ſie gegen die vollſtändige Entwickelung der Freiheit ſetzt, iſt ſeine Hauptaufgabe geweſen. Die talentvollen und angeſehenſten „Liberalen“ als Lehmann, Monrad, Hage u. A. ſind Mitarbeiter des „Fädrelandet“ geweſen, und das Blatt hat der Freiheit unbeſtreitbare Dienſte erwieſen. „Fädrelandet“ war die Macht, die das Miniſterium des ancien régime ſtürzte und das erſte verantwortliche Miniſterium, das ſogenannte Caſino-Miniſterium, an's Ruder brachte, von dem — man ſage ſonſt was man wolle — ein in Wahrheit freiſinniger Grundgeſetz-Entwurf jetzt dem Reichstage vorliegt, ohne daß auch nur die geringſte gefahrdrohende Volksbewegung im Gefolge ihres Entſtehens geweſen. Seitdem die volle Freiheit Anerkennung der Regierung gewonnen, und die politiſchen Freunde des Blattes an's Ruder kamen, hat es allerdings viel von ſeinem früheren Anſehen verloren. Es war ſelbſt früher nicht ganz frei, wenn es Vertheidigung ſeiner politiſchen Freunde galt; es wurde vom März an ſein Loos die Männer zu ſtützen, die es ſelbſt in die Regierung gebracht hatte und die den Verhältniſſen weichen mußten, ohne dem Volkswillen volle Rechnung getragen zu haben. Die Folgen hiervon waren eine ſchwankende Haltung und häufige Widerſprüche, die, wie klug und gewandt ſie auch geſchahen, doch zu ſehr in die Augen ſpranngen, als daß ſie ohne gewichtige Angriffe hätten bleiben können, ſelbſt von Männern, die früher unbedingte Anhänger des Blattes waren; um ſo mehr, da es jetzt ſeine gelegentlichen Anſichten mit derſelben Schärfe auftheilte wie früher ſeine Principien. Es iſt wahr, das Blatt hat mit Aufopfe-

Digitized by Google

rung und großer Anhänglichkeit an seinen politischen Freunden gehalten und ihnen keinen Augenblick seine kräftige Unterstützung versagt, jedoch dieses Festhalten hat das Blatt eines talentvollen, hochangesehenen Oppositionsblattes zum Theil beraubt; denn es wird ihm schwer sein, das große Zutrauen wiederzugewinnen, das es sich durch seinen früheren Charakter erworben hatte.

Die „Kjöbenhavnspost" entstand im Jahre 1827, vom Secretair Lunge gegründet. Er bildete das Blatt nur zu einem Magazin für Neuigkeiten und zu einem charakterlosen Organ der kleinen Streitigkeiten und Interessen aus, die ein philisterhes Publikum bewegen. Als der bekannte Aigreen-Ussing einige Jahre später durch ein Paar vorzügliche Artikel in dem jetzt eingegangenen Blatte „Dagen" — ein Blatt, das, wie die ebenfalls eingegangenen Blätter „Aftenbladet" und „Nyt-Aftenblad," ohngefähr der Berlinschen Zeitung zur Seite stand — den Journalisten die Augen geöffnet und ihnen gezeigt hatte, daß die alten Gesetze eine weit größere Preßfreiheit gestatteten, als sie in ihrer Unkenntniß mit den Preßgesetzen und die Bureaucratie, für welche der verjährte Mißbrauch die Geltung des Rechts erlangt hatte, sich träumen ließen, wurde der merkantile Lunge der Erste, welcher in seinem Blatte eine Opposition gegen die Regierung anfing. Der Lesekreis des Blattes erweiterte sich bedeutend, besonders als Gödwad die Redaction übernahm und in „Kjöbenhavnsposten" zuerst seine große journalistische Tüchtigkeit bekundete. Die französische Juli-Revolution von 1830 weckte auch das politische Bewußtsein der Dänen, das aber — mag es sonderbar klingen — fast volle 9 Jahre hindurch auf Pietät gegen den greisen König, der so viel Lieb mit dem Volke getheilt hatte und persönlich so geliebt war, sich dem Absolutismus gegenüber doch in merkwürdigen Schranken hielt. Erst, wie schon erwähnt, mit der Thronbesteigung Christians VIII. trat die Opposition auf einmal über das ganze Land mit einer Kraft hervor, die Belege genug giebt für jene Zurückhaltung. Um diese Zeit, im Jahre 1839, als Gödwad die Redaction des „Fädrelandet" nach David übernahm, ging die des Kjöbenhavnsposten auf den jetzigen Redacteur Grüne über. Grüne ist Autodidact, ursprünglich Handwerker, ein Mann mit seltener geistiger Beschäftigung. Sein unbiegsamer Charakter, Eifersucht auf politische Celebritäten, ultrademokratische Grundsätze, Bitterkeit gegen Autoritäten und eine Geneigtheit, die wahrscheinlich von einem wenigen günstigen Schicksale und von dem Gefühle, daß er berechtigt sei, weit über einer Menge politischer Schreier zu stehen, würden ihn unter bürgerlichen Unruhen vielleicht zu einem Robespierre gemacht haben; jetzt haben diese Eigenschaften nur die Tendenz seines Blattes bestimmt. Er ist fast stets unzufrieden in seinem Tone, bitter und höhnend, mitunter derb, zu derb in seinen Angriffen, und diese gelten Allem, was sich gegen die Volks-Herrschaft stellt. Ohne sich geradezu für den Communismus zu erklären, hat Kjöbenhavnsposten doch einen kleinen Anstrich davon, und wäre es nicht fast undenklich, daß diese Krankheit Dänemark erreichen sollte, wir würden die „Kjöbenhavnspost" als ihr zukünftiges Organ betrachten. Während aber so viele Andere ihren Charakter gewechselt und den Mantel nach dem Winde getragen haben, sind Grüne und sein Blatt dieselben geblieben, weswegen „Kjöbenhavnsposten" jetzt auch ein bitterer Antagonist des „Fädrelandet" ist, mit dem sie früher gemeinschaftlich Sache machte. Kjöbenhavnsposten nimmt keine Rücksichten, gegen Alles was ihr volksfeindlich erscheint, tritt sie kräftig und entschieden auf. Ist „Fädrelandet" das Organ der sogenannten Eiderdänen, und betrachten alle übrigen Blätter die schleswigsche Frage als eine Lebensfrage, nehmen sie alle Partei für diese Frage, „Kjöbenhavnsposten" nimmt nur Partei für die reine Democratie, die Volksfreiheit geht ihr über Alles.

Durch diese drei genannten Journale und zwischen ihnen sind die Hauptschlachten auf der Arena der politischen Freiheit in Dänemark geliefert worden. Den übrigen Blättern der nationalen Politik, die allerdings Theil an dem Kampfe genommen, aber nicht entscheidend auf ihn eingewirkt haben, wird es einem fremden Publicum gegenüber genügen eine kürzere Charakteristik der hervorragendsten unter ihnen zu geben. Unter diesen nennen wir zuerst das Tagblatt „Flyveposten" das namentlich in Kopenhagen eine sehr bedeutende Anzahl Abonnenten hat. Es wurde früher nur eben als ein Neuigkeits-Blatt und zwar als kein ganz zuverlässiges betrachtet. Die mitunter ergötzliche Schnelligkeit und Divinationsgabe mit denen es noch seine Neuigkeiten bringt, macht es in dieser Hinsicht auch noch nicht ganz zuverlässig. Es ist, wenn auch gerade nicht mit Talent, so doch mit einer gewissen Umsicht redigirt, ist in seinen politischen Ansichten unparteiisch und unbefangen und hat sich namentlich in den letzt verflossenen Jahre zu einem höheren Standpunkte aufgeschwungen, als der war, auf dem es bisher stand. Es ist vornehmlich das Blatt des schlichten Bürgers und übt gerade keinen geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung aus.

„Nord og Syd" ist der Name einer politischen sehr beliebten Monatsschrift von dem frühern Redacteur des „Corsar," dem auch als Novellendichter (Adolph Meyer) bekannten, talentvollen Verfasser Adolph Goldschmidt herausgegeben, und wenn wir nicht irren, bisher auch von ihm allein geschrieben. Die Schrift breitet sich mit vieler Gewandtheit über alle Arten socialer Interessen aus, liefert sehr interessante von Studium und unbefangener Auffassung zeugende Betrachtungen über sowohl in- als ausländische Verhältnisse, auch rein politische Artikel, die selbst bei den Democraten, mit denen sie durchaus nicht sympathisirt, Aufmerksamkeit erregen. Die Schrift ist zu jung, um schon jetzt eine nachhaltige Wirkung auf das Publicum geübt haben zu können. Sie erscheint erst seit Mitte des Jahres 1847. Dansk Ugeskrift, eine Wochenschrift, die von dem Professor Schouw, dem Präsidenten des Reichstags, seit einer langen Reihe von Jahren herausgegeben wird, hat zwar nur einen kleinen Leserkreis, aber durch gehaltvolle politische Artikel, die in dem Blatte mit interessanten wissenschaftlichen Abhandlungen abwechseln, einen wesentlichen Nutzen gestiftet und sich einen hoch geachteten Namen erworben.

Der Provinzialblätter, die sich sowohl mit auswärtiger als nationaler Politik beschäftigen, haben wir bereits Erwähnung gethan; von den sieben Stiften, in die Dänemark eingetheilt ist, hat neben anderen kleineren Blättern und Journalen, jede Hauptstadt des Stifts ihre politische und Avertissements-Zeitung; nur drei bis vier unter ihnen zeigen ein bewußtes selbstständiges Streben, sich in ihrer Wirksamkeit über das locale hinaus zu schwingen. Aber einer wenn auch nicht ausgezeichneten so doch weit über dem Mittelmäßigen stehenden Volksschule, so wie der Selbstadministration der Stadt- und Landgemeinden und dem Umstande, daß die Haupt-Oppositionsblätter „Fädrelandet" und „Kjöbenhavnsposten" gewußt haben, sich selbst in den kleinsten Städten und Ortschaften in mehreren Exemplaren Eingang zu verschaffen, so daß die Bewohner der Provinzen bei weitem nicht in ihren Local-Interessen aufgehen, sondern lebendigen Antheil an dem Staatsleben nehmen, schuldet Dänemark die klare und besonnene Theilnahme, die das ganze Volk bei den erfreulichen, wie bei den trüben politischen Umwälzungen und Zuständen des verflossenen Jahres bezeugt hat.

Die politischen Begebenheiten des verflossenen Jahres haben mehrere neue politische Journale ins Leben gerufen, große wie kleine, unter denen nicht weniger als fünf oder sechs verschiedene, die in Kopenhagen erscheinen. Einige von ihnen sind bereits wieder eingegangen, neue werden entstehen, aber da die Verhältnisse sich bei weitem noch nicht consolidirt haben, so ist das bei jung Leben jener Blätter, die gerade diesen Verhältnissen ihr Dasein schulden, auch nicht geschieht, und von ihrer Wirkung, ihrer Stellung, ihrem Einfluß läßt sich wenig sagen. Wir wünschen denen unter ihnen Glück, die zur Belebung des Volkes und zur Stütze der wahren Freiheit wirken. — o

Herr von Gagern und die dänische Frage.

In dem Augenblick, wo die wichtige Entscheidung bevorsteht, ob der Krieg mit Dänemark erneuert, ob ein ehrenvoller und gerechter Frieden abgeschlossen wird, ist die Erklärung des Herrn von Gagern in Betreff der Kündigung des Waffenstillstandes von nicht geringer Bedeutung.

Digitized by Google

Man war zu der Erwartung berechtigt, daß der Mann, dessen Stellung ihm einen so bedeutenden Einfluß auf das Wohl und Wehe einer Nation von 40 Millionen giebt, daß der Präsident des deutschen Reichsministeriums in seiner Auffassung der Verhältnisse, frei von jeder kleinlichen Parteileidenschaft sein werde; von ihm konnte man — nicht Billigkeit, sondern Gerechtigkeit, dem Feinde gegenüber fordern, und seine subjective Neigung war das, was am Allerwenigsten durchblicken durfte, wenn er von den Vertretern des gesammten deutschen Volkes eine officielle Erklärung abgab.

Wenn Herr von Gagern die Kündigung des Waffenstillstandes „unfreundlich und übereilt“ nennt, so können wir in seinen Worten unmöglich den ruhigen, klarsehenden Diplomaten erkennen. Es ist ein erregter Anbänger der Partei, den wir hier hören. Müssen wir es ihm in's Gedächtniß zurückrufen, daß Dänemark vom ersten Augenblicke ab erklärt hat, den gegenwärtigen Zustand nicht länger tragen zu wollen, als es durch die Convention dazu gezwungen ist? Wessen Schuld war es, wenn die Friedensunterhandlungen so lange im diplomatischen Verkehre hingezogen wurden, daß sie nun erst im siebenten Monate des Waffenstillstandes begonnen werden? Sprach die Bedeutung der gemeinsamen Regierung, die Besetzung Alsens, sprachen die Worte des Königs nicht laut und deutlich genug, und war man berechtigt, diese Stimmen zu überhören und wirklich noch an der Kündigung zu zweifeln? — Die Minister der deutschen Tage sollten es doch wissen, daß der Wille eines Volkes zehn schwerer in der Wagschale wiegt, als in den guten alten Tagen, und Herr von Gagern kennt die Facta sowohl, als die Stimmung des dänischen Volkes zu gut, als daß wir nöthig hätten, ihm zu sagen, daß der Tag, an dem der König von Dänemark, sein Wort brechend, den Waffenstillstand in der frühern Gestalt erneuern wollte, der Tag des Sturzes der Regierung in Kopenhagen sein würde. —

Daß der diesseitige Gesandte seine Zustimmung zu einem Vorschlage der Verlängerung des Waffenstillstandes erklärt hat, konnte nur dann „als Beweis der Bereitwilligkeit zur friedlichen Verständigung“ von Bedeutung sein, wenn diese Verlängerung auf Abänderung einiger Punkte des frühern Waffenstillstands dachte. Artikel VII der Convention ist in seiner praktischen Anwendung von deutscher Seite so eigenthümlich commentirt worden, daß wir es Dänemark nicht so übel nehmen können, wenn es fernerhin keine Buß verspürt, unter der Zweideutigkeit diplomatischer Actenstücke zu leiden. Bedenken wir ferner, daß jeder neue Monat die See-Blockirung Deutschlands fordert, und Dänemark somit die einzige Macht hat, entweder auf einen Waffenstillstand zu bestehen, der ihm sichere Garantieen eines billigen Friedens bietet, oder aber die Zeit zu benutzen, in der es wenigstens nach einer Seite hin noch einen Vortheil vor Deutschland voraus hat, — es ist doch wohl billig, dem Gegner das Recht zu zugestehen, daß er die Verhältnisse auch zu seinem Gunsten ausbeute — so werden wir kaum dem Herrn von Gagern beistimmen können, wenn er behauptet, die Convention sei in einer den Verhältnissen nicht entsprechenden unförmlichen Weise gekündigt worden. Wir werden ferner dem Herrn Ministerpräsidenten nicht Recht geben können, und glauben auch nicht, daß das Cabinet von St. James ihm beistimmt, wenn er behauptet, daß die Kündigung einer erneuerten Kriegserklärung gleichkomme. Wenn nicht früher, so wußte Dänemark jetzt, vor Beginn der Friedensunterhandlungen, den Waffenstillstand kündigen, oder es erklärte durch sein Schweigen, daß es einen Frieden annehmen würde, der auf gleicher Basis mit dem Malmöer Tractate stehe. Und somit hatte der dänische Gesandte vollkommen Recht, wenn er die Kündigung aus dem Gesichtspunkte der Besorderung des Friedens darstellte; denn Unterhandlungen, die auf einen so unfruchtbaren Boden, wie den der Waffenstillstands-Convention wurzeln, würden nie und nimmer zu einem heilbringenden Ziele führen. Wenn die eingeleiteten Friedensunterhandlungen als unterbrochen zu betrachten, wenn sie gegenwärtig dahin gerichtet sind, die Feindseligkeiten bis zu einem weiter zu bestimmenden Ziele nicht erneuern zu lassen, so wird auch diese Unterbrechung dem Frieden förderlich sein, denn der status quo wird nicht wieder lebensthätig, sondern der etwa erneuerte Waffenstillstand nur der Art abgeschlossen werden, daß er ein sichrer Vorbote des Friedens genannt werden kann.

Dänemark kann den Krieg, selbst von Schweden und Rußland unterstützt, nicht wünschen, denn es weiß zu gut, daß der Krieg nicht nur den Wohlstand des Landes auf lange Zeit hin untergräbt, sondern auch der freiheitlichen Entwickelung des Volkes hemmend in den Weg tritt; Dänemark weiß den Werth der russischen Hülfe zu schätzen; das „timeo danos, et dona ferentes“ steht ihm gewiß in seiner ganzen gefahrdrohenden Macht vor Augen; aber es muß, dem Ertrinkenden gleich, nach der rettenden Hand greifen, Deutschlands Sache aber ist es, durch eine gerechte und kluge Politik zu verhindern, daß der skandinavische Norden, der seiner ganzen Natur nach so entschieden zu einem freundschaftlichen Bunde mit Deutschland bestimmt ist, am Gängelbande des russischen Czaren geführt werde. Ein Bündniß mit Dänemark, wird Deutschland mehr Ehre und Vortheil bringen, als es je durch die Eroberung eines Länderfreisens erlangen kann, der zur Hälfte wenigstens nicht zu uns gehören will. F.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Die Aristokratie in den Herzogthümern.

Kopenhagen, den 19. Februar. Ein Umstand der hauptsächlich zur Ungnsteiberheit in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und zur Entwickelung der dortigen politischen Bewegungen beigetragen hat, der aber gleichwohl bis jetzt nur selten und oberflächlich in öffentlichen Blättern berührt worden, ist die allerdings in vieler Beziehung mangelhafte Verwaltung jener Herzogthümer. Sehr! sagte man zu dem einfachen Bürger und Landmanne, wie eine wesentlichen Interessen bewohrt sind: von unsern Collegien und Localbeamten hört man selten anders, als wenn es sich um Beschränkung der bürgerlichen Freiheit, um Einforderung von Abgaben und Gebühren u. s. w. handelt. Es wird von der Regierung für die Wohlfahrt unserer Herzogthümer so wenig gethan, daß wir überhaupt soll nur als Staatsangehörige in Betracht zu kommen scheinen, insofern Lasten und Beschwerden zu tragen sind. Das ist die Schuld der dänischen Collegien und der Dänen in Kopenhagen. Es dürfte daher wohl der Mühe werth sein, den Grund dieser Beschuldigungen einer tiefen Beleuchtung zu unterziehen. Dabei müssen wir jedoch gestehend hervorheben, daß die Partheі der Schleswig-Holsteiner und der schleswig-holsteinischen Geburtsaristokratie, der Bloßrenkratie und den Eherichten bestand, denen die Mehrzahl der Advocaten in Rede und Schrift diente. Alle diese Classen sind nämlich stets in den hiesigen Collegien und in ihrem Sinne wohl repräsentirt gewesen. Die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei, so wie die deutschen Abtheilungen der Renten- und Generalzollkammer zählten in ihrer Mitte, mit ganz wenigen Ausnahmen unter den Subalternen, immer nur Angehörige der Herzogthümer und dieser Stände. Diese Collegien aber sind es, welchen d'e höhere Verwaltung Schleswigs und Holsteins obliag, mithin ist es klar, daß alle jene Uebelstände der Administration, welche man dort mit Recht beklagt, nicht der „dänischen Regierung“ oder den „Dänen“, sondern gerade den Vertretern der Schleswig-Holsteinischen Partheі zur Last fallen. Wie sehr diese nun in ihrer Eigenschaft als Collegien-Räthe bemüht gewesen sind, selbst auf Kosten der wahren Volksinteressen, Partheiwecke zu fördern, dürfte nachstehende kurze Darlegung ergeben.

Die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei namentlich hat in einer großen Reihe von Jahren die in ihren fatalsten bekannten Folgen so höchst verderbliche administrative Verfassung jener beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein vorbereitet, gehegt und gepflegt, und es war derselben innerlich gewiß ein freudiges Ereigniß, als der bekannte Uko Lorvsen im Jahre 1830 mit seinen Constitutionsvorschlägen hervortrat. Aeußerlich benahm man sich freilich anders. Lorvsen selbst wurde von der eigenen Partei kleidos angeklagt und verurtheilt, ohne daß man ihm damals von irgend einer Seite aufrichtige Theilnahme widmete. Gleichwohl war er einer der edelsten Demokraten, die unsere Geschichte kennt, und der unerschrockenste Vorkämpfer wahrer bürgerlicher Freiheit. Aber eben das war in den Augen der schleswig-holsteinischen Großen sein Hauptverbrechen und eben deßhalb mußte er unschädlich gemacht werden; denn von jener Seite wollte man keineswegs eine liberale, sondern vielmehr eine, die auf Kosten der eigentlichen Rechte bodenden alten Begünstigungen einzelner hoher Classen constitutionelle aristokratische Verfassung. Ueberdieß war seine Verurtheilung nothwendig, wenn man in der angedeuteten Richtung aus seinem Auftreten den ganzen denkbaren Nutzen ziehen wollte. Während man nemlich einen so offen sich kund gebenden Schleswig-Holsteiner als Opfer seiner edlen Freiheitsbestrebungen fallen ließ, konnte man im Stillen mit um so sicherem Erfolge für den verderblichen Schleswig-Holsteinismus wirken, und eben daher der oben angedeutete, in den hohen geschlossenen schleswig-holsteinischen Kreisen der Zeit herrschende Jubel. Die Früchte der damaligen Bestrebungen in jener Beziehung waren namentlich die Errichtung der schleswig-holsteinischen Regierung auf Gottorff und des Oberappellationsgerichts in Kiel, so wie der berathenden Ständeversammlungen in Schleswig und in Holstein. Bekanntlich man nicht sogleich, ähnlich der schleswig-holsteinischen Regierung, auch eine vereinigte schleswig-holsteinische Ständeversammlung ins Leben treten ließ, erklärt sich vielleicht aus dem Umstande, daß man blos für zu auffällig hielt, während man auf der andern

Digitized by Google

Seite sicher darauf rechnete, daß die getrennten Ständeversammlungen schon auf ihre Vereinigung und auf ein vollendet zu constituirendes Schleswig-Holstein hinwirken würden. Auch klingt die Benennung: Schleswig-Holsteinische Provinzial-Regierung, welche man der Gottorffer Regierung officiell beilegte, fast wie Ironie, denn man war weit entfernt, „Schleswig-Holstein“ als eine Provinz Dänemarks anzusehen, und jene neugeschaffene Behörde sollte augenfällig nur für den künftigen von Dänemark unabhängig zu machenden „Schleswig“ einen Anhaltspunkt bilden. — Der vorsitzende Chef ist der Schöpfer dieser Institutionen, wohlan er auch im Grabe noch von den „Schleswig-Holsteinern“ belobt werden ist.

Es ist ferner bekannt, daß in den Herzogthümern Schleswig und Holstein eine große Rechtsverwirrung herrscht, so daß es um die Sicherheit der Personen und des Eigenthums höchst mißlich steht. Der verewigte Obergerichtsrath, Kanzleiconsulent Freiherr v. Eggers, welcher, zu seinem Ruhme sei es hier bemerkt, eine ehrenvolle Ausnahme von der schleswig-holsteinischen Aristokratie und Bureaukratie machte, hatte daher auch bereits im Jahre 1799 einen im Druck erschienenen Entwurf einer allgemeinen bürgerlichen Prozeß- und Gerichtsordnung, so wie im Jahre 1806 einen gleichfalls gedruckten Entwurf eines peinlichen Gesetzbuchs für die oberherrlichen Herzogthümer ausgearbeitet, ohne daß selbige bis jetzt zu Gesetzen gediehen sind. Wesshalb ist dies nun bei dem allgemein vom Volke gefühlten Bedürfnisse bisher unterblieben? Einfach deshalb, weil die Herren Bureaukraten und die meisten der dortigen Advocaten, deren Interessen am Gelahnen der Separationssucht von den besten schleswig-holsteinischen Gesetzgebern gefochten werden müssen, dabei ihre Rechnung nicht finden. Wenigstens die Hälfte der circa 250, sage zweihundertundfünfzig, in den Herzogthümern wohlbelobten Advocaten müßte, namentlich bei einer gehörig geregelten Instituirung, dort zu Grunde gehen.

Ebenfalls hat man bereits seit dem vorigen Jahrhundert die Nothwendigkeit einer neuen Steuermaßhabe dort gefühlt, und diese ist auch von der Regierung erkannt worden. Nach der Verordnung vom 24. Mai 1783 sollte daher eine neue Abgabesetzung vorgenommen werden. Dies kam jedoch nur im Amte Hadersleben zum Vollzuge. Weshalb, fragt man auch hier, in den übrigen Theilen der Herzogthümer nicht? Weil in diesem Falle die Geburtsaristokratie, die großen Grundherren, dabei zu kurz gekommen wären. Es gilt nämlich in Schleswig sowohl, wie in Holstein als Hauptterm der Besteuerung immer noch die nach dem Kataster von 1636, in den Jahren 1643 bis 1652 renovirte Landesmatrikel vom 26. Mai l. J., mit einigen im Laufe der Zeit hinzugefügten Additamenten u. s. w. Diese ist aber veraltet und, weil in zweihundert Jahren die Objecte der Pflugansätze sich außerordentlich verändert haben, das angenommene Pflug- oder Hufenmaß kein bestimmtes Etwas mehr. Gleichfalls ist die sogenannte Steuerregulirung von 1802 an sich schon höchst mangelhaft, weil nämlich darnach der eine Grundbesitz nach wirklichem Flächenmaße, der andere nach bloßer Angabe abgeschätzt, wesshalb denn einiges Land zu hoch, anderes zu niedrig taxirt, so wie auch vieles Land, welches damals urbar war, nicht zur Steuer angesetzt, dagegen manches, welches der Zeit unurbar war, mit zur Steuer hinzugezogen worden ist. Aber, und das giebt, wie berührt, noch heutigen Tages, für die Beibehaltung dieser abnormen Zustände den Ausschlag: der Adel, die großen Grundherren, stehen sich wohl dabei; die Aemter und Landschaften zahlen factisch verhältnißmäßig dreimal so viele Abgaben an den Staat, als die adeligen Güter und Klöster!

Diese Thatsachen mögen für diesmal genügen. Sie zeigen auf das Unzweideutigste, daß in einzelnen wichtigen Fällen der gute Wille unserer Monarchen, in Beziehung auf die Beförderung unseres wahren Wohls, nimmermehr zur That oder auch gänzlich behindert worden ist, und wie gerade die Partei der Schleswig-Holsteiner dies verschuldet hat, diejenige Partei, welche, wie nicht oft genug hervorgehoben werden kann, ihren auf die Verwaltung gehabten nachtheiligen Einfluß dadurch zu verschleiern sucht, daß sie ihre eigenen Sünden in dieser Hinsicht den „dänischen Rathgen“ und den „Dänen in Kopenhagen“ aufzubürden sich bestrebt. So wie es aber in den angeführten Fällen im Großen herging, so gestaltete es sich auch im Kleinen. Sobald irgend eine in Anregung gebrachte Reform die Interessen der Angehörigen der schleswig-holsteinischen Partei bedrohte, wurde sie durch alle zu Gebote stehende Mittel hintertrieben. Die Geburtsaristokratie diente in dieser Beziehung den, mit weniger Ausnahme gleichgesinnten Bureaukraten, und diese wieder der ersteren. Das Volk aber konnte mit seinen Beschwerden nicht durchdringen. So z. B. stellten vor ein paar Jahren die Alsener Bauern der schleswigschen Ständeversammlung vor, daß der Herzog von Augustenburg zu ihrem großen Schaden einen übergroßen Wildstand halte, und baten die Ständeversammlung um ihre Verwendung. Obgleich sie nun zur Unterstützung ihrer Klagen anführten, daß das Wild ihre Aecker selber theilweise ruinirt habe; obgleich es ferner allgemein bekannt war, daß der Herzog, im Widerspruche mit der Forst- und Jagdverordnung von 1784, wornach unter Andern die Fähe vertilgt werden sollen, vollständige Fuchsrolonien anlegte, so wurden ihre Beschwerden dennoch auf eine Weise beseitigt, die Sr. Durchlaucht an der Fortsetzung der auf Kosten der kleinen Landesherr gehörten Jagdfreuden im Mindesten nicht beschränkte, die Bauern aber dazu bestimmen mußte, künftig ihren Schaden stillschweigend zu tragen.

Kopenhagen. Die Zeitungen sprechen sich über die Kündigung des Waffenstillstandes fast übereinstimmend aus, und wenn man sich auch rüstet, sowohl zu Lande als zu Wasser, so ist doch die Stimmung vorherrschend. Die Berlingsche Zeitung bringt — in einer Antwort an den „Altonaer Mercur“, vom 25. Jan., welchem es schlechterdings gelungen wurde, daß Beamte der Herzogthümer von der provisorischen und gemeinsamen Regierung abgefeyt seien, weil sie ihrem legitimen Landesfürsten die Treue hätten bewahren wollen, — ein Verzeichniß von 52 Beamten, die von jenen Regierungen abgesetzt sind; bei einigen der Absetzungen sind Anstellung und Gehalt, Arrest, ja gerichtliche Verfolgung wegen Landesverrätherei, in Anwendung gebracht. — Indem die gemeinsame Regierung, die in ihrer Proclamation vom 22. Octbr. v. J., gleiche Behandlung und gleichen Schutz, für die dänische und die deutsche Bevölkerung der Herzogthümer versprach, nicht jene, ohne alle anderen Gründe, als die obengenannten, verschiedenen Beamten wieder eingesetzt hat, scheint sie im hohen Grade sowohl ihr Mandat, als ihr gegebenes Wort, unberücksichtigt gelassen zu haben, trotzdem, daß namentlich, hinsichtlich mehrerer der abgesetzten Prediger, die Gemeinden Reclamationen, mit Bezug auf jene Bekanntmachung vom 22. Octbr. v. J., schriftlich und dringend bei ihr eingereicht haben. — Von Augabe der Kleine Korrespondenzblätter, daß unter den kürzlich in der dänischen Armee avancirten Officieren sich drei Schleswigholsteiner, Krabbe von Schleswig, Wagener von Rendsburg und Irminger von Glückstadt befinden, wird von der genannten Zeitung bemerkt, daß noch mehrere Officiere, die in Schleswig oder Holstein geboren sind, kürzlich avancirt sind, als Assen in dem Ingenieur-Corps, Baggesen in dem Generalstabe, Kauffmann und Kranold, beide in dem Generalstabe und geborne Holsteiner, Jensen-Tusch, Graf H. U. Baudissin, Schnitler und Schädtler, theils in Holstein, theils in Schleswig geboren, und daß es überhaupt eine Thatsache ist, daß das Officier-Corps der dänischen Armee noch viele Waffenbrüder zählt, die entweder in Schleswig oder in Holstein geboren sind. Man braucht aber nicht „Schleswigholsteiner“ zu sein, weil man in einem der Herzogthümer geboren ist. — Ueber die Affaire bei Bröns, so wie über den letzten Conflict zwischen den Dänen und „schleswig-holsteinischen“ Jägern, bei dem Brückenkopfe bei Sonderburg wird berichtet, daß es sich, während der gerichtlichen Behandlung von Seiten der schleswig-holsteinischen Beamten bei dem erfolgenanten Falle herausgestellt hat, daß die vorellige Meinung gewisser Blätter und Parteien, als hätten die Dänen, und zwar die dänischen Behörden in Alsen, den Zusammenstoß bei Bröns veranlaßt, und dazu aufgefordert, eine grundfalsche gewesen ist; es hat sich vielmehr erwiesen, daß die dänischen Autoritäten dort Alles dazu beigetragen haben, die Affaire so mild zu verhindern. Zu dem Conflicte bei Sonderburg, haben die schleswig-holsteinischen Jäger die Veranlassung gegeben, indem sie eine Barriere perkaren und sich innerhalb der Befestigungswerke gedrängt hatten. Ein unbewaffnetes Boot, das man nach Beobachtung dieses Schrittes von der Brigg „Mercurius“ an's Land entsandte, wurde mit einem Kugelregen empfangen, und erst ein Kommando von 100 Mann brachte die Jäger zum Zurückstehen, indem sie doch den, nach Uebereinkunft mit dem General Bonin bei den Werken angestellten civilen Aufseher mit sich schleppten. Auf eine Klage über diesen Vorfall, an den Regierungs-Commissair Stedmann und den General Bonin gerichtet, ist der Aufseher sofort freigelassen und der General hat mitgetheilt, daß der Führer jener Jäger-Abtheilung bereits mit Arrest belegt ist, und vor's Gericht wegen des begangenen Fehlers gestellt werden würde. — Hinsichtlich der Beschwerden, über die Besatzung der Postwagen und Beleidigung der Postconducteure in Kolding, scheint die Schuld auf beiden Seiten zu sein, denn wenn auch die Wagen mit „schleswig-holsteinischen“ Emblemen versehen gewesen, und einzelne Conducteure sich unpassend benommen haben — die eigentlichen Postführer der Herzogthümer, werden für ihr musterhaftes Betragen von den Dänen gelobt — so giebt dieses doch keinenwegs der Koldinger Polizei das Recht, ein ruhiger Zuschauer bei Besudelung der Wagen vom Pöbel zu sein, und wenn die Post, mag sie ausfehen wie sie will, und ihre Postillons und Conducteure gekleidet sein wie sie wollen, nicht unangetastet ihre Wege fortsetzen kann, dann bedauert die Behörde, die jedenfalls darüber machen muß, eine nicht zu entschuldigende Schwachheit. — Eine Bekanntmachung des Finanz-

Digitized by Google

ministeriums veröffentlicht den Plan zu einer directen Dampfschifffahrt zwischen London und Jütland, die dampfschiffahrt für die Kaufahr von Horn-Vieh bestimmt ist. Laut dieser für Jütland wichtigen Veranstaltung werden vorläufig 2 Dampfschiffe in angemessenen Zwischenräumen jeden Sonnabend von Hjerting (Westküste), Aarhuns und Aals (Ostküste). auf der einen Seite und London auf der andern, vom Anfang des Monats April geben. Die Fracht per Stück großes Vieh ist auf 2 £ für die Route Esbierg-Hjerting, auf 3 £ für die andere Route festgesetzt. Uebrigens ist die Fahrt, wie aus den Frachtabschlüssen hervorgeht, auch auf Export von Getraide und Import von Manufakturwaaren berechnet. Der frühere Fabrikinspector in Altona, Dr. Poulsen, ist als Dampf-Commissionair für die fungirende Entreprise in Hjerting angestellt. Eine directe Dampfschiffs-Verbindung zwischen Kopenhagen, Gothenburg und Hull wird gleichfalls projectirt. — Man erwartet bald die Ankunft des neuen in London, für Rechnung der Regierung gebauten Dampfschiffs „die Eider", welches eine Größe von 455 Tonnen und 200 Pferde Kraft hat. Gleichzeitig mit der Anschaffung neuer Schiffe ist das Gerücht, daß 3 der dänischen Linienschiffe an die österreichische Regierung verkauft seien, in Umlauf gesetzt worden; es scheint, als ist die öffentliche Meinung nicht gegen einen solchen Handel, weil die großen Schiffe zu kostbar im Vergleich zu dem Nutzen sind.

Notizen.

[Tout comme chez nous.]

Wenn wir unsern Lesern hier zwei Stellen aus den Memoiren des Herzogs von Sully, Ministers Heinrichs IV. von Frankreich mittheilen, so wollen sie uns dies Abweichen von unserem Wege verzeihen. Die Wahrheit und die Anwendbarkeit auf unsere jetzigen Zustände ist in beiden zu frappant, als daß wir uns den Genuß hätten versagen können, unsern Lesern zu zeigen wie im 16. Jahrhundert der allmächtige Minister eines Autokraten gedacht hat.

„Das Verfahren des Hofes ist in der That sehr sonderbar. Ja, es wäre ein unbegreifliches Geheimniß sein, wenn man nicht wüßte, welche Veränderungen in dem Gemüthe eines Prinzen (Heinrich III.) vorgehen können, der sich von Unentschlossenheit, von Furchtsamkeit und Trägheit beherrschen läßt. Mehre ist in Staatssachen schlimmer, als eine solche Unschlüssigkeit. Man muß, in gefährlichen Umständen, nicht Alles, aber auch ebenso wenig gar Nichts den Zufall überlassen. Aber, wenn man einmal nach kalter und reifer Ueberlegung etwas gewählt hat, so müßte denn auch alle Schritte gerade auf dieses Ziel hin gehen. Einen nothwendig gewordenen Frieden kann man zwar nicht zu thener erkaufen, noch zu sehr beschleunigen; allein in kritischen Umständen muß man aufs Sorgfältigste zu verhüten suchen, daß die Gemüther des Volkes nicht lange zwischen Frieden und Krieg ungewiß bleiben."

„... Die zweite Nachricht, daß Paris sich empört, und daß der König (Heinrich III.) diese Stadt verlassen habe, folgte der ersteren unmittelbar nach, und ward durch einen Kourier verbreitet, der diese Neuigkeit dem Herzog von Epernon hinterbringen mußte. Dergleichen entsetzlichen Demüthigungen sah sich ein König ausgesetzt, der sie weder verhüten, noch unterdrücken, noch die Faktionen zergheilen konnte; der seine Zeit mit Musikaufzügen verdarb, wo er handeln sollte, der weder Klugheit noch Standhaftigkeit blicken ließ; der sogar weder seine Unterthanen, noch die, welche zunächst um ihn waren, kannte. Die Revolutionen großer Staaten sind keine Wirkung des Ungefährs oder des Eigensinns der Völker. Mehr reizt die Großen eines Reiches so sehr zum Aufruhr, als eine schwache und unordentliche Regierung. Das gemeine Volk empört sich niemals aus bloßer Empörungssucht, sondern um eine unerträgliche Last abzuwerfen."

[Classisch-ecclesiastische Curiosität.]

Diese neue 5% Anleihe fand bereits Käufer in Hamburg mit 89—91%. Die ganze Anleihe beträgt 800,000 £ Sterling und ist zu 84% abgeschlossen. Auf der Londoner Börse, wo eine auf 150,000 £ creirte Subscription sofort Unterzeichnungen für eine Million fand, sind schon 4—4½% Agio geboten worden.

[Die Landkadetten-Akademie zu Kopenhagen.]

Die Landkadetten-Akademie zu Kopenhagen, die bis jetzt nicht allein eine Militair-, sondern auch eine Real-Schule war, vermaßen, daß sie eigentlich militairischen Wissenschaften nur in der letzten sogenannten Abgangs-Klasse mitgetheilt wurden, ist kürzlich in eine rein militairische Anstalt umgewandelt worden, indem man die jüngste Klasse, die Real-Klasse, hat eingehen lassen. Der Staat spart hierdurch eine nicht kleine Summe, deren Ausgabe überhaupt in den letzten Jahren sich nun so überflüssiger gezeigt hatte, als die privaten Institute der Hauptstadt ihre Eleven direkt an die Abgangs-Klasse der Akademie dimittirten.

[Spielkarten-Betrug in Dänemark.]

Als ein Beweis gegen Verbot und hohe Schutzzölle führt die Berling'sche Zeitung an, daß die Zollintraden und Stempel-Abgaben von Spielkarten, deren Einfuhr in Dänemark die Gabe des Jahres 1847 gänzlich stocken war, den Ansatz um 100% überstiegen haben. Man hatte auf 114,000 Spiel inländische und ausländische Karten jährlich gerechnet, von welchen jene Intraden sich auf 11,057 Rbdlr. belaufen würden; es zeigt sich aber jetzt, daß der Verbrauch während der ersten Hälfte des vorigen Jahres bereits 111,000 Spiel gewesen ist, also fast das Doppelte des Ansatzes.

[Zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage.]

„Neuste Nachrichten", hat unter der Rubrik „Dänemark" folgende Notiz, die einen ganz neuen Plan zur Lösung jener Frage enthält: „Von mehreren Seiten" heißt es — schlägt man jetzt vor, daß Dänemark sogleich Deutschland die Herzogthümer Holstein und Lauenburg abtreten solle, dagegen das Herzogthum Schleswig behalten. Die beiden ersteren nannten Länder sollen dem Großherzoge von Oldenburg bereits jetzt, während des Lebens König Friederichs VII. übertragen werden, während Dänemark und Schleswig später mit Norwegen und Schweden unter der Dynastie Bonadotte sich vereinigen solle — ein Arrangement, durch welches sowohl Dänemark als Deutschland gewinnen würden." —

[Schwedische Rüstungen.]

Aftonbladet meldet, daß man sowohl an Errichtung des bereits besprochenen Lagers von 20,000 Mann Truppen in Schonen, als von dem Zusammenziehen der Regimenter Westgötha, Wärmeland und Nerike bei Skara ernstlich redet, und daß die Gerüchte hiervon wohl Wahrheit enthalten.

[Kriegsrüstungen in Schweden.]

— „Dagligt Allehanda" erzählt, daß eine große Anzahl deutscher Handelsreisender sich für den Augenblick in Stockholm und anderen schwedischen Städten aufhalte, und daß die Behörden ihnen, in derselben Weise wie den Einwohnern der Städte, Kriegsdienste aufbeordere. Nach dem zweiten Artikel des schwedischen Kriegsdienst-Gesetzes muß nämlich Jeder, der eine obrigkeitliche Bewilligung auf irgend ein Geschäft hat, wegen der Rüstungen dieses Sommer Kriegsdienst leisten, und den Handelsreisenden, die für eine drei monatliche Bewilligung zum Hausiren 60 Thlr. Banko entrichten, fordert man 6% Kriegssteuer ab.

[Zollrevisionsdistrikten in Stockholm.]

Das Zollamt in Stockholm hat kürzlich eine Waaren-Konfiskation im Werthe von 25,000 Rbdr. Banko gemacht. Die Absender hatten Fustagen mit doppeltem Boden benutzt, und scheinbar waren die Fustagen mit Reis, Kaffee ꝛc. gefüllt, während sie in der Wirklichkeit Seidenzeug, Tuch, Porzellan und andere Sachen enthielten. Das Ganze, und dieses ist das Merkwürdige dabei, war an einen in Stockholm wohnenden französischen Diplomaten adressirt, der aber nichts davon wissen will. —

[Stockholms Bevölkerung.]

Im Jahre 1848 hat die Volksmenge Stockholms sich wiederum verringert. Es sind 1978 Individuen geboren und 2346 gestorben, also 368 mehr gestorben als geboren. In demselben Jahre sind 555 Ehen in Stockholm eingegangen.

[Dagligt-Allehanda.]

Das Stockholmer Oppositionsblatt „Dagligt-Allehanda" ist, in Folge der Lossobung des Herausgebers, eingegangen. Das Blatt hat während 81 Jahren gewirkt, es erschien zum ersten Male im Jahre 1767. Der jetzige Herausgeber hat es, als der jüngste Eigenthümer desselben, erst seit 1847 besessen.

[Reformen in den Niederlanden.]

Laut einer königlichen Ordonnanz ist eine Kommission, bestehend aus den Herrn de Pinto und Melman, Advokaten zu Haag und den Advokat Olivier zu Leyden, niedergesetzt worden, um zu untersuchen, welche Gesetze franz. Ursprungs aufzuheben, oder doch zu modificiren seien. Denkreform Curtius, der jetzige Justizminister, scheint überhaupt die Reform des Gerichtswesens sich sehr angelegen sein zu lassen. Schon vor mehreren Monaten brachte er zwei Gesetzentwürfe vor die Kammern, welche die Abschaffung der Geißelung und Brandmarkung, zweier jedes menschliche Gefühl empörender, aber in Holland immer noch üblicher Strafen, und die Aufhebung der Gerichtsferien bei den Provinzialhöfen, wodurch eine bedeutende Ersparniß erzielt sein würde, bezweckten. Aber die erste Kammer verwarf, wie es scheint aus persönlichen Gründen, diese Gesetzentwürfe. Wir wünschen, daß Hr. Curtius in seiner bisher so erfolgreichen Thätigkeit künftig auf weniger Hindernisse stoßen möge, als sich bisher ihm entgegengestellt. Auf seine Veranlassung wird jetzt auch an einer gemeinsamen Organisation der Advokatenangelegenheiten gearbeitet.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter.

Vierter Artikel.

Die phosphorische Schule. Atterbom.

Gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts fand das Ansehen des französischen Geschmacks in Schweden immer mehr, und bald wurde der Sieg des neuen durch die im Jahre 1807 gestiftete Nurovageſellſchaft und die Zeitſchriften Polyphem, 1810—12, und Phosphoros, 1810—13, von welcher letzteren ſich die neue Schule die phosphoriſche nannte, durch die Literaturzeitung, 1813—24, durch den von 1822 an erſcheinenden poetiſchen Kalender, und durch die Zeitſchrift Iduna, 1811—24, wie ein Jahrhundert früher in Deutſchland durch Bodmer und Breitingers Streitſchriften, die Diſcurſe der Maler und der Maler der Sitten, und durch Leſſings hamburgiſche Dramaturgie, vollſtändig erkämpft. In Dänemark war dieß bereits viel früher als in Schweden geſchehen; ja die däniſche Dichtkunſt war überhaupt mehr ſelbſtſtändig geblieben und hatte das Glück, in Holberg einen eigenthümlichen Luſtſpieldichter zu erhalten. Anſtrebem hat Dänemark ſeit der Reformation immer mehr nach Deutſchland geneigt, theils wegen ſeiner Lage, indem das feſte Land deſſelben eine Fortſetzung Deutſchlands iſt, theils wegen ſeines zum Theil eben darin zu ſuchenden mehr germaniſchen Geiſtes. Daher wirkte denn auch der geiſtige Umſchwung, der in Deutſchland im Anfang des vorigen Jahrhunderts vorging und in Klopſtock, Wieland, Leſſing, ſodann in Göthe, Schiller und Herder, und endlich in Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck und J. P. Richter verſchiedene Stufen und Richtungen zeigte, beſonders durch die erſteren, zumal da Klopſtock eine Reihe von Jahren in Kopenhagen zubrachte, und ſelbſt durch die letzteren, nur wohlthätig, um ſo mehr, da hier abermals bedeutende Dichter, der Lyriker Ewald, der Idyllendichter Baggeſen und vor allen der Trauerſpieldichter Oehlenſchläger, obwohl von den Deutſchen angeregt, eigene Wege einſchlugen, wie denn der Letztere die Stoffe zu ſeinen bedeutendſten Leiſtungen aus dem nordiſchen Alterthum ſchöpfte. Daher kam es denn auch, daß die däniſche Poeſie der neueren Zeit faſt eben ſo ſehr wie die deutſche auf die ſchwediſche einwirkte; wenigſtens iſt der Einfluß, welchen Oehlenſchläger auf Geijer und Tegnér hatte, unverkennbar. Aber dieſe Wirkung trat nicht ſogleich ein. Die Schweden mußten erſt einen Irrweg machen, ehe ſie auf den rechten gelangten, obgleich ihnen dieſer durch ihre Philoſophen Thorild, Ehrenſvärd und Höijer gebahnt wurde, die an Muth, Kraft und Gelehrſamkeit Bodmern und Breitingern weit übertrafen, und an Wallmark einen ſchwächeren Gegner fanden, als jene an Gottſched. Sie ließen ſich von einem Aeußerſten zum andern, von den engen Schranken der franzöſiſchen Regeln zur Regelloſigkeit, einer falſchen Romantik fortreißen, und dieſer Irrthum ward um ſo gefährlicher und tiefgreifender, je kühner und verführeriſcher die Stimme deſſen war, der das Banner vorantrug, ich meine Atterbom, bis auch er endlich des falſchen Wegs inne wurde, oder es wenigſtens, ermüdet, niederlegte.

Die Mitglieder der phosphoriſchen Schule waren theils Aeſthetiker, theils Dichter, theils Beides zugleich. Zu den erſteren gehören vor Allen Hammarſtjöld, 1785—1827, Bibliothekar in Stockholm und Palmblad, geboren 1788, akademiſcher Buchdrucker; denn wenn gleich Beide auch Novellen und Lieder dichteten, ſo wirkten ſie doch am meiſten durch ihre beurtheilenden und geſchichtlichen Arbeiten. Der Erſtere ſchrieb Beurtheilungen Leopolds und Schillers, eine Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften, ſowie der Philoſophie und der bildenden Künſte in Schweden. Zu den phosphoriſchen Dichtern werden gezählt Per Elgſtröm, 1781—1810; Georg Ingelgren, 1782—1813; Adolf Sondén, 1792—1838; Karl von Zeipel, geboren 1793; Adolf Ivar Arvidſon, geb. 1791; Anders Fryxell, geb. 1795; Johann Börjeſon, geb. 1790; Johann C. Rydqviſt, geb. 1800; und beſonders S. J. Hedborn, geb. 1783; A. A. Graſtröm, geb. 1790; und Julia Chriſtina Sörbſtröm, geb. 1785, verheirathete Kerſtin Roberg, mit dem ſchriftſtelleriſchen Namen Euphroſyne.

P. D. A. Atterbom, geboren 1790 zu Aſko im Linköpings Stift, ſeit 1828 Profeſſor in Upſala, war aber ohne Zweifel einer der begabteſten, wenn nicht geradezu der fähigſte, bedeutendſte und fruchtbarſte unter ihnen. Die Natur ſchien ihn zum Dichter beſtimmt zu haben; ſie gab ihm Einbildungskraft, Gefühl und Begeiſterung; aber er hatte doch mehr Empfänglichkeit und Willen als Beſonnenheit und Kraft. Er vermochte weder der Eindrücke, die auf ihn eindrangen, noch ſeiner ſelbſt Herr zu werden, er traute ſich zu viel zu und wagte ſich an Aufgaben, zu denen er damals noch nicht reif, oder denen er überhaupt nicht gewachſen war. Am nachtheiligſten hat wohl Schelling mit ſeiner Jugendphiloſophie auf ihn eingewirkt. Wie Schelling ein dichteriſcher Philoſoph war, ſo wollte Atterbom ein philoſophiſcher Dichter werden, und zwar mit der Farbe der mittelalterlichen, der europäiſchen und orientaliſchen Romantik. So entſtand ſein gröſtes und bedeutendſtes Gedicht „die Inſel der Glückſeligkeit,“ Lyckseligholtens Ö, das bald nach ſeiner Erſcheinung ins Deutſche überſetzt wurde, aber bei uns, die wir darin nur einen Nachhall ähnlicher Töne der beiden Schlegel, Tiecks, und beſonders Fouqué's vernahmen, wenig Aufmerkſamkeit erregte. „Dieß Gedicht,“ ſagt ein deutſcher Beurtheiler, „iſt eine Allegorie des ganzen menſchlichen Lebens; hier iſt Phantaſie, Farbe, Melodie, melancholiſche Tinten des Nordens und ſüßſüße Klarheit des Orients, ein Feentempel mit gewaltigen Bogengängen, bauet der Sturm der mitternächtlichen Zone, unter Steppen und Schneegürtel, weiter unter die dürre Wirklichkeit. Felicia's Zauberinſel, ein Leben der Glückſeligkeit, auf der Liebe, die Apollo erſchient. Apollyke iſt ein junger König des Nordens, auf der Jagd verirrt, Schutz ſuchend in der nächtlichen Höhle der vier Winde. Zephyr bringt ihn zur Inſel der Glückſeligkeit. Apollo und Felicia haben von einander getrennt, erkennen ſich, lieben ſich, ſingen davon, und er vergißt ſein Reich, den Ruhm und ſeine Verlobte, Svanhvite, Königstochter des Nordens. Dreihundert Jahre bleibt er da. Eine Trompete weckt ihn, er will durch Tapferkeit ſich des Glückes würdig machen, verläßt Felicia, kehrt noch einmal zurück; aber das Schickſal will ſeine Abreiſe. Auf dem Vogel Greif kehrt er in ſein Reich; aber Alles iſt dort todt, verfallen, verändert. Eine dunkle Volksſage iſt von ihm, ob ſeine Exiſtenz ein aſtronomiſcher oder phyſikaliſcher Mythus ſei; er wirft ſich auf Svanhvitens Grab. Schön iſt dieſe Darſtellung des Schmerzes, nur entſtellt durch die Beſchreibung der jetzt dort waltenden republikaniſchen Verfaſſung. Er will zu Felicien zurückkehren, aber er hat den Talisman verloren; er ſtirbt. Zephyr findet ihn todt, bringt ihn zur Inſel zurück, taucht ihn vergebens in die Quelle der Jugend; Felicia will mit ihm ſterben. Aber Alles um ſie her erwacht plötzlich, die Sterne ſtimmen einen Hymnus an, die Inſel beſteht der Auferſtehung entgegen. Das Gedicht iſt in ſinn bildtheilungen, wie ein Drama, mit Scenen und Dialogen, doch mehr eine prächtige Ode, nach dem ſchwediſchen Dichter Nikander (de indole poeseos hodiernae, dissertatio), ein Panorama splendidum.

Wer möchte bei der Erwägung eines ſo reichen, bunten, fabelhaften Inhalts nicht ausrufen: Welch ein Unternehmen! In der That, wenn man den lateiniſchen Spruch: In magnis sat est voluisse auf die Poeſie anwenden dürfte, ſo würde man Atterbom den Preis vor allen ſchwediſchen Dichtern zuerkennen müſſen. Die Idee der Glückſeligkeit darf darauf Anſpruch machen, nicht etwa nur mit Spenſers Fairy queen, ſondern mit Eſchenbachs Parcival, mit Göthe's Fauſt und Dante's göttlicher Komödie verglichen zu werden. Alle Kunſt iſt als vergeiſtigtes Bild des Wirklichen und Möglichen, allegoriſch; aber eine durchgeführte Allegorie iſt das ſchwerſte und mißlichſte von allen dichteriſchen Unternehmungen, weil ſie dann leicht ein lehrhaftes Anſehen bekommt, oder, wie Göthe ſagt: man merkt die Abſicht und man iſt verſtimmt. In Göthe's Fauſt liegt dieſe ſo verſteckt, daß man den erſten Theil deſſelben lange und ſo noch jetzt nie Schauſpiel ſchätzte und daß erſt im zweiten Theil das Dramatiſche nur als

Digitized by Google

Form des Didaktischen oder Allegorischen erscheint; auch kommt es Göthe zu statten, daß er einen bekannten nicht erfundenen Stoff nahm; und auf ähnliche Weise gründet Dante seine Wanderung durch Hölle, Fegefeuer und Paradies auf den katholischen Glauben. — Was aber die Behandlung und Ausführung des Stoffes betrifft, so wählte zwar Atterbom gleich Göthe die dramatische, aber hier wurde dem schwedischen Dichter die angeborne Hinneigung der schwedischen Poesie zum Lyrischen besonders nachtheilig. Wenn in Göthe's Faust die Handlung im ersten Theile vorherrschend ist, so daß das Lehrhafte des Mysteriöseheles darin aufgeht, im zweiten Theil aber die Anziehungskraft in den grossen geschichtlichen und Naturanschauungen liegt, so überwiegt bei Atterbom trotz der episch-dramatischen Form nicht nur das Gefühlvolle überhaupt, sondern es hat oft etwas so Ueberfließendes und Zerfließendes, daß es schwer wird, den Kern zu erkennen, oder daß uns dieser eben nicht bedeutend erscheint, daß der Gedanke unter den Worten erstickt, oder diese ihn nicht erklären, sondern umnebeln. Atterbom ist kein eigentlicher Denker, und er war es zumal nicht in jenen früheren Jahren; und daher kommt es wohl, daß seine Kritiken in den Zeitschriften, wie ein schwedischer Beurtheiler sagt, weniger „mörderisch" als Hammarstjälds, und wahrscheinlich auch weniger tief waren, wie denn Sturzenbecher auch seinen jetzigen philosophischen „Studien" wenigstens geringere Wichtigkeit beilegt als seinen literarhistorischen Schilderungen in seinem Werke „Schwedens Seher und Dichter." — „Atterbom ist ein durchaus lyrischer Dichter, sagt Benström, und zwar kein realistischer wie Göthe, sondern ein idealistischer, romantischer, schwärmender, wie Petrarka, ein südlicher Dichter, den ein Mißgriff der Natur im Norden zur Welt kommen ließ, wo man das Aetherische, Tiefinnige, Tiefgefühlvolle eines Minnesängers, eines Troubadours oder Minstrels nicht zu schätzen weiß." Letzteres klingt etwas spöttisch, und Sturzenbecher hält ihm seine neugeschaffenen überschwenglichen Ausdrücke, wie „astralische Purpurverzauberung; der Geistermelt große Bitte; die Erde, die sich ausschmückt vor der Sultanin Sonne mit dem Gewande einer einzigen unermeßlichen Tulpe," bereits genug vor. Ausdrücke, die auch offenbar bloß schwülstig sind, während „die gefrorne Musik," wie Novalis die Baukunst nannte, doch keinesweges ohne Sinn ist. Und in der That, man darf mit den nebulirenden und unbestimmten Bezeichnungen keine Nachsicht haben, sie thun der Poesie durch ihren falschen Schein mehr Schaden, als die sich selbst verurtheilenden trocknen, aber doch nicht gedankenlosen; und ich möchte daher folgendes mildre Urtheil eines Deutschen nur theilweis unterschreiben: „Der poetische Genius Atterbom's ist der Zergliederung fast unfähig. Seine Werke gleichen einem Spiegel mit verschiedenen Facetten und Reflexen, deren wesentliche Nüancen angegeben schwer fällt. Der vorherrschende Zug ist eine anmuthige, ideale und etwas mystische Philosophie, etwa wie in den Minnesängern Deutschlands. Wie sie, stimmt er sich leidenschaftlich für einen Traum oder ein Standbild, sieht wie sie in den Lüften eine Gestalt schweben, die ihn verführt; hört Abends am Ufer der Gewässer, im Dunkel des Waldes schweifende, klagende Töne, die ihn rühren; öffnet wie sie seine Gefühle allen Harmonieen der Natur, allen sanften Einflüsterungen, die ihn von der Stille einer Herbstnacht oder in den schwimmenden Düften eines Frühlingsmorgens anhauchen; verfällt endlich wie sie zuweilen in seitzündige Betrachtungen, in ein Uebermaaß von Metaphern, und wird abstrakt. Die Schwermuth, die seine Dichtungen färbt, ist zart und durchsichtig, sie hat nichts Grübelndes, nichts Krankhaftes, sie gleicht dem Wasser des friedlichen Sees, in welchem die lichten Abendwolken durch die Dämmerschatten ziehen, wo der Gesang der Lerche sich den Klagetönen des Windes im Röhricht mischt. Diese Traurigkeit ist eine edle, heroische, kein Erzeugniß persönlich erlebten Mißgeschicks oder augenblicklicher poetischer Täuschung, sondern jener unbegrenzten Liebe zum Wunderbaren, die den Dichter dem Leben entfremdet und mitten im Gewühl der Menschen zum Einsiedler macht. Eine nordische Sage erzählt, daß, als ein Jüngling des Nachts mit den Elfen getanzt hatte, er am andern Morgen mit bleichem Gesichte und traurigem Herzen zurückgekehrt wäre. Der Dichter hat seine Hand ausgebreitet nach diesen Fern der Einbildungskraft, die ihn in ihre magische Welt hineingezogen haben; er hat seine Seele in den liebenden Umarmungen einer dieser Sylphiden hingegeben, die eben so schön und leicht wie die Illusion sind. Er hat aus dem bezauberten Becher der Jugendträume getrunken; dann, als dieser Becher sich seinen Lippen entzogen hatte, die goldne Erscheinung entschwunden war, die schimmernde Beute, die ihn aufgenommen, sich hinter ihm geschlossen hatte, fand sich der Nachtwandler allein in der Welt der Wirklichkeit, seine Stirn ist bleich, sein Herz traurig geworden." Ich habe diese etwas lange Darstellung mitgetheilt, nicht bloß, weil sie den dichterischen Geist Atterboms zu erklären sucht, sondern weil sie selbst fast eben so erklärungsbedürftig geworden ist und im Halbdunkel schwebt. Sagen wir es lieber grade heraus, daß Atterbom überromantisch, daß er bisweilen gespenstisch hatt geistig, daß seine Insel der Glückseligkeit kein Werk erster Klasse, daß er da, wo er seiner schwedischen Natur treu bleibt, weit aufprechender ist als in jenem fremdländischen erborgten Putze, und daß seine einzelnen Gedichte, — und zwar weniger seine „Blumen," welche zum Theil auch „den Stempel mystisch-philosophischer Phantasterei tragen und auf gut Glück ins Blaue hinaufschweben," als die übrigen, wozu ich denn auch manche für sich bestehende Ergüsse in seinem großen Gedichte rechne, — größtentheils viel mehr echte Poesie enthalten. Als Beitrag zu einem schönen mannichfaltigen Blumenstrauß aus Atterbome Gedichten wähle ich folgende:

Palme, Lorbeer und Cypresse.

Einst stand Palm' und Cypresse vereint beisammen
Und Lorbeer,
Einer Dose zum Schmuck, wo sich ein Tempel erhob.
Reifende brachen sich oft von dem Palmbaum köstende Früchte,
Viele vom Lorbeer auch schmückten mit Zweigen das Haupt.
Bei der Cypresse verweilten jedoch stillbetrübend Alle,
Keine begehrliche Hand nahte der hehren Gestalt.
Lorbeer ärgerte sich sammt Palme. „Was, — riefen sie, — stehst du,
Du nutzloses Gewächs, frech uns die Ehr' und den Ruhm?
Fern'st du die Waller der Bäste wie ich mit dem Safte der Dattel?
Schmückst, gleich mir, du das Haar Helden mit ehrendem Kranz?
Himmelempor nur strebt dein Wuchs, einförmig und düster,
Räthsel, doch leer, du selbst lösest es weder, noch wir." —
Sanft durchlief die Cypresse ein Schauer vom Wipfel hinabwärts,
Und aus bebendem Laub flüsterte freundlich der Laut:
„Ist es verbrecherisch denn, daß ich hin, wie die Götter mich schufen,
Daß mein Leben sich stumm wendet vom Leben hinweg?
Ist von der Ewigen Gaben nicht Jedem vergönnet die seine?
Euer ist Frucht und ist Glanz; Frieden und Dunkel ist mein."
Kannst du, — dem Palmbaum ähnlich erquick', und ersten wie der Lorbeer,
Kannst du es nicht, so fre mir wie die Cypresse und still!

Leid.

Es weiß traun Niemand in der Welt
Von Leiden recht zu sagen,
Als wer das Leiden selbst ersahr
Zu Nächten wie zu Tagen.

Ich bin gleichwie ein Vögelein,
Die Litte ist sein Paradies,
Die Stadt so fern, der Himmel hoch —
Weh, wenn du fehlst kein Schlupfen!

Ich bin gleichwie ein kleiner Fisch,
Der schwimmt auf Meeres Grunde;
Wenn andre Fische gehen zum Spiel,
Kommt meine Leidensstunde.

Das Beste von Allem.

Der Blumen Preis ist Caritas,
Das Schönste, das irgend zu finden,
Zumal zur Zeit' Patientia's,
Die zwei muß man verbinden.
Geduld geht voran,
Liebe kommt dann.
Gott gebe mir Geduld, um zu ertragen,
Und Lieb' in allen meinen Tagen.

Diese wenigen Proben, und ähnlicher Gedichte enthält die Sammlung eine Menge, beweisen zur Genüge, daß Atterbom ein wahrer Dichter ist.

Digitized by Google

Möge er denn von neuem in die Harfe greifen, die er jetzt bei Seite gelegt zu haben scheint, um sich als Mitglied der Akademie der Achtzehn und als Professor der Aesthetik dem gelehrten Beruf anzuschließend zu widmen! Möge er noch einmal mit gereiftem Geschmack auch eine größere Dichtung beginnen und vollenden!

Um die übrigen Phosphoristen nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, theile ich hier noch drei Proben mit von Ingelgren, Hedborn und Grafström; von Cyrophrosyne erst am Schlusse dieses Ueberblicks.

Abendröthe.

Die Sonne sank, die Strahlen starben,
Jedoch die Abendröthe glüht
So schön noch in des Purpurs Farben,
Daraus morgen neues Licht erblüht.

So sehn die Hoffnung wir erglimmen,
Wenn alle Lebenslust dahin;
Sie beut, wenn wir zum Ziel gekommen,
Uns höhern, dauernden Gewinn.

Des Herzens Ahnung sucht zu dringen
Mit Sehnsucht in das dunkle Land;
Die Phantasie leiht ihre Schwingen,
Doch hemmt sie des Gedankens Band.

Wohin, Vermessne, willst Du schweifen?
Dein Blick durchdringt die Dämmrung nicht;
Scheu in der Abendröthe Streifen,
Und hoffe auf des Morgens Licht.

Die glücklichen Zeiten.

Glücklich war dein Gang,
Als mit Kindesfirm
Fest dein Fuß dahin
Flur und Wald durchfuhr,
Oder deine Hand
Furcht' im gelben Sand.

Glücklich war der Tag
Deiner stillen Wahl!
Heiße Freud' und Qual,
Rascher Herzenschlag
Bei dem Bild von ihr.
Den sie schenkte dir!

Glücklich dein Gebet,
Himmelsluft dir nah,
Als ein treues Ja
Ihres Ehe' entweht!
Seliger Verein,
Wie in Eden Hain!

O welch süßes Glück,
Wenn du schriebst, und wie
Sehnsuchtsvoll, an sie;
Und sie schrieb zurück!
Süßer Thränen Lauf
Tränkte beide darauf.

Aber himmelwärts
Trug die Stunde dich,
Wo vermählte sich
Euer Beider Herz,
Wo mit heilgem Laut
Gott sie hie vertraut.

Plato's Traum.

Das Auge heftend auf des Meeres Spiegel
Saß an des Sunion Abhang des Abends
Vertieft einst Plato im Gebüsche des Vorkerts.
Umfangt beendet er, was er der Griechen
Jünglingen vortrug in dem Tempelhaine.
Jetzt war zur Stund' er einsam, wo der Himmel
Zur Rnh der Erde leis umfnhnt die Arme,
Die Purpurwang' an seinen Liebling lehnend,
Stillsinnend, einer Mutter gleich, damit nicht
Aufwach' ihr Kind, das ihr in Schooße schlummert.
Der Abendwind berührte schlafrig athmend
Die Wogen mit dem letzten matten Schlage,
Die Nacht verwebte schon den Kranz der Sterne,
Und tropfte Thau ins Haar, mit ihrem Thränen
Ein Verband um der Rose Busen schlingend:
Da sank ein stiller Schlaf auf Plato's Auge,
Und ihn bedünkt' im Traume, daß ein Sternpaar
Am nächsten Zelt anfing sich zu bewegen,
Und immer näher kam und größer wurde.
Bald sah er, daß es Himmelsboten waren,
In Lichts unsterbliches Gewand gekleidet,
Auf Abendwolken wie auf Purpurtreppen
Senkten sie leise sich zu ihm daniederr.
Und als vor seinem Karren Ang' sie standen,
Begann der Eine mit der Aethers Lauten:
„Dich, Plato, nennt die Erdenwelt den Weisen,
Du sprachst vor ihr in Gottes grünen Sälen
Von uns oft, von der Lieb' und von dem Tode.
So kennest du uns wohl! Wir stehn vor dir.
Betracht' uns denn genau! Gleich sind wir Beide,
Und tragen Beide Fackeln, Beide Schwingen.
Ein gleicher Kranz schlingt sich um unsre Locken.
Dieselbe Jugend strahlt von unserer Stirne.
So unterscheid' uns denn und sprich, du Weiser:
Wer ist von uns der Tod, und wo die Liebe?" —
Und lange weilten Plato's Augen zweifelnd
Auf ihren hohen himmlischen Gestalten.
Dann sprach zu dem er, der ihn eben sagte:
„Du scheinst die Liebe mir zu sein." — „Mit nichten!
Ich bin der Tod!" sprach lächelnd drauf der Engel.
Ein Blitz durchzuckte Plato bei dem Worte,
Ein Schauer der Unsterblichkeit durchdrang ihn.
Aufwachst er, und — entschwunden war das Traumbild.

Sturzenbecher rechnet die Verfasser der beiden letzten Gedichte, Hedborn und Grafström, nicht mehr zu den eigentlichen Phosphoristen, sondern zu einer besondern Klasse, die er „Nachklangsdichter" nennt. Und in der That tragen „die glücklichen Zeiten" und „Plato's Traum" nichts Phosphorisches an sich, sondern sind eben nur gute Gedichte.

K. L. Kannegießer.

Bücherschau.

Deutsche Universitäts-Zeitung, Centralorgan für die Gesammtinteressen deutscher Universitäten. Herausgegeben im Vereine mit mehreren akademischen Lehrern und unter besonderer Mitwirkung des Geh. Hofrath Dr. v. Bangerow in Heidelberg, von Hofrath Dr. Lang in Würzburg und Professor Dr. Schletter in Leipzig. — Leipzig bei Hermann Hofmann.

Ein Centralorgan für die Gesammtinteressen deutscher Universitäten kann unserer Ansicht nach nicht anders, als auch ein Organ für die Interessen der Universitäten überhaupt sein. Die Universität, wie sie sein soll, kennt keine Nationalitäts-Abgrenzungen, denn Wissenschaft und Kunst sind die heiligen Gewalten, vor denen kein anderer Unterschied gilt, als der der Befähigung! Wenn man irgendwo die Stätte finden kann, an der der Wahlspruch unserer Zeit: „Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft" heimisch ist, so muß es die Universität sein, die Pflanzschule der Zukunft; und dieser Wahlspruch hat den Begriff der Nationalität — er will keine Scheidewand, kennen umfaßt mit gleicher Liebe die ganze Menschheit! — Daß der Kampf der neuen Zeit auch die Universitäten aus ihrer Lethargie erweckt hat — wer will es läugnen? Es pulsirt in ihnen ein neues, kräftiges, zum Theil wirklich noch ungeregeltes Leben, das einer Sichtung und Läuterung bedarf; aber es ist ein Streben zum Besseren in ihnen, das uns eine Garantie für den Untergang des knechtisch bureaukratischen Geistes bietet, der bisher auf ihnen wie ein Alp lastete. — Die Universität ist ein Staat im Staate, und mit Recht; bisher aber war jede einzelne Hochschule streng abgeschlossen von der andern, und es berechte deshalb kein gesitigtes Zusammenwirken, das eine organische Gesammtheit hätte hervorbringen können! Jetzt wo der Drang von oben sein Gemächt verloren hat — und wir hoffen, daß er es nicht wieder erlangen werde — wo Lehr- und Lernfreiheit nicht nur Wünsche sind, jetzt wird die Universität sich zu einer organischen, eingegliederten Gesammtheit bilden, und wird werden, was sie sein soll, eine ächte Pflanzschule der Zukunft; denn die Zukunft bedarf jetzt mehr als je eines kräftigen, freien und universalen Geschlechtes!

Erfreulich ist es, daß ein wichtiger Schritt zur Reorganisation des Universitätswesens — die Gründung eines Blattes — gethan ist. Die Herausgeber haben sich einer schwierigen, doch um so verdienstvolleren Aufgabe unterzogen, und wenn sie auch, wie wir fürchten, noch lange mit dem Mangel an Gemeinsinn zu kämpfen haben werden, der uns Deutschen leider anhaftet, und der es den Neuen so schwer macht, durchzudringen, so werden sie dennoch durchdringen, wenn sie Muth und Ausdauer besitzen.

Das Blatt erscheint seit dem 15. Nov. 1848 wöchentlich einmal, und hat bisher schon eine recht dankenswerthe Reihe von Abhandlungen, Korrespondenzen und Notizen gebracht. In Nr. 4 — 6 finden wir einen Aufsatz über die Professuren der neueren Sprachen, der sein Material aus dem empfehlenswerthen Bieberstein'schen Archiv für die neueren Sprachen, das wir bereits in Nr. 9 dieses Blattes besprachen, geschöpft hat. — Wir wünschen der Zeitung ein günstiges Fortkommen, können aber nicht umhin, zum Schlusse den Wunsch auszusprechen, daß das Blatt auch eine geistige Beteiligung der deutschen Universitäten mit denen der anderen Länder in seine Tendenz ziehen möge.

E. D.

L. Ph. C. van den Bergh, grondtrekken der Nederlandsche Wapenkunde. (Grundzüge der niederländischen Wappenkunde.) Leiden. 8. en J. Loobtmans. 1847.

Die Wappenkunde, wie Menestrier, einer der bedeutendsten französischen Wappenkundigen, in seinem abrégé méthodique unzweifelhaft nachweist, ist zwar zuerst von den Deutschen ausgegangen, sie ist bei ihnen am Meisten gepflegt und entwickelt und am Früheren zu einer Wissenschaft erhoben worden, die Franzosen haben sich dieser Wissenschaft aber schon ebenfalls sehr früh bemächtigt, und aus der leichteren Zugänglichkeit der französischen Sprache

Digitized by Google

läßt es sich daher erklären, daß die Terminologie der Heraldik bei vielen Völkern, und so auch bei den Niederländern, französisch gebildet ist. Der durch viele andere verdienstvolle Werke (Nederlandsche overtreffingen, Nederlandsche volksroman) bekannte Verfasser des vorliegenden Schriftchens hat nun, und zwar mit höchst glücklichem Erfolge, zum erstenmale die bisher üblichen französischen Worte auch in der niederländischen Wappenkunde durch echt holländische ersetzt, ein Verdienst, was um so höher anzuschlagen ist, als vor ihm noch Niemand in seinem Vaterlande dies Unternehmen gewagt hat. Wie viele Mühe und Studien das kleine Werk in dieser Beziehung gekostet hat, kann man daraus erkennen, daß es die meisten, jetzt nur eingebürgerten Ausdrücke als bereits in der niederländischen Sprache früher gebräuchlich gewesen, durch Stellen aus alten Dichtern und Schriftstellern gründlich nachweist. Der Verfasser hätte sich übrigens, bei der Verwandtschaft der deutschen mit der niederländischen Sprache, seine Arbeit bedeutend erleichtern können, wenn er, was nicht geschehen zu sein scheint, aus einer deutschen Heraldik geschöpft hätte. Ein wahrster Bergmann des Schriftthums ist es ferner, daß er unmittelbar auf das Studium der Geschichte verdrießt ist, die in Holland von der Heraldik nur erst sparsame Aufklärungen erhalten hat, so wie, daß eine richtige und übersichtliche Eintheilung der Materien mit einer klaren, allgemein verständlichen und geordneten Sprache Hand in Hand geht. Im Uebrigen kann man zwar, in Beziehung auf die Wissenschaft der Heraldik überhaupt, dem Werkchen keine allzugroße Bedeutung beilegen, da es nur Grundsätze, und nur Grundsätze der holländischen Wappenkunde umfaßt, in den allgemeinern Theilen auch nichts enthält, was z. B. von deutschen und französischen Heraldikern nicht schon gründlicher und ausführlicher gesagt worden wäre; als den Versuch einer Niederländers aber, bei denen diese Wissenschaft noch lange nicht so ausgebildet ist, als bei uns, und als ein Hülfsbüchlein für diejenigen, die sich genauer mit der niederländischen Geschichte beschäftigen, kann es wegen seiner vielen, und Deutschen nicht so zugänglichen Nachweise nur empfohlen werden. Von großem Interesse ist besonders Kap. V., das Blasoniren im Mittelalter und Kap. VI., was sehr viele Beispiele von blasonirten niederländischen Wappen und Siegeln enthält.

C. St.

Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1848.

Schluß vom 9. Februar. 1) Pikrinmetallsalze. — Aus einem Schreiben vom Professor Rehtenbacher in Prag an den Baron Berzelius, worin ersterer einer Untersuchung erwähnt, welche seiner einer Eleven, Arthur Görges, Täglich über das Kokanunsäl vorgenommen hatte, und durch welche er zu anderen Resultaten gekommen ist, als die Chemiker, welche früher denselben Stoff behandelt haben, theilte Herr z. Svanberg Folgendes mit:

Derselbe man das im Handel vorkommende Kokanunsäl mit einer koncentrirten Kalilauge, setzte die gebildete Seife mit verdünnter Schwefelsäure und destillirte die fetten Säuren, welche sich abgeschieden haben, mit Wasser, so erhält man: 1) ein saures, milchartiges Destillat, auf dessen Oberfläche ein weißes, weiches und saures Fett schwimmt, und 2) einen, bei gewöhnlicher Temperatur festen Rückstand von den festen Säuren des Kokanunsäles. Jede dieser Abtheilungen enthält eine feste, flüchtige Säure, welche alle Eigenschaften der von Stadmer vor einigen Jahren in der Pikrinrindsohne entdeckten Säure, welche er Pikrinmilchsäure nannte, zeigt.

Die Darstellung dieser Säure geschieht am leichtesten folgendermaßen: das weiche, bei der Destillation übergehende Fett wird in ein wenig Alkohol gelöst und mit Ammoniak übersättigt, darauf wird die spirithaltige Lösung mit vielem Wasser verdünnt und so lange mit einer Lösung von Chlorbarium versetzt, als eine weiße und käsertige Fällung geschieht. Nimmt man diese Fällung und wird sie mit kaltem Wasser gewaschen und darauf eine längere Zeit mit kochendem Wasser behandelt, so verwandelt sich ihr Volumen bedeutend, wobei sie sich in Klumpen sammelt und ihre schmierige Farbe verliert, welche in's Schmutzgelbe übergeht. Man filtrirt nun so schnell wie möglich durch heißen und läßt die Flüssigkeit erkalten, wobei kleine weiße Flocken sich absetzen, welche noch einmal auf dieselbe Weise umkrystallisirt und mit Weinsteinsäure gefällt werden, wobei eine feste Säure, welche Pikrinmilchsäure ist, ausgeschieden wird. Um diese Säure aus dem festen Rückstande der festen Säuren des Kokanunsäls darzustellen, destillirt man, unter vollkommenem Ausschluß der Luft, eine gewisse Quantität der festen Säuren bei einer Temperatur von + 300° C, bis das Destillat im Retortenhalse zu gerinnen anfängt. Das in der Vorlage übergestillirte Produkt löst man in Alkohol, übersättigt mit Ammoniak, und behandelt es auf die vorher erwähnte Weise.

Folgender Versuch scheint eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen der so erhaltenen flüchtigen Säure und Stadmer's Pikrinmilchsäure $C^{24} H^{24} O^4$ an den Tag zu legen.

Pikrinmilchsaurer Baryt, dessen Bereitung vorher angegeben ist, wurde, damit man ihn vollkommen rein erhalte, in Alkohol umkrystallisirt werden. Aus dem Wasser krystallisirt das Salz in kleinen, voluminösen, schneeweißen Flocken. Aus einer kaltkonzentrirten warmen Alkohollösung herauskrystallisirt, fällt es die ganze Flüssigkeit mit einem Netzwerk von kleinen, glänzenden Krystallen. Bei + 100° C getrocknet, hat dieses Salz ein schneeweißes, seidenglänzendes, krystallinisch stimmerndes Ansehen; es ist sehr voluminös und schwer zu zerreiben, fett anzufühlen, so wie geruch- und geschmacklos. Das Salz ist in 1064 Theilen seines Gewichtes Wasser von + 17,5° C löslich, so wie in 1262 Theilen kochenden Wassers; in 1468 Theilen Alkohol von 75 Prozent bei + 15,5° C so wie in 241 Theilen kochenden Alkohols von derselben Stärke.

Durch Verbrennung dieses Salzes, theils für sich zu kohlensaurem Baryt, theils mit chromsaurem Bleioxyd, haben

a. 0.117	Gran Salz gegeben	0.043	Ba	Ć
b. 0.192	"	"	0.070	
c. 0.1132	"	"	0.0415	
d. 0.259	"	"	0.502	Ć u. 0.201 Ḣ
e. 0.304	"	"	0.612	0.239
f. 0.259	"	"	0.513	

nach Prozenten entsprechend

	berechnet	a.	b.	c.	d.	e.	f.	med.
C^{24}	54.99	—	—	—	52.86	54.70	54.02	53.93
H^{24}	8.59	—	—	—	8.62	8.73	—	8.67
O^4	8.97	—	—	—	—	—	—	—
Ba	28.44	28.35	28.33	28.40	—	—	—	28.45

Pikrinmilchsäurehydrat, welches durch Zersetzung des Bariumsalzes mit Weinsteinsäure erhalten wird, hat alle die Eigenschaften, welche Stadmer dafür angegeben, mit Ausnahme eines einzigen Umstandes, nämlich, daß die Säure aus dem Kokanunsäl sowohl aus verdünntem, als auch aus starkem Alkohol krystallisirt. Löst man die Säure in starkem Alkohol auf und läßt die Lösung in gewöhnlicher Zimmertemperatur so lange stehen, bis in Folge freiwilliger Verdunstung eine feste Rinde sich an der Seite gebildet hat, worauf die, auf diese Weise konzentrirte Lösung eine längere Zeit bei 0° C erhalten wird, so bekommt man Krystallformen von der Größe einer Haselnuß und kleinen festen Krystallen. Unterläßt man dagegen die Anwendung dieser Temperaturverminderung, in der Absicht, die Krystallisation nur durch freiwillige Verdunstung vor sich gehen zu lassen, so verfehlt man seinen Zweck, weil die Säure sich an der Seite der Lösung absetzt und an den Wandungen des Gefäßes in die Höhe steigt, wobei der Alkohol verdunstet, ohne daß eine ordentliche Krystallisation eintritt. Das spezifische Gewicht der Säure ist 0.883 bei + 20° C. (Stadmer hat es nicht angegeben.) Sie schmilzt zwischen + 42° und 43° C.

Bei der Analyse fand ich:

a. 0.4175 gr. Pikrinmilchsäurehydrat gaben 1.093 gr. Ć. und 0.448 gr. Ḣ

b. 0.288 gr. Pikrinmilchsäurehydrat gaben 0.764 gr. Ć. und 0.3105 gr. Ḣ

nach Prozenten entsprechend

	berechnet	a.	b.	medium
C^{24}	72. 00	71. 40	72. 35	71. 88
H^{24}	12. 00	11. 92	11. 98	11. 95
O^4	16. 00			
	100. 00			

Das pikrinmilchsaure Aethyloxyd wird durch Hineinleitung trocknen Salzsäuregases in die Auflösung der Säure in Alkohol dargestellt. Der Aether scheidet sich schon partiell während der Operation auf der Oberfläche aus, aber erst vollständig, nachdem Wasser in größerer Quantität hinzugesetzt worden ist. Man scheidet es von der Flüssigkeit, wäscht es erst mit kohlensaurem Natron, hernach mit Wasser und trocknet es darauf über Chlorcalcium.

Das pikrinmilchsaure Aethyloxyd bildet im reinen Zustande ein farbloses, wasserklares und bei gewöhnlicher Temperatur dickflüssiges Oel von einem schwachen, angenehm äthähnlichen Geruch und von einem etwas faden, süßen Geschmack, das spezifische Gewicht desselben ist = 0.86 bei + 20° C. Bei — 10° C gefriert es zu einer weißen, festen Masse; es kommt bei + 264° C zu kochen und destillirt dabei farblos über, während der Kochpunkt allmählig steigt und der Inhalt in der Retorte etwas braun wird. Besonders bemerkenswerth ist das Zusammentreffen dieses gefundenen Kochpunktes mit dem nach Kopp's Methode für das pikrinsaure Aethyloxyd berechneten Kochpunkt, wobei der Kochpunkt des Essigäthers = + 74° C als Ausgangspunkt angenommen wird. Denn der Essigäther = $C^4 H^6 O^3 + O$, der Pikrinäther = $C^{24} H^{24} O^4 + O$ ($C^{20} H^{18}$) folglich ist der Kochpunkt desselben = 74 + 10. 19 = 264°. Bei der Verbrennung gaben 0.3118 gr. Pikrinmilchäther 0.8463 Ć und 0.3484 Ḣ, welches nach Prozenten giebt:

	berechnet	gefunden
C^{28}	73. 68	73. 41
H^{28}	12. 28	12. 42
O^4	14. 04	

Das spezifische Gewicht des Pikrinsäure-Aethergases, bei + 200° C genommen, ist = 8. 4, während es nach der Berechnung ergiebt:

28 Vol. C = 23. 2960
56 " H = 3. 8808
4 " O = 4. 4372

31. 6140 : 4 = 7. 9

Digitized by Google

2) Aus einem Schreiben neu A. F. Svanberg theilen Herr L. Svanberg Einiges über die harmonischen Töne und den Klang bei den Saiteninstrumenten mit. —

3) Herr Erdmann zeigte ein portatives Instrument, welches bei den Niveauveränderungen der Wasserfläche zu benutzen ist.

4) Herr Sundevall lieferte die zoologischen Observationen ein, welche für das Jahr 1846 eingesammelt waren, und deren Redaktion Herr C. G. Wirsenhjelm zu übernehmen die Güte hatte.

5) Aufschlüsse über die Synonymie zweier Hemipteren-Arten. —

Herr Boheman führte an: einer der Zwecke meiner 1845 bewerkstelligten ausländischen Reise war, durch genaue Unterschauung der entomologischen Museen die Synonymie für die Arten, welche dem Geschlechte Cassida Linn. angehören, erklären zu können, über welche eine Monographie auszuarbeiten, meine angenblickliche Beschäftigung ist. Es glückte auch, manche zweifelhafte Frage zu lösen, besonders durch die Aufschlüsse, welche aus Fabricius's in Kiel aufbewahrter Sammlung erhalten wurden, worin die Schaal-Insekten im Allgemeinen in gutem Zustande befunden wurden, und hoffe ich, daß im Stande zu sein, die Resultate der gemachten Untersuchungen meiner betreffenden Cassidarine zu veröffentlichen. Was die übrigen Insektenerdnungen in Fabricius' Sammlung betrifft, so waren diese zum Theil sehr mitgenommen und manche Arten entweder zerstört oder unkenntlich. Bei der Durchsicht der genannten Sammlung wurde meine Aufmerksamkeit besonders durch zwei, in Schweden ziemlich allgemein vorkommende Hemipteren-Arten gefesselt, welche man bei keinem Verfasser aufgenommen findet, so wie sie von Fabricius beschrieben sind. Die Ursache hiervon dürfte darin gesucht werden, daß diese Arten von ihm unter ein Geschlecht gebracht sind, welchem man sie zu suchen keine Veranlassung hatte. Da es vielleicht nach dem Verlaufe einiger Jahre schwer, wenn nicht unmöglich werden kann, diese Thiere nach den Typen zu bestimmen, so habe ich geglaubt, daß die Aufschlüsse, welche ich über sie mitzutheilen habe, einen Platz in den Uebersichten der Akademie verdienen.

Die eine dieser Arten ist von Wolff in seinen Icones Cimicum Heft IV., p. 142, tab. 14, fig. 136 unter dem Namen Cimex umbrinus beschrieben. Von Fallen wurde sie unter derselben Benennung in Monographia Cimicum p. 54, Nr. 5 aufgenommen und später von demselben Verfasser in Hemiptera Suecica p. 20 zu einem neuen Geschlecht Scioscoris hingeführt, mit Beibehaltung des vorher benannten specifischen Namens. In Fabricius' Entomologia Systematica T. IV., p. 67, Nr. 4 und in Systema Rhyngotorum findet man dagegen dieselbe Art als Naucoris ursinus beschrieben, und weil letztgenannter Gattungsname älter ist, mußte dessen Priorität sich geltend machen. Die andere Art oder Lygaeus hyalinatus Fabr. Entom. Syst. T. IV., p. 182, Nr. 172, Capsus id. Syst. Rhyngotorum p. 247, Nr. 35 gehört nicht zu Cimicides, sondern ist Deutsch mit der von Linné in Fauna Suecica Ed. 2, p. 261, Nr. 993, schon früher beschriebenen Aphis Roboris, welche von Kaltenbach in dessen Monographie der Familien der Pflanzenläuse p. 148 unter das Geschlecht Lachnus hingeführt wird.

6) Eine mit den Beilchendrüsen gleichartige Bildung beim Wolfe. —

Herr A. Retzius führte an, daß er erst kürzlich durch die Güte des Herrn Oberjägermeisters Kossen in Stand gesetzt sei, einen vor Kurzem geschossenen Wolf zu untersuchen, und fand dabei, daß eine den Veilchendrüsen beim Fuchse entsprechende Bildung ebenfalls bei dieser Thierart vorkommt. Auch auf dem Schwanzrücken des Wolfes, aber weiter von der Schwanzwurzel entfernt, zeigt die Haarbekleidung im Aeußeren einen schwarzen Fleck. Wenn dieser verdunkelt, so werden die Haare sehr groß, steif und weiß und entbehren der feinen grauen Wolle, welche sich sonst bei der Haarbekleidung zeigt. Auf dem Uebergange sieht man einen von Wolle entblößten Haarstiel, kleine zerstreute Oeffnungen von Haardrüsen zeigend. Als das Fell an der inneren Seite untersucht ward, traf man doch nicht wie beim Fuchse eine kompakte Drüsenmasse. Beim Wolfe liegen die Drüsen dünn zerstreut in das corium eingesenkt, sind gelblich, gefleckt und fondern einen gelben Stoff ab, welcher keinen besonderen Geruch besitzt. Herr R. hat später bei mehreren, in ausländischen Museen ausgestopften Fuchsarten dieselben schwarzen Flecke, Haarbildung und gelbe Sekretion gefunden.

Notizen.

[Concert von Gade in Kopenhagen.]

Seit dem Ausbruche des Krieges lebte der Tonkünstler Gade, ein stilles Leben in seiner Heimathstadt Kopenhagen, nur eine neue Composition, „drei Charakterstücke für Pianoforte", schrnkte er während dieser Zeit dem musikliebenden Publikum. Endlich hat er doch ein Concert im Hoftheater gegeben und Alle durch seine genialen Compositionen erquickt. Das Concert fand am Sonnabend, den 24. v. M. statt, und wurde mit seiner herrlichen Ouverture, „Im Hochlande" eröffnet. Später kam seine Symphonie Nr. 3 in A-moll und „Agnete und die Meerweiber" zur Aufführung. Die erste, schreiben die Kopenhagener Blätter, übertraf fast die Erwartungen, welche frühere Berichte vom Auslande her über sie bei uns erweckt hatten. Die Frische, Originalität und Tiefe dieses Tonstücks, gepaart mit dem brillantesten Humor, und unterstützt von einer ebenso harmonischen Durchführung des Themas, als einer genialen Instrumentation, übte eine mächtige Wirkung auf die Zuhörer aus. „Agnete und die Meerweiber" — eine musikalische Bearbeitung einer Episode von H. C. Andersen's Agnete und das Meerweib", ist eine hinreißend schöne Komposition; sie war die einzige Gesang-Komposition des Concertgebers, die diesen Abend zur Aufführung gelangte. Fräulein Lehmann's Auffassung von Agnete, war glänzend. Mendelssohn-Bartholdy's „Sommernachtstraum" beschloß das Concert, das sowohl hinsichtlich des Inhalts, als der Ausführung von Seiten der Kapelle des königlichen Theaters, des Basssien Schnitz, der ernährten Sängerin Fräulein Lehmann und der assistirenden Dilettanten, einen hohen Genuß gewährte. Herr Gade wurde sowohl bei seinem Auftreten, als am Schlusse des Abends mit Acclamation und dauernden Beifallszeichen empfangen und begleitet. —

[Henrik Wergeland's Monument.]

Das den schwedischen Juden für den edlen Dichter Henrik Wergeland, als Andenken und als Dankbarkeit für seine Wirksamkeit für ihre Sache, bestimmte Monument, ist jetzt auf dem „Friedhof unseres Erlösers" bei Christiania errichtet worden. Es steht auf dem hervorragenden Punkte dieses schönen Ortes, von den aus man eine freie Aussicht des Christiania Meerbusens und anderer Umgebungen der Stadt hat. Das Grab des nationalen Dichters, in dem er 3 Jahre geruhet hatte, war früher geöffnet worden, und der noch wohlbehaltene Sarg von dort in das neue, unter dem Monumente, in den Felsengrund des Friedhofes eingehauene Grab versetzt. Das das Monument, das von gegossenem Eisen ist, mit einer bronzähnlichen Farbe überstrichen, ruht auf einem niedrigen Sockel von Granit. 3 — 4 Stufen führen zu dem Piedestal hinauf, das des Verstorbenen kolossale Büste trägt. Leider ist dieselbe nach einem Modell gegossen, das Wergeland mit den abgezehrten Zügen und dem großen Barte, so wie seine letzten Tage ihn sahen, erscheinen ließ, und dadurch, wenn auch der Hauptzweg der Formen im Wesentlichen bewahrt ist, leicht ein weniger zufriedenstellendes Bild von dem Verstorbenen geben; im Uebrigen ist die Büste gelungen. Das von 4 schmalen Pilastern getragene Schlußdach dessen Spitze eine blättergeformte Krone trägt, erhebt sich gleich einer durchbrochenen gothischen Pyramide, die ganze obere Partie des Monumentes abschließend. In den Seitenfeldern der unteren Abtheilung des Piedestals sind verschiedene auf das Leben und die Wirksamkeit des Verstorbenen deutende Emblème angebracht, als Vorderstrang, Fackel, Lyra u. s. w. Das Monument hat zwei Inschriften, die eine trägt den Namen, das Geburts- und Todesjahr Wergelands, die andere: „Dankbare Juden zuserhalb Norwegens Grenzen errichteten ihm dieses Monument." Das Ganze ist jetzt vollendet, und der freie Platz rund herum planirt und zum Frühjahr wahrscheinlich mit einer Anpflanzung von Bäumen versehen werden soll. Und hierin muß man wohl die Ursache suchen, daß bis jetzt das Ganze so still und unbemerkt vorübergegangen ist, ohne feierliche Weihe, als sei die Sache hier nur eine rein private. — Hoffen wir, daß zugleich mit den Schlußlinien, die einst Wergelands Grab beschatten sollen, auch das Saamenkorn, das er gepflanzt hat, zum hellen Sonnenlichte emporkeimen werde.

[Schwedische Volksmährchen.]

Es ist bekannt, daß das erste Heft einer Sammlung schwedischer Volksmährchen (den Gebrüdern Grimm gewidmet) im Jahre 1844 in Stockholm herausgegeben wurde. Der große Werth dieser Arbeit hat ihr schon Eingang in die deutsche Literatur verschafft, und ihre Fortsetzung ist schnlichst erwartet von allen, die sich mit diesem Zweige der Volksarchäologie beschäftigen. Das erste Heft erschien unter dem Titel: Schwedische Volkssagen und Märchen. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt von Gunnar Olof Hyltén-Cavallius und George Stephens. Mit Vorlesarten und kritischen Anmerkungen. Deutsch von Carl Oberleitner. Wien 1846. — Diese Ueberlegung ist, einzelne ziemlich große Mißverständnisse abgerechnet, genau und sorgfältig nun im Allgemeinen sehr lobenswerth, um so mehr, da die alterthümliche Sprache ungewöhnliche Schwierigkeiten darbietet. Es freut uns sehr jetzt mittheilen zu können, daß das zweite Heft dieser Sammlung, im Original, sich unter der Presse befindet und bald erscheinen wird. Unser wiederum wortgetreuen Märchenübersetzungen wird es auch die Pfuche-Sage enthalten in einer sehr ursprünglichen und frischen Auffassung.

Digitized by Google

[Chinesische Ausstellung in Stockholm.]

Der von China zurückgekehrte schwedisch-norwegische Agent Liljewalch hat eine sehr interessante öffentliche Ausstellung von seinen mitgebrachten chinesischen Büchern, Handgeräthen, Kunst-, Industrie- und Naturprodukten in Stockholm eröffnet. Die Ausstellung hat 1,544 Nummern und füllt 4 große Zimmer. — Hr. Liljewalch hat gleichzeitig mit der Eröffnung jener Ausstellung, seine Beobachtungen über China in einer angiehenden Form und Sprache dem Drucke übergeben, mehrere bisher unbekannte chinesische Verhältnisse berührend, namentlich die Produkte China's sowie seinen Ackerbau, seine Industrie, seinen Handel ꝛc.

[Personal-Nachrichten.]

Der berühmte Rechtsgelehrte Korneegens, Munch-Räder, ist kürzlich nach einer zweijährigen Abwesenheit im Auslande. — eine Reise, die er mit dem speziellen Auftrage und Zwecke, die Jury-Einrichtungen zu studiren, vorgenommen hat — nach Christiania zurückgekehrt.

Der Professor A. Blomqvist, an der Universität zu Helsingfors, ist mit Tode abgegangen.

Feuilleton.

Die Neuvermählten.

Ein Romanzen-Cyclus von J. L. Heiberg.
Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. *)

I.

Ankunft.

Wilhelm.

Sei ohne Furcht, mein junges Weib!
Mußt erst auf's Rad Dich stellen:
Ich halte den Arm um Deinen Leib,
Will leicht vom Wagen Dich schnellen.
Da steh'! Nun hurtig in's Haus hinein,
Das gaffenden Schuh uns bietet!
Laß draußen nur Regen und Stürmen sein,
Wir sind geborgen, wenn's wüthet!

Marie.

Doch dürfen wir in nacht'ger Zeit
Die fremden Leute stören,
Hineinzehn mit durchnäßtem Kleid,
Und sie vielleicht beschweren?

Gertrud.

Nehmt hier vorlieb nur. Ich kenne Euch nicht,
Auch bin ich fremd Euch Beiden,
Doch weist den Weg durch's Waldesdicht
In dunkler Nacht Ihr meinen.
Wenn draußen zerstreend der Donner droht,
Ist's besser im freundlichen Zimmer,
Und im ärmlichen Hause findet zur Noth
Ein Obdach der Wandrer immer.
Die Kammer hier, für Gäste bereit,
Ist klein nur und bescheiden,
Doch wohl, wenn Ihr genügsam seid,
Gut für die Nacht Euch Beiden.
Nun hol' ich Reis und Holz herbei,
Das soll im Ofen glühen,
Dann wärmt und trocknet Ihr Euch dabei,
Wenn Flammen und Funken sprühen.

Indessen will ich ganz geschwind
Das Mahl hierdrin bereiten,
Und wenn wir Euch nicht lästig sind,
So ruf' ich Euch bei Zeiten.
Mein Sohn, der schweift im Wald umher,
Kommt nun wohl bald nach Hause,
Und ganz gewiß nicht brutelaer,
Bringt uns ein Wild zum Schmause.
Nun geh' ich an die Arbeit gleich,
Will Euch nicht weiter stören,
Und wenn mein Braten gut und weich,
Soll Ihr mich klopfen hören.

II.

In der Kammer.

Marie.

Wie lieb ich das Mütterchen schon so sehr
Mit ihrem freundlichen Sinne!
So milde schaltet sie um und her,
So traulich ist's hier inne.

Ja, schimmert des Lebens Flamme so licht,
Das schelmen die Jahre zu trügen,
Und noch im Alter die Schönheit spricht
Aus frommen, aus heiteren Zügen.
O, könnte auch ich einst in fernem Jahr,
Wenn so lang' ich hienieden weile,
Wenn die Sterne gefurcht, und weiß mein Haar,
Und ich bald dann zur Ruhe eile,
O, könnt' ich dann so sanft, so mild
Die ganze Welt beglücken,
Und — meiner eignen Jugend Bild —
Die Jugend so erquicken!

Wilhelm.

Du blühende Rose! Geliebte mein!
Ich kann Dich nicht oft mehr denken;
Du strahlst in der Jugend erfrischendem Schein,
Und nie wird die Zeit ihn beschränken.
Wie seltsam! Unter des Donners Schlag
Der Zukunft Gruß und klinget,
Und unser Ehe erster Tag
Ein Abentheuer uns bringet.
Es lächelte freundlich des Himmels Blau
Als im Dorf wir die Kirche verließen,
Doch plötzlich umhüllt ihn ein nächtliches Grau,
Und Ströme die Wolken ergießen.
Und während es blitzte nah und fern,
Daß Kutscher und Rosse erschrecken,
Da zeigt sich ein Licht mir, ein Hoffnungsstern,
Und dies gastliche Haus wir entdecken.
Ich poche an das Fenster, ich bat um Rast,
Da kam sie mit freundlichem Sinne,
Und pflegt uns so milde mit sorglicher Hast —
So traulich ist's hier inne!

Marie.

Doch Wilhelm! Sag' nicht den Fremden drin,
Welch' Fest wir heute begangen.

Wilhelm.

Gewiß nicht! Sie! Ist' Deiner Worte Sinn
Im glühenden Roth Deiner Wangen.
Ich werde drinnen erzählen, daß wir
Schon vorgestern eh'lich verbunden,
Dann ahnet wohl Keiner es, daß wir hier
Die brautliche Kammer gefunden.

Marie.

Oschweig' doch! ... Dein Ränzel ist noch nicht auf,
Du mußt einen Kragen mir geben.

Wilhelm.

Da hast Du die Kragen; nun leg' ich im Hauf
Auch all' Deine Kleider daneben.

Marie.

O Wilhelm! Sieh' doch nicht jetzt mich an!
Es macht mich Dein Blick so befangen;
Wenn Du neben mir stehst, gewiß da kann
Ich nie zu Ende gelangen.

Wilhelm.

Nur den Arm laß' mich greifen in glühender Lust,
Daß an's pochende Herz ich ihn drücke!
Einen bebenden Kuß nur der schimmernden Brust
Da steh'! Nun wend' ich die Blicke.

Marie.

Nein Wilhelm! Nun hast Du mich doch vexirt!
Du stehst in den Spiegel!

Wilhelm.

Auf Ehre!
Nun kehr' ich den Rücken Dir zu.

Marie.

Wie gennt,
In einer Kammer für Mehre!

Wilhelm.

Jetzt seh' ich nicht mehr.

Marie.

Ich hatt' so genau,
So fest es mir vorgenommen .....
Da klopft's an die Thüre!

Wilhelm.

Schön Dank, liebe Frau!
Nun werden sogleich wir kommen.

*) Wir bringen hier als Probe die beiden ersten Abschnitte des später im Druck erscheinenden Gedichts. D. Red.

Briefwechsel der Redaction.

⅓. Wir haben Ihre Zusendung empfangen. Wenn wir vielleicht auch aufwärmen, so wollen Sie den Grund erfahren darin suchen, daß der den Ihnen angegriffene Artikel „des schwedischen Reichstags" vor beinahe vier Monaten abgedruckt, mithin jetzt schon veraltet und das Interesse daran beinahe gänzlich verschwunden ist. Inzwischen aber ist Ihr Aufsatz doch auch nur als eine Entgegnung zum Standpunkte einer Partei, nicht als sachliche Berichtigung zu betrachten, und so billig wir einer solchen unsere Spalten öffnen würden, so sehr müssen wir unserer ganzen Tendenz nach, eine Polemik der Verschiedenen vermeiden. — Was den wichtigen und schwierig schlagenden Punkt Ihrer Entgegnung betrifft (Grundbesitz und Kapital ꝛc.), so mag wohl dem Verfasser des angegriffenen Artikels wohl eine stylistische Unklarheit zur Last gelegt werden; die Consequenz jedoch, die Sie darauf gründen, ist namentlich aber nicht stichhaltig. — Indem wir Sie bitten, über dieses sowie über Ihr früheres Manuscript über „schwedischen Dichter" bringen bereits bezeichnen Inhalt zu disponiren, hoffen wir, daß Sie uns durch andere Mittheilungen erfreuen werden.

Dr. H. in L. Ihre zwei Beiträge haben wir gern angenommen. Mit der Veröffentlichung müssen wir noch dem Einzelnen, dem möglichst vieles Interessen Proben zu geben, wohl noch einige Zeit warten. Eine Charakteristik der Dichter besitzen wir schon. Das von Ihnen erwähnte Werk ist schon besprochen und werde ich Ihnen das Buch zusenden. Ihre anderen Mittheilungen haben uns sehr erfreut, und erwarten auch wir reiche Ausbeute.

Eingegangene Bücher.

Conrad, Handbuch für Almanach, vom heil. Blitzgeschlagen. Brill, holländische Sprachlehre. Bibel, bei Jacobsen. van Woesdem, de Volksopvoeding. Van der Maaten, Geschiedenis 19. Van Lennep, een Gedenk van Utrechtsche Nederland 1840 I u 2 Van Schaick, Tafereelen. Van Vollenhoven, Bijdrage.

Hierzu eine Beilage.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Circularnote

des

dänischen Ministers des Auswärtigen betreffend die Auffündigung des Malmöer Waffenstillstandes.

Da der König, mein erhabener Souverain, den Regierungen, welche die Waffenstillstandeconventionen zu Malmöe vom 16. Aug. verflossenen Jahres mitunterzeichnet haben, seinen bestimmten Entschluß hat mittheilen lassen, zu einer Verlängerung des Zustandes, der durch diese Uebereinkunft in den Herzogthümern Holstein und Schleswig hervorgerufen ist, seine Einwilligung keinesfalls zu geben: so halte ich es für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit der betreffenden und verbündeten Mächte auf die folgenden Bemerkungen zu lenken, deren Zweck in der Angabe der Gründe besteht, welche den erwähnten Entschluß hervorgerufen haben, sowie in der Darlegung des aufrichtigen Wunsches Sr. Maj., diese Resolution möge nicht zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten führen. Die Ereignisse des verflossenen Jahres, seitdem der König den Thron seiner Vorfahren bestiegen, gehören der Geschichte an. Ich glaube sie deshalb mit Stillschweigen übergehen zu können und beschränke mich auf die Bitte an alle Diejenigen, welche geneigt sein sollten, in dem Entschlusse des Königs eine feindliche oder der Erhaltung des Friedens zuwiderlaufende Maaßregel zu sehen, die Lage, in der sich Se. Maj. zu dieser Stunde befindet, treffich zu erwägen, und nicht aus den Augen zu verlieren, daß die schwerlichen Opfer, welche Se. Maj. der Herbeiführung einer Auseinigung gebracht hat, bis jetzt ohne alles Resultat geblieben sind. Die Herzogthümer Holstein und Schleswig seufzen noch unter dem Drucke der aufständischen Partei. Die Sicherheit ihrer Bewohner ist erwerwmittelt, ihre bürgerlichen Rechte werden mit Füßen getreten, die Hülfsmittel des Landes verschleudert. Die dänische Bevölkerung von Schleswig ist schuldlos den verletzendsten Plackereien ausgesetzt; ihrem Rothschrei können Se. Maj. ihr Ohr nicht verschließen – er findet in dem Herzen jedes Dänen einen Widerhall. Se Maj. können einen solchen Zustand nicht länger dulden, der, statt die Rückkehr zur Ordnung und Gesetzlichkeit vorzubereiten, unglückliche Verwirrung nur die neuen Keime der Zwietracht und Feindschaft enthält. Der König hofft, die befreundeten und verbündeten Mächte werden die Gründe, die seinen Entschluß bestimmt haben, nach ihrem vollen Gewichte würdigen. Er giebt sich dieser Hoffnung um so mehr hin, da nicht allein die Grundsveincipien des öffentlichen Rechts, sondern auch die wohlverstandenen Interessen der übrigen Regierungen ihm augenscheinlich die Pflicht auferlegen, einen Aufstand zu unterdrücken, der in dem Umkreise seiner eigenen Staaten ausgebrochen ist. Die gegenwärtige Lage der Dinge in den Herzogthümern ist eben so unhaltbar für die politische Moral, deren Grundlage er zerstört, als gefährlich für die dänische Monarchie und vernichtend für die Beziehungen, welche zwischen dem Souverain und seinen Unterthanen existiren müssen. Wenn der König sich der Verlängerung des malmöer Waffenstillstandes nicht widersetzte, so würde er nicht nur dazu beitragen, die durch die Revolution verursachte Anarchie zu kräftigen, sondern er würde sich auch augenscheinlich von dem Wege entfernen, den gegenwärtig die Regierungen Europa's mit eben so viel Weisheit als Ausdauer verfolgen — er würde seinen heiligen Beruf verrathen, der ihn verpflichtet, sein getreues Volk zu beschützen und die angethaumte Macht in ihrem vollen Umfange zu bewahren.

Se. Maj. sind weit entfernt, den Krieg zu wollen. Alle ihre Wünsche sind auf Frieden gerichtet; aber auf einen ehrenvollen Frieden, der feste Garantien darbietet für die Existenz der dänischen Monarchie und für das politische Gleichgewicht im Norden Europa's; sie sind überzeugt, daß allein ein solcher Friede den wohlwollenden Absichten der befreundeten und verbündeten Mächte entsprechen kann. Obwol Dänemark den Krieg einem entehrenden Frieden vorzieht, wird es doch die Fortsetzung des Kampfes mit Deutschland nicht provociren. Sicherlich, es weiß, daß seine Kräfte seinem Rechte nicht gleich kommen, aber, wie beschränkt seine Hülfsmittel auch sein mögen, sie sind immerhin ansehnlich genug, um ihm die liebenswürdige Beharrlichkeit zu verbieten, der es sich unterziehen würde, wenn es einen Augenblick zögerte, sich in den Stand zu setzen, die Interessen bis zum Aeußersten zu vertheidigen, welche den jüdinlichen Gesichtspunkten ungeschmälert überliefert werden müssen. Die Regierung des Königs wünscht lebhaft, die baldige Eröffnung der Friedensunterhandlungen. Sie wird bei denselben freundlich entgegenkommen, so weit es irgend mit der Würde des Souverains und mit der Ehre der Nation verträglich ist. Der Friede würde ungweifelhaft eine Absohlut sein, nicht nur für Dänemark, sondern für ganz Europa, indem er dem Zustande in den Herzogthümern schnell ein Ende machte. Nichts in der That, könnte die Ruhe Europa's stärker gefährden, als wenn man den Nationalitäten das Recht der Selbstentscheidung in ihren Streitigkeiten gestattete; das hieße den Fortschritt der Humanität verzögern und die Fluten der Anarchie und des Fanatismus mehr und mehr entfesseln. Aber je mehr die Regierung des Königs auf der einen Seite durchdrungen ist von dem Wunsche, einer schleunigen Wiederherstellung des Friedens: desto mehr muß sie auf der andern Seite erkennen, wie nothwendig es ist, sich nicht der Mittel zu berauben, um, so viel an ihr ist, Eventualitäten begegnen zu können, die sich unmöglich voraussehen lassen. In dieser Beziehung würde aber der malmöer Waffenstillstand ihrer freien Bewegung unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Hindernisse, die leicht in allen Fällen verhängnißvoll werden dürften. Von diesen Gesichtspunkte, wünscht der König, möge man seinen Entschluß betrachten, den zu Malmöe am 26. Aug. v. J. abgeschlossenen Waffenstillstandvertrag nicht zu verlängeren, und ihn vom 26. März d. J. ab als abgelaufen zu erklären. Die Mäßigung, welche bei allen Handlungen Sr. Maj. vorgeherrscht, bezeugt, daß diese Maßregel durchaus nichts Feindseliges und den allgemeinen Frieden Bedrohendes enthält. Ebenso wie unsere Gegner den König entschlossen finden werden, seine Rechte und seine Würde zu vertheidigen, werden sie ihn auch bereit finden, die Hand zu einem neuen Vertrage zu reichen, welcher die Bürgschaft einer wahren Versöhnung darbietet und auf geerechten und billigen Grundlagen ruht.

Andeutung des Ungrundes der vermeintlichen holsteinischen Thronfolge-Ansprüche der deutschen Herzoge zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Sonderburg-Augustenburg.

Von Dr. C. F. A. Oswald.

Obwohl der beklagenswerthe, gegenwärtige, zwischen Deutschland und Dänemark obwaltende Bruderzwist sich zunächst und hauptsächlich um die völker- und staatsrechtlichen Verhältnisse des Herzogthums Schleswig dreht; so läßt sich offenbar doch schon im Allgemeinen nicht verkennen, daß dabei auch die beiderseitigen Beziehungen des Herzogthums Holstein gar sehr in Betracht kommen. Vornehmlich wird dieses aber insofern der Fall sein, als noch in Frage steht, ob Schleswig und Holstein bei etwanigem Abgange der fürstmännlichen Descendenz König Friedrichs III. rechtlich unmittelbar auf dessen legitime weibliche Nachkommenschaft, — oder nach besonderen, von den für das eigentliche Königreich Dänemark gültigen Thronfolgernormen abweichenden Gesetzen gemeinschaftlich auf die, in direkter männlicher Linie von König Friedrich I. abstammenden, fürstlich Sonderburgischen und Gottorpischen Collateral-Agnaten des jetzigen dänischen Königshauses vererben würden.

Da nun Letzteres bekanntlich fast allgemein von deutscher Seite, und zwar in der Weise behauptet wird, daß diese rein männlich-agnatische Thronfolge für Schleswig eintreten müßte, weil sie für Holstein stattfinde; so glauben wir, dazu bedwegen die hier folgende, wenn auch nur andeutungs- und theilweise Erörterung der holsteinischen Thronfolgeordnungscontroverse für manche Leser dieses Blattes gerade augenblicklich von erhöhtem und unmittelbar praktischem Interesse sein dürfte.

Wir haben aber beiseuberts die angeblichen holsteinischen Successions-Ansprüche der Herzoge zu S. H. Sonderburg-Sonderburg-Augustenburg zum Gegenstande unsers heutigen Artikels gemacht; weil selbige vorzüglich zu einer aphoristischen Widerlegung geeignet erscheinen, und weil, wenn gegenwärtig überall noch irgend welche separate, agnatische Thronfolgerechte in Betreff des Herzogthumes Holstein fortbestanden und geltend zu machen wären, diese Herzoge nach der alodann eintretenden Successions-Ordnung, unstreitig zuerst zur bemuchtigen, wirklichen dortigen Thronfolge berufen und befugt sein würden.

Indem wir demnach nunmehr zu dieser Sache selbst übergehen, räumen wir bereitwilligst ein, daß die Herzoge der Augustenburger Linie des Sonderburglichen Specialhauses vom Gesammthause Sonderburg früher vollkommen zu einer dereinstigen Successions in die Regierung des Herzogthumes Holstein berechtigt gewesen sind. Aber dieses ihr Recht war seinem Ursprunge und Wesen nach nur eine desfallige Lehnsfolgeberechtigung, welche juristisch einzig und allein auf der durch den Stifter ihres vorhergehen Gesammthauses, Herzog Johann den Jüngeren zu Schleswig-Holstein-Sonderburg, von dem deutschen Kaiser, Rudolph II., erlangten holsteinischen Sammtbelehnung beruhete, wenn gleich letztere wiederum ihren, jedoch nur factis-

Digitized by Google

schen Grund in jenes Herzogs agnatischer Abstammung von dem ersten oldenburger Erwerber des holsteinischen Fürstenlehns hatte.

Es war nämlich bei Gelegenheit der, wegen Successionen in die Verlassenschaft des, am 2. Octo ber 1580 unvermählt zu Haderslehen verstorbenen, Herzogs Johann des Aelteren gepflogenen Verhandlungen alsbald auf das Entschiedenste von Seiten des Herzogs Adolph zu Schleswig-Holstein-Gottorp urgirt worden, daß jener Johann der Jüngere — da derselbe in den bisherigen kaiserlichen Verbriefungen über Holstein nicht mit bedacht und benannt, — nach den principalibus desfalls entscheidenden „fächsischen Lehnrechten" zu keinerlei Mitsuccession in den lehnbaren fürstlich holsteinischen Theil dieser Nachlaßes berechtigt sei; indem man dabei zugleich (unterm 25. Februar 1581) ausdrücklich erklärte, daß es freilich lediglich von dem freien brüderlichen Gutbefinden — des Königs Friedrich II. abhangen werde, ob und was derselbe von seinem desfälligen Antheile dem mehrgenannten Johann dem Jüngeren zukommen lassen wolle, — „gleichwohl aber Seine Fürstliche Gnaden zu Gottorp, was die Simultaneam investituram an den Lehen des Fürstenthums Holstein s. w. d. s. belangen thue, sich hieburch und hiemit weiter nicht eingelassen haben wollen, denn was die kaiserlichen Lehenbriefe, ihres wörtlichen Inhalts, mitbringen und ausweisen; welches und was dem anhängig Seine F. Gn. sich und Ihren Erben hiemit reserviren und vorbehalten thun."

Und nicht minder nachdrücklich war es demnächst ebenfalls von Seiten König Friedrichs II. (unter andern in einem eigenhändig von demselben unterzeichneten, umständlichen Schreiben, d. d. „Schloß Kronenburg" den 18. Aprilis Anno d. 1[5]82.) jenem Herzoge Johann dem Jüngeren zu Gemüthe geführt worden, daß dieser rechtlich von jeglicher Succession in die holsteinische Lehnbrevelassenschaft Johannes des Aelteren auszuschließen gewesen sein, und daher Alles, was er demnoch in solcher Beziehung erhalten möchte, lediglich dem Wohlwollen seines königlichen Bruders zu verdanken haben würde.

Solchergestalt überzeugte unser Herzog sich denn auch sehr bald selbst davon, daß seine nunmehrige nachträgliche Anmahme in die Mitbelehnschaft des Fürstenthums Holstein unmöglich rechtswendig sei, um für sich und seine fürstliche Descendenz ein wirkliches und gültiges, desfälliges Lehnsfolgerecht zu begründen. Und er bemühte sich daher ernstlich, Dieses bereits bei der, in Anleitung des Todes von Johann dem Aelteren für König Friedrich II. und den Gottorpischen Herzog Adolph zu erneuernden, holsteinischen Belehnung zu erreichen. Allein, obwohl der König denselben hierin durchaus willfährig war, und seine 1582 an den kaiserlichen Hof abgefertigte Gesandtschaft wörtlich dahin instruirte:

„Befehlen Euch derowegen hiemit gnädigst, weil zuvor die Käyserl. Belehnung, wegen Holstein und der incorporirten Landen, auff S. (Herzog Johansen) Ld. nicht gerichtet gewesen, solches aber in alle wege Sr. Ld. und derselben Leibes Lehns-Erben Nothdurfft erfordert; Daß Ihr derowegen bey der Käyserl. Mayt. auff Sr. Unsers Brudern Ld. Credents-Briefe und Bollmacht, so Ihr von S. Ld. begehren zufordern, und wegen unserer Intercession, die Ihr bey Ihrer Käyserl. Mayt. desfals für Unsern Brudern einzuwenden, mit gebührlichem Fleiß, mit zugleich solicitiren und ausbringen sollet, damit S. Ld. die gesammte Hand, ... was daß Fürstenthumb Holstein und innenpertinent Landen, nemblich Stormarn und Dietmarschen, ... betrifft, erhalten, darauff auch die Belehnung ..... ertangen möchte;"

so erfolgte doch schon gleich auf die unterm 12. August l. J. von dem fürstlich Gottorpischen Gesandten erhobene desfällige Protestation der oberlehnsherrliche Bescheid „daß die Käyserl. Majestät die Simultaneam investituram ohne Herzog Adolphs F. Gn. oder derselben gewaltmächtigten Abgesandten ausdrückliche Bewilligung Herzog Johanns F. Gn. zu Holstein nicht wissen widerfahren lassen." Auch ward Letzterer demgemäß in der That bei der, dem Könige Friedrich II. und Herzog Adolph, als Herzogen zu Holstein, am 31. s. M. u. J. ertheilten neuen Belehnung, worüber der förmliche kaiserliche Lehnbrief unterm 15. September 1582 ausgefertigt worden, noch gänzlich mit Stillschweigen übergangen, und erst am 22. August 1590, nachdem er endlich die begehrte Einwilligung von hergedacht Gottorpischer, wie von königlich dänischer Seite erwirkt und beigebracht hatte, — wirklich vom Kaiser „zu der gesambten Hand des Fürstenthums Holstein" belehnt.

Und so beharrlich der erlauchte Stammvater des fürstlich Sonderburgischen Gesammthauses nach solchem Ziele gestrebt hatte, eben so sorgfältig war derselbe nun aber gleichfalls auf eine fortwährende ordnungsmäßige Conservation dieses so mühevoll erworbenen Lehnsfolgerechtes bedacht; indem er nicht nur selbst von den nachmaligen Kaisern Mathias und Ferdinand II. die bei seinen Lebzeiten erforderlich gewordenen Erneuerungen der vorgedachten Belehnung zur gesammten Hand gehörig erwirkte, sondern auch noch in seinem Testamente vom 21. Februar 1621 die väterliche Ermahnung an seine Söhne „sampt und sonders" richtete, daß sie in selbiger Beziehung auf seinen Todesfall „nichts versäumen, sondern solche Gelegenheit wohl in acht haben wollen, damit Ihnen dannenhero kein Unheil zugezogen werden möge." Was von den Betreff. den so sehr beherzigt ward, daß bereits unterm 28. December 1623 die neue kaiserliche Sammtbelehnungsurkunde für sämmtliche hinterbliebene sechs Söhne jenes, bekanntlich erst am 9. October 1622 verstorbenen, Herzogs Johann des Jüngeren vollzogen worden ist.

Wie indessen schon diese Acte hier durch den Umstand ein ganz besonderes Interesse gewinnt, daß nach derselben nicht blos der Herzog Joachim Ernst, — welcher Gründer des Sonderburg-Plönischen Specialhauses doch kraft des nunverezten Testamentes allein und ausschließlich in den effectiven Besitz sämmtlicher von seinem Vater nachgelassenen fürstlich holsteinischen Territorial-Pertinentien succedirte, — sondern auch dessen fünf übrige, zu keinerlei wirklichem Territorialbesitze in dem Herzogthume Holstein gelangte, Brüder namentlich „in der gesambten Hand des Fürstenthums Holstein" belehnt worden sind; so ist eben dasselbe unverkennbar noch weit mehr bei demjenigen kaiserlichen Diplome der Fall, welche die sechs fürstlichen Söhne des am 13. März 1627 verewigten Stifters des Sonderburg-Sonderburgischen Specialhauses, weiland Herzogs Alexander, — nämlich des Herzogs: Johann Christian, Alexander Heinrich, Ernst Günther, Adalbert der Augustenburger Linie, Georg Friedrich, August und Philipp Ludwig, — unterm 3. Mai 1631 über die speciell von ihnen nachgesuchte Renovation der letzterwähnten, auf ihren Vater mit gerichtet gewesenen, Simultaninvestitur erhalten haben.

Denn, da man es für ganz Deutschland als eine allgemeine und durchaus praktische Regel annehmen darf, daß überall, wo auch solche Personen, welche nicht in den actuellen Lehnsbesitz eintreten, in den Lehnbriefen benannt und belehnt werden, die juristische Wirksamkeit und Gültigkeit aller betreffenden etwaigen, collateral-agnatischen Lehnsfolge-Ansprüche weiterhin durch die Sammtbelehnung mit bedacht worden ist, so genügt offenbar schon die bloße Betrachtung jener beiden, unmittelbar unsern gegenwärtigen Fall berührenden kaiserlichen Lehnbriefe, um es sofort klar zu machen, daß es bei einer juristischen Beurtheilung der Rechtsbeständigkeit der sogleichen holsteinischen Lehnsfolge-Ansprüche der Augustenburger Herzoge wesentlich und vor allen Dingen darauf ankommen wird, ob dieselben die von ihrem gemeinsamen Stammvater erworbene Belehnung zur gesammten Hand des Fürstenthums Holstein — durch deren, nach Maßgabe der bekannten desfälligen Grundsätze des heimathlichen deutschen Lehnrechts, fortwährend beschaffte Renovation — gehörig conservirt haben. Zumal, da auch nach dem bekannten kaiserlichen Reichshofraths-Ordnung vom 16. März 1654 (Titel III. §. 12.) speciell für alle dermalen deutschen Reichs-lehen gesetzlich vorgeschrieben worden ist:

„In welchen Geschlechten, und in denjenigen Reichs-Craisen, da die simultanea investitura hergebracht, und im Gebrauch, dabei solle solche auch gehalten und derselben nachgelebt werden;" "

der dergestalt in allen verschiedenen Branchen, und namentlich in der Augustenburger Linie dieses fürstlich Sonderburgischen Gesammthauses rücksichtlich der holsteinischen Lehnsfolge wirklich hergebrachten

*) J. Ravo (praes. J. A. Heilfeld), de simultanea investitura, imprimis in terris Brunsvico Luneburgicis (Jenae, MDCCLXI; 4.); §. 40. S. 22: „sed ita locis, ubi in actu investiturae et in litteris investiturae non aeque nominatur et investitur unus titie, qui recipit investituram, sed etiam simul nominantur et investiuntur reliqui descendentes primi acquirentis, id est agnati, ibi praesumendum est valere jus veins germanicum ad id, ut agnatis ad jus unum conservandum in feuda necessaria sit simultanea denominatio et investitura, et non nominatus nullum ex jure sanguinis habere jus, sed licet vel locutionibus probent, se descendere a primo acquirente, tamen ob exclusionem a simultanea investitura nunquam succedere."

Digitized by Google

brachte Gebrauch dieses deutsch-rechtlichen Instituts der Simultaninvestitur oder gesammten Hand aber mit vollster urkundlicher Gewißheit aus den beiden, gänzlich den vorangeführten deßfälligen Documenten entsprechenden, unterm 19. Mai 1640 und 27. Januar 1660 fernerweit für die sämmtlichen Herzoge zu Schleswig-Holstein-Sonderburg ausgefertigten, kaiserlichen Samml-Lehnbriefen erhellet.

Wir wollen nun zwar keineswegs in Abrede stellen, daß bis zu dem letzten für Herzoge dieses Gesammthauses ertheilten kaiserlichen Lehnbriefe vom 13. Februar 1751, — welcher namentlich noch den Herzog Christian August, von dem sämmtliche jetzt lebende Herzoge zu Augustenburg abstammen, als mit „zur gesammten Hand des Fürstenthums Holstein" belehnt aufführt, — alles in obiger Beziehung Erforderliche abseiten der Augustenburgischen Fürsten stets ordnungsmäßig beobachtet und wahrgenommen sein wird. Allein eben so wenig können wir Dasselbe auch noch für die spätere Periode zugeben, vielmehr müssen wir für den ganzen, nach Ausstellung jenes letzten Lehnbriefes verflossenen, Zeitraum auf das Bestimmteste das Gegentheil behaupten.

Ungeachtet nämlich die ehemaligen Herzoge des Sonderburg-Plönischen Specialhauses nicht besonders wegen ihrer holstein-plönischen Territorien belichen worden, betrachteten dennoch die deutschen Kaiser und deren reichshofräthliche Lehnscurie diese Lande als eigene und unmittelbare Reichslehen; wie sich besonders deutlich aus einer, in der holstein-plönischen Successionssache der von Carlsen publicirten, Kaiserlichen und Reichshofraths-Resolution vom 11. September 1731 ergiebt. Weshalb denn auch die plönischen Herzoge in den betreffenden kaiserlichen Lehnbriefen stets zuerst genannt, und zunächst für sich," — wenn gleich daneben auch „in Volmach" der übrigen Fürsten des Gesammthauses Sonderburg belehnt worden sind. So, daß also das reichslehnbare Herzogthum Holstein-Plön sich als den eigentlichen, speciellen und wirklichen Kern, als das rechtliche Principale der den sämmtlichen Sonderburgischen Herzogen „zur gesammten Hand des Fürstenthums Holstein" ertheilten kaiserlichen Belehnungen darstellt; welche daher auch nach dem herkömmlichen Reichslehns-Curialstile schlechthin z. B. in den RKRResolutionen vom 11. Januar 1732 und 26. Januar 1751, als „Holstein-Plönischer Belehnungs-Sachen zubereitet und bezeichnet worden, wobei die übrigen „fürstlich(sonderburgisch)en Agnaten interessirt" seien.

Darf und muß man demnach unstreitig die Herzoge zu Sonderburg-Plön bei der holsteinischen Sammtbelehnung des Gesammthauses Sonderburg für die eigentlichen und wahren Haupt-Vasallen erklären; von welchen zugleich auch die deßfälligen, lediglich als accessorisch angesehenen, Rechte der übrigen fürstlich Sonderburgischen Specialstämme getragen und dergestalt repräsentirt wurden, daß wirklich das ganze Rechtsverhältniß der holsteinischen Samm tbelehnschaft des gesammten Hauses Sonderburg sich in dessen Plönischem Specialhause concentrirte und um die holsteinisch-plönische Lehns-Mathung und Gesammthand gruppirte, als deren bloße juristische Vertinenz; — so wird es damit nun aber ferner auch schon ganz von selbst als einleuchtend erscheinen, daß ebenfalls der — in Gemäßheit des, unterm 29. Novbr. 1756 zwischen König Friedrich V. zu Dänemark und dem letzten Herzoge zu S. H. Sonderburg-Plön, Friedrich Carl, mit Consens dessen mitbelehnter Sonderburgischen Agnaten errichteten, unterm 7. bis 11. Januar 1757 von beiden Contrahenten ratificirten, und am 5. März 1761 „von römisch-kaiserlicher Machtvollkommenheit, jedoch insonderheit denen (damals annoch) unmündigen (Schleswig-)Holstein-(Sonderburg-)Glücksburgischen Prinzen Gerechtsamen in alle Weise unschädlich," consentirten Successions-Tractates — nach Aussterben des fürstlich plönischen Mannsstammes (18. October 1761) an genannten König Friedrich V., „als Herzog zu Holstein," dessen „Erben und Nachkommen" erfolgte Uebergang des ganzen herzoglich holstein-plönischen Territorii nicht ohne den bedeutendsten rechtlichen Einfluß auf die bis dahin bestandene holsteinische Sammtbelehnschaft der überlebenden Herzoge aller anderen Zweige des Sonderburgischen Gesammthauses bleiben konnte.

Ja, man wird unter allen Umständen, und im Hinblicke auf die unbestrittenen Principien des, für unsern Fall allein und ausschließlich normirenden, deutschen Lehnrechtes, juristisch nothgedrungen conediren müssen, daß die nurberegte Sammtbelehnschaft jener Sonderburger Fürsten, und somit auch deren lediglich darauf beruhende holsteinische Lehnsfolge-Berechtigung bereits zur Zeit des deutschen Reiches gänzlich erloschen gewesen sein würde, wenn mehrgedachte Fürsten pure auf alle und jede, ihnen und ihren beziglichen fürstlichen Häusern in eventum des herzoglich holstein-plönischen Stammfalles zustehende Lehnsfolge-Rechte und denen anhangende sonstige Ansprüche verzichtet haben sollten, ohne daß dabei weder sie selbst sich ihre seitherige holsteinische Mitbelehnschaft ausdrücklich vorbehalten hätten, noch eine deßfällige expresse Reservation von Seiten des kaiserlichen Oberlehnsherrn geschehen wäre.

Was jedoch zuvörderst die in ersterer Rücksicht für den augenblicklichen Zweck allein relevante, deßfällige Renunciations- und Cessions-Acte des Herzogs Friedrich Christian zu Augustenburg vom 13. Februar 1756 anlangt, so ist deren Wortlaut in der That schon zu unzweideutig und klar, als daß der dadurch von dem Herzoge, für sich und seine gesammte fürstmännliche Descendenz, auf jegliche in eventum des herzoglich plönischen Stammfalles competirende fürstliche Lehns- und Successions-Rechte vollständig und durchaus unbedingt geleistete Verzicht noch erst einer besondern Nachweisung bedürfen könnte. Und nicht minder offensichtlich ist in dieser Urkunde auch kein einziges Wörtlein enthalten, welches irgendwie als ein Vorbehalt der bisherigen, renunciirenden Descendenz — gleich den plönischen und übrigen Herzogen sonderburgischen Gesammthauses — zugestandenen holsteinischen Mitbelehnschafts-Rechte aufgefaßt oder gedeutelt werden möchte. Man wird vielmehr umgekehrt sogar den Umstand, daß in dem vorliegenden Documente ausdrücklich nicht blos auf die holsteinisch-plönischen „Lande und lehnbaren Districte," sondern auch „überhaupt" auf „alle und jede deren Zubehörungen, wie sie Namen haben mögen, ganz und gar nichts ansbeschieden" verzichtet worden ist, — nicht wohl anders erklären dürfen, als daß damit, wenn auch nur implicite, so doch unzweifelhaft und wirklich, zugleich auf letztgedachte Sammtbelehnschaft Verzicht geleistet sei; deren Verlust aber jedenfalls schon eine nothwendige und rechtliche Selbstfolge des gänzlich unterbliebenen deßfälligen expressen vasallitischen Vorbehaltes war.

Eben so gewiß ist inzwischen auch anderseits keinerlei oberlehnsherrliche Reservation in obiger Beziehung zu Gunsten der Augustenburgischen Herzoge gemacht worden; wozegen dieses allerdings ausdrücklich zu Gunsten der „Holstein-Sonderburg-Plönischen Agnaten Herren Herzogen zu Holstein-Glücksburg und Beck", mittelst kaiserlicher RKRResolution vom 10. April 1767 geschehen ist.

Da nun jedoch sicher nicht annehmen darf, daß letzterer expresse Vorbehalt in dieser, vom Kaiser in Gemäßheit deßfälligen Gutachtens des Reichs-Lehnhofes abgegebenen, Resolution auch dann gemacht sein würde, wenn selbiger zur Wahrung der, dadurch reservirten, fraglichen Rechte überflüssig und unnöthig gewesen wäre; so muß man nun aber selbstverständlich weiter ebenfalls einräumen, daß, weil ein solcher ausdrücklicher Vorbehalt dort lediglich in Betreff der Herzoge zu Glücksburg und Beck, und keineswegs auch für die Herzoge zu Augustenburg resolvirt worden, — nunmehr also die in Rede stehenden, ehemaligen gleichen Mitbelehnschafts-Rechte unserer Augustenburgischen Herzoge als erloschen zu betrachten sind.

Auch leidet es offenbar nicht den mindesten Zweifel, daß letztere Rechte eben so wohl diesen, wie jenen Herzogen in der vorberegten Resolution expresse reservirt sein würden, wenn nicht die oberstlehnsherrliche Reichshöhrde die, von dem fürstlichen Hause Augustenburg in Betreff der holstein-Plönischen Lehnssuccession gelieferten, reinen Berichte für eine gleichzeitige und juristisch vollkommen genügende Renunciation auf lessen bisher „bei der Sonderburg-Plönischen Separatbelehnung" beigebrachte Recht der (holsteinischen) Simultaneae Investiturae" erachtet hätte.

Nachdem übrigens der fürstl. Mannsstamm des S. H. Sonderburg-Glücksburgischen Specialhauses unterm 13. März 1779 abgestorben, wie auch schon früher der Herzog Carl Ludwig zu S. H. Sonderburg-Sonderburg-Beck, und der von demselben nicht anerkannte Sohn seiner Gemahlin, ohne Hintreiassung legitimer Descendenten mit Tode abgegangen, und somit alle Rechtsgründe vollständig beseitigt waren, welche jene 1767 resolvirten Vorbehalte veranlaßt hatten; so wurden diese nunmehr aber ebenfalls aus sämmtlichen solchen, die holsteinischen Belehnungen der dänischen Könige betreffenden kaiserlichen Resolutionen hinfort gänzlich ausgelassen.

Deshalb ward denn namentlich auch dem, unterm 3. Februar 1786 von dem Könige Christian VII. gestellten Antrage, daß, da inmittelst sämmtliche das Herzogthum Holstein auszumachende Landes Antheile an das königliche Haus zurückgekommen seien, und nunmehr durch diese Wiedervereinigung der Fall der alleinigen Belehnung, so wie König Christian I. sie empfangen, wiederum eintrete, — Ihm in solcher Maaße die kaiserliche Belehnung über das ganze Herzogthum Holstein ertheilt werden möge; mittelst kaiserlicher RKRResolution vom 26. Mai 1786 vollständigst und ohne fernere Reservation anderweitiger deßfälliger Mitbelehnschaftsrechte deferirt. Und, wie gleichfalls

Digitized by Google

die übrigen, bis zur demnächstigen wirklichen Lehnsempfängniß erwachsenen Acten nicht die geringste Spur von irgend einer, abseiten der Augustenburger Herzoge prätendirten, oder denselben kaiserlicherseits reservirten, fernern bestehenden Mitbelehnschaft enthalten; so ist endlich auch die förmliche Belehnung selbst, — nachdem zuvor noch insbesondere die letzten drei verschiedenen holsteinischen Lehnbriefe des regierenden dänischen Königshauses, der Gottorpischen Herzoge und des fürstlich Sonderburgischen Gesammthauses bei dem Reichshofrathe reprodneirt waren, — unterm 7. Februar 1788 ohne jedweden Vorbehalt derartiger Mitbelehnschaftsbrecht erfolgt; wodurch branntagerlmaßen das gesammte Fürstenthum Holstein lehnlich den vorgenannten Könige Christian VII., und dessen männlichen Leibs-Lehns-Erben, uno actu verliehen worden.

Da nun ferner dieser, solchergestalt mit dem ganzen Herzogthume Holstein allein belehnte, und dasselbe allein besitzende König seine in obiger Weise erlangten Rechte durch die, nach Aisterben Kaisers Joseph II. und dem Regierungs-Antritte Kaisers Leopold II., wie nach dessen Tode und Thronbesteigung des jetzo deutschen Kaisers Franz II., jedesmal gebräig erneuerte Requisition der „Belehnung über das gesammte Herzogthum Holstein" ordnungsmäßig conservirt hat, — ohne daß bei solcher Gelegenheit, oder sonst, abseiten Augustenburgischer Herzoge irgend ein Schritt gethan wäre, um eine etwanige Restitution über dem Vorangedeuteten zufolge, damals bereits längst völlig eingetretenen, holsteinischen Sammtbelehnschaft zu bewirken: so wird es hiernach Allen nach nun aber unstreitig nicht mehr mit Grund gelungen werden können, daß die, juristisch blos auf der gesammten Hand ruhenden, vormaligen Lehnsfeige-Rechte der sämmtlichen Herzoge zu S. H. Sonderburg-Sonderburg-Augustenburg, in Betreff des Herzogthums Holstein, schon vor Auflösung des deutschen Reichs gänzlich erloschen gewesen sind, also auch nicht von einer gegenwärtigen Fortdauer jener, reichsständnerfassungsmäßig untergegangenen Rechte die Rede sein darf.

Ganz von dem Verstehenden abgesehen, würden insbesondere namentlich für den jetzigen Augustenburger Herzog Christian Carl Friedrich August, nebst dessen auf Noer residirenden Bruder, dem Prinzen Friedrich Emil August, und deren beiderseitige fürstliche Descendenz, auch noch aus einem spetiellen Grunde wider das jetzige dänische Erb-Königsband keinerlei Ansprüche auf eine besondere agnatische Thronfolge in das Herzogthum Holstein zu erheben und rechtlich geltend zu machen sein. Denn der durchlauchtige Vater jener beiden Fürsten, der hochselige Herzog Friedrich Christian zu Augustenburg, hat am Tage nach seiner Vermählung mit der damaligen königlich dänischen Erbprinzessin Louise Augnste, den 28. Mai 1786 eine feierliche Urkunde vollzogen, und darin folgende hierher gehörige entscheidende Erklärung abgegeben:

„Da . . . Unsere Kinder und Descendenten eines oder mehrere, die Wir mit Hochermeldeter Unserer freundlich-geliebten Gemahlin Hoheit und Lieben, durch den Segen Gottes erzeugen würden, oder sonst jemand über Verhoffen, ... der bei dem Königlich-Dänisch-Norwegischen Erbhause eingeführten und zum Grundgesetze dienenden Legi Regiae zuwider, in Rechten, oder außerhalb Rechens, von den Königreichen Dännemark und Norwegen, oder den besagten Königlichen Saufe zustündigen Fürstenthümern, Grafschaften, Herrschaften und Landen, samt andern desselben bewegs- und unbewegslichen Gütern, wie sie Namen haben mögen, ichtwas zu fordern und zu begehren, sich unterfangen würden, so doch nicht geschehen soll, so wollen Wir darin nicht gehelen, sondern solches, so viel an Uns, abwenden. Da es aber dennoch wider Unsern Willen geschähe, verpflichten Wir Uns, Unsere Erben und Nachkommen, alles was dedsalls . . . . . durch die Verfassungen des Königlichen Hauses und Verordnung der Legis Regiae festgestellet ist, zu genehmen, und dawider nichts, es sey in Rechten, oder außerhalb Rechtens, zu pretendiren noch zu fordern."

Welches alles Wir demnach für Uns, auch Unsere Erben und Nachkommen, hiemit zusagen und versprechen, bei Unsern Fürstlichen Würden Treuen, wahren Worten und Glauben, auch Verpfändung Unserer sämtlichen Lande, Schlösser, Herrschaften und Güter, in deren Besitz Wir jetzo sind, oder dereinst Uns kindlich verfallen und vererben mögen. Alles treulich sonder Argliß und Gefährde. —

Anzeigen.

65] **Actstykker, vedkommende det flesvigske Spörgsmaal,**

fremlagte i **Rigsforsamlingen i Kjöbenhavn** og i **Nationalforsamlingen i Frankfurt.** (Indeholdende 50 Nummere foruden mange Bilag.)

Hefte 1 Rbd. = 22½ Ngr.

Indhold:

Nr. 1. Justrnst. for Grev Reventlow (af 25de Marts). — Nr. 2. Protoc. over et Möde mellem Ucrrigsministeren og Ruslands og Englands Minister i Berlin (2 Marts). — Nr. 3. Berdal Note til Preussen (1 Apr.). — Nr. 4. Hertzel. Medd. ledeste til Preussen (1 Apr.). — Nr. 5. Correspondance mellem Gr. Pteyten og Baron Arnim (Berlin 3 og 5 Apr.). — Nr. 6. Berbalnote til Preussen (6 Apr.. — Nr. 7 og 8. Corresp. mellem Major v. Bültzenbruck og Gr. Knuth (Sonderburg, 8 Apr.). — Nr. 9. Depesche til Gr. Reventlow (15 Apr.). — Nr. 10. Note fra Gr. H. Wyon (16 Apr.). — Nr. 11. Svar fra Hrdr. Nerdy til Sr Wyon (18 Apr.). — Nr. 12. Note fra Lord Westmorland til Arnim og dennes Svar (Berlin 18 og 19 Apr.). — Nr. 13. Note fra Sir H. Wyon (19 Apr.). — Nr. 14. Hst. Overslgt over Lidtsforh. (19 Apr.). — Nr. 15. Straatens Meddelelse om Forbds. Bestatning af 12 Apr. (19 Apr.). — Nr. 16. Note til den Preuss. Gesandt (22 Apr.). — Nr. 17. Depesche til Gr. Reventlow (22 Apr.). — Nr. 18. Erklärung og Reservation af Baron Pechlin (Frankf. 28 Apr.). — Nr. 19. Note fra Arnim til Westmorland (Berlin 30 Apr.). — Nr. 20. Svar fra Lord Palmerston (4 Mai). Gesandter til Gen. Wrangel (30 Apr.) og dennes Svar (Gothse 2 Mai). — Nr. 21. Strio. fra den preuss. Udenrigsminister til Gesandten ved Forbundet (Berl. 5 Mai). — Nr. 22. Note fra den Swedste Gesandt i Berlin (5 Mai). — Nr. 23. Depesche til Gr. Reventlow (11 Mai). — Nr. 24. Depesche til Gr. Reventlow (11 Juni). — Nr. 25. Protocol (Arnims) Baadsuttisstandsbrd. — Nr. 26. Strio. fra Arnim til Palmerston (11 Juni). — Nr. 27. Forslag fra Palmerston (12 Juni). — Nr. 28. Strio. fra Palmerston (25 Juni). — Nr. 29. Bunsens Svar (24 Juni). — Nr. 33. Sammenstilling af de 3 Udkast til en Baadsuttistand. — Nr. 34. 41. Baadsuttistand af 2 Juli. — Nr. 35. Preuss. Forsl. i Bundtag den 19de Juli. — Nr. 36. Depesche til de kongelige Gesandter (22 Juli). — Nr. 37. Depesche fra Stiernstjerna til den svenske Gesandt i Berlin (23 Juli). — Nr. 38. Strio. fra Bunsen (23 Juli). — Nr. 39. Corresp. mellem Wrangel og Gedmann (24 Juli). — Nr. 40. To Depescher fra Palmerston til Westmorland (25 Juli) — Nr. 41. Preussens Instruz for Beton (27 Juli). — Nr. 42. Corresp. mellem Preussens Gesandtskabsattache og Centralmagten af 5 og 6 Aug. med Bilag af 7 Aug. — Nr. 43. Den franske Republiks Formelle af Garantien af 1720 (7 Aug.). — Nr. 44. Tvende franske Noter (8 og 10 Aug.). — Nr. 45. Forslag for Below (11 Aug.). — Nr. 46. Indlæg for Kinder. Bilde (19 Aug.). — Nr. 47. Gen. Below's Forslag. — Nr. 48. Bemærkn. over dette (25 Aug.). — Nr. 49. Baadsuttistands Conv. af 26 Aug. med 1 Separat og 2 Additionel-Artikler. — Nr. 50. I. — IV. Corresp. mellem Centralmagten og Preussen om Baadsuttistandsen.

Wahlfe Boghandel.

66] Zu meinem Verlage erschien:

H. C. Andersen's

Gesammelte Werke.

Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

35 Bände k. 8. Preis eines Bandes 10 Ngr.

Inhalt:

Das Märchen meines Lebens.
2 Bde. Preis 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M.

Der Improvisator.
Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr.

O. T.
Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr.

Nur ein Geiger.
Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr.

Gesammelte Märchen.
4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M.

Bilderbuch ohne Bilder.
Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Fr. Rh.

Reisebilder.
Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Fr. Rh.

Eines Dichters Bazar.
4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M.

Agnhaella.
Tragödie. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M.

Der Mulatte.
Drama. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M.

Agnete und der Meermann.
Dramatisches Gedicht. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M.

Die Glockenblume.
Märchensomödie. Pr. 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M.

Gesammelte Gedichte.
3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M.

Ahasverus.
2 Bde. Pr. 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M.

Die zwei Baronessen.
Roman. 4 Bde. Preis 1 Thlr. 20 Ngr. = 2 Fl. C.-M.
Leipzig, im März 1849.

Carl B. Lorck.

67] Soeben erschien in meinem Verlage der sechste Band von:

Karl Gutzkow

Dramatische Werke,

enthaltend

Wullenwever.

Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen.

Mit dem Portrait des Verfassers nach einer Zeichnung von C. Lauteschläger.

Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, Carl B. Lorck.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Wäbeker. Brüssel: Coel Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

23. März. **№ 25.** **1849.**

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Zur Orientirung in der deutsch-dänischen Frage. II. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: Die dänische Kriegspartei. — Niederlande: Haag, den 17. März. Der Tod des Königs. — Norwegen: General Fabvier. Die Festung Rendsburg. Die Cholera in Norwegen. Die holländische Ministerverantwortlichkeit. Personalnachrichten.

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Das Theater in Belgien. — Bücherschau: Hvoet Tonsin under Krvldet och Fribetstiden. — P. J. Veth, Bijdragen tot de kennis van den politieken toestand van Nederlandsch Indië. — Notizen: Nordischer Seidenbau. Aprilsalven in Kopenhagen. Christiania's Universität. Vorlesungen über Musik. Neue musikalische Erfindung. Die Missionsgesellschaft zu Lund. Vergelius und Cruseuskolpe. Universität Utrecht. Personalnachrichten.

Feuilleton. Die Insel Alsen. Eine Skizze.

Berichtigung zu N. 24.

Briefwechsel.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Zur Orientirung in der deutsch-dänischen Frage.

II.

Von der Thronbesteigung Friedrich VII. bis zum Ausbruch des Aufstandes in den Herzogthümern.

König Friedrich VII. erließ am selben Tage, an dem er zur Regierung gelangte, einen „offenen Brief, in welchem es heißt .....“ Es wird Unser erster und wichtigster Endzweck sein, dem von Unserm hochgeliebten Vater aufgestellten Beispiele zu folgen, gleich Ihm in Unserer Regierung Milde und Gerechtigkeit zu einen, sämmtlicher Landestheile Bewohner mit gleicher Landesväterlicher Liebe zu umfassen, und nicht allein die von Ihm begonnenen Verbesserungen in der Verwaltung fortzusetzen, sondern auch die von Ihm beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staates zu vollenden, deren Durchführung nur in Folge der Krankheit und Abberufung Unseres hochgeliebten Vaters ausgesetzt worden ist, und welche dahin abzielt, der Staatsbürger gegenseitige Gerechtsame zu sichern, in Unserm geliebten Vaterlande die Einigkeit zu fördern, und damit die Kraft und Ehre der Gesammtheit zu befestigen .....“ Mit lautem Jubel wurden diese Versicherungen von dem dänischen Volke aufgenommen, sie wurden aus dem Munde des durch seinen schon oft bekundeten volksthümlichen Sinn beliebten Königs doppelt freudig begrüßt, und fanden den Weg zu Aller Herzen. Nicht so in Schleswig-Holstein*), wo die Partei der Separatisten eifrig bemüht war, diese Worte so zu deuten, als enthielten sie eine „Anerkennung des von der früheren Regierung anerkannten Systems der Gesammtstaats-Theorie“, und wo man sich ebenfalls bemühte, den in den ersten Tagen der Regierung des neuen Königs erschienenen Amnestie-Erlaß, der eine Niederschlagung aller obschwebenden politischen Processe u. s. w. enthielt, als eine „gewöhnliche Klugheitsmaßregel“ darzustellen.

Schon am 28. Januar, also acht Tage nach dem Regierungswechsel, erschien ein „Allerhöchstes Reskript wegen Einführung einer Verfassung“, in welchem es heißt: „Um die von Unserm höchstl. Vater König Christian VIII. beachtigte, von Uns bereits früher angerathene und durch Unsern offenen Brief vom 20. d. M. verkündete Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Vaterlands in einer Weise zu Stande zu bringen, die der Aufrechthaltung sowohl der Selbstständigkeit der verschiedenen Landestheile, als der Verbindung derselben zu einem wohlgeordneten Ganzen entsprechen, haben Wir beschlossen, die Einführung einer solchen Verfassung in Erwägung zu ziehen, die gleich sehr sich eignet, sowohl Unserer Krone unantastbare Gerechtsame zu sichern, als auch sämmtliche Unserer lieben und getreuen Unterthanen Gerechtsame im Allgemeinen, sowie die besonderen Rechte und Interessen der Einwohner der verschiedenen Landestheile zu gewährleisten.

Zu diesem Behuf beabsichtigen Wir die Einführung gemeinschaftlicher Stände für Unser Königreich Dänemark und für Unsere Herzogthümer Schleswig und Holstein, welche regelmäßig zu gewissen Zeiten, nach gewissen Zwischenräumen in gleicher Anzahl aus Unserm Königreich und aus bemeldeten Unseren Herzogthümern sich versammeln sollen abwechselnd in Unserm Königreich und Unsern Herzogthümern, an denjenigen Orten, welche näher dazu bestimmt werden. Die Rechte welche wir unter den näheren Bestimmungen, die in dem Verfassungsgesetz festgestellt werden sollen, diesen Ständen zulegen wollen, sollen bestehen in einer beschließenden Mitwirkung sowohl bei Veränderungen in den Steuern und bei der Finanzverwaltung als auch bei dem Erlaß von Gesetzen, welche des Königreichs und der Herzogthümer gemeinsame Angelegenheiten betreffen. Daneben wollen wir den bemeldeten Ständen berathen, Anträge über solche Gegenstände ihrer Wissenschaft, welche des Königreichs und der Herzogthümer gemeinsame Interessen angehen, allerunterthänigst an Uns einzugeben.

Durch diese ständische Verfassung, welche Wir aus freier königlicher Machtvollkommenheit einführen, soll nichts verändert werden, weder in den allgemeinen Anordnungen vom 28. Mai 1831, noch in den Verordnungen vom 15. Mai 1834, betreffend die Errichtung der Provinzialstände in Unserm Königreich und in Unsern Herzogthümern Schleswig und Holstein, noch auch in dieser Herzogthümer gegenwärtig bestehenden*) Verbindung, in Unserer Herzogthümer Holstein und Lauenburg Verhältniß zum deutschen Bund, noch in den letztgenannten Herzogthümer Verfassung, auch nicht in der durch die Verordnung vom 8. März 1845 ein-

*) Anmerkung. Mehrere deutsche Zeitungen, unter andern die „Börsen-Halle“ brachten hier, „und bestehn“ das Wort „immerwährende.“

Digitized by Google

geführten Erwägung des Nutzens für Unser Land Island. Endlich soll das Verfassungsgesetz passende Bestimmungen enthalten, um sowohl die dänische, als die deutsche Sprache in den betreffenden Districten des Herzogthums Schleswig zu schützen.

Bevor wir den Bestimmungen, die in das Verfassungsgesetz aufzunehmen sind, Gesetzeskraft verleihen, sollen dieselben einstattsvollen und erfahrenen Männern, welche ihrer Mitbürger Achtung und Zutrauen genießen, zu gemeinschaftlicher sorgfältiger Berathung vorgelegt werden. Die Wahl der überwiegenden Mehrzahl dieser Männer wollen Wir, um Unseren lieben und getreuen Unterthanen einen Beweis Unserer allerhöchsten Vertrauens zu geben, sowohl den verschiedenen Classen der erwählten Mitglieder der Provinzialstände-Versammlungen, als der Geistlichkeit, den Prälaten und der pofessionirten Ritterschaft in Unseren Herzogthümern Schleswig und Holstein und den Confistorien der Universitäten zu Kopenhagen und Kiel überlassen"..... (Folgt jetzt nähere Bestimmung über die Zahl der zu Erwählenden, über Zeit und Ort der Wahlen)....." Wenn sämmtliche Wahlen vollführt sind, und das Resultat derselben Uns allerunterthänigst einberichtet ist, wollen Wir zu dem obenbemeldeten Zwecke aus Unserm Königreich 8, aus Unserm Herzogthum Schleswig 4, und aus Unserm Herzogthum Holstein gleichfalls 4 Männer ernennen.

Die Anzahl der Männer, die theils allergnädigst von uns zu ernennen sind, theils nach dem Vorangehenden zu erwählen, und deren Namen demnächst zur öffentlichen Kenntniß zu bringen sind, macht für Unser Königreich 26, für Unsere Herzogthümer Schleswig und Holstein gleichfalls 26, im Ganzen also 52.

Spätestens zwei Monate nachdem die Wahlen zu Ende gebracht sind, sollen diese Männer an einem von Uns näher zu bestimmenden Tage in Unserer königlichen Residenzstadt Kopenhagen zusammentreten, und unter Vorsitz und Leitung einiger Unserer höchsten Staatsbeamten ihre Arbeiten beginnen, welche sie so lange fortzusetzen haben, bis „Wir allergnädigst deren Beendigung zu befehlen für gut finden. Daneben behalten Wir Uns vor, außer dem obengangegebenen nächsten Zwecke bei deren Zusammentritt, einige Gesetzgebungs- und Verwaltungsangelegenheiten, welche späterhin in den diese Jahr zusammentretenden Provinzial-Ständen werden zur Verhandlung zu bringen sein, namentlich die Einführung allgemeiner Wehrpflicht, die Regulirung des Münzwesens und nähere Bestimmungen angehend die Behandlung der königlichen und der Privat-Propositionen in den Versammlungen der Provinzialstände, zu gemeinsamer Berathung ihnen vorzulegen.

Bei den Verhandlungen dieser Männer kann ein Jeder von ihnen nach Gutbefinden beider Landessprachen sich bedienen und die Protocolle sollen von dazu eigends von Uns allergnädigst ernannten Beamteten in beiden Sprachen geführt werden. Die Resultate der Verhandlungen sind demnächst von den zu deren Leitung ernannten Beamteten zur Allerhöchsten Beschlußnahme allerunterthänigst Uns vorzulegen.

Gleich wie es Uns zur Freude gereicht, das von Unserm höchstseligen Vater begonnene Werk zu vollenden, so ist es Uns doppelt lieb, Uns aussprechen zu können, an dem Geburtstage des höchstseligen Königs Friedrich des Sechsten, und demnach eine Erinnerung an den Stifter der Stände-Institutionen anknüpfend zu können, mit dem hier Unternommenen, welches er durch diese Institution vorbereitet hat.

Während so Friedrich VII., und was wohl zu berücksichtigen ist, noch ehe die neue französische Revolution eine Menge von neuen, unerwarteten Erscheinungen überall hervorrief, der Welt das seltene Schauspiel eines Monarchen gab, der aus freier Wahl der absoluteste Machtvollkommenheit zum Besten seines Volks entäußerte, nahm jene Partei, die allerdings nie die wirkliche Freiheit gewollt hatte, keinen Anstand, die Intentionen des Königs bei diesen großartigen Regierungsact nach besten Kräften zu verdächtigen. Während jeder Unbefangene und Redliche es anerkennen mußte, daß in demselben Augenblick, wo der größte rein deutsche Staat, wo Preußen, dem von der Geschichte der Auftrag gestellt war, als der Bannerträger des Fortschritts die kleineren deutschen Staaten um sich zu vereinigen, ungeachtet der maaßvollen Haltung und der großen Bereitwilligkeit des Vereinigten Landtages, noch immer ängstlich markirte, alle diese Rechte in dem Verfassungs-Rescripte Friedrichs VII. freiwillig, ohne Phrasen und ohne kleinliche Clauseln dem Lande angeboten wurden, suchte man auf das ängstlichste keinen jeden guten Eindruck, der durch dies Rescript hervorgebracht werden könnte, auf alle Weise vorzubeugen. So erinnern wir und namentlich eines Passus, der damals in allen Organen zugleich, und mehrere Male wiederholt zu lesen war: „Wir werden sehen, ob dieser zweite Schritt der dänischen Regierung, der das Volksleben viel tiefer ergreift, als der erste des offenen Briefes, glücken wird. Wir werden das seltene Schauspiel abwarten, wie man einem Volke eine Constitution aufdringt! Daß eines der Hauptorgane der „schleswig-holsteinischen" Wühler das Verfassungsrescript mit einem Trauerrande versehen abdruckte, bemerken wir hier nur, um an die Art und Weise der angewandten Mittel zu erinnern.

Die der Emanirung des Verfassungs-Patents zunächstfolgende Zeit sehen wir nun in den Herzogthümern mit den geschäftigsten Umtrieben angefüllt, die einzig und allein die Absicht hatten, dem Volke das königliche Geschenk zu verleiden und demselben die Ansicht beizubringen, daß eine Annahme der Verfassung unfehlbar den Ruin der Selbstständigkeit der Herzogthümer zur Folge haben werde. Am 17. Februar ward in Kiel eine Versammlung der schleswig und holsteinischen Ständemitglieder abgehalten, in der beschlossen wurde, daß bei der von ihnen vorzunehmenden Wahl der „erfahrenen Männer" die einzelnen Deputirten folgende Erklärung zu Protocoll geben würden! „Nicht als Abgeordneter, sondern als von Sr. Majestät zur Erwählung von Rathgebern ernannter Wahlmann, wähle ich, von der Ueberzeugung geleitet, daß die Gewährleten der Rechte der Herzogthümer eingedenk, welchen ich durch meine Wahl nichts vergeben kann oder will, Sr. Majestät die Einführung jener auf der Idee eines dänischen Gesammtstaates beruhenden Verfassung, als den Rechten und Interessen der Herzogthümer widersprechend, widerrathen und dagegen eine constitutionelle Verfassung für beide Herzogthümer Schleswig und Holstein unterthänigst beantragen werden. „Wie weit oder wie eng jeder Einzelne diese Restriction werde auffassen wollen, ward dabei Jedem überlassen, doch dieser Erklärung der Beschluß hinzugefügt, daß die Wahl der „erfahrenen Männer" überhaupt abgelehnt werden solle, sobald der königliche Wahlcommissar sich weigerwürde, diese Restriction in's Protocoll aufzunehmen. — Die Verwahrung „nicht als Abgeordneter" würde in dem Fall einen glänzenden Beweis von der Gewissenhaftigkeit dieser Herren abgelegt haben, wen es ihre Absicht gewesen wäre damit zu verstehen zugeben, daß sie es selbst fühlten, wie sie in ihrem ganzen Auftreten in dieser Angelegenheit nicht das Volk vertraten, das sie gewählt, und wenn sie hinzugefügt hätten: „sondern als Anhänger" einer Partei; als Mitglied einer Coterie, und einer Oppotition, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, selbst die Freiheit ihres Vaterlandes schnöde Preis zu geben, wenn sie dadurch nur ihre selbstsüchtigen Zwecke erreicht."

Zu bemerken ist hier beiläufig, daß in vielen Blättern diese Versammlung der schleswigschen und holsteinischen-Ständemitglieder, an denen übrigens die nordschleswigschen und die Flensburger Abgeordneten nicht Theil nahmen, der „erste schleswig-holsteinische Landtag" genannt ward. Uebrigens darf es hier nicht unerwähnt bleiben, daß die dänische Regierung wohl nicht im ihrem eigenen Interesse handelte, wenn sie nicht die Presse in den Herzogthümern, namentlich was die Besprechung des Verfassungs-Rescriptes anbelangte, jetzt vollkommen frei gab. Eine solche Maaßregel wäre angurathen gewesen, nicht blos, damit alle Stimmen hätten zu Worte kommen können, während bis dahin nur die Privilegirten das Recht

Digitized by Google

hatten zu sprechen, sondern namentlich auch um den eigenen Gegner zu schwächen. Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß die „schleswig-holsteinischen“ Fanatiker höchst ungern eine solche Maßregel würden haben eintreten sehen, die am Marken gezeigt haben würde, auf welcher Seite die Freiheit, auf welcher der Despotismus war. Man würde dann das eigenthümliche Schauspiel gesehen haben, daß die Demagogen den Bestand des nationalen deutschen Despotismus, der Bundes-Censur, gegen die „einseitigen und willkührlichen Veranstaltungen“ der dänischen Regierung im Interesse der Freiheit, zu Hülfe riefen.

Da las man plötzlich eines schönen Morgens in den Zeitungen: „Die Tuilerien sind gestürmt, Louis Philipp auf der Flucht, die Republik proclamirt, eine provisorische Regierung eingesetzt!“ Wer sich noch den Eindruck vergegenwärtigen kann, den diese Nachrichten in ganz Europa hervorriefen, wird es auch begreifen, daß die Zustände in den Herzogthümern davon nicht unberührt blieben, und daß sich nur zudem ein merklicher Einfluß davon verspüren ließ. Schon in den ersten Tagen lasen wir in der „Deutschen Zeitung“ in einem wahrscheinlich von Dahlmann herrührenden leitenden Artikel folgende Worte, deren Urheber nur erst die erste Phase der schnellen Entwicklung der Dinge in Paris, die Proclamation des Grafen von Paris als König der Franzosen und der Herzogin von Orleans als Regentin, zur Kunde gekommen war: „Für unsere Angelegenheit in Schleswig-Holstein mag die Veränderung in Frankreich gute Früchte tragen. Vielleicht ist die edle Regentin nun so weit deutsch genug, um gerecht zu sein und um die Rathschläge abzuverachten, mit denen Louis Philipp die dänische Krone irre leitete. Legt den Gerüchten irgend eine Wahrheit zum Grunde, daß der deutsche Bund in Bezug auf diese deutsche Sache im Norden einen energischen Beschluß gefaßt habe, und daß sich die preußischen Rüstungen hierauf beziehen? Wenn nicht, so sollte dieser kostbare Augenblick zu einem solchen Beschlusse benutzt werden, nicht so sehr, um von der momentanen Störung der Französischen Einflüsse in Dänemark Vortheile zu ziehen, als um in Deutschland durch einen vollkommnen Schritt den evidemischen Einwirkungen möglichst zu begegnen, die in diesen Zeiten eines viel allgemeinen politischen Interessen und Verhältnisses, wohl gewisser aus Frankreich zu uns herüber dringen werden, als im Jahre 1830.“ Hier sehen wir also schon jetzt von einem renommirten deutschen Staatskünstler jene Idee, wie sie von Preußen zuerst verwirklicht ward, ausgesprochen, nämlich die schleswig-holsteinische Angelegenheit als Blitzableiter zu benutzen. Daß man in Schleswig-Holstein solche und ähnliche Aeußerungen nur zu gerne vernahm und wiederreden, begreift sich leicht, und während hier eine Schrift nach der andern erschien, welche als Kritik des Verfassungs-Reskripts, die Gesammtconstitution mit Dänemark als höchst gefahrdrohend darstellte, etwa sich schon laut der Ruf „Deutschland bis zum Belt!“ dem dänischen „Dänemark bis zur Eider!„ gegenüber. Dabei gab man sich alle erdenkliche Mühe, die Stimmung in Kopenhagen als eine sehr gereizte darzustellen, und entlehnte sich nicht, den Grund davon dahin anzugeben, weil die Regierung beabsichtige „den Herzogthümern Preßfreiheit und andere Concessionen zuzugestehen.“ Man sieht daraus, wie man systematisch zu Werke ging, um einen Groll gegen die Dänen um jeden Preis hervorzurufen, denen man sogar Schuld gab den Herzogthümern solche Freiheiten zu mißgönnen, in deren Besitz man sich selbst schon lange glücklich fühlte. Bald hörte sich Gerücht auf Gerücht, von „bedenklichen Unruhen“ in Kopenhagen, ja sogar einer Flucht des Königs u. s. w. u. s. w. die jedoch bis jetzt noch nichts sein sollten als gewissermaaßen die Vorläufer des großen Coups, den man zweifelsohne schon im Gehelmen vorbereitete, und für den sie die Gemüther in den gehörigen Stand setzen sollten. Mittlerweile erschienen in Kopenhagen die provisorischen Preßgesetzverordnungen für die Herzogthümer, für welche, obgleich oder vielmehr weil sie sehr liberale Bestimmungen enthielten, die Presse der Herzogthümer sich dadurch dankbar bewies, daß sie auf die rödelhafteste Weise auf Dänemark und die dänische Regierung schimpfend von der ihr eingeräumten Freiheit Gebrauch machte. Für Holstein wurden am 13. März die Wahlen der nach Kopenhagen zu entsendenden „erfahrenen Männer“ in Itzehoe vorgenommen, die, wie voraussichtlich, auf Männer wie Olshausen, Clausen u. s. w. fielen.

Inzwischen wird es nöthig sein, daß wir in einigen Worten der Vorfälle in Kopenhagen aus dieser Zeit gedenken, welche einerseits zu den verschiedenartigsten falschen Gerüchten Anlaß gaben, aber andererseits den „Schleswig-Holsteinern“ Veranlassung werden mußten, ihr Verhalten zur endlichen Ausführung zu bringen. — Die Ordnung der immer mehr und mehr sich verwickelnden internationalen Verhältnisse zwischen dem Königreich und den Herzogthümern, erforderte mit größter Dringlichkeit einen entscheidenden Schritt von Seiten der Regierung. Es hatte sich gezeigt, daß das von dem verstorbenen König, nach langer Erwägung angefertenter Vermittelungs- und Versöhnungs-System, das von seinem Nachfolger adoptirt ward, für beide Hauptheile unter jetzigen Umständen gleich wenig zufriedenstellend war, sowohl für die für ihre nationale Selbstständigkeit kämpfenden Dänen, als für die im Geiste der Staatsauflösung für eine Trennung beider Herzogthümer von Dänemark ereagirten „Schleswig-Holsteiner.“ Auf dem Wege der Staatseinheit, durch eine gemeinschaftliche Reichsverfassmmung für den ganzen dänischen Staat, konnte der Knoten nun einmal nicht gelöst werden, diesem legte Holstein unlezubare Verbindung mit Deutschland zu große Hindernisse in den Weg. Während aber die „schleswig-holsteinischer Partei, die durch die gewissenlosesten Verdrehungen der Wahrheit einen großen Rückhalt in dem deutschen Volke gefunden hatte, mit aller der Kraft und Consequenz thätig war, welche ein einiges Zusammenwirken noch einem bestimmten Ziele hin geben, waren die Dänen in zwei Parteien zerfplittert, von denen die eine zuerst und vor Allem auf die nationale Selbstständigkeit hielt und demnächst auf die Freiheit, die andere dahingegen Freiheit und Gleichheit allem Uebrigen voranfetzte, und unter der Bedingung, daß diese Güter zu erreichen sein würden, sich, trotz der sich für die Nationalität daraus entstehenden Gefahren, in die von der Regierung vorgeschlagene Staats-Einheit finden wollte. Diese Spaltung war denn auch wohl die Schuld, daß eine von den Leitern der nationalen-Partei am 11. März abgehaltene große Volksversammlung im „Casino“, wo man bestimmte Punkte zur Abstimmung zu bringen beabsichtigten mochte, welche als Nutzgangspunkt für die an die Regierung zu stellenden Forderungen dienen könnten, nicht ihren Zweck erreichte. Bei einer am folgenden Tage von der andern Partei in „Hypodrom“ abgehaltenen Volksversammlung wegen Vereinigung der Frage über eine Erweiterung des Wahlgesetzes, trat noch die Meinungsverschiedenheit noch stärker hervor, bis nach dem Vorgang einer der bedeutendsten Redner der nationalen Partei, diese das Gleichheits-Prinzip in der Frage über das Wahlrecht ebenfalls adoptirte, und sich dadurch ein bedeutendes Vertrauen auch bei den niederen Classen gewann. Auf den 21. März war wiederum eine große Volksversammlung im „Casino“ angesagt, als am Tage vorher das Kieler Dampfschiff Nachrichten von großer Wichtigkeit aus dem Herzogthümern brachte.

Am 18. März war zu Rendsburg ein zweiter sogenannter „schleswig-holsteinischer Landtag“ unter dem Einfluß einer aus allen demokratischen Vereinen des Landes zusammengeströmten permanenten Volksversammlung abgehalten, dessen Beschlüsse, nachdem er von 12 Uhr Mittags bis 10 Uhr Abends getagt hatte, während welcher Zeit er mit verschiedenen Sturmadressen beschickt ward, zu deren Mitunterschreibung man nicht verschmähte, einen Theil der Rendsburger Garnison zu verführen, folgende waren.

1) Die Versammlung erwählt einen Ausschuß, bestehend aus drei Mitgliedern, um die Ständedeputirten der Herzogthümer Schleswig-Holstein, je nachdem die Umstände es erfordern, sofort einzuberufen. 2) Die Versammlung beschließt eine aus 5 Mitgliedern bestehende Deputation sofort nach Kopenhagen zu entsenden, um dem regierenden Landesherrn die nachstehenden Wünsche des Volks kund zu geben: a) möglichst schleunige Einberufung eines

Digitized by Google

vereinigten schleswig-holsteinischen Landtages zur Berathung und Genehmigung einer schleswig-holsteinischen Verfassung. b) verbereitende Veranstaltungen für den Beitritt Sr. Majestät sie das Herzogthum Schleswig zum deutschen Bunde. c) allgemeine Volksbewaffnung mit frei gewählten Officieren. d) unbeschränkte Preßfreiheit und Associationsfreiheit. e) sofortige Entlassung des Regierungspräsidenten v. Scheel aus dem Staatsdienst. f) Beachtung der lebhaften Sympathie der Bevölkerung für die Errichtung eines deutschen Parlaments.

Unter der allgemeinen Sensation, welche die Nachricht von diesen unzweideutigen ersten Schritten eines offenen Aufruhrs in den Herzogthümern, in der Hauptstadt hervorbringen mußte, beschlossen die Männer, welche die Casinoversammlung auf den folgenden Tag angesetzt hatten, dieselbe schon an dem nämlichen Abend, am 20. abzuhalten, die denn auch um 8 Uhr Abends, von mehr wie dreitausend Menschen aus allen Ständen besucht, unter Vorsitz des Etatsrath Hvidt statt fand, während zu gleicher Zeit der Studentenverein und der Handwerker-Bildungsverein sich in ihren Localitäten versammelt hatten, und von dort aus durch Deputationen sich mit der Casinoversammlung in Verbindung setzten. Ein Programm ward vertheilt, welches die zur Abstimmung kommenden Hauptpunkte enthielt, nämlich eine in bestimmten Ausdrücken abgefaßte Kundgebung der Meinung des dänischen Volkes in der Schleswigschen Frage und über die Nothwendigkeit, daß der König sich mit neuen Rathgebern umgebe. — Nachdem Etatsrath Hvidt, der zugleich Vorsitzender der Stadtverordneten war, der Versammlung die Anzeige gemacht hatte, daß von diesen eine Adresse an den König entworfen sei, in welcher um sofortige Entfernung des jetzigen Ministeriums, zu dem das Volk kein Vertrauen hege, gebeten werde, und nachdem diese Nachricht mit allgemeinem Jubel empfangen war, wurden, nachdem verschiedene begeisterte Reden von Orla Lehmann, Tscherning, Monrad u. A. gehalten waren, und nachdem der schleswig-holsteinisch gesinnte Etatsrath Franke vergebens versucht hatte, durch ein offenbar falsches Referat über die Vorfälle in Rendsburg und über die Zustände in den Herzogthümern überhaupt „die Versammlung zu beschwichtigen, folgende Beschlüsse fast einstimmig angenommen:" 1) Eine schleswig-holsteinische Verfassung ist eine Aufgabe des Rechts der dänischen Krone auf Schleswig. Dazu ist der König von Dänemark nicht berechtigt und dies darf das dänische Volk nicht gestatten. 2) Das dänische Volk gelobt dem König von Dänemark seinen unbegränzten Beistand bei der Erfüllung der heiligsten seiner Regentenpflichten, die ungetrennte Aufrechterhaltung des souveränen dänisch-schleswigschen Reiches zu wahren. 3) Dänemarks und Schleswigs bestehende Verbindung kann nur geschieht werden durch eine für beide gemeinschaftliche Reichs-Verfassung, gegründet auf ein in Wahrheit volksthümliches Wahlgesetz. 4) Schleswigs bestehende provinzielle Selbstständigkeit und das gleiche Recht der dortigen beiden Nationalitäten muß durch einen eigenen Provinzial-Landtag und durch entsprechende provinzielle Einrichtungen in der Verwaltung und der Rechtspflege befestigt werden, und 5) Dänemarks Wohlfahrt erfordert, daß der König sofort den Thron mit Männern umgiebt, deren Einsicht, Energie und Vaterlandsliebe der Regierung Kraft und das Vertrauen der Nation verleihen kann. — Hierauf ward noch allseitig angenommen, daß die Versammlung sich am andern Morgen auf dem alten Markt wieder einfinden wolle, um die Stadtverordneten, welche oben erwähnte Adresse überreichen wollten, auf die Christiansburg zu begleiten.

Am andern Morgen, um 12½ Uhr setzte sich, von Rathshause auf dem alten Markt ein Zug von wenigstens 10,000 Menschen, den Oberpräsidenten von Kopenhagen, nebst dem Magistrat und den Stadtverordneten an der Spitze, Beamte, Professoren, Studenten und Handwerker in brüderlicher Vereinigung, in Gliedern von 6 bis 8, entblößten Hauptes und mit einer Ruhe und Würde in Bewegung, die dem Ganzen einen bedeutungsvollen Ernst verliehen. Aus allen Fenstern, selbst von den Dächern und aus den Massen der Schiffe ertönte aus dichtgedrängten Menschenhaufen dem feierlichen Zuge enthusiastisches Beifallrufen entgegen. So im feierlichsten und wiederveollen Aufzuge, Kopenhagens und des ganzen Landes erste und würdigste Männer unter sich, gelangte dieser wilde „Pöbelhaufen" in den Schloßhof der Christiansburg der den Schleswig-Holsteinern dazu dienen mußte, ihre That zu beschönigen. Auf diesfallsiges Gesuch, gestattete der König der abgeschickten Deputation sogleich Audenz, wo der Obmann der Stadtverordneten, Etatsrath Hvidt vom Könige die Erlaubniß erbiet, folgende Adresse abzulesen:

„Allergnädigster König!"

Die Rathgeber, welche Ew. Majestät von Ihrem Vergänger geerbt haben, sind nicht im Besitze des Vertrauens des Volkes, ebenso wenig in dem eigentlichen Dänemark, wie in Schleswig und Holstein; die täglich mehr hervortretenden Früchte ihres Regierungssystems, haben jeden Glauben daran untergraben müssen, daß sie jetzt im Stande sein sollten, das Land zu retten.

Die Stunde der Entscheidung naht sich mit Riesenschritten. Der Staat wird sich auflösen, wenn Ew. Majestät nicht schleunigst Ihren Thron mit Männern umgeben, die der Größe der Aufgabe gewachsen sind, und die der Regierung einen energischen Willen und den Bestand der Nation zuführen können — Männer, die Dänemarks Ehre retten und den Grund zur Freiheit des Landes legen können.

Wir beschwören Ew. Majestät, die Nation nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung treiben zu wollen.

Des Königs ruhige und bestimmte Antwort war folgende! „Es freut mich, Ihnen sagen zu können, daß ich schon Ihrer Bitte zuvorgekommen bin. Das alte Ministerium ist aufgelöst. Es hat mir seine Vollmachten zurückgegeben. Wenn Sie, meine Herren, dasselbe Vertrauen zu Ihrem Könige haben wollen, das ich zu meinem Volke hege, dann will ich Ihnen ein treuer Führer zu Ehre und Freiheit sein." — Des Königs Antwort, ward von Etatsrath Hvidt, erst auf dem Schloßhofe, dann, nachdem der Zug sich in derselben Ordnung wieder nach dem alten Markt zurückbegeben hatte, vom Balcon des Rathhauses mit den Worten verkündet: „Das Ministerium ist aufgelöst! Es lebe der König!" Ein vielfach wiederholter, jubelnder Hurrahruf beantwortete diese Nachricht. — Noch am selbigen Tage erschien die Liste der neuen Minister, die Majorität derselben, der Bankdirektor Hvidt, der Advocat Lehmann, der Kapitain Tscherning und der Predtger Monrad gehörten zu den Beraufallerten der Casinoversammlung, es war also mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Programm des neuen Ministeriums in der schleswigschen Angelegenheit mit den bestimmt ausgesprochenen Beschlüssen dieser Versammlung übereinstimmen werde. — Dies war die Dänische Revolution(?) vom 21. März.

Am 22. langte, zugleich mit verschiedenen deutschen Zeitungsblättern, die die abschreckendsten Schmähungen der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen, namentlich höchst unbedachtsame, und ihnen selbst wenig Ehre machende Worte Olshausens enthielten, die Deputation der Schleswig-Holsteiner, bestehend aus Neergaard, Engel, Olshausen, Clauſſen und Gülich in Kopenhagen an. Mehrere Tausende von Menschen empfingen sie am Landungsplatze; obwohl manſich in der ausgezeigten Stimmung befand, wurde ihnen nicht die geringste Beleidigung zugefügt, und es begleitete sie in ihr Logis eine Sauvegarde von Kopenhagener Studenten, die schon am vorigen Tage in ihrer Versammlung den Beschluß gefaßt hatten, „daß die schleswig-holsteinische Deputation unter dem Schutze der dänischen Nationalehre stehe, und daß namentlich die Studenten durch jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel sie gegen jegliche Beleidigung schützen wollten."

Am 24. März hatte diese Deputation Audienz beim König und die ihr ertheilte Antwort erhellt aus dem gleich nachher an allen Straßenecken angeschlagenen „Gruß des Königs an die Einwohner Kopenhagens," der folgendermaßen lautete: „Wer zwei Tagen dankte Ihr Uns jubelnd, weil Wir Euren Wünschen zuvorgekommen waren. Jetzt danken Wir Euch für die Ordnung und Ruhe, die Ihr diese Tage gezeigt habt.

Digitized by Google

Den schleswig-holsteinischen Abgesandten haben Wir geantwortet, daß Wir weder die Macht, noch den Willen haben, Schleswig dem deutschen Bunde beitreten zu lassen, oder es von Unserm geliebten Vaterlande zu trennen, daß nur ein Gerichtsheil Dänemark und Schleswig, unter einer freien Verfassung mit möglichst provinzieller Selbständigkeit Schleswigs vereinigt werden, Holstein aber, als deutscher Bundesstaat, seine eigene Verfassung haben soll.

So haben Wir die Zugeständnisse gemacht, die Wir machen konnten; wird Unser Anerbieten nicht angenommen, da werden Wir mit Unserm ganzen dänischen Volk Dänemarks Würde zu wahren wissen.

Die Sicherheit der schleswig-holsteinischen Abgesandten vertrauen Wir der Ehre Unsers Dänischen Volkes an."

Mit dieser Antwort reiste die Deputation am selben Tage von Kopenhagen ab. Wir werden im nächsten Artikel sehen, was mittlerweile in den Herzogthümern vor sich ging.

v — n.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Die dänische Kriegspartei.

Ein in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 30. Jan. d. J. mit der Ueberschrift „die Kriegspartei in Dänemark", enthaltener Artikel, von dem das Kopenhagener Blatt „Fädrelandet" ein Referat gegeben hat, findet in diesem letzterwähnten Blatte eine Antwort, die wir im Wesentlichen hier wiedergeben:

„Herr Redacteur! Sie begehnen in Ihrem Referate jenes Artikels der Augsb. Allg. Zeitung, diesen als unsinnig. Ich will es nicht läugnen, daß diese Bezeichnung, von einer gewissen Seite betrachtet, richtig sein mag, aber ich darf auch annehmen, daß Sie nicht in Abrede stellen, daß andererseits die ganze Darstellung des Artikels beträchtend zu nennen ist. Es scheint mir nämlich betrübend, daß die angesehensten Organe der deutschen Presse noch immer fortfahren, sich in einer so unredlichen Weise über Verhältnisse auszusprechen, die ihnen wahrscheinlich stets besser bekannt gewesen sind, von denen es aber jedenfalls unzweifelhaft ist, daß sie sie jetzt ganz kennen. (?) Die Redaction der Augsb. Allg. Zeitung weiß sehr wohl, daß die Kopenhagener Eigenthümer von Staatspapieren, welche die eigentliche Kriegspartei sind, noch sein können; ihr Interesse, wenn sie sich von ihm leiten ließen, würde einen Frieden à tout prix erheischen. Die Kriegspartei in Dänemark — vorausgesetzt, man könne sagen, eine solche bestünde, eine Partei nämlich, die lieber einen ungewissen Krieg, als einen billigen Frieden wollte — besteht aus Denen, die eine mit dem Staatsbruche unvereinbare, das Besitzen des Staates untergrabende Anmaaßung darin erblicken, daß die „Schleswig-Holsteiner" das Herzogthum Schleswig in ihren vergeblichen schleswig-holsteinischen Staat incorporiren und es dadurch zugleich in das deutsche Reich hineinziehen wollen; aus Denen, die in der, von Seiten Deutschlands den „Schleswig-Holsteinern" gewährten Unterstützung einen Uebergriff, einen Versuch auf Kosten eines schwächern Nachbars sich zu vergrößern, suchen; aus Denen, die die Ehre als Grenze der vollständigen Staatsheheit der dänischen Krone betrachtet haben wollen. Diese sogenannte Kriegspartei will es nicht zugeben, daß der schwächste Staat, ein Spielball von Jedermanns Laune und nicht Herr innerhalb seiner eigenen Grenzen sein solle, während das Zeitalter mit seiner Civilisation prahlt und man fortwährend von der Ehre der Staaten und ihren gegenseitigen Rechten spricht. Es ist ein Staatsinteresse und kein Gefühlsreize, welches die Dänen der Stimme des Krieges zugänglich macht. — Es ließe sich eher sagen, unrichtige finanzielle Ansichten in Verbindung mit einer schiefen Auffassung der deutschen Verhältnisse und einem zu festen Glauben an deutschen Rechtsgefühl, seien die Gründe, welche die dänische Staatsmacht bewogen, den Schleswig-Holsteinismus so lange zu dulden, ja ihn selbst zu entwickeln, und die Stimme Derer zu mißachten, welche es zu zeigen suchten, daß man den Staat großen Gefahren aussetze, indem man die eigentlichen Staatsbehördenverhältnisse überhöhe und diese hinter die einseitige Auffassung des Staates von einem blos finanziellen und dynastischen Gesichtspunkte stelle. Dieselbe schiefe Auffassung ist es, die aus jenem Artikel in der Augsb. Allg. Zeitung hervorgeht. — In seinen Worten über die dänische Kriegspartei, offenbart aber der Verfasser eines der größten Unbekanntheit und eine der schlechtesten Seiten des Schleswig-Holsteinismus. Er weiß es, daß der Grund, der ihn und seine Freunde, bei dem Wunsche, daß dem gemeinsamen Staate aufzuhelfen, festhält, nur der Eigennutz, nur der Wunsch ist, sich den Verpflichtungen und den Lasten zu entziehen, die der Staat gemeinschaftlich übernommen hat. Daß Ihnen, deren praktisches Ziel dahin geht, sich den, wegen gemeinsamer Anstrengungen übernommenen gemeinsamen Staats-Verpflichtungen zu entziehen, Eingang sowohl in Holstein, als in Schleswig erhalten haben, daß hat sich durch viele Thatsachen verrathen. Und diese Ihren sind vielleicht mit größerem Glück, als irgend ein anderes Mittel angewendet worden, um die Bevölkerung auf den Weg des Aufruhrs hinzuführen, um einen Aufstand gegen eine milde Regierung, der sie sonst im Ganzen sich ergeben gezeigt hat, zu bewirken. Ungeachtet Dänemark in dem letzten Jahrhunderte weit mehr von holsteinischen, als von dänischen Staatsmännern verwaltet worden ist (die Bernstorf, die Schimmelmann, Moltke, Landgraf Carl ꝛc.), so hat man es doch gewußt, den Eigennutz des holsteinischen Volks dadurch anzufachen, daß man ihm einredete, die Regierung verwalte den Staat einseitig im dänischen Interesse.

— — Es ist das Interesse des Privatwohlstandes, das man benutzt hat. Zu diesem Interesse haben die Leiter des Schleswig-Holsteinismus gesprochen, und durch dieses Interesse haben sie ihren Planen Eingang im Volke verschafft, indem sie zu verstehen gegeben haben, daß, wenn man sich auf den neuen deutschen Einheits-Staat stütze, man auch die Mittel finden würde, sich den mit Dänemark gemeinsamen Staatsverpflichtungen zu entziehen.

Und doch würde dieses, wenn es glückte, um so ungerechter sein, weil der größte Theil der dänischen Staatsschulden der Herzogthümer wegen, namentlich Holsteins wegen, und durch den Einfluß holsteinischer Staatsmänner hat contrahirt werden müssen. Die ersten bedeutenden Vergrößerungen der Staatsschulden, hatten ihren Grund in den langen Unterhandlungen über den Austausch der oldenburgischen Erblande gegen Theile der Herzogthümer. Später wurden die Staatsschulden durch die Zinsgarantie-Ausstellungen während der Jahre 1801 und 1805 bedeutend vermehrt, und diese gestalten theils in Folge einer Handelspolitik, die den Herzogthümern, namentlich den Städten Altona, Flensburg und Apenrade große Vortheile verschafften, theils nur im Interesse der Halbinsel, besonders im Interesse Holsteins, welches Herzogthum durch die Einsperrung in die dänische Monarchie, im Jahre 1806, ganz der französischen Herrschaft entging und seine Truppen nach Spanien und Rußland zu entsenden brauchte. Im Jahre 1807 bivakirten Seeland und Kopenhagen der Halbinsel wegen, besonders um die Herzogthümer zu retten, denn nur um ihre Ueberschwemmung von den Franzosen zu verhindern, widersetzte die dänische Regierung sich jeder Uebereinkunft mit England. Hätten Kopenhagen und Seeland damals nur den eignen Vortheil berechnet, sie hätten, statt solcher Opfer, sich unterworfen und englische Bo Spanien und Rußland zu entsenden brauchte. Im Jahre 1807 bivakirten Seeland und Kopenhagen der Halbinsel wegen, besonders um die Herzogthümer zu retten, denn nur um ihre Ueberschwemmung von den Franzosen zu verhindern, widersetzte die dänische Regierung sich jeder Uebereinkunft mit England. Hätten Kopenhagen und Seeland damals nur den eignen Vortheil berechnet, sie hätten, statt solcher Opfer, sich unterworfen und englische Bo Spanien gefordert. Hierzu wären sie eben so berechtigt gewesen, als Schleswig, oder die schleswig-holsteinische Partei berechtigt war, deutsche Hülfe zu fordern, und zwar gegen ihren eigenen Fürsten, in denselben Augenblicke, als er ihnen die Sogenannten einer politischen Freiheit zugesagt hatte. Die Flotte wurde in ihren Bette genommen, weil die Regierung, die in Holstein war, nicht, trotz der drohenden Kriegsverhältnisse, die gemeinsame Finanzkasse angreifen wollte, um die Kosten der Ausrüstung zu bestreiten. Der ganze, sieben Jahre lange Krieg und der Verlust Norwegens, waren die nicht eine Folge davon, daß die Regierung keine einseitige Kopenhagenische oder Inselstaatenpolitik befolgen wollte, sondern Alles that, was sie konnte, im Interesse Holsteins, daß Dänemark, durch seine Dazwischenkunft, Hamburg von einer gewaltsamen Einnahme durch die Franzosen und so, allem das mit folgenden Unglücke rettete! — Die Verluste, welche die Herzogthümer während der Jahre 1813 und 1814 durch die nicht lange dauernde Invasion der vereinten Armee litten, wurden von den gemeinsamen Finanzen getragen. Mit keinem Schein von Recht kann man fordern, daß alle die Schulden, welche die Staatskasse, als in Folge jener Begebenheiten hat übernehmen müssen, von dem Theile des Staates allein zu tragen seien, der die größten Leiden angehäuft hat, damit der andere Theil, um dessen Willen die Schuld gemacht ist, frei ausgehe. Daß der sogenannte dänische Theil des Staates Nets im Uebermaaße seinen Antheil von den öffentlichen Lasten getragen habe, ist bereits klug bewiesen. Ob die Finanz-Verwaltung welche leicht nicht immer so gewesen, wie sie hätte sein sollen, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; es genügt, zu wissen, daß sie niemals einseitig dänisch gewesen ist. Daß die Haupt- und Residenzstadt eines Staates, die zugleich eine bedeutende Handelsstadt ist, während einer Reihe von Friedensjahren ihren Wohlstand entwickelt (wie ist Kopenhagen bei weitem nicht), ist nichts sonderbares; daß dadurch einige öffentliche Vergnügungs-Orte entstehen, ist wohl eine ganz natürliche Folge, wenn sie, wie hier der Fall ist, ohne Zuschuß aus der Staatskasse existiren, solche Sachen hätten —

Digitized by Google

mögen jene Etablissements, als Casino, Tivoli ꝛc., welche der Verfasser in der Augsbg. allg. Zeitung nennt, zweckmäßig sein oder nicht — nicht zur Sprache kommen müssen, wo die Rede von einem politischen Streite ist, und sie hätten nicht zur Verbreitung verläumderischer Ansichten, von einem Blatte benutzt werden dürfen, das sich selbst achtet. Heißt es auch, daß sind die bösen Güter, die sich in „Schleswig-Holstein" unter bedrückenden Phrasen von Freiheit und deutscher Einheit verbergen; gar zu deutlich hat der gute Freund und schleswig-holsteinische Correspondent der Augsbg. allg. Zeitg., ihre Existenz durch den erwähnten Artikel bewiesen.

Wenn Deutschland einmal wieder ohne Ehrgeiz und ohne National-Eitelkeit die thatsächlichen Verhältnisse zu betrachten vermöchte, von denen man thut, während einer Reihe von Jahren mit ternloser Kunst so viel Lärmwesens vorgredet hat, es würde sich von dem schleswig-holsteinischen Aufruhr zurückziehen, der durch mixtures Eigennutz hervorgerufen, darauf angelegt ist, sich der gemeinsamen Staatslasten zu entziehen, Lasten, die zum großen Theile der Herzogthümer wegen übernommen sind, und der, unter dem Vorwande sich an die deutschen Einheitsbestrebungen zu schließen, um den Gott des Sparvallismus anbetet*). Wenn Deutschland es duldet, daß ein Aufruhr dieser Art gute Frucht für die Letter trägt, kann nimmt es in den neuen Reichsförper den Keim zu vielen Übeln auf, es räumt dem Privatwohl ein, daß es über dem allgemeinen Wohl steht." —

Niederlande.

Aus dem Haag, 17. März. König Wilhelm II., welcher in der Nacht vom 13. zum 14. März in Tilburg an der Lungenentzündung erkrankt war, ist heute früh 2½ Uhr daselbst gestorben. Die Königin und der Prinz Heinrich hatten sich auf die erste Kunde von dem Erkranken des Königs von hier nach Tilburg begeben. Sofort nach dem Tode des Königs ward der Kronprinz Wilhelm als Wilhelm III. zum Könige der Niederlande proclamirt und eine Deputation an denselben, der sich gegenwärtig in London befindet, abgesendet, um ihn zur unverzüglichen Rückkehr einzuladen. Das Militair ist auf die Verfassung verpflichtet worden. Wilhelm II. ist am 6. Decbr. 1792 geboren und auf dem Militairakademie zu Berlin erzogen, worauf er die Universität zu Oxford besuchte und später in die englische Armee eintrat. 1811 ging er in spanische Dienste, und zeichnete sich durch Tapferkeit und Unerschrockenheit aus. Mit Ausgezeichnung nahm er 1815 Theil an dem Feldzuge gegen Frankreich und bewahrte seinen Ruhm namentlich in den Treffen von Quatre-Bras. Seine Güter, Reichthicht und Offenheit haben ihm die Liebe seines Volkes erworben. — Wer Interesse in einem ausführlichen biographischen Artikel auf ihn zurückkommen. —

*) Wir wollen hiermit nicht gesagt haben, daß keiner der Männer, die Theil an dem schleswig-holsteinischen Aufruhr genommen haben, aus Bösgesinnung für die deutsche Sache gehandelt hätte; aber wir denken an die, welche früher selbst bemüht sein haben, daß Schleswig nicht dem deutschen Reiche, also auch nicht zu Holstein gehörte, und die für „Schleswig-Holstein" gekämpft haben. Den thun sagen wir, daß sie mit vollem Bewußtsein Theil an einem eigennützigen, separatistischen Unternehmen gehabt haben. Sich mit Herzogsprätendenten und Ritterschaftsdeputirten zu verbinden, ist, von Seiten dieser Männer, sicher eine Unredlichkeit. —

Anm. d. dän. Red.

Notizen.

[General Fabvier.]

Der französische General Charles Nicolas Fabvier, der in Kopenhagen angekommen ist, — ob um dem commandirenden Obergeneral zur Seite zu stehen oder selbst das Obercommando zu übernehmen, scheint noch ungewiß, — wurde im Jahre 1783 in Pont-à-Mousson in der Lorraine, geboren; er besuchte die polytechnische Schule in Paris, trat neunzehn Jahre alt als Lieutenant in activen Dienst bei der Artillerie ein, machte die Campagne bei Ulm mit, wurde in der Schlacht bei Eremz und Dieselein verwundet, erhielt das Kreuz der Ehrenlegion und war der jüngste Officier in der französischen Armee, der diesen Orden trug. Im Jahre 1807 war er unter Denen, die Napoleon nach Konstantinopel sandte, um diese Stadt zu befestigen; er ging von dort mit dem General Gardanne nach Persien, um für die Vertheidigung dieses Landes gegen Rußland Sorge zu tragen; in Ispahan bauete er ein Arsenal. Als er im Jahre 1809 von Persien zurückkehrte, diente er kurze Zeit als Freiwilliger in den Corps Poniatowsky's, wurde später als Capitain in die kaiserliche Garde versetzt und ging bald darauf als Adjutant des Herzogs von Ragusa nach Spanien. Eine Sendung von diesem führte ihn gerade am Tage vor der Schlacht bei Moskowa in das kaiserliche Hauptquartier, wodurch er Gelegenheit fand, sich in dem Grade im Kampfe auszuzeichnen, daß der Kaiser ihn auf den Wahlplatze zum Escadronschef ernannte. Während des Feldzugs im Jahre 1813 wurde er Reichsbaron, Oberst im Generalstabe und Commandeur der Ehrenlegion. In dieser Stellung verblieb er bis zur Entsagung des Kaisers, trat nach dessen Rückkunft von Elba in ein Dragonerregiment ein und blieb auf diesem Grunde längere Zeit nach der zweiten Eroberung von Paris in Unmittelbarkeit. Im Jahre 1817 wurde er in Abwesenheit dem Marschall Marmont, dem die Besiegung der Unruhen in Lyon übertragen war, als Chef des Generalstabes angestellt, aber wegen seiner Widersamkeit hier stark angegriffen, und als er in einer Schrift, „Lyon en 1817," sowohl sich selbst wie Marmont mit Freimüthigkeit vertheidigte, wurde er in Anklagestand versetzt und von seinen Functionen suspendirt. Diese Verurtheilen wegen verlor er die Prozessfähe gegen den General Canuel, der Nation gegenüber gewann er sie. Als man ihn vermöhrend als verdächtig behandelte und ihn sogar bei den Cimenten von 1820 und 1822 mit Gefangniß belegte, verließ er Frankreich und begab sich im Jahre 1823 nach Griechenland, um Theil an dem Freiheitskampfe zu nehmen. Hier fand er aber in den schlechten Zustande der Truppen, in der Anarchie und der Rohheit und Eifersucht der griechischen Häuptlinge einen weniger fruchtbaren Boden für seine Bestrebungen für die griechische Sache, der er in dem Grade ergeben war, daß er seine ganze Gage an griechische Wittwen und Waisen verschenkte. Ermüdet von Intriguen und Verfolgungen, kehrte er im Jahre 1826 nach Paris zurück. Als Marschall Massen im November desselben Jahres das Commando über die nach Griechenland bestimmten Truppen übernahm, begleitete Fabvier ihn, schlug aber jedes Anerbieten zum Eintreten in den activen Dienst Griechenlands aus und begab sich wieder mit Massen, im Jahre 1829, nach Frankreich zurück. Hier trat er wieder in die französische Armee ein und fungirte noch den Julitagen einige Zeit als Chef des Generalstabes der Nationalgarde.

[Die Festung Rendsburg.]

Professor Dr. Wegener, königlich dänischer Historiograph, hat eine Schrift, die Festung und die Stadt Rendsburg betreffend, ausgearbeitet, die bei den Friedensunterhandlungen in London benutzt wird. Er hat hier mit gewöhnlicher Klarheit gezeigt und aus historischen Thatsachen und Documenten bewiesen, daß sowohl die Festung als die Stadt den Gebiete Schleswigs, also auch Dänemark gehört, und daß nur eine gewisse Nachgiebigkeit von Seiten einiger deutschen Könige die Annahme veranlaßt hat, daß der südliche Theil derselben den Gebiete Holsteins gehöre. Es verlautet — schreibt die Flyvepost, — daß die Beweisgründe der Schrift bei den Londoner Unterhandlungen sich von vielem Gewicht in der Frage über Rendsburg zeigen, eine Frage, die bis jetzt zu einer der schwierigsten gehört haben soll.

[Die Elvdora in Norwegen.]

Die Epidemie, die in Bergen in Abnahme zu sein schien, fängt jetzt an, nicht allein dort sich mehr zu verbreiten, sondern sich überhaupt in Norwegen auszudehnen. In Stavanger herrscht sie jetzt auch, so wie in Kobberwig. Auch in den Landdistricten breitet sie sich aus; in Lananger, wo mehr den 4000 Fischer beisammen gewesen sind, sind täglich viele von der Cholera ergriffen worden, und die Furcht, die man bereits früher hegte, daß die Fischer die Krankheit weiter über das Land verbreiten würden, scheint sich leider zu bestätigen.

[Die holländische Ministerverantwortlichkeit.]

Der holländische Gesetzentwurf betreffend die ministerielle Verantwortlichkeit enthält folgende Hauptbestimmungen: Die Minister können gerichtlich verfolgt werden, sowohl wegen des Mißbrauches ihres Amtes, als wegen der Verletzung des Grundgesetzes, wenn dieses nicht in den anderen Gesetzen zur Geltung kommt, und wegen des Mißbrauches ihrer Macht und ihres Ansehens, so wie überhaupt wegen jeder baarer Mißgriffe und Fehler in der Ausführung ihres Dienstes. Attentate werden gleich mit verübter That gestellt. Der König so wie die Kammern können die Verfolgung beschien, jedoch kann dieses, wenn der König sie befohlen, von ihm — wenn die Kammern sie ausgesprochen, von ihnen wieder rückgängig gemacht werden so lange sie noch nicht öffentlich von dem Generalprocurator verhandelt worden ist. Das Recht zur gerichtlichen Verfolgung ist mit einem Jahre, nachdem der Minister aus seinem Amte geschieden ist, erloschen. Die Strafen, welche über die Minister verhängt werden können, sind Zuchthaus, Landesverweisung, Gefängniß, zeitweiliger Verlust von bürgerlichen Rechten, Geldbuße, Amtsentsetzung und Verlust des Pensionsrechtes.

[Personal-Nachrichten.]

Der frühere dänische Ministerresident in Hamburg, Kammerherr Löwenörn, ist in Kopenhagen mit Tode abgegangen.

Der Chef des schwedischen Marinedepartements, Staatsrath Ehrenheim, ist 69 Jahre alt gestorben. Als Mensch, als Beamter, als Seeofficier, erwarb er sich die volle Anerkennung seiner Landsleute. Er besaß große Kenntnisse, war ein heller Kopf und nach mehreren Richtungen hin ein ausgezeichneter Schriftsteller-Talent. Es wird schwer sein, einen Andern zu finden, der seinen Platz ganz ausfüllt.

Der Commandant von Carlskrona, Herr v. Krusenstierna, soll als sein Nachfolger designirt sein.

Der schwedische Major Stöcker v. Waldheim, Ritter des Schwerts und des Danebrogordens, der vorigen Sommer den dänischen Fahrzug mitmachte, ist nach Rovenhagen gereist, um nach Ablauf des Waffenstillstandes ein Commando in der dänischen Armee zu übernehmen.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Das Theater in Belgien.

Belgien, im Februar.

Bevor wir von dem heutigen vlämischen Theater sprechen, wollen wir erst einmal das alte betrachten. Aus dem alten Theater sind viele Ansichten und Einrichtungen in das heutige übergegangen, und dieses hängt überhaupt so sehr mit dem alten Theater zusammen, daß man den Zustand des heutigen ohne einige Kenntniß des alten nicht begreift. Wir wollen mithin erst einen kurzen Abriß der Geschichte des vlämischen Theaters geben. Auch in Belgien wie in verschiedenen anderen Ländern wurde die Kenntniß der Schauspiele durch die Römer verbreitet. Früher besaß Belgien Barden und Heldensänger, doch ihre Gesetzen entgingen nach und nach in Verfall, oder sie verschmolzen sich, besser gesagt, mit den von den Römern zuerst eingeführten Schauspielen. Obwohl die Macht der Weltbeherrscher in Belgien nicht von langer Dauer war und sie nur wenig Zeit hatten, um ihre Sitten in Belgien auf die Dauer zu befestigen, so blieb doch ihr Geschmack an Schauspielen noch lange herrschend, bis Karl der Große sich veranlaßt fand, das Aufführen römischer und heidnischer Schauspiele zu verbieten. Viele Alterthumsforscher sind der Meinung, daß dies Verbot die erste Veranlassung zur Aufführung geistlicher Spiele gegeben habe; wir hingegen glauben, daß dies Urtheil ein wenig zu voreilig ist, und daß diese Geistlichen Mysterien erst viel später bekannt wurden, als daß man sie mit dem Erscheinen dieses Verbotes in Verbindung bringen könnte. Ueber stimmen wir denen bei, die da behaupten, daß derartige Spiele durch Pilger aus dem heiligen Lande nach Belgien gebracht worden seien. Auch ist es unzweifelhaft, daß das kirchliche Schauspiel erst nach den Kreuzzügen seine allgemeinste Verbreitung erhielt.

Es waren die Spreekers (Minstrels) die, zuweilen unterstützt durch die Priester, derartige Mysterien aufführten. Diese waren so eng mit dem eigentlichen Gottesdienste verbunden, daß man sie selbst in der Kirche aufführte. Das Schauspiel schien nur eine Fortsetzung des Gottesdienstes zu sein, und nicht selten gab man dem Volke ein Schauspiel, wodurch man das Fest vorstellte, welches man an demselben Tage in der Kirche gefeiert hatte.

An derartigen Vorstellungen, so kunstlos sie auch sein mochten, fand das Volk ein solches Vergnügen, daß man sie bald vervielfältigen mußte. Der Geschmack an denselben hatte sich so sehr verbreitet, daß Jeder an ihrer Aufführung selbst Theil nehmen wollte, und daß es für eine Ehre galt, bei der Aufführung eines solchen Stückes mitgewirkt zu haben. Seit dieser Zeit entwickelte sich die Liebe zur Kunst und dieses ist auch der Baum, welchem die Rederykerkammern entsprossen, die den Grundstein zu unserm nationalen Theater legten und es noch heute auf seiner Höhe erhalten.

Bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts scheint es Rederykerkammern gegeben zu haben. Sie griffen schnell um sich, und bald war im ganzen vlämischen Belgien kein Ort mehr, der sich nicht einer solchen poetischen Gesellschaft rühmen konnte. Die Belohnungen und Ermunterungen, welche sie seitens der Regierung und der Kommunalbehörden fanden, mußten ihre Blüthe nicht wenig fördern, auch standen die Rederykerkammern in solchem Ansehen, daß Grafen und Herzöge es sich zur Ehre schätzten, daran Theil zu nehmen und Prinzen oder Kaiser einer solchen Gesellschaft zu sein.

Die Rederykerkammern bestanden aus Haupt- und gemeinen Kammerbrüdern. Die Haupt-Kammerbrüder führten verschiedene Titel: Kaiser, Prinz, Faktor, Dekan ꝛc.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung existirte auch ein Fiskal, auch gab es einen Fahnenträger.

Der Faktor war in der Regel die Hauptperson der ganzen Gesellschaft; er war beauftragt mit dem Verfertigen der Gedichte, die bei öffentlichen Feierlichkeiten vorgetragen wurden, auch theilte er die Rollen an die Schauspieler aus. Auch der Narr spielte keine geringe Rolle; er trug eine Schellenkappe wie die Hofnarren, welche damals von vornehmen Adeligen unterhalten wurden.

Die Liebe zur Poesie und der Geschmack an der Geisterysamkeit wurden im Lande durch diese Gesellschaften geweckt: sie sind die Ursache der hohen Bildungsstufe, welche die Belgier im Mittelalter erreichten, und auch in politischen Dingen gaben sie häufig den Ausschlag. Stets waren sie im Kampfe gegen die fremden Einflüsse begriffen, wodurch die vlämischen Fürsten nicht selten die Laud zu vergiften trachteten, und durch passende Satyre hielten die Kammern gewöhnlich diese für Flandern so verderblichen Einflüsse fern. Es scheint Bestimmung der vlämischen Kunst zu sein, stets im Kampfe gegen das fremde Element fortsahren zu müssen, bis heute hat sie diesen Kampf geführt, doch ist zu hoffen, daß sie endlich als Siegerin hervorgehen werde.

Da nun von allen guten Dingen auch ein schlechter Gebrauch gemacht werden kann, so wurden die Rederykerkammern und ihre Schauspiele nicht selten mißbraucht, den heute hat sie diesen Kampf geklämpft, doch ist zu hoffen, daß sie endlich als Siegerin hervorgehen werde.

Da nun von allen guten Dingen auch ein schlechter Gebrauch gemacht werden kann, so wurden die Rederykerkammern und ihre Schauspiele nicht selten mißbraucht, den Fürsten in seinen Absichten zu unterstützen und seine Entwürfe durchzusetzen. Die Berliebte, mit welcher die Fürsten sich der Schauspiele zu diesem Zwecke bedienten, beweist zur Genüge, welchen Eindruck diese Vorstellungen auf das Volk machten, und wie leicht es war, ihm durch dieselben gewisse Ansichten beizubringen. Indessen stimmte das Volk doch nicht immer mit dem überein, was man durch diese Schauspiele zu erreichen suchte, und nicht selten stand das Volk dagegen auf, so daß die Schauspieler zuweilen gezwungen waren, die Flucht zu ergreifen. So finden wir in der Excerpt. Chron. van Brabant, daß Maximilian von Oesterreich, 1477 im Kriege mit Frankreich begriffen, der Unterstützung des Landes bedurfte. Der Magistrat von Brügge glaubte im Schauspiel das beste Mittel zu finden, um das Volk zum freiwilligen Darbringen der Lasten zu bewegen und ließ diesem am 15. Februar in dieser Absicht ein Schauspiel aufführen. Im Stücke erwähnte man der von dem Feinde ausgesprochenen Drohungen und gab zu erkennen, daß man Geld zur Bezahlung des Kriegsvolkes brauche. Aber das Schauspiel hatte gerade einen entgegengesetzten Erfolg. Das erbitterte Volk wollte das Spiel nicht aushören, es empörte sich und mißhandelte viele der Rederyker, so daß die Anderen sich glücklich schätzen mußten, nur mit heiler Haut davon zu kommen.

Man sieht, die Geistlichen waren nicht mehr allein die Leiter der Schauspiele. Sie hatten ihren Einfluß darauf in kurzer Zeit verloren. Das Volk, so sehr begierig auf Schauspiele, verlangte mehr, als man füglich in Kirchen oder bei kirchlichen Festlichkeiten geben konnte. Es verlangte Schauspiele bei der Huldigung der Fürsten, bei dem Erlaß gemeinnütziger oder ermünschter Gesetze und bei anderen minder feierlichen Gelegenheiten; auf diese Weise ward das Schauspiel eine Nothwendigkeit.

Natürlicher Weise bestanden die theatralischen Gesellschaften seit dieser Zeit auch mehr aus Laien, denn aus Priestern. Die Nebel der Unwissenheit begannen sich aufzuklären, und wie ehemals die Geistlichen sich ihrer zur Erweiterung ihrer Macht bedient hatten, so benutzten jetzt die Laien den mächtigen Einfluß der Schauspiele, um die Gebrechen der Geistlichkeit vor dem Volke aufzudecken und ihre Handlungen auf eine scharfe Weise zu geißeln. Bereits in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden derartige satyrische Tendenzstücke aufgeführt.

Als das Schauspiel anfing sich auf diese Weise zu bewegen, wurde es auch immer glänzender. Die Liebe der Kunst ward eine mächtige Triebfeder, und um sich mehr und mehr in der Kunst zu vervollkommnen, schrieb man häufig Preisbewerbungen aus, die in der Regel sämmtliche Rederykerkammern einer Landschaft nach dem Wohnsitze der preisausschreibenden Gesellschaft lockten. Die berühmtesten derartigen Zusammenkünfte waren die 1531 zu Gent und 1561 zu Antwerpen veranstalteten.

Heut zu Tage kann man sich kaum eine Vorstellung von der Pracht machen, welche mit derartigen Festlichkeiten verbunden war. Der Adel und die Fürsten trugen das Ihrige zur Verherrlichung dieser Feste bei, und auch die Rederyker schonten Nichts, um in Reichthum einander zu übertreffen.

Digitized by Google

Die Kammer „het Marien-Kransken“ zu Brüssel erschien bei dem Wettstreite zu Antwerpen mit dem glänzendsten Gefolge. Ihr Train bestand aus dreihundert und vierzig Rederykern zu Pferde, in carmoisinrothe, mit Silber gestickte Wämmser gekleidet. Andere trugen weiße Wämmser, mit Federn geschmückte Barette und Stiefeln, und waren umgürtet mit goldenen und buntfarbigen Gürteln. Andere trugen rothe Hüte oder Helme und sieben römische zierlich geschmückte Siegeswagen folgten ihnen außer acht und siebenzig anderen Wagen, alle mit roth- und weißgestreiften und eben so geränderten Tüchern bedeckt. Die Wagenlenker waren mit Scharlachmänteln bekleidet und auf den Wagen sah man verschiedene Personen ein Schauspiel aufführen.

Man sieht, der Glanz, den man damals bei solchen Gelegenheiten entfaltete, übertrifft Alles, was man heut zur Schau zu stellen wagt. Derartige Feste mußten natürlich einen ganz ungewöhnlichen Verkehr in der Stadt verursachen; an dem eben erwähnten Wettstreite zum Beispiel nahmen nicht weniger denn vierzehn Gesellschaften Antheil, die alle mehr oder weniger zahlreich herbeigekommen waren. Der Zulauf zu diesen glänzenden Festlichkeiten war unglaublich, aus allen Gegenden der Niederlande strömte man herbei.

Man mag daraus ersehen, wie groß der Einfluß der Schauspiele schon damals geworden war; sie trugen auch zur Ausbreitung der Reformation in den Niederlanden nicht wenig bei. Aus Frankreich war eine Art der Schauspiele nach den Niederlanden verpflanzt, die die Tugenden und die Laster sinnbildlich darstellten. Sie waren die eiskalten Nachfolger, des mittelalterlichen Dramas, das so vollkommen den Uebergang von den römischen Schauspielen zu den neuern darstellte. Diese sinnbildlichen Dramen vertrugen sich sehr wohl mit dem zugleich religiösen und politischtigen Charakter der Niederländer, die mehr und mehr die Bahn der selbstständigen Forschung betraten und sich immer mehr zur Reformation hinneigten.

Bereits in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatte Luthers Lehre in Flandern die Oberhand und sie übte einen großen Einfluß auf das Schauspiel aus. Die meisten der auf dem „Landjuweel“ von 1539 zu Gent dargestellten Reimspiele über die Preisfrage: Was dem Menschen sterbend den meisten Trost gewähre? sind voll beißenden Spottes gegen Papst, Mönche, Ablaß und Bußfahrten. Auch wurden diese Stücke durch Kaiser Karl V. verboten.

Als dieser Kaiser seiner Krone entsagte und sich nach Spanien begab, blieb Philipp II. noch einige Zeit lang in Flandern. Den Festlichkeiten, die man während seiner Anwesenheit in Gent veranstaltete, verliehen die Rederyker den höchsten Glanz. Und nachmals war es gerade Philipp II., der durch seinen Gouverneur, den Herzog von Alba, dem vlämischen Schauspiele den härtesten Schlag versetzte. Der grausame Tyrann verbot alle die freisinnigen Stücke der Rederyker. Seit dieser Zeit, namentlich seit dem Jahre 1584, wo die Spanier Gent ihrer Macht unterworfen, datirt sich der Verfall der Rederykerkammern (in Belgien.)

„Fanaese,“ sagt Cornelissen in seinem beachtenswerthen Werke: de l'origine, des progrès et de la décadence des chambres de Rhétorique, etablies en Flandre — unterwarf einige der niederländischen Provinzen der spanischen Herrschaft. Nach einem furzen Kriege, der weniger lange und weniger schrecklich in Brüssel, und Gent, denn in Antwerpen wüthete, unterwarf er einen Theil von Flandern und Brabant; allein dies war die Veranlassung zur Auswanderung vieler reichen Einwohner. An der kurz vorher gestifteten Universität Leyden wurden unsere Gelehrten, unsere Schriftsteller und Dichter als Lehrer angestellt; unsere Seefahrer, Landbauer und Grundbesitzer flüchteten nach Zeeland oder dem holländischen Flandern; Amsterdam bereicherte sich durch unsern Handel, der sich seit dieser Zeit dort festsetzte, und England nahm zum zweiten Male unsere flüchtenden Weber und Handwerker auf. Zu gleicher Zeit wurden in Flandern und Brabant eine große Zahl Rederykerkammern entweder geschlossen oder doch so beschränkt, daß sie keinen Einfluß auf den Geist des Volkes ausüben konnten.

Wie Amsterdam sich durch unsern Handel bereicherte, so machte es sich durch unsere Rederyker berühmt. Diese bildeten in Amsterdam und in ganz Holland neue Kammern und hier blühete das Schauspiel aufs Neue empor, wie es früher Raum in Flandern der Fall gewesen war. Auch dort wetteiferten bald Dörfer und Städte in der Gründung dramatischer Gesellschaften, und wie in Flandern schrieb man dort Wettstreite und „Landjuweelen“ aus. Nur wenig durch die Heftigkeit religiöser Streitigkeiten in seiner Entwicklung gestört, erreichte das Drama in dieser Zeit namentlich durch Hooft's, Vondels und Anderer Wirken eine bis dahin noch nie erreichte Höhe.

In Flandern hingegen gerieth das Schauspiel immer mehr und mehr in Verfall. Unter der Regierung Alberts und Isabellas gab es zwar noch einige schwache Lebenszeichen, aber es hatte bereits seine Bedeutung verloren. Nur halbvergessene Erinnerungen seines dereinstigen Glanzes hielten dasselbe noch aufrecht. Auch die Vorstellungen selbst wurden nicht mehr mit jenem Glanze gegeben, welcher in früheren Jahrhunderten so viel zur Verherrlichung öffentlicher Feste beigetragen.

Die Hauptursache des Verfalles der Rederykerkammern am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war das Erneuern des Placats vom 26. Januar 1559, wonach das Verbreiten oder Aufführen gewisser Kammerspiele und Lieder verboten ward. Als die literarischen Gesellschaften sich im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts ein wenig zu heben begannen, ward von der Landesregierung sofort ein Verbot gegen den Druck und Verkauf gewisser Bücher erlassen.

Bei der fortwährenden Gegenwirkung der Regierung, die seit zwei Jahrhunderten jede Entwickelung der Sprache und Literatur darniederhielt, sank das vlämische Theater immer mehr, und dies war die Veranlassung, daß in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den größeren vlämischen Städten französische Theater erbaut wurden, zu welchen das Publikum nun seine Zuflucht nahm. So war die Regierung also selbst die Ursache der Entartung des vlämischen Geistes.

Dann erst dachte die Regierung daran ihr Verschulden wieder gut zu machen und große Anstrengungen wurden von ihrer Seite gemacht, um dem Einflusse der französischen Schauspiele entgegen zu arbeiten und das verfallene vlämische Theater wieder zu beleben. Zahllose theatralische Gesellschaften wurden gegründet und in Gent gab es sast keine Parochie, die nicht ihre tooneel broederschap besaß. Selbst die Geistlichkeit betheiligte sich an dieser Bewegung.

Trotz allen diesen Bemühungen vermochte man den Einfluß des Franzosenthums nicht zu besiegen; das vlämische Element war zu tief gefallen, um sich aus eigener Kraft erheben zu können. Einige ganz unreife Produkte abgerechnet, mußten sich die Flamänder sehr mit den Schriften fremder Nationen, die ihnen an Geschmack und Kenntniß so weit überlegen waren, begnügen. Außer einigen geistlichen Schriften erblickten lange Zeit in Flandern sast nur Uebersetzungen das Licht.

Trotzdem wuchs das Interesse der Flamänder an ihren Schauspielen und auch die Literatur fing nach und nach an sich wieder zu beleben. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden von den Rederykern aufs Neue zahlreiche Preisbewerbungen und theatralische Wettstreite ausgeschrieben. Unter diesen verdient namentlich der durch die Gesellschaft de Fonteine zu Gent 1784—85 veranstaltete Wettstreit Erwähnung.

Seit dieser Zeit belebte sich die Liebe und der Eifer der Flamänder für ihre eigene Sprache und Literatur immer mehr und seit dieser Zeit wurden in Gent und auch an verschiedenen anderen Orten jeden Winter Schauspiele in vlämischer Sprache aufgeführt.

Da erblickte die französische Umwälzung diese aufkeimende Blüthe. Zwölf Jahre lang unterdrückte die französische Zwingherrschaft die Flamänder, indem sie vermittelst ihres eisernen Centralisationssystems die französische Sprache einführte. Die Rederyker wußten trotz dieser Entsiedrigung ihre Liebe zur vaterländischen Kunst heilig zu bewahren, wenn sie auch selbst gegen die Zwingherrschaft nicht aufkommen konnten. Die Rederyker in Aelst wagten es jedoch 1809, zu einer Zeit, wo Napoleon sast über ganz Europa gebot, trotz aller Gefahr und der drohenden Verfol-

Digitized by Google

gung, das „Lob der Belgier“ als Preisaufgabe auszuschreiben.

Herr de Borchgräve von Hoeken, der den Preis gewann, behandelte diese Aufgabe mit Würde et bekämpfte die Unterdrückung und besang die Siege, die die Flamänder in früherer Zeit über die Franzosen davon getragen hatten.

Nicht überall durfte man seine Liebe zur Freiheit so öffentlich zur Schau tragen, nicht selten war man sogar genöthigt, das Lob der Unterdrücker zu preisen. So ward 1812 die theatralische Gesellschaft de Fonteine zu Gent beim Ausschreiben ihres Preises dazu gezwungen. Aber bald darauf klang der Freiheitsruf über Europa und auch die Belgier schaarten sich um ihre vaterländischen Standarten und sagten die französischen Eindringlinge über die Grenzen.

Erst als unser Vaterland seine Unabhängigkeit wieder errungen hatte, erschloß sich der Volksgeist auf eine fast wunderbare Weise dem Studium unserer Sprache und unserer Geschichte. Dann erst vermochten die Rednerkammern und die literarischen Gesellschaften sich zu entwickeln. Besonders seit der Zeit, wo die belgische Nation ganz unabhängig ward und selbstständig bestand, entfernte der nationale Geist und auch das nationale Drama erreichte eine gewisse Höhe. Doch von dieser Zeit datirt sich unser gegenwärtiges Theater, daher bevor hier wir ab um dasselbe später mit mehr Ausführlichkeit zu behandeln.

Bücherschau.

Huset Tessin under Enväldet och Frihetstiden. Romantiserad Historia af Förintaren till Morianen. Med Bilder i Träsnitt. Tre Delar. (Das Haus Tessin unter der Alleinherrschaft und der Freiheitszeit. Romantische Schilderung vom Verfasser des „Morianen“. Mit Holzgeschnitten. Drei Theile.) Stockholm bei Simon Magnus's Förlag.

Nachdem Cruusenstolpe in seinen beiden ersten Romanen, in den Morianen, die Geschichte der schwedischen Könige in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und in Karl Johann die der neueren Zeit dargestellt hat, fügt er in diesem neuesten, das Haus Tessin, die ältern Zeit hinzu, von dem Schlusse Karl XI, aber vielmehr von der Vormundschaftsregierung vor dessen Thronbesteigung an, mit zwar in derselben Art, indem er der Geschichte nachhilft, hinzuthut, weglässt, ausschmückt, worauf denn Zwittergeschichten oder Zwitterromane entstehen, dergleichen wir Deutsche vor einem halben Jahrhundert von Meisner, Cramer, Fessler:c. in Menge erhielten. Ein solches Verfahren hat viel wider sich, wegen der absichtlichen Vermischung des Wahren und Falschen, und Walter Scott hat unstreitig den richtigeren Weg eingeschlagen, in eine erfundene Familiengeschichte, was der Roman doch eigentlich sein soll, geschichtliche Gestalten und Begebenheiten zu verflechten. Cruusenstolpe ist zwar so vorsichtig, in Noten uns Gewährleistungen, oder — Geständnisse von Abweichungen zu geben; und da er durch seine Darstellung anzuziehen weiß, so hat ihm diese Milderung von Zuverlässigem und Ungezuverlässigem bei seinen Lesern eben nicht geschadet. wenigstens haben die Uebersetzungen seiner Romane in Deutschland fast eben so viele Leser, wie die der Romane des Fräuleins Bremer und der Frau Flygare-Carlen. An Abwechselung und Mannichfaltigkeit des Inhalts wie der Behandlung fehlt es nicht. Die Erzählung wird durch Briefe und dramatische Scenen nicht selten unterbrochen. Briefe sind tiefert dieses neueste Werk im Uebersluß. z. B. die Reiseberichte Tessin's aus Deutschland, Italien, Frankreich an seine Verwandten, Freunde und Gönner. mit sich ewig wiederholenden Grüßen und in's Kleine gehenden Bestellungen. Freilich merkt man bald, daß sich Manches sügtlich schwatzhaft täßt, wie denn der Uebersetzer des ersten Theils, der Verfasser dieser Zeilen, bereits Abkürzungen gemacht hat. Auch leidet Andrenk und Sahverbindung bisweilen an Wiederholung, Gedehntheit und Schwerfälligkeit, und auch hier bedarf es bejwegen der Nachhülfe des Uebersehers. Indeß, diese Mängel werden durch manche Vorzüge erset. Eine künstlerische Darstellung darf man allerdings nicht erwarten. Diese würde erfordern, daß das Haus Tessin in den Vordergrund trete; und dies ist in den ersten Theile noch so ziemlich der Fall, wo die Eltern der Tessin — der Vater Nikodemus aus Pommern war von der Königin Christina, als Baumeister nach Stockholm berufen — sowie der Sohn, auch Nikodemus mit Vornamen, seine Reisen, die nach vielen Hindernissen bewerkstelligte Vermählung mit einem hochgebornen Fräulein Steinbock, und das von ihm erbaute prächtige Schloß in Stockholm, eines der meisterhaftesten Gebäude der neuern Zeit, wenigstens eben so viel Platz einnehmen, als König Karl XI. mit seinen Räthen Stenbock und Lindenschild, und die den Reichthum und das Ansehen der alten adelichen Geschlechter fast vernichtende sogenannte Reduktion dieses Königs, — In dem 2. und 3. Theile tritt aber Tessin, der von Karl XII. in den Grafenstand erhoben wurde, zurück, und bildet nur einen schwachen Halt, an welchen sich die Reichs- und Regierungsgeschichte anlehnt, die aber allerdings höchst anziehend ist und etwas weniger in Nebenpartien gerührt, als die ersteren Romane, so daß dem Verfasser ein Fortschritt in der künstlerischen Darstellung zuzuerkennen sein dürfte, wenn nicht vielleicht die Begebenheiten selber ihm weniger Veranlassungen gaben, abzuschweifen. Eine der getungensten Gestalten ist Hedwig Eleonore, Prinzessin von Holstein-Gottorp und Wittwe Karl's X., welche ihren Sohn Karl XI. und ihren Enkel Karl XII. überlebte; bei der größten Hochachtung, Liebe und Ergebenheit gegen ihren Sohn benutzt die Beschäftigten des von ihm unterdrückten hohen Adels; demüthigt auch die dänische Prinzessin Ulrika Eleonora, Gemahlin Karl's XI. und Mutter Karl's XII., und die Schwester des Letztern, Hedwig Sophia, welche nebst ihrem Gemahle, dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, von diesem so ungemein geliebt wurde, daß er, wie es heißt, sein Herz unter Beide theilte. Unter den nichtfürstlichen Personen gehört der königliche Leibarzt Hjärne, der Schwager Tessin's, durch seine Wahrheitsliebe und seinen Humor, zu den anziehendsten.

Um von dem reichen Inhalt einen Versuchsmack zu geben, wähle ich die Begebenheit, welche bei dem sechzigjährigen, zu Bachanalen geneigten Karl XII. Veranlassung ward zu einem plötzlichen Umschwunge, zur nachherigen unverbrüchlichen Nüchternheit. Bei einem üppigen Feste machte einer der Theilnehmer den Vorschlag, nach der Schelle zu schießen und die nächsten besten Bauern anzugreifen, um sie zur Gleichheit zu nehmen. Diesen Vorschlag wies der König zwar zurück, trug aber seinem Liebling, dem jungen Stallmeister Axel Hard auf, Bauernpferde zu kaufen, nach deren Kopf man schießen wolle. Als diese Verbindschaft waren, meinte einer der Gäste, daß die Pferde, damit sie stille ständen, doch gehalten werden müßten, und als die Diener wegen der Gefahr, erschossen zu werden, sich nicht dazu hergeben wollten, ein Trinkgenosse aber dabei auf den Stallmeister Hard hinwies, bot sich dieser dazu an. Der König erlaubte dies nicht nur, sondern that, im Vertrauen auf die Sicherheit seiner Hand, den ersten Schuß, versehlte aber in seiner Trunkenheit nicht blos das Pferd, sondern traf seinen Liebling so, daß er auf der Stelle todt war. Karl war außer sich, bereute seine That aus tiefster Seele, und schwur zugleich, daß er sich nie wieder der Trunkenheit überlassen wolle, und — er hielt den Schwur. — In der dazu gegebenen Note wird nun freilich berichtet, daß diese Geschichte zu den dunkelsten, nicht eben verbürgten gehöre, und daß nur ein Brief Tessin's im Allgemeinen besage, Karl sei so ausgelassen gewesen, daß zu erschießen.

Dem ersten Theil ist das Bild des Nikodemus Tessin und seiner Gattin Hedwig Stenbock. dem zweiten das ihres Pflegevaters Johann Gabriel Stenbock und des Leibarztes Urban Hjärne, dem dritten das Karl XII. und der Schlacht von Narwa hinzugefügt.

Der dritte Theil schließt mit dem Jahre 1702, und es lassen sich also wohl noch ein paar Bände erwarten.

K.

P. J. Veth, Bijdragen tot de kennis van den politieken toestand van Nederlandsch Indië. I. II. (Beiträge zur Kenntniß des politischen Zustandes des niederländischen Indiens.) Amsterdam, P. N. van Kampen. 1848.

Es ist allgemein bekannt, welche Bedeutung die holländischen Colonieen für das Mutterland haben, es ist aber weniger bekannt, wie traurig die politischen und gesellschaftlichen Zustände dieser Colonieen sind, wie die großen Interessen der Menschlichkeit und Bildung, die ein weiser Staat wie hinreichen darf, wäre es auch nur deshalb, weil doch immer auch das materielle Wohl darin mitbegriffen und von ihnen abhängig ist, dort noch weit zurücktreten hinter den augenblicklichen Vortheil, wie endlich die Eingebornen zu einer Knechtschaft und zu einem Druck verurtheilt sind, wie sie von einer christlichen Regierung kaum zu verantworten ist. Während der europäische Holländer sich aller wohlthätigen Institutionen seines Staates erfreut, während ihm alle Wege zur Ausbildung und zum Fortkommen offen stehen sind, und jeder Eingeine mit dem Gefühl der Sicherheit auf den gesetzgebenden Körper seines Vaterlandes hinblicken darf, in dem er seinen Vertreter hat, sind die in den Colonieen wohnhaften Holländer von allen Wohlthaten ausgeschlossen, wird zwischen den aus Europa gekommenen und den in den Colonieen geborenen Holländern der himmelschreiendste Unterschied gemacht. Die Presse seufzt unter einem Druck, von dem kein europäisches Land sich einen Begriff machen kann, und trotz der Bemühungen des verdienstvollen Baron van Hoëvell, der unter den drückendsten Verhältnissen, unter den empörendsten Anfeindungen, seit Jahren unermüdlich, wenn auch oft unterbrochen und in eine ihm wenig kühnlich begrenzten Sphäre, durch seine Tijdschrift voor Nederlandsch Indië Kenntniß und Bildung zu verbreiten sucht, ist dem Eingebornen noch immer

Digitized by Google

jeder Weg abgeschnitten, sich zu einer gewissen intellectuellen Höhe emporzuschwingen. Aus der wahrhaft barbarischen Uebermachung der Presse, die eine geraume Zeit hindurch auch nicht das Mindeste ans öffentlichen durfte, was sich nur im Entferntesten auf Politik bezog, läßt sich erklären, wehhalb in den holländischen Colonien trotz dessen, daß gar keine gesetzliche Beschränkung der Preßfreiheit besteht, so wenig gedruckt und geschrieben wird, wie in keinem Lande der Erde. Es giebt nur wenige Druckereien, und diese, ebenso wie die wenigen Tages- und Wochenblätter, die erscheinen, stehen unter der schärfsten Controle der Machthaber. Dieser Druck von oben herab hatte seine Wirkungen bis in die geheimsten Zugen der Gesellschaft hinein. Dazu kommt, daß in Folge eines Königlichen Beschlusses vom 6. Dec. 1842 alle Irländer des niederländischen Indiens, wenn sie ihren Kindern nicht jede Zukunft und jede amtliche Laufbahn abschneiden wollen, verpflichtet sind, dieselben schon in frühester Kindheit einige tausend Meilen weit fortzuschicken und den größten Theil ihrer Jugend der kostspieligen Obhut fremder Leute zu überlassen, weil nach jenem Befehl nur solche Personen zu einer Stellung in den Colonien gelangen können, welche ihre Bildung im Mutterlande erhalten haben. Daher der traurige Zustand des öffentlichen Unterrichts, daher einerseits die große Mehrzahl der Holländer in den Colonieen ohne Aussicht und ohne Hoffnung, selbst bei den hervorragendsten Talenten, daher andererseits die allen germanischen Stämmen so schmerzliche Unterordnung der Familienideen, und gegenüber diesen traurigen Zuständen, die fast kein Nichtfraud der Oeffentlichkeit erhellen darf, keine Vertretung in den Kammern des Mutterlandes, daheim in Europa nur Wenige, denen tiefere Blicke in die Verhältnisse der Colonieen gestattet sind. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen der lebendige Drang der Freiheit, der in den letzten Jahre Europa durchwehte, mächtig genug war, auch in jenen entlegenen Landen das Eis in den Herzen und Gemüthern aufzuthauen.

Es ist bekannt, daß die letzte französische Revolution fast auf alle europäische Staaten einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß ausgeübt, und daß in Folge derselben der König der Niederlande, obgleich sein Land von den allgemeinen Erschütterungen nicht allzusehr berührt worden, seinem Volke bedeutende Reformen zugesagt hat. Die Nachricht hiervon veranlaßte im Mai n. J. die bekannte politische Demonstration zu Batavia, die, von Vielen überteieben, von Manchen verdächtigt, keinen andern Zweck hatte, als den König um bürgerliche und politische Gleichstellung der Holländer in den Colonieen mit ihren Brüdern auf dem Festlande zu bitten. Diese Zustände und diese Demonstration sind der Gegenstand der vorliegenden, aus zwei Abschnitten bestehenden Schrift, die auf mich einen eigenthümlich wehmüthigen Eindruck gemacht hat durch die lebendige Schilderung der Verhältnisse jener Colonisten, die von einer Art Heimweh ergaßt, nach langem und tiefem Druck, ihre Hände sehnsüchtig nach dem Mutterlande ausstrecken. E. Wr.

Notizen.

[Nordischer Seidenbau.]

Nach einem Bericht des Kochsyloner „Vereins für inländischen Seidenbau", scheint dieser Industriezweig dort im Aufschwunge zu sein, und namentlich Gotland sich für den schwierigen Anbau von Maulbeerbäumen zu eignen. Ihre Majestät die schwedische Königin steht an der Spitze des Vereins, der sich eines jährlichen Zuschusses von der Regierung von 1,200 Rdlr. Banko zu erfreuen hat. Die im Jahre 1848 gewonnene Seide — das Quantum ist nicht angegeben — ist in Stockholm zu Organsin verarbeitet worden. Der Verein steht in Verbindung mit der Seidenbau-Gesellschaft in Kopenhagen, aus deren Jahresbericht es aber scheint, als wäre die Seidenproduktion in Dänemark im Abnehmen.

[Nuis-Salon in Kopenhagen.]

Ein neues Lese-Cabinet „Nijhavnsvej Reise-Salon" ist kürz lich getroffen. Es scheint nach dem Muster der eingegangenen Berliner Zeitungs-Halle angelegt zu sein, doch mit dem Unterschiede, daß es fast ausschließlich Lectüre der Tagespresse bietet — von dieser aber auch in großer Auswahl; mit 50 dänischen, 13 schwedischen und norwegischen, 75 deutschen, 17 englischen und nordamerikanischen, 12 französischen, 3 belgischen und holländischen Blättern, macht es den Anfang. Der politische Stoff, welcher fast alle anderen Lesens-Stoffe überflügelt hat — wenn auch in Dänemark weniger, als anderswo — wird dieser neuen Einrichtung, neben den bereits bestehenden ähnlichen, z. B. dem Arbeahum, doch wohl eine lange Existenz sichern.

[Christiania's Universität.]

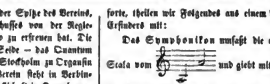
Die interessantesten Vorlesungen der Universität waren im vorigen Semester die des Professors und Dichters Welhaven über die dänische und norwegische gemeinschaftliche Literatur. Man erwartet eine Literatur-Geschichte von Welhaven. Professor P. A. Munch liest jetzt über die ältere Geschichte Dänemarks. Thue ist, nach dem abgezogenen Professor Mitz, Lector der griechischen Sprache geworden. Der gelehrte Dr. O. J. Broch ist als Professor der mathematischen Wissenschaften dahin berufen. Jürgen Moe hat, behufs seines Studiums der Volkspoesie, ein bedeutendes Stipendium erhalten. Der Senior der Universität, Professor Schjelderup — der Letzte, der bei der Stiftung der Universität von Dänemark hierher berufenen Gelehrten — hat unter den lebhaftesten Beweisen von Liebe und Anerkennung sein Professorat als Lehrer der Medicin niedergelegt. — Ein Lehrstuhl für die lappländische Sprache ist errichtet worden; die für Finmarken und Nordmarken bestimmten Prediger müssen sich einen Examen in dieser Sprache unterwerfen; das erste Examen ist kürzlich abgehalten worden.

[Vorlesungen über Musik.]

Direktor Södling, der Herausgeber der „Musikaliisk Kyrko-Tidning", hat eine sehr interessante Vorlesung angekündigt. Er wird über die schwedische Volksmusik und über die Komponisten und Verfasser, die im Style der alten Volksleder geschrieben haben, lesen, so auch eine Uebersicht über die Geschichte der Kirchenmusik und des Kirchengesangs Schwedens, bis 600 Jahr in die Zeit zurück, gehen. Endlich will er über den Musik- und Gesangsunterricht an den öffentlichen Lehranstalten Schwedens lesen. — In dem musikalischen Stockholm ist man dieser Ankündigung mit vielem Enthusiasmus entgegengekommen.

[Neue musikalische Erfindung.]

Ueber das von dem Musikdirektor Carl Stiflin in Stockholm erfundene Symphonikon („Con-Temperatur-Kabel" von Stahl, mit graduirter Scala und beweglichen Drücker) und den gleichfalls von ihm inventirten Stimmschlüssel für das Pianoforte, theilen wir Folgendes aus einem Bericht des Erfinders mit:


Das Symphonikon umfaßt die chromatische
Scala von
und giebt mit vollständiger Genauigkeit sämmtliche Töne innerhalb dieser Temperatur an. Es kann, obschon im Orchester-Ton konstruirt, ½ Ton höher oder niedriger, nach Belieben, gestellt werden. Der mechanische Stimmschlüssel kann, zufolge seiner Mechanik, mit derselben Genauigkeit den Ton des Pianofortes erhöhen oder erniedrigen, so daß, mit Hülfe dieser beiden Erfindungen, jetzt — welches früher fast unmöglich war — das Instrument ganz rein gestimmt werden kann. Die Mechanik des Stimmschlosses ist so leicht, daß er von Damen, ja von Kindern ohne alle Mühwaltung gehandhabt wird, und daß diese die Stimmung selbst vornehmen können. Der Gebrauch des Symphonikons wird zur Ausbildung des Gehörs und zur bestimmteren Auffassung der Reinheit, der Höhe, der Verbindung und den Einklang der Töne bedeutend beitragen, wovon bisher nur die Musici ex professo etwas gewußt haben, so daß nicht allein Sänger, z. B. der Quartett-Sänger, der Kirchen-Kantor und Andere, denen das liebigen chromatischen Ton angeben können, sondern auch, daß Jeder, der ein musikalisches Ohr hat, mit Leichtigkeit sein Pianoforte ganz rein stimmen kann. Besonders werden die Instrumentmacher bei der genauen Anstimmung ihrer musikalischen Instrumente mit dem Symphonikon und dem Stimmschlüssel eine nie gehabte Reinheit des Tones erlangen können. Der Preis für ein Exemplar der beiden Erfindungen ist 6 Thaler Pr. Courant.

[Die Missions-Gesellschaft zu Lund.]

Aus der „Missions-Zeitung" dieser Gesellschaft geht hervor, daß sie am 1. Juli v. J. einen Kassenbestand von 26,442 Rbl. Banko hatte (die Einnahmen des Jahres 1847/48 betrugen 10,398 Rbl. Banko, die Ausgaben 3085 Rbl. Banko). Für die Ausbildung werdender Missionaire hat die Gesellschaft 1,403 Rbl. Banko verausgabt, und mehrere Summen sind nach China und Lappmarken auf die Belehrung der Heiden verwendet.

[Bergelius und Cruisenstolpe.]

In der Jurv. die im Jahre 1838 den berühmten schwedischen Schriftsteller Cruisenstolpe zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilte, befand sich unter anderen Mitgliedern auch Bergelius. Bis vor Kurzem trug man sich in Schweden mit dem Gerüchte um, daß gerade Bergelius der Urheber des „Schuldig" der Jury gewesen, und der große Verfasserbene hat Viel unter diesem Gerüchte leiden müssen. Unter seinen Papieren hat man jetzt den ganzen Hergang der Sache gefunden, daß Bergelius für „Nichtschuldig" gestimmt hat, seine Gründe hierfür, sowie auch den ehrenwerthen Grund seines Schweigens dem falschen Gerüchte gegenüber, der sein anderer gewesen ist, als die strenge Auffassung seines Cides, Nichts von den Verhandlungen der Jury zu verrathen.

[Universität Utrecht.]

Die Bürger zu Utrecht, denen sich auch die Studenten angeschlossen haben, sind mit einer von 5000 Unterschriften bedeckten Petition gegen die beabsichtigte Aufhebung der dortigen Universität eingekommen.

Digitized by Google

[Personal- Nachrichten.]

Der als Hauptleiter der literairen Bewegung, die gleichzeitig mit der Revolution im Jahre 1809 von Upsala ausging, so auch als Roman- und Liederdichter vortheilhaft bekannte schwedische Literat C. G. F. von Zelpel ist gestorben.

Der berühmte norwegische Alterthumsforscher Tidemand hat, als Anerkennung seines Talentes und als Dankerzeugung für die Ausstellung seiner ausgezeichneten Arbeiten auf der verjährigen Kunstausstellung in Berlin, die große Medaille in Gold von dem König von Preußen erhalten.

Feuilleton.

Die Insel Alsen.
(Eine Skizze.)

Die Insel Alsen, ihrer Schönheit und ihrer militairischen Lage wegen berühmt, ist in unsern Tagen wieder Das geworden, was sie früher so oft gewesen: Ein Zankapfel. — Alle Parteien wollen sie haben. Wie oft ist diese Insel belagert und erobert und wieder erobert worden, von Dänen, von Schweden, von Deutschen. Um einige Beispiele anzuführen: in einem Jahre, 1658, geschah dieses erst von schwedischen, dann von Kurfürstlich-Brandenburgischen, dann wieder von schwedischen Truppen; und in dem Kriege, den König Christian IV. in den Jahren 1627—29 gegen den Kern der Kriegsmacht des deutschen Kaisers unter Wallenstein und Tilly führen mußte, spielte Alsen ebenfalls eine wichtige Rolle.

Wer einmal den reizenden Archipel der dänischen Inseln gesehen hat, der vergißt ihn so leicht nicht wieder; Alsen gehört zu diesen. Die große Insel Fühnen, dieser reiche, blühende Garten, das Herzogthum Schleswig mit seinen üppigen, schwellenden Küsten, von romantischen Meerbusen durchschnitten, zwischen diesen beiden die kleineren Inseln Langeland, Thoröeng, Lyöe, Auernakke, Aeroe und Alsen, die um mit Oehlenschläger zu reden, als blühende Rosenzweige auf das Wasser hingeworfen sind, Aeroe und Alsen gehören zum Herzogthum Schleswig; die letztere ist etwas über 5½ □ Meile groß (5 Meilen lang, 2 Meilen breit,) und liegt dicht an dem Herzogthume, nördlich dem Apenrader, südlich dem Flensburger Meerbusen. Die Bevölkerung beträgt circa 23,000, von denen auf die Stadt und die 2 Flecken des Ländchens zusammen circa 5400, also auf dem platten Lande circa 3000 Einwohner auf die □ Meile kommen. Das dunkelblaue Meer spielt um diese reiche fruchtbare Insel, und eine schmale aber tiefe und starke Strömung — so tief daß sie Kriegsfregatten zu tragen vermag — scheidet sie von dem Bezirke Sundewit an der Ostküste des Herzogthums. Ohne Zweifel hat es eine Zeit gegeben, wo die Meereswellen nicht ihren freien Gang hier hatten, wo die Insel und das Herzogthum mit einander zusammen hingen, und noch jetzt ist die Trennung faß illusorisch, indem jene Strömung, der Alsund, nur eine Breite von wenigen hundert Ellen hat. Wenn man auch nicht hindüber marschiren kann, so hat doch der letzte Krieg bewiesen, daß man sich mit glühenden Kugeln und Bomben gar herrlich über den Sund hin zu unterhalten vermag.

Die westliche Seite der Insel ist von kleinen Meerbusen durchschnitten, im Norden und Süden dehnen sich die Wellen mehr aus, und der Abstand vom Festlande beträgt auf einigen der breitesten Stellen circa 2 Meilen. Die Ufer sind theils flach, theils mit waldumkränzten Hügeln bedeckt. Rechts von dem Alsund blickt man in die kleine anmuthige Bai hinein, in deren Innerem das Städtchen Sonderburg an dem Abhange einer Anhöhe gegen den Alsund liegt, 3300 Einwohner zählt, die hauptsächlich von Handel und Schiffahrt leben und hierin von ihren vortrefflichen Hafen unterstützt werden. Schiffe, die 18 Fuß tief gehen, können unmittelbar an den Ladungsplätzen anlegen, und Sonderburg besitzt einige 80 Schiffe mit zusammen gegen 2000 Commerz-Lasten so wie bedeutende, ausgezeichnete Schiffswerfte.

Das Schloß Sonderburg, eine alte in der dänischen Geschichte berühmte Burg, liegt dicht am Hafen. Die kleine hübsche Stadt hat sich nach einer Feuersbrunst um die Mitte des Siebzehnten Jahrhunderts verschönert, was sie noch von Alterthümern zeigt, ist ihre alte Kirche mit dem merkwürdigen, an ihren Wänden verzeichneten Stammbaum des oldenburgischen Fürstenhauses, und einige alte Häuser, die mit ihrem Schmucke von Holz-Sculpturen dem Auge eine erquickende Abwechselung neben ihren glatten, modernen Brüdern gewähren. Das Schloß dagegen hat wo möglich ein noch älteres Ansehen, als ihm gebührt, dadurch, daß es zum Theil eine Ruine geworden ist, erhalten; im Jahre 1253, als die Festungswerke Sonderburgs geschleift wurden, soll es die Residenz eines Schleswigschen Herzogs gewesen sein. Von 1532—1549, 17 lange Jahre hindurch, war es die traurige Residenz der Gefangenschaft, des dänischen Königsdemokraten Christian II., der die Reaktionen hundertweise über die Klinge springen ließ, der zwar, kraft seines heftigen, ungestümen Charakters, zu starke Mittel gegen die Reaktionen ergriff, der es aber ehrlich mit dem Volke meinte und der seinen Formfehler, seinen Mangel an Diplomatie, in einem der jetzt abgebrochenen Thürme dieses Schlosses sühnen mußte; drei andere Könige sah er den Thron besteigen auf dem er einst selbst gesessen, und unzählige Male mußte er um den steinernen Tisch seines Gefängnisses wandeln, bis ihm als 78 jähriger Greis die Augen zugedrückt wurden. Was würde man mit dem Könige thun, der jetzt die Verwichtung eines reactionairen, volksfeindlichen Adels bekeirrte, oder gar ausführte? — Man würde ihn auf den Händen tragen, und länger denn 17 Jahre würden die Dichter seine Gefinnung in ihren Liedern preisen — andere Zeiten, andere Sitten. Wie bald alte Schloß früher von dem Herzog auf Augustenburg, als Getraide-Magazin verwendet werden ist, so ist es jetzt mit Infanterie besetzt, die von hier aus mit ihren Kugeln den ganzen Sund bestreichen kann. Ueberhaupt hier an der schmalsten Stelle der Meerenge sind die Hauptbefestigungen der Insel aufgeworfen. Palisaden, Wolfsgruben, tiefe Gräben und Wälle, so steil wie man sie selten sieht, umkerchringlich und fast unverwindlich von der glatten, wie Felsen hartgewordenen Lehmerde der Insel aufgeführt, mit groben Festungsgeschützen flankirt, machen, trotz dem daß die Dänen selbst eine Brücke geschlagen haben, es jeder Landarmee faß unmöglich einen Uebergang zu bewerkstelligen. Und welche Brücke! Eine Brücke über ein Dutzend ungemein stark befestigter Fahrzeuge gebauet, die Mitte auf Tonnen ruhend, so daß plötzlich, durch ihre Hinwegnahme, entweder das Ufer Meer aus begegnet oder ein Kriegsschiff sich dazwischen drängt und mit einem Male 40 Kanonenrohren ausspeit. Hinter dieser so befestigten Brücke, in den Brückenköpfen, befinden sich noch verschiedene Blockhäuser, und auf verschiedenen höheren Punkten befestigte Häuser und Batterien von denen aus man den ganzen Sund und die Brücke bis hinüber nach dem festen Lande mit Kugeln und Kartätschen bestreichen kann. Eine Menge leichter Batterien, am Strande aufgeworfen, ziehen sich rings um die Küste herum, sie dienen theils zur Abwehr einer Landung, theils zur Unterstützung der Operationen der zahlreichen Kanonenböte. Der Verfasser dieser Skizze ist nicht Militär und kann daher nur die allgemeine Meinung deutscher Offiziere von der Vorzüglichkeit jener Befestigungen nachsprechen, imwonnt haben sie ihm allerdings in hohem Grade sowohl durch ihre Stärke und drohende Miene, als auch durch das Mistrauen in ihrer Anordnung. Ist das Fußall oder ist der Ingenieur, der hier gewirkt hat, zugleich Maler oder Dichter gewesen? Romantisch sind viele der leichten Batterien an der Küste so romantisch belegen, daß man vergißt, wie sie nur auf Tod und Verderben sinnen. Die größeren Kriegsschiffe, Corvetten und Fregatten, die sich in leichten sorgen Wendungen um die blühende Insel bewegen, bald drohend übermüthig die weißen Segel aufspannten und die Brust gegen das schäumende Meer stemmten, bald mit sallenden und flatternden Segeln gleichsam auf der Lauer lagen, haben noch mehr die Schönheit der Landschaft, welche noch durch die gegenüberliegende Mühle bei Düppel, die als See-Zeichen noch und fest auf einer Anhöhe liegt, abgeschlossen wird. Lachende Dörfer, grüne Wiesen und ganz kleine schelmische Binnenseen füllen die Gegend der Insel aus, die südlich und nördlich von der Hauptstadt Sonderburg sich ausdehnt, im Südwesten bilden das Meer und die Insel eine hervorspringende Halbinsel Kekenis, worauf ein Leuchtthurm ist, der 76 Fuß über die Meeresfläche empor ragt, und von dem eine auf dreimalige Entfernung sichtbare Flamme, als ein treuer Freund der Seefahrenden lodert. Die noch übrigbleibenden Theile der befestigten Burg eines Sverakberk, Kalborg, die hier auf dieser früher einer Wildniß gleichenden, aus unterirdischen Waldungen und unbedauten Keckern bestehenden Halbinsel uns entgegentreten, mahnen, neben jener Flamme, gleich sehr an die Zeiten des schönen aber barbarischen Alterthums wie an die Segnungen der Civilisation.

Außer Sonderburg hat die Insel noch 2 Ortschaften. Die Flecken Nordburg und Augustenburg mit dem Residenzschlosse der Herzöge von Augustenburg. Ersterer Flecken hat gegen 1200, letzterer gegen 900 Einwohner.

Von dem ehemaligen Schloß Norburg, welches auf einer Insel in einem See bei dem Flecken lag und stark befestigt war, sind jetzt nur einige Nebengebäude übrig geblieben, die aber noch immer „das Schloß“ benannt werden. Auch an diesen Punkt der Insel knüpfen sich historische Erinnerungen. Der dänische König Svend Grathe, der im Jahre 1157 ein so unglückliches Ende nahm — er wurde nach der Schlacht auf Grathehaide in Jütland, welche die damaligen Bürgerkriege beendigte, und Dänemark eine neue glücklichere Zeit schuf, von Bauern gefangen, mit einem Beile getödtet und folglich in das tiefe Moor jener Haide für ewig verscharrt — hatte das Schloß erbauet, der Herzog Waldemar, am Ende des 12., und der König Erich Glipping, Mitte des 13. Jahr-

Digitized by Google

hunderte saßen hier in Gefangenschaft, und während der am Eingange dieser Stiege erwähnten Eroberungen Alsens von schwedischen und brandenburgischen Truppen, war es das befestigte Schloß Norburg, gegen welches die Hauptangriffe gerichtet wurden. Auch jetzt, nachdem die Rüstungen für eine deutsche Flotte begonnen, sind soweit dieser wie mehrere andere Punkte der nördlichen und selbst der östlichen, gänzlich für Häfen und für eine Landung sehr beschwerlichen Küste befestigt worden. —

Der nördliche Theil der Insel, (21/4 □ Meilen) bildet in weltlich-administrativer Beziehung mit der Insel Aerroe zusammen, das schleswigsche Amt Norburg, der südliche Theil, (3/4 □ Meilen) bildet mit der Rudel Harde — fast die ganze gegenüberliegende Halbinsel Sundewitt im Herzogthum Schleswig — zusammen, das Amt Sonderburg, der mittlere Theil bildet die Augustenburgischen Güter, (21/4 □ Meilen.) die bis jetzt ihre Patrimonial-Gerichte gehabt haben, die nun aber entweder laut des dänischen oder des schleswig-holsteinischen oder gar des deutschen Grundgesetzes verschwinden müssen. Denn das Herzogthum Schleswig ist wohl das mit Grundgütern am vorzüglichsten versehene Land der ganzen Welt; wie die Göttinnen einst vor Paris standen, und jede von ihnen den Preis, den Apfel, begehrte, so stehen jetzt Dania, Germania und Nordalbingia, vor Schleswig, aber man hat ihm den Apfel aus der Hand geschlagen, das er dahin gerollt ist zwischen die Drei, ein Zankapfel, um den sie sich streiten. In geistlich-administrativer Beziehung bilden die Inseln Alsen und Aerroe zusammen ein Bisthum. Hat aber bis zum Ausbruche des deutsch-dänischen Krieges die civile Verwaltung der Insel Alsen wie die des ganzen Herzogthums Schleswig unter die sogenannte deutsche Kanzelei in Kopenhagen ressortirt, so hat von jeher die geistliche Verwaltung unter dem Ressoet der dänischen Kanzelei gestanden. Ursprünglich gehörte sogar Alsen, Aerroe und die südlich belegene Insel Fehmern, wenn auch diese letztere von einem slawischen oder wendischen Volksstamme bewohnt war, zu den dänischen Inselprovinzen, und als das Stift Fühnen im Jahre 1022 gebildet wurde, zog man sie auch sämmtlich in das Stift hinein. Die militairische Wichtigkeit dieser Inseln machte aber, daß sowohl die Herzoge von dem Hause Adel, als auch die Schaumburgischen Grafen sich fortwährend auf alle mögliche Weise bemühten, sie für Schleswig zu gewinnen. Glücklichen Fehmern glückte es ihnen ganz, hinsichtlich Alsen und Aerroe nur zum Theil indem die Bischöfe von Fühnen es besser verstanden ihre Autorität geltend zu machen, als die damaligen dänischen entweder schwachen und durchtrichten Regenten. So wurden die civilen und geistlichen Staatsorganen verschieden, etwas welches im katholischen Mittelalter, wo die Bischöfe fast ganz unabhängig waren, oft passirte. Das Patronats-Recht der Kirchen auf den Augustenburgischen Gütern gehört alleedings den Herzögen von Augustenburg, aber wied in keiner andern Weise angesehn, als von den übrigen Gutsbesitzern Dänemarks. Der Bischof von Alsen und Aerroe restdirt in der Nähe des Augustenburgischen Schlosses in dem Dorfe Ketting. Das Amthaus ist in Norburg, die Amtsstuben sind in Norburg und Sonderburg, und die beiden Aemter haben einen gemeinschaftlichen Amtmann.

Das Schloß Augustenburg ist wohl der schönste Punkt der Insel. Mit dem vorher erwähnten Flecken gleiches Namens, der durch die Residenz der Herzoge entstanden ist, und neben einigen Professhäusern und Künstlern fast alle seine hübschen kleinen Häuser mit früheren oder auch hienstfreundlen Hof- und Schieß-Beamten füllt, ist es ein lieblicher reizender Ort. Der Flecken besteht nur aus einer, obngefähr 1000 Ellen langen Straße. Wenn man nicht dieret von Schleswig and nach Augustenburg geht, wenn man erst den südlichen Theil der Insel und die Hauptstadt Sonderburg besucht, dann führt eine schöne, Chaussee über üppige Wiesen und durch prachtvolle Buchenhaine nach dem Schlosse. Diese von schönen Gärten und Lustigen Hainen umgebene Residenz, liegt an dem nördlichen Ufer eines kleinen Meerbusens, der den Namen des Schlosses trägt. Ihre Gärten, Parkanlagen und Gehölze strecken sich längs der Küste hin, und die größten üppigsten Buchen, oft in einer Höhe bis zu 120 — 30 Fuß, hängen sich in den klaren Wogen. Eine frische Seeluft umweht die Lustschaft, aber mild und erfrischend, so mild, daß die Augustenburger Buchen früher aufschlagen als alle anderen der ganzen reizenden Inselgruppe des Fleinen und großen Belt. Ueberhaupt ist das Clima der Insel sehr bevorzugt, selten leigt die Kälte des Winters über 8—9 Grad, und gewöhnlich genießen die Insulaner den vollen Sommer bereits im Monat Mai. Man kann sich denken wie sehnsüchtig die schönen Anlagen und Gärten des Schlosses sind, die unter so günstigen Umständen gedeihen. Viele Pflanzen, die im nördlichen und mittleren Deutschland nur durch große Fürsorge überwintert werden können, süheen hier ein langes Leben, bereits durch Jahrhindurch. Feigen und Kastanien mischen sich unter die Buchen und Eichen. Wegen ihrer Obstbaumzucht, ist die Insel fast berühmt, namentlich wegen ihrer Gravenſteiner-Aepfel. Diese Aepfelsorte soll ein Herzog von Augustenburg aus Italien gebracht haben, sie zuerst zuseits des Als-Sundes auf einem Gute Gravenstein, das dert den Herzögen gehört, und mit zu dem Complex ihrer Besitzungen zu zählen ist, angepflanzt haben, von wo aus sie später über Alsen und die übrigen Inseln verbreitet wurden. Jetzt ist dieser schöne Apfel ein bedeutender Handelsartikel der Insel Alsen, der über den ganzen Norden bis in die große Gärten-Stadt Petersburg versendet wird. — Das Schloß selbst, das von dem Stammvater der Augustenburgischen Familie, dem Herzoge Ernst Günther, zuerst erbaut ist — er kaufte im Jahre 1651 die Dörfer Stavers dl und Sebdelev, von dem dänischen Könige Frederik III. ließ das erstgenannte Dorf niederreißen, und baute anstatt desselben das Schloß auf — wurde später von dem Herzoge Friedrich Christian, in den Jahren 1770 — 1776 umgebaut. Es ist ein schönes, im neuern Styl gehaltenes Gebäude. Zu der im Schlosse befindlichen Kirche gehören die Einwohner des Fleckens Augustenburg. In diesen anmuthigen Umgebungen sehen wir noch, dicht an dem größten und schönsten Garten des Schlosses, den Wittwensitz der verstorbenen Herzogin Louise Auguste, berühmt durch ihre Schönheit und ihr gefühlvolles Herz. Auch die große und mit Recht berühmte, von dem jetzigen herzoglichen Hypologen angelegte Stuteerei befindet sich hier, ausgezeichnet, durch ihre Ställe und sonstigen Einrichtungen. — Seitdem die Baltprien über die schönen Gefilde dahin' schweben, und die Kriegstrompete den Bruder gegen den Bruder aufgeboten hat, ist der Herzog von Alsen gestoben. Es ist hier nicht der Ort ihm auf seiner Flucht zu folgen. Das schöne Schloß hat jetzt provisorisch eine noch humanere Bestimmung erhalten, als die, welche die weite Gastfreiheit des Herzogs ihm gab: es ist zum Theil zum Lazareth für verwundete Krieger eingerichtet, und die transportablen kostbaren Gegenstände, als Silberservice etc die es füllten, so wie die Pferde der Stuteret sind nach Kopenhagen hinübergeführt, wo sie der Reklamationen des Herzogs harren, unterdirrt von dem Freeel des Krieges. Denn jeder Krieg führt den Frevel als unverbrüchlichen Gefellen in seinem Gefolge. — und den Zinnen des schönen Schlosses, weht nicht soweit von dem höchsten Punkte der Insel, dem „Hügelberge", 256 Fuß hoch, überschaut man fast die ganze Insel, mit ihren blühenden Fruchtgärten, üppigen Waldungen, lachenden Wiesen und hübschen Dörfern und Kirchen. —

Und das Volk dieses kleinen Ländchens? Es ist ein treues, gemüthliches Volk, arbeitsam und muthig, das tüchtige Matrosen für seine Handelsflotte, und auch jetzt kräftige Mannschaft für die dänische Marine lieferte. Seine Sprache ist die dänische; nur der Hof auf Augustenburg, die Bewohner des Fleckens gleichen Namens, die deutschen Beamten und die höheren Bürgerklassen der Städte, sprechen ihre deutsche Muttersprache unter sich, wenn sie mit dem Volke, dem Bauer und dem einfachen Bürger der Städte verkehren wollen, müssen sie sich aber zugleich der dänischen Sprache bedienen können — das eigentliche Volk versteht weder hoch- noch plattdeutsch, wenn die Insel auch nicht frei von deutschen Elementen ist. Durch den Augustenburgischen Hof ist die deutsche Sprache zugleich Modesprache der Städter geworden, welche die „bessädigen" fühlen wollen; allein die Grundbevölkerung Alsens ist Dänisch, und eine treue Hingebung an die Sache Dänemarks hat sie auch während des letzten unglücklichen Krieges ausgezeichnet. — s.

Berichtigung.

Nr. 24, 1. Seite, 2. Spalte, 12. Zeile von unten: „internationale," lies Innere.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. Prof. P. in K. Wir sind Ihnen für Ihre Zusendung sehr verbunden.

Hr. ‖ ‖ in Gb. Wir sind Ihnen zwar sehr verbunden, bemerken jedoch, daß die Mittheilung von reinen Tagesneuigkeiten nicht nöthig ist, da wir nicht mit den Tagesblättern darin concurriren können. Eine Ehrenerklärung wäre uns dagegen sehr angenehm.

Hr. P. in R. Wir bitten Sie mit Ihren sehr dankenswerthen Notizen fortzufahren. Die gewünschte Nr. werden Sie erhalten. Näheres mit direktem Brief, vielleicht auch mündlich.

Hr. H. C. A. in C. Mit Dank erhalten und soll baldige Verwendung finden.

Eingegangene Bücher.

Dansk Stats-kalender.
Laurent, Livet i Feldtog.
Hoffmeyer, den danske Hærstyrke.
Keyser und Unger, Gisle Sagn.
Tauber om Nationalitetsprincipiet.
Oehlenschläger, Tragedier. 6. Band.
Grimmer Thomsen, Sagnsynker.
Aetstykker vedkommende Slesvig.
Munch, Billeder fra Norst og Syd.
Zetterman, Myrbeer Luchterwalde.
Zetterman, Bernhart de Last.

Hierzu eine Beilage.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Englische Stimmen über die dänische Frage.

Während die deutschen und dänischen Zeitungen die widersprechendsten Nachrichten von Krieg und Frieden bringen, laufen die Nachrichten aus England beinahe einstimmig auf Frieden.

Die officiellen Aeußerungen beschränken sich auf die Beantwortung einer Interpellation im Unterhause.

„Auf den Wunsch des Herrn G. Sanders: „der Minister des Auswärtigen möge das Haus von dem Stande der schleswig-holsteinischen Frage in Kenntniß setzen und erklären, ob Grund vorhanden wäre zu befürchten, daß mit Ablauf des Waffenstillstandes zwischen Dänemark und Preußen, am 26. d. M., eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, verbunden mit einer Blokade der Häfen des deutschen Bundes, eintreten werde, und ob, wenn dies der Fall wäre, das Eigenthum britischer Kaufleute auf englischen oder fremden Schiffen von Wegnahme und Verwirkung geschützt sein würde?“ antwortete Lord Palmerston: Ich weiß nicht allein für das Land, sondern auch für den Handel des Nordens von Europa von großer Wichtigkeit, daß die jetzt schwebenden Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende gebracht würden. Es wäre wahr, daß die dänische Regierung den Ablauf der Convention für den 26. dieses Monats angezeigt habe, aber indem sie dies zur Kenntniß der betreffenden Parteien gebracht, habe sie zu gleicher Zeit schriftlich und officiell erklärt, daß ihre Absicht nicht sei, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, und daß sie bei der Kündigung des Waffenstillstandes im Sinne habe, einige Veränderungen im Betreff der provisorischen Regierung der Herzogthümer zu veranlassen. In Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit wäre Alles, was er sagen könne, daß die englische Regierung keine Mittel sparen werde, um die beiden feindlichen Parteien zu einem Verständnisse zu bringen, nicht allein im Betreff auf die Lage, in welche sie durch den Ablauf des Waffenstillstandes versetzt werden würden, sondern auch in Betreff auf die Grundlagen, nach welchen eine dauernde Beruhigung getroffen werden könnte. Er könne dem Hause versichern, daß die britische Regierung seine Anstrengung scheuen werde, um diesen Zweck zu erreichen, und wenn er die Wichtigkeit der Interessen betrachte, welche hier auf dem Spiele ständen, und die weitgreifenden, ernsten und wahrhaft unheilvollen Folgen, welche ein neuer Kampf zwischen den streitenden Parteien nach sich ziehen würde, so könne er nicht umhin, die Ueberzeugung zu hegen, daß der Gesell der Vernunftlichkeit, der beide Parteien beseele, sie auch zu einer vernünftigen Verständigung, mit Ausschluß auf eine endliche Erledigung der Frage, führen würde.“

Die Globe, Palmerston's Organ, spricht sich über diese Frage ausführlicher aus, indem sie Palmerston's Politik gegen die angefeindeten Blätter, namentlich Times und Chronicle in Schutz nimmt, welche, wie beinahe alle Journale und die öffentliche Meinung Englands sich entschieden auf Seiten Dänemarks stellen. Wir theilen die Stellen mit, welche zunächst Bezug auf Deutschland und Dänemarks Lage haben; daß es nicht an Sophismen gegen Deutschland fehlt und an guten Lehren, versteht sich von selbst. Es heißt:

„In dem letzten, an Ereignissen und Wechselfällen so reichen Jahre, hat die englische Regierung überall wenigstens eine aufschlußreiche Sogmung zu Theil werden lassen. Bei allen dynastischen oder internationalen Streitigkeiten ist ihr alleiniges Universalmittel ein Waffenstillstand gewesen. Dadurch ist Jedermann Zeit gegeben worden, und in einem Bürgerkriege Parteien „Zeit gehen“, heißt so viel, als sie zur Ruhe, zu vorsichtigem Handeln und vernünftiger Ueberlegung hinführen.

Zu diesen Bemerkungen haben uns einige herabsetzende Beurtheilungen unserer dänischen Politik gebracht. Es ist sehr möglich, daß in dem schleswig-holsteinisch-dänischen Streite von keiner Seite in einem einzigen Punkte öffentlich etwas zugestanden worden ist. Aber wie sehr verschieden ist das Verhalten, wie bedeutend verändert die erbitterte, eigensinnige Kelbarkeit, womit im vorigen Frühjahre der Streit angefangen wurde. Hier, wie in Sizilien, hat unsere Regierung den friedliebenden Vater nachgeahmt, der seinen Sohn mit der guten Ermahnung in die Schule schickte, immer erst bis hundert zu zählen, ehe er einen Streit erwiderte. Der Unterschied zwischen einem betrunkenen Irländer bei einem nächtlichen Zechgelage und dem nämlichen, wenn er nüchtern bei Kopfschmerz Sodawasser trinkt, ist nicht größer, als der Unterschied zwischen dem jungen, einigen Deutschland von 1848 und dem mittelalterlichen, aber seerlichen und seiner Illusionen beraubten Deutschland von 1849. Im vergangenen Jahre war kein Opfer zu schmerzlich, um darzubringen, daß eine neue Nation, und zwar eine kärmende, in die Welt getreten sei. Es schien, als ob Rußland und Frankreich sich dafür hätten bedanken müssen, daß Deutschland ihnen nicht beiden auf einmal den Krieg erklärte. Aber seit dieser Zeit hat man entdeckt, daß man nicht das Commando einer Armee damit übernehmen kann, daß man den Schakos besteht, eine neue Kokarde zu tragen. Es stellt sich heraus, daß mehr als die Einschaltung eines neuen Punktes in die Constitution dazu gehört, um den Kaiser von Oesterreich und den König von Baiern dazu zu bringen, ihre legislative Unabhängigkeit, ihre Militärmacht, ihre diplomatische Repräsentation, die Schlüssel ihrer Festungsthore und das Geld in ihren Beuteln aufzugeben. Die unbedingten Annahmen kommen zum Vorschein; sie setzen schroff da, gleichsam wie eingeine Bergspitzen, wenn die rosenfarbigen Nebel der Nationalität und des Enthusiasmus entweichen. Obgleich wir hoffen, daß durch gemeinige Arbeit auch ihre Höhe vermindert werden wird, so ist es doch augenscheinlich, daß ein ausdwärtiger Krieg für die betriebsamen Gesetzgeber zu Frankfurt eher eine Last, als ein Vortheil sein wird. Sie sind jetzt abgeschickt genug, um über alles dies nachzudenken, und einzusehen, daß sie je eher, desto besser, sich von ihren Verpflichtungen gegen das ganze Deutschland frei zu machen haben.

Ohne Zweifel hätte dasselbe Ergebniß auf einem sehr verschiedenen Wege erreicht werden können. Zwei oder drei regelmäßige Schlachten würden es acht oder neun Monate früher schnell herbeigeführt haben. Die Intervention Londons oder Schwedens würde materiell auf der einen Seite gehossen haben. Die schwache Haltung der deutschen Höfe der revolutionären Epidemie unserer Zeit gegenüber, würde die Musterung einer Armee zugelassen haben, die furchtbarer gewesen wäre, als die alte Armee des Kaiserthums. Aber wir glauben, daß die Kosten für einige Kuriere zwischen London und Kopenhagen, und die über die dänischen Einwohner Schleswigs verhängten Plagen ein weitseiliger Preis sind, um damit Gelegenheit zu ruhigem Nachdenken und die sichere Aussicht auf einen friedlichen Ausgang zu erkaufen. Und dafür, die streitenden Parteien dürfen es nicht vergessen, sind sie Lord Palmerston Dank schuldig und der öffentlichen Meinung in England, die er mit solchem Erfolg personificirte.

Es liegt uns viel daran, zu erfahren, welches Verhalten die Tadler Lord Palmerston's von ihm gewünscht hätten. Am Mittwoch Nachmittag legten wir die geheime Hoffnung, der ritterliche Herr Smythe würde sich doch Lincoln's Redeflug anetzen, und es zuletzt wagen, die Welt mit seinen Ansichten über Lord Palmerston bekannt zu machen. Aber da wir gewöhnlich waren, und hierüber zu enttäuschen, konnen wir uns, wie gewöhnlich, nur an unsere Freunde vom Chronicle wenden. Und in der absolutistischen Presse können wir nichts als Allgemeinheiten finden, in denen sich underklicher Zeit dotun tatuit. Die Times ist angehalten darüber, daß Gen. Gavaignac die Verpflichtung eines Vertrags anerkannt, welche der englische Minister von sich zu weisen sucht. Der Chronicle beklagt, daß Lord Palmerston nicht „den Deutschen gesagt hat, er sei gesinnt, bei einer so offenbaren Verletzung des Völkerrechts, unter allen Umständen auf Seiten Dänemarks zu stehen.“ Sollen diese Worte bedeuten, daß die Times und der Chronicle lieber sehen wollen, wenn Lord Palmerston die Garantie von 1720 wieder aufsuhme, um als Verbündeter der dänischen Krone, dem deutschen Bunde den Krieg erklärte? Während wir diese Worte schreiben, sehen wir ein, daß wir durchaus die Hoffnung aufgeben müssen, unsere Gegner dahin zu bringen, in Bezug auf diese Angelegenheit ein deutliches Ja oder Nein aussprechen. Und deshalb bedanken wir Ihren Smythe's Schweigen. Wenn einer von den Einzelnen in dieser Sache seine Meinung äußern wollte, so möchte es kaum Palmerston gelingen, sie zu einem bestimmten Ausspruche darüber zu bringen, was er ihrem Wunsche nach thun solle, und was er nicht gethan haben möchte. Gedruckt ist es sehr leicht, ohne Weiteres Schiffe hinzustellen, und hochtrabende Sätze zu bringen, die Niemand betreffen. Aber die Entscheidung ist viel unmittelbarer und beseligender über die Lasse hervor der dem Sitze des Sprechers. Daher bitten wir wiederholt um eine Antwort, wenn wir auch nicht viel Hoffnung haben, eine zu erhalten.

Wir haben nie aus unserer Sympathie für Dänemark ein Geheimniß gemacht. Wir halten seine Ansprüche auf Holstein für offenbar unbestreitbar, wenngleich nicht für so klar, wie unsere eigenen Ansprüche auf die Kanal-Inseln. Aber wir glauben nicht, daß der von der Garantie von 1720 vorgesehene Fall eingetreten ist. Wenn wir viel thäten, so würden wir nicht irgend welchen Partei-ansichten gefrönen, das Ausserechen unserer Hoffnung, daß England seine gesegnäßigen Unterstützungen der einlösen werde, zu hindern. Sind nun — bei aller Furcht vor Manchester — die Times und der Chronicle vorderseite, das nämliche zu sagen. Diese Zeitschriften schließen beständig auf die Anwendbarkeit der Garantie auf die gegenwärtige Frage, und wir haben das Recht, zu fragen, wie sie rathen würden, dies anzuführen? Ohne Zweifel werden sie sagen, daß wir nicht genöthigt gewesen sein würden, zu mehr, als zu Drohungen zu greifen, und daß Deutschland nachgegeben haben würde, ehe es zum Handgemenge wäre. Wir sind dessenungeachtet überzeugt, daß es weit rathlicher ist, nicht an solchen Prahlereien Theil zu nehmen, sondern zu erklären, für wen unsere Sympathien sind, und alle sonalen Mittel anzuwenden, um den Streit beizulegen. Niemand weiß, bis zu welchem Grad von vorgweiselter Rühnheit die deutsche Nation hätte

Digitized by Google

im vergangenen Frühjahre getrieben werden können. So lange uns Lord Palmerston's Tadel nicht mittheilen, was sie an seiner Stelle gethan haben würden, können wir keine Alternative sehen, als zwischen seiner Politik und einer Kriegserklärung."

Times meldet: „Einige der aus diesen unterrichteten Journale des Continents haben die Nachricht gebracht, der deutsche Bevollmächtigte habe, nachdem er von der Kündigung des Waffenstillstandes von Malmö von Seiten Dänemarks Kenntniß genommen, sogleich die angelangenen Unterhandlungen abgebrochen und erklärt, daß die Friedensunterhandlungen für so lange als aufgegeben anzusehen werden müßten, bis die Kündigung des Waffenstillstandes zurückgenommen worden wäre. Nach einigen Nachrichten, die noch weiter gehen, wären in Deutschland schon die gehörigen Vorbereitungen zum Wiederbeginn des Krieges getroffen worden und 40,000 Mann sollen die Besetzung der Herzogthümer wieder vornehmen. Wir haben Ursache zu glauben, daß diese Berichte sehr übertrieben, wenn nicht alles Grundes entbehrend sind. Die Verlängerung des Waffenstillstandes wurde von Deutschland und von den vermittelnden Mächten gewünscht, aber wenn auch die dänische Regierung auf diesen Vorschlag nicht eingegangen ist und sich für den Ablauf der Convention von Malmö erklärte, der von ihren eigenen Unterhändlern mit Widerwillen angesehen wurde, so hat doch von Seiten des deutschen Bevollmächtigten keine Einschüchterung durch die Erklärung, daß er die Unterhandlungen abzubrechen beabsichtige, stattgefunden. Der Schritt, nach, glauben wir, ist die Ursache der gegenwärtigen Unterbrechung, daß die Antwort des kopenhagener Hofes auf die ihm unter Mitwirkung einiger Mächte vorgelegten Friedensvorschläge noch nicht nach London gelangt ist. Wenn diese Antwort bejahend ausfällt, oder einer geeigneten Annahme der Bedingungen gleichkommt, so vermuthen wir, wird die Unterhandlung ohne Anstand vorwärts schreiten; gewiß ist, daß gegenwärtig keine Maßregeln zur Wiedereinsetzung der Feindseligkeiten getroffen worden sind."

Den Bedingungen des Waffenstillstandes von Malmö gemäß würden die Deutschen das Recht haben, mit dem 26. März die nämlichen militärischen Positionen wieder einzunehmen, die sie nach der Ratification des Vertrags geräumt hatten, und ihre Truppen an der äußersten nördlichen Grenze der Herzogthümer aufzustellen. Wessen nicht neue Angriffsmaßregeln getroffen werden, ist es auf keinen Fall nothwendig, daß die Kündigung des Waffenstillstandes factische und unmittelbare Feindseligkeiten nach sich ziehen sollte.

Es liegt offenbar so sehr im Interesse aller, bei diesem unglücklichen Streite betheiligten Parteien, mit der möglichsten Berücksichtigung der Rechte Dänemarks und der Ehre Deutschlands Frieden zu schließen, daß wir vermeiden müssen etwas zu sagen, was eine nachtheilige Wirkung auf die, jetzt der Prüfung unterliegenden Vorschläge äußern könnte. Die dänische Regierung wird natürlich ihrerseits in Bezug auf diese letzteren ihre Anträge stellen und die Gesinnung, die sie bei Vertheidigung ihrer Rechte bewiesen hat, läßt uns nicht fürchten, daß sie sich einschüchtern lassen, oder bei der Vertheidigung ihrer rechtmäßigen Sache schwach zeigen wird.

Auf der andern Seite muß, in Bezug auf Herrn von Bagern und seine Collegen in der deutschen Centralgewalt, anerkannt werden, daß es einen richtigen Entschluß und richtige Einsicht in die wahre Politik ihres Landes bewieß, wenn sie die unhaltbare Hypothese von der unauflöslichen Vereinigung der beiden Herzogthümer aufgeben. Wenn die russische Regierung aufrichtig zur Beendigung dieser Sache beigetragen wünscht, so ist kaum daran zu zweifeln, daß eine Vereinigung zu Stande kommt; und wenn wir auch nicht die übertriebene Hoffnung hegen, daß alle Punkte erledigt werden könnten, so glauben wir doch, daß die unmittelbare Gefahr einer Erneuerung der Feindseligkeiten entfernt werden wird. Was Preußen betrifft, so ist es unmöglich, daß es, bei dem Stande seiner innern Angelegenheiten, seiner Finanzen und seiner auswärtigen Verbindungen, Verlangen nach Wiederaufnahme der Feindseligkeiten tragen sollte, und wir erwarten daher zuversichtlich von seinen Staatsmännern, daß sie im augenscheinlichen Interesse ihres Landes ernstlich darauf bedacht sein werden, den Streit zu beendigen."

Morning-Chronicle enthält einen, wie es scheint wenigstens halboffiziellen Artikel, zur Vertheidigung des Nichtempfangs des Grafen Reventlow-Farve. Bei dem nicht unbedeutenden Aufsehen, welch dieser Schritt der dänischen Regierung in Deutschland gemacht, und nachdem die schleswig-holsteinische Zeitung diesem Gegenstande ebenfalls einen fast ausschließlichen officiellen Artikel gewidmet hat, werden unsere Leser wahrscheinlich nicht ungern die Mittheilung des genannten Artikels sehen, er lautet:

„Graf Reventlow-Farve, der nach Kopenhagen gegangen war um'zu versuchen, sich mit dem Könige selbst in Verbindung zu setzen, ist zurückgewiesen worden, weil die bemerkenswerthe Mittheilung gegen ihn sagte, und ihn den Machinationen zugethan glaubte, während seine Anwesenheit in der Hauptstadt gerade bei denen Erbitterung hervorgerufen hat, welche ihr Ohr der Stimme des Friedens und der Versöhnung nicht verschließen. Den Beweis dafür mag folgender Auszug aus einem Briefe, den ich soeben aus Kopenhagen erhalten habe, liefern: — „Der Zustand der Herzogthümer, scheint mein Korrespondent, hat sich in der letzten Zeit derartig gestaltet, daß man es für rathsam gehalten hat, ein Glied des schleswig-holsteinischen Adels nach Kopenhagen zu schicken, um, wie es heißt, die ersten Schritte zu einer Versöhnung mit dem souverainen Fürsten dieser Herzogthümer zu thun; der König indeß, der sich dazu bereiten glaubte, den Principien der Legitimität nicht untreu zu werden, hat diesen Gesandten nicht annehmen können, der nicht, wie er hätte thun sollen, als ein treuer Unterthan gekommen, sondern wie der Gesandte einer unabhängigen Regierung aufgetreten ist. Es hat daher der Empfang, welcher Graf Reventlow-Farve von Seiten einiger Diplomaten zu Theil geworden ist, welche Regierungen vertreten, die während des letzten Krieges uns hier auf eine friedliche Beilegung des Streites mit Deutschland hinzuhalten Unterhandlungen Dänemark's Sache unterstützt haben, hier einen unangenehmen Eindruck gemacht; von ihnen wird vermuthet, daß sie dem König gerathen haben, den Gesandten seiner aufrührerischen Unterthanen anzunehmen. Diese Diplomaten haben vielleicht nicht gegen die Worte ihrer Instruktionen gehandelt, der Sinn derselben kann schwerlich zu einem solchen Verhalten die Ermächtigung geben; ihre Regierungen sind gewiß mit den aus der Unterstützung einer Empörung gegen den rechtmäßigen Fürsten hervorgehenden Folgerungen zu wohl bekannt, um nicht zu wissen, daß eine solche Verletzung der politischen Moral alle Bande zwischen den Souverain und dem Volke lösen kann, und früher oder später ihnen selbst die verdienten Früchte tragen muß. Wenn daher Graf Reventlow auch Schleswig-Holstein zurückkehrt, ohne den Zweck seiner Reise erreicht zu haben, so sind wir darauf vorbereitet, daß der König und das Volk von Dänemark dafür getadelt werden, daß sie die Gelegenheit von sich gewiesen haben, der Anarchie in dem dänischen Herzogthume Schleswig ein Ende zu machen; aber im Vertrauen auf die Weisheit unserer Königin muß auf unser gutes Recht, gegen wir die Ueberzeugung, daß die Vorstellung, die uns noch nie in unsern Kämpfen verlassen, und die einem tapfern und treuen Volke auch ihren Beistand nicht entziehet, die Rechte und die Principien, deren Nichtachtung alle Regierungen von Europa, ebenso wie die Nationen, stets bereuen werden, bestätigen wird." Solche Aeußerungen gegen an, daß man nicht genügt ist, sich durch Reden vom guten Rechte einschläfern zu lassen. Die Dänen müssen der Anarchie und Empörung Widerstand leisten; nichts desto weniger schmeicheln sich die guten Bürger Hamburg's, wie die aller Handelsstädte immer mit der Hoffnung, daß es keinen Krieg geben wird; ich stärke aber, daß sie sich in ihrer eigenen Schlinge gefangen haben. Ich ist überall ausgetreten worden, die Dänen wären nicht im Stande, den Krieg anzufangen, und möchten daher den Waffenstillstand erneuern; eine unparteiische Rede und eine Zingschrift des letzten Kriegsministers, sind als Beweis für diese Ansicht der „gemäßigten und wohlunterrichteten Leute" beigebracht worden; ich kann jedoch bestimmt versichern, daß Lüchening nie auf eine Weise gesprochen hat, wodurch man zu solchen Schlüssen berechtigt werden könnte.

Während dieser Zeit ist der Zustand der Herzogthümer immer beunruhigender geworden. Man glaubt hier allgemein, daß die jetzige Regierung sich mit Ablauf des Waffenstillstandes zurückziehen werde; dieser Schritt wird das Zeichen zu neuen Unordnungen geben. Es ist wahrscheinlich, daß eine Partei versuchen wird, den König seines Rechts auf die beiden Herzogthümer für verlustig zu erklären, und hierauf die Republik auszurufen, indem sie einen der volksthümlichen Führer zum Präsidenten macht. Dann müssen wir uns darauf gefaßt machen, diese beiden unglücklichen Länder von Anarchie und Bürgerkrieg verheert zu sehen, durch die Thätigkeit derjenigen Partei, deren Einfluß in Deutschland im letzten Jahre bedeutenden Widerstand fand, während sie bisjetzt hier seinen Spielraum gehabt hat, wenn es nicht England gelingt, eine Schlichtung herbeizuführen, oder der König von Dänemark besetzt das dem Gesetze nach seiner Krone zugehörige Land, und überläßt es Deutschland, die friedlichen Einwohner Holsteins zu beschützen. Unsere Stadt hat bedeutendes Interesse am Ausgange der Unterhandlungen zu London, weil die Erklärung der Republik in so Nachbarschaft auf jeden Fall hier Beunruhigung und Unruhen hervorbringen würde. Gemäßigte Leute, welche die ungerechte Spaltung des dänischen Gebiets bedauern, und die sich beschämt fühlen, daß Deutschland an diesen Umtrieben Theil genommen hat, verhehlen nicht ihren Zweifel daran, ob die Wahl des Ritters Bunsen als Unterhändler in London, nicht ein übles Vorzeichen sei. Das ganze frühere Benehmen desselben nämlich, Dänemark in den letzten Jahren gegenüber, macht es wahrscheinlich, daß die dänische Regierung jedes Anerbieten und jeden Vorschlag Dänemarks ungewöhnlich betrachten wird, wenn sie auch nicht mehr vermuthete, daß Bunsen noch bestimmte Gesinnungen und Ansichten besitze, die er in seiner höchst unvor-

Digitized by Google

fichtigen Flugschrift im vorigen Jahre so deutlich ausgesprochen, oder daß er nur auf den günstigen Augenblick warte, um sie zu zeigen."

Flensburgs Zustände und Handel.

+ Flensburg, im Februar. Die wahre Stimme des Volkes kann sich hier während der Volksherrschaft eines „schleswig-holsteinischen" Preßzwanges kein Gehör verschaffen, und es wird mit jedem Tage gefährlicher einer andern Meinung zu sein als der der Partei, die jetzt fast ein ganzes Jahr hindurch ihr Spiel mit dem Lande getrieben hat. Als wollte jene Partei jetzt das Aeußerste wagen, um zu gelgen, wie sie selbst bis an's Aeußerste getrieben ist, — ihre Heldenthaten gränzen bis an das Unglaubliche. Flensburg ist um einmal ein ziemlich schlechtes Feld für „schleswig-holsteinische" Bestrebungen, um so mehr scheint es ihnen nöthig, mit doppelter Strenge über Wort und Schrift zu wachen, damit nur eine Meinung sich laut geben kann, die des Casino-Vereins, der nur aus „Schleswig-Holsteinern" besteht. Die sächerliche Strenge, mit welcher eine Partei verfährt, in deren Handen die Aemter unserer Stadt sind, charakterisirt, glauben wir, unter Anderem, das Verbot des hiesigen Polizeiamtes, von verfallenen Pfeifenköpfen mit dänischen Emblemen und die politische Wirksamkeit gegen junge Mädchen, die ein rothes Tuch mit weißen Streifen getragen haben, weil diese Tracht Sympathien für Dänemark — dessen Farben wie bekanntlich roth und weiß sind — verrathen solle. In der That, man weiß nicht recht, ob man solche Handlungen als lächerlich oder verderblich betrachten soll; sind sie doch bezeichnend — weil Alles, was auf die Spitze getrieben ist, gewöhnlich sein Ende erreicht hat und in ein Anderes umschlagen muß — die Vorboten einer veränderten Ordnung der Dinge, der wir leider zu lange gehaart haben. — Es wurde beim Beginn des Krieges, und es wird noch mit vielen Bieles und Falsches von Flensburg berichtet, als sein wir bereit und verschlossen, als hätten wir keinen Sinn für das allgemeine Wohl und als verständen wir nicht, welche ungeheure Vortheile uns durch einen Anschluß an Deutschland erwachsen können. Man schimpft uns, weil man eben nichts Anderes unseren Gründen für den Anschluß an Dänemark zu entgegnen vermag; man nennt uns Verräther, weil wir nur der rohen Gewalt gewichen sind und noch dieselbe Anhänglichkeit für Dänemark haben, jetzt wie immer, weil wir Treubruch und Meineid verabscheuen; und man nennt uns bornirt und unverständig, weil wir die geographische Lage unserer Handelsstadt zu würdigen wissen, und nicht in hohlen Phrasen zu Grunde gehen wollen, um den Gelüsten einer Partei zu fröhnen. Und wenn man und lange in den öffentlichen Blättern geschimpft hat, dann steigt man nimmer, zur Abwechslung, als sei die ganze Stadt mit „Schleswig-Holsteinern" bevölkert. Die Wahrheit ist, daß der Casino-Verein, etwa 200 Mitglieder, sich die Aufgabe gestellt hat, zur Ehre des „schleswig-holsteinischen" Vaterlandes, die ganze Stadt Flensburg zu repräsentiren, daß die Presse gehandhet ist, die Willkühr herrscht, und daß es mit Gesahr verbunden ist, eine andere Meinung auszusprechen, als die jener 200 Menschen, weil die Polizei- und militaire Macht zu ihrer Verfügung steht. Einen Beweis der dänischen Gesinnung unserer Stadt liefert das Resultat der vor einiger Zeit stattgefundenen Wahlen von neuen Stadtverordneten und von einem Vorstande des Handwerkervereins, welche Posten, trotz der angestrengtesten Bemühungen des Casino-Vereins, ganz mit dänischgesinnten Männern besetzt worden. Wie es die Taktik der schleswig-holsteinischen Partei überhaupt ist, so ist es auch die des hiesigen Casino-Vereins, wo möglich das Directorium eines jeden Vereins und die Posten der Stadtverordneten mit Männern ihrer Farbe zu besetzen (alle Regierungsämter sind bereits so besetzt), um so viele Mittel wie möglich zu gewinnen, durch Reden, Adressen u. s. w., Deutschland über die wahre Gesinnung und die wahre Sachlage des Landes zu täuschen. Dieses Spiel ist nur zu sehr in soll allen schleswigschen Städten gelungen; daß es aber hier in Flensburg, in der Hauptstadt des Herzogthums, nicht gelingen wird, das bringt eben die gelehrten Herren Advocaten und Barreaukraten in Verzweiflung und läßt sie die lächerlichsten und inhumansten Handlungen begehen. Die Verblendung, daß Flensburg seinen Eifen für die großen Fragen der Zeit habe und nur seinen Handelsinteressen, und zwar einseitig, nachhinge, ist bereits so oft thatsächlich widerlegt worden, daß wir nur auf unsere Theilnahme an den Bestrebungen und Hoffnungen des ganzen Landes zur Zeit der Thronbesteigung König Christian's VIII. und, zum Ueberfluß, noch auf den Widerstand, den der Schleswig-holsteinismus in unserer Stadt gefunden hat und stets finden wird, hinzuweisen brauchen. Allen gerechten Forderungen der Zeit haben wir stets offrig nachgekommen gestrebt; aber uns von dem Lande zu trennen, welchem wir durch die Bande der Natur angehören, darin werden wir nun und nimmermehr einwilligen. So gern wir uns auch den Besorechungen über die Angelegenheiten des Landes anschließen und früher angeschlossen haben, so müssen wir uns doch zum Theil davon zurückziehen, als die Separatsonderen der „Schleswig-Holsteiner" anstauchen, weil dieß mit unseren Ansichten der Sache durchaus nicht zu vereinbaren sind. Wir bleiben aber, wie gesagt, nicht theilnahmlos, wir haben bis auf den heutigen Augenblick den Widerstand geleistet, den wir gegen die rohe Gewalt zu leisten vermochten, wir haben oft genug bedauert, kein Organ zu besitzen, welches besonnen und klar unsere Ansichten hätte vertheidigen können und dürfen. Unser Vaterland Schleswig ist noch nie ein Zankapfel der Völker, sondern der Fürsten gewesen, und uns bildet man nicht ein, daß der bekannte Brief des Königs von Preußen an den Herzog auf Augustenburg des Volkes wollen geschrieben ward, er wurde dieses eben so wenig, als die bekannte Wildenbruch'sche Note. Die Dynastien wollen mit und spielen, und die Bauernkratie, die nur in ihrem Schutze gedeiht, ist ihr williges Werkzeug. Nicht mit Gründen, stets nur mit Schmähreden und Verfolgung hat man auf die im hiesigen Wochenblatte enthaltenen gründlichen Aufsätze des Herrn Chr. Hansen junior geantwortet, und die einzige Verbrechen dieses Mannes ist das, daß er es wagte, gegen die fabelhaft-holsteinischen Ansichten des Casino-Vereins aufzutreten.

„Welch ein Unglück!" — rufen sie — „wenn Schleswig nicht an den großen Begünstigungen und Verbindungen, die Deutschland sich erwerben wird, und nicht an den großen Handelsfragen Deutschlands Theil nehmen sollte." Wir können sie aber vergewissern, daß es wohl keine Flaggen giebt, welche sich in allen Häfen der Erde einer größern Begünstigung zu erfreuen haben, als eben die dänische und die englische, und daß es wohl keinen Handelsplatz giebt, wo nicht Dänen bekannt sind. Wohl möglich, daß Deutschland dieselben Vortheile erlangen so einzelne Staaten Deutschlands besitzen sie bereits; aber warum das erachten, wobei wir uns so lange wohl befunden und uns das wünschen, von dem wir noch nicht wissen, wie es wird? — Bevor wir uns mit den großen Handelsfragen Deutschlands beschäftigen, wäre es doch wohl naturgemäßer, wir betrachteten die kleineren Handelsfragen unseres Vaterlandes Schleswig, und führten sie nach, in wiefern sich diese mit jenen großen Fragen vereinbaren oder nicht vereinbaren lassen. Da giebt doch wahrlich kein scharfer Blick dazu, um zu erkennen, daß die geographische Lage unseres Landes uns gebieterisch nach Norden zeigt, und es war ein Fehler, das Land Schleswig in commerzieller Hinsicht vom Süden offen zu halten und den Norden gegen dasselbe, wenn auch wenig fühlbar, zu versperren. So wie wir Schleswiger durch eine Verbindung mit Holstein keinen Vortheil in intellectueller Beziehung haben wollten, aber gar gehabt haben, eben so wenig hatten oder werden wir einen solchen in commerzieller Beziehung erreichen, wohl aber manchen Nachtheil. Unsere Landesprodukte transitiren nur durch Holstein, Fabrikate setzten wir dort nur wenig oder gar nicht ab, andere Waaren nicht zu gedenken, weil die Holsteiner damit von Hamburg, Lübeck und Bremen aus versorgt werden. Dagegen konnten die Holsteiner alle ihre Fabrikate und Produkte, welcher nicht wenig waren, zu uns und überhaupt nach ganz Dänemark zollfrei einführen, wobei wir häufig von der Schmuggelei der Hansestädte und des so sehr privilegirten Altona's zu leiden hatten. Flensburgs Handel hat sich nie nach dem Süden ausbreiten können, dagegen sind viele unserer Kaufleute durch den Handel auf Dänemark wohlhabend geworden, und noch in neuerer Zeit betrieht unsere junge Kaufmannschaft einen nicht unvortheilhaften Handel auf dort. Es liegt in der Natur der Sache, daß die kleineren Städte, welche, ausser etwanigem Exvorthandel mit Landesprodukten, nur Detailhandel betreiben, ihre Einkäufe von Waaren auf demjenigen Handelsplatze machen, welcher ihnen zunächst diese Waaren zu bieten vermag. Da Flensburg nun ausser Export- und Detailhandel auch einen bedeutenden Importhandel betreibt, so findet das obenerwähnte Verhältniß zwischen Flensburg und den Schleswig Jütlands, Föhrens und Schleswigs statt, und dieses ist eben so natürlich, als daß die holsteinischen Städte sich faß ausschließlich den größeren Städten, Hamburg und Altona, zuwenden. Ob nun bei einer Trennung von Dänemark, dieses unser natürliches commerzielles Verhältniß und bleiben würde, ist zwar möglich, doch jedenfalls sehr ungewiß. Unser Geschäft auf den dänischostindischen Colonieen ward in frühern Jahren mit zwanzig bis dreißig Schiffen betrieben; es ist jetzt von dieser Höhe sehr herabgesunken, aber dennoch haben in jüngster Zeit Unternehmungen derselben reichlichen Gewinn gebracht und Schiffe in dieser Fahrt sich frei verdient; und auch bei diesem Geschäfte ist es ungewiß, ob es uns bei einer Trennung von Dänemark bleiben würde. Und bei dem ostindischen Geschäft ist noch hervorzuheben, daß die Exportlandungen dortsin, außer in Produkten und Fabrikaten, zum Theil auch in allen möglichen Handwerker-Arbeiten bestehen, und es würde somit der Verlust desselben nicht allein den Kaufmann, sondern auch alle Gewerbetreibende treffen, und die gänzliche Abnahme würde sehr fühlbar sein. So viele zeitweilige Verlaste und Veränderungen der Handel, die Schiffahrt und die Industrie Flensburgs erlitten haben, nie wird man

Digitized by Google

den Beweis zu liefern im Stande sein, daß sich diese Erwerbsquelle auf andere Art wieder gehoben haben, als im Verkehr auf Dänemark oder an, der dem Schutze dieses unseres Mutterstaates. Und doch behaupten unsere Gegner, die „Schleswig-Holsteiner," der Handel auf Dänemark und der Berkehr mit ihm sei unnatürlich, ohne uns aber dabei einen natürlichern an die Hand geben zu können, indem sie selbst gestehen, es müsse der Zukunft überlassen bleiben, was eine Verbindung mit Deutschland uns bringen werde. Eben so wenig es aber etwa Stettin oder Gothenburg möglich sein würde, einen Binnenhandel auf Dänemark zu betreiben, eben so wenig würde es für Flensburg möglich sein, seinen Handel nach den Süden auszudehnen, weil dieser dort von einer mächtigen Handelsstadt beherrscht wird. Obgleich der Waarenumsatz zwischen Dänemark und Schleswig für das Jahr 1846 auf 8 Millionen Mark Courant berechnet ist, so ist es allerdings nicht unmöglich, daß der dänische Handel für Flensburg abgenommen hat, aber damit ist noch nicht erwiesen, daß dieser Handel unnatürlich sei. Verordnungen können andel effectele sich der neuen Ordnung fast nur auf Seeland und dessen Inselgruppen, so wie ein wenig auf Fühnen, die Zöllen handelten stets am liebsten mit uns Flensburgern. Aber wir haben die hamburger und lübecker Kaufleute zu sehr im dänischen Handel aufkommen lassen, wir müssen größere Betriebsamkeit entwickeln und auf billige Zugangsquellen für unsere Innverkäufe bedacht sein — unsere Abzugsquellen können nur Schleswig und der Norden sein, und keine der kleineren dänischen Städte hat einen Importhandel, gleich dem Flensburgs; wir beziehen auch seit bereits längerer Zeit niemals die Artikel von Hamburg, die wir billiger von England, Holland oder sonst woher bekommen können. Auch die directe Verladung von Tönning aus, von Eisk und anderen Landesprodukten, so wie unser ostindischer Handel, müssen als ein erfreuliches Zeichen der Zeit hier genannt werden, und hat man auch oft unser Streben nach einem directen Handel bespöttelt, wir sehen getrost in die Zukunft, wenn man uns nur nicht von Deutschland trennt und statt die geographische Lage unseres Landes zu berücksichtigen, uns mit hohlen Phrasen und Uebereilen von deutscher Nationalität, von Dänenhaß u. s. w. beglücken will. Der Nationalitätsschwindel ist mit vielem Geschick von den „Schleswig-Holsteinern" benutzt worden, aber wenn wir auch deutsch, durch Einbürgern der Holsteiner in unser Land, haben sprachen lernen, und wenn wir auch Deutschland achten, wir sind darum doch Dänen und wollen bei den Muttterlande bleiben.

Wenn wir durch eine Eisenbahn mit Hamburg verbunden würden, so sagen die „Schleswig-holsteiner", dann würde sich Flensburg erheben. Wir, geben sie aber nicht an, weil sie dieses nicht vermögen, und wir haben wiederum einen der vielen gelehrten Trugschlüsse, womit man die Luft schwängert. Kann man denn in Kiel oder in Rendsburg ein einziges Haus nennen, das, durch die Eisenbahn dazu veranlaßt, einen Handel gleich demjenigen Flensburgs errichtet hätte? Kiel hat dagegen ein lebhaftes Speditionsgeschäft zwischen Deutschland und dem Norden betrieben, auf welches wir Flensburger nie Anspruch machen können, weil eine Eisenbahn hierher 8 Meilen länger sein müßte und die Frachtsätzen der transitirenden Waaren ihnerer über hier als über Kiel sein würden. Auf solche und ähnliche Weise sind Länder und Städte reich von der Natur beherrscht, und es würde doch wünschenswerth sein, daß wir auch zu sagen, was diese Beherrscherin einem bietet, um Das zu wünschen, was mit der Natur nicht übereinstimmt. So lange man uns nicht wird klar machen können, welchen wirklichen materiellen Nutzen wir durch eine Eisenbahn nach dem Süden erlangen würden, so lange werden wir eine solche auch nur als ein bequemes Communicationsmittel, aber als Mittel zur Beförderung einer gewissen Politik betrachten können. — Flensburgs Handel und Schiffsfahrt geben Tausenden Erwerb und Brod, unsere 132 Schiffe erfordern allein eine Besatzung von mehr als 1000 Mann, die Anschaffung eines Schiffes mittlerer Größe für mehrere Monate erfordert 6 bis 7000 Etmark, so die kleinste Jacht kann in regelmäßiger Fahrt 2000 bis 2500 Etmark, jährlich in Umlauf bringen. Bei diesen Summen sind nur Schiffsmannschaft und die Gewerbe betheiligt, man rechne nun auch den Verdienst beim Bau und bei der Reparatur der Schiffe, durch den Umsatz der Ladungen und die Arbeitskräfte, welche letztere erfordern, und man wird sich einen Begriff machen können, wie wichtig die Erhaltung des Handels und der Schiffsfahrt für Flensburg sein muß.

Können wir uns nun auch nicht darin finden, den Nordpol mit dem Südpol verwechseln zu sollen, denn so wenig man diese verrücken kann, eben so wenig wird man es vermögen die Natur der Länder zu verändern, so können wir doch die Forderungen der Zeit in sher Beziehung begreifen, und glauben, daß es uns gelungen sei, in Kürze die Gründe darzulegen, warum wir uns Dänen, in ein unpassendes Verhältniß zu Holstein und Deutschland zu treten, und warum wir es wünschen mit dem Lande vereinigt zu bleiben, von welchem nur die Ehrsucht einiger Fürsten und ihrer Partei uns getrennt haben. Möge man unsere Ansichten als unklar verschreien, man wird uns unsere Ueberzeugung nicht rauben, es sei denn, man widerlege sie uns gründlich. Phantasiereiche Gelehrte und Frauen mögen sich immerhin eine ideale Welt schaffen, dem denkenden Bürger geziemt dieses nicht; er muß in der Wirklichkeit bleiben. Die Juristen, die in alten Pergamenten wühlen, können die Welt setzen anders als nach den todten Buchstaben dieser Pergamente beurtheilen, das Volk aber urtheilt nach der Stimme der Natur, und diese Stimme hat sich laut in dem größten Theile des schleswig'schen Volkes vernehmen lassen! Wir werden auch ferner Muth und Kraft finden, die Prüfungen zu dulden, die uns noch möchten aufbewahrt sein, bevor endlich Wahrheit und Recht gesiegt haben werden. —

Anzeigen.

68] Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig:

J. van den Hage's

Gesammelte Werke.

Aus dem Holländischen

von

O. L. B. Wolff.

Der Schaarschirt. Histor. Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde. 6 Bände. 8 Thlr. — 12 fl. C.-M. = 14 fl. 24 kr. Rhein.

Schloß Loverstein. Histor. Roman aus dem achtzehnjährigen Kriege. 3 Bände. 4 Thlr. = 6 fl. C.-M. = 7 fl. 12 kr. Rhein.

Erzählungen. 1 Bd. 1 Thlr. 20 Ngr. = 2 fl. 30 kr. C.-M. = 3 fl. Rhein.

Leipziger

Handels-Zeitung.

Herausgegeben von

Carl Jungbanns.

Das Blatt erscheint wöchentlich mit Ausnahme des Sonntags 1 Bogen in groß Folio.

Der vierteljährliche Pränumerations-Preis beträgt in Sachsen 5 Thlr. Außerhalb Sachsens findet ein Aufschlag statt.

Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. pr. gespaltene Petitzeile.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen in Deutschland und dem Auslande nehmen Bestellungen an.

Die Zeitung zerfällt in fünf Abtheilungen:

I. Börsenberichte

werden alle Tage aus Amsterdam, Augsburg, Berlin, Bremen, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Odessa, Paris, Petersburg, Riga und Wien mitgetheilt. Bei denen, welche nicht alle Tage notirt werden, ist die Einrichtung so getroffen, daß die älteren Course bis zum Erscheinen der neuen stehen bleiben, so daß jede Nummer, und sogar in der übersichtlichen Zusammenstellung, einen leichten und vollständigen Ueberblick gewährt, besonders dann bestimmt, um in den Geschäftslocalen als Tabelle aufgehängt zu werden. Der Correctheit der Coursangaben wird die größte Sorgfalt gewidmet werden. Auch sollen die Course- und Gewinnzieh ungen der sämmtlichen deutschen Anleihen, sowie die Einnahme der deutschen Eisenbahnen berücksichtigt werden.

II. Waarenberichte.

Diese werden aus sechzig Handelsplätzen regelmäßig erfolgen und sich über Getreide und Samen aller Art, Rüb-, Lein- und andere Oele, Schafwolle, Baumwolle, Colonialwaaren und Tabak erstrecken.

III. Volkswirthschaft.

Diese Abtheilung wird leitende Aufsätze über Handel, Industrie, Zollpolitik ꝛc. geben. Die Urtheile der Tagesblätter, die Ansichten der Regierungen, und freien Verkehr mit dem Auslande durch ein Zartsystem mit Finanzzöllen zu erstreben, wird den besonderen Fleiß der Redaction sein, wobei die Unterstützung der tüchtigsten Kräfte zugesichert worden ist.

IV. Politik und Tagesgeschichte.

Die Redaction wird unter Beibilfe eines anerkannten politischen Schriftstellers kein Blatt in möglichst engem Raum täglich alles Wissenswerthe auf dem Felde der Politik und Tagesgeschichte zu umfassen, nur in dem Beschäftigungen, welchen seine Berufsarbeiten wenig Zeit lassen, das Lesen bogenlanger Zeitungen ohne erhebliche Zeitverkürzung seines politischen Wissens zu ersparen. Alle wenden Ränke und Beschönigkeiten des Hauptherrschers der Redaction sein. Sie wird der Freiheit und dem Fortschritt das Wort reden, nicht aber vergessen, daß die Freiheit nur im Bunde mit Weisheit der Hebel der Volksglücks ist, daher der Friedenspolitik huldigen, ohne darunter Schlafsand bei dem bereits Errungenen zu verstehen.

V. Anzeigen

werden sich in industrielle und vermischte theilen. Wir fordern namentlich in Bezug auf erstere Bank- und Handels-Institute, Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Gesellschaften, Versicherungs-Anstalten aller Art, Besitzer industrieller Etablissements ꝛc. auf, sich unseres Blattes als ihres zunächstliegenden Organs zu bedienen. Wir sind bei regelmäßigen Aufträgen gern erbötig, bedeutende Ermäßigungen eintreten zu lassen, da uns daran gelegen ist, alle für den Handels- und Gewerbsstand wichtigen Anzeigen hier gesammelt zu sehen.

Briefe und Zusendungen werden, wo nicht ein anderes Uebereinkommen stattfindet, franco erbeten, und unter der Adresse:

Expedition der Handels-Zeitung.

(Carl B. Lorck in Leipzig.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1⅓ Rthlr. 2 Rl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Fort in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Kopenhagen: Luſe & Delbanco. Chriſtiania: Feldberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Glerup. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

30. März. № 26. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Deutſchland, das Preußenthum und die germaniſchen Völker.

Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark: Der Reichstag. — Norwegen: „Nordſe Rigstidende“ über den Skandinarismus. — Rußland: Skandinaviſcher Expeditionen nach Californien. Der angebliche Negeraufſtand auf St. Croix. Militäriſche Orden-Verleihung. Fremde Officiere in der däniſchen Armee. — Officielle Mittheilung über den Waffenſtillſtand.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Der däniſche Dichter Paludan Müller. — Bücherſchau: Frey, Tidskrift f. Vetenskap och Konst. — C. H. van Herwerden, het Nabedal in brieven uit Kreuznach. — Notizen: Die Sängerin Fräulein Gartigau. Pädagogiſcher Verein in Stockholm. Gewerbe-Ausſtellung in Oslo.

Feuilleton. Auch eine Recenſion, von Oscar Odd.

Däniſche Bibliographie. Briefwechſel.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Deutſchland, das Preußenthum und die germaniſchen Völker.

Kiel, im März 1849.

Im Angeſichte des wolkenvollen Himmels, der in jedem Augenblick ſeinen unheilſchweren Gewitterſchooß zu entladen, und in deſſen wildbrauſende Stürme alle Völker des europäiſchen Feſtlandes hineinzuziehen droht, unmittelbar vor den Pforten einer Zukunft, die den furchtbarſten und vielleicht letzten Kampf zwiſchen dem eiſernen Princip der despotiſchen Autorität und der ſiegesbewußten modernen Idee der Völkerſelbſtſtändigkeit zu Ende bringen will, und Allem Anſchein nach unſer deutſches Vaterland zur Arena dieſes gewaltigen Strauſes beſtimmt hat, während wir ſchon das gemeinſame Schwert der Slaven auf deutſcher Erde Blut vergießen, und gleichzeitig zwei Völker deſſelben germaniſchen Stammes künſtlich erregt, und durch die Umtriebe der Diplomatie und der ſelbſtſüchtigen Koterien an einander gehetzt, blutdürſtig ſich gegenüber ſtehen ſehen, — — in einem ſolchen Moment iſt es wohl nicht ſowohl hiſtoriſches Intereſſe an ſich, als vielmehr ein praktiſcher, durch die Noth der Verhältniſſe und die drohende Gefahr des wahrſcheinlich Kommenden abgezwungener Bedürfniß, ſich die nächſte Vergangenheit noch einmal zu vergegenwärtigen, die Hoffnungen, Sympathien, volksthümlichen Tendenzen und reactionairen Beſtrebungen, wie ſie der Augenblick an den Tag giebt, zu beleuchten, und ſo — flüchtig — Stoff zu ſammeln, um beſſeren Köpfen Gelegenheit zu bieten, den Faden der Ariadne für das Labyrinth der deutſchen Zukunft zu ſpinnen.

Daß das Werk der Einigung Deutſchlands ein außerordentlich ſchwieriges war, daß es ſogar als ein Problem erſcheinen durfte, — wer hätte ſich das verſchweigen mögen? Abgeſehen davon, daß die Reformation einen tiefen Spalt im Herzen unſeres Vaterlandes geriſſen hat, den ſelbſt die religiös freigeſinnten Paragraphen der deutſchen Grundrechte nicht auszufüllen im Stande ſind, abgeſehen, daß zwei auf einander eiferſüchtige Großmächte die eigentliche Generalkraft der Nation für ihr Specialintereſſe abſorbiren; — wie eigenthümlich war nicht der Gang eines jeden einzelnen Staats in Deutſchland in Bezug auf beſondere Verhältniſſe? Es war ja ſogar wohlrend des alten polizeigeſtatlichen Zwangs ſo wenig Konſequenz in der Gemeinſchaft der deutſchen Staaten unter dem „heiligen“ Bunde vorhanden, daß man politiſch-kritiſche Werke in Holſtein und Hamburg gegen Oeſtreich und Preußen, und in Oeſtreich und Preußen gegen die Intereſſen aller kleinen deutſchen Staaten drucken ließ. Und doch waren keine, ſo Zermürbniß bereitende Elemente unter den deutſchen Staaten, wie unter den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren einige dem Sclavenhandel ſich ergeben, während die anderen denſelben für eine Verletzung der Menſchenrechte erklären, und doch mit jenen einen Bundesſtaat bilden. Aber der Deutſche iſt nun einmal eine reflectirende Natur, und er will keine Macht und Größe, auch nur auf Koſten des geringſten Zugeſtändniſſes von ſeiner ihm eklimatiſch und ſoſt möchte ich ſagen, lokal zugewachſenen Eigenthümlichkeit.

Als noch das Metternichſche Syſtem die Geſchicke der germaniſchen Völker beſtimmte, und dieſer Mann, aus deſſen Schullergelenk der wuchtige Polizeiarm hervorwuchs, der über ganz Deutſchland gebieteriſch lag, die Hälfte der Kabinette Europas beherrſchte, da war es ſchwieriger für den ſeparatiſtiſchen Geiſt der Deutſchen, ſeine kleinlichen Eiferſüchteleien und provinciellen Feindſeligkeiten zu zeigen. Die großartige Bundesvollzug zerſchlug jedes Ei, das der ſchaffende Gedanke legte, weil ſie fürchtete den Kampfbahn der Freiheit ausgebrütet zu ſehen; und ſo erſtarb allerdings die Kriegsluſt gegen den deutſchen Nachbar, aber es erſtarb auch der nähere Verkehr, der Austauſch mit ihm, der eine Folge des eiferſüchtigen Streites geweſen wäre, wie er dies, den naturgemäßen Lauf der Dinge zufolge zwiſchen Völkern auf demſelben Standpunkte der Geſittung und mit gleichen politiſchen Tendenzen ſtets ſein muß, wovon und die Geſchichte des alten römiſchen Italiens, der ſpaniſchen Königreiche und der normänniſch ſächſiſchen Fürſtenthümer in England, ſo wie neuerdings die von Holland und Belgien, Großbritannien und Nordamerika Zeugniß giebt.*)

Kaum aber waren im März des vorigen Jahres die Schnüre gefallt, welche eine wüſte, vollſtändig demeraliſirte Diplomatie um die ganze Muskelkraft des deutſchen Volkes gebunden hatte, als ſich auch ſchon dieſe krankliche Eiferſüchteleí, dieſes unſelige Erbe der Sonderſtaatswirthſchaft, dieſe nothwendige Folge der Verkümmerung aller nationalen Erinnerungen und gemeinſamen Beſtrebungen, wo dieſelben dann

*) Daß man den geiſtigen Austauſch hinderte, hat auch einen großen Theil der Schuld bei Zerwürfniſſen zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark. Grade, weil man die Völker gehindert hatte, ſich einander freimüthig gegenüberzutreten, konnte es dem falſchen Cyclemus gelingen den Bruch herbeizuführen!

Digitized by Google

als rarae aves einmal sich zeigten, zu erkennen gab. Man darf wohl mit allem Rechte auf die Thätigkeit der deutschen Nationalversammlung bis auf den heutigen Tag verweisen, um dem Leser das Bild der Zerfahrenheit zu vergegenwärtigen, welches die sogenannten Einheitsbestrebungen der Deutschen darstellen. Aus den Verhandlungen in der Paulskirche lernen wir so recht eindringlich, daß wir Deutschen nicht gewohnt sind, mit einander über die Interessen der Völker und des Staates zu reden, lernen wir unsern Widerspruchsgeist, unsern Schacherhandel mit Worten und Wendungen und unsere bedauerliche Armuth in Sachen des Gedankens hinlänglich würdigen! Wir dürfen es jedem unbefangenen Beurtheiler überlassen, eine Meinung darüber abzugeben, ob die Frankfurter Nationalversammlung mehr einem englischen Parlament oder einem polnischen Reichstage gleicht, müssen aber dazu bemerken, daß neben der, von der klüglichen Geschichte des deutschen Reichs gepflegten, territorialen Zerrissenheit die entsetzliche Polizeiknechtschaft, in der wir seit 1815 vegetiren, ein möglichermeiße ungünstiges Urtheil hauptsächlich in Rechnung zu nehmen hat. Zu diesem provinciellen Mißtrauen, das in jedem Augenblick den Lippe-Detmolder verführen könnte, den Schwarzburg-Rudolstädtern den Krieg zu erklären, kommt dann noch die ächt deutsche Schwerfälligkeit des parlamentarischen Wirkens, die noch heute Mosers Spruch bewahrheitet, daß an die Uhr der deutschen Reichsverfassung erst recht viele Räder und Gewichte anzuhängt werden müßten, bis sie in Bewegung kommen könne, und daß sie dann doch noch immer einem halben Tag später gehe, als die übrigen im civilisirten Europa.

Doch, dieser Territorialgeist will so Viel nicht bedeuten. Eine einzige Wendung im Gange der europäischen Dinge könnte einen gewaltigen Impuls in die politische Thätigkeit der Deutschen bringen, könnte sie zwingend nöthigen, das entscheidende va-tout auf ihren Einheit zu setzen, und der Sieg wäre errungen. Allein diese tröstliche Annahme hat sich an einer Erscheinung der Neuzeit bedeutend abgeschwächt, die, von dem Anschein der politischen Bedeutung und kriegerisch-historischen Größe getragen, eigens in's Leben getreten zu sein scheint, um stimmlose Tagesschreiberen gegen den schon genug geschmähte und bedrückte deutsche Vaterland anzuhetzen, das gefahrvolle Volk vollständig zu zerreißen, und die Interessen der Heimath und (vor Allem) der Freiheit zumal zu vernichten. Wie meinen das, nach und nach mit einem großern Nachdruck auftretende specifische Preußenthum, welches, sich stützend auf eine sogenannte ruhmvolle Geschichte, und wiederum stützend ein sogenanntes mächtiges Kabinet, für denjenigen Staat in Deutschland, der nach dem alten Staatskalender die „preußische Monarchie“ heißt, die sogenannte Hegemonie vindicirt, mit dieser aber nichts Anderes zu erreichen trachtet, als was — ein hoffentlich sehr später Enkel seufzend „das Ansehen Deutschlands in Preußen“ nennen müßte. Wir wissen recht gut, daß sich das unbesangene, gesunde Volk Preußens nur für einen Bruchtheil der deutschen Nation ansieht, gleichwie der Sachse, der Hesse und der Westphale; wir haben dieses Volk selbst, als es den großen Mirabeau gewann, die deutsche Tricolore aufsetzen sehen, aber die Partei des specifischen Preußenthums ist, wenn auch nicht mächtig, doch wenigstens thätig genug, um uns zu veranlassen, die Grundlagen ihre historischen Berechtigung und die Richtung des Kabinets, nun welches sich ihre Wirksamkeit, wie um eine Thürangel, dreht, einer kurzen Prüfung zu unterwerfen.

Die Geschichte Preußens von dem Entstehen dieses Staates an, ist eine Geschichte, nicht etwa der an festen Stamme des Selbgovernment sich aufrankenden, bewußten Volksentwicklung, nicht einmal überhaupt die eines Volks (bis auf die ersten Decennien dieses Jahrhunderts,) sondern die einer blos eigennützigen Familienpolitik des regierenden Hauses. Die historischen Beweise sind sehr bündig.

Als im 12. Jahrhundert der deutsche Orden das Land zwischen der Weichsel und Memel vom Papst und von deutschen Kaiser geschenkt erhielt, um auf den Spitzen seiner Schwerter die deutsche Kultur unter die lettischen Stämme, welche sich Preußen nannten, und der großen slavischen Völkerfamilie angehörten, zu tragen, da ahnten die Mitglieder dieses kriegerischen Vereins wohl kaum, daß ihnen die Weltordnung die Aufgabe vorbehalten habe, ein Geschlecht zu erzeugen, das sich dereinst in dem Kampfe gegen seinen Ursprung gefallen würde. Es ist geschichtlich bekannt, daß der vom deutschen Orden unternommene Civilisationskampf ein reichlich so schwieriger war, als der noch gegenwärtig andauernde französische in Afrika. Allein kaum war die Eroberung des lettischen Landes geschieht, als sich der damalige Hochmeister, ein Prinz des brandenburgischen Markgrafenhauses, in der Hoffnung, seine damals noch rein republikanische Würde, die ihm manche Lasten und Pflichten auferlegte, zu einer fürstlich-souverainen Sinecure erheben zu können, beeilte, seine Herrschaft von den polnischen Königen als Lehen zu nehmen. So wurde Ostpreußen in Folge des Regierungsgeistes eines ehrgeizigen Mannes ein erbliches, aber von der Krone Polen abhängiges Herzogthum. Nachdem schon unter Albrechts Nachfolger, welcher blödsinnig war, diese Linie ausstarb, bemächtigte sich die kurbrandenburgische Linie des angenehmen, und jetzt schon für den Inhaber einen fürstlichen Glanz spendenden Besitzes. Dem Muthe und dem Glücke des großen Kurfürsten war es endlich aufgespart, die volle Souverainetät zu erringen, wod den unbedeutenden Verwesern nicht hatte gelingen wollen; — aber nun war auch alle Verbindung so gut wie ganz aufgelöst mit den Mutterland, und der talentlose Friedrich, der ihm folgte, benutzte den Kaiser und das deutsche Reich nur, um sich — von ihnen den königlichen Titel zu erbetteln. —

Die bewaffnete Kolonisation eines kulturlosen Landes von Seiten der Deutschen hatte somit seinen Ausgangspunkt gefunden, in der Konsolidirung eines erblichen Königthums, das sich im Gegensatz zu der Nation, aus der es hervorgegangen war, mit dem Namen des preußischen belegte, und sich mit gleichem Rechte sofort ein slavisches oder vandalisches hätte nennen können.

Diese preußische Krone datirt aber erst seit dem Jahre 1701.

Dieses endlich gekrönte und so von der deutschen Kaiserkrone mehr oder weniger unabhängig gewordene Preußenthum blieb sich jetzt eine lange Zeit hindurch ganz für sich und hante, während das Volk, das sich zahm genug zu thun bekante, unter den drückendsten Abgaben seufzte, mit wahrhaft eiserner Hartnäckigkeit an der Aufrichtung einer Scheidemauer für immer zwischen sich und dem deutschen Muttervolke. Ein gewaltiges Kriegsheer mit Gewalt und List aus aller Herren Länder recrutirt, von dem Blutschweiße der armen Landbauer unterhalten, und endlich durch alle erlaubten und unerlaubten Künste zu einer formidablen Macht pouffirt, wurde dann zu auch von Friedrich dem Großen, dem einzigen genialen Despoten, welchen Preußen hatte, zunächst benutzt, um das deutsche Reich mit Krieg zu überziehen, ihm einige seiner schönsten Provinzen zu entreißen, und dann — das unglückliche Polen theilen zu helfen. Es handelte sich jetzt also weder mehr um das deutsche Vaterland, noch um eine mit der Sittlichkeit auch nur entfernte verwandte Politik, sondern dem klar und deutlich war die militairisch-diplomatische Handlungsweise der Krone — von reinem Familiegoismus geleitet.

Und je schwerer das preußische Kabinet nach und nach in Europa zu wiegen begann, um so unbeirrter wurde die Politik desselben. Die historischen Beweise dafür werden immer bündiger*).

Als die französische Revolution ausbrach, vereinigte sich Preußen mit Oestreich zur eventuellen Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands. Kaum aber waren die deutschen Waffen einige

*) Wir können dem geehrten Verfasser nicht ganz beipflichten, in dem was er über die neudeutsche Politik der preußischen Dynastie sagt. Ist es auch bei der bisherigen Kabinetspolitik schwer zu beurtheilen, wie viel dem Volke, wie viel der Dynastie zur Ehre geschah, so übergeht der Verfasser doch, während er einerseits das Volksfeindliche jener Politik, besonders hervorhebt, andererseits manche Thatsache, durch welche die deutschen Interessen gerade durch Preußen gefördert wurden.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Male — nicht aber stets in allzugünstiger Weise — mit den tapfern Revolutionairen Handgemein gewesen, als Preußen ganz plötzlich auf eigene Hand den Frieden von Basel abschloß, durch welchen es in Folge geheimer Artikel den größten Theil seines Rheingebiets bekam und, gekräftigt außerdem durch die neuen Theilungen des unglücklichen Polens, einen solchen Zuwachs an Macht gewann, daß es von da an allerdings Ursache zu haben glauben durfte, weniger difficil in der Einhaltung seiner bündischen Verträge zu sein. Das Jahr 1806 brachte allerdings den Egoismus des preußischen Kabinets, allein konnte diese Strafe zur Lehre dienen, da sie nur das Volk traf, dieses selbe Volk, das bald darauf die Einsetzung des Ihrens in den vorigen Stand zu erkämpfen wußte? Als der Krieg zwischen den allgewaltigen Frankreich und Rußland ausbrach, schloß sich Preußen an diejenige Partei an, welche die stärkere nicht blos schien, sondern es wirklich war, und glaubte so ein Geschäft eingegangen zu sein, welches glänzende Vortheile abwerfen mußte; als aber der rußische Winter den siegreichen Adler Napoleons erstarrte, da war es auch sofort mit der Freundschaft aus, und das preußische Cabinet bot dem Selbstherrscher aller Reussen willig die Hand, um Denjenigen zu erdrücken, für den es bisher die wärmsten Sympathien gehegt hatte, der aber jetzt, von allen Schrecknissen der nordischen Natur umringt, von fanatischen Mordbanden bedrängt, ein leichtes Opfer zu sein schien. Um sich in den Augen der Welt zu beschönigen, erklärte es sehr hochtrabend, daß es seine — gekränkte Nationalehre durchaus wieder herstellen müsse. Die traurigen Folgen dieser mindestens sehr seltsamen Ehrenrettung für ganz Deutschland und ganz besonders für Preußen waren denn auch bald so unerträglich, daß das ganze deutsche Volk zu den Waffen griff, freilich erst, nachdem es von dem fast verzweifelten König von Preußen einen eigenen Volksschein auf Freiheit und Vaterlandsliebe in dessen bekanntem „Aufruf“ erhalten hatte. Und abermals schlug sich das Volk für die ländergierige Krone, die diesmal einen so erklecklichen Kampfpreis gewann, daß nach dem zweiten pariser Frieden der preußische Monarch schon 12 Millionen Unterthanen zählte — Deutsche und Polen, die er mit dem Kollektivnamen: Preußen, benannte. — Jetzt aber machte das preußische Kabinet, seiner Erfolge froh, auf dem Gipfel eines Glücks, den allerdings nicht leicht eine fürstliche Kamarilla erklimmt, die es mit einem Volke des Selfgovernments zu thun hat, eine Pause, um seine Unterthanen für die Ausdauer und die Hingebung, die es dem fürstlichen Egoismus gezeigt hatte, zu belohnen! — ja, um die Freiheit nach Innen zu bekämpfen, begann es unter seinen Auspicien und unter seiner Hauptleitung jene schreckliche Demagogenrichterei, durch die so viel Unheil über das Gesammtvaterland kam, als der moderne Socialismus niemals wird anrichten können. Wie Preußen sich zu der Erhebung Schleswig-Holsteins im vorigen Jahre stellte, das haben wir bereits in einem Artikel, betitelt „Charakter und Zustände in Gebiete der Elder“ früher angedeutet: daß das Berliner Kabinet nicht abgeneigt war, auch mit Dänemark zu seinem Vortheile einen Frieden à la Basel abzuschließen, machen die Wildenbruchschen Depeschen ziemlich klar, die das dänische Kabinet zur Beschwichtigung des Volks in Kopenhagen abdrucken ließ; und daß es schließlich seinen Kampfpreis schon herauszupicken wissen wird, ist — wenn uns die Vergangenheit eine Vermuthung für die Zukunft gestattet — mit nicht größerer Unwahrscheinlichkeit anzunehmen, beste derselbe nun in Schleswig-Holstein selbst oder Holstein allein oder irgend einem andern selten mit Feuerbaren Besitz.

Abgesehen von der hier nachgewiesenen, historisch begründeten und in der That wenig lobenswerthen Politik des preußischen Kabinets, welche freilich despotische Staaten immer üben müssen, wenn sie als solche bestehen wollen, die aber doch nur ein specifischer Preuße gut heißen wird, abgesehen von dieser Politik und ihren für das Preußische angeblich und scheinbar so glücklichen Erfolgen, sollen in den Augen der „Specifischen“ noch andere Handhaben für die Selbstverständlichkeit des Vortritts Preußens im deutschen Reiche geben. Diese Stockpreußen, welche ganz vergessen haben, daß es Deutsche waren, welche auf den Spitzen ihrer Ritterspieße die relative europäische Cultur ostwärts in die preußischen Lande der Barbaren trugen, schwärmen sonderbarer Weise auch für einen specifisch-preußischen Kriegsruhm, der allein schon die historische Notwendigkeit der Herrschaft zur Folge haben müsse, — den es aber in der weiten Welt gar nicht giebt. Deutsche kämpften und fiegten bei Fehrbellin, deutsche Söldner aller Arten (vielleicht selbst immer nicht einmal Deutsche, jedenfalls darunter viel abenteuerndes Volk) schlugen die eisernen Schachten Friedrichs des Großen, und Deutsche in einer höhern Volkserhebung stürmten, zum Theil unter dem alten ritterlich-mönchischen, schwarzweißen Banner des deutschen Ordens, den Montmartre und besetzten zwei Male Paris. Specifische Preußen gibt es so wenig, wie es specifische Lippe-Detmolder oder specifische Schwarzburg-Rudolstädter giebt; und wenn jener preußische Oberst auch ausruft „ich bin ein Preuße, und wenn ihr mich aufschneidet, so werdet ihr mich inwendig ganz weiß und schwarz finden“, so kann er mit diesem Bilde aus der Anatomie nichts Anders sagen wollen, als daß ihm das Symbol einer Abtheilung deutscher Kriegsmänner mehr werth ist, als die Fahne, unter welcher das gesammte deutsche Vaterland, wenn auch nicht immer glücklich, so doch stets höchst ruhmvoll gekämpft hat. Diese Fahne hat viele Jahrhunderte früher, ehe an eine „preußische Monarchie“ gedacht wurde, in der Hauptstadt der französischen Könige, über dem Ekkurtal, an den Ufern des Jordan, auf der Küste von Afrika, auf dem Capitolinischen Berge und hoch über der Siebenhügelstadt, sowie von den Zinnen der Burg Zion geheterisch geweht, hat Römer, Normannen, Moskowiter, Hunnen und Mongolen, Türken und Sarazenen vor sich im Staube gesehen, und nur die deutsche Zerrissenheit, deren größere Schuld der Egoismus des preußischen Cabinets trägt, hat Deutschland auf dem Wege zu einer arrondirten deutschen Großmacht bis auf den heutigen Tag zurückgehalten. Daß alle Völker Deutschlands überall da, wo ihre Staaten einst siegreich waren, nicht den Schatten einer nationalen Anerkennung mehr haben, ist nicht ein Verschulden der Nation, sondern der einseitigen und engherzigen Politik der großen Höfe in Deutschland, besonders aber des Berliner Hofes, welcher durch seine unheilsche Isolirung die Ihre des specifischen Preußenthums schuf.

Daß es mit diesem specifischen Preußenthum, zu dessen letzten, aber nothwendigen Konsequenzen gehören würde, daß Deutschland im Preußen aufginge, Nichts ist, liegt auf der flachen Hand. Würde auch, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, die unter Umständen nothwendige Kaiserwahl auf den jetzigen König von Preußen fallen, so läge hierin schon gebieterisch die Anweisung für das preußische Kabinet, von allen Sonderinteressen, und namentlich von seiner bisher streng eingehaltenen Selbstsuchtspolitik abzugehen, und sich ganz dem allgemeinen vaterländischen Interesse hinzugeben. Alle Seitensprünge, die der Egoismus versuchen möchte, würden sich mit dem Verluste der Krone strafen, denn es giebt kein Volk, belebter von Gerechtigkeit, als das deutsche, und es ist eben dieses Gerechtigkeitsgefühl der Deutschen dem wir eben so gut die Territorialstreitigkeiten unter den einzelnen Staaten, und die oft langweiligen Debatten in der Paulskirche über anscheinende Nebensachen, als — die Revolution verdanken. — Wird nun die Politik der das ganze Deutschland regierenden Macht — bestehe sie nun, worin sie wolle, eine uneigennützige, also volksthümliche, werden, so wird sie zunächst zur Einsicht kommen, daß die Völker niemals anders Kriege führen wollen, als zum Schutz ihrer Selbstständigkeit, ihrer innern Freiheit und ihres äußern Verkehrs. Wo haben jemals freie Völker für etwas Anders gekämpft, demnach wird es auch die nächste Aufgabe des deutschen Reichs sein, den Krieg gegen Dänemark zu beendigen, einen Krieg, der niemals stattgefunden hätte, wenn man den Völkern Raum gegeben hätte, sich zu verständigen. Der despotische Abwurf, den man früher von Seiten der Kronen in der Behandlung flammenverwandter Völker geltend machte, muß allerdings von nun an nicht mehr zu Tage gelegt werden, sonst könnte,

Digitized by Google

das Jünglingsfürchten geschehen, daß nämlich die Völker ihre Weltgeschicke selbst in die Hand nähmen, und dann würde es gewiß bald um den Gottesund aller Fürsten der Erde gethan sein, wähnd vielleicht von den Unterdrückungen der Kulturentwickelung weniger — oder möglicherweise gar nicht mehr — die Rede sein würde. — b.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Der Reichstag.

Kopenhagen. Seitdem wir zuletzt über den dänischen Reichstag berichteten, hat die Versammlung sich bis vor Kurzem fast ausschließlich mit dem Wehrpflichtsgesetze beschäftigt, und dieses Gesetz ist bereits jetzt in der Form, die ihn durch die Berathung ward, von der Regierung sanctionirt. Der Entwurf des Gesetzes wurde auf dem Reichstage vielfeitig angegriffen, vertheidigt und amendemendirt; wir wollen aber unsere Leser nicht den wenig interessanten Weg durch die Discussionen führen, sondern theilen die Hauptbestimmungen des Gesetzes mit, so wie dieses jetzt vorliegt:

Kapitel I. Alle Männer, die das Eingeborenrecht in Dänemark besitzen, ohne Rücksicht auf Stand oder Herkunft, sind der Wehrpflicht unterworfen, und diese Grundlage des Gesetzes sagt ihre Wirksamkeit bei Denen an, die im Jahre 1826 und später geboren sind, doch so, daß hinsichtlich Derjenigen, welche laut eines bereits am 23. Septbr. v. J. gegebenen Gesetzes, zum Behuf des jetzigen Krieges extraordinair ausgehoben werden müssen, diese Jahrezahl nicht zu berücksichtigen ist — diese werden nur aus Den, in den Jahren 1823, 24 und 25 Gebornen genommen — während jedoch Diejenigen unter ihnen, die sich vor dem ersten Januar 1849 verheirathet haben, dieser Aushebung entgehen sind. Geistliche und Schullehrer sammt ihrer vom Staate anerkannten Religionsgesellschaften, sind der Wehrpflicht enthunden. —

Kapitel II., das von der Landarmee handelt, setzt das 22. Jahr als jüngstes Alter der Aushebung zum Landmilitairdienste fest, das 38. Jahr als das, mit welchem die ordentliche Wehrpflicht aufhört; die Dienstzeit ist also 16 Jahre. Insofern die dienstfähige und dienstpflichtige Masse größer ist, als der Bedarf der Armee, dann entscheidet das Loos, wer unter ihr sogleich, wer erst später auszuheben ist. Die, welche sich in der letztgenannten Kategorie befinden, sind jedoch pflichtig, wenn es für nothwendig erachtet wird, sich sogleich der „Waffenübung" zu unterziehen, sie sind also übercomplete Soldaten zu betrachten, und im Laufe des ersten Jahres nach der Verlooſung können sie, im Falle entstandener Vacancen in der Armee ausgehoben werden. Geschieht ihre Aushebung aus diesem letzten Grunde nicht, dann gehen sie im zweiten Jahre in die Verstärkungsbataillone über; werden sie auch in diesem Jahre nicht, für den Fall, daß die dienstpflichtige Mannschaft des Jahres nicht der Armee quantitativ genügt, ausgehoben, dann können sie später gar nicht zum Dienst in Friedenszeiten verwendet werden, und haben nur, laut des §. 20. die Exerzirschule durchzumachen, so wie sich bei den angeordneten Musterungen der Truppen einzufinden. §. 26 erlaubt die Stellvertretung.

Kapitel III. behandelt die See-Wehrpflicht, die ihrer Natur nach einigen Modificationen und speciellen Bestimmungen unterworfen ist, namentlich ist das 18. Jahr hier das jüngste Alter der Aushebung, das 50. das, mit welchem die Wehrpflicht aufhört.

Ein Deputirter hat gesagt, daß man der lauter Ausnahmen soll nicht die Regel in diesem Gesetze sinde. Gegen die Loosentscheidung wäre Vieles einzuwenden, gegen die Stellvertretung müssen wir uns nochdringt erklären. Die Behandlung des Gesetzes zeigt und deutlich, daß es dem Reichstage ein wenig an der wünschenswerthen Elasticität gebricht, über ein gegebenes Thema hinaus zu gehen, wenn auch einzelne Mitglieder verschiedene Vorschläge einbrachten, die ihm eine vollkommene Gelegenheit darboten, das ganze Gesetz entweder in den Augenblick zu beanstanden, oder ihm doch eine ganz andere principiemmäßige Fassung zu verleihen. Vertheidigt — er und Ussing sind die Hauptrepräsentanten des bureaukratischen Elements der Versammlung — warf auch hier, wie immer, die Competenzfrage auf, die aber auch hier, wie immer, mit überwiegender Majorität beseitigt wurde. Hätte er doch, statt die Frage im Allgemeinen vorzubringen, sie hier speziell gegen die Competenz der Versammlung Gesetze zu setzen, die die Gleichheit zu einer Illusion machen — Hazardspiel (die Loosentscheidung) und Borrechte des Vermögens (die Stellvertretung) statt der Principien des freisinnigen Grundgesetzes — gerichtet. Die Majorität des Reichstages ist ebenfalls hinsichtlich des Wehrpflichtgesetzes ganz im bureaukratischen Style aufgetreten, und es wird gewiß auch nicht ausbleiben, daß eine künftige Versammlung der Vertreter der Nation, jenes Gesetz einer gründlichen Umarbeitung unterwerfen wird. —

Das Grundgesetz, die Hauptangabe der Versammlung, beschäftigt sie jetzt; wir wollen später darüber berichten, bis jetzt haben die Discussionen wenig Interessantes für das Ausland dargeboten. Ueber die Stellung des Ministeriums, diesem Gesetze, so wie dem Wahlgesetze gegenüber, ist man nicht ganz im Klaren, wenn es gleich die Principien dieser Entwürfe seiner Vorgänger anerkannt hat. Gegen die freisinnigen Principien des Wahlgesetzes sängt die Reaktion der Hauptstadt an, durch Adressen zu wirken, die aber freilich durch Anträge aus den Provinzen paralysirt werden, überhaupt glauben wir, daß die Reaktion der Kunstig ebenso wenig Bedeutung erlangen wird, als sie für den Augenblick hat; es fehlt ihr offenbar an Mark, selbst in ihren energischsten Bestrebungen sucht sie sich in dunkele Redensarten einzuhüllen, und ein bestimmtes Organ in der Presse hat sie eigentlich nicht, ebenso wenig wie man die Rechte des Reichstags als den Sitz, als den Führer einer eigentlichen Reaktion bezeichnen darf, wenn die meisten ihrer Mitglieder auch zu den sehr gemäßigten Männern des Vorsitzerichts gehören. Ueberhaupt, wenn auch der Reichstag sich in die bekannten drei Parteien Rechte, Centrum und Linke theilt, so besitzt er wiederum eine nicht geringe Anzahl Mitglieder, die zu keiner dieser Parteien gehören, und die es stets unmöglich machen, die Resultate der Abstimmungen zu berechnen. Daß das Centrum etwas an Mangel an Einigkeit und Zusammenhalten leidet, — ein Mangel übrigens faſt aller Centren politischer Versammlungen — ist ein Umstand, der in Verbindung mit einem dann und wann zu schroffen Auftreten der Linken, gerade nicht gute Früchte getragen hat. Die Linke hat sich oft, und wo sie es wahrlich nicht der Principien wegen nöthig hatte, in Opposition zu dem Centrum gesetzt, sie hat dadurch in mehreren Fällen ihre Stimmen unnütz vergeudet, und durch ihre Taktik viel von dem Einflusse, der ihr gebührt, verloren, obgle sie dieses bei der Behandlung des Grund- und Wahlgesetzes einsehen, so wie die bureaukratische Partei — eine Unterabtheilung der Rechten — es gewiß eingesehen hat, daß, bei diesen Gesetzen, die Competenz der Versammlung sich nicht bestreiten läßt. —

Norwegen.

Norske Nigdlidende über den Skandinavismus.

Die skandinavischen Völker haben nicht, so wie die Deutschen und die Italiener, die Einheit durch eine Uebervmpelung, durch Revolution, zu erstürmen versucht. Sie haben, auf dem geschichtlichen Boden stehend, durch Kunstarbeit und Uebergangsfolgen sich diesem großen Ziele auf der Bahn einer natürlichen und politischen Entwickelung zu nähern gesucht. Die Skandinaven wollen nicht, daß irgend einer der nordischen Staaten sich einem andern dieser unterordne, nicht daß irgend ein Stamm sich von einem andern ihm coordinirten verschlingen lasse, sondern die nationale und politische Selbstständigkeit eines jeden der Stämme ist fest ihre Losung gewesen; in einer politischen Vereinigung erblicken sie gerade die Möglichkeit, das Gleichgewicht unter den drei Reichen aufrecht zu erhalten und die Nationalität dem Auslande gegenüber zu wahren. Das Ziel ist die volle Anerkennung des gemeinsamen nordischen Vaterlandes nach Außen, wie nach Innen; der Mittel hierzu sind viele, und die Form für eine staatsrechtliche Verbindung der drei Stämme ist von der Zeit und von kommenden Verhältnissen abhängig; aber die Idee ist gleich wahr, gleich berechtigt und gleich praktisch, wenn sie auch nicht sogleich in ihrer vollen Bedeutung durchzuführen ist; gerade dadurch, daß ihr Leben sich im Kampfe und Dulden entwickelt, wird das Bewußtsein der Völker klarer, durchdrängt die Wahrheit das Volksleben, wird die Annäherung natürlicher und ohne Störung der innern Verhältnisse; die durch die internationale Verbindung erweckten höheren Volkskräfte erhalten dadurch eine innerlichere Uebergangung von der Bedeutung des Zusammenwirkens, und wenn ihre Vereinigung sich die Frucht einer gegenseitigen Anuäherung, nicht die eines gewaltsamen Sprungs sein wird, dann ist die Gefahr einer gleich gewaltsamen und plötzlichen Sonderung durch zufällige äußere Verhältnisse entfernt. Das geistige Element ist die Grundlage des ganzen Volkslebens, und Nichts in diesem vermag, wenn es Früchte tragen soll, jenes zu entkehren; der geistige Skandinavismus ist daher mit Recht und nothwendig die erste Stufe zu dem angestrebenden Ziele geworden; ein wissenschaftliches, künstlerisches und überhaupt geistiges gemeinsames Volksleben muß noch immer mehr und mehr sich als die Grundlage eines einigen Nordens entwickeln, eine Idee, die eben so praktisch als historisch ist. Eine allgemeine Verbreitung von Kenntnissen und Einsicht in dem inneren Leben und den inneren Verhältnissen der Brüdervölker macht sich bereits geltend; eine nähere Verbindung zwischen den drei Abtheilungen der nordischen Nationalkirchen und den nordischen Universitäten werden nicht ausbleiben. Das äußere Leben muß an das innere gebaupt werden, und durch Associationen und gemeinsame Vereine — als die projectirten directen Dampfschiffsverbindungen auf England, Assecuranz-Vereine, landwirthschaftliche und technische Vereine u. s. w. — müssen auch materielle Zwecke gemeinschaftlich erreicht werden.

Digitized by Google

Die Communication zwischen den drei Reichen muß vervollkommnet werden, eine größere commercielle Selbstständigkeit dem Auslande gegenüber muß erzielt werden. Geld, Maaß und Gewicht müssen gleichartig für den ganzen Norden sein, ein allgemeines Handelsgesetz, ein Zollverband muß angestrebt werden, eine gleichartige Entwickelung der organischen und der die allgemeinen nordischen Verhältnisse betreffenden Gesetze muß angebahnt werden, und eine nordische Politik muß künftig dem Auslande gegenüber befolgt werden, — die drei Reiche müssen brüderlich zusammenhalten. Und der Anfang hierzu ist schon gemacht. Als die skandinavische Escadre im Jahre 1844 im mittelländischen Meere war, wurden die drei Reiche gemeinschaftlich. Vorigen Sommer trat der Zusammenhalt noch deutlicher hervor und die Nothwendigkeit, mit vereinten Kräften Dänemark für den Norden zu bewahren, wurde von den Völkern, wie von der Regierung und den Unionsklubs offen und feierlich ausgesprochen. Und— wenn die norwegisch-schwedische Union und Dänemark nicht eine gemeinsame Politik gründen und sie in allen, sowohl europäischen, als auch die Interessen und das gemeinsame Interesse des Nordens betreffenden Fragen befolgen, wenn Dänemark sich genöthigt sähe, sich in die Arme Rußlands zu werfen, Norwegen und Schweden würde damit sehr schlecht gedient sein. Wenn Dänemark von Deutschland abhängig würde, so wäre die Gefahr für Skandinavien nicht weniger groß in politischer Hinsicht, und sie würde noch größer und fühlbarer in nationaler sein. Dänemark ist zu klein, um sich als selbstständig zwischen den Mächten ersten und zweiten Ranges zu behaupten, entweder muß es sich einer fremden Großmacht anschließen, oder den Norden, um im Verein mit diesem eine selbstständige europäische Macht zu bilden. „To be, or not to be," ist hier die Frage, und Dänemark hat es selbst ausgesprochen, daß das dritte Reich nur im Bunde mit den Brüdervölkern seine Nationalität und Selbstständigkeit zu wahren vermag. Aber hierin liegt zugleich das Wünschenswerthe von einer näheren Bestimmung dieses Bundes und von einer Besetzung desselben gegen Mißverständnisse und Uebergriffe, mit einem Worte: das Wünschenswerthe einer skandinavischen Constitution, um als europäische Macht auftreten zu können und der Verbindung eine sichere Bahn zu schaffen, auf der sie zum Segen der vereinten Lande wirken könne. Ein staatsrechtliches Bündniß ist ein wesentliches Glied in den Bestrebungen des Skandinavismus. Ist die Voraussetzung eines solchen Bündnisses — die moralische, bereits gegründete und stets an Innerlichkeit zunehmende Vereinigung — anerkannt, wie sie es factisch ist, dann muß auch das Bündniß selbst als nothwendiges Resultat hervortreten. Namentlich muß eine defensive Allianz zwischen den drei nordischen Reichen dem Bündnisse als materielle Grundlage dienen, ein gemeinsames Ministerium des Auswärtigen und gemeinsame diplomatische und consularische Vertretung im Auslande, gemeinsame Institutionen, um internationale Verhältnisse zu ordnen, ein stückweitig gegenseitiger Vertheidigung bestimmtes Bundescontingent von bewaffneter Macht, die jährigen nothwendigen Activübungen, um den inneren Frieden und die Selbstständigkeit der Reiche zu sichern, und endlich eine dynastische Vereinigung, entweder durch ein gemeinsames Königshaus, oder durch einen Unionseid.ung.

Je früher der Grundstein zur Vereinigung der drei nordischen Reiche gelegt werden kann, einen je größeren Segen darf man für ihre Entwickelung erwarten, zu der Kampf der Letzten macht die Zögerung mit jedem Jahre gefährlicher für die Zukunft des Nordens, wenn auch die vollständige Organisation eines nordischen Bundesstaates den kommenden Geschlechtern überlassen bleiben muß. Der Skandinavismus in vollständiger politischer Einheit ist noch ein fernes Ziel, dem wir, wie bereits gesagt, uns mit großmuthe, ohne gewaltsame Sprünge zu nähern wünschen, und das noch der Gegenwart wichtiger Voranssetzungen in der inneren Entwickelung der skandinavischen Stämme harrt."

Notizen.

[Skandinavische Expedition nach Californien.]

Norweger, Schweden und Dänen werden von einem Verein in Kopenhagen aufgefordert, nach Californien zu gehen. Man will ein Schiff kaufen, für die Hin- und Zurückreise, man will Armatur, Handwerkszeug und Werkzeichnissen mitnehmen, und sich mit Provision für 2½ Jahr — Maximum für die Dauer der Expedition — versehen. Wenn sich 40—50 Theilnehmer melden, wird jeder 600 Rthlr. an den gemeinschaftlichen Fond zahlen müssen. Die Gesellschaft wird für gemeinschaftliche Rechnung arbeiten, und die gemachte Ausbeute an Gold, wird am Ende der Expedition in gleichen Theilen unter die Mitglieder vertheilt werden. Die Schiffsmannschaft wird theilmäßig an der Ausbeute gemacht. Wer nach Verlauf der 2½ Jahre in Californien zu bleiben wünscht, erhält sofort seinen Antheil dort angezahlt. Die Gesellschaft giebt sich vor der Abreise selbst Gesetze, denen zu gehorchen jedes Mitglied sich mit einem Eide verpflichten muß. — In Schweden ist bereits früher zu einer Californien-Reise in den öffentlichen Blättern aufgefordert; wahrscheinlich werden die goldsuchenden Skandinaven Alle sich bei der erwähnten Expedition betheiligen, die so zweckmäßige Bedingungen aufstellt. —

[Der angeblicher Neger-Aufstand auf St. Croix.]

Betreffend ein, durch die hamburger „Börsenhalle" verbreitetes Gerücht, von einem neuen Aufstande der Neger auf der Insel St. Croix, veröffentlicht das dänische Finanzministerium jetzt die officiellen Berichte des westindischen Generalgouvernements, die jenes Gerücht als ganz unrichtig erweisen. Ein Konflikt mit einer kleinen Militär-Wache auf der Plantage Tho two friends, am 9. d. M. hat wohl die Veranlassung zu dem Gerücht gegeben. — Die Woche war herbeigeholt worden, um einige Arbeiter zu arretiren. Nachdem die Arrestation vollbracht, und einige der Soldaten fortgeschickt waren, hatten einige Neger die zurückgebliebenen 4 Mann und den Lieutenant der Wache mit Steinwürfen angefallen, und der Lieutenant hatte sich nach vergeblichen Ermahnungen genöthigt gesehen, schießen zu lassen, wodurch ein Frauenzimmer getödtet ward. Der ganze Tumult war übrigens schon vorüber, bevor der Polizeimeister aus Frederikssted, mit militärischer Verstärkung auf der Plantage ankam, und die angestellten Untersuchungen zeigen, daß die ganze Affaire nur eine Eingebung des Augenblicks gewesen ist. Der officielle Rapport des Generalgouverneurs widerholt seine früheren Berichte über den durchgängig guten Ton unter den Negern: „Es sind nicht schlecht disponirt, aber ihre Unwissenheit macht sie empfänglich für die Einwirkung schlechter Rathgeber, sowohl auf ihrer eigenen Mitte, als aus anderen Klassen der Bevölkerung. Ruhige und milde Worte thun eine gute Wirkung auf sie aus." Der Generalgouverneur ist auf einer Reise begriffen, um durch dieses Mittel auf allen Plantagen die Ruhe und Regelmäßigkeit zu befestigen.

[Militairische Ordensverleihung.]

Der König von Dänemark hat zwei der Jägercompagnien der dänischen Armee, die sich vorigen Sommer auszeichneten, jeder 4 Decorationen des Dannebrogordens, zur Vertheilung unter die Unterofficiere und Gemeinen, nach der eigenen Wahl der Kameraden, übersenden lassen. Eine hübsche Art, Denen den Orden zu verleihen, die ihn wirklich verdient haben, und den guten Geist der Compagnieen zu kräftigen.

[Fremde Officiere in der dänischen Armee.]

Das Heer so wie die Flotte Dänemarks, scheinen in diesem Jahre einen noch größeren Zugang von fremdlingen Officieren aus Norwegen und Schweden zu erhalten, als vorigen Sommer. Bereits sind außer dem Major Schirrer v. Waldheim, zehn schwedische Lieutenants in die Landarmee eingetreten; sind haben um die Erlaubniß nachgesucht, auf der Flotte zu dienen; zwei norwegische Officiere sind schon in den dänischen Seedienst eingetreten. Auch die französische Regierung hat, außer dem General Fabvier, fünf Officieren des Geniecorps und der Artillerie, Erlaubniß zum Eintreten in das dänische Heer ertheilt.

Officielle Mittheilung über den Waffenstillstand.

Kopenhagen, den 24. März 1849.

Die Regierung hat derartige Mittheilungen von London erhalten, welche es nicht unwahrscheinlich machen, daß dort ein vorläufiges Uebereinkommen auf zufriedenstellende Bedingungen als Einleitung für den Frieden getroffen werden kann, wenn dazu die adsolut nöthige Zeit gelassen wird. Aus diesem Grunde hat Sr. Majestät auf Vorstellung des Staatsraths allergnädigst bestimmt, daß die Feindseligkeiten von dänischer Seite factisch eingestellt werden bis zum 3. April, an welchem Tage der mit der Nachricht beehalb nach London gesandte Courier zurückerwartet werden kann.

Obige Bestimmung wurde heute der Reichsversammlung in geheimer Sitzung gemacht, doch mit dem nicht unwichtigen Zusatze, daß die factische Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 3. April von dänischer Seite nur unter der Bedingung in Kraft tritt, daß alle Truppenbewegungen nach den Herzogthümern von feindlicher Seite sistirt werden, widrigenfalls die Regierung sich nicht durch die eingegangene Verpflichtung gebunden hält. — Wenn man sich vielleicht darüber wundern sollte, daß die Regierung eine geheime Sitzung verlangte, um diese Mittheilung zu machen, deren wesentlicher Inhalt doch für das Publikum bestimmt war, so liegt der Grund dazu ohne Zweifel auch nur in dem Wunsche, eine Debatte zu vermeiden, deren Richtung und Gang nicht voraus zu sehen war und die daher für den Augenblick bedenklich erschien. Dieser Wunsch hat sich auch als vollkommen gerechtfertigt erwiesen, indem einzelne, aber eigentlich nur ein Mitglied der Versammlung — das wir kaum zu nennen brauchen — sich zu einigen leidenschaftlichen Aeußerungen hinreißen ließ, welche nur einen unangenehmen Eindruck machen konnten.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der

dänische Dichter Fr. Paludan-Müller

und

sein neuestes Werk, Adam Homo, Gedicht in zwölf Gesängen zweiter und dritter Theil. (Kopenhagen, Reitzel.)

I.

Den, der sich über den ersten (1841 herausgegebenen) Theil dieses Gedichtes görgert hat, oder doch über die Schönheiten einzelner Partieen die Langweilige, abgeschmackte Breite anderer nicht vergessen konnte, haben die beiden letzten, nach einer siebenjährigen Pause auf einmal erschienenen Theile nicht nur wahrhaft erfreut, sondern auch die angenehmste Weise überrascht. Ja, selbst die Erwartungen der unbedingten Freunde und Verehrer des Dichters dürfen hier vollständig übertroffen sein. Diese zwei Theile gehören unbedingt zu dem Bedeutendsten, was sowohl die dänische, wie überhaupt die ganze neuere Poesie hervorgebracht hat; auch verspricht und der Verfasser im richtigen Gefühle des großen Abstandes zwischen diesen letzten und dem vorhergehenden ersten Theil von diesem eine verkürzte und verbesserte Ausgabe zu besorgen. Das Gedicht, wie es sich jetzt entwickelt hat, ist nicht nur in einer Gattung etwas Ausgezeichnetes, sondern es hat den seltenen Vorzug, die Erzgeburt seiner Gattung zu sein, indem diese eine fast ganz neue, von dem Dichter erfundene genannt werden kann. Es ist ein „Roman in Versen," und zwar in elegantem Ottaverimen, doch nicht romantisch oder dem wilden Naturleben (wie z. B. „Jungfo" von Karl Bech) sich hinneigend, sondern durchaus modern. Es schildert unser sogenanntes „gebildetes" sozialen Leben in all seinen Alltäglichkeit nach allen Seiten hin, ohne Schmuck oder Idealisiren, mit einer bisweilen fast zu treffenden Wahrheit, und doch zugleich so gemüthlich-jovial und erhoben, daß aus dem Ganzen, wie aus dem Einzelnen ein vollständiger, rein poetischer Genuß hervorgeht. Eine nur oberflächliche Betrachtung würde es vielleicht zu dem Genre des Byron'schen „Don Juan" hinführen, durch nähere Bekanntschaft zeigt es sich aber bald, daß die ganze Auffassungsweise und Lösung der Aufgabe, ja die ganze, durch die Subjektivität des Dichters bedingte Form eine so gründlich verschiedene ist, daß hier nur von einem Vergleiche, wie zwischen zwei diametralen Gegensätzen die Rede sein kann.

Für unsere deutschen Leser wird aber ein kurzer Rückblick auf die frühere Entwickelung des Dichters zur Einführung in diesem, seine früheren so weit überragenden Werke von Nöthen sein.

Paludan-Müller ist 1809 in einer kleinen Stadt auf der Insel Fühnen geboren, wo sein Vater damals Prediger war. Der Sohn bezog die lateinische Schule und wurde in gewöhnlicher Weise Student in Kopenhagen 1828. Seine entschieden poetische Natur bestand jetzt einen Kampf mit dem juridischen Studium und als er endlich 1838, um den Forderungen des dänischen Philisterthums zu genügen, mit ziemlicher Schwierigkeit das Examen machte, war er schon ein anerkannter und sehr beliebter Dichter. Er schien dazu bestimmt, in der dänischen Poesie eine kritische Vermittelung der deutschen und französischen Geistesrichtung herbeizuführen, indem er keiner von beiden besonders huldigte, sondern, wie es scheint, eine überwiegend englische Dichterluft eingeathmet hatte. Shakespeare und Byron schelten, nach seinen besten Arbeiten zu urtheilen, den tiefsten Eindruck auf seine Dichternatur gemacht zu haben.

Mehr wie es sonst im Norden der Fall zu sein pflegt, zeigte sich Paludan-Müller als ein frühreifes Dichterkind. Seine ersten Romanzen und das Schauspiel „die Liebe am Hofe" in seiner Verbindung von schwungvoller Romantik und ausgelassenem Humor sowohl an Shakespeare wie an Gozzi erinnernd, die er als zweiundzwanzigjähriger Jüngling anonym drucken ließ, verriethen, bei aller jugendlichen Frische und Keckheit, keineswegs die einem Anfänger gewöhnlichen Schwächen. Die Form beherrschte er schon damals, in Bezug auf Sprache und Versification, mit einer Virtuosität und Eleganz, die in seinen späteren Werken nicht wesentlich übertroffen wurden. Er zeigte in den wechselnden Abstufungen der Diction und der ganzen glänzenden Ausdrucksweise einen sehr geläuterten Geschmack, der als genialer Naturinstinct betrachtet werden muß, weil er sich später, wenn dann und wann die Musen dem Dichter minder hold waren, gar nicht in derselben Reinheit bewährte. Das Schauspiel wurde Anfangs nicht zur Aufführung angenommen; erst später, als der Dichter durch ein Paar folgende Werke einen berühmten Namen hatte, wurde es auf die Bühne gebracht und mit großem Beifall gesehen.

Diese Werke waren ein ganz modernes lyrisches Epos in Ottaverimen: „Die Tänzerin" (1833) und „Amor und Psyche," ein lyrisch-symbolisches Gedicht nach dem bekannten Mythus von Apuleius, in romantisch-dramatischer Form. Das erstgenannte Gedicht war, ohne bedeutende Handlung, durch lyrische Reflexionen von herrlicher Frische, durch inniges Gefühl in farbenreicher Sprache, durch einen Byronistischen Hauch in der witzig-satyrischen Sittenschilderung, ohne doch im Geringsten den nationalen Ton und Boden zu beeinträchtigen oder zu verlängnen, eine so durchaus neue Erscheinung, daß selbst der alte mürrische Kritiker Molbech ganz wie umgewandelt ward, indem er auf einmal wie ein neugeprägtes Groschenstück lächelte und sich zu den überschwänglichen Lobreden ihmreißen ließ. — „Amor und Psyche," das durch seine glänzende Lyrik, seine musikalisch einschmeichelnde Versification dem Verfasser noch größere Bewunderung, besonders bei dem schönen Geschlecht erwarb, begleichnete einerseits die höchste Culmination der Formvirtuosität in Beherrschung aller Materialien des Ausdrucks, aber zugleich einen der wohren dichterischen Production gefährlichen Irrweg, welchem der Dichter, einstweilen seine bessere Natur zurücklassend, sich engab, indem er, sich von dem Leben entfernend, sein großes lyrisches Talent theilweise in mythologisch-symbolischen Spielereien aufgehen ließ. Durch den schnell verrauschenden Beifall der unkritischen Menge verleitet, schien er sich selbst in dem Wohlklange seiner „schönen Verse" dergestalt zu gefallen, daß er von der zauberischen Gewalt ihrer lyrischen Musik fast wie betrunken, in deren klarer Quelle sich spiegelnd, bisweilen den Mythos vom Narcissus realisirte.

Der Beifall der Masse ist aber trügerisch und darf nur mit großer Vorsicht und klarem Bewußtsein dessen eigentlichen Werths, als Maßstab geistiger Thätigkeit von dem Dichter benutzt werden. Die Masse verlangt Wiederholung von dem, was ihr einmal gefallen hat, und wenn es geschieht, findet sie doch am Ende selbst die Wiederholung langweilig. Und so kam es, daß Paludan-Müller's „Poesien" 1836 und 1838, deren zweiter Theil*) doch sehr viel Schönes und Gediegenes enthält, ohne merkbare Wirkung vorübergingen, und der große Ruhm des Dichters schien fast eben so schnell, wie er gekommen war, bei Vielen in Vergessenheit, bei Anderen in Zweifel an seinem Dichterberufe und in ungerechte Kälte umschlagen zu wollen.

Er selbst aber hatte frühzeitig genug die Nothwendigkeit, wieder zur Fülle des wahren Lebens zurückzukehren, eingesehen. Dazu trug wohl eine Reise nicht wenig bei, die er auf Staatskosten 1838 bis 1840 nach Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und Italien unternahm. Auf dieser schrieb er das dramatische Gedicht „Benus" und den ersten Theil von „Adam Homo." Schon das erstgenannte greift sowohl durch die Hauptidee (der Gegensatz zwischen sinnlicher und geistiger Liebe), wie durch viele Anspielungen in der Ausführung in das wirkliche Menschenleben hinein, und in dem letztern stellt der Dichter sich wie mit einem Sprung mitten in die reallste Alltäglichkeit der dänischen Jetztzeit hinein. Doch weder diese Arbeiten, noch ein Paar mythologisch-dramatische Gedichte, „Tithon" und „die Hochzeit der Dryade" (letzteres sehr unbedeutend), die er 1842 herausgab, vermochten, ihm die verlorene Popularität wiederzubringen. Er schien sich jetzt in häuslicher

*) Darin ein neues Schauspiel, das bei der Aufführung weniger Erfolg hatte, und mehrere „poetische Erzählungen," theilweise in Byron'scher Manier.

Digitized by Google

Unbemerktheit (Paludan-Müller ist von den jüngeren dänischen Dichtern fast der einzige verheirathete) von den öffentlichen Leben gänzlich zurückgehen zu wollen. In der Literatur, in der Kritik und dem öffentlichen Gespräche war er fast nie verschollen.

Dann erschienen plötzlich, am Schlusse vorigen Jahres, die zwei letzten Theile von „Adam Homo," dessen Fortsetzung man schon als ganz aufgegeben ansah, und diese Fortsetzung zwar von einem so voluminösen, fast abschreckenden Umfange, daß man zuvörderst nur Unbehagen ausdrucken konnte: Jetzt entweder Alles verloren, oder Alles gewonnen! — Wie wir schon gesehen haben, ist glücklicherweise das Letztere hier das Rechte. Dieses ausgezeichnete Werk wird vielleicht nicht so schnell wie die „Jugendarbeiten" *) den Namen des Dichters mit dem wechselnden Sonnenglanze der literarischen Tagesgunst umgeben; es wird ihm aber einen Ruhm begründen, der sich immer steigern und auf immer bleiben wird.

II.

Es scheint, obgleich es so nahe liegt, nicht von den Aesthetikern genug hervorgehoben, wie in Poesie und Kunst alle Schönheit sich in eine überwiegend männliche oder weibliche Schönheit unterscheidet. Diese zwei Principien der Schönheit lassen sich auch bei allen Dichternaturen, in der Ausdrucksform ihrer Begeisterung, nachweisen. Paludan-Müller schien in früheren Werken sich öfters und mit Vorliebe dem weiblichen Principe hinzuneigen. In diesem letzten Werke ist er aber durchaus männlich, weil nicht nur der directe Pathos, sondern auch Ironie und Satyre einen männlichen Geist voraussetzen. Die meisten Weiber haben, wie die Philister, freilich aus anderen Gründen, eine gewisse Scheu davor, und weibliche Schriftsteller verstehen selten recht damit umzugehen.

Die Idee, und somit der Grundcharakter des hier besprochenen Gedichtes ist wesentlich satyrisch und ironisch. Das Werk ist ein ironisches Epos und erschreint, indem es die herkömmlichen philiströsen Traditionen des ganzen modernen, bürgerlichen Lebens, alle Laster und Lächerlichkeiten der Gesellschaft nicht nur negirt, sondern auf ergötzliche Weise verspöttelt, als ein sociales Gedicht von der höchsten Bedeutung. Es ist die Aufgabe des Dichters gewesen, in der Entwickelung eines aus dem Alltagsleben ergriffenen Charakters, der, nach dem allgemeinen Urtheil, höchst moralisch ist und sich zu den höchsten Stufen bürgerlichen Ansehens und Glückes erhebt, uns nicht ein folgenwerthes Beispiel zu zeigen, sondern ein complet verfehltes Menschenleben. Diese jetzt so trefflich ausgeführte Idee, wie überhaupt die Absicht des Dichters, war aber im ersten Theil dem Leser noch nicht deutlich geworden; die subjectiv dichterische Ironie war in der objectiven Schilderung der menschlichen Erbärmlichkeiten nicht sichtbar, und man wußte nicht, ob man das Alles dann also hinnehmen sollte. Der Dichter schien mit dem, was er wollte, noch nicht selbst im Reinen zu sein, oder die Idee, wenn auch ihm selbst klar, war noch nicht bei ihm so weit gereift, daß er sie in einer der Absicht völlig entsprechenden Form darzustellen vermochte. Daher die vielen breiten, langweiligen und ungefolgten Auswüchse der Darstellung, wo der Dichter selbst indirect als Philister erscheint, daher das wunderliche Schwanken zwischen prosaischer Trivialität und einzeln hervortauchenden poetischen Schönheiten; daher endlich der Hauptfehler, daß selbst in den reflectirenden Partieen, wo die subjective Ironie als Sicerone hätte auftreten sollen, auch die objectiv-epische Ironie sich hineinschlich, wodurch dem tree gewordenen Leser die richtige Auffassung des Ganzen getrübt wurde. Von allen diesen Schwächen ist aber in den zwei letzten Theilen keine Spur mehr übrig. Die Darstellung, obgleich sie hier noch mehr in's Detail geht, ist überall und zu jeder Zeit interessant; in den vielen sehr ausgeführten Genrebildern giebt uns fast jede Zeile an, oder überrascht durch seinen Witz, treffende, der allgemeinen Menschennatur und den specifisch-nationalen Eigenthümlichkeiten meisterhaft abgelauschte Züge.

Der Held des Romans ist ein geborener Philister, kein kalt reflectirender, boshaft berechnender, sondern ein naiver, bewußtloser Philister, immer ein Sclave des Eindrucks, der neulich und am nächsten auf ihn eingewirkt, ein Philister aus Leichtsinn und Schwäche. Auf diese Weise führt er ein, in den Augen der ganzen Welt durchaus legales und hochgeachtetes Leben, das aber im Grunde nur niederträchtig sein würde, wenn es nicht zugleich so lächerlich wäre.

Also der Held ist ursprünglich in seiner flachen Bedeutungslosigkeit nicht schlechter und nicht besser, als die unzähligen derartigen Erscheinungen, die, wie sie während der dreißig Friedensjahre so üppig gediehen, uns zu Dutzenden unter der jetzigen Bourgeoisie überall begegnen und unbemerkt in der Masse verschwinden. Er hat aber das Steckenpferd, bisweilen eine Rolle spielen zu wollen, wozu es ihm an Fähigkeiten gebricht. Er hat schon so viel Verstand, wie dazu gehört, um ein theologisches Examen zu machen; aus diesem geht er hervor mit der wohlbekannten trivialen Candidatenphilosophie, die sich in Collegienphrasen bewegt und durch eigene Nothwendigkeit in die concrete Phase des amtlichen Philisterlebens übergeht. Unser Held hat als specielle Lieblingsthemata seiner Reflexionen die drei Ideen: Freiheit, Vorsehung und Nothwendigkeit oder Schicksal, die er mit einer gewissen Gewandtheit, wenn er zum Handeln aufgefordert wird, jedesmal so zu handthieren versteht, daß sein bieglames Gewissen immer die ethische Berechtigung dessen herausfindet, was ihm voraus am Angenehmsten erscheint. Dabei hat er ein gefälliges Aeußere, so daß er, obgleich bei näherer Bestichtigung ein egoistischer Schmachkopf, ohne Schwierigkeit — wie es unter den Philistern heißt — „sein Glück machen kann." In der Jugend hat er allerdings, wie fast Alle, bessere, bisweilen poetische Regungen gehabt; diese gelingt es aber, theils den verschiedenen Lebenskreisen, in denen er sich bewegt, theils seinem Vater, einer in Gestalt eines Landpfarrers köstlich gezeichneten, gemeinen Philisterseele, gründlich zu unterdrücken, so daß er sich nach und nach die goldene Lehre zur Vollkommenheit aneignet, erst sich selber und dann nebenbei auch seinen Mitmenschen „nützlich" zu sein.

Mit gehen rasch über den ersten Theil hinweg, wo sein wüstes Leben als kopenhagener Student, nur durch die gemüthvollen Briefe und die Erscheinung seiner trefflichen Mutter unterbrochen, auf ziemlich wüste Weise geschildert wird. Durch die Liebe des edelsten Mädchens, die Tochter eines beschäftigten Gärtners in der Vorstadt, wird er aus dem geistlosen Taumel seines Lebens herausgerissen, und dies Verhältniß, wo er scheinbar geistig und moralisch wiedergeboren wird, ist in einer wunderschönen Idylle geschildert. Dann wird er, bei dem Tode der Mutter, von dem „trostlosen" Vater nach Hause berufen und tritt, nach Schwüren von ewiger Treue und fleißigem Briefschreiben, im zweiten Theile die Reise an. Auf der Ueberfahrt trifft er eine kokette Gräfin, der er als Student Stunden gegeben und, die Cour damals sehr unglücklich gemacht hat, die in eine Vernunftpartie mit einem verthierten Kammerherrn eingetreten, ihn jetzt mit verführerischem Wohlwollen, sie nach ihrem Gute auf Fühnen zu begleiten, einladet. Hier bringt er nolens volens mehrere Monate zu, führt unter der fühnenschen Landaristokratie ein epikuräisches, inhaltloses Leben, verliebt sich (seiner Meinung nach) in die gnädige Kammerherrin und verglst in seiner unbegrenzten, mit großer Kunst und Wahrheit geschilderten Charakterlosigkeit seine beiden rettenden Engel, die todte Mutter so schnell, wie die lebende Braut. Alles, die psychologischen Bewegungen, wie das äußerliche Leben, ist in den feinsten Details ausgeführt, durchgehends mit feinem Humor und geistreicher Satyre gewürzt; und doch, trotz der anziehenden Weise, in welcher dies geschieht, würde das Gedicht bei seinem großen Umfange vielleicht zuletzt ermüden, wenn uns Alles nur in dem Reflex der Negation und Ironie gegeben wäre, wenn nicht der Dichter inmitten dieser mit Recht gegeißelten Erbärmlichkeiten einer erbärmlichen Gesellschaft, uns ein Gegenbild des Göttlichen in der Menschennatur, einen Typus des unmittelbaren erhabensten Pathos hätte sehen lassen; wenn er nicht mit einer fast grausamen, tief tragischen Ironie an die Seite seines Helden ein

*) Unter diesem Titel erschien die dritte Auflage seiner drei ersten Arbeiten.

Digitized by Google

weibliches Wesen hingestellt hätte, eine nicht blos rein menschlich, sondern, doch ohne die Grenzen des Wahrscheinlichen zu überschreiten, rein ideallich gehaltene Figur, die gewiß zu den Schönsten gehört, was je ein Dichter geschaffen hat. Das ist die göttliche Alma, die schöne Gärtnerstochter, deren Briefe, von der rührendsten Liebe überströmend, einen wüthenden Mörder, einen gemeinen Verbrecher hätten bekehren können. Aber Adam ist kein gemeiner Verbrecher, er ist ein civilisirter Strohmann in seinem Frack und Glacéhandschuhen, nur ohne Kopf und Herz; kurz, er ist ein gestteter Philister, und solche Leute können nicht bekehrt werden.

Ergötzlich ist der scheinbar spielende, aber innerlich tiefe Humor, mit welchem der Dichter ihn fast nach jeder glücklich durchgeführten Dummheit oder Gemeinheit immer von einer rächenden Nemesis ertappen läßt. So, als der Held, der, beiläufig gesagt, zuerst bei einem interessanten Senderitz in der Nachbarschaft durch gute Lehren und heißen Wein sein Mäthchen gekräftigt hat, die Kammerherrin inbrünstig umarmen will, wird er in flagranti von dem Kammerherrn überrascht, der eine Nummer der Tageblätter vermißt. Schleunigst eilt er davon in der Nacht, und kehrt nach Zittland zu seinem Vater zurück. Hier begegnet uns wieder eine treffliche Schilderung des ländlichen Philisterlebens mit ergötzlichen Figuren, wie der Küster, der Pachter und der Müller, dessen Tochter der verwittwete Pastor heirathet, weil sie Bremsgen hat. Das Ganze, mit Erntefest, Schlittenfahren u. s. w., bildet ein interessantes Pendant zu den ländlichen Genrebildern, die wir in der meisterhaften norddeutschen Dorfnovelle, „der Bälgentreter" von Georg Schirges, bewundert haben. Als Adam Homo hier, durch eigene und des Vaters Bemühungen, Aussicht bekommt, eine junge emancipirte und sehr reiche Baronesse zu erobern, schreibt er, um den „Forderungen der Pflicht und Ehre" zu genügen, einen Scheidungsbrief an die liebenswürdige Alma, und fährt nur, als er, zum „Hofjunker" ernannt, die Baronesse zum Traualtare führen soll, einen Anfall von Reue, den es jedoch der raffinirten Beredsamkeit des Vaters glücklich zu bekämpfen gelingt.

Die Neuvermählten fahren nach Kopenhagen ab, um dort das Glück plan- und standesmäßig zu genießen. Die tiefbetrübte Alma sieht den Wagen im Vorüberfahren, und die folgende Scene (II. S. 204—214), wie sie dem Vater nachher den Ther bereitet und mit ihm Schach spielt, bildet eine herzzerreißende Tragödie aus dem wirklichen Leben, eine tragische Idylle von so vollendeter Objectivität und erhabener Schönheit, daß es der Sprache fast an Worten fehlt, um sie nach Verdienst zu beloben. Es ist überhaupt zu bewundern, wie der früher fast ausschließlich lyrisch-idealisirende Dichter in diesem Gedichte das wahre, wirkliche Leben, als Hülle der bescheiden verschleierten Idee, überall in reinster Objectivität schildert; nur selten, aber dann als angenehme Abwechselung des Vortrages, bricht seine subjective Lyrik sich Bahn wie in den schönen Stanzen (II. S. 238—240) vom „Genius des Landes."

Adam führt indessen ein großes Haus mit Diners und Bällen, wird Kammerjunker und ist von der ganzen Welt bewirthet. Aber hier ist gleich wieder die Nemesis bei der Hand. Die zwei kleinen gräflichen Töchter, mit welchen seine gnädige Frau ihn beglückt, haben ein scharfes Auge für die Lächerlichkeiten des Vaters, und railliren ihn in „gräflichen" Carricaturzeichnungen, was ihm, obgleich er davon nie Notiz macht, doch innerlich kränkt. Und sein einziger, bester Freund, Gerichtsassessor Jensen (die, als Typus des borniirten Beamten-Philisterthums, vorzüglichst komische Zeichnung des Gedichts), scheint mit der Frau des Hauses in einem noch intimeren Verhältnisse zu stehen; er ist der hochvertraute Confidente ihrer literarischen Thätigkeit. Denn die Frau Kammerjunkerin ist Blaustrumpf; sie schreibt emancipirte Novellen „aus der Zeit und der Gesellschaft," und wenn der Herr Gemahl den Club besucht, dann — verbessert sein Hausfreund den Styl der gnädigen Frau. — In einem so unermeßlichen bürgerlichen „Glücke" schwelgend, kann Adam doch nicht umhin, dann und wann Aufwallungen seiner früheren philantropischen Weltverbesserungsträume zu verspüren. Er findet das Ideal zuerst in der damals anfangenden „liberalen" Opposition, und studirt fleißig den Demosthenes, um sich zum politischen Redner zu bilden. Als er aber endlich, mit emsiger Hülfe seines Freundes Jensen, einen allgemeinen Redeclub gegründet hat und ihn mit einer fleißigst ausgearbeiteten und einstudirten Rede feierlich eröffnen will, ist wieder die Nemesis da. Sein Vortrag bleibt ohne Wirkung, weil bei jedem Satz eine innere Stimme ihm zuruft: „Wie bist du doch ein so großer Dummkopf!" Weil ihm also alles frische Leben der Ueberzeugung abgeht, macht er, trotz allen freundlichen Bemühungen von Jensen, einen eclatanten Fiasco und schwört, auf immer die Rednerbühne aufzugeben. Jetzt will er das Ideal auf andere Weise realisiren, er wird bombenpathischer Socialist; während er äußerlich nur den „feinen Mann" zu geben bemüht ist, will er im Stillen „wohlthätig sein." Als er aber, von einer rührenden Bitte im Tageblatt ergriffen, die Wohnung der Armen aufsucht, findet er diese bei der Punschbowle lustig betrunken und kommt, als er eine moralische Anspräche beginnt, in Gefahr, mit zerbrochenen Gliedern die Treppe hinuntergeworfen zu werden. Dies ist zu viel für seine philantropische Seele. Er giebt jetzt das Ideal ganz auf, wird allmälig Baron, Kammerherr, Geheimerath und Ritter vom weißen Band, während seine Frau so corpulent geworden ist, daß sie alle ihre Functionen in einem Rollstuhle betreiben muß, bis sie, vom Schlage getroffen, ihren Platz einer Nichte versorgenden Haushälterin überläßt. Seine Küche ist, wie sich denken läßt, ausgezeichnet, und verleiht auch ihm einen kleinen, ehrfurchtgebietenden — Bauch. Also mit allen staatsbürgerlichen Ehren und Würdigkeiten überschüttet, daneben wegen seiner „Liebenswürdigkeit" in den besten Kreisen laut bewundert und gepriesen, kann er doch dem Staate nicht gänzlich sein Geld und seinen Geist entziehen; vor Allem muß er, der „Majorität" aller öffentlichen Stimmen gehorchend, jede Actienunternehmung mit seinem hochgeachteten Namen unterstützen, in allen, zum Bürgerwohl zielenden staatsbürgerlichen Comitéen als Präsident fungiren u. s. w., ohne ihm gelingt Nichts in der ganzen Stadt, — nicht einmal das Theater. Er wird also, von der öffentlichen „Majorität" als einziger Retter der Kunst bezeichnet, Theaterdirecteur. Mit der größten Sachkenntniß untersucht er bei seinem Antritt alles Inventarium; ja es gelingt ihm zum ersten Male hier, an das gesammte Personal, das splendid von ihm bewirthet wird, eine Rede ohne Stecken zu halten, gespickt mit den gewähltesten Gemeinplätzen.

Jetzt trifft ihn aber wieder, und zum letzten Male die irdische Nemesis. „Wennbetrunken vom Vortrage" reitet er spaßiren, um ruhig seine glänzende Zukunft voraus zu genießen. Da überfällt ihn ein Regenschauer, er erkältet sich, durch einen zu starken Aderlaß ernstlich erkrankt, läßt er sich in's Hofspital bringen, und da — begegnen ihm, in der Gestalt einer Krankenwärterin, die unverwüstlich schönen Züge der holden Alma, jetzt eine ehebarr Jungfrau von einigen Funfzig, die in ihrer Armuth als fleißige Nätherin hier einen kleinen Nebenverdienst sucht. Mit allen Reichthümern ihrer unwandelbaren Liebe, mit holdseliger Rede, labt und mildert sie ihm, wenn nur der unermüdlichen, um die Krankenstuben Diskopositionen eifrigst bemühte „Jensen" ihnen Ruhe läßt, die letzten Augenblicke, und ihre lieben Hände im erwachenden Bewußtsein mit stiller Verzweiflung fest umklammernd, scheidet er vom Leben. Kurz nachher folgt ihm die treue Alma mit dem längst gebrochenen Herzen, und nur die meisterhaft schöne Schilderung ihrer einsam-rührenden Lebensart und ihrer letzten Tage vermag uns mit ihrem tragischen Schicksale zu versöhnen.

Das Gedicht ist aber noch nicht aus. Es folgt eine Sammlung Lieder, in welchen Alma in langen trüben Jahren die Schmerzen ihrer schönen Seele ausgebaucht hat; vielleicht sind diese Gedichte ein wenig zu künstlerisch und reflectirt, um nicht die Illusion — als Nachlaß eines naiven Mädchens – etwas zu beeinträchtigen. Dann führt und plötzlich der Dichter im letzten (zweiten) Gesang mit überraschender Dreistigkeit in die andere Welt hinüber. Dieser gewaltige Sprung ist aber durch den im ganzen Gedichte vorwaltenden launigen Humor so trefflich vermittelt, daß der

Digitized by Google

Leser dem Dichter so willig folgt, als ob es gar nicht anders sein könnte. Hier tritt die Idee des Gedichtes, trotz des leichten, scheinbar noch spielenden Ausdrucks der höchsten Wahrheit, plötzlich in voller Majestät auf, und wirft ihr mächtig erhellendes Schlaglicht über die ganze, im Vorigen entfaltete Welt zurück. Adam erwacht und wird vor das äußerste Gericht gerufen, wo sein Leben gewogen und gewogen werden soll. Der „Advocatus Hominis“ verschleudert ihm mit Hinweisen auf „Zeit und Umstände,“ die nur „Mittelmäßigkeit“ gebären konnten, seine guten Vorsätze und reinen Absichten, die nicht verkannt werden dürfen, wenn auch seine Mission als politischer und socialer „Volksbeglücker“ schiitterte, endlich seine so allgemein anerkannte „Liebenswürdigkeit.“ Der „Advocatus Diaboli“ widerlegt aber in einem, von dialektischem Uebermuthe glänzenden Vortrage Alles mit schneidender Schärfe:

.... Von seiner Liebenswürdigkeit wir hörten;
Die hilft ihm nichts, denn es ist abgemacht.
(Was ich bedau're) wenn sie auch gebracht
Zur Rührung oft der Erde Damen alle,
Daß sie den Engeln keineswegs gefalle. —

Adam ist gewogen und zu leicht befunden worden, und somit der Hölle anheimgefallen.

Dann zeigt sich in der Ferne plötzlich ein Licht, wie ein heller Stern; es ist die verklärte Gestalt der holden Alma. In wörtervoller Hoheit naht sie sich, die Auserwählte, die Heroin des Duldens, und spricht ihm und seinen Richtern zuversichtliche Worte zu:

„Wo Zwei vielleicht Schmerzensnoth ermessen,
Und in dem einen Leid die Zwei verschwinden,
Wo Zwei sind Eins, die Hölle ist nicht mehr.“

Sie bringt in göttlich erhabener Weise das letzte Opfer ihrer unendlichen Liebe, indem sie ihre Sündenreinheit für ihn in die Schale wirft, — denn nur so kann er errettet werden — und somit ihre eigenen Ansprüche auf die Seligkeit hingebend, begleitet sie ihn freiwillig in's Fegefeuer.

Wenn Jemand hier den Einwand bereit haben sollte, daß Alma in ihrer Liebe für einen Unwürdigen, der sich auf so empörende Weise gegen sie benommen hat, doch zu weit über die poetische Gerechtigkeit hinausgeht, dann muß zur Rechtfertigung des Dichters erinnert werden: erstens, daß die Schicksichtigkeit seines „Helden,“ die, wie sie wohl eingesehen hat, mehr aus Jämmerlichker Schwäche, als aus überlegter Bosheit herrührte, von ihr, den Sündenopfer, milder als von dem das Ganze überschauenden Leser beurtheilt wird; zweitens, daß sie ein durchaus christliches Gemüth ist, und schon deßhalb ihm selbst im wirklichen Leben denselben Liebesdienst, wofür sich erst im jenseitigen die Gelegenheit darbietet, ohne Bedenken erzeigt haben würde. Endlich ist der Dichter auch nicht im Unrecht gewesen, wenn er hat andeuten wollen, wie die höchste Liebe eine ewige Macht an sich ist, nicht durch den oft zufälligen Gegenstand bedingt, der dazu bestimmt war, den Keim der Liebe aus dem bewußtlosen Samen zur Blüthe und Reife zu treiben. Dieser Gewalt gegenüber verschwindet die sogenannte „poetische Gerechtigkeit,“ so wie die irdische. Die jungfräuliche Liebe als solche, diese naive, selbstständige Naturmacht, lidet nicht etwa, weil der Gegenstand einen gewissen Werth hat, sondern weil sie Liebe muß. Daher sehen wir auch edle Naturen nie eine erste, d. h. wahre Liebe vergessen. Das, was sie einmal geliebt haben, selbst wenn es sich, näher betrachtet, der Liebe „nicht werth“ zeigen würde, werden sie, weil sie in ihrer Liebe nicht die egoistische Neigung, sondern eine göttliche Macht verehren, im Herzen, und wo es Noth thut thätig, mit ihrer Liebe zu umfassen nie aufhören können.

Wir haben hier weiter nichts hinzuzufügen. Eine oder zwei, vielleicht besser weggelassene Einzelnheiten der Composition, wie das weder vorher noch später motivirte Auftreten von Helene P. (im neunten Gesange), können den großartigen Totaleindruck und das wohlverdiente Lob des Ganzen nicht trüben. Der Dichter steht hier in der herrlichsten reifen Blüthe seines schönen Talents. Der früher dann und wann sichtbare Kampf zwischen Idee und Form hat in seinem letzten Werke aufgehört; er hat hier seine lyrisch-musikalischen Nebelgestalten, sondern lebendige Menschen von Fleisch und Blut gegeben; das Ganze endlich zeugt nicht nur von hoher Begabung, sondern auch von einer fast eben so seltenen Ausdauer und Beharrlichkeit in der Ausführung.

(Beschlußen im Febr.) P. L. Møller.

Bücherschau.

Frey. Tidskrift för Vetenskap och Konst. (Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst.) Stockholm, C. A. Bagge. 1848. 8. Nr. 1—8.

Diese schwedische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, von der wir obengenannte Stücke vorliegen, erfreut sich schon eines ziemlich langen Lebens, da diese Hefte als 44—51. begriffen sind. Jedes Heft theilt sich in Aufsätze und in eine Uebersicht über die neueste Literatur, der meistens noch Titel der zuletzt erschienenen Bücher oder Rottgen hinzugefügt sind. Die Aufsätze in diesen Heften betreffen besonders Geschichte, Literatur und Erziehung, Sprachlehre, Alterthum, Staatskunst; die wichtigsten sind: über Karl XII. Tod, von Dr. G. Palaban-Müller; über die isländische Literatur von Grimur Thomsen; eine literarisch-biographische Skizze Schiller's, von M. S.; ein Brief von Jean Paul an Karl XIV. Johann; die historische Entwickelung der Idee des Staats, und dem Deutschen des Professor K. Hagen in Heidelberg übersetzt; eine kurze Uebersicht der Entstehung der Stände in Dänemark; ein Blick auf die Bewegungen im alten Rom, mit besonderer Rücksicht auf eine Arbeit von Rotzk, Professor in Kiel, „die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger.“ Unter Poesie ist mehreres Angekündete, z. B. die — noch nicht genannte — Abhandlung über die schwedischen Pronomina der Anrede, nämlich über die Entstehung des Anredewortes Ni aus der Hinüberziehung des Endbuchstabens im Plural des Präsens N zu dem I (Ihr); dadurch ward mit Auslassung des e aus hören I gerst hörn I und dann hör ni; und endlich brauchte man das ei auch da, wo das Verbum am Ende kein n hatte. — Die Abschrift des französischen Briefes von Jean Paul hat Herr P. L. Svedbom, wie er selbst erzählt, auf einer Reise in Deutschland von Jean Paul's Tochter aus einer noch ungedruckten Sammlung erhalten. Da er nicht lang ist, stelle ich ihn hier als eine Merkwürdigkeit mit:

Quatre vérités, deux espérances et une demande.

Vérités.

Première. Vous, Monseigneur, n'avez du triste dieu Mars que la valeur; et Vous aimez les hommes et les lettres autant que la gloire.

Seconde. Moi, je suis auteur. — Je vis pour écrire, et j'écris pour vivre. — Je loge dans le faubourg chez Mr. Schramm, maitre du greffe, entouré des ouvriers collocataires, pour pouvoir que moi sans être auteurs. — Ma plume nourrit ma femme, trois enfans, un chien, un oiseau et moi-même. — C'est pourquoi que ce serait appauvrir le pauvre que d'y ajouter un être vivant et mangeant de plus.

Troisième. La Muse veut de la solitude; et la guerre ou la victoire veut (Votre Altesse le sait) toute l'Europe.

Quatrième. La nation française a toujours honoré les lettres qui l'ont honorée à leur tour. — Sa gloire s'achevant par la valeur s'est commencée par les lettres. — L'Empereur Napoléon a laissé Göttingen et Heidelberg aux Muses.

Espérances.

I. J'espère que la pièce ci-jointe,*) quoiqu'elle flatte plus qu'elle ne peint, prouvera à Votre Altesse que j'ai obtenu quelques suffrages de ma nation par mes oeuvres romantiques, philosophiques et morales.

II. J'espère qu'en cas de guerre ma maison ou plutôt mon étude sera exemptée de la charge d'avoir des troupes en quartier et qu'elle demeurera l'asyle de ma Muse.

Demande.

J'implore l'humanité de Votre Alteese à réaliser ces espérances, après les avoir pardonnées. Qu'une ligne de Votre main veuille m'assurer **) la paix que méritent la poésie et la philosophie, parcequ'elles la propagent. La main vaillante verse le sang; la main bienfaisante tarit les larmes — mais Vous avez les deux mains.

Je suis, Monseigneur, avec le respect le plus profond,

Votre Alteese

Bayreuth 1806. (7.) très-humble serviteur Jean Paul. Fr. Richter.

*) Diese Beilage fehlt, wahrscheinlich ein Zeugniß des literarischen Rufes des Verfassers bei seinen Landsleuten.

**) Der Leser zweifelt wohl nicht an der Gewährung der Bitte.

Digitized by Google

Noch reichhaltiger ist die Uebersicht über die neueste Literatur. Die Beurtheilung einer Zeitschrift für Lehrer und Erzieher (Tidskrift för läraro och uppfostrare), herausgegeben von J. A. Dahlström, C. Ekenhahl &c., gibt durch mehrere Hefte und schließt mit den trüben Bemerkungen: In Schweden hat man mehrere Jahrhunderte lang die Schule durch Schulverordnungen und Reglements zu reformiren gesucht, ohne daß doch eine wirkliche Verbesserung gewonnen wäre. Auch hier geigt es sich, daß der Buchstabe tödtet und der Geist lebendig macht. Manche Leiden, welche auf eine neue Schulverordnung bringen und glauben, daß das Heil davon abhänge. Im Gegentheil beweist der Verfasser durch historische Data und rationelle Gründe, daß kein Leben, keine sichere Entwickelung, kein wohrhafter Fortschritt im Schulwesen sich zeigen wird, als bis es von einem lebendigen Geiste beherrscht wird — von einer Centralbehörde. Do hin hat man mit Längren oder kürgeren Unterbrechungen gearbeitet, seit es Gustav Adolf mißglückte, mit seinem Vorschlage, ein sogenanntes Consistorium generale einzurichten, und man hat doch nicht weiter kommen können, als eine Centralbehörde — dem Namen nach zu schaffen. Die Ursache ist offenbar die, daß eine solche Centralbehörde mit wirklicher Macht nicht gebildet werden kann, ohne daß auf der einen Seite die Regierung, auf der andern Bischöfe und Consistorien daran betheiligt wären. Aber da beide Theile dazu nicht die rechtmäßig sind, hat die Sache beständig Schwierigkeiten gefunden, bis man nun endlich dahin gekommen ist, daß nicht einmal dem Namen nach eine Oberschulverwaltung vorhanden ist. Aber eben deswegen hat sich das Bedürfniß um so dringender herausgestellt, und Herrn Svedbom's wohlbegründeten Beweisen und anderen Zeichen der Zeit zufolge, scheint man die Frage nicht weiter hinausschieben zu können, nachdem die Leitung, welche auf dem Wege war sich zu bilden, 1809 in Verwirrung geriethe, und 1833 schließlich ganz und gar aufgegeben wurde.

Aus der Masse der übrigen angezeigten und beurtheilten Bücher sehe ich noch folgende aus: Ein Büchlein über „Bildungskreise“ zum Besten der niederen Classen, wie man denn auch in Deutschland jetzt durch Volksbücher richtigere Ansichten bei dem großen Haufen zu verbreiten sucht; eine Sammlung von Lebensbeschreibungen: Ostindiens Apostel oder Schilderungen aus dem Leben großer Missionare, mit einer Einleitung über den jetzigen Zustand des englischen Ostindiens, von C. J. Tenström; isländische Grammatik von Rüpert, bearbeitet von Wimmerstedt; ein Diplomatarium Norvegicum von Lange und Unger; eine Gedächtnißrede auf C. G. Geijer, von St. Stenberg; eine Gedächtnißschrift auf die in Turin gestorbene treffliche schwedische Schauspielerin Emilie Högquist; eine ähnliche Schrift, Minnesrun, auf die in der Schlacht bei Dippeldorp, am 5. Junius 1845, Gefallenen, von Rydestad; über die neuesten Communicationsanstalten oder Landwege, Wasser- und Eisenwege in Europa und den Vereinigten Staaten. Unter den schönwissenschaftlichen Schriften werden zwei, Carl des Zwölften Page, historischer Roman von C. D. G., Verfasserin des „Herzlosesend auf Dalwig u.“ und ein dänischer Roman: Fleisch und Geist, oder die beiden Wege, eine Seelenhistorie von Jean Pierre, besonders gelobt, unserdem auch: das Stadtmädchen (Flickan i Stadsgarden), Novelle von A. Blanche, und ein Sommer im Smaland (die Darstellung eines Landmädchens). Erzählung von Knilborg; die beiden Artistokraten, von Wilhelmina; und den neuesten Romanen von drei der berühmtesten Novellisten und Novellistinnen Schwedens: die Herren auf Ekolsund, von Almquist; Geschwisterleben, von Fredrika Bremer; und der Jungfrauenthurm, von Emilie Carlén, eine längere Beurtheilung, den beiden genannten Schriftstellerinnen auch eine geistreiche Vergleichung ihrer Werke mit achtungsvoller Anerkennung ihrer Vorzüge, aber auch mit unparteiischer Besprechung ihrer Schwächen gewidmet, — die ich bei meinem Aufzuge über „schwedische Dichter“ benutzt habe; wie mir denn auch der Schluß der Beurtheilung von Blanche's und Knilberg's obengenannten Erzählungen der Mittheilung werth scheint. Nachdem der Recensent gesagt hat, daß die schwedischen Romanschriftsteller meistens nur die Fehler der Gesellschaft, den Adelsstolz, den Bürgerneid, und den Stolz und Uebermuth der anderen Classen darstellen, da der schwedische Charakter doch ursprünglich ein ehrenwerther, und nicht blos gewesen, sondern auch jetzt noch sei, fährt er fort: „Möchte doch ein Novellist und einmal ein Gemälde aufstellen von der Vereinigung der ungleichen Classen, und wie diese scheinbare Zwietracht sich in die höhere nationale Einheit auflöst, gleichwie die verschiedenen Nationen in die höchste Einheit, die Menschheit, aufgehen; möchte er uns zeigen, wie bei einem gerechten und billigen äußern Verhalten die getrennten Classen unaufhörlich, nothwendig und wohlthuend auf einander einwirken, möchte er die harten Umrisse mildern und verschmelzen, deren Ecken blos für den beschränkten und unnachtsehen Blick vorhanden sind, nur für Diejenigen, welche sich von dem Einzelnen und Oertlichen nicht zu dem Ganzen und Allgemeinen zu erheben im Stande sind; und möchte er dann nicht blos mit der Schärfe des Verstandes, sondern mit warmem Herzen arbeiten! Dann würde er gewiß sein können, nicht blos zu unterhalten, sondern auch zu versöhnen, zu verbessern, zu verbrüdern, mit einem Worte, im Dienste der wahren Civilisation zu arbeiten.“

Auch an Sammlungen von neuen Gedichten eines einzelnen oder mehrerer Dichter fehlt es nicht, und Nummer 3. enthält einen Gesang von G. Stephens auf Dänemark, „Old Denmark,“ in englischer Sprache, datirt Stockholm den 9. April 1848, dessen letzte Strophe anfängt:

German nor Cossack Denmark fears
A handfull — firm she stands.

Unter den Notizen befindet sich folgende, womit ich meine Berichterstattung über diese inhaltreiche Zeitschrift schließe: daß der Professor und Geheimerath von Raumer sein Bestreben, sich ausländischer Worte zu enthalten, bei einer Unterredung über die Expropriation eines Hauses am Monbijonplatz in Berlin bethätigte, indem er, statt des lateinischen Wortes Expropriation, sich des deutschen: „Zwangsverkauf“ bediente, — gewiß ein völlig verständliches Wort, dagegen die von Andern vorgeschlagene wörtliche Uebersetzung „Abeignung,“ unbegreiflich wir schon „Zueignung“ haben, weniger Beifall finden möchte. K. L. R.

C. H. van Hoorwerden, het Nabedal, in brieven uit Kreuznach. (Das Nabethal, in Briefen aus Kreuznach.) Groningen, van Boekeren. 1848.

Eine Reisebeschreibung ist entweder die Trägerin bestimmter ästhetischer Grundgedanken, sie ist die Verkörperung einer bestimmten sittlichen Idee, man läßt bei der Betrachtung von Menschen, Zuständen und Ländern eine bestimmte Individualität sich entwickeln, und dann macht sie Anspruch auf den Namen eines Kunstwerkes; oder sie hat die Zwecke des Wissens im Auge, und dann nimmt sie in der Literatur den Rang eines Lehrbuches ein; oder sie ist nichts, als ein einfacher Wegweiser für diejenigen, welche ebenfalls einmal die beschriebenen Gegenden zu bereisen gedenken; oder endlich, sie ist Alles in Allem, eine Reihenunterredung vieler kunden Reisefidler, und man kann ihren Werth oder Unwerth dann nur aus der Beschaffenheit der Verbindung und der Art und Weise beurtheilen, wie diese einzelnen Existenzien für das Publikum geschichtet, auf das Ganze vertheilt und vorgetragen sind. Das vorliegende, sehr umfangreiche Werk gehört nun zu den Reisebeschreibungen der letzten Art. Wenn wir es mit Interesse gelesen haben, so ist das aber nicht etwa geschehen, weil es den Anforderungen an eine gute Reisebeschreibung dieser Art durchaus entspräche; auch nicht, weil wir etwas wesentlich Neues über das schöne Nahethal oder seine Bewohner darin gefunden hätten, sondern nur, weil es manche Urtheile über deutsche Zustände, besonders der näheren Vergangenheit, enthält, die, wenn sie auch nicht durchweg richtig sind, doch aus dem Munde eines gebildeten Ausländers immer einigen Werth haben.

So sagt z. B. der Verfasser gleich in der Vorrede: „Endlich will man es meinen Briefen hier oder da ansehen können, daß sie vor dem Februar d. J. geschrieben und größtentheils auch gedruckt sind. Ich fand in den Ereignissen seitdem Grund, das, was ich z. B. im 10. und im letzten Briefe über Baugermanismus gesagt habe, zurückzunehmen. Es weht noch hohle Luft, wie es mir das jetzt entworfenen deutschen Kindeil abhaft. Wenn sie aber auch, was ich Deutschland herzlich gern wünsche, gelingen sollte, so hoffe und bitte ich doch, daß sie nicht auch Niederland zu umschaffen suchen, und daß sie etwaiges Streben dieser Art jedenfalls seine Begünstigung bei und finden möge. Ich für mein Theil, so sehr meine Liebe auch für der schönen deutschen Natur hat, fühle mich von dem eigentlichen deutschen Leben, sei es auf bürgerlichem und politischem, sei es auf religiösem und kirchlichem Gebiet, eben so sehr abgestossen. Nicht, daß ich in Deutschland nicht mehr als einen freundschaftlichen und dauerlichen Kreis gefunden hätte, in dem ich mit wahrem Genuß heimisch geworden wäre; nicht, daß ich keine Männer angetroffen, zu denen ich mich hingezogen gefühlt hätte, und denen ich, lebte ich in ihrer Nähe, mich innig anschließen würde; aber wie man in dieser Zeit auch den einzelnen Persönlichkeiten der deutschen Völker in den Himmel erheben möge, als Planden wir dabei weit hinter ihnen, und als wäre das, was sie projectiren, unendlich besser, als das, was wir schon besitzen, ich bleibe dabei — und in Deutschland, wenn auch oft heftig bestritten, ist es mit wohlen klar geworden — bei meinen Sünden und wir sind Stämme von so verschiedener Art geworden, als daß wir je unter einen Hut passen sollten. Die vorherrschen Eigenschaften bei Seite, in denen sie uns übertragen, — ihre Wissenschaftlichkeit, ihre Wißbegierde, ihre Anlage zur Musik und andere Dinge, — bestehen sie im Allgemeinen wenig oder nichts gemein in der Ordnung, wie einem edlern, freien Bürgerstamm in der wahren Bedeutung des Worts, von dem Sinn für Einfachheit, Häuslichkeit und praktische Ehrbarkeit, um nicht von unserer Religiosität zu sprechen, die immer als ein Charakterzug unserer Nation, den man in Deutschland vergebens sucht, obenan steht, und dem unsere Staatsverwandten wieder viel weiter als vor etwa dreißig Jahren entrückt sind, gerade durch die alten steifen Formen, in denen man sie gefangen hielt, und seit Langem noch festen zu fesseln sucht. Ich will hier das Wort wiederholen, was Ullmann im vergangenen Jahre in Leyden aussprach, daß er nemlich der festen Meinung sei, ein Band, was Deutschland und Niederland brüderlich vereinige, bestehe und müsse bestehen, aber Niederland habe sich durch eigene

Digitized by Google

Kraft zu selbstständig entwickelt, als daß eine Verschmelzung beider Völker nicht ein ähnliches Hirngespinnst wäre. Jenes Vereinigungsband wird von unserer Seite unter Andern nicht wenig durch das Studium der deutschen Literatur geknüpft. Die Niemand mehr lieben und höher schätzen kann, als ich. Mädchen doch die Deutschen und durch das Studium der unsern begonnen, die dessen so würdig ist; aber es ist bekannt, wie Wenige sich dazu neigen. Ferner können auch Gesangsfeste, wie das niederdeutsche im vergangenen Jahre, so wie andere Zusammenkünfte, besonders von wissenschaftlicher Art, wie deren in den letzten Jahren mehrere sich haben gestalten sind, zur Belebung kräftig beitragen. Es ist meine tiefe, innige Ueberzeugung, daß Niederland in vielen Beziehungen von Deutschland lernen kann und muß; aber nicht minder steht bei mir die Wahrheit des Satzes fest, daß, sollte es deutsch werden wollen, es sowohl in moralischer, als in materieller Hinsicht nicht minder aufdoren würde, zu sein. Als wenn es französisch oder englisch werden sollte; klein, wie es ist, würde es seinen Platz nicht länger behaupten können, und das Mutterland sowohl, als die Colonien würden für das altholländische Volk verloren sein."

Den religiösen Verhältnissen Deutschlands widmet der Verfasser eine um so ernstere Aufmerksamkeit, als sein Interesse für dieselben durch seinen Stand als Pfarrer zu Groningen geadelt wird. Diese Verhältnisse sind auch sehr complicirt, und dem seine Reflexionen nicht selten sehr werthvoll, durchweg aber viel gemüthlich sind. Wir können jedoch nicht mit ihm einverstanden sein, wenn er S. 138 die Sitte der Deutschen ansicht, sich des Sonntags in öffentlichen Localen durch Musik und Tanz zu erfreuen; wir halten die Ansicht, daß diese Sitte, die sich auch in Holland immer mehr ausbreitet, zur Unterstützung der Religiösität beitrage, in dem Munde unsers Autors für um so auffallender, als derselbe an vielen anderen Stellen, und zunächst S. 86, wo er von den Bestrebungen Ulrichs spricht, sich als ein wahrhaft religiöser, aber auch durch und durch freisinniger und vorurtheilsfreier Theologe zeigt. Es geht dies auch noch aus einer Stelle S. 153 hervor, wo er mit Erstaunen die Bemerkung macht, daß in dem Berliner zwischen zwei Geistlichen, von denen der Eine Supernaturalent, der Andere nur schlichter Pfarrer gewesen, der Standesunterschied ziemlich deutlich hervorgetreten sei. „Im wirklich besser," fährt er fort, „ist es bei uns, wo der Präses der Synode nichts weiter ist, als primus inter pares." Bei aller Achtung für deutsche Eigenthümlichkeit und bei sehr oft richtigem Verständniß der edlen Tiefen des deutschen Gemüths, kann doch der Verfasser nicht umhin, über manches Knechtische und Philisterhafte in dem deutschen Character, z. B. über das Umschwenken der Bestrafes „Königlich, Fürstlich, Herzoglich" zu den Titeln zu spotten. Auch an andern Stellen, namentlich S. 229, rühren wir Wahrheiten, die uns gerade jetzt mit tiefer Wehmuth erfüllen müssen. Wahrheiten, die um so schmerzlicher sind, als sie von einem Manne ausgesprochen werden, der, gegenüber unserm großen Deutschland, von seinem eigenen Vaterlande mit den Worten eines seiner Dichter sagen muß: „von einigo op da wereldkaart" (ein Pünktchen auf der Weltkarte).

Eine dieser Stellen lautet:

„Wir fuhren bis an den Fuß des Berges und besanden uns dort wieder auf hairtischem Grund und Boden. Deutschland ist doch merkwürdig zerrissen, da liegt man wieder ein hessen-homburgisches Stück mitten zwischen Preußen und Baiern. Kaum in einem solchen Lande Einheit sein, kann da an Nationalität im wahren Sinne des Wortes gedacht werden, insofern diese denn doch auch in der Einheit der Regierung, in der Uebereinstimmung der Gesetze, Landesgebräuche und Sitten beruht? Wie verschieden sind Baiern und Oesterreicher, Nassauer und Preußen, ja, wie stehen sich in ein und demselben Lande Rheinpreußen und Brandenburger einander gegenüber! Der Paßgermanismus will mir auch behagen, und aus noch vielen andern Gründen, in seiner Anwendung auf Niederland, wovon man einst sprach, nicht recht in den Kopf. Er ist streng- genommen weniger heimisch, als gerade in Germanien. Wenn Niederland dadurch gewinnen würde, seine Selbstständigkeit Preis zu geben, um sich an Deutschland anzuschließen, oder den einen oder andern deutschen Fürsten in die Arme zu werfen, wahrlich, so würde man es von Liebe erdrücken und nicht viel mehr davon übrig lassen, als ein kaltes und kaltes Gerippe."

Man darf übrigens schon angedeutet, das Buch nur als das nehmen, was es wirklich ist, und wofür es die Vorrede auch nur ausgiebt, als eine Sammlung von Briefen über das Babeleben in Kreuznach und das Nahethal, die, für engere Kreise geschrieben, zwar manches Gute, aber auch manches Weitschweifige, Langweilige und Gewöhnliche enthalten. Es verbietet sich von selbst, daß bei einem Werke, wie das vorliegende, das eigentlich nur Materialien liefert, nicht aber einen Vorzug in der harmonischen Zusammenstellung beanspruchd, die diese Materialien zu einem Ganzen macht, daß bei einem Werke, was theils nur Zerstreuung bieten, theils nur ein Hülfsbuch für Reisende sein soll, die Kritik nicht allzuscharf und genau auftreten kann; daher aber darf sie es wohl aussprechen, wenn die gewöhnlichen Dinge, häufliche Scenen, untergeordnete Gebverhältnisse, kleine Unannehmlichkeiten, mit der wohlgefälligsten Breite ausgemalt und dem größeren Publikum vorgeführt werden. Und dieser Schwächen begegnen wir gar mancher in den Bache. Zu dem Guten in demselben zählen wir aber namentlich die oft sehr poetischen und gehobten Naturschilderungen, z. B. S. 320 die Schilderung eines Wiesenbades auf dem Wege nach Ohaus, die zudem ferner dazu weitere sehr gelungene Ueberseyungen von Gedichten des Dichters Pfarrius und die Mittheilungen vieler geschichtlichen Notizen, typographischen Nachrichten und deutschen Sagen und Mährchen. Das Buch hat bei diesem Material für Holland ganz gewiß keinen unbedeutenden Werth, obgleich gerade Holland in der Literatur der Reiseschreibungen schon Manches geschichtet besitzt; in Deutschland aber, dem aber das Nahethal viel nähere Nachweise zu Gebote stehen, werden nur die wenigsten Interesse finden, wo über deutsches Leben und deutsche Zustände garnichts wird.

C. Br.

Notizen.

[Die Sängerin Fräulein Garrigues.]

Fräulein Garrigues, eine geborne Kopenhagenerin, ist in Braunschweig als Elvira, im „Don Juan", Rezia, im „Oberon", Sylva, im „Liros", mit außerordentlichem Beifalle aufgetreten. Sie wird noch ferner im „Fidelio", „Tancred" und „Jessonda" auftreten. Sie wird als eine wahre dramatische Sängerin geschildert; im Besitz einer vollen, kräftigen umfangreichen Stimme, verenen Spiel und Gesang sich bei ihren Darstellungen zu einem seltenen Ganzen.

[Der pädagogische Verein in Stockholm.]

Aus dem Bericht des kürzlich stattgefundenen Jahresfestes dieses Vereins geht hervor, daß er sich während des verflossenen Jahres mit folgenden Fragen besonders beschäftigt hat: Eine besiere und zeitgemäße Entwickelung der periodischen Presse; Hervorrufung eines Lehrbuches der schwedischen Sprache; die Moralität der Schuljugend; die Methode bei Unterricht der Taubstummen; Verbesserung der Institute für Bildung der Volkslehrer. M. Lundbergson hielt einen interessanten Vortrag über das Verhältniß der Heimath zur Schule. Er beklagte, daß sie, bei der Erziehung der Kinder, so selten einander wirklich unterstützen, und forderte ein klares und gegenseitig besseres Verständniß, ein wirkliches Anderen Hand in Hand. Als ein böses Zeichen der Leichtfertigkeit der Zeit, bob der Redner hervor, daß es Gewohnheit geworden sei, die Kinder bereits in der ganz frühen Jugend in die Schule zu schicken, bloß um sie zu Hause „los zu werden;" er wünschte die Kleinkinderschulen zurückgeschoben auf ihr erstes ursprüngliches Studium, als ein Asyl nur für die Kinder, die der elterlichen Pflege und Obhut entbehren müßten. Zum Schlusse gab Direktor Borg einige biographische Notizen von Pestalozzi's Zeitgenossen Charles Michel de P Epée, die er mit einer ruhmvollen Erwähnung des um die schwedische Taubstummen-Pädagogik so verdienten Per Aron Borg, der im Jahre 1809 die erste schwedische Schule für diese Unglücklichen ins Leben rief, schloß. Zwischen 2 und 300 Taubstumme haben bis jetzt diese Anstalt in Stockholm, Upposstrings-och undervisnings-Anstalten für Döfstumma" frequentirt; die jetzige Anzahl der Eleven ist 60; die bei in Verbindung mit der Anstalt stehenden Juklitut's für Blinde, 16. —

[Gewerbeausstellung in Delft.]

In Delft wird für die Zeit vom 7. bis zum 31. Juli d. J. für die Provinzen Nord- und Süd-Holland eine große Gewerbeausstellung vorbereitet.

Feuilleton.

Auch eine Recension.

(Skizze von Oskar Odd.)

Diese Ueberschrift wird Euch vielleicht zu der Ansicht bestimmen, es sei meine Absicht, nach Art der großen, bedeutsam Kunstrichter Euch eine Abhandlung über die Meisterwerke Shakespeare's oder Dante's vorzulegen, über Börne oder Byron, Schiller oder Rousseau, oder über unsere eigenen, nicht weniger umfschätzbaren, literarischen Perlen, die Tragödien des Herrn Hofmarschall v. Beskow, oder die Kraftdichtungen des Herrn Olof Fryxell. Ihr thut mir Unrecht. Der Verfasser, von dem ich zu sprechen gedenke, ist gar nicht mal ein Berufsrichter, sondern — eine Berufsfrau.

„Ach!... also von Fräulein Bremer! Von der Freifrau von Knorring, der Verfasserin der „Couffinen!" Von Frau Flygare Carlén, deren hübsche Romane wir Alle kennen!"

Nein, wieder fehlgeschossen! Meine Berufsfrau, wenn gleich in ihrer Art eine Notabilität, ist noch nicht am Hofe Apollo's vorgestellt, hat noch kein Labouret als Staatsdame im Reiche der Poesie. Obgleich ihr Talent unlengbar sehr „pikant" ist, der Würzen, auch der schärferen, wie Pfeffer und Salz, nicht entbehrt, ist es mir doch völlig unbekannt, daß ihr, ob ihrer vielspältigen Berufserscheinungen, auch nur ein einziges Mal die sonst so gewöhnliche Aufzeichnung einer Recension geworden wäre. Und ich selbst muß obendrein bekennen, daß mehr ein Zufall, als irgend etwas Anderes die Schuld oder, wenn man will, das Verdienst hat, daß ich heute für das Recht dieser „vernachlässigten" Größe auf öffentliche Anerkennung in die Schranken trete.

Digitized by Google

Die Geschichte ist in zwei Worten erzählt. Der einigen Abenden wollte ich mir unter meinen Büchern irgend etwas anmuthig Einschläferndes aussuchen. In der Nachbarschaft von „Böttger's" Gedichten kam mir ein Buch in die Hände dessen Aeußeres mir völlig unbekannt war. Ich drehte den Finger naß, öffnete das Titelblatt und las:

„Handbuch in der jetzt gebräuchlichen, feinern Kochkunst u. s. w., von Margaretha Rylander; siebente Auflage."

Fräulein Rylander! Wie war die hierher gekommen?..... Ich weiß, daß die Damen oft ihre Finger in meiner Bibliothek haben und genannter Herr Böttiger speciell Einer von denen ist, die auf längere oder kürzere Zeit Ausflüge in die Damenzimmer machen. Vermuthlich hatte das Fräulein ihm auf dem Rückwege aus Discretion Gesellschaft geleistet. Genug! Ich stand da mit meinem „Handbuch in der Kochkunst." „Gleichviel, ob dies oder ein anderes," dachte ich bei mir selbst, ging zu Bette, putzte das Licht und schlug auf: Nummer 1. „Wildsauce. Das Fleisch des Wildes wird sorgfältig zerschnitten u. s. w....."

Es wäre überflüssig, hier Rechenschaft darüber abzulegen, wie weit ich diesen ersten Abend mit dem ganzen Fräulein kam; aber dies interessante Buch ist seitdem während einer Woche meine Abendlectüre gewesen, ich habe es auf diese Weise allmälig ganz durchgelesen und gebe die Versicherung, daß es mich nicht gereut. Der kundrei Jahren lebte ein Fräulein, Namens Kasse Barg, welche eine, für jene Zeit vielleicht ganz verdienstvolle Arbeit in der Kochkunst herausgab. Dies war ein, dem Anscheine nach wenig einladendes Buch, auf eine Art Löschpapier gedruckt, mit altmodischen Gesangbuchlettern; inzwischen ist es bis auf die spätesten Zeiten gekommen und wir Alle, wenn wir uns einiges Fleisches auf den Gliedmaßen oder einer angrenzenden Rundung unter dem Kinne zu erfreuen haben, sind unzweifelhaft in gewisser Weise Fräulein Barg Dank dafür schuldig. Ich erinnere mich sehr genau aus meiner Kindheit, wie meine Frau Mutter, wenn dann und wann eine Gesellschaft eingeladen werden sollte, immer mehrere Abende vorher dies unschätzbare Orakel hervorzog, sich Rath zu erholen, und wie sie eine Weisheit daraus schöpfte, deren Früchte wir nachher in den achtungswerthesten Suppenschüssen und einer geistreichen Kittronencreme zu schmecken bekamen. Und für mich war es eine Lust, diesen bandwürmlerischen Studien, Seite für Seite, Capitel für Capitel zu folgen; ich lernte das vielkundige Fräulein und ihr academisches: „Man nehme" beobachten, und ahnte schon alles Erbauliche in einer gastronomischen Abhandlung. Dies war Kasse Barg. Die neue Zeit brachte jedoch, wie in allen Andere, so auch in die Küchenwissenschaft eine Bewegung, und neue Talente bearbeiteten dies reiche Feld in neuen Richtungen und mit neuen Erfahrungen. Fräulein Rylander besitzt das unbestreitbare Recht, unter diesen frischen und umgestaltenden Kräften eine der ausgezeichnetsten Stellen einzunehmen; sie kann bei uns als ein wirklicher Reformator in ihrem Fache angesehen werden, den salzen Hering und Kartoffeln an gerechnet, bis zu Capaunen mit Champignons, und mit Ehrfurcht muß sie betrachtet werden als die Verfeinerung der mehrenen Küche in unserm lieben Vaterlande, als die Königin der Casserollen, als die Göttin der Bratöfen.

Ich weiß nicht, was für eine Art von Poesie dies Buch durchdringt, vom vorgenannten ersten Capitel von „Wildsauce" bis zum letzten, vom „Eiergroggs", eine Poesie, aetherisch wie ein „Schneeball", glänzend wie ein „Hirschhornsgeist", duftig-lieblich und zweitweilig, wie eine „Sammetcreme mit pomme d'amour-Sauce", bald phantastisch und abenteuerlich, wie ein „Thurm von Mandelkränzen"! Wie durch einen Zauberschlag befindet man sich gleichsam im Schlaraffenlande, wo, wie Vitalis singt, gebratene Vögel in den Bäumen umherfliegen. Das ganze Thier- und Pflanzenreich summt sich hier um uns herum, wie in der Schöpfung ersten Tagen in dem kleinen Garten zwischen Euphrat und Tigris, aber in einer bei weitem veränderten Form, als dort, nämlich nicht mehr in dem „rohen" Naturzustande, sondern in einem durch Kochen, Abrühren oder Braten veredelten und humanisirten. Hier steht man ein wohlgemästetes Kalb hervorhüpfen, mit „gebratenem Kopf" und „gefüllter Brust." Hier springt uns gruntzend ein Säuchen Ferkel entgegen, schmackhaft braungebraten und mit eingemachten Schnauzen. Hier prunenirten gespickte Küchlein und pflaumengefüllte Gänse. Hier kriechen rothschalige Krebse unter üppigen Stauden von Purro und Petterstie. Ein pittoreskter Anblick! In großen Bassins plätschern hier durcheinander gesotdte Barsche, geräucherte Lachse, Butten „in Mänteln." Häringe „in Papillotten." Und als Hintergrund all dieser Herrlichkeit, weiß' originelle und einladende Landschaft! Ganze Wiesen von gebackem Spinat, mit „Cronions" und Eierschnitten! Ganze Haine vom prächtigsten, gesotdten Blumenkohl! Und welcher Reichthum an mächtigen Büchsen mit eingemachten Stachel- und Himbeeren, an köstlichen Obstkammen mit gezuckerter Pimenzengschote, gebratenen Aepfeln, tandirten Mandeln! Aber ganz im Hintergrunde thürmt sich auf italienische Weise über alles Andere eine Alpenkette von weißem und rothem Eise.

Man spricht oft von „Tausend und Einer Nacht" und der wunderbaren Welt, worin man durch die Lectüre dieses arabischen Werkes versetzt wird. Besser wir aber hier nicht wirklich ein Gegenstück, das den Vergleich vollkommen aushält und für uns noch außerdem das besondere Interesse hat, nationell zu sein? Ich fühle alle mögliche Achtung für die obengenannten, alten orientalischen Sagen, ich bewundere sie, ich liebe sie, ich bin der Meinung, Aladdin's Wunderlampe könne nicht mit Gold aufgewogen werden, ja ich neige mein Antlitz zur Erde vor der geschwätzigen Scheherezade. Aber auch alle Achtung für Fräulein Rylander! Dieses Fräulein, deren vortreffliches Buch freilich einen Gegenstand behandelt, der die Realität und Solidität selbst ist, aber dessenungeachtet zu gleicher Zeit den vollen Reiz, das Interesse und die Zauberkraft der feendaftesten und phantasiereichsten Dichtung in sich trägt. Also — dies mein Rath an Jedermann, der von Melancholie und Grübeleien geplagt, nach einem ergnickenden Trunk aus dem kabalistischen Quell durstet, an Jedermann, dem die Anzeigen des Tageblattes auf die Länge etwas geistesarm erscheinen, und der deshalb eine angenehme Abwechselung im haut-goût ersehnt, schließlich an Jedermann, der Abends zu recht kleblichen Träumen einschlummern will, — „man nehme" Fräulein Rylander's Kochbuch!

Dänische Bibliographie.

Aftryk fter, vedkommende det sjedvigte Sydgetmaal. 3. H. 16 ß.

Andersen, H. C., Brudkjøbet ved Comoedien. Opera i 3 A. Musik af F. Glaeser. 16 ß.

Arthur, Novelletter, udgivne som Supplement til „Mine Erindringer." 88 ß.

Aarsb. f. Danmarckes Geistlighed. En personalhistorisk-statistisk Aarbog. 1. Aarg. Med. 4. 2 Bbd. 48 Bß.

Bemærkninger, kritiske, ved Udkastet til Grundloven, i Breve fra en demokratisk Royalist til en Rigsdagsmand. 1. H. 28 ß.

Blumenfeld, W. F., De fortjaste Kibyser for det danske Statskirke, eller om Skjevsig Peitug og Underforhold. 48 ß.

Bücher, S. E., Aulbfrierist, Comedie i 1 Act. 24 ß.

Calender, geistlig, for 1849. 80 ß.

Gjödvell, F., Amanda eller 3 forsatte Frivilligers Skjebne før og under den dansk-Forfaarelig. Original-Fortælling. 1 Bbd. 64 ß.

Haagen, C. W., en Rigsdagens Ordning. 24 ß.

Hammerich, M., om de fremmede Ord i vort Modersmaal. 1. Om dette Mangde og Skadelighed. Forebrag i Classd. Selsk.

Horst, H., Tyrfing, et nordisk Digt fra den mythiske Tid. Med Tvisatte. 1 Bbd. (Udg. af det Skandin. Selskab.)

Hostrup, H. B., Almuesmindsbning, Militsstaaende Hær, Retskabet. 16 ß.

—— den danske Hærskrift i 1848. 12 ß.

Juul, G., nogle Digte. 1 Bbd.

Kier, F., mellemret Forslag til et ny Post- og Communicationssystem med Ind- og Udlandet. Med 1 Kort. 40 ß.

Koe, P. C., Hyle Skodig eller Krig; tagen ny Baabenhilstand! Af en Holstener. 12 ß.

Lorin, J., Arelegerne og de fremmede Ord. Tre Dagblads Artikler. 24 ß.

Lorin, Samlede, udg. af det Kgl. danske Selskab, for Fädrel. Historie og Sprog. 3. Hafte. III. 2. H. 4to. 72 ß.

Meyer, L., Efterladte til Autbologien af J. M. Hbbs Fremmedordbog. 8 ß.

Mindelkrift over H. M. Kong Chr. VIII. udg. af det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. 64 ß.

Molbech, C., Historiste Aarbager Vedlebning i Nordens, sardeles Danmarks Historie. II. 5. Den danske historiste Forenings. 1. Bbd. II.

Oehlenschlägers Levnedsløb i 10 Bind. I. 1 Bbd. Barne den Gode; Kongdaverne; Skjerkoldkar. (Udg. af Selskabet.)

Sagan af hörði hreiku, besörget og oversat af H. Friðriksson. Udg. af det nord. Lit. Samsund. 72 ßß.

Sibern, F. C., om Forholdet imellem Spil og Tegerne, saavel i Almindelighed som i phraseologist, psychognomist, physiognomist og ethist Henseende i Skolevæsket. 3 Bbd.

Statsøkonomen, betragtet fra technisk Standpunkt, udg. af Polytechnisk Samsund. Iste Bd.

Örsted, A. S., Prövestk af de Rigsforsamlingen forelagte Udkast til en Grundlov og en Valglov. 1. H. 56 ß.

Briefwechsel der Redaction.

Hrn. v—n. Die Fortsetzung Ihres Artikels dürfen wir wohl baldigst erwarten.

Hrn. Dr. L. in H. Für die Mittheilung der Aktenstücke der Gesellschaft Scheidewigk danken wir, wenn wir auch für jetzt nicht im Stande sind, sie ganz in den Form, in welcher sie uns übersandt wurden, zu benutzen.

Hrn. M. in H. Empfangen. Wir werden sobald die politischen Verhältnisse und gestatten der Literatur noch mehr Raum zu widmen, Ihrem Wunsche gern nachkommen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl P. Lorch in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmarck. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: W. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

6. April. | № 27. | 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Wilhelm II. König der Niederlande. — Der ist Schuld am Kriege zwischen Dänemark und Deutschland. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Stockholm, im März: Schwedische Zustände. — Notizen: Dänische Gesinnung in Nordschleswig. Der Herzog von Augustenburg und die Regr.-Versammlung für Alsen. Schleswigsche Schiffe in den schwedisch-norwegischen Häfen. Personal-Nachrichten.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter von K. B. Kamarsförer. Künstler-Artikel. — Bücherschau: J. Nisard, over forvordering van Laadbouw in Nederland. — J. Muller, De Nederlandsche Handel-Maatschappij getoetst aan het belang der natie. — Jr. P. C. Hartmann, sechs Charakterstücke, componirt zum Studium für Pianoforte. — Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften. — Notizen: Tyrtäus. Vertagsthätigkeit in Dänemark. Schwedische Kriegsakademie.

Feuilleton. Der Wittwer, eine Erzählung aus dem Schwedischen von Karl Kaulberg.

Briefwechsel.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Wilhelm II. König der Niederlande.

Der Tod hat am 17. März dieses Jahres zu Tilburg Wilhelm II. König der Niederlande, seiner irdischen Laufbahn entrissen. Eine kurze biographische Skizze dieses in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Mannes wird den Lesern des Nordischen Telegraphen nicht unwillkommen sein.

Wilhelm Friedrich Georg Ludwig war der älteste Sohn des nachmaligen Königs Wilhelm I. und der Prinzessin Wilhelmine Friederike, einer Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Er ward am 6. September 1792 zu Haag geboren. Die Verhältnisse waren damals seiner Dynastie keineswegs günstig und bei der Geburt des jungen Prinzen konnte Niemand ahnen, daß derselbe einst bestimmt sein würde eine der schönsten Kronen der Erde zu tragen. Zwar hatte Wilhelm V. wenig Jahre vor der Geburt seines Enkels (1787) die ihm in Holland feindliche republikanische Partei mit Hülfe preußischer Bajonnete gewaltsam unterdrückt, und sich seine Rechte in noch ausgedehnterer Weise als bisher bestätigen lassen, aber trotzdem blieb er immer mehr die erste Magistratsperson, denn der Souverain eines Landes, das sich von jeher durch seine Liebe zur Freiheit ausgezeichnet hatte.

Die republikanische Partei in Holland, befeuert aber nicht vernichtet, wandte damals ihre Blicke sehnsüchtig nach Frankreich hin, wo die Revolution triumphirte, und als sich die Franzosen 1794 unter Pichegru siegreich den Niederländischen Grenzen näherten, da erhoben sich alle Mißvergnügten und verbündeten sich mit Frankreich. Von den Niederländischen Republikanern kräftigst unterstützt und begünstigt durch einen sehr strengen Winter, eroberte Pichegru die Niederlande in kurzer Zeit. Wilhelm V. floh mit seiner Familie nach England, und am 16. Mai 1795 wurde die batavische Republik gegründet.

Der Aufenthalt des jungen Prinzen in England war nur von kurzer Dauer. Er ging mit seiner Mutter nach Berlin, wo er eins den Zeitverhältnissen angemessene, das heißt eine streng militairische Erziehung erhielt.

Da Prinz Wilhelm bei dem siegreichen Vordringen der Franzosen in seinem Vaterlande nicht einmal die Aussicht hatte die Statthalterwürde seines Großvaters jemals auf sich übergehen zu sehen, so bemühete man sich natürlich auch nicht ihn zum Regenten zu erziehen — und wir möchten dies über für ein Glück denn für ein Unglück halten — aber man trachtete dennoch ihn für eine kriegerische Zeit, die militairischer Talente bedurfte, nach bestem Ermessen vorzubereiten.

Während der Prinz die Berliner Kriegsschule besuchte, wo er sich bald durch die Leichtigkeit seiner Auffassung wie durch Scharfsinn bemerklich machte, schloß er sich besonders an Constant an, der im Gebiet des militairischen Wissens sein Führer wurde.

Im Sommer des Jahres 1809 besuchte Prinz Wilhelm die englische Universität Oxford, und am 11. Juni trat er als Obristlieutenant in englische Dienste.

In dieser Eigenschaft machte er unter Wellington den spanischen Feldzug von 1811 gegen die Franzosen mit, und zeichnete sich besonders während der Belagerung von Ciudad-Rodrigo, (vom 2. bis 28. September 1811) in dem Gefechte bei Sodo, und bei dem Sturme auf Badajoz (6. April 1812) aus, wo er das Glück hatte eine siegende englische Colonne wieder zu sammeln, und an deren Spitze einer der Ersten die Stadt zu betreten. Auch bei Salamanca (21. Juni 1812) pflückte der junge Held seine Lorbeeren, und in der Schlacht von Soarensen, (im Juli 1813) wo ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, kämpfte er mit großer Kühnheit.

Wellington, unter dessen Augen er kämpfte, gedachte seiner in mehreren seiner Rapporte mit Anzeichnung, er ernannte ihn zu seinem Adjudanten und erwähnte ihn nach der bereits erwähnten Schlacht von Soarensen zum Ueberbringer seines Rapports, „da er mit allen Verhältnissen der Armee gänzlich vertraut sei, um den Inhalt der Depesche mündlich noch näher erläutern zu können.“*)

Der Prinz ward in England mit Auszeichnung empfangen, der König ernannte ihn zu seinem Adjudanten mit dem Range eines britischen Generalmajors und verlieh ihm eine Medaille für kriegerische Verdienste, auf welcher die ruhmvollen Namen Ciudad-Rodrigo, Badajoz und Salamanca als Inschrift prangten. Später empfing der Prinz zu Brüssel aus Castlereaghs Händen den Bathorden.

Der Umschwung der Dinge im Jahre 1813 wirkte auch auf die politischen Verhältnisse Hollands günstig zurück. Nach der Besiegung Napoleons bei Leipzig, als die Verbündeten siegreich gegen Frankreichs Grenzen vordrangen, da stellte sich Gijsbert Karl Graf van Hogendorp und der Freiherr van der Duyn van Maasdam an die Spitze der nationalen Bewegung, die, unterstützt durch die Preußen unter Bülow, die Befreiung der Niederlande von der französischen Fremdherrschaft und die Zurückberufung des alten Fürsten-

*) Journal politique de Leyde Nr. 11.

Digitized by Google

hauses beabsichtigte. Am 1. December wurde der Prinz von Oranien, der Vater des kürzlich verstorbenen Königs, in Amsterdam zum Könige der Niederlande ausgerufen, in welcher Würde ihn die Beschlüsse des Wiener Congresses vom 31. Mai und die Schlußacte vom 9. Juni 1815 nicht nur bestätigten, sondern auch die südlichen Provinzen, die ehemaligen österreichischen Niederlande seiner Herrschaft übergaben.

In den Feldzuge von 1815 commandirte der nunmehrige Thronerbe ein Corps von 20,000 Mann Niederländern, und zeichnete sich bei Quatre-Bras und bei Waterloo, wo er glänzende Beweise persönlicher Tapferkeit ablegte, aus. In den Nachmittagsstunden des 18. Juni, dem Tage der Schlacht bei Waterloo, sah sich der Prinz in Gefahr gefangen zu werden, allein das heranstürmende siebente belgische Bataillon hieb ihn aus den Feinden heraus. Gerührt durch so viel Ergebenheit, ergriff der Prinz seine Decorationen und warf sie unter das Corps mit dem Rufe: **Mes amis vous l' avez tous mérité.** Ein alter Veteran hob sie auf, und befirte sie unter dem Freudengeschrei des Bataillons an die Fahne.*)

Gegen Abend desselben Tages wurde der Prinz durch eine matte Kugel an der Schulter verwundet, was ihn zwang das Schlachtfeld zu verlassen.

Am 21. Februar 1816 vermählte sich der Prinz von Oranien zu St. Petersburg mit der Großfürstin Anna Paulowna, einer Tochter des Kaisers Paul von Rußland, und hielt sich seit dieser Zeit mit seiner Gemahlin vorzugsweise in Brüssel, welche Stadt er besonders liebte, auf. Im Jahre 1817 legte er sein Amt als erster Kriegsminister nieder, da der zweite Kriegsminister, Graf Golz, zwei und vierzig belgische Officiere wider seinen Willen und den vorhandenen Bestimmungen entgegen, nach Batavia, das heißt in einen fast gewissen Tod sandte. Dieser Umstand erhöhete noch die Liebe der Belgier zu ihm, die er sich durch sein ritterliches Wesen, durch seine Offenheit und Freimüthigkeit bereits in hohem Grade erworben hatte.

Beim Ausbruche der belgischen Revolution am 25. August 1830 befand sich der Prinz von Oranien in Haag. Sogleich reiste er nach Brüssel, denn er hoffte durch sein Erscheinen die Unruhen noch im Keime ersticken zu können.

Im Begriff an der Spitze einer holländischen Corps, das er in Lacken gesammelt hatte, in das verbarricadirte Brüssel einzuziehen, bewogen ihn die Herren van der Smissen, Graf van der Busch, der Chevalier Hotton und van de Weyer nur von seinem Generalstabe begleitet nach Brüssel zu gehen, um dort als Vermittler aufzutreten. Am ersten September begab sich der Prinz in die empörte Stadt, und nach dem er von der schnell organisirten Bürgergarde das Versprechen erhalten hatte, daß sie keine Versuche zu einer gänzlichen Losreißung von der Dynastie dulden wolle, versprach er seinerseits den König zu einer Trennung der südlichen und nördlichen Provinzen in administrativer und finanzieller Hinsicht zu bewegen.

Der König war anfangs einer solchen Trennung nicht entgegen, da aber später Adressen von Gent und Antwerpen eingingen, die gegen eine solche Trennung protestirten, so nahm er seinen Entschluß zurück, und gab damit der Revolution, die seiner Dynastie zuletzt die Herrschaft über Belgien auf immer entriß, neues Leben. Der Aufruhr verbreitete sich in Folge der königlichen Weigerung nicht nur über alle wallonischen Provinzen sondern auch über Flandern und Antwerpen. Da der Ausbruch jetzt einen so drohenden Charakter annahm, so begab sich der Prinz am 5. October in Begleitung des päpstlichen Nuntius nach Antwerpen und erließ von hier aus unter dem 16. October eine Proclamation, worin er, seine Vollmacht überschreitend, die Unabhängigkeit Belgiens anerkannte, und daſselbe als eigenen Staat zu regieren verhieß, worauf der König ihn am 24. October, seine Erklärung annullirend, zurückrief.

Man hat das Betragen des Prinzen von Oranien in dieser Angelegenheit heftig getadelt. Mag es sein, daß es ihm bei rechtzeitiger Anwendung seiner militärischen Gewalt vielleicht gelungen sein würde, den Aufstand im Keime zu ersticken, so ist doch nicht zu läugnen, daß dieser Fehler, den man dem Feldherrn vorwirft, der, statt energisch zu handeln, mit den Insurgenten unterhandelte, dem Herzen des Prinzen Ehre macht. Und wenn Wilhelm I. weniger halsstarrig, den versöhnlichen Vorschlägen seines Sohnes Gehör gegeben hätte, so würde die belgische Revolution auf keinen Fall eine für das Haus Oranien so ungünstige Wendung genommen haben.

Bei der zwischen den Holländern und Belgiern herrschenden Erbitterung und bis auf das Höchste gestiegenen Eifersucht, war es natürlich daß der Prinz durch seine Nachgiebigkeit gegen die Insurgenten in Holland einen großen Theil seiner Popularität verlor.

In dem Feldzuge des folgenden Jahres, wo der Prinz das Commando über die 40,000 Mann starke holländische Armee übernahm, mit der er am 7. August die belgische Vorhut bei Hasselt schlug, und am 8. August die belgische Maasarmee unter Daine zwischen Hasselt und Tongern zersprengte und den König Leopold, der mit 14,000 Mann den Pellenberg besetzt hatte, bis Löwen zurück warf, bewährte er sein Feldherrentalent im glänzendsten Lichte. Diese bei der Dazwischenkunft der Franzosen und dem bald darauf zu Stande kommenden Waffenstillstande zwar erfolglosen, für die niederländischen Waffen aber immer ehrenvollen Siege söhnten die Holländer wieder mit dem Prinzen aus; bei seiner Ankunft in Haag wurde er mit ungeheurem Enthusiasmus empfangen, und die Gunst des Volkes begleitete von diesem Augenblick an alle seine Schritte.

Am 7. October 1840 entsagte Wilhelm I. der Krone, und zog sich unter dem Namen eines Grafen von Nassau mit Majestätstitel nach Berlin zurück. Der Prinz von Oranien besteig als Wilhelm II. den Thron und setzte sich mit dem Kammern gleich dadurch in ein gutes Vernehmen, daß er in die Verantwortlichkeit der Minister, ein Punkt der seit Jahren in den Kammern zu den heftigsten Debatten Veranlassung gegeben hatte, willigte. Während einer achtjährigen Regierung war Wilhelm II. unablässig bemüht durch eine weise, sparsame Verwaltung die Wunden zu heilen, die ein zehnjähriger Kriegszustand dem Lande geschlagen hatte, und durch Eröffnung neuer Handelswege das materielle Wohl des Volkes zu befördern. Wilhelm II. reducirte das kostspielige Heer und führte auch in der Verwaltung viele andere heilsame Ersparnisse ein. Mit Belgien schloß er einen Handels-, Schiffahrts- und Territorialvertrag, der die letzten Zwistigkeiten zwischen beiden Reichen ausglich, und ordnete die Handelsverbindungen mit Preußen, Brasilien und den südamerikanischen Staaten durch Verträge. Es ist nicht zu läugnen, daß die Niederlande sich unter Wilhelms Regierung nicht nur materiell gehoben, besonders in geistiger Hinsicht, wenn auch langsam doch erfolgreich und sicher, den Weg des Fortschritts betreten haben.

Was Wilhelm II. Regierung vorzüglich denkwürdig macht, das ist das Zustandekommen der im Jahre 1847 begonnenen und 1848 vollendeten Verfassungsrevision, die den Holländern zwar nicht alle die Rechte gewährte, welche man zeit in Deutschland fordert, ihnen aber doch einen solchen Grad politischer und bürgerlicher Freiheit zusicherte, den selbst nach dem politischen Umschwunge von 1848 nur wenig Völker erreicht haben. Es ist nicht zu läugnen, daß der König durch seine Mäßigung nicht wenig dazu beitrug, die Ruhe in seinem Königreiche selbst unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen aufrecht zu erhalten. Wilhelm II. verstand es, durch rechtzeitiges Nachgeben die drohenden Stürme zu beschwören.

Im persönlichen Umgange war der König heiter und liebenswürdig, er liebte das Vergnügen, hielt sich aber von Ausschweifungen fern, schützte die Wissenschaften und unterstützte Künstler und

*) Wir haben bereits erwähnt daß Wellington dem militairischen Talente des Prinzen stets Gerechtigkeit wiederfahren ließ, interessant dürfte es aber auch wohl sein zu erfahren, daß auch Napoleon, dem mehrere Briefe des Prinzen in die Hände gefallen waren, den jungen Krieger achtete und schätzte. Ja, so groß war der Eindruck, den die kriegerischen Tagenden des Prinzen von Oranien selbst im Lager des Feindes gemacht hatten, daß, wenn man anders den Memoiren des General Lamarque Glauben schenken darf, eine Partei in Frankreich damit umging den Prinzen auf den französischen Thron zu heben.

Digitized by Google

Gelehrte mit freigebiger Hand. Redlich und offen gewann er sich die Liebe seines Volkes, das die Zeiten seiner Regierung gewiß zu den segensreichsten zählen wird. —

Wer ist Schuld am Kriege zwischen Dänemark und Deutschland?

Unter diesem Titel ist in Hamburg eine Broschüre erschienen, die sich in der Wirklichkeit von dem schon lange dagewesenen Cowpler schleswig-holsteinischer Zeitungsverspondenzen, die über ganz Deutschland ihr Netz gebreitet, nur durch einen anständigeren Ton, ein scheinbar ruhigeres Aeußere unterscheidet. Lassen wir und dadurch nicht täuschen! Es ist nur eine neue Taktik.

Nachdem die agitirende und calumnirende Partei aus Holstein, auf ihren Kreuz- und Querzügen in der Presse, alle Mittel der hohlen Declamationen erschöpft hatte, nachdem alle jene monströsen Uebertreibungen und Entstellungen, aus welchen schon der gesunde Verstand die Unwahrheit oder Ungereimtheit a priori sich deduciren konnte, zum Ueberdruß lange schon verpufft waren, sah man sich endlich nach anderen und neuen Mitteln um, wodurch das alte Klagen- und Sündenregister jener fluchwürdigen Dänen dem gutmüthigen, leichtgläubigen Deutschland als neues Gericht aufgetischt werden konnte. Weil die Sprache leider keine Schnäbungen mehr hatte, welche nicht bei dieser patriotischen Angelegenheit schon verbraucht waren, suchte und fand man das neue Mittel in einer ruhigen Würde und würdevollen Ruhe; man stellte sich als der unschuldige Dulder, das wahre Sündenopfer dar, und suchte jetzt besonders auf die Thränendrüsen der Leser zu wirken, statt dessen man früher immer nur an die „Entrüstung“ appellirte.

Der in solch' neuer Form dargebotene Stoff ist aber noch immer derselbe unverwüstliche, unvermeidliche Katechismus des „Schleswig-Holsteinismus.

Um unseren Lesern nicht allzu große Langeweile zu verursachen, werden wir uns keineswegs zu einer Widerlegung der oben erwähnten Broschüre in pleno hergehen. Einige hier und da par hasard entnommene und erläuterte Passus werden als Beispiele instar omnium schon hinlänglich sein, um einen Begriff des das Ganze dictirt habenden Geistes zu geben.

Seite 2 heißt es: „Nachdem das Herzogthum in Herzog Abel's (der auch König von Dänemark war) Stamm ausgestorben war, wurde im Jahre 1375 der Graf von Holstein mit Schleswig belehnt, und wiewohl die Dänen auch nach dieser Zeit List und Gewalt anwandten, um sich in Besitz von Schleswig zu setzen, so glückte ihnen dies doch nicht ꝛc.“ Von wem, frägt der Leser, wurde der Graf von Holstein mit Schleswig belehnt? Etwa von dem römischen Kaiser, oder gar von dem mesopotamischen? — Nein, ganz einfach vom Dänenkönige, als Oberherr des dänischen Reichslehns Schleswig! — Und doch haben die Dänen nach dieser Zeit List und Gewalt angewandt u. s. w.“ Aber wie dumm sind doch diese Dänen! Der dänische König hätte ja nur gebraucht, das Lehn Schleswig nach dem Aussterben des Abel'schen Stammes einzuziehen, statt damit einen deutschen Grafen zu belehnen, dann hätten sich ja die Dänen und ihre Könige später alle ihre „List und Gewalt“ ersparen können. So kann die Sache also unmöglich zusammenhängen. Dies nur als ein Beispiel der logischen Stärke des ungenannten Verfassers auch in Sachen, die uns augenblicklich ganz gleichgültig sein können.

In der Besprechung, Seite 3, der vielbesprochenen Privilegien von 1460 nennt der Verfasser „unter andern“ nur die einzelnen Punkte, die eben in seinen Kram passen, und was er „unter andern“ weggelassen hat, ist natürlich eben das, wodurch seine beliebten Punkte die ihnen beigelegte Deutung verlieren. Diese Taktik ist aber auch gar nichts Neues, ist Alles in der schleswig-holsteinischen Wohlfeilpresse schon dagewesen; eben wie die listige Wendung, wo er, wie von etwas Thatsächlichem, immer Zugegebenem, von jenen als „alten Einwohnern in den Herzogthümern zugeschworenen“ Rechten spricht, obgleich Jedermann weiß, daß kein Fürst sich zu der Zeit mit „allen“ Einwohnern einließ, sondern nur mit den „privilegirten“ Ständen, dem geistlichen und weltlichen Adel. Es war deshalb ganz consequent, obgleich antevers eitig ein in neuerer Zeit einzigner Anachronismus, daß am 24. März 1848 jene „privilegirten“ Ritter und Prälaten durch ihren Secretär und Schildträger gegen einen volksfreundlichen und wahrhaft demokratisch gesinnten König Aufstand machten. Diese edlen Herren fanden es auf einmal geziemend, jene Privilegien, die sie sonst für sich zu behaupten gesucht hatten, auf das Volk auszudehnen, um dessen Arm, da es schon ohnedem gewohnt war, sich von Aristokraten führen zu lassen, unter dem Scheine der Legalität erfolgreicher für ihre Zwecke benutzen zu können. Doch diese „vergibten,“ von spätteren Verträgen paraphirten Pergamente, welche man als Firma aus der Antiquitäts- und Raritätskiste hervorgesucht hat, berücksichtigen wir auch hier nur im Vorübergehen. Ihre Nichtigkeit ist schon oftmals, zuletzt in dem Proteste gegen die Adresse der Kieler Professoren (Nord. Telegraph, Nr. 22.) hinlänglich erwiesen.

Wir gehen zur neuesten Zeit über. Alles war Jahrhunderte lang nach Wünschen gegangen. Der „soziale Nexus“ zwischen den Herzogthümern bestand, die dänischen Regierungen dachten nicht daran, die seit 1720 über Schleswig erworbenen Rechte zur Geltung kommen zu lassen, man fand es bequem, Alles im alten Schlendrian zu lassen, ohne darin eine Gefahr zu erblicken, daß die mächtigere deutsche Sprache in das dänische Schleswig hineindrang und durch deutschgebildete Bureaukraten und Aristokraten die factisch herrschende wurde. Keinem Dänen fiel es ein, sagt der Verfasser, sich in die Angelegenheiten der Herzogthümer zu mischen, und darin mag er Recht haben. Das war eben der Fehler, aber wenn man auch lange Zeit geschlafen hat, hat man doch dadurch nicht das Recht verloren, einmal zu erwachen.

„Orla Lehmann war der Erste,“ der sich eine solche unbequeme Einmischung zu Schulden kommen ließ, d. h. der für die Aufrechterhaltung der Rechte der bureaukratisch unterdrückten Dänen in Schleswig und ihre Sprache öffentlich in die Schranken trat. Diese Behauptung ist schon so oft widerholt worden, daß es zu langweilig sein würde, sie zu widerlegen. Orla Lehmann ist einmal den schleswig-holsteinischen Kämpen am meisten bekannt, deshalb ist er ihnen das specifisch personificirte Dänenthum, der Fleisch gewordene „Erbfeind,“ das Lamm, das alle Sünden tragen muß. Lassen wir ihnen ihren Lehmann! — Glücklicherweise erspart uns der Verfasser alle Mühe, und widerlegt sich gleich selbst, indem er einen Artikel von dem Historiker G. L. Baden abdruckt, aus welchem hervorgeht, daß schon früher (um 1808) ein anderer Däne, der Professor Hoegh-Guldberg, mit ganz ähnlichen Plänen umgegangen war.

Mag die schleswig-holsteinische Partei schon immerhin den hier erwähnten Baden zur Eidnahme für ihre Sache nehmen. Für unsere Ansicht und unser Gefühl kann es ziemlich gleichgültig sein, daß ein tüchtiger, aber damals sehr alter Gelehrter wohl nicht den Wunsch, sondern die Hoffnung aussprechen hatte, das lange gedrückte, aber wie es sich später gezeigt, noch kräftige und lebenskräftige dänische Element in Schleswig zu conserviren, und daß man es somit je eher je lieber freiwillig dem allverschlingenden Germanismus hinopfern sollte. So denken wir einmal nicht und glauben deshalb nicht schlechtere Weltbürger zu sein. Wir meinen, daß die deutsche eine sehr gute, sehr ehrenwerthe Sprache ist, aber die dänische ist auch nicht unbedingt zu verwerfen, und hat, so weit wir wissen, noch durch kein Verbrechen verschuldet, daß man sie aus freien Stücken aufgeben, oder sie durch einen Selbstmord zu Grunde gehen lassen solle. Wir beschäftigen uns viel mit deutscher Literatur und haben ihr sehr viel zu verdanken, und wenn die Deutschen die unsrige nicht beachten, grollen wir ihnen nicht dafür, weil sie schon genug zu thun haben, wenn sie Alles lesen sollen, was sie selbst zum Druck befördern. Wir nehmen nur das Recht in Anspruch, uns auf unserm kleinen Gebiete unserer eigenen Sprache zu erfreuen; auch längnen wir es nicht, daß wir in puncto linguae einen kleinen Verdacht gegen die guten Deutschen hegen, so daß wir nicht ohne ganz besondere Garantien ihnen die Ueberwachung der dänischen

Digitized by Google

Sprache in Schleswig und deren „Gleichberechtigung“ angewrtrauen gesonnen sind.

Dies ist der innere Kern unserer Kriegsgedanken, dies die tiefste, in Allem zu Grunde liegende Ursache des Krieges zwischen Dänemark und Deutschland. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, wo die größte Gefahr vorhanden, für die Sprache, welche von 45 Millionen gesprochen, geschrieben und gedruckt, oder für die, welche nur von 1½ Millionen in Ehren gehalten wird. Deshalb rüsten wir uns auf allen Kräften und blokiren die deutschen Häfen, oder drohen wenigstens damit, während das große Deutschland ruhig sein und Reichstruppen marschiren, oder auch nicht marschiren lassen kann, weil es ihm am Ende doch sehr gleichgültig sein kann, ob es für sein schon sehr beträchtliches Spachgebiet ein paar hunderttausend Jungen mehr oder weniger gewinnt.

Der Verfasser der Broschüre geht einen andern Weg, doch durchaus keinen neuen und originellen. Er befolgt nur die beliebte Parole seiner Partei und singt seine Stimme mit in dem Chorus slesv. holsatieus, d. h. er versucht auf sehr bekannte Weise die schon tausendmal begründete Hypothese wieder zu begründen, daß erwähnte 200,000 Zungen „von Rechtswegen“ verpflichtet sind, mit offener Lebensgefahr sich unter deutsche Obhut zu stellen; und weil man sich dänischerseits gegen diese interessante Hypothese gesträubt hat, sind selbstfolglich die Dänen, besonders die eifrigsten Liebhaber jener winzigen Sprache, ihm die fluchwürdigen Urheber jenes fluchwürdigen Krieges.

Mit besonderer Berliebe verweilt der Verfasser bei der sogenannten „Dänisirungspartei“, die „Propagandisten“, die nach dem Tode Friedrich VI. sich „mit der größten Frechheit, wie das Unkraut aus der Erde erhob“, um Schleswig (warum nicht Deutschland?) zu „danisiren“, und in's Königreich zu „incorporiren“. Letzteres, was (siehe den oben genannten „Protest“) schon im vorigen Jahrhundert Staatsrechtlich geschehen war, konnte man höchstens nur wünschen, zu factischer Geltung zu bringen; und was das Danisiren betrifft, ist noch Niemandem die Allerwehrt eingefallen, die deutsche Sprache, wo sie schon herrschend war, vernichten zu wollen, was bei einer so kräftig von Süden unterstützten Sprache eine Unmöglichkeit wäre. Das „Danisiren“ ist also in der That nur die erhaltende Bestrebung einiger Dänen und geborener Schleswiger, um die dänische Sprache in den dänischen Distrikten, gegen alle Benühungen deutschgesinnter Beamten, als Kirchen- und Schulsprache aufrecht zu erhalten.

Der größte Frevel war aber, nach den Ansichten des Berf., daß zuletzt auch die dänischen Ständeversammlungen für jenes Ziel, die bedrohte Sprache durch gesetzliche Mittel zu schützen, mit zu wirken anfingen. Der König lieh durch seinen Commissarius erklären, daß er, so lange die Selbstständigkeit Schleswigs unverletzt bliebe, „die bisherige administrative Verbindung mit Holstein aufrecht erhalten wolle.“ Die letzte Zusage nehmen aber die schlesw.-holst. Propagandisten noch immer in Anspruch, nachdem die holsteinischen Stände in einer Adresse (1844) erklärt, daß das deutsche Erbgesetz auch für Schleswig, als mit Holstein politisch fest verbunden, Geltung haben solle, und somit das offenste Attentat auf die „Selbstständigkeit“ Schleswigs eingeleitet hatten. Weil man sich nicht alle solche Ungläubigkeiten hat gefallen lassen, ist man „an dem Kriege Schuld.“ „Das ist der alte, mercumschlungene Gedankenkreis.“ —

Wir haben schon nach dem Schall der Zeitungstrompeten so viele Ergussionen auf dem viel genannten „Rechtsboden“ gemacht, daß wir nur mit widerstrebenden Gefühlen und mit der größten Selbstüberwindung diesem Verfasser weiter folgen können. Doch, es sei, für diesmal! —

Veranlaßt durch jene Staatsauflösenden Bestrebungen der holsteinischen Standesversammlung erließ Christian VIII. den bekannten „offenen Brief“, und die additionelle Erklärung (daß Holstein, wenn ihm die bisherige Verbindung mit Schleswig zu bewahren so wichtig erschien, es auch das in Schleswig geltende Erbgesetz anerkennen müsse und bei der Krone Dänemark bleiben). Wie ein Fritter der Welt ganz unbekannter Gutsbesitzer, der Herzog von Augustenburg, damals plötzlich auftauchte, und auf den Einfall kam, sich in diese Angelegenheit zu mischen, ist uns, besonders nach der feierlichen Erklärung seines Vaters (1786), für sich und seine Erben allen Ansprüchen zu entsagen (mitgetheilt nord. Telegr. Nr. 24), immer ein Räthsel gewesen.

„Der Bundestag erklärte“, erzählt und der Berf., „daß er es sei, und nicht der König von Dänemark, der die Streitfrage über Schleswig abzumachen habe.“ Hier ist die Antwort sehr leicht und sehr kurz. Der Bundestag erklärte, weil damals so wenig wie jetzt, Schleswig zum Bundesgebiete gehörte, eben das Gegentheil, wovon man und der kürzlich im Hamb. Corresp. und der Neuen Preuß. Zeitung als Inserat aufgenommenen Erwiederung auf den Protest des Augustenburgers, sich gefälligst überzeugen kann.

Der Berf. gelangt zum Jahre 1848. Er bespricht die von dem neuen Könige am 28. Januar angekündigte freisinnige Verfassung, die, obgleich auch sie die bisherige Verbindung zwischen Schleswig und Holstein garantirte, von den holsteinischen Propagandisten mit Entrüstung abgelehnt wurde, eine Entrüstung, welche nach eifrigen Agitationen bekanntlich mit einem Advokaten- und einem Corporalsstreich endigte, mit der Selbstproclamirung des Herrn Beseler als Regent, und der Besitznahme der Festung Rendsburg durch Betrath und bewaffnete Gewalt von dem Prinzen von Noer. Und jetzt nehmen die holsteinischen Parteiführer, und mit ihnen der Berf. der Broschüre, die Verbindung der Herzogthümer noch immer als königliche Zusage vom 28. Januar in Anspruch, nachdem sie die Bedingung (die freie Gesammtverfassung) so hochmüthig und übereilt verworfen haben!

Der Verfasser bespricht demnächst die spätern Vorgänge in Dänemark, und wenn das Itzehoer Wochenblatt, der Altonaer Merkur oder die Börsenhalle, als die einzigen zuverlässigen Quellen der neuesten dänischen Geschichte zu betrachten sind, hat er gewiß sehr richtig referirt. Daß man in Kopenhagen im März anfing sich zu rüsten, ist mahr, da aber die Rüstungen nur die Besetzung Kopenhagens betrafen, ist es eben so einleuchtend, daß man damit nicht die Herzogthümer im Auge hatte. Im Gegentheil war man in dieser Beziehung so völlig ja so unverantwortlich unbesorgt, daß — wie man aus einer trefflichen dänischen Broschüre des schlesw. Bauers, Banrihs Skou: „Wie weit sind wir gekommen?“ erfährt — nicht einmal die in einem Briefe geschehene Enthüllung der schon lange abgekarteten Beseler'schen Verschwörung die Regierung dahin bringen konnte, ein Paar Regimenter nach Rendsburg zu schicken. Erst als nach der gesetzwidrigen und unvollständigen Versammlung schlesw. und holsteinischer Ständedeputirter am 18. März, eine Deputation in Kopenhagen anlam, mit dem drohenden Verlangen von „sofortiger Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund“, während gleichzeitig der Prinz von Noer den Coup gegen Rendsburg ausführte, und Truppen in Schleswig einrücken ließ, erst dann sah man in Kopenhagen ein, was die Uhr geschlagen hatte, und daß man sich auf eigenem Gebiete zum bewaffneten Widerstande schleunigst bereiten mußte. Als jenes an sich eben so unsinnige und unberechtigte Verlangen, als ob Baden oder die Rheinprovinz sofortige Aufnahme in Frankreich gefordert hätten, von dem neugebildeten Ministerium wie selbstfolglich abgelehnt wurde, waren die Würfel gefallen. Die holsteinische Propaganda hatte, auf einen Abschlag vorbereitet, und auf die vermeintliche Unentschlossenheit der Dänen bauend, Anstalten gemacht, ihre Wünsche durch Gewalt zu erzwingen; ihr diplomatischer Emissär, der mit herzoglichem Titel geschmückte Privat-Gentleman von Augustenburg, hatte dem König von Preußen in der nach dem Berliner Aufstande leicht erklärlichen Aufgeregtheit einen übereilten Brief abzulocken verstanden; die Ruhe in den Herzogthümern war schon durch den bewaffneten Aufstand so gestört, daß es umzingelt wurde, was sonst das einzige Richtige gewesen wäre, auf zeitgemäßer breiter Grundlage einen Reichstag in Holstein und Schleswig zusammen zu berufen. Eine solche Lösung der Frage zu begehren, daran dachte aber die holst. Propaganda nicht, ja sie suchte sie, als mit ihren Plänen unverträglich, eben möglichst zu verhindern. Und als endlich dänische Truppen eine Recognoscirung in Schleswig unternahmen, trafen sie schon nördlich vor Flensburg eine, in großer Eile, als die dänischen

Digitized by Google

Soldaten sich noch sorglos umhertrieben, gesammelte und gerüstete Armee, die, weil sie kein Zeichen zum Zurückziehen gab, geschlagen wurde.

Wir stehen hier bei dem Hauptknoten der Kriegesfrage; hier ist der Punkt, woher man alle frühere wie spätere Conflicte überschauen kann und muß. Der Geschichte — denn die Mitwelt ist wahrscheinlich dazu noch zu befangen — mag es vorbehalten sein, zu entscheiden, auf welcher Seite das meiste Unrecht war, wo die Ursache zu suchen sei, und wer die eigentliche Schuld des späteren so bedauerlichen Krieges zu verantworten hat.

Was die Broschüre noch hinzuträgt, können wir füglich vorübergehen. Es enthaltet kein Wort, kein Gedanke, als die stereotypen Beschönigungen der Besser-Augustenburgischen Partei, und die gewöhnlichen Entstellungen dänischer Verhältnisse und Vergänge, die Unkenntniß des Landesherrn ꝛc. ꝛc. wie sie von den Zeitungsschreibern der Propaganda schon tausendmal mit unverwüstlicher Langerweile abgedroschen worden sind.

Es würde uns eine nicht unangenehme Beschäftigung gewesen sein, selbst eine viel dänenfreundlichere Broschüre zu besprechen und zu beleuchten, wenn sie blos etwas Neues, nur irgend einen neuen Gedanken, und nicht wie diese allein zu Ekel wiederholte Behauptungen in längst abgedroschenen Phrasen gebracht hätte. Wenn die schleswig-holsteinische Verwickelungsfrage oder Fragenverwickelung bei einem verständigen und gebildeten Publikum neues Interesse gewinnen will, muß sie vor Allem in ganz anderer, als die bisherige Auffassung und Darstellung hervortreten.

Was sich als Resultat aller bisherigen Belege zu ergeben scheint, ist Folgendes:

Nie hat es wohl einen Krieg gegeben, wo die eine Partei ganz engelrein, ohne Schuld und Fleck dastand; wohl aber hat es Kriege gegeben, wo auf beiden Seiten kein erheblicher Grund zum Blutvergießen vorhanden war. Der Verfasser der Broschüre schiebt, wie wir es gewöhnt sind, alle Schuld und alles Unrecht auf die dänische Nationalpartei über, und stellt sich und seine Freunde als himmlische Gestalten, glorienumgeben, im weißesten Unschuldskleide den bewundernden Glübigen hin. Wir wollen billiger und bescheidener sein. Wir behaupten nur, daß beide verwandte Nationen, Dänen und Deutsche, keinen vernünftigen Grund anführen können, um sich noch ferner zu hassen und todtzuschlagen; daß es viel schicklicher wäre, ohne auf das Geschrei verrückter Aufheßer zu horchen, uns ganz ruhig zu verhalten, und den kleinlichen Zwist durch friedliches Entgegenkommen zu schlichten. Wenn wir aber auf höhern Befehl uns schlagen, haben wir, abgesehen von den Grillenfängereien einiger ehrgeizigen und starrsinnigen Köpfe, eigentlich zur Kriegsführung keinen andern Grund, als daß gewisse besangene Wortführer „die Ehre Deutschlands“ davon abhängig gemacht, daß Dänemark gedemüthigt wird, und daß für diesen Fall auch wir Dänen im Stillen unser Ehrenwort gegeben haben, uns nicht ohne Widerstand zu dem, was uns ungerecht scheint, zwingen zu lassen.

P. A. M.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Schweden.

Stockholm, im März.

Die drei ersten Monate des Jahres sind in unserer abgelegenen nördlichen Gegend in Stille und ohne irgend besonders bemerkenswerthe Ereignisse soll verflossen. Der von dem preußischen Minister, Brassier de St. Simon, angeregte und von unserm Justizminister befürwortete Preßprozeß gegen die radikale Zeitung „Dagligt Allehanda,“ die einige Verse verfänglichen Inhalts auf den König von Preußen enthielt, hatte sich allerdings eines mehr wie gewöhnlichen Aufsehens zu erfreuen, um so mehr, weil dergleichen Prozesse jetzt zu den ungewöhnlichen Begebenheiten zu zählen sind; das Ende des Liedes jedoch war die Freisprechung des verantwortlichen Herausgebers durch die Jury. Kurz darauf fiel aber dieselbe Zeitung durch die Macht eines viel gefährlicheren Feindes, nämlich durch den Mangel an Abonnenten und dadurch wiederum den Mangel an den nöthigen Geldmitteln. Der Verleger und Gerant der Zeitung war wenige Tage vorher gestlichtet und hinterließ eine Schuld von gegen 30,000 Rdlr. Banko. Er war ein junger unerfahrener Mann, der sich unvorsichtig auf die Bahn begeben und die Zeitung im Jahre 1847 für 17,000 Rdlr. Banko gekauft hatte, ohne aber im Stande zu sein, weder intellectuelle Kräfte noch ökonomische Resourcen in dem Maße herbeizuschaffen, als es nöthig war, besonders da das Blatt, das früher im moderat-liberalen oder ministeriellen Geiste redigirt ward, plötzlich mit einem gewissen jugendlichen Uebermuthe die radikalen Saiten anschlug, der frühere Herausgeber, Dalmann, ein neues Blatt, „Stockholms Aftonpost,“ anfing und die alten moderaten Abonnenten des „Dagligt Allehanda“ sich von der alten zu der neuen Zeitung wenden. Wir haben hier in Schweden im Allgemeinen nur drei politische Parteien: Die conservative, die auf dem „Mittelstande“ von dem Gerichtsrath Hartmannsdorff, in der Presse von der Zeitung „Tiden“ (die Zeit) repräsentirt wird; die Partei der Regirung, oder „die Gronen,“ eine Art juste milieu, die von dem genannten Blatte „Stockholms Aftonpost“ vertreten ist; die liberale Partei, hauptsächlich von der Zeitung „Allehanda“ repräsentirt, die ohne Bergleich die größte Abonnentenzahl hat, die sie ohnedieß diese Zeitung zählte. Die mehr radikale Fraction dieser Partei, welche äußerste Linke, war von „Dagligt Allehanda“ repräsentirt, die jetzt übrigens als Morgenblatt der „Aftonpost,“ aber „gran“ wie diese, auf's Neue erschient, so daß jene Fraction der Radikalen für den Augenblick ohne Vertretung in der journalistischen Presse Stockholms ist, während doch die Provinzialblätter „Norrlandsposten“ und „Fyris-Tidning“ dem Radikalismus auf das Entschiedenste huldigen. Es sind in der letzten Zeit fünf ältere Zeitungen, „Winterbladet,“ „Den Constitutionelle,“ „Morgonen,“ „Svenska Minerva“ und „Figaro,“ eingegangen, dagegen wiederum drei neue, „Spnglaset,“ „Bore“ und „Folkbladet,“ entstanden, deren Tendenz im Allgemeinen moderat-liberal erscheint. — Die Stockholmer Oeffentlichkeit der Reformfreunde scheint alles Leben und alle Bedeutung verloren zu haben, wogegen die der Provinzen doch einige Zeichen ihrer Wirksamkeit erblicken lassen. Wenn nicht irgend etwas Neues und bald erwuchs, wird eine vollständig politische Lethargie hier eintreten, das Einzige, was uns noch wach hält, sind die politischen Begebenheiten des Auslandes, aber selbst für diese fangt das Interesse an zu schwinden, weil sie in der letzten Zeit entweder betrübender oder unbedeutender Art waren. Hinsichtlich des Bruderreiches Dänemark hoffen wir noch, daß unser deutscher Halbbruder nicht aufs Neue das Blut seiner Stammverwandten vergießen werde, mit anderen Worten: wir hoffen noch auf einen billigen Frieden, wenn wir auch anfangen, von Rüstungen und Zusammenziehung einer Armee in den südlichen Landschaften zu reden. — Ueberhaupt für die schleswigsche Frage herrscht hier noch viel Interesse, Freiwillige strömen nach Dänemark, um in der Armee und auf der Kriegsflotte zu dienen, so wie viele Mahregeln von hier sich um Dienste auf der dänischen Kauffartheiflotte bewerben. — Unser Holzwaarenhandel hat seit mehreren Jahren nicht recht bedeutend werden zu wollen; der Ausfuhr-Handel mit Eisen ist dagegen sehr lebendig.

Notizen.

[Dänische Gesinnung in Nord-Schleswig.]

Auf die Aufforderung des Polizeiministers an die Bewohner des Dorfes Kastrup in Nordschleswig, ein Verzeichniß der Requisitionen einzureichen, welche vorigen Sommer von der dänischen Armee an sie gemacht worden sind, und die man „schleswig-holsteinischen Gütern, jedenfalls für die einige Entfernung des Augustenburgischen Hauses aus dem Lande verwenden möge. Die Besitzer versammelten sich darauf zu einem Antrag „die Wünsche und die wahre Stimmung der Bewohner der Insel Alsen“ ausgesprochen haben. Es ist bemerkenswerth, daß die Versammlung ihre Sitzungen in dem in der Nähe von Augustenburg gelegenen Dorfe Ketting hält. —

[Schleswigsche Schiffe in den schwedisch-norwegischen Häfen.]

Die schwedisch-norwegische Regierung macht bekannt, daß laut Artikel VII. in dem mit Dänemark abgeschlossenen Handels- und Seefahrts Tractat vom Jahre 1826, alle dem Herzogthum Schleswig angehörigen Schiffe, die in die Häfen der vereinigten Reiche einlaufen, insofern sie nicht dänische Flagge führen und mit Schiffspapieren versehen sind, die ihre Nationalität erweisen, als unpriviligirte Schiffe behandelt werden.

[Personal-Nachrichten.]

Der dänische Kammerherr Baron F. C. F. Reedtz hat die Dekoration des Großkreuzes des österreichischen Leopold-Ordens erhalten.

Der schwedische Generallieutenant, Freiherr Peyron ist, auf Gesuch, seines Amtes als Kanzler entledigt.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter.

Fünfter Artikel.

Die gothische Schule. Geijer.

Wenn die phosphorische Schule mit der Bodmer-Breitinger'schen in so fern zu vergleichen ist, als beide auf dem Kampfe gegen den französischen Geschmack und ihre Vorkämpfer, die Schweden Leopold und Wallmark, und den Deutschen Gottsched, fingerich hervorgingen, so waren die nächsten Folgen doch sehr verschieden. In Schweden verwirrte der Sieg die dichterischen Gemüther und versetzte sie in einen Rausch, aus welchem sie jedoch bald erweckt wurden und sich allmälig auf sich selbst und auf ihre Altvordern besannen. In Deutschland setzte sich der Kampf besonders durch Lessing auf eine nachdrückliche Art fort und endete mit vollkommenem Siege, während Wieland ihn gewissermaßen friedlich beilegte und Klopstock wieder der eigentlich kämpfend, noch unterhandelnd die deutsche Eigenthümlichkeit des tiefen Gefühls, besonders des religiösen und vaterländischen, zwar auch mit Hinblick auf die alte und älteste Zeit, nicht ohne strafende Seitenblicke auf das deutsche Franzosenthum, in seinen Oden als einen Spiegel für die ganze Nachwelt seines Volkes hinstellte. Auf ähnliche Weise ward Geijer der Wegführer des schwedischen, doch mit dem Unterschiede, daß er sich ganz an die Urzeit anlehnte und theils die Stoffe zu seinen Gedichten am liebsten von dort herholte, theils sich einen demgemäßen Ausdruck schuf, ohne jedoch die älteste Versform, den Stabreim, zurückzurufen, wie denn auch Klopstock den Sylbenmaßen und der Sylbenmessung der Griechen und Römer meistens treu blieb. So sind denn Klopstock und Geijer als ursprüngliche, eigenthümliche Dichter zu betrachten. Beide haben auch das Gemeinsame, daß sie sich keinem philosophischen Systeme anschlossen, sondern der Deutsche sich der Sprachforschung, der Schwede der Geschichte, und zwar seines Volkes, zuwandte und der Letztere sich in späteren Jahren dieser Richtung ganz und ausschließend hingab. Geschichte und Dichtkunst stehen aber in enger Verbindung. Und wie ein Volk überhaupt keinen richtigeren Weg gehen kann, als den ihm von der Natur angewiesenen, und wenn es davon abgewichen ist, nichts Besseres zu thun hat, als, mit Rücksicht auf eine naturgemäß wandelnde Vorzeit, in denselben einzulenken, so ist dies insbesondere auch in der Dichtkunst der Fall, und man darf daher den Schweden nichts mehr wünschen, als daß sie auf der durch Geijer betretenen Bahn fortwandeln und ihre Eigenthümlichkeit immer mehr kennen lernen und ausbeuten mögen. In dieser Hinsicht ist demnach Geijer mit seinen Genossen, die sich wohl nach den Gothen, den Urbewohnern eines Theils ihres Landes, die gothische Schule nannten, hochzustellen, und wird auch von seinen Landsleuten als solcher erkannt, z. B. von Sturzenbecher, dessen Darstellung ich im Folgenden zum Grunde lege.

Erich Gustav Geijer, geboren auf Ransäters Brut in Wermland, Sohn eines Bergwerksbesitzers, starb im April 1847 als Professor der Geschichte in Upsala. Er gesellte sich den Romantikern zu, besonders seinem Freunde Atterbom, dessen Geist er erkannte und bewunderte, und ihn bei seinen schriftstellerischen Unternehmungen ermunterte; indeß fühlte er sich bald nach einer andern Richtung hingezogen. Mit mehr Gefühl als Einbildungskraft begabt, sah er bei seinem ruhigen Forschersinn ein, daß die neue Schule auf dem betretenen Wege zu einem allzu einseitigen deutschen Idealismus ausarten werde, und daß die Zeit demnach eines Exempels für das aus dem Wege geräumte Franzosenthum bedürfe. Er wandte sich deswegen der Geschichte, und besonders den Urkunden des Vaterlandes zu, und fand in den alten Sagen und Volksweisen eine Grundlage, auf der er einen echt schwedischen, auf eigenem Boden stehenden Bau zu errichten hoffte. Und so begann er 1811 eine Zeitschrift für Dichtkunst und Wissenschaft unter dem Titel „Iduna," welche in Kurzem Aufmerksamkeit erregte und sich einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung des neuern Geschmackes in Schweden erwarb. In der Iduna legte Geijer das Beste nieder, was er als Dichter leistete. „Der letzte Skalde," „der Wikinge" (Seeräuber), „der letzte Kämpe," nebst mehreren ähnlichen Dichtungen, werden stets Zierden der schwedischen Dichtkunst bleiben. Was ihnen eine so große und allgemeine Gunst verschaffte und sie über die Leistungen der phosphorischen Schule erhob, war ihre altnordische Kraft und Einfachheit. In diesem Hargbuft, der aus den Geijer'schen Versen auffrischig, fühlte man sich zu Hause, was man bei dem besten Willen in der phosphorischen Nebelwelt nicht vermochte; man fühlte sich im Vaterlande, in dem alten lieben Norden, zwischen Felsen und Seen, wo Trosseln schlugen und Anemonen blühten. Man athmete in dieser mit seiner heiligen, stillen Schwermuth so ergreifenden, so unwiderstehlichen Natur wieder frische Luft, nachdem man ein halbes Jahrhundert lang sich in den engen, schwülen französischen Kunstkerkern versessen hatte und bei der bichterischen Limonade fast verhungert und verdurstet war. Geijer war der erste von allen Dichtern der neuern Zeit, der den ursprünglichen Ton anschlug, welcher durch das Herz des ganzen Volksstammes bebte; er hatte eine neue Saite gebrochen und man könnte sie mit den Worten bezeichnen, womit er in seinem trefflichen Gedichte „Manhem" (ein alter Name Schwedens, Mannheim) den Odalsman (freien Landeigenthümer, Erb- oder Freisassen) beschreibt:

Einst gab's ein nordisch Volk, hehr an Gebärde,
Friedlich, doch auch dem Kriege zugethan;
Daß Niemand Sklave noch Gewaltherr werde,
Hatt' Jedermann sein Eigenthum empfahn.
Sein Schwert begwang den Feind, sein Pflug die Erde.
Fromm und ohn' Menschenscheu schritt seine Bahn
Jedweder, sich und Andr'n schützend, hegend,
Und Königsthron' in seinen Hütten pflegend.

Noch ward ihm nicht zu Schiff von fernen Stranden
Erkünsteltes Bedürfniß zugesandt;
Kein Krämer log das Mark aus seinen Landen.
Noch tauscht' er Ueppigkeit nicht ein und Tand,
Er pflügte noch das Feld mit eignen Händen.
Sein Schatz war Mäßigkeit, sein Hort die Hand,
Genuß die wirk', Entbehrung seine Lehre,
Und Selbstgenügsamkeit all' seine Ehre.

Geijer's Skaldenkunst ist dieser Odelsman selbst, der das Fremde verschmäht und sich selbst genügt. Er will weder so wenig deutsch wie französisch, er will vaterländisch und nichts weiter sein. Auch ist er nicht klos im Geist und Kerne, sondern auch in der Schale, im Ausdruck, ein nordischer Barde. Eben so sehr alle gaulmischen akademischen Redensarten, wie das phosphorische Rothwälsch verschmähend, schuf er sich gewissermaßen eine eigene Sprache, die, ohne dem Veralteten und Altväterlichen zu huldigen, gleichwohl durch ihre Ursprünglichkeit und Einfachheit lebhaft an die Volksweisen und alten Jahrbücher erinnert. In Geijer's Prosa tritt diese Eigenthümlichkeit vielleicht am meisten hervor und läßt sich mit Johann Müller's Ausdruck, besonders in seinen Schweizergeschichten, vergleichen, und man kann zugeben, daß sie bisweilen in einen knorrigen und holprigen Lakonismus ausartet; in seinen Dichtungen vereint sie sich dagegen mit einem Tonfalle, der das Ganze durchhallt, wie das einförmige, aber einnehmende Brausen eines schäumenden Bergstromes oder der ferne Klang eines Waldhorns im Gebirge, — der sich freilich im Deutschen nicht erreichen läßt. Doch mag der Anfang des „Wiking" oder Seeräubers hier stehen:

Mit dem funfzehnten Jahre ward zu eng mir das Haus,
Mit der Mutter wohnt' ich darin.
Die Geißen zu hüten, ich hielt es nicht aus,
Nach Andern stand mein Sinn.
Ich träumt', ich dächt', ich weiß nicht was,
Mißmuthig ward ich und trag und satt
Im Hause.

Geijer schien überdies eben so sehr zum Tonkünstler, wie zum Dichter und Geschichtschreiber geboren zu sein. Er war eine Art von Naturkänger, wie er auch eigentlich mehr ein Naturdichter, als ein kunstmäßig gebildeter Poet war. Wenn er sich an den Flügel setzte, strömte seine Begeisterung eben so reich und kunstlos dahin, wie am Schreibtisch in Versen; er hat, gleich Bellman, die Tonweise zu mehreren seiner Balladen und Lieder selbst gesetzt, wahrscheinlich nicht ganz den Forderungen der jetzigen Tonlehre gemäß, aber in den unbefangenen Klagelauten der alten Volksweisen. Dieß gelang ihm bei seinem „Köhlerbu-

Digitized by Google

ben" in so hohem Grade, daß dieser in ganz Schweden von Alt und Jung mit Vorliebe gesungen ward. Ich setze das Gedicht her, da es auch als bloßes Gedicht großen Werth hat, wie viel es immerhin in der Uebersetzung einbüßen möge:

Der kleine Köhlerbube.

„Der Vater fährt am Meiler im Wald,
Beim Spinnrad Mutter muß bleiben.
Ich denk', ich werd' ein Mann nun bald,
Dann will ich mich auch herumtreiben."
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

„Bei Zeiten ich aufgegangen bin
Mit der Sonne strahlendem Leuchten,
Trank bring' ich und Speise dem Vater hin,
Nun will's fast Abend mir dünchten."
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

„Wohl einsam geh' ich den Pfad hinan,
Den engen, das macht mich nicht bänger;
Nur sehen die Föhren so dunkel mich an,
Und der Schatten des Berges wird länger."
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

„Tralala, rasch wie ein Vogel, wohlauf!
Nun will ich singen und pfeifen!
Hu! Aus dem Berge da hör' ich Geschnauf,
Ich muß ganz Ohr mich zwingen."
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

„Ach, wenn ich doch erst beim Vater wär'!
Ein Brummen, dünkt mich, erschallte.
Es war wohl ein Bär, und stark ist der Bär,
Und schont nicht Junge noch Alte."
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

„Wie ein Fell umhüllet den Felsenblock
Der Schatten am einsamen Stege.
Es schlüpfet, es sauset ob Stein und Stock,
Und Hexen lauern am Wege."
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

„Dort ein' und noch eine! Sie schlingen um mich
Das Garn — wie die Schäre sie schwingen! —
Sie winken mir, Gott erbarme sich!
Nun gilt es Laufen und Springen!" —
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

„Spät war es geworden, die Nacht brach ein,
Der Pfad war kaum zu erkennen.
Es schlüpfet, es sauset ob Stock und Stein,
Seht, sehet den Knaben rennen!"
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

Mit pochendem Herzen und glühender Wang'
Hinstürzt er beim Vater am Ziele.
„Willkommen, mein Sohn! Was bist Du so bang?"
„Ich Hexen sah ich gar viele!"
Es ist so dunkel weit weithin im Walde.

„Mein Sohn, ich leb' hier manches Jahr,
Und gottlob ruhig immer.
Wer's Vaterwerk spricht, sterwahr,
Schaut Teufel und Hexen nimmer.
Sei's auch dunkel weit weithin im Walde."

Der unsern Balladen-Tonsetzer Löwe seine Schöpfungen dieser Art am Flügel hat vortragen hören, der kann sich eine Vorstellung machen, welche Wirkung diese Ballade, wenn sie gut gesungen wird, auf die Schweden hervorbringen müsse, wobei wir noch an den in den altisländinavischen Liedern gebräuchlichen und hier wohlgewählten und angewandten Refrowers erinnern, den auch Bürger z. B. im braven Mann und Göthe in der Ballade vom verriebenen und zurückgetriebenen Grafen, und mit Abänderung in „Mignon" benutzt haben. — Geister hat aber nicht eben viel gedichtet. Seine sämmtlichen Gedichte machen einen, und nicht einmal starken Band aus. Ueberhaupt war er als Schriftsteller nicht fruchtbar. Von seiner großen schwedischen Reichsgeschichte ist nur die Einleitung erschienen, die freilich ein für sich bestehendes geistreiches und anziehendes Werk ist. Seine kleinere schwedische Geschichte geht nur bis auf Karl X. Seine kleineren prosaischen Schriften, geschichtlichen, kunstrichterlichen und allgemeinwissenschaftlichen Inhalts, hat er selbst noch in zwei Bänden herausgegeben. Bemerkt dabei, daß er seinem Beruf als Lehrer an der Hochschule zu Upsala etwas unregelmäßig nachgekommen sei und der Tonkunst viele Zeit gewidmet habe. „Ein gutes Quartett scheint ihm eben so viel Vergnügen zu machen, wie irgend eine geschichtliche Untersuchung oder Entdeckung, und eine gute Sängerin macht ihn leicht seiner Muse Kito ungetreu. Für Jenny Lind hat der alte Nordmannsskalde noch zuletzt eigene Verse und Töne gedichtet, und ich vergesse nie, mit welchem Wohlbehagen und vor Entzücken blitzenden Augen der tiefsinnige Geschichtsforscher seinen Beifall nickte, als diese junge Sängerin in einem größeren Hörerkreise eine seiner Schöpfungen dieser Art vortrug. Es machte ihn froh wie ein Kind, den trefflichen Mann, und wenn man ihn damals benachrichtigt hätte, daß das ganze königliche Archiv in lichten Flammen stehe, er würde es haben brennen lassen." Letzteres, wie überhaupt die Andeutung einer gewissen Lässigkeit im Amte, darf man wohl nicht genau nehmen; wenigstens lautet das Zeugniß, das ihm Sten Johann Steuberg in einer am 18. November 1847 in Upsala gehaltenen Gedächtnißrede, wovon eine Anzeige im dritten Stück der Zeitschrift Frey von vorigen Jahre mit eben vorliegt, ganz anders, nämlich durchaus ehrenvoll, zumal über seine mündlichen Vorträge. „Wer bei diesen zugegen war," — heißt es da — „vergißt sie nie. Man hörte mit stets erneuter Theilnahme dieselben Sachen aber und abermals und jedesmal noch etwas, das des Behaltens werth war. Man erhielt einen erhabenen, oft selbst religiösen Eindruck bei diesen akademischen Festen, denn das waren seine Vorträge zuletzt geworden. Der Raum faßte kaum die sich drängenden Zuhörer, und mit gespannter Erwartung sah man dem Eintritte des Lehrers entgegen. Tiefsinnigen Ernstes erschien er und mußte sich einen Weg durch die dichtgeschlossenen Reihen bahnen. Wenn er dann seinen Platz eingenommen und seinen Vortrag angefangen hatte, durchglüht von dem göttlichen Feuer der Begeisterung, brannte sein Auge von wunderbarem Glanze, als ob es die Oberfläche der Dinge durchdringen und das unverhüllte Wesen derselben in aller Reinheit erblicken wollte. Sein Antlitz trug, besonders in den letzten Jahren, das Gepräge der inneren Bewegtheit der Gedanken und des Dranges, ihnen Luft zu machen. Und wenn sie dann Gestalt annahmen, wer blieb da ungerührt? Jung und Alt, Fürst und Bürger, Alle fühlten sich hingerissen, Alle betrachteten mit Erstaunen und Bewunderung die mächtigen Gemälde, welche er in wenigen riesenhaften Zügen mit geistesterer Meisterhand entwarf. Es schien fast, als ob die Zeit diesen gewaltigen Geist nicht anhalten könne und als ob das Alter vergäße, ihm seine Spuren einzudrücken. Auch wurden Wenige, vielleicht Niemand in unserm Lande so verehrt, wie er. Bei Keinem hat sich die Anerkennung seines Werthes und die Trauer über seinen Verlust so allgemein und so unverstellt ausgesprochen. Ein Zug vertrete die Stelle aller! Es war eine feierliche Stunde, als er, nachdem man vergeblich gehofft hatte, daß er zum letztenmal den Lehrstuhl einnehmen werde, von wo sein Ruhm über die Welt ausgegangen war und wo er versprochen hatte, den großen Mann (Göthe) zu schildern, von welchem unter allen Menschen er am meisten gelernt habe, — als er in seinem Hause von der Jugend des Landes begrüßt wurde, welche ihm ihre Huldigung zu bringen kam. Seine vom Siechbett gebrochenen Kräfte hinderten ihn, wie ehedem in den geliebten Kreis zu treten. Aber er bückte liebevoll, wie immer, auf die jungen Männer hin, denen er stets vorangegangen war, und als diese in der Ahnung, den theuren Lehrer bald zu verlieren, auf den Fittigen der Töne die schmerzliche Frage an ihn richteten: „Wer soll leiten unsere Runen so trefflich, so ehrenvoll?" Da verrieth die Thräne in seinem Auge besser, als es Worte sagen konnten, daß er sie verstanden habe."

Wie sehr sich der Redner auch in diesem Bruchstücke möge geltend machen, so viel geht doch daraus hervor, daß Geijer ein ausgezeichneter mündlicher Lehrer gewesen sei, und daß sein Verdienst vielleicht noch mehr in seinen Vorträgen bestanden habe, als in seinen gedruckten geschichtlichen Schriften, wiewohl sich auch über diese derselbe Redner höchst günstig ausläßt: „In seiner schwedischen Volksgeschichte deckte Geijer mit der ganzen Kraft seines genialen Geistes des schwedischen Volkes inneres Leben auf und zeigte, wie dies von seiner ersten kaotischen Kindheit durch Glückfälle und Widerwärtigkeiten, durch Tugenden und Mißgriffe zu dem erwuchs, was es nunmehr geworden ist. Geijers eigenthümlichstes Vermögen war bekanntlich, theils die Dinge im Großen anzuschauen, theils umgekehrt das Große in den Dingen da zu entdecken, wo es dem Blicke der Menge entging. Seine Auffassung der schwedischen Volksgeschichte ist die höchste Aeußerung dieses Vermögens, und seine Ausführung im Einzelnen nicht minder bewundernswerth. Mit fester Hand und

Digitized by Google

sicherem Auge stellte er die Begebenheiten zusammen, so daß das Große hervortrat und nicht von Nebenumständen verkümmert wurde. Nie verläßt er den hohen Standpunkt, den er einmal eingenommen hat und von welchem er, mit dem Fernglase des Genius bewaffnet, das Ganze auf einmal überblickt und an jede Einzelnheit die Bedeutung knüpft, die ihr, als einem Gliede der Kette, mit Recht zukommt: abgelöste, vereinzelte Thatsachen kennt er nicht, und die Aufmerksamkeit wird niemals von der raschen fortgehenden Entwickelung durch fruchtlose Darstellungen abgezogen, welche auf einem niedern Standpunkte anzieht und unverhaltend sein können, aber hier, in den höheren Gegenden der Geschichte, keinen Platz finden. Zu scharfsinnig, um sich von dem blos Glänzenden und scheinbar Kraftvollen blenden zu lassen, läßt er das Licht auf die Quelle desselben fallen und beschränkt es auf sein gezemendes Maaß, indem er auf diese Weise das, was man Denkmalsabgötterei nennt, von der wahren Verehrung scheidet. Das Menschliche in der Geschichte, in allen Gestalten desselben, Sitten, Gesetze, Gemeinwesen ist ihm, wie er selbst sagt, stets vor Allem wichtig und theuer gewesen, und in der Kunst, stets unter allen Bildungsgraden und Umständen ins Auge zu fassen, sich in einen Charakter zu versetzen, sowohl eines Zeitabschnittes, wie eines Menschen, die Welt und die Verhältnisse mit dessen Augen anzuschauen, dessen Eigenheiten unter allen Veränderungen zu bemerken und daraus ein Ergebniß abzuleiten, das und das Gesammtbild vor Augen stellt, — darin dürften es ihm Wenige gleichthun. Ja, unsre Jahrbücher haben in ihm besessen, was sie jetzt vermissen, den überlegenen, mit den Geheimnissen der Ereignisse bekannten Meister, der dem schwedischen Volke seine Geschichte auf eine Weise erzählte, die kaum mehr als Einen Wunsch unerfüllt läßt. Was dies für ein Wunsch sei, wissen Alle, denn er hat lange mit Hoffnung gelebt, und lebt nun ohne sie in jeder vaterländischen Brust, und wird nicht aufhören, dort zu leben."

Ich habe mich bei dem Geschichtschreiber und Geschichtslehrer Geijer fast eben so lange aufgehalten, wie bei dem Dichter Geijer; aber es ist absichtlich geschehen, da Wissenschaft und Kunst, Prosa und Poesie bei ihm in der engsten Verbindung stehen und sich nicht wohl sondern lassen, beide ihn erst zu dem machen, was er war, zu einem der ersten Geister Schwedens, dessen Werke, sowohl die geschichtlichen wie die dichterischen, einen hohen Werth haben, da sie trefflichen und edelsten Leistungen in ihrer Art zugezählt werden können, und, was gewiß nicht häufig vorkommt, fast alle auf gleicher Höhe stehen. Daher verdient er denn gewiß mit vollem Rechte, womit der Verfasser der Anzeige der Rede von Stenberg schließt, daß ihm nicht blos ein gewöhnliches Denkmal gesetzt, sondern daß er den großen Männ gleich geachtet und ihm ein Standbild in dem Dome von Upsala oder in dem Festsaale der Hochschule, der Carolina redivíva, und wäre es durch Beiträge seiner ehemaligen Zuhörer und Verehrer, errichtet werde.

K. L. K.

Bücherschau.

J. Stuart, over bevordering van Landbouw in Nederland en verschaffing van arbeid aan Nederlanders. Haarlem. van Logbem. 1848.

J. Muller, De Nederlandsche Handel-Maatschappij getoetst aan het belang der natie. Amsterdam. Schleijer. 1848.

Zwei Schriftchen, die uns tiefe und interessante Blicke in die materiellen Zustände Hollands gestatten. Die Verfasser beider Schriften haben ein und dasselbe Ziel im Auge, das Wohl ihres Vaterlandes; nur daß sie ihm auf viele, der andere auf jene Weise näher zu kommen glaubt. Beide leiden, daß es unverkennbar, ein lebendiges Gefühl für das Elend ihrer Mitmenschen, ein klares Erkennen der leider wunder Flecke in den gesellschaftlichen Verhältnissen ihrer Nation und jene rühmende Vaterlandsliebe, die den gemüthlichen Holländer für den Ausländer so angiehend macht. Das erstere Schriftchen trägt diesen Character am Offensten zur Schau, während das zweite, ungerechterweise von einem gewogten Geschäftsmann geschrieben, in seinen Angriffen des Instituts der Niederländischen Handels-Maatschappij eine gewisse Gereiztheit nicht immer verbergen kann.

Das erstere blickt mit tiefer Besorgniß auf das sich in den größeren Städten Hollands von Jahr zu Jahr immer mehr steigernde Proletariat, und hält es unter den Stürmen, die alle Nachbarstaaten in der Gegenwart ergriffen haben, für die höchste Zeit, dem auch noch Holland andringenden Strom einen Damm entgegen zu setzen. Es behandelt jene inhaltschwere, gewaltige Frage, die gegenwärtig auch in unserm Vaterlande eine bedeutende Rolle spielt, und diese Betrachtungen führen den Verfasser auf den holländischen Landbau, in dessen ausgedehnterer Beförderung von Seiten des Staats er eins der Hauptmittel zur Beseitigung des Proletariats erblickt. Auch bei uns ist dieser Gedanke schon vielfältig ausgesprochen und behandelt worden, und es würde nicht der Mühe lohnen, ihn hier noch weiter zu berühren, wenn er für die Zustände Hollands nicht gewichtiger in die Waage fiele, als für andere Länder. Durch Handel und Schiffahrt sind die Niederlande mächtig geworden und noch heut sind diese die Hauptzweige der Thätigkeit dieser Nation. Daher die Erscheinung, daß der Landbau in Holland noch dergestalt zurückgeblieben ist, daß sich, bei weit vielversprechenden Boden, in dem kleinen Reiche noch weite unbebaute Strecken befinden, daß ein großer Theil des Düngers als unnütz weggeworfen, ein anderer für geringen Preis ins Ausland geschickt wird, ja der hohe Werth desselben vielen niederländischen Landleuten noch gänzlich unbekannt ist; daher ferner die auffallende Erscheinung, daß ein Unterricht im Landbau noch eigentlich zu den unbekannten Dingen gehört. Die Schule zu Groningen und Zeist, und besonders die erstere, wie lobenswerth sie auch seien, sind noch zu wenig besucht und auch noch einem so kleinen Maaßstabe eingerichtet, daß sie kaum das Bedürfniß einer allgemeineren Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse befriedigen können. Angesichts dieser Zustände, gegenüber dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Beschäftigung in den mittleren und niederen Schichten der Gesellschaft und der Ueberfüllung an Arbeitern in allen Zweigen, räth nun der Verfasser der holländischen Regierung dringend an, den Landbau, den einzigen, noch gegenversprechenden Zweig, ernstlich in die Hand zu nehmen. Er hat sich alle die Schwierigkeiten, alle die Einwände klar gemacht, die auch bei uns gegen ähnliche Pläne schon vielfältig erhoben worden; er vermag sie aber, bei den ganz anderen Verhältnissen seines Vaterlandes, viel leichter zu widerlegen und zu beseitigen. Sein Plan ist ausführlich und interessant, und das Neue an ihm ist, daß er die Arbeiter-Ueberweisung an Industrielose dabei in den Vordergrund stellt und die Gemeinde- und Armen-Verwaltungen mit in den Kreis einer riesengroßen Thätigkeit zieht. Der ganze Plan, wenn auch nur anwendbar auf die Zustände Hollands, wo die einzelnen Gemeinden ganz anders organisirt sind, als in Deutschland, dürfte dennoch auch für den Ausländer manche praktische Seite darbieten und sich wohl zu einer gründlicheren Erwägung sachverständiger Männer eignen.

Das zweite der genannten Schriftchen würde durchaus gar kein Interesse für das Ausland haben, wenn es nicht, wie oben schon angedeutet, eine Blicke in die Finanz- und Handelsverhältnisse Hollands gestattete. Der Verfasser giebt, um die Handels-Maatschappij anzugreifen, deren Thätigkeit er als unvortheilhaft mit dem Wohle seiner Nation und als schädlich für den Staat bezeichnet, die interessantesten Data als Argumente für seine Meinungen heran. Wie ersahren von ihm, daß dies Institut, durch verkehrte Regierungsmaßregeln ins Leben gerufen und übermäßig vom Staate durch Privilegien begünstigt, durch seine bedeutenden Kapitalien und seinen ausgedehnten Handel zu einer so enormen Höhe und Selbstständigkeit gelangt ist, daß es, wie der Verfasser sich ausdrückt, einen zweiten Staat im Staate bildet und der Regierung fast Gesetze vorschreibt.

C. Mr.

J. P. C. Hartmann, sechs Charakterstücke, componirt zum Studium für Pianoforte; mit eingelegten Versen von H. C. Andersen. Op. 50. in zwei Heften. Kopenhagen, Lose & Delbanco.

Die eingelegten Nummern dieser Charakterstücke, welche meistens in Form von Etuden gehalten, jedoch ihrer Schwierigkeit nach nicht für Virtuosen, sondern für mittlere Spieler berechnet sind, haben nicht, wie wir es gewöhnlich in Deutschland finden und wie es auch der in Deutschland lebende dänische Tonkünstler Reinecke in seinen, vor Kurzem erschienenen Charakterstücken gethan hat, zum nähern Verständniß Ueberschriften, sondern es geht statt derselben jeder Nummer ein kleines Gedicht von Andersen voraus, welches gleichsam auf den Inhalt vorbereitet und die Idee, welche der Componist in Tönen ausdrückte, in bestimmten Worten wiedergiebt. Wenn wir die Verse hier vollständig übersetzt beifügen, so glauben wir uns den Dank unserer Leser zu erwerben, indem wir ihnen auf diese Weise die Intentionen des Componisten zur nähern Anschauung bringen.

Das erste Heft enthält drei verschiedene Stücke:

Nr. 1. Allegro grazioso, C-dur, 4/4, eine einfache und gefällige Cantilene, mit einer das un-

Digitized by Google

lige und gleichmäßige Wogen des Meeres begleitenden Figur umfleicht, bringt in kleinem Rahmen ein freundliches Bild. Ihr gehen die Verse voraus:

Die alt're Schwester mit dem Bruder sieht
Dort auf dem Schiff, und sieht die Sonne sinken.
Sieht, wie ihr Glanz durch Meer und Himmel geht.
Und wie das All durchdringt ihr Strahlenwinken.
Von wilden Schwänen eine Schaar zieht fort.
Im Aether klingt des Sanges Mell'n Accord.

Nr. II. Allegro molto, F dur, 2/4. Anscheinend ohne alle Schwierigkeit für den Spieler, verlangt dieses Stück einen sehr leichten Anschlag, wenn es zur vollen Geltung kommen und die vom Componisten beabsichtigte Wirkung hervorbringen soll. Es ist von folgenden Versen begleitet:

Hin über Blumen und Wiesen und Graben
Ziehet die Jagd sich, trop schäumender Heck';
Schmetterling flattert, verfolgt von dem Knaben,
Ruht nun auf Blumen — und nun fliegt er weg!
Rösslein verbergen die Häupter so schnelle:
„Schmetterling! Fliehe ihn über die Welle!"

Nr. III. Allegro vivace. G dur, 4/4. Nach unserer Ansicht das Gelungenste dieses Heftes. Wir sehen den Knaben auf flüchtigem Roß froh und fröhlig dahin fliegen; doch bald, als ihn der dunkle Wald bei hereinbrechender Nacht umfängt, beschleicht ihn (Mittelsatz A moll) Bangigkeit; er zwingt sein Roß zum Stillstehen und horcht! Es ist nichts! Und hat er nicht seine Waffe? Darum zugt er mit froher Zuversicht weiter. Anderen gab hierzu diese Verse:

Ich reite in Sonnenschein, Regen und Wind,
Mein wackeres Rößlein, das läuft so geschwind,
Der Wald ist so dunkel! so still ist die Nacht! —
Wohl Räuber und Zauber'r heßagt meine Macht!
Mein Rößlein ist scharf und mein Pferd will nicht ruh'n —
Heim kommen wir beide mit goldenem Schuh'n.

Das zweite Heft, ebenfalls drei Nummern, doch von größerem Umfange, enthaltend, beginnt mit

Nr. IV. Andante sostenuto, E dur, 4/4. Ein zartes Liebeslied, mit einfachem instructivem Gesange, umspielt von einer stets unter beide Hände vertheilten Begleitungsfigur. Hierzu folgende Verse:

Ein Engel stand bei uns Beiden dicht,
Der hatte sie freundlich umfangen.
Derselbe Reif in das Auge sticht,
Ein gleiches Roth auf den Wangen;
Und als er hernieder zur Erde geseh'n,
Umfingen und schlangen die Schwingen;
Wenn Engel unsere Liebe verstehn,
Werden himmlische Thne erklingen.

Nr. V. Allegro non troppo, Des dur, 2/4, mit einem kurzen Mittelsatz in B moll und Ges dur, hat einen besonders eigenthümlichen romantischen Anstrich. In sanftem Schlummer gelegt träumen wir, entrückt unserer Umgebung, und der Gegenwart, von den alten Helden der Vorzeit und den wunderlichen Thaten. Hierzu das Gedicht:

Ju, wann doch? und wo doch? So lang ist's schon her!
Ich denke und denke, und weiß es nicht mehr!
Ein Schloß war's mit Thürmen so hinten wie vorn,
Drin tanzten die Ritter mit Sporn und Sporn,
Es lärmte im Saal und die Flöten erklangen.
Und Frauen, die sah' ich und hört', daß sie sangen;
Wo war es? Wann war es? Das längst mir entschwand,
Doch weiß ich, daß da meine Liebe entstand.

Nr. VI. Agitato, D dur, 4/4. Von heiterem Charakter, bietet in seiner ersten Hälfte eine gute Uebung für das Staccatospiel, in seiner zweiten eine eben so gute für das Legato. Die erklärenden Worte hierzu lauten:

Mädchen und Knaben spielen Blindekuh,
Amor, in der Hecke verborgen, schaut zu;
Wo Liebe erglüht, ist Amor nicht weit,
Liebe schafft Freuden, doch schafft sie auch Leid.

Ueberblicken wir die Sammlung nochmals, so müssen wir rühmend das Streben der Componisten, stattt leerer Virtuosen-Kunststückchen wahre Musik zu geben, anerkennen, so wie auch die immer gefällige und abgerundete Form jedes einzelnen Stückes den gewandten und gebildeten Tonsetzer erkennen läßt. — Die Ausstattung ist elegant, Stich und Druck vorzüglich deutlich und, bis auf einige unbedeutende Stichfehler in Nr. IV. und V., auch correct. XII.

Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1848.

Sitzung vom 8. März.

1) Nominelle Literaturen. — In einem kurzen Berichte von Herrn Sundevall, über die zoologische Reise, welche er im letztverflossenen Sommer und Herbst unternommen hatte, wurde angeführt, daß er während derselben Gelegenheit gehabt habe, aus den zoologischen Verzeichnissen zwei Thierarten anzuschließen; welche beide zu denjenigen gehörten, von welchen im Voraus bemerkt war, daß sie in ausländischen Sammlungen nachzusuchen seien. —

Die eine derselben ist Antilope scutiocornis, welche Blainville nach einem Stirnbein mit darinsitzenden Horn, bestimmt und benannt hat, welches im Hunterschen Museum in London aufbewahrt wird; und Juden sein soll, und nach welchem Hamilton Smith ein neues genus Rhaphiceros zu bilden, sich bewogen fühlte. Doch ist dieses Stück weder aus Juden, noch von einem unbekannten Thiere, sondern von der, im südlichen Afrika gemein allgemeinen Antilope tragulus. Weil Professor Owen, unter dessen Fürsorge dieses Museum gestellt ist, nicht zugegen war, und nicht bestimmte, als Herr S. von London abreiste, so hat sich keine Gelegenheit dar, ein Paar andere Hörner zu sehen, welche in demselben Museum aufbewahrt werden sollen, und nach welchen Herr Sundevall die andere Art des neuen Geschlechtes geböthet hatte: Rhaphiceros subulicornis; aber nach der Beschreibung zu schließen, dürften sie einer andern Art der südafrikanischen kleinern Pecora angehören, vielleicht auch derselben Art, oder Cervicapra capreolus?

Die andere aufgeschlossene Art ist der, von Isabellini, unter dem Namen Pleolatant beschriebene Vogel (Ois. d'Afr. 85. Struthus splendens Daud; Turdus splendens Vieill.) Das eine bekannte Exemplar davon, welches der großen Temminckschen Sammlung in Amsterdam gehörte, ohne Angabe, von wo es gekommen sei, welches aber, nach der Aehnlichkeit mit den afrikanischen Lamprotornithen, Herrn Isabellini vermuthen ließ, daß es nähmen von Afrika sei, wird noch im zoologischen Reichsmuseum in Leyden gefunden. Es wurde als ein nordamerikanischer Chalcophanes versicolor erkannt, an welchem ein, an der Wurzel abgeschnittener Schwanz der gemeinen Elster (Corvus pica L.) gesetzt war.

2) Die Ringelnattern Paraguay's. — Aus einem Briefe vom Magister Eberhart Ruud von Rosenschöld, datirt Corrientes (bei Paraguay) den 2. März 1847, theilte Herr Sundevall folgenden Auszug mit. „Mit Vergnügen benutze ich die Gelegenheit, welche sich mir bietet, einen Brief mit einem Bekannten abzusenden, welcher nach Buenos Ayres reist. Es scheint, als ob einer und der andere von unseren Briefen verloren ging, weil ich keinen seit Dezember 1844 aus der Heimath erhielt, bis ich in Asuncion auf einmal drei Briefe von Dir und zwei von meiner Mutter bekam. . . . . In jeglicher Hinsicht ist der Verlust der Korvette Carlskrona zu beklagen, aber als ich zuerst von demselben hörte, ahnte mir nicht, daß auch ich dabei verlieren sollte, kann mit diesem Fahrzeug sind die in Buenos Ayres hinterlassenen Sammlungen heimgefandt worden, welche ich in der Gegend, vor der Abreise hierher, gemacht hatte. Keiner darf sich darüber wundern, daß ich oft wünsche, die unverzeichnisse kostbaren Sammlungen heimzuschaffen, und daß ich mich dabei des Mißgeschickes erinnere, welches Humboldt und Bonpland hier, Natterer in Para, Rüschel in Sierra Leone u. s. w. traf. Ich habe beschlossen, zum wenigsten von den Insekten Exemplare jeder Art heranzunehmen, von den Thieren eine kleinere, von meiner Person ungerlennliche Sammlung zu machen, und wenigstens selbst mitzufahren, wenn es beschlossen ist, daß sie zu Grunde gehen soll. . . . Zu meinem großen Verdruß sind, ich aus mehreren Ursachen bedeutende Schwierigkeiten, mit von den Eingebornen diese Länder Schädel zu verschaffen, werde mich aber bemühen, einige wenige Nachrichten über sie zu liefern.

In Paraguay sind die Guaranis (Accent auf i) die zahlreichsten, welche beinahe Alle zum Christenthum bekehrt sind, in Städten leben, und die so merkwürdigen „missiones" bilden. Sie leben in Bildung den übrigen Einwohnern in Paraguay nicht nach, sie bereiten ausgezeichnet schöne Zuckerkatelien, wie Röhre, Matten, Hängematten u. dgl. Ich habe mehrere von ihnen recht gut spanisch reden hören.

Ein anderer Stamm sind die Cangnas, oder Indios Montescos (Wald-Indianer), welche weniger zahlreich sind. Sie sind Heiden, und leben in den großen Wäldern, wo sie doch zum Theil Ackerbau treiben. Wegen der Verfolgungen, die sie erlitten haben, sind sie nicht recht freundlich gegen die Paraguayaner gesinnt, und brauchbaren oft die, welche den Paraguay-Thee bereiten. Sie sind ausgezeichnete Bogenschützen, und ihre Pfeile haben eine entsetzliche Kraft, zugleich die Spitze nur von hartem Holze verfertigt ist.

Die Mbayas waren früher zahlreich und mächtig, haben sich aber nun noch der andern Seite des Flusses Rio gegogen, ausgenommen das Gebiet Paraguay. Sie scheinen ihrem Charakter nach die edelsten dieser Indianerstämme zu sein, sind gute Reiter, und bedienen sich des Schießgewehres wie auch der Säbel, welche sie sich von Brasilien verschaffen.

Von den Payagoas sindet man jetzt nur wenige Ueberreste. Sie sind Heiden, wohnen Alle am Flusse Paraguay, und leben größtentheils von

*) Dieser Ausdruck wird nicht weiter erklärt, aber vermuthlich sind die spanischen Abkömmlinge (Kreolen und gemischte Racen) gemeint, welche in nicht geringer Anzahl im Lande gefunden werden. Anm. des Ref.

Digitized by Google

Wasserthieren, wie Caryboeas, Calmans's und Fischen, welche sie mit Pfeilen schießen. Am Strande des Flusses, bei Asuncion, findet man einige Ammoniten, welche wie Schwerter in elenden Hütten zusammenstehen, und der Mädchen Beschäftigung sind, sich aber durch Verkauf von Fischen, Stroh, Matten und dergl. den Einwohnern der Stadt nützlich zu machen wissen.

Von den Guanás, welche im nördlichen Theile Paraguay's leben, sind wenige bekehrt. Ich habe voehin mitgetheilt, daß man mit von einer Art ganz kleiner Uebergeborener Bestechte, welche in den großen Waldgegenden in Hütten leben, und Guanagnás genannt werden. Ich habe nun zwei Weiber und ein Kind gesehen, welche von Cangnás gefangt wurden, finde aber nichts besonderes Merkwürdiges über sie anzuführen, es sel denn die Größe, welche ungefähr gleich mit der unserer Lappen ist. Sie scheinen sehr dumm zu sein, und konnten kaum zum Sprechen bewogen werden.

Auf der andern Seite des Paraguay-Flusses oder Chaco, findet man mehrere Indianerstämme, unter welchen die Guaknurás die zahlreichsten sind. Sie sind ganz roh, leben von der Jagd, und liegen mit Paraguay beständig im Kampf; später hat die Regierung mehrere Schanzen auf ihrem Gebiete anlegen lassen. Da sie oft den Fluß passirten, um zu plündern und zu morden, so ließ der Diktator Francia am linken Ufer bis nach der Mündung bis Villa-real (60 schwedische Meilen), bei jeder halben Meile Wachthäuse anlegen, um sie zu beobachten, und ließ durch Schüsse Signale geben, wenn sie über den Fluß gehen wollten.

Diese Indianerstämme reden ganz verschiedene Sprachen, mit Ausnahme der Guanenis und Cangnás, welche eine und dieselbe reden, welche Guaraní genannt wird. Diese ist in Paraguay Landessprache geworden, und der größte Theil seiner Einwohner versteht nicht spanisch, so daß die Priester auf dem Lande gewöhnlich in der Indianersprache predigen müssen. Ich bin auch gendthigt worden, etwas davon zu lernen. Sie besitzt einige höchst eigenthümliche und sonderbare Vocallaute, und der Gaumenalkallon scheint mir so verwickelt und schwer, daß ich deinahe abgeschreckt wurde, ihn zu studiren. Die Payagua's können um alle diese Sprachen reden, aber dann und wann wenden sie noch immer ihre eigene an, welche hart und gutturral ist. Es wird gesagt, daß die Mbayá-Sprache schön ist, sie wird in einem halbhingenden Tone gesprochen. Hier findet sich auf diese Weise ein reiches Feld für diejenigen, welche Anthropologie und Linguistik studiren, weil aber eines Menschen Leben gar zu kurz ist, um sich mit Allem zu befassen, so habe ich, wenigstens bis jetzt, nicht gewagt, allzu viel Zeit von meinen Forschungen zu entnehmen, welche hauptsächlich Zweck meiner Reise sind."

Notizen.

[„Tyrfing"]

ist der Titel eines von Henrik Hertz verfaßten und von H. Rung componirten Gedichtes, dessen erste Abtheilung bei einem kürzlich gegebenen Concerte des Skandinavischen Vereins in Kopenhagen zur Aufführung gelangt ist. Der Stoff des Gedichtes, aus Herwarar's Saga von dem Schwerte Tyrfing genommen, und zum Theil nach dem Beispiele der ältesten Edda behandelt, ist in der kunstfertigen Hand des Dichters eine großartige antike Tragödie geworden. Der Componist hat seine Aufgabe in würdiger und genialer Weise gelöst. Sowohl Gedicht, als Composition sind durch Aufforderung des Skandinavischen Vereins zu einer poetischen und musikalischen Behandlung eines Thema's aus der nordischen Geschichte entstanden.

[Vertragsthätigkeit in Dänemark.]

Auf welcher bedeutenden Stufe der literarische Verkehr in Dänemark, trotz der geringen Verbreitung der dänischen Sprache, steht, kann man z. B. daraus schließen, daß bei einem Verleger, der nebenbei ein sehr bedeutendes Sortimentsgeschäft hat, Hrn. Reitzel, in dem Jahre 1848 109 Broschüren, außerdem 11 Zeitschriften und 26 Kommissionsartikel erschienen sind.

[Die schwedische Kriegsakademie.]

Die Anzahl der Kadetten war, Ende des Jahres 1848, 223, von denen 18 jetzt zu Officieren ernannt worden sind.

Feuilleton.

Der Wittwer.*)

Eine Erzählung von Karl Kullberg.
(Aus dem Schwedischen von H. Zelfe.)

An einem stürmischen Octoberabend schritt ein Leichenzug langsam durch Wadstena's Straßen. Lenkend brachen sich die weißschäumenden Wogen des Wetternsee's am Strande, und spritzten ihren Schaum über die mannichfachen Wohnungen, welche der Wohlstand und der Reichthum in die nächste Nähe des feindlichen Elementes hinaus gedrängt hatte. Es ist das Schicksal der Armuth, verlassen zu stehen. Schwere Wolken jagten über den Himmel und ein leiser Regen, wie er immer diese Witterung begleitet, fiel prasselnd auf das gehäufte, gelbe Laub des Kirchhofs herunter; gerade in den Augenblick, als die Prozession in denselben eintrat, unter dem matten, kläglichen Echein einiger hochgetragener Fackeln, in welchen die Lichter sich nur mit Mühe gegen die Windstöße aufrecht hielten, welche sich bei dem traurigen, einödigen Land der Begräbnißgloden pfeifend durch die undichten Zugen, durch die finstern Schatten der Kirchenmauer, der Grabmäler und des Beinhauses Bahn brachen. Voran schritt der Küster mit einer Achtung gebietenden Amtsmiene, welche doch der Kälte ziemlich nachtheilig ging. Mit man ein artiges Bild officiellen Mitleidens sehen, wo die Fürsorge für eigene Würde ein lobenswerthes Gleichgewicht gegen die Trauer über den Verlust Anderer hält, so betrachte man einen Leichenbitter, ehe er in seinen Berufe abgehärtet, und für das Urtheil dieser Welt gleichgiltig geworden ist, was uns so leichter eintrifft, da er in seinem Amte in beständiger Berührung mit einer andern steht. Darauf folgte „Ne Kiste" — wie es in der populairen Sprache heißt, in welchem Ausdruck die Idee des Unglieends zum wenigsten hinreichend repräsentirt ist — von sechs jungen Leuten getragen, welche mit weißen Halstüchern und weißen Handschuhen versehen waren, und denen der Zipfel eines weißen Taschentuches aus der linken Bodentasche Rock, — die Sitten tragen sie aufgetrennt, damit sie nicht vom Straßenschmutz bespritzt würden. Auf dem Sarge lag ein Kranz von Sinngrün; im Sarge ruhete eine Braut — schon mit siebzehn Jahren angebräutet. Man hat bemerkt, daß der Tod am liebsten das Band zerreißt, welches sich freudig an das Leben heftet. Er ist zu sehr für seine eigenen Zwecken besorgt, um sich mit denen zu beqnügen, welche ihm am nächsten stehen, welche ihn erwarten. Er tritt gern „impromptu" auf. Siebzehn Jahre— das heißt das Leben verlaufen, ehe man ihm noch Standsatt in's Auge gesehen hat; im Alter von siebzehn Jahren hat man gespielt, getraumt, geahnt — aber geliebt, geliebt: in der wahren Bedeutung dieses Wortes, liebt man nicht.

Voran unter den Trauernden ging ein junger, schöner, bleicher, schwarzgekleideter Mann, mit Pleuresen um die Hände. Seine verweinten Augen trugen ebenfalls Pleuresen, welche alle anderen überflüssig machten. Die Augen sagen mehr als breite Falten. Auf sein Antlitz war ein Kummer gepragt, welcher zu tief zu sein schien, um anders als theilweise auf das Aeußere wieder zurückgehen zu können. Er war heftiger, als daß Seufzer ihn ausdrucken, Zähren ihm eine Ableitung geben konnten. Er saß erstickend um das Herz. Er stand blutbespritzt im Herzen. Entweder mußte das Herz brechen oder der Verstand leiden. Eine andere Rettung konnte nicht gefunden werden.

Der Bild dieses Mannes war unverwandt auf den Sarg gerichtet. In ihm ruhe man das Glück seines Lebens und seinen Hause. In ihm ruhete sein einziger Schatz, und gierig folgte sein Auge dem Schimmer des verstiberten Beschlages, der durch die ungleichen Bewegungen der Träger gehoben oder gesenkt wurde. Für eine ganze Welt hätte man nicht vermocht ihn dahin zu bringen, auf dem Wege, auf welchem er nun wanderte, umzukehren, in der Spur des Sarges — und dieser Weg führte allein zum Grabe. Aber das gerade machte ihn verzweifelt, daß das Grab nur für Einen bereitet war.

Ihm folgte eine Menge Personen, Theilnehmer dieses düstern Schaufpiels, vollkommen theilnahmlos, mit schuldiger Ausnahme des Bürgermeisters, welcher zur Rechten des Trauernden ging. Einem Bürgermeister fehlt nie Bedeutung, am wenigsten in seinem eigenen Augen. Auch erklärte er dem Wittwer, daß er, der Ordnung gemäß, an seinem Schicksal Theil nehme. Zur Linken schritt ein wichtiger Kaufmann, welcher mit dem Taschentuche mehrere Male seine wirklich thränenden Augen trocknete, aber wie eine Mauer schwieg. So war an beiden Seiten der Trauer der redende und schweigende Trost.

Endlich hielten die Laternen in ihrem freisenden Lauf über den Kirchhof inne, und schliefen sich zu einem Ring, welcher die Gedanken zwischen Leben und Tod ausmacht, zu einem Ring um das Grab. Mit tiefer, fester Stimme, welche mächtig an den grauen Tempelmauern wiederttönte, in deren nächsten Schatten man die stille Kagerstätte gelegt hatte, las der Priester über die entschlafene Siebzehnjährige die Trauung und die Begräbnißgebetsformel. Als der zu reden anfing, sprang der Wittwer gewaltsam herbei, als ob er daraus zum Mitwisser dessen, was vorging, gerufen würde, aber später stand er unbeweglich, einer Bildsäule gleich, da, die aufgesunkenen Augen auf die Tiefe des Grabes geheftet, die Hände krampfhaft über der Brust zusammengepreßt. Kein Schlachzen, keine Zähre brach den gewaltsamen Kampf in seinem Innern. Aber als bei den Worten: „Von Erde kommst du, zu Erde sollst du werden," die ersten Schaufeln Erde mit einem schwachen Echo auf den Sarg fielen, als das Leben zugleich für immer und unerre-

*) Aus dem, täglich in Norrköping erschienenen „Gesammelte Erzählungen und Skizzen" 3 Theile, des beliebten Novellendichters, über die wir eine nähere Angabe und verdhalten.

D. R.

Digitized by Google

bar diejenige aus seiner Gemeinschaft ausstieß, welche darinnen wohnte, und als nun schon die Erde die erste Lage ihrer dunkeln Decke um die warf, welche so rein und weiß und lebhaft war, da wurde der traurende Wittwer von dem eigenen Gefühl ergriffen, wovon wir Aehnliches erfahren, wenn wir in ein vorbeibrausendes Wasser blicken, von einem dunkeln, aber unwiderstehlichen Begehren sich in die Tiefe zu stürzen, von diesem gräßlichen Schwindel zwischen Leben und Tod, welcher in den Geschichten des Selbstmords eine so verführerische Rolle spielt. Mit einem gellenden, durchdringenden, schreckenvollen Schrei, mit einem Schrei, in welchem sich die Verzweiflung und einem verblendeten Herzen Bahn brach, stürzte er sich bewußtlos in das Grab.

Er wurde herausgenommen — aber wahnsinnig.

Im Hospital zu Madstena war ein lustiges Leben. Die Wahnsinnigen bekamen ihr Essen, und Wahnsinnige essen nicht mit Appetit, sie essen mit Heißhunger. Bekamen die Wahnsinnigen beständig zu essen, so würden sie beständig glücklich sein. Ihr Vermögen, zu verschlingen, ist unerschöpflich. Vielleicht hat doch die Seele ihren Sitz im Magen. Wenn die erste schwindet, so ist wenigstens der letztere im Stande, doppelt umfassende Einnahmen gegen früher, in sich aufzunehmen.

Mitten unter diesen gespenstergartigen, bleichen Menschenschatten mit starrenden Blicken, mit den bis auf die Haut verschnittenen Haar, ging die Wärterin nebst ihrer Tochter, der hübschen Lena, und theilte die dürftige Kost aus, welche doch mit schrecklicher Begier von den Wahnsinnigen verschlungen wurde, welche trotzig auf mehr pochten, und gierig diejenigen ihrer Unglücksmateraden betrachteten, die noch etwas von ihren Portionen übrig behalten hatten. Aber eine instinctartige Ehrfurcht vor der alten, in ihrer Weise männlichen Wärterin, hielt sie von Gewaltthätigkeit zurück, obgleich man bei einigen Betrachten eine unverkennbare Geschwindigkeit des Wahnsinns in den Blicken, Geberden und Reden, sowohl dieser wie jener entdeckte. Der Wahnsinn steckt an. Oder führt vielleicht das menschenfreundliche Bemühen, sich beständig in die Richtung der Phantasieen dieser unglücklichen zu versetzen, damit man sie gewiß versteht und ihnen wieder verstanden werden kann, eine allmählig werdende Verrückung in den eigenen Ideen, eine Lösung besonderer Schranken mit sich, was Hogerlich an den Tag kommt, wenn man für einen Augenblick sich der denkenden Welt nähert? So bewerkt man beständig bei Denjenigen, welche viel mit Wahnsinnigen in Berührung kommen, gewisse wunderbare Gedankensprünge, welche vielleicht irgend ein Wahnsinniger früher gemacht hat, aber schwerlich ein Kluger nachahmt. Man glaubt, gewisse Höhlungen in der Seele zu entdecken, welche in beständiger Friktion mit dem Wahnsinn abgenutzt sind. Ungefähr so, wie wir es angezeigen versucht haben, war gerade die Stimmedesschaftenheit der alten Wärterin, aber gegen ihre Kinder — so nannte sie die Wahnsinnigen — war sie die Freundlichkeit selbst, hatte ein gutes, stets auf eines Jeden besondere Lieblingsphantasieen hinzielendes Wort, war für Alle bereit, gab sich mit den Kleinern ab, ermunterte die Großen zur Beschäftigung, reichte den Kranken Heilmittel, und wußte Gewalt über die Wahnsinnigsten zu bekommen, welche, ermüdet vom vergeblichen Kampf gegen vier Wände, von vergweifelten Anstrengungen in der leeren Luft, ihr heißes, fieberhaft klopfendes Haupt auf ihre Knie neigten, und ihre kahlen Scheitel von ihrer Hand streicheln ließen.

Man hat von der „Tochter des Regiments“ gesprochen. Insbesondere Bedeutung war die schöne kena Kind des Hospitals. Ihr Gemüthsein war unter Bildhauungen getreift. Ihr erstes Erinnern ging auf das Geschrei derselben, auf ihre Bitten um Schnupftabak und Essen, zurück. Sie war von Wahnsinnigen auf den Armen getragen worden, in deren Zellen ein Fremder nicht anders als bewaffnet eintreten wagte. Sie hatte, so lange ihr Gedanke zurückgehen konnte, diesen Unglücklichen, die weit unter das Thier gesunken waren, die Wasserscheue gereicht; diesen Unglücklichen, welche gänzlich nackt, leise murmelnd sich auf der Streu in den kellerartigen Hütten krümmten, wo sie verwahrt wurden, welche Jahre damit hinbringen konnten, nur ein Stück Thon zwischen den Händen zu walken, diesen Unglücklichen, auf deren aufgerissene, blutbespritzte Augen der Schlaf nur für Minuten seinen verdüsternden Mohn senkt. Es war fein, daß die hübsche Lena glaubte, daß der Mensch so sein müsse, wie er hinter den Ringmauern des Hospitals zu sein schien, bis sie zum ersten Mal mit neugierigen Augen hinaustrat. Und wer wird es ihr verdenken, daß sie sich in der vermuthlich Welt fremd fühlte? Sie vermißte dort ihre Spielkameraden — ihre Freunde den alten gemüthlichen Uhrmacher in Kummer sehen, welcher ihr Mäuse machte, die von selbst sprangen — den langen, magern Ingenieur, welcher sie schreiben lehrte, und darüber nachgrübelte, durch eine ganz einfache Mechanik, den Mond mehrere hundert Meilen der Erde näher zu versetzen, — aber vor Allem vermißte sie — die Aufmerksamkeit, welche man ihr im Hospitale so freigebig erzeigte, es war beinahe die Huldigung einer Prinzessin, welche man ihr dort darbrachte. Die Menschen, welche um sie, außerhalb der Mauern des Hospitals wohnten, kannten, sahen so verdrießlich, so beschäftigt, so eilig aus. Sie schienen alle einen Verdruß, einen Kummer, eine Unruhe und Haushaltsgeschichten zu tragen. Wie ganz anders Diejenigen, welche man bewachte und fesselte, welche man fürchtete und schätzte. Welcher Lärm, welch' lustiges Leben den ganzen Tellergang herumtief! Gelächter ohne Ende, Freudenruf ohne Mäßigung! Die zerbrochen Jammertöne starben in diesem allgemeinen Jubel hin! Dort Derjenige, welcher eine Theekanne zu sein glaubt und beständig mit offenem Munde und mit den Armen in der Seite steht! Hier Derjenige, welcher der wohlkommenen Uebergezung lebt, daß er ein spanischer Hahn ist, und so recht von Herzen kräht! Dort das wahnsinnige Wirthshausmädchen, welches immer aufzupassen glaubt, welches so geschäftig mit den eingebildeten Tellern umherspringt, welches so oft sagt: „Nein, lassen sie mich zufrieden, Herr Lieutenant!“ und in demselben Augenblick so innerlich freundlich lacht! Hätte man der hübschen Lena die Wahl zwischen dem Irrenhause und einer Wohnung in dem kleinen, reizenden, trefflichen Madstena gelassen, sie würde nicht einen Augenblick unschlüssig gewesen sein. Das Hospital war ihr Geburtsort, ihre Kindheitswelt, welches sie niemals verließ, ohne daß ihr Etwas fehlte, wohin sie sich immer von Heimweh gezogen fühlte. Auf eine so schreckliche Weise ist der Mensch Sklave der Gewohnheit.

In Lena's Aeußern fand man Etwas, das auf den Sinn der Wahnsinnigen seinen Einfluß auszuüben nicht unterließ. Sie besaß eine ungewöhnliche, körperliche Schönheit, eine natürliche Anmuth, eine Stimme, mild und wohltönend, wie die der Flöte. Aber in ihrem Auge, so pünmetklau, so lieblich, wenn es lächelte, lag zuweilen der eigene, sonderbare Ausdruck, welcher noch bestimmter in dem der Mutter ausgeprägt war — ein Ausdruck der Verwirrung, nicht der der Blöden, schüchternen Verwirrung, welcher so einnehmend seinen Widerstreit über die steigende Röthe der jungfräulichen Wange wirft, frei von dem, der wirrig und schreckenerregend, nicht selten Vorbote des Wahnsinnes ist.

„Wenn Mama will,“ äußerte Lena, „so werde ich, während Mama hier beschäftigt ist, den Leuten in den Zellen ihre Portionen geben.“ Sie und die Mutter standen nämlich jetzt in einem dieser großen Räume, wo verschiedene Wahnsinnige der untergeordneten Klasse verwahrt wurden. Die, welche am gewaltthätigsten oder verwägensten waren, hatten eigene Wohnungen. Auch hier spielte die Stärke und das Geld eine Rolle.

Die Mutter nickte beifällig, und leichte schwebte Lena nach der Zellentage hinauf. Sie folgte jedoch nicht der tausenden Reihe von Thüren, als sie mit dem großen Speisekorb unterem Arm, sich zu ihrem menschenfreundlichen Obliegen vorbereitete. Sie ging der ersten, zweiten und dritten vorbei. Erst bei der vierten blieb sie stehen, und stieß das rasselnde Schlafzeichnend von ihrer Schürze. Der Schlüssel drehte sich knarrend, die Thür wurde geöffnet und sie stand in einer Zelle von 15 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, wo spärsam das Tageslicht durch ein vergittertes Fenster fiel; die Möblirung bestand aus einem Bett, zwei Stühlen und aus einem Tisch. Im Bette saß eine Person, deren allgemeiner Titel im Hospital „der Wittwer“ war. Man hört dort selten Namen — diese Thüre, welche an Verwandte und an ein erfreuliches Verhältniß im Leben erinnern, an die Liebe einer Mutter, einer Schwester, sind schon in ihrer Bedeutung von dem Eintritt in diese Mauern verklungen, in deren dunklen Gewölben die Fackel der Vernunft erloschen ist. Diese Gewölbe, welche Manchen über todte Seelen sind, und gefpenstershnlich von dem nachlebenden Körper bewohnt werden. Gewöhnlich nennt man im Hospital die Wahnsinnigen nach gewissen, selbstgebildeten Benennungen, hingegen auf die besondere Beschaffenheit ihres Wahnsinns oder auf die Veranlassung zu demselben. Dieser wurde Wittwer wegen des Ereignisses genannt, welches mit im ersten Theile unseres Berichts zu zeichnen suchten. Er war es, welcher sich auf dem Kirchhof zu Madstena in's Grab stürzte, und nun eine Zelle auf dem Hospital Madstena's bewohnte.

„Wie befinden Sie sich heute?“ fragte das Mädchen, und stellte die Mahlzeit auf den Tisch.

„Gut! gut!“ sagte der Wahnsinnige mit einem unbeschreiblich milden Ausdruck, welchen diese Unglücklichen in ruhigeren Stunden unbewußt in ihrer Macht haben, und der einer der rührendsten Züge in ihrer Charakterstift ist, wenn ein solches Wort hier am Platze wäre. „Sie war in dieser Nacht hier, aber so furz, so kurz.“

Bei dem Worte „Sie“ wechselte die schöne Lena die Farbe. Arme Lena! Sie liebte einen Wahnsinnigen, und dieser Wahnsinnige liebte eine Andere — eine Todte, welche doch in jeder Nacht zu ihm schlich, in deren Ohr er flüsterte, deren Hand er drückte, deren Wange er in lebhaften Phantasieen küßte — um diese Seligkeit würde der überlegenste Verstand auf Erden ihn beneidet haben. Ihr, die ihr den Wahnsinnigen beklagt, wie viel mehr könnt ihr mit all' eurem Verstande zu beklagen sein!

„...ein Engel war es, der sie holte. Weißt du — Jungfrau Maria kann beinahe nicht ohne ihre Gesellschaft sein. Bon ihr hat sie drei Sterne des

Digitized by Google

Himmels bekommen, um sie im Haare zu tragen. Aber wie gefallen Sterne nicht — sie nachtem — ihn — der ganze Dreck war mit Sternen überfäet und auf der einen Platte stand: Gustafina Regina, geboren am 11. Octobr. 1811, gestorben am 19. Octbr. 1828. Gestorben — das ist Unwahrheit! Ach! es war nur ein Einfall meines Bruders, um ebenfalls eine Inschrift zu Hauptes zu haben. — Er war der Symmetrie wegen, denn zu Füßen stand ein Pfeiler. Ich sah sie so zuletzt in der Nacht, frisch und gesund. Aber ihre Glieder waren kalt, sie legte sie unbrrere Male in mir meinigen, um sie zu erwärmen, und da fror mich bis in's Herz hinein. Und sie fand zu gerade im Zimmer zur Rechten der Schwelle. Hu! wie drängten sich die Leute da. Und das Grab, das Grab!"

Es war ein Abgrund des tiefsten Leidens, der grängenlosesten Verzweiflung, mit welchem der Wahnsinnige diese letzten Worte aussties — schreckliche Erinnerungen aus der Vergangenheit, welche vorworren zwischen den bunten Phantasiebildern des Augenblicks hervorschimmerten.

Einige Minuten wand sich der Wahnsinnige jammernd auf dem Bette, bis er plötzlich in die Höhe sprang, und sich hinter Lena stellte, welche sich mit dem Ausstellen der Mahlzeit beschäftigte; er erhob scherzhaft warnend einen Finger, und mit schalkhaftem Tone, welcher entsetzlich mit der tiefen Verzweiflung des vorhergehenden Augenblickes kontrastirte, äußerte er lachend: „Den Erde stammst du, zu Erde sollst du werden."

„Ih!" antwortete ihm Lena, mit der furzen, lakonisch beliebenden Sprache, welche sie von ihrer Mutter gelernt hatte. Das Dummherzarte im Gebahrungen und im Ausdruck hatte sie sie nichts Erschreckendes mehr. Es war sie sie zu alltäglich geworden, als daß sie davon im Geringsten hätte überrascht werden können.

Schwerlich bedurfte der Wahnsinnige dieser Aufmunterung. Mit einer brennenden Eilsuß warf er sich über die Mahlzeit, welche er in wenigen Augenblicken verdrehte.

„Nun werde ich beten," sagte er, „es hebt sonst and, als ob ich keine Erziehung gehabt hätte."

Und nun sprach der Wahnsinnige mit gefaltenen Händen und lauter Stimme: „Den Erde stammst du, zu Erde sollst du werden."

„Ich kenne die Worte von einem Priester," sagte er mit widerlichem Lachen, „ach, ich erinnere mich noch, aber es ist auch das Letzte, dessen ich mich erinnere. Seit der Zeit gehen beständig Wolken an meiner Seele vorbei. Unaufhörlich Wolken, Wolken, Wolken! Und wenn die Wolke groß ist, dann ist meine Seele blind. Dann sehe ich nichts. Aber zuweilen ist die Wolke kleiner. Dann sehe ich — ha! ich sehe ein Gras — und Laternen — und Menschen — aber ich sehe nicht sie. Ach! wenn die Wolke doch immer groß wäre! Etwas zu sehen, aber nicht Alles — o! das ist entsetzlich!"

„Armer Arel!" seufzte Lena, und ihre weiße Hand glitt schmeichelnd über sein Haupt, welches noch seine dunklen, braunen Locken wohlbehalten trug. Lena hatte nicht das Herz dazu gehabt, sie unter der unerbittlichen Scheere, welche sie sonst so kunstfertig um das Haupt der Wahnsinnigen schwang, fallen zu lassen. Es ist das Beth. Es hat zu viel Gefühl für das Herrliche, für das in der Form Schöne, um verwegen das Idol, welches es anbetet, entstellen zu können, selbst wenn es von ihm als Pflicht gefordert werden könnte.

Es war eine schöne Gruppe — der Wahnsinnige sein bleiches, antlitz schönes Haupt beugend, aber obt leidend, gleich dem eines verwundeten Helden, auf den Schooß des jungen Mädchens neigend, welche sich unruhig unter der, für sie so theuern Last emporhob. Wer hätte nicht gern in ihr ein reines und frohlebend Bild der christlichen Liebe gesehen? Aber — eine andere Liebe — eine Liebe von schwärmerischer Innigkeit, von glühender Leidenschaft regte sie — sollte man wohl in dem Herzen der schönen Lena ein solches Gefühl zu denken wagen — für einen Wahnsinnigen?

„Ich halte viel von dir, Lena!" fuhr der Wahnsinnige fort, und führte ihre sanfte, weiche Hand über seine heiße Stirn, „du bist so brav, so gutmüthig, so weiß und so schön, aber wohl zu auch weiser, und die Unschuld selbst; wärst du schöner als Gottes Engel, dennoch: von Erde stammst du, zu Erde sollst du werden. Sie sagen wohl, am jüngsten Tage — aber der jüngste Tag kommt niemals. Ich habe schon ein ganzes Jahr auf ihn gewartet."

„Du sollst nur still und ruhig und gutmüthig sein, dann wird Alles gut, früher oder später, hier oder dort."

Lena's halb thränenvoller Blick schweifte durch das enge Fensterfenster nach dem blauen, offenen glänzenden Himmelsgewölbe.

„Hier," wiederholte der Wahnsinnige, und führte die Hand zum Herzen, „dort," fuhr er fort, und drückte sie krampfhaft an die Stirn, „hier voll, dort leer! Es ist sonderbar, Lena! Ich sollte glauben — nein! es ist nicht möglich! Ich kann bis 120 zählen, ohne mich zu irren, und das kann man nicht, wenn man wahnsinnig ist. Hör' nun Lena! sage mir als deinem Freunde, was soll ich hier machen? sollte es schon begraben sein . . . Ja, ja! von Erde stammst du, zu Erde sollst du werden. Aber ich schrieb ja ausdrücklich in mein Testament, daß ich in denselben Grabe liegen wolle, in welchem sie liegt. Und sie?"

„Sie ist bei Gott," sagte Lena.

„Bei Gott," wiederholte der Wahnsinnige mit gezwungen-natürlichem Lachen, „nein! Du! der jüngste Tag ist noch nicht gewesen. Du willst mich narren. Wo ist sie? Du weißt es. Antworte mir!"

Und mit der außerordentlichen Stärke, welche dem Wahnsinnigen eigen ist, ersaßte er das zarte Mädchen, und schüttelte sie gewaltig in einem Paroxismus der Raserei, welche im Augenblicke den Schaum auf seine Lippen trieb. Aber mit festem Blick betrachteten ihn Lena, und mit der unerschrockenen Kälte, welche nur die Gewohnheit mit solchen Auftritten schenkt, antwortete sie: „Still, hörst du nicht den Schlag unten an die Pforte? Sie ist hier, um dich zu suchen. Ich muß gehen, um ihr zu öffnen."

Die Arme des Wahnsinnigen fielen zurück. Das junge Mädchen stand frei. Einen Augenblick darauf war sie aus der Zelle,

„Sie kommt," flüsterte der Wahnsinnige und führte die Hand mit leuchtenden Mienen an's Ohr, „sie kommt! Aber" — und er strich mit dem Finger über die Stirn — „sie ist so dortthen gegangen, von wo Keiner wieder zurückkehrt. Er sagte ja, er mit der steinen Stimme: von Erde stammst du, zu Erde sollst du werden. Ach die Erde — die Erde — die Erde . . ."

Aber ich will den Leser nicht länger mit diesem schrecklichen Kampf zwischen Vernunft und Wahnsinn aufhalten, zwischen Gedächtniß und Phantasie, welcher oft den Wahnsinn in seinen gelindesten Stadien charakterisirt. Vielleicht erfordert dagegen meine Pflicht als Verfasser, die Möglichkeit der Neigung zu motiviren zu suchen, welche die Heldin meiner Erzählung für den Wahnsinnigen faßte, eine Neigung, welche — ich gebe es gern zu — sich etwas nach dem Verwerflichen neigt.

Die schöne Lena war achtzehn Jahr alt und stand auf einer Bildungsstufe, welche schwerlich nicht hoch genannt werden konnte, sie war mit einem Verstande begabt, welcher niemals zu den stärkeren gehörte, und was schwiet natürlicher, als daß sie der Umgebung eines Herzens folgte, welches das eines Weibes, eines achtzehnjährigen Mädchens war, eines Herzens, welches unter solchen Verhältnissen die Liebe in Gestalt des Bedürfnisses erfahren mußte. Von der sogenannten verdunkelnden Welt sah sie selten irgend einen Andern als ihre Mutter und einige Beamten am Hospital, welche zur bestimmten Stunde erschien, Bill, beschränkt kannte und verschmähten. Ihr Alltagsleben bagegen bewegte sich unter den Wahnsinnigen in beinahe allen ihren besonderen Augenblicken, in ihren buntesten, frobesten Gestalten; mit ihnen war sie von Kindheit auf vertraut, mit ihnen hatte sie ihr Brod gebrochen, ihre Zähren und ihr Lachen gemischt. Das Entsetzen, welches das allgemeine Urtheil einen in der mitleidigen Brust mit diesen unglücklichen Geschöpfen verbindet, war sie fremd. Es ist deshalb keinesweges psychologisch unerklärlich, daß ihr Blick, ihr Gedanke mit steigendem Interesse auf den blitzschnellen Zügen des „Witzwerts" ruhete, daß selbst seine poetischen, aber verwirrten Phantasieen für sie etwas Fesselndes enthielten. Es lag eine romantische Tiefe, eine Liebe, welche noch brannte, selbst die Vernunft erloschen war, in seinem, oft milden, schwärmerischen Wahnsinn — und das Weib ist immer für Einflüsse dieser Art zugänglich. Wie die schöne Lena auf dieses phantastische Bild seines „Sie" eifersüchtig war, welches ihm beständig in wachen Träumen vorschwebte, welches ihm Alles, nur nicht die Wirklichkeit war! Dieses Bild aus seiner Seele zu verdrängen — und vielleicht ihr eigenes an dessen Stelle zu setzen — das war der Gedanke, welcher noch die Brust der Tochter der Wärterin geboben hatte! Vielleicht faßte sie eben hierbei eine Ahnung, daß in denselben Augenblicke, in welchem ihr dieses glückte, die tödtere Verzauberung des Wahnsinns ihren Geliebten verschwunden sein würde, und er, von seiner Irrsahrt auf dem Gebiete maglischer Phantasieen, mit klarem Bewußtsein in das wirkliche Leben zurückkehre. Aber die arme Lena hatte nicht bedacht, nicht berechnet, wie tief sie ihre Ihren eines Wahnsinnigen Wurzeln in seinem Innersten schlagen, wie gewöhnlich erst der herannahende Tod es ist, welcher einen schnell verloderaden Schein auf das Dunkel wirft, welches bis dahin schwer auf der Seele des Wahnsinnigen laste.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel der Redaction.

Eingegangene Bücher.

Minnesfont öfver Borgellan.
Dannarks Minder, 6. Heft.
„Frey", Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Xr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feldberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Mayaardt. Antwerpen: M. Kornicker.

13. April. № 28. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Limburg. I. — Stimme eines deutschen Schleswigers über schleswigsche Verhältnisse. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark. 19 Kopenhagen den 3. April: Aufbruch der Feindseligkeiten. — △ Kopenhagen den 7. April: Ueber die Affaire bei Ekernförde. Ausrüstung von neuen Schiffen. — 19 Kopenhagen den 8. April: Die Stimmung. — Officielle Mittheilungen des Staatsrathes und des Kriegsministeriums. — Norwegen. Christiania im März: Die Regierung und die Opposition. Bankrechenschaft und Bankotten. — Notizen: Wahrheit über Schleswig.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.

Altdänische Volkspoesie von P. L. Möller. Uebersicht: J. F. Bondtji, Hoo man't vernt komt. — Notizen: Henrik Herp. „Svend Dyrings Huus". Das Andenken Bergsöe's. Geschichte der schwedischen Revolution im Jahre 1809. Personalnachrichten.

Feuilleton. Der Wettwer. Aus dem Schwedischen (Schluß). Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Limburg.

I.

Obwohl die Verwickelungen in Betreff Limburgs nicht länger den drohenden Charakter trugen, welcher anfänglich eine Entscheidung durch Waffengewalt fürchten ließ, und obwohl später eingetretene Verhältnisse eine leichtere Ausgleichung in Aussicht stellen als man vor einem Jahre erwarten konnte, so behält die Frage dennoch Wichtigkeit genug, sowohl für Holland als für Deutschland, als daß wir eine Rechtfertigung nöthig haben sollten, wenn wir unsern Lesern hier eine holländische Ansicht nach einem Artikel in dem allg. Handelsblatt vorführen. In der Schleswigschen Frage hat es sich in seiner ganzen Verderblichkeit gezeigt, wie unklug es ist, die Stimme der Gegenpartei zu überhören, und diesem Fehler abzuhelfen soll und muß, nach dem Plane unseres Blattes: Verständigung herbeizuführen, stets eine unserer Hauptaufgaben bleiben.

Zu den Gegenständen, welche im verflossenen Jahre in den Niederlanden vorzüglich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, gehörte vor Allen die sogenannte Limburgsche Frage.

Limburg war von 1815—30 eine der siebenzehn Provinzen des damaligen Königreiches der Niederlande. Von 1830 - 39 war Limburg größtentheils mit dem neuen Königreiche Belgien vereinigt. „Im Jahre 1839," so drückte Herr de Weichs de Wenne, einer der Abgeordneten des Herzogthumes, in der zweiten Kammer sich aus, „war es für die Niederlande von höchster Wichtigkeit, daß dem langen und kostbaren Kriegszustande, worin das Land, Belgien gegenüber, sich befand, ein Ende gemacht werde, und die letzte Schwierigkeit die noch in Bezug auf Deutschland bestand, ward in der Weise geregelt, daß das Limburgische Grundgebiet als eine Entschädigung für den an Belgien abgetretenen Theil von Luxemburg dem deutschen Bunde zugewiesen wurde. Also auf Kosten Limburgs ward das Letzte hinweggeräumt, was noch verhinderte, daß die Niederlande wieder in den Besitz des Friedens und der Ruhe gelangten. Durch die Loszeichnung von Belgien, waren die materiellen Interessen Limburgs verletzt, und auch sein moralischer Einfluß vermindert. Mithin hatte Limburg wohl Gründe, unzufrieden mit dem Loose zu sein, welches bei der definitiven Ordnung der Verhältnisse der Provinzen, die seit 1815 des Grundgebiet der Niederlande ausgemacht haben, ihm zugefallen war. Dazu kam nun noch, daß das sehr milde belgische Steuersystem den drückenden Niederländischen Steuern Platz machte, wie die freisinnigen Bestimmungen der belgischen Constitution, die acht Jahre lang in Limburg Geltung gehabt, unseren veralteten, verfassungsmäßigen Institutionen". Der Sprecher ging hierauf über auf die Klagen und Beschwerden, zu welchen das Eine oder das Andere während der letzten acht Jahre in Limburg Veranlassung gegeben. Er endigte diesen Theil seiner Rede mit folgenden Worten: „Dies sind die Gründe, warum man in Limburg unzufrieden ist, dies die Gründe, welche viele reiche Limburger veranlaßt haben das Herzogthum seit der abermaligen Besitznahme durch die Niederländer zu verlassen, und sich anderswo anzusiedeln, wo sie die Einkünfte ihrer in Limburg liegenden Güter verzehren; dies die Gründe, welche einen großen Theil der Bevölkerung veranlaßten, ihre Augen nach Deutschland zu wenden, und drei die Verbesserungen zu suchen, die sie vergebens von den Niederlanden erwartet." Mit diesen Worten ist, unserer Meinung nach, der richtige Standpunkt bezeichnet, und Alles das was durch die meisten Limburgischen Abgeordneten in der zweiten und der vereinigten Kammer angeführt worden ist, berechtigt diese Meinung, wie alle Petitionen und Adressen aus dem Herzogthum dasselbe bestätigen. Man verhehle es sich nicht, Limburg ward 1839 gegen seinen Willen von Belgien losgerissen. Während acht Jahren hatte es unter einer freisinnigen Constitution gelebt, und 1840 ward es wiederum der veralteten Verfassung der Niederlande unterworfen. Das Niederländische Steuersystem, welches bereits 1830 in dieser Gegend aufgehoben wurde, ward abermals eingeführt. Acht Jahre lang bestand sich Limburg in Betreff seiner Gesetzgebung in einem exceptionellen Zustande. Dies und Anderes gab Veranlassung zu Mißvergnügen und Unzufriedenheit, welche von Einigen benutzt wurden, um in den Limburgern den Wahn zu erzeugen, daß sich ihnen, wenn sie ganz mit Deutschland vereinigt wären, eine lachendere Perspective eröffnen und daß dies ihre Interessen befördern würde. Namentlich war es der Baron Scherpenzeel-Heusch, der seit langer Zeit, mit seinen Anhängern, jene Vorstellung, die nur allzusehr, namentlich bei den Bewohnern des platten Landes Eingang gefunden, lebendig erhalten hat. Als nun die Stunde der Freiheit für Deutschland geschlagen, als nach Frankfurt eine Nationalversammlung der deutschen Stämme berufen, und auch in den Niederlanden eine Reform der Staatsinstitutionen mit Ernst besprochen und in das Werk gesetzt ward, da glaubten Diejenigen, welche die Lostrennung Limburgs von den Niederlanden beabsichtigten, daß der günstige Zeitpunkt gekommen sei, um ihre Pläne zur Ausführung zu bringen. Im Vorbeigehen müssen wir noch bemerken, daß 1840 von der damaligen

Digitized by Google

Regierung ein großer Fehler begangen wurde, daß an der damaligen Revision der Verfassung keine Abgeordneten aus Limburg Antheil nahmen. Auch dieses Ereigniß hat die Partei der Lodreißung später und namentlich im Jahre 1848 zu benutzen gewußt, und sich darauf berufen, daß Limburg seine Zustimmung zur Niederländischen Verfassung und zu seiner Aufnahme unter die Niederländischen Provinzen nicht gegeben habe. Was das betrifft, so war aber in der Verfassung vom Jahre 1840 zur Genugthuung und dem Verlangen der deutschen Bundesversammlung gemäß, die Bestimmung aufgenommen: daß das Herzogthum Limburg, mit Ausnahme der Festungen Mastricht und Venloo und deren Kreise, zu den Niederlanden gehören solle, unbeschadet seiner Beziehungen zum deutschen Bunde. Da seit 1840 nicht festgestellt worden ist, welcher Art diese Beziehungen denn eigentlich seien, so daß man sie noch Gefallen beschränken oder ausdehnen kann, so gab diese Bestimmung der Partei der Lodreißung eine gefährliche Waffe in die Hand. Unter diesen Verhältnissen beschloß die Regierung, laut königlicher Verordnung vom 21. April d. J. sich stützend auf den oben angeführten ersten Artikel der Constitution, die Ausführung der, von der deutschen Bundesversammlung namentlich in Betreff der Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. und des Ausschreibens von Pferden aus dem deutschen Reiche, gefaßten Beschlüsse unter des Königs unmittelbarem Befehle einem besondern Beamten aufzutragen, der den Titel eines Herzoglich Limburgischen Kommissars für die deutschen Bundesangelegenheiten führte. Zu diesem Amte ward Herr L. F. H. Berenbrock, Distriktscommissar zu Roermond und Mitglied der zweiten Kammer der Generalstaaten, welche Mitgliedschaft er bald darauf niederlegte, ernannt, und der Gouverneur des Herzogthums Limburg ward angewiesen, dem oben genannten Kommissarius bei der Ausführung seiner Aufgabe auf alle mögliche Weise behülflich zu sein.

Zur Ausführung dieser Beschlüsse wurden Seitens des Herzogthums Limburg der Herr Baron Scherpenzeel-Heusch und Herr A Schenwerkers als Abgeordnete zur deutschen Nationalversammlung erwählt. Die Ausführung dieser Beschlüsse brachte in Limburg eine große Spannung zu Wege, und ermuthigte die Partei der zur Lodreißung Geneigten mehr und mehr. Dies gab in der zweiten Kammer Veranlassung zu einer Interpellation des Ministeriums, auf welche der Graf Schimmelpenninck, damals Präsident des Ministerrathes antwortete, daß das Verhältniß des Herzogthums Limburg, mit Ausnahme der Festungen Venloo und Mastricht und deren Kreise, zum deutschen Bunde eine der Angelegenheiten sei, die leicht zu Verwickelungen Anlaß geben könnten, da das Herzogthum Limburg außer den durch die Verfassung bestimmten Verpflichtungen noch andere Pflichten zu erfüllen habe, welche ihm der deutsche Bund laut Verträgen und auf Grund der Mitgliedschaft auferlegen könne.

Er fügte noch hinzu, daß die Verhandlungen der Frankfurter Versammlung, zu welcher auch aus Limburg Abgeordnete gewählt worden seien, die nothwendiger Weise auch das Herzogthum berühren würden, vielleicht zu Unterhandlungen Veranlassung geben würden, in welchem Falle die Regierung sich beeifern würde die ihr anvertrauten Interessen zu wahren.

Wenige Tage darauf nahm der Graf Schimmelpenninck als Minister seine Entlassung, aber die Aufregung hatte in Limburg nach und nach über Hand genommen, so daß man für die Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe fürchtete. Ja, hier und da hatte man bereits einige Scenen der Unordnung zu betrauern, die auf der einen Seite die Folge der unaufhörlichen Bemühungen der für eine Trennung Limburgs von den Niederlanden thätigen Partei waren, die in den Beschlüssen der Regierung selbst neue Kraft gefunden hat'e, auf der anderen Seite aber auch befördert wurden durch die Schwäche einiger localer Autoritäten und die Furchtsamkeit und Passivität vieler Behörden und Einwohner, die in der That nicht mehr wußten, wie sie sich bei der Verwickelung der Verhältnisse zu verhalten hatten. Das neue provisorische Ministerium ging in Betreff Limburgs mit mehr Kraft und Nachdruck zu Werke. Am 19. Mai wurde Seitens des Gouverneurs und der Deputirten Staaten eine ernste Ansprache an die Einwohner gerichtet, des Inhalts: Daß laut der bestehenden Tractate und des Grundgesetzes ganz Limburg Niederländisches Grundgebiet sei, und nur durch ein moralisches, föderatives Band mit Deutschland zusammenhinge; daß die von der Bundesversammlung und von ganz Deutschland respectirten Tractate Limburg als Niederländisches Grundgebiet bezeichneten, und daß eben nur auf Grund dieser Tractate, die die Niederlande auch ihrer Seits achteten, eine Verbindung zwischen einem Theile von Limburg und Deutschland statt finde, und daß mithin die localen Behörden, als von den Niederlanden eingesetzt, sich, bei aller Achtung vor der individuellen Ansicht, keine öffentlichen Demonstrationen erlauben dürften, außer mit Bewilligung der höchsten Macht, wodurch ein Jeder bedeutet werde, da ganz Limburg Niederländisches Grundgebiet sei, den Gesetzen der Niederlande gemäß zu leben. Die Einwohner und die Behörden wurden ferner angewiesen, die in Limburg geltenden Gesetze zu achten, sie zu handhaben und achten zu machen, und zugleich wurden sie verwarnt, da jede ungesetzliche That bestraft, und die Rechte eines Jeden beschirmt werden würden. — Verschiedene Behörden und Commissionen richteten inzwischen Vorstellungen an die Regierung, um ihr die Interessen des Herzogthums anzuempfehlen, oder auf die eigenthümliche Lage hinzuweisen, in welche Mastricht und Venloo mit ihren Kreisen versetzt waren. Auf diese Vorstellungen erfolgten schriftliche oder mündliche Antworten, so gab unter Andern der Minister des Innern, Herr de Kempenaer die Erklärung ab, daß, wenn die Verrichtungen der Abgeordneten von Limburg zu Frankfurt den Gesetzen der Niederlande widersprechen sollten, die Regierung sich nimmer dadurch für gebunden halten würde, da in jedem Falle Alles der Ratification der Regierung unterworfen sei. Unterdessen wurden Seitens der Regierung den Deputirten Staaten von Limburg Versprechungen gemacht zur Abhülfe und Begründung der Klagen, die in der letzteren Zeit in Limburg Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatten. Die Deputirten Staaten machten am 26. Mai eine Mittheilung des Ministerraths bekannt, des Inhalts: Limburg möge sich vereint mit den Niederlanden eine unvergängliche Ehrenstelle errichten dadurch daß es, unbeschadet seinem Streben nach Verbesserungen, fortdauernd den Gesetzen die Achtung bezeige.

Stimme eines deutschen Schleswigers über die schleswigschen Verhältnisse.

Ende Februar 1849.

Die schleswig-holsteinische Landesversammlung hat ein kühnes Wort ausgesprochen. Sie hat Angesichts Deutschlands unumwunden erklärt: daß das Volk in „Schleswig-Holstein" den in Aussicht gestellten Frieden, auf Grundlage der Palmerstonschen Vorschläge verwerfe, daß es den Krieg vorziehe, daß es auch ohne Deutschlands Hülfe den Krieg bis zum Untergange auf eigene Faust aufnehmen wolle.

Ist dies mehr wie eine Phrase, so wird ein furchtbarer Krieg auf's Neue entbrennen, dessen Schauplatz zunächst das Herzogthum Schleswig sein wird, dessen Ende und Resultat nicht abzusehen, dessen Folgen nicht zu ermessen sind. Daher möchte es jetzt an der Zeit sein, die Frage einmal scharf in's Auge zu fassen, ob denn auch wirklich die besonnene Bevölkerung von Schleswig und Holstein will, was die Landesversammlung im kühnen Entschluß manifestirt hat, ob denn auch wirklich die ganze waffenfähige Bevölkerung, also auch Familienväter, lieber einen Krieg bis auf's Messer führen, als auf einen Frieden eingehen will, dessen Hauptbasis die Unabhängigkeit Schleswigs hinstellt, mithin die gefürchtete Incorporation ausschließt.

Vor dem wahren, erkennbaren Volkswillen wird wohl Jeder in Ehrfurcht beugen müssen, aber je schwieriger es ist, diesen Willen zu erkennen, je öfterer mit der Berufung auf denselben Mißbrauch getrieben wird, um so mehr ist es eine unabläßliche Pflicht eines jeden Unbefangenen, zur Zerstörung von Täuschungen das Seinige beizutragen.

Digitized by Google

Der Einsender dieser Zeilen ist deutsch geboren und deutsch erzogen, aber, auf einem unbefangenen Standpunct stehend, haßt er jede Phrasenlogie und jede Täuschung. Er hat nun keinen Grund zu bezweifeln, daß die Bevölkerung Holsteins und die Mehrzahl der deutschredenden Bevölkerung Schleswigs fest entschlossen ist, der Ehre des Landes schwere Opfer zu bringen, glaubt aber, bei der verherrschenden unfriegerischen Tendenz der Bevölkerung, nicht an einen Aufstand in Masse; er zweifelt nicht, daß diese Bevölkerung in der Landesversammlung ihre wahre Vertretung erblickt, er steht aber eben so wenig an, die entschiedene Behauptung aufzustellen, daß in allen dänisch redenden Districten, sowie in der Stadt Flensburg, eine ähnliche Bereitwilligkeit und eine ähnliche Ansicht über die Bedeutung der Landesversammlung bei einer immensen Mehrzahl nicht zu finden ist. Zwar finden sich in den Städten Flensburg, Apenrade und Hadersleben unter den Beamten, unter den Literaten und unter den größeren Grundbesitzern tüchtige deutsche Elemente, allein, wie sehr sich auch diese Elemente durch den Vorzug geförderter Energie und Rührigkeit auszeichnen mögen, sie sind entschieden in der Minorität.

Die Bevölkerung Nord-Schleswigs, mit Einschluß Flensburgs, will allerdings nicht in Dänemark incorporirt werden, aber auch eben so wenig in den deutschen Bundesstaat eintreten; das politische Glaubensbekenntniß dieser Bevölkerung giebt sich in den einfachen Sätzen kund: „Wir wollen bleiben, was wir sind", das heißt Schleswiger, „wir verzichten gerne auf die Ehre einem europäischen Großstaate anzugehören."

So viel politische Kurzsichtigkeit sich auch in dieser Ansicht aussprechen mag, es entspricht dieselbe ganz der Eigenthümlichkeit dieser Bevölkerung, der, bei vorherrschender Passivität gegenüber Nationalgefühl und entsprechender Thatkraft nicht als Erbtheil zugefallen ist, der vorzugsweise materielle Interessen am Herzen liegen, und welche von jeher durch starres Festhalten am Hergebrachten eine charakteristische Eigenthümlichkeit an den Tag gelegt hat.

Materieller Druck hat nicht stattgefunden; die durch die großen Weltbegebenheiten im vorigen Frühjahr hervorgerufene gelbige Bewegung fand daher im nördlichen Schleswig nur wenig Anklang. Man wollte zwar nicht in Dänemark incorporirt werden, sah aber nichtsdestoweniger in der Schilderhebung „Schleswig-Holsteins" mehr den Anfang eines bruderverderblichen Krieges als das Heranbämmern einer großen Zukunft.

Mag man nun in der skandinavischen Stammverwandtschaft oder in politischem Indifferentismus oder endlich in den Eigenthümlichkeiten eines Grenzlandes die Erklärung dieser Gesinnung suchen, sie ist aber eben so wenig zu bezweifeln, wie die entgegengesetzte Tendenz der rein deutschen Bevölkerung, und will man sie auch nicht hochachten, so muß man sie doch *beachten*.

Würde man doch der Ehre Deutschlands zu nahe treten, wollte man annehmen, daß das große Deutschland gleich nach seiner Wiedergeburt darauf ausgehen könnte, ein Heldenthum über das nördliche Schleswig zu verhängen.

Doch nicht nackte Behauptungen, sondern notorische Thatsachen mögen hier sprechen.

Ehe noch am 9. April v. J. bei Flensburg die blutigen Entscheidungswürfel gefallen waren, hatte sich die Bevölkerung Alsens schon im dänischen Interesse erklärt. Im Sundewitschen wurden die anrückenden Dänen mit Acclamation empfangen, die bezeichneten „Schleswig-Holsteiner" im Sundewitschen fürchteten sich eben so sehr vor der übrigen Bevölkerung, als vor den Dänen. Im Amte Hadersleben organisirte sich ein Landsturm gegen die Bewegung, und Hunderte von Pferden und Wagen wurden der dänischen Armee freiwillig gestellt; in der Stadt Hadersleben wurde die Anerkennung der provisorischen Regierung durch die Bevölkerung selbst verhindert, während die freiwilligen Kämpfer für die Landessache kaum nach Dutzenden zu zählen waren.

Wie nun vollends, nach dem Entscheidungstage bei Flensburg das ganze Herzogthum ohne alle Excesse von dänischen Truppen besetzt wurde, verstehe die gute Mannszucht der Dänen, im Gegensatze zu dem offenstehen Zustande der Auflösung in der sich die „schleswig-holsteinische" Armee vor dem Tage vor Bau befand, nicht einen merklichen Umschwung in den Gemüthern zu bewirken.

Die dänische Waffenmacht imponirte, die Tradition von der Dorfferfestigkeit der Marine machte beim Erblicken der im Flensburger Meerhafen stationirten dänischen Flotille sich nicht minder geltend; die dänischen Proklamationen fanden Glauben, und bald gab sich im Volke eine Ansicht kund, welche selbst die tadelnswerthen Gewaltthätigkeiten der Dänen gegen einzelne Beamte und sonstige hervorragende Persönlichkeiten, als nothwendige Präventionsmaßregeln zu rechtfertigen suchte, und welche endlich den blutigen Opfertagen ein entgegengesetztes Resultat wünschte.

Diese Gesinnung hat sich nicht allein erhalten, sondern ist nur noch mehr befärkt worden; weder die Furcht vor den heranrückenden deutschen Bundestruppen, die man als Feinde betrachtete, noch das Imposante ihrer äußern Erscheinung, weder die Prävalenz der deutschen Waffen gegen die Dänischen, noch endlich das musterhafte humane Benehmen der Sieger vermochte eine Veränderung hervorzurufen; statt in ihnen die Apostel der Freiheit und des Glückes zu erblicken, stand die Ansicht fest: daß jede Veränderung vom Uebel, der König im vollen Rechte sei, und bald begleitete man mit dem Worte Provisorisch den Gegensatz aller örtlichen Sympathien. Mochte auch dem Einzuge der Bundestruppen in Flensburg, Apenrade und Hadersleben Jubelruf erschallen, und sich das Farbenspiel der deutschen Fahnen zeigen, in Flensburg fand dies nur der Bitte um Pardon gleich, während in Apenrade und Hadersleben die unteren Volksklassen ganz entgegengesetzte Gesinnung hegten.

Die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung wurden als ungiltig betrachtet, was sich um deßen durch die officiellen Wahlberichte kund gab. Obgleich 30,000 Bajonnete zum Schutz der Wahlen vorhanden waren, betheiligte sich die Bevölkerung Nordschleswigs bei den Wahlen gar nicht. — In der Stadt Flensburg wurde von circa 17,000 Einwohnern das Wahlrecht nur von 274 Wählern benutzt. Im ganzen Wahldistrict, angeschlagen zu 50,000 Einwohnern, ist der Etatsrath Franke mit 898 Stimmen gewählt, und wurden im Ganzen kaum 1000 Stimmen abgegeben. In Hadersleben wurde gar nicht gewählt, während in dem combinirten Apenrade-Sonderischen Wahldistrict Doctor Gälich mit nur 1218 Stimmen gewählt wurde, und nur im Ganzen 1700 Stimmen abgegeben sind.

Der Einsender dieser Zeilen muß es dahin gestellt sein lassen, ob diese Erscheinung oder andere Gründe bei der Provisorischen Regierung die Ansicht hervorriefen, auf die Bevölkerung durch Einschüchterung und Gewaltmaßregeln einzuwirken, oder ob übertriebener Diensteifer und verwandtliche Gondsite der Local-Beamten, der Grund dieser Maßregel war, soviel ist gewiß, die Einschüchterung hat statt gehabt. Die Beamten, welche nicht in der Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bundesstaat ein Heil anerkennen wollten, wurden abgesetzt, unter andern der Amtmann von Kregh in Tondern, ein entschiedener „Schleswig-Holsteiner", und mehr noch wie ein Dutzend Prediger, wurden von ihren Aemtern entlassen.

Die Stadt Flensburg ist während des ganzen Sommers einem System der Einschüchterung beständig unterworfen gewesen. Jede Aeußerung einer selbstständigen politischen Ansicht mußte unterbleiben, nachdem der städischen Behörde durch ein suiminantes Regierungsescript Taktlosigkeit vorgeworfen, nachdem vom Oberpräsidio unter Strafandrohung gegen politische Irrthümer gewarnt wurde, und nachdem endlich 6 Einwohner der Stadt, welchen man nichts als ihre dänischen Sympathien vorwerfen konnte, gefangen nach Rendsburg abgeführt, und hinterdrein nach 48 Tagen ohne Strafeserkenntniß wieder entlassen waren.

Welchen Eindruck auf eine so behandelte Bevölkerung der plötzliche Rückzug Wrangels aus Jütland, die Gefechte vom 28. Mai und 5. Juni v. J. machten, ist leicht zu ermessen. An die Stelle der frühern dumpfen Niedergeschlagenheit trat jetzt neue Hoffnung, die oft, namentlich in den untern Schichten der Bevölkerung, den Character des Fanatismus annahm.

Digitized by Google

Wo früher vielleicht vermittelnde oder commercielles Interesse gegen den Anschluß an Deutschland geltend hatte, da dictirte jetzt das Herz die Wiederaufnahme der freundlichen Verhältnisse mit Dänemark.

Selbstverständlich konnten die in dieser Periode fallenden Wahlen zur Landesversammlung in Kiel, in Nordschleswig keinen Anklang finden. — Die officiellen Wahlberichte ergeben, daß in der Stadt Flensburg 353, im Amte Flensburg 90, in der Stadt Hadersleben 208, zu Strüstrup im Amte Hadersleben 27, zu Rongaer bei Gram 21, in Apenrade mit Umgegend 208, in Rapstedt 17, Gravenstein 33 Stimmen, das Resultat der Wahlen bestimmten, während in Christiansfelde und Umgegend keine Stimme abgegeben wurde; daß also, bei einer Bevölkerung von etwa 150,000 Einwohnern, kein Tausend Individuen die Landesversammlung als eine gültige Vertretung angesehen habe.

Dem Aufrufe der Provisorischen Regierung an die junge Mannschaft sich unter die Fahnen zu stellen, antworteten ein allgemeines Austreten der Dienstpflichtigen nach Dänemark. Von der Stadt Flensburg allein gingen über 50 junge Leute nach Alsen.

Als endlich der Malmöer Waffenstillstand am 4. September vorigen Jahres publicirt worden war, und die Bevölkerung ihre Gesinnung offen aussprechen zu können glaubte, unterbreitete die Behörden jede mißliebige Aeußerung.

In Flensburg wurde dem Gebrauche dänischer Parteizeichen bis auf die Hals- und Uhrbänder der Schuhknaben von Oberpräsidium und Schulinspectorat officiell entgegen gearbeitet; jede Anhänglichkeit an das bisherige Verhältniß mit Dänemark als der Landesfache feindlich bezeichnet und bei Strafe verboten, und endlich gar die Unterzeichner und Verbreiter einer Adresse, welche die Beibehaltung des bisherigen Zustandes als wünschenswerth bezeichnete, als Verbrecher verfolgt. In Apenrade und Hadersleben wurde die Feier des Landesherrlichen Geburtstages durch gewaltsame Störungen begleitet, an denen deutsches Bundesmilitair Theil nahm, während andererseits unter dem Schutze und gewöhnlich auch unter Betheiligung der Behörden Vereine und Clubs in entgegengesetzten Tendenzen sich frei aussprechen konnten.

Sehr begreiflich konnte unter solchen Umständen die Stimme des Volks sich nicht geltend machen.

Der Einsender dieser Zeilen will aber nur die Wahrheit, nicht seine Ansichten und Wünsche darstellen, er wünscht, wie auch das Urtheil über diese Darstellung ausfallen möge, nur dem Irrthum zu begegnen, als stimme die Bevölkerung Nordschleswigs mit der Landesversammlung überein.

Kann ein unbefangener noch bei den angegebenen notorischen Thatsachen über den Geist der Bevölkerung zweifelhaft sein, so möchte jedenfalls die genugsam bekannte hartnäckige Steuerverweigerung und die blutigen Scenen, die sich im Laufe d. J. daran anknüpften, jeden Zweifel beseitigen.

Schließlich wird das Zeugniß vieler deutschen Bundesofficiere, welche mit unbefangenem Blicke die Stimmung in Nordschleswig aufgefaßt haben, den Behauptungen des Einsenders zur Seite stehen.

Die dänischredende Bevölkerung auf dem platten Lande, die unteren Volksklassen in den Südlen Haderslebens und Apenrade, die Mehrzahl der Bewohner von Flensburg wird bei der Ansicht beharren, daß der Anschluß an den deutschen Bundesstaat zugleich ein Unrecht und ein Uebel ist, wird nimmer einsehen, daß bei einer Selbstständigkeits-Erklärung Schleswigs, nicht in der Hauptsache erreicht sein sollte, was eben die Schilderhebung des Mätz Monats beabsichtigte, sie legt nicht einen solchen Werth auf die Beibindung mit Holstein, daß sie für die Beibehaltung derselben Leben und Wohlstand opfern möchte, und fürchtet nicht mehr als daß das mächtige Deutschland ihr die Verbindung mit selbigem aufdringen möge.

Mögen denn diese wohlgemeinten, ohne Leidenschaft niedergeschriebenen Worte nicht ungehört verhallen, möge jeder Ehrenmann, der sie liest, sie beherzigen, damit die practische Wahrheit des Satzes, „daß Wohlthaten nicht aufgedrungen werden dürfen," nicht verkümmert werde, damit nicht die Ansicht Platz greifen könne, als wolle das mächtige, große Deutschland einiger Serbäten und Seelente wegen auf Eroberung ausgehen!

Mögen diese Worte selbst ihren Weg finden bis in das Innere der Panikkirche von deren Ministerbänken wir den Ausspruch gehört haben: daß das Recht Deutschlands auf Schleswig sich nur auf die Besetzung durch deutsche Truppen gründe.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Was wir gehofft und gewünscht, ist unerfüllt geblieben. Der Waffenstillstand ist verstrichen ohne Nutzen, ohne Segen, der Krieg wüthet aufs Neue zwischen germanischen Stämmen. Zu einer Zeit, wo Alles, was diesen Stamme angehört, ein Bündniß schließen müßte, um das Slawenthum, das im Dienste des Absolutismus nicht allein die deutsche, sondern auch die nordische Nationalität bedroht, innerhalb seiner Grenzen zu halten, tritt ein böser Partei-Geist hervor und hetzt die verwandten Stämme gegen einander.

Verbrüdend ist jener Krieg und er kann einen größeren Einfluß als man glaubt auf die Civilisation, auf die Völkerfreiheit ausüben, ohne daß jemals die Rechtsfrage des Streites durch Kanonen und Schwerter einer Lösung näher gebracht werden kann. In wenigen Tagen hat jener Krieg, der nur ein fortgesetztes grosses Hinschlachten von Menschenleben, ganz und gar ohne practischen Nutzen, ohne einen Schritt weiter zur Lösung der Frage, zur Ordnung der schleswigschen Verhältnisse ist, hunderte von Sühnopfern auf den Altar der militairischen Ehre gebracht.

Durch die Affaire in dem Eckernförder Hafen am 5. d. M. scheint uns eine größere Genugthuung für die deutschen Waffen erlangt zu sein, als man wohl je gehofft hat. Möge man aber nun auch bald, statt im Interesse der Waffenehre, in dem der Humanität und dem einer richtigen Politik auftreten, möge man es thun, bevor die Schaaren des Ostens im Bündnisse mit der Reaction, die jungen Keime des Völkerfrühlings niedertreten und uns einen langen Winter statt eines schönen Sommers bereiten!

Wir werden wie bisher die Nachrichten aus dem jenseitigen Lager bringen, um auf diese Weise ergänzend und berichtigend zu wirken; wir hoffen und wünschen jedoch, daß Verständigung und Frieden, das Banner, welches wir das unsrige nennen, auch bald das aller germanischen Stämme sein werde. Was sein entente cordiale der Fürsten erzielen kann, dessen wir dann von der Vernunft und der Gerechtigkeit der Völker.

Dänemark.

Ꝟ Kopenhagen, den 3. April 1849. Das große Werk der Diplomaten wäre also vollbracht! Acht Monate lang haben sie gesessen, mit verbandelt und gestritten, und endlich konnten sie doch nicht über die Art und Weise einig werden, wie sie die Völker beruhigen wollten, und weil sie sich nicht darüber einigen konnten, müssen die Völker die Zeche bezahlen, und das alte Sprüchwort kommt wieder zu Ehren: „Schlägt zu meinen Zeiten, so schlag ich deinen Juden." Das ist am Ende das Resultat aller Politik heut zu Tage; das Verhältniß der verschiedenen Völker zu einander ist ein ganz einfaches, und sie würden in ruhiger, unabhemmter Entwickelung, zu dem einzig möglichen Ziele — einer grossen Verbrüderung — gelangen, wenn nicht der Herr im Himmel gesagt hätte:

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh',
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß als Teufel schaffen.

und nun den armen Völkern den Gesellen Mephisto beigab, der sich „Diplomat" nennt, und mit allem Rechte sagen kann:

Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will,
Die aber wahrlich nichts dafür kann, daß sie trotz aller Mühe gulept doch nur das Gute schafft. Die Völker werden ihre Bestimmung erreichen, trotz all dem Verrathe, der an ihrem Heile angedeiht wird! Kann und diese Zwietracht aber trösten, wenn wir sehen, welch unermeßliches Elend tagtäglich von Neuem ihnen aufgebürdet wird. Aufgehetzt von einer Handvoll Menschen, die sich die von Gott berufenen nennen, und sich doch nicht scheuen Werke zu vollbringen, die das Licht des Tages meiden müssen und bei denen man nur in Bertegenheit kommt, ob man sie „schlecht" oder „dumm" nennen soll. — Doch, was helfen all diese Raisonnements! So lange es noch möglich ist, daß eine solche Handvoll Menschen mit dem Heile von Millionen spielt, so lange sind diese Millionen noch

Digitized by Google

nicht reif für die Selbstständigkeit, und sie mögen denn die harte Schule der Erfahrung durchmachen, bis sie endlich einsehen lernen, daß nur da Glück und Segen denkbar ist, wo das Volk in seiner Gesammtheit den Satz an die Spitze seiner Verfassung stellt: Eintracht macht stark!

Vielleicht nie früher sind bei diplomatischen Verhandlungen so viele widersprechende Thatsachen von beiden Seiten begangen worden, wie gerade in den vorliegenden Falle. Als der 26. März verstrich, ohne daß die Feindseligkeiten von Neuem begonnen, als man hörte, die Waffenruhe sei bis zum 3. April verlängert, da gab es keinen Iubel, der nicht sagte: „Wenn das dänische Kabinet nicht die Gewißheit des Friedens in Händen hat, dann war diese Verlängerung ein dummer Streich." — Welchen Nutzen konnte Dänemark daraus ziehen, die deutschen Häfen 8 Tage später zu blockiren? Nicht den geringsten. Die Dänen wagen hinreichend verstärkt, die Schiffe lagen Alle segelfertig da, und jeder Tag kostete dem Volke Tausende und abermals Tausende zur Unterhaltung seiner bewaffneten Macht. Man konnte es sich berechnen, wie lange die neu creirte Anleihe die nöthigen Mittel hergeben würde, und mußte daher die Zeit benutzen, um die Möglichkeit einer weitern Anleihe zu vermeiden. — Was haben andererseits die Deutschen durch die Verlängerung gewonnen? Nichts! Oder auch weniger als Nichts: einen Kaiser? Der Welterfolg Anfangs war ein Theater-Coup, wohlberechnet auf diejenige Versammlung, die vor 8 Monaten in einem Athem den Mainzer Waffenstillstand verdammt und dann wieder angenommen hatte. Man wußte es im Voraus, daß der Antrag durchfallen würde, sand darin aber auch die sicherste Garantie seiner späteren Annahme im Grundgesetze. Man trach seiner früheren, unabänderlichen Verwerfung die Spitze ab, indem man ihn früher zum Scheine zur Abstimmung brachte! Die provisorische Centralgewalt, ein Produkt jenes provisorischen Zustande, beharrte eines Nachhalts, um ihre ritterlichen Germanisirungspläne durchführen zu können. Preußen bot einen solchen Nachhalt, und der blutige Kampf für die deutsche Kaiserkrone war der unpopulärer Krieg mit Dänemark. Der König von Preußen hätte Frieden schließen können, der Kaiser von Deutschland mußte die ihm erworbene Krone im dänischen Blute weihen! — Sie sehen, ich hatte nicht Unrecht in dem, was ich Ihnen jüngst schrieb: „Der Gränzpfahl, zwischen Dänemark und Deutschland hingewurzelt, sollte zum Reichsapfel eines erblichen deutschen Kaisers werden." Sie glaubten es nicht, und trieben den Tag darum fort; aber er war doch wahr! Die „Erblichkeit" ist nun zwar nicht weit her, denn sie stützt sich auf eine vierstimmige Majorität; aber gleichviel! Der Einfluß des Königs von Preußen wird nur um so größer, wenn er die Krone nicht annimmt, und die Abhandlung des Herrn v. Gagern ist auch wohl nicht so ernstlich gemeint; wir werden den rufen können: Mr. de Gagern ost mort; vive Mr. de Gagern!

Und nun zum Schluß — Herr Ritter Bunsen! O Ritter, Ritter Ritter! Deine Thaten sprechen für dich! Blicke her in den Haven von Kopenhagen und sieh die lange Reihe deutscher Schiffe, die der gestrige Tag hierher gesührt hat! Jeder Schulknabe hier wußte, daß der 3. April die Feindseligkeiten von Neuem beginnen lasse, und Du giebst eine offizielle Erklärung, daß die Schiffe bis zum 15. frei unbehelligt können, und die Armeen müssen für Deine „diplomatische Gewandheit" büßen! Ritter Bunsen, geh' in ein Kloster!

△ Kopenhagen, den 7. April 1849. Ausführlicher, als ich dazu im Stande bin, wird das Gericht und dortige Blätter Ihnen die Begebenheit in der Ekernförder Bucht berichtet haben; hier hat das Ereigniß selbst einen solchen Eindruck gemacht, daß man kaum nach den näheren Umständen fragt; es ist eine große Fülle Trauer über die Stadt verbreitet, die nur der sich erklären kann, der weiß, welchen Antheil die dänische Nation an dem Schicksale der Marine nimmt. Soweit ich habe erfahren können, sind ganz einzelnen kurzen Privat-Briefen und zu Mittheilungen über den offiziellen Rapport, der im Augenblicke der Katastrophe geschrieben, natürlich wenig Specielles enthält, — ist der Gefion am Morgen des 5. früh in die Ekernförder Bucht eingelaufen, um zu recognosciren. Dabei ist es, — durch den scharfen Ostwind weiter, als er wollte, hineingetrieben, mit einer Kiellinkenbatterie in's Feuer gekommen, wobei die Fregatte so aufgetrieben gewesen, daß Christian VIII., der das von der See und dem Wind so herumgetrieben, daß es nun nicht mehr seine Seite, sondern sein Hinterheil der feindlichen Batterie zukehrte, wodurch es selbstverständlich, den Kugeln ausgesetzt war, ohne mit Ehren das Feuern erwidern zu können. Das Linienschiff Helia versuchte nun, das Linienschiff wieder in die schwimmige Lage zu bringen, ohne es aus der Bucht zu knassiren, erhielt aber bald eine Kugel in den Ruderkasten, die die eine Seite zerstörte, auch das Dampfschiff Geiser machte vergeblich Versuche, die beiden Kriegsschiffe zu retten, der starke Gegenwind und die große Nähe der Küste, machte diese Versuche zu nichte. So haben die beiden schönen Schiffe 11 Stunden, von 7 Uhr Morgens, bis 6 Uhr Abends, das feindliche mörderische Feuer ertragen, bis das Linienschiff in die Luft gesprengt wurde, die Fregatte die Flagge streichen mußte. Die Absicht, auch diesen zu sprengen, schlug fehl, das Holz Schiff wußte sich ergeben. Es ist bis jetzt nicht ganz klar, ob das Linienschiff in Brand geschossen, oder ob der Nächstcommandirende sich mit ihm in die Luft gesprengt hat, nachdem jede Hoffnung auf Rettung verschwunden *). Das wird sich bald aufklären. Wer von den 1200 Menschen, die die Besatzung beider Schiffe ausmachten, gerettet ist, — davon weiß man hier nichts Sicheres. Ich gehe diese Nachrichten, so weit man sie aus den verschiedenen Mittheilungen kombiniren kann, ohne für die unbedingte Richtigkeit einstehen zu können, und nenne Ihnen schließlich die Namen der Offiziere, die auf beiden Schiffen commandirten:

Christian VIII. Commandeurcapitain F. Paludan, Capitainlieutenant C. Krieger, Capitainlieutenant C. Wulff, Premierlieutenant Marstrand, Aibeck, Obelig, und der norwegische Seeoffizier Baron Wedel-Jarlsberg. Secondlieutenant Ulrich, Rambusch, F. Gothsch; und 6 Cadetten:

Gefion: Capitain J. A. Meyer, Capitainlieutenant Meyer, Premierlieutenant B. Elstfeld,

*) Nach den neueren Nachrichten scheint es sich herauszustellen, daß das Schiff durch einen Schuß in Brand gerieth.

Secondlieutenant F. W. Pedersen, W. Michelsen und Tegner.

Man rüstet bereits eifrig an einem neuen Linienschiffe, Schuß, und an einer Fregatte, die beide in wenigen Tagen in See gehen können.

⁂ Kopenhagen, den 8. April. Kaum war gestern das Dampfschiff abgegangen, welches meinen Brief für Sie mitnahm, so brachte „Dagbladet" die Nachricht von dem im Ekernförder Hafen gesehenen Unglück. Ein Gefühl der Bestürzung hatte sich im Augenblicke über die ganze Stadt gelegt; es bildeten sich überall Gruppen, die das Geschehene wieder und wieder besprachen, und doch gestalteten die Thatsachen sich nicht anders: Dänemark hat zwei seiner besten Schiffe, zwei seine tüchtigsten Matrosen verloren! Gern will ich glauben, daß der Verlust zweier Schiffe mit voller Besatzung — wenn es gleich ein herber Schlag ist — nirgends einen so tief erschütternden Eindruck machen wird, denn das Geschick des Kampfes ist wechselnd, und während wir noch über den Verlust trauern, mag es leicht sein, daß ein neuer Kampf die Scharte ausgewetzt hat, die der 5. April uns brachte; aber hier, im Herzen des Landes, im Mittelpunkte der leidenschaftlichen Bewegung; hier, wo nicht allein Patriotismus und Nationalstolz, nein! wo auch Familienbande und zuweilach besorgt um das Geschick derer sein ist'm, die jetzt unter dem flatternden Dannebrog kämpfen; hier machte die Nachricht, die im ersten Augenblicke natürlich noch entsetzlicher in ihren Uebertreibungen klang, den wehmüthigsten Eindruck, und während die Männer alle finster und verschlossen an einander vorüberginzen, sah ich manch altes Mütterchen, manch blühende Jungfrau mit rothgeweinten Augen daherreilen, um trostlose Gewißheit statt der noch wenigstenden Ungewißheit zu erlangen. So war eine Stimmung überall jener, als wir — Sie entsinnen sich doch des Tages? — in Leipzig die Nachricht von der Ermordung Robert Blum's empfingen! — Nur wenig war es, was das Gerücht übertrieben hatte, mit ich sende Ihnen hier die officiellen Publikationen.

Gleich nachdem die Nachricht hier eintraf, wurde die Ausrüstung eines andern Linienschiffes begonnen, und in wenigen Tagen wird dieser Verlust, wenigstens so viel als möglich, ersetzt sein. —

Officielle Bekanntmachung des dänischen Staatsrathes.

„In diesem Augenblicke erhalten wir die Nachricht, daß, während eines langen Kampfes gegen die Batterieen bei Ekernförde, das Linienschiff „Christian VIII." in Brand geschossen und in die Luft gesprengt, die Fregatte „Gefion," aber nachdem sie von Kugeln durchbohrt und ganz kampfunfähig war, genommen worden ist. Die Festerbauten gegen zweier Dampfschiffe, die genannten Schiffe herangubringen, blieben unter dem heftigen Feuer, welches sie beschädigte, und wegen des starken Landwindes, fruchtlos. Der größte Theil der Mannschaft ist gerettet und befindet sich in Gefangenschaft. Es ist ein harter Schlag für die gerechte Sache Dänemarks, aber die Prüfungen Gottes werden nur unsern Muth kräftigen. Die Ordre zur neuen Anstrengung von Seelenten und zur Ausrüstung von andern Schiffen ist sofort gegeben worden, und die sämmtlichen Blokaden können, trotz des Verlustes, unterwommen werden.

Nähere Nachrichten werden baldmöglichst mitgetheilt werden.

Im Staatsrathe, Sonnabend, 7. April. 1849."

Digitized by Google

Offizielle Mittheilung des dänischen Marineministeriums.

„Hvid verfaßtiger Bericht ist das Linienschiff „Christian VIII.", während eines Angriffes am 5. d. M. auf die Batterien im Eckernförder Hafen, nach einem langen Kampfe von 7½ Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends in Brand geschossen worden und darauf in die Luft gesprungen. Die Fregatte „Gefion," die an dem Gefechte Theil nahm und sehr bedeutend gelitten hatte, mußte kurz darauf die Flagge streichen und sich den Batterien ergeben, unter denen sie lag, weil der starke Landwind sie daran hinderte, in die See zu gehen. Die Dampfschiffe „Hekla" und „Geiser" haben viel gelitten. Der Hekla hatte 2 Todte und 6 Verwundete.

„Betreffend die Details dieser Affaire und die Todten und Verwundeten der Schiffe, werden nähere Nachrichten mitgetheilt werden, sobald detaillirte Rapporte eingehen. Die man bis jetzt vernimmt, weil sowohl der Chef des Linienschiffs, als der der Fregatte, nebst beinahe der ganzen Besatzung gefangen genommen ist."

Ueber die früheren Affairen bei Eckernsund und Apenrade entnehmen wir den offiziellen Rapporten Folgendes:

Die Fregatte „Hasfrnen," Capitain Petersen, unterstützt von der zweiten Division Kanonenboote, Capitain-Lieutenant von Dockum, hat am 3. April die Schleswig-Holsteiner erst von einer Batterie an der Westseite von Eckernsund von 5 Stück zwölfpfündigen Kanonen, und später von einer mit denselben Kanonen eingenommenen höheren Stellung dislocirt. Die Fregatte hat einzelne Schüsse in den Rumpf und das Rundholz erhalten, und hatte einen Todten. Die Kanonenboote haben nichts gelitten. Am 4. April waren feindliche Jäger wieder bis an den Fährhof bei Eckernsund vorgedrungen, wurden aber durch Schüsse von dem Dampfschiffe „Skirner" von dort vertrieben.

Am 3. April, 11 Uhr Vormittags, ging die Corvette „Najaden," Capitain Dicckinck-Holmfeldt, und dritte Division Kanonenboote, Capitain-Lieutenant Gottlieb, auf Apenrade los, welche Stadt von dem Feinde, im Ganzen 1000 Mann Jäger, bestehend aus Schleswig-Holsteinern, Würtembergern und Badensern, mit 4 Kanonen und etwas Kavallerie, verlassen wurde; der Feind nahm eine Stellung auf einem Hügel außerhalb der Stadt Apenrade ein, wurde aber durch das Feuer der Kanonenboote vertrieben, die Stadt Apenrade von den wüthigen besetzt, ein feindlicher Jäger gefangen, einige Waffen erbeutet und eine Verschanzung demolirt. Das Dampfschiff „Hekla," Capitain-Lieutenant Sommer, hat sich mit der „Najaden" am 5. vereinigt.

Am Vormittage desselben Tages wurde die Vorposten-Linie in Sundewitt, durch den Feind mit einem 4 Bataillonen und etwas Kavallerie alarmirt. Die Alarmirung dauerte bis 5 Uhr des Nachmittags, als der Feind sich zurückzog. Die dänischen Vorposten empfingen den Feind mit Ruhe und Kaltblütigkeit und warfen ihn überall zurück.

Nachdem die bei Apenrade aufgewiesenen Verschanzungen von der Marine, wie oben erzählt, demolirt waren, besetzte der Feind wieder um 6, die Stadt. Dragen hielten um 6. die dänischen Truppen unter General-Major v. Abe die Stadt Hadersleben besetzt. — Bei der Besetzung von Hadersleben haben die Dänen 2 Todte und 7 Verwundete gehabt. Dem Major Hegemann wurde sein Pferd erschossen. Das Gefecht dauerte nur 2 Stunden. Die Besatzung betrug 1000 Jäger, ohne Geschütz. Sie vertheidigten sich tapfer, um die Stadt zu schonen, wurden von 4 Kanonenschüssen gethan. — In dem Treffen im Sundewitt, hatten die Dänen 21 Verwundete, 3 Todte und 3 Gefangene.

Das Dampfschiff Geiser ist an Sclavorpius des Dampfschiffes „Skirner" nach der Rhede gebracht, doch nicht stärker beschädigt, als daß es ohne Hülfe von da in den Hafen hineinfuhr.

Norwegen.

Christiania, im März. — Anderwo sind die politischen Begebenheiten der Art, daß man über sie den früher so geflüchteten Gast, die ästatische Cholera, verzißt; bei uns ist es umgekehrt, hier nimmt jene Krankheit, die bereits so viele Opfer in Bergen und Umgegend gefordert hat, fast unser ganzes Interesse in Anspruch; leider wächst die Epidemie noch immer fort. — Sicht es auch zwar Glas oder das Andere, welches unsere Aufmerksamkeit auf sich hinlenkt, es hat doch selten Interesse für das Ausland; wir sind auf die Rolle eines Zuschauers angewiesen und begnügen uns denn auch damit, den Heroismen, den Verirrungen und Thorheiten der übrigen Welt von der Ferne aus zu folgen, indem uns die Frage des großen Drama's uns ganz besonders beschäftigt. nämlich die deutsch-dänische, die den ganzen Norden angeht; möge sie im Geiste der Humanität gelöst werden, damit nicht eine tausendjährige Kluft sich zwischen den stammverwandten Skandinaven und Germanen eröffnet! Hier sind bereits viele Antipathien gegen Deutschland laut geworden, seitdem man nicht länger daran zweifeln darf, daß es auch diesen Sommer, für den Fall einer Erneuerung des Krieges, das Schwert abermals für den Schleswig-Holsteinismus ergreifen und sich abermals mit der militärischen Macht in die innern Verhältnisse eines Nachbarstaates mischen wird. Die deutsch-dänische Frage betrifft, wie schon gesagt, den ganzen Norden, und es kann keinem der drei Reiche gleichgültig sein, was bestehlen der Elder passirt. — Wir wollen nicht gerade der deutschen Anklustht zuschreiben, daß man in den norwegischen Handelsstädten, die bisher in lebhafter Verbindung mit Hamburg und anderen deutschen Häfen standen, den Wunsch hegt, sich von der Suprematie dieser Plätze zu befreien und in direkte Verbindungen, namentlich mit London und Hull, zu treten; aber daß man mit so großer Bereitwilligkeit auf die von Rerbindungen aufgehenden Vorschläge zu einer solchen Emancipation und sogleich eingeht, daran hat gewiß die Rolle, die Deutschland in Schleswig spielt, einen großen Antheil. Man hat hier neben den Plänen zu den anglo-skandinavischen Dampfschiffs-Linien auch den, Christiansssund zu einem Freihafen zu machen, und forscht sich dafür aus, daß es Pflicht der Regierung sei, diese Pläne zu unterstützen. — Uebrigens wird die Regierung in dieser Zeit wiederum vollauf der Verwaltung angezeigt sein, oder, wie es heißt, wegen „des öffentlichen Geschäftsganges." Sie ist früher wegen der Verwaltung angezeigten werden, namentlich auf Grund der Weltlänfigkeit und Handsamkeit, die daraus entspringen soll, daß sie sich mit so vielen Bagatellen beschäftige, die füglich den betreffenden Bureaus-Chefs überlassen werden könnten, und daß ihr dadurch Ueberblick und höhere staatsökonomische Anschauung verloren ginge. Es ist „Morgenblatt," das jetzt diesen Angriff macht. Es scheint aber nicht scharf genug zu beachten, daß, wie die „Bigdstidende" sehr richtig bemerkt, die Volksrepräsentation durch ihre kleinliche, ja bis an's Bächerliche grenzende Controle der unbedeutendsten Angelegenheiten, es ist Nothwendigkeit für die Regierung macht, sich in ein Netz von juridischen Formen einzuflechten, die es ihr sehr erschwert, rasch und energisch aufzutreten. Vor allen Dingen scheint man bei der Frage, die allerdings nicht ohne Bedeutung oder ohne Grund ist, einen andern wichtigen Umstand außer Acht zu lassen, den nämlich, daß Minister und Staatsräthe noch kein Recht haben, den Sitzungen des Storthings beizuwohnen, und daß hierdurch ein wesentliches Hinderniß für die Existenz einer thatkräftigen Regierung gegeben ist. Erst durch die lebendige Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk, die durch das lebendige Wort hervorgerufen wird, kann man hoffen, die Frische und Thatkraft zu sehen, die man eben wünscht, und das norwegische Volk wird durch die Aufnahme, welche der Vorschlag *) zu jenem Rechte sie die Staatsräthe auf den nächsten Storthing erhält, eine passende Gelegenheit haben, um zu zeigen, in wiefern es ihm Ernst ist, seine Regierung zu haben oder sie blos kleinlich zu kritisiren. Das Letztere ist keine Kunst, es ist aber die Frage, ob man das Recht hat. Beweglichkeit und frische Thatkraft dort zu fordern, wo die ganz verbrennliche Grundlage dazu, die Theilnahme der Regierung an den Storthingsdebatten fehlt, nicht gegeben ist. — Die Bankrechenschaft für das Jahr 1848, die kürzlich erschienen ist, zeigt folgenden Status dieser Institute:

Activa Ende des Jahres 1848	10,189,783 Spd. Thlr.
Passiva „ „ „ „	7,113,701 „ „
	3,076,082 Spd. Thlr.

Wenn der Ueberschuß am Ende des Jahres 1847 . . . 3,038,135 „ „

hier abgezogen wird, ist das Vermögen der Bank im Jahre 1848 um . . . . . 37,947 Spd. Thlr. vermehrt worden, und die Direction hat denn auch, trotz aller Gerüchte über eine geringe Quotheer der Bank-Actien, diese mit 7½ % berechnen können. Die Actien, die in Folge jener Gerüchte und auch wohl in Folge des Geldmangels überkommt, in längerer Zeit mehr denn 20 % unter ihrem Course sie das Jahr 1847 weltet waren, sind denn auch wieder gestiegen und werden jetzt gesucht. — Ueber den diesjährigen Frühlings-Zischang läßt sich noch keine bestimmte Meinung feststellen, es scheint leider, als wenn er nicht bedeutend werde.

Notizen.

[Wurde über Schleswig.]

Der frühere „Dänenfreßer", Professor Wuttke aus Leipzig, spricht sich in einem Berichte aus Frankfurt an seine Landsleute, über die Schleswigsche Angelegenheit folgendermaßen aus: „Das Interesse an Schleswig ist zum Theil durch die Anlagen der Truppen, zum Theil durch die von dort eingelaufenen Zuschriften sehr gesunken. Der König von Preußen trägt Bedenken, einen europäischen Krieg wegen Schleswig auf sich zu nehmen und in ein paar Tagen sollen die Friedensschlüssen wieder begonnen. Das sind Thatsachen, und Thatsache ist es ferner, daß hauptsächlich Schleswig-Holsteiner das preußische Kaiserthum verbreiten. Daraus folgt der Zusammenhang sich muthmaßen, man wolle durch das Kaiserthum den König schadlos halten."

*) Siehe Nordischer Telegraph, Nr. 1.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Altdänische Volkspoesie.

Die Veranlassung der folgenden Erörterungen entnehmen wir einer, in Dänemark im vorigen Jahr angefangenen geschichtlich-poetischen Anthologie, „Reime und Gesänge zur Geschichte des Vaterlandes, gesammelt und der dänischen Jugend gewidmet von C. J. Brandt," erster Band, bis zum Tode Waldemar's des Siegers (1241).

Die Sammlung zeugt von Kenntniß und Liebe zu der auf den genannten Zweck sich beziehenden Literatur, und liefert in chronologischer Reihe eine Auswahl von Bruchstücken der altdänischen „Reimchronik" (verfaßt in ziemlich prosaischem Geiste, aber in naiv-kräftiger Sprache von einem Mönche, Bruder Niels, 1478 bis 1486), von den in der lateinisch geschriebenen Geschichte des Saxo Grammatikus (geboren 1226) eingelegten alten Liedern (nach den Wedel'schen und Grundtwig'schen Uebersetzungen), von lyrischen und epischen Romanzen neuerer Dichter, welche alte dänische Sagen und Geschichtsexpisoden behandelt haben, besonders Oehlenschläger, Ingemann und Grundtwig, der hier die meisten Beiträge geliefert, endlich von einigen auf historischer Grundlage ruhenden Volksliedern, den sogenannten „Kämpenweisen," die im Mittelalter, ohne daß die Verfasser bekannt wurden, in reicher Fülle, wie aus dem Volke selbst, emporblühten und mit wenigen Modificationen nach den, unter den skandinavischen Völkern damals sich zu gestalten anfangenden Dialektunterschiede, fast eben so wie die noch ältere, der Mehrzahl nach aus Island hervorgegangene „Sagaliteratur," dem ganzen Norden seiner Zeit Gesammteigenthum war.

Diese zahlreichen Volkslieder, wo sich die eigenthümlichsten und naivsten poetischen Schönheiten vorfinden, sind nach einer, dem Eindrängen der lateinischen Gelehrsamkeit zu verdankenden Vergessenheit, als gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts der praktische Sinn der Völker wieder erwachte, im ganzen Norden außerordentlich geschätzt und geliebt worden. In Dänemark, wo zwar in dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert einige, doch nur unvollständige Ausgaben durch zwei, unter den übrigen lateinischen Schulfüchsen sich ehrenhaft auszeichnende Männer (Wedel und P. Syv) besorgt wurden, sind die „Kämpenweisen" von Rahbek und Nyrup (1811 bis 1813), in fünf Bänden gesammelt, den neuerer Zeit mehrere andere Ausgaben*) gefolgt sind; eine kostbare, nach vielen noch ungedruckten Handschriften vermehrte und von umfassendem kritischem Apparat begleitete Ausgabe, 1847 von der Gesellschaft „zur Förderung der dänischen Literatur" in Kopenhagen angefangen, wurde wegen eines, über den Plan des Unternehmens entstehenden, sehr heftigen und allgemeinen literarischen Streites, einstweilen sistirt. In schwedischer Sprache haben jene Schätze des poetischen Nordens in Geijer und Afzelius, Arfwedson u. A. begeisterte und talentvolle Herausgeber gefunden.

Die skandinavische Literatur hat, wie die deutsche, in früher Zeit eine erste classische Periode erlebt. Sie unterscheidet sich aber von der deutschen darin, daß sie nicht poetisch (denn die religiös-lyrischen Eddalieder sind nicht classisch zu nennen), sondern historisch war, und zwar in classischer völlig entwickelter Prosaform. Jene sogenannte „Sagaliteratur," in der damals gemeinsamen altnordischen Sprache um das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert blühend und in der Mehrzahl ihrer Hauptwerke noch aufbewahrt, wetteifert glücklich mit Herodot und Tacitus. Geben wir von dieser zu der fabelnden classischen Periode, deren Anfang und großartige Grundlage der berühmte Holberg bildet,*) müssen wir einen großen Sprung machen. Vom grauen fernen Heidenthume treten wir plötzlich in's helle Tageslicht des achtzehnten Jahrhunderts hinaus. Wir verlassen die plumpen Steingewölbe, wo unter grünem Hügel die Asche der Helden aufbewahrt wird, und die heiligen dunkeln Opferhaine, wo im Schatten ernster Rieseneichen das Blut von Hähnen, Pferden und Menschen den finstern Göttern geopfert wurde; und wie bald die Scene sich geändert? Was wußten jene längst verblichenen Heldengeschlechter wohl von ihren gepriesen Epigonen gedacht haben, wenn sie sie so sehen könnten, wie sie uns Holberg vorführt, als cabbalistische „aufgeklärte," und doch so unendlich dornirte Spitzbürger mit colossalen Allongeperrücken, dito silberbeschlagenen Rohrstöcken und tausendelei anderen Attributen vom ehrbaren „Zopfthume?" — Doch ganz ohne Brücke wollen wir den Sprung nicht wagen.

Glaube man doch nicht, daß dieser große Zwischenraum, in Rücksicht auf Literatur und Poesie, für unseren Norden leer und inhaltlos vorübergegangen sei. Das Helden- und Heldenalter war zu großartig, um im komischen Gohlspiegel aufgefaßt werden zu können. Die indirecte Betrachtung der Welt und ihrer Bewohner konnte sich damals nur dann und wann als naiver, unmittelbarer Humor gestalten. Erst die spätere, kleinlich ausgepfropfte Cultur konnte die komische Poesie gebären. Zwischen beiden streckt sich im dämmernden Zwielichte das unabsehbare Feld des christlich-katholischen Mittelalters, in dessen „Romantik" die alte naturwüchsige Kraft sich mit der Sentimentalität des Christenthums vermählt.

Der „protestantische" kritisirende und reflectirende Geist ist, ohne seine lobenswerthen Eigenschaften zu verkennen, immer Ursprung und wechselwirkender Zeitgenosse des eigentlichen Pfaffenthums und dessen poetischer Drachensaat, der komischen Poesie, gewesen.

Das Zeitalter des Aristophanes und seiner Genossen war, religiös wie politisch, ein durchaus protestantisches. Eben so das Plautin'sche in Italien; es protestirten hier zuerst die römischen Sclaven und Proletarier gegen den unerträglichen Druck ihrer „ritterlichen" Tyrannen, und weil sie im Waffenkampfe unterlagen, waren sie auf die komische Poesie hingewiesen.

In Frankreich, während man den Protestantismus eifrigst in der Kirche und auf dem Wahlplatze bekämpfte, blühte er schon längst unbewerkt in der Literatur; die ersten französischen Komiker hatten es in der Wirklichkeit mit der romantisch-katholischen Welt zum offenen Bruch kommen lassen, und ihre Verdrießen waren vielleicht bei weitem kräftiger und unwiderstehlicher, als die officiellen des Zwingli und Calvin.

In unsern skandinavischen Norden wurde das Christenthum im zehnten und elften Jahrhundert formell eingeführt, doch nur langsam und mit nachhaltendem Widerstande. Findet sich doch noch immer in den entfernten, einsamen Thälern Norwegens und Schwedens im Denken und in der Anschauungsweise viel mehr Heidenthum, als Jemand gewöhnlich glaubt. Nur mit Dogmatik und Waffengewalt wurde die milde Lehre des Nazaräers unter den nordischen Unglaubigen einheimisch gemacht. Durch das kosmopolitische Element des Christenthums wurde aber die festgehende Grenzsperre zwischen dem Norden und der übrigen Welt nach und nach aufgehoben. Die ursprüngliche ungestüme, jede Beschränkung verachtende Kraft, die nur Klugheit und ununterbrochene Lebensgefahr suchte, um sich selbst in ihrer Kraft zu fühlen, das wilde „Berserk"- und „Wiking"-Treiben ging allmälig in's christliche Ritterthum, in's romantische Mittelalter über. Früher war aller Kampf Duell; Aller Hand war gegen Alle; jeder König war Bauer, jeder Bauer war König und fühlte sich als solcher. Jetzt trat der Feudalismus hervor; Könige vereinten sich mit ihren Vasallen, um andere Könige und ihre Vasallen in geschlossenen Reihen zu bekämpfen. Man schlug sich nicht mehr allein des Kampfes wegen, sondern um für sich selbst und seiner „Dynastie" gesichertes Besitzthum, und recht viele „Unterthanen" zu gewinnen. Als eine neue, besonders durch Intriguen mächtige, Alles beherrschende Centralgewalt, deren Zustimmung gegen zulängliche Zinsen jeden Gewaltstreich heiligte, jedes ungerechte Besitzthum sicherte, trat jetzt die „Geistlichkeit" in die Schranken.

Eine neue Weltordnung begann, aber noch lange lag Alles, Edles und Barbarisches, Wildes

*) Zum Beispiel von Oehlenschläger, Chr. Winther und Grundtwig.

*) Eigentlich ist er nicht nur der Anreger einer classischen nordischen Literatur gewesen, sondern hat selbst und allein eine solche hervorgebracht. Demnach wird also Oehlenschläger und seine Schule eine dritte classische Periode repräsentiren.

Digitized by Google

und Frommes, so bunt unter einander, wie es sich in dem nur theilweise zu uns gekommenen poetisch-literarischen Nachlaß dieses Zeitalters auf schlagende Weise zeigt. Die grobsartigen, mit besonnener, classischer, hofcher Mahe durchgeführten Formen verschwanden; die Erzeugnisse, in welchen sich der unverwüstliche Dichtergeist der Völker jetzt kundgab, wurden fragmentarisch, lyrisch zerstreut, als ob nur in eiligst benutzten Momenten dem immer rollenden Rade des Zeitgeistes entwunden, unruhig in Anlage und Ausführung, wie das ganze Leben, aus dem sie hervorgingen. Jene Erzeugnisse der, aller physischen Gewalt Trotz bietenden, ursprünglichen Kraft und Naivetät des Volks, mit ihrer bald derben, bald zarten und tiefsinnigen Auffassung und volksthümlichen Anschauungen, fanden sich in den erwähnten „Kämpenweisen," von welchen vielleicht nur der kleinere Theil aufbewahrt worden ist. Wenn aber auch zu der Zeit, als sie aus der Brust und den Gedanken des Volkes hervorquollen, die Buchdruckerkunst schon erfunden gewesen wäre, es würden ihrer vielleicht noch weniger zu uns gekommen sein, weil dann wahrscheinlich viele von herrschaftlich-ritterlicher Censur unterdrückt worden wären. Denn das Lied war schon damals, wie immer, das einzige Asyl der Volksgedanken und der wahren öffentlichen Meinung. Hier allein sprach sich bisweilen Denn oft heftig die befangene Phantasie nur den Glanz und die Tapferkeit der Gewaltigen) die geknechtete Menschheit frei und offen über ihre Unterdrücker aus, in populären Weisen durch die Macht der Melodie unwiderstehlich von Haus zu Haus getragen, hielt das arme Volk ein gewöhnlich nie widerlegtes Weltgericht über Könige, Fürsten und mächtige Vasallen. Es war dies ja die einzige Gerechtigkeit, welche ihm verstattet war.

In diesen Volksliedern findet man auch, wenn wir von dem historischen und psychologischen zum ästhetischen Standpunkt übergehen, die ganze menschliche und poetische Eigenthümlichkeit der nordischen Völker ausgeprägt. Es ist eine treue, biedere, aber etwas verschlossene und schweigsame Natur, die uns entgegentritt. Sie spricht sich nicht, wie die Völker des Südens, in offener, heiterer und glänzender Lyrik aus. Die poetische Form ist in diesen Volksliedern auch nicht eigentlich lyrisch, sondern episch; die Lyrik glänzt nur dann und wann, wie das in der dunkeln Bergestiefe hervorglimmende edle Metall, besonders durch die Kunst viel mehr zu verschweigen, als sie aussprieht. Die nordische Gemüthswelt und kräftige gesunde Phantasie verschleiert sich gern in leichten, scheinbar wie zufällig und unabsichtlich hingeworfenen Andeutungen, die aber oft von großer, überraschender Schönheit sind.

Das Heidenthum ist in diesen Liedern fast ganz verschwunden und der Einfluß des Christenthums, seiner Romantik und seines Aberglaubens stark überwiegend. Nach dem verschiedenen Stoffe, der doch immer einem epischen Faden sich anschließt, theilen sich die „Kämpenweisen" in historische und sagenhafte Romanzen von tragischem, oder blos heroischem Charakter, entweder für sich abgeschlossen, oder in cyklischer Reihenfolge die Thaten ganzer Geschlechter besingend; ferner in erotische, wo die handelnden Personen nicht mehr bekannt sind, aber wahrscheinlich doch einmal gelebt haben. In solchen tritt man nicht selten ein mystisches, übernatürliches Element, mit dem christlich-mittelalterlichen Aberglauben vielfach verflochten. Zu diesen gehört z. B. die Romancenreihe von der sympathetischen Gewalt der „Runen," aus welcher in neuerer Zeit Henr. Hertz den Stoff zu seinem Drama: „Svend Dyring's Haus," schöpfte. Verschiedene andere Unterabtheilungen lassen sich noch aufstellen. In stillen Winterabenden wurden diese Lieder von gutmüthigen Mönchen und adeligen Rittersfräulein abgeschrieben. Die unbekannten Dichter, von denen vielleicht oft mehrere an demselben Liede Antheil gehabt haben, deren Subjectivität sich aber nirgends kundgiebt, schweben uns im Hintergrunde vorüber wie Ossian'sche Schatten, als die unsichtbaren Organe der kämpfenden, liebenden und zu Grunde gegangenen Geschlechter.

Viele Stoffe der mittelalterlichen Volksdichtung, besonders dem Romanische angehörend, sind aus Deutschland nach dem Norden hin verpflanzt worden; z. B. die Sagen von Amadis, König Artus, Roland und sein Schwert Durandarte (im Nordischen „Dyrendal), dessen Ruf, obgleich der Tradition nach der Held aus dem Norden stammte, doch eigentlich kein nordischer war, Flos und Blanchefloß, Triſtan und Isolde, Wigtalas, Salomon und Markolfus (Morolf), die sieben weisen Meister, bis auf Fortunat und dem Finkenritter. Während diese Stoffe aber in Deutschland, im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, in epischen Kunstformen theilweise wenigstens ausgebildet wurden, behielten sie bei und ihre ursprüngliche Prosaform, als Märchen und Sagen, und wurden so durch Tradition unter dem gemeinen Volke bis auf die neueste Zeit lebendig erhalten. Auch hatten die „Kämpenweisen" in den heroischen Liedern mehrere Stoffe mit der deutschen epischen Dichtung gemein, z. B. den aus dem Nibelungenliede und dem „Heldenbuch" bekannten Didrik von Bern und seine Gesellen, deſſen in verschiedenen Liedern gefeierter Name von der zwischen den ausgewanderten und daheimgebliebenen Gothen nicht unterbrochenen, geistigen Verbindung Zeugniß giebt. Was aber die nordische Poesie des Mittelalters von der gleichzeitigen deutschen besonders auszeichnet, war der völlige Mangel an Gelehrsamkeit und Künstelei, wie sie z. B. bei Frauenlob und seiner Schule stark hervortreten, während die unserige in diesem Zeitraume (1200 bis 1300) ausschließlich naturwüchsige Volkspoesie war. „Minne- und Meistersänger" hat man im Norden gar nicht gekannt. Sie sind ein Produkt der südlichen Ritterzeit und Geistestemperatur. Das subjective und egoistisch-lyrische Element wagte es nie, sich in solcher Weise auf Kosten des epischen hervorzuthun. Auch kannten wir, bei aller Ritterlichkeit und Huldigung schöner Damen, nie solche närrisch-abgeschmackte Frauendiener, wie sich der Oesterreicher Ulrich von Liechtenstein in seinen eigenen Bekenntnissen selbst dargestellt hat. Im Gegensatze zu dem deutschen Minne- und Meistergesang setzte sich im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte die frühere Helden- und Ritterpoesie als ganz einfache lyrische Stimmungs- und Volkslieder ab, die aber, wegen des Mangels an epischem Ballast, fast gänzlich verloren gegangen sind.

Doch, eine vollständigere und klarere Vorstellung, als durch alle Beschreibung, wird man von dem Charakter unserer Mittelalterpoesie erhalten, wenn ich hier ein Paar jener „Kämpenweisen" in Uebersetzungen beifüge. Die eigenthümliche Naivetät und Nachlässigkeit im Versbau und den Reimen der Originale habe ich so treu wie möglich wiederzugeben versucht.

Zur historischen Orientirung nur Folgendes: Keine Königin von Dänemark ist von der Volkserinnerung in Sagen und Liedern mit so großer Liebe gefeiert worden, wie die erste Gemahlin Waldemar des Siegers. Er hatte in den drei Jahren seiner Regierung die ganze Ostseeküste bis an die Newa erobert, und sein Siegesruhm überstrahlte den seiner Vorfahren, so wie aller Zeitgenossen. Dann schickte er 1205 den Junker Strange Esbeſon und Bischof Peter aus Roeskild mit glänzendem Gefolge nach Böhmen, um die schöne Margarethe, Tochter des Königs Przemisl Ottokar, als seine Braut zu werben. Sie kam nach Dänemark und zog zum Könige zu Ripen im Nordengschlosse ein, von welchem nur noch ein Hügel übrig ist. Vom Volke, das damals immer seinem Regenten nach den Umständen schmeichelnde oder höhnende Spitznamen beilegte, erhielt sie bald den Namen „Dagmar" (die Morgenröthe). Nachdem sie Waldemar einen Sohn geboren hatte, und in sieben Jahren sein und des Volkes guter Engel gewesen war, starb sie (12. Mai 1212), vom Volke beweint, und die Volkspoesie hat ihre Tugend und Frommheit in der Sage preisen wollen, daß sie seiner andern Sünde schuldig war, als an einem Sonntag ihre Aermel geschmückt zu haben. Sie ruht noch in Ringsted, auf Seeland, in dem Grabgewölbe der Waldemaren, an der Seite ihres Gemahls.

I. Königin Dagmar's Heimführung.

König Waldemar und Herr Strange
Saßen im hohen Saal.
Fingen sie an zu sprechen
Manch fröhlich Wort allsumal.
Dort segelt Herr Strange mit der Königin Dagmar.

„Hörst Du, Herr Strange, was ich Dir sag' —
Die Vögelein singen so krank, —

Digitized by Google

Du sollst fahren nach Böhmerland,
Und holen meine junge Braut."
Dort segelt Herr Strange ꝛc. ꝛc.

Dies sprach Herr Strange Ebbesen,
Fein zierlich in Wort und Gebahrn:
„Und soll ich fahren nach Böhmerland,
Wer soll denn mit mir fahren?"

„Rühre die jungen Herrn Limbek
Und Olof Glück vor Allen;
Rühre Die den reichen Herrn Peter Glob
Und Andre nach Deinem Gefallen."

Es war junge Herr Strange,
Mit seinen Anderthalben.
Königs Waldemar folgt ihm an's Ufer selbst,
Mit manchen Wohlgeborn'en.

So fegelten sie drei Wochen dann,
Wohl über die tiefe Fluth,
Und als sie sahen das Böhmerland,
Ward's ihnen sehr wohlgemuth.

Sie warfen den Anker und frischen die Segel,
Und eilten hinauf in's Land.
Wohl schön war der Herrenzug zu seh'n,
Und Ritter Herr Strange voran.

„Gruß' Gott Euch, Königs vom Böhmerland!
Ein Fürst mit Ehren Ihr seid!
König Wolmer von Dänemark schickt zu Euch,
Ihre Tochter so lieb er freit."

Der König schritt in den hohen Saal,
Zu berathen mit Königin sein:
„Hier sind die Herren aus Dänemark,
Wollen werben um's Töchterchen mein."

„Und ist es König Wolmer aus Dänemark,
Will der um's Tochter haben,
Wir geben sie dem edlen Herrn,
Dazu noch köstliche Gaben."

Sie schlugen über sie die Seide so blau,
Führten sie zum Saal hinein:
„Ihr schaut schund das Fräulein selbst,
Von Zucht und Sitte so fein!"

Dann ward gebracht der Wörsettisch
Mit Tafeln aus Gold, dem reinen.
Herr Strange soll' spielen mit dem Fräulein selbst,
Und sprechen mit ihr allein.

Die dritte Reise, sie spielten alda,
Ging Alles nach ihrem Begehren;
Herr Strange gewann die gute Jungfrau
Für seinen König mit Ehren.

Es wurde die Erde mit Seide belegt,
Sie folgten dem Fräulein zum Strande;
Sie bot ihren lieben Eltern Lebewohl,
So segelten sie vom Lande.

Es war Fräulein Dagmar zart und sanft,
Sie kam bei Mand *) an's Land.
Es war der König von Dänemark,
Er trummelt sein Roß am Strand.

„Ihr sagt mir, Herr Strange Ebbesen,
Bevor wir steigen in's Land:
Wer ist der schnelle Geselle so dreist,
Der da reitet am weißen Sand?"

„Ihr seid willkommen, Jungfrau Dagmar,
Ihr redet doch nicht zu laut!
Es ist König Wolmer aus Dänemark, der
Drei Reiche bringt seiner Braut."

„Schimpf Dir, Herr Strange, das sag' ich Dir,
So schändlich dann haß mich betrogen;
Ist das König Wolmer aus Dänemark,
Dann ist er ja einäugig."

„Verleum' mich nicht, meine schöne Jungfrau,
Er ist ein Drlegs-Held;
Hat wiedergewonnen für Dänemark
Alles Land Nord um die Elb'."

„Und welcher darauf gesaßt seinen Muth,
Zu prüfen sein Glück und Leben,
Ist er ein Fürst von edlem Blut,
Er muß auch was hingeben."

Die Hochzeit wurde getrunken alda
Wohl in so glücklicher Stunde.
Sie liebten einander Beide
Recht treu von Herzensgrunde.

Da feierten sich Alle, Klein und Groß,
Und Arm' und Reich' sich freuten;
Am meisten doch freuten sich Bürger und Bauer,
Es wurde zum Glück den Beiden.

Sie kam guten Bauer zum Labsal, sie kam
Mit Freuden, ohne Beschweren;
Hätte Dänemark immer solch' Blume im Beet,
Man sollt' sie preisen und ehren.
Dort segelt Herr Strange mit der Königin Dagmar.

Als Ergänzung des obigen Liedes wird das folgende, in der hier besprochenen Anthologie nicht mitgetheilt, nicht ohne Interesse sein.

II. Königin Dagmar's Tod.

Königin Dagmar liegt in Viben krank,
Es erwarten sie Ringsteds *) Ahnen.
Da läßt sie zu sich rufen
Alle Dänemark's Frauen.
Königin Dagmar ruht in Ringsted.

„Wenn so Gott will, daß es geschehe,
Daß mir der Tod nicht fern,
Ihr schicket gleich Boten nach Skanderborg,
Dort findet Ihr meinen Herrn!"
Königin Dagmar ꝛc. ꝛc.

Es war der kleine Knappe,
Hat 's rothe Roß beschlagen;
Dann ritt er fort in stärkrem Lauf,
Als der schnellste Falk' kann fliegen.

Der König steht vor des hohen Saals Thür',
Und schaut in's ferne Gelte.
„Dort seh' ich meinen kleinen Knapp,
Wie klagt er hin über die Heide!"

„Dort seh' ich meinen kleinen Knapp',"
Er seufzt vor Bang' und Beben.
„Hilf mir Gott Vater im Himmelreich,
Wie wird es wohl Dagmar geben!"

Herein der kleine Knappe trat,
Er trat an des Königs Pferde,
Er wußte wohl, wie er reden soll',
Und sagte so wohl seine Worte.

„Zu Euch schickt Königin Dagmar mich,
Mit Euch Sie sprache so gern;
Sie sehnet sich so inbrünstlich
Nach ihrem edlen Herrn!"

Der König schlug zusammen das Tafelbret,
Daß die Würfel zerfielen in Scherben:
„Verhüte Gott Vater im Himmelreich,
Daß Dagmar so jung sollt' sterben!"

Es folgten dem König aus Skanderborg
Hundert Ritter mit Roß und Rappe;
Doch als er kam zur Grindstedbrück',
Ihm folgte nur Dagmar's Knappe.

Als er ritt auf die Randbölhald',
Waren Funfzehn an seiner Seite;
Als er kam auf die Ripener Brück',
Da war der König allein.

Es war große Noth in Frauengemach,
Alle Augen den Thränen waren naß;
Dagmar starb in Kirstinchens Arm.
Als der König ritt auf die Straß'.

Es war der Dänenkönig,
Er trat zur Thür hinein.
Es war das Jungfräulein Kirstin.
Sie reicht ihm die Hand entgegen.

„Ich bitt' Euch Alle, Ihr Jungfräulein,
Ich bitt' Euch All' und Jede,
Ihr betet eine Bitte für Dagmar's Seel',
Daß sie mit mir noch recht!"

„Ich bitt' Euch Fräulein und ehrbare Frau'n,
Euch alle Herkommenden hier,
Ihr betet eine christliche Bitte für mich,
Daß ich darf fortehen mit ihr!"

So stehen Alle auf ihre Knie,
So Viel', die da waren darinne,
Gewährt ward des trauernden Königs Bitt':
Sie kehret wieder zum Sinne.

Königin Dagmar erhub sich auf der Bahr',
Ihre Augen die waren so roth:
„Mein edler Herr, König Waldemar!
Warum macht Ihr mir diese Noth?

„Es soll sich Niemand ängst'gen für mich,
Keiner andern Sünde ich klage,
Als daß meine seidenen Aermelein
Ich schänkt' am Feiertage.

„Das Erste, was ich Euch bitten thu',
Ihr werdet mir darin gefallen:
Allen vogelfreien Männern den Frieden gebt,
Und der Gefangenen Ketten laßt fallen!

„Das Zweite, was ich Euch bitten thu',
Euch selbst wird's nicht zum Verderbe:
Heirathet keiner die Verwitwet *) nicht,
Sie ist eine Blume so herbe.

„Meine dritte Bitte, mein größter Begehr,
Ihr werdet vor allen gewahren:
Ihr lasset nicht unsern lieben Sohn
Lenker in den Krieg auslahren!

„Ihr lasset ihn König in Dänemark sein,
Wenn selbst Ihr scheid't aus dem Leben!
Verwitwet gehört Euch einen andern,
Der ihn zu verderben wird streben.

„Gehört Ihr mir dies, mein edler Herr! —
Wollet mehr noch von mir wissen? —
Dort sitzen die Engleln im Himmelreich,
Die wollen mich ferner nicht missen.

„Jetzt ist es Zeit, daß ich fahre von hier,
Ich darf es nicht verhehlen:
Des Himmelreichs Glocken läuten nach mir,
Es giebt mich nach jenen Seelen!"
Königin Dagmar ruhet in Ringsted.

*) Diese Insel liegt an der Westküste von Schleswig, wo man nach Viben einsegelt, so daß sie wirklich die ganze Reise auf der Elbe gemacht worden sein kann.

*) Wo die Königsgräber sind.

*) Berengaria, eine portugiesische Prinzessin, welche er in Mecklenburg gesehen hatte und, trotz der Warnung, nachher heirathete. Ueber diese, die vom Volke eben so verhaßt, wie Dagmar geliebt war, giebt es auch eine alte Romanze. Ihr Sohn war Abel, der, als Herzog mit Schleswig belehnt, seinen Bruder Erik erschlug, um selbst den Königsthron zu besteigen. Der Sohn Dagmar's, Waldemar, starb schon vor dem Vater, 1231, durch einen Unglücksschuß auf der Jagd.

Digitized by Google

Auch in andern Liedern wird Dagmar mit besonderer Liebe und Lob erwähnt, z. B. in der Romanze von Bernagierd, wo sie sich dem von der neuen, geizigen und stolzen Gemahlin vielfach geplagten König in einem Traume offenbart und ihm den Rath giebt, die Bernagierd auf den nächsten Kriegszug mitzunehmen. Dies thut er, und

„Der erste Stoß von einem Bogen traff.
Ihr Herz die Königin Bernagierd traff.
Geschrei und gellagt ist'e nieygerde und nie.
Da Jemand getrunert und geweint nur sie.
Weh' über sie, die Bernagierd!"

So lautet hier der sich immer wiederholende Refrain.

P. L. Møller.

Bücherschau.

J. F. Boodtjk, schreiben van „het beleg van Haarlem", Hoe men 't verst komt, een blik op het leven en de maatschappij in onzen tijd. (Wie man am Weitesten kommt, ein Blick auf das Leben und die Gesellschaft unserer Zeit.) Utrecht, J. G. van Terveen en Zoon. 1848.

Die Gründe, die uns veranlassen, diesem Roman eine ausführlichere Besprechung zu widmen, sind er seinem Gesammtwerth noch eigentlich verdiente, sind zunächst der Umstand, daß er von vornherein sich uns als einen socialen Roman, als ein Kind unserer Zeit ankündigt, und sodann, daß manche Schwächen und manche Vorzüge, die sim anhaften, mehr oder weniger die Schwächen und Vorzüge der meisten holländischen Romane sind, daß wir also zugleich Gelegenheit haben werden, einige Blicke in die Eigenthümlichkeiten der holländischen Romanliteratur überhaupt zu werfen.

Auf dem Felde der Romandichtung ist in Holland bisher der historische Roman am Beliebtesten gewesen; in dieser Gattung ist namentlich von Lennep, Toussaint und van den Hage dort Vorzügliches geleistet worden, und der Deutsche, der gegen die Literatur der Niederländer lange so unverantwortlich gleichgültig war, ist durch ihre historischen Romane zuerst aufmerksamer auf sie gewesen. Es läßt sich dies besondere Verliebe der Holländer und der romantischen Vorzeit ihres Vaterlandes, die der Dichtung so reichen Stoff bietet, und aus dem in dem ganzen Volke lebendigen Stolz erklären, mit dem sie an dem alten Glanze ihrer Nation und an den Heldengestalten hangen, die Holland groß und mächtig gemacht haben.

Die Gattung des historischen Romans läßt sich aber, trotz des vielen Vorzüglichen, was überhaupt auf diesem Felde geleistet worden, nicht als eine ästhetisch berechtigte bezeichnen; nicht, daß dem Roman keine wirklich stattgehabte Thatsache zum Grunde liegen könne, aber diese Thatsache darf nicht für die Geschichte demonstrirbar sein. In dem Roman soll die Idee der Menschheit in deren besonderer Beziehung zum Culturleben veranschaulicht werden, das Leben soll darin in poetischer, in idealer Gestalt hervortreten. Er soll zwar Wahrheit darstellen, aber nicht die Wahrheit der Wirklichkeit, die der poetischen Wahrheit oft schnurstracks zuwider läuft. Er soll dem Gemälde einer Landschaft gleichen, die zwar irgend vorhanden ist, aber doch als möglich gedacht werden kann, also weder im Ganzen, noch in ihren Theilen den Wahrnehmungen in der Natur widerspricht. Geschichte und Roman haben es mit vollendeten Thatsachen zu thun, aber Geschichte und Roman sind grade so schroff einander gegenüber stehende Elemente, daß durch eine Vereinigung beider nur ein Zwittergeschöpf entstehen kann, was in seiner Beziehung zu beiden gar im Stande ist. Die Thatsachen, durch deren organische Aneinanderreihung der Roman gebildet wird, sollen sich mit innerer Nothwendigkeit aus einem poetischen Grundgedanken ergeben, der die Seele des Ganzen ist, sie sollen in allen ihren Theilen sich eng und unauflöslich an diesen Grundgedanken anschmiegen. während die Thatsachen der Geschichte in einem ganz andern und allgemeinern Zusammenhange stehen. Die Thatsachen der Geschichte, in ihrer scharf bestimmten Grenze, werden sich nie frei von dem ästhetischen Vorstellungsvermögen zu dieser ästhetische Gefühl bilden lassen, sie werden höchstens nur in zerstreuten Einzelnheiten, nicht in einer fortlaufenden Kette, sich dem Grundgedanken eines Romanes anpassen lassen, und derjenige, der die Geschichte als Hauptmasse für den Roman benutzt, muß daher nothwendigerweise die Geschichte oder den Roman entstellen.

Das Bestreben, den Roman in seine eigentlichen Grenzen zu versetzen, muß, bei der weitverbreiteten Vorliebe für die Zwittergattung des historischen Romans, daher unter allen Umständen von der Kritik als ein Fortschritt anerkannt werden; am Sovenstehen aber wird es geschehen müssen bei einer Nation, wie, wie in Holland, der eigentliche Roman bisher weniger Boden hatte, und dagegen die vorzüglichen Schriftsteller in der Gattung der historisch-romantischen Gemälde der Vorliebe ihrer Landsleute für die Geschichte, auf Kosten der Kunst zu bereitwillig nachgegeben haben, bei einer Nation, wo in dieser Zwittergattung so hervorragende Werke, wie die von van der Palm, von Lennep und Schaepkenveer von van den Hage existiren.

Das vorliegende Werk hat auf dieses Lob um so gegründetern Anspruch, als der Verfasser dessel-den, wie aus der Vorrede hervorzunehmen scheint, sich der höhern Anforderungen an den Romandichter und der Schwierigkeit seiner Aufgabe sehr wohl bewußt gewesen. Prüfen wir nun, wie er diese Aufgabe gelöst hat.

Der Inhalt des Romans ist in kurzen Zügen folgender:

Karl Meyer, ein junger, talentvoller Mann, durch den Tod seines Vaters seiner einzigen Stütze beraubt, und durch diesen Unglücksfall von einer Studienlaufbahn in seiner Jugendgrund, sieht sich genöthigt, sich dem Kaufmannsstande zu widmen, und tritt zu diesem Ende in das Comptoir eines bedeutenden Handelshauses ein. Seine Zukunft ist aber in diesem Verhältniß bei seiner Bescheidenheit bei seiner, wie die so vieler junger Männer, die unter ähnlichen Umständen eine gleiche Laufbahn betreten, Bei allen seinen Kenntnissen, bei aller Thätigkeit, bei allem Ansehn, was er bei seinem Principal sich erwirbt, hat er doch nur die engbegrenzte Aussicht, auf sein Wohlthun und Eigenmächtigkeit abhängige Stellung eines Commis. Jahre vergehen, seine Zukunft ist nicht besserr geworden, er sieht noch immer am Anfange seiner Laufbahn zu einer Zeit, wo so viele Andere seines Alters schon am Ende derselben stehen. Er ist noch immer Handlungsschreiber, während einer seiner Schulfreunde, an Intelligenz ihm vielleicht nachstehend, schon seine Studien vollendet hat und als Advokat in seine Vaterstadt zurückkehrt. Die alte Freundschaft wird bald wieder gekünpft, obgleich Albert, der Advokat, ein Egoist in vollendetster Gestalt, an Gemüth und Charakter gerade das Widerspiel Karl's ist. Albert, am Carriere zu machen, gründet mit all dem Leichtsinn, der nicht selten solche Unternehmungen hervorruft, eine Zeitschrift, und verleitet, rein von seinem eigenen Interesse geführt, seinen Freund, dessen Fähigkeiten er genau erkannt hat, und der um so bereitwilliger in eine andere Laufbahn tritt, als er ein Mädchen liebt, die in seinem alten Verhältniß unerreichbar für ihn bleibt, seine Stellung als Commis aufzugeben und der neuen Zeitschrift als Mitredacteur beizutreten. Zugwischen ist Albert durch Karl mit dem Vater seiner Geliebten, dem Kaufmann de Groot, bekannt geworden, der sich einbildet, in der Malerei ein großer Kunstkenner zu sein. de Groot ist reich, und Albert, obgleich er die Neigung seines Freundes kennt, wendet in der Absicht auf eine reiche Heirath Alles auf, um sich in dieser Familie einzuschmeicheln. Dies gelingt ihm um so mehr, als er der Eitelkeit des alten de Groot liberall Vorschub leistet, während Karl durch seine Geradheit und Offenheit immer mehr in dessen Augen verliert, in rauhich sogar, als er nach seinem Austritt aus dem Handlungshause es wagt, um die Hand seiner Geliebten zu bitten, für immer aus de Groot's Hause verwiesen wird. Albert hat nun offenes Feld. Während er auf den äußeren Schwindelwegen seine Zeitschrift, deren Arbeitskraft nur Karl zu tragen hat, in die Höhe zu schrauben sucht, auf Wegen, von denen der unbefangene Karl, der seine Zukunft gesichert wähnt, Nichts weiß, besucht er hinter dem Rücken seines Freundes fortwährend das Haus des alten de Groot, der ihn immer lieber gewinnt. Karl wird ihm jetzt bald für seine Pläne lästig, er hat ein bemerkt, so lange er ihn nöthig hatte, bei einer ihm ernstlichen Meinungsverschiedenheit ist ihm fallen. Auch Karl, der im Vertrauen auf das Wort seines Freundes seine frühere Stellung aufgegeben hat, ist ohne Unterhalt, ohne Rath und ohne Freunde. Er sucht durch Schriftstellern sich ein nothdürftiges Brot zu erwerben, da er zu abgezogen ist, um seinen eigentlichen Principal wieder um Anstadme zu bitten. Seine Verhältnisse werden immer verwirrter, er steht am Rande des Elends. Währenddeß hat sich Albert um die Tochter de Groot's bemorben und von dem Vater das Jawort erhalten. Seine Zeitschrift liegt in den letzten Zügen, er sucht aber seine Gläubigerzugenheiten und Schwindeleien durch alle nur möglichen Kunstgriffe bis nach seiner Verheirathung zu verbergen und Alles zu dem immer Vortheilhaften. Das Glück scheint ihm auch bald zu sein; denn die Tochter, sie sehr sie ihn verabscheut, erklärt, aus Liebe für ihren Vater, sich zu dem Opfer, ihm die Hand zu reichen, bereit, sich durch ein Gemälde, was er dem Alten einmal als ein Gemälde Julio Romano's geschenkt, was sich nun aber als eine blose Kopie ergiebt, der ersten Argwohn gegen ihn in der Seele de Groot's erweckt. Der ehemalige Principal Karl's ist inzwischen von dem traurigen Verhältnisse desselben benachrichtigt worden und hat sich seiner in seiner jetzigen Bedrängniß wieder in sein Comptoir gezogen. Hier hat Karl bald Gelegenheit, einem Betruge gegen de Groot auf die Spur zu kommen, und später Albert's Verbrechen in den Augen des Alten vollständig zu entlarven. Dieser tritt beschämt und verachtet vom Schauplatze ab. Karl dagegen geht nach vielen bittern Erfahrungen auf sein altes Verhältniß bereichert glänzend aus dem Wirrsal aller Intrigen hervor.

Haben wir es lobend anerkannt, daß der Verfasser bei seinem Romane sich ein höheres Ziel gesteckt hatte, so müssen wir auf der andern Seite bekennen, daß er seine Aufgabe durchaus nicht gelöst hat. Die Hauptkunst des Romandichters besteht darin, seine Personen so zu gruppiren, so zu einander in Contrast zu entwickeln, ihn handeln zu lassen und geschickt in schwierige Verhältnisse zu führen, aus denen mit innerer Nothwendigkeit interessante Situationen hervorgehen; er muß ferner die Fäden so schlingen, die Motive und Episoden so wählen, daß auch das Anscheinbarste seine Einwirkung auf das Ganze habe und von diesem nicht getrennt werden könne. Das Alles aber finden wir in dem vorliegenden Romane nicht. Der Held desselben, Karl Meyer, so wie seine Gelieble, sind durchaus sich passiv verhaltende Personen, die Alles, nur keine Theilnahme, kein Interesse erregen können. Der Dichter giebt in ihnen nur Charakter-Schilderungen, aber keinen Charakter, d. h. er sagt uns, wie sie sind. Läßt sie das Gesagte aber nicht tiefeingreifend bethätigen.

Digitized by Google

Bloße Charakter-Schilderungen sind stets ein Zeichen der Schwäche des Autors; Charaktere müssen im Roman sich ohne erklärende Reflexionen des Dichters in den gegebenen Verhältnissen scharf und bestimmt entwickeln. Der Verfasser nennt seinen Roman einen Blick auf das Leben und die Gesellschaft unserer Zeit, aber nach dem kurzen Inhalt desselben, wie wir ihn oben angegeben, kann derselbe zu fast allen Zeiten sich zutragen, er hat in seinen Grundzügen durchaus nichts, was ihn als einen Roman gerade unserer Zeit charakterisirte. Freilich werden uns mit zuweilen meisterhaften Pinsel Charakteranekdoten und Gebräuchen unserer Zeit vorgeführt, es wird das Zeitungswesen in Holland und der verderbliche Geist der Camaraderie beleuchtet, aber bei einem Zeitroman müssen dergleichen Dinge die Haupt-Situationen bilden, und sich unabtrennbar in den Organismus des Ganzen einfügen, sonst werden sie bloße zwecklose Episoden, die nur ermüden, nicht erheben, nicht veredeln, nicht belehren können. In solchen ermüdenden Episoden, die auf den Gang des Romans auch nicht den mindesten Einfluß haben, die, ohne die geringste Lücke fühlbar zu machen, ganz fortbleiben können, rechnen wir die Kapitel X. und XX., die zwar manchen geistreichen Gedanken, manche Wahrheit enthalten, aber ganz allem tieferen Zusammenhange mit dem Romane stehen, und die, wenn sie, wie es scheint, Motive zum Charakter Albert's bieten sollen, am so unzweckmäßiger sind, als die Motive gerade am Meisten mit dem Ganzen durch und durch verwebt sein müssen. In der niländischen Literatur giebt es von Hendrik Conscience ein kleines Lebensgemälde unter dem Titel: „Wie man Maler wird", was die von uns aufgestellten Ansichten über den Zeitroman in seinem kleineren Gesichtskreise am Deutlichsten beraussgestellen geeignet ist. Der Grundgedanke „Wie man am Meisten kommt" ist überhaupt auch gar nicht angegeben worden, denn daß Karl am Ende des Romans gerechtfertigt und glänzend hervorgeht, hat er nicht seinen Tugenden in seinen Handlungen, sondern nur dem Zufall zu danken, der ihn eben so gut zu Grunde gehen lassen konnte. Der Romanschiter aber darf keinen Zufall, er darf nur eine Nothwendigkeit kennen. In oben genannten Hauptschwächen in den vorliegenden Romane tritt nun noch der den meisten, selbst den besten holländischen Schriften eigenthümliche Fehler der Gedehntheit, ein Fehler, der selbst die vorzügliche Romandichterin Toussaint nicht vermeiden kann, und dessen Allgemeinheit in der holländischen Literatur in der That auffallend, wenn er auch auf dem ganzen bedächtigen Wesen dieses Volkes erklärbar ist. Das Verweilen bei einzelnen Dingen, das Ausmalen von Situationen und Gegenständen gehört sicher zu den Vorzügen eines Romans, aber es ist oft nur eine feine Linie des Zuviel oder Zuwenig, die diese Vorzüge in Nachtheile verwandelt, und solchen Nachtheilen begegnen wir in dem Buche eben so oft, als Unwahrscheinlichkeiten und Inconsequenzen in den Charakterzeichnungen. Was das Letztere betrifft, so erinnern wir noch einmal daran, daß die poetische Wahrheit eine ganz andere, als die der Wirklichkeit ist, daß Inconsequenz im Leben selbst den ausgebildetsten Charakter ereilen kann, daß aber der Dichter diese Inconsequenzen eben so wenig nachahmen darf, als der Landschaftsmaler, wenn er einen nordischen Garten malt, südliche Binmen hineinversetzen darf, wenn es auch im Leben wohl vorkommen mag, daß sich dergleichen in nordischen Gärten finden. Mit einem Worte, der Roman als Ganzes, weil er eben kein rechtes Ganzes ist, hat uns kalt gelassen. Um so vorzüglicher sind jedoch einzelne Theile desselben. Im Capitel VIII. giebt z. B. der Verfasser die Schilderung einer Gesellschaft in dem Hause de Groot's, die sicher zu den Besten gehört, was in dieser Beziehung geschrieben worden. Wir haben hier ein echtes Lebensgemälde voll Kraft und Saft, voll Wahrheit und Lebendigkeit, voll Witz und Geist, mit niederländischem Pinsel aufgetragen, einen glücklichen Griff in's volle, reiche Menschenleben mit seiner Poesie und seiner Prosa, mit seinem Erhabenen und seinen Lächerlichkeiten. Seite 117 bis 122 finden wir ferner eine prächtvolle Schilderung holländischer Eigenthümlichkeiten, von der wir, weil sie von allgemeinerem Interesse ist, im Feuilleton eine Uebersetzung liefern werden. Ueberhaupt läßt sich bei allen Hauptmängeln des Romans nicht verkennen, daß wir es in seinem Autor mit einem feinen Beobachter zu thun haben, der manche tiefere Blicke in das Getriebe und die Herzen der Menschen gewerfen hat. Diese Fähigkeit, vereint mit wahrem dichterischen Gefühle, erheben ihn über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Der Charakter der Tante Johanna, einer alten vierzigjährigen Jungfer, ist durchweg vorzüglich gezeichnet, und die Zartheit, mit welcher dem Leser die Falten dieses warmen, lebendigen Herzens geöffnet werden, ist eben so anziehend, als die Schilderung des in die tiefste Armuth verstoßenen Karl's wahr und ergreifend ist.

Wir glauben den Eindruck, den der Roman auf uns gemacht hat, in wenigen Worten dargethan zu können, wenn wir sagen: Wie haben in ihm viele kleine meisterhafte Bildercben, viele keck und genial hingeworfene Pinselstriche, aber nur ein dürftiges Gemälde gesehen.

E. W.r.

Notizen.

[Hermit Herz, Sword Dorting Hand.]

Unter 70—80 dramatischen Novitäten, welche der Berliner Theaterdirection eingereicht sind, hat der bekannte Aesthetiker Rötscher sich nur für Annahme einer erklärt: die romantische Tragödie Sword Dorting Hand von dem dänischen Dichter Henrik Herz. Die deutsche Bearbeitung ist von F. A. Leo.

[Das Andenken Berzelius'.]

In Schweden hat man durch Subscription bereits die nöthige Summe, 16,000 Rthr., zu einem National-Monumente für Berzelius zusammengebracht, das in der alten Universitätsstadt Lund errichtet und von Professor Quarnström ausgeführt werden wird.

[Geschichte der schwedischen Revolution im Jahre 1809.]

Der schwedische Kammerherr, Graf C. A. Ehrensparre, arbeitet an einem größeren historischen Werke über jene Revolution und die ihr am nächsten vorangehenden und nachfolgenden Begebenheiten. Der erste Theil dürfte noch diesen Sommer im Druck erscheinen.

[Personal-Nachrichten.]

Dr. und Docent C. F. Naumann ist zum Prosector anatomiae an der Universität zu Lund ernannt. — Phil. Mag. Aug. Schilman ist zum Lehrer der Kunstgeschichte an der Stockholmer Akademie der freien Künste berufen. — Der Maler Carl Wahlbom zum Professor der Zeichenkunst ebendaselbst.

Feuilleton.

Der Wittwer.

Eine Erzählung von Karl Knilberg.
(Aus dem Schwedischen von H. Zeise.)

(Schluß.)

„Nun ist es Herbst. Stürmisch hebt sich des Meeres Brust. Ich will zum Friedhof. Da mußt mich dortbin gehen lassen, Lena!" sagte der Wahnsinnige zu seiner Wächterin bei einem ihrer häufigen Besuche in seiner Zelle.

„Ha! es ist so kalt, so wild auf dem Friedhof. Die Bäume dort haben kein Laub mehr. Der Herbststurm hat ihre Kronen abgewebt."

„Sie haben ihre Kronen auf die Gräber gelegt. Denke, wenn der Dorn auch seine Stachel dortbin legt! Dann müßte man ja glauben, daß Könige dort begraben liegen. Wackere Könige! Der nordische Winkel ist voll von Selbstmördern, und unter den buschigen Linden zur Rechten ruhen nur Bürgermeister."

„Ja! der Friedhof ist für die Todten, nicht für die Lebenden."

„Hm! wer weiß? Der Kirchhof ist wenigstens eine ganz Sache für einen Lebenden, für den Todtengräber. Es ist sein Arbeitszimmer — dort ist er vollkommen Herr im Hause — daß es sein Friedgewesen, so liegt er doch in sumpfige Erde, so daß es erstlich kaum — daß du gut bei ihm zeugen schreiben, so streut er über dich seinen feinsten, weissesten Sand, um welchen ein Schreiber dich benet den würde, wenn er sein Blatt umwendet. Laß' uns dortbin gehen, Lena! um uns bei ihm einzustellen. Sonst bettet er uns so schlecht, daß wir uns die ganze Nacht hinburch werfen und krümmen, ohne Ruhe zu bekommen. Ich habe obendrein etwas mit ihm zu reden. Mann und Weib müssen ja neben einander liegen.""

„Nein, ich gehe nicht zum Kirchhof," sagte Lena mit dem entschiedensten Tone, bei welchem die Wahnsinnigen sich zu fügen gewohnt waren.

„Einmal, einmal muß du dortbin, schöne Lena!" antwortete der Wahnsinnige, „daß du nicht gehört, daß du aus Erde stammst, und zu Erde wieder werden sollst. Das Geschwätz läuft schnell in den kleinen Städten. Und auch sind die Straßen in Wadstena schlecht gepflastert. Aber deshalb nur, damit das Geschwätz seine Beine breche. Hätte ich, Lena! Mann du vorsichtig bist, so können wir zum Kirchhofe kommen, ohne daß Jemand es merkt. Meistt du, ich kann so leise gehen, so leise wie eine Fliege. Ich kann wie eine Katze kriechen.""

Und etwas von der List dieses Thieres lag in dem flüchtigen Blicke, welchen der Wahnsinnige auf seine Wächterin warf, als er, um ferner seine Behauptung zu beweisen, in Geberden die geschmeidigen, sich krümmenden Bewegungen der Katze nachahmte. Man soll es bemerken können, daß bei dem Wahnsinnigen sich nicht selten Züge von List, beinahe von Scharfsinnigkeit offenbaren, hervorschimmernde scharfe, kantige Ruinen von Verstand, gewiß ohne Zusammenhang, wenigstens nicht ohne Bedeutung. Aber es dürfte ein Umstand, werth der Erwägung des Psychologen sein, daß diese klar werdende Zwischenzeit sich größtentheils auf hinterlistige Streiche bezieht, auf einige Versuche, um die Wachsamkeit der Wärter oder die Leichtgläubigkeit der Kinglichgesinnten zu täuschen.

„Glaubst du es?" sprach Lena, „was sollte wohl meine Mutter sagen? Nein! es ist unmöglich."

Digitized by Google

„Ich Lena! Ich würde dich so lieb haben. Ich kann ihr Nichts geben, aber ich würde Gott bitten, daß er die schöne Kleider gäbe, und ein zierliches Band, um es im Haar zu tragen. Ich würde dich nie mehr erschrecken, und von den drei Sternen, welche sie hat, würde ich für dich den schönsten wegnehmen. Aber das will ich ist gar nicht, daß wenn du, so wie sie, in das schwarze Bett gelegt wirst, um zu schlafen, dann der Stern zurück gen Himmel geht, denn es ist nicht mit dem Stern so wie mit dir, die du und Erde stammst, und Erde wieder werden sollst.“

Für diese oft wiederholte Bitte des Wahnsinnigen ward Lena allmählig schwächer und schwächer. Sie durfte sich die Möglichkeit denken, daß er, auf dem Schauplatze, wo sein Wahnsinn begann, bei dem Anblicke des Grabes derjenigen, welche nun so ungetheilt seine Phantasie erfüllte, vielleicht wieder zu sich selbst kommen, seine eigene Bestimmung fassen, die Größe der Sünde, auferstanden Gegebenheit Gnade erkennen würde, und — das Aeußerste faßt sich selbst, da man weiß, daß es ein Weib war, ein lebendes Weib, in deren Kopf diese Gedanken sich zusammenknüpften. Er sprach ja schon davon. Lena den schönsten Stern zu geben, ihn von ihr wegzunehmen — dieser geschrieben Rivalin, welche doch nur in der Einbildung bestand, diese Geliebte aus der Luft welche dennoch die Tochter der Erde zu den Schatten drängte. Zeigte dies nicht gleich Spuren der wiederkehrenden Vernunft? So dachte sonntagsche Lena mit aller Glutheit der Leidenschaft, mit aller achtjährigen Todesfurcht.

In einer finstern und stürmischen Nacht — die Glocke hatte kurz vorher halb Zwölf geschlagen — schlich sie mit dem Schlafstrohsack in der Hand, still und zitternd aus dem Zimmer, welches sie mit ihrer Mutter bewohnte, und schlug mit leichten Füßen den Weg nach dem wohlschattenden Zellengang ein, welcher finster und still, gleich einer Straße vor ihr lag. Einen Augenblick lauschte sie. Sie hielt ihren eigenen Athem zurück, um bemerken zu können, ob irgend ein ungebetener Kundschafter über ihr nächtliches Vorhaben wache. Aber Alles war still. Selbst der Wahnsinn, der sonst am stärmischsten war, ruhte. Ruhig waren für einen Augenblick diese wilden Köpfe, in welchen der Gedanke keinen Schlupfwinkel, die Phantasie keine Gränze hatte. Besorgnißvoll drehte sich der Schlüssel in dem Schloß der Thür, welche Lena selbst in pechschwarzer Nacht zu finden wußte, die Thür zu seinem einsamen Wohnort, und bei dem schwachen Licht, welches durch das Gitterfenster auf die kahlen Wände und auf das dürftige Hausgeräth fiel, schlich sie sich an sein Bett und berührte leise seine Schulter. Der Wahnsinnige erwachte aus seinem Schummer, und sah mit starren Blicken umher.

„Bist du es?“ flüsterte er und faßte Lena's Hand, „ich habe lange, lange auf dich gewartet. Sag' mir, fühlt man im Himmel niemals Heimweh, Heimweh nach der Erde, denn jedenfalls, aus Erde stammst du, zu Erde sollst du werden!

Wirst es nicht leer und einförmig dort oben zwischen den Sternen, in dem weiten glänzenden Gewölbe? Sehnst du dich nicht von den Engeln zu mir zurück? Aber, so, wie deine Hand kalt ist! Wie sie zittert! Lege sie an meine Stirn! Da ist's heiß, schrecklich heiß. Auch hegt Lena noch nicht bei mir ein. Sie glaubt, daß ich genug an meiner Stirn habe.“

„Ich bin hier, um dich nach dem Kirchhof zu führen, Ugel!“ sagte Lena. „komm' mit, aber sei still!“

„Der Kirchhof — ach ja! ich erinnere mich seiner noch — still — bort ist Alles still, nur nicht der Todtgeier, wenn er Jemanden zu Grabe leitet! Ich höre, wie er mit heiserm Ruf in's Ohr schreit — aber denen rede ich nicht. Auf dem Kirchhofe sollst du es hören.“

Und der Wahnsinnige machte sich fertig, seiner Begleiterin zu folgen. Leise schlichen sie die Treppen hinunter, über den Hof durch die Pforte, welche von Lena geöffnet und wieder verschlossen wurde. Die Mitternachtsglocke ihrte durch den finstern Bezirk, welcher sich über die kleine schlummernde Stadt gelagert hatte, als das sonderbar zusammengestellte Paar, der Wahnsinnige mit seiner Wächterin, durch die leeren Straßen gingen, welche dumpf von ihren Schritten, zwischen den niedrigen, finstern Häuserreihen wiederhallten, die erstaunt auf dies noch ungewöhnlich Erdrende in der Einsamkeit der späten Stunde, niederfahren. Vielleicht erst in diesem Augenblick fühlte Lena eine gewisse Bestimmung bei dem Gedanken an den übereilten Entritt, welchen sie that. Früher, in ihren Gedanken über diesen Plan, welchen sie nun ausführte, hatte sie sich immer den Wahnsinnigen unter dem Einfluß der beinahe uneingeschränkten Gewalt gedacht, welche sie in der Zelle über ihn ausübte. Nun sah sie ihn frei, durch keine Mauern eingeschlossen, und die Welt offen vor sich. Wollte er fliehen — was hätte ihn hindern können? Lena nicht! Ihre Kräfte waren hier zu schwach. Der Zauber ihrer Macht über ihn war in demselben Augenblick, als er das Hospital verließ, gebrochen. Bei den Ringmauern deselben schien sich die geheimnißvolle Gränze ihrer Macht, welche auf Gewohnheit und Zwang begründet war. Nun war er dieser schon lange verhei hier auf Madlena's Straßen war er, nicht sie, der Stärkere.

Zuweilen wanderte er noch ruhig und still an ihrer Seite; er verrieth keine besondere Freude darüber, sich wieder im Freien zu befinden; er gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß er die Stelle wiederkenne, wo er sich befand. Nur einmal, als er dem Hause vorbeiging, welches er selbst einst bewohnt hatte, wo seine Geliebte als Leiche stand, machte er eine schreckhafte, sich schnelle Bewegung, als ob er sich fürchte, daß das Dach auf ihn stürzen würde.

„Das dort ist eine unglückliche Baulelle,“ flüsterte er seiner Begleiterin in's Ohr. „ich habe dort viel, viel verloren.“

Sie traten in den Kirchhof hinein. Das abgefallene Laub rasselte unter ihren Füßen. Der Wind fuhr sausend um die Grabmäler. Die finstern Steinmassen der Kirche erhoben sich schwer über die düstere Umgebung, ohne daß die Dunkelheit zuließ, die architektonischen Formen des Gebäudes zu unterscheiden. Längs den entlaubten Bäumen gingen die Wanderer die Alles hinaus. Lena, die breite Lena, welche nicht zittern würde, wenn sie dem verzweifeltsten Ausbruch des Wahnsinns gerade gegenüberstände, fühlte sich unruhig. Der Wahnsinnige äußerte freilich nichts, aber er sprang einem Hunde ähnlich, suhrend um die Gräber, und schien eifrig etwas zu suchen. Lena's Blicke hatten Mühe, ihm zu folgen, als er sich zwischen den Gräbern wand. Endlich stand er bei einem frisch aufgeworfenen Grabe — der Sparen stand noch in der umherliegenden Erde — das Brett, welches dem Grabenden als Nichtschnur diente, war noch der Grabeswand eingeflagt.

„Lena!“ rief der Wahnsinnige halblaut, mit einem eigenen Lachen, welches doch für die Angere bete verloren ging. Lena näherte sich ihm, aber kaum stand sie neben ihm am Rande des Grabes, als er mit einem unbeschreiblichen Schrei der Raserei, mit aller der entsetzlichen Kraft, welche diesen Unglücklichen eigen ist, sie ergriff, und sie in die Tiefe warf.

„Aus Erde stammst du, zu Erde sollst du werden.“ schrie der Wahnsinnige, und stürzte mit dem Spaten und mit den schweren Massen von Erde auf die Unglückliche. Unter Bitten um Erbarmen Erstehe sie ihre weißen Hände aus der dunklen Luft, welche schon anfing sie schwerer zu bedecken, sie hob sich in die Höhe, um den Rand des Grabes zu erreichen, um zu versuchen, sich heraus zu schwingen, aber vergebens! Sie scharrte nur entkräftet in den nachgebenden Sandlager. Sie schrie im Uebermaß der Todesangst und Verzweiflung, aber die Brandwache, welche ihren Jammerruf hörte, betete das Vaterunser und suchte auf die Gespenster des Kirchhofs. Schon höher und höher flog das Sandwerk um sie, besitzer und heftiger arbeitete der Wahnsinnige, um es ferner in's Steigen zu bringen. Noch guckte der Kopf aus der niederstürzenden Erdlage hervor, der Blick, bittend um Gnade, die Lippe laut um Erbarmen rufend.... Nun bemerkte man nur noch auf der Oberfläche einige leichte, aufwährende Bewegungen, unruhig aber schwach, ähnlich denjenigen, mit welchen ein Sterbender an der Decke seinen Krankenbettes zupft.... Nun war Alles ruhig und still.... Der wüthige Lena war lebendig begraben. —

„Aus Erde stammst du, zu Erde sollst du werden.“ schrie der Wahnsinnige mit entsetzlichem Gelächter, welches schrecklich zwischen den Gräbern wiederhallte, und über Kreuze und Grabsteine des Kirchhofs, über raffende Hecken und trauernde Bäumen, über Todtenkränze, welche die Tränen geflochten und die Sorgfrucht entlaubt hatte. Stürzte er, wie ein Geist aus dem Abgrunde, seinen Irrweg durch den Spaß der Mitternacht.

Anzeigen.

69] **Neue Musikalien**
im Verlage von
C. C. Lose & Delbanco in Kopenhagen.

Hartmann, J. P. E., Op. 50. Sex Characterstykker componerede som Studier for Pianoforte. Med indledende Ord af H. C. Andersen. 1ste Hefte 48 ß.; 2det Hefte 1 Rbd.

Helsted, C. Op. 5. Fem Sange for ten Sopgestemme med Pianoforte. 1 Rbd.

Horn, H., Polka comique p. Pianof. 24 ß.

— Polka des clochettes p. Pianof. 24 ß.

F. D. P., Engagements-Polka og Ouverture for „Mennesket.“ Polka. 24 ß.

Lincke, A. F., Alma og Amelie Polka f. Pianof. 24 ß.

— Ljudov og Ernestine, Polka-Mazurkas f. Pianof. 24 ß.

Lundby, H. C., The fairy-queen, Galop f. Pianof. 24 ß.

— Mona Polka f. Pianof. 16 ß.

Lövgren, L., Polka f. Pianof. 24 ß.

Löwenstjolt, H. H., Slagtang for nordiske Krigere for fiirstemmigt Mandskor, bestiget Minded om Lövenskjold, Lejonhufvud og Sommelius. Text af H. H. Rognard. 16 ß.

— Ildyrden. Operette i en Akt. Sange Nr. 1 — 3. 24. 4 98 ß.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bibeler. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

20. April. № 29. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.
Limburg. II. — Correspondenzen und Zeitungsschau. — + Hamburg den 15. April. Die englische und deutsche Presse in der dänischen Angelegenheit. — Dänemark. Die neuen Rüstungen. Das Gefecht bei Ulfrun. Armeebefehl des Kriegsministers. — Norwegen: Rüstung eines dänischen Marine-Officiers. Gebrauch des Veto des Königs von Norwegen. Schwedische Rüstungen. Das gemeinsame Wappen der drei nordischen Reiche. Die holländische Marine. Personal-Nachrichten.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.
Hendrik Conscience, biographische Skizze. — Bücherschau: 86. Olaf Liny, Drama von B. B. Michael. — Minnesteckningar öfver utmärkte svenske statsmän. etc. af F. M. Franzén. — Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften. — Notizen: Musikalisches Leben in Kopenhagen. Die Kopenhagener Kunstausstellung. Religiosität bei den Lappen. Goldminen in Norwegen. Obmurfsen in Schweden. Dänisch-holländischer Schriftsteller-Kongreß.

Feuilleton. Gedanken über die holländische Volksnatur. — „Eine Geschichte" von H. C. Andersen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Limburg.

II.

(Schluß.)

Kurze Zeit darauf legte die Regierung den Kammern mehrere auf Veränderungen im Grundgesetz bezügliche Gesetzentwürfe vor, worin in Bezug auf Limburg der Ausdruck des Grundgesetzes von 1840: „unbeschadet (verbehaltlich) der Beziehungen des Herzogthums zum deutschen Bunde" ersetzt ward durch die Worte: „unbeschadet der Rechte des deutschen Bundes."

In der Sitzung der zweiten Kammer vom 19. Juli interpellirte Herr van Dam van Isselt das Ministerium über die Veranlassung zu dieser Veränderung, wie auch über die mit dem deutschen Bunde angeknüpften Unterhandlungen in Bezug auf das Verhältniß Limburgs zu Deutschland. Die Regierung hat später selbst eingestehen, daß es nicht gerathen sei in den oben angeführten Ausdrucke des Grundgesetzes irgend eine Veränderung vorzunehmen, so daß der Ausdruck des Grundgesetzes von 1840, womit sich der deutsche Bund einverstanden erklärt hatte, in die Verfassung von 1848 unverändert aufgenommen worden ist.

Die Regierung beantwortete die Frage des Herrn van Dam van Isselt nicht auf der Stelle, sondern behielt sich die Beantwortung für spätere Zeiten vor. Der Herr van Dam war durch den Bericht, der am 14. Juli in der Frankfurter Nationalversammlung von der für internationale Angelegenheiten niedergesetzten Kommission durch den Mund des Abgeordneten Zachariae erstattet ward, zu seiner Interpellation veranlaßt worden. Dieser Bericht bezog sich ausschließlich auf das Herzogthum Limburg und war in einem solchen Geiste gehalten, daß Alles, was darin gesagt ward, mit den freundlichsten Wünschen der deutschen Partei in Limburg übereinstimmte, die da verlangt daß eine factische Vereinigung Limburgs mit Deutschland zu Stande kommen, und daß der eigenthümliche Zustand, in welchem sich Limburg seit 1840 befunden, nothwendig aufhören müsse. Am Schlusse dieses Berichtes ward der Antrag gestellt, die Versammlung möge beschließen. 1) Daß sie das fernere Verbleiben des zum deutschen Bunde gehörenden Herzogthums Limburg mit dem Königreiche der Niederlande unter einer Verfassung und Regierung für unvereinbar mit den Grundgesetzen (der Verfassung) des deutschen Bundes halte, und 2) daß es sich von selbst verstehe daß der von der Nationalversammlung in ihrer Sitzung vom 27. Mai gefaßte Beschluß (betreffend die Einführung der Grundrechte in den deutschen Staaten) auch für Limburg bindend sei. Am 19. Juli, demselben Tage an welchem Herr van Dam zu Haag seine Interpellation an das Ministerium richtete, hat die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt die beiden Anträge der Kommission nach kurzer Berathung angenommen und 3) beschlossen, die Ausgleichung und definitive Regelung der Frage über die Verpflichtung Limburgs zur Theilnahme an der Niederländischen Staatsschuld auf eine die Rechte Limburgs wahrende Weise der Centralgewalt, unter Vorbehalt der Bestätigung von Seiten der Versammlung, zu überlassen. Wir wollen uns über den gefaßten Beschluß nicht weiter aussprechen, aber bemerken müssen wir wenigstens, daß er in Frankreich, in England, ja selbst in Deutschland nicht von Uebereilung frei gesprochen wird. Daß auf Grund dieses Beschlusses, zu dessen Fassung der Baron van Scherpenzeel-Heusch nicht wenig beigetragen die Unruhe in Limburg wiederum zunehmen mußte, ist leicht zu begreifen.

Unter diesen kritischen Verhältnissen wandte Hr. Lightenvelt, provisorischer Minister des römisch-katholischen Kultus, vom Könige zum außerordentlichen Kommissar in Limburg ernannt und mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen. Bereits am 26. Juli kam er zu Maestricht an, während eine ansehnliche Kriegsmacht nach dem Herzogthume beordert wurde um nöthigen Falles zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung mit zu wirken und die Behörden wieder in ihr Ansehen einzusetzen, wo dasselbe vernichtet worden sein sollte. Am 28. Juli ward durch den Gouverneur von Limburg, Herrn von Meeuwen auf's Neue eine Proklamation an die Einwohner erlassen, worin versichert ward, man werde unter Zustimmung des Königs und der gesetzgebenden Macht den gesetzlichen Zustand von Limburg, wie derselbe seit acht Jahren bestanden habe, auch ferner aufrecht erhalten. „Bleibt", so hieß es in diesem Staatsstücke, „mithin ruhig und unterwerft Euch der Ordnung und dem Gesetze. Das wohlverstandene Interesse und das Heil Limburgs fordern dies. Mißvergnügen und Gewaltthat haben noch nie das Heil eines Landes oder einer Stadt begründet, aber stets zum Verderben und zum Unglück geführt. Wartet demnach still und ruhig, die hetzerischen Traktate immer im Auge, bis die Angelegenheit gesetzlich geregelt ist, und seid bereit jedem gewaltthätigen Angriffe, sei er gerichtet gegen Personen, gegen das Eigenthum oder die gesetzlichen Behörden Widerstand zu leisten." Unterdessen war die Besorgniß in Limburg nach dem in Frankfurt gefaßten Beschlusse sehr gestiegen, so daß flüchtige und andere Behörden, die Kamees von Keerpbandel und viele Einwohner sich zum zweiten Male an den König wendeten, um ihn zu ersuchen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Losreißung

Digitized by Google

Limburgs zu hintertreiben, aber zugleich auch alle die Beschwerden zu beseitigen, die etwa Grund zur Unzufriedenheit geben könnten. Diese Forderungen wurden wohlwollend aufgenommen und in dem erwünschten Geiste Zusagen gemacht. Mit ungeheuchelter Freude können wir hier erwähnen, daß die kräftigen Maßregeln, die die Regierung in diesen Tagen ergriffen, den gewünschten Erfolg gehabt, und daß die Ruhe in Limburg glücklicher Weise nicht in ernstlicher Weise gestört ward, daß hat die gute Gesinnung des größten Theils der Einwohner, die keine Vereinigung mit Deutschland so wie die unheilvollen Folgen eines Krieges von ihrem Vaterlande entfernt zu sehen wünschten, gewiß nicht wenig beigetragen. Auch die Mäßigung der Soldaten hat dazu nicht wenig mitgewirkt. Ordnung und Gesetz wurden in Limburg gehandhabt. Auch in dieser Beziehung ist Limburg in diesen mißlichen Tagen seinen übrigen niederländischen Brüdern treu geblieben. „Den guten Erfolg" sprach der Minister Eightbeweit in der zweiten Kammer, wo er in Betreff des ersten Entwurfs der Verfassungsrevision das Wort führte, „hat die Regierung hauptsächlich zu danken 1) der übereinstimmenden Festigkeit der oberen Behörden in dieser Gegend, 2) dem wohlthätigen Einflusse der geistlichen Macht, die, treu ihrem Berufe Frieden stiftend in das Mittel trat, 3) der würdigen und entschlossenen Haltung der Truppen, die so wohl aus geborenen Limburgern bestanden als auch aus Militair von anderen niederländischen Gegenden, 4) der eifrigen und mühsamen Dienstverrichtung der königlichen Maréchaussée, und endlich vor Allem dem gesunden Verstande und dem guten Charakter der Limburger selbst, die, obgleich einen Augenblick durch lügenhafte Versprechungen — z. B. die Abschaffung, ja sogar die Zurückgabe der seit 1839 schon bezahlten Steuern — mißregnigt gemacht, doch bei dem ersten Rufe der Regierung begriffen, daß Anarchie und Unordnung die ärgsten Plagen seien, die die Gesellschaft betreffen können. „Dies," so fuhr der Minister fort, „waren die vereinigten Hülfsmittel, die mir meine Aufgabe erleichterten und sie mich zu einem guten Ende bringen ließen. Dieselben Mittel werden auch in jener Gegend die Ruhe und Ordnung befestigen, und die Regierung hegt das feste Vertrauen, daß die Bewohner von Limburg ihr Ohr vor allen selbstsüchtigen Einflüsterungen verschließen, ihre wohlverstandenen Interessen wieder mit Gelassenheit, in Ruhe und Ordnung berathen, und namentlich abwenden werden, was die Zukunft aus dem gegenwärtig so verwickelten und erschütterten Zustande von Europa für ihr Land sowohl wie für die anderen Staaten vorbereitet".

Auffallend war es, daß der Regierung schon seit längerer Zeit seine officielle Mittheilung von den Beschlüssen der Frankfurter Versammlung gemacht worden war. Noch auffallender war es aber, daß die Abgeordneten, die während aller dieser Verwickelungen in Limburg zu Mitgliedern der zweiten Kammer gemacht wurden, nämlich die Herren Geradts, Swart, Thijssen und Bloemaerts, alle gegen die Lostrennung Limburgs gestimmt und öffentlich in der Kammer gesprochen haben. Dies hat nicht wenig dazu beigetragen, die Ausländer und auch viele mißvergnügte Limburger zu überzeugen, daß man im Herzogthum keinesweges für eine Vereinigung mit Deutschland gestimmt ist. In den von den Abgeordneten gehaltenen Reden, ward vor Allem durchgeführt, daß weder Luxemburg während des Bestehens der Verfassung von 1815, noch später Limburg je deutsches, wohl aber stets ausschließend niederländisches Grundgebiet gewesen seien.

„Das Interesse der Niederlande," so ließ der Abgeordnete Swart sich vernehmen, „fordert, daß Deutschland frei, mächtig und einig sei, denn Deutschland ist schon ein durch die Natur auf die Niederlande angewiesener Bundesgenosse, aber die Ehre gebietet auch Deutschland die Freiheit, die Unabhängigkeit und die Einheit der Niederlande, zu denen Limburg gehört, zu achten. Die Niederlande haben eben so wohl wie Belgien nie aufgehört ihren Verpflichtungen gegen Europa nachzukommen; obschon von einander getrennt haben beide sich ihrer Selbstständigkeit vollkommen würdig gezeigt, und die Ereignisse seit dem Februar mögen als Beweis dieser Behauptung dienen. Was nun Limburgs Interessen betrifft, so sind dieselben nach meiner Ueberzeugung aufs Innigste mit den Unsrigen verbunden. Limburgs Industrie, Limburgs Landbau vornehmlich hängen davon ab. Die Adressen der Kamers van Koophandel und anderer Collegien in Limburg an den König, von denen ein geachteter Sprecher aus Limburg der Kammer Mittheilung gemacht hat, haben meine Behauptung vollständig bestätigt, und wachen eine weitere Beweisführung von meiner Seite überflüssig."

Ehrenwerthe Herren, es bleibt mir also nur noch übrig mit wenig Worten der Wünsche und billigen Forderungen der Bewohner Limburgs zu gedenken. Seit 28 Jahren in Maastricht wohnhaft, durch meine Stellung als Advokat täglich im Verkehre mit Personen aus allen Ständen, sind diese mir sicher nicht minder denn irgend einem Limburger bekannt; nun ich erkläre jetzt offen: ich habe die Bewohner von Limburg kennen gelernt als treu ihrer Religion, der Ruhe und der Ordnung, denn sie betrachten diese als die Grundlage jeder wahren Freiheit; aber Limburgs Bewohner fordern auch, wieder in den Besitz jener politischen Rechte eingesetzt zu werden, die sie fast neun Jahre lang (unter Belgiens Herrschaft) genossen, und die ihnen durch die bereits vorliegenden Gesetzentwürfe zugesichert wurden; durch Annahme derselben dürften ihre Wünsche in dieser Beziehung befriedigt werden. Aber man fordert auch die Abschaffung gewisser Abgaben, namentlich der Mahl- und Schlachtsteuer. Wird in diesen beiden Beziehungen den Wünschen der Bevölkerung Genüge gethan, so wird Wohlfahrt und Zufriedenheit in Limburg wiederkehren, und das Limburg und die Niederlande unschlingende Band wird untrennbar sein." Alle Limburger Abgeordneten stimmten demnach auch für die auf die Verfassungsrevision bezüglichen Entwürfe, und befestigten dadurch das Band, das zwischen Limburg und den Niederlanden besteht, und gaben weder den Wunsch nach Trennung oder sonst Unzufriedenheit zu erkennen.

Die Sprache und die Haltung der Limburgschen Abgeordneten hatten den erwünschten Erfolg. Sie trugen mit bei zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Gesetzes, dieser beiden Grundpfeiler der Freiheit, und des Völkerglückes. Sie sollen auch in Deutschland einen tiefen Eindruck gemacht haben.

An die Ausführung des von der Deutschen Nationalversammlung in Bezug auf Limburg gefaßten Beschlusses ward unterdessen nicht gedacht. Geraume Zeit gefchah deſſelben nicht einmal Erwähnung, und die Herren van Scherpenzeel und Schoenmaekers kehrten unverrichteter Sache von Frankfurt nach Limburg zurück. Am Ende dieses Jahres ward das Reichsministerium zu Frankfurt in der deutschen Nationalversammlung in dieser Angelegenheit interpellirt, und man faßte später einen Beschluß zur Handhabung des früheren. Das Ministerium hat das Mißliche dieser Frage erkannt, und auch zugegeben, daß der größte Theil von Limburg seine Vereinigung mit Deutschland zu wünschen scheine.

Am 23. November ward im deutschen Parlament der Bericht der, in Bezug auf Höffens Antrag niedergesetzten Kommission zur Berathung gebracht. Derselbe verlangte, das Parlament solle die Centralgewalt auffordern gegen die Einführung der Niederländischen Verfassung im genannten Herzogthume Protest zu erheben, diese Einführung mit allen geeignet scheinenden Mitteln zu hindern und — ohne daß überhaupt und deshalb eine Uebereinkunft mit der herzoglich Limburgischen oder königlich Niederländischen Regierung gefordert worden wäre — ohne Verzug Alles zu thun, um diese ganze Angelegenheit, gemäß dem Beschlusse vom 19. Juli, zu Ende zu führen. Der Baron von Scherpenzeel-Heusch lieh durch ein anderes Mitglied eine Empfehlung dieses Antrags verlesen. Darin ward auf kräftige Maßregeln Seitens des Reichsministeriums gegen die Niederlande zur Ausführung des Parlamentsbeschlusses angetragen. Der Antrag der Kommission ist einstimmig angenommen worden. Der Reichsminister von Schmerling hat sich bereit erklärt, diesen Beschluß anzuführen, aber er konnte nicht unterlassen dabei zu bemerken, daß die Limburger, wenn sie wirklich so deutsch gesinnt wären, wie behauptet würde, wohl auch keine Abgeordneten zu den

Digitized by Google

Generalsaaten wählen würden. Der Abgeordnete Zacharias bemerkte im Laufe dieser Verhandlungen, daß die Ausführung leicht zu einem Kriege mit den Niederlanden Veranlassung geben würde, der zwar von Vielen gefürchtet, von Anderen aber auch gewünscht werde. (Unterdessen ist der Minister von Schmerling abgetreten, und das Jahr 1849 wird ohne Zweifel ergeben, welchen Lauf dieses Ereigniß auf den Stand der Limburgschen Angelegenheit, ausüben wird.)

Bei den Wahlen der Abgeordneten zur zweiten Kammer, die gegen Ende des Jahres in Limburg statt fanden, ist es dem Baron von Scherpenzeel-Heusch geglückt, in zwei Hauptdistrikten zum Abgeordneten gewählt zu werden, und auch unter den für die erste Kammer aufgestellten Kandidaten sind Mehrere seiner Farbe zugethan. Doch die große Majorität zeigte sich auch hier nicht für eine Trennung geneigt, wie sich aus den übrigen in Limburg stattgefundenen Wahlen ergiebt.

Wir hoffen sowohl im Interesse Deutschlands wie im Interesse der Niederlande und dem Interesse Limburgs, daß diese unangenehmen Verwickelungen so bald als möglich beseitigt werden mögen.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Die englische und deutsche Presse in der dänischen Angelegenheit.

+Hamburg, den 15. April. Die englischen Blätter fahren fort, gehorsamste Artikel gegen Deutschland und gegen Lord Palmerston's Vermittelung in der dänischen Frage zu bringen. Obwohl sie etwas ungehalten gegen die Dänen, wegen des Wiederausbruchs der Feindlichkeiten sind, so nehmen sie doch noch ebenso entschieden Partei für die dänische Sache, ja nicht einmal die, Englands Interessen so sehr gefährdenden Blokaden, vermögen die Sympathien zu verringern. Hier zeigt sich gerade die politische Reife der Engländer; es fällt keinem Blatte ein, es Dänemark zu verdenken, daß es alle in seiner Macht stehenden Mittel zu seinem Vortheil benutzt, sie ergehen sich nicht in den unnützen und widerlichen Schimpfreden der deutschen Presse, die wahrlich der politischen Bildung keine große Ehre bringen. Desto heftiger sind ihre Angriffe gegen ihren eigenen Minister gerichtet, weil es ihm nicht gelungen ist, einen siebenmonatlichen Waffenstillstand besser zu benutzen. Die Times bringt in dem Folgenden einen merkwürdigen Beitrag zu der Geschichte der Friedensverhandlungen; eine Antwort darauf ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Er lautet:

In den diplomatischen Kreisen Londons circulirt jetzt eine Geschichte in Bezug auf die plötzliche Wiederaufnahme der Feindseligkeiten von Seiten Dänemarks und die Proclamation der Blokade der deutschen Häfen, welche ein eigenthümliches Licht auf die Art und Weise wirft, mit welcher man sich in England dem Geschäfte der Vermittelung unterzogen hat. Der Waffenstillstand zwischen Dänemark und Deutschland war bereits gekündigt und sollte am 2. April enden, als noch am 26. März ein Kourier abgesandt wurde, welcher die Schlußpropositionen des dänischen Gouvernements, als Antwort auf die Vorschläge des deutschen Bevollmächtigten, überbringen sollte. Diese Mittheilung wurde unmittelbar an den englischen Secretär der auswärtigen Angelegenheiten befördert, der die vermittelnde Behörde bildete, und dies war um so wichtiger, nicht allein des Inhaltes der Depesche wegen, sondern auch darum, weil der dänische Courier den strengen Befehl hatte, entweder mit oder ohne Antwort, so zurückzukehren, daß er vor Ablauf des Waffenstillstandes wieder in Kopenhagen sein könne. Die Zeit, so kurz an und für sich, und so entscheidend für die gesammte Gestaltung der dänischen Frage, ging unbenutzt vorüber. Der Kourier verließ London, ohne daß man von seiner Mittheilung Notiz genommen hatte, und seine Rückkehr nach Dänemark gab das Signal zum beschleunigten Abgange jener Expedition, welche mehreren hundert braven Seemännern das Leben und der dänischen Flotte zwei ihrer besten Schiffe gekostet hat. Am 29. März endlich, als die Königin großen Eifer hatte, fand eine Art von persönlicher Erklärung der Minister und Diplomaten statt. Hierbei stellte es sich heraus, daß die höchstwichtige Depesche der dänischen Regierung, von welcher die Entscheidung über Krieg oder Frieden abhing, während der zwei bis drei Tage, welche zur Beantwortung vorhanden waren, vom Lord Palmerston weder gelesen noch geöffnet worden war. Daher konnte natürlich auch keine Antwort gegeben werden. Der deutsche Bevollmächtigte blieb in vollkommenster Unwissenheit, daß überhaupt Vorschläge gemacht worden waren, während im Gegentheil der dänische Bevollmächtigte nicht vollständig von der Annahme der gemachten Concessionen unterrichtet gewesen zu sein scheint. Auf diese Weise mußte der Kriegslustige England verlassen, weil es einem englischen Minister nicht gefällig gewesen war, einen Brief zu lesen. So gewaltigen Einfluß hat die Excentrizität und Unachtsamkeit Einzelner, auf das Schicksal ganzer Nationen.

Diese Geschichte klärt in Londen so allgemein umher auf, es wird derselben von keiner Seite widersprochen, daß dieselbe sicher einen Platz in den Annalen dieses Krieges verdient.

Jedenfalls wird dadurch das nachtheilige Licht, welches, wegen Erneuerung der Feindseligkeiten, auf Dänemark geworfen wurde, bedeutend gemildert. Die Dänen handelten im guten Glauben, daß ihre Entpropositionen, ohne daß man dieselben einmal einer Berathung gewürdigt hätte, verworfen wären. Wie sind nicht bewandert, in den feinsten Regeln der diplomatischen Etikette, doch sollten wir meinen, daß in einem Falle von solcher Wichtigkeit, wo es sich um den Frieden des Nordens von Europa handelte, die Sache nicht von der Vernachlässigung eines einzelnen Briefes, selbst wenn derselbe an das Parlament Palmerston adressirt war, abhängig gemacht werden durfte, und wir müßten bedauern, wenn man den dänischen Kourier mit so mangelhaften Instruktionen, in Bezug auf seine wichtige Depesche, abgefandt haben sollte. Andererseits aber machte es der Wiederausbruch der Feindseligkeiten, in Beziehung mit dem, was in London, während dieser letzten Tage des Waffenstillstandes, beschlossen werden sollte, faßt unvermeidlich, daß eine Depesche von solcher Wichtigkeit von einem Manne übersehen sein sollte, dessen Ehre bei dem Abschlusse der gesammten Angelegenheit mit in's Spiel kam.

Thatsächlich der englisch-französischen Bevmischung im nördlichen Italien und Sicilien schreibt sich das offenbare Mißtingen und der Stellung her, welche die britischen Agenten eingenommen haben, und selbst wenn wir das erreicht hätten, was Lord Palmerston eine Zeit lang beabsichtigt zu haben scheint, so würde es nur auf Kosten unserer bisherigen Verpflichtungen, welche wir als einer, Oesterreich und dem Könige beider Sicilien betreffenden Macht obliegen, haben geschehen können. In solchen Fällen ist das Mißlingen minder demüthigend, als der Erfolg, und wir haben das Resultat nicht zu beklagen, außer daß durch unsere Intervention die natürliche Beendigung dieser Streitigkeiten bedeutend weiter hinausgeschoben worden ist. Zwischen Dänemark und Deutschland aber war der Fall ein anderer. Die dänische Frage ließ ein schiedsrichterliches Einwirken zu, und wenn die Interessen aller Parteien den Frieden als wünschenswerth erscheinen ließen, so ist das Mißlingen um höchsten Grade verderblich und unheilvoll. Nach dem großen Interesse, welches wir vor einigen Jahren an dieser Streitfrage nahmen, und nach der genauen Kenntniß, welche uns aus Frankfurt und Kopenhagen über die wahren Wünsche und Meinungen beider Parteien zugegangen sind, wagen wir es zu behaupten, daß die Ansichten, die wir in Betreff dieser gezeiten war, daß jeder gewandte Geschäftsmann der City, mit dem Bestande eines leidlichen Korrespondenten in Kopenhagen, die Sache ohne Sümmen und ohne Blutvergießen zum Ende gebracht haben würde. Ja, noch mehr, wäre gar keine Vermittelung eingetreten, sondern die Sache allein zwischen dem dänischen und deutschen Gesandten abgehandelt worden, so würde wahrscheinlich die Verständigung nicht ausgeblieben sein, da Deutschland das Grundprinzip anerkannt hatte und eigentlich gar kein Grund zum Kampfe mehr vorhanden war. Aber eine Vermittelung, wie die erwähnte, die, wenn man nicht den Einfluß des Lord Cowley in Frankfurt a. M. ausnehmen will, gar keinen wirklichen Einfluß auf die Parteien ausübte, hat nur dazu können, den Friedensschluß schwieriger gemacht und, wie wir fürchten, weit hinausgeschoben zu haben.

Morning-Chronicle und Morning-Post sind noch weit bitterer in ihren Ausfällen, letztere endete folgenden, nicht sehr sanftmüthigen Artikel:

In den Herzogthümern Schleswig-und Holstein haben jetzt die Feindseligkeiten zwischen Dänemark und Deutschland wieder begonnen, und wir bedauern daß die Dänen einen Unfall erlitten haben, der indeß, so bedeutend er auch für den Augenblick ist, ihre Widerstandskraft nicht lähmen kann. Wir werden hierdurch nur zu deutlich daran erinnert, daß bloß der letzte Fehltritt ist, welcher trotz der Vermittelung Englands erfolgt wird. Unser Minister des Auswärtigen hat in der That viel Unglück. In Rom oder Griechenland würde es für gehörig sich gehalten worden sein, Männern die das Schicksal auf eine solche Weise versorgt hätte, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anzuvertrauen; wenn wir Christen auch nicht solche abergläubische Ansichten hegen, so liegt doch auch sie uns in dem beständigen Fehlschlagen der anfrichtigen und aufgeklärtesten Bemühungen eines tüchtigen und ehrenwerthen Mannes, der eine so hohe und verantwortliche Stellung einnimmt, etwas Rathschlafes und Niederschlagendes. In Oberitalien hat Karl Albert's erneuter Angriff mit einer entschiedenen Niederlage geendet; der österreichische Marschall hat die Rechte seines Kaisers hochherzig und tapfer gegen gesetzwidrigen Angriff eines Königs vertheidigt, der ein Werkzeug in der Hand der Republikaner

Digitized by Google

geworden war. In Sizilien ist der Aufruhr glücklicher; noch scheinen die Streitkräfte des Souverains, wenn er sich von verdächtigen Freunden befreit hat, mächtig genug, um den ungestümen und die Gesetze verachtenden Leidenschaften der Zeit eine neue Schranke zu geben. Anders verhält es sich im Norden von Europa. Hier werden die aufrührerischen Unternehmen des Königs von Dänemark offen von der ganzen Macht Deutschlands unterstützt. Deutsche Fürsten wetteifern mit den Führern der Revolution Recht und Ordnung umzustürzen, während die Freunde Dänemarks den Kanonen und Bajonnetten seiner Freiheit zur Noten und Protokolle entgegenzustellen haben. Noch immer, wie bei anderen Gelegenheiten früher bewährt worden ist, hat die Europäische Europa's durch Verträge dazu verpflichtet, ihm den Besitz des streitigen Gebietes zu wahren. Unter solchen Umständen würde nach unserer Ansicht eine deutliche, unzweifelhafte Erklärung dieser Verpflichtung das Beste gewesen sein, weil dann jeder Verbündeter nicht in eine Lage gekommen sein würde, aus der ihn herauszuhelfen und jetzt Noth macht. Wäre Preußen im verflossenen Jahre gelegt worden, daß wir und für verpflichtet halten, Dänemark beizustehen, so würde es wohl Anstand genommen haben, sich in diesen nicht sehr ehrenvollen Kreuzzug einzulassen. Hätte England eine entschiedene Demonstration gemacht, vielleicht ein Geschwader zum Manövriren in die Ostsee geschickt, so würde dies dem schwankenden Könige von Preußen, im Augenblick, wo er auf Recht und Gerechtigkeit zu hören genigt schien, Festigkeit gegeben, und ihn den ungestümen Parteiführern zu Berlin und Frankfurt gegenüber unterstützt haben. Nach den Nachrichten, die wir bis jetzt erhalten haben, können wir versichern, daß Frankreich eine offene Anerkennung seiner Verpflichtung abzugeben, während England eine solche Erklärung vermieden hat, indem es sie als unvereinbar mit seiner Stellung als vermittelnde Macht ansah.

Dänemark wird jetzt der Vortheil gemacht, es habe die Unterhandlungen ohne eine andere bestimmte Angabe oder vorherige Erklärung, als die bündige Notifizirung vom Ende des Waffenstillstandes abgebrochen. Wie erfahren, daß die Preußische Regierung den verschiedenen Höfen eine ausführliche Erklärung, in Bezug auf den Grund, der sie genöthigt, so zu handeln, hat zukommen lassen, und die vor einem Monat veröffentlichte Note des Dänischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den Preußischen Hof giebt die Gründe an, warum der Waffenstillstand zu der ursprünglich für sein Ende bestimmten Zeit gekündigt wurde, während auch erklärt wird, daß der König von Dänemark den aufrichtigen Wunsch hege, wieder in freundliche Beziehungen zu treten.

Es darf nicht vergessen werden, daß gegen fünf Monate des Waffenstillstandes vergangen waren, ehe Deutschland einen Schritt zu einer friedlichen Beilegung des Streites that; daß im Anfange die beiden Parteien in den wesentlichsten Punkten verschiedener Meinung waren, und daß es der vermittelnden Macht nur allmälig gelang, solche bestimmte Vorschläge zu bringen, welche Aussicht auf eine Uebereinkunft darboten. Unter diesen Umständen nahm die dänische Regierung die Unterhandlungen des Waffenstillstands wieder auf, wobei Preußen, wenn es gleich in vollmacht Frankfurts handelte, doch von der Centralgewalt zurückgewiesen wurde; sie fühlte, daß ihr Recht auf Schleswig anerkannt war, und daß folglich jede Bevölkigung von ihrer Seite ein Aufgeben des Rechts wäre, während es von Seiten Deutschlands nur ein Aufgeben ungerechter Ansprüche gewesen sein würde, und da sie mit Grund fürchten konnte, daß die vorgeschlagene Erneuerung des Waffenstillstandes nur ein Vorwand wäre um Zeit zu gewinnen, so würde sie nicht klug gehandelt haben, wenn sie nachgiebig gewesen wäre, und auf die Interessen anderer Rücksicht genommen hätte, während Niemand auf die übrigen Rücksicht nahm. Wir werden jetzt noch kein Urtheil über die dänische Regierung fällen, weil sie das letzte Protokoll nicht angenommen hat, indem es wünschenswerth sein, daß diese der früheren Schritte und Vorschläge dazu gehören, als wir besitzen. Es kann möglich sein, daß diese der Art sind, um die Meinung zu rechtfertigen, die Central-Gewalt wäre nicht geneigt gewesen, die Vorschläge anzunehmen, deren Verwerfung jetzt Grund zur Anklage Dänemarks giebt. Diese Vermuthung wird durch die Note Gagern's vom 28. März bestätigt. Diese Note Gagerns sagen wir noch nur der Zimel bei; so viel wir aus raisinnen können haben die dänischen Blätter dieselbe nicht gebracht.

Frankfurt, 28. März 1849.

Der Unterzeichnete, interimistischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hat die Mittheilung Sr. Excellenz des Gesandten Sr. Majestät des Königs von Dänemark, vom 25. d. M. empfangen, welche eine Verfügung des dänischen Cabinets vom 21. mit zwei Exemplaren der Preliminair-Artikel, des Friedens enthält, welcher jetzt in London verhandelt wird. Der Unterzeichnete hat diese wichtige Mittheilung pflichtmäßig dem Ministerrathe vorgelegt und beehrt sich hiermit Em. Excellenz den Entschluß desselben mitzutheilen.

Die Regierung Sr. Majestät des Königs von Dänemark scheint, indem sie die erwähnte Note absandte, das Protocoll zu Grunde gelegt zu haben, welches am 13. d. M. zu London vorgelegt wurde, als wenn es schon die Zustimmung unserer General-Bevollmächtigten hätte, oder vielelbe, doch leicht erhalten würde. Diese Zustimmung aber konnte nicht gegeben werden, weil das Protocoll in seinen meisten Punkten zu unserem angeschlossenen Nachtrag, sowohl, wie der Note vom 24. Febr., als auch von der angenommenen Friedens-Basis und den Erklärungen der Central-Gewalt abweicht. Die Regierung Sr. Majestät des Königs von Dänemark wird zugeben, daß die Vorschläge vom 21. d. M. wenig Hoffnung zu einem friedlichen Einverständniß der Partheien gewähren, so wünschenswerth auch dieses Einverständniß an und für sich erscheint. Diese Vorschläge, namentlich der vierte Zusatzparagraph, gründen sich auf eine Ansicht der Dinge, welche mit dem gegenwärtigen Zustande derselben nicht übereinkommt, und gegen welche der Unterzeichnete bereits in einer Note vom 15. d. M. zu protestiren genöthigt gewesen ist. Es ist indessen hier nicht der Ort, auf eine spezielle Kritik des dänischen Memorandums einzugehen, der Unterzeichnete aber kann nicht unterlassen, der dänischen Regierung seine tiefe Verehrung, sowohl im Allgemeinen, als auch im Einzelnen in Bezug auf die Note vom 13. d. M. auszusprechen, indem sie auf der Forderung besteht, daß eine unmittelbare Trennung der Administration beider Herzogthümer eintreten solle, und bemerkt, daß die Regierung um dieser in Rede stehenden Trennung willen, die ganze Friedensangelegenheit auf das Spiel setzt, unbemerkt, nachdem die Nothwendigkeit der Trennung, längst im Prinzip anerkannt, jetzt eine Zeitfrage geworden ist. Der Unterzeichnete bittet Sr. Excellenz den Herrn Gesandten zu bemerken, daß die Reichsversammlung, wo dieselbe von dem deutschen Parlamente angenommen ist, mit diesem Prinzip vollkommen übereinstimmt und dessen Ausführung stets betrieben werden muß.

In Hinsicht auf die Einstellung der Feindseligkeiten bis zum 3. April, steht es gänzlich in der Macht der dänischen Regierung, diese Waffenruhe nach Belieben zu verlängern, da der Verletzhaber der deutschen Truppen dadurch instruirt ist, nicht eher anzugreifen, als bis er selbst angegriffen wird. Es bedarf keiner Erwähnung daß, in Uebereinstimmung mit §. 2 des Tractats von Malmö, der dänischen Regierung nicht das Recht zustehe, das allseitige Vorrücken der deutschen Truppen in die Herzogthümer für einen Angriff zu erklären, und daß weder die Centralgewalt, noch die dänische Regierung der Meinung sein könne, daß durch den Ablauf des Termins bis zum 3. April die Lage der einen oder der anderen benachtheiligt werde. Uebrigens ist die Centralgewalt gern bereit, eine so lange Waffenruhe zu gestatten, als zum Abschlusse des Friedens nöthig und bei allen Nationen gebräuchlich ist, und glaubt, daß es der dänischen Regierung genehm sein werde, mit billigen Vorschlägen in dieser Hinsicht zu diesem Zwecke nicht zurück zu halten.

H. Gagern.

An Sr. Excellenz den dänischen Gesandten Baron Dirckinck-Holmfeldt.

Ueber das Ueberwinden Ereignis herrscht nur eine Stimme, die des Jubelns und Bedauerns über die Art und Weise, wie zwei der schönsten Schiffe gesprengt werden sind. Die Folgen, die dies Ereignis in Dänemark verbreiten wird, haben die englischen Stimmen viel richtiger beurtheilt, als die deutschen, selbst als die aus Kiel und der nächsten Nachbarschaft der Dänischen Zustände zu berichten. Man hat sich einmal ein Bild gemacht von Dänemark und den Dänen, so wie man sie gern haben möchte. Dagegen helfen nun keine Thatsachen, nichtweniger Vorstellungen. Es kommt ein Correspondent aus Kiel geschrieben, „daß die Dänen erst bis gegen den Winter mit der Vorstellung eines neuen Linienschiffes sich gewöhnen müssen, wenn sie überhaupt damit zu Stande kommen," so hilft es nichts, daß in vierzehn Tagen deren zwei auf dem Meere erscheinen, man würde doch dabei bleiben, daß es nur eine dänische Prahlerei wäre. Wir seien seit langer Zeit aufmerksame Beobachter der dänischen Zeitungen, wir müssen aber zusammenden gestehen, daß wir nur sehr selten die Prahlereien und Unverschämtheiten darin finden können, die die hiesige Presse, durch Herausreißen einzelner Sätze und dem Zusammenhange, tagtäglich ihren Lesern auftischt. Ein neues Organ, das hierin seine Borgänger noch übertrifft, ist die Lithogr. Nordische Correspondenz, wie Dänen Zeitungs-Redacteuren, denen es um die Wahrheit zu thun ist, nur rathen, dieser mit großer Vorsicht sich zu bedienen, sie läßt sich zwar direct aus Kopenhagen schreiben, sind aber überhaupt diese Briefe in Kopenhagen geschrieben, so rühren sie von einem sehr schlecht unterrichteten Deutschen her. Dagegen bringt der neue Lübecker Anzeiger, neben mancher allerdings herzlich kindi-

Digitized by Google

schen Correspondenz aus Kiel, trenere Nachrichten in Korrespondenzen und Zeitungsnachrichten aus den Herzogthümern und aus Kopenhagen. Er geht von demselben Grundsatze aus, den der Telegraph, wie uns scheint, sich sehr richtig gestellt hat, sich aus dem feindlichen Lager die wirklichen Ansichten und Stimmungen mittheilen zu lassen, ohne sie erst den eigenen Ansichten und Wünschen zu accomodiren. Bei der jetzigen Beschränktheit der Verbindung mit dem Norden wird dies Blatt überhaupt die gewichtigste Quelle für die Nachrichten von dort aus werden können. Es wäre daher zu wünschen, daß es besser, wie seine hamburger Collegen, seine wichtige Stellung zur Herbeiführung von Frieden und Versöhnung benutze, es würde darin für die Dauer einen bessern Lohn finden, als in dem Frohnen der augenblicklichen Launen des Publikums.

Dänemark.

Die dänischen Zeitungen berichten, daß an der Ausschiffung der Linienschiffe „Elfeld“ und „Kronung Maria“ und einer Fregatte erst gearbeitet wird, und daß Elfeld und die Fregatte in circa 14 Tagen segelfertig sein werden, so wie daß die Marine „zur Bogierde brennet, die Wunde zu heilen, die sie bei Eckernförde erhalten hat.“ Die Fregatte „Freya“ ist am 10. in die See gegangen; eine Kriegsbrig ist auf der Rückreise von Westindien begriffen, und wird jeden Tag erwartet. An freiwilligen Gaben zur Ausrüstung neuer Schiffe, gingen bereits in den ersten Tagen nach der Katastrophe bei Eckernförde gegen 100,000 Thaler ein; 16 Barossen haben sich schon freiwillig zur Bemannung von „Elfeld“ gemeldet, so daß die angekündigte neue Ausbedung wahrscheinlich überflüssig sein wird. Die etwas gedrückte Stimmung der ersten Tage nach dem Verlnste bei Eckernförde hat einer ruhigen und entschlossenen Platz gemacht. Der vornehmlich frein und klaren Schilderung jener Affaire, die zuerst in der Hamburger Börsenhalle stand, läßt man dänischerseits alle Gerechtigkeit widerfahren, wogegen „dänenhassvolle Posten“ den Hamburger unparteiischen Correspondenten „das fuchte Organ des Augustenburger-Gottorpschen Philistertums nennt,“ und wegen seines Berichtes tadelt.

Nähere Nachrichten über jene Katastrophe bringen die Zeitungen nicht; der schon durch diesen Tagesblätter veröffentlichte Rapport des Capitain Paludan an den Chef der Ossee-Escadre, der nur bis zum 5. gieng nach Mittag reicht, so wie ein späterer, datirt Stadt Eckernförde, der auch nichts Neues enthält, sind bekannt. Nach einem Privatbriefe von Alsen ist das Gefecht am 6. bei Ulderup von den dänischen Truppen mit Ehre bestanden. Der Verlust war: an Todten 2 Officiere und 25 Mann, an Verwundeten, 9 Officiere und 113 Mann. Ein deutscher Officier und 3 Gemeiner wurde gefangen. Das Gefecht wurde bei Vormittags mit Kanonenfeuer eröffnet. Es kamen viele Verwundungen durch Granaten vor. Des Nachmittags hörte das Kanonenfeuer auf, wahrscheinlich weil die Kanonen die Munition verschossen hatten, und der Kampf wurde mit Artilleriefeuer fortgesetzt. Das Dorf Ulderup war der Gegenstand des Kampfes, drei Mal wurden die Dänen aus dem Dorfe geworfen, drei Mal eroberten sie es wieder. Einige Häuser wurden leider hierdurch in Brand gesteckt. Das dritte Reserve-Jäger-Corps hat sich besonders ausgezeichnet. Zwei Officiere von diesem sind von den Deutschen gefangen genommen, und mehrere, doch nur leicht verwundet.

Armeebefehl des Kriegsministers.

„Se. Majestät der König hat bei seinem gestrigen Allerhöchsten Hiersein, mit besonderer Zufriedenheit und mit Wohlgefallen die vortreffliche Haltung und gute Stimmung bemerkt, wen der die Armee beseelt ist. Se. Majestät hat den Kriegsminister beauftragt, den sämmtlichen Officieren und Soldaten Allerhöchstderselben wärmste Anerkennung des unvergagten Muthes und der kräftigen Ausdauer mit welchen sie die täglichen Kämpfe im Sundewittschen bestanden haben, zu verkünden; und der Kriegsminister sagt hierzu seinen herzlichen Dank, und spricht seine Hochachtung vor jedem Krieger, und namentlich vor den Herren Officieren aus, deren kühnes Benehmen bereits so viele Opfer gefostet hat. Es bestätigt sich von vielen Seiten, daß fast alle Könige und Fürsten Deutschlands zahlreiche Truppen in die Herzogthümer senden, um die aufrührerische Parthei in ihrem Kampfe gegen den rechtmäßigen Herrn der Herzogthümer und gegen Gesetz und Recht zu unterstützen. In den täglichen Kämpfen mit dieser Uebermacht wird nur Kraft verloren und Blut vergossen, ohne daß dadurch etwas erreicht wird. Das Heer hat deshalb Befehl erhalten, das Sundewittsche zu verlassen, um auf Alsen den Augenblick abzuwarten, wo die Umstände uns erlauben, dem Feinde Mann gegen Mann zu begegnen.

Das Heer wird die ganz Haltung, Ausdauer und Disciplin, welche es bisher ausgezeichnet hat, zu bewahren wissen; es wird eingedenk sein, daß auf seinen Muth und seine Standhaftigkeit das Vaterland seine Hoffnung auf einen glücklichen Ausfall unserer gerechten Sache daut.

Sonderburg den 3. April 1849. Hansen.“

Notizen.

[Rettung eines dänischen Marine-Officiers.]

Unter den Gefangenen von der Besatzung des Linienschiffes Christian VIII., befand sich auch der Lieutenant Ulrich. Derselbe war unter dem letzten Transport der Gefangenen vom „Christian VIII.“ kaum hatte er eine Minute auf dem Lande festen Fuß gefaßt, als das Schiff mit den Todten und den noch zurück gebliebenen Unglücklichen in die Luft flog; Alles fuhr vor Angst auf die Seite. Es entstand eine fürchterliche Verwirrung, welche der Lieutenant Ulrich zu seiner Flucht benutzte. Er verbarg sich bis spät in die Nacht, zog Knöpfe und Epauletten von seinem Rocke, ging, von dem Dunkel der Nacht begünstigt, durch die Straßen von Eckernförde, und so gelangte er nach Schleswig, wo er von Bekannten einen alten Kittel und eine seltene Mütze bekam. Dann begab er sich am hellen Tage nach Flensburg, stieß aber sofort auf preußische Truppen, mit denen er nach Flensburg gehren ist. Des Nachts ging er nach Graasenhin, wo er ein am Lande befestigtes Boot benutzte, und auf diese Weise nach Sonderburg entkam. Er ist mit dem Dampfschiff „Regir“, in Kopenhagen angekommen, und hat seine Rettein in Trauer gekleidete Familie freudig überrascht. —

[Gebrauch des Beis des Königs von Norwegen.]

Voriges Jahr wurde von dem Storthing als Gesetz beschlossen, daß Jeder berechtigt sei, sowohl die Prämissen als das Votum der Richter des norwegischen höchsten- und Reichs-Gerichts zu erfahren, ein Beschluß, der durch einen privaten Vorschlag über Oeffentlichkeit der Botirungen bei den genannten Gerichten rc. hervorgerufen wird. Das Departement der Justiz, dem der Beschluß zur Gesetzformatirung übergeben ward, hat jetzt dem Könige die Sanction abgerathen, und der König hat sie auch verweigert.

[Schwedischer Rüstungen.]

Die schwedischen Zeitungen berichten, daß eine, aus folgenden Schiffen bestehende Uebungs-Escadre ausgerüstet wird: Die 3 Fregatten „Josephine“, „Eugenie“ und „af Chapmann“. Die Corvette „Jarramas“, die 3 Briggs „Ensprop“, „Wiesen“ und „Otenmen“, die Dampfcorvette „Thor“, das Dampfschiff „Gylfe“, 2 Landungs-Kanonenschaluppen, 8 Kanonenboote und 1 Theerschiff, für diese letztgenannten.

[Das gemeinsame Wappen der drei nordischen Reiche.]

Es ist nicht ohne Bedeutung für die drei nordischen Reiche, daß sie ein gemeinsames Wappenzeichen haben. Die drei Kronen, sind, wenn sie auch oft genug eine Veranlassung mit zu den frühern nordischen Kriegen gewesen, doch von den beiden größten Königen des Nordens: Gustav Adolph und Christian IV., in dem Friedenstractat zu Knäröd im Jahre 1613, ausdrücklich für ein Unionswappen erklärt worden. Es heißt in dem zweiten Artikel dieses Tractates: „Wir halten das Wappenzeichen der drei Kronen für ein Unionswappen, das beide Reiche zu führen gleich große Rechte und gleiches Jus haben“. Die Tractate von 1613 und 1668 sind sprechlich in den Tractate vom 14. Jan. 1814, §. 27 ratificirt, und wenn man sich jener Worte Gustav Adolph's und Christian IV. erinnert, wird man auch leichter den Gedanken verstehen, der die Basis für die Alliance-Erklärung König Oscar's im vorigen Jahre war, den nämlich, daß er verpflicht berufen sei, in einer Angelegenheit einzutreten, die „angere die ganze Sache angehe“. — Später Tractate, vom Jahre 1628, 1679, 1690 und 24. Sptbr. 1734 verpflichten Schweden und Dänemark einander mit die 6000 Mann Truppen und 10 Linienschiffen und Brandern beizustehen. — (Hjvepostten.)

[Die holländische Marine.]

Holländische Blätter enthalten Mittheilungen über die holländische Marine. Demgemäß besteht die holländische Kriegsflotte jetzt, indegriffen die im Bau befindlichen Schiffe aus 168 Segeln, mit mehr denn 2000 Stück Geschützen. Darunter 2 Linienschiffe erster Rangs, von 84 Kanonen (Zeeuw und Koning der Nederlanden), 5 Linienschiffe 2. Klasse, von 74 Kanonen (Koningin, Kortenaar, Tromp, de Ruyter, Admiral van Wassenaar). 2 Fregatten von 60 Kanonen (Prins van Oranje, Doggersbank), 1 Fregatte von 54 (Rijn) und 11 Fregatten von 44 Kanonen (Scheldt, Sambre, Maas, Bettlona, Palembang, Jason, Zaan, Ceres, Prins Frederik der Nederlanden, Holland) und 72 kleineren Schiffen, darunter 10 Dampfschiffe (zwei eiserne, ein Schraubenschiff) von 30—200 Pferdekraft und 75 Kanonenbooten.

[Personal-Nachrichten.]

Der Kronprinz von Schweden, der Herzog von Upland, Kabinetskammerherr, Major Johan Claes Fleming, Freiherr Sjernstedt und Oberst-Lieutenant Lovén sind zum Ritter Carl XIII. Ordens ernannt worden.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Hendrik Conscience. *)

Gegen das Jahr 1811 verließ ein junger Aspirant in der damals kaiserlichen französischen Marine den Seedienst, und erhielt eine Anstellung bei den Schiffswerften zu Antwerpen. Bald darauf vermählte er sich mit einer Bürgerstochter in seinem Wohnorte, und als die Franzosen 1815 Antwerpen auf immer verließen, als Alles wieder auf den Friedensfuß gesetzt wurde, kam er auf den Gedanken, sein bescheidenes Einkommen durch einen, zu jener Zeit noch ganz unbekannten Erwerbszweig zu vergrößern; er kaufte nämlich abgetakelte und außer Gebrauch gesetzte Schiffe, zerlegte sie und verkaufte die einzelnen noch brauchbaren Theile wieder an Schiffsbauer. Dies Unternehmen war von glücklichem Erfolge begleitet und setzte ihn in den Stand, seine Speculationen auch auf andere Gegenstände auszudehnen, was ihm um so lieber sein mußte, als seine Ehe mit Nachkommenschaft gesegnet worden war. Bereits am 3. December 1812 hatte ihm seine Gattin einen Knaben geschenkt, der sich im Laufe der nächsten Jahre als ein zartes, kränkliches, sinniges, zum Nachdenken geneigtes, mitunter auch wohl etwas mürrisches Kind still entwickelte und in der Taufe den Namen Hendrik (Heinrich) erhalten hatte. Leider starb die Mutter schon, als derselbe eben sein siebentes Jahr erreicht. Ein mutterloses Kind fühlt sich nur zu leicht auf sich selbst verwiesen, dies mochte auch wohl mit dem kleinen Hendrik der Fall sein, ein neuer Erwerbszweig jedoch, dem sich der Vater zwei Jahre später hingab, fing indessen an ihn dermaßen zu beschäftigen, daß seine jugendliche Seele bald die Kinderspiele, wie die Kinderleiden darüber vergaß. — Statt mit Schiffstrümmern ferner zu handeln, war der ehemalige Marine-Aspirant nämlich auf den Gedanken gekommen, Trümmer geistigen Lebens im Handel umzusetzen und hatte diese Magazine mit altem Papiere, und namentlich mit alten Büchern, die er gleichfalls als Maculatur erstand, bis in die obersten Räume hinauf gefüllt. Dem Knaben bot sich nun eine überaus reiche Gelegenheit dar, seinen Hang zum Lesen zu befriedigen; Berge von Büchern lagen vor ihm aufgehäuft da. Er versäumte Nichts, sondern las unaufhörlich; jedes Buch, dessen Aeußeres oder dessen Titel ihn reizte, wurde nicht eher wieder hingeworfen, als bis es ein alter Bekannter gleichsam war. Mit derselben unermüdlichen Begierde wurde Alles von ihm verschlungen; Gedichte, Romane, kurz Werke des Geistes und der Einbildungskraft, gegen ihn jedoch bei Weitem nicht so an, wie naturgeschichtliche, physikalische geographische und andere streng wissenschaftliche Schriften. Das Geschriebene, das in einer so unbewachten und ungeregelten Lectüre verborgen lag, übte aber seinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; theils der reiche Wechsel, theils seine zarte Jugend schützten seine Seele vor verderblichen Hauche verbotenen Wissens.

So verflossen einige Jahre; da faßte der Vater plötzlich einen Widerwillen gegen das Stadtleben, kaufte ein Stück Land in der Nähe von Antwerpen, baute dort mit eigenen Händen eine Art von Einsiedelei und bezog dieselbe mit seinen beiden Söhnen. Das Gebäude war von einem großen Garten umgeben; mit der Außenwelt kamen die Bewohner desselben gar nicht in Berührung, denn die nöthigen Lebensbedürfnisse wurden ihnen in das Haus gebracht, und die zwei Knaben waren ganz auf sich selbst verwiesen, wenn ihr Erzeuger, was des häufig geschah, sie auf Wochen, ja auf Monate lang verließ, um in belgischen oder französischen Häfen abgetakelte Schiffe aufzukaufen. Während solcher Perioden mußten die beiden Söhne für Haus und Heerd sorgen und sich in die Arbeiten für den Garten, wie für die Küche, theilen.

Diese Einsamkeit wirkte, wie das nicht anders sein konnte, ganz eigenthümlich auf den jungen Conscience; wie früher einer Menge von Büchern, so wandte sich sein strebender Geist jetzt nur einem Buche zu, aber einem erhabenen, das noch kein Mensch auf Erden sich rühmen kann, bis zu Ende gelesen zu haben, dem der Natur. Der mächtige Einfluß, den sie auf ihn ausübte, war ungeheuer, und tritt uns aus allen seinen Schriften fortwährend entgegen. Aus ihr schöpfte er jene warme Liebe für alles Erschaffene, jene innige und tiefe Gottesfurcht, jene reine Freude an allem Schönen und Erhabenen, die Allem, was seine Seele hervorbringt, den Stempel echter Liebenswürdigkeit und Humanität aufprägt.

Drei Jahre waren ihm in dieser Einsamkeit vorbeigezogen, da verheirathete sich sein Vater wieder. Die beiden, in fast gänzlicher Freiheit bis dahin ihren eigenen Willens herangewachsenen Brüder widersetzten sich den Befehlen der Strengen, auf ein geregeltes Leben dringenden Stiefmutter, und es blieb am Ende nichts übrig, um den steten Zwistigkeiten und Klagen ein Ende zu machen, als sie in eine Erziehungsanstalt nach Antwerpen zu senden. Hier wachte in Hendrik die Liebe zu wissenschaftlichen Bestrebungen wieder auf und er beschloß, sich dem Lehrerfache zu widmen. Die belgische Revolution von 1830 unterbrach ihn jedoch in seinen Studien; ihre Ereignisse übten einen mächtigen Zauber auf seine jugendliche, von vaterländischer Begeisterung überwallende Seele; er verließ die Schule und das elterliche Haus, und nahm als Freiwilliger Dienste in der Brigade des General Niellon. Nachdem er mehreren Treffen und auch der unglücklichen Schlacht von Löwen beigewohnt, brachte er es binnen sechs Dienstjahren nur bis zum Sergeant-Major, aber er war zugleich der Dichter des Regiments, und in den französischen Liedern, die er für dasselbe verfaßte, mochte wohl Manches vorkommen, das ihn bei seinen Kameraden, aber nicht bei seinen Oberen beliebt machte, welche der damals im belgischen Heere nur zu oft sich offenbarende Geist der Insubordination verstören mußte. Das Vlämische war zu jener Zeit zum verachteten Volksdialecte herabgesunken, und Conscience hatte damals nur geringe Ahnung davon, daß er dereinst dazu berufen sein würde, der Bedeutendsten Einer zu werden, die diesem edlen, altgermanischen Idiom Rang und Würde einer Schriftsprache wiedergeben sollten. Ganz unbewußt war er dessen jedoch nicht, denn in einem Briefe vom 1. März 1830 schrieb er seinem Freunde J. A. de Laet, demselben, der sich später ebenfalls als ein Führer der vlämischen Partei auszeichnete: „Ich leide Dir hier einen prosaischen Aufsatz.... ich hatte ihn zuerst für mich in der Sprache unseres Landes verfaßt. — Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich finde in dieser Sprache etwas wahrhaft Romantisches, Geheimnißvolles, Tiefes, Energisches, ja sogar Wildes. Gewinne ich je einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die vlämische Literatur. Es ist das ein Traum, der mich bezaubert und sobald nicht schwinden wird; mein vaterländisches Gefühl nährt diesen Willen." — Wie trefflich hat er Wort gehalten!

Die strenge Reform, welche in der belgischen Armee Platzfand, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu fordern. Das väterliche Haus, in das er nun zurückkehrte, bot ihm jedoch keine unabhängige Stellung dar, und er ging nach Antwerpen, um sich dort ein Unterkommen zu suchen. Seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Entmuthigt durch unfruchtbare Anstrengungen und sinken in die Zukunft blickend, die ihm nichts Erfreuliches darzubieten schien, fühlte er sich eines Tages auf das höchste aufgeregt, und sein Geist beschloß in straffer Spannung den Kampf gegen die Ungunst der Verhältnisse. Er beschloß, ein Buch in vlämischer Sprache zu schreiben. Eine Stelle in Guicciardini's Beschreibung der Niederlande gab ihm die Idee, eine Reihe von Scenen aus der Zeit der spanischen Oberherrschaft zu entwerfen. So entstand sein Wonderjaar; dieser Versuch fand eine günstige Aufnahme in Belgien, trug aber dem Dichter nur geistige Früchte, denn als er später sich mit dem Drucker berechnete, war er nach Abzug aller Kosten, statt des Gewinnes, diesem noch eine, für seine Verhältnisse unerschwingliche Summe schuldig. — Jetzt drangen noch dazu seine Eltern in ihn, welche nur die schlimme Seite dieses unglücklichen Ausganges

*) Wir verdanken die Notizen zu dieser biographischen Skizze theils einem Artikel der englischen Zeitschrift: The Athenaeum (siehe die Nummer vom 26. Juni 1847), theils einer authentischen Quelle aus Belgien.

Digitized by Google

seiner Speculation sahen, sich ernstlich um eine Versorgung zu bemühen. Sein Vater fühlte sich um so mehr dazu veranlaßt, als sich die Familie seit der zweiten Heirath bedeutend vergrößert hatte und er sich außer Stand gesetzt sah, noch länger für den breits erwachsenen Sohn zu sorgen.

Mit schwerem Herzen verließ nun einst Abends, nach einem Gespräche mit den Seinigen, in welchem er viel Bitteres hatte hören müssen, der talentvolle Jüngling auf immer das väterliche Haus. Seine ganze Habe bestand in zwei Franes und einigen Kleidern, die er, in ein Tuch geschlagen, unter dem Arme trug. Von trüben Gedanken gequält, richtete er seine Schritte nach Antwerpen, nicht wissend, was er beginnen solle. Da begegnete ihm in der Nähe der Stadt ein alter Schulcamerad, der, als er seine Geschichte erfahren, ihm Trost zusprach und ihn in das Haus seiner Eltern führte. Diese nahmen sich, auf des Sohnes Zureden, thätig seiner an und sagten gut für ihn auf unbestimmte Zeit in einem Wirthshause der Vorstadt, so daß für seine nothwendigsten Lebensbedürfnisse gesorgt war. Von nun an schienen ihm heller Sterne zu leuchten. Der berühmte Maler Wappers interessirte sich für ihn und wirkte ihm eine Anstellung bei dem Könige aus, damit er dieser sein Buch überreiche. Fast wäre auch hier wieder die Hoffnung des jungen Conscience an einem geringfügigen Umstande gescheitert; er besaß nämlich keinen Anzug, in welchem er vor dem Könige erscheinen konnte; allein sein Gönner Wappers, der nichts halb thun wollte, half ihm hier mit seinen eigenen Kleidern aus. Oberst Joly — jetzt General — führte ihn nun zu dem Könige, der ihn huldreich aufnahm und ihm eine Unterstützung bewilligte. Dadurch ermuthigt, ergriff Conscience von Neuem die Feder und veröffentlichte bald darauf sein zweites Buch, Phantasin, welches jedoch ganz das Schicksal der ersten Arbeit theilte, und zwar literärischen Erfolg, aber zugleich einen nicht geringen Saldo, den der Verfasser dem Buchdrucker nach Abrechnung zu leisten hatte, mit sich führte. Eine magere Anstellung bei dem Provinzialarchiv, mit einem Gehalte von 500 Francs, welche ihm zu Theil ward, gab ihm jedoch die Kraft, auf der einmal betretenen Bahn zu verharren. Er nahm seine Muße zu Hülfe und schrieb einen historischen Roman in drei Bänden: **De Leeuw van Vlaenderen.** — Dieses Werk fand eine überaus günstige Aufnahme in Belgien, und machte seinen Verfasser beliebt im ganzen Lande; aber trotzdem war der materielle Gewinn, den er von dieser vierzehnmonatlichen Arbeit zog, nach Abzug aller Kosten, die Summe von — — — sches Francs (1 Thlr. 18 Sgr.) — Conscience's Talent, Geist, Fleiß, Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Freiheit, wie er sie in demselben offenbarte, fanden allerdings die rühmlichste Anerkennung, erweckten ihm aber zugleich Haß und Verfolgung von Seiten der französischen Partei in Belgien; die in ihm einen der bedeutendsten Vorkämpfer des Vlämischen erblickte, dieses Element um jeden Preis niederdrücken wollen, und ihr Streben durch die damaligen staatlichen Verhältnisse Belgiens unterstützt und befördert sah.

Von Neuem trübte sich nun der Horizont des Armen. Der schlechte materielle Erfolg seiner Unternehmungen hatte ihn in Geldverlegenheiten gestürzt, und er mußte sich voll Schmerz gestehen, daß die Feder nicht das Mittel sei, ihm eine sorgenfreiere Lage zu bereiten. Er litt im Stillen und faßte plötzlich den Entschluß, die Schriftstellerlaufbahn aufzugeben und sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Mit bewundernswürdiger Charakterstärke verwirklichte er diesen Plan, verdingte sich bei einem Gärtner als Gehülfe und führte dieses Leben handhaft dreiviertel Monate lang durch; die Natur, der er nun wieder näher getreten, war sein einziger, aber auch sein kräftigster Trost. — Indessen, sein Gönner und Freund Wappers verließ ihn nicht, sondern lenkte von Neuem die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Königs Leopold auf ihn. Conscience erhielt das Amt eines Greffier bei der Academie der schönen Künste zu Antwerpen, und sah sich nun vor jedem Mangel geschützt. Von Neuem ergriff er jetzt die Feder, und es folgten nun rasch auf einander Hugo van Craenhove, eine Geschichte aus dem Mittelalter (deutsch von dem Verfasser dieser Skizze), seine Avondstonden, Het Boek der Natuer, — seine Geschichte Belgiens, Lambert Heusenmans u. s. w. — Alle diese Leistungen erfreuten sich des verdientesten Beifalls, wurden in mehrere fremde Sprachen übersetzt und erwarben ihrem Verfasser einen europäischen Ruf; natürlich war auch ihr materieller Ertrag günstiger, als dies bei seinen frühern Arbeiten der Fall gewesen.

Henrik Conscience war aggregirter Professor an der Universität Gent, Professor und Lehrer der vlämischen Sprache und Literatur bei den königlichen Kindern, Ritter des belgischen Leopolds-, des preußischen rothen Adler- und des bayerischen St. Michaelerdens, so wie Mitglied des königlichen Instituts zu Leyden.

Sein neuestes Werk, Jakob van Artevelde, historischer Roman in drei Bänden, wird in diesen Tagen in Antwerpen an das Licht treten und eine gleichzeitige Uebersetzung dessellben bei dem Verleger dieser Blätter erscheinen, welchem Conscience die Aushängebogen mitgetheilt hat, um seinen Wunsch erfüllt zu sehen, daß das Buch von dem Verfasser dieser biographischen Skizze, welcher bereits den „Hugo van Craenhove" und die „Geschichte Belgiens" in unsere Sprache übertragen hat, verdeutscht werde. Dieser Roman behandelt ausführlich die Lebensschicksale des ältern Artevelde, und liefert wiederum ein schönes Zeugniß von des Autors Geist, Talent und gewissenhaftem Fleiße. Während er sich streng an die geschichtlichen Quellen gehalten, hat er zugleich mit seltenem Scharfsinn und trefflicher Erfindung die einzelnen Motive der Handlungen und Ereignisse jener Charaktere und Tage, welche die Geschichte nur in großen Umrissen zu überliefern pflegt, darzustellen verstanden, und so ein reiches, mannichfaltiges und farbenfattes Bild jener bewegten Zeit dem Leser vorgeführt. Was Conscience überhaupt als Schriftsteller einen so hohen Werth verleiht: die Tiefe und Innigkeit seines Gefühls, die Wärme seiner Empfindung, die glühende Vaterlandsliebe, die echte herzentquellene Begeisterung für Freiheit und Religion, das tritt uns auch in vollem Maße aus diesem Buch entgegen und erhält noch einen eigenthümlichen Reiz theils durch die lebendige Darstellung und die consequente Zeichnung der Charaktere, theils durch die überaus glücklichen Situationen, theils endlich durch die Meisterschaft, mit der er ein zwar bildsames und eben nicht armes, aber doch noch unbehülflichtes und vor Allem knappes Idiom, das sich auf dem Volksdialekte zu einer Schriftsprache emporringt, zu behandeln versteht.

O. L. B. Wolff.

Bücherschau.

„St. Olafs Dag" (St. Olafs Tag), Drama von B. W. Michael. (Kopenhagen, 1845. Bing & Sön.)

Der Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum, der dem altnordischen Leben einen so eigenthümlichen Reiz verleiht und Oehlenschlägers den Stoff zu mehreren seiner nordischen Dramen gab, namentlich zu „Palnatoke" und zu dem Meisterwerke „Hakon Jarl" — dieser Kampf hörte selbstverständlich nicht auf von dem Augenblicke an, wo König Olaf Tryggvason „das Banner des Christenthums tief in den norwegischen Boden pflanzte". — Wenn er auch nach und nach als ein Grund zu Fehden und Kriegen verschwand, es lebte noch lange fort auf dem Gebiete, von welchem am Apostel lag, daß es ein größerer Ruhm ist, auf fine Siege zu gewinnen, als Städte zu erobern. Er lebte fort auf dem Gebiete des Herzens, in dem innersten Menschen, auf diesem Schlachtfelde, wo Haß und Liebe die großen Heerführer sind.

Das vorliegende Drama, welches in Norwegen, im Anfange des elften Jahrhunderts, zur Zeit der Regierung des Dänenkönigs Knud des Großen über England, spielt, führt uns in sanfter und poetischer Weise jene stillen Kämpfe vor das Auge, jenes Schwanken zwischen Odin und Christus, das wohl den stolzen Normannen unverzeiht ließ, weil er es gewöhnlich entweder durch Hülfe des Waffengefährtes oder des Mitbehcrrs zurückdrängte, das aber das zarte Weib, das auf sein Innenleben verwiesen ist, zu Grunde richten mußte, wenn nicht ein Lichtstrahl des ewigen Lebenslichtes Dlaf erhellte. Thora, die Heldin des Dramas und Ragnhild ihre Mutter, die Tochter und die Gattin eines norwegischen Häuptlings Thorberg, sind die beiden weiblichen Figuren, die uns auf verschiedene Weise jene Anfänge von dem Weibe zur Wahrheit gestalten. In Ragnhild erblicken wir gleich in der ersten Scene des Dramas eine jener Gestalten, die Olaf mit

Digitized by Google

dem Beinamen „der Heilige“, durch einen Machtspruch innerhalb der Grenzen der christlichen Kirche gestiftet hat; sie ist aber ein edles Weib, und ihr Gatte Thorberg ist ein frommer Christ. Thora theilt von ihrer Kindheit an des Vaters Glauben, von ihrer Mutter hat sie aber den ganzen Mysticismus des Heidenthums geerbt, sie ist ein träumerisches, abwendes Wesen geworden, die mit der Natur in den Felsenklüften lebt, ohne aber wie die Mutter an Hexen und Spuckteufen zu glauben. Ob Thora, so wie sie in der ersten Scene gezeichnet ist, von der Bühne aus gefallen wird, ist jedoch eine Frage, die wir dahingestellt sein lassen; uns ist sie hier zu träumerisch, zu prorbeitend, ohne das sie schönes, aber für „die Bretter, die die Welt bedeuten“, zu abnormes Wesen, metistirt genug erscheint, so wenig, daß die Mutter sie für wahnsinnig hält. — Aber von der Scene an, wo sie zuerst mit Halfdan zusammentrifft, wo ihre Prophezeihung und ihre Tedume in Erfüllung gehen, wo ihre Liebe mehr als Ahnung wird, ihr Schwanken zwischen Christ und Odin, ihre Zweifel, ihre Sinnesverwirrung, ihre Genesung durch die Liebe und verzehrt werden, kann sie Wirkung ebenso wenig auf den Zuschauer, als auf den Leser des Dramas ausbleiben. Und wenn der letzte Act des Stückes auf dem Todestage des kanonisirten Königs Olaf des Heiligen spielt, wenn Thora betäubt und verzweifelt an dem heiligen Kreuze vor St. Olafs Kapelle niedersinkt und nochher klar und geläutert von hier wieder aufsteht, dann ist in der That, wie der fromme Priester der Kapelle anstruft, ein Wunder geschehen, ein Lichtstrahl des ewigen Lebens hat ihren Blick erhellt, und die Liebe Halfdan's, des zurückkehrenden Jünglings, steht nur als die Verkörperung einer höheren da. Sie ist das scheinbare Mittel, das Thora über das Schwanken und über die Zweifel erhebt und sie zuletzt in den Schooß der Kirche führt. — Stein Skytasson, der böse Geist des Dramas, ein gelunster Heide, aber nicht, wie Ragnhild, edel und poetisch, sondern gemein und prosaisch, hat bereits bei der Taufe Thora's, die gegen den Willen Ragnhild's vorgenommen ward, von dieser die Gelübde auf die Hand Thora's erhalten; er kommt in der zweiten Scene des ersten Actes, um die Braut zu holen; sie weigert sich ihm zu folgen. Kurz darauf ist sie erstes Zusammentreffen mit Halfdan und dessen plötzliches Verschwinden, weil ihn die Stimme der Ehre als Kämpfer für die Befreiung Norwegens gegen die Herrschaft Kund des Großen Sohnes Svend und für Magnus den Guten, einen Sohn Olaf des Heiligen, zu den Waffen abruft. Sein Verschwinden ist für Thora ein Räthsel, welches zu lösen von jetzt an ihr einziger Gedanke wird und die träumerischen Wesen nur noch erhöht. Stein, der ihr und ihrem Geschlecht Untergang geschworen hat, spricht es, ihr gegenüber, aus, daß sie wahnsinnig und daß Loke, der böse Geist, von jetzt an, ihr Freier sei. Diese Aussage macht sie wirklich momentan wahnsinnig, und sie steht in Stein jetzt den Loke, der sie in den Abgrund ziehen will, sie singt an, an Gott und Christus zu verzweifeln und sich vor den alten Göttern zu fürchten, und weiß nicht mehr, an wen sie sich halten soll. Diese Scenen, die fünfte, und folgenden des dritten Actes, schienen uns meisterhaft. Um den vierten und letzten Act zieht sich, als ein Rahmen des Bildes, der Kampf des Königs Magnus gegen den Usurpator des norwegischen Throns König Svend, und so wie Thora's Genesung an dem Todestage Olaf des Heiligen geschieht und auch Ragnhild gestautert und bekehrt es ausspricht, daß sie jetzt an den christlichen Gott glauben will, so gewinnt Magnus das Reich und wird Stein Skytasson von Halfdan an St. Olafstag erdrückt. Die Nemesis hat gewaltet.

Der Verfasser hat sein Stück für die Bühne geschrieben, und wir glauben, wenn vor der Aufführung die dramatischen Säge, die sich in mehreren Replisen, unserer Meinung nach, gar zu sehr gefend machen, getilgt werden, wird der künstlerische Eindruck des Dramas dadurch nur erhöht werden können.

— s.

Minnesteckningar öfver utmärkte Svenske Statsmän, Hjeltar, Lärde, Konstnärer och Skalder (Gedenkbilder für ausgezeichnete schwedische Staatsmänner, Helden, Gelehrte, Künstler und Dichter), af Frans Michael Franzén. Första Delen. (Stockholm, C. A. Bagge. 1848.)

Der erste Theil dieses Werkes enthält elf Gedächtnißreden auf Staatsmänner, Helden, Gelehrte, Künstler und Dichter, ohne Eintheilung und Angabe des Herausgebers, zu Franzén schon 1847 gehalten den ist. Sämmtliche Reden sind von Franzén in der schwedischen Academie, von 1811 bis 1821, gehalten worden; die erste, vom 27. November 1811, ist zugleich seine Eintrittsrede.

Unter den hier Gefeierten sind drei Reichsräthe: der Freiherr Johan Stjelt, Gustav Wolf's Minister des Innern (wie es Oxenstierna für die äußern Angelegenheiten war), und zwar für Rechtspflege, Staatseinkünfte und Unterricht, geboren in Nyköping 1577, gestorben 1645; der Reichsrath Matthias Biörnklou, vorher Myntmus, Sohn eines Müllers, Erik Matthias, aus Dalekarlien, geboren 1607, gestorben 1671, unter Gustav Adolf und Christine, zuerst Professor, dann von Oxenstierna in den Reichsrath berufen und durch Gesandtschaften ausgezeichnet; der Graf Jacob Oxtenlo berg, thätiger Minister Karl XI., Sohn eines Apothekers, Wolmhaus, über den Cruseskolve's „das Haus Tessin“ im ersten Theile nachzusehen ist. Er lebte von 1648 bis 1701. Ferner vier Helden: der Reichsfeldzeugmeister Johan Nilsson Leijonhöfd, Einer von den Helden Gustav Adolfs, nur vierundvierzig Jahre alt geworden; der Viceadmiral Frederik Henrik von Chapman, geboren in Göteborg 1721, siebenundachtzig Jahre alt geworden, berühmter Schiffsbaumeister, Erbauer der schwedischen Kriegsflotte; der Admiral Jacob Bagge, geboren 1499, unter Erich XIV. und Gustav I., besiegt und gefangen in der Schlacht gegen die Dänen 1564, und in der Gefangenschaft gestorben, sein Todesjahr ist unbekannt; und der General-Lieutenant Freiherr Karl Magnus Stuart, dessen Geburtsjahr nicht bekannt ist, unter Karl XI. und XII., gestorben in Stockholm 1705. Ferner der Leibarzt und Professor in Upsala, Nils Rosén von Rosenstein, geboren in Götheborg 1706, gestorben 1773; der Hofstuntendant und berühmteste schwedische Bildhauer Johan Tobias Sergel, geboren in Stockholm den 8. September 1740, gestorben den 26. Februar 1814. Diese Reihe ist eine der geschmackvollsten. — Endlich ein Dichter und eine Dichterin: der Graf Gustav Fredrik Gyllenborg, unter Gustav III., Freund des Dichters Creuz, Verfasser des Nationsleyes: „der Zug über den Belt,“ und der kraftvollen Ode: „über die Seelenstärke,“ von 1731 bis 1808; und die Dichterin Anna Maria Leungren, geborene Mowstedt aus Upsala, 1754 bis 1817. Fremdins Kellgren's.

Sämmtliche Reden sind schon wegen des verschiedenen und mannichfaltigen Inhalts anziehend, aber sie sind es auch durch Unparteilichkeit, so wie durch Milde, Einfachheit und besonders durch Naturwahrheit, so daß sie auch auf den Leser einen angenehmen und nachhaltigen Eindruck machen. Doch fehlt es keineswegs an Wärme und Lebendigkeit des Ausdrucks, und ich kann es mir nicht versagen, ein paar Proben von Franzén's akademischer Beredsamkeit zu geben.

In der Rede auf Gyllenborg heißt es S. 31: „Streng war Gyllenborg! Gutlenborg und Streng! Welch ein unterschiedes Paar von Freunden und Dichtern! Wie ungleich an Geistesrichtung, und doch wie gleich an Verdienst! Wie groß der Wetteifer! Wie ungestört doch die Eintracht! Sie strebten nach demselben Ziel, und der Eine reichte dem Andren die hilfreiche Hand und freute sich über des Freundes Gelingen, wie über sein eigenes. Ist es doch, als sähe man den Adler des Donnergottes und einen der Schwäne der Liebesgöttin von derselben Klippe in die Höhe steigen und mit gleichhohem Fluge die Wohnung der Unsterblichen erreichen.“

Seite 50. „Gyllenborg und Kloyßck, obgleich sehr verschieden in ihrer Kunst, hatten eine erstaunliche Aehnlichkeit, wenn man sie in ihrem Hause und in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit sah. Beide standen auf der Höhe eines langen und sorgenfreien Lebens; Beide waren höchst glückliche Gatten und umgeben von den schönsten Denkmälern thätig verlebter Jugendjahre, und von den höchsten Zeichen der Anerkennung ihrer Verdienste. Beide vereinten in ihrem äußern Sorglosheit und Weisheit, ehe Einfalt und Hoheit, Gemüthsfülle und Erhabenheit. Beide übeten noch mit jüngerer Hand ihre, der Jugend und dem Vaterlande gebeiligte Leier. Beide trauerten bei den frühen Ausblicken in die Zukunft; aber Beide hatten das Glück, den Augen zu schließen, ehe das Unwetter auf das geliebte Vaterland einstürmte.“

In der Rede auf Sergel heißt es Seite 166: „Ein bloßer Liebhaber der Kunst dichte über Amor und Psyche, das herühmteste Werk Sergel's, dessen verwunnte oder bedende Bonen, oder besser Form sielen. Aber wer bei der Schönheit der Form zugleich die Schönheit des Gegenstandes aber den Reichthum der Ideen zu schätzen weiß, wird von Amor und Psyche sicher auch der Meisterfriedrichstrasse, von dem schönsten Symbol der griechischen Dichtung zu der erhabensten Vorstellung von der Hauptwahrheit des Christenthums und zu dem treffendsten Bilde der forschenden Wissenschaft (Christus und Cartesius) wallfahrten. Die Fabel von Amor und Psyche ist die letzte, aber aber auch die schönste der griechischen Mythen. Psyche oder die Seele wird von einer unsichtbaren Gottheit geliebt, welche Amor selbst ist, aber sie verliert ihn in dem Augenblicke, wo sie nicht mehr an ihn glaubt, nicht an das glaubt, was sie nicht sieht. Sie wird von Venus, der sinnlichen Natur, verfolgt, und wird auf Erden unglücklich, aber geprüft und wieder vereinigt mit Amor, und in den Olymp aufgenommen. Diese schöne Allegorie, deren Sinn so klar durchscheint, aber welche man gleichwohl nur zu einem oberflächlichen Roman gemacht hat, bezeichnet den Zeitpunkt, wo die alte Welt allmälig sich aufschäfte, das Licht des Christenthums aufzunehmen, als Herz oder Gedanke blos von dem Zeitlichen zufrieden gestellt wurde, ohne das Be-

Digitized by Google

däuchnß höheren Lebens zu fühlen, und daſſelbe gleichſam eine göttliche Offenbarung erwarten. Wenn Sergell auch nicht die vollſtändige Bedeutung ſeines Gegenſtandes vorſchreckte, ſo hat er ihn doch in vollkommener Uebereinſtimmung mit dem rechten Verſtändniß aufgefaßt. Man hat dies Meiſterſtück der neuern Kunſt mit der antiken Gruppe Amor und Pſyche verglichen und das hohe Zartgefühl vermißt, das in einer ähnlichen Verbindung, wie natürlich erwartete Ludwig's XV. Hof, für welchen Sergel dieſe Arbeit ſchon in Rom begann, etwas Groſſches darin; aber Sergel hatte eine höhere Anſchauung ſeines Werkes und ſeiner Kunſt. Selbſt der Augenblick, welchen er für ſeine Darſtellung gewählt hat, bezeichnet den großen und denkenden Künſtler. Es iſt der Augenblick, wo Pſyche mit Lampe und Dolch dem Verborgenen genaht iſt und in ihm nicht das Wunder, welches ſie fürchtete, geſehen hat, aber eben auch ſeinen vorwurfsvollen Blick und ihn zu verſchwinden bereit ſieht. Mag die Menge flüchtiger Beſchauer bei dieſer himmliſchen Gruppe nur ein ſinnliches Vergnügen empfinden, mag der Künſtler mit Bewunderung die Formen betaſten und beſehen, wie die Geſchichte Aufgabe der Kunſt über durch eine ſolche Verſchmelzung des Charakteriſtiſchen und des Schönen geſagt iſt: ohne ihn zu hören oder zu verſtehen, wird ein zartes und reines Herz das Seelenvolle in dieſer lebendigen Darſtellung erfaſſen. Ohne die eigentliche Bedeutung zu wiſſen, wird es durch eine Ahnung von dieſer geſtimmen Anſchuß ſich gerührt fühlen, welche, von Amor und Dual zerriſſen, den ſtehenden Genius einer zur Erde niedergeſtiegenen Liebe zurückhalten will, der, indem er ſtrafend die Verbrecherin verläßt, ſeine Zärtlichkeit für ſie verräth und ihr die Hoffnung der Verzeihung zu erkennen giebt.

Wenn eine bloße Dichtung einen ſolchen Eindruck machen kann, was hat man da von einem Werke zu erwarten, wo die Hand deſſelben Meiſters in einem chriſtlichen Tempel das große Ereigniß darſtellt, durch welches die Verſöhnung ſelbſt das Räthſel des Menſchenlebens löſte und ein Licht über die Welt verbreitete, gegen welches alle Erfindungen menſchlicher Einbildungskraft, mögen ſie noch ſo ſinnreich und ſchön ſein, gleich Träumen verſchwinden.

Ohne Zweifel iſt die Malerei eine, wenn ich ſo ſagen darf, chriſtlichere Kunſt, als die Bildnerei. Durch Farben, welche Licht- und Schattenweſen hervorbringen, kann das Myſtiſche in der Religion beſſer ausgedrückt werden, als durch ſcharfe, beſtimmte und handgreifliche Formen, und was insbeſondere den von Sergel behandelten Gegenſtand betrifft, ſo iſt der Sieg des Lebens über den Tod ein Gegenſtand für die Bildhauerkunſt; aber iſt es auch der Sieg des Lichts über die Finſterniß? Alles Symboliſche dabei, welches der Maler anwenden kann, die aufgehende Sonne, die ſtrahlende Geſtalt der Engel und des Erlöſers ſelbſt, dieß und vieles Andere iſt für die Skulptur verloren. Um ſo größer iſt Sergel's Verdienſt, da ſein Chriſtus auch in Gyps verklärt ſcheint, da des Auferſtandenen bloße Geſtalt und ſagt, daß ihn das Grab nicht behalten konnte.

Wendet man ſich vom Altar zum Denkmal des Carteſius, ſo ſieht man ſich angenehm überraſcht mitten im Symbolismus des weltweiſheitlichen Genie zu finden, das mit ſeiner Fackel die Weltnacht erleuchtet. Man erinnert ſich dabei, wie wenig Religion und Philoſophie einander zu ſchenen haben. Aber es bedarf keiner freundartigen Betrachtungen, um von dem großen Gedanken und der edlen Einfachheit dieſes, den ſchwediſchen Namen ſo vielfältig ehrenden Denkmals ergriffen zu werden.

Dieſe beiden Arbeiten Sergel's, über welche auch der Tempel, welchen ſie ſchmücken, eine andächtigerwekende Feierlichkeit verbreitet, laſſen einen tiefen Eindruck von dem Werthe der Kunſt und von dem Verdienſte des Künſtlers, der uns ſo hohe und heilige Geſühle einflößte, in unſerm Herzen zurück."

Dieſe wenigen Proben mögen denn auch Bürgſchaft leiſten von dem Werthe dieſer Darſtellungen berühmter Perſonen und ihrer Werke und Thaten, und den Wunſch einer baldigen Fortſetzung und Vollendung der Sammlung rechtfertigen!

K. L. R.

Verhandlungen der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften im Jahre 1848.

Sitzung vom 12. April. 1) Ueber die Lachsarten Schwedens. — Profeſſor Nilſſon in Lund hatte in einem Briefe an Herrn Sundevall folgende Ueberſicht dieſer Fiſche eingeſandt, welche umſänglicher von allen, zu unſerer Kunde gebrachten, am ſchwerſten zu erörtern iſt.

„Als Reſultat meiner bis jetzt angeſtellten Unterſuchungen unter einer großen Menge von Lachſen aus verſchiedenen Gegenden der ſkandinaviſchen Halbinſel, finde ich keinen hinreichenden Grund, mehr als folgende Arten anzunehmen:

1) **Salmo salar Lin.**, **Salmo Eriox Lin.** (Kröper's Salmo Eriox ſcheint zu einer andern Art zu gehören), **Salmo Trutta**, unter welchen als Unterarten gehören: **Oola, Trutsala, Fario** und **punctatus.** 2) **Salmo salvelinus** von Wetterner und **S. carbonarius** vom weſtlichen Norwegen, denn wenn **S. ventricosus** iſt eine Abart von carbonarius und **Dime's alpinus** eine Abart von deſſen **salvelinus.**

Da alle Kennzeichen höchſt variabel ſind, ſo könnte man wirklich bezweifeln, ob hier mehr als zwei Species der Lachſe Trutta und salvelinus gefunden werden, oder gerade die beiden, welche ich im **Prodromus** als Repräſentanten für getrennte Gruppen vorgeſchlagen habe. Dagleich ich mich von dieſer Vorſtellung nicht loslagen kann, welche nach jeder wiederholten Unterſuchung ſich mehr und mehr beſeſtigen zu wollen ſcheint, ſo will ich doch verſuchen, durch die conſtanteſten, oder richtiger, durch die am wenigſten veränderlichen Kennzeichen, welche ich entdecken konnte, dieſelben hier zu beſtimmen, welche ich für in dem Grade conſtant halte, oder für die am wenigſten in einander übergehenden, anſehe.

Lachſe (Salmonacei).

Das Lachsgeſchlecht (Salmo Artedi).

1) **Trutta.** Die Flecken dunkler, als die allgemeine Körperfarbe; die Schuppen von mittelmäßiger Größe, gehn bis zwölf in einer Reihe, von einem Viertel der Kopflänge.

a) Zähne nur auf dem Vordertheile des Pflugbeins (**Os vomeris**).

1) **Blanklachs (Salmo Salar Lin.)**

Die obere Kinnlade am längſten; die Zähne, ſagelförmig, ſtehen mit den dicken Baſen dicht zuſammen (an dem ſtarken Exemplar und wo ſie nicht ausgefallen ſind); die Kiemen nähern ſich einem Zirkelbogen; der erſte Deckel halbmondförmig, viel breiter nach unten und ohne deutliche Buchten an dem hintern Rande. Der Schwanz geſtalten, die längſten Seitenſloſſen eben ſo zweimal ſo lang, als die mittelſten.

Variirt bedeutend, aus kleinen Flüſſen (in Schonen) erhält man Exemplare von 10 bis 12 Pfund, welche, nach der Entwickelung des Steiets zu ſchließen, bei weitem älter ſind, als Exemplare von 32 bis 35 Pfund aus Norrlands großen Flüſſen. In Richardſon's Fauna Boreali-Americana, III., pl. 91, fig. 1., findet man eine gute Abbildung der Contouren des Deckels, aber viele Zähne worm ausgelaſſen.

2) **Graulachs (Salmo Eriox Lin.).**

Die Zähne, pfriemenförmig, ſtehen mit den dünnen Baſen getrennt; der hinterſte und unterſte Rand des Kiemens nähert ſich der Winkelform mit abgerundeten Ecken. Der Schwanz mehr ganer, die längſten Seitenſloſſen nicht mehr als 1⅓ Mal ſo lang, als die mittelſten.

Das auprascapular-Bein nach unten gleich breit, wenig breiter als das Mittelſtück, welches auch gleichbreit iſt; das Pflugbein hinter den Zähnen mit einem dünnen Kamm von Knochen.

In Richardſon's Fauna boreali-americana, III., findet man die beſte Figur, welche ich von Kiemen geſehen habe, pl. 91. fig. 2. — Supracscapular-Bein, Pflugbein, Zähne findet man ebenfalls ſo genau abgebildet.

Als ich den Prodromus herausgab, kannte ich dieſe Art nicht. Ich habe ſie nun ſowohl von Geſte, als vom öſtlichen Schonen.

b) Zähne in einer Reihe ſtags des ganzen Pflugbeins.

3) **Salmo Trutta.**

Die Kinnladen beinahe gleich; die Zähne, zahlreich, dünn, ſpitzig, ſtehen getrennt; des Kiemens hinterſter Rand, nach unten ſtark abſtehend, mit abgerundeten Winkeln; der vorderſte Deckel ein wenig breiter nach unten, mit mehr oder weniger deutlichen Ecken nach hinten; der Schwanz geſpalten oder rund ausgeſchnitten.

Von dieſer Art findet man mehrere Barietäten:

a) **Salmo Oola Prodr.**

b) **Salmo Trutsala Prodr.**

c) **Salmo Fario Lin.**

d) **Salmo punctatus Cuv. et Nilss.** Ueber dieſe letztere habe ich in meinen Meiſeorzeichniſſen in Norwegens Gebirgsgegenden, unter dem 17. Juli, Folgendes: „Fiſkilauret iſt nichts Anderes, als Salmo Fario, welcher im Gebirgswaſſer größer und fetter wird, und deſſen Seiten und Bauch gelblich iſt. Die Seiten ſind abwechſelnd mit rothen Flecken beſprengt. Man erhält ihn zuweilen von 12 Pfunden."

2) **Rödingar (Salvelini).** Die Flecken heller, als die allgemeine Körperfarbe; die Schuppen ſehr klein, achtzehn bis zwanzig in einer Reihe, von einem Viertel der Kopflänge.

4) **Salmo salvelinus Lin.**

Hierher gehören als Arten:

a) **Salmo alpinus Lin.**, ſein Gebirgsart.

b) **Salmo alpinus Lin.**, ſein Seelachs.

5) **Salmo carbonarius Str.**

a) Salmo ventricosus, von Sigdal.

2) Mineralogiſche Nachrichten. — Herr L. Svanberg theilte mit:

Arſenikaliſches Kiſbrikenit. Vor einigen Jahren legte ich der Akademie die Beſchreibung und Analyſe eines Minerals von den Salagruben vor, welches für ein ſelbſtſtändiges neues Mineral befunden wurde, den Namen Sextonit erhielt und welches hauptſächlich aus Schwefelantimon, in Verbindung mit Schwefelblei, beſtand, worin das Antimon theils durch Arſenik erſetzt war. Da nun die Frage ſein konnte, in wiefern die, zur Claſſe der unteranimonſpeiſvolligen Salze in den ſchwediſchen Gruben, zu den gewiſſen Stufen beobachteten Mineralien, zu deſſen Mineral gehören oder nicht, ſo hat Herr Lh. Hellkeiſtedt im verfloſſenen Winter ein hierher gehöriges Mineral von der Grube Fahlun's analyſirt. Die Formel des ſchwediſchen Kibrikenits ſtellt ſich folgermaßen heraus:

$$\begin{matrix} Pb \\ Fe \end{matrix} \left\{ \begin{matrix} Sb \\ As \end{matrix} \right. + 5\,Pb$$

Das ſpecifiſche Gewicht dieſes Minerals iſt = 6,434. Die Härte deſſelben liegt zwiſchen Gyps und Kalkſpath. Das Mineral kommt nur derb vor und iſt ohne Durchgänge. Es iſt glänzend und die Farbe im friſchen Bruche graublau.

Vor dem Löthrohre: Auf Kohle riecht es nach Arſenik, ſchmilzt unter Kniſtern und beſchlägt die Kohle mit einem dicken weißen Rauch. Bei langerem Anblaſen erhält man reducirte Metallkörner und verſchlackte Kugeln, welche inwendig rothbraun ſind. Mit Flüſſen erhält man die Reaction des Kupfers. Mit Soda behandelt, riecht es nach Arſenik, es ſchmilzt, das Antimon verflüchtigt und geſchmeidige, kupferhaltige Bleikugeln werden reducirt, welche, auf der Kapelle abgetrieben, ein nicht unbedeutendes Silberkorn geben. In einer

Digitized by Google

offenen Röhre riecht es nach Arsenik und schwefelichter Säure, und giebt ein weißes Sublimat von Antimonoxyd.

Schwefelties. Herr Ch. Staaf hat einige schwedische Schwefelkiese analysirt:

a) Von Gyffelkulla, b) und c) von Utön. d) Krystallisirt und etwas tombackroth von Nordmarken. Die Formel ist Fe S2. Den letzteren Betrieb, welcher bei der Analyse entstand, glaubt Staaf von einer beigemischten Sauererdeverbindung herleiten zu müssen.

Kupferleber. Herr Ch. Staaf hat gleichfalls Kupferleber (Smaltkupfererz) von der Pantergrube in Nordeg, in Westgothland, analysirt; die Zusammensetzung dieses Minerals ist gleich mit der, welche Plattner von der Analyse desselben Minerals von der Weigla-Grube, in der Gegend des weißen Meeres, fand. Sie wird durch die Formel

$Fe + 5\,Cu$

repräsentirt.

Augit von der Trabgaards-Grube bei Näsvaorn, in Södermanland, ist von Herrn A. D. Reuterskiöld analysirt worden.

Hypersthen von Aderö in Roslagen, sowohl in mineralogischer als in geognostischer Hinsicht von Herrn Ermann in seiner, der Academie eingelieferten Abhandlung beschrieben: „Ueber die in Schweden vorkommenden Mineralien, welche Titan haltende oder Augit enthalten.“ Es ist in den Betrachtungen der Academie für 1847 gedruckt; Herr H. von Post analysirte diesen Mineral.

Anorthit. Der bei Hadmarsö in Roslagen vorkommende Anorthit, welchen man ebenfalls in der obengenannten Abhandlung des Herrn Ermann beschrieben findet, ist von Herrn Svanberg chemisch untersucht worden, die Formel ist

$R\,S + 3\,A\,S.$

3) Ueber das genus Iridaea. — Herr Fries legte über die, von dem Herrn Artjuncen J. Agardh in der Februarzusammenkunft eingelieferte Abhandlung, über die Arten des Geschlechts Iridaea von Bay, Recherches &c.

„Die Vegetation des Meeres und des Süßwassers hat erst während der letzten Decennien die genauere Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt. Nur langsam und zufällig wurde die Kenntniß derselben in einer langen Zeitfolge nach Linne verwehrt, ohne sich auf die Einsicht in den innern Bau oder erweiterte systematische Behandlung zu erstrecken. Engländer, Deutsche und Franzosen haben gleichwohl wichtige Beiträge zu ihrer Kenntniß geliefert, als eine allgemeine systematische Behandlung dieser Gewächse von Skandinavien ausging, die später durch Engländer, Deutsche und Italiener eine fernere Entwickelung erhielt. Die Algologie ist nun ein wichtiger Hauptheil der speciellen Botanik geworden, welche reiches Licht über die Physiologie der Gewächse im Allgemeinen verbreitet.

Das Correctiv gegen die mikrologische Richtung, welche jede Unglaublichkeit, wie sie sich unter dem Mikroskope zeigt, als ein abgeschlossenes Moment betrachtet, ist in einem morphologischen Studium zu suchen, welches an den Tag legt, daß mehrere dieser Unglaublichkeiten nur mehr oder minder vollständige Entwickelungen gewissen Grundtypus sind. Nur durch die genauere Specialkenntniß können Mißgriffe hiebei vermieden werden; dies zwingt jeden genauen Forscher zu einem monographischen Studium, einer monographischen Behandlung des nahe verwandten Gegenstandes. Nur auf diese Weise wird ein sicherer Grund gelegt, aber die Bearbeitungung für Mehrere, welches sich gleichwohl an authentischen Exemplaren reicher Sammlungen, ohne welche die Unordnung leicht vermehrt wird.“

Gerade in dieser Hinsicht hat die Abhandlung einen höheren, keineswegs zufälligen Werth, da die an Originalexemplaren zweifelsohne reichste Sammlung, welche man gegenwärtig findet, zur Disposition des Verfassers steht. Sie hat dadurch einen Bürgen sowohl für ihre Vollständigkeit, wie für ihre Zuverlässigkeit, welche, da die Gegenstände sich nicht bot, die einzelnen Details zu erforschen, uns ein Bürge ist, daß sie wohl ihren Platz in den Verhandlungen der Academie verdient, da sie mehr als einen erheblichen Werth besitzt.

Das Geschlecht Iridaea, Gegenstand der Abhandlung, ist wahrlich eins der am meisten gemißhandelten in der Algologie; es läßt sich theils davon herleiten, weil der Buchbinder Fresselben, Bory de Saint Vincent, keinen klaren Begriff darüber hatte, noch feststellte. Kützing's Untersuchungen legten die Wurzel unserer Kenntniß über diese Gewächse an den Tag, aber zu klare Darstellung der Bedeutung seiner Forschungen und der Begrenzung des Geschlechtes kam er nicht. Das ist es, was diese Abhandlung durch manche neue und wichtige Beiträge zu erringen sucht, und was ihr, so weit wir es beurtheilen können, gelingt ist.

Das Geschlecht Iridaea gehört der schönen Gruppe der Algen, den Florideen, an, welche mit Fug und Recht die Blumen der Algenarten genannt werden kann. Denn da bei den Pflanzen der Erde drei getrennte Bildungen, die der Wurzel, des Stengels und der Blume, in einem Individuum vereint sind, so treten diese als drei getrennte Serien auf, die schwarz werdenden Fucaceen, die grünenden Ulvaceen und die rosenfarbigen Florideen im Meer. Diese Farbenverhältniß hat vorzugsweise das schöne Geschlecht an diese Gewächse geheftet; mehr als bei irgend einer andern Pflanzenfamilie, sind die Gattungen zum großen Theil Frauennamen. Dies ist insonderheit im Flußgebiet der Fall gewesen, wo sie bei der Ebbe diese dornenvollen Algen des Meeres ungehindert pflücken konnten.

Aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht haben die Florideen eine besondere Merkwürdigkeit. Man erhält nämlich von ihnen Carraghen, vorzugsweise von Chondrus crispus, welches Gelatinirt wegen der Leichtlöslichkeit des Gelée's, welchen diese ganze Gruppe besitzt. Die offizinellen ehedem Vogelnester, welche von älteren Zeiten her als eine Delikatesse bekannt, sind aus nichts anderem Nest der Florideen bereitet, welche der Vogel am Meeresstrande sammelt und zu seinem Nest formt. Das Geschlecht Iridaea hat wegen seiner großen Menge leichtlöslichen Stoffes die größte Berücksichtigung verdienen.

4) Alte Schädel von Belgiern, Briten und Angelsachsen. — Herr A. Retzius theilte aus einem Schreiben von Dr. J. C. Prichard, in London, Folgendes mit:

Es ist bekannt, daß unter der römischen Herrschaft, welche einige Jahrhunderte dauerte, sich mehrere große Städte in England befanden. In diesen Städten war die Bevölkerung dauerhaftlich beschaffen, und es ist daher nicht zu bezweifeln, daß die Begräbnißplätze, in welchen man verschiedene Schädel gefunden hat.

Einige Eigenschaften sind mit von Begräbnißplätzen nahe bei „Roman Roads,“ bei Cirencester in Gloucestershire, früher Duro-cornium, zugesandt worden.

Diese Hirnschalen sind nicht von der runden Form, aber dadurch gerade eigenthümlich, daß sie lang und schmal sind. Duro-cornium lag nahe, wenn nicht gar selbst in Lande der Belgier in Britannien.

Nahe bei Yhort (Eburacum), haben auch Ausgrabungen stattgefunden, und ich habe von zwei derselben Hirnschalen erhalten. Aus der einen Grube habe ich einige Cranien zugesandt bekommen, welche einem Grabhügel entnommen sind. Diese Cranien sind beinahe eben so breit als lang, und besitzen eine runde Form. Auf derselben Stelle wurden Stücke von römischen Thongefäßen und Knochen von Roß und Rind gefunden. Es kann beinahe mit Gewißheit angenommen, daß diese Hirnschalen aus der römischen Periode stammen und Briten angehört haben. Der Zweig der Briten, welcher das Land nahe bei Yhort bewohnte, war der Brigantenzweig.

Von einer andern Stelle nahe bei Yhort, dem früheren Severi-Lager, habe ich ebenfalls mehrere Cranien von besonders runder Form erhalten, sowie einen andern, ganz großen, ovalen von derselben Form, wie der obengenannte von Duro-cornium.

Bei Scarborough in derselben Landschaft, ist ebenfalls ein Schädel unter Umständen angetroffen worden, welche dafür sprechen, daß es altbritisch ist. — Ich habe auch Auskunft über einen alten Schädel eines Angelsachsen erhalten, beschrieben i Work vol of the Archaeologia, oder Transactions of the Society of Antiquaries of London. Dieser Schädel ist lang und, wie es scheint, von derselben Form, wie die skandinavischen Schädel.“

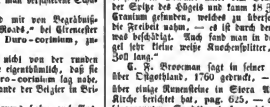
5) Schädel aus alten Gräbern in Ostgothland. — Herr A. Retzius zeigte die Zeichnung einer Hirnschale von wahrscheinlich sehr hohem Alter vor, welche in einem Begräbnißgefäß (Skärvgrab) auf dem sogenannten Sandstrandboden, zwischen Stora Aby's und Ledesbyd's Kirchen in Ostgothland gefunden worden ist. Dieses Cranium wurde von dem Kländer, Herrn Mandelgren, nebst der Reise, welche er im letztverflossenen Sommer, mit Unterstützung und des allgemeinen Mitteln, in genannter Provinz unternommen hatte, mitgebracht.

Herr Probst Dr. L. Kinmansson in Stora Aby hat über den Ort, wo das in Frage stehende Cranium gefunden worde, gütigst Folgendes mitgetheilt:

„Nahe bei dem allgemeinen Landwege zwischen Linköping und Jönköping, sowohl eine Achtelmeile von Stora Aby, als von Ledesbyge Kirche findet man eine vollkommene Ebene, ein rundes beckenliegendes Sandfeld von sechs bis acht Tonnen Areal, Sandtumpbacken genannt.

Dort, auf beiden Seiten des Weges und an der Grenze beider Kirchsteile, sieht man eine Menge aufgerichteter Felsen (Gautastene) ohne Inschriften, einige von ungefähr vier Ellen Höhe, andere viel niedriger, einige Steine in einer Reihe. Sie stehen nun alle auf grebenem Felde, auf bedauten Aeckern, ohne die geringsten Erhöhungen am Platze.

Nahe bei diesen aufgerichteten Steinen, ungefähr 300 Fuß nördlich vom Landwege, liegen neun Kümpenhügel, 15 bis 30 Fuß von einander, von welchen sieben einen bedeutenden Umfang haben und 6 bis 10 Fuß hoch, drei aber etwas kleiner sind; sie liegen in folgender Ordnung:



Oben auf jedem Hügel ist eine kleinere Vertiefung, in Form eines kleinen Kieselkessels (Gjutegryta) — wie es scheint, nicht durch Gewaltsamkeit hervorgebracht. Im Hügel A., welcher der größte ist und am höchsten liegt, wurde im verflossenen Sommer unter dem Grase, nahe an der Spitze des Hügels nur kaum 2½ Zoll tief, das Cranium gefunden, welches zu übersenden ich mir die Freiheit nahm, — es ist durch den Spaten etwas beschädigt. Auch fand man in demselben Hügel der kleine weiße Knochenspitzen, 1 bis 1½ Zoll lang.“

C. F. Broocman sagt in seiner Beschreibung über Vestgothland, 1760 gedruckt, — nachdem er über einige Kümmelsteine in Stora Aby's benachbarter Kirche berichtet hat, pag. 625, — auf den vorhingenannten Sandstrandboden zielend: „Ausser diesen Zeichen und Alterthümern sind im Kirchsiele genau Kümpenhügel mit aufgerichteten Steinen, und wurde vor einigen Jahren ein ganz langes Scheitt, noch nicht vermodert, in einem Hünengrabe gefunden.“

Die Tradition über dies Scheitt ist noch heutigen Tages ganz und gäbe, aber ohne einen weiteren Grund, als den, daß theils bei Besetzung des Aekers um „die Steine,“ theils in den gedachten Hügeln man oft Knochensplitter und kleine Scherben gebrannten Thons findet, aber dennoch durchaus noch groß genug, um sich als Fragmente von Urnen der Vorzeit zu erkennen zu geben. Daß das Feld während der letzteren Jahrhunderte nicht zum Begräbnißplatze benutzt worden ist, weiß man mit Bestimmtheit.“

Nach der Messung des Herrn Retzius war die Länge des Schädels 0,190, Stirnbreite 0,100, Nackenbreite 0,145, Umfreis 0,542, und folglich von denselben Dimensionen, welche Herr Retzius in seiner Schrift über die Cranien der Bewohner des Nordens, als Mittelzahl für die Hirnschalen der Schweden angegeben hat. Aus den Angesichtern kann geschlossen werden, daß die in Frage stehende Hirnschale, welche, nach allem Anschein, die eines Mannes ist, während der heidnischen Zeit begraben wurde und einer Person von größerer Bedeutung angehört hat. Ob diese Personen von celtischem oder sclogothischem

Digitized by Google

Stamme gewesen, ist schwer zu entscheiden, weil die Cranien dieser Stämme sehr viel Aehnlichkeit mit einander haben. Nach den Ansichten, welchen im Allgemeinen über solche Racktheorie in England geltnligt wird, die in dem Schreiben des Herrn Prodst Rimmanson besprochen werden, sollen dieselben erlitsch sein. Herr Replus citirte über diesen Gegenstand Knight's „Old Kingdom", a Pictorial Museum of regal, ecclesiastical, baronial and popular Antiquities."

Notizen.

[Musikalisches Leben in Kopenhagen.]

Während die Saison sich ihrem Ende nähert — mehrere letzte Concerte sind angekündigt, die vortrefflichen Soireen für Kammer-Musik haben bereits aufgehört, und bald werden die Theaterferien, die beiden, sowohl die dänische als die italienische Oper schließen — scheinen die musikalischen Kräfte der Hauptstadt sich nur noch mehr zu entfalten. So sind zwei neue vielversprechende Sängerinnen in der letzten Zeit aufgetreten, die Fräulein Heymann und Johansen, von welchen besonders Letztere, die bis vor Kurzem eine untergeordnete Stellung im Chor einnahm, durch eine seltene Verschmelzung von Gesang und Spiel und durch ihren seelenvollen Ton das Publikum als Romeo entzückt. Fräulein Johansen versprickt Viel als Concertsängerin, und ihr Vortrag von einigen Romanzen von Schubert, Mendelssohn-Bartholdy und Reinecke, sowie von einer Arie aus Anna Boleyn wird vortrefflich genannt; sie ist im Besitz einer starken umfangreichen Stimme. Bei ihrem Concerte kamen unter anderen Musik-Nummern Schubert's Violinquartett (Op. 29) und Mendelsohn's Variationen für Pianoforte und Violoncell zur Aufführung. Bei der vorhergehenden letzten Soiree für Kammer-Musik wurde, nebst Mozart's Pianofortequartett in g-moll, Gade's Sonate für Pianoforte und Violine aufgeführt, und diese letztgenannte, in welcher der Componist selbst die Violinstimme vortrug, mit nicht weniger Beifall als das Erstere aufgenommen. — Auch der Musikalienhandel treibt alle Tage neue Knospen, als fürchtete er sich vor den Knospen, welche der Frühling bringen wird, und wollte diesen zuvorkommen. Löwenskjold's neue Oper, „die Feuerreiter", ist in diesen Tagen für Pianoforte, von dem Componisten selbst arrangirt, im Druck erschienen; das Arrangement ist geschmackvoll und leicht ausführbar, selbst für weniger geübte Spieler. —

[Die Kopenhagener Kunstausstellung.]

Die diesjährige Kunstausstellung ist am 2. d. M. eröffnet worden und zählt im Ganzen 252 Stück, von denen 198 Gemälde sind (196 von dänischen 2 von fremden Künstlern), 28 Bildhauerarbeiten (24 dänische, 4 fremde), die übrigen Decorationsarbeiten, Zeichnungen, Holzschnitte und einige architektonische Entwürfe. Unter den Gemälden nennen wir einige Skizzen von den verstorbenen Professor Bärd, einige sehr interessante Scenen und dem italienischen Volksleben von Marstrand, die Schlacht bei Düppel am 5. Juni von Sonne, eine Altartafel von Roed, viele Genrebilder von Monies, Schrlsner, Barlack, Fridländer und Mr., Landschaften von J. P. Möller, Gutlitt, Kjærsfou, Boesru, Skovgaard, Juuel, Larsen, Rebergen, Gudtaken von Mikyo, Sörensen, C. Larsen u. M., und wie gewöhnlich eine Menge Portraits und Blumenmalereien. Die Historienmalerei ist die am schwächsten repräsentirte.

[Religiöslität bei den Lappen.]

Ein kürzlich in Lappmarken eingesetzter Prediger hatte wenige Tage nach seiner Ankunft dort Besuch von zwei Lappen, die sich ein Urtheil über den neuen Prediger bilden und sich übergzeugen wollten, ob er auch, wie sie sagten, ein rechtgläubiger Christ sei und eine richtige Lehrmeinung habe. Sie fragen den Prediger, ob er auch in Christum wiedergeboren sei und wann? Ob er das Gesetz predige oder das Evangelium? und ob er gegen den Genuß von Branntwein predige? Sie ermahnten den Prediger, erst das Gesetz zu lehren, und nicht eher das Evangelium zu predigen, bis die Gemeinde in einem gewissen Grade religiös erweckt sei. Es warm einfache, nomadisirende Lappen, die ihrer Gottesfurcht und Sittlichkeit wegen bekannt sind.

[Wohnungen in Norwegen.]

In der Nähe von Christiania an dem kleinen Fluß „Dokkeu" auf einer Stelle desselben, die das „Hällenloch" heißt, hat ein Bauer einen mit Gold eingefrorenen Stein gefunden, der durch Glühen und Schmelzen etwa ½ Loth fast reines Gold als Ausbeute gegeben hat. Man ist sehr gespannt, auf eine nähere Untersuchung des Flusses und des Höllenloches und überschwenglliche Leute träumen bereits von einem norwegischen Californien.

[Abenteuerlust in Schweden.]

Der Besitzer von Ramlösa-Bad in Schoonen, will die schöne Anstalt verkaufen. Die schoonischen Bauern haben den Plan gefaßt, das ganze Etablissement zu kaufen, damit es nicht als Brunnen eingehen soll. Ein Actienplan, jede Actie zu 500 Rdlr. Banko, ist bereits von den wohlhabenden Bauern — deren es viel in Schoonen giebt — in Umlauf gesetzt und hat sich vieler Theilnahme zu erfreuen. Die Bauern wollen verdühen, daß die Anstalt in die Hände von Spekulanten komme, die kein anderes Interesse, als das des Gewinnes haben. Sie forderten es offen auf in dem Actienplan, daß vorläufig kein Gewinn zu erwarten sei, sondern nur das Bewußtsein, die schöne Anstalt für die ersteren Vergnügungen gerettet zu haben. —

[Flämisch-holländischer Schriftsteller-Kongreß.]

Wir erwähnten schon früher, daß der Verein: „Het taal is gansch het volk" zu Gent, sich mit den Vorbereitungen eines in dieser Stadt zu haltenden flämisch-holländischen Schriftsteller-Kongresses beschäftige. Jetzt ist uns das von den Herren F. A. Snellaert, Ph. Blommaert und Baron Jules de Saint Genois unterzeichnete Vereins-Programm zugekommen, woraus wir ersehen, daß der Kongreß am 26. August zusammen treten soll, und seine Thätigkeit über Alles, was die niederländische Sprache und Literatur, die niederländische Geschichte, das Schauspiel und die Musik, vornehmlich Vocalmusik, wie den niederländischen Buchhandel betrifft, ausdehnen wird. Die Berathung gesellschaftlicher und politischer Gegenstände ist zwar gestattet, doch wird den Sprechern anbefohlen, sorgfältig Alles zu vermeiden, was in dieser Hinsicht zu Mißhelligkeiten Veranlassung geben könnte. Der Congreß wird es sich zur Aufgabe machen, eine innigere Verbindung zwischen den Blamändern und Holländern zunächst auf literarischem Wege herbei zu führen, um auf diese Weise das niederdeutsche Element zu kräftigen und den um sich greifenden gallomanischen Einflüssen energisch zu begegnen.

Feuilleton.

Gedanken über die holländische Volksnatur.*)

Um in unserm Lande fortzukommen, muß man den Holländer kennen, ihn durch und durch kennen, ihn verstehen in seiner Natur und seinem Charakter. Man lasse sich ja nicht überreden, daß diese Natur untergegangen sei. Er mag fremdgöstirt, germanisirt, englisirt scheinen, ausländischer Einfluß mag Manchen für unsere Eigenthümlichkeiten verändert und abgestumpft haben, das Fremde ist hier doch nur wohnhaft und nicht mit dem Gedanken unsere Bestrebens verwachsen. Dieß Volksnatur mag wie Herculanum und Pompeji unter Lava begraben liegen, aber sie besteht, wie jene Orte bestehen, und läßt sich auch zu Tage fördern, besonders, wo es unser materielles Interesse betrifft. Wir wollen es mit einem einzigen Worte bewessen, denn da wir ein holländisches Buch schreiben, so ist hier wohl ein Wort an seinem Platze. Noch wohnen wir, wie unsere Ahnen, unter einem finstlichen, nebligen Himmel, noch müssen wir unserm Boden unter vielen Mühen und beständigen Hindernissen seine Gaben abringen und langsam mit Geduld und Ruhe handeln. Daher der selbstständige Trotz, die Regelmäßigkeit, die Einzgezogenheit, das Messen, Zählen, Wägen, Vorherberechnen, das Festhalten eines Bodens unter den Füßen, weil wir wissen, wieviel es gekostet hat, diesen Boden zu erhalten. Wir finden das Flatterude und Schwebende, Glänzende und Flimmernde wohl hübsch und artig, aber wenn es wankt und schwankt und taumelt, mit einem Worte, wenn dabei Gefahr ins Spiel kommt, dann kehren wir bald wieder zu dem Sichern, Festen und Beständigen zurück.

Durchwandelt die Straßen unsres Amsterdam. Urbedall der Typus unsrer Volksnatur ausgeprägt. Wie geordnet, wie regelmäßig in Wesen und Benehmen, welches Bestreben, ehrbar zu erscheinen und als ein durch und durch anständiger Mann das Dreeamm der Gesetzheit zu bewahren; denn der Londonese sei frieslich, der Pariser windig, der Amsterdamse ist gesetzt. Er ist eben so abgemessen gesetzt in einem Gespräch auf offner Straße, als er es im Umgange ist. Was sie ein ruhiges, unbeweigliches Gesicht, als zähle er seine Worte und als fürchte er, daß ein ungestigtes Lächeln seiner Gemüthsheit, seiner Ehrbarkeit schaden könne. Wie schwer ist aus seinen Schriften zu erkennen, ob er nach dem Schauspielhause oder zur Kirche, ob er aufs Gericht oder nach der Börse geht. Nur dann, wenn es drei schlägt und seine Börse wird mit Verlust bedroht, nur dann erst versteht es sich zu einem kleinen Trabe. Seine Kleidung allein, und auch diese nicht immer, deutet an, ob er ein Concert oder eine Auction besuchen will, denn in beiden Fällen schreitet er ehrbar daher und wägt und zählt die Noten eben so, als seine Kaffebohnen. In seiner häuslichkeit wirft er wohl den Oberrock bei Seite, aber das Kleid der Abgemessenheit und Ordnung legt er nicht ab. Er setzt sich zu Tische, spricht in der gewohnten Zeit, die seiten überschritten wird, und raucht mit mathematischer Berechnung seine Cigarre, worin er vielleicht Morgens einen Kauf gemacht.

*) Druchstück aus dem Roman: „Hoe men't vorst kom" von J. Z. Beedijk.

Digitized by Google

Wer unsere Zeit schildern und darstellen will, der verschließe das Auge aber auch der Kehrseite der Pfennigs nicht, nicht dem, was dieser Zeit Gebrechliches und Entstellendes anhaftet. Er sehe neben dem Lichte auch das Dunkel; er sondire die Wunde. Man lege die Hand auf den Busen und man wird hier eine Lösung der Frage finden, warum zwischen der Wissenschaft und unserer Gesellschaft noch so wenig Zusammenhang besteht. Darum, weil unsere Volksnatur übertrieben wird. Jede Tugend muß ihren Punkt haben, den sie nicht überschreitet. Die Erbarkeit, die Regelmäßigkeit, das Abgemessene darf die gute und gesunde Laune nicht hören, der Aufgeräumtheit, der freien Bewegung der Seele, der praktischen Humanität seine Fesseln anlegen. Nicht setzen artet Bedachtsamkeit in Langsamkeit, die Ruhe in eine Passivität aus, deren Resultat der Widerwille gegen das Bessere ist. Gleichmäßigkeit schlägt oft in Steifheit und Zwang um, Beschaftsamkeit in Flauheit, Tadgheit, Gleichgültigkeit, und dies Alles schwächt den Unternehmungsgeist, den große Kapitalien besitzen müssen; er läßt sie minder kräftig zur Ausbildung der Gesellschaft beitragen und führt sie dahin, einen sorglosen Müßiggang einem mühsamen und arbeitsreichen aber nützlichen Leben vorzuziehen. Lauheit und Gleichgültigkeit, was hindert mehr als diese beiden, den rechten Mittelweg zum Fortschritt zu finden und ihn an Beispielen in unserer Nation und an Anknüpfungspunkten mit anderen Völkern zu prüfen. Sie erschlaffen die Hand, die kräftig mit arbeiten soll an der Volkserziehung, an Bildung und Aufklärung, um unserer Nation ihre Rechte und Pflichten besser kennen zu lehren und ihr offenen Sinn für die Wahrheit, als einen natürlichen Schild gegen Parteigeist einzuflößen. Austrottung des Camaraderie-Geistes, der alle Wissenschaft und Literatur tödtet, mehr Beförderung, mehr Nahrung, größere Ausdehnung des Unterrichts, mehr Entwickelung, mehr Verbreitung der wahren Kunst, soll sie ihren bestimmen Einfluß besonders auf die Bildung des Kaufmanns ausüben und dessen Talent für Künste und Wissenschaften entwickeln — das steht obenan. Verkannen wir doch das Vorurtheil, das Wissenschaft und Kunst nur mühsam das Haupt emporrichten können, und daß sie ihre beganderndn Farben verlieren, wo das Handels-Interesse die Hauptsache sei. Hat Niton, daß Benedig nicht genugsam bestätigt, daß sie grade damals am Schönsten und Herrlichsten blühten, als sie neben Handel und Industrie bestanden? In Niederland, wo der Handel bewiis seit Jahrhunderten eine so bedeutende Höhe erreicht hat, ist diese Blüthe eine Nothwendigkeit. Aber die Kunst, die Wissenschaft ruhe dann auch mehr auf dem Glauben, erst dann vollendet der höhere Geist durch sie die Erziehung, erst dann kann das hohe Ziel aller Kunst erreicht werden, erst dann kann Talentlosigkeit verschwinden, kann man aufsehen, den ersten Keim der Verdienste zu erblicken, wodem man Rang und Ansehn vorzieht, erst dann wird die Stimme der Erziehung mehr gehört, verstanden und befolgt werden, die laute Stimme: „Habt nicht länger einen Absehen vor demjenigen allein, was der ästhetische Richter straft", denn kann bietet die Kunst der Bildung und die Bildung der Sittlichkeit die Hand, kann wird Pflicht aus Ueberzeugung mehr mit der Pflicht aus Liebe gepaart sein, und so gewiß als der Sommer kommt, kommt dann auch die Ernte der Guten, der Sommer der Tugend.

Es steht indeß fest, daß unser Volkenatur sich gerade am Wenigsten da verläugnet, wo unser materielles Interesse ins Spiel kommt. Ersteint z. B. ein neues Tagesblatt, kann legt sich der Holländer, sei er auch französirt und germanisirt, im Allgemeinen immer zuerst die Frage vor: „Ist es versichtig, sich zu verändern, wenn es keine augenscheinliche Verbesserung ist. Habe ich die Zeit, noch eine andere Zeitung zu halten? — Kann ich nicht mit einer Anzeige bestehen, die unter 6000 Abonnenten des Handelsblattes eirculirt? Soll ich eine zweite bezahlen an ein Blatt, was vielleicht von nicht hundert Menschen gelesen wird, oder gleich das neue Journal mit zu bestimmten Leiten vollständige Berichte, die andere Blätter nicht haben oder viel später geben. Lohnt es mich das innere Räderwerk, Ursach und Wirkung kennen? Ist es eine Sonne, deren Strahlen ihr Licht weit umher verbreiten? Nein, nein und nochmals nein! Mag es immerhin glänzen, schimmern und funkeln, auf seinem Papier gedruckt und artig und geistreich sein — ich sehe keinen Vortheil und kein Heil darin. Ich habe auch keine Zeit und bezahle schon Steuer genug. Weg mit dem neuen Journal! — Jan! Das Handelsblatt!" —

Eine Geschichte.

von

H. C. Andersen.

„Ich hab' eine alte Mutter,
Die ein altes Mädchen hat;
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.
So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr 's gereichet.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint so oft sie 's erblickt!"
Anastasius Grün.

Die Großmutter ist so alt, sie hat so viele Runzeln und ganz weißes Haar; aber ihre Augen, die glänzen gleich zwei Sternen, ja, viel schöner noch, sie sind so mild, es ist so wohl in sie hineinzuschauen; und dann weiß sie auch die schönsten Geschichten zu erzählen, und ein Kleid hat sie, eingewirkt mit großen Blumen, es ist von ganz schwerem Seidenzeuge, es raschelt. Großmutter weiß so Viel, denn sie hat viel früher gelebt als Vater und Mutter; das ist ganz gewiß! Großmutter hat ein Gesangbuch mit dicken silbernen Spangen, und sie liest sehr oft in dem Buche; mitten im Buche liegt eine Rose, die ist ganz flach und trocken, die ist nicht so schön als die Rosen, welche sie im Glase stehen hat, und doch lächelt sie ihr am allerfreundlichsten zu, ja, es kommen Thränen in ihre Augen! Warum Großmutter wohl die vertrocknete Blume in dem alten Buche so aufsieht? Weißt Du es? — Jedesmal wenn die Thränen der Großmutter auf die Blume fallen, werden die Farben wieder frisch, die Rose schwillt auf und füllt die ganze Stube mit ihrem Duste, die Wände verschwinden, als seien sie nur Nebel, und rings um ist der grüne, herrliche Wald, wo die Sonne durch das Laub der Bäume strahlt; und Großmutter — ja, sie ist ganz jung, sie ist ein reizendes Mädchen mit blonden Locken, mit vollen rothen Wangen, schön und frohlend, seine Rose ist frischer; doch die Augen, die milden, gesegneten Augen, — ja, die gehören noch der Großmutter! — An ihrer Seite sitzt ein junger Mann, groß und kräftig, er reicht ihr die Rose, und sie lächelt — so lächelt die Großmutter doch nicht! — ja doch, jetzt — Er ist fort, viele Gedanken, viele Gestalten schweben vorüber! — Der schöne Mann ist fort, die Rose liegt in dem Gesangbuche, und Großmutter, — ja, sie sitzt wieder da als eine alte Frau und steht auf die verwelkte Rose, die im Buche liegt.

— Jetzt ist Großmutter todt!

Sie saß im Lehnstuhl und erzählte eine schöne Geschichte, sie sagte, jetzt wäre die Geschichte aus und sie sei müde, und sie lehnte ihr Haupt zurück um zu schlafen; man konnte ihren Athemzug hören, sie schlief, aber es wurde stiller und stiller und ihr Gesicht war voller Glück und Frieden, es war als legte sich ein Sonnenschein über ihre Züge; sie lächelte, und dann sagten die Leute sie sei gestorben.

In den schwarzen Schrein, in das weiße Linnen wurde sie gelegt, sie war so schön, und doch waren die Augen geschlossen, aber jede Runzel war verschwucht, sie lag da mit einem Lächeln um den Mund; ihr Haar war so silberweiß, so ehrwürdig, es dauste einem gar nicht, die Todte zu sehen, es war ja die liebe, hergenzgute Großmutter. Und das Gesangbuch wurde in den Schrein unter ihr Haupt gelegt, dies hatte sie selbst begehrt, und die Rose lag in dem alten Buche, und dann begruben sie die Großmutter.

Auf dem Grabe, dicht an der Kirchenmauer, pflanzten sie einen Rosenbaum, und er stand voll von Rosen und sie neigten sich im Winde und sprachen zu einander: „Wie süß ist es, sich im Thau und Mondenschein zu baden! und wenn wir dann am allerschönsten sind, so kommt eine steife Hand und pflückt uns für das schönste Mädchen. Wir werden wir erröthen, wir werden wir duften!

Und die Nachtigall hörte was die Rosen sagten, und die Nachtigall sang von der Rose, die das junge Mädchen in ihr Gesangbuch legte, von der Rose, die dort verwahrt wurde, bis die leichen Spangen sich gerunzelt, bis das junge Mädchen eine alte Frau geworden. Es ist so schön in der Erinnerung zu leben!

Und während die Nachtigall über der Rose und über dem Grabe sang, ertönten von der Orgel in der Kirche jene schönen Psalmen, die in dem Buche standen, das unter dem Haupte der Todten lag, und der Wind schien so voll und so rund, aber die Todten waren hier nicht; jedes Kind konnte bei Nacht ruhig hingehen und eine Rose dort an der Friedhofsmauer pflücken. Ein Todter weiß nicht als alle wir Lebenden wissen. Die Todten wissen es, welche Angst uns überkommen würde, wenn das Seltsame geschähe, und sie unter uns träten; sie sind so gut und liebevoll, sie wollen uns nicht erschrecken, die Todten kommen nicht. Die Erde hat sich über den Sarg gebaut, auch in dem Sarge ist Erde, die Blätter des Gesangbuches sind Staub, die Rose mit allen ihren Erinnerungen zerfällt, in Staub, aber eben über ihr blühen neue Rosen, eben singt die Nachtigall und tönt die Orgel; man gedenkt der lieben, alten Großmutter mit den milden ewigjungen Augen. — Augen können nimmer sterben, — die unsrigen werden die Großmutter einmal wieder schauen, jung und schön, als wie sie zum ersten Male die frische rothe Rose küßte, die jetzt Staub im Grabe ist. —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅛ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Specides. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Korniker.

27. April. | №. 30. | 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die Eckernförder Affaire nach dem Rapporte des Commandeurs Paludan. — Zur Charakteristik der journalistischen Presse in Finnland. — Correspondenzen und Zeitungsschau: Düsseldorf. Nähere Nachrichten über das Gefecht bei Idstedt am 6. April. — Rapport an das Kriegsministerium über die Affaire bei Düppel am 13. April. — △ Hamburg den 22. April. Die Freischärler der Presse und die Erstürmung der Düppeler Schanzen. — Notizen: Erklärung des General Prinzen Aenes Hessenstein in Dänemark. Zur Statistik der dänischen Pfarren. Militaire Lieferungen in Dänemark. Activ-Unternehmungen in Schweden.

II. Literatur. Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter von K. L. Kannegiesser. Sechster Artikel. — Bücherschau: Om de fremmede Ord i vort Modersmaal, von Mag. Hammerich. — Norsk Folkekalender for 1849. — Om Skandinaviens Framtid, von Emil Key. — Nekrolog des Baron von Westrenenen van Tielandt. — Notizen: Musikalisches. Die Bull. Raumers Buch über die vereinigten Staaten. Denkschrift über den König von Holland. Standbild des Königs von Holland.

Briefwechsel. Eingegangene Bücher. Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die Eckernförder Affaire.

(Nach dem letzten amtlichen Rapporte des Commandeurs Paludan.)

Mit Bezugnahme auf meine, am 5. April des Nachmittags abgesandten Rapporte, den ersten an den Etatsrath, Commandeur Garde, den letzteren an das Marineministerium, mit der höchst traurigen Meldung von dem Verluste der Schiffe Sr. Majestät, des Linienschiffes „Christian VIII." und der Fregatte „Gefion," gebe ich mir hiermit die Ehre, unterthänigst die näheren Umstände bei jener unglücklichen Begebenheit zu rapportiren.

Am 4. April des Morgens, als ich von Anker bei Rammaf auf Alsen lag, brachte mir das Dampfschiff „Hekla" die Ordre des Commandeurs Garde, daß ich so zeitig sichten solle, daß ich denselben Tag gegen Abend vor dem Eckernförder Meerbusen sein könne, wo ich mit der Fregatte „Gefion" zusammentreffen würde, und daß ich zugleich mit dieser, unter meinem Commando, nebst den Dampfschiffen „Hekla" und „Geiser" (letztgenanntes mit einer Compagnie Soldaten, in drei Yachten vertheilt auf Schlepptau), in der Dämmerung in den Eckernförder Meerbusen hineinlaufen solle, um den Feind zu alarmiren, Truppen auf verschiedenen Stellen an's Land zu setzen, die Strandbatterieen anzugreifen und sie wo möglich zu nehmen oder zu zerstören, und uns zu Herren von Eckernförde zu machen. Dieses ist in kurzen Worten der Inhalt der mir mitgetheilten Ordre, deren schriftlicher Wortlaut, nebst allen meinen übrigen Papieren, mit dem Schiffe verloren gegangen ist.

Laut dieser Ordre lief ich mit der oben erwähnten Stärke am 4. April Abends in den Eckernförder Meerbusen ein; da aber ein heftiger östlicher Wind blies, so daß wir die Marssegel reffen mußten (en rebet Mersseils-Kulling), ankerte ich ¾ Meilen außerhalb der äußersten Batterie (die auf der mitfolgenden Skizze mit A bezeichnete*), und verblieb hier die Nacht über, weil sich nichts, weder hinsichtlich des Landganges, noch des Angriffs auf die Batterieen, unternehmen ließ; als aber am 5. April, des Morgens 4 Uhr, das Wetter schön, mit schwachem östlichem Winde (laber kuling) war, ließ ich die Chefs an Bord rufen, um mich mit ihnen zu berathschlagen und den Plan des Angriffes mit ihnen zu verabreden. Der Angriff wurde folgendermaßen bestimmt:

Selbst wollte ich mit dem Linienschiffe nach der auf der Skizze abgesetzten Linie vorrücken und die Position, die mit L bezeichnet ist, einnehmen; die Fregatte sollte nachfolgen und die Position E einnehmen. Die Dampfschiffe dagegen sollten sich außerhalb des Feuers der Batterie A halten, und dahee längs der an der Südküste des Meerbusens abgesetzten Linie vorrücken und mit ihren vorderste Kanonen Bomben gegen die Batterie B werfen, sich übrigens bereit halten, auf gegebenes Signal, von dem Linienschiffe für „Hekla" und von der Fregatte für „Geiser," heranzukommen und jedes sein Schiff auf Schlepptau hinauszunehmen.

7½ Uhr Vormittags hielt ich ab, und lief ich mit den Marssegeln weiter in den Meerbusen hinein. Sobald man von der Batterie A aus das Linienschiff, und von diesem aus die Batterie erreichen konnte, begann die Kanonade, die von unserer Seite, indem man die Batterie passirte, lebhaft unterhalten wurde, wovach ich mit Spring*) in einem Wurfanker von der Backbordseite achter und vor dem Winde, dem Täglich-Anker den für mich bestimmten Platz einnahm. Die Fregatte kam gleichfalls heran und nahm ihren Platz ein, kam aber so geschwalt zu liegen, daß sie nur im Anfange der Affaire die ganze Batterie von beiden Seiten gebrauchen konnte, wohingegen das Linienschiff mit seinen Breitseiten gegen die beiden Batterieen A und B zu liegen kam. Das Schießen wurde hiernach sehr lebhaft fortgesetzt, doch mit solchen Pausen, die nothwendig waren, damit der Pulverdampf verfliegen konnte und es möglich wurde, auf beide Batterieen zu zielen. Die Batterie A wurde bald zum Schweigen gebracht, wohingegen die Batterie B ihr Feuer besonders und mit Heftigkeit gegen die Fregatte richtete und, trotz des starken Angriffes vom Linienschiffe aus, doch nicht zum Schweigen zu bringen war. Capitain Meyer signalisirte dass Dampfschiff „Geiser" zur Assistenz, um den Achtertheil der Fregatte so gegen den Wind zu legen, daß man einen Wurf-

*) Diese hier und ferner erwähnte Skizze ist dem Rapporte nicht gefolgt. Die Batterie A. ist die nördliche, Batterie B. die südliche.

*) Mit Spring auf dem Tau ankern ist das Schiff, vermittelst einer Trosse oder Pferdeleine, die zu einer der Achtersporten hinausgeht, so mit dem Achtertheile zum Ankerten hingezogen, daß das Schiff auf solche Weise quer gelegt wird. Am hänfigsten geschieht dieses bei Kriegsschiffen, welche eine Festung beschießen sollen, also mit der ganzen Längen- oder Breitseite derselben gegenüber liegen müssen, um die ganzen Batterien gebrauchen zu können. Wenn nun Wind und Strom zuweilen so auf das Vordertheil des Schiffes treiben, daß es jene Lage nicht behalten kann, so wird es vermittelst des Springs in die richtige Lage zurückgebracht.

D. R.

Digitized by Google

anker fallen lassen konnte, aber das Dampfschiff hatte kaum das Bugtierau angestraumt, als dieses auch durchschossen wurde; ich sah dieses und daß Captain Meyer gesonnen war, das Dampfschiff die Fregatte von vorn in's Schlepptau nehmen und hinausbugsiren zu lassen, eine Veranstaltung, der ich um so mehr meinen Beifall schenken mußte, als Capitain Meyer mir bereits signalisirt hatte, daß er, um den Kampf fortsetzen zu können, Aussitzung an Mannschaft haben müsse. Aber es war an diesem Tage, als wenn jedes Glück, von dem Rets etwas bei jedwedem Angriffe erforderlich ist, uns verlassen hätte; denn kaum hatte Capitän Wulff das Bugtertau von der Fregatte festgemacht, so sah ich, daß er es wieder loslieg und den Cours hinaus in die See steuerte, signalisirend, daß die Maschine des „Geiser“ beschädigt worden und daß dieser Schaden so bedeutend sei, daß er nur im Hafen reparirt werden könne. Ich gab daher dem Geiser Ordre, sich aus dem Feuer herauszuziehen.

Gleichzeitig mit „Gefions“ Bestrebungen sich vom Geiser hinauszuhelfen zu lassen — und weil ich durch bedeutende Truppen-Anhäufungen überall an den Küsten zu der Ueberzeugung gelangte, daß sich von unserer Seite Nichts durch einen Landgang ausrichten ließe, und daß es zweckloß sein würde noch ferner die Batterie zu beschießen — signalisirte ich „Hekla“ heran zu kommen, um das Linienschiff ins Schlepptau zu nehmen. Als Antwort signalisirte mir Capitain Aschlund, daß das Ruder des „Hekla“ so beschädigt sei, daß er nicht ins Feuer gehen könne. Jetzt war weiter nichts übrig als einen Versuch zu machen, daß Schiff hinaus zu warpen, und ich hoffte daß dieser in Betracht des jetzt ganz schwachen Windes (Saber Kuling) wohl glücken würde; ich gab ebenfalls der Fregatte diese Ordre, und führte ein Warptau von 2 1/4 Kabellänge*) von dem Linienschiffe aus. Während dessen schwoll der Wind mehr und mehr an, von der Fregatte erhielt ich das Signal, daß sie außer Stand sei den Kampf fortzusetzen, und mündlich durch einen Officier berichtete mir Captain Meyer, daß seine Takelage dermaaßen geschossen sei, daß er nicht daran denken könne unter Segel zu gehen, auch hat er sich ärztliche Hülfe aus, welche ihm zugleich mit meiner Steuerbordsjolle und 17 Mann zur Aussitzung bei dem Heraus-Warpen gesendet wurde.

Mittlerweile war es Nachmittag geworden, und da es trotz der eifrigsten Anstrengungen uns nur gelückt war, eine Kanone der Batterie D. zu demontiren, wußte ich keinen besseren Rath, um die Schiffe hinauszubringen, als die Parlementairflagge zu hissen, mit dem Schießen aufzuhören, und Lieutenant Ulrich and Land zu senden, ihm ein Schreiben an den Höchstcommandirenden mitzugeben, dessen Inhalte daß ich den Angriff auf die Batterien einstellen würde, wenn das Feuer von dort aufhöre, daß ich aber im entgegengesetzten Falle Granaten in die Stadt, die ich bis jetzt geschont hatte, hineinwerfen wolle. Dieses bewirkte auch, daß das Schießen vom Lande aus gegen 1 Uhr Nachmittags bis gegen 4 Uhr aufhörte, um welche Zeit ich die Antwort erhielt, daß man nicht geneigt sei, die Schiffe unbeachtet sich zurückziehen zu lassen; wolle ich die offne Stadt beschießen, dann sei dieses ein Vandalismus, der mir zur Last fallen würde.

In der Zwischenzeit warpte Gefion nach der See hinaus, jedoch der Wind war im Zunehmen, so daß es nur langsam vorwärts ging. Später lag ich so mit dem Linienschiffe, daß ich mit den Breitseiten die Batterien, mit den Kanonen am Spiegel die Stadt bedrohen konnte, daß ich den Wind quer über Backord hatte, so daß, wenn ich genöthigt sei mit Aufopferung der Fregatte das Linienschiff aus dem Feuer herauszubringen, ich die Segel gebrauchen, schnell den Backbord-Schwerenker lichten, die Warpe fallen lassen, südlich schwalen, und durch Laviren mich nach der See hinausarbeiten konnte. Zur Ausführung dieses Planes mußte ich schreiben, als man ohngefähr 4 1/2 Uhr Nachmittags wieder von der Batterie B. aus die Schiffe mit glühenden Kugeln zu beschießen anfing, und ich mich von der dringenden Nothwendigkeit jenes Planes um so mehr überzeugte, als ich gleichzeitig entdeckte, daß man viel Artillerie auf einer hohen, mit Verschanzungen versehenen Anhöhe über der Batterie B. und dicht östlich an der Pflegeanstalt bis D. auffuhr. Ich ließ jetzt vom Steuerbord aus gegen die Batterien und die auffahrende Artillerie, und mit den Kanonen am Spiegel gegen die Stadt schießen, während ich zu gleicher Zeit Gebrauch von meinen Segeln machte; Kaum aber waren diese Maaßregeln getroffen, und kaum war das Schiff in Fahrt, als ein so heftiges Granatenfeuer gegen uns eröffnet wurde, daß es nur einige Minuten dauerte, bis alles laufende Tauwerk des großen Maaßsegels durchschossen war, und das Segel hierdurch back getrieben wurde, so daß das Schiff nicht länger durch den Wind gesteuert werden konnte, sondern mehr und mehr hinein gegen das Land trieb, wo es auf dem Punkte fest stehen blieb, der in der Skizze mit „Wimpel“ bezeichnet ist.

Noch bevor das Linienschiff gestrandet war, sah ich daß die „Gefion“ ihre Flagge strich, und Secondlieutenant Michelsen brachte mir einen Augenblick darauf die Meldung des Capitain Meyer, daß er es, hart von der Nothwendigkeit gedrängt, gethan habe, weil er doch nicht länger das Schiff vertheidigen könnte, und weil jeder Augenblick ihm mehr und mehr geübdete und verwundete Leute brächte.

Ohngefähr eine halbe Stunde nachdem „Christian VIII.“ auf den Grund gestoßen und ich, ohne weitere Umstande, — ja, wenn ich auch deren noch so viele gehabt hätte — jede Hoffnung, das Schiff wieder flott zu machen, aufgeben mußte; nachdem jeder Schuß der feindlichen Batterie, sowohl Rumpf als Takelage, mit glühenden Kugeln und Granaten traf, wodurch Viele der Mannschaft getödtet und verwundet wurden; nachdem man mir die Meldung gebracht, daß in der Wasserschaftlinie, unter den Groß- und Fockmasten, auf drei Stellen höher an der Steuerbordseite und in der Großlast Feuer ausgebrochen sei, das nicht ohne Hülfe der ganzen arbeitstüchtigen Mannschaft gelöscht werden konnte, und ich mich selbst von der Wahrheit dieser verschiedenen Meldungen überzeugt hatte — rief ich den Nächstcommandirenden, Capitainlieutenant C. Krieger, den dritten Commandirenden, Capitainlieutenant Marstrand und den bei den Schanzen und Back-Kanonen angestellten Premierlieutenant Wedel-Jarlsberg zu mir, um ihr Gutachten über die Stellung, in der wir uns mit dem Schiffe befanden, zu vernehmen. Sämmtliche Officiere waren der Meinung, daß jede Hoffnung, das Schiff zu retten, aufgegeben werden müsse, und daß es nur eine zwecklose Aufopferung vieler Menschenleben sein würde, wenn wir den Kampf länger fortsetzten, weshalb sie nicht einstehen könnten, daß hier Anderes zu thun sei, als sich zu übergeben; und da ich mit tief betrübtem und schwerem Herzen nicht umhin konnte ihre Meinung zu theilen, gab ich ohngefähr des Nachmittags 6 Uhr, den traurigen Befehl, die Flagge zu streichen.

Das Schießen vom Lande aus dauerte noch einige Minuten hiernach, hörte aber endlich auf. Ich gab Befehl, die Wasserpforten zu öffnen, um das Schiff voll Wasser laufen zu lassen, das Pulver über Bord zu werfen, und beorderte sämmtliche Mannschaft an das Druckwerk und die Spritzen, um das Feuer überall zu löschen. Diese Arbeit war im guten regelmäßigen Gange, so daß ich hinsichtlich des Ueberhandnehmens des Feuers beruhigt war, als ohngefähr 6 1/2 Uhr ein Boot vom Lande an das Schiff, mit der Ordre des Höchstcommandirenden in Eckernförde, des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha kam, daß der Chef des Schiffs augenblicklich und die übrige Mannschaft so schnell wie möglich an's Land kommen solle, widrigenfalls man in einer halben Stunde vom Neuen das Schiff beschießen wolle. Ich versuchte, dem militairischen Botschafter, in dem ich einen Unterofficier zu erblicken glaubte, es begreiflich zu machen, daß mein Verbleiben am Bord nothwendig sei, um das Löschen des Feuers zu übernachten, und daß ich ja als Zeichen der Uebergabe des Schiffes einen Officier mit meinem Degen an den Herzog entsenden könne — ich beorderte Lieutenant Ulrich, sich hierzu bereit zu halten — aber die feindliche Ordonanz behauptete permissorische

*) Kabellänge, ist die gewöhnliche Länge der Kabel- oder Ankertaue, die 120 bis 150 Faden oder Klaftern, gewöhnlich diese letztere Länge, haben. 2 1/4 Kabellänge betragen also 1000—1200 Ellen. D. R.

Digitized by Google

Ordre zu haben und daß sie auf keine andere Bedingung, als die mir mitgetheilte, eingehen könne. Ich nahm Rücksprache mit Capitainlieutenant Krieger, der mir sagte, daß er so eben überall im Schiff gewesen sei, wo Feuer entstanden und daß er keine Furcht länger hege, daß es gelöscht werden könne, was bereits auch, bis auf zwei Stellen geglückt sei; ich empfahl ihm hierauf, Sorge dafür zu tragen, daß die Mannschaft an's Land käme, und ging dann den schweren letzten Gang von meinen braven Officieren, meiner braven Mannschaft und von dem Schiffe, das zu kommandiren, ich stolz gewesen war.

Bei meiner Ankunft am Lande, traf ich den Adjutanten des Herzogs. Dieser begleitete mich zu Wagen zu Hochdemselben, der in der angemessenen Weise mir meinen Degen abforderte (den er doch so höflich war, mir Tage darauf wieder einhändigen zu lassen), wonach ich in ein Zimmer des Hotels geführt wurde, und den Befehl erhielt, mich bis auf Weiteres von dort nicht entfernen zu dürfen. Während ich dort saß, hörte ich, ohngefähr um 8 Uhr, das Schießen wieder anfangen, und auf meine Frage über die Ursache hiergu, erhielt ich die Antwort, daß man auf die Gefangenen schieße, derenthalb noch nicht aus Land gekommen war; jedoch dieses Schießen hörte bald nachher auf, plötzlich entluden sich eine große Menge Schüsse auf einmal, darauf folgte eine starke Explosion. Es war mir nur gar zu deutlich, daß es „Christian VIII." war, der in die Luft flog, und mein einziges Gebet an Gott war nun, daß der hierdurch entstandene Verlust an Menschenleben gering sein möge. Aber ich muß leider beklagen, daß dieser Verlust jedenfalls ein großer ist, wie groß, bin ich bis zu diesem Augenblicke, wo ich dieses niederschreibe nicht im Stande gewesen, zu erfahren, doch zwei meiner Officiere sind damit beschäftigt, ein Namensverzeichniß der Geretteten aufzunehmen, und dahin zu wirken, daß dieses Verzeichniß zur bald möglichsten Kunde des Ministeriums gelangen kann, wird meine eifrigste Pflicht sein. So viel ist leider gar zu gewiß, daß der brave, unermüdliche und eifrige Capitainlieutenant Krieger, Capitainlieutenant Marstrand, Capitain der Landarmee Hohlenberg, Unteranzt Ibsen, Kadet Praöm, Monats-Lieutenant und „Lekanter Mann" Boie, Oberstenermann Carl, und Oberfanonier Gottfred unter den Viel zu Vielen sind, die der Tod am Bord im Schiffe erritt hat, so wie der Schiffsargt Smith, der Secondes-Lieutenant Ulrich *) und der Kadet Wolff unter denen sind, die durch einen Unglücksfall ihre Tage geendet haben, nachdem sie ans Land gerettet waren, wofelbst sie entweder von den sich selbstentladenden Kanonen getroffen oder durch Stücke des Wracks getödtet worden sind, das nach dem Gerücht eine große Verwüstung unter der Menge angerichtet haben soll, die sich als Zuschauer an der Küste versammelt hatte.

Der ausgezeichnet brave Lieutenant Wedel-Jarlsberg *), der mit mir an's Land, aber wieder an Bord ging, um bei der Rettung der Mannschaft zu assistiren, kam nur an die Seite des Schiffes, sah die hoch emporlodernde Flamme auf der Vorderluke steigen und breitete sich, so viele Leute als möglich in sein Boot aufzunehmen, — als das Schiff in die Luft flog. Seine kühne Gistesgegenwart zeigte ihm das einzige Mittel zur Rettung: er sprang über Bord, tauchte unter das Wasser, tauchte wieder auf und wiederum hinunter, um sich vor der Masse des ringsherum Herunterfallenden zu retten, worauf er durch Schwimmen die Küste erreichte und so naß, wie er dem Meere entstiegen war, zu mir kam und mir die Bestätigung meiner nur gar zu wahren Furcht und Unruhe überbrachte.

Bevor ich diesen meinen unterthänigen Rapport schließe, bezeuge ich, als eine Pflicht, die ich dem Andenken der Dahingeschiedenen und der Zukunft der Geretteten schulde, daß Jeder, sowohl Officiere als Unteroffiziere und Gemeine, ihre Pflicht gethan, kurz jeder Mann das, was ihm aufgetragen, mit der Treue, Eifer und Unverzagtheit, die dem dänischen Volke eigen ist, ausgeführt hat.

Alle haben seit dem Anfange der Expedition und bis zu ihrem unglücklichen Ende einen ausgezeichnet guten Willen gezeigt, und es war während der funfzehn Tage, die verstrichen seitdem das Schiff außerhalb des Fleetenhafens sich befand, meine tägliche Freude, zu spüren, wie Alles vorwärts ging zur Einführung einer guten Organisation, zur Kriegszucht und zu dem Ziele hin, dem Vaterlande und dem Könige Genüge zu leisten. Ein Jeder meiner Untergebenen hat das Seinige gethan; in wiefern ich selbst es gethan habe, darüber steht es mir nicht zu, ein Urtheil zu fällen, wenn auch mein Bewußtsein, nicht ohne reifliche Ueberlegung gehandelt zu haben, mich frei spricht, so wie mein Gewissen mir sagt, daß ich meine Beweggründe und mein Verhalten verantworten kann, trotzdem daß das Resultat so betrübend und so höchst verschieden von der Hoffnung geworden, mit welcher ich des Morgens in den Meerbusen hineinlief, um die mir ertheilte Ordre auszuführen.

Ich kann jedoch aber nicht anders als wünschen, daß mein Verhalten bei diesem Unglücksfalle von einem Kriegsgericht, dessen gerechtem Urtheile ich dreist entgegensehen darf, untersucht werden möge.

Schließlich muß ich noch hinzufügen, daß die meisten Derer, die von den Linienschiffe an's Land gekommen sind, gleich mir Alles, was wir dort an Bord hatten, verloren haben, indem die allmälig mehr und mehr preffirende Nothwendigkeit, eiligst die Mannschaft zu retten, nicht erlaubte, sich mit irgend etwas Anderem zu befassen.

Rendsburg, den 8. April 1849.

*) Ueber Lieutenant Ulrichs Rettung siehe Nordischer Telegraph Nr. 29. Nach späteren Berichten, die auf das obenerwähnte Verzeichniß gebaut sind, vermißt man von den Besatzungen „Christian VIII." und „Gefion" im Ganzen: 4 Unteroffiziere, 2 Musici und 73 Matrosen. „Gefion" hatte 25 Todte; und die Zahl 200, die man als mit „Christian VIII." in die Luft geflogen wähnte, reducirt sich demnach auf höchstens 48 Mann. D. Red.

*) Ein norwegischer Offizier und Sohn des früheren Statthalters Norwegens. D. R.

Zur Charakterkritik der journalistischen Presse in Finnland.

Finland, ursprünglich allein mit Menschen eines andern Stammes (die Finnen stammen von den Gegenden des Urals her), als Skandinaven bevölkert, trat früh in Verbindung mit Schweden, das ihm das Licht des Christenthums und die Wohlthaten der Kultur gegeben hat. Die Bewohner Finnlands sprechen jetzt theils finnisch, theils schwedisch, je nachdem sie früher dem russischen oder dem schwedischen Theile vom Finnland angehörten, und ihre Literatur theilt sich hiernach zugleich in zwei Theile. Das Schwedische spielt die Hauptrolle; die Haupt- und Universitätsstadt des seit dem Jahre 1809 an ein Großherzogthum zusammengeschmolzenen russischen und schwedischen Finnlands, Helsingfors, ist schwedisch, und das Land, um durch ein schmales Wasser von Schweden getrennt, gehört, trotzdem das Russland seit mehrere hundert Jahren sein Scepter nach ihm ausgestreckt hat, seit dem oben genannten Jahre es ganz beherrscht und es politisch von Skandinavien trennt, doch mit seinem ganzen Wesen und allen seinen Sympathien Schweden. Die Studenten der Universität zu Helsingfors sind mit denen zu Stockholm, Upsala, Lund, Christiania und Kopenhagen verbrüdert, und trog des Verbotes eines „Schlittschuhrittes" haben sich von der Helsingfors'schen Universität fast Theilnehmer an den skandinavischen Studentenfesten eingefunden, Abgelandte, die nie wieder zurückkehren durften, die von dem Augenblicke an, wo sie den Fuß auf schwedische Erde setzten, auch in corpus tuum relegirt waren, die aber den Brudergruß und den Handschlag der ganzen dortigen Studentenschaft überbrachten.

In Finnland erschienen am Ende des vorigen Jahres zwölf Zeitschriften in schwedischer Sprache, von denen vier in Helsingfors, fünf in Abo, eine in Wasa, eine in Knopio und eine in Borgä mögegeben wurden. Zwei von ihnen haben die Klache, eine die Schale, eine die Gewerbe, eine speciell die Literatur als ihre Aufgabe gewählt, die übrigen sind von gemischtem Inhalte. Könnte man nun auch eine mehrfache Behandlung besonderer Zweige der Wissenschaft und des Lebens von der schwedisch-finnländischen Presse wünschen, so würde es doch vielleicht unbillig sein, wenn man an sie dieselbe Forderung auf umfassende und einschlägliche Behandlung der verschiedensten Fragen stellte, als an die Presse Skandinaviens oder gar Deutschlands, indem der Finnländer noch zu wenig Autorenstandes für die eigenthümlichen Verhältnisse seines eigenen Landes hat und bei dem großen Publikum nebenbei eine eigenthümlich oberflächliche Auffassung sich geltend macht. Ein lobenswerthes Streben und selbst ein Bedürfniß nach einer mehr anschließlichen und gerade dadurch zugleich mehr umfassenden Behandlung von speciellen, in den Bereich der Oeffentlichkeit gehörenden Gegenständen hat sich jedoch schon in der angeführten Eintheilung der Blätter kund, und sie werden noch bei weitem nicht vergessen. Ueberhaupt darf man nicht vergessen, daß

Digitized by Google

das Großherzogthum Finnland mit seinen 1,400,000 Einwohnern unter der Regierung eines russischen Gouverneurs steht und daß ein russisches Gouvernement aus Prinzip alles Gedruckte habe, wenn es nicht eben kaiserliche Ukase sind.

Eine finnländische Zeitung giebt eine ausführliche Revue der meisten ihrer Kollegen, aus der wir Folgendes entlehnen:

„**Finlands Allmänna Tidning** (Allgemeine Zeitung), das officielle Blatt des Landes, führt noch immer mit eiserner Konsequenz fort, neben ihren Avertissements nur ausführliche Berichte vom Auslande zu bringen. Dieses Verhältniß — daß das Ausland mehr als das Inland in dem Blatte repräsentirt ist — wünschen gewiß Viele umgekehrt. Wir wissen gar wohl die Berichte von dem, was in der übrigen gebildeten Welt geschieht, zu schätzen; allein wir verhehlen es nicht, daß wir sehr wünschten, und namentlich unter dem jetzigen noch bestehenden Verfalle der finnländischen Statistik, einigermaßen von den Verhältnissen unseres eigenen Landes unterrichtet zu werden."

„**Morgonbladet** (das Morgenblatt), welches gern den Diktator in der Zeitungszunft spielte und doch nicht selten das wohlthätige Salz für seine Spalten durch Referate von losen Gerüchten und allerlei Inwektiven recht zweifelhafter Art gewann, ist dessenungeachtet den größten Theil des Jahres, wie es scheint, von Arabien und Sibirien aus redigirt worden, so wie es früher sein Leben durch Abdruck von allgemein gelesenen Quellen, als z. B. von der schwedischen Post- og Inrikes-Tidng., gefristet hat. Diese unsere Aeußerungen mögen hart erscheinen, aber es verhält sich nun einmal so — wes kann man denn anders sagen?"

„**Helsingfors Tidningar** (Helsingfors Zeitung), pflegt jährlich mit mehr oder weniger Sicherheit eine Berechnung über die Abonnentenzahl verschiedener Zeitungen zu liefern, und indem sie sich bei dieser Berechnung als vom Schicksale begünstigt dünkt, ist hiermit, natürlicherweise für die Kurzsichtigen, bewiesen, daß sie selbst alle billigen Forderungen des zeitungslesenden Publikums erfüllt habe. Wir können nun wohl solchen Thatsachen nicht alle Beweiskraft absprechen, im Gegentheil wir räumen es ein, daß die ganze Seite der Helsingfors'schen Zeitung ihre Abonnentenliste einnehmen, so wie das plötzlich und jährlich ihr beigefügte Inhaltsverzeichniß über die „Originalartikel" zeigt, — aber wir möchten doch der Meinung sein, daß hierdurch nicht der Gerechtigkeit genug Genüge geleistet ist. Die Abonnenten, wenn sie auf die Länge abonniren sollen, fordern auch mitunter andere Gerichte, als gerade leicht verdauliche. Wir haben in der Helsingfors'schen Zeitung einen Schriftsteller bemerkt, welcher „Artikel ohne Titel" liefert; dem könnte man vielleicht ganz leise den Rath ertheilen: er möchte künftig Titel ohne Artikel schreiben."

„**Wiktoren, en Tidskrift för Ikrostandsot** (der Wächter, eine Zeitschrift für den Lehrerstand). ist bisher jährlich in zwei Heften erschienen. Was wir vermissen, ist die Besprechung der Verhältnisse und Zustände der finnländischen Kirche. Eine Zeitschrift für den Lehrerstand dürfte nicht die oberste Literatur, am wenigsten die in der finnländischen Sprache abgefaßte, ans seinem Augenmerk verlieren. Denn für die finnländische Kirche ist die finnländische Sprache die unvergleichbar allgemeinste. Der Wächter liefert Berichte über die Stellung der verschiedenen Parteien in Preußen zur Staatskirche, aber nichts über denselben Gegenstand in Finnland. Mit einem Worte: Der Wächter dürfte etwas mehr finnländisch werden. Auch ist es in Finnland wenig praktisch, eine periodische Zeitschrift zu unbestimmten Zeiten herauszugeben."

„**Borgå Tidning** (Borgå Zeitung), versprach in ihrem Programm sehr viel; sie hat aber dessenungeachtet ihre Leser gewöhnlich bei den amerikanischen Indianern und den Hindostanen eingeführt. Die Zeitung hat früher so häufige Redaktionswechsel erlebt, es wäre gewiß nicht übel, wenn sie noch einmal den Wechsel versuchte.

Litteraturbladet (das Literaturblatt), bietet abwechselnd Artikeln in der schwedischen und finnländischen Sprache. Die Gewohnheit von diesem Zweige der Zeitungspresse, das Beste bei der einheimischen Leistungen zu erhalten, hat wohl vernachlässigt, daß man von dem Literaturblatte mehr erwartete, als es nun bietet. Die Besprechung der inländischen Literatur, so gering sie auch ist, zeigt sich unvollständig, und die ausländische wird ab und zu sehr kurz abgefertigt."

„**Wasa Tidning** (die Wasa-Zeitung) ein Blatt von gemischten Inhalte, doch mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Provinz Österbotten. Es hat aber seine Leser wenig zufrieden gestellt, vielleicht theils weil es sich als Organ für Österbotten aufgeworfen hat, ohne jedoch Mehr oder Anderes von dort, als andere Blätter zu enthalten, theils wohl auch, weil es, nach dem Gerüchte, damit umgeht, seine allgemeine Tendenz mit einer speciell lokalen zu wechseln."

„**Teknologen** (der Technolog). Während das Blatt früher, und im Allgemeinen nicht ohne Nutzen, eine landwirthschaftliche Zeitung war und sich auch „**Industriel Tidning**" nannte, so umfaßt es jetzt hauptsächlich die Interessen des Ackerbaues. Wir können diese Veränderung nicht loben, der finnländische Ackerbau steht nicht so weit gegen den ausländischen zurück, als dieses leider der Fall mit mehreren Gewerben ist, welche demnach einen größeren Aufwand auf die Diskussion haben."

„Die periodische Literatur in **finnländischer Sprache** ist im Aufschwunge begriffen. Sie hat vier Organe, die Zeitungen **Suometar** und **Suomi** in Helsingfors, **Kunava** in Wiborg und **Maamiehen Ystäwä** in Knopio. Es scheint somit, als habe der westliche Theil Finnlands noch kein Organ in der finnländischen Sprache."

„Die Zeitung **Kunava** nimmt den ersten Rang unter ihren Kollegen ein. Sie ist von gemischten Inhalte. Sie wetteifert hinsichtlich des Stoffes und dessen Behandlung mit den besten Zeitungen Schwedens. Sie nimmt mit Würde und Umsicht Theil an den Diskussionen über die wichtigsten Tagesfragen; wir nennen hier nur als Beispiele die Gewerbefreiheit, die Parcellirung der größeren Landgüter, die Volksschulen, die Landwirthschaft. Selbst die schöne Literatur behandelt sie mit Talent."

„**Suometar** redet wohl im Allgemeinen der finnländischen Sache das Wort, aber sie umfaßt hauptsächlich die Literatur und in dieser wieder die Specialitäten. Eine Zeitung aber, die sich größtentheils mit Specialitäten befaßt, kann auch nur einen kleineren Theil des Publikums interessiren. Die Verhältnisse sind so, daß es für das Fortbestehen des Blattes wünschenswerth ist, daß es seinen Plan etwas ändere. Es ist ganz gut, daß eine Zeitung geschrieben wird, aber nicht weniger gut wäre es, wenn sie auch gelesen würde, und im Allgemeinen ist anzunehmen, daß der kleinste Theil des lesenden Publikums sich die Mühe giebt oder gar es vermag, speciellen Fragen in der finnländischen Literatur und Sprache zu folgen."

„**Maamiehen Ystäwä** hat den konsequenten Charakter eines Volksblattes. Die Zeitung ist hierdurch von unberechenbarem Nutzen. Volksbücher und Volksbücher thun Noth. Es dürfte nicht schwierig sein, wenn nämmlich etwas Kurzweil und Jovialität mit dem Ernste abwechselte."

„**Suomi**, die Nachfolgerin einer eingegangenen Zeitung Namens **Suomalainen**, etwas polemischer Natur. Alle Sünden läßt sie ihren Trost in Büchern und der heiligen Geschichte suchen, wenn sie auch oft Bekmanniana liefert: zuweilen recht symptomsfreude Themata! Die Sprache des Blattes ist noch vielfache regelloß, die man von Otavo'z Zeiten her kennt." —

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

— Ueber das Gefecht bei Ulderup am 6. d. M. verlauten folgende nähere Nachrichten:

Das Gefecht wird als das bis jetzt hartnäckigste des ganzen Krieges angesehen. Das zweite Reserve-Bataillon der Dänen, wurde bei Ulderup von drei Bataillonen badenscher und württembergischer Truppen angegriffen, und zog sich fechtend gegen Sattrup mit einem Verluste von 48 Mann zurück. Hier von dem zweiten Verstärkungs-Bataillon aufgenommen, wurde das Gefecht stehend. Hier oder fünf Bataillone landwehrscher Truppen mit 2 Batterien eilten jetzt den badenschen und württembergischen Truppen zur Hülfe, während eine Batterie, das dritte Reserve-Jägercorps, das erste Reserve-Bataillon und die Fußgarde sich mit den zwei dänischen Bataillonen vereinigten. Die Fußgarde marschirte gegen Mittag um den deutschen Truppen in die Flanke zu fallen, von dem ersten Reserve-Bataillon kam nur ein unbedeutender Theil ins Feuer. Sämmtliche hier genannte dänische Truppen machte die erste Brigade der Armee aus, und 4 Bataillone Dänen schlugen sich demnach, während 6½ Stunde mit 7 Bataillonen Deutschen. Es sind wenigstens deutsche Gefangene aus fünf verschiedenen Bataillonen gemacht worden. Die Zahl der Todten und Verwundeten der dänischen Truppen ist, wie bereits in Nr. 29. des nordischen Telegraphen angegeben, resp. 27 und 122. —

Rapport des Generalmajor v. Bülow an das dänische Kriegsministerium, über die letzte Affäre bei Düppel.

Am 13. April, des Morgens gegen 4 Uhr, rückte der Feind mit starken Kolonnen und einer bedeutenden Artillerie plötzlich gegen unsere Stellung bei Alsund vor und plazirte eine 12pfündige Batterie unseren festen Batterien auf Alsen gegenüber. Es entstand ein heftiger Artilleriekampf und nach Verlauf einer halben Stunde war die feindliche Batterie zum Schweigen gebracht. Dd. 10. letzter Bataillon (Oberstlieutenant v. Abler) rückte darauf rasch aus dem Brückenkopfe heraus und bemächtigte sich 2 königl. sächsischer 12pfündiger Metallkanonen.

Einige Kanonenböte, die südlich vor Sonderburg und in Benningbosh stationirt sind, nahmen Theil an dem Gefecht.

Nachdem der Feind sich zurückgezogen hatte, nahmen unsere Vorposten wieder ihre Nachtstellung ein.

Digitized by Google

Unter den feindlichen Truppen, die im Feuer waren, bemerkte man besonders bairische Infanterie.

Unser Verlust von Todten und Verwundeten darf sich auf etwa 40 Mann, unter den seinen Verwundeten befindet sich Lieutenant v. Dorschen vom 10. leichten Bataillon.

Düppelmühle und zwei Höfe auf dem Düppeler Felde sind während des Gefechts in Brand gerathen.

Bei der Eroberung der beiden sächsischen Kanonen zeichneten sich Capitain v. Kaufmann aus dem Generalstabe und Lieutenant v. Rosen aus der Artillerie besonders aus, so wie einige Constabler der Batterie „Hessen", die während des feindlichen Feuers bei der Wegnahme und Unschrung der Kanonen assistirten.

Aus einem detaillirten dänischen Berichte über dieselbe Affaire entlehnen wir Folgendes:

Am 13. des Morgens, bereits bevor es hell war, wurde unsere Vorposten-Kette in ihrer ganzen Ausdehnung von starken feindlichen Corps angegriffen und gezwungen sich zurückzuziehen. Bei der Schnelligkeit, mit welcher der Feind vordrängte, wurde eine unserer Feldwachen beinahe abgeschnitten, sie schlug sich aber durch und hielt alle erreichten ohne Verlust eines einzigen Mannes der Brückenkopf. In einem Abstande von 7—800 Ellen von unseren Verschanzungen entfaum sich Gewehrfeuer und einzelne feindliche Gewehrsalven reichten sogar bis nach Sonderburg hinein. Bald begannen unsere festen Batterien und die Kanonenböte ihr Feuer, und die Cyslingolen trieben den Feind von der Hecke, wo er sich aus nächsten Posten hatte, zurück. Mittlerweile rückten fortwährend frische Abtheilungen von deutschen Soldaten auf den Anhöhen heran und vertheilten sich über das ganze Terrain. Einige gleichliche Granatenfeuer von unserer Seite, brachte sie zum Stehen und einige Bomben, die unter die Massen fielen, die auf dem Wege nach Düppelmühle standen, im Verein mit dem Feuer unserer schweren Artillerie, zwangen den Feind, zu einem schnellen Rückzuge. Meiner gegen Norden hatte der Feind zwei 12pfündige Feld-Batterien aufgeerfannt, die mit vieler Precision und Fertigkeit bedient wurden und vorwährend eine der kleinsten Batterien auf Alsen beschossen, jedoch ohne Wirkung; kein einziger unserer Artilleristen wurde verwundet. Eine große Menge der feindlichen Kugeln wurde aufgesammelt und dem Feinde zum Theil wieder zugesandt. Unsere Batterie sandte ihre herüberenden Schüsse in die feindlichen Kolonnen hinein und drei Kompagnien des 10. Linienbataillons stürmten aus dem Brückenkopfe hervor. Die Deutschen wurden zurückgeworfen, 20 ihrer Pferde erschossen, zwei ihrer Kanonen erobert, eine dritte demontirt. Gegen acht 10. Bataillon besetzt seit ausschließlich und eingebornen Schleswigern, von denen so oft in holsteinischen Blättern gesagt worden ist, daß sie zumfeinde übergehen würden, sobald sich die Gelegenheit dazu fände. Das Gegentheil hat sich jetzt bestätigt, und die Officiere, die Herren v. Kaufmann und v. Rosen, die sich bei der Eroberung jener Kanonen ausgezeichnet haben, sind zwei Holsteiner; der erstgenannte ist ein Sohn des bekannten Oberstlieutenant v. Kaufmann, früher Commandant in der Citadelle Kopenhagens, später nach seinem Conflikte mit dem dänischen Kriegsministerium, als Chef der kieler Cadettenschule, desgnirt.

Der Chef des 10. Linienbataillons, Oberstlieutenant v. Räder, so wie das 3. Jägercorps nahmen Theil an der Affaire, und am Vormittage war der Feind überall auf die Höhen der Düppeler Hügel zurückgetrieben, woselbst er jetzt Position gefaßt hat. —

Der Verlust der deutschen Truppen ist uns unbekannt. 8 todte Sachsen und Baiern sind nach Sonderburg eingebracht. —

Die „Freischärler-" der Presse und die Erstürmung der düppeler Schanzen.

△ Hamburg, den 22. April. —„Es geht doch wahrlich nichts über die perfide Beredsamkeit eines holsteinischen Advocaten," hieß es kürzlich in der Dresdner Zeitung, als der Advocat Bargum in der schleswig-holsteinischen Landesversammlung eine rhetorische Rede mit den Worten schloß: „Und der König von Preußen hat noch nie sein Wort gebrochen." Aber mit demselben Rechte wenigstens kann man sagen: Es geht doch wahrlich nichts über die Aufschneiderein eines schriftstellernden Freischärlers. Ein „Freischärler" ist bekanntlich ein Individuum, das sich, ohne militärische Bildung und Disciplin, zum Kriegshandwerk anwerben läßt, zum etwas wie es die Gelegenheit eben bringt, zu verdienen. Eben so in der Literatur. Die Freischärler in Schleswig-Holstein haben sich im vorigen Jahre als rüstige Turner und Langknechte benommen, sie haben gut fouragirt und sich gut geschlagen, am wenigsten dann mal einen glücklichen Streich verbrochen. Sie werden deshalb noch immer in dem Lande, das sie „befreien" wollten, mit derselben Ehrfurcht, wie die Kroaten und Szeczgaer in Wien betrachtet. Warum wollen sie doch mit bieser, ihnen rechtlich gebührenden Ehre nicht zufrieden sein? Warum wollen sie, nachdem sie von Herrn Besser so schadde verabschiedet worden (mit dem Bescheide, daß Niemand sie gerufen hätte), sich nicht mit ihrem militärischen Verdienste begnügen lassen, sondern durch dünnige Streifzüge sich jetzt in der Literatur geltbrich machen, und uns nicht nur mit den „unvermeidlichen" Darstellungen ihrer „Krimmerungen" aus dem Landkriege, sondern auch mit ihren Heldenthaten zur See beunruhigen, welche doch alle, nach eigenem Zugeständniß, nur sehr klaglich ausgefallen sind?

Die einst so viel besprochene Unternehmung gegen die Corvette „Gefion" bei Kiel, die, nach verschiedenen Freischärlerberichten, allein an der Betrunkenheit des commandirenden Admirals scheiterte, — wodurch das zahllos versammelte Publikum nach langem Warten um ein in der Geschichte unerhörtes Schauspiel schmählig betrogen wurde, — hat schon mehrere Heroden und Thucydiden unter den betheiligten wanderndem Literaten, unter anderen vor Kurzem in der Berliner „Nationalzeitung" gefunden. Und vor einigen Wochen erzählte uns wieder ein (in Cäsarischen Zeitung") ein ungenannter literarischer Freischärler, dem wir schon auf früheren Freischaarenzügen in der Presse begegnet zu haben glauben, mit der romantischen Schilderung einer, im vorigen Jahre „beabsichtigten" Bachsenexpedition gegen künstliche Kriegsschiffe bei Aarrosund, welche doch für die Schiffe, wie für die „Freischärler" einen gleich unglücklichen Ausgang hatte. Nachdem unser Heroden, oder Caesar es bisher abenteuerlustigen selbst den Schauplatz verlassen hatte, gelang es, erzählt er, dem Herrn v. Zastrow, den Kriegsdampfer „Hekla" in den Grund zu schießen. Treppe dem befindet sich der „Hekla" so frisch und gesund, wie das Dampfschiff, welches die Illustrirte Zeitung, mit dem wirklichen Ereigse bei Eckernförde nicht zufrieden, noch immer versunken sein läßt.

*) Abdruck nach den „Grenzboten."

Denn in der That hatte Herr von Zastrow sich gerettet, und in der Meinung, einen glänzenden Coup auszuführen, auf ein kleines, harmloses, unbewaffnetes Post-Dampfboot geschossen, und das obendrein während der interimistischen Waffenruhe, was ihm deshalb Wrangel sehr übel genommen haben soll. Diese einfache Wahrheit würde aber allerdings in den Commentarien unseres Cäsars viel zu matt erscheinen sein.

Weil die tapferen „Freischärler" in dem jetzt wieder eröffneten Kriege nicht in Anspruch genommen sind, sondern in militärischer Bejetzung à la suite stehen, haben sie noch mehr Muße bekommen, sich ausschließlich der Literatur zu widmen, und da sie selbst nicht mitschlagen dürfen, schwärmen sie die Feder, um die Thalen der Reichstruppen zu verherrlichen. Auf diese Weise finden die ersten flammenerregenden Berichte von der „Erstürmung" der düppeler Schanzen ihre Erklärung. „Die Bayern und Sachsen," hieß es, „haben die außerordentlich starken Düppeler Forts mit Sturm genommen;" ein anderer Berichterstatter (ein Sachse) will die Bayern nicht zu eitel machen, er sagt: „Was die Preußen im vorigen Jahre nach vielen Versuchen nicht bewirken konnten (und doch nennen sich auch die Preußen „Sieger von Düppel"), haben wir Sachsen fast ganz allein, nur mit geringer Beihilfe der Bayern, in Einem Tage vollbracht." „Die Dänen sind aus dem Brückenkopfe vertrieben, die Brücke ist zerstört, wohnach viele Dänen ertrunken sind." — „Man schätzt unsern Verlust auf 1000 an, doch soll der Verlust des Feindes bedeutschlich größer") sein." (Diese Phrase ist stereotyp in allen Schlachtberichten.) „Die Dänen haben zwei Bataillone verloren; eins ist in's Wasser getrieben; große Colonnen dänischer Gefangener sind durch Flensburg nach Nordberg gekommen." — „Bei der Erstürmung sind 18 dänische Kanonen, darunter 2 vierundachtzigpfündige erobert worden 2c. 2c." Alle diese so romantischen und, an sich schon verdächtig scheinenden Berichte rühren wahrscheinlich nur von literarischen Freischärlern her; wohlzu das eigentliche, diesbezügliche Militär der Preße nachher soll Alles zu widersprechen und zu berichtigen für nöthig gehalten hat.

Nach sothanen Berichten stellt sich der Hergang bedeutend anders. Die so wundervoll klingende „Erstürmung" reduciert sich auf eine einfache Ersetzung einer menschenleeren Anhöhe, von welcher man allerdings Aussicht nach den eigentlichen Verschanzungen, den Brückenköpfe und Sonderburg hat. Die „Forts" werden jetzt nur „Höhen" oder „Lager" genannt. 18 Kanonen sind nicht erbeutet, weil gar keine da waren; aber — wenn sie da gewesen, wären sie ganz gewiß erobert worden. Ein Feind, der, jedoch ohne Widerstand zu leisten, in allen Berichten paradirt, ist — eine Windmühle gewesen, welche mit Feuer vernichtet wurde, und freilich gezeigt war, eine Lynquiesche Freischärlerphantasie in Erstürmung zu verstehen. Die dänischen Berichte stellen den ganzen Zusammenhalt als ziemlich unbedeutend und resultatlos (!) dar. Sie haben einen Ausfall gemacht, und als zuerst die Deutschen sich aus dem Gefechte zurückzogen, auch sich — mit 40 bis 50 Todten und Verwundeten — zurückgezogen; nur haben sie den Sachsen ein Paar Kanonen abgenommen. Wir wollen aber den Dänen nicht traun, sie haben, sagt ein anderer Freischärler-Literat, die Manier, ihre wirklichen Ver-

*) „Wenigstens das Doppelte," sagt die Deutsche Zeitung.

Digitized by Google

laufe zu verhehlen, und sind so barbarisch, „mit Spießruthen zu spießen,“ was sie von den Preußen im vorigen Jahre gelernt haben. Einem solchen Feinde darf man keinen Glauben schenken. Wir halten uns an die früheren, bedeutend verbesserten und revidirten Ausgaben der deutschen Darstellungen.

Erstens haben die beiden Commandirenden, Generalmajor von Wynecken und von Heinz den ersten Siegesjubel sehr bedeutend herabgestimmt. Der Erfolgsmanne sagt in seinem Rapport, daß bei der „Erstürmung“ nur ein Paar Schildwachen angetroffen wurden, welche durch einen Bajonnetangriff von den Bayerischen Brigade ohne Schwierigkeit bestegt wurden, und daß man sich „von den Verschanzungen ohne namhaften Widerstand zu finden, in Besitz setzte.“ Erst jenseits der Höhen zeigten sich dänische Truppen,“ und nach einem ruhmvollen, aber nichts entscheidenden Gefecht zog man sich beiderseits zurück. Den Kanonen und Gefangenen meldet er kein Wort.

Der sächsische Generalmajor spricht eben so wenig von „Erstürmung“, sondern erzählt ganz einfach, daß die beiden Brigaden „um sich von der Stärke des Feindes zu überzeugen“ vorzugehen Ordre hatten, und daß „die Colonne,“ wo den Höhen angekommen, bisselben erstieg. Die Truppen wurden aber „gezwungen ihre Stellung zu verlassen, nachdem zwei Zwölfpfünder demontirt waren.“ — „Beim Abfahren gerieth noch ein Geschütz in Sumpfboden und versank.“ — „Eine bayerische Batterie konnte sich in dem Feuer der Strandbatterie auch nicht behaupten, und mußte wieder zurückgehen.“ Dies scheint Alles sehr klar und verständlich; besonders das Wort „Abfahren“ scheint jeden aufsteinenden Gedanken von einem glorreichen Sieg den Weg zu sperren. — Jetzt folgt aber eine etwas unklare Relation von „Vertheidigung der Höhen“ — „Plänklerfeuer“ ꝛc.; und der Rapport schließt mit Schonung des Andrucks: „Es steht zu bezweifeln, ob es gelingen werde, die zurückgelassenen Geschütze zu retten!“

Diese beiden officiellen Rapporte werfen, wenn auch in sehr vorsichtigem Style gehalten, schon ein ziemlich ungweideutiges Licht über jene, anfangs ganz Deutschland berauschenden Nachrichten. Nachdem aber die regulären Truppen der Presse bemerkt haben, wie auffallend die Aktion der commandirenden Generale von denen ihrer correspondirenden Freischärler abweichen, heilen auch sie sich bestens jene ersten Berichte zu berichtigen, und fegar die officiellen Rapporte zu ergänzen. Die „Norddeutsche freie Presse“ und nach ihr die Börsenhalle u. s. w. u. s. w. erklären jetzt sehr ehrbar, fast mit Wehmuth, daß „die ersten Berichte sehr übertrieben waren,“ daß „das Gerücht von den 18 eroberten Kanonen falsch ist“, daß der Brückenkopf und die (zerstörte) Brücke „sich noch in den Händen des Feindes befanden“, daß „dieselbst fast keine Gefangene gemacht worden“; endlich bestätigt es sich, daß die geschlagenen Dänen „heimlich in der Nacht“ wirklich zwei sächsische Kanonen mit sich fortgeschleppt haben.

Das ganze Manöver scheint also bis jetzt tactisch resultatlos zu sein. Die Deutschen sind freilich näher vorgerückt gegen die Festung der Dänen, und haben im Vorrücken einige Redouten erstiegen, welche von schriftstellernden Freischärlern „Barrierschanze Forts“ genannt sind, welche die Dänen aber nicht zu ihrer Festung rechnen, und nur Hügel oder coupirtes Terrain nennen. Die Festung der Dänen besteht aus dem Brückenkopf und aus Sonderburg, beide durch eine Brücke verbunden. Als der Feind heranmarschirte, haben sie aus ihrer Festung einen Ausfall gemacht; daß sie in ihrer durch die Schiffe gedeckten Stellung keine großen Verluste gehabt, ist wenigstens wahrscheinlich; daß sie nicht draußen geblieben, sondern in ihre Festung, wie Belagerte es pflegen, wieder zurückgekehrt sind, das nennt natürlich ein strategisch-gebildeter Freischärler der Presse „den Rückzug“ oder „die wilde Flucht der vollständig geschlagenen Dänen.“ — Man wird sich jetzt nicht mehr wundern, wenn die Dresdener Zeitung sich von den Errungenschaften jener berühmt gewordenen „Erstürmung“ sogar schreiben läßt: „Der Punkt bei Düppel ist von deutscher Seite fast gar nicht zu halten, da er von zwei Seiten mit leichter Mühe bestrichen werden kann.“ — Man muß also entweder zurückgehen, oder auf einen Verzichtungs-Belagerungskrieg mit ungeheuren Opfern losgehen.

Notizen.

[Erklärung des Generals Fabvier.]

Französische Blätter enthalten folgende Erklärung: „Mehrere Journale haben den Grund zu der Rückkehr des General Fabvier in einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem dänischen Kriegsminister, in Betreff der Leitung der Kriegsoperationen gesucht. Dies ist ein Irrthum, welchen wir widerlegen müssen. Nachdem der König von Dänemark den General Fabvier veranlaßt hatte, die Armee zu inspiziren und sein Gutachten in Betreff des zu ergreifenden Vertheidigungsplans, bat der General, eingedenk der steten Freundschaft Dänemarks für Frankreich einen Auftrag anzunommen, welcher höchstens sechs Wochen Zeit erforderte und dem General es möglich machte, noch vor den Wahlen zurückzukehren. Der König von Dänemark erwieß dem General Ehre und Zutrauen und die Nation folgte dem Beispiel des Königs. Der General lernte bald kennen, daß die dänische Armee ihres ersten Vaterlandes, welches stets einen ehrenvollen Rang unter den civilisirten Nationen behauptet, würdig sei.

Der Waffenstillstand ging am 26. März zu Ende. Am 20. wurde der Feldzugsplan einstimmig vom Staatsrathe angenommen. Der Erfolg war unzweifelhaft und in einer Woche wäre man der verschanzten Position vollständig Herr gewesen. Nicht Lage Verlängerung des Waffenstillstandes änderten Alles. Eine unerhörte Intrigue! Mit Hintenansetzung der vermittelnden Mächte wurden 40,000 Mann Deutsche, denen noch 20,000 folgten, von der frankfurter Versammlung in die Herzogthümer gesandt. Daß Dänemark den Kampf gegen das ganze Deutschland nicht allein aushalten konnte, war einleuchtend und General Fabvier fand den König und seine Minister von der Nothwendigkeit überzeugt, sich auf eine defensive Stellung zu beschränken, bis zu dem wahrscheinlich nicht fernen Augenblicke, wo Europa's Augen aufgehen werden, über einen Angriff, welcher alle alten Traktate, namentlich den von 1815 kränkt und eine offene Drohung gegen Frankreich, die Schweiz, Holland, Rußland und andere Mächte enthält. Dann wird die dänische Armee sich wieder in den ersten Reihen zeigen; sie liegt ist fest, nach mehreren ehrenvollen Treffen, wider Willen gezwungen, inaktiv zu verbleiben.

Der König und seine Minister, unter welchen der Kriegsminister, der persönliche Freund des General Fabvier ist, lassen unter Dank und nur wenigen den General zurückkehren, nachdem seine längere Anwesenheit für jetzt wenig nützen würde und die für dieselbe festgesetzte Zeit zu Ende ist.“—

Ohne auf das politische Raisonnement des Generals hier ein Gewicht legen zu wollen, steht man wenigstens daraus, wie vorellig das Urtheil über die Aussicht des Generals gewesen ist, wie wir gleich über die Kinlichkeit des Correspondenten gewundert haben, der so ohne Weiteres glaubt, daß der General kann mit einem Fuße am Lande, mit Allen und Jeden von den nähren Verhältnissen geschwapt haben sollte, selbst wenn diese der Art, wie man berichtet hat, gewesen wären.

[Neue Postsystem in Dänemark.]

Eine kleine Broschüre, von dem Postrevisor Fr. Klee in Kopenhagen, der Regierung und dem Reichstage gewidmet, veröffentlicht den Plan zu einem neuen Postsystem für Dänemark, basirt auf der Verlängerung der Kopenhagen-Roeskilder Eisenbahn nach Korsöer und Dampfschiffslinien von diesem Orte aus nach verschiedenen Hauptpunkten der dänischen Inseln, Jütland und der Herzogsthümer. Der Plan, der mit vieler Sachkenntniß aufgestellt ist, hat sich bis jetzt vieles Beifalls zu erfreuen gehabt. Der Verfasser weist nach, daß die Ausführung des Plans rentiren kann und daß er dem ältern Postsysteme weit vorzuziehen ist, und er ist der Meinung, daß kein Etablissement, welches unmittelbar rentirt, zu groß sei für eine Regierung, die sich auf ein einiges, kräftiges und wohlhabendes Volk stützt. Die Ausführung des Plans würde allerdings zu einer erhöhten Frequenz und zu einer sichern und schnellen Verbindung zwischen allen Theilen der dänischen Monarchie führen. —

[Zur Statistik der dänischen Pfarren.]

Aus einer neuen Revision der dänischen Pfarre-Aemter geht hervor, daß es von solchen 1,014, mit einer jährlichen Gesammteinnahme von 1,230,500 Rbdlr., oder einer Durchschnittseinnahme von 1,213½ Rbdlr. giebt. Die Bischöfmer und Probsteien sind hier nicht mit veranschlagt. 52 jener Aemter geben jedes über 2000 Rbdlr.; 627 zwischen 1 und 2000; 335 unter 1000 Rbdlr. jährlicher Einkünfte.

[Militaire Lieferungen in Dänemark.]

So wie bereits längst das dänische Marineministerium fast alle, für den Bedarf der Flotte nöthigen Sachen, wenn diese nicht speciell auf den Werften verfertigt werden mußten, durch öffentliche Licitation in den Bereich der Concurrenz der Kaufleute und der Handwerker hat übergehen lassen, so wird dasselbe System von jetzt an, laut einer Bekanntmachung des Kriegsministers, hinsichtlich der Landarmee stattfinden, und ist dadurch eine neue bedeutende Erwerbsquelle, namentlich für den dänischen Handwerkerstand, eröffnet worden. Die großen militärischen Tuchfabriken, Schneider- und Schuster-Etablissements werden demnach niedergelegt werden.

[Actien-Unternehmungen in Schweden.]

In Stockholm sahet man zu zwei größeren Actien-Unternehmungen ein: zu dem Bau eines großen neuen Schiffswerfts auf einer kleinen Insel „Villa Essungen“, und zur Anlage eines Theaft im großen Style im Thiergarten. 40 Actien à 1000 Rbdr. sollen bereits in den ersten Tagen der Bekanntmachung des letzten Planes gezeichnet sein.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter.

Sechster Artikel.

Tegnér.

Esaias Tegnér, geboren zu Neu-Soen in Wärmeland, den 13. November 1782, Professor der griechischen Sprache in Lund, Doktor der Theologie und Ritter des Nordsternordens, gestorben als Bischof in Wexiö 1845, ist einer der gefeiertsten Dichter Schwedens, Kunstgenosse Geijers, berühmter als dieser, und gleich ihm nicht blos durch seine Gedichte, sondern gleichfalls durch die Kraft der mündlichen Rede, und zwar theils als geistlicher, theils als wissenschaftlicher Lehrer der Hochschule, recht eigentlich als Redner ausgezeichnet. Drei seiner Gedichte: die Nachtmahlskinder, Axel und die Frithjofssage, haben seinen Namen durch einen großen Theil Europa's verbreitet und durch mehrere Uebersetzungen, besonders des letztgenannten Gedichts, in Deutschland bekannt gemacht. Mit Geijer theilt er die Vaterlandsliebe und die vorherrschende Neigung zu der Geschichte und dem Ruhme der Altvordern; eigenthümlich ist ihm eine Frische, eine Lebendigkeit, ein Glanz des Ausdrucks, wie sie sich nicht leicht anderswo findet. Man hat ihn mit Byron und mit Schiller verglichen, aber diesen steht er an Tiefe des Gefühls und an Gedankenreichthum, jenen Herder'n an Vielseitigkeit nach, wenn er gleich Letzterem an Empfänglichkeit für alles Schöne und an begeisterter Rede gleichkommt. — Wenn nun Tegnér, wie alle schwedische Dichter, seine lyrische Natur nicht verläugnen kann, so neigt er sich doch zum Epischen hin und wählte zwei dergleichen Stoffe in Axel und Frithjof mit glänzendem Erfolge. Leinström hat daher wohl Recht, wenn er sagt: „Tegnér ist streng genommen kein lyrischer Skalde, denn er schliesst sich immer an ein reales Element, und dies ist auch der schwedischen Natur gemäß. Er hat als Lyriker feinen Töne der romantischen oder tiefsinnerlichen Liebesklyrik angeschlagen. Selten findet man bei ihm Frauzen's Unschuldspoesie, oder die warme sanft verschmelzende erotische Dichtung, mit deren tiefer poetischer Weltanschauung, deren sinnreicher Gefühlsdialektik, deren Vergötterung des Weibes als Sinnbild des Göttlichweiblichen. Das Tosende, Stürmische, Große und Erhabene, z. B. die Helden, die rauhen Normannsgötter, die Sonne, das sind die Gegenstände, die er am liebsten und besten besingt, wenn es auch in der Sammlung seiner kleineren Gedichte nicht am Zarten und Sinnigen fehlt.

Tegnér huldigte zuerst noch dem alten Geschmack, z. B. in dem lyrisch-didaktischen Gedicht, „der Weise," dem von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Gothenburg 1804 der Preis zuerkannt wurde, sowie in dem von der schwedischen Akademie gekrönten und belobnten Gedichte „Svea"; doch war dies das letzte Opfer, das er der französischen Schule brachte, nachdem er schon zwei Jahre früher 1809, mit dem „Kriegsgesang für die Landwehr in Schonen" in seiner Eigenthümlichkeit aufgetreten war. Hammarskjöld, der ihn übrigens ziemlich scharf beurtheilte, sagt hierüber: „Dieser Kriegsgesang hat denselben hohen, mit sich fortreissenden lyrischen Flug wie Wallin's Dithyrambus auf den 24. Januar 1808. Der Plan ist wohlersonnen, und die Ausführung in lebhafter, energischer, bilderreicher Sprache und in dem glücklichsten Rhythmus und in einem Spibermaaße, das mit einem Perstisssimo anfangend, alle Zeitveränderungen durchlaufend, mit einem befriedigenden Allegro schliest, ohne daß der Dichter in Verwirrung geräth, wie es den Obendichtern so oft widerfährt, wovon Pindar nicht frei ist, und Klopstock Belege im Ueberfluß liefert," ein Urtheil, das mit Hinsicht auf Pindar und Klopstock wenig Kenntniß verräth, und Tegnér auf Kosten derselben zu sehr herausstreicht. Am wichtigsten scheint mir, daß er in diesem Gedicht, wie überhaupt, sich von dem Phosphorismus unabhängig erhält, wozu sein Aufenthalt in Lund, in der Nähe Dänemarks, nicht wenig beitrug. Hierüber, wie über sein Verhältniß zu Geijer und seine dichterischen Vorzüge und Fehler drückt sich Sturzenbecher etwa folgendermaaßen aus: „Tegnér ging bald ganz und gar in die Richtung über, welche Oehlenschläger's und Geijer's Muse nahmen. Er liebte diese Wingsader, die der schwedischen Natur angeboren ist, und die sich bei Geijer auf's Neue rein und voll zeigte, und er haßte zugleich das mystische Deutschthum bei den Phosphoristen; wie er es auch in Versen und Prosa aussprach, daß das Dunkelgesagte auch dunkel gedacht sei. So schlossen denn Tegnér und Geijer einen dichterischen Bruderbund, um den nordischen Gesang über Thäler und Gebirge hin erklingen zu lassen. Tegnér besitzt nicht soviel dichterische Gefühlstiefe wie Geijer, aber er hat eine weit lebendigere Einbildungskraft; Geijer's Genius hat, so zu sagen, mehr Religion, mehr Innerlichkeit, Tegner's mehr aufflammende, auffackernde Glut, und dabei ein unvergleichlich größeres Talent. Geijer ist ein genialer Natursänger, Tegnér besitzt eine vollendete und bezauberude Meisterschaft; er ist in dieser Hinsicht ein Künstler wie Paganini, sein dichterisches Arpeggio und Pizzicato sind in Wahrheit unvergleichlich. Gebt ihm nur ein Stück Holz in die Hand, und er spielt darauf seine Läufe und Triller so gut, als ob er die köstlichste Kremonageige unter dem Kinne hätte. Und das ist doch wohl der Bewunderung werth! — Lebendigkeit, das ist die Grundeschaffenheit der Tegnerschen Muse. Diese spielt unverkennbar selbst in der Wortwendung und Sprachfigur, sowie in der Menge von Bildern und Gleichnissen, welche alle seine Gedanken umkleiden, wie silberblumige Ranken und prunkende Kapriolen sich in den Hainen des Südens um die Bäume schlingen. Es ist diese unerschöpfliche Bilderpracht, und vielleicht noch mehr, diese Pointe in den poetischen Konstruktionen, welche Tegnér's eigentliche Originalität ausmachen; ich gebe übrigens zu, daß eine solche Originalität eben nicht tief ist, aber sie ist statt dessen äußerst brillant und ihred Zaubers gewiß, während eine Originalität, die mehr auf dem Grunde der Poesie sich befindet, die Wirkung, welche sie machen sollte, häufig verfehlt und ein von der Welt unbemerktes Leben, wie eine verkannte Größe führt. Man hat unserem Dichter vorgeworfen, daß er grade wegen seiner strömenden Lebendigkeit und seiner sanguinischen Bewegtheit sich nicht selten zu tadelhaften Auswüchsen in seinen Gleichnissen und in seiner Bildersprache verleiten lasse, und diese Beschuldigung ist ohne Zweifel nicht ungegründet. Tegnér hat wirklich diesen Fehler, seine Feder nicht zügeln und einen glänzenden Einfall, ein Bild, ein Gleichniß, das sich seiner Phantasie darbietet, unterdrücken zu können, mag es passen oder nicht. Und das Schlimmste ist, daß dieser ganze Apparat oft nur dazu dient, einen falschen poetischen Schein auf das zu werfen, was im Grunde nichts als ehrliche Prosa ist, grade wie ehedem die wohlthönenden Redensarten bei den Verfassern der klassischen französischen Schule dazu dienen sollten, Poesie aus Prosa zu machen. Aber es ist gleichwohl ein Unterschied zwischen Tegnér's Bilderpracht und der gallischen Beredtsamkeit auf der einen und den überdichten Kunstaufdrücken des Phosphorismus auf der andern Seite, und zwar der, daß man die erstere wirklich genießt, wie einen schönen Blumenstrauß, während die letzteren blos zierliche Sprachweisen bleiben ohne allen Inhalt oder künstliche Rätsel von so tiefem Inhalt, daß kein vom Weiße Geborner sie errathen kann. Tegnér's poetische Blumenzierrathen haben immer das Verdienst, daß sie jede für sich ein niedliches Miniaturbildchen sind, und man kann es abgesondert betrachten und daran Vergnügen finden. Ich möchte sogar behaupten, daß eine solche Zierlitur bei Tegnér bisweilen mehr werth ist, als das ganze Gedicht, worin sie vorkommt, etwa wie ein Diamant mehr werth sein kann, als die Hand, an welcher er sich befindet, und es ist doch wahrlich nicht Recht, den armen Edelstein, der doch immer ein Edelstein bleibt, zu verachten, weil die Dame, welche ihn trägt, nicht eine vollendete Schönheit ist. Uebrigens ist Tegnér's Muse, wenn nicht eine ungewöhnlich tiefe, doch eine frische, lebensvolle Seele, reich an edlen Neigungen, angeerstet mit einem guten Herzen und einem klaren, ungetrübten Blicke. Er hat in seinem schönen Gedicht: „der Gesang," gewissermaaßen ein Bild seines eigenen Dichtergenius entworfen. Ich theile davon einige Strophen in etwas freier Uebersetzung mit:

Gebt Acht, ob Meerstut, Thal und Hügel
Schwingt sich des Dichters Genius,
Er, dem die Morgenröthe Flügel,

Digitized by Google

Der Mal den Mantel geben muß,
So früh, wie Vogels Zwitschern klinget,
So mächtig, wie der Donner schnaubt;
Der Kreis der Ewigkeit umschlinget
Mit rothem Rosenkranz sein Haupt.

Er weiß nichts von der trüben Sage,
Dem Schmachten sonder Hoffnungsmuth,
Er kennet nicht die weiche Klage
Dem Mißlaut und von Thränen kühl.
Was er vermißt, zum Ziele brauset
Es hin mit Melodienmacht,
Sein Seufzer spielt im Wind' und sauset
Hin über Grabes Blumennacht,

Sein Tempel steht in lichter Helle,
Ein Dach entsprießt am Fuß des Bau's,
Dem Zeltengdrund folgt die Welle,
Der Skalde trinkt sich Kraft daraus.
Trübsinn und Qual und kranke Sehnen
Verschwindet bis zur letzten Spur,
Der Quell perlt nicht von Erdenthränen,
Er ist des Himmels Spiegel nur.

„In diesem Gedichte Tegnér's, vereinigen sich, wie fast in allen seinen Werken, seine Vorzüge mit seinen Fehlern. In jeder Zeile tritt uns ein Bild entgegen, und einige derselben, z. B. das von dem „Kreise der Ewigkeit", sind gewiß nicht besonders geglückt, wenn man sie im strengen Zusammenhange mit der Umgebung betrachtet; aber das Ganze hat doch die echte Tegnérsche Eigenschaft, daß es sich lesen läßt, ja, daß es blendet, wenn man sich nicht recht eigentlich vornimmt, es mit unbarmherziger Ruhe und Kälte zu prüfen. Selbst die Gedanken sind nicht immer richtig. Wenn es weiterhin heißt, „daß der Skalde keine Sorgen habe, daß der Himmel des Gesanges ewig klar sei," so möchte man dieß, auch ohne ein Dichter von der Thränenwelle zu sein, dennoch bezweifeln dürfen. Aber man darf es darin mit Tegnér nicht genau nehmen; sein Pegasus ist ein arabischer Vollblutshengst, der sich mit Bolzen, raschen und ziemlichen Manieren in Hainen und auf Wiesen tummelt, und es liegt in seinem Freiheitsdurst, hin und wieder einen etwas gewagten Sprung über Hecken und Büsche zu machen, wobei er merkwürdig genug doch immer auf alle Viere wieder zu stehen kommt. Der phobyporistische Pegasus war ein unglückliches Flügelroß, das beständig in den Wolken traben wollte, aber bisweilen jämmerliche Purzelbäume schlug und auf den verachteten Grund und Boden der Erde niederfiel zu nicht geringer Belustigung der Lacher und Spötter."

So viel im Allgemeinen. Nun noch einige Worte über Tegnér's drei schon vorher bezeichnete berühmteste längere Gedichte.

Die Nachtmahlskinder sind, wie Leinstrom sagt, ein didaktisches Gedicht im Geschmacke der Luise von Voß, nicht eigentlich ein Idyll, denn es hat keine individuellen Gestalten, keine Begebenheiten und Charaktere, sondern ist eine erhabene Predigt in klingenden Hexametern, mit beschriebener Einfassung. Die Hexameter gehören zu den besten schwedischen. Das vorangehende Weihegedicht an Norberg ist ausgezeichnet schön.

Axel ist dagegen ein erzählendes Gedicht in vierfüßigen jambischen Versen, von denen je zwei gereimt sind. Der Inhalt ist folgender: Axel ist einer von Karl's XII. Trabanten. Abgesendet von seinem König aus Bender, mit einem Briefe nach Schweden, wird Axel in der Ukraine von zwanzig Räubern überfallen, deren Uebermacht er trotzdem, „daß er, wie Rolf Krake tritt," hätte unterliegen müssen, wenn ihm nicht eine Jägerschaar zu Hülfe gekommen wäre, vor welcher die Räuber entflohen. An der Spitze dieser Jäger ritt eine Amazone; sie nahm ihn auf, pflegte ihn und sagte Liebe zu ihm. Aber Pflicht und Ehre zwangen Axeln, sich aus ihren Armen zu reißen und nach seinem Vaterlande zu eilen. Die Söhne, von Unruhe, Eifersucht und Sehnsucht gefoltert, folgt ihm bald darauf in Männertracht, nimmt Dienste in Petersburg unter den Truppen, welche zu einem Plünderungszuge gegen Schweden ausgerüstet wurden, und fällt in der Schlacht bei Sotafkär. Axel, der an dieser Schlacht auf schwedischer Seite Theil nahm, fand sie, empfing ihre letzten Seufzer, warb wahnsinnig und grämte sich todt. — Der Plan ist sehr einfach und leidet dennoch an Unwahrscheinlichkeiten. Am meisten fällt es auf, daß Maria, die Heldin, deren Absicht bei ihrer Reise nach Schweden war, ihres Geliebten vermeintliche Braut zu tödten, im feindlichen Kriegsheer Dienste nimmt, wo sie doch wenig Hoffnung haben konnte, das Geheimniß zu erspähen, ob Axel wirklich verlobt sei oder nicht. Auch die Schilderungen, z. B. der Ukraine, leiden an übermäßigem Glanz und Farbenschmuck. Eine Vergleichung dieses Gedichts mit ähnlichen von Byron würde bekehrend sein.

Tegnér's Meisterwerk ist die Bearbeitung der Frithiofssage in vier und zwanzig Abschnitten, von denen jeder sein eigenes, wohlgezähltes Sylbenmaaß hat, wie die reiche Fülle von Ortheinschlägen's Helge, welches Gedicht ihn auch, wie er selbst sagt, zu dem seinigen anregte. Die alte Sage ist prosaisch abgefaßt, besteht aus fünfzehn Kapiteln, beginnt mit der Erzählung von den Kindern Bele's und Thorsten's, vorzüglich der Erziehung Frithiof's und Ingeborg's bei dem alten Hilding, geht dann zum Tode Bele's über, dem sein Waffenbruder Thorsten bald folgte, und schließt mit der Zeit, wo Frithiof zum Besitze Ingeborg's und des Reichs von Bele kommt. Der geschichtliche Frithiof ist in das achte oder neunte Jahrhundert zu setzen, der Schauplatz größtentheils Norwegen; besonders die Gegend um den Meerbusen Sogn. Hier lag das in der alten norwegischen Geschichte oft vorkommende Königreich desselben Namens. Das Reich, welches der alte König Ring beherrschte, welcher vortrefflich dargestellt ist, hieß Ringarige, welchen Namen eine höchst anziehende Gegend, einige Meilen nördlich von Christiania, noch jetzt führt, wo man auch noch den Felsenstuhl dieses Königs zeigt. — Im Ganzen ist der Dichter der Frithiofssage gefolgt, bisweilen auch der Thorsten-Wikingssaga, oder auch von beiden abgewichen und hat aus eigener Schöpfung dazu gethan, so daß das Werk in dieser Hinsicht dem Cid von Herder zu vergleichen ist. Fast alle schwedischen Dentheiler, besonders Atterbom, sind voll von dem Lobe dieses Gedichts, und in der That ist keines von Tegnér freier von Fehlern und reicher an Schönheiten. Sturzgebecher sagt darüber: „die Frithiofssage Tegnér's ist weltberühmt geworden. Ohne zu denen zu gehören, welche aus blinder Abgötterei Alles, was Tegner's Namen trägt, in den siebenten Himmel erheben, darf man es doch mit Recht für ein Gedicht von großem und echtem Werthe halten, das in der ganzen schönen Literatur Europa's einen Ehrenplatz behaupten wird. Es ist in weit höherem Grade ein Kunstwerk als Atterbom's Insel der Glückseligkeit, obgleich diese von Vielen höher gestellt wird. Die erste Bedingung bleibt doch immer, daß ein solches Werk aus Einem Guße sei, und nicht von vorn eine Strene, von hinten mit einem Fischschwanz. In Tegnér's Frithiofssage finden sich vielleicht keine überschwänglichen Schönheiten, bei denen man vor Entzücken außer sich geräth, wie bei einer überraschenden Aussicht; aber, wo man auch das Buch öffne, man kann sicher sein, etwas zu finden, das erfreut und einnimmt; überall erblickt man eine nordische Sommerlandschaft, wo man sich gern niederläßt, um eine Blume zu pflücken."

Auch unter den vermischten Gedichten ist vieles auszuzeichnen, z. B. der Sommergesang, das Lenzige, der Held, der Winter, das Feuer, die Fluth (wobei dem Dichter Göthe's Mahomet'sgesang vorgeschwebt hat), der Maigesang, die Sonntagsschule, bei der Einsegnung eines Jünglings, Napoleon's Grab, welche letzteren ich als Proben beifüge.

Sonntagsschule.

's giebt eine Schule, welche bleibt, —
Manch andre kommt bald und der Mode —
Wo Wahrheitsunterricht man treibt,
Doch — zwischen beiden nur nach Tode.

Der Schüler hört die Stimme hehr
Des himmlischen Zuchtmeisters klingen
Von Zions Ehor; schaut ihn daher
Dem Sinai die Tafeln bringen.

Wie schön dort spielt die Laute man!
Wie schön, sich dort Lob zu gewinnen.
So viel zu lesen, wie man kann,
Bis man zur Weihnacht muß von hinnen.

Der Lehrer schickt hinweg uns nicht
In diese Welt, nein, in die zweite.
Er lädt uns nicht auf dem Gefecht,
Gibt und empor auch das Geleite.

Bleibt bei uns durch das ganze Jahr,
Weiß bald zu warnen, bald zu locken;
Worm weht sein Hauch dem Silberhaar,
Und kühl der Jugend gluthen Locken.

Nicht Höherem klingt hier und dort
Von irgend einem Lehrerstuhle:
Denn lausche seinem Vaterwort,
Du Sonntagskind der Sonntagsschule.

Digitized by Google

Bei der Einsegnung eines Jünglings.

Ueber's Meer, das zweier Welten Schride,
Führen Stern' und Kompaß deinen Kiel;
Fester Will' und sichte Einsicht beide
Gute Steurer sind's zum irdschen Ziel.

Ueber's Meer, das zwischen zwei'n sich breitet,
Welten auch, allhier und oben dort,
Nimm hier eine Karte, die dich leitet,
Drobet Nacht und Sturm auf deinem Bord.

Eine sich're, sie entwarfen Hände
Dort, wo Erd' und Himmel sich vergnügt.
Folg' ihr, und du läuft sicherlich am Ende
Zu den Hafen, welchen sie dir zeigt.

Napoleon's Grab.

Ruh' seinem Staub! Wo auch sein Hügel,
Er prangt mit Säul' und Siegeslaub;
Nur seine Ehre trägt der Flügel
Der Zeit zur Grenze. Ruh' dem Staub!

's war seine Größe, daß er wollte
Bereinen trotz dem Scheidewall,
Als sich mit Neu verwühlten volle —
's war seine Größe wie sein Fall.

Sie schmelzen nimmerdar zusammen,
Sie trennten sich in seiner Hand.
Und schlugen auf in lichten Flammen,
Und Kriege führten See und Land.

Das Neue trifft sich mit dem Alten,
Wie trückwärts kehrt der Sonne Schwung,
Wo War und Ist sich wird gestalten.
Und Hoffnung und Erinnerung.

Kannst du die Waage, welche stellten
Zwei Zeiten zwischen Kratern, sehn?
Ein Grenzstein zwischen zweien Welten
Steht seine Urne — laß sie stehn!

Dort kann er beide überblicken
Und schwingen seinen Herrscherstab,
Wie Beide ihre Wogen schicken,
Zu kämpfen um sein Heldengrab.

Tegnér ist als Redner nicht minder groß denn als Dichter, wenn gleich seine, wie Herder's, Prosa nicht selten in's Gebiet der Poesie hinüberschweift. Unter seinen akademischen Reden zeichnet sich die zur Vermählung des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Schweden, Oscar und Josephinens, am Oscarstage 1823 gehaltene aus. Ich habe in meinen „Entwürfen zu Abhandlungen und Reden, Breslau 1832“, eine Inhaltsanzeige derselben mitgetheilt. Sie handelt von den Staats- und Volksbewegungen in Europa, und hat, durch die Aufgabe, wie durch die Ausführung, in unsern Tagen an Anziehungskraft eher gewonnen, als verloren. Sie ist ganz im sogenannten konstitutionellen Geiste geschrieben. An der Spitze steht der Satz, daß die Macht weder vom Regenten, noch vom Volke, sondern von der Vereinigung Beider ausgehe, daß das Volk aber Rechenschaft von der Regierung fordern dürfe, daß Gesetz sei die höchste Macht im Staate. Dann werden die sprkulativen Konstitutionen mit den historischen verglichen, und von der Vereinigung Beider das Heil erwartet, mit einem Rückblick auf Schweden. Ich kann mich nicht enthalten, den Schluß der Rede hier mit den Worten einer in Lübeck 1825 erschienenen Uebersetzung zu geben: „Doch wie, die wir im äußersten Norden wohnen, die wir Hochgebirge zur Mauer und das Meer zum Laufgraben um uns haben, die wir auf dem Amphitheatre Europa's stehen und sicher auf das große Trauerspiel im Süden hereniederschauen; was rühren uns die Streitigkeiten der Zeit, die nicht bis hieher gelangt sind; was bedürfen wir einer Versöhnung, da sich noch kein Streit gezeigt hat? So fragt vielleicht die halbwache Gedankenlosigkeit oder selbstliebische Thorheit. Denn wie entlegen wir auch sind, so machen wir doch einen Theil des großen Staatenvereines aus, der die gebildete Welt umfaßt, wie sind in der allgemeinen europäischen Mutterkirche eine auf dem Mittelpunkte wirkende Kapelle. Es gibt, wie die Welt nun ist, keinen gebildeten Staat, der gänzlich abgesondert dastehe, jede Erschütterung im Mittelpunkte wird selbst in den äußersten Theilen, obwohl vielleicht als eine leichtere Bewegung verspürt. Es ist außerdem weniger eine äußere, als eine innere Krisis, welche Europa erschüttert, sie ist ein geistiges Erdbeben, das durch die Geschichte unserer Tage geht Wie ein unterirdisches Feuer lebt der Geist der Unruhe unter uns; unter den Meeren, unter den Bergen hat er seinen vorbergenen Gang, und wo er ausbricht, weiß Niemand. Doch sind wir auch, wie ich hoffe, gegen einen Ausbruch unter uns gesichert, wer sichert uns vor äußerer Gewalt? Die Grundsätze, die sich für jetzt in Europa geltend gemacht haben, scheinen nicht abgeneigt zu sein, nun der saumseligen Uebergezogung mit dem Schwerte nachzuhelfen. Wie alle junge Macht, so rechnen auch sie gerade nicht Duldsamkeit zu ihren Tugenden. Sie wuchern mit dem Augenblick, möglicherweise von einer dunkeln Ahnung geleitet, daß ihre Zeit schnell vorüber sein könnte. Doch, ehe sie vorüber ist, könnten freigeborene Verfassungen in ihren Grundsesten erschüttert, friedliche Völker gezwungen werden, für Gesetze zu kämpfen, die zu geben, sie sich selbst berechtigt geglaubt haben. Wir wollen hoffen, daß dieß nicht eintreffe, aber auch nicht fürchten, selbst wenn es eintreffen *sollte*; denn nur der Thor fagt zum Frieden: Du bist mein; oder zum Unglücke: Du bist unmöglich. Also auch in unserem begrumschlossenen Norden, auch in der ältesten Adelerwohnung, die eine gesetzliche Freiheit sich auf dem Gipfel von Europa erbaut hat, auch da hat die politische Verfohnung ihren Platz. Auf ihr, auf Besonnenheit und Mäßigung beruht nunmehr alle äußere und innere Selbstständigkeit, jeder mögliche Uebergang zu etwas Besserem. Auch für uns muß also das persönliche Symbol einer ähnlichen Versöhnung kostbar und willkommen sein. Unsere alte Geschichte spricht von einer Margaretha Fridkulla, die mit ihrer Hand die Grenzstreitigkeiten zwischen den nordischen Reichen beilegte. Sei uns deshalb doppelt willkommen, Du, Oscar's junge Braut, Du neue Fridkulla. Lege für uns — nicht den unbedeutenden Zwist um einige Halden und Berge — bei, sondern den wichtigeren, den weltgeschichtlichen Grenzstreit zwischen zwei Kämpfenden Zeitaltern! Sei uns ein Friedenszeichen zwischen dem Alten und Neuen! Denn Du bist ein Kind des Verdienstes welches sich selbst trägt; und zugleich eine Tochter der alten Erinnerung, die um Olof Tratelja's Grab und um Upsala's Hügel weilet. Du bist ein Sprößling des Heldenmuthes und der Sage. Willkommen deshalb in Deiner Ahnen Heimath, willkommen im Lande der Helden und der Sage!

Doch Du, der Du sie besitzest, Du, dessen Name dieser Tag trägt, erinnere Dich, Du Königssohn, welche Verbindlichkeit Dein Geschick Dir auferlegt. Wohl bist Du glücklich, denn in der Königsburg umbuset Dich eine geliebte Braut, und dort außen vor ihr trägt Dich des Volkes Liebe auf ihren Schwingen. Indem tritt Du in einer stürmischen Zeit vor das Antlitz der Geschichte, die mit scharfen Blicken prüft, und ihr Gericht in unvergängliche Tafeln gräbt. Denn ist es, nicht blos Deines königlichen Vaters weltberühmten Namen aufrecht zu erhalten, sondern auch den des nicht weniger weltberühmten Vaters, wo große Erinnerungen um den Thron schweben und kein Krieg sich zu seiner Ehre schließt. Ein neues Zeitalter blickt auf zu Dir, die Hoffnungen zweier Nationen tragen nur Deine Farben. Deshalb sei stark, wie der Muth der Jugend, sei weise, wie des Alters Erfahrung. Deine Gerechtigkeit sei des Gesetzes, und Deine Milde wie die der ewigen Barmherzigkeit! Heil Dir und Glück, Du Augarsel Nordens, Du der Zukunft Rekkalnodye! Ja, mag der Oskartag, dessen Aufgang und erfreut, einst mit gereiftem Glanze, mit gereiftem Segen über unsere Söhne leuchten!

Gebet.

Du Gott, der durch der Sekeln langes Band
Den Norden hast bewahret und erhalten,
Entsiehe deinen Arm nicht Stadt noch Land,
Gieb Glück dem Volk, Kraft deiner Knechte Hand,
Und laß in Swea nicht den heil'gen Volksstamm schalten.

Auf Odin's Stuhl, auf der Karole Thron
Trink' Oscar und sein Same Herrscherwonne!
Von Pol zu Pol schall' seines Ruhmes Ton,
Und auf der Sterne Kranz, auf goldner Kron
Erglüh mit hehrer Pracht der Zeiten Abendsonne!

Doch ob die Rosenkrone der Ehre entwächst,
Und wie Vergißmeinnicht im Vorderkranze,
So freue Josephina uns zumächst,
Die gattlich da der Engel Schönheit trägt,
Die wie auf Heldengruft ein Aff im Mondenglanze.

In Swea's Salen weile Friede und Licht!
Und Licht und Friede in unsere Nordens Hütten!
Doch, naht dem Strand der Kämpfe Weltgericht,
Dann Gott, auf, daß den Wogen gleich sich's bricht,
Mit Gott für Heerd und König kühn den Tod erstritten!“

Digitized by Google

Ich glaube noch weniger, als wegen der Erwähnung des Geschichtschreibers Geijer, hier wegen dieser, den Redner Tegnér betreffenden Probe, um Entschuldigung bitten zu dürfen — wobei ich nur die falschen Reime bei mir unbekannten Uebersetzern nicht auf meine Rechnung nehme, — theils, weil die Beredsamkeit der Personen noch näher steht, als die Geschichte, theils, weil dieses Bruchstück selbst mit Versen schließt. — Aber ich glaube, noch eine Mittheilung, zum Theil mit Stirzenbecher's Worten machen zu müssen. Tegnér hatte kein so glückliches Alter wie Geijer. Er erkrankte an Leib und Seele. Er hätte in seinem lieben Lund bleiben sollen, wo man ihn so sehr liebte, statt Bischof in Wexiö zu werden. Denn er hatte eine unwiderstehliche Persönlichkeit, er war unerschöpflich an geistreichen Einfällen, Witzworten und Scherzen, und nahm es dabei nicht genau, wenn sie auch nach Luther's Art bisweilen etwas grobkörnig waren. Aber in Wexiö kränkelte er, und war nicht mehr der alte Tegnér, er ahmte sich, wenn er die Feder ergriff, selbst nach, er tegnérisirte. Dazu kam, daß er allmälig seine staatlichen Grundsätze änderte. Er war anfangs liberal gewesen und wurde zuletzt ein Ultrakonservativer. Der Kehrwerd in seinem Gedicht auf Karl XII. lautet:

Es heißt das schwedische Essen,
Fort, Molkonliebrut!
Wir werden's euch beweisen —
Ihr Blauen, drauf mit Muth!

und ward die Losung für ganz Skandinavien. In seinem herrlichen Liede, „der Held,“ heißt es:

Was vermodert ist, soll stürzen,
Und ein Neues soll erwachen
Frisch aus der Verwesung Stand.

Und das Vermoderte stürzte, aber Tegnér erschrak, und wollte nun die Zeit in ihrem Kraftschritt aufhalten, ohne es zu können, er, der sie doch selbst in Gang gebracht hatte. Der Grund zu diesem Wechsel lag vielleicht in einer gewissen Charakterlosigkeit, Schwachheit, Feigheit — Sturzenbecher nennt es Freiheit. Sei es, was es sei, vergessen wir über den Greis nicht den Jüngling und Mann, der sich einen unsterblichen Namen in der Dichterwelt gegründet hat!

Zu der Gothenschule werden noch P. H. Ling, geboren in Smaland 1776, Fechtmeister in Lund, nachher Vorsteher des gymnastischen Centralinstituts in Stockholm, Professor und einer der Achtzehn, gestorben 1839, und A. A. Afzelius, geboren 1785, Pastor in Enköping, gezählt. Ling war eine rein realistische Natur, rauh und etwas zu unredlich; seine Poesie geht über die Schneegrenze hinaus, wo selten eine Krähe in den Birken trächzt, oder eine einsame Tanne über den Sturz des Bergstroms hinhängt; wiewohl er leidsamerweise auch ein völlig entgegengesetztes Idyll, „die Liebe,“ im Schäferstyl dichtete. Aber übrigens ist Alles bei ihm grosartig und riesig. Wie Geijer und Tegnér lyrische Barden, so wollte er ein dramatischer werden und nahm sich Oehlenschlager'n zum Muster; nächstdem dichtete er auch ein paar große nordische epische Gedichte: „die Asen“ und „Upsing.“ Aber in den letzteren ist er zu geschichtlich, und in den dramatischen fehlen Charaktere und Handlung. Dabei klebte er die veralteten Ausdrücke übermäßig und war stark in neuen Wortbildungen, so daß sein Styl etwas berserkerartiges hatte. Und wie er dichtete, eben so sonderbar ging und stand, lebte und kleidete er sich auch. Seine neue Gymnastik hat in Deutschland seinen Namen bekannter gemacht, als seine Gedichte, von denen ich hier eines der gemäßigteren beifüge:

Wälnemöinen's Gesang.

Zwischen deine Berg' und Wellen
Stellte, Norden, mich die Gottheit;
Doch mein Sinn war mondermüdt,
Und mein Sang war sonnenwarm.
Fernes Ursprung, Weltbeginn
Sang ich, und der Dinge Wesen,
Es erschoß davon die Luft,
Es erklang die tiefe Schlucht.
Tands Gespänen, eines Irdschen
Lebens Flüchtigkeit bedrieb ich,
Wannen Thal und Thräne stammet;
Wilden Zornesfinn erweckt' ich,
Sorgenvolle Herzen klärt' ich,
Da die Kraft der Alten wuhrt' ich
Bange Hüttenmüthsbedrowhet.
Wann den Silberstrang ich rührte,
Auf der Füße Doppelpaar
Stracks auf ihren langen Schenkeln
Kam des Waldes flotze Brut,
Meinem süßen Spiel zu horchen.
Die Besiederten des Waldes
Fanden auf sich ein zum Tanze
Rascher als mit Windes Flügel.
Wann den Silberstrang ich anschlug,
Alles, was in wilden Wogen
Mit sechs Flossen hin und her
Schleifet und mit vier Paar Rudern,
Kam zu horchen meinen Weisen;
Kräftig hob sich selbst die Meerfau,
Brustgeschient an's Felsenufer,
Und emporgetrieben, um besser
Meinem leichten Spiel zu horchen.
Schwere Tropfen rollten nieder
Selbst aus meinen eignen Augen
Auf die breitgewölbte Brust
In den Knien gewandbinunter,
In den Füßen sammtinunter;
Erdenfestigkeit so schaf ich.
Jetzt will Wahmainne ruhn,
Zur verborgnen Tiefe steigend,
Wo die Töne ewig schweigen.

Afzelius hat sich besonders durch Sammelwerke verdient gemacht. Im Verein mit dem Dänen Rask gab er die alten Edda's heraus und übersetzte sie; im Verein mit Geijer veröffentlichte er drei Bände „schwedischer Volkslieder,“ und für sich allein einige Hefte „schwedischer Volkssagen,“ eine Menge aller Ueberlieferungen in Versen und Prosa, — lauter verdienstliche Arbeiten. Als Dichter hat er weniger gelesiet, ist aber doch deßwegen nicht zu übergehen, weil er, obgleich ein lebensfroher, jovialer Mann, als Dichter sehr feierlich und bis zur Ueberstreibung gothisch ist. Wenn sich Geijer mit Klopstock in Rücksicht der Vorliebe für die alte vaterländische Zeit und einer danach sich modelnden Sprache vergleichen läßt, so kann man sich bei Ling's und Afzelius' „hyperboräischer, urnordischer, wolfspelgartiger Poesie“ an das Bardengebrüll einiger Nachahmer Klopstock's erinnern, weshalb denn diese Gothen auch von schlechten und guten Spottdichtern, zu welchen letztern Söderg (Bitalis) gehörte, mit Recht, wenn auch bisweilen auf zu gemeine Art gezogen wurden.

„Einen Fehler — sagt Sturzenbecher — hat die gothische Schule“ (eigentlich doch wohl nur diese letzten Dichter) „mit der phosphoristischen gemeinsam, nämlich die Preciosität“ (darunter wird die Verschwendung, die Ueberladung mit edlen Metallen und Kostbarkeiten verstanden). In dem Gedichte von Afzelius, „der Reck“ (Rig. Flußgott), finden wir nicht blos eine goldene Harfe mit Silbersaiten, sondern auch goldenes Haar, eine goldene Burg und obenein einen Demantsessen. Daran hat man denk' ich, mehr als genug: es ist ein ganzer Juwelirladen. Aber das war dieser geehrten Herren Sitte; sie streuten Gold, Silber, Demanten und echte Perlen, Purpur und Krystalle, Ambra und Balsam mit einer Gleichgültigkeit aus, die man kaum von Anderen, als königlichen Millionären und verschwenderischen Damen, den einem Krösus, oder einer Baronesse Rothschild erwarten dürfte. In ihren Gedichten regnet es edle Metalle, Rubinen, Smaragde, Saffire; sie haben ein Golconda in jeder Reckkasche. Diese Preciosität findet man übrigens noch fortwährend bei unseren neuesten Dichtern in hohem Grade: es ist ein Luxus, der sich in unsere Dichtersprache eingenistet hat, und mit dem die Kritiker nicht länger Nachsicht haben sollten.“

Eines ähnlichen und noch schlimmeren Fehlers machte sich in Deutschland die zweite schlesische Schule, besonders Hoffmannswaldau und Lohenstein, schuldig; denn sie waren nicht blos verschwenderisch mit Gold und Edelsteinen, sondern sie waren schwülstig, und sogar schmutzig. Sie waren angeschreckt durch die damaligen italienischen Dichter, besonders Marino; wie späterhin selbst Wieland und Thümmel, wenn auch auf feinere Weise, der französischen Lüsternheit bisweilen fulhigen. Den diesem Makel haben sich die schwedischen Dichter rein erhalten; doch wollen wir dabei nicht vergessen, daß Italien und Deutschland, in Dante und Ariost, in Schiller und zumal in Klopstock, die ernstesten, erhabensten und keuschesten Dichter hervorgebracht hat.

K. L. Kannegiesser

Bücherschau.

Om de Fremmede Ord i vort Modersmaal.

(Ueber die fremden Wörter in unserer Muttersprache) af Magister Martin Hammerich. Kopenhagen. 1848.

Dieses kleine Büchelchen verdankt sein Leben einem Vortrage des Magister Hammerich in der „Fan-

Digitized by Google

dinavischen Gesellschaft" zu Kopenhagen; es ist das lebendige Wort, welches hier, zu weiterer Verbreitung, dem Druck und Papier übergeben wurde. So manches Wort wird gebraucht und gebraucht und geht doch ohne Wirkung vorüber; daß hiesige eine nachhaltige vorbehalten ist, gewähreleistet schon nicht wenniger seine angiehende Form als seine praktische Bedeutung. Der Redner hat es wirklich verstanden „Gossen und Worfsormen, die eben kein allgemein beliebter Unterhaltungsgegenstand sind" dennoch zu behandeln, daß sie es eben geworden. Es fällt dem Redner natürlichterweise nicht ein — wenn er auch sagt, daß sie fremden Wörter „der Zopfzeit gehören. und mit dieser letzten und sterben werden" — Alles, was aus fremden Sprachen in die Muttersprache übergegangen ist, auch hier wieder verbannen zu wollen; die Fremdwörter die aufgehört haben fremde Wörter zu sein, „die sich bereits den Gesetzen der dänischen Sprache unterworfen, und alle „Macken" und ausgezeichneten Forderungen verlieren und aufgegeben haben" betrachtet er nicht länger als zudringliche Gäste, sondern als Brüder, die sich das Eingebornenrecht erworben haben, und diese Betrachtung ist wohl die, welche jeder Sprachforscher und jeder Sprachverbesserer gerade festzuhalten hat, wenn es durch seine Wirksamkeit einen wirklichen Nutzen erzielen will und wird. Mit seinen treffenden Bemerkungen und Beispielen, die mit vielem Humor gewürzt sind, fesselt der Vortrag in hohem Grade. Und der Menge heraus greifen wir eins: „Solche Redensarten „Fürste Geist, präsenter Gewähr!", sind so dänisch geworden, daß sie die Erbitterung der „Schleswig-Holsteiner" unter dem Namen „dänischen Commando" hervorgerufen haben."

Der Vortrag kündigt sich als erster, nämlich „von der Menge und Schädlichkeit der Fremdwörter" an; es einem künftigen Vortrage vorgriffe der Redner, die Art und Weise, auf welche, überwiesen wird mit der natürlichen Entwickelung der Muttersprache, gegen die fremden Wörter gekämpft werden muß, zu behandeln. Er hofft, das Dänen, Norweger und Schweden einander bei dieser Arbeit behülflich sein werden, die überall in Europa eine Angelegenheit unserer Zeit, wenn auch eine der kleineren geworden ist, und er erklärt den Krieg gegen die fremden, sogenannten europäischen Wörter, für eine nothwendige Fortsetzung des Kriegs gegen das Uebergewicht der lateinischen Sprache — einen Krieg, den der Norden jetzt fast beendet hat. —

Daß von den drei Dialekten der nordischen Sprachen — schwedisch, norwegisch und dänisch — wenn auch die letztgenannte gerade nicht Mangel an fremden Wörtern leidet, doch die entgegennahme am meisten und am auffallendsten sich bloß zweifelhaften Reichthum angeeignet hat, bemerken wir hier beiläufig; namentlich sind es französische Wörter, welche Eingang in die schwedische Sprache erhalten haben, und der Hof des verstorbenen Königs Carl Johann hat wohl, wenn auch ohne es zu wollen, in Folge seines französischen Ursprunge erster Hand, viel zu dieser Verstümmelung beigetragen. — s

---

Norsk Folke-Kalender for 1849. (Norwegischer Volkskalender für 1849) Christiania. Verlagsbuchhandlung von P. T. Malling.

Die Wichtigkeit und der Nutzen der Volksbücher ist ebenso unzweifelhaft, als daß es eine Menge „Volksbücher" giebt, die nur sehr wenig Zuspruch auf diesen Namen haben. Die Volks-Kalender, haben alle Chancen für sich schneller und in größerer Menge unter das Volk verbreitet zu werden, als alle anderen Bücher, weil jeder einen Kalender haben muß und jeder, wenn der Volkskalender billig ist, gerne nebenbei „Etwas zu lesen" kauft, während es den Meisten sonst nicht einfällt, sich ein Buch anzuschaffen. — Der Volkskalender ist ein herrliches Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen und Erfahrungen, zur Beherzigung von Wahrheit und Recht.

Der norwegische Volkskalender enthält Nichts von dem man sagen möchte; „wäre das nur nicht hier", und schon dieses, daß sein ganzer Inhalt für das Buch paßt, sichert uns eine Empfehlung. Er man wenigstens nicht allen anderen Volkskalendern geben kann. Aber er hat auch seine positiven Seiten, und die kleinen Abhandlungen über die norwegische Jagd und das neue Jagdgesetz von Abbjörnsen, die Erzählung aus Skuklunga Saga, und die Bemerkungen über die norwegischen Personen-Namen von Professor Munch, die Reise-Erinnerungen aus Sibirien, und die Bemerkungen über Leit und Zisterne des Professor Hansteen, welche letztere von einer Stern-Karte begleitet sind, so wie die statistischen Nachrichten über Norwegen, die den Schlußartikel des Buches bilden, werden nicht allein mit Interesse von dem Volke gelesen werden, sondern ihm auch manche Begriffe klären und läutern, manches nützlichen Wink geben. Die beiden Märchensagen von Asbjörnsen und Moe bilden das poetische Element des Buches, und sind ebenso sinnig gewählt wie sie gut erzählt sind; Herrn Moe „Der gerechte Vierschilling" enthält eine Warnung gegen das falsche und so oft gemißbrauchte Sprichwort: „Jeder ist sich selbst der Nächste", eine Warnung, deren freilich der gastfreie Norweger im Allgemeinen nicht bedarf. —

Aus dem Artikel über die Jagd in Norwegen, dürfte vielleicht auch für den deutschen Leser die Zahl der in den Jahren 1846 und 1847 getödteten Bären und Wölfe eine Interesse haben. Im Jahre 1846 wurden 219 Bären und 238 Wölfe, im Jahre 1847, 270 Bären und 259 Wölfe getödtet.

Für einen getödteten Bär oder Wolf bezahlt die Regierung eine Prämie von 3 Sp. Thalern. Der Bär wird als weniger schädlich betrachtet als der Wolf, weil er nicht wie dieser seine Nahrung ganz und gar aus dem Thierreiche nimmt, sondern sie größtentheils aus dem Pflanzenreiche holt. Nichts destoweniger richtet der Bär oft einen großen Schaden unter dem Vieh und den Pferden des Bauers an. Sein Fleisch wird von den Menschen gegessen, und als eine Delikatesse betrachtet. Die Bären-Jagd wird selten anders als einfach durch Hund und Jäger ausgeführt, der Hund sucht den Bären auf, und der Jäger schießt ihn nieder. Oft ist diese Jagd mit vielen Gefahr verbunden. Hier und da fängt man den Bären in sogenannten Bärenscheeren. Die Beetheile die der Jäger von dem Fleisch und Fell der Bären genießt, so auch die Ehre, die mit der Bären-Jagd verbunden ist, wirken als ein kräftiger Sporn zum Nachstreben dieses Raubthieres.

Die Wolfsjagd ist zwar ohne persönliche Gefahr für den Jäger, sie ist aber schwieriger und ungewisser als die Bärenjagd, besonders weil der Hund hier dem Jäger seine Dienste versagt. Die Wölfe, die ihre Nahrung nur aus dem Thierreiche holen, die gewöhnlich mehr tödten als sie fressen, sind sich zu gemeinschaftlichen Raubzügen in größeren Rotten verbinden, sind sehr schädlich. Die nebenstehende Art den Wolf zu fangen, ist im Winter auf dem Schnee, welcher selbst man seine Spuren verfolgt; die Jagd dordert aber mehrere Jäger zu gleicher Zeit und eine große Ausdauer, indem es oft 8—14 Tage wähet bis die Wölfe, deren Spur man verfolgt aufgefunden werden. —s.

Om Skandinaviens Framtid af Emil Key. (Stockholm 1848.)

Das Streben nach national-politischer Einheit, das sich bei den Völkern Deutschlands und Italiens geltend macht und die Triebfeder zu den Bewegungen gewesen ist, die sich unter Oesterreichs Scepter, den Griechen des Orients zu stellen und unter den Romanen der Donaufürstenthümer gezeigt haben, hat sich auch unter den so innig beieinanderen Stämmen des Nordens gezeigt. Die kleine Broschüre, deren Titel wir oben angegeben haben, ist eine Art skandinavisch-patriotischer Phantasie, ein Ausdruck des Strebens und der Gefühle, welche die Herzen der jungen Skandinavien beben. Sie sieben es, ihre Aera von der Zeit — Jahr 1814 — zu rechnen, wo Tegnér mit dem begeisterten Blick eines Propheten von einer zukünftigen Vereinigung der drei Reiche Skandinaviens sang, von Gestens Insel (Seeland), die „als ein Wachtschiff vor dem mit Felsen verschlossenen Norden ihr Anker werfen sollte", um das Zeichen zu geben, wenn je ein Feind erschiene, der die nordische Schilderung bedrohe und den Frieden von ihren Küsten stehlen wolle; denn in diesem Falle erhebt sich die Tochter des Felsen und „schlägt mit dem Paar Armen", wie der nordische Sagen-Riese „Stark-Otter".

Eine andere Epoche des Skandinavismus ist der Februar-Monat 1838, als während eines strengen Winters mehrere Hundert dänische Studenten sich von Kopenhagen über den eisbelegten Oresund begaben, um die schwedischen Studenten in Lund zu besuchen. Nicht ohne Grund macht der Verfasser die Bemerkung, daß die Dänen sich damals für den Zug Gael's X. erwachirten, denn seitdem hat die Macht der dänischen Wissenschaft die Schweden bewerfsot. Von den Augenblick an wurde es ein Ovang der kopenhagener und lundner Studenten, ihre Gedanken und Werke mit einander auszutauschen. Die Saiten, die bei diesen gegenseitigen Besuchen angeschlagen wurden, vibrirten bereits stärker und stärker und klangen über den ganzen Norden hin. Den Besuch der Kopenhagener in Stockholm und Upsala, und endlich der große Zug der schwedischen und norwegischen Studenten nach Kopenhagen, im Sommer 1845, stellte die skandinavische Einheit und Nationalität der übrigen Welt als einen fertigen und harmonischen Traum dar.

Im Jahre 1846 wurde das Spiel zum Ernst. Jeder Schwede sah es ein, daß der Traum sich zur Wirklichkeit gestalten mußte. Swea und auch Nore wollten der Schwester Dana beistehen; aber gegen Wen? — Das zur Betheidigung der Beiden bereits gezückte Schwert senkte sich mit Wehmuth zur Erde, als Swea in dem Felde einen neuen Stammverwandten wieder erkannte. Eine solche Anschauung wurde jedoch nicht von dem jungen C. Key getheilt, der während des Kampfes in Schleswig seine hier besprochene kleine Schrift herausgab, deren Ertrag „zum Vortheil des dänischen Kampfes" angewendet werden solle. Er drang mit lauter Stimme auf einen gemeinsamen nordischen Krieg, „wenn auch Sterbne von skandinavischen und germanischen Blute dadurch hergestellt werden müßten."

Doch wir wollen den Blick von einer für Dänemark wie für Deutschland gleich traurigen Periode

Digitized by Google

abwenden, können wir es auch nur mit verdoppelter Wehmuth thun, weil eine Wiederholung jenes unseligen Krieges fast bereits bewiesen hat. Wir wollen dem jungen Skandinaven weiter auf seinen prophetischen Ausflügen von der Angewandt und Vergangenheit in die Zukunft, der er doch den kürzesten Abschnitt seines kleinen Buches gewidmet hat, hineinfolgen.

Es steht, so meint der Verfasser mit vielen Andern, ein großer Kampf zwischen dem Osten und dem Westen vor. Die Freiheit und die Civilisation haben zu ihrem Vorposten England und Frankreich, hinter sich haben sie das zur politischen und industriellen Freiheit riesenartig entwickelte Nord-Amerika. Oesterreich und Preußen haben lange die Avantgarde der halbwilden Kosacken des russischen Selbstherrscherts ausgemacht, diese Kosacken, die wieder aus dem hinter Rußland stehenden asiatischen Horden rekrutirt werden. Skandinavien nicht allein kann, sondern es muß, Kraft seiner Lage zwischen diesen Kräften eine Rolle in der Weltgeschichte der kommenden Zeiten zu spielen haben. Um ein solches, für den Norden würdiges Ziel zu erreichen, müßte Skandinavien sich in eine große nationale Einheit concentriren und eine große Seemacht bilden. —

Auf welche Weise ein solcher skandinavischer Verein deutlich zu Stande zu bringen sei, ob als Föderativ-Republik oder Föderativ-Monarchie, hierüber einer weitern Zukunft überlassen. Als ein Anfang hiezu der Verfasser auf eine of- und defensive Allianze zwischen den drei Reichen, gemeinsame diplomatische Vertretung, Kommunikation, Post-, Zoll- und Münz-Wesen u. s. w. Vor allen Dingen, heißt es schließlich, müßte ein permanentes skandinavisches Comité gebildet werden, um Vorschläge zu einer Gleichheit in den englischen Staatsverhältnissen anzuarbeiten; dieses Comité müßte in Gothenburg zusammentreten, und diese Stadt selbst einem kleinen unbetheiligten Territorium, müßte als Freistadt, als gemeinsamer skandinavischen Eigenthum proklamirt werden. —

Wir können es nicht unterlassen, dieses Referat mit der Hoffnung zu schließen, daß das Streben sowohl Skandinaviens als Deutschlands nach Einheit mit Erfolg gekrönt werden möge, und daß den beiderstammverwandten Völkern endlich, die noch nicht gelöst worden sind, ein Zustand der Freundschaft und Eintracht zwischen allen germanischen Stämmen folgen muß, ein Zustand, der der Civilisation und der Verwandtschaft dieser Stämme würdig sei!

Helfr.

Nekrolog.

Baron van Westreenen van Tiellandt.

Am 22. November vorigen Jahres starb der Baron van Tiellandt, einer der berühmtesten holländischen Archäologen und Bibliographen.

Wilhelm Hendrik Jakob Baron van Westreenen van Tiellandt, stammt aus einem Utrechtschen Adelsgeschlechte, und ward am 2. October 1783 zu Haag geboren. Anfangs wünschte er eine politische Carrière zu machen, allein die Revolution von 1795 vereitelte seine Pläne, was ihn veranlaßte sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Der Baron von Westreenen van Tiellandt hat sich durch seine antiquarischen Forschungen, nicht nur um die Geschichte seines Vaterlandes verdient, sondern seinen Namen auch durch mehrere theils in französischer, theils in holländischer Sprache erschienene Schriften in ganz Europa rühmlichst bekannt gemacht. Im Jahre 1804 trat er als Verfasser einer kleinen Broschüre „le Gouvernage in de XIII. de eeuw“ zuerst als Schriftsteller öffentlich auf. Im Jahre 1807 schrieb er sein Essai sur les anciens ordres de Chevalerie, welche ihn König Ludwig zum Historiographen des von ihm gestifteten Ritterordens der Union und zum Reichsarchivarathsjunkt ernannte. Im Jahre 1808 besorgte er den Catalog der von P. van Damme nachgelassenen so reichen Münz- und Bücher-sammlung, und 1809 ließ er seine Verhandelung over de uitvinding der boekdrukkunst erschienen. In demselben Jahre ernannte ihn das königliche Niederländische Institut zu seinem Correspondenten.

Im Jahre 1813 nahm Baron Westreenen van Tiellandt einen lebhaften Antheil an der Befreiung seines Vaterlands von der Fremdherrschaft, wofür ihn Wilhelm I. zwei Jahre früher mit dem Niederländischen Löwenorden belohnte. Im Jahre 1826 gab er seine „Recherches sur l'ancien forum Hadriani et ses vestiges près de la Haye“ heraus, denen 1829 seine Korte schets van den voortgang der boekdrukkunst in Nederland in de XVde en hare volmaking in de XVIde en XVIIde eeuw folgte. Im Jahre 1830 schrieb er seine in Holland mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen „Recherches sur l'attaque nocturne de la majeure partie du Royaume des Pays-Bas.“ Außer einigen kleinern, meist auf Bibliographie bezüglichen Schriften und zahlreichen in Journalen zerstreuten Aufsätzen meist antiquarischen Inhalts ist hier eines 1833 erschienenen Werkes: Verslag der nasporingen omtrent de oorsprongkelijke uitvinding en de het vroegste gebruik der Stereotipische druckwijze, worin er die Erfindung der Stereotypie Leyden zuerkennt, zu gedenken.

Van Westreenen van Tiellandt war Mitglied mehrerer in- und auswärtiger gelehrter Gesellschaften, und Ritter vieler fremden Orden. Im Jahre 1836 ernannte ihn Wilhelm I. zum außerordentlichen Staatsrathe, und Wilhelm II. machte ihn zum außerordentlichen Kammerherrn. Indem war er Mitglied der Provinzialstaaten von Holland, und seit 1829 Rath, seit 1842 Direktor der königlichen Bibliothek, und Schatzmeister des hohen Raths vom Adel. Er hinterließ eine ausgezeichnete, auf seinen bedeutenden Reisen mit enormen Kosten zusammengebrachte Bibliothek, namentlich reich an Handschriften und alten Drucken, aus dem 15. Jahrhundert, und ein vortreffliches, an seltenen Münzen sehr reiches Münzkabinet so wie eine ausgewählte Sammlung etruskischer egyptischer, römischer griechischer und germanischer Alterthümer. Der Staat ist Erbe seiner Sammlungen und seiner Bibliothek, letztere wird, jedoch als besondere Bibliothek, der königlichen Bibliothek, der er so lange rühmlichst vorgestanden hat, einverleibt werden. M.

Notizen.

[Musikalisches.]

Am 12. d. M. gab der dänische Componist Siegfried Saloman ein großes Vokal- und Instrumental-Concert in dem Saale des Berliner Opernhauses. Fünf Nummern der Musikstücke waren von der eigenen Composition des Concertgebers; unter diesen gefielen besonders die Ouvertüre zu seiner Oper „Nordenskjold“ und das von Fräulein Tuczek mit gewohnter Meisterschaft vorgetragene Lied „Nichts als Caprice“, aus einer andern Oper des Concertgebers, „die Vergnügungsreise“. Außer der Königl. Kapelle waren mehrere Sänger und Sängerinnen der königl. und der italienischen Oper Berlins bei dem Concerte mitwirkend. Der große Saal und seine Galerien waren mit einem eleganten Publikum dicht gefüllt, auch Mitglieder der königl. Familie waren gegenwärtig. —

[Die Ball.]

Die Ball hat das schöne Landgut „Rathen“, in der Nähe von Christiansand gekauft, und somit zur Freude der Norweger, sein Domizil in der Heimath gewählt.

[Raumers Buch über die Vereinigten Staaten.]

Friedrich von Raumers Buch über die Vereinigten Staaten, ist jetzt in einer holländischen Uebersetzung erschienen (Deventer, A. Ter Cunne), die von der niederländischen Presse mit großem Beifalle aufgenommen wurde.

[Denkschrift über den König von Holland.]

Der bekannte Geschichtsforscher und Literaturhistoriker Professor J. Bosscha zu Amsterdam, ist mit einer Abhandlung über Lebensschrift über den verstorbenen König Wilhelm II. von Holland beauftragt worden, und man erwartet von seiner Hand eine interessante Darstellung des reichen, vielbewegten Lebens jenes bedeutenden Mannes.

[Standbild des Königs von Holland.]

In Amsterdam, Haag, Leuwarden, Harlingen, Groningen, Leyden und Utrecht, haben sich Vereine zur Errichtung eines Standbildes des verstorbenen Königs Wilhelm II. von Holland gebildet. —

Briefwechsel der Redaction.

Hr. G. C. in Kopenhagen. Ihr Brief ist erfreut. Die Aufklärungen haben wir erhalten und sollen sie den Auftrag gemäß benutzt werden.

Hr. K. in Kiel. Ihr Brief ist lange nicht von Ihnen gethan, bitten aber sehr mit Ihren freundlichen Zusendungen fortzufahren.

Hr. H. in C. „Sterne“ ist nach eingegangenen Erkundigungen in dem Kampfe gar nicht betheiligt gewesen, „Hecla“ und „Geyser“ bereits wieder auslaufen. Sie stehen also, daß unsere Berichte im Gegentheil genau gewesen. Wir sind aber nicht gesonnt ohne weiteres nachzustehen, was verdrehte Correspondenzen erzählen, sondern suchen uns erst genau zu unterrichten.

Hr. F. S. in N. Sie finden die Ihnen gewünschten Nachrichten in: Maximier, lettres sur le nord. tom II.

Eingegangene Bücher.

Annaler for Nordisk Oldkyndighed 1846.
Heibergs poetiske Skrifter I—VI.

Anzeigen.

70] In meinem Verlage erschien:

Carl Bernhard.

König Christiern II. und seine Zeit.
Historischer Roman. 4 Bände. 8. Preis 4 Thlr.—6 Rl. C.-M.—7 Fl. 12 Kr rhein.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Novellen und Erzählungen. 6. Bände. Preis 5 Thlr.—7 Fl. 30 Kr. C.-M.—9 Fl. rhein.

Inhalt: Die Hofspitalverlobung. — Eine Familie auf dem Lande. — Der Silvagen. — Ein Sprichwort. — Die Declaration. — Schreckschüsse. — Der Kommissionair. — Tante Franciska. — Der Kinderball.

Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman. 3 Bände. 3 Thlr.—4 Fl. 30 C.-M.—5 Fl. 24 Kr. rhein.

Leipzig. **Carl B. Lorck.**

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten in drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Xr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

4. Mai. № 31. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die Finanzlage der Niederlande im Jahre 1848. — Dänemarks jetzige Stellung; nach dem dän. Blatte Alftenren. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: Amtliche Berichte über die Gefechte bei Kolding. — Norwegen: Christiania d. 15. April. Die Demokratie und die soziale Frage. — Portugal: Beerdigung gefallener Krieger bei Düppel. Stimmung in Schleswig. Schwedisch-norwegischer Offizier in der dänischen Armee. Personal-Nachrichten.

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Johan Herman Wessel. Ein dänisches Literaturbild. I. — Bücherschau: Forn-Nordiskt Bibliotheek, herausgegeben von J. Wahlström. — Ute par blad ifrån Skeanstranden, von Fredrika Bremer. — Motizen: Verheirgerung ans Thorwaldsens Nachlaß. Dänische Galerie der Zeitgenossen. Eine deutsche Zeitschrift in Kopenhagen. Literarisches aus Norwegen. Dänisch-Literarisches. — Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften.

Feuilleton. Niederländische Legenden.

Anzeigen.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die Finanzlage der Niederlande im Jahre 1848.

Nachdem wir schon früher die politischen Verhältnisse Hollands im Jahre 1848 betrachtet haben, wenden wir uns nun zu den, was den Nerv eines jeden Staates bildet, zu den Finanzen. Trotz des Friedens hatten sich die Ausgaben und Schulden Hollands von 1815 bis 1830, in Folge von bekannten Umständen mancherlei Art, außerhalb vermehrt, aber erst von 1830 bis 1840 ist die Schuldenlast, die das Land bedrückte, zu einer wahrhaft erschreckenden Höhe gediehen, während sich die Ausgaben von Jahr zu Jahr noch immer vermehrt hatten. Das Land gerieth in höchst peinliche Geldverlegenheiten, die Regierung hatte mit den größten finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, und man sah sich daher ernstlich genöthigt, auf Mittel zu sinnen, um die Ausfälle zu decken und die Ausgaben den gewöhnlichen Einnahmen mindestens gleich zu machen. Der Minister Rochussen versuchte dies im Jahre 1843 vergebens, und erst dem Minister van Hall, der 1844 definitiv das Finanz-Departement übernahm, und dessen große finanzielle Maaßregeln bekannt sind, gelang es in den vier Jahren seiner Amtsthätigkeit, durch den günstigen Erfolg einer Anleihe von 127 Millionen und durch viele Vereinfachungen und Ersparungen, allmälig bessere Resultate zu erzielen, so daß er Ende 1847 in seinem letzten Finanzbericht ziemlich günstige Urtheile über die Lage der Finanzen aussprechen konnte, Urtheile, welche sein Amts-Nachfolger, der Minister van Rappard, später bekräftigte, indem er zugleich mittheilte, daß am 1. Januar 1847 ein reiner Ueberschuß von 583,019 Fl. 89 Ct. vorhanden gewesen. Hiernach und nach dem gleichfalls günstigen Gutachten der Commission der 2. Kammer, der diese Berichte zur Prüfung übergeben wurden, war die Finanzlage Hollands insofern befriedigend geworden, daß nicht nur die Ausgaben für 1847 durch die Einnahmen gedeckt wurden, sondern daß auch noch ein Ueberschuß blieb, der nach der Thronrede in jenem Jahre zur Schuldentilgung und zu gemeinnützigen Arbeiten verwandt werden sollte. Dennoch waren die Ausgaben noch immer zu hoch, und die mit so vielen Opfern herbeigeführte Gleichheit derselben mit den Einnahmen hing noch zu sehr von den Beiträgen aus den überseeischen Besitzungen einerseits, und von den bedeutenden und das Land höchst drückenden Steuern andererseits ab. Im und außerhalb der Kammer wurde aber in den letzten Jahren vielfältig ganz besonders hervorgehoben, daß die Nothwendigkeit des Rechnens auf die Beiträge der überseeischen Besitzungen, deren Erwerbung so vielen Wechselfällen unterworfen ist, die traurigste Erscheinung von allen sei. Das Jahr 1848 hat bewiesen, daß die Besorgnisse hierüber gegründet waren. Im Beginn desselben konnten die Geldverhältnisse des Landes noch als günstig betrachtet werden; da brach die französische Revolution aus, theilte in großen Bewegungen sich Deutschland mit, in Limburg begann sich eine beunruhigende Spannung zu äußern, kurz, die Lage der Dinge in Europa veränderte sich plötzlich dergestalt, daß die niederländische Regierung sich verpflichtet sah, zur Erhaltung des Friedens im eigenen Lande und zum Schutz der Grenzen durch Einberufung der National-Miliz und Verstärkung der Marine Verkehrungen zu treffen. Auf die hierdurch entstehenden Ausgaben war nicht gerechnet worden. Im März wurde zwar der 2. Kammer erklärt, daß diese außerordentlichen Maaßregeln dem Volke keine neuen Lasten auferlegen würden; es liegt aber auf der Hand, daß dies nur eine vorläufige Beruhigung sein konnte, und daß doch mindestens dadurch die Ueberschüsse aus den Staatsfonds verschwinden mußten. Später, als die außergewöhnlichen Maaßregeln foedauerten, war es nur dem kräftigen Widerstande der 2. Kammer zu danken, die mit Recht fürchtete, man werde in den traurigen Weg von 1830 bis 1840 wieder einlenken, daß der Regierung auf ihren Andrang nicht nur Mittel überwiesen wurden; und so mußten denn allmählig die Ausgaben für Krieg und Marine beinahe auf den alten Stand zurückgebracht werden.

Zu der Vermehrung der Ausgaben trat im Jahre 1848 nun aber noch das, was man lange vorher schon immer gefürchtet hatte, eine Verminderung der Beiträge aus den überseeischen Besitzungen, hervorgehoben durch die in den Zeitverhältnissen begründete Unsicherheit und Spannung auf allen Märkten Europas durch den Krieg Deutschlands mit Dänemark, durch eine Steigerung der Ausgaben in den Colonieen selbst. Während diese Beiträge auf 14,450,000 Fl. veranschlagt sind, werden wahrscheinlich nicht mehr als 7,287,447 Fl. 45½ Ct. in die Staatskasse gelangen, und der Ausfall für 1848 dürfte bei Hinzurechnung der aufgewandten Mittel für Verstärkung der Marine und erhöhten Kriegsfuß etwa 10,239,860 Fl. 91½ Ct. betragen. Dieser Ausfall kann sich jedoch geringer herausstellen, wenn sich bei einigen Haupttiteln des Staatshaushalts-Etats Ueberschüsse zeigen sollten, was sich, da das Jahr vorüber ist, bald ergeben muß.

Inzwischen war ein neuer Finanzminister, der Staatsrath van Bosse, an die Spitze getreten, der sein finanzielles Programm gleichsam in die Er-

Digitized by Google

Nährung zusammenfaßte, daß man die Zukunft nie, der Noth des Augenblicks opfern dürfe. Am 19. Juli legte er den Kammern das entsetzende Uebel in seinem ganzen traurigen Umfange klar und offen dar; die 2. Kammer zeigte aber, weil der Eindruck der Anleihe von 1844 noch zu lebendig war und das Minus pro 1848 noch nicht genau angegeben werden konnte, wenig Neigung, den dahin ging, zur Abhülfe des Uebelstandes auf Besitz und Einkommen von Aemtern, Wartegeldern und Pensionen eine Steuer zu legen, ein Plan, der auch außerhalb der Kammer auf heftigen Widerstand stieß. Herr van Bosse nahm ihn deshalb zurück, und die Regierung brachte am 21. October einen Entwurf zur vorläufigen Deckung der Staatsbedürfnisse pro 1848 ein. Es ward vorgeschlagen, das durch das Gesetz vom 27. December 1840 festgesetzte Kapital der 8 Millionen Gulden Staatskassenscheine auf 10 Millionen zu erhöhen. Hierdurch und durch Verpfändung der übersteslichen Producte pro 1849 auf Höhe von 2 Millionen würde eine Anleihe oder die Auflegung einer Steuer vermieden werden können. Dieser Vorschlag wurde in der Sitzung der 2. Kammer vom 27. October mit einer Majorität von 42 gegen 1 Stimme angenommen und auch von der 1. Kammer genehmigt. Vor Ablauf des Jahres vernahm man darauf auf officieuse Weise, daß das Ministerium die Absicht habe, den neuen Kammern einen Gesetz-Entwurf zur Erhebung einer außerordentlichen zweijährigen Steuer vorzulegen, um dem Ausfall von 1848 definitiv zu begegnen und auch zugleich den von 1849 zu decken, dessen Erscheinen mehr oder minder gefürchtet wird. Als einen Vortheil dieses Projects giebt man an, daß der arbeitende und productive Theil der Nation dadurch nur leicht betroffen, und daß keine Maaßregel ergriffen werden soll, die den Credit der Gewerbetreibenden nur einigermaßen benachtheiligen könnte. Ob dieser Plan ein für die Verhältnisse geeigneter sei, darüber werden die Kammern urtheilen, denen er vorgelegt werden muß, jedenfalls wird eine Steuer-Erhöhung gar manches Bedenken haben.

Um die finanzielle Lage Hollands etwas anschaulicher zu machen, bemerken wir, daß die Staatsschulden 1,237,819,911 Fl. betragen, und lassen eine Uebersicht der Ausgaben-Posten folgen, wie sie nach dem Gesetz vom 9. August 1847 für 1848 festgestellt worden sind.

	Fl.	Ct.
1) Das königl. Haus	1,250,000	
2) Die Staats-Collegien . . .	652,539	
3) Dep. des Auswärtigen . .	541,933	
4) „ der Justiz	2,490,734	
5) „ des Innern	4,464,458	
6) „ des ref. Cultus ꝛc. .	1,649,896	52½
7) röm. kath. Cultus	562,378	58½
8) Marine-Departement	5,545,632	5
	17,157,971.	16

	Fl.	Ct.
Transport	17,157,971	16
9) a. National-Schuld	36,291,196	—
b. Finanzen	6,313,129	7½
10) Kriegs-Departement . . .	11,675,000	—
11) Colonien	89,666	20
12) Unvorhergesehene Ausgaben	400,000	—
	71,925,932.	43½

Die gesammten Einnahmen pro 1848 betragen aber nur 64,037,120 Fl. Darunter an directen Steuern 18,931,536 Fl. 3 Ct. und „ Accise . . . . 18,996,332 „ 27½ „

Die Zeitverhältnisse, die Noth der niederen Klassen, der Rückgang des Mittelstandes, das Verblühen vieler Nahrungszweige, hatten schon seit längerer Zeit laute Klagen über den Druck der Steuern, besonders aber über deren schlechte Vertheilung hervorgerufen. Die Ereignisse außerhalb des Landes nöthigten die Regierung auch in dieser Beziehung vorsichtig zu sein. An vielen Orten, und namentlich in Limburg, wurde hierüber petitionirt, und der Minister-Präsident, Graf Schimmelpenninck, erklärte daher in der Sitzung vom 28. März, daß die Regierung alles Ernstes erwägen würde, auf welche Weise eine Erleichterung der Lasten herbeigeführt werden könne, deren Schwere diejenigen Staatsangehörigen am Meisten drücke, die mit der täglichen Noth am Meisten zu kämpfen hätten; er stellte eine Modificirung und Verringerung der Schlacht- und Mahlsteuer in Aussicht und sprach die Hoffnung aus, daß die Kammer die Regierung in Maaßregeln unterstützen werde, welche die Milderung eines schweren Druckes für Alle bezwecken. Gleiche Zusagen wurden den Deputationen und Commissionen aus Limburg ertheilt. Diese Erklärung machte im Lande einen günstigen Eindruck, obwohl Mancher — und wie die Folge gelehrt hat — mit Recht besorgte, daß nichts leichter sei, als solche Mittheilungen zu machen, daß aber die Ausführung derselben mit vielen Hindernissen sich zu kämpfen haben. Viele fürchteten, daß eine so unbestimmte Zusage zu großen Täuschungen führen möchte; und in der That war sie von Unvorsichtigkeit nicht freizusprechen, weil der Staat in demselben Augenblicke, wo man von Veränderungen im Steuersystem und dem schweren Druck der Lasten sprach, zu höheren Ausgaben verpflichtet war, als auf welche der Gesetzgeber gerechnet hatte, und weil die Regierung schon damals übersehen konnte, daß die Einnahmen, und besonders die aus den Colonien, geringer sein würden. Eine Herabsetzung der Steuern würde unter diesen Verhältnissen den Finanzen des Landes einen empfindlichen Schlag beigebracht haben. Das nächstfolgende Ministerium hat deshalb auch am 13. Mai in seinem Programm sachgemäßere und vorsichtigere Wege eingeschlagen, und der Minister van Bosse ging denselben Weg, indem er am 23. Juni in seiner ersten Rede aussprach: „Nach meiner Ueberzeugung ist es dringend nothwendig, daß man, wenn die Umstände den Abbruch eines Theils unsers Finanzgebäudes fordern, mit der größten Gewissenhaftigkeit für den Wiederaufbau sorge, um den Credit des Staates nicht einen Augenblick in die Wange zu legen.“ Er erklärte sich deshalb auch mit dem Plan des Grafen Schimmelpenninck in Beziehung auf eine vorläufige Modificirung der Mahl- und Schlachtsteuer, nicht aber in Beziehung auf den zweiten Theil desselben einverstanden, der gegen den Ausfall gerichtet war, welcher unfehlbar dadurch bei den Einnahmen des Staats entstehen mußte. Er legte am 19. Juli den Kammern den bekannten Gesetz-Entwurf vor, der, aus der Nothwendigkeit einer Veränderung des bestehenden Steuersystems hervorgegangen, theils durch wesentliche Veränderung der Mahl- und Schlachtsteuer nicht nur die ersten Lebensbedürfnisse wohlfeiler machen, sondern auch die lästigen Fremdmaßlichten beseitigen sollte, die mit der Erhebung dieser Steuer bisher verbunden gewesen. Der Ausfall in den Staats-Einnahmen, der durch diese Modificirungen würde hervorgerufen werden, ward auf ungefähr 3,146,826 Fl. berechnet, eine Summe, welche die Staatskasse nicht entbehren konnte. Die Regierung brachte daher zu gleicher Zeit einen in enger Beziehung hiermit stehenden Gesetzentwurf ein, der eine Steuer auf Besitz und Einkommen legte. Aber gerade dieser letzte Umstand bildete eine der Haupt-Schwierigkeiten, die in der 2. Kammer gegen den Plan erhoben wurden. Man fand es höchst bedenklich, die außergewöhnlichen Lasten um ein Paar Steuern nur zum Theil zu vermindern, zu erhöhen. Auch wollte die Mehrheit der Kammer in der letzten Zeit ihrer Sitzungen nicht mehr die Hand zu so tief eingreifenden Maaßregeln bieten, vielmehr der neuen Kammer freien Spielraum lassen. Nichts desto weniger beharrte die Regierung bei ihrem Antrage und erklärte in der Sitzung vom 24. August, daß sie auf den guten Erfolg der Berathung über den Entwurf großes Gewicht lege. Da aber das Gesetz wegen Erleichterung der betreffenden Lasten in Verbindung stand mit dem Gesetz wegen Auflegen einer Einkommen-Steuer, was in den Abtheilungen verworfen worden, so wurde beschlossen, die Berhandlungen darüber bis dahin auszusetzen, wo Mittel zur Deckung der hieraus entspringenden Verminderung der Einnahmen vorgeschlagen sein würden. Seitdem hat man von dem Entwurfe nichts weder vernommen; es ist aber bei dem allgemein im Lande ausgesprochenen Verlangen nach Verminderung der Lasten auf die ersten Lebensbedürfnisse und einer Revision des Steuersystems nicht zu bezweifeln, daß das definitive Ministerium ihm nicht aus den Augen verlieren und bei den neuen Kammern zum Gegenstande baldiger Erwägung machen werde.

Wir kommen nun zu demjenigen Theile unserer Betrachtung, welcher die Vereinfachungen und Ersparnisse umfaßt. Sowohl in älterer als in neuerer Zeit ist die Nothwendigkeit derselben im ganzen Lande lebhaft anerkannt worden. Die Finanzlage des Reiches forderte dringend, daß die Staatshaushaltung nach kleinerem Maßstabe ein-

Digitized by Google

gerichtet werde; und wenn in früheren Jahren auch von Zeit zu Zeit Ersparungen eintraten, so geschah dies doch nicht im Verhältnisse zu den Mitteln des Landes. Die Regierung gab einestheils vor, daß mehr Ersparnisse nicht auf einmal gemacht werden könnten, von der andern Seite hielt sie es für unmöglich, überhaupt noch Erheblicheres in dieser Beziehung bewirken zu können. Alle Versuche, sie zu einer andern Ansicht zu bewegen, und besonders, um die Ausgaben für das Kriegswesen herabzusetzen, waren fruchtlos. Als nun aber im Beginn des Jahres 1848 Ereignisse drohender Art eintraten, als der Staat zu außerordentlichen Ausgaben gezwungen wurde, da fühlte man, daß die Zeit gekommen war, um mit Ernst und mit mehr Hoffnung auf guten Erfolg als je auf tiefer eingreifende Vereinfachungen und Ersparnisse zu dringen. Dem festigen Verlangen von allen Seiten konnte denn auch die Regierung nicht länger widerstehen, und das zweite provisorische Ministerium gab in der Sitzung der zweiten Kammer vom 13. Mai in seinem Programm zu erkennen, daß die Grundsätze der Verwaltung Einfachheit und Sparsamkeit sein müßten, eine Sparsamkeit, die sich aber nicht etwa in einem Herabdringen der bereits mäßig genug besoldeten Beamten äußere, sondern aus der Einfachheit entspringe, welche die verschiedenen Zweige der Staatshaushaltung nur wenigen Händen vertraue. Das Ministerium gab hierauf eine kurze Uebersicht der beabsichtigten Vereinfachungen und fuhr dann fort: „Die Regierung eines Landes, wenn sie auch in andere Hände übergeht, ist nicht von einem Tage, nicht von einigen Jahren, sondern für die Zukunft, und die Vereinfachungen und Ersparnisse werden also von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr ihre Früchte tragen."

Diese Worte fanden im ganzen Lande Anklang. Mit Freuden erkannte man, daß das Ministerium die Nothwendigkeit bedeutender Ersparnisse einsah; aber es hing nun noch Alles von der Ausführung ab. Die zweite Kammer drang darauf, daß schon bei der Revision des Grundgesetzes diese Vereinfachungsprincipien angewendet werden sollten. Wohl waren in den Revisionsentwürfen diese Principien nicht unbeachtet gelassen, es war darin der Weg zu einer Einschränkung des Gerichtswesens eröffnet, die Mitglieder der ersten Kammer sollten fortan kein Einkommen beziehen, und dem künftigen Gesetzgeber wurde durch neue grundgesetzliche Bestimmungen die Befugniß zur Einführung verschiedener anderer Ersparnisse ertheilt. Dennoch waren viele Abgeordnete der Ansicht, die Regierung habe nicht durchgreifend genug gehandelt, und es sei zu bedauern, daß der Weg zu großen Vereinfachungen, der jetzt eröffnet wäre, bald wieder verschlossen sein würde, ohne daß man ihn recht benutzt habe. Besonders verlangten Viele die Abschaffung der ersten Kammer und des Staatsraths, und die Herren von Hall und von Royen aus Oberyssel sprachen laut und entschieden aus, daß aus der Veränderung des Grundgesetzes eine Erleichterung für die Nation nicht hervorgehen werde. Das Ministerium ist diesen Ansichten zu verschiedenen Malen entgegengetreten, und namentlich erklärte der Justizminister in der Sitzung vom 3. October, daß Ersparnisse nur die Folgen des Grundgesetzes sein könnten, daß es den Weg dazu anbahnen müsse, daß aber im Grundgesetze selbst Ersparnisse nicht möglich seien. Er bestand daher mit seinen Amtsgenossen nachdrücklich auf der Beibehaltung des Staatsraths. Die große Mehrheit der Volksvertretung hat denn auch die Entwürfe angenommen und dadurch die Ansicht ausgesprochen, daß in dem Grundgesetze genügende Wege zu Vereinfachungen und Ersparnissen eröffnet seien. Es ist zum Beispiel darin dem Gesetzgeber die Befugniß eingeräumt worden, Provinzen zu trennen und zu vereinigen. Das Ministerium hat nicht verkannt, daß vielleicht in späterer Zeit, um größere Vereinfachungen zu erzielen, von dieser Befugniß Gebrauch gemacht werden dürfte. „Der Augenblick kann kommen," sagte der Minister Donker Curtius am 18. August, „wo man anders denkt, als heute, und wo man höheren Werth darauf legt, sich ganz allgemein einen Niederländer zu nennen, und dann wird auch die Zeit da sein, um eine Veränderung in der Eintheilung des Reichs stattfinden zu lassen."

Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Ministerium schon im Laufe des Jahres auf Einführung von Ersparnissen wohl bedacht gewesen; unter Anderm ist die Landes-Verwaltung vereinfacht, das Heer wieder verringert worden, verschiedene Einschränkungen in der Steuer-Verwaltung sind vorgenommen u. s. w. Bereits in der Mitte des Jahres ist auch ein Gesetz-Entwurf zur Nicht-Besetzung von vacanten Stellen bei den Provincial-Gerichtshöfen eingebracht worden. Der Justizminister erklärte, daß ihn bei diesem Entwurfe nicht die Frage geleitet habe, „wie möchte es besser sein?" sondern die Frage: „was ist ohne Nachtheile zu entbehren?" Der Entwurf ist jedoch von der ersten Kammer verworfen worden.

Nachdem das große Werk der Revision des Grundgesetzes vollendet war, beauftragte der König das Ministerium mit einer Aufstellung der Grundsätze zur Vereinfachung der Verwaltung und zur Verminderung der Ausgaben, also mit einer Vorbereitung zur Ausführung des Programms vom 13. Mai; und schon am 16. November reichte das Ministerium seinen Bericht ein, nach welchem durch verschiedene Vereinfachungen allmälig mindestens 2 Millionen würden erspart werden können, eine Summe, die mit der Zeit auch wohl noch der Vergrößerung fähig sei. Außerdem könnte die wichtige Angelegenheit der Pensionen aller Beamten, welche auf die Mittel des Staates bedeutend nachtheilig wirkten, in Erwägung genommen werden, während ferner von dem Colonial-Departement ebenfalls sehr beträchtliche Ersparnisse zu machen seien. Der König hat nach dem Reskripte vom 10. November, diesen Bericht mit Interesse angenommen und sich im Allgemeinen, bei der Nothwendigkeit von Ersparnissen, mit den Vorschlägen desselben einverstanden erklärt, in Folge dessen die Ersparnisse über alle Verwaltungszweige, besonders aber über das Departement der Justiz, des Innern und des Krieges verhielt werden sollen. Die Veröffentlichung dieses Berichtes brachte aber im Lande keinen durchweg angenehmen Eindruck hervor. Auf der einen Seite hob man heraus, daß, während für zwei Jahre ein Ausfall von 15 Millionen zu fürchten sei, und man nicht wisse, was die Zukunft außerdem noch bringe, nur eine allmälige Ersparniß von 2 Millionen in Aussicht gestellt wäre; auf der andern Seite war man der Meinung, daß die beabsichtigten Ersparnisse nach dem angeführten Plane auf keine zweckmäßige Weise stattfinden würden, und daß die Regierung gerade ihr Auge auf Ausgaben gerichtet habe, durch deren Wegfall das Gemeinwohl gefährdet und die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft untergraben werden könnten. Besonders waren es die Ersparungen im Unterrichtswesen, in der Kunst und Wissenschaft, die zu vielen Klagen Veranlassung gaben. Die meisten Urtheile über den Bericht lieferten wiederum den Beweis, daß nichts leichter ist, als auf Ersparnisse im Staatshaushalt eines Landes zu dringen, daß es aber schwer ist, es Jedermann recht zu machen, daß, wenn es zur Ausführung kommt, jeder nur danach strebt, sich und die Seinen nicht davon betreffen zu lassen. Die niederländische Regierung wird jedoch sicher mit Befriedigung aller Sonderinteressen, mit Außerachtlassung aller Nebenbedenken und in Gemeinschaft mit den Volksvertretern kräftig auf dem betretenen Wege vorgehen, so wie von dem holländischen Volke zu erwarten ist, es werde die Verschiedenheit der Meinungen vergessen und sich, gegenüber den traurigen Verhältnissen des Landes, in dem Urquell aller Bürgertugenden vereinigen, in der Vaterlandsliebe.

Dänemarks jetzige Stellung.

(Nach dem dänischen Blatte „Tilskueren.")

Am 24. Februar dieses Jahres theilte das Ministerium der Reichsversammlung mit, daß Se. Majestät der König erklärt hatte, daß er sich von dem ersten Artikel der Convention zu Malmö, vom 26. August vorigen Jahres, nicht länger als bis zum 26. März für gebunden hielte. Am 24. März darauf theilte das Ministerium ferner der Reichsversammlung mit, daß Se. Majestät, mit Beyanahme auf die sowohl in Betreff einer Friedensfeste, als eines Provisoriums gemachten Vorschläge sich veranlaßt gefühlt hatte, eine Verlängerung des

Digitized by Google

Waffenstillstandes bis zum 3. April eintreten zu lassen. Endlich begann an diesem Tage der Krieg von Neuem; mehrere nicht unbedeutende Gefechte fanden im Sundewitt'schen statt. General Rye's Brigade rückte vom Norden in Schleswig ein, zog sich jedoch bald nach Jütland zurück. Die Blokade der sämmtlichen deutschen Häfen wurde, mit dem 5. und 12. April beginnend, verkündet. Am Gründonnerstage traf jene unselige Begebenheit ein, die erst spät vergessen werden wird. Am 8. April veröffentlichte der Kriegsminister einen Armeebefehl, in welchem es mitgetheilt wurde, daß die Armee sich auf Alsen zurückzegogen hätte, um nicht ohne Nutzen das Heer zu schwächen und, so lange bis die Verhältnisse es wieder erlauben würden, dem Feinde Mann gegen Mann zu begegnen. Später hat der Feind einen Angriff auf Alsen versucht, aber freilich so anscheinend planlos, daß man in die Versuchung kommen könnte, irgend einen andern verborgenen Plan dahinter zu suchen. Dieses trockene Herlagen von Thatsachen giebt eine Schilderung unserer Stellung. Schleswig ist wiederum in Feindes Hand, weil, wie es in dem Armeebefehle heißt, die Könige und Fürsten Deutschlands die Sache der aufrührerischen Unterthanen des Königs von Dänemark zugleich zu der ihrigen gemacht und ihre Truppen in die Herzogthümer hineingesandt haben. Die dänische Stärke ist zu gering befunden worden, um jenen Massen die Spitze im offenen Felde zu bieten, obwohl sie gewiß zum Ueberfluß dargethan hat, daß ein Angriff auf ihre Stellungen kein gefahrloses Unternehmen sei. Die Leiter des Krieges haben es für das Nichtigste angesehen, die Truppen jenen grundlosen Angriffen nicht ferner auszusetzen, weil sie, auf Grund der großen feindlichen Uebermacht, zu keinem Resultate führen können. In sofern ist die Stellung dieselbe, wie im vorigen Jahre, Jütland ist gleichfalls einer feindlichen Invasion ausgesetzt, wenn nicht Strategische oder politische Bedenklichkeiten sich ihr entgegenstellen, Etwas, worüber wir keine bestimmte Meinung haben. In einer Hinsicht ist daneben unsere Stellung etwas ungünstiger, als voriges Jahr, indem uns ein Unglück von einer Seite betroffen hat, von wo wir ein solches am wenigsten erwarteten. Unsere Seemacht hat einen fühlbaren Verlust erlitten, manch' tapferer Seemann hat seinen Tod in dem Kampfe gefunden, oder ist in feindliche Gefangenschaft gerathen, und diesen Verlust haben wir bei einem Unternehmen erlitten, das, man hielt auf das Ziel, welches zu erreichen, oder auf den Widerstand, welcher zu überwinden war, gleich schlecht vorher erwogen zu sein scheint.

Aber warum dies Alles wiederholen, das bei Allen in so frischem Andenken ist, das wir mit so vieler Trauer und so vielem Grame erfahren haben, das wir mit männlicher Kraft zu tragen und zu bestehen. — Zu warum anders, als um zu zeigen, daß wir nicht blind für die Unglücksfälle, die uns betroffen haben, oder für die Gefahren, die uns bedrohen, sind, und daß es demnach nicht seinen Grund in Sorglosigkeit oder Leichtsinn hat, wenn wir noch jetzt den Begebenheiten, die da kommen werden, mit derselben Unverzagtheit entgegensehen, als früher. Wir betrachten nicht das dänische Volk als einen Schwächling, dem man unangesehene Nachrichten so behutsam als möglich mittheilen hat, damit das Unerwartete nicht zerstörend in das Leben, das nur an einem Faden hängt, eingreife. Das dänische Volk muß wie ein kräftiger, besonnener Mann sein, der sich, mit einem bestimmten Ziele vor Augen, durch das Leben arbeitet. Einen solchen spornen die Hindernisse nur zu größerer Kraftentwickelung an, indem sie die noch schlummernden Thätigkeiten wecken. Unglück ruft das Nachdenken wach und bildet die Erfahrung aus. Die Erfahrung mag theuer erkauft sein, sie bleibt doch stets ein Gewinn.

Werfen wir denn einen Blick auf unsere jetzige Stellung; untersuchen wir, ob sie sich wirklich in irgend einem erheblichen Maße seit der Zeit geändert hat, wo die öffentliche Meinung mit lauter Stimme die Kündigung des Waffenstillstandes forderte; erwägen wir, in wiefern die Forderungen, die uns jetzt gestellt, größer geworden und ob wir in solchem Falle die Mittel besitzen, diesen größeren Forderungen zu genügen.

Freilich gab es unter den Vielen, die man nicht die Kriegspartei nennen kann, weil es keine Friedenspartei gegeben hat, unter den Vielen, mit einem Worte, die eine Entscheidung wünschten, Einige, die sich ziemlich fanguinische Hoffnungen von dem Verlaufe der Dinge gebildet hatten. Sie glaubten, daß Deutschland ohne Weiteres die Sache im Stiche lassen würde, die es voriges Jahr als eine Lebensfrage betrachtete, sie setzten jedenfalls ihr Vertrauen darauf, daß die immer mehr hervortretende Zwietracht unter den verschiedenen Bestandtheilen des werdenden Reichs einem kräftigen Zusammenwirken zu einem gemeinsamen Ziele hemmend entgegentreten würde. Man erwartete dann, ohne viele Mühe die Aufrührer bewältigen und somit einen andern status quo, als Grundlage für eine Waffenruhe und für einen darauf folgenden Frieden, zu Stande bringen zu können. Je sofern die Kriegslust sich dennoch bei den Deutschen zeigen sollte, erwartete man so ziemlich bestimmt, daß die europäischen Großmächte, oder wenigstens eine unter ihnen, mit einem Machtspruche von einigen Kanonen am Schwerte begleitet, auftreten und die Völker und Regierungen Deutschlands dahin bringen würden, daß sie sich dem allgemeinen europäischen Völkerrechte unterwarfen.

So hätte es allerdings kommen können; unter den verschiedenen Möglichkeiten war jene die eine, wenn auch nicht die wahrscheinlichste. Aber, wenn man gleich einem dreifachen Schwimmer sich in den Strom der Begebenheiten mit der Hoffnung das Land durch eigene Kraft und Ausdauer zu erreichen stürzte, dann dürfte man sich auch nicht allein damit begnügen, die glücklichen Fälle, die eintreten können, zu berechnen; man müßte auch darauf vorbereitet sein, den Wind und Strom gegen sich zu haben. Es wurden damals Stimmen laut, die uns zuriefen, daß wir uns in Acht zu nehmen hätten, wir könnten vielleicht selbst einen Sturm hervorrufen, den wir später nicht zu bändigen vermögen würden. Indem wir auf die Uneinigkeit in Deutschland bauten, könnten wir leicht grade einen Stoß zu diesem Einheit geben. Jene Stimmen meinten daher, daß man warten, und die Entwickelung der Begebenheiten ansehen, aber nicht selbst diese durch einen kühnen Griff beschleunigen solle.

Der Rath wäre ganz gut gewesen, wenn wir nur im Stande gewesen wären ihn zu befolgen. Man darf aber nicht übersehen, daß der Kampf nicht allein der Bewahrung des Stückchens Erde galt, daß, in älteren Zeiten Südjütland, jetzt Schleswig genannt wird, sondern daß es sich viel mehr darum handelte, die Auflösung des moralischen Bandes, welches so viele der Bewohner dieses Landestheils an den Staat knüpft, zu verhüten. Nicht allein daß Schleswig für den Augenblick in der Gewalt der Aufrührer war, an den Banden, welche dieses alte dänische Land an den übrigen Theil des Staates knüpften, hatten zuerst die emsigen Bücherwürmer, und später die preußischen Soldaten bereits lange genagt; sie mußten gelärkt und befestigt werden, wenn sie nicht bei dem ersten Stoße zerspringen sollten. Deshalb mußte Zutrauen und Zuversicht bei dem wohlgesinnten Theil der Bevölkerung aufrecht erhalten werden; sie durfte nicht glauben, daß das übrige Dänemark mit Gleichgültigkeit die Aufruhrregierung eine Art Scheln von Gesetzlichkeit annehmen sah, oder daß man sich irgend einer Aufopferung oder Anstrengung scheute, um sein gutes Recht zu behaupten. Des moralischen Eindruckes wegen, hier sowohl als in Schleswig, mußte der „unerträgliche" Zwischenzustand, der eine Folge des Waffenstillstandes war, aufhören. Wohl hätte der Verlauf des Krieges dieselben Verhältnisse hervorbringen können, dann aber sein man doch von der Ueberzeugung durchdrungen.

Wir mußten also den Krieg beginnen, wenn wir nicht einen erträglichen Frieden erreichen konnten; wir mußten dieses auf die möglichst Gefahr hin, daß ein solcher Scheitl die Veranlassung zu einem größeren Zusammenhalten unserer Feinde geben konnte. Es schien auch als sollten wir nicht lange auf den Beweis für die Anwesenheit dieser Gefahr warten. Aus vielen verschiedenen Staaten Deutschlands rückten Truppen in die Herzogthümer hinein, die Kaiserwahl fand nach verschiedenen Abstimmungen in Frankfurt statt. War es nun wirklich die Gewißheit, daß der Krieg mit Dänemark wieder am Vorabende seines Ausbruchs

Digitized by Google

sei, die endlich zu einem für die deutsche Einheit entscheidenden Beschlusse führte? Es dürfte vielleicht doch dem „schleswig-holsteinischen“ Streite eine zu große Wichtigkeit beigemessen sein, wenn man in ihm die Ursache so wichtiger Beschlüsse sehen würde. Eher dürfte sie in dem Auftreten Oesterreichs zu suchen sein, vielleicht auch in den Verhältnissen zu der östlichen Großmacht. Aber es scheint freilich doch, als wenn der schleswigsche Krieg als ein beschwichtigendes Mittel für die Unruhe und die Bewegung, die sich naturlicherweise steigern mußte, je nachdem der Wendepunkt näher rückte, betrachtet worden ist. Es ist nicht das erste Mal, daß die „schleswig-holsteinische“ Sache den Fürsten jene Dienstgefälligkeit erwiesen hat. Vielleicht dachte man sich auch die Möglichkeit, seine Bereitwilligkeit, in dieser „deutschen Sache“ aufzutreten, einst als ein Bertheidigungsmittel um die Zeit, wo die Anklage des Egoismus und der privaten Absichten über das ganze Land laut werden wird, zu benutzen.

Doch dem sei wie ihm wolle — gewiß ist es, daß bedeutende deutsche Truppenmassen in die Herzogthümer einrückten, und daß hierdurch die dänische Armee gezwungen wurde, ihre frühere defensive Stellung einzunehmen. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß früher — unter anderen Voraussetzungen — ein umfassender Plan für die Kriegs-Operationen entworfen wurde, dessen Resultat die Wiedereroberung Schleswigs geworden wäre. Die unglückliche Affaire bei Eckernförde ist vielleicht ein Glied dieses Planes gewesen; wie es geschah, daß dieser eine Unternehmen versucht wurde, während der Plan im Ganzen wahrscheinlich in Folge der numerischen Ueberlegenheit der feindlichen Truppen aufgegeben war, wird wohl erst eine fernere Zukunft an den Tag bringen. — — — So viel ist aber gewiß, daß ein großer Theil des Publikums, den geschehenen Personenwechsel im Obercommando der Armee in Verbindung mit jener Begebenheit bringt. Wir vermögen natürlicherweise nicht zu entscheiden, inwiefern eine solche Schlußfolge richtig ist, oder ob sie ihren Grund in den zahlosen Gerüchten hat, die bald geschwindet und verbreitet werden, bald wie von selbst entstehen. Eben so wenig können wir beurtheilen, ob es gewichtige Gründe giebt, die den Kriegsminister davon abhalten, jene Maaßregel öffentundig darzulegen. Soviel ist gewiß, daß unsere Stemacht einen fühlbaren Verlust erlitten hat, und daß wir zu Lande gewöhnigt sind, defensiv zu Werke zu gehen. Welche sind wohl die Folgen hiervon? Keine anderen, als daß wir unser Vertrauen auf unsere Bebarrlichkeit setzen müssen, und den festungsmäßigen Gebrauch von unseren Vertheidigungsmitteln machen. Und diese Mittel sind durch das bisher Geschehene nicht verringert. Zwar hat die Affaire bei Eckernförde gezeigt, daß kein Unternehmen, wie es Commandeur capitain Paludan auch hervorgehet, ohne Glück zu gelingen vermag, und daß hölzerne Mauern nicht gegen die Verschanzungen der Jetztzeit Stand halten können, wenn diese von menschlicher Kluglheit benutzt werden. Zwar hat das ganze Land getrauert, und viele einzelne Familien trauern noch über den Tod und die Gefangenschaft so vieler Tapferer. Zwar glüht die Wange jedes dänischen Mannes, und namentlich die des dänischen Seemannes, von bitterem Zorne bei dem Gedanken, daß die deutsche Flagge über einem unserer stolzen Meeresschwäne weht. Aber der materielle Verlust wird durch die neuen Rüstungen, welche das Ministerium sofort angefangen hat, und mit Kraft und Energie betreiben läßt, ersetzt werden. Die muthigen dänischen Seeleute werden durch den Gedanken an die Prahlereien die jenes Unglück veranlaßt hat, sich noch muthiger fühlen; sie werden eine Gelegenheit suchen und finden, um das Andenken jenes Verlustes zu verwischen; sie werden vor allen Dingen zu ihrer Keckheit auch die Kaltblütigkeit fügen, sie werden sich der Regel Napoleons erinnern, daß man dem Glücke nur ein Drittel, der Berechnung zwei Drittel einräumen muß. Unsere Seemacht kann wie bisher als das beste Zwangsmittel gegen den übermüthigen Feind gebraucht werden, sie kann seinem Handel und seiner Schifffahrt Einhalt thun, und dadurch hemmend und drückend auf jeden Rüstungszweig wirken. Auch enthält das eingetroffene Unglück nichts Beunruhigendes, hinsichtlich des Zusammenwirkens der Seemacht mit den Operationen der Land-Armee. Die Herren aus Süd- und Mittel-Deutschland haben noch am 13. April bei Düppel eine Mahnung von der Bedeutung sich einen Kanonenboote auf Schußweite zu nähern erhalten. Auch glaube man nicht, daß der größere, vermuthgere Theil der Deutschen den gewonnenen Vortheil so sehr hoch anschlägt. Bitterer Spott hat sich von mehreren Seiten über die schleswig-holsteinischen Bravaden in den Hamburgischen Zeitungen ergossen, ja man hat es sogar ausgesprochen, daß unsere stolze Fregatte, wenn sie sich unter der deutschen Flagge auf die offene See wagte, bald zu ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurückkehren würde.

Aber jetzt unsere Armee? Ist es denn von keinem Nutzen, daß wir uns während des ganzen Winters befreidt haben, sie bis zu der großmöglichsten Stärke zu bringen? Ist es blos eines abstrakten Princips willen, daß man von der blühenden militairfreien Bevölkerung so bedeutende Opfer gefordert hat? Wozu wird es nützen? rufen diejenigen, welche blos nach Zahlengrößen rechnen. Wenn wir mit vieler Mühe 40,000 Mann einkleiden und einüben, dann läßt die deutsche Centralgewalt nur eine Aufforderung ergehen, und sofort steht eine fünf Mal größere Armee marschfertig. Wir vermögen nicht, diese Ansicht zu theilen. Selbst ein großes Volk kann nicht durch das bloße Stampfen auf die Erde schlagfertige Armeen hervorbringen. Dieses gilt besonders von einem Eroberungskriege, wo die heiligsten Interessen der Völker nicht auf dem Spiele stehen. Was Dänemark machen kann, weil es in diesem Kriege die Existenz der Nation gilt, das kann man nicht von dem erkünstelten Enthusiasmus Deutschlands erwarten. Man findet diesen Krieg für den Augenblick gelegen; man opfert daher Etwas, aber nicht Alles seinemwegen. Daher wird die Stärke, welche Deutschland in das Feld stellt, stets bis zu einem gewissen Grade begrenzt, wenn sie auch unserer Armee an Zahl überlegen sein wird, daher werden die fortgesetzten Anstrengungen aller unserer Kraft keinesweges ohne Bedeutung sein. Unsere Armee wird Alsen, vielleicht Fredericia vertheidigen können, eine Abtheilung in Jütland und das Hauptcorps auf Fühnen, wird vielleicht stets bei dem Feinde Bedenklichkeit gegen ein Vordringen in Jütland erwecken. Und wer weiß, wenn der Zeitpunkt eintreten kann, wo wir, wie es in den Armeebefehl heißt. „Mann gegen Mann“ werden kämpfen können? Vielleicht ist diese Forderung des Kriegsministers auch zu groß. In einem solchen Kriege, wo das Bewußtsein von der gerechten Sache des Vaterlandes die Brust eines jeden Mannes erfüllt, darf man wohl Rechnung auf Etwas außerhalb der Zahl machen.

Correlpondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Die dänischen amtlichen Berichte vom Kriegsschauplatze, namentlich über die Vorfälle bei Kolding am 20. bis 23. April, lauten folgendermaaßen:

Am 20. April, des Morgens 7 Uhr, rückten die Insurgenten in bedeutender Stärke zum Angriff auf Kolding an. Die Stadt war von unseren Vorposten besetzt, die Ordre hatten, sich auf keine bedeutende Vertheidigung einzulassen, und die deshalb Kolding um 9 Uhr des Vormittags räumten. Nördlich vor der Stadt entspann sich ein ziemlich lebhaftes Tirailleurgefecht, das bis 10½ Uhr anhielt, um welche Zeit unsere Vorposten die Ordre erhielten, sich zurück auf die Hauptstellung zu ziehen. In der zeitweiligen Stellung die die Vorposten nördlich vor dem Dorfe Bramdrup einnahmen, wurde eine feindliche Kavallerie-Abtheilung durch einige Kanonenschüsse zurückgewiesen. Als der Feind sich aller weiteren Angriffe enthielt, bezogen unsere Truppen des Nachmittags 4 Uhr ein Kantonnement und stellten Vorposten aus, von welchen eine Abtheilung Kavallerie, um 6 Uhr bis an die Mühle nördlich vor Kolding vorderangte, woselbst eine starke feindliche Feldwache Stand.

Unsererseits waren es beziehungsweise die erste Brigade, die 1ste und die erste Jägercorps, von welchem letzteren wiederum die Compagnie Ebner, welche das Gefecht bestanden, und seit im Feuer waren. Unser Verlust ist 2 Todte und 11 Verwundete, unter den letzten 2 Officiere, Lieutenant Schou von der Elbjägerabtheilung und Lieutenant Bindy vom ersten Jägercorps.

Im Standewitt ist Nichts vorgefallen.

Die Festung Fredericia ist in Belagerungszustand erklärt. —

Am 21. April, des Abends 8 Uhr, stand der Feind noch ruhig in Kolding und hatte seine

Digitized by Google

Vorposten etwa 2000 Ellen nördlich der Windmühle, von den Avdöben östlich Holdemünde nach der Landstraße nach Welte. Das nördliche und östliche Ufer der Stadt sind verbarrikadirt, und die Landstraßen durchschossen.

Im Sundewitt ist Nichts vorgefallen.

Am 22. April ist weder an der Grenze Jütlands noch im Sundewitt Etwas vorgefallen. —

Am 23. April Morgens wird von dem Generalmajor von Bülow das bei Jütland eingerichtete Feindt angegriffen. Die vierte Infanteriebrigade (Generalmajor von Moltke) marschirte über Broacup, und die dritte (Generalmajor von Schleppegrell) über Gudsöe und Norre-Hjert gegen Sodding, während das Corps der Garden von Apenrade heranrückt, die Koldingau zu überschreiten, was doch nicht zu rechter Zeit aufgeführt werden konnte, weil eine sehr bedeutende feindliche Stärke sich dem Uebergange widersetzte. In der Nähe von Kolding traf man auf einen sehr starken Widerstand, namentlich von einigen bei der Chaussee in einer kleinen Entfernung von der Stadt aufgeworfenen Verschanzungen. Nachdem diese genommen waren, drang das 6ste Fußbataillon und das dritte Jägercorps nebst einigen Bataillonen der ersten Brigade in die Stadt, und verfolgten den Feind nach einem lebhaften Straßenkampf. Indessen hatte der Feind eine sehr überlegene Artillerie auf die Anhöhen östlich von Kolding aufgeschaart, und eröffnete ein heftiges Granatenfeuer gegen das Schloß und die Stadt, welche letztere an mehreren Stellen zu brennen begann. Um die Stadt vor fernern Verwüstungen zu schützen, erhielten unsere Truppen den Befehl sich wieder auf Kolding heranzuziehen, und den Rückzug nach ihren festen Cantonnements anzutreten. Die 4te Brigade marschirte in der besten Ordnung aufgeschirt, ohne daß der Feind die dritte und vierte Brigade zu verfolgen wagte; selbst die starke feindliche Kavallerie, in dem Corps des Generalmajors von Roe folgte, griff lassirte nicht an. Der Kampf dauerte von 6 Uhr des Morgens bis 3½ Uhr des Nachmittags. Unser Verlust ist bedeutend, und beträgt gewiß mehre Hundert Todte und Verwundete. (Folgen jetzt die Namen einiger gefallenen und verwundeten Officiere). Der Verlust des Feindes ist unbekannt; nur sind 80 Gefangene von verschiedenen Infanteriebataillonen gemacht. Soviel man weiß, haben keine Reichstruppen an dem Kampfe Theil genommen, weßhalb Ursache zu der Vermuthung ist, daß solche als Reserve aufgestellt gewesen sind. Im Sundewitt ist Nichts vorgefallen. —

Ueber die nähern Details bei dem letztermähnten Gefechte am 23., werden wir später ausführlich berichten.

Norwegen.

Christiania, den 15. April. Unsere leidenschaftliche Politik scheint in dieser Zeit in eine ganz neue Phase eingetreten. Ein demokratischer Verein ist hier zusammengetreten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Abhängigkeit von und neuer Apathie etwas heraushringen könne. Der Verein soll sich zur Aufgabe gestellt haben, die demokratische Partei in ganz Norwegen zu organisiren und zu dem Ende stillalen in allen Städten zu stiften. An der Spitze stehen der Hofgerichts-Gerichts-Advokat Kildal, der Redacteur des „Morgenbladet" Stabell und Andere. Wenn auch das Programm des Vereins noch nicht veröffentlicht ist, so dürften die genannten Namen doch zu den Schlüsse leiten, daß es keine „reine Demokratie" wird. Man hofft, daß unsere liberale constitutionelle Partei sich von jener Bewegung zu einem energischen Zusammenhalten hinführen lassen wird, und äußerten hierüber wir den „demokratischen Verein", selbst wenn er eine unächte Perle sein würde, auf's Beste willkommen. Ueberhaupt ist plötzlich eine Bewegung politischer und socialer Richtung hier entstanden, die, wenn sie gute Leiter und ehrliche Kämpfer findet, uns nur heilbringend zu werden versprecht. Gleichzeitig mit jenem Vereine beginnt nämlich die arbeitende Klasse activen Bürgerrecht und größere Gleichheit in der Vertheilung der Staatslasten zu fordern. Einführung eines allgemeinen Wahlrechts würde wohl die erste Folge von dieser Agitation sein, die ebenso berechtigt ist, als sie bereits in den verschiedensten und geachtetsten Organen der Presse ihre Fürsprecher erhalten hat. Es sind also die Bauner der sogenannten socialen Frage und der Demokratie fast zu gleicher Zeit und plötzlich innerhalb unserer Grenzen aufgeschlagt worden, und die großen Schwingungen des übrigen Europa's werden demnach auch hier sich fühlbar machen. Die soziale Bewegung, um uns zuvörderst an diese zu halten, ist auf eine höchst ruhige Weise hier, eine berechtigte, und wenn wir auf die constitutionelle Freiheit hinblicken, die wir genießen und die bereits Wurzel gefaßt hat, dann dürfen wir auch ohne verterbliche Furcht vor Excessen der Entwickelung derselben zusehen zu können. Die Volks-Klassen, welche das Grundgesetz auf eine im Verhältniß zu den übrigen Staaten Europa's ungemein liberale Grundlage hat, haben das Recht, nach einer besseren und gerechteren zu streben, und der Stabilenius, der kunt der Verfassung existirt, und das Volk in zwei große Schichten theilt und um die Wahlrechten und die Einberufung in unmittelbare Klassen hervorruft, ist eben „werth, daß er zu Grunde geht". — Die Arbeiter haben Beschwerden geführt und sich zu dem Zwecke „die Arbeiterzeitung" gegründet, deren Programm Folgendes als Zweck und Ziel des Blattes aufstellt: Sie will die Sache der Arbeiter vertreten, Belästigerrechtigkeiten der Gesetze gegen ihn aufdecken und bekämpfen und ihm die einfache, gesetzliche und friedliche Weise angeben, in der er auf Abänderung des Gesetzes hinzuarbeiten vermag, so wie sie ihm überhaupt verschiedene Mittel angeben will, durch welche er mit der Zeit seine Stellung verbessern kann. Es leben in Norwegen gegenwärtig 60,000 Arbeiter-Klasse der Städte, gegen 60,000 Insassen auf dem Lande, die sich ausschließlich von ihrer Hände Arbeit leben, und die es wohl nöthig haben, daß ihre Interessen auch von Dritten wahrgenommen werden, als dieses bisher geschehen ist. Uebrigens bewährt sich auch hier, wie überall, das alte Sprichwort, daß extremen entgegen zu stehen, indem unter den Handwerkern, ja selbst in den Kaufmannsstande, Wünsche nach den alten abgeschaffen Einrichtungen der Zünfte laut werden; diese Reaction nimmt sich wahrhaft komisch aus. — Unsere Oppositionen hat außer der genannten Arbeiter-Zeitung noch ein neues Organ in der Presse erhalten. „Krydseren" (der Kreuzer), ein von der Partei des „Morgenbladet" ganz unabhängiges Blatt.

Notizen.

[Verdingung gefallener Krieger bei Düppel.]

Laut Rapport des dänischen Kanonencorps, vom 20. April, hat es während der ganzen feindlichen commandirenden General gefallen, nach drei- und vierjährigem Parlamentiren und durch Oberst von Dieterichs, und dem sachsen-altenburgischen Bataillon, kampfgerichtet, daß von den Todten so genannten „Gesuch," nämlich der Verstellung zur gegenseitigen Beerdigung der Gefallenen, bewilligt worden, und zwar so, daß die unter den Zwangsjäten von zwei Uhr Nachmittags ab, und keinesfalls über drei Uhr hinaus, auch mit so wenig Mannschaft wie möglich, unsere fest in dem Dreigetheilten innerhalb der feindlichen Vorposten unbetheiligt liegenden todten Soldaten abholen und selbst innerhalb unserer eigenen Vorposten, ihre Beerdigung besorgen können. Hinsichtlich der bei Beerdigung der Feinde stets mit militärischen Honneurs, und im Vereine mit der unserer eigenen Todten stattgefunden.

(Berlingsche Zeit.)

[Stimmung in Schleswig.]

Wenn wir auch nur mit Vorsicht auf den dänischen Berichten über die Stimmung in Schleswig schöpfen wollen, so können wir dieser mit dem größten Zutrauen auf den deutschen Berichten thun. Wir geben hier einige Auszüge aus den Correspondenzen des dort anwesenden Militärs:

Der königlich sächsische Oberstleutenant v. Naundorff, welcher aus Arendsburg, „auch der Erzählung seiner Wirthin," dem Dresdner Journal schrieb, „daß es keinen Schleswiger gebe, der nicht mit Freuden Gut und Blut opfern würde, um sein Land von dem verhaßten Dänenjoche zu befreien", meldet aus Mittelschleswig demselben Journale: „Hier ist Alles feindlich und die Einwohner vollkommen deutsch gesinnt, betrachten die benachbarten Soldaten mit Blicken des Hasses und unterstützen die Dänen auf jegliche Weise."

In der Leipziger Allgemeinen Zeitung, Nr. 112., heißt es auf Sundewitt: „Obgleich sämmtliche Bewohner in den, zum Theil übrigens verlassenen Dörfern mehr oder minder gut Dänisch gesinnt sind und Spione abgeben, so können wir doch nicht sagen, daß sie gehässig gegen uns sind. Vielmehr kann man sich in der Regel nur durch Zeichen mit ihnen verständigen, denn nur zuweilen trifft man unter den jüngeren Leuten Einzelne, welche Deutsch sprechen."

Der Leipziger Zeitung, Nr. 111., wird geschrieben: „Die Leute sprechen hier im Sundewitt'schen fast gar kein Dänisch, sondern fast Alle ein Art Bauernplatt, das nicht Neuenkirch bekannt, so neigen sie sich auf die dänische Seite, daher man sich sehr vorsehen muß."

Die Neue preußische Zeitung meldet aus Hadersleben: „Die im Lande herrschende politische Ansicht ist eine sehr getheilte, doch eine eigentliche politische, die getreunt ist von der Parteiung der Nationalitäten, gestattet auf das gleiche Recht der beiden Sprachen Anspruch machen zu dürfen. Deutsch oder Dänisch, darum dreht sich die ganze Geschichte. Indifferente giebt es eine große Masse, doch scheint den Hang mit der Dedmannsteit für die dänische Gesinnung zu sein."

Hören wir nun auch die „Schleswig-Holsteiner" selbst:

Die nordschleswigsche Zeitung, ein in dänischer Sprache erschienenes Blatt in Hadersleben, äußert sich, nach folgendem Vorschlag zur Erweckung dänischer Sympathien. „Eine dänische Militairbürde in Nord-Schleswig wird uns der sicherste Mittel sein, den schwankenden politischen Glauben der Bevölkerung dort in ein festes Zutrauen auf die gerechte Sache Schleswig-Holsteins zu verwandeln."

Der Oster-Telegraph vom 20. April giebt ebenfalls ein glänzendes Zeugniß von der so viel gerühmten politischen Reife der Schleswig-Holsteiner:

„Nicht vor physischem Muth brauchen unsere Vaterlandsvertheidiger gewarnt zu werden, wohl aber vor dem moralischen, welches die Dänischgesinnten hier und anderen Orten ihren einflößen, vor der Silbe der Rede (!), dann warnen wir. Auf diese Gesinnlichkeit haben die beikommenden Behörden die größte Wachsamkeit zu richten, und sie mit der größten Strenge und Energie zu verfolgen."!!

Aus derzelechen Aeußerungen scheint allerdings hervorzugehen, daß — man habe nun, thatsächlich der Rechtsfeste der schleswig-holsteinischen Brüder, welche Meinung man wolle — die Stimmung und die Sympathien im Herzogthume Schleswig vorherrschend dänische seien.

[Schwedische und norwegische Officiere in der dänischen Armee.]

Bis jetzt haben 37 schwedische und 6 norwegische Officiere Theil an dem dänischen Kriege genommen, davon 18 bereits an den vorjährigen Feldzügen. Schwedische Blätter melden, daß neuere dings viele Officiere, namentlich von der Marine, nach Dänemark gehen werden. Die Regierung ist jedoch jetzt zurückhaltend und der Erlaubniß, da sie sich an Officieren für die eigene Armee fehlen könnte.

[Personal-Nachrichten.]

Admiral der dänischen Marine, Hans Ol. Steen, der Letzte von den dänischen Helden des 2. April 1801, und der älteste dänische Seeoffizier, ist, 90 Jahre alt, in Kopenhagen mit Tode abgegangen. Er war während einer langen Reihe von Jahren ein wirksames Mitglied des Marineministeriums (des früheren Admiralitäts-Collegiums), und legte erst im vorigen Jahre diesen Posten nieder.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Johan Herman Wessel.
Ein dänisches Literaturbild.

I.

Ist die Popularität eines Dichters nach dem Maße zu bestimmen, in welchem er unter seinen Landsleuten in alle Classen der Gesellschaft eingedrungen ist, beruht sie auf dem Umfange, in welchem gleichzeitige und nachfolgende Generationen seine Werke im eigentlichsten Sinne auf den Lippen trugen; dann ist vielleicht nie ein Dichter, nach der Ausdehnung seiner Sprache und der Zahl seiner Mitbürger, populärer als Wessel gewesen. Die erste sich hier darbietende Frage ist demnach, ob jene Popularität wirklich verdient war, ob sie den in Wahrheit unvergänglichen Geist des Dichters, oder, wie es bisweilen der Fall war, zufälligen und dem eigentlichen Wesen der Poesie fremden Umständen ihren Ursprung verdankt. Es wird ohne Zweifel Vielen wie mir gegangen sein, daß sie in der ersten Jugend die berühmte, sogenannte Tragödie: „Liebe ohne Strümpfe*)" gelesen haben, und später, zufolge der früh erworbenen Bekanntschaft mit dem Gedichte, und der im geselligen Leben so häufig vorkommenden Besprechung und Citation desselben, keine Veranlassung gefunden haben, zum Studium des Werkes in reiferen Jahren zurückzukehren.

Ich glaube aber auch, daß es den Meisten wie mir gehen wird, wenn sie es nach langer Zeit hervorsuchen, und wieder durchlesen. Ich wurde durch die wunderbare Gewalt saß überrascht, mit welcher es mich während des Lesens fesselte, zu hinrig; so frisch und anziehend, so unverwüstlich komisch ist die Angelassenheit, die vor 80 Jahren dies Gedicht wie eine vollreife Frucht vom Baume fallen ließ. Was es in allen Zeiten Ertrinnerung frisch erhalten wird, ist besonders das Gepräge der Classicität, die formelle Präcision der trefflichen Alexandriner, die vollendete harmonische Rundung des Ganzen, welche dem, der es nicht weiß, es faß unglaublich erscheinen lassen, daß es zugleich der erste Debut eines Dichters, und auch zu sagen sein Schwanen-Gesang war. Jene göttlichen Ausgelassenheiten stehen noch da, so frisch und possierlich reigend, als wie sie zuerst ans Licht traten, und doch wie aus dem Marmor gemeißelt, so sorgfältig scheint saß jeder Ausdruck zugeschnitten und gewogen; nirgends bemerkt man weder Etwas zuviel oder zuwenig, und doch ist Alles ohne Zweifel der unmittelbarste Erguß des Genius einer begeisterten Laune. So sind die echten Blumen des ewigen Frühlings der Poesie.

„Liebe ohne Strümpfe" war bekanntlich eine Parodie. In dem Dialog, in der Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts, in den zwei „Vertrauten" des Helden und der Heldin, in der ganzen Construction seines „Trauerspiels" hatte der Dichter die alten französischen Tragödien des „gepuderten Olymps" parodirt, wie sie besonders durch Voltaire in frostiger Regelmäßigkeit culminirten, und wie sie in einigen unbedeutenden dänischen Uebersetzungen als wirklich grotzartige Curiosa von Geschmacklosigkeit und dornirter Pedanterie erschienen. Jene „Musterdramen", die im ganzen gebildeten Europa so lange als die höchste Spitze der Poesie angesehen wurden, riefen auch in der dänischen Literatur, wie überall anderswo, Nachahmungen hervor.

Ein Freund von Wessel, und wie er geborner Norweger, J. Nordahl-Brun, arbeitete in solcher Weise zwei Tragödien „Zarine" und „Einar Tambeskjälver", ganz nach dem Voltairischen Muster aus. Sie machten nicht geringes Glück auf der Bühne und in der Lesewelt; wir haben es aber Wessel zu verdanken, daß unsere Literatur nicht mit mehreren derlei Meisterwerken bereichert wurde. Daß Wessel nur die Brun'sche „Zarine" hat parodiren wollen, ist indessen unwahrscheinlich, obgleich er sonst seine Freunde nicht schonte, wenn sie sich gegen den guten Geschmack versündigten, wie man z. B. aus seinem Epigramm über ein Betrgedicht („Die Vortheile des geringen Standes") von seinem Freunde Meyer, dem geachteten Dichter der „norwegischen Gesellschaft" in Kopenhagen, sieht, — worin es heißt:

„Den Vers war ein Kern,
Man las ihn recht gern,
Wenn d'ran man gewöhnt."

Es war aber jedenfalls nicht nur die französische Stelzentragödie, welche Wessel durch jene Parodie bei und vernichtete, und somit dem später in Oehlenschlägers tragischer Poesie sich kundgebenden germanischen Geschmack indirect den Weg bahnte. Durch die eingelegten „Arien" persiflirte er zugleich die bombastischdummen, italiänischen Opernetzte, welche theils in Uebersetzungen, theils in Nachahmungen (z. B. „Die Thronfolge in Sidon" von dem Bürgermeister Brebadt, 1771) sich auf unserer Bühne einquartirgen begonnen hatten. Nichts kann ergötzlicher sein, als jene Wessel'schen „Arien" mit den Singspielen, auf welche sie unverkennbar anspielen, zu vergleichen. Sehr treffend hat er ihre Eigenthümlichkeit aufgefaßt, in einem niedrig prosaischen oder lächerlich-schwülstigen Gleichniß über momentane Zustände zu reflectiren. So ergreift auch er irgend ein burleskes oder hochtrabendes Bild, das er mit treuherzigem Ernst eine Weile ausbildet und fortsetzt. Auf einmal tritt aber dann eine jener unvergleichlich launigen Wendungen ein, der Schleier berstet, das Strohgebäude zerplatzt in Trümmern, und die gefeierten Muster stehen in comischer Nacktheit ganz entblößt da. Wie Mette, die eine Constdente, obschon sie wohl ahnt, daß beim Helden, dem Schneider Johann, die Tugend am Ende von der Liebe besiegt werde, (nämlich daß er sich entschließe, die ihm zur Hochzeit fehlenden Strümpfe seinem Rivalen zu stehlen), doch noch immer eine „zweifelnde Furcht" fühlt, singt sie pathetisch:

So muß ein armer Schuldner beben,
Wenn an die Thür verschlossen eben,
Es wird vom Gläubiger geklopft;
Ob auch die Thür den Weg verstopft,
Obschon durch teuflische Gewalten
Gar selten Jemand dringt durch Spalten,
Doch steht der Schuldner wie ein Has'. —
O Götter! sagt, woher kommt das?

Und der Held selbst, an diesem verhängnißvollen Scheidewege zwischen Diebstahl und einer Braut, die ihn ans Hartgefühl nicht mit Strümpfen heirathen will, singt noch sublimer:

Dem Schiffer gleich, auf hohen
Meer'swellen, wenn der Himmel blitzt,
Zwei Felsen steht er brohen —
An welchem soll er scheitern itzt?
Ihm wird die Wahl
Wie mir fatal!

Wie viel Schelmerei und satyrische Naivität versteckt sich nicht in diesen Couplets, die immer mit ironischer Kunst aus der zur äußersten Spitze getriebenen Situation hervorgehen? Und so sind sie faß alle. Als der betrogene, besthelene Rival, Mads, das Messer prüft, womit der Bergweifelte seinen Qualen ein Ende machen will, singt er seinem Constdente, Jesper:

Wenn — was wir leider oft erblicken —
Die Borsten heiter Fliegen schicken
In leeren Flaschen; — mit Gebrauß
Die Fliegen woll'n so gern hinaus;
Die Angst, den Umstand ihrer Seele,
Sie denken an durch Flucht und Kehle.
Wenn Fleisch und Haut durchsichtig wären,
Spart' ich die Müh', die zu erklären:
Mein Blut, mit ängstlichem Gesumm
Wie Fliegen in der Flasch' fährt rum.
Auch hör' ich's vor den Ohren brummen,
Die Fliegen in der Flasche summen.

Und als Mette von der Heldin Grete, die ungerechtesten Verwürfe erleiden muß, ergießt sich ihr verletztes Herz folgendermeise:

So wird mit gorn'gem Zahn das Blei
Gekaut vom Helden, mit Geschrei
In jener Gasse ohne Schalten
Marschirend, während Kameraden
Mit Ruthen schelin Rücken wund,
Der hell verbet und ganz gesund.
Dann prügt der Dulder seine Qual
In das unschuldige Metall,
Vergißt den Dienst, zur Wuth gebracht,
Den ihm im Krieg das Blei gemacht,
Der doch ist unermeßlich wichtig.
Zielt — Notabene! — er nur richtig!

Diese „Arien" wurden von dem damals in Kopenhagen als Kapellmeister lebenden Italiäner, Scalabrini, in ernst-ironischem Charakter, in dem Gedichte trefflich entsprechender Weise, componirt.

Doch — um die Frage wieder aufzunehmen, von welcher ich ausging, — kann es mit Recht be-

*) Ins Deutsche übersetzt von Oehlenschläger Leipzig, 1844.

Digitized by Google

Hauptlet werden, daß Wessel die Celebrität verdient habe, welche seinen Namen so schnell im Norden umgab und ihn noch immer begleitet? Ich glaube, daß man die Frage unbedenklich bejahen darf, denn er war nicht, was man ein hübsches und versprechendes Talent nennt, das durch Fleiß und kluge Benutzung glücklicher Umstände sich einen Namen erwarb. Seine Laune, und damit auch sein Witz (denn er war nur witzig, wenn er bei Laune war), war eine eigenthümliche Naturerscheinung, fix und fertig wie Athene, als sie aus der Stirne Jupiters sich entwand. Wohl war diese seine geistige Befähigung auf ein ziemlich enges Gebiet beschränkt, auf diesem Gebiete war er aber im höchsten Grade originell und primitiv; kurz, er war in seiner Gattung ein Genie, und keine andere Literatur hat ein Verbild Wessel's aufzuweisen. War auch sein Hauptwerk nur Parodie, so trat doch jenes Primitive eben so unverkennbar, wenn auch weniger häufig und blikend, in seinen verstfüeirten Erzählungen hervor. Auch die „Liebe ohne Strümpfe“ wohl eher eine Travestie zu nennen, weil es nicht ein einzelnes Werk, sondern eine ganze Dichtart lächerlich machte;*) deshalb ist die witzige Laune des Stückes noch immer so genußreich, selbst für Diejenigen, die nie eine französische Tragödie gelesen haben. Treffende Beispiele zum Vergleichen bekam die dänische Literatur später, als der ältere Holberg in seinem „Mikkel und Malene“ und „Holger Danskes“ zwei schlechte Opernterte (der eine von Baggesen), parodirte, und der Unterschied zeigt sich schon darin, daß diese beiden zeit vergessen sind. Denn der Witz war hier unselbstständig, oder ausschließlich durch ein Anderes bedingt, und je schlechter dies war, desto schneller mußte auch der Witz Bedeutung einbüßen. Es ist diese Art Witz, von der Steffens gesagt hat, daß sie „unerquicklich und unfruchtbar ist, denn es fehlt ihr der wahre Kern; sie kann das ephemerische Aberene vernichten, vermag aber nicht, das Herrliche in's Leben zu rufen.“

Man könnte meinen, daß Holberg zum Theil Wessel den Weg gebahnt hätte; obgleich sie aber Beide die freie und befreiende, aber auch Endliche schwebende Heiterkeit gemein hatten, ist ihre Laune doch von wesentlich verschiedenem Charakter. Die Holberg'sche hat eine rein objective Quelle, die Wessel'sche ist subjectiv und lyrisch, wenn er auch nicht in engerem Verstande die Lyrik betrat, welche aber Holberg ganz und gar obging. Die geringe Fruchtbarkeit Wessel's hatte, wie wir unten ersehen werden, ihren erklärenden Grund in den Umständen und der Weise seines Lebens. Man könnte endlich sagen, daß er es doch keineswegs verdient hatte, mehr gelesen und berühmt wie Ewald zu werden, denn dieser stand in seiner Sphäre immer eben so hoch, und alle Dichtarten sind ja unter einander von gleicher Berechtigung. Das Publikum hat aber ein unbestreitbares Recht, das vorzügliche, was am seltensten vorkommt. Ewald vermochte der große Haufen nicht so ganz klar von einem Schwarm ernsthafter, englisch beschreibender, didaktisch langweiliger „Barden“ zu unterscheiden. Daß aber Wessel auf seinem Gebiete einzig dastand, begriffen Alle mit Leichtigkeit, und das das Volk, bis auf die niedrigsten Classen hinab, ihn noch immer kennt und so hoch schätzt, schreibt sich vielleicht nicht nur daher, daß der gewöhnliche Mensch überhaupt ein größeres Bedürfniß fühlt, durch das Lachen zerstreut und erheitert zu werden, als sein Geschlecht in seiner Größe und Kraft poetisch gefaßt zu sehen; sondern hat zugleich den höhern, wenn auch unbewußten Grund, daß die Dichter der Laune, selbst ohne strenge Rücksicht auf ihren Werth, etwas seltener sind, als die Organe des pathetischen Gefühls und der Leidenschaft. Nur die wahren Dichter des Humors im strengern Verstande sind noch seltener.

Bücherschau.

Forn-Nordiskt Bibliothek (Altnordische Bibliothek, herausgegeben von J. Wahlström. Heft 1—5.) Upsala 1847—48.

Da die altskandinavische Forschung bisher beinahe ausschließlich von einheimischen, das heißt von dänischen, norwegischen, schwedischen, und vorzugsweise isländischen Quellen ausgegangen ist, so hat der Herausgeber obiger Bibliothek geglaubt, die Aufmerksamkeit darauf richten zu müssen, daß außerhalb der Grenzen Skandinaviens sich auch viel in der Sache Aufklärendes findet, das dem gebildeten Skandinaven nicht unbekannt bleiben darf, und daß des skandinavischen Nordens alte Geschichte das Wissgeschick hatte, nicht blos mehr als irgend eine mit abenteuerlichen Hypothesen überhäuft zu werden, sondern auch im Vergleich mit der Geschichte anderer europäischer Länder am wenigsten den wohlthätigen Einfluß der erwachten Kritik zu erfahren. Es sind natürlicherweise die fleißigen und vielseitigen Schriften der Deutschen, hiebei vorzugsweise an's Licht gezogen, und die bisher erschienenen fünf Hefte enthalten eine Anzahl aus Adelung's, H. Steffens', Wilhelm Müller's, Aschbach's, Hillmann's, Rühs', Adel's, Meidinger's, Dahlmann's, Maigh's, Müllenhoff's und Schlözer's Schriften, die man bisher in Schweden mit geringer Ausnahme nur wenig kennt. Obgleich der Herausgebers Meinung gewiß keineswegs gewesen ist, die Forschungen der Deutschen einseitig für die Behandlung der altnordischen Sage gleichsam neu zum Grunde zu legen, sondern er offenbar nur von dem Grundsatz ausgegangen ist: „Audiatur et altera pars“ und „Aus der Meinungen Reibung geht das Licht hervor;“ so hat er doch in dieser und jener einheimischen Recension den Vorwurf einer übertriebenen Deutschetei hinnehmen müssen.

Eine andere Tendenz bei der in Frage stehenden literarischen Mosaikarbeit geht dahin, so viel wie möglich das Ansehen der altschwedischen historischen Literatur zu heben im Gegensatz zu den in spätere Zeit herabgesunkenen, ja ziemlich gewordenen isländischen sogenannten Sagen, die gewiß eine vortreffliche Quelle sind, aber doch keineswegs die einheimischen verdrängen dürfen; vielmehr müssen diese hinsichtlich aller Begebenheiten mit dem Anspruche der Kritik betrachtet werden. Insbesondere sind es die alten schwedischen Schriftsteller Messenius und die Brüder Johannes und Olaus Magnus (von dem adlichen Geschlechte Store, dessen Bedeutung man in's Lateinische übersetzt hat), welche der Herausgeber aus einer unverdienten Vergessenheit wieder hervorzuziehen sucht. Denn, um ein Beispiel zu geben, unter den vielen die schwedische Geschichte betreffenden Gegenständen und tiefeingewurzelten falschen Vorstellungen ist auch die, daß die Brüder Magnus ein Paar historische Gräuelsänger waren, auf welche jeder Lectionet mit seinem Lehrbuch in der Hand mitleidig und lächelnd herabschauen darf. Was insbesondere des Olaus Magnus „Historia de Gentibus Septentrionalibus“ betrifft, so machte diese Schrift zu ihrer Zeit (im 16. Jahrhundert) ein so großes Aufsehen, daß sie mehrmals aufgelegt und fast in alle europäische Sprachen übersetzt wurde, — eine Auszeichnung, welche damals wenige historische Arbeiten traf, ausgenommen die der klassischen Vorzeit. Aber vom Schweden gilt es so oft: „Lynx foris, talpa domi;“ denn in schwedischer Sprache ist dies Werk nie herausgegeben worden, obgleich es nach dem Zeugniß des Herausgebers der „altnordischen Bibliothek“ an Gemeingeist bei weitem alle isländischen Genealogieen, Königslagen und Runsreien übertrifft.“ Hier in Schweden hat man es nämlich einmal anzuwenden gelernt, daß die Brüder Magnus, deren Verdienste aus Einseitigkeit und Vorurtheil bei Seite gesetzt worden, während man die ihnen im Ganzen keineswegs überlegenen Schriftsteller und ihre kaum der Vergessung würdigen Werke unbedingt mit Lob überschüttet, nichts als „Altweibermährchen“ dichteten und schrieben; und gegen Anwendbaggerei mit gleicher Münze Gegenrede. Das einzige noch übrige Mittel ist das Bestreben, das Ziel noch einmal vor das Auge zu stellen. Denn Vieles, was zuerst fabelhaft erschien, zeigt sich endlich in einem besseren Licht; und so dürfte sich Olaus Magnus derselben Gunst des Schicksals wie der alte Herodot erfreuen, daß nämlich Mehrere, was die Unwissenheit für erdichtet hielt, von einer sicheren Gelehrsamkeit als übereinstimmend mit der Wirklichkeit befunden ward.

Eine dritte Tendenz bei der in Frage stehenden „Bibliothek“ geht dahin, jeder partiellen Einseitigkeit in der Behandlung der altskandinavischen Geschichte entgegen zu treten, möge sie sich äußern als „Svetomanie,“ als „Schwedetei, Norwegerei oder Dänerei.“

Als der größte Fehler in dieser Hinsicht wird mit Recht die Neigung bezeichnet, von einem Satz auszugehen, der, sorgerechtig entwickelt, eine historische Untreue in sich schließt, — die Annahme, daß keine Vorsehung durch die Geschichte geht. Dem sonsuchtvollen Rückblick der isländischen Sagenerzähler von dem einzigen Lande treuherziger Unschuld zu dem skandinavischen Heimathsstande, das ihre Väter als Heiden bestritten, zeigte sich nämlich die Zeit, welche dem Christenthum vorhergeht, in einem poetischen Schimmer, zumal im Vergleich mit der Gegenwart, wo man mit nüchternem Blick eben sowohl jenen Mangel, wie jede Schönheit sah. Bei einer solchen Stimmung war es schwer, ja beinahe unmöglich, die historische Leinwand nicht mit einer blendenden Farbe zu decken, welche das reine Licht der Wahrheit verdunkelte oder entstellte. So blickte auch die schwedische Jugend bei den Miss-

*) So hat auch Holberg in seinem „Peter Paars,“ wie Blumann später, nicht nur die Aeneide, sondern alle übrigpanischen Heldengedichte travestirt.

Digitized by Google

geschilden der Jahres 1809 auf die verflossene Zeit zurück, und betrachtete die ernste Vorzeit durch den tölandischen Sagenduft. Da entdeckte man in dem heidnischen Zeitalter ein Eden, das mit glühender Liebe von den Skalden besungen ward. Bald ward es allgemeiner Ton bei den Gelehrtheiten, daß das Heidenthum eine höhere Bildungsstufe sei, als das darauf folgende Christenthum. Dieß übte seinen Einfluß auch auf die historische Forschung, so daß Schwedens größte Geschichtschreiber fortfuhren, Odenneinanderheiten der Beleuchtung der heidnischen Zeit zu widmen, während das Mittelalter des Vaterlandes theils gar nicht betrachtet, theils mit äußerster Kargheit, nur wie eine Königsfage, abgefertigt wurde. Wohl ist es wahr, daß die im erwähnten Zeitraum (1809) entstandene sogenannte „neue Schule“ belebt und gerecht durch die gleichzeitigen Bewegungen in Deutschland, im Anfang ihren historischen Beruf als einen doppelten auffaßte, nämlich Beiden, der Mittelzeit und dem Heidenthum, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche beide Zeitabschnitte während der zunächst vorher gehenden französischen oder gustavianischen Bildungsperiode oft mit Hohn und Verachtung behandelt worden waren. Eine eigenthümliche Entschädigung auf der schwedischen Mittelzeit besonders nicht zu Theil geworden; die „neue Schule“ wandte sich bald von dem katholischen Zeitraum ab. Aber das Heidenthum, die ursprüngliche Schwedens, ward mit um so größerer Wärme behandelt. Dieß war die Windsbraut der sogenannten „Gotomanie,“ der Gothicismus, der gothischen Begeisterung, deren Saufen damals seinen Einfluß auf Geijer, Tegnér, Atterbom und mehrere ausübte. Diese Stimmung entsprang aus der natürlichen und löblichen Liebe zu den Vorältern des Vaterlandes. Es war der Erinnerung und der Verwandtschaft Sympathie für die Thue, welche ehedem klangen in den Thälern, wo die Nachkommen der Goten jetzt leben; es war die Liebe der schwedischen Edhne zu der Mutter Suea, welche sie begeisterte. Aber poetische Schönheit und historische Wahrheit sind zwei verschiedene Dinge. Poetisch schön war das idealisirte Bild, das heraufschwebte aus Suea's verschwundenen Tagen; aber historisch wahr war es nicht. Es war ein Versuch des grauen Heldenthumes zusammenwachsene Klippen mit den Blumen der Poesie, mit den Lorbeeren des Genie's und mit den Eichlaubkränzen des Patriotismus aufzustutzen und zu schmücken. Es entstand daraus eine Art abgöttischer Verehrung der heidnischen Vorzeit, deren sämmtliche Schattenseiten verschwiegen oder verhüllt wurden, deren sämmtliche Lichtpunkte dagegen von dem Prisma der Gotomanie aufgefaßt, sich vergrößerten und in den herrlichsten Farben brachen.

Aehnlich dieser Gotomanie hat den schwedischen Schriftstellern wird auch bemerkt, daß einige von den vielen hochverdienten Geschichtschreibern, welche übrigens die Jahrbücher Norwegens und Dänemarks mit ausgezeichnetem Erfolg bearbeiteten, sich hin und wieder von einem exclusiven Nationalgefühl hinreißen ließen, und dann entweder „Norwegliage“ oder „Dänsinge“ wurden.

Der einseitige partikuläre Norwegeifer wurde in der Behauptung bestehn, daß Norwegen das Hauptland des Nordens, und das norwegische Volk in geistiger und körperlicher, in sittlicher und staatlicher Hinsicht Nordens Hauptvolk sei, von welchem deshalb auch das historische Leben im Norden, wie auf einem Centralpunkt, ausgehe; ferner daß das norwegische Volk das ursprünglichste, das eigentliche Urvolk im Norden sei, ein von Asien durch Rußland, theils über Finnmarken, theils über den Bothnischen Meerbusen in Skandinavien eingewanderter Stamm, welcher Norwegen, und unter dem Namen der Schweden (Svear) — das nördliche Schweden bevölkerte; wogegen ein deutscher Volksstamm, der gothische, von Deutschland über die dänischen Inseln bis zum südlichen Schweden wanderte und sich dort niederließ, endlich aber theils unterdrückt, theils verjagt und den den Normannen ausgerottet wurde, zu welchen auch die Schweden und eine andere Unterabtheilung, die Dänen gehörten, theils sich mit den Normannen und Dänen vermischten. Hiermit hängt auch eine Hypothese über die Sprachbildung im Norden zusammen, derzufolge Norwegen das Urvolkes ursprünglichste — norwegische — Sprache bewahrt haben sollte; wogegen die meiste künstliche und schwedische Sprache aus einer Mischung der gothisch-deutschen Sprache mit der norwegischen entstanden wären, (siehe Molbech's Aeußerung in der „historischen Zeitschrift“, auf Veranlassung von „Munch's, Norwegens, Schwedens und Dänemarks Geschichte, zum Schulgebrauch.“)

Auf der andern Seite würde der einseitig partikuläre Dänemarkeifer in einer gewissen Tendenz bestehen, die norwegische Vorzeit und vorzugsweise der Nordenwohner Entdeckungsreisen in jener Zeit so darzustellen, als ob die Dänen dabei die Hauptrolle gespielt hätten, und zugleich die norwegischen und isländischen Sagen zur dänischen Urgeschichte zu machen, und auf diese Weise die ältere nordische und isländische Sprache in die eigentlichen Grenzen des Dänenthums hineinzuspielen. (Siehe P. A. Munch's Aufsatz in der „Literatur-Zeitung“ zu Christiania, über die Thätigkeit der Alterthumsgesellschaft zu Kopenhagen.)

Theirfe.

Ett par blad ifran Rhenstranden, eller Marienberg och Kinnerwarth 1846. Ur en bref af Fört. till „Tockningar ur hvardagslifvet“ (Ein paar Blätter vom Rheinufer, oder Marienberg und Kellerwerth 1846. Aus einem Briefe von der Verfasserin der Zeichnungen aus dem Alltagsleben.) Stockholm pa C. A. Bagges förlag.

Eine kleine, nur 60 Octavseiten einnehmende aber, wie Alles, was aus Fredrika Bremer's Feder kömmt, unterhaltende und anziehende Schrift. Gleich der Anfang hat etwas sehr Gemüthliches. Die Golfstrift's Landprediger von Wakefield ein Bewunderer von glücklichen menschlichen Gesichtern war (i was by nature an admirer of happy human faces), so beginnt sie: „Es ist nun einmal so — und es ist seit meiner Kindheit so mit mir gewesen — daß ich Hunger und Durst danach fühle, glückliche Gesichter zu sehen, und mich glücklich fühle, wenn ich sie finde. Und wo immer ich auf meinen Wege durch die Welt einem Menschen begegne, muß ich immer, heimlich oder öffentlich, ihn fragen: Bist du glücklich? — So habe ich auf meinem Wege durch Deutschland gefragt, fragte so den dicken Bankier, den Millionär in Hamburg, fragte so den armen Fuhrmann im Mündener Thale. Des Ersteren prahlerisches Wesen, aufgeworfenes Ansehen, war Antwort genug auf meine verschwiegene Frage. Der Letztere zuckte die Achseln: „Wer ist glücklich?“ Dies Achselzucken und diese Antwort geht durch die ganze Menschenwelt. Und doch — ich habe manche Menschen glücklich gesehen, aber den glücklichen Menschen, ich meine den im höheren Sinne glücklichen, habe ich noch nicht gesehen. Werde ich ihn am Ziel meiner Reise, am Strande des Rheins, finden?“

Und sie findet ihn. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Marienberg und Schilderung des dortigen Badelebens, einiger Fahrten und Wanderungen, welche sie von dort aus, und der Personen, mit welchen sie dieselben macht, wobei sich die Frage nach einem glücklichen Menschen wiederholt, findet sie bisher in Kellerwerth (bei Düsseldorf), wohin sie auf einige Tage geht, in der Person eines Mädchens, einer Fräulein T., einer Diaconissin in der dortigen Anstalt zur Bildung von Krankenpflegerinnen. Da heißt es Seite 45: „Wie hörten einen leichten, tanzenden Schritt auf unserer hölzernen Treppe, die Thür öffnete sich, eine hohe, klassischgebildete Gestalt trat ein in einer langen schwarzen Kapuze, mit hellem Antlitz, aus welchem die frohlichsten, freundlichsten blauen Augen leuchteten. Es war Fräulein T. Kaum wußte ich mich eines behaglicheren, freundlicheren, offeneren, frohharmonischeren Wesens zu erinnern. Sie führte uns zu der Fliedner'schen Anstalt. Als sie die Treppe hinabging, strang sie die drei letzten Stufen hinunter. Es war etwas wunderlam Schickes und gleichsam Langweiliges in diesen Worten, obgleich nicht zu existiren. Sie bewegte sich bestimmt leichter, freier in der Welt, als andere Menschen. Sie stehen von aufschtaren Schwingen getragen.“ Und Seite 53 heißt es weiter von ihr: „Ja, hier konnte ich mich nicht irren, in ihr hatte ich wirklich den glücklichen Menschen gefunden. Sie hatte keine Worte für das Gefühl von Freiheit, Frieden und Glückseligkeit, das sie erfüllte, seit sie hierher gekommen war, seit sie auf immer von allen Sorgen theilen und Genüssen der Welt Abschied genommen und hier ihren Wirkungskreis, ihr Leben für die Zukunft fest gewählt hatte. „Mir ist so wohl, so leicht und licht zu Muthe!“ sagte sie. „So kann es kaum fortdauern. Es wäre zu viel für diese Erde.“ Ja, so hatte ich mir gedacht, so mir gedacht den glücklichen Menschen, obgleich nie habe ich ihn gefunden, so!“ — In einer Anmerkung fügt sie hinzu: „Aber diese Seligkeit war noch gewaltig jung — erst einige Monate alt. Möchte sie dauerhaft sein! sage ich mit der liebenswürdigen „Schwester.“

Die erwähnte Anstalt und das Leben der Diaconissen wird ziemlich ausführlich beschrieben. „Der ungefähr dreißig Jahren stiftete sie der evangelische Prediger Fliedner in Verein mit seiner Gattin, und sie hatte den Zweck, Krankenpflegerinnen zu bilden, die mit einem in der ersten christlichen Zeit gebräuchlichen Namen, Diaconissinnen, genannt wurden. Es wurde bei der Aufnahme auf den Stand nicht Rücksicht genommen; vielmehr sollte die Anstalt ein Asyl sein für bescheidene und bedürftige Mädchen nach ihrer Freisprechung aus dem Gefängniß, um ihre Besserung zu werden. Ein bedeutender Krankenhaus, eine Kleinkinderschule und ein Waisenhaus, ein Seminar für Lehrerinnen in Kleinkinderschulen wurde sofortehin damit verbunden.“ Es würde zu weit führen, die weitere Darstellung hier wiedergeben, so angiebend Manches darin ist, z. B. die Unterrichtsweise Fliedner's. Ich füge nun noch etwas von den Schlußworten hinzu: „Diese große und jährlich zunehmende Stiftung, welche sich ganz und gar von freiwilligen Gaben und Beiträgen erhält, giebt ein mächtiges Zeugniß von der Thätigkeit des Vorstehers und von dem in ihr lebenden Geiste. Dieser Geist und ein solches Werk überzeugt und aber auch, daß das Christenthum nicht blos eine Lehre, nicht blos Ueberlie-

Digitized by Google

ferung, Geschichte, sondern vor Allem ein Leben, ein lebendiges, lebensstarkes, lebenzeugendes Leben ist." Dann wird eine Stelle aus Bunsen's Schrift, „die Kirche der Zukunft," beigebracht und so geschlossen: „Hier ist eine Heimath, ein Wirkungskreis, wo die Armen und Geringen in der Welt geachtet, edle und nützliche Mitglieder der Gesellschaft werden können. Aber nicht blos die arbeitslosen in der niedern Classe, nein, auch die in der höhern, „unsere armen reichen, unsere armen vornehmen Mädchen," wie Amalie Sieveking sagte, finden hier Gelegenheit zu einer wohlthätigen Thätigkeit, die sie vom Gemeinwohl, was ihnen sonst fehlen möchte, ist. Arbeitslose finden sich überall im Ueberschwange, auch auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft. Aber indem sie hier Dienerinnen werden, erheben sie sich zu Freigeborenen im Reiche Gottes, und auch im Urtheile der Welt; denn die Welt belacht wohl und tadelt, was ihr in dieser Richtung excentrisch scheint, aber sie achtet es doch im Stillen." Ich erinnere schließlich an die große ähnliche Anstalt „Bethanien," die jetzt bereits einige Jahre in Berlin besteht.

Endlich ist auch die Rede von Auswanderern, die die Verfassern am Ufer des Rheins antrifft. Da heißt es: „Wir hörten viel von den Elende der Auswanderungen. Aber warum thut man nicht mehr, sie zu ordnen und zu leiten? Gebindert werden können sie nicht, auch wer wollte es auch in überdölterten Gegenden? Wer muß nicht in der Auswanderung eine Nothwendigkeit erkennen und den Plan der Versetzung ahnen, auf dieß Meere mit dem europäischen Menschenstamme diejenigen Länder zu bevölkern, welche reich an Naturerzeugnissen, aber arm an Einwohnern sind, Südamerika, Australien große, herrliche Inseln. Ja, ich glaube in der Auswanderung und in den Barmherzigkeitsanstalten, wie hier in Kaiserswerth, die beiden wichtigsten Rettungsmittel für das Elend der gegenwärtigen Zeit zu erblicken; aber mit beiden ist nur erst der Anfang gemacht."

Mögen denn diese wenigen Zeilen und Auszüge dazu dienen, das Büchlein zu empfehlen! Ich denke, es wird Niemandem gereuen, dasselbe gelesen zu haben.

K. L. Kannegießer.

Notizen.

[Verlesigerung aus Thorwaldsen's Nachlaß.]

Nachdem das Thorwaldsen'sche Museum in Kopenhagen fertig geworden ist, hat man dem Professor, Bildhauer Wissen, im Vereine mit dem Theatermaler Troels Lund, einem Mitgliede des Kopenhagener Communrathes (die Stadt Kopenhagen ist Eigenthümerin des Museums), aufgetragen, die nicht geringe Anzahl Doubletten von Kunstgegenständen, so wie eine Menge werthvoller Kunst- und anderer Sachen, die sich unter Thorwaldsen's Nachlaß befinden, und die nicht für das Museum verwendet werden können, zu sondern und zu ordnen. Hiernach werden diese Sachen, welche Thorwaldsen gehört haben und von ihm allmälig gesammelt wurden, nächstens in Kopenhagen öffentlich versteigert werden. Man schätzt die zu verauctionirenden Gegenstände auf 20,000 bis 26,000 Rbdlr., eine Summe, die dann zu den stiftungsgemäßen Kapitalien des Museums gehören wird. Ein Katalog jener Gegenstände wird zum Druck befördert und auch dem Auslande mitgetheilt werden.

[Dänische Gallerie der Zeitgenossen.]

Im Verlage des Buchhändlers Philippsen in Kopenhagen erscheint eine Art Gallerie der Zeitgenossen, nach fremden Quellen, von dem bekannten dänischen Lyriker C. Winther. Canzinar, Erzherzog Johann zc. eröffnen den Reigen. Es ist dies ein zweckmäßiges Unternehmen, da die dänische Literatur an solchen Erzeugnissen sehr arm ist und die Nation die zum Verständniß der Tagesgeschichte nöthigen Kenntnisse oft aus der deutschen Literatur schöpfen muß, die jedoch natürlich nur Wenigen zugänglich ist.

[Eine deutsche Virtuosin in Kopenhagen.]

Nachdem es Kopenhagen während der ganzen Saison an Besuch von deutschen Künstlern gebracht, ist jetzt gegen Ende dieser die Pianistin Fräulein Fischer von Tiefsurfee aus Prag, tort ansgetreten. Im Local des Hofdenters gab sie am 28. April ihre erste Abendunterhaltung, deren balde Retto-Einnahme sie zum Besten der Wittwen und Kinder der bei Eckernförde Gefallenen bestimmt hatte.

[Literarisches aus Norwegen.]

Die Professoren Schweigaard und Munch, der Reichsarchivarius Lange und Andere stehen an der Spitze einer neugebildeten Gesellschaft für nordische Geschichtsforschung. Dieselben wollen eine historische Zeitschrift herausgeben, vermittelst welcher, durch Veröffentlichung von Urkunden und anderen bisherigen Dunkelheiten, der Wissenschaft manche Vortheil erwachsen wird. Candidat juris Thodc hat eine Statistik Norwegens herausgegeben, die die ältere von Schweigaard supplirt.

Von dem Pfarrdenympen „Arkal Elg" ist ein historischer Roman erschienen, welcher „Ein Sommer in Norwegen" betitelt ist. Eine neue Tragödie von Pastor Jensen, „Sorm der Alte," wird angekündigt werden.

[Flämisch-Literarisches.]

Wenn auch die Lage, namentlich der unteren Klassen, insbesondere der Fabrikarbeiter in Flandern, jetzt keineswegs eine günstige zu nennen ist, da das Stocken der Geschäfte viele derselben ganzer Brod setzte, so daß die Noth in manchen Distrikten einen bedeutenden Grad erreicht hat und die Mittel dieser allgemeinen Calamität abzuhelfen, jetzt der Gegenstand ernstlicher Debatten in den Kammern sind, so scheint doch der ein wenig gestörte Geschäftsgang in Belgien keineswegs wie in Deutschland, nachtheilig auf die Bestrebungen auf literarischem Gebiete zurückgewirkt zu haben. Täglich erscheinen eine große Zahl neuer Schriften in vlämischer Sprache, die literarischen Gesellschaften entfalten die regste Thätigkeit, und gewinnen täglich an Ausdehnung und Bedeutung. In der von den Abgeordnetenkammer „de Goudsbloem" in Ct. Nikolaas ausgeschriebenen Preisbewerbung, sind nicht weniger als 76 Stücke eingegangen, von denen mehrere gekrönt wurden. Unter den neu erschienenen Schriften erwähnen wir eines Lustspiels: „Do vinemesche Lionne", von K. Onderet (Gent, H. Hoste), was von der Gesellschaft der Fonteinisten zu Gent gekrönt und am 21. Januar 1849 mit großem Beifall aufgeführt wurde. Ferner eines historischen Dramas von F. Carrein: „Pieter Lanchals, of de opstand der Vlamingen onder Maximilian van Oostenryk (Brugge, Bogaert), dessen die vlämische Presse ehrenvoll gedenkt. Der bekannte Lyriker O. Eekma giebt in Verbindung mit Dodd jetzt eine neue Zeitschrift: „De moedertaal" heraus, die viel Gutes verspricht. Die Herren Evaristi und K. J. van Madeghem, die sich namentlich um die Bildung des vlämisch-brabischen Sängerbundes ein großes Verdienst erworben haben, kündigen jetzt eine Zeitschrift für Kirchenmusik an, die den Titel „Cacilia" führen und allmonatlich erscheinen soll.

Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1848.

Sitzung vom 10. Mai.

1) Ueber das Verhalten der Citronensäure zur Schwefelsäure. — Herr L. Svanberg führte Folgendes, in Anleitung einiger Versuche, welche von ihm, gemeinschaftlich mit Herrn G. von Post, über das Einwirken dieser Säuren aufeinander, gemacht worden sind, an:

„Robinet's Angabe, daß durch Einwirkung der Schwefelsäure auf Citronensäure, Kohlenoxyd zuerst entwickelt wird, haben wir bestätigt gefunden; wenn aber derselbe Chemiker äußert, daß Kohlensäure hierbei erst bei einer höheren Temperatur entwickelt werde, so sehen wir uns genöthigt unsere, in diesem Fall widersprechende Erfahrung mitzutheilen, daß nämlich die Entwickelung der Kohlensäure ohne künstliche Erwärmung statt findet, wie auch bei gewöhnlicher Temperatur bei + 15° C, wiewohl sie in solchem Falle erst etwas später hervortritt, was, wie es uns scheint, davon herrührt, weil die dickflüssige Mischung eine größere Neigung besitzt. Kohlensäure als Kohlenoxyd zu absorbiren. Die Einwirkung zwischen Schwefelsäure und Citronensäure bauerte lange fort, und noch nach fünf Monaten fand eine Entwickelung von Kohlensäure und Kohlenoxyd statt. Während fünf Monaten war so viel an Gasarten entwichen, daß es 40 Procent dem Gewicht nach der angewandten, verwitterten Citronensäure entsprach. In der Kälte wird keine schwefelichte Säure entwickelt, wirt aber Wärme angewandt, so fängt diese Gasart an sich mit den übrigen zu vermischen, wenn die Temperatur auf + 80° steigt.

Um uns von den, nach geschehener Einwirkung vorhandenen, freien Säuren, Schwefelsäure und Citronensäure, zu befreien, haben wir, nach vorhergegangener Verdünnung mit vielem Wasser, mit kohlensaurem Kalk gesättigt, wobei sowohl schwefelsaurer als citronensaurer Kalk gefällt wird, während citronenschwefelsaurer Kalk in der Lösung gerinnt. Gleichwohl ist es nothwendig, nachdem die unlöslichen Salze abfiltrirt worden sind, nachher etwas kaustischen Kalkhydrat in Unterschuß zuzusetzen, und damit die Lösung während einiger Tage zu macerircn, um sicher zu sein, daß alle freie Säure neutralisirt worden ist. Am besten ist es, die Verdunstung später freiwillig vor sich gehen zu lassen, und dann und wann den abgelegten Spatz abzustittiren, wobei die citronenschwefelsaure Kalkerde allmälig in der Wärme gefällt wird, wodurch viel verloren geht. Da uns diese Eigenschaft bei dem Kalksalze nicht kennen, sind wir, erst nachdem ein großer Theil davon verloren gegangen war, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht worden. Deshalb haben wir nur eine geringe Ausbeute an Material, gegen die, welche zu erwarten stand, erhalten, um damit die wenigen Versuche anzustellen, welche wir hier vorlegen. Denn noch seben wir das, was wir hier mittheilen, als einen kleinen Beitrag zu einer näheren Entwickelung einer Verbindung an, welche früher nur angedeutet, aber in keiner quantitativen Einsicht studirt ist, und wir haben geglaubt die wenigen Beobachtungen mittheilen zu müssen.

Nachdem der, während der Verdunstung gebildete kohlensaure Kalk abfiltrirt worden ist, entfärbt man mit Blutlangensalze, wodurch wohl vieles der Farbe weggenommen wird, doch wird die Lösung keineswegs farblos. Die einzige Art und Weise, durch welche es uns gelang das Kalksalz farblos zu erhalten, war die, in concentrirter Lösung es mit Alkohol zu fällen, das so gefällte Kalksalz mit Alkohol zu waschen, es nochmals in sehr wenigem Was-

Digitized by Google

fer auflösen, und wiederum mit Alkohol zu fällen, welche Auflösung und Fällung vielfältige Male wiederholt wurde.

Die wasserige Auflösung des auf diese Weise gereinigten Kalisalzes gibt keine Fällung mit Chlorbarium, wird aber Alkohol hinzugesetzt, so wird ein voluminöses Barytsalz gefällt, welches mit einem schwächeren Sprit ausgewaschen werden kann. — In einer Lösung von essigsaurem Bleioxyd gibt das Kalisalz einen schwereren Niederschlag. — Die quantitativen Versuche, welche wir anstellten, sind mit Barytsalz gemacht.

O. 6691 grm. von dem unter der Luftpumpe über Schwefelsäure getrockneten Barytsalz werden verbrannt und zu der geglühten Masse werden einige Tropfen Schwefelsäure zugesetzt. Nach neuem Glühen war das Gewicht des schwefelsauren Baryts = O. 419 grm. 40. 19 Procent Baryt entsprechend. Bei einem andern Versuch wurden 38. 667 Procent Baryt erhalten. — Das Medium aus diesen Bestimmungen ist, daß das auf diese Weise getrocknete Salz 39. 428 Procent Baryt enthält.

O. 770 grm. Barytsalz unter der Luftpumpe über Schwefelsäure getrocknet, wurden mit chromsaurem Kali und kohlensaurem Natron gemischt, und zu der geglühten Masse wurde erst Salzsäure und darauf Chlorbarium gesetzt. Der unglühte schwefelsaure Baryt mog O. 5018 grm. gegen 22. 704 Procent Schwefelsäure im Salze entsprechend.

Wird das unter der Luftpumpe über Schwefelsäure getrocknete Barytsalz bis + 100° C. erwärmt, während ein trockner Luftstrom darüber hingeleitet wird, so hat es sich bei einem Versuche gezeigt, daß es 5. 440 Procent seines ursprünglichen Gewichts verlor. — Wird es unter gleichen Umständen bis + 150° C. erwärmt, so zeigte sich bei einem Versuche, daß es 9. 185 Procent seines Gewichts verlor, und bei einem andern 9. 308 Procent, wovon das Medium = 9. 246 ist.

O. 9946 grm. von dem bei 100° C. getrockneten Barytsalz wurden mit chromsaurem Bleioxyd verbrannt, woburch man O. 181 grm. Wasser und O. 6284 grm. Kohlenstäure erhielt.

2) Die Fischerei in Bohuslän 1847. — Der Grosse Ueberfluß hatte brieflich folgende Uebersicht der Fischerei an der Bohuslänschen Küste und in der Nordsee während des letztverflossenen Jahres mitgetheilt.

Die Grossfischerei ist besonders lohnend für diejenigen gewesen, welche so große Böte hatten, daß sie in die Nordsee auslaufen konnten. Der Langfisch (Gadus Morrhua) war besonders ungewöhnlich reich. Auf einer Schute von Maalland's Fischereiger wurden nach glaubwürdigem Bericht, während einer Reise 24 Maß Gadus für jeden Fischer erhalten. Wenn nun die Besatzung der Schute größt Fischer beträgt, so entstehen 288 Maß, welche zu Gadus reduzirt, 2880 Stück ausmachen. Nimmt man nun jeden Gadus zu 12 Schilling Banke an, welches der Mittelpreis ist, so beträgt der Verdienst für die Reise 920 Rbsts. Banko, ohne das nicht geringe Einkommen für Dorsch, Rochen und Thran. Der Verdienst hat auf diese Weise für jeden Fischer für eine einzige Reise die Höhe von 76 Rthlr. 32 Schilling Banko erreicht. Da nun die Reise ungefähr eine Zeit von 30 Tagen erfordert, so erhält jeder Fischer seine Tagesarbeit mit 2 Rthlr. 8 Schilling Banko bezahlt. Dies ist die gute Seite des Geschäfts. — Die Fischer aber, welche mit ihren kleinen Fischerbooten sich nicht weiter als bis zu dem gewöhnlichen Fischgrund bei Skagern wagten, haben kaum so viel verdient, daß sie sich mit Weib und Kind ernähren konnten. Nur ein Fischer von Tjörn, welcher durch Sturm in die Nordsee hinausgetrieben wurde, wo er zufälliger Weise andere Fischer traf, machte dieses Mal einen guten Fang, wagte aber nicht diese gefährliche Reise zu wiederholen.

Die Kleinfischerei mit Angeln in den Fjorden und in geringem Abstand von den äußern Scheeren, war in diesem Jahr die geringste seit Menschengedenken.

Die Makrelenfischerei verhielt sich in diesem Jahr in vielen Fällen ungleich zu den frühern Jahren. Schon im April suchte die Makrele die Küste und wurde mit dem Socknet gefangen, es trifft dieser Fisch in gewöhnlichen Jahren nicht vor August und September ein. Im südlichen Theile dieser Scheeren war die Makrelenfischerei wenig lohnend gegen frühere Jahre, aber in dem nördlichen Theil dieser Scheeren, wo Treibgarn benutzt wird, war sie wieder so reichlich, daß dieser Fischer behaupten, daß die Makrele, welche sie durch Angeln mit daran gebefestigten kleinen Fischen zu erhalten hofften, mit dem Treibgarn im Norden schon weggefangen war, ehe sie hieher gelangte.

Die Häringsfischerei im Frühling 1847 war unbedeutend. Während des ganzen Sommers sahen die Fischer große Häringsschaaren im Kattegat. Im Oktober zeigte sich der Häring in solcher Menge in unbedeutender Entfernung vom Lande, daß die Fischer behaupten, so große Häringe wären seit der letzten Häringsfischerei nicht an der Küste sichtbar gewesen.

3) Ein neues Zeichen auf dem Kastellholm in Stockholms Hafen, um die Wassertiefe zu messen. Da die Hauptstadt einer von den Orten, von welchen es mehrerer Gründe wegen gewünscht ist, die Frage zu erörtern, um wieviel das Land sich dort in einer gegebenen Zeit hebt, theilte Herr Erdmann mit, daß er im Oktober des verflossenen Jahres ein Zeichen an genannter Stelle, welche dazu besonders geeignet, habe einhauen lassen.

Feuilleton.

Niederländische Legenden.

1.

Der Mönch von Affligheim *).

Nach dem Vlaemischen des Prudens van Duyse.

Mille anni ante oculos tuos tamquam dies hesterna quae praeterlit. Ps. 90.

1.

Hell rief in Affligheim's Abtei
Die fromme Klosterschaar herbei
Der Morgengloce Klang,
Auf daß, obschon Natur noch lief
Im Nachtgewand verschleiert schlief,
Dankbicher Gesang,

Und Dankgebet im Mettentone
Sich schwinge zu des Höchsten Throne.

2.

Im Kloster wohnt ein Glaubenshelb,
Der längst vergaß das Bild der Welt,
Sein Leben ist Gebet,
Das Jenseit ist sein einz'ger Traum,
Und Kirche ist ihm jeder Raum
Wo Gottes Odem weht;
Der tritt aus seiner engen Zelle
Und wandelt langsam zur Kapelle.

3.

Und still, von allen Seiten', drang
Durch den gewölbten Klostergang
Der ernsten Mönche Zahl,
Den Rosenkranz in ihrer Hand,
Den inn'ren Blick auf's Herz gewandt,
Und als zum zweiten Mal
Die Glocke rief zu Gottes Ehre
War jeder schon im Heiligthume.

4.

Da lag die andachtsvolle Schaar
Nun vor dem prächt'gen Hochaltar,
In rothen Sammt gehüllt,
Mit frommer Sorgfalt ausgeschmückt,
Und mitten Ernstes überblickt
Von einem Heil'genbild,
Das war, in seiner Schöne droben,
Von wunderbarem Glanz umwoben.

5.

Mit gold'nem Knopf und gold'nem Rand
Das heil'ge Tabernakel stand;
Hier Engel, hehr und licht,
Von Marmor, knieten im Gebet,
Ob ihres Gottes Majestät
Die Schwingen vor'm Gesicht;
Und eins von diesen Doppelpaare
An jeder Seite vom Altare.

6.

Und wallend bis zum hohen Chor
Schwingt sich das Weihrauchs Duft empor,
Und seine Wolken stehen
In Bildern durch den heil'gen Saal,
Und Kerzen flimmern ohne Zahl,
Und durch die Bogen ziehn,
Der Orgel allgewalt'ge Klänge,
Und einen Psalm beginnt die Menge.

7.

Und weithin durch's Gewölbe drang
Der seelenliche Psalmgesang,
Bedeutsam hallt es nach;
„O Herr, wir schauen zu dir auf,
Zu dir, vor dem der Zeiten Lauf
Und tausend Jahr' ein Tag;

*) In der Handschrift Hatligemium illustratum in fo. I. 61, welche jetzt in der niederländischen Abtei von Affligheim in Verdermonde aufbewahrt wird, steht man:

Eodum tompore (circa finem XI. saeculi) ut fertur, accidisset Fulgentio (primo Abbati Hatligemi) mirabilis historia: admonitus enim a fratribus litis adesse peregrinum, sed venerabilem monachum, qui se illius monasterii fratrem affirmabat, introduci fecit illum; qui interrogatus quinam et unde esset, respondit se de nocte adhuc fuisse in matutinis; sibi unum recitantesi bene verum Psalmi LXXXX „mille anni ante oculos tuos tamquam dies hesterna quae praeterlit" manait in choro, meditans super mysterio verborum illorum; quando ivisuia quaedam apparuit sibi; ni cujus canitem exurgens secutus est eam; asserruitque quod hujus melodia et volatu delectatus exiverit monasterium, intraveristque silvam, ubi adhuc medico tempore persistens reverans sit demum, quam appropinquans in tantum invenerit mutatam, ut non cognusceret eam. Cumque Fulgentius interrogasset eum de eo Abbate et principibus terrae, repertum fuit, illos a trecentis annis floruisse; quibus omnibus narratis, monachus ille defecisset et acceptis ecclesiae sacramentis dormivisset in Domino. —

Digitized by Google

Ja, tausendjähr'ge Weltgeschicke,
Sie schwinden hin, wie Augenblicke!"

8.

„Ein Tag, ein Tag!" hallt's fern und nah,
Und laut erschallt das Gloria,
Das Bitt' und Danklied schließt.
Greis Fellx, in der Klänge Wehn,
Bleibt lauschend und andenkend stehn,
Und seine Thräne fließt.
Er denkt, und findet den Sinn zu deuten:
„Sind Tage ihm die Ewigkeiten?"

9.

Die Orgel folgt auf's Mettenlied,
Der Glanz erlischt, die Nacht erstickt,
Und durch die Kirche hin
Zog Fellx mit der Menge fort,
Und dacht' an des Psalmisten Wort
Mit träumerischem Sinn,
Und fragte sich mit leisem Munde:
„Sind ihm Jahrtausend' eine Stunde?"

10.

Und eh er 's selbst noch denkt und weiß,
Den Psalm im Herzen, wallt der Greis
Aus Kirch' und Klosterthür
Hin, wo ihn oft des Abends Pracht
Und Gottes Fried' ihn angelacht,
Zum stillen Waldrevier.
In diese Hallen tritt er schweigend
Und tief sich, wie im Tempel neigend.

11.

Vom Thaue war die Wiese naß,
Die Sonn' umspielte Blatt und Gras,
Und höher flog der Lerche,
Die Lerche, über Berg und Klust,
Hing betend in der blauen Luft
Und rief die Wallung wach,
Und horch, in tausendstimm'gen Chören
Ließ nun das Lob des Herrn sich hören.

12.

Und Sang und Klang all überall;
Da seufzte eine Nachtigall,
Dem Greise zugewandt,
Sich nieder auf den nächsten Baum,
Wo Fellx jetzt in ernstem Traum
Und tiefem Sinnen stand.
Ihr Lied durchdrang des Waldes Rauschen,
Der Wald verstummt und steht zu lauschen.

13.

Es sinkt und schwillt, es fällt und steigt,
Kein eing'ger Ton dem andern gleicht,
Mit Harfenmelodei;
Bald leis' und ruhig wie der Bach,
Der träumend geht dem Thale nach,
Von Wind und Wellen frei,
Dann wieder schnell und kühn, wie Wogen
Von Stürmen durch die Flut gezogen.

14.

Der Bruder schlug die Wimper auf,
Sah freudig in den Baum hinauf,
Und lauschte still und lang,
Und kamen Engel aus des Himmels Höhe,
Mit mildem Worte und mit milden Händen
Den armen Seelen ihren Trost zu spenden:

15.

Und plötzlich schwiegt das Wunderlied,
Und Stille weht durch's Waldgebiet,
Der Vogel fliegt vom Baum,
Der Bruder glaubt nach langer Nacht
Aus tiefem Schlummer sich erwacht,
Aus süßem, lichtem Traum;
Und doch währt er sich träumend wieder:
Wie schaut der Wald so fremd hernieder!

16.

Und langsam, mit gesenktem Blick,
Kehrt Fellx zur Abtei zurück,
Doch ha, was muß er sehn,
Verwundert starrt er in das Rund,
Er sieht, ob auch auf altem Grund,
Ein andrer Kloster stehn!
Fremd grüßen von der alten Stelle
Ihn Thor und Thürme und Kapelle.

17.

Er pocht und schellt: „He, Pförtner, auf,
Erbeb' dich!" und ein Bruder drauf
Tritt aus dem Klosterraum,
Doch kennen Beid' einander nicht,
Die Sprache, die der Eine spricht
Versteht der Andre kaum;
Auch vor dem greisen Abt erschienen,
Steht Fellx fremde Züg und Mienen.

18.

„Wer bist Du, Sohn?" — „Bin Dein Genoß,
Der hier sich an den Orden schloß
In Alltighem's Abtei." — —
„Mann glaubt Du und dem Geist, mein Sohn?"
„Heut morgen sah ich Fridhe schon,
Bor'm ersten Vogelschrei,
Ich weiß' an stiller Waldesstelle,
Und hebt' nun heim in meine Zelle." —

19.

Drauf nennt'er den, der hier sein Abt,
Den, der des Landes Schwert gehabt,
Als er sich fortbegab;
Man sucht in alten Pergament
Die Namen auf, ha, und erkennt,
Daß Beide deckt das Grab;
Dreihundert Jahre sind vergangen,
Seitdem das Kloster ihn umfangen.

20.

Das Volk lief zu von nah und fern,
Erkannt' anbetend Gott, den Herrn,
Doch Bruder Fellx geht
Mit schwankem Schritt und trübem Sinn
Auf Gräbern seiner Freunde hin,
Die längst die Zeit verweht.
Und ruft mit sterbend leisem Munde:
„Bin sind Jahrtausend' eine Stunde!"

2.

Die arme Seele im Fegefeuer *).

Ein armes Seelchen war im Fegefeuer,
Das rief nur immer: „Paul, mein armer Paul!"
Zu diesem Ruf log eine Welt voll Wehe.
Und kamen Engel aus des Himmels Höhe,
Mit mildem Worte und mit milden Händen
Den armen Seelen ihren Trost zu spenden:
Für jene gab es keinen; immer nur
Rief sie im höchsten Schmerz: „Mein armer Paul!"
Einst hört ein milder Engel ihre Klagen.
„O arme Seele, sag', was dich betrübt!"
Und traurig gab sie Antwort seinen Fragen:
Auf Erden hab' ein Jüngling sie geliebt,
Der weinend jetzt vielleicht in stiller Kammer,
Und ohne Trost in seines Herzens Jammer,
An sie gedenke, die ihm Alles war,
Und die der Tod ihm raubte am Altar.
Drauf bat den Engel sie mit heißem Flehn,
„O, laß mich einmal noch zurück zur Erde,
Laß mich nur einmal noch ihn wiedersehn,
Daß ihm ein Trost in der Verzweiflung werde!"
Der Engel sprach mit sanftem Blick: „Es sei!
„Doch mußt du dann für diese kurzen Freuden
„Noch hundert Jahre die Qual des Feuers leiden!"
„Ach," rief das arme Seelchen, „laß mich frei,
Und müßt' ich eine Stund' in seiner Nähe
Erkaufen durch ein tausendjähr'ges Wehe!"
Drauf nahm der Engel ihm die Fesseln ab,
Die arme Seele flog zur Erd' hinab,
Dort aber, ach, war's anders jetzt als ehe;
Vergessen hatte längst der falsche Mann
Bei argen Dirnen, wer ihn einst geliebt,
Da ward das Seelchen traurig und betrübt,
Und wenn die Seelen Thränen hätten, dann,
Dann hätt' es jetzt sie alle hingegeben.
Dann hört' es jetzt gewiß, wie ein Beben.
Es flog zurück, und bat den Engel dort:
„Nimm mich nur wieder auf in Qual und Feuer,
Nun ist mir nichts mehr auf der Erde theuer!"
Der Engel aber sprach mit sanftem Wort:
„Errungen hast Du Dir des Himmels Krone;
Du bist erlöst, dann in der Sonne Zeit
Trugst Du die Qualen einer Ewigkeit!"
Und nahm's, und trug's hinauf zu Gottes Throne.

Eduard Wegener.

*) **Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre p. 335.**

Anzeigen.

71] **Kriegs-Berichte aus Schleswig-Holstein**

Während der Dauer des gegenwärtigen Dänisch-Deutschen Krieges erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Kriegs-Berichte aus Schleswig-Holstein.

Mit in den Text gedruckten Städte-Ansichten, Karten, Schlachtplänen, Porträts, musikalischen Compositionen und Abbildungen der wichtigsten Ereignisse.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 8 Textseiten mit je 3 Abbildungen. A 3 Ngr.

Leipzig, J. J. Weber.

☞ Zahlreiche Verbindungen mit Offizieren der kämpfenden Heere und geübte Zeichner sichern die Verlagshandlung in den Stand, vollständige und zuverlässige Mittheilungen über den Gang der Ereignisse in Schleswig-Holstein zu geben und macht dieselbe namentlich die Angehörigen der im Felde stehenden Truppen noch darauf aufmerksam, daß sie die vollständigsten Listen der Todten, Verwundeten und Vermißten stets so schnell als nur möglich bringen wird.

Nr. 1—3 der Illustrirten Kriegs-Berichte sind bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordiſcher Telegraph.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutſchland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Specieſ. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inſerate werden mit 2 Ngr. die geſpaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inſerate nehmen an: In Kopenhagen: Löſe & Delbanco. Chriſtiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amſterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüſſel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

11. Mai. **№. 32.** **1849.**

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Das Miniſterium Rogier und der Geſetzentwurf über den höhern Unterricht in Belgien. — **Correſpondenzen und Zeitungsſchau.** Dänemark: β Kopenhagen den 1. Mai. Das Miniſterium und der Reichstag über die Repräſentantenfrage. Das däniſche 13. Bataillon. Otto Lehmanns Gefangennehmung. — β Kopenhagen den 5. Mai. Der unnatürliche Bund zwiſchen Deutſchland und Dänemark. Die Hamburgiſchen Blätter. Ein däniſches Kauffahrtheiſchiff genommen. Das Linienſchiff „Skjold.“ — Die friedliche Mittheilungen des Kriegsminiſteriums: Das Gefecht bei Düppel am 13. April. Das 13. däniſche Bataillon. Privat-Berichte über das Gefecht am 13. April in und bei Kolding. — Schweden: — Stockholm den 19. April. Die ſkandinaviſchen Sympathien in Schweden und Norwegen. Allgemeine Zuſammenkunft der Reformvereine und der Publiciſten. — Rotizen: Dänemarks Getreideproduction.

II. Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Schwediſche Dichter, von K. L. Kannegieſer. Siebenter Artikel. — **Bücherſchau:** Livet i Forårsen af J. P. Laurent. — En Tone til Armoeo, Vaudeville. — Skitzzer fra Kristiniet. — Signna. — Schwediſche Memoiren. — En Drevon van Calisterwijf, Kluchtspel met Zang door Mr. J. van Lennep. — Rotizen: Neues Drama auf der Kopenhagener Bühne. Chriſtiania Univerſität. Jenny Lind.

I. Politik und Tagesgeſchichte.

Das Miniſterium Rogier und der Geſetzentwurf über den höhern Unterricht in Belgien.

Wenn es auch, in Beziehung auf die Literatur, unwiderlegbar iſt, daß die vlämiſche Bewegung, die einige Zeit durch innern Zwieſpalt gelähmt war, ſich endlich wieder aus ihrer Schwäche zu erheben ſcheint und auf's Neue mit Muth danach ſtrebt, den uralten vlämiſchen Stamm frei zu machen, ſo kann es vielleicht doch beſtritten werden in Beziehung auf den politiſchen Einfluß. In der That, literariſche Werke, wie der herrliche Jacob van Artevelde von Hendrik Conſcience, der ernſte Sittenroman Mynheer Luchterveldе von Eugen Zetternam, die ergreifenden Dramen von Hendrik Peeters und die wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſe (Chemie) des Profeſſors Leppens, mußten den Eifer der Vlaminger für ihre Literatur immer wieder erwecken; aber wenn dieſe Werke auch den Geſchmack an vlämiſchen Schriften in einer Anzahl von Menſchen erneuerten, wenn ſie auch ein feuriges Kunſtgefühl in Andern entſtehen ließen, auf die politiſche Befreiung Vlanderns konnten ſie nur einen geringen Einfluß ausüben. Das Gouvernement, ohne Furcht vor ſo geringem Einfluſſe, verſteht denn auch nicht, die Vertheidiger der vlämiſchen Unabhängigkeit, und mit ihnen den ganzen niederdeutſchen Stamm zu beleidigen.

Der von dem franco-belgiſchen Miniſterium eingebrachte Geſetzentwurf wegen des höheren Unterrichts iſt nichts, als eine Miſchachtung der Rechte der Vlaminger; an ihm vermag man zu ermeſſen wie machtlos die Bewegung durch ihre innern Spaltungen geworden iſt, denn wie dürfte ſonſt ein ſo hinfälliges Miniſterium, als das Miniſterium Rogier iſt, den Vlamänder mit Schimpf zu überladen wagen.

In dieſem Geſetzentwurfe, der durchweg von Ausländern verfaßt zu ſein ſcheint, wird nichts von Allem dem vergeſſen, was die Blüthe der höheren Studien befördern kann, Alles wird darin auf eine neue Art ausgelegt und dargeſtellt, und um dieſen ſchönen Entwurf zu krönen, um ihn beſonders für die Vlaminger nützlich zu machen, iſt in ihm klar ausgeſprochen, daß man nicht Vlämiſch zu lernen oder zu kennen braucht; faſt ſagt man, daß die Kenntniß der Mutterſprache nicht nöthig ſei, um als Jünger der hohen Schule aufgenommen zu werden.

Wundern ſich unſere deutſchen Brüder nicht über ſolch' eine unerhörte Unterdrückung von zwei Dritteln des ſo aufgeklärten Belgiens? Wundern ſie ſich nicht über die Ausſchließung der Vlaminger von allen Rechten, ſelbſt von dem Rechte auf Unterricht?

Aber wenn in dem Geſetzentwurfe das Vlämiſche aus dem höhern Unterrichte verbannt iſt, ſo wird dagegen nachdrücklich in demſelben beſtimmt, daß die Kenntniß der deutſchen oder engliſchen Sprache unumgänglich nothwendig ſei. „Denn,“ ſagt der Entwurf, „die Kenntniß dieſer Sprachen wird dem Schüler nützlich ſein, um ſeine Studien tiefer zu erfaſſen, auch iſt es ſehr zu wünſchen, daß dieſe Sprachen ſich verbreiten, damit die belgiſche Bildung ſich in Beziehung bringe mit den drei großen Civiliſationen, von denen es umgeben wird. Deshalb muß man dieſem Theile des Programms viel Wichtigkeit beimeſſen.“

Wie findet man dies Urtheil? Die gebildeten Belgier ſollen ſich zu der engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Bildung in Beziehung bringen, um deſto beſſer vorwärts zu ſtreben; aber zu gleicher Zeit ſorgt man dafür, daß die Aufklärung nicht in das vlämiſche Volk dringe; ſicher, weil es keiner Bildung mehr bedarf, nachdem es ſeit drei Jahrhunderten, in Folge politiſchen Unglücks, keine neue Gedanken mehr zu erfahren bekommen hat. Es iſt unglaublich, und doch iſt es wahr! Aber man gedenkt vielleicht die Bildung leichter in das vlämiſche Volk zu bringen, indem man die vlämiſche Sprache aus dem öffentlichen Unterrichte aus öffentlichen Aemtern und Verwaltungen, aus dem Heere, aus den Gerichtshöfen(!) kurz aus Allem, was officiell iſt, aus Allem, ausgenommen aus dem Volke ſelbſt, verbannt. Wer ſo denkt, der iſt in großem Irrthume befangen, und es iſt nicht ſchwer, das zu beweiſen

Wenn eine Sprache (ſei es auch die Landesſprache) für Niemand mehr officiell gebräuchlich iſt, wenn diejenigen, die ſich ihrer bedienen, verachtet und beſchimpft werden, dann findet man natürlich kein Intereſſe mehr daran, ſie zu lernen und zu erhalten. Wer nur einigermaßen die Mittel beſitzt, ſeine Kinder zu einem öffentlichen Amte zu erziehen, wird ſorgen, ſie die verſtehende Sprache vergeſſen zu laſſen und dagegen darauf halten, daß ſie ſo früh als möglich der adminiſtrativen Sprache mächtig werden.

Was folgt daraus?

Daß Alle diejenigen, die officielle Aemter ausfüllen ſollen, ihren Landsleuten fremd; daß die auserwählten und unterrichteten Geiſter der Na-

Digitized by Google

tion eine Verstandes-Aristokratie bilden werden, welche auf die Länge der Zeit nicht mehr wissen wird, daß noch ein Volk in ihrem Lande besteht, das Wämisch spricht und daraum von aller Bildung ausgeschlossen ist. Denn Diejenigen, welche die Mittel haben, höhere Studien zu machen, werden der fremden Sprachen durch und durch mächtig sein und einander mit Nachdruck behülflich sein können, um ihre geistigen Schätze zu vergrößern und auf dem Wege des Fortschritts weiter zu streben; aber da sie ihre eigene Muttersprache nicht kennen, werden sie nichts zur Aufklärung der niederen Classen beizutragen vermögen, und Alles, was durch Handel und Gewerbe lebt, wird in Finsterniß versenkt bleiben. Welche verderblichen Folgen solch System für Blandern haben kann, ist leicht zu begreifen, und unser Gouvernement muß dies auch wohl wissen; doch wiewohl das franco-belgische Ministerium es einsieht, so scheint es sich das zur Pflicht anzurechnen, die begabteren Kinder der Nation gewaltsam von uns loszureißen, um auf diese Weise das wämische Volk zu einer moralischen und politischen Unwürdigkeit verdammen zu können.

Daß dies Letztere die Folge des vorgeschlagenen Gesetzes sein werde, wollen wir nur durch eine Voraussetzung beweisen, die, in Betracht des gegenwärtigen Zustandes der belgischen Administration, nicht übertrieben scheinen wird.

Man nehme an, daß alle wohlhabenden Eltern zum Vortheil des gesellschaftlichen Standes ihrer Kinder, diese französisch erziehen und, sei es durch Umgebung mit wallonischen Dienstboten, sei es durch andere Mittel, dafür sorgen, daß sie nicht Wämisch lernen. (Diese Maßregel befördert die Reinheit der französischen Aussprache, und ist deshalb sehr im Gebrauch.) Man nehme an, daß diese Kinder, wenn sie älter geworden sind, zu Advocaten oder Aerzten promovirt werden, ohne Wämisch verstehen zu brauchen, wie das Gesetz es zuläßt. Was werden die Wlaminger mit solchen Aerzten und Advocaten anfangen? Es wäre also gut, keine zu besitzen. Und dennoch besaht das wämische Volk zur Unterhaltung des Unterrichts, es begahlt, damit man dem Lande gebildete und gebildete Männer verschaffe, es begahlt, damit die Beamten ihm nützen, und sein Geld wird nur dazu angewendet, um die Gelehrten für das Volk unbrauchbar zu machen und sie von demselben zu trennen.

Wie stehen verwundert, zu sehen, daß ein Ministerium, wenn es auch meist aus Franzosen besteht, Belgien einen so verhöhnenden und schändlichen Gesetzentwurf vorlegen durfte; noch mehr aber verwundern wir uns darüber, daß die Wlaminger nicht wie ein Mann gegen so schmähliche Verachtung ihrer Volksrechte und ihrer Muttersprache protestiren. Wir hoffen jedoch, daß die Wlaminger nachdrückliche Maaßregeln ergreifen werden, um ein so ungläckliches Gesetz verwerfen zu lassen; vielleicht auch, daß ein allgemeines Petitionsiren der Regierung ihr Mißfallen ausdrückt. Wie es auch sei, jedenfalls hoffen wir, daß die Vertreter der wämischen Provinzen, die doch alle keine Franzosen sind, sich kräftig der Einführung dieses Gesetzes widersetzen, und daß sie fühlen werden, wie ihre Zustimmung seiner Maaßregel gegeben werden könne, welche dieselben zu einer sclavischen Unmündigkeit verurtheilt, die sie zu vertreten haben.

Wahrscheinlich wird der Minister Rogier, nach seiner löblichen Gewohnheit, aus der Verwerfung seines Gesetzes eine Cabinetsfrage machen; aber dann sind wir überzeugt, daß unsere Volksvertreter den franco-belgischen Minister von einer Stelle herabsteigen lassen werden, die er so zum Nachtheil der Wlaminger bekleidet.

Seit 1830 hat kein Ministerium in so hohem Maaße die Kunst verstanden, die vaterlandsliebenden Wlaminger in Schlaf zu wiegen, als das franco-belgische des Ministers Rogier.

Für wahr, dieser Franzose schien einige Zeit hindurch der beste von allen Wlamingern zu sein; er sprche lauter, als alle Anderen und machte einen Lärm, daß ganz Blandern es hörte. Er rief, das Volk müsse ausgebildet werden, und er wolle eine Volksbibliothek in französischer Sprache herausgeben, welche in das Wämische übersetzt und wämisch gedruckt werden sollte. Jedermann war über diesen schönen Liberalismus erfreut, obwohl auch Mancher einigermaßen darüber verwundert war, daß die wämische Ausgabe nur aus Uebersetzungen bestehen sollte; da man aber zu bemerken glaubte, daß der Minister die sittliche Verlassenheit des wämischen Volkes begriffen habe und daß er es zu einer höheren Aufklärung führen wolle, so ertrug man sich, und unterstützte den Minister, wo es nur möglich war.

Inzwischen sollte die berühmte Volksbibliothek durch kleine Abhandlungen über Landbau und Gewerbe gebildet werden. Dies war unstudelhaft und Jeder subelte; endlich aber beginnt man die Augen zu öffnen. Rogier will wohl, daß das wämische Volk lerne, wie man mit dem Spaten arbeitet und mit dem Pflug umgehn muß, aber ihm einigen moralischen Unterricht geben, das will der Minister nicht, ihm etwas politische Aufklärung zu verschaffen, davon ist er weit entfernt, es durch Verbreitung angenehmer und nützlicher Bücher zu der Höhe emporzuziehn, auf der die deutsche und die englische Nation sich befinden, das fällt ihm nicht ein, denn das Ministerium arbeitet gegen Alles, was dazu angewendet wird; und wenn daß die Herausgabe eines wämischen Buches Hülfsgelder nöthig sind, so beeilt es sich, das überschiessende Budgetgeld einem französischen Schriftsteller zuzuwenden.

So haben wir aus einer ministeriellen Rechnung ersehn, daß Herr Rogier von den 16,200 Fr., welche er der Literatur zugestanden, nur 2,800 Fr. der wämischen übermiesen hat, und doch sind im Wämischen mehr, und besonders mehr hervorragende Werke erschienen, als im Franco-Belgischen.

Solche und noch mehr, nicht minder anstößige Thatsachen hat das Ministerium mit seinem Gesetzentwurf über den höhren Unterricht gekrönt. Wie wir bereits gesagt haben, wird dies aber auch die Verurtheilung Rogier's sein; unter dem wämischen Volke macht sich eine Art von Gährung bemerkbar; es fühlt, daß es gilt, mit Muth sich gegen die Volksbedrücker zu erheben. Der niederländische Sprach-Congreß wird vielleicht Nord- und Süd-Niederland die Mittel angeben, wie der niederländische Stamm zu retten sei. Wie es aber auch kommen mag, jedenfalls zweifeln wir nicht, daß die Thätigkeit der wämischen Schriftsteller beitragen werde, um ein Ministerium zu stürzen, was als ein Unglück für Blandern betrachtet werden muß.

Ein Wlaminger.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

β Kopenhagen, den 1. Mai 1849. Während wir mit Spannung weiteren Nachrichten vom Kriegsschauplatze, wo seit der Affaire bei Kolding nichts Erhebliches vorgefallen ist, entgegen sehen, nimmt seit gestern ein anderes wichtiges Ereignis die Aufmerksamkeit der Hauptstadt in Anspruch. Unser Reichstag ist, wie bekannt mit dem Grundgesetz, jetzt mit der Repräsentationsfrage beschäftigt. Der Entwurf zum Grundgesetze enthält in dieser Hinsicht folgende Bestimmungen: Zwei Kammern, beide auf allgemeinen directen Wahlen hervorgegangen; Wähler zu beiden Kammern jeder 25jährige Staatsangehörige; wählbar zur ersten Kammer (Landsthinget) jeder 40jährige, zur zweiten Kammer (Volksthinget) jeder 25jährige Bürger; die letzteren bekommen Diäten, die ersteren keine. — Dieses sind in Kürze die Hauptbestimmungen des vom vorigen Ministerium vorgelegten Entwurfes; beim Antritt des jetzigen Cabinets erklärte dasselbe, daß es diesen Entwurf im Ganzen billige, und gestützt auf diese Erklärung hatte sich die Linke mit dem Centrum vereinigt, um dieser Repräsentationsbasis die Majorität zu sichern. Die Linke war dadurch der andern Partei einen Schritt entgegengekommen, da erstere ursprünglich auf eine Kammer und allgemeines Wahlrecht bestand. — In der gestrigen Sitzung aber erklärte das Ministerium, daß es einen Vorschlag von dem Abgeordneten Jespersen u. A. zu dem seinigen machen werde, nach welchem die erste Kammer durch indirecte Wahlen zusammengesetzt werden soll, die einen Wahlbarkeitscensus ausstellt, und auch für die Mitglieder der ersten Kammer Diäten beantragt; die Zusammensetzung der zweiten Kammer aber ungefähr wie im Entwurfe läßt. Diese Erklärung wurde vom Cultusminister Herrn Madvig gegeben. Es ceboh sich darauf Bald. Christensen, der stöhrer der Linken, und warf in einer schasfen Rede den Ministern „ihre reactionairen Tendenzen" vor, indem er damit schloß, daß er und seine Partei fest an ihren Beschlüssen halten würden. Der Minister des Innern, Bang, gab hierauf die Erklärung, daß er nicht im Stande sey, die Regierung mit einem Repräsentationssysteme, wie im Entwurfe, zu führen, daß aber das Ministerium es als seine Pflicht erkenne, so lange auf seinem Posten zu bleiben bis die auswärti-

Digitized by Google

genVerhältnisse geordnet seien. Diese Erklärung rief eine bedeutende Aufregung hervor, und die Sitzung wurde geschlossen, ohne daß es zu einer Abstimmung kam. In der heutigen Morgensitzung kam es gleichfalls zu keinem Resultate; es ist eine Abendsitzung angesetzt, und ich werde vielleicht noch im Stande sein, Ihnen den Ausgang mitzutheilen.

Diese Verhandlungen haben natürlicherweise Aufsehen gemacht, und man weiß nicht, was die Minister bewogen haben kann, plötzlich einen solchen Entschluß zu fassen. Das Publikum ist aber wenigstens darüber beruhigt, daß die Minister nicht gleich, im Falle einer ungünstigen Abstimmung, abdanken werden, denn Niemand kann in diesem Augenblick eine Ministerkrisis wünschen.

Der „Hamburger Correspondent" brachte die Nachricht, daß das dreigehnte Bataillon, bei der Affaire bei Kolding, die Waffen von sich geworfen hätte, und sich nicht schlagen wollte. Dieses Bataillon besteht zum größten Theile aus Eidergern, und es lag daher eine Perfidie in der Angabe des „Hamburger Correspondenten." Amtlich wird deßhalb jetzt vom Kriegsministerium mitgetheilt, daß das dreizehnte Bataillon gar nicht an diesem Treffen in Jütland Theil genommen hat, indem es auf Alsen cantonnirt. Wiederum ein schöner Beweis für die Wahrheitsliebe der „schleswig-holsteinischen" Correspondenten! — Ich kann noch hinzufügen, daß 10 Mann Schleswiger, die zu einer Reservecompagnie gehörten, welche jetzt in Helsingör garnisonirt, auf ihr Ersuchen dem zehnten Linien-Bataillon, das zum Theil auch aus Schleswigern besteht, und auf Alsen cantonnirt, einverleibt worden sind. — Gestern wurden einen 30 Kriegsgefangene nach Sonderburg gesandt, um dort ausgewechselt zu werden. Das Kriegsministerium hat auch zwei gefangene Aerzte, Martens aus Husum, und Wachs aus Eckfoen, mit dem Bedeuten freigegeben, daß Aerzte, die künftig als Kriegsgefangene in unsere Hände fallen, ohne irgend eine Verpflichtung freigegeben werden würden. Hier befinden sich noch einen 50 Gefangene, darunter ein Preußischer Capitain. —

Die Gefangenennahme des Amtmanns, Otto Lehmann, gehört auch zu den Glanzpunkten des „schleswig-holsteinischen" Bierdorfs. Wir wissen hier nicht, ob es vielleicht ein neuer Kriegsbrauch sein mag, unbewaffnete Bürger und friedliche Civil-Beamte, die sich nach einer dort bedrängten unter ihrer Verwaltung gehörenden Stadt begeben, um dort ihre Pflicht zu erfüllen, als Kriegsgefangene zu behandeln. *)

Noch eine Berichtigung „schleswig-holsteinischer" Mittheilungen sei mir erlaubt. Es ist durchaus nicht der Fall, daß die Bewohner der Sonderburg eine Deputation hierher gesandt haben, um den König um die Räumung Alsens zu bitten, da sie Furcht vor einer Beschießung ihrer Stadt hätten. Hier und in Sonderburg weiß kein Mensch irgend etwas von einer solchen Deputation. —

Die Fregatte „Nymphen" ist heute abgesegelt.

P. S. Die Abstimmung in der heutigen Abendsitzung ist zu Gunsten des Ministeriums ausgefallen, indem der Vorschlag von Jeferzen mit 65 gegen 64 Stimmen angenommen worden ist. Dieses ist insofern nur eine vorläufige Abstimmung, die definitive wird Donnerstag oder Freitag Statt finden, und da die Majorität so höchst unbedeutend ist, so dürfte das Resultat vielleicht noch ein anderes werden. — Man meint, daß die Arbeiten des Reichstages in 14 Tagen bis 3 Wochen beendet sein dürften; etwas Bestimmtes läßt sich darüber nicht sagen. —

*) Kopenhagen, 5. Mai. Seit dem Abgange meines letzten Schreibens hat sich in unseren Verhältnissen, sowohl den inneren als den äußeren, wenig oder vielmehr gar nichts ereignet. Der Reichstag wird nächsten Montag die Repräsentationsfrage definitiv verhandeln; es sind, wie man vernimmt, eine große Menge Amendements gestellt worden, so daß der eigentliche Vorschlag sich noch bedeutend verändern dürfte. — Vom Kriegsschauplatze berichtet das Ministerium tagtäglich, daß Nichts vorgefallen sind daß die Stellung der resp. Truppen dieselbe wie vorher sei. Mitunter taucht ein Gerücht von einem Frieden oder Waffenstillstande auf, das aber bald wieder verschwindet. Wann und wie der Krieg enden soll, ist wohl noch Allen ein Räthsel; zu wünschen wäre es, daß das Ende nicht lange mehr auf sich warten ließe, weil weil Dänemarks Ressourcen erschöpft sind oder es bald sein werden — so weit ist es noch lange nicht *) — sondern, um mich der Ausdrücke des Conseilspräsidenten bei Eröffnung des Reichstages zu bedienen, weil die Deutschen eine Nation sind, mit welcher eine fortdauernde Feindschaft nicht in den natürlichen Verhältnissen und wahren Interessen Dänemarks begründet ist. Es wäre wohl überflüssig, das Wahre, das in diesen Worten liegt, näher zu entwickeln, traurig aber ist es, daß jeder Tag, den dieser Krieg noch dauert, den Haß zwischen diesen beiden Nachbarvölkern vermehrt. Doch nicht der Krieg allein regt diesen Haß an, nein, die benachbarte Presse thut redlich das Ihrige dazu, damit ja, selbst wenn der Krieg aufhört, der Haß der Deutschen gegen die Dänen gründlich fortbestehe. Ich spreche hier nicht von der „schleswig-holsteinischen" Presse, die kann und darf freilich nicht anders; allein die Hamburgischen Journale sollten sich doch eine höhere Aufgabe stellen, als zwei Völker durch Verläumdungen und unerwiesene Beträchtigungen auf einander zu hetzen. Die Schandthaten und Siegesnachrichten mit obligater Begleitung von Berichten über die Feigheit und Muthlosigkeit der Dänen in den Hamburger Tagesblättern sind zu bekannt, als daß man näher darauf einzugehen brauchte, allein dieses will ich nicht sagen über die Absichtslichkeiten, die sich in den Lokalblättern der genannten Stadt finden. Man kann keine Nummer der sich „demokratisch" nennenden Blätter „Freischütz" und „Reform" in die Hand nehmen, ohne auf Schmähungen der niedrigsten Art gegen die Dänen zu stoßen, und nie, nie findet sich irgend ein Beweis für ihre Behauptungen; sie stellen einen Satz auf wie z. B.: „die Dänen sind theils, sind Räuber" ꝛc. ꝛc.; dieser Satz wird abermals und abermals wiederholt in seiner ganzen Nacktheit, und sie rechnen dabei auf das alte Wort: „Calumniare audaciter, semper aliquid haerret." Und eben weil dieser Satz leider nur zu wahr ist, habe ich auch diesen Blättern einmal die Ehre angethan, sie zu nennen; sie möchten sonst einmal, als Beweis der Wahrheit ihrer Behauptungen, sagen: die Dänen haben ja zu unseren Anschuldigungen geschwiegen — ergo sind solche wahr. —

Jetzt ist der ausführliche Bericht über das Gefecht bei Düppel (die sogenannte Erstürmung der Düppeler Schanzen ꝛc.) erschienen. *) — Heute macht das Marine-Ministerium bekannt, daß 3 feindliche Kanonenböte bei Sylt ein dänisches Kauffahrtheischiff genommen haben.

Die Brigg „Oermen" ist gestern von St. Thomas hier angekommen; das Linienschiff „Sjelland" liegt jetzt auf der Rhede.

Die Provinz-Zeitungen geben eine traurige Schilderung von den Treiben der „Schleswig-Holsteiner" in der Umgegend von Kolding; wir wollen zur Ehre der „Schleswig-Holsteiner", deren bedrückter Wunsch es ja ist, für Deutsche gehalten zu werden, hoffen, daß die Schilderungen übertrieben sind; die „Schleswig-Holsteiner" würden sonst den Dänen einen schlechten Dienst erweisen.

Von der heutigen Ankunft des Herzogs von Lenchtenberg, ja selbst von desjenigen des Kaisers von Rußland (?), gehen hier mannigfache Gerüchte; es sind aber eben nur Gerüchte, auf deren Wahrheit nicht viel zu geben ist.

Officielle Mittheilung des Kriegsministeriums über das Gefecht bei Düppel, am 13. April.

Am 13. April, drei Uhr des Morgens, standen unsere Vorposten, bestehend aus der dritten Jägercompagnie, in einem Halbkreise, ohngefähr 500 Ellen von dem Brückenkopfe; die Höhen bei Düppel, die ohngefähr 2000 Ellen von dem Brückenkopfe entfernt sind, waren somit gar nicht besetzt. Starke feindliche Colonnen drangen jetzt hervor, über die Anhöhe, gegen unsere Vorposten, die sich fechtend und von dem Feinde verfolgt, nach dem Brückenkopfe zurückzogen. Unsere Küstenbatterien eröffneten jetzt ihr Feuer gegen die hervordringenden Truppenmassen. Gegen sechs Uhr hielt der Feind eine große Anzahl zwölf- und sechszehnpfündiger Kanonen, verwendlich gerl Lattarien, auf Surlette Feld, auf einer Höhe von circa 1000 Ellen nördlich von der Düppeler Mühle und 500 Ellen westlich von dem Absund aufzufahren, und begann dann seine feinen Batterien nördlich von Sonderburg, jedoch ohne ihrer Besatzung Verlust zuzufügen.

Unsere Küstenbatterien unterhielten ein wohlgerichtetes Feuer gegen den Feind, der gleichfalls mit großer Wirkung von zwei in Brustwehrform stationirten Kanonenbooten beschossen wurde.

Nach einem Artilleriegefechte, welches etwas über eine halbe Stunde dauerte, waren die feindlichen Kanonen zum Schweigen gebracht. Es wurde bemerkt, daß der Feind, indem er seine Batterien aus dem Feuer zog, eine Kanone hinterließ. Das zehnte leichte Bataillon, das gerade den Brückenkopf passirt war, um das die Vorposten bildende dritte Jägercorps abzulösen, erhielt Befehl, auf der nördlichen Batteriespitze des Brückenkopfes hinaufzurücken und eine Tirailleurkette so weit vorzuschieben, daß ein Vorwagen herausgeschickt werden könne, um die feindliche Kanone hineinzubringen.

Das Bataillon theilte sich in Compagnie-Colonnen, erste und dritte Compagnie auf dem rechten Flügel, zweite und vierte auf dem linken. Erste und zweite Compagnie, die das erste Treffen bildeten, rückten sich zum Theil in die Tirailleurkette auf. Während des Hervorrückens wurde das Bataillon sogleich von dem, von den Höhen gedeckten Feinde mit einem starken Gewehrfeuer empfangen, und besonders sein rechter Flügel hatte bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden, weßhalb auch

*) Ueber die Gefangennehmung Lehmanns ruht noch ein Dunkel. Mir werden uns demnächst Genaueres hierüber zu erfahren. D. R.

*) Vergleiche die unterstehende Notiz: „Dänemarks Getreide-Produktion".

*) Siehe unten: Dem Kriegsschauplatze.

Digitized by Google

die dritte Compagnie bald in den Kampf hineingezogen wurde, während die vierte als Reserve stehen blieb. Dessenungeachtet drang das Bataillon mit Ordnung und Unverzagtheit vorwärts, so daß der Feind bald zurückgeworfen und das Terrain bis an den Ort, wo die Kanone stand, gesäubert war.

Der mitgeführte Proviantwagen wurde nun herbeigebracht, die Kanone auseinander und unter dem lebhaften Feuer des Feindes zurückgefahren. Als es sich zeigte, daß sich in der Nähe mehrere, vom Feinde hinterlassene Kanonen befanden, wurde ein Officier nach dem Brückenkopfe zurückgesandt, um noch einen Proviantwagen zu requiriren.

Mittlerweile drang der Feind wieder mit einer so bedeutenden Uebermacht hervor, daß unsere Truppen einen Theil des gewonnenen Terrains aufgeben mußten, namentlich auch ein Gehöft, in welchem der Feind sich festsetzte und von dem aus er ein heftiges Feuer unterhielt. Das Gehöft wurde mehrmals verloren und von der ersten und dritten Compagnie des zehnten Bataillons zurückgenommen, und um den Feind aus den Schanzen des Gehöftes zu vertreiben, mußten diese zuletzt mit Gewehrbrandraketen in Brand geschossen werden. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurde der Feind auf's Neue zurückgeworfen und der Proviantwagen, welcher die erste Kanone fortgeschafft hatte, kehrte zurück und holte auch eine der von dem Feinde verlassenen Kanonen. Die beiden eroberten Stück sind zwölfpfündige königlich sächsische Metallkanonen und ganz unbeschädigt.

Als der Feind wiederum bedeutende Truppenmassen in's Feuer sandte, erhielt das Bataillon Ordre, sich zurückzuziehen. Der Rückzug geschah in guter Ordnung und so langsam, daß es möglich wurde, die nicht geringe Zahl der Verwundeten mitzuführen.

Während des Gefechts wurde unsere Infanterie kräftig von dem Feuer unserer fünf Batterien unterstützt, das die feindlichen Colonnen auseinander sprengte und die feindliche Artillerie verhinderte, sich zu nähern.

Nachdem das eigentliche Gefecht, Vormittags 10 Uhr, zu Ende war, wurde die dritte Jägercompagnie wieder beordert, ihre frühere Stellung als Vorpostenlinie einzunehmen, was sie auch nach einem ziemlich lebhaften Tirailleurgefecht ausführte. Mittags 12 Uhr, wurden die Jäger von dem dritten Linienbataillon abgelöst und hier entfernen sich wiederum ein Vorpostengefecht.

Die starken Abtheilungen, die der Feind am 13. in's Feuer sandte, bestanden aus Reichstruppen und namentlich wurden Baiern und Sachsen unter ihnen bemerkt.

Unser Verlust war 5 Todte und 49 Verwundete; unter den letzteren 3 Officiere, Secondelieutenant v. Nessing aus dem dritten Linienbataillon, Secondelieutenant v. Arnhen und v. Dorschens aus dem zehnten Linienbataillon (früher gestorben).

Der Verlust des Feindes schien groß zu sein, welches sich auch nach Sahler eingegangenen Nachrichten bestätigt hat.

Generalmajor v. Bülow hebt die Haltung und Keckheit der Captain v. Kaufmann aus dem Generalstabe und des Premierlieutenant v. Rosen und der Artillerie, während der Eroberung der beiden Kanonen hervor, so wie er auch die Konstabler Meerlöfe und Söderore, und die Trainkonstabler Forsballe, Thorsen und Klosker, Alle von der Batterie „Jessen", wegen der Ruhe und Unverzagtheit, womit sie während des heftigsten Kugelregens, die beiden Officiere bei der Abfahrung der Kanonen assistirt haben, belobt.

Die Haltung des zehnten leichten Bataillons, während eines Kampfes gegen einen ihm weit überlegenen Feind, geht genugsam aus der obengeschehenen Darstellung hervor.

Betreffend den vermeintlichen Uebergang des dänischen dreizehnten Bataillons zum Feinde, ist dem Kriegsministerium folgender Bericht eingegangen:

„Unter den vielen ganz und gar unwahren Berichten, die in dieser Zeit unter dem Titel „deutsch-dänischer Krieg" durch die deutschen Blätter und namentlich durch den „Hamburger Correspondenten" gehen, gehört auch die „daß das dreizehnte Bataillon in dem Gefecht in und bei Kolding am 23. April die Waffen fortgeworfen, Kehrt gemacht, und 17 Officiere nebst der Mannschaft als Gefangene hinterlassen". Da jenes Bataillon zum Theil, wie auch die deutschen Blätter angeben, aus Nordschleswigern besteht, ist diese Erdichtung nicht ohne Bedeutung, und sie wird nur wenig durch den späteren Bericht entkräftet „daß das dreizehnte Regiment zwar nicht die Waffen geworfen, jedoch durch seine Flucht Veranlassung zu jenem Gerüchte gegeben habe." Die Wahrheit ist die, daß das brave dreizehnte Bataillon im Cantonnement auf Alsen liegt, und somit gar nicht Theil an dem Gefechte genommen hat, in dem überhaupt, soviel man bis jetzt weiß, auch gar kein dänischer Officier zum Gefangenen gemacht worden ist."

(unterzeichnet) Baggesen.

Ueber die Details bei dem Gefechte in und bei Kolding, am 23. vorigen Monats, bringen die dänischen Zeitungen folgende nähere Privatberichte von Augenzeugen (ein officieller Bericht ist noch nicht veröffentlicht):

Der Angriff auf den Feind sollte in der für die Stadt Kolding schonendsten Weise geschehen, und es wurde demnach eine umgehende Bewegung über Ejstrup und Gest beschlossen, die die feindlichen Truppen, welche in Kolding waren, mit einer Abschneidung bedrohen und sie demnach veranlassen mußte, die Stadt ohne Kampf zu verlassen, indem sie zu gleicher Zeit von Norden her alarmirt werden sollten.

Dritte Brigade (Kroltke) griff die Stellung des Feindes nach der Snoghöi Landstraße, vierte Brigade (Schleppegrell) die nach der Veile Landstraße an; fünfte Brigade (General Rye) und die Cavallerie sollte über die Au bei Ejstrup gehen und die linke Flanke des Feindes umgehen. Der commandirende General Bülow folgte der dritten Brigade. Der Angriff war ursprünglich auf den Tag vorher, den 22. April, bestimmt, wurde aber an diesem Tage durch das in Strömen fallende Regenwetter und vierten Brigade, die auf Fyen standen und bei der Ueberfahrt etwas aufgehalten worden waren, an dem Tage verhindert. Der Feind mußte Nachricht von dem Unternehmen bekommen haben, er verbarrikadirte Kolding und zog seine Hauptstärke nach Gjellbelle bei Ejstrup hin. Als nun das zweite Bataillon am 23. des Morgens 5½ Uhr gegen Ejstrup vorrückte, fand es das Dorf von dem, an demselben Morgen dort eingetroffen Feinde besetzt. Es entspann sich ein Gefecht, welches noch nicht recht beleuchtet geworden war, als die ganze Brigade, der größte Theil der Cavallerie und die Batterie Schulz bei der Hart Kirche sich sammelte. Ein Paar Kanonen, die hier placirt und gegen das südliche Ufer der Aue gerichtet wurden, zwangen den Feind, der bis dahin seine Kanonen gezeigt hatte, zum Weichen. Ungefähr 7½ Uhr rückte das vierte Reserve-Bataillon über die Kolding Au, stopfen das der Feind die Brücke hinter sich abgeworfen hatte. Das südliche Ufer der Kolding Au ist steil und coupirt, auf der Höhe liegt ein ziemlich großer Hof, Brandevangaard, und hinter diesem erstreckt sich ein nicht unbedeutender Wald. Das Bataillon stürmte den Abhang hinauf und drang in Brandevangaard hinein, jedoch mit bedeutendem Verluste in seiner zweiten Compagnie, namentlich fiel Lieutenant Mammen (ein Norweger). Der Feind warf sich hinter die Hecken um den Hof herum, wurde aber sofort vertrieben und zog sich in den Wald hinein. Jetzt rückte das erste Jägercorps über die Au und verfuchte in den Wald hineinzudringen. Der Feind, mit dem unser rechter Flügel engagirt war, schien nicht stark zu sein, und einige Colonnen, die sich hinter einem Hohlweg östlich von Brandevangaard gezeigt hatten, waren durch unsere Kanonen zum Stehen gebracht. Plötzlich aber entfaltete der Feind bedeutende Streitkräfte auf seinem linken Flügel, und indem unsere Jäger aus dem Walde hinaus, indem er kurz darauf mit in dem Walde aufgefahrenen Kanonen zu wirken begann. Unsere Stellung am südlichen Ufer wurde jetzt sehr bedenklich, um so mehr, als die Pontonbrücke an dieser Zeit noch nicht fertig war, und gerade unter der Stelle, wo die Kanonen aufgefahren, aufgelegt wurde. Doch das sechste und siebente Bataillon kamen trotzdem hinüber, und somit war eine Stellung nach Anfang des lebhaften Gefechts die ganze Brigade in's Feuer gebracht. Die Streitkräfte des Feindes waren an diesem Flügel den unseren weit überlegen; er erhielt Verstärkung gemäß von wenigstens fünf unserer Bataillonen. Wir wurden mehrere Hecken zurückgetrieben. Mittlerweile waren unserersseits sechs Kanonen wirksam von Ejstrup aufgefahren. Ihr wohlgezieltes Feuer brachte die feindlichen Kanonen zum Schweigen, die Ejstrupolen hatten bereits vorher den Feind, dessen Commandeur, Major Meincke, erschossen wurde, von dem Ufer zurückgetrieben und vermocht. — Indessen hatten die, wie man mit ziemlicher Gewißheit vermuthete, nunderwindlichen Schwierigkeiten für die fünfte Brigade, den Wald zu nehmen, General Bülow bestimmt, die Stadt Kolding mit Sturm zu nehmen. Hier wurde der Feind bald von der Waldmühle, die er in Brand steckte, und von dem Thiergartenhügel vertrieben. Auf Skinderborgskloes Feld, das einen Hügelrücken zwischen dem Schlosse und den Werkhäusern bildet, und weiter gegen Vorderwegard hatte der Feind Brustwehren für seine Infanterie aufgeworfen. Eine halbe Escadron Husaren, unter dem Befehle des Lieutenants v. Castenskjold, unternahmen einen Chok längs der Chaussee am Abhange jenes Hügelrückens, um von hinten in die Verschanzungen eindringen, während unser Infanterie sie in der Fronte angriff. Die Husaren unternahmen diesen Chok mit großer Kühnheit, aber sie die die Verschanzungen erreichten, waren 8 von ihnen erschossen 16 verwundet, und von dem Eindringen durch einen hohen Erdwall abgehalten, mußten sie wieder umkehren. Das Pferd wurde unter Castenskjold weggeschossen, er selbst hatte 2 Kugeln durch den Tschako. Das fünfte Bataillon umging und drängte von hinten in die Verschanzungen hinein. Die feindlichen Jäger flüchteten, jedoch wurden viele erschossen, und 30 Mann gefangen genommen. Die Flüchtenden verfolgten wir, der, auch von dem

Digitized by Google

Feinde angegriffene Schleswigthe vorbei, durch die Kieferstraße in die Stadt hinein, und nach einem heftigen Straßenkampfe trieben wir im Verein mit dem durch das Norderthor eingedrungenen neunten Bataillon der vierten Brigade, die wir in der Stadt antrafen, den Feind aus der Stadt. Im Straßenkampfe fiel der Kommandeur des fünften Bataillons, Major Schindel. Auch das sechste Reservebataillon der vierten Brigade hatte mehrere Verluste. Major Lau-Cour und General Mottke haben viel Pferde verloren. — Nachdem der Feind aus der Stadt vertrieben war, beschoß er sie mit Granatkugeln, und steckte sie dadurch an mehreren Stellen in Brand, er konnte um so leichter seine Streitkräfte auf seinem linken Flügel concentriren. — Trotzdem machte das zweite Bataillon einen Versuch, die vorher erwähnte umgehende Bewegung auszuführen, ging durch das Wasser über die Au östlich vor Eistrup, drang auch vor bis Seest, hielt sich dort bis seine Munition verschossen war, mußte dann aber aus Mangel an Unterstützung zurückgehen. Während die Flammen aus Kolding emporloderten, wurden die Felder Abrandmorgaards mit deutschen und dänischen Todte getränkt. Das Gefecht wurde mit der größten Hartnäckigkeit geführt, mehrere Male stürmten wir, der Feind wurde ganz bis an den Wald zurück gewerfen, drang wieder vor, und wurde wieder geworfen, jedoch den Wald zu besetzen war unmöglich, er besaß ihn zu stark. Eine Zeitlang schwieg das Kanonenfeuer, und das Skrailleurgefecht prädominirte, bald begann das erstere wieder, und mit vermehrter Anzahl Kanonen von der feindlichen Seite. Das Artilleriegefecht wurde mehr und mehr lebhaft, sowohl bei Brandsbjerg und als bei der Stadt Kolding selbst. Endlich gab General Aye Order, die Bataillone aus dem Feuer zu führen. — Fünf Batterien hatte der Feind auf den Höhen südlich vor Kolding aufgepflanzt. Zuletzt erreichte der Feind bei Eistrup dasselbe wie in Kolding, und als der Kampf gegen 3 Uhr Nachmittags aufhörte, mit Ausnahme unsere Truppen sich um die Stadt zu sammeln, und den Kolding zogen, war der blutige Wahlplatz der eine Meile an Ausdehnung hatte, von den Rauchsäulen des Riesenfeuers an beiden Endpunkten beschienen.

— Trotz unseres Mißlungen überschätzte der Feind sowohl uns als die Stadt mit Granaten, und Kolding brannte an verschiedenen Stellen im südlichen Theile. —

Nach vorläufigen Angaben der Aerzte, war die Anzahl der Todten und Verwundeten gegen 300 Mann. Im Ganzen waren 11 dänische Bataillone im Feuer.

Schweden.

— Stockholm, den 19. April. So wie vorliegt Jahr die für Dänemark unglückliche Schlacht bei Schleswig gerade die skandinavischen Sympathien erhöhte, so hat dieses Jahr die Ackerströms Affaire hier die größte Sensation erweckt, und Subscriptionen theils für die verwundeten Dänen und für die Wittwen und Kinder der Gefallenen, theils zum Einkauf von schwedischen Kanonen zum Behuf neuer dänischer Rüstungen, sind hier eröffnet. Einige der größeren Zeitungen haben sich zwar bis jetzt wenig geäußert, während mehrere der kleineren Organe der Presse wiederum wie voriges Jahr, die dänische Sache mit Wärme umfassen. Unter diesen sind sowohl mehrere der Provinz-Zeitungen, als „Oerebundspostens", „Upsala"-, Norrlands-Tidning", „Linköpingsbladet" und vor allen Dingen die im Einfluß mit der Presse der Hauptstadt wetteifernde „Göteborgs-Handels- och Sjöfarts-Tidning", so wie das hier allgemein für seine gesunde moderate Politik geachtete Stockholmer Wochenblatt „Borè". —

Das Raisonnement dieser Blätter, welches die Anerkennung und Sympathie aller Dänischgesinnten genießt, weichen mit hier kurz wiedergeben:

„Die Dänen haben einen gefährlichen Kampf zu bestehen, und unsere Sympathien für sie müssen um so größer sein, als sie diese eigene Schuld bereits früher während der jetzigen Jahrhunderte in Folge der europäisch-politischen Umwälzungen und des gewaltsamen Angriffs der Nebenmacht, die gekämpft haben. Der Gleichgültigkeit, die hier während des Winters hinsichtlich der dänischen Frage obwaltet hat und die ihren Grund darin hatte, daß man die gerechte Sache Dänemarks nicht ferner bedroht glaubte, ist auch jetzt durch die neuesten Nachrichten in die lebhafteste Theilnahme umgewandelt. Seitdem Oesterreich durch seine Siege über die sardinische Armee wiederum die Herrschaft der deutschen Bajonette auf der italienischen Halbinsel zu befestigen scheint, war es wohl auch in der Ordnung, daß der in seinen Worten begriffene neue deutsche Kaiserstaat, sinnerfüllt den Wunsch hegte, die cimbrische Halbinsel in Ketten zu schlagen; denn es wird mit jedem Tage deutlicher, daß unter der Phrase Achtung und Unabhängigkeit der Deutschen in Schleswig", eine nur schlecht verdeckte Eroberungslust gegen Dänemark, dasselbe thätlich gegen die Ostsee und die Fjorde hier sich verbirgt. Diese Eroberungslust scheint uns besonders geeignet, die ernstliche Aufmerksamkeit der Regierungen zu erwecken, die ein Hauptinteresse an der Aufrechterhaltung der dänischen Selbstständigkeit, — Einschließlich der Stellung der schwedischen Regierung zur dänischen Frage, äußerte sich König Oscar in der Thronrede vom 9. Juli 1864, daß, wenn es auch nicht zu Ihm stünde, die Streitfrage über Schleswig zu entscheiden, betreffend, welcher er seine Meinung nur im Verein mit den übrigen Mächten, die Dänemark seine Unabhängigkeit haben, aussprechen könne, so würde er, der König, jedoch, für den Fall, daß der Kampf sich nicht auf innerhalb seiner gegenwärtigen Grenzen beschränken, sondern ein Einfall oder Landung (invasion ou descente) von deutschen Bundestruppen in andere Provinzen des Königreichs Dänemark zu Stande kam, — nicht als schwedischer Alliirter einen solchen Angriff auf die Selbstständigkeit eines alliirten Nachbarstaates betrachten können, und er würde, in der Gesahr für die Sicherheit seines eigenen Staates, in welchem Falle dieses folgen könne, eine thätkräftige Betheiligung seiner Truppen nach Dänemark in denselben Absicht zu senden. Durch diese Deklaration hat Schweden und Norwegen in ein solches Verhältniß zu Dänemark gebracht, daß das Schicksal dieses mit dem des übrigen Skandinaviens näher verknüpft zu sein scheint. — Bei dieser Verhältniß nach dem Abtauf der Waffenruhe irgend eine Veränderung eintritte? Irgend eine Thatsache, die solche Folgen haben könnte, ist wenigstens nicht zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangt. Man muß daher annehmen, daß die Stellung Schwedens noch dieselbe, als im vorigen Jahre ist.

Der dänisch-deutsche Krieg hatte somit erst dann die Sympathien der Schweden angeben, wenn er fast die eigenen höchsten Interessen Schwedens berührte. Aber solche dieser Krieg ihr unmittelbar Gefahr nicht, daß sie ihre Verbündete von einem deutschen Angriffe bedroht würden, müßten wir laut der Deklaration zur Vertheidigung Dänemarks eilen, denn wir dürfen nicht mit Gleichgültigkeit ein Eroberungsdrama betrachten, das möglichermeise in der Zukunft innerhalb unseres eigenen Landes zu spielen kann. Die deutschen Einverleibungsträume sind doch, trotz der vielen Widersprüche, die bisher in ihrem Gefolge gewesen sind, auf einer so wahren Idee gegründet, daß sie in der That vermöglich werden möchten, und glückt es dem einigen Deutschland, Eroberungen auf dem dänischen Gebiete zu machen, kommt auch Schweden in eine unangenehme Stellung zu dem zur Zeit herrschsüchtigsten Volke Europas. Herrschsucht ist stets eine Passion neuer Großmächte. Hinsichtlich Skandinaviens deuten sich die Deutschen aussprechen auf die von ihnen so oft hervorgehobene germanische Verwandtschaft. In Folgedessen sie in einer solchen Art Stammverbindung mit unserm Norden stehen, die nach ihren Ansichten ein abhängiges Anschließen an Deutschland fordert. Unter solchen Umständen, und indem die Deklaration des Königs Oscar vom 9. Mai v. J. auf kein gar deutlich kundgegebenen Willen der Nation gegründet war, hat auch die schwedische Regierung einen rechtlichen Anspruch auf die kräftige Unterstützung der Nation hinsichtlich seines Auftretens in der dänischen Frage, und braucht gewiß nicht die Einnahme einer solchen Stellung zu den kriegführenden Mächten zu unterstützen, welche der wahre Vortheil und die Ehre Schwedens und Norwegens fordert." — Auch das hallmuthierische Organ „Matsmö Snällpost" redet der dänischen Sache das Wort, und bringt die Aufmerksamkeit auf „das traurige Beispiel, wenn es einer größeren Macht ungestraft erlaubt sei, eine kleinere zu vernichten," und wirft das Blatt zugleich indirekt die Frage auf, welche Garantie überhaupt der kleinere Staat sür sein Bestehen hat?

In gleicher Zeit, wo die Provinzpresse die der Hauptstadt in jener mächtigen Kraft gleichsam überflügelt hat, hat sie auch faß ganz und gar die sogenannte Reservefrage (die zeitgemäße Umbildung unserer veralteten Volksrepräsentation betreffend) in die Hand genommen. Die Reformvereine der Provinzen haben sich gleichfalls faß ganz und gar von dem in jener Wirksamkeit schwindsüchtigen Reformverein der Hauptstadt abgewendet, und arbeiten jetzt mit vieler Energie und eifrig, von den Provinzzeitungen unterstützt, auf eigene Hand. Als vorläufiges Resultat dieser einheimischen Wirksamkeit ist bereits eine Adresse an die Regierung kommen eingelaufen, und zu dem Sommer in Norrköping festgestellt, an der die verschiedenen Vereine Deputirte senden und mit welcher man eine allgemeine Zusammenkunft der Publicisten zu verknüpfen gedenkt. Ein mehr wie gewaltsames Leben zeigt sich gerade in diesen Tagen unter den „Stammbauern" der schwedischen Provinzen, und einige eine Demonstration, hinsichtlich der dänischen Frage, dürfte ziemlich angehahnt werden.

Unter der Redaktion der Zeitung „Borè", Premier-Lieutenant Wallenberg, so wie ein anderer Seeoffizier, Baron Lenbassen, sind heute nach Kopenhagen abgereist, um als dienstthuend in die dänische Marine einzutreten.

In dem Bruderstaate jenseits der Gebirge zeigt der Streit unter den verschiedenen politischen Parteien, der jetzt in den Zeitungen geführt wird, und der namentlich die Frage, inwiefern König Oscar ohne neue Bewilligung vom Storthing norwegische Truppen nach Dänemark entsenden darf, bestätigt, daß die skandinavischen Sympathien in Norwegen durchaus nicht erloschen sind, und daß das „Morgenblader" bei weitem nicht die Ehre verdient, die ihm ein und wieder die norwegischen, namentlich die hamburgischen Zeitungen widerfahren lassen, wenn sie seine quasi-demokratische und offenbar feindliche Stimmung gegen Dänemark, weil sie Kläger auf ihre Mühle ist, für die Stimme der gesammten norwegischen Nation ausgiebt. —

Notizen.

[Dänemarks Getreideproduction.]

Die Getreideproduction Dänemarks ist niemals so groß gewesen, als gerade im Jahre 1848. Die Aussaat der dänischen Provinzen war 3,295,000 Tonnen Getreide verschiedener Art, und da die Zufuhr vom Auslande und von den Herzogthümern sehr gering war, darf der Ueberschuß der Getreideproduction für 1848 mit einer runden Zahl auf 3½ Millionen Tonnen angelegt werden, während dieselbe in den ganzen Quinquennium 1836 bis 1840 nur 1¼ Million betrug. In den drei Jahren 1841 bis 1843 betrug der Ueberschuß gleichfalls nur ¼ Million, während er für die zwei Jahre 1844 bis 1845 bis an 2½ Millionen stieg. Im Jahre 1846 betrug der Ueberschuß somit 50 Procent oder 1 Million Tonnen mehr, als irgend ein anderes Jahr mit der größten Aussaat. — Wie es mit dem Hungertyphus auf Alsen aussieht, kann man einigermaßen daraus schließen.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Schwedische Dichter.

Siebenter Artikel.

Franzén und Wallin.

Nachdem wir den neuen Geschmack in seinen beiden Richtungen, der phosphorischen und der gothischen Schule, betrachtet haben, von welchen die eine die Keime ihres Verderbens, Gestaltlosigkeit und Unpyighkeit, gleich in ihrem Entstehen in sich trug, die andere in Ueberkraft und Derbheit ausartete, blicken wir zur Seite und finden ein paar einzelne, auch keineswegs unbegabte Dichter, die sich weder der einen noch der andern anschlossen, und indem sie so die Fehler beider vermieden, die rechte Mitte hielten, — Franzén und Wallin.

Franz Michael Franzén, geboren den 9. Februar 1772 zu Uleåborg in Finnland, zuerst Professor in Åbo, machte eine Reise durch Dänemark, Deutschland und Frankreich, wo er die Revolution befang, ward Prediger in Kumla, sodann Bischof in Hernösand, wo er ein hohes Alter bei gewissenhafter Erfüllung schwerer Amtspflichten erreichte. Er starb im August 1847. Sein Bischofssitz war der nördlichste in Schweden, wo er nomadische Lappländer und unbemittelte, oft weit auseinandergelegene Kirchen über rauhe Gebirge und Schnee- und Eisfelder zu bereisen hatte, um zu predigen, Kirchen einzuweihen, Schulen zu gründen. Aber er war eine milde, heitere Natur und fühlte sich in seinem Berufe als Geistlicher und als Dichter glücklich. „Er hat gebetet, er hat gesungen, — sagt ein Deutscher von ihm — und der ist glücklich, dessen Leben in diesen beiden Gedanken aufgeht, dessen Herz Kraft genug hat, dieses doppelte Priesterthum des Himmels und der Erde zu verwalten, der in seinen Händen die tröstende Lyra und das segnende Kreuz trägt. Einfach wie sein Leben sind auch seine Werke. Er ist kein Genie, wenn man diesem Adlerflügel leiht; zärtlicher, träumender, thyllischer Natur ist seine Seele, die eine Welt von Gedanken in sich trägt und sie wie Blüthen auf den Weg streut. Seine Dichtungen gleichen den vom leuchtenden Abendroth erhellten Landschaften, gesegneten Thälern, wo man mit dem Gefühl der Behaglichkeit ausruht, und das Lied des vorgehaltenen Schäfers oder die tönende Vesperglocke in dem nahen Gehölze hört. Franzéns Dichtergebiet ist freilich ein beschränktes. So oft er es mit anderen Dichtungsarten als der lyrischen versuchte zeigte er, daß er sich selbst nicht kenne, und seine Kraft überschätze. Und doch sind dieser größern mehr oder weniger mißrathenen dramatischen und besonders epischen Werke, von ihm nicht wenige. Die Lappländerin im königlichen Park, ein Schauspiel in fünf Akten ist ein ausgesponnenes Bauderlied, wie Lénström sagt. Es fehlt an Kraft und Handlung. Gustav Adolf in Deutschland, heißt ein langes hexametrisches Nationalepos. Es hat schöne Stellen, ist aber im Ganzen langweilig. Eben so matt sind die erzählenden Gedichte, Svante Sture, ein mißrathenes Seitenstück zu Walter Scotts Fräulein vom See, und das romantische Epos Columbus. — Emilie oder ein Abend in Lappland hat den Beifall: Versuch eines Lehrgedichtes. Man durfte darin „eine naturgetreue Schilderung jener Gegenden erwarten, in welchen Franzén so lange verweilt hatte, sowie der nomadischen Bevölkerung, mit der er umgegangen war, eine angiehende Beschreibung jener Hütten von Rennthierfellen, die in Wüsten auf baumlosen Hügeln, grasloser Ebenen, sporadisch aufgeschlagen sind. Von dem Allen enthält das Gedicht nichts. Es ist ein philosophisches Gespräch zwischen einem Geistlichen, der sich im Lande niederlassen will, und einer Lappländerin, welche diese menschenleeren Ebenen und nackten Gebirge den Freilichkeiten und lärmenden Aufzügen der Residenz vorzieht." Wenden wir uns von diesen Gedichten ab, die schwerlich, selbst in Schweden, noch gelesen werden.

Franzén ist ein ganz lyrischer Dichter, aber kein hochfliegender, kein Klopstock, Schiller, Tegnér, eher ein Joh. Georg Jacobi, Hölty, Matthissen. Seine Poesie ist kein Niagara, der die Felsen und Gebüsche umher mit Schaum bespritzt, sondern eine perlende Quelle. „Seine lyrischen Gedichte gehören zu den Büchern, die man gern bei sich trägt und nicht müde wird zu lesen. Jede eingelne Strophe ist der Abdruck eines seelenvollen Gemüthes, das zur eigenen Erheiterung dichtet, jede Seite schildert eine gewinnende Träumerei, eine treffende Empfindung, eine tröstliche Meinung. Er regt nicht auf, er beschwichtigt; er gleicht dem klaren See, dessen durchsichtiges Wasser uns zum Sieben bewegt, das Wasser des Sees ist nicht tief, aber eine Fläche des Himmels spiegelt sich unter einer beschattenden Weidengruppe darin. Manches Gedicht ist wie ein Seufzer der nach Luft ringenden Seele, eine fromme Bitte, ein vorüberfliehender Traum, den eine geschickte Hand hascht. Dann wird es zur Elegie eines jungen Mädchens, das sein blondes Lockenköpfchen ergeben unter die Hand des Todes beugt und wie eine Blume hinwelkt, oder zum Wiegenlied einer klagenden Mutter, zum Seufzer eines unglücklichen Liebhabers." So sprechen die Berichterstatter, und werden dabei selbst, wie wir sehen fast zu zarten Dichtern. — Aber Franzén's Muse wagt bisweilen auch, kräftige, bilhyrambische Töne anzuschlagen. Man höre folgendes Champagnerlied, dem ich zwei ähnliche von Thomas Thorild, der nicht bloß ein Philosoph, sondern auch ein Dichter war, und von Atterbom nachfolgen lasse. Die Uebersetzungen sind sämmtlich aus den in Stralsund 1830 erschienenen „Nordische Dithyramben" entlehnt.

Der Champagnerwein, von Franzén.

Trink, es perlt gegen die brausenden
Perlen, o trink!
Eile! Das Hohe, die Blüthe der Freuden
Endigt bu unfonft, wenn der Geift vergiag.
Thoren, ihr Ang' an dem Schaume zu weiden,
Waffer, nur Waffer die Lippe empfing.
Seht, es verschwinden die wonnigen
Stunden, o feht!

Was dich am höchsten vermag zu begliicken,
Tilgt die Minute, in der es entfteht.
Auf, und im Fluge erhasch das Entzücken.
Ist sie am höchsten, erlischt die Rakete.
Schnell ist auf Erden die rauschende
Freude, ach schnell!

Labend den Jüngling in seliger Stunde,
Bald von der Traube, verdellt und hell,
Bald von des Mädchens rosigem Munde
Hin zu der Heimat enteilet sie schnell.

Der Champagnerwein von Thomas Thorild.

Schwer lag auf Jofur's*) Augenbrau.
Der finftern, die Wolke des Kummers der Schöpfung;
Er sah die ewige Mühe,
Aufruhrgetöse, Thorheitgeschrei und Jammer.
Das Schicksal schrieb; ein Wink des Werde! Alles erzeugte sich.

Das Dunkel schwand — — ach und mitten auf der Erde
Sproß die elyfische Champagnerranke.
Jofur lächelte. Die Wolke fiel, Sterblicke!
Es sprach der Olympier; — — ein Blitz der
Klarheit

Glänzte rings im Kallaß. Jo hin in Ruh, Sterbliche!
Trinket Freude! Göttlichgrafend
Vergesset Jofurn, Euch, das Geschrei, den Jammer!
Doppelt voller seitdem ließ Jofur gießen
Seinen Nektarbecher. Befreit von Kummer,
Trank er, rief zusammen die Götter,
Trank, ging zu den Aethyopen,
Trank, und ließ die Erde
Tummeln, wie sie wollte. Trinkt, Sterbliche!

Der Champagnerwein von Atterbom.

(„Jevhyr aus Clettie singen diesen Wechselgesang in der „Insel der Glückseligkeit.")

Erste Stimme.

Auf, taffet uns trinken
Das schäumende Leben,
Wo Perlen erbrausen
Im funkelnden Raum!
Was droben geschrieben,
Wer mag es erstehen?
Die Stunden laßt laufen
Vorbei mit dem Schaum!

Zweite Stimme.

Die Gläser erklingen
Im glücklichen Kunde,
Bereint mit dem Tone
Der jubelnden Brust.
Die Sprossen, sie springen
Zu Jupiters Throne
Mit Dank für die Stunde
Unsterblicher Lust:

*) Jofur (der gleich Hoyhr), einer der vielen Beinamen Odins in der poetischen und prosaischen Edda.

Digitized by Google

Erste Stimme.

Mit Kränzen von Ranken
Einst Amor sich schmückte,
Verliebend der Freude
Den Lenz zum Gemahl.
Beim brünstlichen Tanze,
Als Bachus begeisterte
Mit Trauben sie beide
Im laubigen Saal.

Zweite Stimme.

Wer möchte sie trennen
Die Gatten, die hohen,
Stets wohnend im sprühenden
Schäumenden Wein?
So lange vom glühenden
Nektar wir brennen,
So lange und Freyden
Ihr Glück sie verleihn.

Chor.

Auf, lasset uns trinken
Das schäumende Leben,
Wo Herzen ertrauen
Im funkelnden Raum!
Was droben geschrieben,
Wer mag es ertreten?
Die Stunden laßt fausen
Vorbei mit dem Schaum.

Diese drei Lieder sind bezeichnend für ihre Verfasser; aber Franzen darf die Vergleichung nicht scheuen. Doch Franzén ist als Lyriker, wie Skurgenbecher sagt, was Haydn in der Tonkunst war; dieselbe reine Begeisterung, dieselbe gemüthige, beinahe kindliche Andachtsangemheit, dieselbe Kunst, mit geringen Mitteln viel zu leisten. Hierin übertrift er selbst Frau Lenngren; sein Gefühl ist noch wahrer, tiefer und durchaus ohne Satire. Hier ein paar Proben!

Selma.

War's nicht hier an dieser Quelle?
Himmel, wie vergäß' ich's doch!
Silberperlend rauscht die Welle
Zwischen selben Blumen noch.
Hinter dem entschwundnen Tage
Floß in West ein Purpurlicht,
Zwischen Eichen in dem Hage
Glomm des Mondes Angesicht.
Hoch aus Lüften, matt der Lieder,
Sank das munter Vögelein
In das Nest zum Weibchen nieder,
Küßt's und schlummerte dann ein!
Ach bei ihrer Küsse Tauschen
Fühlt' ich Weh, allein war ich,
Niemand hatt' ich, mir zu lauschen,
Niemand ach belohnte mich.
Und ich ließ die Leier fallen,
Riß den Kranz, den froh ich wand,
Rasch entzwei, und sahe wallen
Blüt' und Blätter in den Sand.
Wie? Umhüllt mich Irrthums Schleier?
Wach' ich? Träum' ich? Wieder ganz
Flogt der Kranz auf meiner Leier,
Und ein Myrtlein auf dem Kranz.
O! und welche Engelstimmen,
Welch ein Mägdlein sah' ich jetzt,
Farb' und Lächeln! Nie erschienen
Ist mir, was mich so gesetzt.
Du, du wark's! Für ewige Zeiten
Bleibst du, Selma, Muse mir,
Du, so lieblich schon von weiten,
Und ich seh dich wieder hier.
Seg' dich, ihr die Saiten klingen,
Nur nicht sieh mich an, bitt' ich;
Leicht sonst irr' ich mich im Singen,
Doch leicht irr' ich dennoch mich.
Wäre so wie du mein Dichten,
So natürlich meine Kunst,
Gern auf Gold wollt' ich verzichten,
Und verschmähen Königsgunst.

An einen Jüngling.

1.

Junger Mann, trink aus, trink' aus!
Gerne sieht's die Deine,
Wenn mit Freunden Du beim Schmaus
Dich erfreust am Weine,
Wenn in Herzens Sympathie
Glas an Glas erklingt,
Und in Freudenharmonie
Lebensfreud ihr singet.

2.

Gerne sieht in Deiner Hand
Den Krystall sie flimmern
Deine Wang' in Purpurbrand,
Und Dein Auge schimmern,
Dein Gesicht mit hohem Fing
Sich zum Himmel schwingen.
Jede Miene, jeden Zug
Seel' und Geist durchdringen.

3.

Trink! — und nicht mehr schau'st du hier
Nichts als Dorngestirne;
Schon im Glas, so lieblich Dir
Ebens holde Minne.
Trink, und schau im Rebennaß
Wahrheit nackt sich malen!
Trink! Die Liebe sieht im Glas
Deinen Himmel strahlen.

4.

Trink, mit Maaß, und selten zwar!
Strach spricht erfahren:
Wein und Freundschaft schmeckt fürwahr,
Wenn sie alt an Jahren.
Was das Alter liebt, sieht ein
Nur, wer hochbetaget:
Alte Freund' und alter Wein
Ist's, was ihm behaget.

Die Sterne.

Zu den Sternen sah hinan
Fanny froh, und sagte dann:
„Gottes Augen sind es traun
Die auf Fanny niederschau'n." —
„Gott ist aber hier auch nah,
Fanny, sieh die Blumen da!
Gottes Augen sind auch die,
Und wie freundlich blicken sie!" —
„Ja, mein Mütterchen, und doch
Viel, viel schön're weiß ich noch:
Deine Augen, hell und klar,
Gottes Augen sind's fürwahr!"

Johan Olof Wallin, geboren 1779, gestorben 1839 als Erzbischof, war, wie Lénström sagt, ein mächtiger Genius, doch minder groß als weltlicher Dichter denn als geistlicher Redner, und am größten als Psalmist in seinem Psalmbuch. Ueber die Vortrefflichkeit dieser Psalmen herrscht nur Eine Stimme in der schwedischen Kirche. Erhabenheit, dichterische Kraft, frommer Sinn und Einfachheit finden sich darin vereinigt. Dieß Werk wird viele Dichter und Dichterschulen überleben, von Millionen Menschen, hohen und niedern, gelesen und gelesen werden. Der Dichter ist nun heimgegangen; aber, wie Tegnér sagt, „seine heiligen Gesänge leben in unsern Tempeln und in dem Herzen des Volks. Sie verklingen nicht, so lange noch eine schwedische Kirche sich über andächtigen Herzen wölbt, so lange irdisches Leid mit seinen Freuden und Hoffnungen noch den Himmel sucht, und von schwedischer Zunge ertönt. Aber er war nicht bloß eine Sängerharfe, deren Töne zugleich die tiefsten, innigsten, lebendigsten und reinsten waren, die unsere Zeit von den Höhen Zions vernommen hat. Er war auch eine Sturmglocke der Beredsamkeit, auf deren Ruf die Versammelten horchten nicht bloß mit heilsamen Beben, sondern auch mit Rührung und Begeisterung. Denn die wahre Beredsamkeit, zumal die geistliche, setzt die Gottergabe des Gesanges großentheils voraus. Die Propheten der Vorzeit waren ein poetisches Geschlecht, und jede geist- und gemüthvolle Predigt wird zum Psalme. Das Himmelreich der Religion und Poesie grenzt nahe aneinander, und dieselbe Frühlingssturme waltet in beiden. Des Ewigen Lob läßt sich minder sprechen als singen, und der Redner wie der Dichter muß auf Flügeln schweben, wenn er sich zu seinem Ursprung erheben will. Friede mit der Asche unsers Propheten!"

Wallins akademische Reden, es sind ihrer acht, sind vor zwei Jahren als Anhang seiner weltlichen und geistlichen Gedichte in zwei Theilen erschienen, und von mir in dieser Zeitung angezeigt. Seine geistlichen Gedichte haben unstreitig den Rang vor den weltlichen; die Ueberfetzung oder vielmehr Bearbeitung des 104. Psalms, nebst Uebersetzungen von Oden des Horaz, machten ihn zuerst bekannt. Der Anfang des Psalms lautet:

Sing', o Seele,
Des Ewigen Lob!
Unendlicher!
Allmächtiger!
Der das Weltall hält!
In em'ger Hoheit, em'gem Strahl,
Mit Sternen Dein Gewand umloht,
Der Himmel Himmel ist Dein Saal,
Das All' entfleht auf Dein Gebot!
Unendlicher!
Allmächtiger!
Der das Weltall hält!
Dein Wort fährt hoch vom Wolkenstig,
Sein Wiederhall ist Donners Lauf,
Dein Bot' und Diener ist der Blitz,
Und Deine Magd die Windesbraut.
Unendlicher!
Allmächtiger!
Du, unser Gott!

Digitized by Google

Noch mißang nicht Dein Lob die Erde,
Noch nicht gereift in den schimmernden Rund:
Doch On prophezeit On mächtig Werde,
Und — nun in der Sternenheerde
Stand sie fest auf ihrem Grund.
Aber annoch wie im dunkelen Schachte
Schwebte das Ob', unerfreuliche Rund.
Du gebotest, und sie lachte
Aus der Tief' hervor und machte
Ihre Morgenstunde kund.

Auch sein Dithyrambus auf die Entthronung des Standbildes Gustav III. wird gerühmt. Er fängt an:

Horch, habt ihr den Klang nicht vernommen?
Ist des Zauberers Leier erklungen?
Der Bogen des Rächers ertönet,
Der Schützer entstralket das Licht!
Blickt hin! Der Gott ist gekommen,
Der Pythen, den Drachen, bezwungen,
Und Delos' Thale verschönet!
Verhöhret die Hoffnung mich nicht?

Seht! Er kommt, er nahet dem Strande!
Kennt ihr seinen Göttergang?
Mitsingt, Musen, im Verbande
Der Quitten Jubelsang!
Ja, es nahet der Gott im Glanze
Seiner hohen Mien', er nahet
Grüßet ihn mit freiem Tanze,
Schmücket sein Haupt mit grünem Kranze,
Streu't ihm Blumen auf den Pfad!

Dergleichen mythologisch aufgeputzte Ansrufe sind freilich etwas wohlfeil und schmecken noch sehr nach der französischen Schule. Etwas mehr Poesie ist in einigen seiner kleineren weltlichen Gedichte, deren er sich in späterer Zeit als hoher Geistlicher schämte, weshalb sie erst jetzt nach seinem Tode in die erwähnte Sammlung aufgenommen sind.

Als Redner nimmt Wallin den Mittelplatz ein zwischen dem begeisterten Tegnér und dem ruhigen Franzén, welche drei als das Kleeblatt der schwedischen geistlichen Beredsamkeit betrachtet werden. An Wallin hebt Sturzenbecher die große Kunst, womit er den Gegenstand zu benutzen wußte, und bei dem mündlichen Vortrag die eigenthümliche Betonung und die tiefe gewaltige Stimme hervor.

Zwei Paare von Dichtern mögen hier zum Schluß noch mit wenigen Worten erwähnt werden, M. Choræus geboren 1774 in Finnland, Geistlicher, gestorben 1806, und A. C. von Kullberg, geboren 1771, Bischof in Kalmar, von welchen der erstere an der Herausgabe der Professammlung geistlicher Lieder von Wallin theilnahm, auch einige selbstgedichtete aber den Wallinschen weit nachstehende Psalmen dazu gab, der andere sich durch kraftlose Lehrgedichte der schwedischen Akademie, jedoch auch durch leidliche poetische kurze Waare im Geschmacke Franzens, und endlich durch ziemlich gelungene Uebersetzungen von Gedichten Bürger's und Amalia's von Helvig einem größeren Kreise empfahl. — Die beiden andern sind Valerius, ein wahrscheinlich noch lebender Kanzleirath in Upsala, und Stjernstolpe, geboren 1777, Expeditionssekretär, gestorben 1831. Letzterer übersetzte auch Mehreres aus dem Deutschen, z. B. von Blumauer und Wieland, und mit mehrerem Geschick, als man seinen eigenen Gedichten nachrühmen kann. Valerius dichtete noch halb im französischen Geschmack auf Liebe und Wein, und machte sich dadurch in Gesellschaften beliebt, noch mehr fast durch seine schöne Singstimme, weßhalb er, zumal in jüngeren Jahren bei festlichen Schmäusen nicht fehlen durfte, und dort seine eigenen Lieder mit großem Erfolg vortrug. Jetzt hat er sein Amt niedergelegt, und lebt still und unbemerkt in Upsala; nur die Studenten gedenken seiner noch und bringen ihm bisweilen ein Ständchen. Auch er kannte, benutzte und übersetzte deutsche Gedichte, z. B. das schöne Gedicht „letzter Wunsch" von Salis, und „die Erinnerung (Das waren wir selige Tage)" von Overbeck. — Von den beiden folgenden Liedern ist das erste von Chorâus, das zweite von Valerius.

Wittwenlied.

Einsam in der dürftigen Klause
Leb' ich ruhig manches Jahr.
Um mein Spinnrad mit Gebrause
Spielt die väterliche Schaar.
Spielt gleich väterlich die Schaar
Um mein Spinnrad mit Gebrause,
Leb' ich ruhig manches Jahr.

Er, der Jungen Alle zählen,
Der Verwaisten Vater,
Wird den Engeln anbefehlen,
Daß sie wachen um sie her.
Daß sie wachen um sie her,
Wird den Engel anbefehlen
Der Verwaisten Vater, er.
Der Gedank' hat mich durchdrungen:
Ich auch schmeckte Seligkeit.
Seine Stimm' ist mir erklungen
In des Winters dber Zeit.
Ja, in Winters dber Zeit
Ist mir seine Stimm' erklungen.
Ich auch schmeckte Seligkeit.
Einer trifft ja bald den Andern
In dem selgen Dridenland,
Wo die treuen Gatten wandern
Unaufhaltsam Hand in Hand.
Unaufhaltsam Hand in Hand
Werden treue Gatten wandern
An dem ewigselgen Strand.

Mein Vaterland.

Mein Vaterland, ich liebe Dich
Mehr als all' andre Lande.
Ein nordisch Rasenfeld hab' ich
An einer Waldbachs Rande.
Mein Arm, mein Hammer, Pflug und Pfling
Gibt Lebensunterhalt mir g'nug;
Denn reich ist Klippe, See und Strand
In meinem Vaterland.
Mein Vaterland, ich liebe Dich
Samt Frauen und Jungfrauen.
Aus deren blauen Aug' auf mich
Die Lieb' und Unschuld schauen.
Von ihrer Schönheit Zauberlicht
Singt Mancher, ich zwar thu Verzicht,
Doch schlag' ich fraulich Hand in Hand
In meinem Vaterland.

Mein Vaterland, ich liebe Dich
Und Deine tapfern Söhne,
Ihr Auge blicket stolz um sich
Jedoch nicht mit Gehdhne.
Das Landes Eisen ist ihr Kleid,
In Volks und Königs Sicherheit
Am Strand dem Feinde zugewandt
Steht fest mein Vaterland.
Mein Vaterland, ich liebe Dich,
Wo Karl Johann ist thronet.
Es gibt kein ander Land, dinkt mich,
Wo man so glücklich wohnet.
Um ihn erhebt des Ruhmes Ton
Der Wissenschaft, des Kriegers Sohn;
All' Bergen eint mit ihm Ein Band
In meinem Vaterland.
Mein Vaterland, ich liebe Dich
Mehr als all' andre Lande.
Ein nordisch Rasenfeld hab' ich
An einer Waldbachs Rande.
Auf meiner Flur weil' ich mit Lust,
Für Karl Johann steigt aus der Brust
Mein Seufzer, himmelaufgewandt,
Und für mein Vaterland.

K. L. Kannegießer.

Bücherschau.

Livet i Feldtåg; Dagbog af en Læges Dagbog i Sommeren 1848. (Das Leben im Felde; aus dem Tagebuche eines Arztes, während des Sommers 1848), af J. P. Laurent. Kjöbenhavn, Reitzel.

Es ist natürlich, daß der plötzliche Uebergang von einem langen Frieden zum blutigen Kriege an und für sich schon einen Reiz hat: der, der jedem Wechsel folgt. In Dänemark, wo man seit länger denn drei Decennien nur Wachtparaden und Herbstmanoeuvres kannte, und wo die jetzige Generation nur den wirklichen Krieg aus der Tradition, aus den Erzählungen der Väter und Großväter kannte, mußte er schon, so wie er, einen tiefen Eindruck auf die Gemüther üben. Wenn wir nun wissen, daß der deutsch-dänische Krieg zugleich für den Dänen ein Kampf pro aris et focis ist, und daß sie mit Begeisterung ins Feld ziehen, von der Rechtmäßigkeit des Kampfes überzeugt, dann wird man sich auch nicht wundern, daß eine ganz neue Literatur — eine Kriegsliteratur — bei ihnen entstanden ist, so wie man es begreiflich finden wird, daß diese die verschiedenartigsten Schwingen in allen Abstufungen vom Guten bis zum Schlechten enthält.

Eine kleine Blume jener Literatur liegt jetzt vor uns, und keine der schlechtesten. Das obnennhnte Buch dürfte sich eines längeren Lebens erfreuen, als es selbst in der beschedenen Weise, worin es sich annonciert, glaubt. Es heißt in der Vorrede: „Nicht den Gang der Kriegsbegebenheiten will ich darstellen, — als Civilist versthe ich das nicht; auch nicht den Lärm der Schlachten, — denn nur von der Ferne aus, habe ich einer Schlacht beigewohnt; sondern das Leben auf dem Marsche, im Cantonnement, in dem Biwouak, auf den Vorposten, der Feldwache, mit einem Worte: — ein Bild von dem ganzen Feld-Leben der Soldaten werde ich zu malen versuchen. — — Ich werde hier und dort mit einer Schilderung der schönsten Punkte, die wir besucht haben und die während dieses Sommers in Aller Munde gewesen sind, begleiten, und hoffe, daß es nicht allein meine siebenmonatlichen Kriegstameraden, sondern auch vielleicht den Einen oder Andern Derer, die zu Hause blieben, interessiren werde"; —

Digitized by Google

und gewiß, ist der Maler jenes Bildes auch mitunter etwas, wir möchten es naiv-naiv nennen, seine Darstellung, im Ganzen betrachtet, ist von einer Ursprünglichkeit, einer frischen, unverdorbenen Phantasie durchdrungen, die nie verfehlen, ihren wohlthuenden Eindruck auf die Leser zu üben, die sich hier mit einem gesunden Blicke und einer feinen Auffassung paaren, und und bald ein lieblichen, bald ein drolliges Miniaturbild vorführen. Leider ist das Gedicht fast sämmtlicher Bilder so nationalistisch, mitunter so lokal, daß wir kaum glauben haben, das wir es Fremden übersetzen und unsern deutschen Lesern vorführen könnten. Ein Paar kurze Worte über die preußischen Truppen in Jütland, ein Paar Worte, die der Verfasser übrigens eine Digression nennt, möchten vielleicht doch Interesse für deutsche Leser haben; wir theilen sie hier mit:

„Man erzählt sich allgemein in Jütland, daß die Preußen, während ihres Aufenthaltes hier, von der Schönheit des Landes ganz begeistert waren. In den deutsch gesinnten Theilen der Herzogthümer hatte man ihnen erzählt, daß sowohl das nördliche Schleswig als Jütland ein armes, nacktes Land sei, dessen Bauern unterjocht und im Elend lebten, kurz, daß Alles Jammerlichkeit sei. Als nun aber die Preußen selbst kamen, und mit ihren eigenen Augen schauten, den allgemeinen Wohlstand und unsere schönen Landschaften sahen, fiel ihnen die Binde von den Augen und sie ärgerten sich über die platte Berichgerei. Gleich an der Grenze hatten sie ja auch Kolding mit seinen prächtigen Ruinen, und von dem Dache des Gasthofes in dem nördlichen Lustgarten des Consuls Wissing, außerhalb der Stadt, nahmen täglich mehrere Offiziere Prospecte von Kolding und Umgegend auf. Je weiter sie in Jütland vorrückten, je mehr wurden sie überrascht, und Gegenden wie Tirstild, Veile und das Gerstetal werden auch den an die naschönen Gegenden Berlins gewöhnten Preußen sehr angesprochen haben. Alles zeigte sich in einem schöneren Licht als in ihrer Heimath.

„Dieses trug dazu bei, ihre Erbitterung gegen die Schleswig-Holsteiner zu ärgern, und sie schonten den Umgang dieser in dem Grade, daß sie ihnen den Rücken kehrten. Nur sie von ihnen angesprochen wurden. Die Freischärler besonders wurden den Preußen verhaßt, und wenn sie irgendwo in die Häuser eindringen wollten, genügte es ihnen zu sagen, daß Preußen daselbst seien, und sie nahmen sofort Reißaus.

„Andererseits zeigten die Preußen auf verschiedene und mannigfache Weise ihr Wohlwollen für die Dänen, und wo man preußische Einquartirung gehabt hat, werden viele Anekdoten hierüber erzählt. — Als die Alexandrowka eines Tag auf dem Marsche nach Fredericia sich befand, ward ihr unterwegs eine Contrerdre zugestellt, und als nun „Kehrt“ commandirt ward, erfolgte ein vollstimmiges Hurrah, trotz des Verbotes der Oberbefehlshaber. Ein preußischer Officier, der dicht an der Grenze zwischen Jütland und Schleswig einquartiert war, vertraute heimlich seinem Wirthe, daß Order gegeben sei, am nächsten Tage den in der Nähe wohnenden Landleuten einen Theil ihres Viehes und ihrer Pferde abzunehmen, und rieth ihm, während der Nacht die Kreaturen über die Grenze, in's Schleswig'sche, hineintreiben. — Die Preußen wurden sehr leicht bis zu Thränen gerührt; ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht so oft und auf so vielen verschiedenen Stellen gehört hätte: Als sie am Jütland wieder hinaufzogen, geschah es nicht ohne schweren Abschied und Thränen im Auge, und Viele boten sich einen freundlichen Empfang und, wenn sie unter anderen Verhältnissen wiederkommen sollten. — Es ist eigentlich schmerzig genug anzuführen, wenn die Juden mit einem so einstimmigen Wohlwollen von ihren Feinden sprechen. Selbst die jütischen Bauern nannten sie „sehr gemüthliche und gar nicht unverträgliche Leute, die nur eine gar zu ungeheure Masse Kaffee tranken.“ “

En Tour til Armeen. (Ein Ausflug nach der Armee.) Original-Vaudeville. Kjöbenhavn 1849. Bing & Sön.

Skizzer fra Krigslivet. (Skizzen aus dem Kriegsleben.) Af Emil Pangel. Kjöbenhavn 1849. In Commission bei Andr. Fredr. Höst.

Auch diese beiden gehören, wie bereits der Titel sagt, zu jener „Kriegslitteratur“ der Dänen.

Die erstgenannte, das Vaudeville, ist ein kleines hübsches Bühnenstück, das, wenn es auch in der Erfindung nichts Neues darbietet, in seinem Dialog, und besonders in seinen Couplets, viel Ansprechendes hat. Das Stück spielt auf Alsen. Eine junge Dame, Emmeline Walter, reist, getrieben von Vaterzanig um das Leben ihres heimlichen Verlobten, Frederik Storm, der als Freiwilliger in der dänischen Armee dient, plötzlich nach Alsen, in Gesellschaft der Schwester ihres Pflegevaters. Diese, eine Demoiselle Knop, macht die Reise aus Besorgniß um ihren Bruder und glaubt, daß Emmeline allein um sie zu begleiten sich gleichfalls den Gefahren eines Ausfluges nach der Armee ausgesetzt hat. Die verheimlichte Liebe der beiden jungen Leute wird entdeckt und die Hochzeit sofort auf Alsen, inmitten der Kriegsstürme, gefeiert. Als Rahmen dieser kleinen Handlung dient das Kriegsleben, und das Ganze macht einen freundlichen, erfrischenden Eindruck.

Von den genannten „Skizzen aus dem Kriegsleben“ haben wir leider einen solchen Eindruck nicht erhalten; es ist ein kleines Büchelchen von 24 Seiten, mit hübschem Druck und Papier ausgestattet und mit einer kleine Vedelde verbunden. Der Freiwillige, das Biwouac, der Kampf und der Waffenstillstand. Uns scheint die Muse des Verfassers von dem Kriegsleben eher etwas abgemattet als erfrischt zu sein.

—s.

Sigtuna, das vormalige und gegenwärtige, Upsala 1847. Wahlström & Comp.)

Urbs antiqua ruit multos dominata per annos.
Jam eeges, ubi Troja fuit;

Wenn man von Schwedens jetziger Hauptstadt eine Dampfboot-Reise nach ihrer in dieser Würde nächsten Vertreterin macht, der Stadt „der hohen Säle“ (Upsala), überfliegt man gewöhnlich rechts am Nordstrande des Mälarsee's eine noch ältere Nebenbuhlerin, welche sich gegenwärtig nur darstellt als eine kahle, dürre, mit wenigem Gehölz bewachsene Bergstrecke, auf deren Höhe sich ein Glockenthurm und zwei Windmühlen befinden, weiter hinab einige Häuten um einen kleinen Marktplatz, der nicht einmal der Steinpflasterung gewürdigt worden ist, nebst schlieslichen mitten unter allen diesen drei dunklen Steinmassen sich erhebenden Sigtuna-Tempelruinen, den beinahe einzigen, noch fortlebenden Zeugen vormaliger Macht und Wohlstandes! Dies ist die in den altnordischen Urkunden häufig erwähnte und gepriesene Sigtuna-Stadt, der Sage nach von Odin selbst angelegt und demnächst zu seiner Residenz erkoren, wofür der Name gedeutet wird: „Siggés“ (Odins) Heim.“ Doch hat es nicht an anderen Verwuthungen über die Auslegung des Namens gefehlt, z. B. von dem Hauptorte der Hervler, Segyrdhr bei Procopius, oder von der Residenz der Thüringer, Scheldungen, am linken Ufer der Unstrut u. s. w. Der isländische Chronikenschreiber Snorre Sturleson berichtet jedoch, daß Odin „seinen Wohnsitz nahm“ am Mälar und dort ein „Götterpostorthaus“ baute, welches Sturleson Forn-Sigtuna (Alt-Sigtuna) nennt. Obgleich bereits Angre Fren, wenn man solcher Sage trauen darf, die Königliche Residenz nach Upsala verlegt haben soll, so war doch Sigtuna noch im Jahre 1526 die zweite Stadt in Schweden, zunächst nach Stockholm. Jetzt wird sie freilich als die achtundfunfzigste unter den sechsundachtzig Städten des Reichs aufgeführt, aber steht eben auf dem Punkte, aus der Zahl der Städte auszuschreiben; denn „auch die Städte sterben, wie die Menschen,“ sagt Tacitus, und Sigtuna's Bürgerschaft hat neulich (am 6. October 1845) sich an die Königliche Majestät mit dem unterthänigsten Begehren gewandt, daß die Stadt möchte in Gnaden dem Landrecht unterworfen werden bei den Unvermögen, einen Bürgermeister zu besolden und einen Haufen andere Dinge zu leisten.

Sigtuna's ersten Mißgeschick ereignete sich im zwölften Jahrhundert, als die Stadt von den Esthen und Karelien eingeäschert wurde. Unter der reichen Beute, welche diese machten, befanden sich unter Anderem ein Paar Kirchenfahnen von gediegenem Silber, welche noch vorhanden sind und in Novgorod aufbewahrt werden. Diese Plünderung geschah 1188, in demselben Jahre, wo Saladin in Jerusalem einzog (nach Anderen 1187).

Sigtuna erhob sich zwar allmälig wieder, aber hatte seine Rolle ausgespielt und ward bald von dem später angelegten Stockholm überflügelt; denn auch hier tam wahr

Roman crescere Albae rainis.

Inzwischen fuhren die Könige und Fürsten fort, hin und wieder auf kürzere Zeit nach Sigtuna zu kommen, und noch im Jahre 1624 war Sigtuna die vierte Stadt des Reichs; aber binnen achtzehn Jahren (1648 bis 1666) ward Sigtuna von drei Feuersbrünsten heimgesucht, welche die Stadt in Asche legten. Zwar erstand sie von Neuem, aber die Gebäude waren meistens nur Hütten, und in dieser Gestalt zeigt sie sich noch. Allerdings stehen sich einige, jedoch sehr wenige zweistöckige Häuser. Die Gassen sind alle gleichlaufend mit den Uferkrümmungen und ungepflastert, mit Ausnahme von einigen Ueberbleibseln. Mehrere von den ehemaligen Hofstätten haben sich in Aecker und Wiesen verwandelt.

Die Volkmenge, welche sich während der Blüthezeit der Stadt (obgleich nicht mit Gewißheit) auf 10,000 bis 12,000 Seelen belaufen haben soll, war schon 1771 auf 548 gesunken, und beträgt jetzt nur etwa 430 Einwohner.

Reich und ständisch war zu seiner Zeit Sigtuna's Dominikanerkloster, angelegt 1237, bis der Reformation gedauert und etwa 1550 auf königlichen Befehl niedergerissen. Das Kloster hatte eine, für damalige Zeit ziemlich reiche Bibliothek, in welcher die Bücher vermittelst eiserner Ketten an der Wand befestigt waren, so daß sie zwar an Ort und Stelle benutzt, aber nicht weggebracht werden konnten. Mehrere von diesen sogenannten „libri catenati“ finden sich noch in der Universitätsbibliothek zu Upsala, wohin sie mit ihren, in den Bücherrücken befestigten Eisenketten versetzt wurden.

Digitized by Google

Nebenher mag auch der „Elgtuna-Schiffsteig“ genannt werden. Dieses häufig erwähnte Denkmal liegt dicht am Strande des Mälars, auf dem sogenannten Schlittschuhgebirge, 2/3 schwedische Meile von der Stadt; es besteht aus einer 3/4 Ellen breiten und 4/4 Ellen hohen Klippe, in welcher ehemals ein Pfeil zwischen zwei Schiffssteinen eingehauen zu sehen war. Jetzt sieht man nur noch einen Schiffsteig; der andere, welch dem Pfeile, ist mit Moos überwachsen. Der Schiffsteig ist 1/4 Elle lang und ist ganz deutlich zu erkennen zwischen den Ulmen am Strande, von dem vorbeifahrenden Dampfboote aus. — Der Uebertriebenheit, hinsichtlich dieses Steines, giebt es mehrere. Unter Anderem wird berichtet, daß die Ethen, als sie nach Zerstörung der Stadt mit den obengenannten silbernen Thoren davonsegelten, den Schiffsteig dazu verloren. Dem Volksglauben zufolge soll der Schiffsteig beim Neumondschein noch von Meeresgrunde herumschimmern und von einem unschuldigen Mädchen herausgeholt werden können.

Schließlich benennt der Verfasser des eben angezeigten Werkes, daß Elgtuna, nach dem, was er als ausgemacht annimmt, nicht, wie es oft geschehen ist, mit der von Adamus Bremensis erwähnten Stadt Birca, wo der nordische Apostel Ansgarius predigte, verwechselt werden darf.

Bleiste.

Schwedische Memoiren.

Eine neue Memoirenliteratur scheint nächstens in Schweden aufzublühen. Unter den verschiedenartigen Pflanzen auf diesem Felde sind zu nennen: Denkschrift auf die Schicksale und Thaten des Staatsrathes von Wingård, während seines langen Lebens; in einem gewissen originellen, aber zugleich höchst nachlässigen, mitunter fast zu geschwätzigen und salbaderden Style, wobei nicht einmal die chronologische Ordnung respektirt wird. — Des Landhauptmanns Hampus Mörner's frohes und trauriges Ehrengedächtniß eines langen Lebens; trockener und weniger erfindsam, als das vorhergehende, aber genauer und mehr wirkliche Thatsachen enthaltend. — Ferner eines Oberstlieutenants Petersen Aufzeichnungen seiner Feldzüge in Belgien, Portugal und Spanien, 1831 bis 1840 u. s. w.

Bleiste.

En Droom van Calisorië. Kluchtspel met Zang, door Mr. J. van Leuneep (Ein Traum von Calisornien. Posse mit Gesang, von J. van Leuneep.) Amsterdam, F. Meijer Warnars. 1849.

Calisornien mit seinen Goldgruben, Goldflüssen und Goldmuscheln hat überall in dem verarmenden Europa die Gemüther gewaltig aufgeregt, und jeden Specnlirenden wenigstens mit wahrscheinenden Träumen beschäftigt. Daß der Einfluß solcher Träume und Einbildchen noch von weit größerer Wirkung auf unsere holländischen Nachbarn, namentlich in den unteren Klassen sein mußte, als dies bei uns der Fall war, läßt sich denken. Der Niederländer ist durch Leben und Lebensdauer weit vertrauter mit der See, als der Deutsche; eine Reise über das Meer hat nichts Ungewöhnliches für ihn; die Beispiele derer, welche nach Ostindien als Unbegüterte gefahren, und dort als Millionäre gestorben sind, wenn sie nicht als solche glücklich wieder heimkehrten, schwoben ihm beständig vor; an die vielen Tausende, welche dort eine Beute des Klimas und des Elends wurden, denkt er freilich nicht; denn von ihnen wird ja auch weit weniger geredet, als von den Glückspilzen, und die Nachricht von ihrem Tode bringt, sobald sie nach Europa gelangt, auch schon das Todtenbett rasch-ten Vergessens der Unglücklichen mit. Kein Wunder also, daß die ersten, an das Fabelhafte gränzenden Berichte von den in den menschenarmen Calisornien zu gewinnenden Schätzen große Unruhe und Aufregung, namentlich unter den gewerbtreibenden Ständen der Niederlande, hervorbrachten und Manchen verlockten, einen schweren, wenn auch mühseligen Nahrungsweg aufzugeben, um in jenem Eldorado rasch ein Krösus zu werden. — Aber die Holländer sind gute Aerzte. Wenn sie einen Kranken zu behandeln haben, so unterfuchen sie nicht blos dessen Uebel, sondern wenden auch die größte Aufmerksamkeit auf seine Konstitution wie auf seinen Charakter, um sein Leiden auf dem Grunde heben zu können. Als einen solchen Arzt haben wir den Verfasser des vorliegenden Singspiels, den beliebten und talentvollen Dichter J. van Leuneep, hier zu begrüßen. Er sah ein, daß die beste Art und Weise, den gemeinen Mann von seinen Irrthümern und verderblichen Träumen zu heilen, unbestritten Lächerlich sei, daß welche das Idyllische und Verderbliche solcher Pläne sinn so verständlich und anschaulich wie möglich gemacht würde; und zu diesem Zwecke dichtete er die kleine Posse, welche gewiß mehr wirken wird, als hundert warnende Abhandlungen und Berichte, die größtentheils gar nicht in das Volk dringen, oder, wenn dies geschieht, entweder von denselben falsch verstanden werden, oder bei ihm seinen Glauben finden. — Auf solchen positiven Werth kann diese vortlegende Kleinigkeit allerdings keinen Anspruch machen. Die Erfindung ist sehr einfach; aber die Situationen sind hübsch ausgeführt; durch das Ganze geht ein gemüthlicher, naiver, idyllischer Ton, der gewinnend zum Herzen spricht. Der Dialog ist lebendig und natürlich und erhält noch einen besonderen Reiz dadurch, daß er im Dialekt der unteren Klassen abgefaßt ist; und einige eingestreute Lieder und Couplets sind allerliebst, so daß das Ganze, wenn es einigermaßen gut dargestellt wird, auf der Bühne, nicht allein seinen Zweck gewiß erreichen, sondern auch manchen Andern, der eben kein californisches Gelüste beherbirt, auf ein Stündchen angenehm unterhalten wird. Die Fabel ist, wie wir bereits bemerkt haben, sehr einfach. Bei einer wackern Bäuerin, Frau Groodveld, leben zwei hübsche Dorfmädchen, Klaartjen, ihre Tochter, und Katrijn, ihre Nichte und Pflegetochter. Beide Mädchen sind verliebt; Katrijn mit dem Sohne der Frau Groodveld, Louw; Klaartjen mit einem braven Bauernburschen, Pieter genannt; aber es stehen den jungen Leuten leider die Mittel, um in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und ihre Pläne, sie zu erlangen sind sehr von einander verschieden. Während Pieter nur darauf sinnt, durch unermüdlichen Fleiß so zu gelangen zu können, und sein Lustschloß darin besteht, eine Wiese, welche feil geboten wird, zu kaufen, trocken zu legen und als Gartenland zu benutzen, hat sich Louw von einem Projectmacher Mells Träume von Californien in den Kopf setzen lassen, und beschäftigt sich Tag und Nacht mit dem Gedanken, wie er es möglich machen solle, dorthin zu reisen, um als ein wahrhafter Goldsohn wiederzukommen. In der zweiten Scene nun setzt er den Uebrigen diese Pläne auseinander. Aber ihnen wie die Betheiligten selbst reden. Louw bemerkt, daß er ohne Geld eine so große Reise nicht unternehmen könne, und Frau Groodveld antwortet:

Frau Groodveld.

Und wenn Du das Geld dazu hättest, würdest Du wohl Deine Mutter und Deine Schwester verlassen wollen, für die Du doch sorgen mußt? Und wißt Du Katrijn fügen lassen, von der ich glaube, Du hättest sie lieb? Pfui, Louw! Das hätte ich nie von Dir gedacht!

Louw.

Euch verlassen? Ja, aber nur auf eine kurze Zeit, um reich zurückzukommen und Euch Alle glücklich zu machen. Bleibt, Mutter, Ihr habt nur keinen Begriff davon, weil Ihr keine Zeitungen trist; aber man kann's mit Händen greifen; und wenn ich dann wiederkäme, was würden wir und Alle zu Gute thun! Ich würde Euch ein großes Haus kaufen, Mutter, und einen Stall mit Vieh, und ein schönes Stück Acker und Weideland, und würde Euch allen Dreien goldene Ohrketten machen lassen, so schön und so schwer, wie man sie im ganzen Lande noch nie gesehen hat.

Klaartjen.

Lieber Trag' ich in meinem ganzen Leben keine Ohrringe, als daß Du sie so weit holen sollst.

Frau Groodveld.

Ich weiß nicht, Louw, wo Du die Verrücktheit her hast. Du auf der See? Weißt Du denn, ob Du nicht seekrank werden wirst?

Louw.

Hätten unsere Vorfahren ebenso gedacht, wie Ihr Leute, und stets nur still zu Hause gesessen, wie hätten sie dann die Seeräuber gewonnen?

Pieter.

Das ist nicht ohne; aber Du mußt nicht vergessen, daß, wie ich gelesen habe, diese Leute — ich forsche von denen, die so viele Länder entdeckten und so viele Schätze gewannen — sich erst Kenntnisse und Erfahrung sammelten, ehe sie ihre Züge unternahmen, und daß es Die noch ganz dazu fehlt.

Louw.

Als ob man Kenntnisse brauchte, um Geld zu sammeln!

Klaartjen.

Ach, Louw! sprich doch nicht so dumm! Siehst Du nicht, wie Du Katrijen damit betrübst.

Louw. (auf Katrijen zugehend.)

Nun, lieb' Katrijen, dennoch gut Tuch nur nicht! Für's Erste reise ich ja noch nicht ab; es verbietet sich schon von selbst.

Pieter.

Ja, und laß uns lieber das Heu in die Scheune bringen; das ist besser, als über unmöglliche Dinge schwatzen.

Klaartjen.

Recht! und ich will in den Stall nach der Kuh sehen.

Kommt, eilen wir, nur keine Zeit verloren. Und calch nun unser Abendwerk vollbracht.

Still ist der Louw, den sich der Ehrgeiz erfaßt, Und nach der Arbeit sanft die Ruh' der Nacht.

Die Andern wiederholen den Gesang, und gehen fort; nur Katrijen und Frau Groodveld bleiben zurück, und Katrijen klagt ihrer Tante ausführlich in einem ziemlich langen Duo, daß Louw sie seit er sich mit den Plänen von Californien trage, bei weitem nicht mehr so liebe, wie früher. Da bringt Klaartjen plötzlich die Nachricht, daß ein alter Onkel gestorben sei, und gleich darauf kommen die Vorigen mit dem Notarius des Dorfes, der es bestätigt und ihnen mittheilt, daß der Verstorbene Louw schuldenfrei Gulden vermacht habe, die er sogleich erheben könne. Ein wünschen ihm Glück, daß er nun im Stande sei, Katrijen zu heirathen, und gehen dann fort, um sich zur Ruhe zu legen. In der folgenden Scene beharrret zwar Louw, er wünsche Nichts sehnlicher, als Katrijen zu heirathen; indessen es ist ihm doch nicht so recht Ernst damit, und es gelingt daher bald Mells, der sich nun zu ihm schleicht, ihn zu bereden, heimlich am nächsten Morgen mit ihm nach London zu reisen, um von dort aus die Ueberfahrt nach Californien zu machen.

Digitized by Google

Alisjen hatte sie belauscht, und als Melis fort ist, stellt sie ihm seine Thorheit vor; aber da er bei seinem Entschlusse beharrt, so meint sie, es sei besser, er gehe, als daß sie nach ihrer Verheirathung von ihm hören müsse, sie habe ihn verbittert, sein Glück zu machen; sie gebe ihm daher volle Freiheit. Lowm erwidert, er wolle es noch mahl reiflich überlegen; guter Rath komme über Nacht. Sie verläßt ihn, und er legt sich nun auf der Bühne zu Bette, nach folgenden Worten:

Lowm.

Die gute Seele! O, ich Thörchte, ich thue Unrecht; aber die Gelegenheit ist so schön, und das fremde Land giebt mich so wunderbestolz an. Kan, wir wollen es beschlafen; mir ist der Kopf schwer von aller Rührung. Wäre dies vielleicht die letzte Nacht, die ich unter dem elterlichen Dache zubringe?

Die Bühne hüllt sich nun in Dampf und Nebel, während das Nachtlegende durch einen ausstehenden Chor gesungen wird:

Schlaf' nun dis zur Morgenstunde!
Mit der Phantasie im Bunde,
Flädern wir im Traum Dich fort
Nach dem ferngelegnen Ort,
Wo am Ufer wächst das Gold.
Schlafe, sei der Schlaf Dir hold!

Der Nebel sich wieder verzogen, und man erblickt nun auf der Bühne das

Erste Gemälde.

Die Ufer des Sacramentoflusses in Californien. Am allen Seiten sieht man Leute, welche damit beschäftigt sind, Gold zu sammeln, auszugraben oder im Flusse zu suchen. Alles, selbst die unteren Blätter der Bäume und Sträucher, schimmert von Gold. Fremde Vögel singen in den Zweigen, und zahlreiche Schlangen glänzen in den Felsspalten und im Gras. In der Ferne sehe Berge. Das Ganze erscheint in einem phantastischen gelben Lichte.

Ueber der Goldgräber.
Das Gold aus den Strömen,
Das Gold aus dem Grund!
Gold, Gold, wo die Augen
Nur gehn in die Rund'
Kommt, lustig gegraben;
Sie sammle die Hand
Die Schätze des Wassers,
Die Schätze zu Land!

(Lowm tritt auf, noch in der Matrosenkleidung, einen Sack auf dem Rücken, und Goldgräber in der Nähe.)

Goldgräber. Ei was, Kamerad, hier sind schon Leute genug; wir können Euch nicht brauchen.

Lowm. Aber mir thäte, ich habe doch dasselbe Recht, wie ein Anderer, hier zu graben.

Goldgräber. Das ist wohl möglich, hier ist jedoch eine geschlossene Gesellschaft.

Lowm. Eine geschlossene Gesellschaft!

Goldgräber. Ja, ein Club! Warum sollten wir hier nicht unsere Clubs haben so gut wie in Europa? Kurz und gut, wir haben beschlossen, keine Neulinge unter uns zu dulden.

Lowm. Aber.....

Goldgräber. Ich rathe Euch zum Besten, Freund. Versucht es nicht, eine Meile in der Runde hier nach Gold zu suchen, wenn Ihr anders Euer Leben lieb habt. (Er zeigt ihm einen Dolch.) Ihr seid gewarnt, nehmt Euch in Acht. (Er entfernt sich und ruft die Uebrigen gehen langsam fort.)

Lowm. Recht freundlich! — Nun, glücklicher Weise habe ich mir schon Etwas gesammelt; mit wäre übrigens jetzt ein Bissen Brod und ein Schluck Wasser in diesem Augenblicke willkommener, als ein Centner Gold. Wo treibe sich nur Melis wieder herum? Hier ist es höchst thät; ich werde ihn hier erwarten.

Melis (noch hinter den Coulissen). Lowm! Lowmijne!

Lowm. Hier!

Melis (kommt ohne Hut, in schlechten Kleidern, aber mit Gold und Geräthschaften behängt, und mit Goldklumpen an den Füßen). Na, Junge, was sagst Du mich so allein in der Bretagnehaide? Gerade als ob ich Papagene in der Zauberflöte wäre.

Lowm. Du bist auch so langsam.

Melis. Na, verflucht Dis! Das's einmal, rasch zu laufen, beladen wie ich bin, wie ein Pferd vor dem Schlitten, und mit den schweren Klumpen an den Beinen. Sie wollen sagen, was sie wollen, aber unsere holländischen Holzblöcke sind dennoch, Diese goldenen Tanzschuhe seien zwar scharmant aus, sind aber verflucht schwer an den Füßen.

Lowm. Nun, so leicht läuft Du nicht damit, wie ich mit meinen Schuhen.

Melis. Klein, aber tauf' nur nicht wieder so weit voraus; ich werde Dich wahrhaftig nicht gefunden haben, hätte mir der lange Kerl mit seinen Backenbärten nicht gesagt, daß ich Dich hier reise.

Lowm. Sag' mir Du vor der fremdländischen Schnapphahn auch begegnet? (Er macht eine Bewegung, wie mit dem Dolche.)

Melis. Ja wohl; ein lieber Junge! Aber ich habe mich nicht lange mit ihm aufgehalten.

Ich sucht' zu allen Zeiten,
Mein Freund, bei meiner Ehr'!
Den Umgang zu vermeiden
Mit Kerlen, so wie der.
Man findet hier zu Lande
Seltsamen Grund zumal;
Ich komm', zu suchen Gold zu suchen;
Man präsentirt mir Stahl.

Aber lassen wir das! Wie gefällt Dir nun Californien?

Lowm. Ja, ich kann nicht sagen, daß es mir arg missfalle.

Melis. Nicht missfalle? Mir däucht, wir brauchen hier ja nur das Gold zu sammeln.

Lowm. Ja wohl, wenn uns das Sammeln nicht verdrießen wird. Und dann ist hier Alles so verquickt gemein, daß mir nicht Alles, was wir gestern gesammelt haben, heute Morgen dem spitzbübischen Wirthe geben müssen, um unser Nachtquartier zu bezahlen?

Melis. Ja, das ist auch wahr; ein bahstichter Kerl! Ich begreife den Goldwurm bei den Menschen gar nicht. Wir werden künftig wahrhaftig unser Leben schimmel schlafen müssen.

Lowm. Unter freiem Himmel! Ich bedanke mich! Sieh' Dich einmal um!

Melis. Das ist auch wieder wahr: die Schlangen! Gerade wie in der Zauberflöte.

Lowm. Bei Tage kann man sie mindestens sehen und sich vor ihnen hüten; aber bei Nacht? Ich habe ich solche Nächte nicht gern.

Melis. Ich kann sie auch nicht brauchen. Aber wie warm ist's hier! Die Sonnenstrahlen brennen, als ob's heißer Kaviar wären. Daß mir auch gerade der Hut in's Wasser werden mußte; ich weiß nicht was ich darum gabe, wenn ich einen wieder bekommen könnte.

Lowm. Und ich vergeh' vor Durst.

Melis. Da läuft ja der Fluß!

Lowm. Mit Gold vermischt.... unirinkbar!

Melis. Nun, das ist so schlimm nicht.

Was wißt Du Dich beklagen?
Es mag Dir zu behagen!
Du bist ja kein Prasser;
Lauf' Du mit dem Eimer zum Flusse hier,
Du findest nach der Lande Manier
Ein Schälchen Goldwasser!

Ich muß indessen bekennen, daß mir das Goldwasser in unserm Dorfe besser schmeckte.

Lowm. Spotte nur! Mir ist die Kehle wie vertrocknet.

Melis. Ja, ich möchte auch wohl Etwas trinken; eigentlich aber habe ich noch größeren Hunger. Soll ich Dir was sagen, Lowm?

Lowm. Nun?

Melis. Ich wollte, daß für die nächste halbe Stunde alle Goldklumpen, die wir finden, sich in Speckpfannkuchen verwandelten. Junge, was hab' ich für eine Sehnsucht nach Speckpfannkuchen. Warte, da hat Einer was vergessen! (Er nimmt ein Stückchen auf, welches auf dem Boden liegt.) Das fühlt sich an, als ob Kastanien oder Nüsse drin wären.

Lowm. (vergnügt). Wirklich?

Melis. Ach, nein! Ich irrte mich; es sind nur Goldklumpchen. Indessen brauchen kann man's immer. (Er hängt es an seinen Gürtel.) Drei wie mit die Sonne auf den Kopf brennt! Hätte ich gedacht, daß es hier so heiß wäre, ich hätte von Holland eine Ladung Sonnenschirme mitgenommen.

Lowm (ihn nachäffend). Hätte ich gedacht, daß es hier so heiß wäre! Wie sieht's aus mit deinen Kenntnissen aus, die Du gesammelt hattest? Du erzählstest mir, als wir abreisten, Du kennest überall Wege und Stege; aber das hat sich auch anders gezeigt. Ich dachte Hilfe von Dir zu bekommen, aber ich habe Nichts als Last von Dir gehabt.

Melis. Da bist ein undankbares Geschöpf.

(Sie fingen jetzt ein Duett, in welchem sie sich gegenseitig Vorwürfe machen, und aus dem erhellt, daß Melis bekannter, Lowm Alles anvertraut hat, und daß dieser bat überall für ihn bezahlen müssen. Endlich sagt:)

Lowm. Komm', wir wollen uns keine Vorwürfe machen. Wir sitzen nun einmal im Kahn mit einander und verbessern unsererlage nicht durch Zänkerei. Wärten wir nur einen Ort, wo wir uns etwas erquicken könnten!

Melis. Warte, da seh' ich Jemanden, der uns vielleicht zurecht weisen kann. Heda! Schwarzer! komm' einmal her!

Ein Neger (kommt). Was will Massa?

Melis. Gott Lump! Du uns vielleicht zufällig sagen, Schwarzer, wo hier eine Herberge in der Nähe ist?

Neger. Eine Posada? Ja wohl! Massa laufen lang Weg hier und kommen an Posada von Senner Fernando d'Ybarua y Figuera y Mascarenos y Lamourenos y Souza.

Melis. Was, Teufel? Das ist ein langer Name für einen Gastwirth.

Neger. Ja, Senner ein großer Hidalgo, sein, großer Gentleman.

Melis. So! Na, was kümmert mich das; wenn seine Küche nur gut ist! Aber, sag' einmal, schwarzer Krautkopf, was thut Du mit einer Kappe? Die muß Dir wohl verkaufen; durch Dein krauses Haar dringt doch kein Sonnenstrahl.

Neger. Mit Glasse, Massa! Massa mein Kappen für Leckerigkeiten bekommen kann.

Melis. Für eine Kleinigkeit? Na, laß hören!

Neger. Ich meine Kappen Massa verkaufen für sechs Unzen Gold.

Melis. Sechs Unzen Gold! Das macht, daß sechs; sechs mal sechs ist sechsunddreißig, behalt ich drei, sechs drei ist neun.

Lowm. Ja, das macht sechs und neunzig Dollars.

Melis. Du träumst wohl, schwarzer Teufel?

Neger. Ich nicht träum; sechs und neunzig Dollars auch gut!

Melis. Alle Donnerwetter! Ich bitte wahrhaftig laut. Und die Kappe vom Kopfe zu reißen. Mayn brandte ein solches Schwarzmaul eine Kappe? Fächtet er, daß ihm sein Gehirn verbrennt?

Lowm. Pfui, Melis! rauhen?

Melis. Ach, lieber Freund! kindlich sittlich! Ich habe nichts Schlimmes dabei.

Neger (zieht eine Pistole). Wie ist's? Will Massa Kappen kaufen für sechs Unzen Gold?

Melis. Nun ja, weil Du mir sie so freundlich anbietest! (Er giebt ihm Gold.) Sieh!

Neger. Hier, Massa: Waaghalsnüsen immer bei Hand! (Er giebt ihm Kappe.) Und wenn Massa sonst noch begehrt, worauf er Melis seine Kappe giebt.) Viel Glück mit, Massa! (Ab.)

Melis. Ja, laß' nur noch, Du schwarzer Affe! (zu Lowm:) Und Du steht mir nicht einmal bei! Du bist ein schöner Freund in der Noth!

Lowm. Wer sind hier in einem Lande, wo weder Ordnung noch Gesetz herrscht, und wir müssen das Beste sorgen, und keine Ungelegenheiten zuzuziehen. Suchen wir nun die Herberge, von der Neger gesprochen hat! Hier diesen Weg! (Beide ab.)

(Die Bühne verwandelt sich in ein Gebäude. Rechts steht ein Haus mit goldenen Dachgiebeln. Melis und Lowm treten wieder auf.)

Digitized by Google

Mells. Warte, ihr wuß es sehn! Es steht hier reich ans. He! Wirthschaft! Holla! Del!

Louw. Es scheint, als ob Niemand zu Hause sei.

Mells. Warte, die Thür steht offen. (Er öffnet die Thür. Man sieht Don Fernando auf einem Ruhebett liegen. Er trägt einen breiten Strohhut, hat einen Mantel um, einen Degen an der Seite, einen harten Schnurrbart, und eine Cigarre im Munde.) Sieh da, da liegt der Mann mit seinem langen Namen wohrhaftig und schlift. He! Wirth!

Don Fernando (sehen aufblickend.) Was bedeutet der Lärm! Hier giebt es Ruhe die Kühnheit, einen spanischen Edelmann in seiner Mittagsruhe zu stören. (Er steht auf und kommt heraus.)

Mells. Was das für ein grober Kerl ist! Sie hatten uns gesagt, Ihr hieltet Herberge.

Don Fernando. Sie haben Euch die Wahrheit gesagt. (Er legt sich auf eine Bank vor der Thür und fährt fort zu rauchen).

Mells (zu Louw). Junge, bei uns sind die Wirthe höflicher. Er prästentirt uns nicht einmal eine Pfeife.

Louw (zu Don Fernando). Also können wir hier Etwas zu essen bekommen?

Don Fernando. Ohne Zweifel.

Mells. Was habt Ihr?

D. F. Alles.

M. Das ist viel! Habt Ihr Fleisch?

D. F. Nein!

M. Kartoffeln?

D. F. Nein!

Louw. Gemüse?

D. F. Nein!

M. Salat? Endivien? Rüben?

D. F. Nein!

Louw. Fische, Austern, Muscheln, Krabben?

D. F. Nein!

M. Zwieback? Kuchen?

D. F. Nein!

M. Aber was habt Ihr denn?

D. F. Alles.

Louw. Wirklich? Brod?

D. F. Ja. Brod!

Louw. So! Und was habt Ihr zu trinken? Ja herbe vor Durst!

D. F. Trinken? Was wollt Ihr trinken?

M. Ja, was habt Ihr?

D. F. Alles!

M. Nun, so geht mir eine Schaale Aniswilch!

Oder habt Ihr auch Wein?

D. F. Nein!

Louw. Bier?

D. F. Nein!

M. Rum, Genever, Arak?

D. F. Nein, Nein!

Louw. Milch, Kaffee, Limonade?

D. F. Nein!

Louw. Aber was habt Ihr denn?

D. F. Alles!

M. Es wird wohl auf Wasser hinauslaufen?

D. F. Herrliches Wasser!

Louw. Nun, so geht nur in des Himmels Namen, was Ihr habt! Wasser und Brod, wenn's nicht anders ist!

Don Fernando (pfeift, zwei Negersklaven kommen). Ein Diner für die Caballeros. (Die Neger bringen einen Tisch mit goldenen Schüsseln, Tellern und Bechern).

Mells. Das wird ein rechtes Gastmahl!

Louw. Ja! Wir müssen die Feste stürm wie sie fallen. (Er will sich setzen).

Don Fernando. Halt! erst bezahlen!

Louw. Wie viel macht es?

Don Fernando. Hundert Dollars für Brod und hundert Dollars für Wasser, macht zweihundert Dollars, oder zwölf und eine halbe Unze Gold.

Mells. Seid Ihr rasend, Kerl?

Don Fernando. Die Caballeros haben es befiehlt, die Caballeros werden es bezahlen, oder... (Er winkt; die Neger ergreifen Jeder eine Muskete.)

Mells. Nun, das ist hier ein Satansland!

Louw. Das ist Straßenraub! Und doch, ich ersticke vor Durst. (Er nimmt Gold aus seinem Sack.) Da! (Die Neger wägen das Gold.)

Mells (setzt sich.) Klares Wasser für hundert Dollars.

Don Fernando. Aber in goldenen Schalen.

Louw. Auf solche Weise werden wir nicht lange behalten, was wir uns sauer erworben haben. (Er hebt den Deckel von der Schüssel.) Ein Brödchen für uns Beide!

Mells. Und noch dazu unter einem Deckel! Das brauchte doch nicht zu fürchten kalt zu werden! (Er beißt hinein.) Poh! Das ist vorges Jahr und mehr gewesen.

Louw. Und das Wasser ist dagegen lau!

Mells. Man kann sich die Zähne daran ausbeißen. Ach! meine vaterländischen Pfannkuchen! Deine Süßmilch, Louw! und was du sonst siehst!

Louw. O, wüßte ich nur, wie es meinem Nathjen jetzt geht!

Mells. Aber sagt einmal, Herr Wirth! wenn Ihr viele solche Diners gebt, da muß Ihr ja bald reich werden. Groß Ihr auch Gold? He?

Don Fernando. Ich arbeitenk ein spanischer Edelmann! (Er ruft.) Junge! (Ein Neger bringt Feuer. Er zündet eine neue Cigarre an.)

Mells. Nicht? Nun, es ist recht angenehm, seine Zeit auf solche Manier hinzubringen. Bist Du fertig, Louw?

Louw. Ja, wir können weiter gehen. Lebe wohl, Herr Wirth!

Don Fernando. Glückliche Reise, Caballero! (Er geht hinein.)

Mells. Wirth, Wirth! Die vielen Leute die da herkommen! 's ist auch ein Ansruhr dabei! Was mag der verständigen! (Es kommen mehrere Leute. Der Ausrufer liest eine Proclamation.)

Ausrufer. Da der Gouverneur von Californien in Erfahrung gebracht, daß das Goldgraben viele böse Folgen, und Todtschlag nach sich gezogen, so wird von heute an, allen Inländern und Fremden verboten, ohne besondere Erlaubniß des Gouverneurs Gold zu graben, zu sammeln oder zu waschen. Wer dawider handelt, wird streng bestraft.

Louw. Nun, das sieht gelobet aus! Gemurmel unter den Umstehenden.)

Mells. Der mißhandelte Kerl will Alles für sich selbst behalten.

Louw. Ja, die besondere Erlaubniß werden wir nicht bekommen. Uns bleibt nichts Anderes übrig, als die erste beste Gelegenheit aufzunehmen und wieder heimzukehren

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint ein Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Gl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feldberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

18. Mai. № 33. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die deutsche Presse in der dänischen Sache. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: β Kopenhagen den 9. Mai: Gerüchte von Friedensunterhandlungen und von der Ankunft des Herzogs von Lyneburg. Der Reichstag. Neues Dampfschiff der Marine. — Vom Kriegsschauplatze: Die Gefechte bei Gudsö und bei Gjesing und Ulsnäs. Die Bauern in Bivten. — Orla Lehmanns Gefangennehmung. — Notizen: Tiedes über die Eroberung von Aasen. Lieutenant von Cosmusssohl. Schiffahrt im Sunde. Schwedische Schiffahrt. Hebammen in Schweden abgebrannt.

II. Literatur Wissenschaft und Kunst.

Johann Herman Wessel, von P. L. Möller. (Schluß.) — Bücherschau: J. Kramers, geographisch-statistisch-historisch handbook. — Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften. — Notizen: Nordische Sängerinnen in London. Dänische Preisbewerbungen. Unterstützung an Wissenschaften in Schweden. Motala's mechanische Fabriken. Ein Lappländisches Mädchen von einem Bären entführt.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die deutsche Presse in der dänischen Sache.

(Zur Aufnahme in die „Börsenhalle.")

Mit der obigen Ueberschrift enthält das Kopenhagener Blatt „Fyveposten" einen Aufsatz, in Bezug auf welchen die Hamburger „Börsenhalle", an die er zunächst gerichtet ist, in ihrer Nr. 11,470 folgende Erklärung abgiebt:

„Die „Fyvepost" stellt an die „Börsenhalle" das fabelhafte Ansinnen, einen sechs und eine halbe Spalte langen Artikel aufzunehmen und kann die Beschuldigungen derselben mit Gründen zurückzuweisen! Uebrigens ist das Ansinnen erschrecklich nicht ernsthaft gemeint und nur bestimmt, bei den Lesern der Fyvepost logen zu können: „Seht, das deutsche Blatt wagt nicht, unsern Artikel aufzunehmen und kann ihn nicht widerlegen." Das Lügengewebe, mit welchem die Kopenhagener Presse das Land umzogen, reißt an allen Enden und die Presse muß zu den äußersten Mitteln greifen. Erlaubte es und der Raum, so würden wir den Artikel gern, trotz seiner albernen Beleidigungen gegen Deutschland, ganz mittheilen, denn es concentrirt sich ziemlich vollständig in ihm jene Aufbauung der dänisch-deutschen Verhältnisse, die nun, will man sie nicht der ausgebildeten Lügenhaftigkeit zuschreiben, nur mit der verstocktesten Verblendung entschuldigen kann. Die „Börsenhalle" hat in dieser Angelegenheit das möglichst Günstige für Dänemark gethan; sie hat, soviel möglich, immer das dänische Volk von der Kriegspartei und ihrer Presse und gewissenlosen Staatsmännern geschieden."

Wir begreifen sehr wohl, daß die „Börsenhalle" den Aufsatz nicht aufnehmen konnte, wie aber, die wir uns die Aufgabe gestellt haben, durch unser Blatt dem Mangel abzuhelfen, welchen die geringe Verbreitung der skandinavischen und niederländischen Sprachen dem Lautwerden der Stimmen aus diesen Ländern in den Weg legte, tragen kein Bedenken, den Aufsatz des „Fyvepost" hier abzudrucken und ihn somit dem Wunsche des Verfassers gemäß wenigstens zur Kenntniß des deutschen Publikums und der deutschen Zeitungsredactionen zu bringen.

Was die Stellung der norddeutschen Blätter zu den dänischen Angelegenheiten betrifft, so haben wir uns bereits mehrfach mit dem Verfasser des Aufsatzes einverstanden erklärt; jene Blätter haben sich, durch die Weise, worin sie die deutsch-dänische Frage vom Anfang ihres Entstehens an behandelt haben, wenig Verdienst um Deutschland erworben.

Hinsichtlich der Berechtigung Deutschlands, sich in die dänischen Angelegenheiten zu mischen, eine Berechtigung, die es allein auf das Princip der Untrennbarkeit der Herzogthümer Schleswig und Holstein basirt hat, so scheint uns freilich, nachdem der Präsident des Reichsministeriums erklärt hat: daß „die Nothwendigkeit der Trennung längst im Principe anerkannt ist," die Einmischung Deutschlands den Rechtsboden verloren zu haben.

Wenn wir den Aufsatz, trotz seiner oft zu starken und leidenschaftlichen Ausdrucksweise annehmen, und trotzdem, daß der Verfasser mitunter in denselben Fehler, dessen er die norddeutschen Zeitungen beschuldigt, — das Anbringen und die Benutzung von unverbürgten Gerüchten — verfällt, so können wir doch nicht umhin, dem Verfasser darauf aufmerksam zu machen, daß er, mag seine gerechte Stimmung auch begreiflich sein, der Sache, der er das Wort redet, mehr frommen wird, wenn er sich mäßigt, wo er zu deutschen Ohren spricht.

Die in dem Aufsatze zerstreuten Bemerkungen über Deutschlands eigene innere Lage und Gestaltung, ist es hier nicht der Platz, zu erörtern; aber wenn wir uns nicht täuschen, indem wir in dem Verfasser einen der nationalsten, auch nicht in Deutschland unbekannten Schriftsteller wähnen, dann ist uns hier nicht zum ersten Male die Gelegenheit geboten, ihn zu bitten, Deutschland dieselbe Gerechtigkeit hinsichtlich seiner eigenen Verhältnisse widerfahren zu lassen, die in unserem Blatte ihm und seinem Vaterlande zu Theil wird. —

Der Aufsatz lautet folgendermaßen:

„Man ist gewohnt anzunehmen, daß die journalistische Presse eines Landes der beste Ausdruck von dem Geiste, der Meinung und der sittlichen Bildung der Einwohner sei. Falls dieses zu jeder Zeit wahr wäre, falls es nicht mitunter durch Bestechungen, Parteibearbeitungen, Bestrebungen, um schlecht verdeckte Absichten zu erreichen, oder durch blinden Fanatismus für falsche Anschauungen möglich wäre, bei der Presse eines Landes im Allgemeinen eine Verläugnung Alles dessen, was sich in dem verständigen, gesinnfühlenden Theile des Volkes rührt, zu bemerken, was müßte jetzt wohl Dänemark von Deutschland denken, dessen großen Männern es mit so vieler Begeisterung gehuldigt, dessen Sympathieen es so warm getheilt, dessen Kinder es mit so vieler Gastfreundschaft in seinen Schooß aufgenommen, dessen Geistlichkeit es zwei Kirchen in seiner Hauptstadt eingeräumt hat, dessen Poesie und Wissenschaft es so genau kennt und so hoch schätzt, dessen Sprache es unter die ersten Lehrgegenstände seiner Schulen aufgenommen hat? Sollten wir Dänen, die wir deutscher Ehre, deutschen Rechte zu nahe getreten sind, die wir deutschen Boden verirrt haben, die, thöricht genug, wie durch energische Verbrennungen versuchten, die mannigfachen deutschen Bestrebungen, unsere Nationalität auf ihrem uralten rechtmäßigen Gebiete zu verdrängen, fern zu halten, sollten wir auch den Zeitungen Deutschlands auf das Schlimmste, was sich im deutschen Volke rührt, mißtrauen wir dann nicht annehmen, daß es, unter dem Kampfe gegen treulose, zwei-

Digitized by Google

zünglige und volksverrätherische Regenten, jedes Rechtsgefühl verloren, alle Urbanität aufgegeben, jede Achtung für Wahrheit, Billigkeit und Menschlichkeit mit Füßen getreten hat, und von dem eingebildeten Siege über seine Unterdrücker, im übrigen Hochmuth einer unwiderstehlichen Macht, Weisheit und Berechtigung zur Alleinherrschaft so sehr berauscht ist, daß es sich über alle Gesetze des Völkerrechts erhaben wähnt und sich berechtigt meint, Hohn und Gewalt gegen seine Nachbarn zu üben, wenn diese nur so schwach sind, daß es glaubt, sie ungestraft tyrannisiren zu dürfen? Daß die deutschen Zeitungen, bis auf wenige Ausnahmen, uns solche Vorstellungen aufnöthigen, bleibt werden wir beweisen.

Um was wird gekämpft? Es hieß: Holstein und Schleswig sind in staatsrechtlicher Verbindung, Schleswig ist ein deutscher Landestheil, die Erbfolge in den beiden Herzogthümern ist gleich; aber Dänemark betrachtet Schleswig wie von Holstein getrennt, unterdrückt die deutsche Nationalität Schleswigs und behauptet, daß die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes auch für Schleswig gelten soll; daher soll der deutsche Bund mit Waffengewalt Dänemark zwingen, die Untrennbarkeit der Herzogthümer anzuerkennen und, um diese zu sichern, Schleswig in den deutschen Bund treten lassen. Es wurde nicht nur, selbst bei dem Erscheinen mehrerer früher verfaßten juridischen Werke der Erfinder des Schleswig-Holsteinismus, dänischerseits nicht nur bewiesen, — und zwar so eindringlich, daß Deutschland, trotz der Rügen und Verdrehungen der Advocaten, endlich selber aufgeboren hat, diese Behauptungen als Rechtsgründe anzusehen, — wie alle diese Angaben unrichtig seien, sondern auch zugleich dargelegt, daß, selbst wenn diese richtig wären, es immer für den deutschen Bund, seinen eigenen Festen auch, ein grobes Unrecht sei, mit bewaffneter Hand in das Land eines Bundesgenossen einzudringen, um so mehr, da dieses, nach dem eigenen frühern Ausspruche des Bundes, in durchaus keinem solchen Verhältnisse zu demselben stand, daß er ein Recht habe, sich mit dessen Angelegenheiten zu befassen. Was thaten alsdann die deutschen Zeitungen? Den Beweisen der Dänen stellten sie keine Gegengründe entgegen, sie stellten jene nicht einmal der eigenen Ueberzeugung und dem Urtheile des deutschen Volkes anheim, sie machten nicht auf die von Dänemark vorgeführten, unwiderlegbaren Beweise für die Ungesetzmäßigkeit und den gewaltsamen Charakter des Angriffes aufmerksam; während sie aus den dänischen Zeitungen jedes Andere herausnahmen und dadurch zeigten, daß diese ihnen wohlbekannt waren, ignorirten sie diese Beweise, oder entstellten sie und suchten, weit entfernt, die Wahrheit an's Licht zu bringen, mit den gröbsten lügenhaften Beschuldigungen, den gehässigsten Insinuationen, das deutsche Volk zur ungerechten Erbitterung gegen Dänemark anzustacheln; sie, die angeblichen Fürsprecher der Freiheit und der Völker, dienten den Gelüsten eines meinidigen, von aristokratischen Hochmuthe erfüllten Fürsten, der, die Aufruhrsfahne aufpflanzend, für Bürgerblut sich einen Thron erkaufen wollte.

Jetzt wird aber eine andere Sprache geführt; die Dreistigkeit ist so weit getrieben, daß man die Larve der Heuchelei hat fallen lassen. Es ist nicht mehr die Unterunbarkeit Schleswigs von Holstein, nicht das noch nicht bedrohte Erbrecht des verrätherischen Augustenburgers, nicht die deutsche Nationalität in dem dänischen Lande, die man vertheidigen will. Es ist offenbar eine Eroberung des Herzogthums, die von Deutschland beabsichtigt wird. Aber wie verfährt man dabei? Die Sache war an und für sich ungerecht; sie wurde aber noch ungerechter, als die Absicht ohne Weiteres zu einer Eroberung gemacht wurde; doch das Unrecht erreicht seinen Höhepunkt durch die Umstände, unter denen diese Eroberung gemacht ward. Man führt fort zu behaupten, daß es das deutsche Reich ist, — das heißt, nach der eigenen feierlichen Erklärung der deutschen Nationalversammlung im Grundgesetze, alle die Staaten, die den Bund ausmachten, also das ganze Deutschland, — welches mit Dänemark um Schleswig kämpft. Und nun ist es doch auf vielfache Weise erklärt worden, daß der Gedanke an die Schöpfung eines ganzen Deutschlands aufgegeben ist.(?) Die Nationalversammlung hat selber, trotz ihrer bombastischen und drohenden Verkündigungen, sich für den Ausschluß Oesterreichs aus dem Bundesstaate erklärt, weil Oesterreich unter den gegebenen Verhältnissen nicht eintreten will; der König von Preußen hat, nachdem er mit der Verpflichtung auf das Bundesgesetz zum Kaiser erwählt worden war, sich für einen engeren Bundesstaat ausgesprochen, zu welchem der Beitritt freiwillig, mit Zustimmung der Fürsten, geschehen soll. Was folgt hieraus, wenn die ewigen Grundsätze des Rechts und der wahren Vernunft den Ausschlag geben sollen? Da das deutsche Reich noch nicht ist, auch kaum werden wird, so ist dieses es nicht, welches Dänemark befehdet, sondern die einzelnen deutschen Fürsten, was, ohne Berücksichtigung, ob das einstige deutsche Reich einen Rechtsgrund haben würde, das schändlichste Unrecht und Gewalt ist; wenn ein Staatenverband unter dem Namen des deutschen Reiches zu Stande käme, so müßte Dänemark, der kleine Staat, eben so gut wie Oesterreich, der große Staat, berechtigt sein, sich davon abzusondern, und Holstein daher, so gut wie die österreichischen deutschen Länder, von allen Bundespflichten gelöst werden können. Nachdem es auf einen freiwilligen, von den Regenten bewilligten Beitritt zu dem engeren Bunde ankommen soll, so kann dieser, — wenn gegen den Willen des Königs von Dänemark — nicht einmal den Anschluß Holsteins fordern. Schleswig — das nicht zum deutschen Bunde gehörte, und worüber dieser Bund, will er nicht die Gesetze, die er sich selbst gegeben, mit Füßen treten, sich keine Herrschaft anmaßen ja nicht einmal in sich aufnehmen konnte, wenn nicht alle Bundesgenossen, mithin auch der König von Dänemark, sich zustimmend erklärten — kann nicht, ohne Verhöhnung alles Rechtes, durch Waffengewalt in den engeren Bund gezwungen werden. — Aber dennoch wird der Krieg nur um Schleswig geführt, dennoch wird das kleine Dänemark von den Heerschaaren des weit mächtigeren Deutschlands überschwemmt, Heere, die gestellt sind sowohl von den Fürsten, die ein einiges Deutschland wollen, wie von denen, die keins wollen; und endlich: es ist der König von Preußen, er, der sich für den freiwilligen Beitritt der Regenten erklärt hat, der an der Spitze der Fürsten steht, die diese Gewaltthat üben. — Und was thut die deutsche Presse während dieser, von so verschiedenem Standpunkte empörenden Gewaltthat? Weit entfernt, die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf die Ungerechtigkeiten hinzulenken, die dieses, in Folge der früheren falschen Darstellungen nicht gewahr wird, und von denen es keine Ahnung hat, da seine Regenten sich dafür aussprechen, obgleich es wohl, durch deren Handlungen gegen ihre eigenen Unterthanen, sie jedes Treubruches fähig halten durfte, fahren die deutschen Blätter fort, die von dänischer Seite hervorgehobenen Verhältnisse zu verschweigen und den Volksglauben in der Ueberzeugung zu stärken, daß das schwer belebigte kleine Dänemark der Beleidiger des ungerechten großen Deutschlands ist; weit davon entfernt, die Wahrheit zu enthüllen, verschleiern sie diese vor den Augen des Volkes durch neue falsche Behauptungen; statt daß sie dem Volke zeigen sollten, wie die Fürsten die schleswig'sche Sache nur dazu benutzen, um Deutschland zu blenden und ihm die zugestandenen Freiheiten wieder abzulisten, stellen diese Gewaltthätigkeiten als Handlungen dar, die von der deutschen Ehre geboten werden; statt zu zeigen, daß nur für eine Eroberung der Herzogthümer für den König von Preußen Ströme Blutes der deutschen Volksstämme vergossen werden, behaupten sie, den Zeugnissen aller Thatsachen widersprechend, daß es Deutschlands Recht ist, welches hier verfochten wird.

Das deutsche Volk klagt mit Recht über seine großen Verluste durch die Blokade und Aufbringung der Schiffe. Eine Zeit lang schilderten die Blätter dieses Verfahren als Scherauk, als völkerrechtswidrige Zwangsmittel des „schändlichen Dänengesindels," das Deutschland die Ruhe störenwollte, und es mit ungeheurem Uebermuthe überliefe. Dänemarks Recht sich mit den kriegsgebräuchlichen Mitteln, die zu seinem Gebote standen, zu vertheidigen, wurde von den anderen Mächten so kräftig anerkannt, daß man dieses

Digitized by Google

System alberner Beschuldigungen aufgab. Aber eben darum mußte man um so mehr suchen, diesen peinlichen Zustand, diese ruinirende Abhörung, den deutschen Seestädten erträglich zu machen, und die Zeitungen hatten schnell ein neues Mittel gefunden. Indem sie bald erzählten, daß Holland, welches doch den meisten Vortheil von der Blokade genießt, sich dieser widersetzt, bald wieder melden, daß England, welches doch unumwunden Dänemarks Recht zu diesem Verfahren anerkannt hat, die Blokade mit Gewalt heben will; dann wieder ausbreiten, daß der Kaiser von Rußland Dänemark Vorwürfe macht, weil es sich nicht der Gewalt fügt, und dem König anverlegt hat, der Freygebigkeit ihnen eine constitutionelle Verfassung zu geben (die er bereits angeboten hatte, die aber, obgleich sie sehr freisinnig war, nicht angenommen wurde), suchen die Zeitungen dem deutschen Volke die Aussicht vorzuspiegeln, daß Dänemark binnen kurzem gezwungen sein werde, sich jedes Unrecht von Deutschland gefallen zu lassen, während es diesem hingegen keinen Strohhalm in den Weg legen darf. Um Dänemark einzuschüchtern, können diese Lügen nicht geschaffen sein; es läßt sich nicht einschüchtern, und es kennt die Quellen; sie entstehen nur, um das deutsche Volk hinter's Licht zu führen, um es zu beschwichtigen, während seine Söhne, zur Befriedigung dynastischer Interessen, ihr Blut für eine Sache vergießen, die Deutschland fremd ist und bleibt, die nur dem herrschsüchtigen Könige, der ihre blutig erkaufte Freiheit verräth, nützen kann.

Und nun die Begebenheiten des Augenblickes, wie werden die von den deutschen Zeitungen besprochen? Ist es nicht einleuchtend, daß sie auch bei den Berichten über dieselben theils beabsichtigen, das deutsche Volk noch mehr zum Haß und zur Wuth gegen Dänemark anzufachen, theils das Mißliche und Schändliche, das in der Sache, für die Partei zu ergreifen sie das Volk verleitet haben, liegt, zu verhüllen? Möchte es wohl sonst erklärbar sein, daß einige Juvenale, die durch andere weitige Beichte aus Kopenhagen verrathen, daß es ihnen wohlbekannt ist, wie die Sachen hier stehen, und daher wissen, wie hier, dem Freunde wie dem Feinde Humanität und Recht erwiesen wird, daß hier Einleuchtkraft, Muth, Vertrauen und die tiefste innere Freiheit herrscht, daß diese so plumpe Erfindungen an den Markt bringen, wie die: daß das im vorigen Jahre bei Bau gefangene Gesindel (denn die Meisten waren weder Soldaten noch kriegslustige Jünglinge, sondern Landstreicher, die das sittliche Deutschland nicht ohne Schaam als seine Söhne anerkennen würde) unmenschlich und gegen Kriegsgebrauch behandelt wurde? oder daß die hier sich aufhaltenden vielen Deutschen, die friedlich und geachtet, wie Brüder unter Brüdern, mit den Dänen leben, verfolgt werden und ihr Leben und Eigenthum bedroht ist? oder daß der König gestürzet und die Stadt in Aufruhr ist? daß die Minister verjagt sind und die Macht in den Händen des Pöbels ist? oder daß der König einen Brief an den König von Preußen (der einzige Deutsche, der in Dänemark verstucht und gründlich gehaßt ist) geschrieben und ihm solche Anerbietungen gemacht hat, die Deutschland bald einen ehrenvollen Frieden geben werden? oder daß Dänemark, wo der geringste Arbeiter besser, als der fleißigste schlesische Fabrikarbeiter lebt, und wo die Bürger darum wetteifern, reiche Opfer dem Dienste des Vaterlandes zu bringen, so geldarm ist, daß es bald sich Deutschland auf Gnade und Ungnade unterwerfen muß? Es ist einleuchtend, daß die Blätter, sobald sie fühlen, daß des Volkes Interesse für einen Krieg, der ihm fremd ist, erschlafft, sie durch solche Mährchen ihm aufzubinden suchen, daß die Sachen jetzt so stehen, daß es nur des Wartens einer Woche bedarf, um zu erleben, wie Dänemark geknetet von selbst sich Deutschland zu Füßen wirft; wenn diese Mährchen, wenn es nicht darum zu thun wäre, das deutsche Volk zu betrügen, daß es geduldig den Verlust seiner Söhne und seines Beemögens erträgt und willig ist, noch fernere Opfer für den glücklichen Erfolg einer Gewaltthat, wovon es weder Freude noch Nutzen ernten wird, zu bringen?

Und nun die Führung des Krieges? Dieselbe Lügenhaftigkeit gegen Dänemark, dieselben Uebertreibungen des eigenen Glückes; dieselbe Teufelsoffenheit, indem man die Dänen als Barbaren und Feiglinge darstellt, und eigene Verluste denen verbirgt, deren Söhne man ferner in den Tod führen will. Die Zeitungen erzählen selber, daß Deutschland, einschließlich der schleswigholsteinischen Truppen, 80,000 Mann im Felde hat, während die Dänen nur 45000 Mann haben, und nichtsdestoweniger ist, um die Siege zu verherrlichen und die Niederlagen zu beschönigen, überall, wo es zum Kampfe kommt, eine beträchtende Uebermacht auf Seiten der Dänen, selbst da, wo es erwiesen ist, daß die Deutschen doppelt so stark waren! — Die Dänen, so heißt es, schießen mit Sachen, die unter civilisirten Nationen nicht kriegsüblich sind, aber noch hat kein deutscher Arzt dieses Verbrechen beweisen können, welches übrigens nicht beweisen würde, daß die Dänen weniger human, als die Deutschen sind, denn mehrere von den Unsrigen sind auch von Sachen verwundet worden, die wir nicht für kriegsgebräuchlich halten, und wir fragen, ist es etwa Kriegsgebrauch, die todten Feinde auf dem Felde als Futter der Raben liegen zu lassen, wie die Deutschen es bei Düppel getan haben? Die Dänen betrachten es als ihre einfache Pflicht, auch den todten Feind mit militairischen Ehren zu begraben. Oder ist das Kriegsgebrauch, was das zehnte schleswig-holst. Bataillon in Kolding vor dem dänischen Angriffe that: Frauenzimmer zu mißhandeln, unbewaffnete Bürger zu Schanden zu schlagen, das Hausgeräthe zu vernichten und im Quartiere zu plündern? — Sieselbe bombardirte die Festung Fredericia, wobei einige Bomben in die Stadt fielen; nach deutschen Blättern war dieses eine unerhörte Unmenschlichkeit, und der Knutenschwinger Berlins, Wrangel, nahm Satisfaction, indem er die offene Stadt Middelfart bombardirte und einen salzungsvollen Drohbrief schrieb, welchen die Zeitungen als die großartigen Aeußerungen eines Ehrenmannes ausposaunten; General Bonin ließ Kolding in Brand schießen und dieses fand man ganz in der Ordnung; die Wahrheit aber ist, daß Bille wie Bonin nach Kriegsgebrauch handelten, wenn sie den Ort angriffen, wo ihr Feind sich festgesetzt hatte, da dieser dadurch zu einem fortifizirten Platz geworden war; aber wohlhalt sollte der Däne hierfür größeren Tadel verdienen, als der Deutsche? Es ist in der That weder von Wrangel noch von Bonin, daß die dänischen Kommandirenden Humanität lernen sollen. Aehnliche Abscheulichkeiten wie die, welche Bonin*) in Kolding hat geschehen lassen, dessen wirt, wird kein dänischer General in Feindes Land dulden, denn Dänemark sendet seine Generäle in's Feld, um seine Ehre zu wahren, nicht aber, um diese mit Schande zu bedecken. Daß die Einwohner Kolding's die deutschen Soldaten vergiftet haben sollen, ist eine leere Erfindung zur Rechtfertigung der Gewaltthätigkeiten, die gegen jene geübt wurden; es ist wahr ist, daß der Pöbel in Rendsburg, wie es auch hieß, deutsche Soldaten gemordet hat, welche den Schleswig-Holsteinern, die, treu der von ihnen hervorgerufenen Heiligkeit ihrer Sache, wenigstens nicht sehr activ und thätig an dem Kampfe Theil genommen haben, helfen wollten, das wissen wir nicht, aber dänische Bürger machen sich keiner solchen Schandthat schuldig. — Daß die dänischen Gefangenen in Stade, Glückstadt oder Rendsburg ein so rohes Betragen zeigten, wie die bisher gebrachten Gefangenen, die zu dem, aus dem, von der provisorischen Regierung seiner Tapferkeit und ehrenvollen Betragens wegen belobten Thanschen Corps, recrutirten gebornen Bataillon gehörten, die, als ihnen der Aufenthalt in den Subaltern-Stuben einer Kaserne angewiesen wurde, damit anfingen, daß sie die Scheiben zertrümmerten, das glauben wir um so weniger, da die deutschen Blätter es nicht wagten, ihr Register dänischer Schlechtigkeiten mit der Beschuldigung einer so geeinen Rohheit zu vermehren.

Am Schlusse nur noch die Siegesberichte. Uebereall laufen die Dänen in wilder Flucht davon, überall werden ihnen Kanonen genommen, bei Düppel sogar zu Dutzenden, obgleich sie in dem ganzen Kriege nur eine einzige verloren haben; das ganze dreizehnte Bataillon, das gar nicht

*) General v. Bonin hat sich, was der Verfasser wahrscheinlich, als der Aufsatz am 8. d. M. erschien, noch nicht wußte, auf das Entschiedenste gegen die Erneuerung der Vorfälle in Kolding ausgesprochen. Die Red.

Digitized by Google

bei Kolding mitgewesen, streckt dennoch dort das Gewehr, da es aus Schleswigern besteht. Mit vielen Details wird erzählt, wie ein kühner Held (von Reiffkugel!) die zwei eroberten sächsischen Kanonen zurücksteht, obgleich diese sich in Kopenhagen befinden*); immerfort wird eine unglaubliche Anzahl Gefangener gemacht, hohe Officiere geschossen, zwanzig Mal so viel Dänen wie Deutsche getödtet und verwundet, ja am 13. April, wo der Feind nach seiner spätern Angabe, eine weit größere Zahl Todter und Verwundeter, als wir hatte, wurden dennoch nach Berichterung der Blätter, zwei dänische Bataillone niedergeschossen und ein drittes in's Wasser getrieben. Aber auffallend genug wird fast nie, wie es doch von dem dänischen Kriegsministerium geschieht, genauer officieller Rapport über den Verlust mitgetheilt; ferner ist es merkwürdig, daß, kommt einmal ein Rapport an den Tag, der Verlust der verschiedenen Truppengattungen nicht zusammengeschlagen, sondern getrennt angegeben wird; und endlich ist es auffallend, daß bei endlichem Zusammenzählen sich der Verlust größer zeigt, als zuerst angegeben wurde, wogegen man entdeckt, daß man den Verlust der Dänen zu hoch angeschlagen habe. Auch ist jeder Zusammenstoß ein so entschiedener Sieg für die Deutschen, daß selbst die schlimme Niederlage am 13. April als eine glänzend gewonnene Schlacht ausposaunt wurde.

So suchen die deutschen Blätter durch falsche Darstellungen und Verschweigung der Wahrheit, das deutsche Volk rücksichtlich des Rechtsgrundes und der Absicht des Krieges hinters Licht zu führen, durch aus der Luft gegriffene Gerüchte es zur Erbitterung gegen Dänemark zu stachlen, und es zur Geduld zu bewegen, daß es den Druck, den Blokade und Kriegskosten verursachen, ertrage, durch lügenhafte Berichte den Menschenwerlust, den dieser Krieg verursacht, zu verbergen. Wiederholt rufen sie es aus, daß die deutsche Ehre es fordert, daß dieser gegen die Pflichten des Bundes und gegen jedes Völkerrecht angefangene, entehrende Ueberfall mit Sieg gekrönt werde; aber nie lassen sie sich darauf ein, die von den Dänen auf Gründe und Beweise gestützten Beschwerden anzuführen, oder diese mit Gegengründen zurückzuweisen; zu keiner Zeit wagen sie es, darauf einzugehen (und was doch die Hauptsache sein mußte, da ohne dieses, der Krieg unter allen Umständen die schändeste Gewalt ist und bleibt), daß sie Dänemarks Unrecht beweisen, wenn dieses behauptet, daß die Bundesgesetze, auf die Deutschland einzig und allein seinen Angriff stützt und stützen kann, nicht nur durch ihren Geist, gegen welchen, zufolge der Wiener Schlußakte 4. Art: kein Beschluß gefaßt werden darf, sondern auch durch ihre ausdrücklichen Bestimmungen (in der Wiener Schlußakte 21, 26, 29, 55 und 60 Art:, im Bundesgesetze v. 3. Aug. 1820, 9. Art.) Deutschlands Betragen zum Verbrechen stempeln; wie entwaffnen sie uns mit Gründen, wenn wir sagen, daß das Eindringen der Deutschen in Schleswig schon aus dem Grunde unpörend ist, weil der Bund im Jahre 1823 Schleswig, als außerhalb seiner Competenz liegend, erklärt hat, weshalb kein Beschluß, dieses Land betreffend, in Folge der Wiener Schlußakte 10. Art., verfassungsmäßig sein kann; wie ergreifen sie das Wort, um Beweise gegen unsere Behauptungen anzuführen, daß es eine Unwahrheit von dem König von Preußen ist, wenn er in dem 38. Art. der Wiener Schlußakte (den einzigen, durch den er glaubte, seiner Gewaltthat einen Schein des Rechts geben zu können) eine Bertheidigung seines Ueberfalls sucht. Die deutschen Zeitungen haben nicht den Muth, unsere Wahrheiten dem deutschen Volke vor die Augen zu führen; sie fürchten, das dieses alsdann seinen Zorn von Dänemark ab, und ihnen zuwenden würde, dem sie so schändte verhehlt haben, was das Recht und die wahre Ehre ihm gebietet. Mit ihrer Schadenfreude Dänemark gegenüber, verbinden sie die Feigheit diesem nicht unter die Augen zu treten, sobald es mit den Waffen der Wahrheit hervortritt; sie entweichen und freuen sich bei dem Gedanken, daß der Umstand, daß die dänische Sprache nicht in Deutschland gelesen wird, sie vor den gerechten Vorwürfen des deutschen Volks, vor der Verantwortlichkeit für die Leiden, die aus dem Kriege entstanden sind, sicher stellt. Wir fordern nichts weiter, als daß man uns Gründen Gründe entgegenstelle, daß man ehrlich sei. Noch einmal werfen wir den deutschen Zeitungen die Herausforderung hin; haben sie nicht jedes Ehrgefühl verloren, wissen sie nicht bei sich selber, daß sie den Vorwurf der Feigheit verdienen, und daß sie mit voller Uebergezeugung Unrecht und Gewalt unterstützt haben, alsdann werden sie solche aufnehmen. „Die Börsenhalle“ liest, wie sie es häufig in ihren Spalten gezeigt, unser Blatt, und ist sie auch nicht die ungerechteste, so ist sie doch eine der sehr ungerechten gewesen und daher muß unser Tadel auch sie treffen. Möge sie uns nun zeigen, daß sie den Muth hat, unsern Artikel Wort für Wort und vollständig aufzunehmen, um darauf mit Gründen unsere Beschuldigungen zurückzuweisen. Durch das, was wir von den deutschen Fürsten gesagt haben, kann sie nicht davon abgehalten werden, denn erstens sind es ja die Worte der Dänen und gewiß haben die meisten deutschen Zeitungen Aehnliches gesagt; was wir aber behauptet haben: daß die deutschen Journale das deutsche Volk täuschen, das dänische verläumden, Partei-Interessen dienen und zu feige sind, ihrer eigenen Nation gegenüber, Dänemarks Aufforderungen an sie, ihre Aeußerungen zu begründen, das ist Etwas, was ein solches Blatt nicht, nach dänischen Begriffen von Ehre, auf sich sitzen lassen kann, ohne sich als feiger Verläumder gestempelt zu haben.

*) Der Zusammenhang dieser Sache ist der, daß drei Kanonen von den deutschen Truppen hinterlassen wurden, von denen die eine in einem Sumpfe stecken blieb. Diese letztere holten die Hannoveraner des Nachts wieder heraus; die beiden anderen führten die Dänen während des Gefechts fort.

Die Red.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

β Kopenhagen, am 9. Mai 1849. Allerlei Gerüchte kreuzen sich in diesen Tagen in unserer Stadt; bald spricht man von einem Waffenstillstande, bald von einem Friedensschlusse, indem die Unterhandlungen jetzt, auf einen, von dem russischen Cabinette gemachten Vorschlag basirt, mit vieler Energie und vieler Hoffnung auf ein gutes Resultat in London wieder aufgenommen sein sollen, bald von der gewissen Ankunft des Herzogs von Leuchtenberg, und man bringt dieses letztere Gerücht in nahe Verbindung mit der Erbfolgefrage; wie viel von Allem diesen wahr ist, muß dahingestellt bleiben; so viel scheint sich indessen zu bestätigen, daß man hohe Gäste erwartet, denn wie ich höre, wird das Königliche Theater, das sonst immer in den Monaten Juni bis August geschlossen ist, noch Vorstellungen im Monat Juni geben, wenigstens bekommt Niemand vom Schauspielerpersonale die Erlaubniß zum Fortreisen. Auf dem Schauplatze des Krieges fällt fast gar Nichts vor; am 6. Mai fiel ein kleines Treffen zwischen den Schleswig-Holsteinern und unserer Armee bei Gudsø, im südlichen Jütland, vor; die Ersteren wurden zurückgewiesen, und wir nahmen Einige von ihnen gefangen; auch setzten und heute veröffentlichen Rapporten von der Marine haben wir die Besetzung von den Inseln Föhr und Sylt aufgegeben; es scheint, daß diese Positionen durchaus unhaltbar waren, indem das Fahrwasser dort sie gedhere Kriegsschiffe nicht wohl practicabel ist. Während wir so einer Art Waffenruhe, vielleicht nur von sehr kurzer Dauer, nach Außen hin genießen, haben die Parteien im Innern auch Frieden mit einander geschlossen, der aber wahrscheinlich auch nur kurze Zeit dauern wird; der Vorschlag von Jefferſen (eigentlich von Brunn und Jefferſen) ist mit einer sehr großen Mehrheit im Reichstage bei der letzten Lesung durchgegangen; nur 13 Stimmen waren dagegen, fast alle Amendements, mit Ausnahme zweier von keiner großen Bedeutung, sind wieder zurückgenommen, und die ganze Linke, die sogenannte „Bondenvenskparti“ (die Partei der Bauernfreund), stimmte dafür. Durch welche Mittel es gelungen ist, alle Parteien so zu vereinigen, ist freilich noch für Alle ein Räthsel; doch ist es ohne Zweifel gut, daß diese wichtige Frage mit einer bedeutenden Majorität abgemacht ist; die Hauptsache ist, daß das allgemeine Wahlrecht zur zweiten Kammer nicht angetastet worden ist; die erste Kammer wird wohl hier, wie in allen constitutionellen Ländern, von keiner großen Bedeutung werden, wie auch die Zusammensetzung desselben sein mag. Somit hätte denn der Reichstag das Schwierigste hinter sich, und es verlautet allgemein, daß derselbe auch vor dem Pfingstfeste seine Arbeiten beendigt haben wird. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Berichte den Wortlaut des jetzt definitiv festgestellten Repräsentationssystems mittheilen.

Digitized by Google

Einige Provinzialblätter wollen wissen, daß ein Sohn des Herzogs von Augustenburg in der obern erwähnten Affaire, am 3. d. M., schwer verwundet worden sein soll, bestimmter können wir nicht davon wissen, die Sache, sie mag wahr sein oder nicht, ist indessen von untergeordneter Wichtigkeit. Mit Spannung sieht man dagegen immer jetzt den Berichten aus Deutschland entgegen; man fühlt, daß die Entscheidung, die jetzt in Deutschland wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen kann, auch von Bedeutung für uns sein wird. Wird Kämpfen mit Deutschland einen Kampf, aus dem ihm nur eine rein militärische Ehre erwachsen kann, und es wäre gewiß nicht schwer nachzuweisen, daß hier eine Wechselwirkung sich geltend macht, indem der schleswig-holsteinische Krieg, wenn auch eben nicht hervorragend, doch vielleicht einen Beitrag zu den jetzigen unbehaglichen Verwickelungen Deutschlands gegeben, und daß er schon wie einen Vorbeil gebraucht hat oder bringen wird. — Wie übrigens die Schleswig-Holsteiner ihre Weisheit zu bethätigen, davon zeugt die letzte Rede von Francke im deutschen Parlamente, wo er nicht Worte genug finden kann, um Preußen, Bismarck Preußen, ohne dessen Hilfe „Schleswig-Holstein" schon längst im Meere der Vergangenheit verschwunden wäre, ohne dessen Truppen die schleswig-holsteinische Erhebung bereits vor einem Jahre ein klägliches Ende gefunden hätte, mit Schmähungen zu überhäufen. Und selbst wenn die preußische Regierung bereu sollte, daß sie Schleswig-Holstein gegen Schleswig-Holsteiner gegiemt es wahrlich nicht, solche Worte zu sprechen!

Man will wissen, daß das von den schleswig-holsteinischen Behörden genommenen Schiff an der Dandeisstätte der schleswig'schen Inseln gehöre, und daß man somit ein schleswig-holsteinisches Schiff als gute Kriegsbeute habe. Das ist nicht unsere Meinung in England gedauete neue Dampfschiff „Viderne", ist hier im Hafen eingelaufen; es ist, nach der Anslage Sachkundiger, ein vortreffliches; es wird bald im armirten Stande wieder von hier abgehen.

Vom Kriegsschauplatze.

Amtliche Mittheilung des dänischen Kriegsministeriums.

Am 3. Mai, des Morgens hatte der Feind ein paar Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Batterie über den Paß bei Oxelö längs der Chaussee nach Snoghöi gesandt. Gegen 8 Uhr hielt diese feindliche Schaar etwas östlich vor Krybsiö-Krug auf eine Abtheilung unserer Truppen, die unter dem Commando des Majors La Cour zur Besetzung des genannten Gudsö-Passes hervorrückten. Einige feindliche Todte und Verwundete wurden von dem Feinde zurückgelassen, und einige Gefangene seien in unsere Hände. Unser Verlust war 2 Todte und 14 Verwundete, einige gebliebene Pferde, und ein gefallener Fuß sette. Kapitain Krarchet unterstützte das Gefecht, indem er die feindlichen Truppen von einem Kanonenboote aus mit Wirkung beschoß.

In demselben Tage hatte Generalmajor von Rye einen unbedeutenden Zusammenstoß mit dem Feinde bei dem Dorfe Alminde.

Am Sonnabend ist Nichts vorgefallen.

Die dänische Besetzung auf der Insel Föhr 335 Mann, hat auf Befehl, nebst allem Materiale, die Insel am 30. April verlassen, und ist mit der Dregatte Bellona in Kopenhagen eingetroffen.

Auch die Besetzung der Insel Sylt ist entgegeben.

Am 7. Mai, gegen 8 Uhr des Morgens wurden die Vorposten des Generalmajor von Bülow vor Alsang und Gudsö angegriffen. Es entspann sich bald die ganze Linie entlang ein sehr lebhafter Kampf, während dessen unsere Truppen sich langsam und in vollständiger Ordnung zurückzogen. Das Gefecht war erst gegen 5 Uhr Nachmittags als wir die Festungswerke Fredericia erreichten, beendet.

Das Corps des Generalmajors von Rye war bereits etwas früher angegriffen worden, und sah sich, als starke Cavalleriemassen seine rechte Flanke bedrohten, genöthigt, bis zu seiner Stellung zurückzugehen, um sich gegen Weise zurückzuziehen.

Generalmajor von Bülow kämpfte gegen Infanterietruppen im Bereite mit Reiterwaffen; Generalmajor von Rye dagegen ward von Reiterstürmen allein angegriffen.

Im Verhältniß zu der Heftigkeit und der Dauer des Gefechts ist unser Verlust unbedeutend. Generalmajor von Bülow hat nach vorläufigen Berichten des Vorpostenhauptgarts 91 Verwundete, darunter 4 Officiere und 1 Regt.

Die Altonaer Zeitung bringt die Nachricht daß in ihrer Stadt eine Escadron dänischer reitender Jäger unter dem Commando eines Rittmeisters und zweier Lieutenants einige Tage einquartirt gewesen. Die Leute sollen sich sehr anständig betragen ist. Ihre ruhige und humane Haltung wird bobend anerkannt.

„Fädrelandet" theilt Folgendes über die Gefangennehmung des Amtmanns Orla Lehmann am 23. April in Kolding mit:

Ungeachtet der Amtmann von dem Angriff auf Kolding benachrichtigt war, verblieb er doch, trotz seiner Amtsgeschäfte wegen, im Bleiber Amtbanse, bis er des Nachmittags am 23. theils von Fußtruppen theils durch einen an ihn gesandten Boten Nachricht von dem Treffen Kolding und der bedrängten Stellung der Bewohner der Stadt erhielt. Erst dann faßte er den Entschluß, sich dahin zu begeben, weil Kolding, just der Ort seines Amtes war, wo seine persönliche Gegenwart am meisten wünschen sein könne. Unterwegs wurde er von der obenerwähnten Truppenlinie der Stadt durch feindliche Truppen in Kenntniß gesetzt, worans folgte, daß seine persönliche Sicherheit durch das Weiterreisen gefährdet sei; aber auf der andern Seite schien ihm unter den obwaltenden Umständen sein Gegenwart in Kolding doppelt nothwendig, und er entschloß sich, seine Reise fortzusetzen, ein Entschluß, in dem General Rye, wie er unterwegs traf, ihn bestärkte. Er bestimmte jetzt, daß Oberamtmer Soedstedt die Amtmannsfunktionen in dem noch nicht vom Feinde besetzten Theil des Amtes übernehmen sollte, während er sie in dem andern Theile besorgen, und dagab sich darauf an die feindlichen Vorposten, die er eine kleine Strecke nördlich von Kolding antraf. Die beiden Vorpostenkommandeure empfing man hier mit Höflichkeit, indem die Officiere erklärten, daß sie seine persönliche Sicherheit nicht als gefährdet betrachten könnten; man würde ihn mit Ehre geleiten sein. Ober-Befehlshaber Leiter der Geschäfte zu erhalten. In Kolding selbst angekommen, wechselten die Verhältnisse mit einem Male. Nachdem Lehmann einige Augenblicke mit dem dortigen Bürgermeister Oxlegaard gesprochen hatte, wurde er von den Dragoner-Posten von den Pferden und Beiden begleitet hatten, per den Hochstommandirenden des Corps, Oberst Sti. Paul, geführt. Hier wurde er von Lärmenden und fluchenden Personen umgeben; einer legte Hand an ihn, entließ ihn dann bei der Bemerkung Lehmann's, daß er wehrlos sei; ein Officier redete ihn mit Schimpfworten an, und der Oberst stimmerte sich so wenig um die Bemerkungen Lehmann's, daß er nicht als Gefangener angebracht sei, sondern als bürgerlicher Beamter im Berufe seines Amtes sich freiwillig an Ort und Stelle begeben und gemeldet habe. Daß er damit brechte, Lehmann binden zu lassen, und den Dragonern befahl, den Gefangenen niederzuhauen, wenn er während seines Transportes zu Gewaltthat gegen ihn Widerstand versuchen sollte. An General Bonin wurde er nämlich in Folge seines Verlangens, zu Pferde gebracht, von einem lärmenden Haufen begleitet. Im Quartier des Generals wurde er mit großer Höflichkeit behandelt; selbst ein Officier, der ihn zuerst über die Veranlassung seines Erscheinens befragte, äußerte, daß eine so schöne Aufgewung genug Anerkennung finden würde, aber General Bonin stellte sich mißtrauisch hinsichtlich Lehmann's Erklärung, daß er erst nach dem Berichte über den Brand Kolding's, Stelle verlassen habe, und erklärte, daß er eine zu wichtige Person sei, daß der General auf eigene Hand hin über ihn verfügen dürfe; er hatte sich verpflichtet, ihn an die hohe Statthalterschaft der Herzogthümer zu senden. General Bonin umging also den höchstcommandirenden General und sandte den Amtmann über Weile Amt, von einem Officier begleitet, nach Schleswig, woselbst er an den Kriegsminister Jacobsen übergeben und als Gefangener auf das Schloß Gottorp geführt wurde, wo er am 26. April sich befand. Sowohl auf der Reise als in der Gefangenschaft auf Gottorp gleht seine Behandlung seine Veranlassung zur Klage.

Notizen.

[Artikel über die Eroberung von Alsen.]

Die Times sagt, daß jetzt bereits so viele deutsche Truppen in Schleswig eingerückt waren, daß, wenn jeder Mann von ihnen einen Stein in den Rhein würfe, würden sie mit Leichtigkeit diesen ausfüllen und auf solche Weise den Uebergang nach Alsen bewerkstelligen können.

[Lieutenant von Castenskjold.]

Der bereits in den dänischen Mittheilungen über das Gefecht bei Kolding, und selbst vom Feinde mit besonderer Achtung genannte Lieutenant-Lieutenant von Castenskjold, der an der Spitze zweier kleiner Abtheilungen Husaren einen so kühnen Angriff auf die Verschanzungen des Feindes machte und dessen Pferd bei jener Gelegenheit unter ihm erschossen wurde, hat von dem preußischen Obersten, der die feindlichen Jäger commandirte, seine, im Sattel bei Pferden fallen gebliebenen Pferden, begleitet von einem sehr höflichen Briefe, worin der Oberst seine Bewunderung über die Kecktheit und den Muth des Herrn von Castenskjold ausspricht, zurückgesandt erhalten.

[Schiffahrt im Sunde.]

Während der Monate Januar, Februar und März 1849 sind durch den Sund passirt:

Belgische Schiffe		1
Bremische	"	4
Dänische	"	205
Englische	"	322
Französische	"	2
Hamburgische	"	1
Lauenburgische	"	6
Lübeckische	"	12
Holländische	"	35
Mecklenburgische Schiffe		64
Norwegische Schiffe		23
Oldenburgische	"	4
Preußische Schiffe		177
Russische	"	28
Schwedische	"	105
		984 Schiffe.

[Die schwedische Schiffahrt im Jahre 1847.]

Laut Bericht des Commerce-Collegiums war die Anzahl der im Jahre 1847 in schwedischen Häfen eingegangenen und gelaufenen Schiffe:

	Commercialsten.
1,584 schwedische, mit .	62,094
670 norwegische, mit .	28,000
289 finnländische, mit .	12,113
237 andere ausländische, mit	6,984
2,780 Schiffe mit . .	109,361 Commertel.

Mit Ballast gingen ein: 2,307 Schiffe.

Während deselben Jahres war die Zahl der aus schwedischen Häfen ausgegangenen geladenen Schiffe:

	Commercialsten.
3,754 schwedische, mit .	124,353
1,181 norwegische, mit .	101,620
294 finnländische, mit .	16,207
336 andere ausländische, mit	21,952
5,765 Schiffe mit . .	263,502 Commertel.

Mit Ballast gingen aus: 782 Schiffe.

Die Post-Dampfschiffe, so wie die Post- und Eisbote, sind in den angeführten Zahlen nicht inbegriffen.

[Feuersbrunst in Schweden abgebrannt.]

Die Stadt Hedemora in Schweden ist am 23. April des Nachts größtentheils ganz und gar ein Raub der Flammen geworden. Das Feuer wüthete plötzlich mit einer solchen Heftigkeit, daß die Bewohner sich durch die Fenster des zuerst brennenden Hauses, des sogenannten Societätshauses, retten mußten. In wenigen Stunden waren alle die dem großen Marktplatz der Stadt umgebenden Häuser niedergebrannt. Fast alle größeren Gebäude sind vom Feuer verzehrt, unter ihnen das Postgebäude und die Brotbeute. — Den Ursprung des Feuers kennt man noch nicht. —

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Johan Herman Wessel.
Ein dänisches Literaturbild.

II.

In wiefern die subjective Laune bei Wessel sich zum höhern Humor hätte steigern können, wenn er in einer weniger prosaischen Zeit geboren wäre, und seine reiferen Jahre in einem weniger einseitigen Umgangskreis hingebracht hätte, ist natürlich unentschieden. An Anlage und Sinn für die tiefere Poesie scheint es ihm ursprünglich nicht gefehlt zu haben, wenn man aus seinem einzigen ernsten Gedichte, „die Ode an den Schlaf," welche einen merkwürdigen Gegensatz zu seinen übrigen Arbeiten bildet, schließen darf. Auch hat er wohl in seiner Bildungssphäre nicht nur die poetische Richtung bei Anderen studirt, welche er selbst später einschlug; wenigstens weiß man, daß er unsere alte Volkspoesie, die „Kämpewiesen," recht gut gekannt hat. Seine späteren Verkältnisse, zwischen dem ausgelassensten Knickpenleben und den drückendsten häuslichen Nahrungssorgen getheilt, waren wenig dazu geeignet, die bei ihm vielleicht noch schlummernden Fähigkeiten zu versuchen oder frei und harmonisch zu entwickeln. Vielleicht hat man, weil Wessel als Mensch eine schwache, weiche, den Verhältnissen nachgebende Natur war, nur dies eine Gedicht tieferer und ernsterer Gattung von ihm empfangen; und vielleicht, weil injuria temporum sein günstiges Schicksal ihm zu Skalp nahm, hat er uns sonst nur jene komischen Werke hinterlassen, welche bei ihm nicht, wie bei Holberg, die Früchte von Studium, Arbeit und ernstem Willen waren, sondern eine Art Spiel und Müssiggang, wie seine Lebensverhältnisse es zufällig mit sich führten. So wurde denn Wessel, trotz seinem glänzenden Anfange, nach und nach nur ein literarischer Spaßmacher, dessen, freilich oft sehr drollige Improvisationen ihm nur in sofern Recht auf den Titel eines Humoristen gaben, wie man dadurch im wirklichen Leben „einen wohlfeilen Deckmantel der Trägheit" versteht, und „einen Talenten, welches sich ausgubilden weder Energie noch Fleiß genug besitzt."

Der Momente von dem äußerlich wenig bewegten Leben Wessel's, welche das Interesse der Nachwelt in Anspruch nehmen können, sind, wenn man seine Werke ausnimmt, weder viele, noch bedeutende. Weil sie indessen für den, der sich solcher Betrachtungen erfreut, immer hier und da zur nähern Beleuchtung seiner Werke beitragen, werde ich davon das Wichtigste mittheilen.

Johan Herman Wessel wurde den 6. October 1742 in einer Landpfarre des Stifts Aggerhuus, in Norwegen, geboren. Der Vater war Probst und ein Brudersohn des berühmten Seehelden Peder Wessel Tordenskjold, so daß der Sohn nicht der erste berühmte Mann seines Geschlechts ward. Die interessante und großartige Felsennatur, wo seine Kindheit verstrich, ist wahrscheinlich auch nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth gewesen; vielleicht hat er schon früh mit den Höhen und Tiefen des Daseins zu sympathisiren gelernt; vielleicht sind seine Gedichte, wie wir sie kennen, weniger aus seinem ursprünglichen Wesen, als aus der ironischen Betrachtung hervorgegangen, wozu das triviale, unzufriedene, geistesverzehrende Studenten- und Informatorleben, in welchem seine blühende Jugend, vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre, fast spurlos verschwand, ihn leicht hinführen konnte. Und das triviale Spießbürgerleben, das damals in Kopenhagen selbst den vermögenden Leuten sehr angenehm erschien, war noch immer das unvermeidliche Fegefeuer, welches ein jeder norwegische Student, besonders der unbemittelte, um seine Bildung und seine Studien auf der Universität fördern zu können, durchgehen mußte. Wahrscheinlich sind Viele, Dänen wie Norweger, eines besseren Schicksals werth, in jenem friedlichen, farblosen Prosaäonus, der unser Hauptstadtleben fast bis 1801 bezeichnete, geistig zu Grunde gegangen. Steffens war ungefähr der Erste, der die Kraft oder das Glück hatte, sich von jener geistertödtenden, allbezwingenden Hydra, welche er selbst in seinem „Was ich erlebte" so lebhaft geschildert, gelbig genug losgureißen. Er kehrte aber auch nur einmal, und auf sehr kurze Zeit, zurück; welche er jedoch sehr glücklich dazu benutzte, das in Lehrlenschläger und anderen hochbegabten Jünglingen emporkeimende Gesellesleben zu befruchten, anzuregen und durch geistreiche Vorlesungen aus den heimathlichen Zuständen wie durch Zauber plötzlich in die, damals in Deutschland üppig aufblühende Welt poetischer, philosophischer und wissenschaftlicher Ideen zu versetzen.

Wessel kam aus der gelehrten Schule in Christiania 1761 nach der Universität Kopenhagen, und zeichnete sich bei den zwei ersten Examinen so aus, daß er wirklich, wenn sein Schriftleiß nicht den, welchen er später erwies, bei weitem übertroffen hat, höchst treffliche Auffassungsgaben vom Schooße der Natur mitgebracht haben muß. Als armer Studiosus mußte er Stunden geben, und es ging ihm wie so vielen Anderen; durch das Unterrichten lernte er selbst am meisten, so daß er allmälig Deutsch, Französisch und Englisch mit Fertigkeit sprechen und schreiben konnte. Später studirte er auch die italienische und spanische Sprache und Literatur, und hatte sich mit den damals berühmtesten Werken in der Poesie und Aesthetik gründlich bekannt gemacht, besonders als er durch eine feste Hauslehrerstelle, bei einem Conferenzrathe Bornemann, ein ziemlichest Otium bekam. In diesen Hause schrieb er als ganz unbekannter dreißigjähriger Studiosus das, bald allgemeines Erstaunen erregende „Liebe ohne Strümpfe." Selbst war er so bescheiden, und des Werthes seiner Arbeit unbewußt, daß er nicht an die Herausgabe, noch weniger an die Aufführung des Stückes dachte, und der Druck (1772) wurde nur durch die Ueberredungen seiner Freunde und den permanenten Geldmangel des Autors veranlaßt. Obgleich die Zeit — acht Monate nach dem, durch eine Hofrevolution herbeigeführten Sturze Struensee's — hauptsächlich eine politische war, wurde doch das literarische Interesse, durch literarische Clubs und streitende Schulen rege gehalten, und war noch immer lebhaft genug, um das anonym erschienene Gedicht schnell populär zu machen; seit den Tagen Holberg's hatte kein dänisches Dichterwerk so viel Aufsehen erregt; es wurden Bruchstücke davon im täglichen Gespräche und vor den Schranken des höchsten Gerichts citirt, und schon 1774 erschien die zweite Auflage mit einem, vom Verfasser beigefügten Epilog. Auf der Bühne und von der Kritik wurde es mit offenen Armen und ungetheiltem Beifall empfangen.

Durch seinen classisch-ironischen Charakter gestel es sogar der officiellen lateinisch- und französisch-hochgelahrten Kritik, die damals sonst mit geistloser Pedanterie andere Erzeugnisse wahrer Poesie unerbittlich verfolgte, so daß z. B. der große Lyriker Ewald von der „Gesellschaft für die schönen Wissenschaften" solchermeise unterstützt wurde, daß er fast verhungerte.

Doch gab es auch einige sehr verständige Kritiker, wie J. Baden und Abrahamson, von welchen auch Wessel so warm gelobt wurde, daß wahrscheinlich nur seine indolente Natur ihn von gesteigerter Productivität abgehalten hat. Der Erstere machte darauf aufmerksam, wie die wahre Tragödie von der Wessel'schen Parodie nichts zu befürchten hätte, weil sie nur „die tragischen Tapschenspielerstreiche und falsch-pathetischen Wunderbelachte, und wies nach, wie „Alles, was dieser Verfasser berührt, unter seiner Hand possierlich ward," z. B. die treffliche Replik von Grete, vierter Act vierte Scene:

„Ich in den Garten ging — die Sorg' im schnellen Lauf
Mit mir hopsieren ging. Ich setz mich hinauf
In schaukeln — in den Stuhl. Da ist die Sorge weber.
Und in der Schaukel fliegt sie mit mir auf und nieder.
Ich in den Speicher ging, wo sonst ich immer fand
Für jeden Kummer Trost — die Sorg' gleich bei mir stand.
Ein Stück geräuchert Speck, dacht' ich, hilft allenfalls;
Doch Speck, wie Kummer, blieb mir stecken in dem Hals ꝛc."

Man könnte als solche Belege viele andere Stellen, ja fast das ganze Stück citiren; daher nur noch ein paar Proben. Vierter Act erste Scene parodirt der Schneider Johann die antikisirenden Monologe der tragischen Helden:

„Ha, welche Qual und Streit! Es spaltet mir den Kopf,
Daß Lieb' und Tugend Ihr nicht spelt't aus einem Topf!

Digitized by Google

Wer soll gewinnen? wer verlieren? Könnt Ihr's sagen?
Zwei Hähn' auf einem Mist zur Letten sich vertragen.
Doch ach — der arme Mist, worauf der Hähne Streit
Entzündet ist, der wird gehackt gar weit und breit:
So wird gewöhlt mein Herz! Denn wie's verehrt beide:
Tugend, mein Lieblingskind! Du Liebe, meine Freude! . . . .

Tugend, mein Lieblingskind! Dir gönnt der Gewinn;
Allein du herrschen darfst in großer Helden Sinn.
Weg, roh'ger Nasewis! Du kleiner Ungezogen,
Der Du ehrbare Leut' mit Pfeilen schießt und Bogen!
O Tugend, du entflohst, ich folge deiner Spur.
(Zu Mette.) Kann ich jetzt gehn?
Mette. Gewiß!

Der unglückliche Rival Mads schildert, erster Act vierte Scene, der Heldin seine Verzweiflung:

— — „Der Dolch war aus der Scheide,
Der Arm schon ausgestreckt. — „Fließ," rief ich,
„fließ mein Blut!"
Doch sieh — kein Tropfen floß!"

Eben so drollig leitet er im höchsten Pathos seine berühmte Schornsteinarie ein:

„O wie die innere Gluth in eine Aria brachten,
Ich meine, die Manier nicht wäre zu verachten!"

und schwört im letzten Acte jenen Eid (um ihr sagen zu dürfen, daß Johann ihm seine Strümpfe gestopfen hat):

— — „So wünsch' ich, daß zum Stein
Die gelben Erbsen sich im Munde mir verwandeln!". —

— jenen Eid, den Grete selbst so entsetzlich findet, daß sie ausbricht:

„Den Eid erlaubt ich Dir — doch dieses geht zu weit.
Es wäre schon genug, bei gelben Erbsen schwören,
Doch — bei den gelben noch . . . Ich will nichts weiter hören,
Bis ich sie selbst geschmeckt. Bringt mir den Erbsensopf!"

Durch die gebrachte Erbsensuppe stärkt sich endlich die ganze Gesellschaft, bevor sie Alle dem tödlichen Brodneffer erliegen. Doch erst muß Mette, wie gewöhnlich, mit Grete über die Art, sich als tragische Heldin recht zu benehmen, beratschlagen. Als Grete eine neue Ahnung empfinden will, spricht sie:

— „Wo hast Du gehört, gelesen noch, ich bitte,
(Es ist ja offenbar gen tragisch-hohe Sitte)
Daß eine Heldin war von Ahnungen befallen
Zweimal an einem Tage? . . ."

Später spricht Grete, den Verweis zurückgebend, als Mette ihre Replik vergißt:

„Unsafge! Warum giebst nicht Antwort? Bist Du todt?
Siehst Du denn nicht, daß ich in Ohnmacht fallen soll? . .
Was thu' ich jetzt? — Fall' ich in Ohnmacht, oder nicht?
Ob es zu früh schon, weiß der Henker, und nicht ich!"

Als endlich Johann vor dem Tode eine Anwandlung von Schneidverangst empfindet und seine dessallsige Besorgniß der Mette leise mittheilt, tröstet sie ihn folgendermaßen:

„Selbst Helden können oft flach, roth und feige stehen;
Als Helden immer doch wie sie mit Staunen sehen.
Ja wohl sollst Du, Seigneur! feig stehen, flach und roth;
Doch roth und feig und flach stirbst Du den Heldentod,
Wenn Du nur muthig sprichst, was and're Helden sprechen,
Wenn lasterhaft und toll sie sich den Leib durchstechen!"

Ob Wessel vom Theater, dem seine elegante, eigentlich mehr literarische, als theatralische „Posse sehr einbringend war, Honorar bekommen hat, ist unbekannt; wahrscheinlich ist es jedoch, daß er nichts bekam. Doch hat er gewiß durch den Buchhandel eine ziemlich bedeutende Einnahme bezogen, und war dies wohl der Grund, daß er seine Hauslehrerstelle mit seinem späteren planlosen und ungeregelten Leben vertauschte. Was besonders seinem Leben diese Wendung gab, war die bekannte „norwegische literarische Gesellschaft," im selben Jahre gestiftet, als „Blebe ohne Strümpfe" erschien. Diese Gesellschaft gab ein Paar „Musterzammlungen" von Gedichten im correct-französischen Zopfstyle heraus, hatte aber durch mündlich improvisirten Witz und Satyre, als Reaction gegen die germanisirende Geschmacksrichtung, einen viel größeren moralischen Einfluß, indem sie in einem dadurch berühmt gewordenen Kaffehaus als ästhetischer Trinkclub Sitzungen hielt. Hier glänzte bald Wessel als der eigentliche Koryphäe, früh und spät präsidirte er im genannten Kaffeehause, wo die literarischen Freunde sich um den berühmten Dichter, den gutmüthigen witzigen Kameraden, drängten. Das Bier war damals noch schlecht, nur zum prosaischen Durststillen geeignet, und nicht zum gesellschaftlichen Trunke entwickelt. Der Punsch dagegen war damals als neue Erfindung in der Mode, wenn auch Wessel lieber den Rum „trocken" genoß, wie er sich einmal gegen einen Freund äußerte, als dieser ihn auf ein Glas Punsch von so eben eingelaufenen Jamaica-Rum einlud. Dieses Gesellschaftsleben, das seinem sanguinischen Temperamente anzehend erschien, und vielleicht seiner Eitelkeit schmeichelte, wankte aber seinen Geist von aller ernsten Thätigkeit ab, und nachher, als Melancholie und Unzufriedenheit als tägliche Gäste zu ihm einzogen, suchte er die „Gesellschaft," um sich selbst und was aus ihm hätte werden können, zu vergessen.

Die Stiftung jener Gesellschaft hatte eine polemisch-literarische Veranlassung. Der oben erwähnte Norweger, der Bürgermeister Brebahl, hatte, um sich wegen seiner durchgefallenen Oper an dem Redacteur des „dramatischen Journals" zu rächen, diesen in einem Nachspiel auf die Bühne gebracht, das von seinen Parteifreunden eifrig beklatscht wurde. Ewald schrieb dann sein Lustspiel: „die brutalen Klatschen," und da er und seine Freunde in einem andern Kaffeehause ihre Gedanken in geselligen Freuden austauschten, beschlossen die Anhänger der norwegischen, oder besser französischen Schule, um die Sache ihres Landsmannes, des Bürgermeisters, zu stützen, auch einen solchen Club zu bilden. Hier trafen viele begabte, aber mehr negativ-witzige, als productive Geister zusammen, die in der Literatur für das Leichte und Heitere, für den verständig-correcten Ausdruck, und mit allen Mitteln gegen den deutschen Pathos und die schwülstige Unklarheit zu wirken suchten, durch welche man durch Ewald und seine Anhänger den „guten Geschmack" bedroht fürchtete. Die Norweger hatten jedenfalls in dieser Richtung ihre Verdienste, verfielen aber oft in eine kleinlich-einseitige Styl-kritteleі, welche sie für die wahre Tiefe der Poesie, für große und ernste Gedanken unempfänglich machte. Ihre, durch kleine Prämien hervorgerufenen, „gekrönten" Gedichtsammlungen waren im Ganzen unbedeutend. Viel mehr wirkten sie aber durch die in ihren Abendcirkeln, wenn irgend etwas Lächerliches und Abgeschmacktes in der Literatur erschien, improvisirten Epigramme und Bonmots, welche nur dadurch verdffentlicht wurden, daß sie wie ein Lauffeuer sich in die ganze Stadt verpflanzten, oder höchstens in dem geschriebenen „Verdrotocolle" der Gesellschaft aufbewahrt wurden. Das kopenhagener Spießbürgerleben bekam solcherweise einen literarischen Anstrich, indem alle converstenden Aesthetiker sich mit ihren Meinungen den einen oder andern dieser Clubs anschlossen; und dieser Charakter erhielt sich bis sie, um dem schönen Geschlechte zu genügen, überwiegend tanzend und privatschauspielend wurden, und bis endlich die französische Revolution die Parteischeidung von dem Gebiete der Literatur auf das der Politik überführte. Nach 1790 erkrankte die „norwegische Gesellschaft" bedenklich und war im Jahre 1813 gänzlich verschwunden.

In ihrer ersten heitern Jugend wäre es aber gewiß nicht uninteressant gewesen, ihr in der Kaffeestube einen Besuch abzustatten, mit den lustigen Gesellen seine höhnerne Pfeife zu rauchen und das Glas zu leeren, an dem lauten Gespräche Theil zu nehmen und die guten und schlechten Witze mit anzuhören, welche im Dampfe der Pfeifen und Punschbowlen sich kreuzten. So anziehend, zugleich aber erschöpfend, war deren seiner Zeit für Wessel, den officiellen Improvisator oder Impromptumacher der Gesellschaft, die Sonne, die ihr den größten Glanz verlieh, jene Zusammenkünfte, daß wir in der Literatur ihm erst nach drei Jahren wieder begegnen, und zwar in zwei, in dem ersten von der Gesellschaft herausgegebenen Hefte mitgetheilten kleineren Gedichten von ganz anderem Tone und Charakter, als sein erstes Auftreten erwarten ließ. Es waren diese ein gekröntes Lehrgedicht, „die Genügsamkeit," — was damals von Rahbek und vielen Andern bewundert wurde, weil „jede Zeile eine Sentenz," was man aber jetzt einen gereimten Tageblatt-Aufsatz nennen würde, eine Reihe trocken-belehrender, sogenannter „nützlicher" Sätze, ohne Funken von Poesie, — und die eines weit längern Lebens sich erfreuende „Ode an den Schlaf." Die Prämien der norwe-

Digitized by Google

gischen Gesellschaft waren Siegelringe mit der Inscription: Vos exemplaria graeca etc.; in der That hatte sie aber ihre Muster mehr aus der pedantischen französischen und englischen, als aus der griechischen Literatur, und selbst Wessel hatte hier in seinem Lehrgedichte eine eben so närrische und bastardartige Gottung adoptirt, als die, welche er selbst vorher so glücklich travestirte. Die gelehrte Kritik lobte das Gedicht unter Anderem, weil „es eine sehr große Idee," (was man in unseren Tagen eine socialistische Tendenz nennen würde) hatte, nämlich, daß „alle Stände dasselbe Recht auf Glück haben." Viel anders verhielt es sich mit der „Ode an den Schlaf." Hier ist der Geist des Dichters wirklich wach, und überrascht und durch lyrisches Gefühl und elegische Begeisterung, wie es schon aus ein paar Strophen sich zeigt:

— — — — — — —

„Mein Wesen die vertrau' ich ganz;
Nicht feag' ich, welche starke Stützen
Indessen gegen Fall beschützen
Die Erd' im lustigen Sphärentanz. . . .

Doch bald des Lebens Frau'n erwacht,
Bald weist du dich befreit entwinden.
Mein Geist! — Bald weist du wieder finden
Dein'n Gott in heller Morgenpracht. . . .

Sei, Morgen, mir gegrüßt! — Dank dir
O Schlaf, daß wonnig-milde Erbarmen
Und Ruh' in deinen zarten Armen
Einhauchten neues Leben mir!

— — — — — — —

Zur Sinnenwelte steigt die Sonne,
Ein jedes Herz geschlagen ist in Wonne,
Dies Glück, es ist, o Schlaf, dein Werk!

Das hat geklimmt zum heil'gen Klang
Die Zungen, die durch frohe Weisen
Betteifernd laut den Schöpfer preisen,
Groß in der Kleinsten Lobgesang! ꝛc."

Das große Publicum nahm aber Solches nicht für gute Waare, es wollte noch immer mehr Späße von dem, der einmal als Spaßmacher aufgetreten war, und Wessel schrieb nun 1776 ein Lustspiel in Prosa: „Mehr Glück als Verstand." Der Verstand des Stückes war indessen viel besser, als dessen Glück.

III.

„Ein außerordentliches Glück ist immer der gefährlichste Feind des Glückes, das nachfolgen soll," bemerkt ein französischer Feuilletonist, und die Franzosen sind geborene Beobachter. Es scheint fast, als habe die Erecht der alten Griechen vor der Nemesis in den trübseligsten Tiefen des Daseins einen wirklichen Grund, und daß in der That jedes große Glück, nach einem gewissen Gesetze des Gleichgewichts, früher oder später seinen Gegensatz hervorrufen muß. Es bestätigt sich dabei auch hier die Bemerkung von Lessing (in seiner Dramaturgie), daß „viel auf dem Tone beruht, in welchem ein Dichter sich zuerst anmeldet, oder seine besten Werke verfaßt hat; es wird stillschweigend angenommen, daß er dadurch die Verpflichtung auf sich nimmt, von diesem Tone nie abzuweichen; man sucht immer den Autor in dem Autor, und glaubt etwas Schlechteres zu finden, wenn man nicht ganz dasselbe wiederfindet." Hieraus erklärt sich theilweise die Kälte, womit das Wessel'sche Lustspiel von einem Publicum empfangen wurde, das sich vor- und nachher viel schlechtere Producte in Ueberſetzungen hat gefallen lassen. Allerdings war das Stück nicht ausgezeichnet, aber auch nicht schlecht," und einzelne Scenen sogar trefflich und von einem talentvollen, routinirten dramatischen Verfasser zeugend; der Plan mit Ordnung und Klarheit entworfen, der Dialog leicht und fließend. Ein alter Geizhals hat Furcht vor Gespenstern, und diese Furcht wird benutzt, um seine Genehmigung der Ehe seiner Tochter zu erzwingen. Das Attentat mißlingt, aber der aus Holstein verschriebene Bräutigam ist zufällig der Vater des wirklichen Liebhabers, dem er mit Freuden den ihm zugedachten Schatz abtritt. Intriguen und Situationen sind nicht schlecht, die Ausführung sollte sich aber dem französischen feineren Lustspiele nähern, während Wessel eben in der subjectiven Laune, in dem Burlesk-Lustigen seine Stärke hatte. Deshalb ward der Eindruck kein bleibender.

Krank während er es schrieb, verdrießlich über den geringen Erfolg des Stückes, von Schulden und Nahrungssorgen gequält, stellte Wessel jetzt auf lange Zeit seine literarische Thätigkeit ein. Zur Zerstreuung von seinen Informationen, wurde es ihm mehr und mehr ein Bedürfniß, Vormittags mit seinen geistreichen Freunden in einem Weinkeller sich durch französischen Wein, und Abends in der „norwegischen Gesellschaft" bei der Punschbowle zu erheitern. Hier gab er sich jenem geistreichen „Müßiggang" mehr und mehr hin, denen unfruchtbaren Spielen an der Oberfläche des Daseins mit erhemeren „Wigen", eine Neigung, welche entwedee in dem Charaktee der Nation, wenigstens der Kopenhagener, begründet, oder von jenen Kreisen in's Volk hinüberging, und sich, wie wir es erlebt haben, durch die verschiedenen Nüancirungen eines philiströsen Clubliebens immerfort erhalten hat, bis sie seit 1840 sogar in der Tagespresse ein selbstständiges Organ (den „Corsar") bekam.

Seit 1778 verbesserte sich Wessel's ökonomische Stellung dadurch, daß er Uebersetzer beim Theater, mit „Ansicht auf 300 Rth. jährlich" wurde, und während er für die Production verloren schien, übersetzte er freilich mit viel Talent sieben französische Operetten. Er heirathete jetzt eine Landsmännin aus Christiania, welche ihm einen Sohn gebar, und es schien sich einstweilen recht glücklich zu fühlen. Auch besuchte die Muse ihn jetzt wieder, er schrieb ein treffliches dramatisches Vorspiel, und die komische Erzählung „die Gabel", ein kleines Meisterstück, welches in glänzender Laune und Formeleganz mit „Liebe ohne Strümpfe" wetteifert u. m. Er kam auf einige Zeit nicht so oft in's Caffehaus, er blieb zu Hause und spielte mit seinem kleinen Sohn, bis ihn auch hierher die Finanznoth verfolgte und die Thüren dem bösen Geiste Asmodäus öffnete. Die Diele seiner Frau schien mit seinen Einnahmen in directem Verhältniß zu stehen, und um ihr zu genügen, entschloß er sich 1784, seine Muse im permanenten Dienst der Oekonomie zu schicken. Er fing an, ein verfifleirtes Wochenblatt, „Votre serviteur; Otiosis" herauszugeben, von welchem im Ganzen 54 Nummern erschienen, aber mit so wenigen Zellen auf dem halben Bogen, daß sich die Subscription wohl am meisten nur durch das Interesse für die Person des Dichters erhielt. Er hatte sich eine Form gewählt, worin er in größter Bequemlichkeit, theilweise nach dem Muster des Fabeldichters Lafontaine, die Anekdoten und Schnurre, die ihm auf der Wanderung seines Lebens einstelen oder vor die Ohren kamen, wieder geben konnte. Einige dieser Erzählungen waren gut und launig, andere aber langweilig und in der Form höchst nachlässig behandelt. Sie wurden von seinen Zeitgenossen vielleicht zu streng beurtheilt, und haben nach seinem Tode billigere Richter gefunden. Die Aufgabe war allerdings eine deshalb unglückliche, weil Wessel vor Allem am wenigsten befähigt war, eine Pflichtarbeit zu übernehmen, was er sich auch selbst recht gut bewußt war. So wurde er einmal zum Minister Guldberg berufen, der etwas für den berühmten Dichter thun zu müssen glaubte. Von diesem befragt, ob er vielleicht eine Anstellung wünsche und welche? antwortete Wessel: „allerdings, wenn es eine wäre, wobei Viel zu verdienen und sehr Wenig zu thun wäre." Da der Minister meinte, mit keiner solchen dienen zu können, und um seine Beelegenheit zu verbessen, zu seiner Tabatsdose, die Zuflucht nahm, sprach Wessel: „Dann geben Sie mir wenigstens eine Prise, Excellenz!" verlegte sich und verlieh schleunig das Audienzzimmer.

In jenen Erzählungen, in welchen der Stoff immer sehr wenig und unbedeutend nur nach einer leonisch angelegten oder burlesk-spaßhaften Pointe hinstrebte, hatte er u. a. die Gewohnheit, den Leser oft durch weitläufige, wichtig scheinende Digressionen zu necken und seine Neugierde zu reizen, und dann den ganzen Anlauf in den ausgelassensten Weise in Nichts zerplatzen zu lassen. Obgleich dies dann und wann als Manier erschien und deshalb ermüdend wurde, finden sich doch, besonders in den verfifleirten Schwänken, noch häufige Explosionen der Wesselschen launig-ergötzlichen Pfifferlichkeit, z. B. wenn er einen so anfangt:

„Geld, Geld — das lieben alle Männer,
Und Seelands Bauern sind Männer,
Und werden gänzlich wuthentbrannt,
Wenn man sie anders hat genannt."

Etwas Drolliges verläßt ihn selbst da nicht, wo man ihm den Druck der unternommenen Pflichtarbeit nicht ohne Mitleid ansieht, als wenn er inmitten einer Erzählung plötzlich abbricht:

Digitized by Google

„Zum Schreiben wahrlich
Für Heute fehlt' ich
Mehr keinen Drang —
Adieu so lang!“

Oder anderswo in einem ähnlichen Fall:

„Wenn dir das Reimen gehn nicht will,
Herr Reimer, ihn' wie ich — schweig still!“

Als literarhistorisches Curiosum muß noch hier angeführt werden, daß er einmal durch sieben Nummern seines Wochenblattes Göthes „Stella, ein Schauspiel für Liebende“ (freilich die unglücklichste Jugendarbeit des großen Dichters), so ausgelassen travestirte, als ob Göthe nur ein Tollhäusler wäre. Der Anfang lautet:

„Was macht der Schwabe nicht um's Geld!
So riefen aus zwei überdumme Jungen,
Als sie zum ersten Male in der Welt
Einen Affen sah'n.“ — — —

Viele Ergötzlichkeiten finden sich im Einzelnen, das Ganze ist aber zu breit und gedehnt.

In seinem angewöhnten Nomadenleben, in den Weinkellern und in den Clubs, fuhr Wessel aber fort, bei jeder Gelegenheit kleine Impromptu's und Epigramme zu machen, welche — weil er von Natur gar nicht geschwätzig war — ihm saft unabsichtlich zu entströmen schienen, wenn er auch gewiß nicht selten der Zudringlichkeit seiner Freunde, um sich durch seinen Witz zu amusiren, Märtyrer wurde. Es sind aber diese gereimten Kleinigkeiten, wo sehr oft seine ganze Eigenthümlichkeit zum Vorschein kam, und deren vielleicht nur der kleinste Theil gedruckt werden, welche neben seiner ersten Arbeit wesentlichst dazu beitrugen, seinen Namen zu verewigen. Viele ihm nur nachgesahmte Bonmots geben freilich in der mündlichen Tradition unter seinem Namen. Die an ihn von Spießbürgern oft gestellten leidigen Anträge, wegen Verfertigung von Gelegenheitsgedichten, lehnte er oft mit einem Spaße ab; als eine garstige Hörerin, welche manchmal Wessel sehr unangenehm genahnt hatte, gestorben war, und ihre trauernde Ehehälfte ihn um eine hübsche Grabschrift ersuchte, schrieb er:

Hin ist Sie, hin! Sie ist geschieden;
Ich und die Nachbarschaft bekamen Frieden!

Und in ähnlicher Weise nach dem Tode eines reichen Brauers schrieb er:

Hier ruht Herr Malz,
Er machte Malz,
Und das — war Alles.

Auf einen gefallenen Kettenhund schrieb er nach Aufforderung Folgendes:

Nur Diebe pack' ich an, ließ die Centnacht ein:
So ward dem Herrn gedient, und nicht dem Herrn allein.

Es ist natürlicherweise nicht meine Meinung, daß solche Bagatellen an sich sehr viel zu sagen haben. Es liegt aber der vox populi, die seinen kleinen Impromptus eine so große Celebrität verliehen, immer etwas Wahres zu Grunde, nämlich die Anerkennung und die Bewunderung der besondern Eigenschaft bei dem Genie, daß es viel schneller empfängt und producirt, als die gewöhnlichen Talente, von denen nicht zu reden, die gar Nichts vermögen.

Kurz vor seinem Tode gab Wessel anonym ein Schauspiel heraus, „das Jahr 7603“, eine satyrische Märchenposse, von einem Liebhaber, der, als er seine Braut mehr männlich, während diese ihn mehr weiblich wünschte, in eine ferne Zukunft hingeführt wird, wo alle männliche Beschäftigung von Weibern betrieben wird und umgekehrt. Trotz einzelner Drolligkeiten, z. B. „Professor Anna Cathrine“ — „Mustetier Marie liegt in Wochen“ ꝛc., ist das Ganze ein sehr schwaches Product. Indessen war der Geist Wessel's mehr und mehr durch sein unglückliches Leben getrübt und seine Gesundheit verzehrt worden. An dem Krankenlager stimmte sein besseres Ich noch einmal aus den ihn umgebenden Nebeln blitzend empor. Er scherzte in den letzten Tagen mit so ungewohnter Heiterkeit und Genialität, als ob die Seele sich von aller Schwermuth, von allem irdischen Staub, der seiner Lebenswanderung sich angeklebt, schon befreit hätte; und also verreinigt und geläutert, starb er am 29. Decbr. 1785, 43 Jahr alt. Eine große lange Schaar seiner Landsleute, wenn auch nicht so groß, wie bei dem Tode Ewald's, 5 Jahre vorher, folgte ihm zum Grabe; und sine beiden ästhetischen Antipoden ruhen jetzt auf dem Friedhofe friedlich dicht neben einander.

Mehrere Elegien und Epigramme erschienen Wessel zu Ehren. Das schönste war doch das von Baggesen:

Die Jahre lächeln musst', wenn Wessel es gebot;
In Thränen Freud' und Lust zerfloß bei seinem Tod!

Jetzt ging es wie gewöhnlich. Den Vater hatte man fast verhungern lassen. Kurz nachher wurde „Liebe ohne Strümpfe“, naiveinfudirt, aufgeführt, und die Einnahme des Abends, 540 Rthl., bekam nach königlicher Resolution, „des Dichters kleiner Sohn“. Der Hof schenkte ihm außerdem noch 300 Rthl. Eine spendide Gesammtausgabe der Werke Wessel's wurde von desselben nächsten Freunden, Bram und Baggesen, besorgt.

IV.

Wessel war mittler Größe, in Gang und Anzug gleich nachlässig. Um den Mund spielte gewöhnlich ein gemischter Zug von Lachen und Weinen. Er hatte lebhafte braune Augen, dasselbe hatte auch seine Frau, weshalb er sie, nach der Geburt seines Sohnes, in einem scherzhaften Epigramm dringlich ersuchte, daß wenigstens die Augen des nächsten Kindes „nicht blau sein möchten.“ Aus der Ursahl von Einfällen und Bonmots, die man ihm nachersählt, mag als Probe seines eigenthümlichen Mutterwitzes nur Folgendes dienen:

An einem heißen Sommertage kam er, nach Gewohnheit gemüthlich flanirend, in Gesprächmit einem Seiler, der zufällig zwei Hunden an hatte, und mit eifrigster Ueberzeugung den Satz behauptete, daß auf der Welt nichts wärmer sei, „als zwei Hunden.“ — „Was meint er denn von drei, Freund?“ entgegnete ihm Wessel.

War er in jüngeren Tagen wirklich munteren Temperaments, so ging dies später oft in eine Selbstironie über, bei welcher der eigentliche Hintergedanke nicht schwer zu entgiffern war. Hierher gehören nicht nur die Sage, daß er einmal seinen Freunden einbilden wollte, wie er den vorigen Abend so betrunken war, daß die ganze Straße ihm rund zu laufen schien, und daß er deshalb ruhig stehen blieb, um abzuwarten, bis nach der Reihe einmal auch sein Haus ihm vorüber kam; — sondern auch einzelne Epigramme, vor allem seine Grabschriften auf sich selbst. Z. B.

„Enthaltsamkeit ist wunderschöne Tugend;
Doch Unenthaltsamkeit mehr Lust bringt offenbar.
Vielleicht nur aus Unwissenheit der Jugend,
Die legt're immer mir die liebste war.“

Und:

„Er ohne Trinkbares war selten froh,
Mit schiefen Absätzen durch's Leben hockte.
Nie mocht' er irgend Etwas thun,
Zuletzt er auch nicht leben mochte!“

Ferner:

„Zu Bagatellen schien bestimmt der arme Wicht,
Und aus ihm ward auch Großes nicht.“

So sprach er von sich selbst, und man erkennt in der spottenden Laune leicht das nur zurückgedrängte Gefühl einer verfehlten Bestimmung und des Mangels an Kraft, sein Schicksal selbst zu schaffen. Bekannt und allgemein beliebt war sein gutmüthiger und sehr verschönlicher Charakter, weshalb er sich sogar im feindlichen Lager, in dem Ewald'schen Club, unter seinen ästhetischen Gegnern zeigen durfte und wohl aufgenommen wurde. Man erzählt, daß seine „Gutmüthigkeit,“ die hier, wie es sich saß immer zeigt, das äußerliche Aggregat eines schlaffen, phlegmatischen und im Ganzen negativen Charakters war, ihn nur verließ, wenn er unverschens zu Gelde kam. Dann wurde er plötzlich hochmüthig und zurückgezogen. Doch war dies immer nur von kurzer Dauer; er verschwendete sehr schnell sein Geld, und wenn seine Freunde ihm auch etwas abluckten, wofür sie ihm Kleider besorgten, so schickte er diese nachher in's Leihhaus.

Allerdings hatte er einen angebornen genialen Sinn für das Komische; seine permanente Zerfahrenheit mit dem Leben verleitete ihn aber, jene unbeschränkte Ironie in seinen Gedichten nicht nur auf die Form, sondern auch auf den Stoff auszudehnen, denn dieser war ideell saß immer derselbe, nämlich irgend eine angekündigte Erwartung, die sich in Nichts auflöst, um dadurch Lachen hervorzubringen. Daß die Ironie immer harmlos erschien, lag vielmehr an seiner Natur, als an seinem Willen. Es war ein Princip seines Daseins, viel zu versprechen und wenig zu halten, und dessen bewußt, realisirte er dasselbe „zum Spaß“ auch in seinen Gedichten. Wie er im Leben sich selbst und seine

Digitized by Google

höhere Bestimmung in momentaner Zerstreuung zu vergessen suchte, so vergaß er in der Poesie, daß diese von ihren Zöglingen nicht als blos momentane Belustigung getrieben werden will. In diesem ironisirenden Spielen mit sich selbst ging Wessel bisweilen noch weiter, und er ist vielleicht der einzige Dichter auf der Welt, welcher die Schönheiten der Natur geringschätzte, oder es doch affectirte. So sagt er in einem Gedichte, „der Lenz:“

Des Frühlings Pracht und Lust posaunt noch immer werden,
Ein trauriger Bewels daß, was schon oft gesagt,
Daß der Geschmack allhier (ich meine hier auf Erden)
Wenn nicht der schlechteste, doch wahrlich abgeschmackt.....
— Die grüne Wiese war... du lieber Gott! wir wissen
Ja, wie ein grünes Feld, wenn grün es ist, sieht aus...

Dann zieht er gegen die Lerchen, Kühe, Schweine ꝛc. eben so schonungslos in'd Feld; das Gedicht wurde aber nur Fragment inmitten eines unvollführten Satzes, wie durch unsichtbare Hand abgebrochen, und so steht es noch da, der Frau Loth ähnlich, die, als sie einem göttlichen Gebote trotzte, versteinert wurde.

An einzelnen Stellen bricht jedoch in seinen Gedichten Wessel's Melancholie unverhofft durch, wie in der „Bitte an die Lustschiffer“:

„O, wenn bei Euch noch Platz, ich bitt',
Ihr nehmet meinen Kummer mit
An Bord
Für billige Fracht und gute Wort'.“

Auch schreibt man ihm eine unglückliche Liebe zu.

Nicht selten ist Wessel mit seinem Zeitgenossen, dem großen schwedischen Dichter Bellmann, verglichen worden; und freilich kann man zwischen ihnen, wie sonst zwischen zwei grundverschiedenen Dichtern, eine Vergleichung anstellen, welche jedoch zum Nachtheile für Wessel ausfallen würde. Wenn dieser in vollendet-naiver Sprachenform der genaue Versificator seiner persönlichen Laune war, erschien dagegen Bellmann als ein in seiner Art einziges Organ der unmittelbaren Lyrik der Natur, und verstand es, durch die magischen Mittel der Tiefsinnigkeit, Wehmuth und Bizarrerie, inmitten der bachantischen Berauschung, einen echten nordischen Humor hervorzuzaubern. Der Witz Wessel's schoß sich aber gewöhnlich mehr dem Momente an, weshalb er mehr amüsirt, als befriedigt oder mit wahrhaft erquickendem Lebensstoff uns erfüllt. Deshalb findet man bei ihm nicht den wahren Humor, denn an diesem ist das Charakteristische, daß er eben in einem scheinbar erbärmlichen und unerquicklichen Weltzustande uns das Erhabene, Ewige durchblicken läßt. Er ist ein Mosel, der, wo das profane Auge nur den Felsen sieht, zu unserm Labsal frische Quellen hervorzwingt. Wessel war eine originelle Natur, „doch kein Charakter.“ Seine Persönlichkeit ließ sich von dem ihn umgebenden Leben durchdringen, und verflüchtigte sich in dasselbe, während dies wieder dadurch etwas Interessantes bekam, indem es sich in den Strahlen seines Genius reflectirte.

Während das Volk sich ihm mehr wie andere Dichter in einer immer lebendigen Tradition aneignete, hat Wessel auch unbillige und einseitige Tadler gefunden, z. B. Grundtwig und den schwedischen Dichter und romantisirenden Philosophen Atterbom. Der dänische Kritiker Molbech tadelt ihn, weil er verschwenderisch war, und nicht durch Fleiß und Arbeitsamkeit seine Lage in materieller Hinsicht erträglicher gemacht, wenn auch derselbe einräumt, daß es damals unter Dichtern und Geistlichgebahten eben ganz Ton und Lebensweise war, unordentlich zu leben und starke Getränke zu genießen. Aber von angewöhnlichen Naturen kann man billigerweise nicht die Beobachtung prosaischer, für gewöhnliche Leute immerhin nützlicher Lebensregeln fordern.

Wessel war und bleibt eine sehr originelle und echt-nationale Literaturerscheinung; ohne anderen Schulen, als der von ihm selbst gegründeten anzugehören, ging er aus dem Nationalcharakter und aus seiner Zeit hervor, und vielleicht war auch sein Schicksal wie es sein mußte. Weil seine Poesie eine besondere Naturoffenbarung war, die mit seinem Leben in unmittelbarer Wechselwirkung stand; und da seine Gedichte die eigene lyrische Form waren, in welcher die Saat der Melancholie bei ihm ihre Blüthen brachte; deshalb mußte vielleicht sein Leben erstorbens- und willenlos dahinfließen, wie das um die Hügel und zwischen den Steinen sich schlängelnde Bächlein, gleichsam das Accompagnement des Thema's, das sein Geist vorzutragen hatte. Dessen schien er auch selbst in einzelnen Augenblicken sich bewußt zu werden, und in einem solchen sang er einmal in, von ironischer Laune und choleristischer Genußsucht gemischter Stimmung:

„Enthaltsamkeit, der Weisen Zier!
Die dauernd-zähe Freude mir
Verspricht in grünblich-langem Leben;
Da nimmst mir wohl nicht übel, daß
Wir in Galopp, als hetzet Spott,
Doch lieber sind des Daseins Reben!“

P. L. Möller.

Bücherschau.

J. Kramers, geographisch-statistisch-historisch handbock of beschrijving van het wetenswaardigste uit de natuur en geschiedenis der aarde en harer bewoners. (Geographisch-statistisch-historisches Handbuch oder Beschreibung des Wissenswerthesten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.) Gouda. G. B. van Goor 1848.

Ein Werk, was, zwei Bände bildend, in 18 bis 20 Lieferungen à 4 Bogen vollständig sein wird, und von dem uns bereits die ersten 14 Lieferungen vorliegen, so daß wir schon jetzt ein völlig erschöpfendes Urtheil darüber abzugeben vermögen.

Der erste Band umfaßt neben einer Einleitung (Fixsterne, Planeten, Kometen u. s. w.) in allgemeinen Zügen das Wissenswertheste über die Erde, (Gestalt, Größe, Bewegung derselben u. s. w.) über die Luft, das Wasser und das Festland, und geht sodann zur speciellen Betrachtung der einzelnen europäischen Länder über. Der zweite Theil, von dem uns nur erst vier Lieferungen vorliegen, beschäftigt Europa mit der Behandlung Deutschlands, Italiens, der Schweiz, Belgiens und der Niederlande, und wird sodann Asien, Afrika, Amerika und Australien betrachten, jedoch, wie aus dem auf Europa verwendeten Raum gefolgert werden muß, in einer sehr beschränkten Weise. Jedes einzelne der bis jetzt uns vorgeführten Länder, unter denen und Holland und Belgien noch gänzlich fehlen, wird wohl auch seiner Lage, seinen Grenzen, seiner Größe und seiner Bevölkerung geschildert. Wir werden über die Natur seines Bodens und seiner Gewässer, sein Klima, seine Erzeugnisse, seine Einwohner, seine Geschichte, Kunst, Literatur und Sprache unterrichtet. Wir erhalten Nachweise über die Landes-Religion, über die Regierungsform und die Finanzen, über die einzelnen Provinzen und deren bedeutendste Städte und Ortschaften, sonst über Alles, was in geographischer, statistischer oder historischer Beziehung nur einigermaßen von Wichtigkeit ist. An guten Handbüchern dieser Art steht es in Holland nicht; namentlich erinnern wir uns eines vortrefflichen, im Jahre 1841 bei J. H. Laaman in Amsterdam erschienenen Werkes „de aardbol,“ mit dem das vorliegende in seiner Beziehung sich messen kann; dennoch verdient das Werk von Kramers alle Beachtung, und dürfte fähig in der Bibliothek seines gebildeten Holländers zu stehen. Sein übersichtliches Material ist in hohem Grade übersichtlich und klar geordnet, in eine kurze aber bestimmte Sprache gekleidet, so weit wir es übersehen können, zwar nicht immer aus eigenen Studien, aber aus sehr guten Quellen hervorgegangen. Namentlich zeichnet sich in dieser Beziehung dasjenige aus, was uns über unser deutsches Vaterland geboten wird. Die Nachrichten über Deutschland sind bis auf Einzelnheiten, z. B. daß trotz aller Verscherungen der Geschichte uns noch immer das Verdienst der Erfindung der Buchdruckerkunst streitig gemacht, und dem Holländer Laurenz Coster aus Haarlem zugeschrieben wird, zuverlässig und erschöpfend; auch sind die Urtheile über unsere Sprache, Literatur und unsern Charakter vorurtheilsfrei und gerecht, und auf ein tiefes Verständniß unserer Natur und unsers Gemüths gegründet. Wenn auch in der kurzen Skizze über unsere Poesie A. v. Kotzebue an Talent mit Göthe verglichen wird, so heißt das für uns Deutsche einen Sprachen neben einen Aber stellen. Dergleichen Schattenpunkte können indeß bei einem so umfangreichen Werke kaum in Betracht kommen, zumal sie durch so viele Lichtseiten vergessen gemacht werden. Mit großem Interesse haben wir vor Allem die Darstellung der deutschen Bewegungen im Jahre 1848 gelesen, und daraus ersehen, daß der Verfasser unsere Zustände genau erkannt hat. Ein Ausländer entrollt uns hier das ganze traurige Gemälde unserer letzten Vergangenheit, er erkennt das hohe Ziel unseres Strebens und unserer Begeisterung an, er erkennt die Zeichen der Reaktion in Deutschland, aber vergißt auch die Urtheilsmacht nicht, in die unser Volk so vielfältig verfallen ist; er spricht von der sklavischen Zeit des deutschen Bonpartismus und nennt sie eine Zeit der Verwirrung und

Digitized by Google

Gesetzlosigkeit, von der die Geschichte kein Beispiel kennt.

Viel Fleiß ist ferner auf die Beschreibung der großen Städte und ihrer Umgebungen verwendet worden, und so kurz auch alles dargestellt ist, es werden wenige Haupt-Punkte fein, über die man sich hier nicht vollständig Raths erholen könnte.

Während das oben angedeutete Werk „des nordischen Welt ausführlicher und umfassender ist, nach der Art seiner Bearbeitung fast den Namen eines Kunstwerks beansprucht, Welt und Menschen von einem weit höheren Standpunkte und mit mit ganz anderen Absichten betrachtet, ist das Werk von Kramers ein Lehrbuch im vollsten Sinne des Wortes, ein Buch für Jedermann, in dem die Individualität des Schreibenden weiß ganz und gar vor dem Gewichte nackter Data und der rein Thatsächlichen und Bestehenden in den Hintergrund tritt. Für den praktischen Gebrauch ist es daher jedenfalls sehr empfehlenswerth, und unzweifelhaft gebührt ihm ein ehrenvoller Platz in der holländischen Literatur. W.

Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1848.

Sitzung vom 14. Juni.

1) Ueber Molybdän. — Herr L. Svanberg trug einen Aufzug über die Abhandlung vor: „über einige Molybdänverbindungen und über das Atomgewicht dieses Metalls," welche heute von ihm gemeinschaftlich mit Herrn Struwe zur Einführung in die Verhandlungen der Akademie eingeliefert wurde. Der Vortrag enthielt:

„Die Chemiker, welche früher mit Molybdän, schon von der Entdeckung desselben an, gearbeitet haben, sind Scheele, Pelletier, Jssenmon, Heyer, Anprecht, Hjelm, Richter, Buchholz, Brandel, Berzelius, H. Rose. Obgleich viel über dieses Metall noch nicht erörtert ist, sehen wir es für wichtig an, das Atomgewicht desselben mit Genauigkeit zu bestimmen, weshalb wir auch vornämlich unser Versuche um dieses Ziel concentrirten, zu welchem wir schließlich kommen werden. Da indessen kein Plan, welcher sich auf gute Gründe stützt, entworfen werden konnte, um dieses Atomgewicht zu bestimmen, ohne im voraus die Art und Weise zu erforschen, eine reine Molybdänsäure zu bereiten, so wie die Methoden, konstante Molybdänsauerverbindungen darzustellen, so glaubten wir damit anfangen zu müssen, dieses Prälminarverhalten zu studiren.

Neutrales molybdänsaures Kali erhält man am besten dadurch, wenn man in einer Flasche dreifach molybdänsaures Kali mit einem Ueberschuß von Kali in Alkohol gelöst, schüttelt, wodurch die Auflösung des Salzes sich wie ein Oel auf dem Boden der Flasche absondert. Nach dem Auswaschen mit Alkohol und Abdunsten schießt das Salz in vierseitigen Prismen, mit zwei Abstumpfungsflächen, an, welche man an den kleinern Seitenflächen findet. Es ist äußerst leichtlöslich im Wasser. Das wasserfreie Salz schmilzt bei einer sehr hohen Temperatur, aber wenn der Tiegel, in welchem die Schmelzung gemacht ist, abkühlt, so gerüstt es zu einem weißen Pulver, welches Zerfallen höchst interessant zu sehen ist. Das Salz zerfließt in der Luft und zieht allmählig Kohlensäure an, wodurch es zu andern Salzen übergeht. Das über Schwefelsäure getrocknete Salz enthält nur so viel Wasser, daß es einem halben Atom entspricht, weshalb dieses Salz durch die Formel $K\,\dot{M}o + \frac{1}{2}\,\dot{H}$ repräsentirt werden sollte.

Zweifach molybdänsaures Kali hat nicht hervorgebracht werden können. Dagegen erhält man

Dreifach molybdänsaures Kali, wenn man dreifach molybdänsaures Kali, wenn man tropfenweise und unter beständigem Umrühren concentrirte Salpetersäure zu einer Lösung von Molybdänsäure in kohlensaurem Kali setzt. Die Zusammensetzung des Salzes entspricht der Formel: $3\,\dot{K}\,\dot{M}o^3 + \dot{K}\,\dot{M}o^3 + 6\,\dot{H}$, aber wenn man die Gegenwart eines zweifach sauren Salzes nicht annehmen will, der Formel:

$$3\,\dot{K}\,\dot{M}o + 5\,\dot{K}\,\dot{M}o^3 + 12\,\dot{H}.$$

Dreifach molybdänsaures Kali erhält man wohl direkt durch Zusatz einer abgemessenen Quantität Salpetersäure zu einer Lösung von Molybdänsäure in kohlensaurem Kali, aber dabei werden äußerdem gewöhnlich andere Salze gebildet, welche man entdeckt, wenn man den Niederschlag unter dem Mikroskop betrachtet. Am reinsten erhält man es, wenn man das vorhergehende Salz in Wasser löst, oder es nur mit Wasser digerirt, und später alles der Ruhe überläßt, wobei das dreifach molybdänsaure Kali allmälig in kleinen, feinen Nadeln anschießt, welche, wenn das Anschießen langsam vor sich geht, einen gewissen Seidenglanz bohen.

Wasserfreie Salze von viersachen und fünfsachen molybdänsaurem Kali sind ebenfalls analysirt worden. Das erste Salz ist krystallinisch; das letzte nicht. Durch Kochen mit Salpetersäure kann man aus den Kalisalzen das Kali nicht ausziehen.

Neutrales molybdänsaures Natron krystallisirt in kleinen Rhombodoren, mit ganz spitzen Winkeln; ist leichtlöslich in Wasser; schmilzt leicht beim Erhitzen und gerinnt beim Abkühlen krystallinisch; die Formel $Na\,\dot{M}o + 2\,\dot{H}$.

Zweifach molybdänsaures Natron krystallisirt in vierseitigen Prismen; ist leichtlöslich in Wasser, wenngleich schwer löslich nach dem Glühen; es wird nicht in dreifach und neutrales Salz gelegt, wenn die Auflösung desselben in Wasser erwärmt wird. Die Formel: $Na\,\dot{M}o^2 + \dot{H}$.

Dreifach molybdänsaures Natron. Setzt man tropfenweise concentrirte Salpetersäure zu einer concentrirten Lösung von Molybdänsäure in kohlensaurem Natron, so scheidet sich kein Doppelsalz aus, wie es auch mit dem Kalisalze der Fall ist; aber sehr bald so lange mit dem Hinzufügen von Salpetersäure fort bis die Flüssigkeit stark auf Säure reagirt, so scheidet sich allmählig dreifach molybdänsaures Natron als ein voluminöser Niederschlag aus. Dieses Salz, welches weit leichtlöslicher in Wasser ist als das entsprechende Kalisalz, krystallisirt in Nadeln; geglüht, schmilzt es und gerinnt beim Abkühlen krystallinisch. Die Zusammensetzung dieses krystallisirten Salzes ist $Na\,\dot{M}o + 7\,\dot{H}$.

Neutral molybdänsaures Ammoniumoxyd erhält man, wenn man die Molybdänsäure in großem Ueberschuß von Ammoniak auflöst und Alkohol hinzusetzt, wodurch das Salz gefällt wird.

Zweifach molybdänsaures Ammoniumoxyd scheidet sich als ein wasserfreies Salz in Pulverform ab, wenn man etwas stark eine Lösung von Molybdänsäure in Ammoniak verdunstet, wobei es beständig ammoniakalisch riecht. Die Zusammensetzung ist: $\dot{N}\,\dot{H}^4\,\dot{M}o^2$.

Doppelsalz zwischen zweifach und dreifach molybdänsaurem Ammoniumoxyd, $\dot{N}\,\dot{H}^4\,\dot{M}o^2 + \dot{N}\,\dot{H}^4\,\dot{M}o^3 + 3\,\dot{H}$, bildet sich, wenn man eine Lösung von Molybdänsäure in Ammoniak in der Wärme zur Krystallisation abdunstet, oder, wenn man eine solche Lösung langsam in der Luft zur Krystallisation verdunsten läßt. Es bildet große sechsseitige Prismen mit zwei Abstumpfungsflächen; die Krystalle sind immer klar und farblos, und verändern sich nicht in der Luft.

Vorstehende bildet mit Molybdänsäure eine große Menge Salze, welche theils krystallisirbar, theils amorph sind; theils löslich, theils unlöslich im Wasser.

Neutral molybdänsaurer Baryt, $Ba\,\dot{M}o$, wird als ein krystallinisches Pulver gefällt, sowohl wenn man das neutrale Ammoniumoxydsalz zu Chlorbaryum setzt, wie auch, wenn man vorher eine der beiden Solutionen mit Ammoniak übersättigt.

Dreifach molybdänsauren Baryt, $Ba\,\dot{M}o^3 + 3\,\dot{H}$, erhält man durch Fällung mit dem entsprechenden Kalisalz in einer Lösung von Chlorbarym. Der Niederschlag ist nicht krystallinisch. Beim Glühen schmilzt er, und gerinnt nach dem Abkühlen krystallinisch.

Baryt-Doppelsalz, $Ba\,\dot{M}o^3 + Ba\,\dot{M}o^3 + 6\,\dot{H}$, erhält man als einen flockigen, unkrystallinischen Niederschlag, wenn man eine Lösung von Chlorbaryum zu einem der entsprechenden Ammoniumoxydsalze setzt. Dieses Salz löst sich ziemlich in Wasser; beim Glühen schmilzt es, und gerinnt beim Abkühlen krystallinisch.

Neunfach molybdänsaurer Baryt, $Ba\,\dot{M}o^9 + 4\,\dot{H}$, wird durch Einwirkung verdünnter Salpetersäure auf das neutrale Salz gebildet. Er krystallisirt in kleinen seidenglänzenden Prismen, welche an beiden Enden mit Endflächen zugespitzt sind. Das Salz ist nicht allein unlöslich in kaltem und warmem Wasser, sondern auch in salpetersäurehaltigem.

Neutral molybdänsaurer Bleioxyd, $Pb\,\dot{M}o$, bildet sich und wird unkrystallinisch niedergeschlagen, wenn man zur Fällung des salpetersauren Bleioxyds eine Lösung von dreifach molybdänsaurem Kali anwendet. Ist etwas löslich in Wasser.

Neutral molybdänsaures Silberoxyd, $Ag\,\dot{M}o$, erhält man als einen gelbweißen, flockigen Niederschlag. Ist etwas löslich in Wasser, doch mehr in salpetersäurehaltigem Wasser. Ein fünfes Doppelsalz, $Ag\,\dot{M}o^3 + Ag\,\dot{M}o^3$, erhält man, wenn man salpetersaures Silberoxyd mit dreifach molybdänsaurem Kali fällt, wobei nicht das entsprechende Silbersalz niedergeschlagen wird. Auch dieses Salz ist flockig und etwas in Wasser löslich.

Das Verhalten der Molybdänsäure zur Phosphorsäure ist von einer besonders eigenen Art.

Das Atomgewicht des Molybdäns wurde 1818 von Berzelius, durch Versuche der Quantität molybdänsauren Bleioxyds, welche durch Fällung eines gegebenen Gewichts salpetersauren Bleioxyds erhalten wurde, ergründet. Berzelius (Lehrbuch der Chemie, fünfte Auflage III. Theil, Seite 1208) setzt selbst die daran abgeleitete Bestimmung des Atomgewichts, 596.101 für das Molybdän als seltenerhalt an, weshalb wir eine Serie von Versuchen anstellten, um dem wahren Werthe so nahe als möglich zu kommen.

Durch Zusammenschmelzen von molybdänsauren mit kohlensauren Alkalien haben wir in drei Versuchen gefunden, daß 100 Theile Molybdänsäure dabei antreiben

1	2	3
31.4954.	31.3749.	31.4705 Theile Kohlensäure,

und wenn man hiernach das Atomgewicht des Mo-

Digitized by Google

hydrats berechnet, so wird es, wenn man das Atomgewicht der Kohle annimmt — 75.12 (a)
— 75.00 (β)

	α	β
dem Versuche gemäß I.	573.524	573.143
II.	576.858	576.476
III.	574.216	573.484
Medium:	574.866	574.484

Molybdänoxidchlorid ist von uns analysirt worden, und dabei haben wir gefunden, daß es 34.622 Procent Chlor enthielt. Dieses führt zu derselben Zusammensetzung, welche Herr Rose früher angegeben hat, oder Mo $\ddot{C}l_{\frac{1}{2}}$ + $\dot{M}o$.

Analyse des Schwefelmolybdäns. Bei Untersuchung des nativen Molybdänglanzes haben wir gefunden, daß

Sm.	Sm. Sch.
1) 1.4076 Molybdänglanz von Lindaas gaben	1.3367 0.0427
2) 1.4000 „ „ „	1.3299 0.0412
3) 2.247 „ „ „	2.0335 0.0359
4) 1.371 „ „ Bodnø „	1.2348 0.0430

Notizen.

[Nordische Sängerinnen in London.]

Neben Jenny Lind glänzten in der letzten Saison der italienischen Oper in London, die schwedische Sängerin Fräulein Mathilda Anderstein und die dänische Fräulein Ewers. Die Erstere debütirte als „Amalfissa", die Letztere in der Titelrolle der Oper „Norma", Beide mit vielem Beifalle. Fräulein Anderstein ist gleich Fräulein Lind eine Elevin von Manuel Garcia, gehört und derselben dramatischen Schule an und Kenner prophezeihen ihr eine gleich glänzende Laufbahn, als ihre bewunderte Vorgängerin.

[Zänische Preisverordnungen.]

Die Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen, hat für das Jahr 1849 folgende Preisbewerbungen ausgeschrieben:

Mathematische Wissenschaften: Eine vollständigere Untersuchung als die jetzt vom mathematischen Standpunkte aus geschehen ist, der Lehre von dem Widerstande einer Flüssigkeit gegen einen in derselben sich bewegenden festen Körper betreffend.

Physische Wissenschaften: Eine auf Beobachtungen gegründete Entwickelungs-Geschichte der den Formen Holyneadea Acetabularieae und Corallineae, so wie den Geschlechtern Lingora, Actinotrichia und Galaxaura gehörenden, im Meere sich befindenden organischen Körper, die bald Kalk ausscheiden, bald sich allmälig in Kalk einhüllen, und über deren Natur und Wesen man noch kein sicheres Urtheil hat, so daß man sie bald zum Thier-, bald zum Pflanzenreiche rechnet.

Philosophische Wissenschaften: Eine kritische Darstellung der sogenannten communistischen Lehre vom Eigenthumsrechte in ihren verschiedenen Entwickelungsformen.

Historische Wissenschaften: Die sogenannten Goldbracteaten, die im Norden häufig vorgefunden werden und von welchen viele in den Museen der nordischen Reiche oder denen anderer Länder aufbewahrt sind, zu beschreiben und zu charakterisiren; zu untersuchen, inwiefern jene Ueberbleibsel der Vorzeit Nachahmungen byzantinischer oder orientalischer Vorbilder oder nordische Originale seien, ob sie von fremden Ländern eingeführt, oder im Norden gearbeitet sind; endlich, soweit als möglich die auf ihnen befindlichen Darstellungen und Schriftzeichen zu erklären.

Ferner:

Für das Thott'sche Legat: Eine neue Analyse der Bestandtheile der Hollunderblumen und namentlich sind in dieser Beziehung die Stoffe, begleitet von Proben der bei solcher Analyse vorgefundenen Stoffe.

Für das Classen'sche Legat: Eine ausführliche Abhandlung, die zeigt, welche von den Rohprodukten Dänemarks sich am besten und vortheilhaftesten zur Begründung einer Fabrikation eignen, namentlich eine solche, die bis jetzt gar nicht oder wenig beachteten Produkten.

Eine Darstellung der Bäckerei in Dänemark und eine Untersuchung inwiefern diese in dem treten Verhältnisse zu den Erfahrungen und der Einsicht der Jetztzeit steht.

Für Etatsrath Schou's Legat: Eine wissenschaftliche Darstellung des Begriffs Sprachgehör in einer lebenden, durch Schriften hinlänglich und guter Beobachtungen bereits während einer längern Periode ausgebildeten und durch den Gebrauch fertigen Sprache, von einer Darstellung, inwieweit überhaupt eine Sprache der Natur und Bildungsstufe als die dänische, in ihren Beziehungen nach Sprachreinheit oder Anschließung von fremden Wörtern und Redearten zu gehen hat, begleitet.

Die Zeit, binnen welcher die Preisbewerbungen einzuliefern sind, ist auf Ende August 1851 bestimmt, und sie können in lateinischer, französischer, englischer, deutscher, schwedischer oder dänischer Sprache abgefaßt sein.

[Unterhaltung der Wissenschaften in Schweden.]

Der König von Schweden hat zu Reisestipendiungen und zur Herausgabe von verschiedenen Schriften, aus seinem Privatfonds 2000 Rthlr. Banko für das Jahr 1849 bestimmt. Unter den Reisestipendien sind mehrere für medicinische, chirurgische, botanische und hüttenkundige Schwedische Gelehrte im Auslande, darunter einen für das Studium der in London aufbewahrten Linnéischen Sammlungen. Auch für den so wichtigen Bodenunterricht ist eine Summe bestimmt, und Magn. Elendal wird eine Reise in Dänemark und Deutschland unternehmen, um sich mit den zur Hebung von Bodenschätzen in diesen Ländern befolgten Instituten bekannt und später seine Erfahrungen für die schwedischen Schullehrer-Seminarien fruchtbringend zu machen. Von den Unterstützungen zur Herausgabe von Schriften, nennen wir die an Strinnholm's Svenska folkets historia, Bd. IV., den man selbst noch in diesen Jahre erwarten darf, und gleichfalls eine zur Hebung des Volksunterrichts, nämlich zu der für Buchhändler Mag. C. A. Bagge in Stockholm erschienenen Tidskrift för läsare och uppfostrare.

[Motala's mechanische Fabriken.]

Die mechanischen Fabriken in Motala in Schweden befinden sich in fortgehender Entwickelung und ihre schönen und soliden Fabrikate werden im ganzen Norden gesucht. — Kürzlich hat zwei große eiserne Dampfschiffe dort gebaut, die für die schlechtere Kommunikation zwischen den nordischen Städten bestimmt sind, und von denen der eine, zur Krimenung des berühmten Gelehrten, den Namen Berzelius erhalten hat. Die Fabriken beschäftigen gegenwärtig 316 Arbeiter der verschiedenen Gewerke und 14 Ochsen, unter diesen kommen 1 Bauer und 1 Knecht. Die ganze Bevölkerung der Fabrikanlage beträgt 963 Personen.

[Ein sprachkundiges Mädchen von einem Bären entführt.]

Obwohl die auf den Festen und den Landstrecken Jahr aus Jahr ein nomadisirenden Lappen, oft dem Bären auch während der Perioden, wo er in einer weniger guten Laune ist, begegnen, gehört es doch zu den Seltenheiten, daß er Menschen anfällt, wenn er nicht gerade von diesen irritirt wird. Inwiefern einzelne Fälle sind eingetreten, die zwar als Andeutungen von jener Regel, doch die Vermuthung bestärken, daß ein Zusammentreffen mit dem Bären während des August-Monats gefährlicher ist, als sonst und daß es ihn nur dieß Zeit leicht einfallen kann, den Beweis zu führen, daß er „Herr des Waldes" ist. Eine schwedische Zeitung liefert folgendes Beispiel, für die Richtigkeit dieser Vermuthung:

Eines Tages um die Mitte des August-Monats, gingen ein Knecht und ein Mädchen hinaus, um auf den Neuntheilungen der Eltern und des Gutsbesitzers zu sehen. Die Aeltern befanden sich auf einem waldbewachsenen Terrain, am Fuße des hohen Wallis Berggipfels. Nicht abwend, hier in diesen freilichen Orte von irgend einem Feinde angefallen zu werden, sahen sie plötzlich einen aus dem Walde heraustürmenden Bär die Neuntheere auf der Weide hin jagen und sie nach verschiedenen Richtungen in die Flucht zu treiben. Nachdem Aller Besitz ist der Familienname des Bärs, der den gemeinen Mann in dieser Weise die Gegend schnell reorganisirt hatte, entdeckte er, daß noch andere, als nervhafte Wesen hier zugegen seien und suchte Luft, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Er trabte also zuerst auf eine Birke zu, unter deren schattiger Krone der Knecht im ersten Schrecken hinaufgeklettert war. Alle stellte sich auf die Hinterfüße und streckte sich längs des niedrigen Stammes der Birke hinauf, ohne doch den jungen, zitternden Lappen mit seinen Klauen zu erreichen. Nachdem er vergeblichte Versuche hinaufgeklettern, gemacht hatte, änderte er seinen Operationsplan, und unter einem fortwährenden Gebrauch seiner tiefen Baßstimme, deren Töne von den hohen Felsenmauern der Wallis wiederhallten, begann er mit einer solchen Gewalt an der Birke zu rütteln, daß der erschrockene Knecht sich gegen das herunterfallen faß nicht zu schützen wußte, und offenbar dem Herrn des Waldes direct in die Arme herabgefallen wäre, wenn dieser nicht zum Glück, selbst müde von dem Schütteln, damit eingehalten hätte.

Mit einem unbeilvollen Brummen schien Nalle sich nach den Aeußerungen seines Zornes zu recreiren zu wollen. Aber der Instinct führte ihn auf die Spur des verschwundenen Mädchens, das in einiger Entfernung von dem Platze sich unter den Schutz eines großen Granitblockes begeben hatte, der von der Natur so gebildet war, daß das Mädchen wie von einem Dache bedeckt, unter ihm lag. Diese Entdeckung trat für das Verhältniß des Knechts auf der Birke vergessen; in wenigen Minuten kannt er vor der Felswand und musterte die junge Lappländerin, die, in andern Fällen von seinen Klauen an den Tag gefördert worden, von oben bis unten bald der Länge, bald der Breite nach gemessen ward. Als das Convolutions des Bärs seine Sympathieen bei dem Mädchen erregte, das im Anfange es noch wagte, sich gegen sein etwas zudringliches Betasten zu wehren, gab er zuletzt seinen Verdrang durch ausdrucksvolle Grimassen und anderes grausthaftliches Verhalten zu erkennen. Der um den Leib des Mädchen befestigte Kragen, der nach lappländischer Sitte mit verschiedenen Silbervergierungen garnirt war, wurde von dem ungeduldigen „Herrn des Waldes" ergriffen und einen ledernen Ueberrock, den das Mädchen, der Wärme wegen abgenommen und an ihre Seite gelegt hatte, riß er in tausend Stücken. Hierauf schien er die Lust des Mädchens und trug es weit in den Wald hinein, während er ab und zu ihre Brust und andere Stellen ihres Körpers mit blutigen Zeichen versah und so zu bezeichnen schien, daß es, als der Bär es endlich leidlich, nicht mehr ihrem Leite zurück zu gehen vermochte.

Nachdem der Bär in solcher Weise sich und vermochte Mädchen verlassen war, ging er noch einmal nach der hartnäckigen Birke zurück, um sich mit dieser umbergabelgen. Es glückte ihm indessen nicht, weder den Knecht herunterzuschütteln, noch den Baum umzureißen, und gegen Abend endlich entfernte er sich unter einem wüthigen, durchdringenden Brummen.

Der Knecht, der während des ganzen Tages Vogel auf den Zweigen der Birke gepfiffen hatte, fing hinunter auf die Erde, und nur mit Mühe gelang es ihm, in der Abenddämmerung das entführte Mädchen wieder zu finden, das einige Meilen darnach starb. Inwiefern ihr Tod eine Folge ihres Abenteuers mit dem Bären war, weiß man nicht, daß aber der Schreck unverkennbarlich auf ihre Gesundheit einwirken mußte, ist natürlich.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bäbeler. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

25. Mai. № 34. 1849.

Inhalt:

I. **Politik und Tagesgeschichte.** Correfvondenten und Zeitungsschau. Dänemark: Offenes Schreiben an Sr. Excellenz den Generallieutenant von Prittwitz. — Vom Kriegsschauplatze: Der Rückzug des Generalmajor von Nye. Die officielle Mittheilung des Kriegsministeriums über das Gefecht am 23. April bei Kolding. — Die Times in der deutsch-dänischen Frage. — Holland: Einzug und Huldigung des Königs Wilhelm III. in Amsterdam am 11. und 12. Mai. —

II. **Literatur Wissenschaft und Kunst.** Zur Geschichte der dänischen Musik von C. Lebrecht. — Der niederländisch literarische Congreß zu Gent. — Bücherschau: Kongeriget Norges Stats-Kalender. — L. A. J. W. Baron Sloet, bei zugedeckt unter voorvaders. — S. C. Snellen van Vollenhoven, bijdrage tot de Fauna van Nederland. — Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften. — Briefwechsel.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Correfvondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Offenes Schreiben *)

an

Sr. Excellenz den Herrn Generallieutenant von Prittwitz,

Obergeneral der deutschen Armee in Jütland.

Ew. Excellenz

schließen die unterm 29. April d. J. an die Einwohner Jütlands gerichtete Proclamation mit folgenden Worten:

„Daß gegen Eure Personen und Eigenthum keine Willkühr wird geübt werden, dafür bürgt Euch die erprobte Mannszucht und der Ruhm der von mir geführten Krieger."

Für die Wahrheit der Worte Ew. Excellenz hatte schon der vorjährige Feldzug den Bewohnern Jütlands Beweise geliefert, und abgesehen von einzelnen Unordnungen, die wohl in jedem Kriege und unter jeder Armee von 50,000 Mann nicht zu vermeiden sind, ließen selbst die Dänen dem Benehmen der deutschen Truppen volle Gerechtigkeit widerfahren und lobten einstimmig das humane Benehmen sowohl der Officiere als der gemeinen Soldaten. Wenn auch mit schwerem Herzen, sah man deshalb wenigstens ohne Furcht dem Wiedereinmarsch der Reichstruppen in diesem Jahre entgegen. Ja selbst das Erscheinen der Schleswig-Holsteiner und der diesen einverleibten, in gutem Andenken stehenden Freischaaren, die begreiflicherweise von den Dänen mit andern Augen betrachtet werden, als die deutsche Krieger, der nur seine Pflicht erfüllt, indem er die Waffen gegen Dänemark trägt, wurde mit Ruhe erwartet, denn sie bildeten ja einen Theil der deutschen Armee Ew. Excellenz', und Deutschlands Ehre haftet ja ebensowohl für das Benehmen dieser Truppen wie für das der eigentlichen Reichstruppen. Kaum aber hatten die schleswig-holsteinischen Truppen die Grenzen überschritten, als aus Kolding Scenen gemeldet wurden, zu deren Beschönigung man die lügenhaftesten Gerüchte über die Koldinger verbreitet. Mögen die ersten Nachrichten über die Unordnungen auch sehr übertrieben gewesen sein, und das sagen selbst dänische Blätter, so beweist doch die strenge Ahndung des General Bonin, daß hinlänglicher Grund zur Klage vorgelegen hat. Wenn daher auch Ursache vorhanden war, Schlimmes zu erwarten, so konnten wir doch unmöglich den aus Dänemark uns zugegangenen Nachrichten Glauben schenken, welche meldeten: „daß die jütischen Bauern auf den Schanzen vor Friedericia dem Feuer ihrer eigenen Landsleute bloßgestellt würden." Wir hielten es für Ammenmärchen und für Produkte einer aufgeregten Phantasie und ängstlichen, gedrückten Stimmung. Jetzt aber bestätigen mehrere deutsche Quellen diese Nachrichten, und wenn wir auch allerdings kein großes Vertrauen in ihre Wahrhaftigkeit in dänischen Angelegenheiten setzen, so können wir doch nicht vermuthen, daß sie zum directen Nachtheil der deutschen Sache lügen werden.

Die Börsenhalle erzählt in ihrer Nr. 11,482:

„Die Dänen in Friedericia werden nicht müde, von Zeit zu Zeit und fast täglich unsere Schanzarbeiten mit Bomben zu begrüßen, von denen jedoch die wenigsten Schaden anrichten; wird man etwas zu zudringlich, so müssen die an unseren Schanzen mitarbeitenden jütischen Bauern die Köpfe hervorstecken, worauf das Schießen der Dänen sogleich aufhört. So am 15., wo von 19 feindlichen Bomben nur eine einzige unsere Schanzen traf und zwei Mann tödtete; kaum aber hatte der General Bonin die Bauern höher gestellt, als sie sonst zu stehen pflegten, da war es mit der dänischen Kanonade aus."

In dem Hamburger Correspondenten Nr. 119 heißt es:

„Als es nachgerade Zeit, den dänischen Neckereien ein Ende zu machen; zwar hat man den Bombenwerfen des Feindes auf unsere Schanzen dadurch ein Ziel zu setzen gesucht, daß man die Schanzarbeiter, größtentheils jütische Bauern, den feindlichen Schüssen bloßgestellt hat, worauf die Dänen jedesmal so höflich gewesen sind, die Kanonade einzustellen."

Ferner die Kölnische Zeitung Nr. 121:

„Bei den Schanzarbeiten vor Friedericia wurden unsere Truppen häufig von den Schüssen der Dänen gestört. Man hat deshalb den Feinde durch einen Parlamentair angezeigt, daß, falls diese Benunruhigung nicht aufhöre, jütische Bauern allein zum Schanzen verwendet werden sollten. Wirklich hat man, so oft das Feuern aus der Festung wieder begann, diese Bauern als Zielscheibe exponirt, worauf dann jedesmal das Schießen eingestellt wurde."

Und endlich die Lübecker Zeitung Nr. 75:

„Ein Parlamentair hatte den Dänen die Alternative gestellt, entweder das Schießen auf die Schanzarbeiten einzustellen, oder es würden zu den betreffenden Arbeiten die Bauern requirirt werden, und dann könnte man ruhig weiter schießen." —

Ergeellenz! Entweder sind diese Nachrichten wahr oder unwahr. Im letztern Falle verdienen

*) Schon früher waren auch uns aus Kopenhagen ähnliche Mittheilungen, wie die in diesem Briefe enthaltenen, gemacht. Wir hatten sie zurück, weil wir sie für Missverständnisse hielten und noch halten. Sehr erwünscht wäre es aber allerdings, wenn solche Nachrichten officiell widerlegt würden. Wir tragen jetzt kein Bedenken, diese Aufforderung dazu zu veröffentlichen, nachdem deutsche Blätter die Thatsachen mittheilen, und es würde uns freuen, wenn wir im Stande sein sollten, bald die Widerlegung abdrucken zu können. D. Red.

Digitized by Google

die leichtsinnigen Verbreiter solcher Nachrichten, die sich nicht entblöden, der deutschen Ehre Schimpf anzuthun, und den eigenen Charakter durch elende Mittelein in einer Sache, wo zwei Völker schon so viel edles Blut vergossen haben, genügend bethätigen, wenn auch nicht den „Kugeln", so doch der Schande „Klotgefielle" zu werden. Sind diese Nachrichten aber wahr, dann fordern wir Ew. Excellenz im Namen der Gerechtigkeit, der Humanität und der Ehre der deutschen Waffen auf, solchem Verfahren ein Ende zu machen und die Schuldigen unter welchen ja — wir bezweifeln es aber — ein preußischer General sein soll, zur Verantwortung zu ziehen.

Die Gerechtigkeit fordert es doppelt, weil Ew. Excellenz die Sicherheit der Person ausdrücklich garantirten und weil dieselbe Partei, die sich — vorausgesetzt, daß die Nachrichten wahr sind — solche Gräuel erlaubt, sich nicht entblödet, tagtäglich durch schändliche Verläumdungen die dänische Nation, die bis jetzt, wenn auch klein doch in der Geschichte unbefleckt und gebrt dasstand, in den Koth zu ziehen und die Erbitterung Deutschlands gegen sie zu erregen.

Wir sind aber überzeugt, daß, wenn die Pflicht auch Ew. Excellenz gebietet die Waffen gegen Dänemark zu führen, Sie doch deshalb nicht die Achtung für die dänische Nation verloren haben. Sie werden daher, je ungleicher der Kampf ist, desto weniger Etwas dulden, was den deutschen Namen nur mit einigem Grunde in den Augen der Dänen und der übrigen civilisirten Welt beflecken würde.

Leipzig, den 22. Mai 1849.

Ein Jütländer
im Namen mehrerer jetzt in Deutschland sich aufhaltenden Dänen.

Vom Kriegsschauplatze.

Amtliche Mittheilung des dänischen Kriegsministeriums.

Der Rapport über den Rückzug des General-Majors von Rye vom 7. Mai, ist noch nicht (am 12.) eingezangen. Man weiß indessen daß er, von bayerischen und sächsischen Truppen stark verfolgt, sich auf Belle zurückzog. Am 8. Mai, des Vormittags um 11 Uhr, wurde er wiederum von einer Uebermacht angegriffen und gegen Bredal zurückgedrängt. Von dort hat er sich, unverfolgt vom Feinde, hinter Hansted an, nördlich von Horsens, gezogen; gegen diese Stellung hat der Feind bis zum 9. Mai, des Nachmittags um 6¾ Uhr, keinen Angriff unternommen. General-Major v. Rye's Bericht am 8. Mai besagt sich auf ungefähr 20 Verwundete, unter welchen Captain von Göpcke, von der Batterie Hasthausen. Laut heute (am 13.) eingezangenen Rapporte bestätigen sich die obigen Mittheilungen ganz. Der Kampf am 7. dauerte von 8 Uhr Morgens bis 3½ Uhr Nachmittags. Der Verlust war 4 Todte und 25 Verwundete, unter den Letztern noch 2 Officiere, der Lieutenants von Schultz und von Lobse. — Um sich Nachricht von der Stellung des Feindes vor Frederitia zu verschaffen, ließ General-Major von Bülow am 13. Mai, bei Tagesanbruch, einen Ausfall von der Festung unternehmen. Gegen 3 Uhr stießen unsere Truppen auf den Feind, sah gleichzeitig die ganze Linie entlang, und nach einem zweistündigen Kampfe, während dessen der Feind seine ganze Stärke entwickelt hatte, zogen sie sich wieder in die Festung zurück, ohne verfolgt zu werden. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Stellung des Feindes nur als eine defensive zu betrachten ist. Unser ganzer Verlust war 1 Todter und 16 Verwundete. Die feindlichen Colonnen wurden mit ungeschwächter ganzer Wirkung von unserer Feld- und Festungsartillerie, so wie von den Kanonenbooten, beschossen. Die ganze, um Fredericia stehende feindliche Stärke wird auf 10,000 Mann, mit 5 Feldbatterien, angeschlagen.

General-Major von Rye hatte am 12. Mai, des Abends, noch seine Stellung hinter Hansted inne; sein Corps wurde am 11. alarmirt, aber nach einem unbedeutenden Zusammenstoße mit den Vorposten zog der Feind sich wieder zurück.

Aus den privaten Mittheilungen, welche die dänischen Zeitungen über General-Major von Rye's Rückzug enthalten, und den sie sämmtlich mit vielem Lobe erwähnen, theilen wir Folgendes aus Horsens, am 9. Mai 5½ Uhr des Nachmittags, mit:

Der Feind ist bis jetzt nicht vorwärts gegangen, heute Mittag stand er noch, wie gestern, bei Bredal, und weder Hedensted, noch Gonslantia, waren besetzt. Ueber die Begebenheiten des 7. und 8. sind folgende Details hervorzuheben: Der ganze Rückzug von Almindo bis Horsens 10 mile, man darf sagen, einer ausserordentlichen Ordnung bewerkstelligt worden; sämmtliche Bataillone gingen vorgestern durch Belle, und heute Morgen durch Horsens, ohne daß auch das Geringste von einer Auflösung zu spüren war; die Stimmung der Truppen übertraf jede Erwartung. Ueber die getrisse Stellung ist zu bemerken, daß das zweite Bataillon des Morgens in Gesta, und die vierte Reserve bei Haraldskjär standen; jenes zog sich darauf nach Vorbballe, um mit dem ersten Jägercorps, auf die Gefahr hin umgangen zu werden, den linken Flügel zu decken, und sie hielten sich im Walde bis nach 3 Uhr des Nachmittags. Dann aber kamen sie sehr in Gefahr und waren nahe daran, am rechten Flügel umgangen zu werden; die feindliche Kette kam ihnen so nahe, daß sie ihnen ihr „Streckt das Gewehr!" zurufen, aber vor Zwei bis Drei kamen dieser Aufforderung nach. Durch einen schnellen Rückzug — die feindliche Kette stand bereits vor der Kette des größten Bataillons — wurde das Bataillon mit geringem Verluste gerettet. Auf den verschiedenen Stellungen war Cavallerie und Artillerie stets so placirt, daß die Zurückgehenden aufgenommen wurden, ohne daß der Kampf abgebrochen ward, bis angriffen bei Bredal der Feind die Verfolgung einstellte und der Kampf aufhörte. Wenn man bedenkt, daß uns wenigstens 20,000 Mann gegenüber standen, kann man wohl mau den Triumph des Rückzugs begreifen.

Laut Privatnachrichten zog der Feind am 13. Mai, 11½ Uhr, mit ruhiger Haltung und in guter Ordnung in Horsens ein.

Die amtsblichte offizielle Mittheilung des Kriegsministeriums über das Gefecht am 23. April bei Kolding ist jetzt erschienen mit lautet folgendermaaßen:

Nachtem am 20. April die Stadt Kolding von den Vorposten des Corps des Generalmajors von Rye zwar besetzt, aber nach einem tapferen Widerstande von diesen verlassen war, wurde dieselbe vom Feinde occupirt, und Generalmajor von Rye's Corps, welches damals allein in Jütland stand, nahm eine Stellung hinter dem Almindebach ein. Die Vorposten des Feindes standen bei Petersborggaard und Snedsmölle, und feindliche Patrouillen zeigten sich bei Bjert und Almindo.

Am 23. April, nachdem die 3. und 4. Infanteriebrigade so wie die 1. Cavalleriedivision und die Batterien Marcussen und Jessen nach Jütland übergeschifft waren, beschloß Generalmajor v. Bülow vorzurücken. Seine Absicht war, durch eine allgemeine Recognoscirung zur Gewißheit über die Stärke und die Stellung des Feindes zu gelangen, und wenn der Feind nicht zu stark sei, ihn zurückzuwerfen und Kolding und Umgegend von der feindlichen Occupation zu befreien.

In Uebereinstimmung mit dieser doppelten Absicht wurde die Disposition entworfen, und am 22. des Abends empfingen die verschiedenen Truppencorps ihr Besonderen folgende Ordres:

Das Corps des Generalmajors von Rye sollte am 23. des Morgens so früh und seinen Cantonnements gegen Esbjerg und Varde anrücken, daß es um 5 Uhr dort eine Stellung einnehmen könne, während eine kleinere Abtheilung gegen Leesso vorgehen sollte. Der Uebergang über die An bei Esbjerg sei bald möglich zu bewerkstelligen und, wenn er überhaupt zu effectuiren sei, bis 6 Uhr. Darauf sollten ein Paar Bataillone durch den vorderstlichen Theil des Waldes vorgeschoben, der Wald dort besetzt werden, und namentlich sei eine Cavallerieabtheilung gegen Seest zu detachiren.

Die 4. Brigade sollte mittlerweile über Lilleballe bis zu dem Punkte, wo der Weg nach Brambrup anfängt, längs der Chaussee nach Kolding vorrücken, stets ihre Verbindung mit der 3. Brigade unterhalten, die über Gudsö und Bjert vorrücken sollte. Die Masche der Brigaden sind so einzurichten, daß diese um 6 Uhr des Morgens resp. in Brambrup und Bjert eintreffen können, um von dort weiter vorzurücken. Durch dieses combinirte Vorrücken der 3. und 4. Brigade einerseits und Generalmajor von Rye's umgehender Bewegung andererseits hoffte man, die oben erwähnte doppelte Absicht zu erreichen und zugleich möglicherweise einen Theil der feindlichen Truppen abzuschneiden. Im Falle einer Rückzugs habe jede der Truppenabtheilungen wieder dieselbe Stellung einzunehmen, die sie am 22. April hatte.

Am 22. des Abends traf von mehreren Seiten die Nachricht ein, daß die ganze Stärke der Insurgenten in und um Kolding concentrirt sei, und daß auch Reichstruppen während der letzten Tage gegen Norden vorgerückt seien.

Am 23. April 4½ Uhr des Morgens marschirte die 3. Brigade von der Nenbjerg-Stellung bei Revbjerkring auf der Hauptstraße über Bjert nach Kolding ab. Gleichzeitig erhielt die 4. Brigade der Ordre, daß wenn sie bis an Kolding vorgerückt sei, solle sie den Uebergang über die An dicht westlich vor der Stadt forciren. Gegen 8 Uhr marschirte die Brigade resp. von Bjert und Brambrup gegen Kolding ab. Die Avantgarde der 3. Brigade, bestehend aus dem 3. Jägercorps, 1 Pionierabtheilung, 1 Abtheilung der Batterie Marcussen und 2 Abtheilungen der 2. Garde-Husaren-Escadron, stieß auf die Insurgenten in einer verschanzten Stellung hinter der Mörte, die in einer Breite von einigen hundert Ellen sich zwischen der Stadt Kolding und Dyrehovsgaard erstreckt. Generalmajor v. Schleppegrell ließ sogar 2 Kanonen der Avantgarde ihre Feuer gegen die feindlichen Beschanzungen eröffnen.

Digitized by Google

die aus zwei in den Schlund offenen Schanzen bestanden; aber demungeachtet vermochte das 3. Jägercorps, das von 2 Compagnien des 5. Linienbataillons unterstützt war, nicht den Feind zu vertreiben. Generalmajor v. Schleppegrell ließ daher die 2 Abtheilungen Garde-Husaren unter Premierlieutenant v. Essenstjerna längs des Weges zum Angriff hervorreiten, während 2 Compagnien des 3. Jägercorps gleichzeitig die Front angreifen sollten. Als die Jäger aber wegen der breiten Gruben der feichten Wiese vor den Verschanzungen nicht schnell genug hervorrücken konnten, wurde der Angriff der Husaren mittelst des concentrirten Feuers von den Verschanzungen aus abgeschlagen, trotzdem, daß er mit ausgezeichnetem Muth und Schnelligkeit ausgeführt ward.

Generalmajor von Schleppegrell ließ jetzt 6 Kanonen auf die Höhen um den Kalkofen pflanzen; diese beschossen nun die vom Feinde besetzten Verschanzungen; gleichzeitig ließ er in Front von 2 Compagnien des 5. Linienbataillons und 2 Compagnien des 3. Jägercorps angreifen. Diesen verein einen Angriffen mußte der Feind weichen, und er verließ eiligst die Verschanzungen. —

Unterdessen war die 4. Brigade auf der Weiler Chaussee gegen Kolding heranmarschirt und hatte den Feind bei der nördlich von der Stadt liegenden Windmühle angetroffen, woselbst er sich in einer fast vollendeten Verschanzung festgesetzt hatte, und der er jedoch bald vertrieben wurde; da aber das Terrain hier dem Feinde sehr günstig war und unsere Truppen dagegen weder ein vortheilhaftes Artilleriegefecht einleiten, noch die Artillerie so placiren konnten, daß irgend eine bedeutere Wirkung zu erwarten gewesen wäre, so beorderte Generalmajor v. Moltke, nachdem das 5. Reservebataillon zur Verstärkung der Kette verwendet worden, das 6. Reservebataillon unter Major la Cour, die Stadt zu stürmen, welcher Befehl, ungeachtet des heftigen Widerstands der Feinde, mit Einsicht und Muth geschah. Als das Bataillon einen Augenblick durch die Uebermacht zum Stehen gezwungen ward, wurde es von 2 Compagnien des 9. Linienbataillons unterstützt; die Städte des Feindes machte es indessen zweifelhaft, ob unsere Truppen sich in der Stadt würden halten können, und Generalmajor v. Moltke setzte sich daher persönlich an die Spitze des 11. Linienbataillons und drang mit diesem in die Stadt hinein, trotzdem daß eine feindliche, südlich von der Stadt aufgefahrene Lossindige Batterie die Chaussée vor dem Thore bestrich und fortwährend ein sehr starkes Granatenfeuer gegen unsere zusammengedrängten Truppen unterhielt.

Fast zu derselben Zeit waren auch das 3. Jägercorps und das 5. Linienbataillon von der östlichen Seite in die Stadt hineingedrungen, und nach einem heftigen Straßenkampfe, während dessen der brave Commandeur des 5. Linienbataillons, Major von Schindel, seinen Tod fand, wurde Kolding von den Feinde geräumt und von den genannten Truppen der 3. und 4. Brigade besetzt.

Somit war der Feind auf dieser Seite zurückgedrängt. Es war etwas nach Mittag, als die Stadt Kolding sich vollständig in unseren Händen befand. General-Major von Rye's Corps hatte des Morgens, ungefähr 6 Uhr, sich bei der Hart-Kirche gesammelt und Vorbereitungen zu der Passage über die Au getroffen. Der General meldete indessen bereits um 6 Uhr, daß er den Uebergang nicht vor zwischen 9 und 10 Uhr des Vormittags würde bewerkstelligen können. Retognoscirungs-Abtheilungen, die gegen Ustrup und Paaby vorgesandt wurden, meldeten, daß das erstgenannte Dorf vom Feinde besetzt sei. General-Major von Rye ließ darauf eine Compagnie des zweiten leichten Bataillons, und kurz darauf das vierte Reservebataillon vorrücken; diese Abtheilungen passirten die Au mit vieler Schwierigkeit, theils indem sie einige Breter über eine alte zerstörte Uebergangsstelle hinüberwarfen, theils indem sie durch das Wasser hindurchwateten. Sobald dieser Uebergang geschehen war, drangen unsere Truppen rasch vor und warfen den Feind aus Ustrup und über die Au. Ein an der südlichen Seite liegendes Hof wurde forcirt und die Ketten bis an den Ausgang des Waldes hervorgeschoben. Der Wald war vom Feinde stark besetzt, und er zog fortwährend bedeutende Verstärkungen an sich heran, so daß General-Major von Rye, als unterdessen die Brücke des Vormittags 9½ Uhr fertig geworden war, sich genöthigt sah, nach und nach das erste Jägercorps, das sechste Linienbataillon und zwei Compagnien des siebenten Linienbataillons hervorzusenden. Um dem Besitz des erwähnten Waldes einsamen sich, theils in der Richtung nach Gjesthaven, theils nach Sest, ein heftiger Kampf, während dessen zwei Compagnien des zweiten leichten Bataillons, die die Au bei Paaby passiret waren, sich mit den übrigen Abtheilungen vereinigten. Dreimal ging der Feind zum Angriff über, aber jedesmal wurde er, trotz seiner bedeutenden Uebermacht, zurückgeworfen, und unsere Truppen waren 1½ Uhr vollständig Herr des Waldrandes. Während des langen und hartnäckigen Kampfes unterblieb der Feind ununterbrochen ein lebhaftes Feuer von einer Batterie vierundzwanzigpfündiger Granatenkanonen, welches indessen mit recht guter Wirkung von unseren sechspfündigen Kanonen beantwortet wurde. Mittelst der Schwierigkeit des Uebergangs und des heftigen feindlichen Feuers konnte General-Major von Rye's Artillerie und Cavallerie nicht die Au passiren. Die letztere hatte während der Affaire ihre Stellung an der Hart-Kirche, mit Ausnahme einiger Escadrons, die theils zur Deckung der Artillerie, theils im Vereine mit zwei Compagnien des siebenten Linienbataillons zur Deckung der rechten Flanke, in der Nähe von Hvilested-Krug, detachirt waren.

Während, wie oben angeführt, die Stadt Kolding von unseren Truppen besetzt wurde, hatte der Feind auf die, südwestlich von der Stadt liegenden Anhöhen eine sehr starke, dreizehnschüssige und zwölfpfündigen Kanonen und vierundzwanzigpfündigen Granatkanonen bestehende Artillerie aufgepflanzt, mit welcher er, sobald die feindlichen Truppen zu weichen begannen, ein gewaltsames Feuer, besonders von Granaten, gegen das Schloß und die Stadt eröffnete, welche letztere bald an verschiedenen Stellen in Brand gerieth. Da wir an diesem Tage keine schweren Caliber zu Disposition hatten, so wurden 4 sechspfündige Kanonen der Batterie Marcussen, und 2 zwölfpfündige Granatkanonen der Batterie Jessen zum Vorrücken beordert. Diese Kanonen wurden, trotz des starken feindlichen Feuers und trotz einer schwierigen Passage über eine enge Brücke neben einem brennenden Hause, theils an der Snogbäer Landstraße, unterhalb des Schloßhügels, theils auf dem Hügel selbst, bei den Stallgebäuden, placirt. Durch das wohlgezielte Feuer dieser Kanonen wurde der Feind genöthigt, sich unser Schußweite zu ziehen; da er aber jedoch mit seinem schweren Caliber die Stellen bestreichen konnte, wo unsere Artillerie placirt war, ohne daß diese im Stande war, ihm irgend welchen wesentlichen Schaden zuzufügen, so gab General-Major von Schleppegrell Befehl, daß diese Kanonen sich auch dem Feuer zurückziehen sollten.

Ein Haar Kanonenkäte, die während des Gefechts in den Koldinger Meerbusen hineingetrieben waren, thaten mehrere Schüsse nach den feindlichen Batterien, da sie indessen nicht weit genug gegen die Stadt hinaufgehen konnten, war die Wirkung nicht bedeutend, und sie mußten sich wieder entfernen, als eine feindliche Batterie nahe der Küste aufgefahren wurde.

Kurz nach Mittag liefen indessen wiederholte Meldungen vom General-Major von Rye ein, daß er nicht vermöchte, sich länger gegen die feindliche Uebermacht zu halten, und er bielt um Verstärkung an. General-Major von Bülow gab daher der vierten Brigade Ordre, sich aus Kolding bis an die Mühle nördlich der Stadt, an der Landstraße nach Veile, heranzuziehen und zwei Bataillone an das Corps des General-Majors von Rye abzugeben.

Als es nach den Meldungen des General-Majors von Rye nicht anzunehmen war, daß die ungeordnete Bewegung, auf welche der Plan kaum gerechnet hatte, wirklich durch Hülfe der abzusendenden Verstärkung, gelang genug ausgeführt werden könnte; als auch alle Nachrichten darauf hinzeigten, daß ein starkes Reservecorps von Reichstruppen während des Gefechts hervorgerückt sei, um im Nothfalle auf's Rene den Kampf, nachdem die Insurgenten geschlagen und aus ihren Stellungen vertrieben waren, anzunehmen; und als endlich, im Falle der Fortsetzung des Kampfes, die vollständige Zerstörung Koldings mit Gewißheit vorauszusehen war, indem der Feind die Stadt ununterbrochen mit einem Granatfeuer überschüttete, — beschloß General-Major von Bülow, die verschiedenen Truppentheilungen den Rückmarsch antreten zu lassen. — Dieser wurde nach den bereits früher für einen solchen Fall gegebenen Bestimmungen, langsam und in vollkommener Ordnung ausgeführt, und ohne daß der Feind zu verfolgen wagte. Die zweite Cavallerie-Brigade übernahm auf dem Rückzuge die Deckung des Corps des General-Majors von Rye.

Gegen Abend hatten sämmtliche Truppentheilungen diejenige Stellung eingenommen, die sie am 22. April hatten.

Dieser harnäckige Kampf, der ununterbrochen sechs bis sieben Stunden dauerte, hat uns viele Opfer gekostet. Unser ganzer Verlust war 61 Todte, 41 Verwundete und 153 Vermißte, darunter 4 todte, 23 verwundete und 2 vermißte Officiere, so wie 4 todte, 17 verwundete und 5 vermißte Unterofficiere. Einer der vermißten Officiere ist Secondelieutenant Baron von Adeler, der nach beendigtem Gefechte eine Feldwache mit 60 bis 70 Mann des siebenten Linienbataillons bei Wester-Nebel wieder ihne hatte und, sammt der ganzen Feldwache, von einer feindlichen Cavallerie-Abtheilung umzingelt und aufgehoben wurde.

Auch der Verlust des Feindes ist jedenfalls bedeutend gewesen; 2 Officiere, 2 Aerzte und 87 Unteroffiziere und Gemeine fielen als Gefangene in unsere Hände.

Zwei deutsche Flaggen, die in Kolding vom Kirchthurme und von dem Hafen wehten, wurden respective von dem neunten Linienbataillon und dem dritten Jägercorps herunter genommen, und sind später an das Kriegsministerium eingesandt.

General-Major von Bülow erwähnt mit Ruhm die Tapferkeit und Beharrlichkeit, welche unsere Truppen auch während dieses Gefechts gezeigt haben; er

Digitized by Google

hebt namentlich die Unvereinbarkeit, unter allen sich über die dänische Frage kreuzenden Nachrichten das Wahre oder das Wahrscheinliche herauszufinden, müssen wir uns darauf beschränken, das mitzutheilen, was die in der Regel am besten unterrichteten Quellen, die englischen Zeitungen, darüber schreiben. So wohl Globe, Standard, Morning Chronicle wie Times enthalten Nachrichten von Waffenstillstands-vorschlägen, und halten den Frieden für nahe bevorstehend. Times spricht sich in einem längeren Artikel über die Verhältnisse Deutschlands folgendermaßen darüber aus.

„Man behauptet, und wir glauben mit Recht, daß Lord Palmerston seine Zustimmung zu den Vorschlägen Dänemarks, in Hinsicht eines Waffenstillstandes mit Deutschland, gegeben habe. Diese Vorschläge gehen darauf hinaus, daß das Herzogthum Schleswig temporell und vorläufig durch eine Demarcationslinie getheilt werde, welche von Hoyerstein nach Itzenburg, quer durch die Halbinsel, geht. Der nördlich von dieser Linie gelegene Landstrich würde den König von Dänemark als Souverain anerkennen, und würde von dessen Truppen besetzt werden, sobald nicht die Insurgenten mit ihrer eigenen Macht in demselben Widerstand zu leisten vermögen. Das südlich von der Demarcationslinie liegende Land, so wie das gesammte Herzogthum Schleswig, wird von den Reichstruppen besetzt. Auf diese Grundlage würde dann ein Waffenstillstand abgeschlossen werden können, welcher dem Bundesgesetze eine Grenze setze, welches die Folge einer Reihe von unerhörten Kämpfen ist, die nebenbei zu keinem politischen Resultate führen. Damit würde auch die Blokade der deutschen Häfen aufhören, Island würde wieder geräumt werden und die veränderte Politik der leitenden deutschen Höfe möchte eine sichere Bürgschaft sein, daß diesem Waffenstillstande bald ein definitiver Friedensschluß folgen würde.

Die Resultate, welche der Feldzug bis jetzt geliefert hat, haben zur Genüge dargethan, wie unklug Dänemark gehandelt hat, als es den Krieg wieder begann, und neben dem Unglücke, was die Dänen zur See gehabt haben, zeigt sich auch obenein eine vollkommene Unmöglichkeit, ihre Position um zu Lande zu behaupten. In dieser Hinsicht ist ihre Lage positiv schlechter, als zur Zeit des Abschlusses des Waffenstillstandes von Malmö, und sie haben jetzt durchaus keinen Grund, auf eine Unterstützung von Rußland oder Schweden zu rechnen. Aber wägen auch alle Umstände zum Nachtheile Dänemarks ausschlagen, so enthielt darum dennoch für Deutschland kein eigentlicher Vortheil. Die Leibe der Erfolge ist so unbedeutend, daß die conservativen Journale es kaum der Mühe werth gefunden haben, ihrer zu erwähnen. In solch' einer Angelegenheit und auch bei so unklaren Verhältnissen, ist selbst ein Sieg beschränkt, und es werden Wenige die Erfolge von Eckernförde und Kolding zu rühmen wagen. Indessen ist es Thatsache dargethan, daß die ganze Angelegenheit eher auf Diplomatischem Wege, als durch die Gewalt der Waffen zu Ende gebracht werden müsse. Kein Sieg kann der dänischen Regierung ihre Zustimmung zu den überspannten Forderungen abzwingen, wie die selben Schleswig-Holstein und selbst weiter Anhänger in Deutschland aufkänglich gestellt hatten, und wenn auch die Auflegung des letzten Jahres die Reichsarmee und die preußischen Truppen dersenigen Partei zu Gebote gestellt hat, welche Schleswig-Holstein zu ihrem Feldgeschrei gemacht hatte, so zeigt dies nur von der gänzlichen Demüthigung der deutschen Regierungen. Frankfurt und die Revolutionsparei, welche Frankfurt zum Sitze des Reichs stemelte, waren es, welche diesen unheilvollen Krieg heraufbeschworen, und jeder deutsche Fürst und Staatsmann war längst über das eigentliche Wesen dieses Angriffs auf Dänemark im Klaren, und derselbe wird immer einen der demüthigendsten Ereignisse des vorigen Jahres bleiben, indem noch niemals die Principien des Völkerrechts und die Regeln der Politik ebender dem Geschrei der Demokraten zum Opfer gebracht worden sind. So lange der Hof von Berlin sich selbst getreulich sah, diese Art von Experimente angerathen, welche sich die Nationalversammlung in Frankfurt angemaßt hatte, so lange mußte es auch der dort angenommenen Politik gegen Dänemark, als einem Theile der Politik Deutschlands, Folge geben, aber in beiden Feldzügen hat das preußische Heer und der preußische Handel bittere Verluste gehabt, ohne auf irgend einen Ersatz hoffen zu können. Aber Berlin hat nun endlich mit Frankfurt gebrochen. Des Grafen von Brandenburg Berufung an den König, vom 14. d. M., erklärt, daß, in Folge der letzten Beschlüsse und ungesetzmäßigen Maßregeln der frankfurter Nationalversammlung, die preußische Regierung dieselbe nicht länger als die gesetzliche Vertretung der deutschen Nation erkennen könne, und daß dieselbe ihre Missionen vernichtet habe. In Folge dieser Erklärung befindet der König von Preußen, daß die Functionen der preußischen Abgeordneten in jener Versammlung beendet seien, und die Gegenerklärung, daß sie ihre Sitzungen in Frankfurt nicht länger fortsetzen würden. Diese wichtige Entschließung ist die natürliche Folge der Politik, welche die Regierung seit dem 28. April befolgt, und unter anderen Forderungen derselben resultirt auch die daraus, daß das letzte Hinderniß der Vereinigung der preußischen Invasion in Dänemark damit aus dem Wege geräumt ist. Die Regierungen von Preußen, Hannover und Sachsen haben das große Interesse dabei, in der jetzigen Krisis ihre Macht zu concentriren und ihre besten Truppen von einer Expedition zurückzuziehen, welche nur unternommen wurde, um eine Localinsurrection zu begünstigen und einer der schlechtesten Garnisonen oder der unsinnigsten Täuschungen der demokratischen Partei zu fröhnen. Es muß deshalb, wie schon erwähnt, ein unmittelbares Ergebniß der politischen Wortwendigkeit sein, daß, bei der jetzigen Lage Deutschlands, die Invasionstruppen obenein nächstens zurückberufen wird, und unter diesen Umständen ist es ein großer Act der Mäßigung Dänemarks, daß es den südlichen Theil von Schleswig noch von den Deutschen temporair besetzen läßt. Wir sind überzeugt, daß die britische Regierung diesen Vorschlag auf das Kräftigste unterstützen werde, nicht allein im Interesse Dänemarks, sondern auch in dem Preußens und der mit ihm verbündeten deutschen Staaten. Sollten aber in London sich hier noch wirklich Schwierigkeiten darbieten, so glauben wir, daß man in Berlin directe Verhandlungen anknüpfen werde, in deren Folge die Feindseligkeiten beendet und so viel als möglich die Mißgriffe wieder werden gut gemacht werden, welche dadurch herbeigeführt wurden, daß das preußische Cabinet unter dem Drucke der vorjährigen Erregung zu dem Kriege gegen Dänemark seine Zustimmung gebe gemußte."

Holland.

Einzug u. Huldigung König Wilhelms III. von Holland in Amsterdam, den 11. und 12. Mai 1849.

Der 11. Mai war für Amsterdam und die gesammten Niederlande, ein feierlicher Tag, denn heute sollte Prinz Wilhelm, nach dem vor allgemeiner Bestürzung Lode seines Vaters, mit Ernst, Feierlichkeit, den Eingang in unsere Stadt halten, um morgen vor dem Ange des Allmächtenden den Eid auf das Grundgesetz abzulegen, daß er das Beste des seiner Regierung anvertrauten Landes nach Kräften fördern und seine Gerechtsame unantastbar wahren wolle.

Schon mit dem frühesten Morgen zeigte die Stadt ein festliches Aussehen; zahllose Fahnen und Flaggen, Blumengewinde und Kerzengewinden schmückten die Straßen, durch welche der Zug sich bewegen sollte, und unzählige Zuschauer, Fremde und Einheimische, Vornehme und Geringe füllten nicht allein die Straßen der Stadt, sondern auch noch weit vor dieselbe hinaus Stand die Menge dicht geschaart an der Landstraße hin, die Fenster der Häuser in den Straßen, durch welche der Zug kommen mußte, waren mit Menschen, Kopf an Kopf gefüllt und die auf die Dächer hinauf hatte die Menge der Zuschauer sich gedrängt. Alle hatten sich schon viele Stunden vorher eingefunden, um das seltene Schauspiel eines Krönungszuges sicher sehen zu können.

Aber nicht für Alle war dies Schauspiel ein nie gesehenes, denn noch vor kaum neun Jahren sahen wir dieselben Volksmassen, mit derselben Spannung auf den Krönungszug harren, sahen wir dieselben Fahnen und Flaggen wehen, dieselben Blumen und Kränze binden. Tausende werden sich mit uns in wenigen Jahren neun Huldigungsfeierlichkeiten würdig wurden. Doch zurück zu unseren Festlichkeiten.

Von Seiten der Civil- und Militärbehörden waren alle Maßregeln getroffen worden, damit alle Anordnungen des Festprogrammes gehörig und ohne Störung ausgeführt werden konnten. Am Stationsgebäude des holländischen Bahnhofes Stand das erste Bataillon unserer Bürgergarde als Ehrenwache, mit dem, und zwei und vierzig Mann Reiter-Musikercorps an der Spitze, während am Palais ebenfalls als Ehrenwache eine Compagnie des dritten Bürgergarde-Bataillons Haut, bei welcher auch die Fahne sich befand, welche der vorige König bei der letzten Revue der Bürgergarde von Amsterdam geschenkt hatte.

Prinzessin Friedrich mit ihrer Tochter Louise, hatten mit ihrem Gefolge schon um elf Uhr mit einem Extrazuge Haag verlassen, woran um ein Uhr hier eingetroffen und hatten sich unmittelbar in das Palais begeben, als um drei Uhr Glockengeläute

Digitized by Google

und Kanonendonner die Ankunft des Königs am holländischen Bahnhofe verkündeten. Der Bahnhof selbst war reich mit grünumwundenen Fahnen dekorirt, in deren Mitte sich eine prachtvolle Trophäe erhob.

Auch das Wilhelmsthor war reich geschmückt und an der Façade nach dem Bahnhofe, erblickte man neben Blumengewinden, Fahnen in den Farben der Niederlande, Oraniens und Würtembergs, auf der Spitze aber war eine reiche Draperie von orangefarbenen Stoffen angebracht, um welche zahlreiche Wimpel wehelen, deren Stangen oben durch einen Lorbeerkranz zusammengehalten waren. Zu beiden Seiten des Einganges standen Bäume und Gesträuche aller Art, unter denen zwei köstliche, über und über mit Früchten bedeckte Orangenbäume die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Auch die übrigen Seiten des Thores waren mit Zimmergewinden geschmückt.

Am Bahnhofe wurde der Zug, nach Angabe des Festprogramms geordnet, und als der König und die Königin an das Wilhelmsthor gelangten, empfing dieselben eine Deputation des Magistrats und der Gemeindevorsteher, an deren Spitze der Bürgermeister das königliche Paar mit einer herzlichen Anrede begrüßte, worin er zugleich der Königin und den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses, für den Besuch dankte, der um so erfreulicher sei, als die Gelegenheit, bei welcher er abgestattet werde, eine gegenbringende sei, durch welche die Bande zwischen Haus Oranien und den Niederlanden, die der letzte Todesfall geknüpft habe, neu geknüpft werden sollten. — Auf diese Anrede antwortete der König mit einigen herzlichen Worten, und gab seine Zufriedenheit mit dem Empfange zu erkennen, wobei er zugleich versicherte, daß er während seiner Regierung stets nur auf das Wohl der Niederlande bedacht sein werde.

Darauf setzte sich der Zug in Bewegung, indem er von dem Wilhelmsthore, den Haarlemerteich, den Bernrainarik, die Herrengracht, den Regulierstrich, die Rokusterstraße, die Kaiserstraße und den Damm entlang nach dem Palais sich bewegte. An der Spitze des Zuges befand sich eine Abtheilung Kavallerie, die Trompeter an der Spitze, welche die Melodie des Wilhelmsliedes bliesen. Die Uniform dieser Compagnie war sehr geschmackvoll, schwarz mit weißen Westen, karmoisinrothe Scherpen mit Silber und auf dem Knie eine orange Schleife mit den Farben Würtembergs schwarz und weiß, um den silbernen Kranz, mit dem Namenszuge des Königs und der Königin. Diese Ehrenwache bestand aus dem Commandeur Bremer v. Laneu, seinen beiden Adjutanten, dem Fähnrich, einen Sectionscommandanten und 64 Mann, welche paarweis ritten.

Zunächst erschien der König in der Uniform eines Infanterieregiments, auf einem Apfelschimmel, neben ihm die Prinzen Friedrich und Heinrich, umgeben von ihren Adjutanten und einem großen Gefolge von hohen Offizieren aller Waffengattungen, unter denen man auch den Commandanten der Bürgergarde erblickte. Darauf folgten in einer mit zwei Pferden bespannten Kutsche der Oberhofmeister der Königin und der dienstthuende Kammerherr.

Die Staatskutsche der Königin war mit acht Apfelschimmeln bespannt und reich vergoldet. Auf der Deck derselben lag, auf einem Purpur Sammtkissen eine große königliche Krone, neben dem Kutscherbocke und dem Schlage standen auf den Tritten vier prachtvoll gekleidete Pagen. In der Kutsche selbst saß die Königin mit ihr der Prinz von Oranien und der Prinz Moritz der Niederlande. — Die Königin war sehr einfach in weißen Atlaß gekleidet und trug einen weißen seidenen Hut. Ihr liebenswürdiges Benehmen, ihre Freundlichkeit und Leutseligkeit waren ihr schönster Schmuck.

Auf den Wagen der Königin folgten noch zwei zweispännige Wagen mit Hofdamen, dann die zweite Abtheilung der Ehrenwache, ein Detachement Kavallerie und den Schluß machte das vierte Bataillon der Bürgergarde.

Ueberall wo der Zug sich vorüber bewegte, wurde das königliche Paar von dem lebhaftesten Enthusiasmus der zahllosen Menge begrüßt, welche die Straßen, die Fenster, ja die theilweis abgedeckten Dächer der Häuser füllte. Auf dem Haarlemer Deiche hielt der Zug, vor dem Waisenhause und Spital der evangelisch-lutherischen Gemeinde, und das Königspaar wurde von den dort aufgestellten Waisen mit einem einfachen und herzlichen Liede dewillkommnet, worauf eind der Kinder eine kurze, passende Anrede hielt und ein in Gold gebundenes gedrucktes Exemplar des Liedes überreichte. Sichtbar ergriffen von diesem herzlichen Empfange, dankte der König und begnadigte seine Theilnahme an dem Gebethen des Institutes.

Auf der Regulierstraße, breiten Straße war eine Ehrenpforte errichtet, welche durch ihre zierliche Einfachheit den angenehmsten Eindruck machte. Die Façade nach dem Buttermarkte bin zeigte die Inschrift: **Huldo vau do Hoopstad aan Koning Willem III.** (Huldigung der Hauptstadt für König Wilhelm III.) an der nach der Kaiserstraße gerichteten Front aber las man: **Vino Regirong zij beständig en gezegend.** (Seine Regierung sei beständig und gesegnet). Die Attribute der königlichen Macht, geflicht durch das Grundgesetz, schienen, auf einem der Bogen dargestellt, den neuen König einnern zu sollen, daß nur durch die Handhabung des Grundgesetzes die königliche Würde kräftig und geehrt bestehen könne.

Gegen fünf Uhr endlich erreichte der Zug den Damm und das Schloß. Hier war die versammelte Menge wirklich zahllos. Der König und die Königin zeigten sich, in Gesellschaft der königlichen Prinzen auf dem Balcon und wurden mit großem Jubel empfangen. Sie dankten auf das Freundlichste für diese Kundgeichen der Volksliebe.

Eine zweite Geschäftsfahrt und das Gebäude sammtlicher Giebeln kündigte die für den morgenden Tag angesetzte Eröffnungsfeier den Volke an, indem sich zugl ich die beiden Wappenschilde und die vier Wappenbretter der Niederlande, von Drenthe, Limburg und Luxemburg, in Begleitung vieler königlicher Stallmeister und zweier Kavallerie-Detachements, welche den Zug eröffneten und beschlossen, auf den Weg machten, und auf den Hauptplätzen und Straßen der Stadt die für morgen anstehende Feierlichkeit bekannt machten.

Am 12. Mai, dem Tage der eigentlichen Eröffnung, war schon vom frühesten Morgen an auf den Straßen der Hauptstadt ein reges Leben bemerkbar. Schon mit Tagesanbruch füllten sich alle Plätze, die Grachten und die Straßen, durch welche irgend einer der verschiedenen Züge seinen Weg zu nehmen hatte, mit Zuschauern, die aus der Nähe und Ferne herbeigeströmt waren, namentlich aber drängte sich die Menge noch dem Schlosse, dem Damme und der neuen Kirche. Diejenigen, welche so glücklich gewesen waren, Plätze an den Fenstern zu erhalten, eilten, dieselben einzunehmen, und bald waren die Fenster aller Gebäude an den Straßen von oben bis unten mit Köpfen bedeckt, ja, die Dächer waren theilweise abgedeckt, um den Zuschauern als Standpunkt zu dienen. War das Gedränge schon gestern bedeutend gewesen, so war es dies an dem heutigen Tage, dem Hauptlage der ganzen Festlichkeit, noch vielmehr und Jeder war bemüht von derselben, soweit als irgend möglich zu sehen und sich damit eine Erinnerung für spätere Jahre zu sichern. Diejenigen, welche Eintritts karten für die Kirche erlangt hatten, waren schon bei Zeiten an den Kirchthüren versammelt, da sie später, trotz ihrer Karten, wohl schwerlich würden haben dazu gelangen können, dieselben zu gebrauchen. Von dem Palais bis zur Kirche war ein Weg von beiden Seiten mit einer Balkstrade eingefaßt, hinter welcher einerseits die Bürgergarde von Amsterdam, andererseits die Grenadiere und Jäger Spalier machten, während die Cavallerie bin und herritt, um jeden überzähligen Andrang zu verhindern. Der Weg selbst war mit grünen Teppichen belegt. Die Häuser zieren überall Kränze und Guirlanden und Fahnen mit den niederländischen Farben, den Farben von Oranien, Würtemberg, Limburg und Luxemburg, wehten in dem Winde.

Um acht Uhr kündete ein königlicher Salut von 101 Kanonenschüssen und das Geläute aller Glocken den Beginn der Feierlichkeit an. Eine große Anzahl von Herren und Damen, in großem Costüme, sammelte sich an den Kirchthüren, welche um halb zehn Uhr geöffnet wurden, worauf dieselben ihre Plätze in der Kirche einnahmen. Von der Kirchthüre bis zum Throne stand ein Spalier von Bürgergarde und am Schlosse stand ebenfalls eine Ehrenwache, bestehend aus zwei Compagnien Bürgergarde. — Um zwölf Uhr verließen die Mitglieder der beiden Kammern der General-Staaten das Schloß und begaben sich, geführt von ihren Presidenten, im vollen Zuge durch das Portal nach dem Damme zu in die Kirche, wo sie von dem Hülfeceremonienmeister empfangen und nach ihren Sitzen geführt wurden. Den Vorsitz führte der Präsident der ersten Kammer, der Graf v. Limburg Stirum, und eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Anrede, obgefolgten Inhalts: Die Mitglieder der Kammern der General-Staaten sind, als Vertreter des Volkes, zu einer feierlichen Versammlung in der Hauptstadt des Reiches zusammenberufen worden. In wichtigen Angenblicken wird S. M. Wilhelm der Dritte das feierliche Gelöbnig ablegen, daß derselbe stets die Verfassung aufrecht erhalten, die Unabhängigkeit des Reichs gehütet verbleiben, die Freiheiten und Rechte seiner Unterthanen beschirmen werde. Nachher soll aber auch, S. M. durch uns, als die Vertreter des Volkes als Königgehuldigt worden, und wir werden ihm dagegen geloben, daß wir, als getreue General-Staaten die Rechte der Krone aufrecht erhalten und handhaben wollen. — Zur Ablesung und zum Empfange dieser gegenseitigen Gelöbnisse ist hier öffentlicher Sitzung bestimmt, deren Leitung ja übernommen ich hocherfreut bin und welche ich hiermit als eröffnet erkläre. —

Darauf ernannte der Präsident eine Commission, um den König bei seinem Eintritte zu bewillkommnen und ihn bis und zurück zu geleiten. Diese Commission bestand aus neungehn Personen.

Demnächst erschienen die Minister, die Directoren der Ministerie's-Departements und die Mitglieder des Staatsraths, welche sich ebenfalls im Schlosse versammelt und dann in einem besonderen Zuge in die Kirche begeben hatten, wo sie ebenfalls von den Ceremonienmeistern empfangen und zu ihren Plätzen geleitet wurden. — Das diplomatische Corps, zur Bewohnung dieser Feierlichkeit eingeladen, trat durch das Hauptportal, unter der Orgel, ein. Von den übrigen Behörden waren nur die Großkreuze

Digitized by Google

der verschiedenen Orden, die Mitglieder des hohen Rathes der Niederlande, der Militair-Gerichtshof, die Gouverneurs der Provinzen, die allgemeine Rechenkammer, der hohe Adelsrath, die Münzverwaltung und verschiedene andere Collegien gegangen. Außer den Genannten erblickten wir auch die Handelskammer, die Matschappij, das neue Collegium, die Deputirten der Staaten von Nordholland, die Stadthalter der Provinzen, Generale aller Waffen- und Flaggenoffiziere, Kammerherren, die Consuls fremder Mächte und von Amsterdam und Deputationen der Bürgergarden, — auf den Tribünen vertheilt. Eine Tribüne war für die Journalisten und Fremden, eine andere für die Mehrheit und Logen für die Damen vom Ministerium, dem Hofe, dem Staatsrath und den übrigen Collegien vorgerichtet.

Ein Viertel vor ein Uhr verließ J. M. die Königin, in Begleitung der Prinzessinnen Friedrich und Louise der Niederlande das Schloß, in einem prachtvollen Staatswagen, vor und hinter welchem ein Cavallerie-Detachement ritt und den eine Ehrenwache geleitete. Kaum konnte die hohe Frau durch die herandrängende Menge kommen und der laute Zuruf: „Es lebe die Königin“, geleitete sie auf dem ganzen Wege. Sie dankte mit der größten Freundlichkeit. In der Kirche wurden die Damen von einem Ceremonienmeister empfangen und zur königlichen Tribüne geleitet. Pagen trugen die Schleppen der Fürstinnen in der Kirche. Die Königin trug eine weiße Atlasrobe mit Hermelin besetzt und auf dem Haupte ein reiches Diadem von Brillanten.

Um ein Uhr kündigte Kanonendonner, das Geläute der Glocken und das von dem Glockenspiel angestimmte Willhelmuslied, das Trompetengeschmetter der Dragoner und die Musik der Bürgergarde und der Grenadiere an, daß S. M. den Weg in die Kirche antrete. Der Jubelruf: „Es lebe der König!“ ertönte den Herolden, als er sich dem Throne zeigte. Der Krönungszug bestand aus: 1) Den beiden Wappenkönigen und den vier Herolden von Holland, Luxemburg, Limburg und Oranien mit ihren Trompetern. 2) Dem Kammerherrn Ceremonienmeister. 3) Sechs Kammerherren, zu zwei. 4) Den Großoffizieren des Königs. Hausst. 5) Dem General Grafen Perponcher, welcher das blanke Reichsschwerdt trug und den zwei Ordonnanzoffiziere des Königs begleiteten. 6) Dem Vicedmiral Lucas, welcher die Reichsfahne trug, ebenfalls von zwei Ordonnanzoffizieren des Königs begleitet. 7) Die Fahne vom achten Regiment und die Fahne von zweiten Draguonerregiment. 8) Die Fahne der Bürgergarde und die Fahne des Grenadier- und Jägerregiments. Alle Fahnen wurden von den commandirenden Offizieren der Regimenter getragen. 9) S. M. der König, in Begleitung des Prinzen von Oranien und des Prinzen Moritz der Niederlande, Söhne des Königs und die Prinzen Heinrich und Friedrich der Niederlande. 10) Der Staat und die Adjutanten des Königs und der Prinzen. 11) Flaggenoffiziere und Generale und 12) Sechs Kammerherren, zu drei und drei.

An der Kirchthüre empfing den König und die Prinzen die ständische Commission und begleitete denselben zum Throne. Trompetengeschmetter und Orgelspiel ertönte, bis der König seinen Sitz eingenommen hatte. Das Gefolge sammelte sich um den Thron, an dessen Stufen das Reichsbanner stand rechts, das Reichsschwert links auf der zweiten Stufe des Thrones, die übrigen Fahnen und die Herolde und Wappenkönige tiefer. Scepter, Reichsapfel, Krone und die Verfassung lagen auf rothen Sammtkissen, auf einer Credenztafel in der Nähe des Thrones. Beim Eintritte des Königs erhoben sich alle Anwesende, deren wohl 4000 sein mochten, und es war ein herrlicher Anblick, alle diese farbaren und glänzenden Anzüge und Toiletten, und dabei den ernstlichen Ausdruck auf allen Gesichtern zu sehen. Der König trug die Generalsuniform, und darüber einen, mit kleinen goldenen Löwen überstreuten Purpurmantel, mit Hermelin besetzt und mit einem Hermelinpalatin versehen. Der Staatsdegen welchen er trug, war ihm denselben Morgen von der Königin geschenkt worden. — Nachdem das Orgelspiel beendet war, erhob sich der König vom Throne und hielt folgende Anrede:

„Mine Herren, Mitglieder der Generalstaaten. Durch das Recht der Geburt und durch die Verfassung, nach dem beraubten Ableben meines unvergeßlichen Herrn Vaters auf den Königsthron der Niederlande berufen, habe ich meinen Regierungsantritt allen meinen geliebten Unterthanen angezeigt. Jetzt aber ist der Augenblick gekommen, wo ich vor dem Auge des Allmächtigen, der die Loose der Könige und der Völker in den Händen hält, mich, unter Anrufung seines heiligen Namens, meinem ehrfurchtsvollen und ordnungsliebenden Volke verpflichten lassen soll.

Es ist ein hoher Beruf, der mir zu Theil geworden. Schwer sind die Pflichten, welche mir auferlegt sind. Auch die Könige sind mit menschlichen Schwächen behaftet, und darum bedürfen sie Gesetze und selbstständiger Vorbilder, damit die Krone ein Beweggrund bleibe, von welchem eine wohlthätige Gluth ausstrahlt.

Dieses Volk, eins der ersten, welches aus der Finsternis, der Gewalt und dem Drucke des Mittelalters Ordnung und Freiheit, und die Bürgschaften für beide an das sicht fördernte, war auch eins der ersten, welches seine Institutionen nach den Anforderungen der Zeit verändert hat. König und Volk, Oranien und die Niederlande haben mit Ruhe dieses wichtigste Werk erobert und die unbrechenbaren Vortheile, Ruhe und Freiheit, sind das schöne Eigenthum der thenren Niederlande geblieben.

Wenn wir einen Blick auf die Unruhen werfen, unter denen ein großer Theil von Europa leidet, wenn wir das Versiegen der Brunnen des Friedens und der Wohlfahrt betrachten, welches die unmittelbare Folge davon ist, so müssen wir Gott danken, der unser theures Vaterland behütet hat, und mögen uns wohl näher und näher anschließen, damit wir dieses Segens uns würdig erweisen mögen.

Wir wollen uns täglich fragen, ob wir unsere Pflichten als Niederländer gegen das Vaterland, Ich als König, Sie, meine Herren, als Vertreter des Volkes, vollständig erfüllt haben, und der Richter, der in unserm Innern ist und den Niemand betrüben oder verläugnen kann, möge uns den Weg zeigen, auf welchem wir die Ehre des Landes aufrecht erhalten, auf dem wir das Glück des Landes befördern sollen.

Unsere feste Haltung in diesen bewegten Zeiten hat uns nicht allein vor großem Unheile bewahrt, nein, sie hat auch das Ansehen des Reiches befördert und die Bewunderung aller Völker auf sich gezogen.

Ich verpflichte mich gegen mein Volk, das mehr durch seine Tugenden, als durch den Besitz eines großen Länderumfanges ausgezeichnet ist, das kräftiger durch seine Einigkeit dastehet, als durch eine große Seelenzahl, und es ist ein hoher Beruf, König eines solchen Volkes zu sein!“

Nachdem der König diese Anrede gehalten hatte, erhob er sich, und legte, unbedeckten Hauptes und mit lauter Stimme, auf die Verfassung den durch diesen Staatsvertrag vorgeschriebenen heiligen Eid ab, wie folgt:

„Ich schwöre dem niederländischen Volke, daß ich die Verfassung des Reiches stets aufrecht erhalten und handhaben will. Ich schwöre, daß ich die Unabhängigkeit und das Grundgebiet des Reiches nach meinen besten Kräften vertheidigen und bewahren, daß ich die allgemeine und besonnere Freiheit und die Rechte aller meiner Unterthanen beschützen, und zur Aufrechthaltung und Beförderung der allgemeinen und besondern Wohlfahrt alle Mittel anwenden will, welche die Gesetze mir zur Verfügung stellen, so wie es die Pflicht eines guten Königs ist. So wahr mir Gott der Allmächtige helfen soll.“

Die Ablegung dieses feierlichen Eides machte einen tiefen Eindruck auf die gesammte anwesende Menschenmasse, und in jedem Herzen sprach laut der Wunsch, daß dieser Augenblick ein glücklicher für das Loos des Landes sein möge, und daß stets Eintracht herrsche in Niederland. — Nach Ablegung des Eides setzte sich der König auf den Thron; und die Huldigung durch die Generalstaaten begann. Der Präsident der vereinigten Staaten näherte sich dem Throne und sprach folgende, durch den Artikel 52. der Verfassung vorgeschriebene Worte:

„Wir empfangen und huldigen, im Namen des niederländischen Volkes und kraft der Verfassung. Euch als König; und schwören, daß wir Eure Unverletzbarkeit und die übrigen Rechte der Krone bewahren wollen; wir schwören Alles das zu thun, was gute und getreue Stände zu thun schuldig sind. So wahr uns Gott der Allmächtige helfe!“

Dieser feierliche Eid wurde hierauf durch den Präsidenten der zweiten Kammer, und dann durch den übrigen Mitglieder, Mann für Mann, beschworen, wobei der König auf dem Throne saß.

Nach Beendigung dieser Ceremonie schwang einer der Wappenkönige seinen Scepter und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät König Wilhelm III. ist gekrönt!“ und darauf dreimal: „Lange lebe der König!“ welchen Ruf der andere Wappenkönig wiederholte, worauf die zahllose Menge in der Kirche aufjubelte: „Lange lebe der König! Es lebe die Königin!“ ein Ruf, welcher durch die ganze Stadt widerhallte. Nun ließen die Trompeter das Willhelmuslied, die Orgel intonirte es und ein königliches Salut von 101 Kanonenschüssen zeigte die Beendigung der Feierlichkeit an.

Zunächst verließen die beiden Wappenkönige die Kirche, um unter das Volk die Krönungsmünzen auszuwerfen, ein Geschäft, dem sich die vier Wappenherolde zu Pferde, in den verschiedenen Theilen der Stadt, unterzogen. Die Krönungsmünzen, in Kupfer und in Silber geprägt, zeigten einigermaßen die Eile, mit welcher sie verfertigt waren. Auf dem Avers war die geöffnete Verfassungsurkunde, mit den Worten: „Grundgesetz Art. 50. 51. 52.,“ auf einem Kreuze von Scepter und Schwert, in einem Eichenkranze liegend, dargestellt; der Revers trug die Inschrift: „Willhelm III. König der Niederlande, gekrönt den 12. Mai 1849.“

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Zur Geschichte der dänischen Musik.

Das Eigenthümliche der nordischen Musik, welches ihre Künstler mit dem Beiworte des „nationalen" bezeichnen, ist, so schnell es dem Ohre und Gefühle klar wird, doch dem forschenden Verstande schwer zu begreifen. Nachdenken und ein wenig Divinationsgabe möchte indeß auch hier im Stande sein, einige wesentliche Momente zu ergreifen und hervorzuheben, welche dann fernerem, mehr erschöpfenden Untersuchungen als Material dienen mögen. Um jedoch so gründlich wie möglich zu Werke zu gehen, scheint es uns gleich nöthig als interessant: einige Punkte über den Begriff „nationaler Musik" aufzuzeichnen, welche dann bei der Besprechung unseres speciellen Gegenstandes als Basis zu dienen hätten.

Das Schicksal wollte, daß sich auf der großen europäischen Halbinsel mehrere „Völker" bildeten, welche, vorzugsweise nur im Verkehre mit sich selbst, ein gleichmäßiges Gepräge erhielten, wodurch der Glaube an ein besonderes Zusammengehören mehr und mehr zur Gewißheit heranreifte. Ursprünglich war es die geographische Lage, welche dieser Bildung verschiedener Völker den meisten Vorschub leistete, und die verschiedene Eigenschaft und Lage des Landes war es ohne Zweifel, welche verschiedene Sitten und Gebräuche veranlaßte, Anderen zuwiderlaufende Geistesrichtungen entwickelte und so den Glauben erweckte, daß wegen der verschiedenen körperlich-geistigen Organisation eine innere Nothwendigkeit dieß Völker von sich unterscheidendem Gepräge hervorgebracht habe. Geographische Hindernisse wurden die ersten natürlichen Grenzen der Völker und Staatsgebiete; waren sie, wegen der ungehemmen Ausdehnung einzelner Länderstrecken, nicht vorhanden, so ward das Unvermögen des damals noch nicht durch Instrumente und Kenntnisse Anderer unterstützten Geistes Ursache zur Bestimmung einer Grenze, er begnügte sich mit dem Gebiete, welches er zu übersehen im Stande war. — Sobald sich ein Volk zusammengefunden hatte und aus dem vereinzelten Zustande unabhängiger Familien oder Ortschaften herausgetreten war, stellte sich das Bedürfniß nach einem Mittelpunkte ein, von wo der Impuls zu gleichmäßiger Entwickelung des Staatsgebietes gegeben werden könnte. Hier sammelten sich die hervorragenden Kräfte des Volks, entwickelten sich in der Reibung mit Gleichbefähigten und legten, mittelst ihrer Production, den Grundstein zu einem Nationaleigenthum, sei es in kriegerischer, staatsmännischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Beziehung. Je überwiegender der Mittelpunkt sich an Intelligenz auswies, um desto größer sein Einfluß auf das Ländergebiet, um desto fester das Gefühl der Volkseinheit, um desto entschiedener die Gleichförmigkeit in der Weltanschauung, welche, selbst Product der Bildung einer Nation, in ewiger Wechselwirkung wiederum Bildung mit eigenthümlichem Gepräge erschafft. Der eigentliche Maßstab zur Beurtheilung des Bildungszustandes einer Nation ist die Art und Weise wie sie die Welt betrachtet, ob mit kleinlichem ängstlichem Sinne, sich selbst als Mittelpunkt vorstellend, oder mit hoheitsvollem, doch demüthigem Gefühle, ob ohne Bewußtsein des Ideals, mit Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelungslust, oder im lebendigen Anschauen des Ideals im rastlosen Streben nach Verbesserung seiner Zustände.

So lange die Völker sich selbst überlassen waren, und ihre hauptsächlichste Aufgabe darin bestand, sich selbst kennen zu lernen, das Band, welches sie umfaßte, fester zu knüpfen, mit einem Worte, ein (geistiges) Haus für Alle zu bauen, war das Ungeschick der geographischen Lage von entgegengesetztem Einflusse, als später. Insularische Lage war günstig, überhaupt Abgelegenheit beförderte und befestigte eine Nation, welche von dem centripetalen Mittelpunkte zusammengehalten wurde (England, Schweden, Norwegen, Dänemark u. s. w.), eine Lage aber, wie Deutschlands, Polens u. s. w. verhinderte nationales Zusammenschließen, weil die centrifugale Kraft starker lebendiger Nachbarn zu heftig entgegenwirkte; bis auf den heutigen Tag ist die nationale Abgeschlossenheit dieser Länder noch nicht vollbracht. Als nun aber die Völker für sich ihre Schule durchgemacht hatten, und jedes sein Scherflein auf den Markt europäischer Bildung brachte, da zeigte sich, daß eine Lage, wie diejenige Deutschlands zur Erlangung allseitig menschlicher Bildung und geistigen Wissens die günstigste sei, und bei aller vollkommenen Unmächtigkeit und nationalen Schwäche, leuchtete dieses Land, in Bezug auf Wissenschaft und Kunst, seinen Nachbarn vor. Die Aufgabe der, mittelst ihrer natürlichen Lage bereits nationalvollständig entwickelten Völker ist daher: im Genusse dieses eigenthümlichen Besitzes nicht laß zu werden im Schaneigenen aller Fortschritte der Weltcultur, damit sie nicht, weil geistig überfüttert, auch materiell unterjocht werden, gleichfalls aber dem Streben nach Fortschritt in der allgemeinen Weltcultur nicht die Nationalität, das ist die ganze politische Vorgeit, auf welcher die jedesmalige Generation der Gegenwart steht, zu opfern. Die Vorzeit eines Volkes aber, als die stufenweise Erziehung, die allgemeine Erfahrung, deren beider Product der Nationalcharakter ist, steht in engster Verbindung mit der Sprache — deren Tonfall im Gesange melodisch wird, und deren Melodie, abstrahirt vom Worte, „Musik" genannt worden ist. Daher denn endlich die gesündeste Behauptung, daß mit der nationalen Sprache und Musik die Nationalität überhaupt verloren gehen würde. —

Wir nennen die Musik eine Abstraction der Sprache, deren Tonfall unter gegebenen Bedingungen melodisch geworden ist. Zur Erläuterung dieses noch einige Worte, bevor wir zu unserem, in der Ueberschrift erwähnten Gegenstande übergehen.

Die Einwirkung sowohl der lebhaften als lebendigen Umgebung setzt die Seele in eine entsprechende Bewegung, aus dem Processe des Empfangens entspringt alsbald ein Producieren, denn während der Begriff der sich eindrückenden Umgebungen als Gedanke zum (abstracten) Niederschlage wird, regt er die ganze Reihe afficirter Gedanken an, welche als fertige Abstractionen sich schon in der Seele vorfinden. Greifbar und zu unterscheiden werden diese Gedanken durch einen, mittelst der Stimme hervorgebrachten, bestimmten Laut, den wir in diesem Falle „Wort" nennen. Das geordnete Zusammenstellen solcher Worte ist die Sprache. — Ob es eine Sprache kategorien giebt, ist sehr zu bezweifeln, gewiß ist nur, daß das Tonmaterial derselben (Vocale und Consonanten), als im Bau des menschlichen Körpers begründet, ein allen Menschen gemeinschaftliches ist, die Zusammensetzung der Worte daraus ist vermuthlich ursprünglich ohne innere Nothwendigkeit, und nur durch Gewohnheit, in verschiedenen Völkern zum Gesetz geworden.

Das, was wir Seele nennen, ist ein ebenmäßiges Wallen und Weben der Lebenskraft. Ihre Biegsamkeit und Elasticität ist äußerordentlich, daher mit der Modification der äußern Einwirkung auch die Verschiedenheit der Seelenstimmung. Gewisse Eindrücke von Außen machen das ruhige Wallen zur Wallung, diese Wallung ist „die" Leidenschaft (kategorien), sie macht sich Luft in Worten und bezeichnet ihren Charakter im Tone der Stimme. Es giebt harte, weiche, milde, herbe, süße, melodische Worte, die letzteren werden zum Gesange, wenn der Tonfall sich der Stimme bemächtigt und schöpferisch zu Werke geht. Hält man nun die Schöpfung dieses Tonfalls für sich fest, indem man die Stimmung fahren läßt und auch die Worte fortwirft, so hat man jenes selbstständige Tonspiel, welches wir „Musik" nennen. Als man Instrumente mit verschiedenen richtig eingetheilten Tönen erfunden hatte, begann man unmittelbar mit einem solchen Tonspiele, und brachte dasselbe wiederum künstlich mit Worten in Zusammenhang. — Ist nun die lyrische Stimmung belingt von dem Nationalcharakter eines Volkes, so geht der schöpferische Tonsinn unwillkürlich hierauf ein, und es entstehen dann Melodieen, die diesem oder jenem Volke eigen sind und mit dem Worte „nationaler" bezeichnet werden können. Somit wären wir denn am Ende dieser allgemeinen Einleitung, in welcher wir uns den Begriff von „nationaler Musik" klar gemacht haben.

Wenn von einer Geschichte der dänischen Mu-

Digitized by Google

Ist die Rede ſein ſoll, ſo kann man vielleicht kaum weiter, als bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, wo ſich nämlich die erſten Verſuche künſtleriſcher Production finden. Die große Menge religender Volksweiſen, welche das Volk ſelbſt in lyriſcher Stimmung und mit Hülfe des angeborenen Tonſinns geſchaffen, können natürlich als künſtleriſche Production nicht angeſehen werden, wenn ſie auch unendlich viel höher ſtehen und werthvoller ſind, als manche ſolche. Ihre Entſtehung und Eigenthümlichkeit wurzeln daher in der Zufälligkeit des nationalen Lebens, im Gegenſatze zu abſichtlicher Erzeugung, und ſie bilden daher kaum die Anfänge eines muſikaliſchen Kunſt ſtrebens, ſondern ſind vielmehr nur ein Theil der natürlichen Poeſie, die ſich in dieſer Gegend, bei dieſen Menſchen entwickelte, ſie gehören daher in die Geſchichte der Volkspoeſie, beſonders da die Melodie ſich dem Texte ſtundenlang bequemend erwies. Dabei muß jedoch Gewicht darauf gelegt werden, wie die eigenthümliche Geſtaltung dieſer Melodien, ihr Rhythmus, ihre dunkle Färbung, ihre überaus weiche Seele bereits verrieth, wie das muſikaliſche Element dieſer nordiſchen Völker dem daſſelbe gilt von Normegern und Schweden) ein durchaus von anderen verſchiedenes ſei. Die deutſche Volksmuſik hat einen feſten, kräftigen und kühnen, ſie wählt vorzugsweiſe Durtonarten und ein raſches ſchreitendes Tempo. Die nordiſche dagegen hat etwas dunkles, ſchüchternes, aber unendlich ätheriſches und keuſches, und anſtatt des naiven Deutſchen, etwas ernſtes und geheimnißvolles. Sie wählt gerne den wallenden Sechsachteltakt und faſt immer Molltonarten. Einem deutſchen Ohr iſt dieſe Muſik zuerſt ſo fremd, daß es ihr kaum Geſchmack abzugewinnen vermag, bald aber, wenn es ſich daran gewöhnt hat, übt ſie auch hier einen unnennbaren Reiz aus. Die deutſche Muſik und deutſcher Geſang hat etwas mehr Wärmendes, die nordiſche iſt leiſe und ſanft und erfordert einen ſehr geſchmackvollen Vortrag, wenn ſie nicht wirkungslos und langweilig erſcheinen ſoll, wo aber dieſer ſich findet, da macht ſie auch unſtreitig auf den gebildeten Muſikfreund eine große Wirkung. Die nordiſche Muſik iſt endlich weniger kühn in Intervallen, dagegen ungleich kühner in Uebergängen, als die deutſche Volksmuſik. Sie deutet endlich darauf hin, daß die Skandinaven in der That mehr von den Deutſchen verſchieden ſind, als manche zu glauben ſcheinen, welche bei einem oberflächlichen Blick auf die Sprache, meinen, dieſelbe ſei deutlich eines Stammes. Solche vergeſſen, daß es die große Menge eingedrungener Worte iſt, welche die Aehnlichkeit verurſacht, nicht aber die geſchichtliche Verwandtſchaft. Deutſche und Skandinaven ſind für den tiefern Beſchauer vielleicht ebenſo verſchieden, als Römer und Deutſche. —

Italiener und Franzoſen gaben auch in Dänemark den erſten Impuls zur Betreibung der Muſik als Kunſt und Handwerk. Scalabrini 1773, Dupuis, Sarti 1771, ſo hießen die Kunſtmuſiker, welche die Sucht des königlichen Hofes nach Sinnenkitzel ins Land rief. Dieſe Fremden komponirten zu Hofzwecken und dem Geiſte jener Zeit gemäß, ohne Rückſicht auf nationale Bedürfniſſe, welche zu unterſuchen, ihrem künſtleriſchen Dünkel natürlich nicht der Mühe werth ſchien. 1748 kam Schultze aus Lüneburg und dieſer nicht gerade geniale, aber fleißige wohlmeinende Künſtler, wirkte nicht vergebens auf dem in Kenntnißen wenig angebauten muſikaliſchen Felde. Er wählte einheimiſche däniſche Stoffe zu ſeinen Compoſitionen, und Opern, wie „das Erndteſeſt,“ „Peters Hochzeit“ begannen den ſchlummernden Tonſinn des Volks zu wecken. Kunzen geb. zu Lübeck 1763, bereicherte das einheimiſche Repertorium mit ſeinen Werken, namentlich die „Weinleſe“, „das Geheimniß,“ „Dragedukken“, welche noch jetzt eine Aufführung wohl verdienen könnten. Weyſe endlich, geb. zu Altona, war das erſte wahre Genie, welches ſich durch eine Alles bezwingende Kraft zum Mittelpunkt des einheimiſchen muſikaliſchen Strebens machte, und der Nation durch eine Reihe unſterblicher Tondichtungen eine bisher ungeahnte Welt aufſchloß, in welcher ſie nicht blos eine kühne glückliche Anwendung aller durch die ganze Reihe italieniſch-deutſcher Meiſter entdeckten Tongeheimniſſe, nicht blos eine in edler Einfalt dichtende, mit Reiz und Laune zuſammenfließende Phantaſie, ein religöſes Gemüth und einen edlen Geſchmack bewundern mußte, ſondern welche zugleich wieder Spuren der wieder zu gebärenden Volksmuſik trug, welche im Mittelalter der Nation ein ſo edel eigenthümliches Gepräge verliehen hatte. Ob der ſchmiegſame Geiſt Weyſe's und der ihm unbemerkbarſten Eindruck offene ſubtile Tonſinn deſſelben unwillkührlich das Charakteriſtiſche der nationalen Anlage, welches, obgleich unterwüſt, doch der Nation noch innewohnte, eingeſogen und reproducirt hat, oder ob ſeine individuelle Eigenthümlichkeit zufällig etwas, der Nation, in deren Mitte das Schickſal ihn führte, Aehnliches hatte, möchte ſchwer zu entſcheiden ſein. Daß in ſeinen Romanzen etwas iſt, welches an die alten Weiſen erinnert, ſcheint ausgemacht, daß er aber dieſes abſichtlich ſo producirt hätte, daß es daran erinnerte, ſcheint ſehr zweifelhaft zu ſein. Es giebt wohl jetzt keinen Muſiker in Dänemark, der nicht Weyſe unendlich viel verdankte, und deſſen dankbare Erinnerung nicht dem Meiſter lebendig geblieben wäre. — Weyſe's Opern heißen: „der Schlaftrunk,“ Text von Oehlenſchläger. „Die Eudamshöhle“, „Faruk“, „Floribella“, „Kenilworth“, „Ein Abenteuer im Garten der Roſenburg,“ ꝛc. — — Kuhlau war gleichfalls ein Deutſcher, der aber, obgleich er Weyſe an Kühnheit der Gedanken und ächt muſikaliſcher Schöpfungskraft nicht nachſteht, gerade der Annäherung an das nationaldäniſche durchaus ermangelt, welche Weyſe charakteriſirt. Einem deutſchen Ohr iſt ſeine Muſik im höchſten Grade angenehm, er iſt ein Weber, ein Marſchner, denen er in Bezug auf Reichthum in der Erfindung, auf Eleganz und ungewöhnliche Brillanz keineswegs nachſteht. Er war ein moderner Componiſt, ſeine Werke verkörperten das Evangelium der Freiheit in der Kunſt auch in Dänemark, und reinigten den Geſchmack von den Ueberreſten einer ſich überlebt habenden Zopf- und Philiſtergeiſt. — Muſikaliſcher Geſchmack und muſikaliſche Production hatten auch in dieſem Lande europäiſche Bildungshöhe erreicht, und es konnte ſich nun abermals eine nationale Muſik entfalten, die, alle Hülfsmittel und Entdeckungen der Kunſt benutzend, die muſikaliſche Eigenthümlichkeit der Nation auf ein größeres Feld, als das des Volksliedes, hinauszuführen hatte.

Sonderbarer Weiſe ging der Impuls hierzu von demſelben Kuhlau aus, der doch einer national-däniſchen Muſik ſo fremd war. J. L. Heiberg hatte ſein „Elverhöi“ geſchrieben, welches in der däniſchen Vorzeit ſpielt. Daſſelbe war durchflochten mit Chören und Romanzen, zu welchen letzten der Verfaſſer ſelbſt die alten Volksweiſen beizeichnet hatte, welche Kuhlau arrangirte und ſo in die Kunſtwelt einführte. Dieſe Romanzen, mit ihren alten rührenden Melodien, brachten außerordentliche Wirkung hervor, denn hierin erkannte das Volk ſeine Muſik wieder, hierin fühlte ſich ſein nationales Tondedürfniß völlig befriedigt. Das troſtloſe Gefühl, daß man, die andere Nationen unter glücklicherem Himmelsſtrich belegen, ſchon vorausgeeilt waren, nur nachahmen könnte, ſomit alſo nur ein überflüſſiger Appendix derſelben ſei, wich dem Freudigen bei der Entdeckung der nationalen Quelle, welche Stoff zu unendlich vielen ſelbſtſtändigen und originalen Tondichtungen zu geben im Stande war.

J. W. C. Hartmann war der Erſte, welcher mit dem Inſtincte des Genies den neu entdeckten Weg betrat. Nachdem er in „Ravnen“ und dem „Corſaren“ von Hertz, Texte abgeleigt hatte von einer ungewöhnlichen Begabung, Friſche und großer Selbſtſtändigkeit in harmoniſcher Richtung, ſchenkte er in „Elben Kirſten“ endlich ſeiner Nation ein Werk, welches, während es ſich der Eigenthümlichkeit derſelben bis zur Vertrautheit anſchmiegt, zugleich mit Rückſicht auf den Standpunkt der muſikaliſchen Kunſt, den ſtrengſten Anforderungen genügt. Unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand wachſen die alten Kämpeweiſen zu großen abgerundeten Tongemälden, und entzücken gleichſehr durch ihre künſtleriſche Vollendung, als nationalen Anklänge.

Henrik Rung hat, unabhängig von Hartmann, dieſelbe Richtung eingeſchlagen, und trat plötzlich mit der zu „Svend Dyring's Hauß“, von Hertz, gehörenden Muſik, vor ſeine Nation. Genaue Kenntniß mit den nationalen Bedürfniſſen begeiſterte Liebe für den alten Liederſchatz endlich die-

Digitized by Google

feinste Unterscheidungsgabe, der geläuterste und vorurtheilsfreieste Geschmack unterstützten seine reiche musikalische Begabung und verschafften ihm schon im frühen Alter einen der ersten Ehrenplätze unter den Tondichtern seiner Nation. Seine Romanzen sind das Vollendetste seiner Arbeiten und zugleich das für andere Nationen Zugänglichste.

Niels Gade, den Deutschland schon unter den Tondichtern ersten Ranges schätzt, schließt sich diesen beiden in noch jugendlicherem Alter an und ist neben seinen anderen Verdiensten als nationaler schöpferischer Tondichter besonders glücklich thätig gewesen, der nordischen Musik eine ihrem Charakter entsprechende und geniale Instrumentation zu geben.

Wir hoffen über diese drei Hauptrepräsentanten der nordischen Musik, die eine noch reiche Zukunft versprechen, nächstens unseren Lesern erschöpfende Artikel vorführen zu können. —

Edmund Lobedanz.

Der niederländische literarische Congreß zu Gent.

Kürzlich haben wir gemeldet, daß bei den Blumingern ein Congreß auf den 26. Aug. d. J. beschlossen worden sei; wir haben dabei hinzugefügt, wie die Zusammenkunft holländischer und inländischer Literaten unendlich viele Vortheile für die Literatur beider Niederlande im Gefolge haben könne.

Aus dem Ausschreiben des Vorstehenden des Congresses F. A. Snellaert und der Secretaire Blommaert und Baron Jules de St. Genois, heben wir folgende Stellen hervor:

„Es kann Niemanden entgehen, wie sich durch ganz Europa eine Verbrüderung im Leben der Bücher bemerkbar macht. Wo eigene Sprache und Sitten fremdartigen Einflüssen gewichen wurden, da sieht man jetzt das Volk wie ein Riesenkind die Fesseln brechen, die seine freie Entwickelung hemmten; wo eine Nation durch verschiedene Staatsordnungen zersplittert ist, da wird nach Mitteln gesucht, um den verschiedenen Theilen des Körpers mehr Einheit der Thätigkeit zu geben. Kein europäisches Volk schlummert fort, seiner selbst nicht bewußt, alle werden wie in Bewegung gesetzt durch einen eigenthümlichen Bildungstrieb, von dessen geheimer Thätigkeit wir uns selbst nicht immer Rechnung abzulegen wissen, ja, der alle menschlichen Erwartungen über den Haufen wirft und vernichtet. Dieser Bildungstrieb offenbart sich besonders durch eine ungewöhnliche Geistesthätigkeit, durch eine grübelnde Uebung der Volkssprachen und ein daraus entstandenes allgemeineres Verlangen nach eigenen literarischen Ergeugnissen".

Hier werden sodann die Länder genannt, welche an dieser Bewegung Theil nehmen, und der Schreiber fährt darauf fort:

„In dem Bewußtsein, daß dieser gemeinschaftliche, wenn auch nicht liberall gleich merklich wirkende Bildungstrieb auch unter uns besteht, und mit dem Verlangen, daß das, was die Natur zum Fortleben bestimmt hat, durch menschliche Irrthümer nicht gestört werde, haben die niederländischen Sprach- und Literaturkenner beschlossen, nach Gent einen niederländischen Congreß zu berufen, an welchem alle Freunde eigener Volksnatur und eigener Geistesentwickelung hierdurch eingeladen werden."

„Auf diesem Congreß werden alle Punkte verhandelt werden können, welche die Erhaltung des niederländischen Stammes bezwecken."

Es folgen demnächst einige Maaßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung, und der Brief sagt dann weiter:

„Mit dieser Bürgschaft haben wir das Vertrauen, daß jeder niederländische Gelehrte und Freund seines Vaterlandes es sich sowohl zu einer heiligen Pflicht, als auch zu einem wahren Genuß rechnen werde, durch seine Gegenwart in der Versammlung das Seine beizutragen zur Stärkung des allgemeinen Volksgeistes, damit unser gemeinschaftliches Gut, die niederländische Sprache, weder im Guzzen, noch in ihren Theilen entarte und untergehe, und die Literatur einen größeren Wirkungskreis finde, einen Wirkungskreis, welcher der Völker würdig sei, die einst Europa auf dem Wege der Bildung vorangingen, und denen es bei klarerer Betrachtung noch heut gegeben sein kann, den literarischen Stammpunkt zu erreichen, zu dem sie einst berufen schienen."

Es ist wohl nicht nöthig hier hinzuzufügen, daß diese Worte die Hoffnung der Blaminger nicht ganz und gar ausdrücken, man kann vielmehr wohl selbst ermessen, daß nicht allein Holländer und Blaminger, sondern auch diejenigen des germanischen Stammes, welche sich der Erhaltung der vlämischen Sprache und unserer Volksthümlichkeit geneigt fühlen, ersucht werden, sich auf diesem Congreß einzufinden. Jeder der einige Gedanken über die Erhaltung der vlämischen Knabhängigkeit beitragen will, wird mit bedeutender Liebe empfangen werden, jeder, der einiges Wohlwollen für uns begeht, wird unser Herz geöffnet finden für die aufrichtigste Erkenntlichkeit.

Es ist in der That nicht mehr unsre Sprache allein, die wir vertheidigen, wir müssen jetzt auch noch um unsre nationale Existenz zu kämpfen beginnen, wir Blaminger müssen in Blantern unsre freien Bürgerrechte wieder zu erlangen suchen. Fürwahr, die Blaminger werden in ihrem eigenen Vaterlande fast wie Fremdlinge angesehn, und wir hoffen deshalb, daß Deutsche und Holländer es sich zur Pflicht machen werden, ihren so bedrückten Brüdern mit ihren Fähigkeiten beizustehen, und uns in unsrer Thätigkeit durch guten Rath in irgend einer Art aufzuhelfen und behülflich zu sein.

Die niederländischen Literaten werden, außer dem Nutzen, den sie für ihren Stamm und ihre Sprache aus ihrer Reise nach Belgien ziehen müssen, ihren ersten Zug auch noch durch das Besuchen der Ausstellungen annehmlich machen können, welche die Höhe bewiesen, zu der Industrie und Kunst in Belgien gelangt sind. In derselben Zeit, in welcher der niederländische Sprach-Congreß in Gent eröffnet werden wird, wird in Antwerpen der Festzaal der bildenden Künste geöffnet sein. Nach der allgemeinen Meinung soll diese Ausstellung an Glanz und Verdienst alle diejenigen noch übertreffen, die in einer Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit der Freunde der Maler-, Bildhauer- und Bankunst auf sich gezogen haben. Die größten vlämischen Meister werden Stück liefern, und die Namen Wappers, Keizer, Gallait, Wiertz, Hamman, Dujardin, Geefs und van Arendonk werden mit hundert andern, ebenfalls berühmten Namen abwechseln. Es wird auch von einigen französischen, deutschen und holländischen Meistern gesprochen, welche diesen merkwürdigen Saal mit ihren Werken etwas wollen.

Während diese herrliche Sammlung von Kunsterzeugnissen in Antwerpen zur Schau stehen wird, wird in Gent eine Ausstellung von Produkten der Industrie Blanderns geöffnet sein, wo man alle möglichen Bedürfnisse antreffen, und sehen wird, wie weit die Industrie von Blandern gediehen ist. Zu dieser kostbaren Ausstellung von Allem, was Menschenarbeit in diesem Fach hervorbringen kann, wird noch eine Ausstellung aller Arten von inländischen und fremden Werkzeugen und Maschinen treten. Der große Einfluß, den heutzutage die Maschinen auf die Industrie ausüben, muß die Mißbelgierde eines Jeden auf solche Sammlung lenken, denn man wird den Fortschritt zu erkennen vermögen, den die Mechanik sowohl in Belgien, als bei den Nachbarn gemacht hat. Auch auf dem öffentlichen Urtheil wird man Vortheil schöpfen; wenigstens wird dies alle Verbesserungen auf eine gerechte Weise würdigen, welche von dem einfachen Spinnrade an bis zu den complicirtesten Werkzeugen angebracht worden sind.

Außer dieser Industrie-Ausstellung wird in Gent auch noch ein numismatischer Congreß abgehalten werden, der von vielen Archäologen und anderen Gelehrten besucht werden wird.

So eben vernehmen wir noch, daß 6 Tage vor dem Sprachcongreß zu Gent in Antwerpen ein vlämisch-literarisches Fest gegeben werden soll, wo fast alle vlämischen Literaten gegenwärtig sein werden, und zu dem von allen vlämischen Kunstgenossenschaften den Landes Abgeordnete geschickt werden sollen.

Alle diese so verschiedenartigen Industrieblüthen werden sicher eine Menge von Fremden herbeilocken, und weder unsere deutschen, noch unsere holländischen Brüder werden verfehlen, dies Alles zur Hülfe zu nehmen, um den niederländischen Sprach-Congreß mit ihrer Gegenwart zu ehren.

Ein Blaminger.

Bücherschau.

Kongeriget Norges Stats-Calender, udgivet af Bernt Moe. (Staatskalender des Königreichs Norwegen, herausgegeben von Bernt Moe.) Christiania 1848, P. T. Malling's Forlags-Boghandling.

Man erhält mitunter selbst durch das trockenste Register, wenn man nur den Muth hat, es durchzulesen, einige Kenntniß der Erfahrungen, die einem manchmal fehlen, wenn das Register selbst schon längst vergessen ist, zu Statten kommen. Auch bei dem Durchblättern des norwegischen Staatskalenders hat sich uns hier und da etwas Interessantes dar, wenn wir auch oft zu beklagen hatten, daß der Herausgeber mit einem wahren Geize uns fast jede nicht unumgänglich nothwendige Bemerkung vorzuenthalten scheint. Ein kleiner gedrängter Ueberblick der gesammten norwegischen Zustände, als Einleitung oder Anhang des Kalenders, würde, namentlich für die Leser außerhalb Norwegens, eine jährliche schätzenswerthe Beigabe sein und dazu beitragen, dem Auslande einen Begriff von dem zwar langsamen, aber unleugbaren Fortschreiten, so wie von dem einfachen, aber in so vieler Beziehung glücklichen Zustande dieses Staates zu geben. —

Von den Berichtsbüchern, der Geistlichkeit, dem Post- und Medicinalwesen, ja selbst über die Bank, enthält der Kalender nur Listen der Beamten. Ueber das Bergwesen z. B., von welchem wir gern, so wie von den eben genannten anderen Staatsfactoren, um sie mit den deutschen zu vergleichen, etwas neben jener Liste der Beamten erfahren hätten, bietet sich uns nur die einzige Reflection dar, daß die deut-

Digitized by Google

schen Benennungen „Geschworner," „Einsprer" und „Schichtmesser," sich wunderlich unter den anderen norwegischen Amtstiteln ausnehmen.

Unter den verschiedenen Pensions-, Unterstützungs- und Versorgungs-Einrichtungen heben wir, neben dem Pensionsfonds für Wittwen der Geistlichkeit mit einem Vermögen von gegen 200,000 Speciesthalern (circa 300,000 preußische Thaler), für Wittwen und Kinder anderer Beamten, die zur Unterstützung alter, nicht länger dienstfähiger Lootsen hervor; sie hat ein Vermögen von gegen 40,000 Specisthalern, und während die Einnahmen im Jahre 1844, 13,909 Specisthlr. betragen, zahlte sie in demselben Jahre an Pensionen und Unterstützungen an alte Lootsen und Lootsen-Wittwen und Kinder die große Summe von 10,980 Specisthalern aus. Wenn man bedenkt, daß es wohl kein härteres Leben, als das eines gewissenhaften Lootsen giebt, und daß die norwegischen Lootsen wegen ihres kühnen Muthes und ihrer ausgezeichneten, so oft an den gefährlichen Küsten des Landes mit Gefahr ihres Lebens verknüpften Wirksamkeit fast berühmt sind, so wird man auch begreifen, wie schätzenswerth jene Einrichtung ist, und wie sie dem muthigen Seemanne, indem sie ihm die Versorgung seiner Familie gewährleistet, es erleichtern, sein Leben aufs Spiel gegen die Rettung anderer Menschenleben zu setzen. Diese schöne und segensreiche Einrichtung war bereits am 11. Januar 1805, also bevor die Trennung Norwegens von Dänemark in's Leben gerufen, sie ist durch ein späteres Gesetz, im Jahre 1824, erweitert und gestärkt worden.

Die „Frederiks-Universität," in Christiania, ist gestiftet am 2. September 1811 von dem Könige Frederik VI. zu Dänemark und Norwegen, und fing ihre Wirksamkeit im August 1813 an. Die gegenwärtige Zahl der Studirenden ist bereits, in Nummer 32. dieses Blattes, mit 550 angegeben; diese Zahl scheint wenig der Veränderung zu unterliegen, wenigstens giebt der Staatskalender für 1848 die Anzahl der Studirenden im Jahre 1846 gleichfalls auf circa 550 an, von denen 80 Theologie, 250 Jura studirten, ein Verhältniß, welches gewiß, so wie es sich schwerlich bei einer der anderen nordischen Universitäten vorfinden dürfte, bei keiner der deutschen Universitäten existirt. Den von verschiedenen Facultäten zählte beim Beginne des Jahres 1848 die theologische zwei Professoren und einen Lector, die juridische zwei Professoren und zwei Lectoren, die philosophische zwölf Professoren und vier Lectoren. An Stipendien werden, laut Königlichem Reskript von 1810, jährlich 1500 Specisthaler, in Portionen zu 200 und 300 Thalern, ausgetheilt. Die Universitäts-Bibliothek zählt 120,000 Bände, sie erhielt im Jahre 1846 allein einen Zugang von 1792 Bänden. Etwas über 12,000 Bände wurden während desselben Jahres ausgeliehen, gegen 6000 im Lesesaale benutzt. In der Universität gehören: der botanische Garten, das astronomische und magnetische Observatorium, das Museum der nordischen Alterthümer, das Münzcabinet, die zoologischen, anatomischen, pathologischen, zootomischen und bergwissenschaftlichen Museen, das metallurgische und chemische Laboratorium, die pharmaceutische Sammlung, die Sammlungen physikalischer und chirurgischer Instrumente, die Modellsammlung. — Norwegen hat acht gelehrte Schulen und fünf sogenannte Mittelschulen, sechs Seminarien für Volksschullehrer (über die norwegische Volksschule verlautet sonst, außer daß sie unter dem Departement für Kirchen- und Unterrichtswesen ressortirt, kein Wort im Staatskalender), ein Institut für Taubstumme in Drontheim, eine Zeichnen- und Kunstschule, mit welcher eine öffentliche Kunst- und Bildergallerie (das National-Museum) in Verbindung steht, gegründet im Jahre 1837 und erweitert durch die jährlichen Zuschüsse des Staats von 3000 Specisthalern an die Schule, und 1000 Specisthalern an das Museum. Für Bildung und Wissenschaftlichkeit werden zugleich mehrere verschiedene Vereine und Gesellschaften, als: die Gesellschaft der Wissenschaften, der physiographische Verein, der Verein zur Bewahrung der Vorzeit-Denkmäler.

Die Landarmee besteht bei Anfang des Jahres 1847 aus 20,822 Mann, von denen 2000 „geworbene," 10,000 „nationale," 8822 „Landwehr"-Truppen; außerdem 668 Offiziere und 1354 Unteroffiziere. Die Flotte besteht aus 143 Kriegsschiffen, nämlich 1 Fregatte, 1 Corvette, 1 Brigg, 5 Schooner, 1 Dampfschiff, 85 Kanonen-Schaluppen und 49 Kanonen-Jollen, mit einer entsprechenden Mannschaft von 35,000 Matrosen, und hat, seitdem in Nummer 2. dieses Blattes über „die Seemacht der Nordamerikanischen Länder" berichtet ward, wohl keinen weiteren Zugang, als durch die im Bau begriffenen 2 Corvetten und 2 Dampfschiffe, erhalten.

Bei dem Land- und Seemilitär-Etat hat der Herausgeber des Staatskalenders viel Fleiß und Mühe auf die genaue Angabe der Geburtsjahre und der Anciennität der sämmtlichen Officiere verwendet.

In den letzten Abschnitten des Kalenders gedenken wir, über den neuen, am 21. August 1847 von König Oscar I. gestifteten Saint Olafs-Orden, und über „Medaille for Borgerdaad (die Medaille für Bürgertugend). Die Inhaber des ersteren dürfen stehen in silbernem Stern mit Strahlen und Kreuz, in silbernem Stern ohne Strahlen mit Kreuz, und im Kreuz allein, je nach den drei Graden: Großkreuz, Commandeur und Ritter, und tragen das Ritterkreuz, den goldenen gekrönten Löwen mit der Streitaxt Saint Olafs. Die Medaille hat zwei Grade: die goldene und die silberne. Es verleiht, laut §. 23. des Grundgesetzes, die Bestimmung, daß bei der Verleihung dieser Ehrenzeichen die Verdienste, für welche sie verliehen worden, bekannt gemacht werden müssen. —s.

L. A. J. W. Baron Sloet, het jagtbedrijf onzer voorvaders, eene schets. (Der Jagdbetrieb unserer Vorfahren, eine Skizze.) **Arnhem. Nijhoff. 1848.**

Diese kleine, aber höchst interessante Schrift führt uns in die Vorzeit der Niederlande zurück, in eine Zeit, wo noch ein stärkeres Geschlecht an den Küsten der Nordsee wohnte, wo noch die Jagd keine bloße Zerstreuung für die blasirten Müßiggänger bildete, von denen Delille sagt: Ces triomphes sans fruits et ces combats sans gloire, sondern wo sie ein Kampf war zwischen Leben und Tod, zwischen den wilden Thieren der Wälder und dem kräftigen, freigeborenen Manne. Es ist bekannt, daß Völker, welche Ueber oder Gebirge bewohnen, im Allgemeinen todesmuthiger und stärker sind, als die Bewohner der Dünen- und Flachländer. Angeschärft der großartigen Natur, im ewigen Kampfe mit den Elementen, wird ihr Muth mehr gestählt, ihr Selbstvertrauen mehr erhöht und ihre Thatkraft reger erhalten. Daher kann es nicht auffallen, daß der Jagdbetrieb der alten Niederländer, wie er in den vorliegenden Schriftchen uns skizzirt wird, rauher und gefährlicher war, als bei manchen anderen Völkern; daher ist es erklärlich, daß bei ihnen die Jagd mit der Zeit zu einer solchen Lebensluft wurde, daß ihr schon früh durch regelnde Gesetze entgegengewirkt werden mußte. Karl der Große, selbst ein leidenschaftlicher Jäger, mußte seinen Großen befehlen, über dem Jagen die Volksversammlungen nicht zu versäumen; die Jagd am Sonntage wurde verboten, und den Priestern ward sie gänzlich untersagt. Die Natur Hollands war damals dieser Leidenschaft durchaus günstig; es war nach Tacitus ein waldreiches Land, während heutzutage nur noch wenige Strecken an diesen Waldreichthum erinnern. Das vorliegende Schriftchen macht uns mit dem Wilde bekannt, was sehr der Hauptspiel der Jäger war, und von dem manche Arten früher theils häufiger, theils in geringerer Anzahl vorhanden gewesen, als heutzutage, theils aber auch gegenwärtig ganz aus den Niederlanden verschwunden sind; es liefert uns ferner eine kurze Uebersicht der Waffen und sonstigen Mittel, deren man sich zur Jagd bediente, und unter denen auch Zauber- und andere geheime Mittel eine Rolle spielen, und schildert uns endlich die Abrichtung der Hunde, Falken, Sperber u. s. w. Die Jagdhunde sollen namentlich einen hohen Werth gehabt haben; der Diebstahl eines Hundes wurde eben so bestraft, als der eines Sklaven. Karl der Große gab vier Jägermeistern die Oberaufsicht über seine Hunde, und bestimmte, daß auf seinen Landgütern und Schlössern stets das nöthige Hundefutter vorhanden sei. Was er in dieser Beziehung für seine Götter vorschrieb, ariete sboch später in das sogenannte Hundsrecht aus, eine drückende Last, welche die Herren ihren Unterthanen zur Aüterung ihrer Hunde auferlegten. Diese und viele ähnliche Eigenthümlichkeiten aus dem Jagdleben der Vorzeit machen das in Rede stehende, sehr interessantschrift gehaltene Schriftchen zu einer höchst angenehmen und lehrreichen Lectüre. Es ist das Werk thätsamer und gewissenhafter Forschungen, und so skizzirt und ausführlichkeit es auch in mancher Beziehung für den Alterthumsfreund ist, so ist es schon wegen seiner vielen wertvollen Nachweise und Quellen-Angaben eine wahre Fundgrube sein. Das Büchelchen umfaßt nur ein kleines Theilchen Geschichte, und hat äußerst wenig gethan, um die eigentliche alte Romantik der niederländischen Jagdgebräuche herauszukehren; trop beffen bietet es Jedem, der über die Natur eines Volkes in den Sitten und Gebräuchen seiner Vorfahren besonders Aufschluß haben will, und Jedem, der sich überhaupt ein Auge für poetische Momente im Treiben der Völker gegeben ist, einen reichen, anregenden Stoff zu Betrachtungen dar. E.

S. C. Snellun van Vollenhoven, bijdrage tot de Fauna van Nederland. (Beitrag zur Fauna Niederlands.) **Haarlem. A. F. van Arum. 1848.**

Es ist eine rühmliche Eigenthümlichkeit der Holländer, daß sie nicht selten die kleinsten Theile einer Wissenschaft zum Gegenstande ihrer ernstesten Forschungen machen, daß sie mit unermüdlicher Geduld und eisernem Fleiße gern sich dem Anstrun der Einzelnheiten hingeben, während sich die Deutschen mehr in weitgreifenderen Contouren gefallen. Durch diese rühmliche, in der holländischen Volksnatur tief begründete Eigenthümlichkeit haben sich die Niederländer schon bedeutende Verdienste um die Wissenschaft erworben, und schon selbst die angestrengteste Achtung und Anerkennung der Gelehrten anderer Nationen erzwungen. Aus dieser Eigenthümlichkeit ist das vorliegende schätzenswerthe Werkchen hervorgegangen. Die holländische Maatschappij für schöne Künste und Wissenschaften zu Haarlem hatte, um

Digitized by Google

einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, früher einmal eine Preisfrage ausgeschrieben, die ein genaues Vergleichnig der Insecten verlangte, welche natürliche Bewohner der Niederlande seien; sie erhielte und einer hierauf eingegangenen Arbeit die goldene Medaille; aber diese Arbeit, von vorn herein ungenau, konnte selbst durch die fohlreren Beilage der Preisfragen von der Hooven und Ausbüttel nicht vollständig werden, und so ist denn bis heute die Kenntniß der in den Niederlanden vorkommenden Insecten noch immer eine sehr beschränkte geblieben. Das vorliegende Werk sucht nun diesem Mangel, in Beziehung auf die Coleopteren, einigermaßen abzuhelfen; es liefert eine ziemlich umfangreiche Liste von Käfern, die in Holland gefunden werden, und die der Verfasser soll alle selbst gesehen, zu von denen er die meisten selbst gefangen hat. Es unvollständig er auch selbst noch seine Arbeit nennt, so ist sie doch reicher, als alle bisher vorhanden gewesenen, und deshalb nicht nur für Holland, sondern für die Wissenschaft überhaupt von Interesse. Es finden sich in dieser Liste 752 holländische Arten von Käfern mit einem Hinweis auf die Werke, in denen sie beschrieben sind, und die Orte, wo sie gefunden worden. Da aber der Verfasser hauptsächlich nur Nord- und Süd-Holland, Utrecht und Geltern, mit einander hat, von den übrigen Theilen seines Vaterlandes dagegen nur Weniges erhalten konnte, so muß man mit ihm annehmen, daß ihm eine nur die Hälfte der in Holland vorkommenden Käfer bekannt geworden ist.

In dem Katalogo der Sammlung des Grafen Dejean, dessen Ausgertheilung und Beschaffenheit der Verfasser beschrieben hat, nicht, weil er sie überall für gut hält, sondern weil sie in Holland am Allgemeinsten sind, wird die Zahl der europäischen Coleopteren auf 6813 angegeben. Die in Mehr Jahre Schritt legt diese Zahl zum Grunde, indem sie am Schlusse die bis jetzt bekannten neuen Käfer, in Familien abgetheilt, mit denen von ganz Europa vergleicht. Nach dieser Vergleichung sind die niederländischen Käferarten so vertheilt, daß die Niederlande von den Familien Carabici, Brachelytra, Trimera, Teredilia und Trachelydes einen verhältnißmäßigen Theil besitzen. Andere Familien kommen in geringerer Anzahl von Arten vor, und zu diesen gehören namentlich die Cucculionites, Sternoxia, Longicornia, Metasomata, Xylophagi, Vesicantia, Tuticornia, Pectinipli. Dagegen bieten die Chrysomelini, Lamellicornia, Malacodermata, Palpicornia, Clavicornia und, was in dem niedrig belegenen, von Wasser durchzogenen Holland nicht zu verwundern ist, die Hydrocantharides einen großen Reichthum von Käferarten dar.

Der Verfasser hofft, seine Schrift, die er nur als einen ersten Theil betrachtet, im Laufe der Zeit, namentlich durch mehr Beiträge aus Nord-Brabant, Drenthe und Groningen, noch zu vervollständigen. Jedenfalls verdient er hierzu die Aufmunterung und Unterstützung eines Jeden, der überhaupt für die Wissenschaft ein Interesse hat. Mr.

Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1848.

Sitzung vom 14. Juni.

2) Stilbitcarinsäure. — Herr L. Svanberg theilte Folgendes aus einem Schreiben vom Professor Berlin mit, in welchem dieser früher einer Untersuchung erwähnt, welche von seinem Eleven, Mag. J. A. von Borck, gemacht worden ist:

„Zwischen der Sammlung von Natur- und Kunstsachen, welche Herr Liljevalch kürzlich von China mitbrachte, und aus welcher er einige Proben mittheilte, war auch eine Sorte Talg, welcher in einem Theile der tropischen Länder angewandt wird und von einer Frucht gesammelt werden soll.

Der Talg machte eine vitreoligie, knglische Masse aus, welche geschmolzen und in eine bölzerne Form ausgegossen zu sein schien. Er war gelbweiß oder bleich gelbgrau, ohne Geruch und Geschmack, beim Anfühlen wenig fett, härter als gewöhnlicher Oehstalg, und ungemöhnlich leicht. — Das spezifische Gewicht ist bei + 12° — 0,8490. Er schmilzt bei 37° und fängt bei 300 zu gerinnen an, ist aber erst bei 220 vollkommen hart. In Aether ist er in allen Verhältnissen löslich, aber unbedeutend in kaltem Alkohol; in ungefähr 75 Theilen kochenden Alkohols (0,82 spezifischen Gewicht) wird er dagegen leicht aufgelöst, und kann durch Filtrieren von mechanisch eingemischten Unreinigkeiten befreit werden.

Die in Frage stehenden Früchte, welche dem chinesischen Talgbaum (Stillingia sebifera Croton L.) angehören, sind beim ersten Anblick den weißen Erbsen nicht unähnlich, aber eigentlich sind sie eine Art kleiner, 2 bis 3 Linien langer Steinfrüchte, außen von einem dünnen, schwarzbraunen und zellenartigen Gewebe umgeben, worauf ich 79,6 Procent festes Fett mit kochendem Alkohol auszog, welches nach einigen Umkrystallisationen den künstlichen Schmelzpunkt bei + 48° erreichte, wobei nur höchst wenig Elain in der Mutterlauge entdeckt werden konnte. Aus diesem Fett wurde durch Saponification eine feste Säure ausgeschieden, welche, hinsichtlich des Schmelzpunktes, der Elementarzusammensetzung, der Krystallisation und anderer Eigenschaften vollkommen mit der festen Säure aus dem chinesischen Talge selbst, übereinstimmte, wodurch ich diesen, später vermuthen vegetabilischen Ursprung als bestätigt ansah.

Das Cholrat, welches durch Saponification des chinesischen Talgs erhalten wird, krystallisirte bei der Abkühlung des Alkohols in großen perlmutterglänzenden Blättern heraus, und erreichte nach Umkrystallisirungen constant den Schmelzpunkt zwischen 61 bis 62°.

Stillitearinsaures Natron wird bereitet, indem man das Säurehydrat mit Natronlauge digerirt. Es löst sich schwer in gehn Theilen kochenden Alkohols, und gerinnt beim Abkühlen zu einem butterten und opalisirenden Gelee, in welchem man nach einigen Stunden eine schwache Krystallisation in Blättern wahrnehmen kann. Aus einer größern Menge Alkohols schießet es sich in sehr schönen dendritisch gruppirten, nadelförmigen Schuppen ab. Es ist löslich in wenigem Wasser, aber fest man später eine größere Menge von diesem hingu, so wird die Lösung von gestalten, gerstaschen Talg gerinnt.

Stillitearinsaures Silberoxyd ward dargestellt, indem die Lösung des Natronsalzes in Alkohol mit einer feinteilchen Lösung salpetersauren Silberoxydes gefällt wurde. Getrocknet und pulverisirt bildet es ein äußerst feines und lockeres Pulver, welches am Tageslicht allmälig dunkel wird. Um Versuche mit Salzen von mglicher Bereitungsweise anstellen zu können, wurde ein Theil dieses Salzes im warmen Ammoniak aufgelöst, worauf es bei der Verdunstung des Ammoniaks in verwerrenen Schuppen anschoß. Ein drittes Silbersalz wurde dargestellt, indem man das Hydrat in einer Mischung von Alkohol und Ammoniak löste, welches durch Silberlösung gefällt wurde. Zwischen diesen, auf verschiedene Weisen bereiteten Salzen bemerkten wir bei den analytischen Operationen keinen Unterschied.

3) Mineralogische Nachrichten. — Herr L. Svanberg theilte aus einem Schreiben vom Professor Berlin folgende Analysen schwedischer Mineralien mit, welche vom Magister K. Sjögren gemacht worden sind.

„Prosyplit von Westenas verwitterter Eisengrube. Zwei Analysen desselben ergaben:

Kieselsäure . .	67.77	65.61
Thonerde . . .	25.17	26.09
Eisenoxyd . .	0 82	0.70
Kalkerde . . .	0.66	0.69
Talkerde . . .	0.26	0.09
Mangan-oxydul .	0.50	0.09
Wasser . . .	5.82	7.08
	101.00	100.35

welche Analysen die Vermuthung Rammelsberg's zu bestätigen scheinen, daß der Prosyplit ein Zersetzungsprodukt anderer Mineralien ist. Der bei Westenas gefundene Prosyplit stimmt übrigens mit dem übrein, welchen Hermann untersuchte.

Stilbiter von Gustafsbergs Gruben in Jemtland, so wie von der Barbro-Grube in Norwegen. Durch Trocknen bei + 100° giebt dass, über Schwefelsäure getrocknete Pulver dieser Stilbiten nahe an 14½ Procent Wasser ab, und durch Berechnung der Analysen nach dem, auf diese Weise getrockenen Mineralpulver erhält man ungefähr 17 Procent Wasser, während man ohne Trocknen über Schwefelsäure ungefähr 18½ Procent erhält. Hierin liegt wahrscheinlich die Ursache, daß die Meisten früher einen großen Wassergehalt bei ihren Analysen erhielten.

Rother Zeolith von Mora in Upland.

Dieses Fossil gleicht sowohl seinem Aeußern nach, wie in seinem Verhalten zum Löthrohre dem rothen Zeolithe von Aedelfors, welcher Adelforsit genannt wird. Er ist locker und verwittert mit erdartigem Bruche; die Farbe desselben ist bleichroth, beinahe ziegelroth, das spezifische Gewicht 2.24. Mit Salzsäure bildet es eine feste Gelatina.

4) Der neue Planet. — Herr Selander theilte mit, daß er am 14. und 24. Mai den neuen, von Herrn Graham in Dublin am 19ten September 26. April entdeckten Planeten beobachtet, und daß er aus diesen Observationen, im Vereine mit Herrn Graham, am letztgenannten Tage die Bahnelemente des Planeten berechnet und gefunden habe, daß die Umlaufszeit desselben 1347 Tage betrage, woraus folgt, daß auch dieser Planet der Gruppe der vorher bekannten kleinen Planeten angehöre, deren Anzahl nun neun beträgt. Nach letztern Berichten wird dieser Planet den Namen Metis führen.

5) Damascenerstahl und Gußstahl in Rußland bereitet. — Herr Akerman zeigte verschiedene Proben von Damascenerstahl und Gußstahl, welche durch Mitwirkung des russischen Staatsrathes und General-Consuls Lavonil der Bergschule in Fahlun von dem Generalstabe des russischen Bergingenieur-Corps geschenkt worden sind. Der Damascenerstahl, welcher in Asien in einem ausgezeichneten Ansehen steht, aber in Europa wenig bekannt ist, wird, nach einer Abhandlung des General-Majors Anossoff im russischen Berg-Corps in einer kaiserlichen Manufactur für blanke Waffen in Slatoust beim Ural, nach einer vom General-Major Anos-

Digitized by Google

soff erfundenen Methode bereitet. Kleinere Eisenstücke, z. B. Nägel von Eisen, welches sich gut zur Bearbeitung eignet, werden zusammen mit Graphit in feuerfeste Tiegel gethan, welche mit Deckeln versehen und der intensivsten Hitze während mehrerer Stunden in einem Flammenofen ausgesetzt werden. Den man mit Holzkohlen heigt. Das Eisen verbindet sich hierbei mit der Kohle des Graphites zu Stahl, welcher in der strengen Hitze schmilzt. Nach dem Schmelzen läßt man die Tiegel im Ofen liegen und langsam abkühlen, wobei der Stahl eine krystallinische Textur annimmt, und nach dem Ausbrechen, welches mit Vorsicht vorgenommen werden muß, zeigt er, nach dem Polliren und Aetzen mit einer Säure, ein moirirtes Aeußere von blauen und matten Punkten und Strichen, welche irregulär durcheinander gemischt sind, aber nichts destoweniger verschiedene Charaktere zeigen, je nachdem die Schmelzung des Stahles unter ungleichen Umständen vor sich ging und ungleich lange damit fortgefahren wurde. Nicht jeder Graphit soll zu diesem Zwecke tauglich sein; der, von welchem die Passauer Tiegel verfertigt werden, hat sich als brauchbar gezeigt, und war der erste, welcher bei diesen Versuchen benutzt wurde. Pflanzenkohle giebt wohl Stahl, welcher aber weder damascirt noch das moirirte Aeußere nach dem Aetzen zeigt.

Der russische Gußstahl von Slatoust wird ebenfalls nach Anossoff's eigener Methode direct aus weichem Eisen bereitet. Kleine Eisenstücke werden nämlich in einen guten Tiegel gestellt, und dieser wird ohne Deckel in einen Flammenofen gesetzt, wo er überall von Holzkohlen umgeben wird. Da nun während des Erzeugens Erdtheile die Kohle in Berührung mit dem Eisen, oben im Tiegel liegt, so bindet das Eisen die Kohle und wird zu Roheisen, welches schmilzt und durch die Eisenstäbchen hindurchfließt, und bald werden alle in Roheisen verwandelt sein, welcher in seiner andern Hinsicht von dem gewöhnlichen Roheisen aus den Hohöfen verschieden ist, als nur darin, daß es freier von verschiedenen metallischen Radikalen sein soll, welche im Hohofen gewöhnlich aus den Erzen reducirt werden und mit dem Eisen, welches Kohle gebunden hat, zusammenschmelzen und dieses verunreinigen. Um diese Bildung von Roheisen zu unterbrechen, wird die Kohle von der Oberfläche des Eisens im Tiegel weggenommen, und dieser wird mit einem Deckel versehen, welcher die fernere Berührung verhindert; sobald die Eisenmasse bis zu einem gewissen Grade sich gesetzt hat, oder zusammengesunken ist, fährt man mit dem Erhitzen fort, bis der ganze Inhalt des Tiegels geschmolzen ist und seine Eisenstücke in der geschmolzenen Masse schwimmen, darauf wird der Stahl in Formen von Metallen ausgegossen, wie es bei der Bereitung des englischen Gußstahls gebräuchlich ist.

6) Die bedeutendsten Verbesserungen der schwedischen Eisenbereitung während des letzten Decenniums. — Gern Rakerman erwähnte, im Zusammenhange mit dem vorhergehenden Gegenstande, der hauptsächlichsten Verbesserungen unserer schwedischen Eisenbereitung, welche seit 1840 eingeführt sind. Es sind dies drei, nämlich Rösten des Eisenerzes vermittelst Hohofen-Gases, die Einführung von Schweißöfen mit Blasebälgen und Kohle oder Holz zur Feuerung, so wie Bereitung des Gußstahls in größerer Scala und mit Anwendung einheimischer Feuerung.

Der erste Ofen zum Rösten mit Hohofen-Gas wurde im Jahre 1840 von Herrn K. Starbäck, bei der Langbänke in St. Kopparbergs Provinz, aufgeführt, und später sind jährlich mehrere mit verschiedenen Veränderungen in der Construction gebaut worden, durch welche man während des letzten Jahres zu dem Resultate gekommen ist, daß nicht allein das Rösten aller Arten Erze nach dieser Methode ohne Schwierigkeit mit größerer Vollkommenheit scheint bewerkstelligt werden zu können, als auf irgend eine andere bekannte Methode, so daß auch die Einführung des Rösten mit Gas, selbst in ökonomischer Hinsicht, als vortheilhaft kann angesehen werden, sogar bei Hütten, welche eine, für die Aufführung von Gasröhrungsöfen höchst unvortheilhafte Lage haben, und bei welchen man Röstungsöfen für Holzfeuerung schon früher aufgeführt und noch vollkommen brauchbar findet, nur mit der Bedingung, daß die jährliche Roheisenfabrication nicht zu gering ist.

Für die Entdeckung der Schweißöfen, so wie für die Bereitung des Gußstahls haben wir Herrn G. Ekman zu danken, welcher hiermit seit 1843 beschäftigt gewesen ist. Die Schweißöfen, welche sich noch nicht außerhalb Wermland verbreitet haben, bestehen aus einem Kohlenheerde oder Gasgenerator, welcher nach oben zu geschlossen gehalten und nur geöffnet wird, um mit Kohlen, oder einer Mischung von Kohlen oder kleinem Holz gefüllt zu werden, und nach unten einen Abzugscanal für das brennbare Gas hat, welches durch das Anzünden und Anblasen der Feuerung durch vier Stück paarweise gegen und über einander gestellter kleiner Formen erzeugt wird. Das Gas, welches aus Kohlenoxyd und Wasserstoffgas, nebst dem Stickstoff und der hinzugeblasenen Luft besteht, wird durch erhitzte Luft entzündet, und es steht gleich darauf in vollem Brand im Schweißraume selbst, welcher ein horizontales, niedriges Gewölbe von zwei Quadraticlen Flächenmaß ist. In diesen Raum werden die zu schmelzenden Stücke hineingelegt, wie man solche von Lancashire-Schmiedheerden erhält, und während einer kurzen Zeit bis zur intensivsten Schweißhitze erhitzt und darauf unter schweren Hämmern ausgereckt.

Während des irgendverflossenen Jahres hat Ekman einen neuen Schweißofen in vollen Gang bekommen, welcher nur mit trockenem Holze gefeuert und mit Blasebälgen angeblasen wird, und demselben sind die ersten Versuche hier in Stockholm, im Herbste 1845, gemacht worden. Als Resultat der, während sechs Wochen fortgesetzten Beobachtungen hat man gefunden, daß in einem Ofen in Mittelzahl 130 Schiffspfund zu großen Dimensionen ausgereckten Stangeneisens gluthweißt werden können, mit Verbrauch von 2,50 Kubikfuß Tannenholz, ein Feuerungsverbrauch, welcher nicht zwei Tonnen Kohlen entspricht, wo hingegen der Verbrauch in den obengenannten Gas-Schweißöfen ungefähr fünf Tonnen entspricht, und in den Kochherden an sieben Tonnen Kohlen. Das Verbrennen des Eisens geschieht etwas weniger, als in den Gas-Schweißöfen, aber immer mehr, als auf dem Heerde.

7) Bienen, welche ihre Verwandlung in Schmetterlingen erleiden. — Herr Boheman führte an: Keine Classe der Insecten verdient, hinsichtlich ihrer Entwickelung und Lebensweise, so viel Aufmerksamkeit, als Hymenopteren. Auf meiner Reise nach Gothland im verflossenen Sommer, beobachtete ich in der Nähe von Wamblingsbo, in den ersten Tagen des Juli, auf einer magern und wenig grasbewachsenen Wiese eine, bei uns allgemein vorkommende Schnecke (Helix hortensis), mit der Oeffnung nach oben liegend. Da ein kleines Thier beschäftigt zu sein schien, selbige zu verkleben, so dachte ich mich wieder, um es zu fangen, aber es glückte dem Insecte zu entkommen, nachdem ich gleichwohl deutlich gesehen hatte, daß es eine kleinere Art vom Geschlechte Osmia war. Die Schnecke, welche ich mit Erde und kleinen Sandkörnchen wohlverschlossen fand, die dicht und fest zusammensaßen, brachte ich mit. Da ich während des Frühlings keine Thiere aus derselben ausgekrochen erhielt, so öffnete ich sie vor einiger Zeit und fand fünf Cocons, in welchen das Thier vollkommen ausgebildet, obgleich todt war. Vermuthlich ist der Stoff, mit welchem die Oeffnung der Schnecke verschlossen wurde, so sehr erhärtet, daß die ausgebrüteten Insecten sich nicht herausnagen konnten. Die Art, welche auf vorhergenannte Weise ihren Metamorphose naturirt, gehört einer, bei uns ziemlich seltenen Art an, und scheint Osmia aurulenta, Latr. Encycl. T. VIII. p. 584, Nr. 19, zu sein.

8) Insectensammlung von Dalarne. — Herr Boheman theilte einen Brief von einem Bauernsohn, Gustav Wilhelm Sunden, aus Dalarne mit, und zeigte eine von diesem eingelieferte Insectensammlung vor. Sunden hat ohne alle Anleitung sich längere Zeit mit Entomologie, Botanik und Mineralogie beschäftigt, und wünschte einige Schriften über die erstgenannte Wissenschaft zu erhalten. Die kleine Insectensammlung enthielt einige selten gesehene Arten, wie Noctua Celata L., Gryllus migratorius L. und solche hat jetzt nie so häufig gefunden worden ist) und eine für Schweden's Fauna neue Hemipterenart, zum Geschlechte Beris gehörend. Der Insectensammlung, welche wieder zurückgeschickt wird, sollen einige Schriften über Entomologie beigefügt werden.

Briefwechsel der Redaction.

Eingegangene Bücher.

Kongeriget Norges Statskalender.
Christiania Aftenposten og Gaabberg.
Barrum Zedelyke Rigtning.
Forteguelse over Materierne i Thorvaldsens Museum. Frey 1849 Nr. 3.
Ordenschningens Tragödier, 7 Bind.
Videnskaps-Akademiens Handlinger Nr. 10
Guide to northern Archaeology.
Antiquarisk Tidsskrift 1846—1848.
Noiboch, historiske Aarbøger 1. og 2 Deel
Nyt historisk Tidsskrift. II, 1 og 2.
Engelstoft, ad oderum et gustum nonnullam.
Forchhammer, Jöns Jakob Berzelius.
Orsted, Videnskabernes Selskabs Forhandlinger. 1—8.
Borgsöe, den danske Stats-Statistik.
Schimmel, Giovanni di Procida.
„ twee todors.
„ Joan Wouterz
„ Goedendach.
Van Limburg Brouwer, het Leergezelschap Mina en Betsy
Tijdschrift voor Nederlandsch Indië 1—3.
De Tijd 6—8.
Algemeen letter tievend Naandschrift. 4.
Vaterlandsche Letter oefeningen. 4—5
De Natuurwent 4.
De Gids April.
De Tiedsgiost 4.
Nederland 3—4.
het Leeskabinet 4.
het Taelverbond 1. Halfjaar 1849. — 2. en 3. Afd.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1¼ Rthlr. 2 Fl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Speciet. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Fellberg & Lautmack. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brössel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

1. Juni. № 35. 1849.

Inhalt:

I. **Politik und Tagesgeschichte.**
Das Danewerk, nach J. J. A. Worsaae. — **Correspondenzen und Zeitungsschau.** Dänemark: β Kopenhagen 19. Mai: Die Ertheilung der Staatsbürgerschaft der Herzogthümer. Geschworenen-Gerichte. Kopenhagen 25. Mai: Schwierigkeit bei den Friedens-Unterhandlungen. Dampfschiffverkehr mit England. — Deutschland und Dänemark. aus „Fädrelandet". — Vom Kriegsschauplatze: Das Artilleriegefecht am 17. Mai am Alsund. General Rye's Corps. Die hannöverschen und sächsischen Truppen in Rhen. — Schweden: Die angebliche Note an Frankfurt in der dänisch-deutschen Sache.

II. **Literatur Wissenschaft und Kunst.**
Die industriellen Etablissements zu Seraing. — **Bücherschau:** Kr. Bortkiewicz 1712 af Bloch Buhr. — **Thorwaldsens Museum, Handenkatalog.** — **Notizen:** Wämische Volkspoesie. Gottfried v. Bouillons Statue. Schwedische Gesellschaft der Alterthümer. Schriftstellerhonorar in Schweden. C. v. Decker, „Der kleine Krieg." Das Conservatorium, oder der Heirathsantrag durch die Zeitung.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Das Danewerk.

(Nach J. J. A. Worsaae.)

Aus dem mittlern Theile vom Festlande Europa's, welches von deutschen Volksstämmen bewohnt wird, erstreckt sich gegen Norden hin eine lange und schmale Halbinsel, deren Länge, von der Eider bis zu Skagen hinauf, ungefähr 56 Meilen, und deren mittlere Breite circa 12 Meilen beträgt. Diese Halbinsel gehört nicht zum deutschen Reiche; von Arild's Zeiten her ist dieselbe vorzüglich von Jüttländern derselben Volksstammes bewohnt gewesen, welche über die nahe gelegenen Inseln Fühnen, Seeland und das daran grenzende Schoonen herrschten. Die südliche Grenze dieser Halbinsel ist daher auch Deutschlands Grenze gegen Norden.

Vergleichen wir indessen den unbedeutenden Umfang der jütländischen Halbinsel mit dem weitausgedehnten Deutschland, so kann es nicht anders, als unser Erstaunen erregen, daß die Dänen, die immer in enge Grenzen beschränkt waren, im Stande gewesen sind, ihre Selbstständigkeit auf der Halbinsel zu behaupten, unerachtet sie dicht neben einem Volke wohnten, welches ihnen sowohl durch Besitzungen, als durch Anzahl so weit überlegen war. Natürlich mußten häufig Streitigkeiten zwischen den Dänen und Deutschen entstehen aber wir werden in der nachfolgenden Betrachtung nachzuweisen suchen, daß gerade die natürliche Beschaffenheit der Halbinsel, und besonders ihre geringe Breite, wesentlich dazu beitrug, daß die Deutschen nicht im Stande waren, sich der Halbinsel zu bemächtigen oder weiter gegen Norden vorzudringen, unerachtet sie übrigens ihre Herrschaft gegen Westen über größere Länder und Volksstämme erweiterten. Wir werden dabei sehen, wie die alten Dänen mit Klugheit die natürlichen Verhältnisse benutzten, um durch einen Wall ihr Land abzuschließen, und wie sie mit Einsicht und der daraus erspriessenden Kraft darüber wachten, daß keine Fremden über diesen Wall hereinbrechen konnten.

So lange das Christenthum im nördlichen Europa noch nicht eingeführt war, und so lange wie Deutschland und Dänemark noch eine große Menge ungusammenhängender kleiner Reiche enthielten, scheint der Kampf an der Grenze eben nicht von Bedeutung gewesen zu sein. Derselbe beschränkte sich hauptsächlich auf kleine Treffen zwischen den sich zunächstwohnenden Völkern, über welche Treffen noch viele uralte Sagen bestehen. So heißt es, daß einst in Jütland ein König, Namens Wermund, herrschte, der nur einen einzigen Sohn, Uffe, hatte, welcher sich zwar durch eine ansehnliche Leibesgröße auszeichnete, jedoch höchst einfältig und anscheinend schlaff war. Als Wermund alt und blind wurde, sandte der König von Sachsen ihm die Botschaft, daß, weil er nun nicht länger sein Reich mit Kraft regieren könne, er daßselbe den Sachsen untergeben solle; doch könne er auch seinen Sohn mit dem Sohne des sächsischen Königs darum kämpfen lassen. Da erhob sich Uffe und gelobte, mit dem genannten Königssohne und obenenein gleichzeitig mit dem tapfersten Kämpen im sächsischen Heere zu fechten. Ausgerüstet mit dem alten berühmten Schwerte seines Vaters, fand sich Uffe an der Grenze, auf einer Insel in der Eider, ein und erlegte beide Kämpen, worauf die Sachsen sich unterwarfen und Wermund Steuern zahlen mußten.

Eine weit größere Gefahr bedrohte die Selbstständigkeit Jütlands und der dänischen Inseln, als der mächtige Herrscher der Franken, Kaiser Karl der Große, nach der Unterwerfung der Sachsen und verschiedener anderer Volksstämme zu Anfang des neunten Jahrhunderts nach Christi Geburt, sich der dänischen Grenze stark näherte. Glücklicherweise war damals in Jütland ein tapferer König, Gottfried oder Göttrek, der es wagte, dem Eroberer die Spitze zu bieten. Er achtete genau auf seine Grenzen und zeigte auch die Sachsen zum Aufhande auf, während er zugleich mit seiner Flotte die bundesverwandten Länder des Kaisers verheerte. Bei dem Gerüchte von der Annäherung eines großen fränkischen Heeres zog Gottfried sich zurück und beschloß nun, durch Kunst die Schanze zu verbessern, welche schon die Natur am südlichen Theile seines Reiches gelegt hatte. Nördlich vom Eiderstrome bis zur Schlei — eine Strecke von ungefähr drei Meilen — war das Land nämlich unbewohnt, dahingegen aber angefüllt mit großen Wäldern, Haiden und Morästen. Hier war es also sehr schwierig, mit einem Heere vorzudringen, aber noch schwieriger wurde es, je mehr man sich der Schlei näherte, da der Weg, anstatt besser zu werden, eher in der Breite abnahm. Größere Heere, welche in jener Zeit nach der Halbinsel gegen, mußten sich größtentheils auf der Hoheheme des Landes halten, von wo die Bäche nach beiden Seiten ausströmten, da diese Bäche, größer als jetzt, mit Sümpfen und Morästen umgeben waren, über welche es sehr beschwerlich, wo nicht unmöglich war, Brücken zu schlagen.

Gerade im Süden von der uralten Handelsstadt Schleswig ist die Wassergrenze ziemlich enge. Die Schlei fließt in einer schmalen Bucht gegen Süden nach der Stelle hinunter, wo jetzt das Dorf Oberfelk liegt, und westlich von dieser Bucht, in der Entfernung von anderthalb Meilen, beginnt ein Wasserlauf, die Reider Aue genannt, welche

Digitized by Google

vor Zeiten sicher eine solche Tiefe und Breite hatte, daß sie von kleinen Schiffen befahren werden konnte. Diese Aue mündet in dem Flusse Treene aus, aber westlich davon war es damals ganz unthunlich, mit irgend einem Heere vorzurücken, da das Land von tiefen Gräben durchschnitten und außerdem Marschland war, welches häufig überschwemmt wurde. Glücke es daher, die Strecke der südlichen Bucht der Schlei und der obenerwähnten Aeider Aue abzuschließen, so würde ein Feind, um gegen Jütland vorzurücken, faſt unüberſteigliche Schwierigkeiten finden, die dadurch noch bedeutend vermehrt wurden, daß es in dem unbebauten Lande zwiſchen der Eider und der Schlei keine Gelegenheit gab, eine große Anzahl Krieger und Pferde mit dem nöthigen Proviant zu verſorgen. Selbſt von Holſtein, welches auch wenig angebaut war, durfte in dieſer Hinſicht keine bedeutende Unterſtützung erwartet werden. Aus dieſen Gründen iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß der Wall, welchen Gottfried an der Grenze ſeines Reiches aufführen ließ, derſelbe iſt, wie der ſogenannte Kograben oder Kowirke, welcher die Kreppenhaide von der Selker Noer bis zur Aeider Aue in einer ſchrägen Linie durchſchneidet, und wovon noch kenntliche Ueberbleibſel vorhanden ſind. Denn ein alter Schriftſteller berichtet, daß Gottfried die Grenze gegen Deutſchland, oder das ganze nördliche Ufer des Eiderſtromes, von der Oſtſee bis zur Weſtſee, mit einem Walle deckte, der nur ein Thor hatte, durch welches Pferde und Wagen hinaus- und hereinkommen konnten. Der Kograben ſcheint, ſo viel man beurtheilen kann, in einem Walle beſtanden zu haben, der noch jetzt auf einer langen Strecke 8 bis 10 Ellen hoch iſt, vor welchem ſich ein Graben befand, deſſen Tiefe ſicher ſehr bedeutend war, da nach Verlauf ſo vieler Jahrhunderte noch jetzt angenommen werden kann, daß derſelbe 5 bis 6 Ellen mißt. An der ſüdlichen Seite des Grabens erblickt man Ueberbleibſel eines kleineren Walles, welcher ſicher den Feind verhindern ſollte, mit Leichtigkeit über den Graben zu ſetzen. In neuerer Zeit iſt es entdeckt, daß der Graben auch gegen Hollingſted hin fortgeſetzt war, und vermuthlich iſt der Ort, der noch jetzt Kurborg (zu deutſch Wachtburg) genannt wird, der Sitz eines Kure, oder Grenzwächters, geweſen iſt, der auch von den Chronikſchreibern erwähnt wird. Wahrſcheinlich iſt ſelbſt der Name Kograben eine Verunſtaltung von Kurgraben oder Wachtgraben.

Eine ſolche Befeſtigung mit Wällen und Gräben verleiht natürlich deutzutage nur einen geringen Schutz; in jenen Zeiten aber war es eine ſtarke Verſchanzung, welche durch die dazwiſchenliegenden Wälder und Moräſte eine doppelte Feſtigkeit erhielt.

Sobald daher Gottfried dieſelben vollendet und eine paſſende Anzahl Krieger zu deren Vertheidigung angeſtellt hatte, konnte er mit größerer Sicherheit und Kraft ſeinem mächtigen Gegner, dem Kaiſer, entgegengehen. Er ſammelte eine Flotte von ein Paar hundert Schiffen und unterwarf ſich mit Hülfe derſelben verſchiedene nordbeutſche Länder, ja er bedrohte ſogar den Kaiſer, ihn in ſeiner Hauptſtadt Aachen heimzuſuchen. Der Kaiſer rüſtete ein gewaltiges Heer aus, um damit Gottfried's Vordringen Einhalt zu thun und ſpäter Dänemark damit anzugreifen, aber bevor die Heere zuſammenſtießen, wurde Gottfried (810) in ſeinem Lager ermordet, und der Kaiſer ſo von einem ſeiner gefährlichſten Feinde befreit. Im darauf folgenden Jahre (811) ſchloß der Kaiſer mit Gottfried's Nachfolger, Hemming, Frieden, und es wurde beſtimmt, daß der Eiderſtrom die Grenze zwiſchen den Deutſchen und Dänen bilden ſollte.

Eine der wichtigeren Urſachen, warum Kaiſer Karl nach Gottfried's Tode nicht die däniſche Grenze anzugreifen wagte, war ſicher die Furcht, daß er den Grenzwall Kograben nicht würde überſchreiten können. Karl beſaß nämlich keine Flotte, und mußte daher zu Lande vorrücken; hierzu kam noch, daß er ſchon bewahrt war und vollauf damit zu thun hatte, ſein weitausgedehntes Reich zuſammenzuhalten. Der Kograben war daher eine wirkliche Schutzwehr für die Selbſtſtändigkeit Dänemarks. Später wurde er zugleich das Vorbild für das neuere und größere Dannewerk; denn die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines ſolchen Grenzwalles, welche zuerſt dem kräftigen Gottfried klar geworden war, wurde zuletzt vom ganzen däniſchen Volke erkannt, und das Volk baute durch vereinte Kräfte eine Schutzwehr, welche deſſelben würdig war.

Einige Zeit nach dem Tode Karl's des Großen (814) wurde Deutſchland von Frankreich getrennt und bildete bald einen unabhängigen Staat unter einem Herrſcher, aber einen Staat ohne Zuſammenhang und Kraft, im Norden von Sorabern (zum Theil Dänen), im Oſten von Slaven und Ungarn bedrängt. Die deutſchen Fürſten mußten ſich daher eine geraume Zeit darauf beſchränken, dadurch Einfluß in Jütland zu erlangen, daß ſie ſich in die inneren Streitigkeiten der kleinen jütländiſchen Könige miſchten und die Verbreitung des Chriſtenthums daſelbſt zu befördern ſuchten.

Inzwiſchen war Dänemarks innere Kraft durch die häufigen und zahlreichen Vikinge- oder Seeräuberzüge ſehr geſchwächt. Hierdurch wurde es dem Könige Gorm dem Alten am Schluſſe des neunten Jahrhunderts möglich, die zerſplitterten kleinen Reiche zu einem zuſammenhängenden Ganzen zu vereinen. Gorm, heißt es, ſei ein großer Feind der Chriſten geweſen. Er ſuchte das Chriſtenthum in Südjütland zu unterdrücken, wo daſſelbe ſich ſchon verbreitet hatte, und darauf machte er, im Verein mit einigen heidniſchen Wenden, einen Einfall in die Länder der Sachſen. Kaum hatte daher der deutſche Kaiſer Heinrich I., der Vogelfänger genannt, dem deutſchen Reiche nur einigermaßen innere Ruhe und Sicherheit verſchafft, als er, um die Zeit von 934 bis 936, ſeine Waffen gegen Dänemark wandte. Die Berichte über dieſen Zug ſind im höchſten Grade unbefriedigend, aber es ſcheint doch, daß der Kaiſer den König Gorm in einer Schlacht überwand und das Land, nördlich vom Eiderſtrome bis zum Grenzwalle Kograben, einnahm. Dieſe Eroberung einer unbebauten Landſtrecke war kein großer Verluſt für Dänemark, mußte aber die nützliche Folge haben, daß die Wachſamkeit des Volkes geſchärft wurde, und war unſtreitig die nächſte Veranlaſſung zu der Aufführung einer neuen Schutzwehr an der ſüdlichen Grenze Dänemarks. Die Ehre der Vollendung dieſes Werkes, welche wohl am richtigſten zwiſchen die Jahre 936 bis 950 verlegt werden muß, wird allgemein der Gemahlin König Gorm's, der Königin Thyre, zugeſchrieben. Nicht genug, daß ſie ſelbſt von einer lebendigen Vaterlandsliebe beſeelt war, ſo verſtand ſie auch, dieſes Gefühl beim ganzen Volke zu wecken und zu ſtärken. Wie auch die im Heldengedicht aufbewahrte Sage erzählt, fanden ſich auf ihre Aufforderung die Schoonen, Seeländer und Fühnen ein, Alle willig, wie ein Mann, an der Aufführung dieſes Werkes, oder dieſer Befeſtigung, welche Dänemarks Grenzen gegen die Deutſchen ſchließen ſollte, Theil zu nehmen. Halberwachſene, Junge und Alte beriſſen ſich, eine hülfreiche Hand zu bieten allgemeinen Verhaben anzulegen. Die Sage berichtet, daß die Arbeit gegen drei Jahre währte und daß die Jütländer die Arbeiter in dieſer langen Zeit mit Lebensmitteln verſorgten, damit ihnen nichts fehlen ſollte, während ſie Zeit und Kraft zum Beſten des Vaterlandes opferten. Ein ſolches Zuſammenhalten im Volke, wo es die Ehre und Selbſtſtändigkeit des ganzen Landes galt, war eine der erſten und edelſten Früchte der Vereinigung deſſelben zu einem Reiche. Während der Aufführung des Dannewerks fand dieſe Einigkeit innige Nahrung, und als die Arbeit beendigt war, erhielt ſie im Werke ſelbſt einen feſten Stützpunkt für ihr ſpäteres Fortbeſtehen. Natürlich mußte die Aufmerkſamkeit des ganzen Volkes fortwährend auf die Vertheidigung des Dannewerkes gerichtet ſein, und ſolche gemeinſchaftliche Angelegenheit konnte nur dazu beitragen, die Bewohner der verſchiedenen Landestheile mehr und mehr mit einander zu verbinden. Das durch Thyre erbaute Dannewerk machte eine anſehnliche Befeſtigung aus. Der alte Wall Kograben diente nur als Außenwerk, wo hingegen das Werk ſelbſt eine halbe Viertelmeile weiter gegen Norden hinauf angelegt war. Die Lage war hier außerordentlich glücklich gewählt. Gegen Oſten ſtützte ſich der Wall an eine halbrunde Schanze, welche die alte Burg (Oldenburg) umfaßte, die am Selker Noer, dicht beim alten Schleswig, lag, von dort erſtreckte er ſich weſtlich bis zum Buſtorfer See. Von der weſtlichen Seite dieſes Sees wurde

Digitized by Google

derselbe in fast gerader Linie bis zu dem, nach dem Werke benannten Danewerke See fortgeht, welcher jetzt, gleich wie der Busdorfer See, zum Theil ausgetrocknet ist. Mitten vor dem Danewerke See war eine Burg angelegt, sicher um die Ueberfahrt über den See zu verhindern, an welchem sich der westliche Arm des Danewerks anschloß. Der Wall lief nun in südwestlicher Richtung gegen Kurberg hinunter, aber hier beg er etwas ab und ging mehr gerade gegen Westen, nach Hellingstedt hinüber, wo er bei den dortigen Morästen und Wiesen aufgehört zu haben scheint. Seine Länge belief sich sonach auf ungefähr zwei Meilen. Daß er eine weitere Ausdehnung, als der Kegraben erhielt, war höchst nothwendig, da die Moräste und die Reider Aue nach und nach zuwachsen mußten, und daher leichter zu überschreiten gewesen wären, wenn kein Wall dagegen errichtet wurde. Auch in der Größe übertraf das Danewerk den Kegraben bei weitem. Das Danewerk war von Erde, Steinen und Bauholz aufgeführt, und soll, wo es am stärksten war, eine Höhe von 24 Ellen, und wo es am niedrigsten war, von 15 Ellen gehabt haben. Oben betrug die Breite desselben zwischen 15 und 25 Ellen. Von der Richtigkeit dieser Angabe geben die noch vorhandenen Ueberbleibsel ein sicheres Zeugniß. Außerdem war da, berichtet die Sage, in der jedesmaligen Entfernung von hundert Klaftern, oder wahrscheinlich in größeren Zwischenräumen, auf dem Werke, ein Thurm erbaut, von wo aus die Feinde mit guter Wirkung beschossen werden konnten. Diese Thürme scheinen von Bauholz aufgeführt gewesen zu sein. An der südlichen Seite des Werkes lief ein Graben hin, welcher gerade vor den Thürmen am schmalsten war. Die Dertiefe geben die Breite dieses Grabens auf zehn Faden und dessen Tiefe (sicher aber übertrieben) auf neun Faden oder Klaftern an. Es wird erzählt, daß sich im ganzen Werke nur ein einziges sehr schmales Thor befunden habe. Vermuthlich lag dieses Thor östlich vom Danewerk-See, wo von uralten Zeiten her eine Oeffnung im Walle gewesen ist, welche das Eisenthor genannt wurde, denn gerade an dieser Stelle erblickt man Ueberbleibsel, welche zeigen, daß der Wall doppelt war, indem sich südlich vom Graben eine Brustwehr oder ein minderer Wall fand; und gleichfalls gegen Norden war der Durchgang durch eine stumpfwinklige Schanze befestigt. Zwar nehmen Einige an, daß sich innerhalb dieser Schanze eine Burg befunden habe, welche Thyre, der Sage zufolge, bewohnt haben soll, solange wie die Aufführung des Werkes währte; aber es ist weit wahrscheinlicher, daß die Schanze nur einen Thurm oder ein Kastell umschließt, welches dazu dienen sollte, den Durchgang zu vertheidigen. Wenn Thyre überhaupt irgend eine Burg gebaut hat, so müssen deren Wälle jedenfalls eher westlich vom Danewerk See gesucht werden, da sich hier, wie früher erwähnt ist, noch Spuren einer alten Burg vorfinden, wonach eine lange Strecke des westlichen Armes vom Danewerke, der Burgwall genannt wird. — Jetzt wird das Danewerk der Westwall, im Gegensatz zu einem andern alten Walle, der Ostwall, genannt, welcher im Südosten vom Danewerke die Landschaft Svanfen deckte. Dieser Wall ging von der Schlei quer über nach Winkeby Noer. Er war von Steinen und Erde mit einem Graben davor aufgeführt; es ist möglich, daß er zu gleicher Zeit mit dem Danewerke errichtet worden ist. Durch die Aufführung dieses berühmten Festungswerkes verdiente Thyre in Wahrheit den ehrenden Zunamen Danebod, oder der Schmuck der Dänen, und sie verdiente sich ein herrliches und unvergängliches Denkmal in den Herzen der Dänen.

Nicht viele Jahre, nachdem das Danewerk vollendet war, mußte es einen schweren Angriff aushalten, bei welchem wenigstens ein Theil desselben hart mitgenommen wurde. Im Jahr 975 jog nemlich der deutsche Kaiser, Otto der Zweite, mit einem großen Heere gegen das Danewerk heran. Gorm des Alten Sohn und Nachfolger, Harald Blaatand (Blauzahn), hatte eine bedeutende Macht gesammelt und den tapfern Hagen Jarl von Normegen zum Anführer derselben. Diesen und seinen tüchtigen Normannen wurde die Vertheidigung des Danewerkes überlassen; und der Kaiser fand bei seiner Ankunft einen so kräftigen Widerstand, daß er sich mit bedeutendem Verluste zurückziehen mußte. Doch ließ er sich dadurch nicht in seinem Beschluß erschüttern, die Verbreitung des Christenthums in Dänemark begründen zu wollen. Mit neuen Kräften erschien er wieder vor dem Danewerke, und jetzt glückte es ihm, sich den Weg über die Grenze zu bahnen. Und das Danewerk war nicht leicht mit Waffengewalt einzunehmen; er ergriff daher, nach dem Rath einiger seiner Häuptlinge, ein anderes Mittel — das Werk zu verbrennen. In dieser Absicht gebot er, der Sage zufolge, jedem Manne im Heer, sich in den zunächst gelegenen Walde eine Tracht von der Holzart zu bauen, welche als die brennbarste bekannt wurde. „Am folgenden Tage, da sie das Brennholz zum Werke geführt hatten, begannen sie, sich gegenüber Brücken über den Graben zu machen, und legten gerade über jedem Kastell eine Brücke an, und setzten Pfähle darunter, und die Brücken reichten so die gerade an das Werk. Und am selben Tage nahmen sie alle die Wassertonnen, die sie hatten, schlugen den einen Boden derselben aus, und legten trockene Spötter und Spähne hinein; darauf steckten sie die Spähne in Brand, ließen aber die Gefäße oben offen, damit der Wind dahinein dringen konnte. Ebenso steckten sie das Brennholz in Brand, welches sie zum Werke hingeführt hatten; es traf sich gerade so, daß es trockene Witterung war, und es wehte ein scharfer Südwind, so daß der Wind gegen das Werk stand; sie nahmen nun die Gefäße und schoben sie über den Graben fort, und der Wind drang nun in die Oeffnungen der Gefäße, und schlug an das Werk und in dasselbe hinein, das war am Abend, als sie diese Verbrennungen beendigt hatten." Nun wird erzählt, daß das Danewerk mit den Kastellen in der Nacht verbrannte; mit dem Anbruch des Morgens kam aber ein starker Regen, welcher das Feuer auslöschte, so daß der Kaiser sogleich mit seinem ganzen Heere über die Brandstätte ziehen konnte. Nun war Harald Blaatand nicht im Stande, der Macht des Kaisers zu widerstehen; es wurden zwar mehrere Treffen geliefert, worin großes Blutvergießen stattfand, aber Harald mußte doch fortwährend immer weiter und weiter gegen Norden hinauf rücken, bis er endlich auf Mereks im Limfjorde die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnete. Es wird berichtet, daß Harald mit seiner ganzen Familie getauft wurde und versprechen mußte, die freie Einführung des Christenthums im ganzen Reiche erlauben zu wollen. Dies war die nächste Folge, von Kaiser Otto's Sieg; denn in politischer Beziehung blieb Dänemark eben so unabhängig von Deutschland, als es zuvor gewesen war.

Das Danewerk wurde bald wieder aufgebessert, und Dänemark wurde auf kurze Zeit ein mächtiges Reich unter Knud dem Großen, der auf gütlichem Wege die verlorene Stücke außerhalb des Danewerks zurück erhielt, so daß das Reich sich wieder bis zur Eider erstreckte. Nun aber kam eine Zeit von über 100 Jahr, in welcher Dänemark von innerer Zwietracht und fremden Feinden litt. Da verursachte auch ein Verräther, daß die Wenden über das Danewerk hereinbrachen, so daß sie weit und breit in Südjütland plünderten konnten. Bis der edle Herzog Knud Lavard sie wieder hinaus schlug und dem Lande Frieden verschaffte, wie er auch Dank von den Einwohnern eigenen Gehes erwarb wurde. Um ihn zu rächen, rief sein Bruder Erik, den deutschen Kaiser Lothar zur Hülfe, aber ebenso willig wie dieser kam, um im trüben Wasser zu fischen, ebenso schnell kehrte er auch wieder um, als er den mächtigen Wall Danewerk, mit wohlgerüsteten Streitern besetzt, vor sich erblickte, welche bereit waren, ihn zu empfangen. Es geschah wohl später einmal, daß der gedrängte Schlüssel das Danewerk einem fremden Trupp öffnete, demohnerachtet war und blieb es doch ein guter Schutz des Landes; und als Waldemar der Große, welcher 1157 zum Könige erwählt wurde, wieder Ruhe und Ordnung im Reiche herstellte, befestigte er das Danewerk an der Außenseite mit einer Mauer, welche vierthalb Ellen dick war, und welche noch jetzt an einzelnen Stellen fünf Ellen hoch, früher aber wohl doppelt so hoch gewesen ist. Es war besonders die Strecke vom Danewerk See etwas abwärts, Kurberg vorbei, die er aufmauern ließ, da der Wall dort größtentheils aus losem Sande bestand. Es war wohl auch ungefähr um diese Zeit, daß die Oeffnungen im Walle gemacht wurden, welche die Namen Ost- und West-Kalegat führen; denn da die Gegend rings herum mehr angebaut wurde, so wurden solche Durchgänge nöthig. Gleichfalls scheint der Wall ganz bis nach Hellingstedt hinüber, durch die Flachen, sumpfigen Wiesen verlängert worden zu sein. Waldemar's Sohn, Knud der Sechste, benutzte diese Ausbesserung des Danewerks, welche dem Reiche sehr nützlich war; denn hinter seinen sichern Schutzwerke konnte Knud nun dem deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa, welcher ihn lehnspflichtig machen wollte, trotzen. Es gab nicht weniger, als gegen 60,000 Krieger zur Vertheidigung des Danewerks, worunter man sich doch keine stehende Besatzung denken muß, dahingegen aber die waffenfähige Mannschaft in Südjütland, dessen Einwohner gerade verpflichtet waren, die Grenze zu decken. Darin lag auch der Grund, daß die Könige häufig besondere Herzoge in Südjütland einsetzten. Diese hatten dann über die Grenze zu wachen und den Befehl über das Kriegsvolk zu führen, wenn solche angegriffen wurde. Das Herzogthum Südjütland wurde daher zunächst zur Vertheidigung des Danewerkes errichtet.

Digitized by Google

Aber diese Einsetzung von Herzögen in Südjütland gab mit der Zeit die Veranlassung, daß das Dannewerk seine Bedeutung als Grenzwall gegen die Deutschen verlor, indem die dänischen Könige Südjütland, als eigenes Herzogthum, fortbestehen ließen, ungeachtet es offenbar war, daß Südjütland dadurch mehr und mehr vom Reiche getrennt wurde, je nachdem die Herzöge mit den Feinden Dänemark's Bündnisse abschlossen, anstatt die Grenzen des Reiches gegen dieselben zu vertheidigen. Ueberdem wurde das Herzogthum allmählig demselben Herzogsklamm, als erbliches Lehn übertragen, welcher seine feindliche Oeffnung gegen das Reich offenbar an den Tag gelegt hatte, und zuletzt, als dieses Geschlecht ausgestorben war, wurde das Herzogthum, oder die Vertheidigung der Grenze Dänemarks den Feinden Dänemarks übergeben.

Zwar war Dänemark unter der kräftigen Regierung Waldemar's des Großen und Knud des Sechsten so mächtig geworden, daß Knud seine Herrschaft über einen Theil Deutschlands und namentlich über das angrenzende Holstein ausbreiten konnte. Aber zur Zeit des Sohnes Knud's, Waldemar's des Zweiten, verlor Dänemark Holstein wieder, und dieses Land erwuchs nun zu einem nicht ganz geringen Staat, dessen Herrscher in einer langen Reihe von Jahren daran arbeitete, Dänemark durch das Abtrennen Südjütlands vom Reiche, so viel als möglich zu schwächen. Daß dieses ihm auch zu einer Zeit glückte, war eine Folge des unglücklichen, aufgelösten Zustandes, worin Dänemark nicht lange nach dem Tode Waldemars des Zweiten versank. So konnte es geschehen, daß die Grafen in dem kleinen Holstein für die Dauer gefährlichere Feinde wurden, als die Kaiser in dem großen Deutschland je zuvor gewesen waren.

Dies kam zugleich zum Vorschein, als die Grafen, zuerst Adel und später selben Söhne unterstützten, welche von den dänischen Königen verlangten, daß ihnen Südjütland, als erbliches Lehn übertragen werde. In einem der hierdurch entstandenen Kriege soll die Wittwe Christopher des Ersten, die Königin Margarethe oder die schwarze Margarethe, welche die Regierung während der Minderjährigkeit des Sohnes Erik Glipping's führte, das Dannewerk haben in Stand setzen und verbessern lassen (wahrscheinlich um das Jahr 1261), welche Ausbesserung ziemlich bedeutend gewesen zu sein scheint, da der Wall häufig noch heutigen Tages „der Margarethenwall“ genannt wird. Doch dies war das letzte Mal, daß das Dannewerk, als ein wirklicher Schutz für die südliche Grenze Dänemarks, betrachtet wurde; denn die südjütländischen Herzöge, welche, sobald sie das Herzogthum in ihrem Geschlecht erblich erhalten hatten, in sich noch näheres Verhältniß zu den holsteinischen Grafen traten, fühlten natürlich seinen Drang das Dannewerk zu erhalten, und folglich mußte der Wall immer mehr und mehr verfallen.

In Dänemark stürzte man bald die traurigen Wirkungen davon, daß man gegen Süden nicht länger einen Schutz hatte, welcher im Stande war, die Deutschen zurück zu halten. Die holsteinischen Grafen gingen nun einen Schritt weiter und traten offenbar mit dem Plan hervor, Südjütland mit Holstein zu verbinden, zu fast vierzehn Jahre lang (1326—1340) spielte Graf Gerd, zu geringem Vortheil des Landes, sogar den Meister in Dänemark. Demohngeachtet wurden die Grafen doch noch nicht Herren über Südjütland. Erst nachdem die dänischen Herzöge ihrer ausgestorben waren (1375), drangen die Grafen mit bewaffneter Hand in das Herzogthum ein, um ihrer Forderung des Lehnes ein ihm so gesteigertes Gewicht zu verleihen. Nach mehrjährigem Verlauf erreichten sie es wohl auch, das Herzogthum von der Königin Margarethe, als ein erbliches Lehn zu erhalten, aber der Grund hierfür war besonders der, daß die Königin Margarethe schon damals die Hoffnung hegte, Schweden mit Dänemark zu vereinigen, sie mußte sich daher, wenn auch mit großen Opfern, gegen den Süden hin Frieden verschaffen. Die holsteinischen Grafen starben 1459 aus, so daß Christian der Erste ohne Weiteres das dänische Lehn Südjütland, oder Schleswig, wie es inzwischen benannt worden war, hätte einziehen können. Um aber die Stände in Holstein zu gewinnen, ließ er sich zum Herzog in Schleswig erwählen, und wurde gleichzeitig damit zum Grafen von Holstein gewählt. Da Dänemark so in Christian dem Ersten mit Holstein einen gemeinschaftlichen Herrscher erhalten hatte, so gab es keine Veranlassung, das alte Dannewerk wieder zu errichten, welches seine wahre Bedeutung als Grenzwall, nur dann erlangen konnte, wenn der zunächst liegende Theil Deutschlands in einem feindlichen Verhältnisse zu Dänemark stand. —

Seit den Tagen der schwarzen Margarethe, also in fast sechshundert Jahren, ist das Dannewerk ein Raub der Zeit und der Verwüstungen des Sie genommen gewesen. Die unter wohnenden Bauern hatten nach und nach fast die ganze Waldemarsmauer abgebrochen und ihre Oefen und Häuser von den Steinen erbaut. Die Thürme sind alle zerfallen verschwunden. Der Wall ist besonders an sumpfigen Stellen gesunken, und dessen zuvor breiter und tiefer Graben ist entweder mit der vom Walle herabgerollten Erde angefüllt oder zugeschoben und zugewachsen. Hin und wieder pflügt der Bauer schon über das Werk selbst fort, aber es lastet ihm Schweiß und Mühe zu ebenen; was seine kräftigen Vorväter aufgebaut haben. Denn daß das Dannewerk ein Riesenwerk war, wird klar dadurch an den Tag gelegt, daß noch so vielen Jahren der Zerstörung noch so bedeutende Ueberbleibsel davon vorhanden sind. Nicht allein kann die ganze Richtung des Walles von Oldenburg bis nach Hollingstedt hindurch deutlich nachgewiesen werden, sondern an gewissen Strecken, z. B. bei Busberg und dem Dannewerk See erhebt sich der Wall noch zu einer Höhe von achtzehn bis zwanzig Ellen, während auch seine Breite oben bisweilen zwischen funfzehn und fünf und zwanzig Ellen abwechselt.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

β Kopenhagen, am 19. Mai 1849. Was hat die Erklärung der Stadthalterschaft für die Herzogthümer zu bedeuten? Was bezweckt sie damit? Täuscht sie sich selbst, oder will sie Andere damit täuschen? Das sind Fragen, die man hier oft hört seit der Ankunft der Hamburger Zeitung, worin diese Erklärung aufgenommen war. Unmöglich ist es fast, zu glauben, daß die Stadthalterschaft wirklich annehmen könnte, daß Dänemark Friedensunterhandlungen anknüpfen würde, auf Grundlage der in der Erklärung aufgestellten Bedingungen: Ausgetrennte Verbindung der Herzogthümer, gänzliche Trennung von Dänemark, Könnten die Herren dort im Ernst glauben, daß es bereits so weit mit Dänemark gekommen sei, daß es à tout prix einen Frieden schließen müßte, daß es eben die Aufopfrung aufgeben müßte, worauf der Krieg eigentlich ist? Nein, das wissen sie in den Herzogthümern wohl eben so gut wissen wie hier, daß wir, wenn es nicht anders sein kann, noch eine Weile im Stande sind, den Kampf fortzuführen; es kann daher die Absicht der Stadthalterschaft nicht sein, daß ihr Vorschlag wirklich berücksichtigt werde; sie muß ohne Zweifel einen andern Zweck damit haben. Sollte die Stadthalterschaft vielleicht fürchten, daß eine Wendung der Dinge in Deutschland eintrete, die den Herzogthümern die Hilfe der deutschen Reichstruppen entziehen dürfte? Sollte sie dahin denken: die Dänen werden wohl zwischen den Zeilen lesen können, wir sodern viel, wir lassen aber mit uns handeln? Ist dieses die Meinung des Manifestes, und es ist wenn auch noch eben nicht sehr wahrscheinlich, so doch immerhin möglich, so dürfte sie einen falschen Weg betreten haben, denn es kann natürlicherweise der dänischen Regierung nie in den Sinn kommen, mit Dirigenten einer Regierung und einer Landesversammlung, die alle beide nicht von ihr anerkannt werden, zu unterhandeln. Dieses wird die Stadthalterschaft auch schon wissen, sie wird recht wohl einsehen, daß ihr Vorschlag in allen Theilen durchaus unannehmbar ist, und mit dem festen Entschluß werden wir unsere Rechte hartn zu sehen, als eine eitle Demonstration um aller Welt zu zeigen, wie sehr die Herzogthümer einen Frieden und eine Versöhnung mit Dänemark wünschen, wie wenig dagegen dieses Land geneigt ist, zu einer friedlichen Ausgleichung die Hand zu bieten. Wir erhalten so eben die Börsenhalle, worin deutlich gesagt wird, daß Unterhandlungen unfruchtbarlich gescheitern ist, um in England (!) gereizt zu werden. Nun, wir können getrost auf die Berathungsbeschlüsse dieses, wir wissen nun zu gut, wer die Schuld dieses unglücklichen Kampfes trägt, uns brauchen wir nicht zu sagen, daß unsere Regierung im März v. J. den Herzogthümern Schleswig und Holstein Alles angeboten, was sie von der Staatsmacht des Rechts und der Völkerfreiheit verlangen konnten; Deutschland aber kann man es nicht oft genug ins Gedächtnis zurückrufen, daß der Aufstand in den Herzogthümern nicht vom Volke ausging, nicht geschah, weil die Freiheit unterdrückt war, sondern von einer abgesagten Partei zu Gunsten einer Fürstenfamilie angefacht wurde. Es freilich mögen die Ansichten dieses Streites bitter brennen, was sie gethan haben; den wie ganz anders ist es gekommen, als sie erwarteten; jetzt wird es plötzlich Preußen, das geschimpft, verdrießt Preußen sein, das die Früchte dieses Aufstandes ernähren wird, wenn derselbe überhaupt Früchte tragen wird. Aktien für Dänen jetzt nicht unbedingt den Schein bewahren, den Schein als würde wirklich ein Kampf für Freiheit und Völkerglück in den Herzogthümern geführt!

Dies ist nur einer von noch Gerüchte — aber auch nur Gerüchte von einem nahe bevorstehenden Frieden; es kommen Courriere von Preußen, von England hier an, Gerüchte werden mit Lügen-Depeschen befördert, was sie aber enthalten, ist Allen ein Geheimniß; selbst deutsche Zeitungen bringen Mittheilungen von zu erdfnenden Friedensunterhandlungen, so z. B. eine in der Hamburger Zeitung, und unterdessen marschiren die deutschen Truppen stets weiter vorwärts in Jütland, und gestern bekam man noch die erfreuliche Nachricht, daß das Bombardement auf Friederich angefangen habe. Wir sehen, wie es sich denken läßt, den weiteren Nachrichten über die Operationen gegen diese Festung mit Spannung entgegen, man hofft sehr, daß sie sich noch eine ziemliche Zeit wird halten können.

In diesen Tagen sind die ersten Rekruten, die nach dem neuen Wehrpflichtsgesetze ausgehoben sind, zur Exerzierschule einberufen. Es sind bisjenigen, die im Jahre 1822 geboren sind, und diese werden, da die allgemeine Wehrpflicht hier so plötzlich eingeführt worden ist, auch ihrer Beschäftigung und Berufsthätigkeit herausgerissen. Demnach verdient es wohl erwähnt zu werden, daß nur ganz Einzelne sich dieser Pflicht durch einen Stellvertreter entziehen; sind Alle selbst den Feldzug mitmachen, und der Grund dazu ist nicht, daß ein Stellvertreter hier sehr theuer ist; täglich

Digitized by Google

bieten sich, wie Sie aus den vielfach kundigen Journalen sehen können, eine Menge Stellvertreter zum Preise von circa 500 Rthlr. (circa 370 Thlr. Cour.) an.

Das Interesse an den Verhandlungen des Reichstages verliert sich mehr und mehr; die Hauptfragen sind entschieden; die letzte von Bedeutung war die Einführung von Geschworenen in Preßcontrollen und politischen Sachen; sie wurden, wie Sie wissen werden, mit großer Majorität angenommen. Die zweite Lesung der Verfassung wird wohl heute beendigt; es bleibt aber noch die dritte Lesung und das Wahlgesetz zurück; die Grundzüge dazu finden sich aber bereits in der Verfassung, so daß es wohl schnell zu Stande gebracht werden wird. —

§ Kopenhagen am 23. Mai 1849. Es scheint, als ob man jetzt ernstlich an Frieden's, oder wenigstens an Waffenstillstands-Verhandlungen denkt; der Kammerbote von Berlin ist über Wismar nach Berlin, als Bevollmächtigter unserer Regierung, gereist, um, wie allgemein vertautet, einer Einladung der preußischen Regierung zu folgen, mit ihrem Bevollmächtigten sich über die Präliminar-Artikel zu einigen, die man nach London übersandt unter den Auspicien der vermittelnden Macht, zur Grundlage eines endlichen Friedens dienen könnten. Die Frage aber, die man hier hören hört, ist: Will wem können wir wegen Frieden oder Waffenstillstand verhandeln? Es ist nicht zu leugnen, daß die Macht nicht, um Krieg oder Frieden für ganz Deutschland zu decretiren; was also in Berlin abgeschlossen wird, mag sehr leicht Makulatur werden, wie solches bereits geschehen ist. Und können wir andererseits mit Frankfurt, mit der Centralgewalt, unterhandeln? Allerdings nicht, denn die deutschen Truppen, die jetzt in Jütland operiren, sind zusammengesetzt sowohl von den Staaten, welche die Reichsverfassung, als die Centralgewalt, anerkannt haben, als von denjenigen, die solches nicht gethan haben. Es dürfte also möglich sein, daß Frankfurt einen Frieden abschlösse, der wiederum von Preußen, Bayern und Sachsen nicht anerkannt würde. Die einzig richtige Weise würde sein, daß die den Frieden abschließende deutsche Macht die Verpflichtung übernähme, auch für die Anerkennung der Friedensartikel von Seiten anderen deutschen Staaten, Sorge zu tragen; solches könnte aber wiederum zu einem Kampfe zwischen den verschiedenen deutschen Truppen in einem fremden Lande führen, und es ist schon Schwierigkeit der Welt zu geben, daß würde wohl keine deutsche Regierung sich verstehen. Wie man daher die Sache betrachtet, scheint es in der That kaum möglich, unter den jetzigen deutschen Zuständen einen Frieden, oder selbst nur einen Waffenstillstand abzuschließen; vielleicht aber, wenn wir kann jetzt wissen, was bei der Sache bringen wird, vielleicht finden sich in diesem Augenblicke, wo ich Ihnen schreibe, die Dinge in Deutschland so gestaltet, daß, was gestern noch eine Unmöglichkeit schien, heute eine leichte Sache ist. — Die Verhandlungen in London haben, wie man hier wissen will, und was auch wohl sehr wahrscheinlich ist, zu keinem befriedigenden Resultate geführt; man soll der Vorsicht Palmerston's, der von Dänemark angenommen war, an dem Bevollmächtigten der deutschen Centralgewalt, Herrn Bunsen, gescheitert sein.

Vom Kriegsschauplatze hören wir nicht viel Neues; die Rüstungen vom Kriegsministerium sind äußerst lakonisch gehalten, wie Sie sich bereits haben werden; es wird wohl aber eben nicht viel zu bedeuten sein. Die deutschen Reichstruppen sollen sich, nach soll allen Berichten, sehr gut in Jütland benehmen, und man hört wenig über ihr Betragen klagen, wie sich's denn freilich auch nicht anders von diesen trefflichen Truppen erwarten läßt. Erstaunen sie mir aber dagegen, daß man den Krieg schleswig-holsteinischer Kriegsführung zu erwähnen; ich wollte eigentlich gar nicht davon reden, denn es wird am Ende überflüssig und langweilig werden, fernere Beiträge zur Charakteristik der schleswig-holsteinischen Partei zu liefern; allein die Schleswig-Holsteiner haben im Hamburger Correspondenten selbst sich dieser That gerühmt, und eben deßhalb thut man ihnen gewiß einen Gefallen, wenn man sie so weit wie möglich bekannt macht. Die Sache ist in Kürze die: Die Schleswig-Holsteiner, die das Belagerungsgesetz vor Fredericia bilden, benutzen jährliche Bauern zu ihren Schanzarbeiten; als auf der Festung gegen diese Schanzen geschossen wurde, flohen sie die dänischen Bauern so, daß jeder Schuß sie treffen konnte. „Die Schanzen," sagt der Correspondent dazu, „waren also dann so höflich, das Schießen auf der Festung einzustellen." Ist das nicht eine schöne Heldenthat! Und sollten die Schleswig-Holsteiner nicht lieber davon schweigen?*)

Unser Verkehr mit Großbritannien mittelst Dampfschiffen ist in bedeutender Zunahme. Wöchentlich kommen Dampfschiffe abwechselnd von London, Hull und Leith, direkt hierher, theils auf der Reise nach St. Petersburg. Die Verbindung zwischen Leith und hier scheint namentlich sehr gut eingerichtet zu sein; das Dampfschiff, das freilich erst am 8ten Reisen gemacht hat, kam hier immer volle Fracht, meistens Getreide. — Vom Anfange Juni an wird das schwedische Postdampfschiff „Nordstjernan" seine Fahrten zwischen Gothenburg, Kopenhagen und Travemünde beginnen.

Deutschland und Dänemark.

(Nach Fäderelandet:)

„Die deutsche Einheit, die vor einem Mensche neue Fülle und Lebenskraft und den Untertanenbruche des Krieges (des deutsch-dänischen Krieges) zu schöpfen schien, dürfte jetzt zu ein entscheidenden Wendepunkte gelangen. Entweder wird es sich zeigen mag, ob sie wächtig genug ist, sich mit den bestehenden Staatsmächten und den Fürstenunterstützen zu messen, oder ob sie sich, wenigstens zeitweilig, in das alte Schneckenhaus einer Bundesfreiheit zurückziehen muß. Während Oesterreich in Ungarn und Italien vollauf zu thun hat, haben die Könige von Preußen, Bayern, Sachsen und Hannover natürlich Muth geschöpft — denn die Luft ist gewiß bereits lange da gewesen — der Frankfurter Versammlung den Handschuh hin zu werfen, und die Verjammlung hat verlauten lassen, daß sie dieser Anmaßung gegenüber, eine impouirende, terroristmeine Haltung annehmen. Die Fragen sind jetzt: Werden die Fürsten es dulden, daß die Volksrepräsentation in und außerhalb ihrer eigenen Staaten zu knechten; werden die Frankfurter doch nicht zuletzt gewöhigt werden, — ihren sauren Apfel zu beißen und den Antrag Wrangels zu küssen, oder werden sie sich gleich sehr durch ihre eigene moralische Kraft wie durch die Stimmung der deutschen Völker halten lassen? Wie dem auch sein mag, Letzteres kann andern Leuten lassen. Im ersten Falle, wenn die Fürsten ohne Schlacht siegen, wird wahrscheinlich Alles in ihrem Zustand zurückgebracht werden, der dem alten ziemlich nahe liegt; einige Scheingarantien und Einheitsthemeine werden das alte Bundestgetrye so aufopfen. Daß es zu distance wie ein neuer Bundestag mit seinen thörichten Artikel und die Gesandtenversammlung, vorläufig unter den Namen Delegirtenzusammlung, werden doch zugleich mit der neuen deutschen Reichsverfassung und den Grundrechten zurückthehen. Im letzten Falle ist der Ausgang nicht zu ermitteln. Die Einheitspartei ist stark, besonders in der Beamtenklasse, bei den Studirenden und in den Mittelklassen der Städte, und auch bei gebildeten Ständen. Das deutsche Selbstbürgerthum ist doch vielleicht noch stärker, es will vor Allem ungestörten Frieden, Handel und Umsatz, und giebt hierfür vielleicht gern sowohl die Freiheit als die Einheit. Es hat die Letztgenannte niemals recht begreifen können oder ernstlich gewollt, und die Blockaden haben seine oberflächliche Negotiation bedeutend abgekühlt; es fängt anderdem an zu begreifen, daß die Einheit ein bei weitem nicht vorübelhaftest gemeinsames Zollsystem in ihrem Gefolge hat. Im südlichen und westlichen Deutschland erheben sich republikanische und evangelische Ideen. Diese Bewegungen sind für jetzt aber dem nationalen Einheitsstreben entgegengesetzt, als daß sie sie, gar fördert hätten. Es läßt sich indessen jetzt die Möglichkeit denken, daß die kaiserlichen Professoren in Frankfurt, um sich und dem Schiffbruch der neuen schen Ehre zu retten, sich gegenungen stehen, sich in die Arme der Republik zu werfen; oder daß sie es freilich eine andere Frage, ob sie nicht dadurch einen großen Theil ihrer Existenz von sich stoßen werden. Geht die Einheitspartei in der Republik auf, dann werden beide vielleicht eine kurze Zeit gegen die Fürsten handeln können, aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob nicht unglaublich an lange, daß die Republik den Sieg davon trage. Der Mangel der Centralisation einer Hauptstadt, eines deutschen Paris macht ihn so gut wie unmöglich; Deutschland und Oesterreich sind hat zu groß für Republik; es würde ein historisches Wunder sein, wenn es drei übermorgenden Bauern und vierundzwanzig Bundesvertern gründete, ihr Banner bis an die Memel und bis nach Triest zu tragen; und lange bevor sie so weit gekommen, würden ihnen überdampf Bäuerer von rustischen Despotismen entgegentreten. In Frankreich eine deutsch-republikanische Bewegung unterstützen würde? Wie glauben es kaum, denn auch Frankreich bedarf der Ruhe, und seine Armee ist ein Theil der Nation, nicht nur Deutschland, es möchte denn sein, daß das republikanische Deutschland sich mit Italien verbande, und daß der Letztere unsere Begehrlichkeiten eintrauen. Der jetzigen Kaiserlichen Armee Frankreichs sendete gerne den Boulogne-Adler auf einen Siegeszug über Europa aus, aber eher, um eine lagerliche Thorheit zu thun, als um Jacobinergrundsätzen auszuüben. England bleibt stets — England; es bedarfdet gleich Rußland so lange es irgend wer mag, aber Englands kann sonst nicht länger als Rußlands, das jetzt schon mehr und mehr in den Wirbel hineingezogen wird. Palmerston jetzt immer noch seine Beunruhigung setzt, ohne den Frieden zu beunruhigen. Die Folgen wird sich bald zeigen werden, eine Krisis ist jetzt eingetreten. Der Verband geht sich deutens einzig; wird er vor einem Angriffe stehen gegen europäischen Despotismus, das im Jahre 1848 besiegt haben, anstehen — oder ist es nur der Regierer, der zu weiten hat, daß dieses wegen eingetretener Umstände nicht im Jahre 1849 gegeben werden kann?

Wir dänen sind indessen diesmal nicht blos Zuschauer des weltgeschichtlichen Schauspiels; wir haben mit ihm zu thun, und unsere Regierung ist sitzigen und Partei sür oder gegen zu nehmen; wir haben selbst eine Partie im Stücke, und ist sie auch, im Verhältniß zu den übrigen, keine Hauptrolle, ist sie doch für uns eine Lebensfrage. Für uns heißt es, die Unentschiedenheit und Verwirrung im Lager unserer Widersacher uns zu Nutze zu machen; unsere wahren und einzigen Hoffnungen und bevschränkte Garantien und thatsächliche Sicherung vorlegt Jahr schlechthin sind und bleiben Ja-! kann ge seinen haben, so scheint unsere Rettung in der Weise zu liegen, daß wir vollständig von der Entwickelung der inneren Zustände unserer Feinde abhängig gemacht zu sein. Die Stellung, die jetzt die Linke in Deutschland genommen, ist eine solche, daß sie sich ein Gewissen für uns, ein Gewissen ohne Rücksicht auf den Ausgang der Dinge, wenn wir es nur verstehen, den Augenblick zu benutzen und aufgen uns Seiten der Fürsten oder die Gewaltthat regen, eine jede dieser Möglichkeiten in uns weit günstiger, als die gebrauchte Einigkeit zwischen Fürsten und den Linken, die uns nur Drohungen und Bevormundungen bringen würde. Wir können nicht wünschen, daß Deutschland sich mit Italien verbinde

wird. Die östlichen Mächte, Rußland und Oesterreich, die großen Einfluß auf die Gestaltung der neuen Verhältnisse üben werden, werden dann und den König von Dänemark für Holstein und Lauenburg an den neuen Bund zu fesseln suchen, und sie werden den Rath ertheilen, wenig als irgend möglich in der alten Stellung und den alten Beziehungen der Herzogthümer zu ändern. Aber wenn diese sofort Rathschläge Eingang bei unserer Regierung finde, dann liefen wir wieder Gefahr, in die alte Gemeinschaft und den alten Schleswigholsteinismus zurückzufallen, und dann wäre das Blut, das wir vergossen, die Siege, die wir errungen wir den Staat belastet haben, verlorene Opfer, es wäre dann Nichts gewonnen, aber Vieles verloren, denn es wäre dann die Zeit verloren und ein europäischer Versuch gemacht, die Conflicte mit Deutschland für immer zu beseitigen, und dieses wäre ein moralischer Verlust. Gelingt aber, wenigstens zeitweilig, die Republik zur Herrschaft, erhebt sie dann neue Revolution, gewaltsamer wie alle seitherten. Deutschland den dem einen Ende bis zum andern — dann werden Theodor Olshausen und Theodor Bradlow an der Spitze der neumünster Zudelbarbeiter und der probsteier Tagelöhner, die Herren der Herzogthümer seien, aber dann wird sich auch sinnerhalb dieser selbst ein unsinnlicher Widerstand erheben; dann wird die Gegenpartei — die Mittelschaft, die Beamten und die Bourgeoisie — auf's Neue ihren Blick gegen Dänemark senken — dann wird man das zerstörte Verhältniß restituirt wünschen, dann wird man ungesäumt Friedensunterhandlungen machen. Aber dann lauert auch hinter diesen Anerbietungen der Schleswigholsteinismus; dann wird die seit der Thronbesteigung des ersten Königs des oldenburgischen Stammes, in seit den Tagen Waldemar des Großen, in der Nacht vom 24. März 1848 übernommene Verbindung auf's Neue sich einstellen: die Verbindung, Holstein zu stützen und denjenigen das Band zwischen Dänemark und Schleswig zu lockern, damit es nicht mehr Herr hier im Lande, unter dem Namen „Patrioten," mit irgend einem gelehrten Manne an ihrer Spitze, sich emporheben, sie jenen Fahnen in die Hände treten und alle Diejenigen Hochverräther nennen, die dagegen protestiren. Aber erhält eine solche Partei Einfluß, dann sind wir gerade eben so weit, als in jenem Falle des Friedensschlusses.

Auf Grund dieser Möglichkeiten und dieser Gefahr, die stets eine neue bleibt, trogdem, daß sie so alt ist, ergreifen wir die Gelegenheit, um aus die letzten Nachrichten von Deutschland geben, um unserer Regierung ehrerbietig zu rathen, sie eindringlich zu bitten und ihr ernstlich an's Herz zu legen, daß sie seinen Augenblick aus den Augen verliere, daß das, worauf es vor allen Dingen ankommt, das, worum Dänemarks Zukunft, seine Selbständigkeit nach Außen und nach Innen beruhet und Jenen abhängig ist, das, wofür wir geblutet, gelitten und geblutet haben, die Lösung einer bestimmten, klaren und scharfen politischen Grenze zwischen Dänemark und Deutschland ist. Eine solche ist es, die der Name: „die Eider" bezeichnet; es ist in dieser symbolischen Auffassung, daß unser Name eine weit größere Bedeutung, als in seiner materiellen (geographischen) hat: Das Recht Dänemarks geht bis an die Eider, und es darf nichts von seinen Rechte opfern, so lange es nur die geringste Hoffnung hat, es verheidigen zu können; aber lieber als durch eine mehr als provinzielle Selbständigkeit das Vorrecken Schleswigs von Dänemark zu erlangen, lieber als irgend welche politische Gemeinschaft zwischen Schleswig und dem deutschen Lande Holstein einzuräumen, lieber als, mit einem Worte, in der That ganz Schleswig und mit ihm Dänemark zu opfern, — ist die materielle Grenze zu verlieren, wenn nur die politische und nationale Eider bleibt, deutlich bezeichnet und scharf aufgestellt; denn diese ist es, die Ruhe und Sicherheit. Nicht den geringsten Zweifel hegen wir an der Rechtlichkeit des Ministeriums, wir sind von seinem guten Willen und seiner Patriotlebe überzeugt, und wir glauben, daß es all seine Klugheit und Kraft, um die neuen Chancen, die sich uns zu öffnen scheinen, so gut als möglich zu nützen, einsetzen werde. Aber auf der andern Seite besteht das Ministerium zum Theil aus Männern, die sich kaum von den Traditionen und Illusionen der Vergangenheit haben können, und es kommt bei den Unterhandlungen Männer, die solches vielleicht noch weniger haben. Daher denke man es uns nicht übel, daß wir mitunter eine gewisse Furcht vor, noch und nach in die Fußstapfen der alten unheilvollen Politik zurückgeführt zu werden, nicht zu verwundern vermögen, und daß wir diese Sorge äußern, auch in einem Augenblicke hegen, wo die Friedensaussichten, aber mit ihnen auch die Gefahr vor dem, was wir eine unglückliche Lösung nennen, uns näher zu rücken scheinen. Wir wünschen dem Ministerium alles mögliche Glück in seiner schwierigen Stellung, es wird uns nur freuen, wenn wir ihm die Ehre geben können, Dänemark, nachdem der Sturm des Krieges und der von neuem angewehten Angst sich so mächtig gestaltete, einen ehrenvollen Frieden gebracht zu haben, und vor Allem wird es uns freuen, wenn dieser Friede sie immer alle und der Gemeinschaft mit einem Nachbar heil, der unsere nationale und politische Selbständigkeit bedroht, und ein für alle Mal die Thür vor fernerer Einmischung und fremden Uebergriffen verriegelt; wenn er, sagen wir, Holstein — und dadurch Deutschland — ganz von Dänemark trennt, so daß nur die Personen des Regenten, wenn es denn so sein muß, das Band bilden, ein noch, aber sonst nichts Gemeinschaftliches für diese Lande bleibt, denn wird dieses nicht erlangt, so wird auch der Friede, so er in einzelnen wie er wolle, nur ein Sameneorn zu einem neuen Kriege, und vielleicht ein Nagel zu dem Sarge Dänemarks werden."

Vom Kriegsschauplatze.

Aus den offiziellen Berichten des dänischen Kriegsministeriums:

Am 17. Mai, Nachmittags, fing Alsr, eröffneten drei dänische Batterien am Alsensund für Feuer gegen zwölf Batterien auf Alsen und gegen die Stadt Sonderburg. Das Feuer wurde von unseren Batterien erwidert und dauerte gegen 1½ Stunde, während welcher Zeit die feindlichen Truppen keine Bewegungen unternahmen. Um 6½ Uhr hatte der Feind die nördliche Redoute verlassen und sein Geschütz zurückgezogen. — Unser Verlust beschränkt sich auf zwei leicht Verwundete. Mehrere Gebäude in Sonderburg wurden etwas beschädigt.

General-Major von Aue's Corps hatte am 20. Mai seine bisherige Stellung bei Skanderborg noch inne. — An den, von Seiten der Feinde täglich gemachten Recognoscirungen ist es zu einigen unbedeutenden Zusammenstößen gekommen. Bei einem dieser weiten Zusammenstöße Scharfen von unseren Vorposten abgeschlossenen Gefechte gewannen wir. Bei Aybro und Fuldbro, während kleinerer Gefechte zwischen unseren und den feindlichen Recognoscirungen und Patrouillen, hatten wir am 20. Mai einen Todten und Sechs Verwundete. Der Feind hatte mehrere Verwundete, darunter einen höheren Officier.

(Unser höherer Officier dürfte, nach Petersmithellungen, ein Herr von Brandenstein sein, dessen Pferd nach Skanderborg eingebracht wurde.)

Die Nürnner Zeitung berichtet, daß der Höchstcommandirende der bundesrichen und sächsischen Truppen, die, circa 1000 Mann stark, in Altern einquartiert sind, Obristlieutenant von Brinckmann, am 17. Mai die Ordre erhalten hatte, 12,000 Rthlr., eine für die unverschonte Stadt enorme Summe, dort, bis zum 18. Vormittags 10 Uhr, einzuordern, und im Weigerungsfalle sie mit Gewalt einzutreiben. Mit großer Mühe gelang es den Einwohnern, 8000 Rthlr. aufzubringen, die zur obenerwähnten Stunde abgeliefert wurden, indem man am Nachbar wegen des Rests bat, welche Bitte auch der Obristlieutenant bei dem Generallieutenant von Prittwitz zu befürworten versprach.

Sowohl von Wien aus, als von anderen süchsen Städten, wird die Thatsache der deutschen Reichsverweser bekräftigt, namentlich die Humanität der Officiere anerkennend erwähnt.

Schweden.

Die halbofficielle Stockholmer Zeitung Post- och Inrikes Tidningar enthält Folgendes:

„Zwei der Blätter der Hauptstadt, erst Dore und später Aftonbladet haben einen in den Times aufgenommenen Correspondenz-Artikel, datirt Frankfurt 22. April wiederholt besprochen und belenchtet. Die Frankfurter Correspondenz, insoweit sie die vereinten Reiche betrifft, lautet folgendermaßen:

„In Schweden und Norwegen ist die öffentliche Meinung und die Regierung in ihrer Mißstellung der Politik des Kovenhagener Ministeriums einig. Es ist eine bekannte Sache, daß König Oscar auf das Ernstlichste Dänemark aufforderte, den Frieden nicht zu brechen, das heißt, die Unterhandlungen auf der von Lord Palmerston gegebenen Basis Deutschland angenommenen Basis fortsetzen zu lassen. Er hat jetzt erklärt, daß Dänemark die Verantwortung des Wiederausbruches des Krieges zu tragen habe. Bei der jetzigen Stellung der Sache — diese Worte werden in einer Note aus Stockholm gebraucht — und weil die Frage, indem Deutschland diesmal nicht die Feindseligkeiten angefangen habe, auf einer ganz andern Basis ruhe als vorigen Jahr, hält sich die Regierung Sr. Majestät verpflichtet weiter nichts zu thun, als die Angelegenheit der preußischen Regierung auf die unbefriedigten Umstände hinzuleiten, welche einer Erneuerung des Krieges durch welche Deutschland Nichts gewinnen kann, die sehr ernsten materiellen Interessen ebenso sehr gefährdet wie die des Nordens, folgen werden."

Dieses ist sich vorminmt, auf jene Correspondenz zurückzukommen, spricht in wenigen aber kräftigen Worten ihr Verwunderungs-Urtheil über die Note, die kaum der Commissair des Correspondenz von Stockholm ausgegangen sei. Diese befremdende Aeußerung auf, eine öffentliche Erklärung über diese Sache abzugeben. Jedoch dieses scheint uns gegen das in constitutionellen Staaten angenommene Verfahren hinsichtlich noch schwebender diplomatischer Verhandlungen zu streiten. Weit entfernt daß ein jeder in einer fremden Zeitung aus einen dritten Lande aufgenommener Correspondenz-Artikel als eine officielle Erklärungen von Seiten der Regierungen Veranlassung gebe, sehen wir es, wie die Minister in England und Frankreich auf Interpellationen der Nationalversammlungen die Antwort geben, daß dergleichen Artenstücke für den Augenblick nicht veröffentlicht werden können, daß auf andere Art als durch Mittheilung des betreffenden Actenstückes, ist das Verlicht von seinem Inhalt doch nicht zu geben sei. Es ist bekannt, daß Rußland, Frankreich und England — wie die vereinten Reiche Schweden und Norwegen im Laufe dieses und des vorigen Jahres der preußischen Regierung und der deutschen Centralgewalt officiöse Mittheilungen hinsichtlich der dänischen Frage gemacht haben. Keine dieser Mittheilungen ist jedoch, soweit uns bekannt, der Oeffentlichkeit übergeben worden, und hat wahrscheinlich nicht veröffentlicht werden können, ohne möglicherweise einem unglücklichen Einfluß auf die Sache zu üben, welche jene Regierungen gemeinschaftlich verfolgen haben. Glauben somit, daß unsere Regierung richtig und klug handelt, wenn sie in einem solchen Falle diejenige Handlungsweise wie die anderen Mächte, die Theil an den Verhandlungen über die dänische Frage nehmen, befolgt.

Indessen glaubt, die Redaction nach sicherer Quelle mittheilen zu können, daß jene in dem Correspondenz-Artikel in den Times angeführten Aeußerungen nicht in irgend einer von unserer Regierung an Preußen abgegebenen Erklärung gefunden haben werden. Es ist bekannt, daß der deutschen Centralgewalt haben mit, wie bekannt keinen Repräsentanten.) Bei einer näheren Ueberlegung dürfte die Redaction von dieser Ansicht die Gesinnung für die gerechte Sache Dänemarks wir durchaus nicht verkennen, gewiß die Ueberzeugung gewinnen, daß eine so bestimmte Mittheilung an die deutschen Mächte über Das, was die vereinten Reiche in der deutschen Angelegenheit zu unternehmen gesonnen sind, sich nicht denken läßt, — wenn auch auf keinem andern Grunde, so doch aus dem warmen Interesse, welches unsere Regierung stets für das Wohl unserer Nachbarn und Freunde an den Tag gelegt hat — allein aus dem Grunde, daß sie durchaus überflüssig gewesen wäre, weil sie unaufgefordert war."

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Die industriellen Etablissements zu Seraing

(Nach Heroeq so wie nach den eigenen Beobachtungen eines deutschen Technikers.)

Seraing liegt in dem anmuthigen Thale der Maas auf dem Wege nach Namür, zwei kleine Stunden von Lüttich. Die ganze Gegend ist eine reizende Landschaft mit oben so malerischer Staffage. Der Fluß ist breit und strömt schnell dahin; seine Ufer berge erheben sich steil und rasch, und sind größtentheils mit verschiedenartigen Bäumen bewaldet. Schiffe und Kähne von allen Größen eilen abwärts oder streben thalauf; zuweilen furcht auch rasch ein Dampfer vorbei und führt seinen Rauch der großen Woike zu, welche Tag und Nacht aus hundert thurmartigen Essen ospernd zum Himmel feigt und eine Wärmewange der Atmosphäre zuführt, die tausend Menschen im Winter wohlthätig sein könnte.

In der Umgebung von Lüttich ist überhaupt kein Schritt, wo nicht die Betriebsamkeit ihre Spuren zeigte; wohin man sieht und hört, feigt die hohe Esse auf, hört man das verschiedenartige Geräusch verschiedenartiger Maschinen. Nur blaß und matt kann die Sonne durch den Rauchschleier dringen. Das Dorf Seraing ist in langen Gassen am linken Flußufer hingebaut; am Tage bestieht seine ganze Bevölkerung in Greisen, Frauen, und kleinen Kindern; denn die Heranerwachsenen und die Männer gehen meist alle auf Arbeit auf die rechte Seite des Flusses in die großartige Fabrik Seraing.

Es giebt aber auch wenig Punkte, die so zu Fabrikanlagen geeignet sind, als Seraing; fast bis an die Thüren seiner Gebäude fluthet die schiffbare Maas, welche das Erz von den etwa 3 Stunden weit entfernten Eisensteingruben herbeiführt und die meisten seiner Fabrikate wieder abführt. Denn das Eisen was heute noch vererzt, mit Sauerstoff ꝛc. verbunden, im Schooße der Erde ruht, wird morgen auf der Maas nach Seraing geschafft, übermorgen zu Roheisen verschmolzen und in den nächsten Tagen zu Bleyen, Cylindern, Schienen, Kesseln ꝛc. weiter verarbeitet. Ein ganzer Dampfschiff wird auf Rollen aus der Werkhalt zur Maas geschoben, dort fertig gemacht und beginnt dann seinen Lauf. Die Maas führt es nach Rotterdam, von wo aus es nach allen Weltgegenden weiter kommen kann. Die durch Lüttich führende große belgische Eisenbahn steht einerseits mit der Nordsee, andererseits (bis auf geringe Unterbrechungen) mit dem Adriatischen Meere in Verbindung.

Auch der Boden des Gebiets von Seraing ist reich. Wenige Fuß unter der Sohle findet sich ein sehr guter Thon, der zu Ziegelsteinen verarbeitet wird, die zum Bau der Häuser, sonstigen Gebäude und Oefen dienen. Unter dem Thone lagern die Steinkohlen, ein unerschöpflicher Schatz und Theil einer großen Kohlenniederlage, die sich von Rheinpreußen durch Südbelgien bis nach Nordfrankreich zieht. Die ganze Fläche vom ersten bis zum letzten Werke ist mit Schienenwegen durchschnitten; kein Wagen, kein Karren fährt anders als auf Schienen; der Boden aller Hütten und Werkstätten ist mit gußeisernen Platten belegt, zum Theil auch des leichtern Transports wegen.

Was an andern Orten zerstreut und den einzelnen Gewerben überlassen, ist zu Seraing beisammen. Es giebt daselbst fast kein einziges Werkzeug, oder Werkzeugmaschine, der Trieb- oder Arbeitsmaschine, welche nicht in den dortigen Werkstätten angefertigt worden wären; denn man muß bedenken, daß dort alle Gewerbszweige vertreten sind, die mit dem Maschinenbau nur in entfernter Beziehung stehen. Doch noch mehr, auch der Zimmermann, Tischler, Glaser, Tapezirer sind in Thätigkeit, sind integrirende Theile der Fabriksколonie. Das Dampfschiff erhält in Seraing nicht allein seine Triebkraft, es wird daselbst nicht allein von Grund auf gebaut, sondern es wird dort auch mit allen Comfort und Ganz ausgerüstet. Diese Vollständigkeit, dieser Umfang der Arbeit über alle Zweige des Gewerbswesens und dann auch die Schnelligkeit des Schaffens, macht Seraing zu einem industriellen Modell, so wie es fast kein zweites in der Welt giebt, selbst kaum in England. Daher ist es auch ein Wallfahrtsort für Techniker, besonders für Hüttenleute! Es ist vor allem eine Perle des industriellen Belgiens!

Seine erste Entstehung verdankt Seraing dem Fürst-Bischof von Lüttich Ernst v. b. Mark, der es um das Jahr 1510 erbaute und dort wohnte. Unter den Bischöfen aus dem baierschen Hause verfiel das Schloß (1581 ꝛc.) und erst unter Georg Ludwig von Berg, am Schluß des 17. Jahrhunderts wurde es wieder hergestellt, und der Kardinal Johann Theodor von Baiern baute das Schloß im Jahre 1744 neu auf, weil er fortwährend hier residirte. — 1795 wurde es von der französischen Republik in Besitz genommen und in ein Militär-Hospital verwandelt und blieb auch Staatseigenthum im Königreich der Niederlande, bis es im Januar 1817 von den Brüdern Carl James und John Cockerill *) angekauft wurde, um daselbst eine Maschinenbau-Werkstatt für Dampfmaschinen, für Flachs- und für Kammgarn-Vorbereitungs- und Spinnmaschinen einzurichten. 1821 wurde der erste mit Koaks betriebene Hohofen in der Provinz Lüttich dort angelegt; 1823 überließ James seinem Bruder John das ganze Werk allein und seit der Zeit entwickelte es sich mit Riesenschritten. Man kannte solch ein Etablissement auf dem Festlande noch gar nicht. Intelligenz, Ordnung, Regemäßigkeit die in das geringste Detail, ist es ganz der Ausdruck, die Verkörperung des genialen Gründers.

Die Werkstätten sind weit, gut ventilirt und daher gesund; Menschen und Maschinen bewegen sich leicht und gut, und ersteren brauchen sich nicht in einer verderbenden Atmosphäre aufzuhalten, welche in so vielen, den Gewerben gewidmeten Räumen, einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit ausübt.

John Cockerill hatte vom Anfang an nichts gespart, um seine Schöpfung so vollständig als möglich mit Werkzeugen und Werkzeugmaschinen zu versehen, weil mit deren Hülfe allein nur vollendete Fabrikate erlangt werden können, wogen die Arbeiter auch noch so ausgezeichnet sein.

Die niederländische Regierung, an deren Spitze der kluge und umsichtige Wilhelm I. stand, wurde sehr bald auf die großartige industrielle Anlage des Engländers aufmerksam und betheiligte sich bei dem Unternehmen, indem auch alle Arbeiten für die Regierung dort ausgeführt werden sollten. Man bauete damals besonders viel Schiffs-Dampfmaschinen. — Aus diesem Grunde traf auch die belgische Revolution im Jahre 1830 sein Werk härter, als das von Seraing.

Jedoch überstand John Cockerill diese Crisis, und Seraing kehrte wiederum zu seiner frühern Thätigkeit zurück, sobald das Königreich Belgien in dem Staatenverbande sich consolidirt hatte. Der junge Staat ergriff auf dem Continent die Initiative mit den Eisenbahnanlagen und 1834 erschienen die darüber sprechenden Gesetze. Es war dies ein großes Glück für Seraing, so wie es anderersseits ein Glück für die Regierung war, in dem Besitze eines Werkes, wie Seraing, zu sein, indem sie dadurch dem Nachtheil entgehen wurde, das belgische Geld für Schienen und Locomotiven nach England senden zu müssen. Eben so wurde das Werk auch von den deutschen Eisenbahnanlagen schon damals mehr oder weniger in Anspruch genommen. Zu dieser Zeit fand Cockerill's Schöpfung auf dem Gipfel der Entwickelung.

Da traf sie die finanzielle und industrielle Crisis des Jahres 1839, welche alle Werke der Art in eine Stockung brachte, und versetzte ihr auf ihrem großen Begründer in jeder Beziehung einen tödtlichen Streich. — Obgleich sein Activvermögen, welches sich bei der Liquidation auf 26 Millionen Franken herausstellte, seine Passiva von 18 Millionen weit überstieg, so ward einerseits doch seinem Credit ein bedeutender Schaden und seiner Gesundheit dadurch ein Schlag zugefügt, der seine schädlichen Folgen bald äußerte; denn als er sich kurz darauf nach Rußland begab, um neue Geschäftsverbindungen daselbst anzuknüpfen, starb er auf der Rückreise in Warschau, im Juni 1840 plötzlich, erst 50 Jahr alt, hinterließ.

Die Liquidations-Commissäre und die Gläubiger vereinigten sich endlich zum Fortbetrieb des Werks. Sie legten dabei ein Kapital von 12 Millionen Franken zum Grunde, welches in Actien zu 1000 Fr. vertheilt wurde und nahmen die Firma: „Société anonyme pour l'exploitation des établissements John Cockerill à Seraing et à Liége“ an. Im Jahre 1844 endlich wurde die Gesammtthätigkeit des Werks dies auf Seraing beschränkt, das sich aber, um den beständig eintauchenden Bestellungen zu genügen, in den letzten 5 Jahren ungeheuer vergrößert; denn seine Lage ist so günstig, daß dies der Fall sein mußte.

An der Spitze der Gesellschaft nun steht ein Verwaltungsrath, bestehend aus einem Director und vier Administratoren. Jener hat den Vorsitz im Rathe und die oberste Leitung aller einzelnen Zweige des Werks. Diese so wichtige Posten ist einem eben so würdigen wie einsichtsvollen Manne, Herrn G. Pastor, einem Deutschen, anvertraut.

Die verschiedenen Verwaltungszweige sind: 1) Steinkohlenbergbau; 2) Eisenerzbergbau; 3) Hohofen- und Giesserei-Betriebe; 4) Stabeisenfabrik; 5) Maschinenbauanstalt. — An der Spitze eines jeden dieser Verwaltungszweige steht wiederum ein Actheilungsdirecter oder Betriebs-

*) Beide waren zu Haslingden in der englischen Grafschaft Lancaster geboren und die Söhne William Cockerill's, eines geschickten Maschinenbauers, der sich zuerst nach Schweden und dann nach Belgien übersiedelte und die erstru Wollspinnmaschinen daselbst baute.

Digitized by Google

beamter. — Ein wohlorganisirtes Rechnungswesen umfaßt das Ganze.

Wir wenden uns nun zu einer kurzen Betrachtung dieser verschiedenen Betriebszweige:

1) Die Steinkohlenbergwerke. — Die Concession (d. h. der Oberschlesischen, unter welchem Bergbau betrieben werden kann) umfaßt 195 Hektaren; die größte Ausdehnung des Feldes beträgt von Nord nach Süd 1400 Meter und von Ost nach West 2200 Meter. — Den Zugang zu den Gruben gewähren fünf Schächte, von denen drei zur Förderung und zwei zur Wetterführung, d. h. zur Unterhaltung des Luftzuges in den Gruben dienen. Der erste von den Förderschächten ist 317, der zweite 417 und der dritte 200 Meter tief. Jeder von den beiden ersten Schächten enthält von oben bis unten drei senkrechte Abtheilungen, von denen zwei in beiden zur Förderung, die dritte in dem ersten zur Fahrung mittelst einer Fahrtkunst, von der wir sogleich weiter reden wollen und die dritte in dem zweiten zur Wasserhaltung dienen.

Der eine Wetterschacht ist auch in drei luftdichte Abtheilungen getheilt, von denen die mittlere zur Fahrung mittelst Fahrten oder Leitern, und die beiden andern zum Wetterzuge dienen, weshalb über jeder Abtheilung eine 50 Met. hohe Esse angebracht ist, wodurch und mit Hülfe eines Ofens unter jeder Esse der Luft- oder Wetterzug sehr befördert wird. Außerdem läßt man in die eine Esse auch die benutzten Dämpfe von der Förderungsmaschine strömen, welches den Zug ebenfalls weit lebhafter macht. Der andere Wetterschacht hat gar keine Abtheilung und ist mit einer 60 Fuß hohen Esse versehen.

Es werden 13 Kohlenflöze abgebaut, und zwar stehen vier auf einmal im Abbau. Ihre Mächtigkeit oder Stärke beträgt 0,60 bis 2 Meter; auch ist die Mächtigkeit eines jeden zu verschiedenen Punkten verschieden. Gewöhnlich ist jedes Flöz durch Schieferthon-Schichten in mehrere Bänke getheilt.

Die Entfernung der Schächte von den entlegensten Abbauen übersteigt 800 Meter nicht. Die Flötze zeigen abwechselnd und mit übrigen Schichten der Regelmäßigkeit senkrechte und geneigte Theile, Dressants und Plateaux genannt; ihr Streichen läuft von Ost nach West. Man treibt den Abbau fallend, d. h. von oben nach unten, und macht die Pfeiler etwa 15 Met. hoch, d. h. man treibt von 15 zu 15 Metern streichende Strecken und nimmt dann die Steinkohlen von der obern nach der untern zu weg. — Ein Häuer, d. h. ein mit der Kohlengewinnung beschäftigter Arbeiter, kann in der Schicht, d. h. in seiner täglichen Arbeitszeit eine Steinkohlen-Masse von 3,25 Cubikmeter von dem Flötz losstrennen. — Die abgebauten Räume werden mit Steinen, die gewöhnlich mit der Steinkohle gewonnen werden, ausgefüllt. Jedoch läßt man für jeden Pfeiler zwei Strecken offen, eine untere zur Förderung der gewonnenen Steinkohlen zum Schacht, eine obere, um einen Wetterwechsel oder einen Luftzug zwischen den Abbauen und dem Wetterschacht herzustellen.

Die unteren oder Förderstrecken sind so weit und hoch, daß sich ein nicht zu großes Pferd darauf bewegen kann, weggen die Wetterstrecken niedriger und enger sind. Erstere sind mit Eisenbahnen auf der Sohle versehen, auf denen sich die blechernen Förderwagen bewegen, von denen jeder 8 Hektoliter (= 15 berliner Scheffel, oder 3¾ preuß. Tonnen) enthält. Unter den Förderschacht durch ein Pferd gezogen, wird ein solches Gefäß an das Seil der Fördermaschine gehakt und zu Tage, d. h. an die Oberfläche gezogen. In zwei Gruben sind 13 Pferde beschäftigt, die, einmal hineingebracht, so lange dort bleiben, bis sie nicht mehr brauchbar sind. — In einer dritten Grube werden kleinere Fördergefäße durch Menschenkräfte auf Schienenwegen fortbewegt und an den Schacht in größere entleert.

Die Angahl der im Innern der Steinkohlengruben beschäftigten Arbeiter schwankt, je nach der Lebhaftigkeit des Betriebes zwischen 800 und 1000.

Die sich in den Gruben entwickelnden Gase sind getheiltes Wasserstoffgas, welches sich nicht unmittelbar mit der Luft vermischt, da es spezifisch weit leichter als diese ist, und sich daher an der Firste, d. h. der Decke der Strecken, auflöst. Es könnte dort lange unvermischt bleiben, wenn nicht die Bewegung der Arbeiter ein Gemisch veranlaßte. Vor dieser Vereinigung mit der Luft, ist das Grubengas nicht explosionsfähig, sondern es verbrennt und kann auf diese Weise den Arbeitern schädlich werden. Durch Beimischung von Luft wird aber das Gas detonirbar, es hat dann die fürchterlichen Wirkungen der segen. schlagenden Wetter und tödtet die Bergknappen noch in weiter Entfernung von dem Explosionszuncte; richtet auch Verwüstungen in der Grube an.

Man vermeidet diesen schrecklichen Feind des Steinkohlenbergbaues durch einen lebhaften Wetterzug, der die schädlichen Gase rasch zum Wetterschacht führt, und dadurch, daß man an den Puncten, an denen er sich zeigt, Davy'sche Sicherheitslampen, statt der gewöhnlichen, brennt. Die Flamme derselben ist mit einem ringsum geschlossenen Cylinder von feinem Drahtgaze umgeben, der die Mittheilung der Entzündung verhindert.

Obgleich die Steinkohlengruben gar nicht weit von einander und von den Hütten entfernt liegen, so ist die eine von den übrigen doch durch die Straße von Ternagne nach Lürisch getrennt. Die Verbindung ist durch einen großen Bahnet mit zwei Bögen hergestellt, und auf demselben ist eine felsbrüstende, geneigte Ebene, mit einem eisernen Seile angebracht. — Die Zugvorrichtung der Steinkohlen in den erwähnten drei Förderschächten bewirken drei Hochdruck-Dampfmaschinen.

Eine einfachwirkende Niederdruck-Dampfmaschine mit Condensation und Expansion, von bedeutender Kraft, schönem und sehr zweckmäßigem Bau, nach sogenanntem cornwalliser Prinzip, bewirkt die Wasserhaltung, d. h. sie treibt die Pumpen, mittelst denen das sich in den Gruben sammelnde Wasser, aus einer Tiefe von 350 Met., bis zur Oberfläche gehoben wird. Der Dampf wirkt nur oben durch den Kolben und strömt dann nieder, wodurch die Schachtstange mit den daran hängenden Pumpenstangen am andern Ende des Balanciers gehoben werden, während sie durch ihr eigenes Gewicht wieder herabsinken und den Dampfkolben wieder in die Höhe ziehen. In der ganzen Tiefe des Schachtes sind mehrere Pumpen (Säge) übereinander angebracht und nur die unterste sangt das Wasser aus dem Sumpfe am tiefsten Puncte des Schachtes weg und giebt es an ihrem oberen Ende in einen blechernen Treg aus. Dies Spiel wiederholt sich bis zur Oberfläche, wo das Wasser in ein großes, mit Ziegelsteinen ausgemauertes Bassin, von 15 Meter Durchmesser aufgegossen wird. Aus dieser Wassermasse werden die Dampfmaschinenkessel gespeist und es hält auch dann Vorrath, wenn die Wasserhebungsmaschine nicht im Betriebe ist.

Um die Arbeiter in die Gruben und aus denselben heraus zu schaffen, hat man bisjetzt zu Leitern, wie in ganz Belgien, zweierlei Methoden angewendet. Die erstere besteht darin, daß sie sich in die Förderegefäße stellen, und auf diese Weise durch die Kraft der Dampfmaschine in die Grube eingelassen werden, einfahren, wie der Bergmann sagt, oder aus derselben herausgezogen werden, ausfahren. Auf diese Weise werden zwar ihre Kräfte nicht in Anspruch genommen, allein es ist damit große Gefahr verbunden; denn es ist doch jedenfalls ein Wagniß, sein Leben einem zerreißbaren Hanf- oder Drahtseile anzuvertrauen. Und doch fahren täglich Tausende, unter denen die meisten die einzige Stütze ihrer Familie sind, in und aus der Grube!

Das zweite Mittel besteht darin, daß in einer Abtheilung des Schachtes, der bei einer guten Einrichtung etwa 40 Fuß einen Boden, sogen. Bühne mit einer Oeffnung für die Fahrenden hat, mit Leitern (sogen. Fahrten) versehen ist, mittelst deren die Arbeiter ein- und ausfahren. Bei gehöriger Vorsicht ist dabei keine Gefahr, allein es werden dadurch bedeutende Kräfte in Anspruch genommen, besonders da die Fahrten in den senkrechten Schächten sehr steil stehen müssen. Weitere Bergleute können daher in diesen Gruben gar nicht benutzt werden. — Es hat zwar neuerlich der belgische Bergwerksingenieur Lambert die sehr zweckmäßige Verbesserung angebracht, die Fahrten wie die Wendetreppen schneckenförmig vorzurichten, so daß die Fahrung sehr erleichtert wird; allein diese treffliche Erfindung (siehe berg- und hüttenmännische Zeitung, Jahrg. 1848, Nr. 44 u.) wird erst in wenigen Gruben bei Mons angewendet.

Es war daher im Interesse der Menschlichkeit, so wie der Bergbautreibenden von großer Wichtigkeit, daß vor etwa 15 Jahren von einem oberbärger Bergbeamten die Erfindung gemacht wurde, einen Theil der zur Wasserhebung benutzten Triebkraft zur Fahrung zu benutzen. Es wurden in den beiden Schachtsängen, in zweckmäßigen Entfernungen von einander, Tritte und Griffe befestigt und es konnten nun die Fahrenden von einer Stange zur andern übertreten, um auf diese Weise nach und nach gehoben, oder auch gesenkt zu werden.

Solche Fahrmaschinen oder Fahrkünste existiren jetzt in allen bedeutenden Bergrevieren und besonders auch in Belgien, wo tiefe Gruben mit vielen Arbeitern belegt sind. Das, was sich ihrer allgemeinen Anwendung entgegenstellt, ist der Umstand, daß in den meisten Schächten nur eine Schachtstange vorhanden ist, so daß es in vielen Fällen erforderlich ist, zu dieser so wesentlichen Verbesserung des gesammten Bergbaues einen besondern Schacht und eine besondere Maschine vorzurichten. — Dies mußte in Seraing auch geschehen. Die Maschine besteht aus zwei einfach wirkenden Cylindern; der Dampf wirkt abwechselnd unter die beiden Kolben, deren Stangen mittelst einer Urkreite mit einander in Verbindung stehen. Diese läuft über drei Rollen und es hängen an ihr die beiden Schachtstangen mit den Tritten und Griffen. Der Hub oder Lauf der Stangen beträgt 2 Meter und die Geschwindigkeit 0,50 Meter in

Digitized by Google

der Secunde, so daß man in 7 Minuten aus einer Tiefe von 210 Met. aufsahren kann. Die Steuerungsventile der Dampfmaschine werden durch sogen. Katarakte bewegt, so daß beim Begegnen zweier Tritte beider Stangen, die Arbeiter Zeit haben, von dem einen auf den andern überzutreten. Muß die Fahrkunst aus irgend einem Grunde stillstehen, so bedienen sich die Fahrenden der an den Seiten des Schachtes, aus nothwendiger Vorsicht angebrachten Fahrten.

Außer den hier erwähnten Steinkohlengruben besitzt Seraing noch eine andere, welche erst neuerlich zum Abbau des östlichen Theils der Concession eröffnet worden ist. Dadurch konnte die jährliche Produktion um ein Drittel erhöhet werden, so daß dieselbe jetzt 1,350,000 Hektoliter (etwa 2½ Million preuß. Tonnen) beträgt. Diese neue Grube ist mit einer sehr kräftig wirkenden Förderungs-Dampfmaschine von 45 Pferdekraft versehen.

2) Der Hohofen- und der Gießereibetrieb. — Für den Laien hat dieser Zweig des großartigen Etablissements von Seraing weniger Interesse, als die später folgende Maschinenbau-Werkstatt; es kann in diesen Hütten nicht die große Ordnung und Sauberkeit herrschen, als in anderen Räumen. Für den Mann von Fach aber, ist dies ein sehr wichtiger Theil des Ganzen.

Die Gießerei ist nach einem großartigen und sehr zweckmäßigen Plane ausgeführt und hat die schwierigsten und größten Arbeiten aufgeführt; sie befriedigt in jeder Beziehung alle Anforderungen. Sie nimmt einen Oberflächenraum von 2170 Quadratmetern ein.

In der Sohle der großen Gießerei sind drei große biecherne Cylinder versenkt, welche als Dammgruben für solche Gußstücke, wie Cylinder, Röhren, Säulen, Balgen ꝛc. dienen, welche stehend gegossen werden müssen. 10 Krahne sind an verschiedenen Punkten angebracht, 3 sehr starke, welche Lasten bis 500 Centner zu heben vermögen, deren sich vor den Hohöfen, 7 andere, schwächere vor den Cupolöfen. Das aus drei Abtheilungen bestehende Gebäude hat ein sehr starkes Gebälk, besonders der Krahne wegen und der mittlere Theil wird von 5 gußeisernen Säulen getragen.

Gußstücke, die besonders fest sein müssen, dürfen nicht in ersten Guß aus dem Hohofen abgegossen werden, sondern von umgeschmolzenem Roheisen. Zu dem Ende wird das aus dem Hohofen erfolgende Roheisen in Cupolöfen, die ebenfalls mit einem Gebläse versehen sind, mittelst Koaks, umgeschmolzen.

Solcher Cupolöfen hat die Gießerei 5, wovon jedoch nur gewöhnlich 2 im Betriebe stehen. Nur wenn große Cylinder oder schwere Balanciers abgegossen werden sollen, zu denen ebenfalls Roheisen vom zweiten Guß erforderlich ist, setzt man die andern in Betrieb. Wenn man 7 bis 8 Stunden täglich bläst, so kann man mit einem Ofen 7 bis 8000 Kilogrammen (150 bis 160 Centner) umschmelzen.

Die Sandformerei beschäftigt gewöhnlich 75 Former; die Lehmformerei 20 bis 25 der geschicktesten Arbeiter dieser Art. Mit den Kernmachern und den Tagelöhnern, welche bei der Gießerei beschäftigt werden, sind es zusammen 280 Arbeiter. — Eine große Ordnung, ein Ineinandergreifen aller einzelnen Theile, zeichnet diese Gießerei ganz besonders aus.

In dem Gießereigebäude sind vier Hohöfen vorhanden, während zwei andere ein besonderes Gebäude, nicht weit von jenem entfernt, haben. Der Hohofen Nr. 2, der 1836 erbaut wurde, war seit jener Zeit in ununterbrochenem Betriebe, gewiß eine sehr lange Campagne mit einem Koakshohofen! — Fünf von diesen Hohöfen werden zur Erzeugung von Roheisen für die Stabeisenfabrikation betrieben und produciren in 24 Stunden zusammen 70,000 Kilogr. (etwa 1,400 Centner); der 6. wird für die Gießerei betrieben, und seine tägliche Production beläuft sich auf 10,000 Kilogr. (etwa 200 Ctr.); so daß die Gesammtproduction täglich, wenn — was jedoch gewöhnlich nicht der Fall ist, — alle 6 Hohöfen im Betriebe sind, 80,000 Kilogr. (1600 Ctr.) beträgt.

Die Materialmenge, welche Hohöfen und Gießerei verbrauchen, ist sehr bedeutend und erhebt sich jährlich auf 60 Millionen Kilogr. Erz, 39 Millionen Kilogr. Koaks und 16½ Million Kilogr. Kalkstein als Zuschlag.

Die Lehmformerei befindet sich in einem besondern Gebäude, welches südlich von der Sandformerei liegt und 482 Quadratmeter Oberfläche hat. Es enthält zwei Darrkammern zum Trocknen der Formen, so wie ein Local zur Anfertigung der Modelle und feuerfester Ziegelsteine.

Ein drittes Gebäude enthält eine Gießerei zur Anfertigung von Spinnerei-Maschinentheilen und von Maschinen-Ornamenten; sie ist kleiner, als die beiden andern, hat einen Cupolofen, der 4 bis 5000 Kilogr. Roheisen täglich umschmilzt und steht im Betriebe ist. Diese Gießerei beschäftigt 40 bis 50 Former, meist junge Leute von 16 bis 18 Jahren.

Aus der Lehmgießerei ging der colossale Löwe hervor, welcher als Denkmal auf dem Schlachtfelde von Waterloo steht. Er ist 4,50 Meter lang und 4,45 Meter von den Füßen bis zum Kopfe hoch und wiegt 28,000 Kilogr. (etwa 550 Ctr.). Die Ausführung dieses Stücks, von so außerordentlichen Dimensionen gelang sofort vollkommen.

Wenige Hohöfen-Anlagen und Gießereien, haben eine so gute Lage, als Seraing. In der Nähe der Erzgrabereien und Eisensteingruben liegend, erhält es deren Producte durch die Maas zugeführt und aus diese führt ein Kanal mit einem Bassin, in welchem 50 und mehr große Kähne Platz haben, mitten in's Werk. Die Steinkohlen werden auf Schienenwegen von den Gruben nach den 54 Koaksöfen geschafft, welche zwischen Gruben und Hohofenhütten liegen und deren Producte sehr reine und gute Koaks bilden.

Von den Triebkräften der Gießerei reden wir bei der Stabeisenfabrikation.

3) Die Stabeisenfabrik. — Ohnerachtet dieses Altes, ohnerachtet der succesiven Vergrößerungen, die sie erhalten hat und die ihr die jetzige Wichtigkeit gegeben haben, gehört die Puddel- und Walzhütte zu Seraing wegen ihrer ganzen Anlage, durch die Trefflichkeit ihrer Arbeitsmaschinen, zu den besten in Belgien. Hinsichtlich ihrer Production kann sie für den Augenblick als eine der bedeutendsten angesehen werden, indem sie jährlich mehr als 12 Millionen Kilogr. verkäufliches Eisen liefert. Eben jetzt wird wieder ein neues Walzwerk vorgerichtet, um die Fabrikation noch steigern zu können.

Die Lage genützet der Fabrik die Vortheile einer gesicherten Zukunft. Wenige Schritte von den Steinkohlengruben entfernt liegend, mit denen sie durch Schienenwege verbunden ist, erhält sie das Brennmaterial für einen geringen Preis und fast ohne Transportkosten. An den Ufern der Maas und in der Nähe einer großen Eisenbahnlinie gelegen, steht sie mit allen großen Märkten und sonstigen Verbrauchspuncten in directer Verbindung.

Das Serainger Werk zeichnet sich im Allgemeinen sehr vortheilhaft dadurch aus, daß es so wenigen Raum einnimmt und daß die verschiedenen Betriebsgewalge so gut in einander greifen. Auf einer Oberfläche von 20,000 Quadratmetern befinden sich 6 Kaksbhohofen mit ihren Lufterhitzungsapparaten, 5 Walzwerke, 2 große Hämmer von 5000 Kilogr. Schwere, ein Feineisenfeuer mit 6 Formen, 25 Puddelöfen u. 10 Schweißöfen, 1 sehr großer Blechglühofen für größere Bleche und 1 kleineres zu demselben Zweck; 5 große Scheeren zu den Paqueten, zum Abschneiden der Stabeisenenden und zum Beschneiden des Blechs.

Eine Dreh- und Ausstir-Werkstatt, ist fortwährend mit der Reparatur und Erhaltung der Gebäude und Werkzeugmaschinen in der Fabrik beschäftigt. Die Drehbänke sind ganz speziell für das Abdrehen und Nachdrehen der Stabeisenwalzen mit Kalibern eingerichtet. Eine Tischlerei und eine Schmiede mit 9 Essen gehören ebenfalls zu dieser kleinen Maschinenbau-Werkstatt, deren Triebkraft eine Dampfmaschine von 8 Pferdekräften liefert.

Sehr bemerkenswerth in der Serainger Stabeisenfabrik sind die Triebkräfte, über welche sie disponirt und man sieht wohl selten bedeutendere und zweckmäßiger construirte. 11 Dampfmaschinen mit einer Gesammtkraft von 550 Pferden, sind auf folgende Weise vertheilt: Eine Maschine von mittlerer Pressung, von 100 Pferdekräften, setzt die folgenden Balgen in Betrieb; Blechtreckwalgen, Stabeisenstreckwalgen, Feineisenstreckwalgen und 4 Scheeren. Zwei andere Dampfmaschinen, jede von 20 Pferdekräften betreiben, die eine einen Zängehammer und die andere einen Hammer zum Schmieden der Kuchen, sogen. Bramen, und deren große und starke Kesselbleche gewalgt werden. Eine vierte Dampfmaschine endlich von 100 Pferdekräften, betreibt ein Hohofengebläse.

Man erstaunt und der Lage erschreckt, wenn er in das ungeheure Gebäude tritt, welches der Brennpunct einer so immensen Kraft ist, welche diese 4 Maschinen hervorbringen.

Die große Anzahl von Zahnrädern, welche zum Betriebe von 4 Walzwerkgerüsten erforderlich ist, das Gerüsch der schweren Hämmer, so wie der Walgen, beweisen die Gewalt des Menschen über die Naturkräfte. Ein einziger Mensch kann mit wenigen Griffen die Wirkung aller dieser mächtigen Maschinen aufhalten.

Rechts von diesem Gebäude befindet sich eine Hochdruck-Dampfmaschine von 45 bis 50 Pferdekräften, welche das Schienenwalgwerk in Bewegung setzt, und auch eine Scheere und zwei Kreisſägen, die 1200 Umdrehungen in der Minuten machen, und die zum Abschneiden der Schienenenden dienen, bewegt.

In einem rechts neben dem 4 Hohöfen liegenden Gebäude befindet sich eine Hochdruck-Gebläse-Dampfmaschine von etwa 100 Pferdekräften; und weiterhin an der Mauer des Gießereigebäudes eine andere, ebenfalls zum Betriebe eines Gebläses von 45 Pferdekräften.

Auf der Plateform der 4 Hohöfen befindet sich eine kleine horizontale Dampfmaschine von 6 Pferdekräften, welche einen Gichtzug für die Aufförderung der Schmelzmaterialien zu den Gichten der Hohöfen in Bewegung setzt. In einem

Digitized by Google

Gebäude neben dem Wasser steht eine andere von vier 7 Pferdekräften, welche eine Maschine zum Ausstiren der Schienenenden bewegt.

Eine Maschine von 100 Pferdekräften setzt das Gebläse für die beiden neuerlich erbauten Hohöfen in Betrieb.

Der Meyer zu der weiter oben erwähnten Drehwerkstatt der Walzhütte, macht die Zahl der 11 Dampfmaschinen voll.

Das Arbeiterpersonal für die Stahlesfabrik beläuft sich auf 800 Mann, die sich in 12 stündigen Arbeitsschichten ablösen.

Die Flammenöfen werden in der Nacht vom Sonntag auf den Montag angefeuert und stehen dann ununterbrochen bis Sonnabend Abend im Betriebe.

Die Fabrikate der Seraingr Puddel- und Walzhütte haben ein großes Renommée auf den europäischen Eisenmärkten. Die Schienen sind ihrer Vollendung wegen von vielen Bahnen verlangt und die übrigen verkäuflichen Eisen-, sowie auch die Blechsorten finden überall Absatz.

4) Die große Schmiedewerkstatt. — Die relative Lage der verschiedenen Werkstätten muß möglichst den Verkehrtnissen angepaßt sein, in denen sie gegenseitig zu einander stehen. Nun liefert die Schmiedewerkstatt fast alle ihre Arbeiten an die Locomotivenbau-Anstalt ab. In der Absicht, um den innern Transport so wohlfeil als möglich zu machen, haben John Cockerill und seine Ingenieure diese große Werkstätten einander gegenüber angelegt. Auf diese Weise stehen sie denn in dem genauesten Zusammenhange zu einander; die schwersten Schmiedestücke, wie Kurbel- und gerade Achsen der Locomotiven, Räder dazu ꝛc., gelangen ohne Kosten aus der Schmiede dahin, wo sie weiter bearbeitet werden.

Die Schmiede enthält 65 Feuer, von denen je zwei unter einer Esse liegen. Das Arbeiter-Personal beläuft sich auf wenigstens 63 Schmiede, 112 Zuschläger, 4 Vormärmer und 4 Hammerschmiede. Eine Niederdruck-Dampfmaschine mit schwingendem Cylinder von 20 Pferdekräften, bewegt 2 Ventilatoren, die am nördlichen Ende des Gebäudes angebracht sind. Zwei Röhrenstränge leiten den Wind durch die ganze Schmiede und von jedem laufen Zweigröhren zu den Feuern und jede kann durch eine Klappe verschlossen oder geöffnet werden. Ein biechernes Reservoir, mit Wasser angefüllt, dient zum Abkühlen der Stücke. Diese Schmiede verbraucht täglich 5400 Kilogr. Steinkohlen oder jährlich in 300 Arbeitstagen 2½ Millionen Kilogr.

Mehrere Werkstatten 98,000 Kilogr. verschiedene Gegenstände darin bearbeitet. Ihr Inventar hat einen Werth von 160,000 Franken; es sind zu dem Betriebe 1150 Zangen, 400 Hämmer, 2000 Abschrote, 900 Stehhämmer, 1400 Dorne, 180 Nageleisen und faßt 3000 Kopfstempel erforderlich.

An dem einen Ende der Schmiede ist ein Schwanzhammer angebracht, unter welchem man schwere Stücke, wie Achsen für Locomotiven, Wellen ꝛc. ausschmiedet. Er wird durch eine Dampfmaschine von etwa 12 Pferdekräften bewegt, die feitwärts steht und ihre Bewegung der Welle mit den Hebedaumen unmittelbar mittheilt. Dieser Hammer besteht ganz aus Schmiedeeisen und sein Gewicht mit dem Helm beträgt etwa 1000 Kilogr.; er macht 90 Schläge in der Minute. 3 Flammenöfen, 2 sogen. englische Oefen mit Ventilatorgebläse, stehen vor dem Hammer und ein sechster hienen zum Wärmen der Radkränze für Locomotiven und Waggons. Die ganze Schmiedewerkstatt nimmt eine Oberfläche von 3600 Met. ein.

In diesem Theile besteht Seraing vielleicht seine geschicktesten Arbeiter und es sind aus der Schmiede Stücke von größter Vollendung hervorgegangen. Man arbeitet nach Zeichnungen, die in natürlicher Größe auf Blechern aufgezeichnet sind. Der Vorstand der Werkstatt ist ein Mann von anerkannter Geschicklichkeit und Erfahrung.

5) Locomotiven-Bauanstalt. — Zu einer Maschinenbau-Werkstatt ist stets ein sehr bedeutendes Inventar erforderlich, selbst wenn sie sich mit einem einzelnen Zweige beschäftigt; um so mehr aber ist dies der Fall, wenn sie, wie Seraing, alle Arten von Maschinen baut. Jede erfordert natürlich ein besonderes Verfahren und um dahin zu gelangen, daß die dazu erforderlichen Theile gehörig vollendet werden, sind sehr zahlreiche und verschiedenartige Werkzeuge und Werkzeugsmaschinen erforderlich. Nirgend ist die Anordnung dieser letztern wichtiger als in den Locomotivbau-Werkstätten, indem man in denselben alle Mittel anwenden muß, um die Maschinenarbeit schnell und vollkommen darstellen zu können, welches schon der Concurrenz wegen nothwendig ist.

Zu Seraing ist diese Werkstatt wirklich nach einem gesetzmäßigen Maaßstabe ausgeführt, welche den Beweis giebt, daß man die Wichtigkeit vollkommener Werkzeugmaschinen begriffen hat; man ist daher, wie folgende Beispiele lehren werden, bei der Anlegung dieser Räume tritt, über den Antheil der unendlichen Menge von Werkzeugsmaschinen erstaunt, die man dort antrifft.

Die Eisenbahnen, welche fast Europas Oberfläche zu durchfurchen angefangen haben, haben den Werkstätten dieser Art eine sehr hohe Wichtigkeit gegeben und die Anzahl von Locomotiven, die seit mehreren Jahren erbaut werden mußten, haben diesen Zweige der Maschinenfabrikation eine stete sich gleichbleibende Thätigkeit ertheilt.

Daher fürchten denn auch die Maschinenbauer nicht, sich mit Apparaten und Werkzeugen zu versehen, da sie überzeugt sind für diese großen Ausgaben hinlänglich entschädigt zu werden, ohne welche sie freilich zurückbleiben und nicht Concurrenz halten würden.

Die große Locomotivenbau-Werkstatt, welche der Schmiede gegenüber liegt, bildet für sich ein vollständiges Etablissement, d. h. sie vereinigt die drei mechanischen Arbeiten, welche am meisten dazu beitragen, Schmiede- und Gußeisen in Maschinentheile zu verwandeln.

Der rechte Flügel des Gebäudes wird von den Werkzeugen eingenommen. Man bemerkt dort zuvörderst eine Maschine zur Aufertigung von Zapfenlöchern und zum senkrechten Hobeln, nach dem System der Engländer Sharp und Roberts, jedoch in Seraing angefertigt. Diese Maschine macht durch senkrechtes und abwechselndes Hobeln, gerade und schräge Nuthen, so wie auch quadratische und länglich viereckige Zapfenlöcher in Schmiedeeisen, Gußeisen, Kothguß u. s. w. und beherbeit innere und äußere Oberflächen von geringer Ausdehnung. Dann zeigen sich mehrere Metallbehmaschinen von verschiedenartiger Construction, welche im Maschinenbau große Dienste leisten, und in Seraing in allen Größen angewendet werden. Unter den kleineren, durch Elementarkraft betriebenen, befinden sich besonders zwei, die sich durch einen höchst sinnreichen Mechanismus auszeichnen und welche eben so gut runde Theile als ebene Flächen behobeln. Mittelst dieser Maschinen sind gewöhnliche Arbeiter im Stande Stücke anzufertigen, welche früher nur sehr geschickten Händen anvertrauet werden konnten.

Es giebt nicht weniger als 10 Bohrmaschinen, eine dem Anschein nach bedeutende Anzahl; allein wenn man bedenkt, daß das Bohren die am häufigsten vorkommende Operation einer solchen Werkstatt ist, daß man täglich Tausende von Löchern in Stücke von Metall bohren muß, und daß Kabel der von der menschlichen Hand ausgeübte Druck nicht wirthschaftlich anzuwenden ist, so wird man leicht einsehen, daß man zur Ersparung langsamer und kostspieliger Handarbeit Elementarkraft anwenden müsse, so daß dem Arbeiter nur die Führung des Werkzeugs in der Richtung der Achse des zu bohrenden Lochs, und die Bestimmung des zweckmäßigen Druckes übrig bleibt.

Die Mennirung nimmt natürlich den größten Theil des Gebäudes ein; es ist für eine Oberfläche von 1250 Quadratmeter gewidmet, so daß man 15 Locomotiven auf einmal mennirt kann. In der Mitte sind zwei parallele Eisenbahn-Linien vorgerichtet auf welchen die Mennirung respektirt. Seitwärts sind 7 starke Krahne angebracht, mittelst denen die Maschinen und deren schwerere Theile gehoben, hingestellt und weggenommen werden, indem Menschenkräfte dazu nicht ausreichen. Längs den Fenstern befinden sich in einer Front 60 Schraubstöcke. Eine Hochdruck-Dampfmaschine von 25 Pferdekräften liefert die Triebkraft für alle Werkzeugmaschinen.

Die Werkstatt steht unter der Leitung eines einzigen Werkmeisters; er führt 1) die specielle Aufsicht über die Arbeiter und vertheilt die Stücke nach dem Erfordern, und ihren Fähigkeiten; 2) nimmt er die nöthigen Maaßregeln, daß weder durch die Arbeiter, noch durch die Motoren, oder durch irgend eine andere Ursache Zeit verloren geht; 3) muß er dafür sorgen, daß alle Arbeiten in Uebereinstimmung mit den Entwürfen und Angaben des Oberingenieurs vollführt werden.

Die aus den Seraingr Werkstätten hervorgehenden Locomotiven sind sehr gut construirt und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß alle wesentlichen Verbesserungen dabei benutzt wurden. Daher werden sie denn auch auf fast allen Eisenbahnen des europäischen Festlandes angewendet.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Kan Bortfolge 1712, Historiemaleri af Bloch Suhr. (Eine Aufführung im Jahre 1712, ein historisches Gemälde.) Kjöbenhavn 1849. N. B. Lund.

Der Verfasser, der sich in verschiedenen Richtungen des Romans und der Novelle, und mit verschiedenem Glücke, theils unter seinem Namen, theils — wenn das Gerücht nicht ganz unwahr ist — anonym und pseudonym versuchte, hat uns in der obengenannten Skizze, die den zweiten Theil einer von ihm eröffneten Reihe „dänisch-historischer Gemälde aus dem vorigen Jahrhunderte" bildet, sehr angesprochen. Wir nennen sein Buch eine Skizze, weil wir den gewählten Titel „historisches Gemälde" viel zu gewichtig für die leichten Federzeichnungen halten, die gerade in so schönem Verhältnisse zu ihrem Sujet stehen, und uns in kecken, von Humor und Romantik durchwebten Situationen entgegentreten.

Digitized by Google

Die historische Thatsache, die der Skizze zu Grunde gelegt wurde, ist eine ganz außergewöhnliche Aufbihrung: die des Fräuleins Anna Sophia Reventlow, von dem dänischen Könige Frederik IV. Dieser, einer der tüchtigsten und edelsten Fürsten Dänemarks, den die Nation noch in liebevollem Andenken bewahrt, war ein feuriger, ritterlicher Mann, der nicht allein Eindruck auf das weibliche Geschlecht zu üben verstand, sondern in der Wahl seines Herzens auch selbst sehr offen für Eindrücke von Seiten der Damen war. Mit seiner ersten Gemahlin, der Königin Louise, einer Tochter des Herzogs Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow, die mit Recht auf den König eifersüchtig war, harmonirte er nicht lange Zeit; die schöne Anna Sophia Reventlow, hatte bei einem Gastfeste auf dem Kolding-Schlosse, das jetzt, seit der vorigen Brandstiftung des verstorbenen Königs Carl Johann von Schweden, als Aufthrer der spanischen Ehlés-Truppen im Jahre 1808 in Ruinen verwandelt ist *), den König eine Liebe eingeflößt, die so stark und rein war, daß sie wohl seine letzte gewesen. Es schien dem König unmöglich, jene Liebe wieder aus seinem Herzen zu verbannen, und da Fräulein Anna Sophia ihm entgegen kam, glaubte er schon mit der Zeit alle die Widerstände zu besiegen, welche die Mutter des Fräuleins, des verstorbenen Großkanzler Konrad Reventlows Wittwe, ihm in den Weg legte, zu überwinden. Jedoch es gelang ihm nicht, und als er einst bei einem Besuche auf dem Rittergute Clausholm bei Randers, woselbst die Familie Reventlow wohnte, trotzdem daß er beim Eintreten in den Hof das Fräulein gesehen und gegrüßt hatte, es — wie die Mutter ihm berichtete, auf Grund einer Krankheit, die dem Fräulein anfiele, das Bett zu hüten — nicht einmal einen flüchtigen Augenblick zu sprechen bekam, dann entschloß er sich — es der Mutter zu entführen. Mit Hülfe der anderen Töchter des Großkanzlers, Gräfin Holstein, gelingt dieses auch, und Fräulein Anna Sophia wird von ihrem königlichen Freier nach Skanderborg-Schloß entführt und dort in der Kapelle dem Könige zur linken Hand angetraut, nachdem er es vorher zur Herzogin von Schleswig ernannt hatte.

Der Verfasser hat gewußt, dieser Begebenheit einen eigenen Reiz abzugewinnen und sie mit einigen kleinen interessanten Episoden aus den dergzeitigen Verhältnissen zu verweben. Zu diesen rechnen wir die beiden ersten Abschnitte des Buches „Dänemarks Nibelungen". (Bischof Peschmann in Wiborg und „der Wiborgsaal"). Das Intriguiren der liebenswürdigen Gräfin Holstein ist nicht weniger pikant dargestellt, und die edle Persönlichkeit des Königs und des Bischofs Peschmann treten und wohlthuend in den Scenen der obenerwähnten beiden ersten Abschnitte entgegen.

In dem letzten Abschnitte der Skizze: „Einige Briefe," treffen wir den König in der kleinen hannöverschen Stadt Burtehude, — er war nämlich im Begriffe, während Schwedens Karl XII. sich in der Türkei aufhielt, diesen seine deutschen Provinzen zu „entführen," und befand sich in Burtehude, im Lager seiner Armee, — von wo aus er unter Andern an Anna Sophia schreibt. Ein königlicher Liebesbrief vom 4. August 1712 dürfte vielleicht unsere Leser interessiren; wir werden ihn hier deutsch wiedergeben, der Verfasser unseres Buches sagt in einer Note, daß er ihn nach dem ihm vorliegenden Originale abgeschrieben sei:

„Mon cher coeur!

Gott sei Dir Ehre! Was soll ich Dir, meinem almodeln Herz! schildern, was ich fühle, als ich mich von Dir getrennt sah? Alles schien mir leer und einen Augenblick war ich nahe daran zu wünschen, daß ich meine Armee mit einem Schäferstabe, und meinen Spreiter mit dem dazu gehörenden Stabe vertauschen könnte, denn kaum stelle Nichts mich von Dir trennen, das heißt, wenn Du Nichts dagegen hättest, ein stilles Schäferleben zu verleben; aber dann bedachte ich, daß Du dazu geschaffen bist, einen Thron zu schmücken — und ich war froh, daß Dir den einen Herzogin geschenkt zu haben. Ich schien mir, als ob Die nicht recht wohl in den letzten Tagen meines unvergleichen Aufenthaltes auf Gesser*) — ist dieses noch der Fall, dann verspreche mir, daß Du „Markgrafenpulver" gebrauchen wirst, eine sehr gute und unschädliche Medicin; doch sollten die Aerzte für einen Abschied auf den Arm sein, werde ich nicht dagegen sein. Gott behüte Dich, mein geschädigtes Gut, und lasse mich den glücklichen Tag erleben, da ich Dich wieder in den Armen Deiner treuen Anna Sophia schließe. Ein Gott befohlen!

Frederik R.

Nachschrift:

Fast hätte ich vergessen, mein angenehmes Herz für den schönen Goldbecher zu danken; aber warum hast Du nicht Deinen Namen an die Seite des meinigen, anstatt deinen, in der Mitte, setzen lassen? Deine Bescheidenheit ist Schuld daran; denn ich entdeckte ihn bald in dem Teller, der zum Becher gehört. Wie oft sei ich nicht Deine wohlthuende Inschrift:

Ma main m'a qui gaguer cet Or par son adresse,
Que ne doit esperer mon coeur par sa tendresse!

Nur hättest Du nicht „esperer," sondern „asservoir" sagen sollen, denn Du wußt wissen, daß Du mein Alles bist. Ich will keinen andern Mundbecher gebrauchen, so lange ich lebe."

Anna Sophia Reventlow wurde später, nach dem Tode der Königin Louise, Königin von Dänemark, ein Schritt Frederik IV., der von vielen Seiten her ihm Unannehmlichkeiten bereitete, aber seinen Charakter und ritterlichen Sinn nur ehrt. Nach seinem Tode verbannte der Sohn Friedrich's, Christian VI., sie vom Hofe, und fandte sie nach jenem Gute ihrer Väter, dem schönen Clausholm in Jütland.

Sv.

Thorwaldsens Museum. Haandcatalog for de Besögende. (Thorwaldsen's Museum. Handkatalog für die Besuchenden.) Kjöbenhavn 1848.

Dieser Katalog ist, wenn er auch ein für sich Abgeschlossenes bildet, blos ein kurzer Vorgeschmack, eben ein „Hand-Katalog, der bis jetzt im Museum aufgestellten Werke Thorwaldsen's und nur der vorläufer mehrerer größeren und ausführlicheren, nach einem andern Maßstabe und einem kunstwissenschaftlichen Plane bearbeiteten Kataloge, die der verdiente Inspector des Museums, Licentiat L. Müller, jetzt bereits faß vollständig herausgegeben hat, und auf die wir später zurückkommen werden. Wie bekannt soll das Museum, dieser Ehrentempel der dänischen Hauptstadt, vorzugsweise die eigenen Werke des unsterblichen Meisters, und, so weit es thunlich ist, sie alle und vollständig enthalten; ein Plan, zu dessen Verwirklichung Thorwaldsen selbst, durch seine reichen Gaben und Spenden an den bekanntesten und in Marmor gehauenen Statuen, Reliefs u. s. w. den Grund gelegt, wogu man aber aus früher und jetzt mit Glück verschiedene Schritte gethan hat, indem man theils von den noch fehlenden Exemplaren bieser, in alle Welt zerstreuten Arbeiten Gypsabgüsse zu erhalten, theils diejenigen Schätze, die durch den Tod des Künstlers unvollendet blieben, zu ergänzen sucht. Thorwaldsen verschied am 30. März 1844, sanft und lächelnd, an seinem gewöhnlichen Platze im Parket des Kopenhagener Theaters, so sagen die Gewohnheit des rüstigen, fast athletischen Greises, nur eingeschlafen, und durch jenes plötzliche Hinscheiden wurden nicht allein mehrere seiner Arbeiten der letzten Vollendung entzogen, sondern auch Statuen und drei größere Reliefs in Marmor hatten nur eben die ersten Stadien des Aufhauens durchgegangen; jene werden, wenn sie auch bereits im Museum aufgestellt sind, nach und nach ihre Vollendung bekommen, diese, unter denen sich namentlich, als die beiden letzten Arbeiten, eine Büste von Luther, und ein Kreide-Entwurf zu einem Basrelief: der Genius der Bildhauerkunst, auf den Schultern von Jupiters Statue stehend, sich befinden, werden erst später aufgestellt. Aber auch Thorwaldsen's reiche Sammlungen an Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, Antiken, antiken Statuen, Büsten, Reliefs, Basen, Münzen, Denkmälern der Alterthums, seine Bibliothek und seine Mobeles fanden im Gebäude des Museums ihren Platz. Außer dem Erdgeschosse, das bis jetzt noch nicht ganz fertig zur Aufnahme von Kunstsachen war, enthält das Gebäude in der ersten Etage, nebst Vorhalle und Corridor, die gleichfalls mit Thorwaldsen's Werken geschmückt sind, und nebst dem schönen Christussaale, der eigens die Statuen Christus, die Apostel und Thorwaldsen's übrige, auf Sujets aus der christlichen Lehre hin gebildete Werke umfaßt, einumbywanzig Zimmer, die alle nur mit Thorwaldsen's eigenen plastischen Gebilden gefüllt sind; die zweite Etage hat im Ganzen, außer dem Corridor, wofelbst wiederum Exemplare der Werke des Meisters aufgestellt sind, zweiundzwanzig Zimmer, in welchen sich theils die interessanten Skizzen und Vorarbeiten zu Statuen und Reliefs, theils die vorher erwähnten Gemälde u. s. w. befinden. — Die eigenen Werke Thorwaldsen's, die fortlaufende Nummern erhalten haben, betragen nach dem Katalogue 648 verschiedene, ausgestellte Exemplare. Thorwaldsen's Büste, von Professor Bissen in Kopenhagen, ist im Museum aufgestellt. B.

*) Als Verbündeter Frankreichs erhielt Dänemark von Napoleon ein Hülfscorps von Spaniern, unter dem Commando französischer Officiere, die Soldaten empörten sich aber gegen die Officiere und brannten das Kolding-Schloß über ihren Köpfen ab; nur mit Lebensgefahr retteten sich der damalige General Bernadotte, Prinz von Pontecorvo, durch ein Fenster des brennenden Schlosses.

*) Ein Gut in der Nähe von Horsens, das der Gräfin Holstein gehörte.

Notizen.

[Blämische Volkspoesie.]

Bei Gewoert in Gent erscheint jetzt unter dem Titel „het Zangboek", eine musikalische Monatsschrift, die laut Prospect nur vlämische Romanzen mit Clavierbegleitung bringen wird. — Eine durch Willems Tod unterbrochene Sammlung von vlämischen Volksliedern, ist von Dr. Snellaert in Gent vollendet und herausgegeben worden.

Digitized by Google

[Gottfried von Bouillon's Statue.]

In einer der letzten Sitzungen der Academie von Belgien, stellte Herr Quetelart den Antrag, die Statue Gottfried's von Bouillon, außer einer französischen, auch mit einer vlämischen Inschrift zu versehen. Der Antrag ward angenommen, und die Jahrbücher dauce ereignet sich deshalb genauer, während das Journal d'Anvers, wo der vlämischen Bewegung viel Theilnahme schenkt, die Academie deshalb in Schutz nimmt. Merkwürdig selbst es indessen doch, daß auch Prof. Davib, Lector der niederdeutschen Literatur an der Löwener Universität, gegen Herrn Quetlaerts Antrag gestimmt hat.

[Die schwedische Gesellschaft der Alterthümer.]

Dieser Verein, der sich bereits sehr verdient um die schwedische Sprachforschung gemacht hat, gab kürzlich den zwölften Band seiner Schriften heraus, enthaltend eine Sammlung Legenden, die, neben dem Werthe, den viele von ihnen in Poesie besitzen, zugleich durch ihr hohes Alter sich ein großes Interesse erworben haben; sie sind, nächst den Provinzialgesetzbüchern das schwedischen Alterthums, wahrscheinlich die ältesten Sprachdenkmäler, die in Schweden existiren. Von dem Verein ist auch der Vorschlag zu einer näheren Verbindung und einem Zusammenwirken mit dem „nordischen Literatur-Verein" in Kopenhagen angezogen, ein Vorschlag, dem dieser mit Freuden entgegengekommen ist und auf dessen Verwirklichung man sich eine noch größere, allgemeinere Aufmerksamkeit und ein erhöhetes Interesse für die Denkmäler des Nordens verspricht. Jeder der genannten beiden Vereine zählt zwischen 5—600 Mitglieder.

[Schriftsteller-Honorar in Schweden.]

Die schwedische Zeitung „Syntaxes" giebt in der nachstehenden Angabe von Schriftsteller-Honorar, einen ganz interessanten Beitrag zur Beurtheilung der vermalten Seite der literarischen Verhältnisse Schwedens. Sie will wissen, daß

Atterbom (für „schwedische Seher und Dichter")	per Druckbogen	16 Rbkr. Banco	32 Sch.
v. Braun	120	"	—
Frederik Bremer .	100	"	—
Emilie Carlén . .	66	"	32
Cruusenstolpe . . .	100	"	—
Geijer (für Geschichte des schwedischen Volkes)	25	"	—
" (f. d. Litteraturbl.)	100	"	—
Oxkel Arom	66	"	32
Palmär	33	"	16
Wilhelmine Stählberg	25	"	—

erhalten hat.

[G. von Decker. „Der kleine Krieg."]

Die obengenannte Schrift des preußischen Generals-Majors v. Decker ist klyklich, als ein gelungenes praktisches Buch in Kopenhagen in einer dänischen Uebersetzung erschienen.

[Das Conservatorium oder der Heirathsantrag durch die Zeitung. Vaudeville-Ballet von August Bournonville.]

Der auch außerhalb seines Vaterlandes Dänemark bekannte Balletdichter Bournonville, Balletmeister der Kopenhagener Bühne, Lehrer der berühmten Tänzerin Lucile Grahn, hat unter dem obigen Titel einmal wieder in sein reiches Füllhorn gegriffen und die Reihe genialer Tanzschöpfungen, mit der er das Kopenhagener Bühnenrepertorium bereits bereichert hat, mit einer ganz eigenthümlichen neuen Schöpfung bereichert. Die Kopenhagener Zeitungen sind fast alle entzückt, über dieses neue Ballet; die Berlingsche Zeitung bringt einen längern Artikel, und welchem wir Folgendes entlehnen:

„Aus Tänzerinnen, Studenten und Grisetten und obendrein in Paris, und im Jahre 1848 oder 1849 ein Ballet zu arrangiren, wie ist das denkbar; wie ist das überhaupt möglich, ein Ballet in unserer Zeit soleen zu lassen, deren Costüme allein sich so wenig für das Ballet eignen, das mehr wie irgend eine andere scenische Darstellung das Poetische, das Malerische als Erfaß für das Wort, das ihm fehlt, fordert? So dachten wir, als wir die Theaterbillette lasen, und noch mehr, wie dachten sie zugleich, was kann das Ende hinter dem Titel „der Heirathsantrag durch die Zeitung" stecken? Aber mit Erstaunen haben wir gesehen, welcher Reiz der alten verbrauchten Schauspiel-Intrigue verliehen worden, welche herrliche Elemente zu einem Ballet Studenten und Grisetten abgeben, und vor allen Dingen haben wir erfahren, daß das Costüm der Jetztzeit bei weitem nicht so unmalerisch ist, als wollte man es immer und immer verstereirt, daß das Ballet gar nicht als unbedingt der prachtvollen Decorationen, der combinirten Maschinerien oder gar der antiken Draperiengen bedarf; der Balletmeister hat auch, und zwar nicht zum ersten Male, einen „kühnen Griff" gethan, und er ist glücklicher gewesen, als die Staatsmänner, für die das Jahr 1848—49 eine zu kühne Zeit zu sein scheint. Aus dem frischen Volksleben, mit seiner reichen Poesie, hat er breist ein Bild herausgegriffen, und diesem Leben, das immer poetisch ist, sei es in Salons, im Norden, oder in der Stadt der Städte, in dem politisirenden und revolutionirenden, aber trotzdem lebensfrohen und fröhlichen Paris.

Das Ballet führt uns die pariser Studenten vor, nicht im Auditorium, in den politischen Clubbs oder in den Wahlversammlungen, nicht wenn sie „aux armes, citoyens!" singen, sondern wenn sie des Sonntags, nachdem sie ihr ganzes Vermögen in die Tasche gesteckt haben, nach St. Germain hinausdampfen und Arm in Arm mit ihren Grisetten das Quartier Latin, die Professoren und Kollegien, die Regierung und ihre eigenen Schulden vergessen, um das Leben zu genießen und pour faire de l'amour. Es führt und die Grisetten vor mit ihren coquetten Capothüten, ihren verführerischen Kleidern, doch bis an den Hals, mit ihrer höhlchen Ehaussure, mit ihrer ganzen Frende und mit ihren frohen Gesichtern, daß sie aus den Lüden, den Magazins und der kleinen Kammer an einquiemon herans sind, um mit ihrem bien-aimé unter dem Arme, sich die Gemüthsluft zu verschaffen, daß sie wirklich leben und nicht blos zum Augen der reichen und seinen Damen vegetiren. Es führt uns die Studenten und Grisetten vor, in ihrem eigentlichen Elemente, wenn sie den Cancan tanzen, und wie sehen es auch nicht ein, warum dieser Tanz, der ebenso gut wie der Cachucha und Tarantella ein Volkstanz ist, nicht auf die Scene gebracht werden könne. Und wenn der Balletmeister uns weiter nichts vorgeführt hätte, als jene Scenen und diesen Tanz, er würde und doch überrascht und hingerissen haben. Um wie vielmehr hat er denn dieses gethan, indem er mit jenen Scenen noch andere comische, tragische, überall poetische und malerische Bilder verflochten hat. — Denn als jenes übermüthige Leben der Studenten und „Studentinnen", bildet den Rahmen für andere Handlungen, die sich ebenso simreich als zierlich und unterhaltend darstellen. In dem frohen St. Germain, hat ein armer Spielmann mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter sein Posto gefaßt. Er ist an diesem Tage noch ärmer geworden als sonst, indem der Inspector der Tanzschule des Conservatoriums ihn mit dem Töchterlein abgewiesen und somit seine ganze Hoffnung und seinen Stolz vernichtet hat, den er auf das Talent seiner Tochter gebaut hatte. Für den armen Spielmann giebt es keinen Sonntag, keinen Sabbath, er kann nicht, wie die jungen Studenten und Grisetten alle Leiden und den kommenden Tag vergessen. Er muß sich Tag aus, Tag ein mit seinem falschen Violinspiel, seine Frau mit ihrem melancholischen Gesange zu der Harfe und seine kleine Tochter mit ihren wilden ungeregelten, aber doch talentvollen Tanzpas produciren. Wie flattern aber die jungen, frohen Leute vorüber, ohne seine Sorge und seinen Kummer eines Blickes oder eines Gedankens zu würdigen! Wie er bei dem Tanz-Inspector sich zur ungelegenen Zeit introducirte, zu einer Zeit, wo dieser sich gerade mit seiner Haushälterin gezankt hatte, weil auch er heute nach St. Germain mit der Eisenbahn will, um sich dort ein Rendezvous mit denjenigen Schönen zu geben, die er statt der zankenden, obenerwähnten Haushälterin durch die Zeitung zum Ehebande geladen hat, und somit „keine Zeit" für den armen Spielmann, keinen Blick für der Tochter hübschen Gesicht oder niedlichen Fuß finden kann, so scheint es, als sollte auch seine Musikprädikation heute ganz ohne Erfolg bleiben. Aber nicht alle die jungen Leute denken blos an sich: ein Violinvirtuose übernimmt plötzlich die Rolle des armen Spielmanns, und wie Lenau in seinem „Faust" sagt: — „die bleichen Mauern, daß sie nicht mittanzen können, bewahren", so wirkt das Spiel des Virtuosen und die Pas zweier jungen Tänzerinnen der Oper, die die Rolle des kleinen Mädchens übernehmen und auch im Freien ihre Kunst zum Besten geben, auf die ganze Masse der Besuchenden in St. Germain und selbst auf die Lehrerin eines englischen Lords. Gold und Silber fließen jetzt dem armen Spielmann zu, so viel, daß er für ein ganzes Jahr ohne Sorge sein kann. Seine kleine Tochter, die ein wirklich großes Talent besitzt, wird von den zwei Tänzerinnen adoptirt, sie wird eine Art „Tochter des Regiments." — Und der Tanz-Inspector? — Gegen den hat sich die Daubalterin, um ihre älteren Rechte geltend zu machen, im Verein mit sämmtlichen seiner Untergebenen, dem ganzen Corps de Ballet, zu Gunsten, dem mit allerlei Hokus-Pokus gespielt und nicht gelegt bermalen prostituirt, daß er doch die Haushälterin heirathen muß. Die Grisetten und Studenten sind außer sich und jubeln gleich sehr über die ehe That der Tänzerinnen und des Violinisten, als über die Nemesis, die den Tanz-Inspector erreicht.

Wenn man sich hier noch die vielen schönen Tänze, die, wo sie eingelegt, gut motivirt sind, ein paar höchst comische und kurze Kreideerzählungen ersinnen, eine Fülle von hübschen Details, die der Balletmeister so schön anzubringen weiß, eine vorzügliche Ausführung und ein herrliches Ensemble hinzudenkt, so wird man sich nicht wundern, daß der „kühne Griff", trotzdem, daß uns das Ballet nur Studenten, Grisetten und Tanzleven des Jahres 1849 vorführt, und trotz seines Lieis mit verdienter Anerkennung und stürmischem Beifall von dem Kopenhagener Publikum empfangen ward.

Eine neue Debutantin, Fräulein Juliette Price, trat in dem neuen Ballet auf, und überraschte durch ihr Talent, das eine schöne Zukunft unter der Leitung Herrn Bournonville's verspricht.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer
von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.:
In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Rl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Xr.
Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species.
In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate
werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag
von
Carl B. Lorch
in
Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an:
In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Reitzberg & Lundmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bäveker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

8. Juni. № 36. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Das wahre Verhältniß der süderjütschen Nationalität und Sprache, vom Dr. K. J. Clement. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: Die „Fädrelandsvennen“ über die Friedensunterhandlungen. — Kopenhagen: Der Reichstag und die Verfassung. Erklärung Oersted. — Holland. Haag: Der Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Minister. — Amsterdam: Die Minister Band und Donker-Curtius. Rotterdam: Die Reise der Prinzessin Marianne. Dventer: Adresse in Betreff der Civilliste. — Belgien: Einweihung der neuen Synagoge. — Norwegen: Die constitutionelle Zeitung über den Dänischen Charakter. Die materielle Bedeutung der Blockade der deutschen Häfen. Die französische Presse in der dänischen Angelegenheit. Die Fregatte Gefion. Die Feier der norwegischen Constitution.

II. Literatur Wissenschaft und Kunst.

Die industriellen Etablissements zu Seraing. (Schluß) Bücherschau: Reiseblätter aus dem Norden von Heinrich Zeise. — Dänische Lithographien. — Notizen: Dänische Kunstausstellungen zu wohlthätigen Zwecken. Der Kopenhagener Musikverein. Eine Deutsche Sängerin. Königlich Christine. Aus Upsala. — Feuilleton: Nordische Sagen, übersetzt von Carl Binzer. — Briefwechsel. Eingegangene Bücher.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Das wahre Verhältniß der süderjütschen Nationalität und Sprache, von Dr. K. J. Clement.

Beleuchtet von C. F. Allen.

I.

In einem hamburger Blatte (Börsenhalle Nr. 11, 301. 1848), laß man vor einiger Zeit ein Inserat von Dr. K. J. Clement, worin er auf die Gefahren aufmerksam macht, welche der schleswig-holsteinischen Theorie drohen, wenn die Dänen so fortfahren, die Grundlosigkeit derselben in Schriften zu erweisen. „Und neuerlich,“ sagt er, „hat Allen wieder vom nationalen Standpunkt aus, einen neuen Angriff gemacht und das Sie Herz der antischleswig-holsteinischen Fragmente mitten in den Streit um die Herzogthümer als neuen Brandstoff geschleudert.“ Obgleich nun dieß Schrift „so täuschend sie auch abgefaßt ist — wohlhalt sie in den Händen der Freunde Dänemarks nicht ungefährlich sein kann“ — natürlich nichts als lauter Irrthümer enthält, so bedauert doch Dr. Clement sehr, daß sie bisher keinen Gegner gefunden hat. „Ich habe,“ so fährt Dr. Clement fort, „die Gegenschrift verfaßt, und bin überzeugt, dem Verfasser jenes sechsen Heftes der dänischen Fragmente, weil es mir nöthig schien, eine völlige Niederlage bereitet zu haben, allein kein deutscher Verleger und kein deutscher Patriot will einen Heller opfern für den Druck des Manuscripts, wonin so viele Ausschlüsse enthalten sind, über schleswigsche Geschichte und Ungeschichte.“ Es muß freilich für einen schleswig-holsteinischen Patrioten hart, sehr hart sein, keinen andern schleswig-holsteinischen Patrioten finden zu können, der ihn mit einem Heller unterstützen will. Dieser Notpruf scheint indessen endlich eine Antwort, Dr. Clement den lange gesuchten Patrioten gefunden zu haben, da die Schrift jetzt herausgekommen ist, und wir wünschen, daß der Patriot seinen Heller nicht vergebend ausgegeben haben mag. Wir wünschen es, wenn wir es auch nicht hoffen dürfen; denn — es thut uns leid, es sagen zu müssen — Dr. Clement's Schrift scheint uns gar nicht „täuschend abgefaßt“ zu sein, und wir glauben durchaus nicht, „daß sie in den Händen der Schleswig-Holsteiner eine gefährliche Waffe werden kann“. Ich würde mich daher nicht auf eine Erwiederung der clement'schen Schrift eingelassen, sondern sie ihrem Schicksal überlassen haben, wenn ich nicht die Gelegenheit dazu, verschiedene die Sprache und Nationalität im Herzogthum Schleswig betreffende Wahrheiten auf's neue einzuschärfen, benutzen zu müssen geglaubt hätte. Nur durch mehrmals wiederholte Einschärfung der Wahrheit darf man hoffen, daß sie in Deutschland Eingang finden wird. Die Schleswig-Holsteiner haben in einer langen Reihe von Jahren die Organe der großen deutschen Presse zu ihrer Verfügung gehabt, während sie den Dänen verschlossen waren, und es ist ihnen, selbst bei vielen wahrheitliebenden Deutschen, dadurch gelungen, falsche Vorstellungen und Vorurtheile von den schleswigschen Verhältnissen zu verbreiten. Diesen überall, wo sich die Gelegenheit darbietet, entgegen zu wirken, wird daher Pflicht.

Zuerst wollen wir einige Stellen aus Dr. Clement's Schrift anführen, um den darin herrschenden Ton zu bezeichnen:

S. 8. „Der Irsehöne zeigt sich, wie der Schwede, mißtrauisch, heimlichlich und unterwürfig.“

S. 21. „Die Indolenz und Trägheit liegt in der jütschen Art, die sich auf diesem dürren Landstrichen in den letzten Jahrhunderten durch einzelne Einwanderungen angesiedelt, weil kein anderer Mensch da wohnen wollte. Und diese Faulheit der Race ist die Hauptursache, warum die Jugend im Allgemeinen viel weniger lernt. Das jütsche Geschlecht, das sich auf den nordfriesischen Inseln eingelebt hat, ist gerade so. Von Schulkenntnissen wissen sie wenig oder nichts.“

S. 5. „Der altgermanische oder skandinavische Mensch, hat weder den großen westgermanischen Blick ins Weite, noch den westgermanischen Fleiß in die Tiefe, und daraus hat das skandinavische Volk seine großen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, überhaupt seine ausgezeichneten Forscher, sein geistiges Horizont oder Gesichtskreis ist von jeher beschränkt gewesen, und seine Forscher kommen nie über das Nächste und Kleinliche hinaus.“

S. 31. „Fast jedes Wort in der dänischen Sprache, es sei in der skandinavischen oder in der buchdänischen, ist verstümmelt“. — und S. 33. „Die drei verunreinigten Sprachen Europas sind die französische, die dänische und die englische“.

S. 26. „Die Bildung jeder Art kam von jeher aus Südwesten nach Dänemark und Skandinavien, nicht von Finnen, Russen und Kalmucken“.

S. 60. „Die westgermanische Bildung hat von jeher alles Dänische, alles Ostgermanische durchdrungen, nicht mit Gewalt oder gewaltsam, sondern nach dem methodischen Naturgesetz der geistigen Uebermittelung und auf dem gewöhnlichen Wege aus Südwesten. Selbst die eigentlichen Dänen haben sich seine eigenthümliche Bildung angemaßen, d. h. ihre Bildung, die jedoch stets an Geschlechtheit gelitten hat, nicht sie eine ursprünglich eingeborene halten, denn das meiste davon ist nicht ihr ursprüngliches Eigenthum. Zum Entsetzen und zum tiefen Denken ist die dänische Nation wenig begabigt“.

S. 3. „Die Friesen sind am längsten dem ursprünglichen westgermanischen Charakter treu geblieben, sie hatten am längsten die Könige und den Adel. Ihre Freiheit, die in ihrer Volksart begründet lag, gab den Westgermanen diese andere Hälfte ihrer Macht und Ueberlegenheit über andern Völkern der Welt gegenüber. Ihr Einfluß, den sie von jeher auf die Ostgermanen geübt haben, ist unberechenbar, und alles auf Ersten mag sich vor ihnen beugen. Alle ihre Bildung haben die Ostgermanen von den Westgermanen erhalten, und ein sehr großer Theil selbst des skandinavischen Sprachstoffes ist westgermanisch. Auch der Stein „Bedsaa“ ist viel älter, als sein verstümmelter Abkömmling Odin!“

S. 71. „So wie der Südwestwind der klassische Wind ist, der über unser Lande geht, so auch drang von jeher die Bildung hauptsamt die Lust zum Denken aus Südwesten in das dänische Land hinein.“

Man glaubt in diesen Aeußerungen ein Echo von dem zu hören, was die schleswig-holsteinischen Blätter nun im Laufe eines Jahres immerfort wiederholen, und bei den Lesern dieser Blätter werden sie allerdings willige Ohren gefunden haben; wähnt aber Dr. Clement, daß thörichter Hochmuth und alberne Schmähworte bei dem deutschen Volke im Ganzen Anklang finden, und daß seine Sache dadurch gefördert wird, so dürfte er sich doch gar sehr irren.

Digitized by Google

In meiner Schrift über Sprache und Volksthümlichkeit im Herzogthum Schleswig, habe ich auch bestrebt, das, was ich von den dasigen Verhältnissen anführe, mit Zeugnissen deutscher oder deutschschreibender Schriftsteller und so viel möglich eingeborner Holsteiner und Schleswiger zu unterstützen. Ich will bei dieser Gelegenheit einen Schritt weiter gehen und mir das Vergnügen nicht versagen, einmal einen Schleswig-Holsteiner gegen eben denselben Schleswig-Holsteiner, oder mit andern Worten: Dr. Clement gegen Dr. Clement zu stellen. Er hat nämlich vor dieser verschiedene andere Schriften geschrieben, als: eine Einleitung zur Geschichte Dänemarks 1839, von den dänischen Reichssymbolen, Elephant und Dannebrog und die Nordgermanische Welt, beide 1840. In diesen weht der Wind nicht die Bildung nicht aus Südwest, sondern aus einer ganz andern Gegend. Wir wollen einige Stellen aus diesen Schriften hören; sind sie etwas schwülstig und geschmacklos, zumalen lächerlich, so bleibt das Dr. Clement's eigene Sache, wir halten uns blos an sein Buch.

Einleitung zur Geschichte Dänemarks S. 10. „Die nordgermanischen Völkerzüge gen Süden und den Westen, gingen alle von den beiden Meeren aus, die das merkwürdige Dänemark umarmen. Dieses Land, eins der sieben Königreiche, auf Erden, aber das älteste in Europa, das einzige europäische Land, das nie ein fremder Joch getragen hat, hat durch seine Thaten gerechten Anspruch auf die Ehrfurcht aller europäischen Völker. Diese Worte hat noch vor mir kein Geschichtsmann ausgesprochen, aber sie stehen hier geschrieben, nicht weil sie paradoxisch klingen, sondern weil sie geschichtliche Wahrheit sind."

Einl. S. 28. „Mit dem Anfgang der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts brichet Dänemark hervor und zeigt den Völkern der keltischen Menschheit nicht, was dänuische und mongolische Barbarei über verirrte Nationen, sondern was der Geist über die Materie vermag".

Einl. S. 70. „Es ist ein Wunder, das das kluge, kühne, kraftvolle Volk von Dänemarks Küsten so lange war, ein solches Land (England) zu erobern. Flotten über Flotten hinüber schickte und sich selbst auslerrte, um England Beute. Tausende von seinen jungen, starken Männern gingen lieg auf diesen Heiden, die nie zurück gekommen sind. Kein Wunder, daß in keinem Lande Westeuropas, während der Heidenzeit des neunten und zehnten Jahrhunderts so viele Könige, Prinzen und Jarle von Dänemark stritten, als in England, kein Wunder, daß nirgends in Europa so viele Menschen unfrei Geschlechts zu finden sind, als in der Zeit der Jarlen, denn sie die Hälfte der Bevölkerung Englands ist von dänischer Abkunft".

Einl. S. 48. „Es ist ihre (Englands) Geschichte, das man besonders erforschen soll. Was Dänemark für Weltenruf war, wardet du England für die ganze Welt".

Einl. S. 3. „Die See an Europas Westküsten müßte vielleicht sich röthen von den Blut, das einst durch die Dänen vergossen ist. Es giebt keine grossartigere Zeit in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechtes, als die dänische Heidenzeit, wo kein Reich ist so so kühn und kräftig auf der Weltbühne aufgetreten, wie das dänische Seevolk, aber es ist auch nie eine blutigere Zeit gewesen, als die dänische Heidenzeit. Doch das Alte und Kaute ist vergessen, wenn das Neue und Frische geboren wird".

Einl. S. 18. „Die Vereinigung des Christenthumes mit dem nordgermanischen Geist, hat die ganze Geschichte von Rom bis auf uns und in die Zukunft geboren, das sind die beiden Hauptthäte, die in der Geschichte Europas walten, und kein Geschichtsforscher kann diese Geschichte schreiben, der nicht Christus von Nazareth, die Gründung Englands und die dänische Heidenzeit tief ergründet hat. — Man spricht von einem Mittelalter und einem dunkeln Mittelalter, allein es hat weder ein Mittelalter noch ein dunkles Mittelalter gegeben. Das sogenannte Mittelalter ist nur ein einzelnitzes Fortschreiten Zeit, und das dunkle Mittelalter hat sein Dasein nur in der Dunkelheit unserer Köpfe. Wenn wir die Macht des Christenthums, die folgenreiche Gründung Englands, das übermächtige dänische Heldenalter erst recht begriffen ist, dann wird von einem Mittelalter und einem dunklen Mittelalter nimmermehr die Rede sein".

Einl. S. 109. „Nicht nur von Dänemarks untergegangenen Weltstädten, sondern auch von allen Inseln und Küsten des weiterbinnen Dänemarks, wo die heilige Kraftthat, die folgenreiche, nordgermanische Art, neben Christus das Rüstzeug Gottes zur Weltordnung, sich vermehrte, wie nirgends anderswo auf Erden, auf Heiden aufpflanzen, deren Zahl so groß war, wie die Sterne am Himmel, fuhren Tausende und Hunderttausende zu Schiff gen Osten und gen Westen, gen Norden und gen Süden, die nicht allein die Hauptländer von Mitteleuropa eroberten und durch ihre Anstrengungen mit ihrem Geist belebten, sondern auch besonders an den südlichen und östlichen Küsten küsten, wie in den schottischen Niederlanden Colonien gründeten".

Einl. S. 25. „Die (die geschichtliche Deutschlands) ist freilich nicht so alt und glanzvoll, wie die dänische, weil ein Jahrtausend die Ueberwegenheit eines Seevolks erreichen wird, aber dennoch hat Deutschland eine lange Zeit hindurch durch den Geist seiner tüchtigen Bewohner vorzüglich auf die Nachbarvölker weithin eingewirkt".

Dänische Reichssymbole S. 2. „Es ist kein Land verbanden, das so schöne Reichssymbole hat, als Dänemark, Elephant und Dannebrog sind die wahrhaftigen Zeugen seiner Kraft und seiner Ehre aus der Heidenzeit".

Dän. Reichssymb. S. 22. „Keine Nation in der ganzen Welt kann das (den) Alter ihrer Flagge so weit in der Geschichte hinaufrücken, als die Dänen. Es giebt nur Eine Hauptflagge in der Welt, die Flagge mit dem rothen Grunde, welche Dänen und Engländern eigenthümlich ist, die Flagge, die Gott nur Kopien und nur spätern Ursprunges".

Dän. Reichssymb. S. 4. „Bieten wir auf das ältetste Meer. Das in Sturm und Brausen rust, und nimmer Ruhe kennet, das wie gesagt am mächtig das Volk der Heidenzeit wob, das Schutz auf Erden, das auf dem Seeschiff. Dänemarks Erstehung, den Völkern Europas die weiten unbekannten Segelwege eröffnete, durch das große gefährliche Heim der Meere wies".

Einl. S. 131. „Die Geschichte Dänemarks in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts — schändlich genug! — ist bis auf diesen Tag unerforscht, unbearbeitet, und die Thaten der dänischen Helden in den Weltländern des europäischen Continents von der Mitte des neunten, bis zum Anfang des zehnten Jahrhunderts, sind unbeachtet geblieben, von den entarteten Europa, ihre Erinnerungen liegen noch überall verworren umher verstreut in den lebhaften Sagenkreisen der Völker, die nie Sammlung vermocht großen Fleiß und großes Urtheil und ihre Darstellung ein ungewöhnliches geschichtliches Talent". (Doch, wir wollen nicht die Hoffnung schmecheln, daß diesen herben Vermürfen durch Dr. Clement wird abgeholfen werden, denn er sagt S. 33. Anmerk.: „Ein für allemal bemerke ich hier, daß alle Forderungen in dieser Einleitung, die in meinem „dänischen Heldenalter", welches nächstens in drei Bänden erscheinen wird, meine eigenen sind").

Einl. S. 137 ruft er aus: „Die schön sind die Meere der Wogen und unsere Küsten über die weit brausende See, die fahren Segler von dem großartigen Dänemark her, noch ist ihr Geschlecht nicht vergangen, noch ist Dänemarks Seevolk das kühnste und flugste auf allen Meeren der Erde, und bitte, seine Bücher zu lesen: „Des dänes Büchlein. es wird dir gut thun, wenn du auch nicht alles verstehst, ich kann das Verstehen nicht zurechtsagen, aber ich kann dich Fürten und Fahlen und eine Liebe regen für das Land, das sich geboren hat, das in den Armen zweier Meere liegt, für Dänemark, das unbesiegbare Land, das Land der Helden auf der See, größere Helden giebt es nicht. — Begeisterung mein' ich, steht die wohl, du rüstiges Seevolk an Dänemarks Küsten, und solche Begeisterung wird zu fühlen, wenn du liesest, was deine Väter gewesen sind. Das aber wird du lesen in diesen Büchlein, und vor allem in meinem größern Werk!"

Die Veränderung, die mit Dr. Clement vorgegangen ist, schränkt sich nicht auf seine Beurtheilung des dänischen Volkes ein, sondern äußert sich auch in verschiedenen andern Richtungen. Früher ist er (Einleit. S. 110.) sehr böse auf Torfäus und Dahlmann, weil sie den dänischen Geschichtschreiber Saxo nicht hoch genug achten, und behauptet: „Nur der, der das Dänenvolk durch und durch erkennend die Reise durch die ganze nordgermanische Welt gemacht hat, ist im Stande, wenn er Erfahrung und Urtheil besitzt, ein gerechter Richter des ersten dänischen Geschichtschreibers aller Zeit sein." Jetzt hingegen heißt es das wahre Verhältniß z. S. 9.): „Der fabelhafte Saxo Grammaticus", der zu der mittelalterlichen Mönchsgröbheit verfallen ist. An verschiedenen Stellen der vorliegenden Schrift meldet er sich als echten Demokraten und Freiheitsfreund an, und ruft (S. 65.) aus: „Das liebe Gott, wie hat die aristokratische und monarchische Zeit das Leben verdirt." Früher aber konnte man nicht anders werden, als daß er ein guter Royalist sei. So sordert er 1840 in Nordgermanische Welt (S. 311.) das Volk auf: „Sei sindlich gegen deinen König, so ist er väterlich — trope nicht!" und berichtet 1839 in Einleitung z. (S. 141.), daß er in Großbritannien die Spuren von König Knon Gydelbart, der im 10ten Jahrhundert lebte, „von seinem späten Nachfolger Frederik dem Sechsten, unserm vielgeliebten König, Allerhuldreichst dazu ausersehen und aufgerichtet," Schritt vor Schritt aufsuchend habe. Früher bedeutete er seine Schriften Königen und Kaiserlichen und Königinnen; jetzt bedeutet er seine Schriften der Nationalversammlung in Frankfurt. Die Abhandlung von Elephanten und Dannebrog hat folgende Dedication: „Seiner Majestät König Christian dem Achten von Dänemark, und Ihrer Majestät Königin Caroline Amalie von Dänemark, dem Allerhöchsten Paar, dem ausgezeichneten zur Krönungsfeier am 28. Juni, im innigsten Gefühl für das Thrones und des Volkes Heil, mit Allerhöchster Erlaubniß in tiefster Unterthänigkeit, Ehrfurcht und Ecksenntlichkeit gewidmet von dem Verfasser." Vor der Nordgermanischen Welt findet sich eine ähnliche Zueignung, bloß mit der Veränderung, daß sie in Veranlassung „der Silberhochzeitfeier" „in frommer Hoffnung auf die goldne für Thron und Vaterland" zugeeignet wird. Von der damals regierenden Königinn heißt es am Schlusse von Nordgermanische Welt (S. 311.): „Wir reden nicht als wollten wir den Menschen gefallen! Aber du hast eine Königin, Dänemark, die durch innere und äußere Bergige ausgezeichnet ist, wie wohl kaum eine andere in Europa. Thorheit ist in gramlichen Büchern viel von Thyra Danebod zu sagen, der kaum bekannten. Caroline Amalie, echtgermanischer Schönheit, ist viel vortrefflicher als Thyra Danebod. Der Herr bewahre unsere Königinn, fromme, geistvolle, edle Königinn!" — Die an die Frankfurter Versammlung gerichtete Dedication übergeht fast eine demokratische Einfachheit; es heißt darin bloß: „Der hohen Deutschen National-Versammlung gewidmet vom Verfasser." Das ist sicherlich ein Fortschritt von Dr. Clement.

Man kann im Zweifel stehen, ob nicht auch Dr. Clement's Geburtsort sich in der letzten Zeit verändert hat. Früher schrieb er sich immer „Dr. Clement von der Insel Amrum im dänischen Friesland;" jetzt heißt es blos „von Dr. Clement".

Digitized by Google

so daß einiger Zweifel entsteht, ob er noch ferner im dänischen Friedland geboren ist.

In einer Sache ist der alte und der neue Dr. Clement sich selbst gleich, nämlich in der Anderung, daß seine Verdienste nicht gebührend gewürdigt und verhöhnt werden. In einer von den Schriften, die er König Christian dem Achten und der Königinn Caroline zueignete, heißt es (Clevp. und Dannebr. S. 27.): „Dem allerhöchsten Paar, das jetzt die Krone empfängt — der Himmel wolle segnen — ist diese Schrift dargebracht, ein kleines Opfer nur.“ Kurz zuvor hat er bemerkt: „Dies ist mein drittes Werk innerhalb eines Jahres. Die Forschungen sind schwerer, als der Leser glaubt, obgleich ihr Lohn gering ist und ungewiß.“ In gegenwärtiger Schrift finden sich auch, wiewohl natürlich in etwas verschiedener Form, Klagen darüber, daß sein Verdienst nicht hinlänglich gewürdigt und anerkannt wird.

Stellt man nun in einer kurzen Hauptsumme einige der angeführten Aeußerungen zusammen, so wird der Centaur in der That fenderbar. Man sollte nicht glauben, daß aus einem und demselben Munde so verschiedene Worte kommen können. „Die Inseldänen“, heißt es einmal, „sind mißtrauisch, heimtückisch und unternehmend, der Jüte indolent, träg und faul;“ zu einer andern Zeit hingegen: „das kluge, kühne, kraftvolle Volk von Dänemark, das weltberühmte Dänenvolk; Dänemark, das unbesiegbare Land, das Land der Helden; noch ist Dänemarks Seevolk das kühnste und Flagge auf allen Meeren der Erde u. s. w.“ Einmal heißt es: „Die Bildung jeder Art kam von jeher aus Südwesten nach Dänemark und Skandinavien, nicht von Finnen, Russen und Kalmucken;“ — „ihr (der Feisen) Einfluß, den sie von jeher auf die Dänemarken gehabt, ist unbezweifelt und alles auf Erden muß sich vor ihnen beugen, und ein sehr großer Theil selbst des skandinavischen Sprachstammes ist wettgermanisch;“ — „das skandinavische Volk hat überhaupt seine angezeichneten Feinde, sein geistiger Horizont ist von jeher beschränkt gewesen, und seine Forscher kommen nie über das Kleine und Kleinliche hinaus u. s. w.“ Aber anderes lautet es zu anderen Zeiten. Da heißt es: „Dänemark zeigte den Völkern, was der Geist über die Materie vermag.“ Da geht Bildung und Sprache nicht mehr von Südwest, von den Friesen und Wettgermanen gen Norden und Osten, sondern umgekehrt von Norden und Osten gegen Süden und Westen. In Dr. Clement geht so weit, daß er die Wiedergeburt der europäischen Menschheit von folgenden drei Dingen herleitet, nämlich von der dänischen Heldenzeit, der Gründung Englands durch die Dänen und dem Christenthum (?). Wer diese drei Dinge begriffen hat, der hat erst die Weltgeschichte begriffen, und vor seinem Blicke verschwindet das dunkle Mittelalter, das nur in dunklen Köpfen heimisch ist. (?!)

Wenn es sich mit entgegengesetzten Meinungen, die von einer und derselben Person geäußert werden, wie mit Körpern verhält, die von gleich großen entgegengesetzten Kräften in Bewegung gesetzt werden, daß nämlich das Resultat Null ist, so werden Dr. Clements Meinungen von dem dänischen und skandinavischen Volke, sowohl die, welche er gebilligt hat, als die, welche er ferner äußern möchte, als Nullen zu betrachten sein. Darin, glaube ich, werden nicht viele, weder deutsche noch dänische Leser uneinig mit mir sein, daher ich meine Arbeit als geendigt ansehen und Dr. Clement und sein Treiben sich selbst überlassen könnte. Da sich aber, indem ich seinen Aeußerungen entgegen trete, die Gelegenheit darbietet, verschiedene die Sprache und Nationalität in Schleswig betreffende Verhältnisse aufs neue zu erläutern, will ich mich dem nicht entziehen.

II.

Ich habe in meiner Schrift die Grenzen angegeben, welche die dänische Bevölkerung im Alterthume erhielt, als sie sich nach der Ruckwanderung der Angeln, Jüten sämtlichen und sechsten Jahrhundert, in Südjütland niederließ, nämlich den Meerbusen bei Eckernförde, die Schlei, das Dammewerke und die Teren. Ich habe dieses auf unverwerfliche historische Zeugnisse, auf die alten Vertheidigungswälle, die ungefähr im Jahre 800 und früher von den Dänen, zur Vertheidigung gegen die Deutschen, aufgeführt wurden, auf die Worte Adam's von Bremen und das norwegischen Reisenden Ottar gestützt, welcher Letzterer im neunten Jahrhunderte lebte und dem Könige Alfred von England Bericht von seiner Reise erstattete. Ich habe ferner aus historischen Quellen nachgewiesen, daß die Eider im Jahre 811 durch einen zwischen Kaiser Karl dem Großen und König Hemming geschlossenen Frieden als Grenze zwischen Dänemark und Deutschland festgesetzt wurde. Ich habe darauf entwickelt, wie das Volk in Südjütland in vielen Jahrhunderten durchaus Dänisch war und blieb, daß die Sprache Dänisch war, wobei ich auf die merkwürdigen Runeninschriften in altnordischer Sprache, auf die Gesetze, sowohl das Landesgesetz und die Stadtrechte, verwiesen habe; daß die Eintheilung des Landes in Harden und Syssel, die Gerichtsverfassung und Rechtspflege, das Kriegswesen, Kirchenwesen, Kalenderwesen, kurz alle, das öffentliche Leben und das Privatleben betreffende Einrichtungen Dänisch waren. Ich habe endlich die merkwürdigen, ebfalls abgelegten Zeugnisse angeführt, die im ersten Theile des funfzehnten Jahrhunderts, während des Prozesses zwischen König Erik von Pommern und den Grafen von Holstein, von den Dänischen des Volkes abgegeben wurden. Zeugnisse in derselben Richtung wurden 1421 in der Versammlung in Nyen von einer großen Menge geistlicher und weltlicher schleswigscher Herren abgegeben.

Gegen alles Wesentliche des hier Angeführten vermag Dr. Clement nicht das Geringste anzuführen, vielmehr muß er die Richtigkeit desselben einräumen; gegen unwesentliche Punkte macht er bingegen einige Einwendungen. So sagt er, daß man 811 noch nicht von einer Reichsgrenze sprechen könne, weil das dänische Reich noch nicht gesammelt war, welches, wie er meint, erst im siebenten Jahrhunderte geschah. Ich könnte mich nun zwar auf Dr. Clement selbst berufen, der (Einleit. S. 113 und 115) bei dem Jahre 811 von einem „Dänenthron,“ bei 815 von „dänischem Gebiet an der Eidere“ spricht, nicht zu erwähnen, daß er versichert, daß Dänemark das älteste Königreich in Europa sei; aber ich weiß nicht, ob Dr. Clement als eine Autorität gelten kann, wäre es auch nur gegen ihn selbst. Ich habe daher nichts dawider, daß die Worte so lauten: „811 wurde die Eider als Grenze zwischen den Dänen und den Deutschen festgesetzt, welcher Fluß, bei der kurz darauf erfolgten Sammlung des Reiches, die Reichsgrenze ward;“ aber so weit geht meine Willfährigkeit nicht, daß ich die Sammlung des Reiches in das zehnte Jahrhundert versetzen sollte, denn das würde historisch unrichtig sein.

Dr. Clement spricht darauf allerlei von den Friesen; so viel man seine etwas confuse Sprache verstehen kann, will er zu erkennen geben, daß ich die Friesen nicht von der dänischen Bevölkerung des Herzogthums unterschieden, sondern beide innerhalb einerlei Grenzen eingeschlossen hätte. Dergleichen ist mir nie eingefallen; ich habe beide genau unterschieden, aber überhaupt den Friesen nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, weil sie in dem gegenwärtigen Sprach- und Nationalitätskampfe keine Bedeutung haben und, weit entfernt, den Grenzen der dänischen Sprache zu dienen, selbst von Tag zu Tag vor den Dänen und Deutschen mehr zurückweichen. Daß Dr. Clement hier einen Windmühlenkampf kämpft, wird durch die Anführung folgender Stelle aus meiner Schrift einleuchtend werden, wo es nämlich (S. 14) heißt: „Im Westen hatten die Dänen die Friesen zu Nachbarn. Dieser einst so kräftige und mächtige, nun aber, wenigstens in nationaler Hinsicht, kränkelnde Stamm wohnte längst der Küsten der Westsee, von der Eider im Süden, bis nach Höier im Norden, und in ältesten Zeiten ohne Zweifel noch weiter nördlich. Im Osten reichte ihre Grenze gleichfalls weiter, als jetzt, und im Westen hat ihnen das Meer die Hälfte, oder wohl gar mehr ihrer ursprünglichen Besitzungen genommen.“

Dr. Clement nimmt die Bebauptung auf, welche die Deutschen sonst jetzt aufgegeben zu haben scheinen, daß nämlich die Stadt Schleswig ein Theil der deutschen Marktgrafschaft war. Ich werde mich nicht weiter mit ihm darüber einlassen, sondern bitte ihn, diese Sache mit Dahlmann, der das Unrichtige in seiner Annahme gezeigt hat, abzumachen. Ich fühle vollkommen, wie gewagt es ist, blos Dahlmann gegen einen so ausgezeichneten Geschichtsforscher, als Dr. Clement, aufzustellen, zumal da er keine günstige Meinung von Dahlmann zu hegen scheint. In Nordgrenz. Welt sagt er nämlich von Dahlmann's Behandlung der ältesten Zeit der dänischen Geschichte: „Seine Hülfsmittel sind hoch beschränkt, seine Lectüre mangelhaft, seine geschichtliche Auffassung die alltäglichste, das Wichtigste, die Heldenzeit, fehlt, weil unbegriffen, sein Stil ist mächtig, seine Kritik ohnmächtig, weil es dem Verfasser in dieser ältern Geschichte an Kenntnissen gebricht, das Unbedeutende ist hervorgehoben, und das Bedeutende wird vermißt.“ Da aber eine so bedeutende Metamorphose mit Dr. Clement vorgegangen ist, so wäre es ja nicht ungereimt, wenn er auch seine Meinung von Dahlmann verändert hätte, und ich wage daher den Versuch.

Aus mehreren Aeußerungen bei Dr. Clement sieht man, daß er die Meinung hegt, daß die Dänen bei ihrer Einwanderung in Südjütland, im fünften und sechsten Jahrhundert, als die Angeln nach England auszogen, die deutschen Bewohner und die deutsche Bildung ausgerottet und vertilgt haben; er spricht an einigen Stellen von einer „Unterjochung“ Südjütlands durch die Dänen, und Seite 17 bricht er pathetisch aus: „Ihm (Allen) tritt jetzt, wenn er auch Geschichtschreiber ist, nicht im Mindesten der Gedanke an eine Vergeltung ein, welche das deutsche Leben in Südjütland ausgübt, wo einst auch die Dänen die Uebübung eines westgermanischen Volks gestürzten und vertilgten. Es ist Gleiches mit Gleichem vergolten worden, und so wiederholt es sich in den

Digitized by Google

Schicksalen und Begebenheiten der Menschenwelt kümmerbar."

Ich muß gestehen, daß ich durch diese Anspruche gar nicht gerührt werde, denn jene Ausrottung und Vertilgung hat nirgends, weder in den historischen Quellen, noch in Traditionen den geringsten Grund, sondern ist blos ein Hirngespinnst des Dr. Clement. Selbst wenn man annimmt, daß die Angeln einen weit größern Theil von Südjütland, als die Landschaft, die jetzt von ihnen den Namen hat, bewohnt haben, so geschah doch die Auswanderung in so großen Massen, daß die Bevölkerung des Heimatlandes fast ganz erschöpft worden sein muß. Es ist nämlich bekannt, daß die Angeln den allergrößten Theil von England Territorium besetzten (man hat denselben zu drei Viertheilen berechnet), die Sachsen hingegen einen weit geringern Theil; und die Menge der Angeln war so groß, daß ganz England nach ihnen benannt wurde. Auch bemerkt gerade eine der ältesten und zuverlässigsten Quellen, Beda, daß die Auswanderung so groß war, daß man noch zu seiner Zeit Angeln als ein verödetes Land ansah.*) Nach dem Ausgange der Angeln wanderten die Dänen ein und besetzten das Land. Eine wenige gewaltsame Besitznahme eines Landes kommt kaum in der Geschichte der Völkerwanderung vor, und von Vertilgung und Ausrottung kann gar nicht die Rede sein. Aber selbst wenn es sich ganz so verhielte, wie Dr. Clement fälschlich annimmt, so frage ich im Namen des gesunden Menschenverstandes, wie kann man durch das, was in den Zeiten der Völkerwanderung vorgefallen ist, die Begebenheiten unserer Tage begründen, oder damit die Ungerechtigkeiten unserer Tage beschönigen wollen? Dergleichen kann nur einem Dr. Clement einfallen.

Ehe Dr. Clement zu der Untersuchung der Volkssprache im Herzogthume Schleswig schreitet, thut er einen vigorosen Angriff auf die dänische Sprache überhaupt. Er versichert, daß die dänische Sprache sehr viel Plattdeutsch und sehr viel Hochdeutsch in sich aufgenommen hat, außerdem eine Masse Friesisches, „denn die Bildung jeder Art kam von jeher aus Südwesten nach Dänemark und Skandinavien. Der deutsche Wortvorrath im Dänischen ist auffallend groß, eben so der westgermanische aus alter Zeit." Er bemerkt dabei sehr vorsichtig: „Ich weiß, was ich sage, und scherze nicht, ich habe es als Sprachforscher genau erforscht und kenne die dänische Sprache. Er liefert davon den „Beweis," indem er auf 3 bis 4 Seiten eine Menge Wörter, vielleicht mehrere Hunderte, anführt, welche die dänische Sprache aus der deutschen aufgenommen haben soll, und hofft, dadurch seinem Gegner eine bedeutende Niederlage bereitet zu haben.

Ja, ich muß mit Holberg sagen: „Das war eine grausame Sa'ze, die ganze Armee ist ruinirt."

Doch, vielleicht können wir uns durch folgende Bemerkungen von der Niederlage retten, womit wir bedroht werden. Die altnordische Sprache (die sich noch ziemlich unverändert in der isländischen bewahrt hat und daher oft so genannt wird), aus welcher das jetzige Dänisch-Norwegische und Schwedische sich entwickelt haben, und die altdeutsche mit ihren verschiedenen Dialekten, woraus das jetzige Deutsche mit seinen Dialekten sich gebildet hat, stammen beide von einer gemeinschaftlichen Mutter her. Indem beide dieser Hauptsprachen sich entwickelten, veränderten sie nicht ihre Herkunft, sondern legten diese in einer großen Masse von Wörtern, die sie miteinander gemein hatten, an den Tag. Diese Wörter kommen in der jetzigen dänisch-norwegischen und schwedischen Sprache aus der altnordischen, und lassen sich von der Gegenwart bis in's Alterthum, dessen Sprache in der reichen und bedeutungsvollen altnordischen Literatur bewahrt ist, zurück verfolgen, und in der jetzigen deutschen Sprache lassen sie sich bis in das Alterthum und dessen Literatur, die sich doch weder in Reichthum noch Bedeutung mit der altnordischen messen kann, zurückführen. Es ist also gleich ungereimt zu sagen, entweder daß diese Wörter aus der deutschen in die dänisch-norwegische und schwedische Sprache, oder daß sie aus der dänisch-norwegischen und schwedischen in die deutsche Sprache gekommen sind. Dr. Clement hätte eben so gut das Eine als das Andere sagen können; in beiden Fällen würde er eine Ungereimtheit gesagt haben. Diese Dinge gehören zu den allerersten Anfangsgründen der Kenntniß von den nordischen und deutschen Sprachen, und es ist ein merkwürdiger Fall, daß ein so großer Sprachforscher, als Dr. Clement unleugbar ist, noch nicht zu diesen Anfangsgründen gekommen ist. Damit ist indessen nicht geleugnet, daß in der frühern Zeit verschiedene deutsche Wörter und Wendungen, vermittelst der mannigfachen Berührung und der literarischen Verbindung der Völker, in die neuere dänisch-norwegische und schwedische Sprache gekommen sind, so wie viel Französisch in die jetzige deutsche Sprache gekommen ist.

Meine erste Bemerkung ging auf einen Mangel in Dr. Clement's Sprachkunde aus; meine zweite geht gerade in entgegengesetzter Richtung, sie geht darauf aus, daß Dr. Clement's Fülle von Sprachkenntniß so groß ist, daß sie die erlaubte Grenze überschreitet. Die Sache ist die: Dr. Clement versteht mehr Dänisch, als ein geborener Däne selbst. Ich habe selbst geglaubt, daß ich Dänisch verstände; aber ich sehe jetzt mit Schmerzen, daß ich meine Muttersprache nicht verstehe, daß es viele Wörter giebt, die ich nie gehört, deren Dasein ich nie geahnt habe, die aber, wie Dr. Clement mich und andere Dänen belehrt, wirklich in der dänischen Sprache zu Hause sind. Solche Wörter sind z. B. „nasse," „Knie," „Zoste," „unden," „furfraende," „Poltergeist," „Tellerlen," „Kiekuig," „gelassen," „Hird" (Deutsch: Herd, Dänisch: Arne), „durst" u. s. w. Es thut mir leid, es sagen zu müssen, ich verstehe sie nicht; das Einzige, womit ich mich trösten kann, ist, daß auch andere Dänen sie nicht verstehen. Wäre Dr. Clement oben nicht so vorsichtig gewesen, seine Bemerkungen über das Verhältniß der dänischen und deutschen Sprache mit der Versicherung einzuleiten: „Ich weiß, was ich sage, und scherze nicht," so hätte ich wahrlich geglaubt, daß er in alle diesem „nicht wisse, was er sage," und daß das Ganze nur „ein allerliebster Scherz" sei.

Es kann hier ein passender Ort sein, über Dr. Clement's oben angeführte Aeußerung: „Fast jedes Wort in der dänischen Sprache ist verstümmelt," und: „die drei corrumpirtesten Sprachen Europa's sind die französische, die dänische und die englische," einige Worte zu sagen. Es ist nicht leicht zu sagen, was Dr. Clement hier eigentlich meint. Ist seine Meinung, daß die dänische Sprache während ihrer fortschreitenden Entwickelung Formen und Endungen verlor, die sich in der alten Sprache fanden, so ist das etwas, das mit jeder sich entwickelnden Sprache der Fall ist, z. B. mit dem Deutschen und dem Italienischen, welche, wie das Dänische, die Formen und Endungen der alten Sprache verloren haben, und das als einen besondern Mangel bei dem Dänischen zu betrachten, ist ja absurd; oder ist es, weil Dr. Clement die dänischen Wörter nicht mit den sinnlichen zum Stammen bringen kann? (er führt es nämlich in Veranlassung seiner tiefsinnigen sinnlichen Sprachforschungen an,) so ist es nicht weniger absurd; oder ist es, weil er, wenn er im Dänischen Wörter findet, die deutschen Wörtern ähnlich sind, ohne Weiteres glaubt, daß diese aus dem Deutschen gekommen sind? (z. B. „Kilde, corrumpirt aus Quelle!" oder „Eisern, corrumpirt aus Eichhorn!" oder „Dörsärfet, corrumpirt aus Thürschwelle!") so ist das, ich will nicht sagen absurd, sondern, wie gesagt, — Unwissenheit.

Ich habe in meiner Schrift entwickelt, welche große Bedeutung es bei der Beurtheilung der Nationalität des Herzogthums Schleswig hat, das Volksglaube und Volkssagen und alte historische Erinnerungen bei der dänischen Bevölkerung in Schleswig ganz dieselben wie in dem übrigen Dänemark sind. Ich habe dieses in dem Einzelnen nachgewiesen und zugleich gezeigt, daß die alte nordische Götterlehre bei den dänischen Schleswigern herrschend gewesen ist. Meiner Gewohnheit nach habe ich diese Thatsachen durch Zeugnissen erhärtet und auf Müllenhoff verwiesen, der einen geachteten Namen in der Sagenliteratur hat. Er sagt, nachdem er von verschiedenen dänischen Sagen gesprochen hat, daß diese und viel Anderes eben so entschieden wie die Sprache beweisen, „daß die deutsche Nationalität hier ihre Grenze gefunden hat." Dr. Clement führt in dieser Veranlassung allerlei sehr Gerade von dänischen Abergläuben und Götterwahn, und von dem Ursprung der Volkssagen von „den Schalkathedern", wobei ich mich natürlich nicht aufhalten werde. Nur will ich bemerken, daß es sich für einen Demekraten, wie Dr. Clement es geworden ist, nicht wohl geziemt, den Glauben des Volkes geringe zu achten.

An die Volkssagen knüpfen sich die Sprichwörter, die ebenfalls ein Ausdruck der Eigenthümlichkeit des Volkes sind. Dr. Clement glaubt einen gefährlichen Gegner darin gefunden zu haben, daß einige von diesen Sprichwörtern rücksichtlich des Inhalts auch bei anderen Völkern, namentlich im Deutschen, vorkommen. Bleibt man bloß bei dem Inhalte stehen, so kommen die meisten Sprichwörter, die bei den Völkern Europa's üblich sind, ohne Unterschied bei Deutschen, Franzosen, Engländern, Italienern, Spaniern ꝛc. vor, und davon einen Beweis für die Nationalität herleiten wollen, würde allerdings sehr unrichtig sein; aber ein so grober Irrthum mag für Dr. Clement's eigene Rechnung bleiben. Eine andere Sache ist es mit der Form der Sprichwörter, die bei den verschiedenen Völkern verschieden ist. Wenn wir also dieselben Sprichwörter in derselben Form, wie anderswo in Dänemark, von der dänischen Bevölkerung in Schleswig gebraucht finden, so sehen wir darin einen Beweis für die Nationalität. Da Dr. Clement das nicht hat begreifen können,

*) Beda hist. eccl. I. 15. Ab eo tempore usque hodie manere desertus inter provincias Vitarum et Saxonum perhibetur.

Digitized by Google

habe ich es hier erklärt. Ueberdieß sind auch manche thatsächlich des Inhalts eigenthümlich dürftig. So z. B. wenn sich ein Sprichwort von dem Seefelden Trockenfisch gedrängt hat, so kann es nicht anders woher als aus Dänemark gekommen sein.

Der merkwürdige Unterschied, der sich in der Bauart in Schleswig findet, ist ein wichtiges Kennzeichen der Nationalität. Südlich von der Schlei und vom Dannewerke findet man die sogenannte sächsische Bauart, deren Unterscheidungszeichen ist, daß die Häuser keinen Schornstein haben, nördlich findet man die dänische mit ihren Eigenthümlichkeiten. Ich habe beide beschrieben und die Abänderungen angegeben, welche die dänische Bauart in verschiedenen Gegenden von Schleswig hat. Dagegen weiß Dr. Clement nichts als seine Verneinung zu stellen. Aber ich habe überall in meiner Schrift das, was ich gesagt habe, mit gültigen Zeugnissen unterstützt, und da der Streit mit Deutschen und Schleswig-Holsteinern geführt wurde, am liebsten mit den eigenen Zeugnissen Deutscher und Schleswig-Holsteiner. Die Männer, auf die ich mich bei der Schilderung der Bauart in Südschleswig berufen habe, sind: die Schleswig-Holsteiner Georg Hanssen, Lüttgens, Arcentslow-Farwe und Wurmstedt, der deutsche Kord und die schleswigschen Dreyer Nagaard und Rhode, meist einigen Abhandlungen im Staatsbürgerlichen Magazin und in den Schleswig-Holst. Blättern für Politik und Kultur (die Stellen sind in meiner Schrift S. 162—165 angegeben). Gegen diese hat Dr. Clement's Autorität durchaus nichts zu bedeuten.

Ich habe, um den Unterschied der deutschen und dänischen Bevölkerung des Herzogthums Schleswig deutlich zu machen, auch der verschiedenen Kleidertracht beider Volksstämme und dabei der Fußbekleidung erwähnt. Die deutsche Bevölkerung südlich von der Schlei und dem Dannewirke gebraucht nämlich Schuhzeug von Leder, sobald man aber über die Schlei kommt, gebraucht die Landbevölkerung Holzschuhe, wie die Bauern in Dänemark. Holzschuhe scheinen bei Dr. Clement eine empfindliche Stelle zu sein; er kommt bei der bloßen Erwähnung derselben in heftigen Affect. Man höre einmal, was er sagt: „Der Holzschuh nimmt dem Menschen, ich möchte sagen einen Theil seiner Menschenwürde. Ein ganzes Volk in Holzschuhen, ein trauriger Gedanke, noch schmählicher in der Wirklichkeit. Der echte Friese zieht niemals einen Holzschuh an. Doch manchen Friese an den plattdänischen Gränzen steckte theils aus Gedankenlosigkeit, theils aus Armuth, weil die hölzerne Fußbekleidung wohlfeil ist, seine Füße in Holzschuhe. — — Die meisten Frisen thaten das aus Armuth und uneingedenk ihrer viel höher stehenden Nationalität und Volksehre. Viele auch sind der Verführung dänischer Beamten und ihrer Knechte zum Opfer geworden und fühlen nicht mehr, wie ehrenvoll es ist, ein echter Friese zu sein und als solcher zu leben und zu sterben." Das Komischeste ist, daß ich gar nicht von den Frisen gesprochen habe. Es ist mir unendlich gleichgültig, ob ein ächter Friese in Holzschuhen oder in jedermann Schuhen lebt und stirbt. Aber gerade diese Gleichgültigkeit ist in Dr. Clement's Augen eine unverzeihliche Versündigung an der „höhern Nationalität" und Volksehre der Frisen.

(Schluß folgt.)

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Die Kjöbenhavnspost über die Friedensunterhandlungen.

„Es läßt sich kein mehr verwickeltes Verhältniß denken, als das worin Dänemark sich augenblicklich zu den fremden „freundschaftlichen" Mächten befindet. Es scheint fast, als fänden wir in „freundschaftlicher" Begleitung zu aller Welt mit Ausnahme der „revolutionairen" Centralgewalt, und der schleswig-holsteinischen Insurgenten. Mit Oesterreich ist das freundschaftliche Verhältniß wie abgebrochen gewesen, weil, wie Herr von Schmerling bemerkte, der Kaiser von Oesterreich, als Regent nichtdeutscher Länder, seinen Repräsentanten in Kopenhagen beibehalten mußte. Während also der Kaiser der deutschen Erbländer und sein Onkel der Reichsoberwefer als Feinde zu betrachten waren, hatten wir das Glück uns einen Freund in dem Kaiser der Lombardei und Ungarn zu bewahren. Wir haben täglich St. ungarisch-venetianisch-lombardischen Majestät einen Beweis unserer Freundschaft gegeben, indem wir nach Hochstderselben Aufforderung der römischen Republik unsere Anerkennung verlagt, und der tapferlichen Flotte einen Ausflug geschenkt haben, obgefähr zu derselben Zeit als sein Onkel in Frankfurt die Flagge „Christian des Achten" empfing, und eine Lobrede über den ersten Sieg der deutschen Marine zu Lande über die dänische hielt. Was Preußen betrifft, so werden wir uns nicht weiter bei den sowohl innerhalb als außerhalb Schleswig-Holsteins verbreiteten Gerüchten von einem geheimen guten Verständnisse zwischen der dänischen und schwarz-weißen Armee aufhalten, aber auf das, was den Augen Aller offen liegt hingelegen, daß nämlich unsere offizielle Berlinsche Zeitung, über den Verlauf einiger Schleswig-Holsteiner die Soldaten Sr. preußischen Majestät zur Plunderung gegen Lohdefelde zu verleiten, sich blos so Winter sehr unbündig ausdrang, so wie dasselbe, daß diesliche Zeitung jetzt über jeden Sieg, den die preußische Soldateska innerhalb und außerhalb Preußen gewinnt, jubelt. Wir besinden uns also in dem gar sonderbaren Falle, mit einer freundschaftlichen Macht Krieg zu führen. Betrachten wir die neutralen Mächte, dann hat England stets unser Recht anerkannt, und es ist somit zu den freundschaftlichen Mächten zu rechnen, was jedoch bis jetzt seine Regierung nicht abgehalten hat, den gleichfalls freundschaftlichen Preußen Gefälligkeiten zu erzeigen, die es uns abschlug. Ja, die freundschaftliche englische Regierung scheint selbst nicht abgeneigt zu sein, durch allerlei Chikanen, und die Anerkennung unserer einzigen wirksamen Repressalie, gegen Deutschland, die Blokade, zu erschweren. Die französische Regierung hat uns gleichfalls viel Freundschaft erzeigt. Man wird sich erinnern, daß der Minister Carafiaris, Herr Baillet, ausdrücklich die Bevölkerung der berühmten Garantie anerkannt hat, und die Regierung Benaparts hat sich in der Streitfrage gleichfalls auf Seiten Dänemarks gestellt. Aber Bonapartes Alliance mit der deutschen Contrerevolution ist jedoch zu offenbar, als daß er es wagen sollte für uns in die Schranken zu treten. In Verbindung mit Oesterreich operirt er gegen die Römer, und wenn das es nöthig wäre, könnte man auch von ihm erwarten, daß er seine Armee zur Disposition Preußens gegen die deutsche Anarchie stellte. Was Rußland betrifft, so ist seine Freundschaft mit uns seit dem Ausbruch des Krieges vorigen Jahr genug aufbewahrt worden. Indessen haben wir gar keine Früchte dieser Freundschaft gesehen, im Gegentheil finden wir, daß der Czaar seine Armee zur Disposition des Dinkbrots und des Postdamert stellt, um eine wohlschmeckende Uebereinstimmung der deutschen und russischen Institutionen zu fördern. Baron Dieckmet sagt: Rußland verachtet uns. Hierin hat er gewiß Recht; denn die Achtung Rußlands muß auf Etwas gegründet sein, was bis jetzt nicht bei uns, wohl aber in Oesterreich und Preußen vorgekommen ist. Vergebens sucht die Berlinsche Zeitung zu beweisen, daß wir, wegen unseres Krieges mit Schleswig-Holstein die Achtung Rußlands verdienen. Weil Preußen, dieser Staat des Staudrechtes, auf Seiten der Schleswig-Holsteiner steht, und Preußen vor allen Dingen zu conservieren ist, so kann Rußland jenem Kriege seine unbedingte Sympathie nicht schenken. Schweden aber? — Niemand anderd als die Berlinsche Zeitung frecht in diesem Jahre von jenem „Bruderreiche", aber sie setzt sich auch fortwährend Gerichte von verwegischer und schwedischer Sympathie vor. Es liegt auf der Hand, daß die Stimmung Schwedens oder der schwedischen Regierung sich seit dem vorigen Jahre geändert hat. Damals hatten nämlich die deutschen Regierungen noch nicht den Kampf gegen die Revolution angefangen, sondern gingen auf Accord mit ihr: seitdem sind aber die preußischen und österreichischen Constitutionen in Staudreich-Charten umgewandelt, und die revolutionairen Constituanten anderer gejagt. Und König Oscar sollte den Gründen jener Staudreichsstaaten seine Sympathie verweigern, er sollte ihre Existenz compromittiren, indem er ihnen die Kriegführung in Dänemark erschwerte? Er sollte seinen jetzt verbündeten in so dem Verhalte seiner Truppen in Schleswig aussehen, und ihn dadurch in eine noch mehr prekäre Stellung der Revolution gegenüber bringen? Nein, auch hier hat man Recht. Vielleicht Recht, wenn er sagt, daß Schweden nicht unser Freund sein kann; wir müssen erst das Staudrecht haben, bevor wir jene Freundschaft erlangen können. Augenblicklich muß erst in die Hände der Revolution geraten sein. Jede militairische Unterstützung von jetzendem Lande ist, wie man sieht, für uns Augenblicklich eine Unmöglichkeit, denn dadurch würde der deutsche Centralgewalt compromittirt werden. Das daß man aber anerkennen, daß die „freundschaftliche" Diplomatie suchen wird, ein für uns verhältnißlos Arrangement für Dänemark zu Stande zu bringen, wie ein solches mit den Interessen der deutschen Contrerevolution zu vereinbaren sei. Die Lage ist schwierig; Preußen darf uns auf seine etwaige kritische Stellung hinweisen, um die Diplomatie zu erschrecken; Preußen muß uns schon Preis geretet, aber die Existenz Dänemarks muß gleichfalls gesichert werden; es ist dieß die schwierige Aufgabe, die der Tuyloma-Ministerium gestellt ist."

Kopenhagen. Die dänischen Zeitungen enthalten neben den Berichten von der mit 215 gegen 6 Stimmen von der Reichsversammlung geschehenen Annahme des „Grundgesetzes des dänischen Reiches" eine gemeinsame Erklärung von den Mitgliedern Lüttchau, Monster, Aeregaard, Scavenius, Trede, Wegener und Zeuthen, so wie besonders Erklärungen von Bayren-Hjörup, von Tscrb und von Hvidtfeldt, welche sämmtliche Mitglieder nicht an der endlichen Abstimmung Theil genommen haben. Die Erklärung von Tscrbed lautet:

„Herr Präsident! Indem ich die Ueberzeugung hege, daß eine Verfassung, basirt auf den der Reichsversammlung vorgelegten Entwurf zu einem Grundgesetze, mit den für denselben angenommenen Abänderungen nicht geeignet ist, die Wohlfahrt des Vaterlandes zu sichern, kann ich auch nicht mit gutem Gewissen für sie stimmen. Noch weniger kann in jetzigen Verhältnissen Dänemarks zu Schleswig einen bestimmenden Grund finden, dagegen zu stimmen,

Digitized by Google

daß für den Augenblick ein solches Gesetz publicirt würde, welches ich in der 99. Sitzung in Kürze entwickelt habe, aber mich vorbereitet, noch näher in der 103 Sitzung begründen zu wollen, wenn nicht die Versammlung durch ihre Nachtvollkommenheit mir das Wort genommen hätte. Da ich nicht darauf rechnen darf, daß es mir in der angesetzten Sitzung vergönnt werden wird, die Gründe für meinen Antschluß auszusprechen, so bin ich so frei, sie in diesen seinen Hm. Hochwohlgeboren als Präsidenten mitzutheilen, mit ausdrücklicher Bitte der Versammlung vorgelegt und in ihrem Protokoll aufgenommen werden möchten. Kopenhagen, den 24. Mai 1849. gez. Oersted."

Die übrigen Erklärungen sprechen sich direct gegen das angenommene Repräsentationssystem aus, ohne die schleswigschen Verhältnisse zu berühren. Der Reichstag verweigerte zuerst die Aufnahme der Erklärungen in dem Protokoll, als auch ihre bloße Annahme und Verwahrung in dem Archiv der Versammlung. — Uebrigens discutirten die Bürger Eisca darüber, inwiefern die Reichsversammlung auch Berathungen des Wahlgesetzes aufgelöst oder nur geitweilig vertagt werden muß. Wie die Regierung über diese Sache denkt, dafür noch ein Beleg: wenn nicht die Worte der halboffiziellen Berlingschen Zeitung, daß sie sich nicht direct gegen die Meinung, daß die Versammlung nur zu vertagen sei, aussprechen darf, so wie die Antwort der Bürgers des Innern auf eine Interpellation im Reichstage, daß die Frage in so naher Verbindung mit der über die Souveränität des Königs vom Grundgesetze stehe, daß sie im jetzigen Augenblicke nicht beantwortet werden könne, zu der Ahnung berechtigt, daß auch die Regierung bis jetzt eben nur die Frage discutirt, ohne irgendwie sich darüber zu entscheiden. Die Meinung daräber zu haben, Fährdanket forscht sich mit vieler Bestimmtheit für das Provisorium als das einzig Richtige aus. Die Berlingsche Zeitung sinnet, weil der König nach dem Grundgesetz an seine Hand Frieden schließen und Krieg erklären kann, indessen er unter Anderem seinen Theil des Reiches verändert, daß die Regierung nicht dem Reichstage die Frage über einen Friedensschluß mit Deutschland vorzulegen hat; sie sei dt nicht ein, aus welchem Grunde die Regierung „die Einberufung der Versammlung in jene schwierige Frage sordern sollte". Fährdanket meint, daß die Regierung jedenfalls einen Trang in sich fühlen müsse, sich in jener Angelegenheit auf den Reichstag zu stützen, selbst wenn sie es nicht nach dem Grundgesetze nöthig hat. Die Berlingsche ist darin „weniger einig" mit dem Fädrelandet, daß eine Abtheilung, „Kopenhagen Admiralitätsgericht hat mehrere ausländische englische Schiffe condemnirt. — Fädrelandet drückt an die Mißbilligung, daß eine Abtheilung, „Kopenhagen Flotte in den Betten und bei den Affen stationirt werden wird und das bereits Ordres über ihre Vorwärtsstellung an die beglaubten Interessenten abgegangen sind, die kaltsuche Bemerkung: Es sei dieses doch allenfalls — eine Demonstration.

Holland.

Haag. — In einer der letzten Sitzungen der General-Staaten beschäftigte sich die zweite Kammer mit dem Gesetzentwurfe über die Verantwortlichkeit der Minister. Die allgemeinen Bestimmungen, welche am 23. Mai begannen, bezogen sich hauptsächlich auf die Haftung des Finanzministers für mit seinem verschulden Vermögen für Fehler in seiner Dienstführung, auf die Anstellung eines Beamtes des Rechnungshofes, indem der Gesetzentwurf nur die vorsätzlichen Fehler in der Dienstführung zur Verantwortung gezogen haben will, und um andere Mängel des Gesetzentwurfes mehr, so daß der Justizminister endlich die Bekanntung aufstellte, es sei besser, das Gesetz erst in der folgenden Diät vorzulegen, da durch die Verzögerung wohl kaum ein erheblicher Nachtheil herbeigeführt werden könne. Bis dahin könne das Gesetz noch einer neuen Revision unterzogen werden. Man entschied sich indessen, mit 39 gegen 12 Stimmen, für die Berathung der einzelnen Artikel. Nachdem am 24. Mai der Artikel 1, zur Debatte gebracht war und mit einigen Amendements zur letzten Abstimmung gebracht wurde, nahm der Justizminister das Wort und erklärte, daß, im Namen des Königs, der Gesetzentwurf zurückgezogen werde.

Amsterdam 1. Juni. Die Minister Bund und Donker-Curtius hatten am 29. März ihre Entlassung bei dem Könige eingegeben, und es ist diese am 31. angenommen worden, doch behalten beide ihre Portefeuilles bis zur Ernennung ihrer Nachfolger. Als Nachfolger Bunds nennt man Wichers. Auch der Justiz-Minister und der Minister der Colonien haben ihre Entlassung eingegeben, doch ist dieselbe noch nicht angenommen.

Der König bildet sich eine Leibwache aus Unteroffizieren der Armee, welche wöchentlich 24 Jahre gedient haben und die silberne Medaille besitzen müssen. — In der Armee dürfen vorläufig keine Leute mehr heurlaubt werden.

Die Prinzessin Marianne, geschiedene Gemahlin des Prinzen Albert von Preußen, wird demnächst Anfangs Juli, eine Reise in das gelobte Land antreten. Der berühmte Chirurg und Geograph von Senten aus Zwolle, ist eingeladen worden, der Reise als Pferdarzt mit zu machen, und man hofft, daß derselbe eine reiche wissenschaftliche Ausbeute von dort mitbringen wird.

Rotterdam 30. Mai. Die Cholera nimmt hier mit solcher Heftigkeit zu, daß man gemeinhin genesen ist, die seiner Angst der Aerzte und Krankenwärter wieder vollständig zu machen. — Auch in Dortrecht ist die Cholera im Zunehmen.

In Deventer circulirt eine Adresse an die zweite Kammer, worin gebeten wird, daß, da nach §. 27 des Grundgesetzes, das Einkommen des Königs bei jeder Thronbesteigung neu festgestellt werden müsse, man, in Rücksicht auf die traurige finanzielle Lage des Landes, die Civilliste so viel als möglich beschränken möge.

In der Nacht von den letzten Tagen sie neue Synagoge eingeweiht worden. Die Uebertragung der heiligen Gesetzgeräthe schah in einem feierlichen Zuge. Ehrenmusikvereine, mit Fackeln und gekleideter Jungfrauen eröffneten denselben, diesen folgten die Rabbiner und Aeltesten und sämmtliche Mitglieder der Gemeinde. Nachdem mit den gebräuchlichen Gebeten die Thüre des Tempels geöffnet, niedergelegt und die Einweihungsrede gehalten war, sprach der Oberrabbiner das Gebet für den König und sein Haus.

Notizen.

[Die constitutionelle Zeitung über den dänischen Reichstag.]

Der constitutionellen Zeitung wird aus Jütland geschrieben: Die Dänen in Nordschleswig und die Jüten sind doch brave, ihrem Könige treu ergebene Leute. — Still und ruhig thun sie ihre Pflicht, was sie müssen, sagen aber kein Wort über ihre Truppen und deren Stellung, und Kunstschützen sind sogar nicht zu hören. — Als vorgestern die Fahnen des ersten preußischen Regiments die 16 dänischen Dragoner in Hersted einbrachten, weinten alle Frauenzimmer — vornehmen und geringen Standes, ihre Thränen flossen sie mit Widerwillen an und fragten: „Was sie und denn zu Leid gethan?" — Gegen die Holsteiner sind sie im höchsten Grade erbittert.

Merkwürdig ist es überdauert, daß die, welche mit den Dänen in Berührung kamen, nicht genug auf sie schimpfen können und ihnen alle niedrigen Eigenschaften beilegen, während daneben Alle, die in der Ferne sind, in den größten Lobsprüchen Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen. Die Dänen gänzlig, die Schleswig-Holsteiner aber weniger mild beurtheilen. Die Sache muß doch seinen Hahn haben.

[Die materielle Bedeutung des Blokade der deutschen Häfen.]

Abzuwerfen hat in einer detaillirten Berechnung die Berliner Deutschland durch die dänische Blokade zusammengestellt. Die Berechnung nimmt Rücksicht sowohl auf die Schiffsbefrder, die Besatzung der Schiffe und den Handelsstand u. s. w., und zeigt recht deutlich, wie Blokade und derselben die Folgen des unglücklichen Krieges zwischen Deutschland und Dänemark, auch in rein materieller Hinsicht, sind. Die Verluste Hamburgs sind noch jener Berechnung — das Jahr des Seehandels durchschnittlich auf acht Monate angesetzt, seine im Jahre 1847 aus 253 Schiffen, mit einem 26,000 Commerzlasten, bestehende Handelsflotte in Grunde gelegt, jede Commerzlast zu 100 Thaler und die Fracht zu 50%, die Avance zu 2½ %, — an Fracht und Avance 199,500 Thaler; an Besoldung der Mannschaft circa Schiffe 546,400 Thaler; an Verdienst der Kaufleute, der Mäkler und Commissionäre u., mit 10% von der Summe für Ein- und Ausfuhr, die, auf einen 150,000,000 Thaler veranschlagt, 15,000,000 Thaler beträgt; an Interessen für Ein- und Ausfahrung 500,000 Thaler; an Verringerung seines Geldwerthes circa 2½ %, vom jährlige aber 3,750,000 Thaler, zusammen gegen jährlich 19,995,980 Thaler, oder monatlich gegen 2½ Million, oder täglich 83,333 Thaler. Ueberall in Nordeuschland, wo die Blokade jetzt noch eine mehr oder weniger drückende Stimmung der Fabrik hen verursacht, wird sie in demselben Verhältnisse wirken. Die ganze Nord- und Ostseeküste dann beispielsweise jährlich einen Verlust von 2 Millionen mal so groß, wie die hamburger, und der Verlust, den Deutschland durch die Blokade erleidet, wird demnach monatlich 30 Millionen Thaler, täglich 1 Million Thaler betragen.

[Die französischen Presse in der dänischen Angelegenheit.]

Die französischen Blätter nehmen jetzt sehr entschieden Partei im Gunsten Dänemarks, namentlich enthält das Journal des Debats fast täglich raisonnirende Artikel in diesem Sinne. Es meint unter Anderem: „Als im Jahre 1814, durch den Frieden zu Kiel, Dänemark die Insel Helgeland, welche bis dahin einen Theil von Schleswig ausmachte, an England abtrat, wurde dann der Besitz der Krone Dänemarks irgendwie bestritten? — Deutschland protestirte nicht, der Herzog von Augustenburg hatte nichts einzuwenden und Preußen damals selbst, indem es den Territorial-Cession accreirte, keinen Zweifel an ein deren Rechtsmäßigkeit." — Es entstehen allerdings daraus gewisse Unbequemlichkeiten für Niemand gröjerer Rechte abtreten kann, als er selbst besitzt, nur da ist dieser Grundsatz gerade, in Bezug auf Dänemark und die englischen Garantien für den ewigen Besitz Schleswig-deutschen Landes bei der Conferenzlondon bewußt wird, so wirke hieraus folgen, daß England um unrechtmäßigen Besitze von Helgoland sei, daß die Abtretung von Seiten Dänemarks rechtsmäßig und daß Deutschland nicht Action berechtigt, sondern, wenn die Intervention in Schleswig eine rechtliche war, eine Eroberung zeige, in welcher Beziehung Deutschland vorhanden. — Es dürften demnach die wiederholten Berichte der hamburger Blätter, von mangelhafter Ausrüstung der dänischen Schiffe, denen selten Lebensmittel an Bord waren, wie in Marstal, was von der Seite über dänische Zustände geschrieben wird.

[Die Feier der norwegischen Constitution.]

Das Fest des 17. Mai, das Freiheitsfest, ist auch dieses Jahr in Christiania mit Kanonendonner, Musik, Parade und Anfingen des Nationalgesanges am Plage der Freimaurerloge öffent.ich gefeiert worden. Der Studenten-Verein und andere Vereine feierten den Tag durch festliche Gelage in verschiedenen Localen. Der Studenten-Verein hatte eine Einladung an alle Stände ergehen lassen, und mehrere Lehrer der Universität, Militair, eine bedeutende Anzahl Kaufleute und Handwerker hatten sich im Locale des Studentenvereins auf „Klingenberg" eingefunden. Den den anzubringenden Hoch's haben wir die für den Geburts-Tag der norwegischen Constitution, den 17. Mai 1814, für den König, für den Storthing, für Norwegen, für Schweden, für Dänemark, für die Einheit der Nordens, und für Island hervor.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Die industriellen Etablissements zu Seraing

(Nach Lecocq so wie nach den eigenen Beobachtungen eines deutschen Technikers.)

(Schluß.)

Die Betriebszweige sind ferner:

6) Die Montirungs-Anstalt. — Ein vollständiges und zweckmäßig assortirtes Werkzeuge-Inventar, ist stets eine Ursach der Prosperität für eine Maschinenbau-Anstalt, die sich mit der Construction der großen Maschinen beschäftigt. Es ist unbestreitbar, daß zu einem guten Bau, zu einer guten Fabrikation, gute Werkzeuge erforderlich sind. Zwar steht man oft Werkstätten, in denen das Werkzeugsinventar in keinem gehörigen Verhältniß mit den zu liefernden Fabrikaten steht, weil der Fabrikant nicht immer 10 bis 12000 Franken für eine einzige Werkzeugsmaschine auszugeben hat. Seraing hat sich in dieser Beziehung stets in einer vorzugsweise sehr vortheilhaften Lage befunden. Zuerst unter der Aufsicht und mit Hülfe der Kapitalien der Niederländischen Regierung gegründet, hat es nie die nöthigen Ausgaben vermieden. Dann machten es die vielen und verschiedenartigen Arbeiten, welche die Hütte auszuführen hatte erforderlich, ihr Werkzeugsinventar fortwährend zu vergrößern, um im Stande zu sein, alle gemachten Bestellungen anzufertigen. So sah sie sich kürzlich erst genöthigt, zwei Drehbänke vorzurichten, die beim Eintritt in diese Werkstatt, wegen ihrer kolossalen Dimensionen, sogleich in die Augen fallen. Die erste ist eine Parallel-Drehbank mit Räderwerk zum Cylindriren; ihre Länge beträgt etwa 15,25 Met. (etwa 50 Fuß). Sie besteht aus einem äußerfernen Gestell, aus einer festen Deck mit ihrer Platte, aus einer beweglichen Decke, aus einem Support mit Wagen und aus einer Lunette mit Wagen. Sie ist mit einem sehr zusammengesetzten Räderwerke versehen, und dient nicht allein zum Abdrehen der größten Stücke, sondern kann auch zum Ausbohren und Schraubenschneiden angewendet werden. Obenerdicht ihrer außerordentlichen Dimensionen wirkt sie sehr regelmäßig und genau. Man hat durch diesen Koloß schon Wellen von 10 bis 12000 Kilogr. (200 bis 250 Cent.) Gewicht cylindrirt.

Die zweite ist eine Spitzendrehbank und besteht aus einer sehr großen gußeisernen Scheibe, deren Kranz nach innen zu eine Verzahnung hat. Diese Scheibe ist auf einer Welle befestigt, und mit einer großen Menge von Kämmen versehen, die gleich weit von einander entfernt sind, und wodurch Schraubenbolzen gehen, mittelst denen das zu bearbeitende Stück an der Scheibe befestigt wird. Man kann mittelst dieser Drehbank Stücke von 8 Meter Durchmesser ausbohren und abdrehen.

Beide Drehbänke haben, Anfertigung und Aufstellung 27,000 Franken gekostet.

Doch kommen wir auf die Montirungs-Werkstatt zurück.

Es ist gewissermaßen unmöglich, die gute Ausführung einer einigermaßen complicirten Maschine zu erkennen, wenn man sich nicht genau Rechenschaft von dem Ineinandergreifen und den Verhältnissen aller Theile geben kann, von deren Genauigkeit fast immer die Vollkommenheit abhängt. Um dahin zu gelangen, muß man die in verschiedenen Werkstätten einzeln angefertigten Theile, an einem einzigen Punkt vereinigen, zusammenstellen und zusammenpassen. Es geschieht dieß unter der Aufsicht und mit Hülfe eines Monteurs, welcher der Maschine bis zum Ort ihrer Aufstellung folgt, und dies Geschäft daselbst besorgt. Die Montirung in der Werkstatt ist daher weiter nichts als eine provisorische Aufstellung, denn nur dadurch kann man sich übezeugen, ob die verlangten Bewegungen genau und richtig erfolgen. Man lernt dadurch auch die zur wirklichen Aufstellung erforderliche Zeit und die dadurch verursachten Kosten kennen. Zu Seraing, wo die Construction jeder Maschine so gut angeordnet ist, nimmt man diese vorbereitende Operation nur mit wichtigeren Werken vor, allein die Montirungs-Werkstatt ist dort eben so nöthig, als anderwärts.

Die uns hier beschäftigende Montirungsanstalt ist mit Intelligenz, Zweckmäßigkeit und Festigkeit eingerichtet, so daß sie allen nur denkbaren Ansprüchen dieser Art entspricht. Das Gebäude ist weit und hoch, sehr hell, hat im Innern ein starkes hölzernes Schwellwerk, welches auf einem festen Fundament ruht; in dessen Mitte ist eine 7 Meter lange, 5 Meter breite und 6,75 Meter tiefe Grube ausgebracht. Das Gange wird von Krahnen beherrscht, die eine sehr bedeutende Kraft auszuüben vermögen und deren einer Stücke von 25000 Kilogr. (500 Cent.) zu heben vermag.

7) Werkstatt der großen Hobelmaschine. — Die Hütte von Seraing ist nichts als eine sehr zweckmäßige und glückliche Vereinigung verschiedener spezieller Werkstätten, in denen die verschiedenartigen eingelnen Theile von Maschinen u. s. w. angefertigt werden. Die Verhältnisse dieser Werkstätten zu einander, so wie der Uebergang der angefertigtenden Stücke, von der einen zur andern, sind sehr gut eingerichtet, was ein sehr wichtiger Umstand für eine Maschinenfabrik ist. Jede von diesen Werkstätten ist mit ihren Werkzeugsmaschinen versehen, denn es ist unmöglich, nicht oft dieselben Maschinen mit denselben Elementen, denselben Organen, denselben Formen wiederholen zu müssen. Obgleich nun diese Maschinen oft sehr verwickelt und für diejenigen fast unbegreiflich erscheinen, welchen die Grundsätze der Mechanik unbekannt sind, so sind sie für das Auge des Praktikers doch nur glückliche Combinationen einer geringen Anzahl von sehr einfachen Grundsätzen, welche Maschinen für die Handarbeit ersetzen.

Wir haben schon die Metallhobelmaschinen erwähnt, und hier stehen wir vor einer der größten, die Seraing besitzt und nach welcher die Werkstatt in der sie steht, benannt worden ist. Wir wollen uns einen Augenblick mit dieser, für die ganze Maschinenfabrikation so höchst wichtigen Maschine beschäftigen.

Die Maschine hat den Zweck, Flächen zu ebenen und genaue Ebenen herzustellen, d. h. eine Arbeit zu verrichten, welche früher zu den schwierigsten gerechnet wurde, die es gab, indem sie mit der Hand, mit Hülfe von Meißel und Feile ausgeführt werden mußte. Auch hat die Erfindung dieser Maschine eine wahre Umwälzung in dem Maschinenbau hervorgebracht und zu seinen Fortschritten sehr wesentlich beigetragen. Man unterscheidet zwei verschiedene Arten von Hobelmaschinen: 1) Diejenigen, bei denen das abzuhobelnde Stück beweglich ist und dem Meißel oder Hobeleisen entgegengeführt wird; 2) Diejenigen, bei denen das Werkzeug sich bewegt und das zu bohelnde Stück fest liegt. Die vorliegende Maschine ist eine des ersten Systems. Obgleich einfach erscheint sie, wegen des Bewegungsmechanismus, der aus vielen Stücken und Zahnrädern besteht, etwas verwickelt.

Da die Hobelmaschine eben so vollkommen als schnell regelmäßige Ebenen herstellt, so ist sie in allen Maschinenbauanstalten ein unentbehrliches Werkzeug. Die vorliegende bearbeitet nur große Stücken und ist 14,65 Meter lang und 1,52 Meter breit.

Zur Seite der Hobelmaschine steht eine sehr starke Drehbank, von einer schönen Ausführung und einer sehr glücklichen Combination der Bewegung. Sie ist zu Seraing selbst erbaut, und leistet sehr bedeutende Dienste, da man sie zu einer Menge mehr oder minder wichtiger Arbeiten benutzen kann: wie Drehen, Bohren und Schraubenschneiden. Sie besteht aus einem gußeisernen Gestell, aus einem Stück gegossen, bestehend aus zwei parallelen Backen, die durch Traversen verbunden sind, und aus einer Decke von 35 Centimeter Durchmesser, aus einem Support, aus einer beweglichen Decke und einer Lünette mit Wagen.

Weiterhin steht eine senkrechte Bohrmaschine die am häufigsten zum Bohren von 20 bis 25 Centimeter weiter Löcher in den stärksten Blechen verwendet wird. Die drehende Bewegung des Maschinentheils, welcher den Bohrer hält, wird mittelst eines Triebriemens und durch Winkelräder mitgetheilt; der Druck oder die gerablinige Bewegung des Werkzeugs wird mittelst eines kleinen Schwungrades, welches als Kurbel wirkt und die Zahnstange bewegt, hervorgebracht. Ein Arbeiter bewirkt den Druck, und regulirt ihn, vermehrt oder vermindert ihn nach der Beschaffenheit des zu durchbohrenden Materials. An jenem Orte bemerken wir noch mehrere andere Werkzeugsmaschinen: 4 Drehbänke, 5 Hobelmaschinen, eine Bochmaschine und endlich einen 20 Stück Ausstich-Schraubstöcke.

Der hauptsächliche Zweck dieser Werkstatt, die nur zwei Schritt von der Bohrbank liegt, ist die Ausstirung der Cylinder der Büchsen zur Vertheilung des Dampfes, der Ventile, Schieber, Pumpen, der Kesselarmirungen und endlich der hydraulischen Pressen, welche seit einigen Jahren in den Gewerben eine so allgemeine Anwendung finden. Diese Pressen, deren Hauptheil aus einem Cylinder besteht, der aus Eisen oder Bronze gegossen wird, der aber dünlänglich dicht sein muß, um das mit ungeheurem Druck darin befindliche Wasser nicht durchsickern zu lassen, müssen daher, ehe sie aus der Fabrik abgeliefert werden, eine sorgfältige Prüfung und Probe erleiden. — Auch diese Werkstatt enthält 3 schöne und starke Krahne,

8) Messingiegerei. — Obgleich eine Messing- und Rothgießerei, eine sehr einfache Sache ist, so verantagt sie doch bedeutende Anlagekosten, wenn man wichtige Arbeiten darin ausführen will. Das Inventar der großen Gieß- oder Messinggießereien ist faß eben so vollständig als das der Eisengießereien. Zu Seraing aber, wo man nur kleinere Maschinentheile, wie Pfannen, Pumpen, Hähne u. s. w. anfertigt, wären

Digitized by Google

Krahne, große Gießladen und Flammöfen nicht erforderlich gewesen; allein der Gründer wollte, daß auch dieser Theil der Hütte im Verhältniß mit den übrigen Theilen stehe, so daß man Stücke von 1500 bis 2000 Klegr. (30 bis 40 Cent.) gießen kann.

Die Messinggießerei besteht aus zwei aneinander liegenden Gebäuden, die zusammen einen Oberflächenraum von 3000 Quadratmeter haben, und von denen jedes 8 Tiegelöfen enthält. In dem ersteren ist auch ein Flammofen und ein starker Krahn vorhanden, und man hat aus jenem schon Stücke von 1000 Klegr. abgegossen.

Die Sandformen für den Messingguß werden auf dieselbe Weise angefertigt, wie die zum Eisenguß. Die abgegossenen Stücke kommen in eine benachbarte Putzerei, und werden dort mit Feilen und Meißeln von den anhängenden Formsande und von den Eingüssen befreiet. Dann werden sie von einem in der Gießerei sehr erfahrenen Werkmeister genau untersucht um zu entscheiden, ob die mangelhaften Stücke wieder umgeschmolzen werden müssen, oder reparirt werden können.

9) Locomotivräder-Drehbänke. — In der Nähe der Locomotiv-Bauanstalt befindet sich ein Gebäude mit 5 großen Drehbänken, die hauptsächlich zum Abdrehen der Radreifen für Locomotiven und Eisenbahnwagen eingerichtet sind. Außerdem enthält es auch noch mehrere schöne Dobelmaschinen von neuer Construction.

10) Werkstatt der großen Bohrbank. — Diese Werkstatt ist so benannt, weil sich unter den, in ihr befindlichen größeren Werkzeugsmaschinen, auch eine große Bohrbank befindet. Wir wollen es hier versuchen, denen, die des Maschinenwesens unkundig sind, den Begriff das Ausdrucks zu erklären.

Die Bohrbank hat, wie die Drehbank die Eigenschaft, ein Stück zu centriren d. h. ihm eine Achse zu geben, die bei den folgenden Operationen als Führer dient. Der Hauptzweck bei der Anwendung dieser Werkzeugmaschine ist der, die concaven cylindrischen Flächen zu vollenden. Dahin gehören das Innere der Dampfmaschinencylinder, so wie alle Stücke, in denen sich sehr genau andere cylindrische Stücke, nach denselben Durchmesser abgedreht, bewegen müssen. Man kann auf dieser Bohrbank Cylinder von 3,25 Meter Durchmesser und 5 Meter Länge anbohren. Es bildet eine solche Werkzeugsmaschine ein Haupterforderniß einer Maschinenfabrik, ohne die es nicht möglich wäre, eine Menge von Maschinen herzustellen.

In der Nähe der Bohrbank steht die Triebmaschine, eine doppelwirkende Niederdruck-Dampfmaschine von 11 Pferdekräften nach Watt'schem System. Eine große, auf der Schwungradwelle befestigte Scheibe, bewegt zwei Reihen von Wellen, die horizontal und parallel liegen, und die Werkzeugsmaschinen treiben. Weiterhin steht eine Scheibendrehbank von starken Dimensionen, mit doppeltem Räderwerk, zum Abdrehen und Ausbohren von Rädern von 4,60 Meter Durchmesser. In der Mitte der Werkstatt bemerkt man eine andere, die mit der Nr. 143 bezeichnet ist, und deren Einfachheit und Eleganz dem Betrachtenden den Beweis geben, daß sie von geschickter Hand construirt worden ist. Wirklich ist die Drehbank aus der Maschinenfabrik von J. Whitworth in Manchester hervorgegangen, die hinsichtlich der Fabrikation von Werkzeugsmaschinen einen hohen Ruf hat. Bemerkenswerth, ist diese Drehbank wegen der mannigfachen Anwendung, welche damit gemacht werden kann, indem sie nicht allein zum Drehen und Abrichten der Oberflächen, sondern auch zum Ausbohren, zum Schneiden der Schraubenspindeln und Schraubenmuttern, von verschiedenen Dimensionen angewendet werden kann. Im Innern der Bank befindet sich eine lange Schraubenspindel, die den doppelten Zweck hat, zuvörderst als Führer oder Leitspindel beim Schraubenschneiden zu dienen, indem sie das Support mit dem Schneidzahn bewegt; dann auch um das Drehbankfurrport mit der Hand rasch in eine andere Stellung zu bringen.

Gegenüber steht eine andere Drehbank, die in nichts der eben beschriebenen nachsteht, indem man damit Drehen, Bohren und Schraubenschneiden kann, die aber größer, indem sie 10,35 Meter lang und 0,50 Meter bis zur Spitze hoch ist. Beide Drehbänke, so wie auch die anderen Werkzeugsmaschinen, verdienen die Aufmerksamkeit der Besucher.

Da wir aber nicht alle dieselben namhaft machen können, so wollen wir sie hier nur zusammen nennen. Es giebt dort:

Zwei Bohrbänke;
20 Drehbänke von verschiedenen Dimensionen;
mehrere Durchschnitte;
30 Schraubstöcke;
6 starke bölgerne Krahne;
endlich mehrere Tischlerwerkstätten, Schleifsteine für die Werkzeuge u. s. w.

Die Werkstätten werden durch zwei Reihen von Röhren geheizt, die sich längs der Mauern hinziehen und durch welche Dampf strömt; sie geben selbst in der stärksten Kälte eine mäßige Wärme. Jeder Arbeiter hat eine Gasflamme zu seinem Gebrauche, so daß des Abends die Werkstätten eben so hell erleuchtet sind als die besten Kaffeehäuser.

Die wir das Local verlassen, wollen wir seine Dimensionen angeben: es ist 92 Meter lang, 10,70 Meter breit, und 5,50 Meter von der Sohle bis zum Gewölbe hoch. Das Gebäude ist feuerfest. Es wurde schon von den Bischöfen von Lüttich erbauet.

Das ganze Inventar dieser Werkstatt mit der Bewegungsmittheilung, dem Erwärmungsapparat, Gasbeleuchtungsapparat und den Dampfmaschinen hat einen Werth von mehr als 190,000 Franken. Die Werkzeugsmaschinen haben einen eigenen Aufseher, der sie in gehörigem Stande erhält und nach den Bedürfnissen des Dienstes berichtet.

11) Dreh- und Justirwerkstätte. — Wenn man die Werkstätte der großen Bohrbank verläßt, so steigt man in die erste Etage empor, wo selbst eine Menge von verschiedenartigen Bewegungen den Eintretenden in Erstaunen setzen. Hier sieht man das kleine Werkzeug, das grobe Material hat man verlassen, es sind Mechanismen und Werkzeuge der verschiedensten Art, durch Lauscheiben in Thätigkeit gesetzt; sie bewegen Schraubenschneidemaschinen, Durchschnitte zu Zapfenlöchern, Hobelmaschinen, Drehbänke, kurz alle Arten von kleineren Werkzeugsmaschinen, wie sie eine so großartige Maschinenfabrik wie Seraing erfordert. Wenn man eintritt zeigt sich links eine Reihe von 60 bis 70 Feilern; in der Mitte zieht sich 80 Meter entlang eine Reihe von gußeisernen Wellen hin, welche die Bewegungsmittheilung bewirken.

Im Hintergrunde der Werkstatt stehen 5 kleine Hobelmaschinen, die unter der Aufsicht eines oder zweier Arbeiter kleine Stücke bearbeiten. Es wird dadurch das Feilen erspart, deren langsame und theure Anwendung man möglichst beschränkt.

Diese Werkstatt giebt einen neuen Beweis, daß John Cockerill und seine Nachfolger, die Wichtigkeit guter Werkzeuge und die Nothwendigkeit den Fortschritten zu folgen, vollständig begriffen haben. Täglich werden Erfindungen zur Verwollkommnung der Arbeit, so wie zum Ersatz der Handarbeit durch Werkzeugsmaschinen, die besser und wohlfeiler fabriciren, gemacht. Es ist unerläßlich für den Maschinenbauer, sich stets vollkommene Werkzeuge zu verschaffen. Auch in dieser Beziehung ist Seraing ein Musterwerk.

Die Werkstätte empfiehlt sich durch ihre Sauberkeit, so wie durch die Verschiedenartigkeit und den guten Zustand der Werkzeuge. Aus ihr gehen die hauptsächlichsten Stücke für die feststehenden Maschinen hervor.

12) Modellirwerkstätte. — Hier werden die Modelle für die Eisen- und Messinggießerei angefertigt. Der Modelleur ist ein Tischler, der etwas Zeichnen kann; er arbeitet nach Zeichnungen in natürlicher Größe. Das Local hat dieselben Dimensionen wie die unteren Etagen, allein es bietet nur nicht dasselbe Interesse als diese dar, denn man sieht hier nur Tischlerwerkzeuge, Hobelbänke, Kreissägen, senkrechte Sägen, Holzbrechbänke u. s. w. Die Modelle werden mit besonderer Sorgfalt angefertigt, welches den Mann vom Fach interessirt.

13) Modell-Magazine. — Es giebt solcher Magazine 15, die mit Modellen aller Art, von der Maschine von der Kraft eines einzigen bis zu der von 600 Pferden angefüllt sind. Diese Modelle, welche sich seit Gründung des Werks angehäuft haben, kosteten ungeheure Summen; es besitzen aber auch wenige Etablissements eine solche Menge von Modellen. Man bewahrt die noch brauchbaren sorgfältig auf, und erhält sie in vollkommenen guter Ordnung. Jede Maschine ist genau bezeichnet, und hat ihre besondere Stelle, so daß man die Modelle sogleich finden kann.

Es bilden diese Magazine ein wirkliches und kostbares Museum für den Maschinisten, dessen Besuch vom größten Interesse für ihn ist; er findet dort eine Menge von Stücken, die wahre Meisterstücke der Tischlerei sind. — Durchwandert man diese Räume, so kommt man zu zwei großen, wohl erhaltenen Sälen, die daran erinnern, daß diese Gebäude ehemals die Wohnung der Fürst-Bischöfe von Lüttich waren; sie waren der Speisesaal und die Gallerie in dem Lustschloß, dieser mit der Mitra bekleideten Fürsten. — Wunderbarer Wechsel der Dinge!

Sehr groß ist die Anzahl der Zahnrad-Modelle, die hier aufbewahrt werden; sie bestehen aus 900 Stück Stirnrädern von 75 Millimeter bis 11,90 Meter Durchmesser und aus 600 Stück Winkelrädern von 75 Millimeter bis 3,10 Meter Durchmesser, die noch den besten Prinzipien construirt, und eben so sorgfältig als schön ausgeführt sind, so daß sie allen Ansprüchen, die man an diese wichtigen Maschinentheile zu machen hat entsprechen. Es dürfte wohl kaum eine Maschinenbauanstalt mit solcher Sammlung von Rädern-werk geben.

Digitized by Google

14) Die Hammerschmiede. — Schon weiter oben, unter Nr. 4 suchten wir unsern Lesern einen deutlichen Begriff von der großen Handschmiede zu machen; jetzt müssen wir die Hammerschmiede betrachten, in denen mit Hülfe von Maschinenkräften, die größten Stücke ausgeschmiedet werden, da die Handschmiede höchstens Stücke von 150 Kilogr. oder 3 Cent. Schwere bearbeiten kann. Man wird demnach erkennen, daß eine solche mechanische Schmiede ein nothwendiges Erforderniß für jede Maschinenbau-Anstalt sein muß, um so mehr für eine solche, die viel schwere Stücke von Schmiedeeisen anzufertigen hat. Solche Stücke sind besonders bei Schiffs-Dampfmaschinen und bei Locomotiven sehr häufig, indem bei beiden Festigkeit und Leichtigkeit gepaart sein müssen, welches nur durch Anwendung gut bearbeiteten Schmiedeeisens möglich ist. Manche Maschinentheile dieser Art, wie z. B. die Kurbelachsen, Kurbelstangen, Kurbeln der großen Dampfschiffe sind sehr groß und schwer, und wiegen 5, 6 und selbst 10,000 Kilogr.

Solche Eisenmassen sind nicht allein schwierig zu schmieden und zu handhaben, sondern noch schwieriger zu wärmen und zu schweißen. Um dieß bewerkstelligen zu können, sind nothwendig dazu zweckmäßige und geeignete Werkzeuge und Apparate erforderlich. Diese sind wir in dieser kolossalen Werkhätte; sie ist so hoch, daß im Sommer die Hitze durchaus nicht nachtheilig für die Schmiede wird. Beim Eintritt sieht man links zwei vortrefflich eingerichtete englische Oefen, die durch einen Ventilator Wind zugeführt erhalten, und in denen man die stärksten Stücke wärmen kann. Ihre Construction ist sehr einfach; sie stehen auf Walzen und können dahin geschoben werden, wo sie der Meister der Werkstatt für zweckmäßig hält. Den Ofen gegenüber befinden sich drei Hämmer von verschiedenen Dimensionen; der eine ist ein Aufwerfhammer von 4300 Kilogr., der 60 Schläge in der Minute macht, und zur Vorbereitung der Eisenstäbe dient, die zu verschiedenen Bändern oder Krängen der Locomotivräder angewendet werden, so wie auch zum Ausschmieden aller schweren Stücke. Rechts von diesen befindet sich ein Schwanzhammer zur Vorbereitung der Stücke, welche die Handschmiede weiter ausarbeiten und dem die Bewegung durch Laufrienen mitgetheilt wird. Der dritte Hammer, dessen Größe zwischen denen der beiden andern in der Mitte steht, liegt auf der entgegengesetzten Seite und wird durch eine Dampfmaschine von 12 bis 14 Pferdekräften betrieben.

Endlich vervollständigen 14 Schmiedefeuer der größten Art das Inventar dieser trefflichen Werkstätte, deren jährliche Production sich auf 400,000 Kilogr. erhebt.

Die beiden ersten Hämmer werden durch eine Hochdruck-Dampfmaschine von 25 Pferdekräften bewegt; der in einem benachbarten Raume befindliche Ventilator erhält seine Bewegung durch eine horizontale Dampfmaschine von 7 Pferdekräften. Eine Eisenbahn zum Transport der zu verschmiedenden oder verschmiedeten Eisens, geht mitten durch das ganze Gebäude.

15) Die Kesselschmiederei. — Dieser Theil einer Maschinenfabrik ist freilich ein sehr wichtiger, hat aber für den Besuchenden, der nicht Mann von Fach ist, nicht viel Interesse. Die Seraingr Kesselschmiederei ist, wie alle Zweige der ganzen Anlage, großartig, sie fabricirt jährlich für mehr als 900,000 Franken eisenblecherne Kessel, beschäftigt in drei Werkstätten über 200 Arbeiter und ihre Anlage erforderte ein Kapital von 400,000 Franken.

Eine von diesen Werkstätten ist besonders sehr gut und vollständig eingerichtet, es werden in derselben hauptsächlich Locomotivkessel angefertigt. Dieß ist seit wenigen Jahren erbaute Gebäude, nimmt eine Oberfläche von 2500 Quadratmeter ein. Eine Dampfmaschine von etwa 12 Pferdekräften dient zum Betriebe der Werkzeugmaschinen, diese bestehen: aus Drehbänken zum Cylinderiren, aus Scheibendrehbänken, Schraubenschneidedrehbänken, Handdrehbänken, aus radialen, vertikalen und horizontalen Durchschnitten, aus einer Maschine zum Biegen der Bleche, einer Nietmaschine, einem Hebel-Durchschnitte, Schleifsteinen, Ventilator u. s. w.

Unter den erwähnten Werkzeugmaschinen, ist besonders eine sehr bemerkenswerth, es ist dieß eine Radial-Maschine. Dieselbe stößt nicht allein senkrecht Löcher durch Bleche, sondern sie kann dieselben auch ausbohren, und ohne ihren Standpunkt zu verlassen, mit größter Leichtigkeit alle Punkte einer sehr ausgedehnten Oberfläche, mittelst einer Bohrmaschine, die einen Radius bildet, und sich um einen Mittelpunct dreht, erreichen. Das Werkzeug kann eine horizontale geradlinige Bewegung längs des Radius machen, und davon hat die Maschine ihren Namen erhalten.

Wenige Schritte von dieser Maschine entfernt, befindet sich eine andere, noch interessantere. Es ist eine verbundene Durchschnitt- und Nietmaschine nach dem System von Lemaître in Paris. Dieser geschickte Mechaniker ist vielleicht Derjenige, welcher am meisten Maschinen zum Ersatz der Handarbeit bei der Kesselfabrikation anwendet. Besonders hat das Nieten eine Aufmerksamkeit erregt. Diese Arbeit, welche einen so großen Einfluß bei diesem Fabrikationszweige hat, erfordert eine sehr sorgfältige Ausführung. Geschieht das Vernieten mit der Hand, so muß man das Blech ringsum das Niet festhämmern oder mattiren, damit beide auf einander genietete Blechtafeln dicht an einander schließen, und man erreicht den Zweck auf diese Weise sehr gut. Das einzige Nachtheilige sind zu hohe Kosten. Um sie zu vermeiden, haben sich mehrere englische und französische Mechaniker bemüht, das Nieten mit Hülfe von Werkzeugmaschinen zu bewirken, allein ihre Versuche waren mehr oder weniger fruchtlos, keine erfüllte den zu erlangenden Zweck auf eine genügende Weise, alle hatten solche Unvollkommenheiten, daß ihre praktische Anwendung unmöglich wurde. Lemaître dagegen hat die Aufgabe befriedigend gelöst.

Ein einziger Blick auf die Maschine beweist die wichtige Rolle, welche sie in der Kesselschmiederei zu spielen berufen ist. Sie besteht, aus einem zusammengesetzten Gestelle, aus zwei einschwärzenden Dampfcylindern, aus zwei schmiedeeisernen Balanciers, die ihren Stützpunkt auf dem Schenkel des Gestelles haben, und deren Enden mit den Kolbenstangen der oscillirenden Cylinder verbunden sind. Strömt nun Dampf unter die Kolben, so wird die lange Seite des Balanciers gehoben, während die kurze nieder geht. Die Wirkung des Dampfes ist also direct, d. h. sie wird weder durch Excentricum noch Räderwerk mitgetheilt.

Die Maschine dient aber nicht allein zum Nieten, sondern auch zum Lochen der zu verbindenden Blechtafeln, und doch ist sie durch diese zweifachen Verrichtungen durchaus nicht verwickelter, sondern sie führt sie mit vollkommener Genauigkeit und mit Zeit- und Kostenersparniß aus.

Man sieht, daß Seraing sich bemüht, rasch und unparteiisch Verbesserungen und neue Erfindungen einzuführen, etwa zu fragen, woher sie kommen, wenn sie nur zweckmäßig sind. Die andere Kesselschmiederei beschäftigt sich hauptsächlich mit Kesseln für stehende Maschinen, so wie mit Anfertigung der Wasserkasten für Eisenbahn-Tender, und der Dampfkessel für Dampfschiffe. — Außerdem besitzt Seraing noch eine dritte Kesselschmiederei in der Nähe von Lüttich.

16) Das Quartier St. Georges. — Die Gesellschaft welche Seraing besitzt, hat ein Feld an der Hütte, welches den obigen Namen führt, auf eine sehr lobenswerthe Weise benutzt. Da die Wohnungen an einem so vortheilhaften Puncte sehr theuer sind, so mußten viele Arbeiter weit weg wohnen, wodurch sie selbst und die Arbeitgeber litten. Es wurde daher das Quartier St. Georges erbauet, welches fast nur aus Arbeiterwohnungen besteht und eine wirkliche Arbeiter-Colonie ist. Jetzt kann jeder Arbeiter seine Mahlzeiten mit seiner Familie halten. Auch Beamtenwohnungen giebt es dort. Man sieht, Seraing bietet die Arbeiter durch alle möglichen Mittel die zu ihrer Wohlfahrt beitragen können.

17) Schlußübersicht. — Das in dem vorliegenden Aufsatze Gesagte wird hinreichen, um einen richtigen Begriff von der Größe und dem Ganzen des Etablissements von Seraing zu geben; jedoch wird es zum Schluß nicht unnütz sein, eine kurze wiederholende Uebersicht von dem Ganzen zu geben.

Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß Seraing einzig in der Welt dastehe. Das Immobilar nimmt eine Oberfläche von 57 Hectaren (etwa 230 Preußische Morgen) ein; die bebaute Oberfläche beträgt 46000 Quadratmeter (18 Morgen). Das Eisen kommt als Erz zur Hütte, und wird als Dampfmaschine ausgeführt. Jedes Jahr verbraucht das Etablissement 113 Millionen Kilogr. Steinkohlen und liefert 12 bis 13 Millionen Kilogr. Eisen in den Handel oder zum Maschinenbau; außerdem 50 Locomotiven, 50 Tender, 12 feststehende Dampfmaschinen, mit einer mittlern Kraft von 25 Pferden, 4 Paar Maschinen für Dampfboote, von einer mittlern Kraft von 20 Pferden, eine Dampfmaschine für ein Seeschiff von 500 Pferdekräften. Man kann jährlich Maschinen mit einer Gesammtkraft von 3000 Pferden herstellen.

Das Inventar des Etablissements ist folgendes:

27 Dampfmaschinen, mit einer Gesammtkraft von 1050 Pferden, die fast Tag und Nacht im Betriebe sind;
6 Heböfen;
2 Erzquetschen;
54 doppelte Verkohlungsöfen;
6 Kupolöfen zum Umschmelzen des Roheisens;
1 Reinsteinfeuer mit 6 Formen;
37 Puddel- und Schweißöfen zur Stabeisenfabrikation;
5 Walzwerke;
5 Scheren;
6 Hämmer, davon 2 Schwanzhämmer;
6 Kreisöfen zum Holzschneiden;
4 dergl. zum Metallschneiden;
138 Schmiedefeuer;
139 Dreh- und Bohrbänke;

Digitized by Google

37 Hobelmaschinen;
38 Durchschnitte, Schraubenschneid- und Lochmaschinen;
56 Krahne;
4 Förderschalen für die Steinkohlengruben;
4 Förderstellen für die Eisenerzgruben;
86 im Betriebe stehende Eisenerz-Schächte;
17 Wäscherein für die Eisenerze;
1 Ofen zum Umschmelzen des Kupfers, aus welchem Zaine zum Blechwalzen gegossen werden; aus den Blechen werden die Feuerkasten für Locomotiven angefertigt;
13 Ziegelöfen zum Messingschmelzen;
6 Retorten zur Gasfabrikation;
3 Ventilatoren;
450 Gießladen oder Formkästen;
1 Stahlschmelzofen;
4 starke Feuerspritzen;

Endlich eine Menge anderer Werkzeuge, deren Anzahl namhaft zu machen hier zu weit führen würde.

Seraing besitzt eine wissenschaftliche Bibliothek, die einen Werth von mehr als 10,000 Franken hat, und sich besonders auf Maschinenwesen und Eisenhüttenkunde bezieht; es wird stets alles Neue von Wichtigkeit angeschafft.

Der Werth der jährlichen Producte und Fabrikate beläuft sich auf 17 Millionen Franken.

Das Arbeiterpersonal beträgt jetzt etwa 4200 Menschen, d. h. die auf den Werken selbst arbeiten, denn anderwärts werden noch viele andere beschäftigt. Dieses Personal ist folgendermaßen vertheilt:

In dem Alter von 12 bis 16 Jahren	Knaben	316
	Mädchen	45
In dem Alter über 16 Jahre	Männer	3555
	Frauen	285
	Summa	4200

In den Maschinenbau-Werkstätten arbeiten die Leute von 5½ Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, und haben ½ Stunde zum Frühstück, 1 Stunde zum Mittagessen, und 10 Minuten zum Vesper. In den übrigen Werkstätten und Hütten wird aber nur von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends gearbeitet.

Seraing, dessen hauptsächliche Directoren die Herren Pauwelet, G. Hasser und P. Werw waren, hat seit seiner ersten Gründung ungeheure Summen gekostet, und es erleidet auch gar keinen Zweifel, daß 14 Millionen Franken die geringste Summe sind, für die ein solches Werk angelegt werden könnte. Obgleich es der Gründer sogleich sehr großartig hergestellt hatte, so ist es doch in Folge des Bedürfnisses, weil immer mehr und mehr Bestellungen eingingen, nach und nach sehr erweitert worden. Seitdem es die jetzige Gesellschaft übernommen hat, wurden z. B. 4 Hoböfen und 9 Dampfmaschinen, so wie mehrere andere Vergrößerungen hinzugefügt. Die Zukunft des Werks ist eine sehr gute und viel versprechende!

Bücherschau.

Reiseblätter aus dem Norden. Von Heinrich Zeise. Altona, J. W. Köhner, 1848.

Der Verfasser dieser Reiseblätter ist ein fleißiger und recht glücklicher Bearbeiter mehrerer Schriften aus der nordischen Literatur, mit der er eben so vertraut ist, als er sie lieb hat. In diesem Jahre noch hat er der deutschen Literatur seine Uebersetzungen von Oehlenschläger's Tragödie, Amleth, und von einigen der reizendsten Gedichte Christian Winther's, den „Holzschnitten" (Hamburger literarische Blätter), geschenkt. Nichts destoweniger ist er ein politischer Feind der Dänen, ein „Schleswig-Holsteiner" ems vollem Herzen, und seine lieblichen Reiseblätter hat er nicht allein mit politischen Aeußerungen angefangen, sondern auch geschlossen und hin und wieder verwebt. Wie Blitze, die plötzlich den Horizont durchzucken, so drängen sich mitunter politische Gedanken durch die harmlosen Bilder hervor, und machen den Leser stutzen, doch wie der Blitz eine unwillkührliche Entlastung ist, so sind auch jene kleinen Ergüsse unseres Verfassers unwillkührlich, und können nur noch haß, die Liebe, mit welcher er sonst Dänemark und seine Literatur umfaßt, so wie die Wahrheit in den Schilderungen und die Vorurtheilsfreiheit in den Ansichten, die seiner Feder entfließen, hervorzuheben. Die Kenntniß der nordischen Literatur, und durch diese das Verständniß mit dem besondern Charakter des Nordens, hat dem Verfasser einen ruhigern und freiern Blick dem lieblichen Interessen zugängen lassen, das er voraus vor den meisten Verfassern ähnlicher Reiseblätter zeigt, die eben nur den Norden bereisen, um zu schreiben und sich von dem ersten, oft oberflächlichen Eindrucke der Dinge manchmal in ihren Urtheilen leiten lassen. Was wir besitzen müssen, ist, daß das Buch eben nur einzelne Reiseblätter ist, die in flüchtigen Zügen oft nur das berühren, was sich gerade dem Verfasser von selbst bietet, und die sich nicht Aufgabe gestellt haben, ein vollständiges Bild von Skandinavien zu geben.

So Manches ist unsern Lesern über Dänemark und Schweden, über Kopenhagen und Stockholm, bereits bekannt, weniger ist solches hinsichtlich Norwegens der Fall, und so wie wir heute einige der Bemerkungen des Verfassers über die norwegische Literatur hier folgen lassen, so hoffen wir, solter unsern Lesern seine Mittheilungen über die Hauptstadt Norwegens verstatten zu können.

„Die norwegische Literatur hat sich erst geblüht und entwickelt, nachdem Norwegen von Dänemark getrennt war; denn vor dieser Zeit gingen die begabten Köpfe nach Dänemark, hier fanden sie Nahrung für ihren Geist und freundliche Aufnahme, so war unter Andern der ausgezeichnete Dichter Bohlberg ein Norweger, der seine Dichtung in Dänemark empfing, und dessen Werke die Dänen ihrer Literatur einverleiben; dasselbe gilt von Wessel.

Die Ersten, welche in Norwegen den Grund zu der belletristischen Literatur legten, sind Henrik Anker Bjerregaard, Maurits Christopher Hansen und Conrad Nikolay Schwach. Bjerregaard ward am 1. Januar 1792 geboren. In Kopenhagen nahm er das examen artium und philosophicum, jedoch nicht das Magisterexamen. Als der Krieg ausbrach und die Vertheidigung mit Dänemark aufgehoben wurde, kehrten die meisten Norweger in ihr Vaterland zurück. Bei dem Ausbruche des Krieges waren jedoch viele Norweger in Dänemark, manche blieben bis zum Abschlusse des Friedens dort, aber manche strebten, trotz aller Gefahren, nach Norwegen zurückzukehren, und dem bedrängten Vaterlande Hülfe zu leisten, und zu Letzteren gehörte auch Bjerregaard. Auf der Ueberfahrt wurde er von den Schweden gefangen genommen, und erst, nachdem er manche Leiden und Entbehrungen ertragen hatte, betrat er den geliebten Boden der Heimath wieder. Er ward 1819 zum Höchstgerichtsadvocaten ernannt und nach manchen Beförderungen, im Jahre 1838, Assessor im höchsten Gericht, welchem Amte er bis zu seinem Tode, am 7. April 1842, verstand. Bjerregaard gab in den Jahren 1829 bis 1830 eine Sammlung „Dichtungen" in zwei Bänden heraus, welche auch sein Schauspiel: „Magnus Barfoed Sohn" enthielt; auf der Bühne erwarb sich dies Stück keinen bedeutenden Beifall, dieser wird aber in gewissem Maße der dramatischen Dichtung: dem „Gebirgsmährchen," gespendet, in welcher er mehrere Seiten des Volkslebens aufgefaßt und vortrefflich geschildert hat. Im Jahre 1827 erschien von ihm ein kleines Schauspiel: „Klara, oder die Macht der Unschuld," welches sich jedoch mit dem Gebirgsmährchen nicht soll messen können. In der „Harfe des Skalden," herausgegeben von J. Thomsen, findet man einige Gedichte Bjerregaard's in Uebersetzung.

Maurits Christopher Hansen, der sich um die norwegische Literatur so sehr verdient gemacht hat, ward am 5. Juli 1794 auf Medum geboren, wo sein Vater damals residirenden Kapellan war. Schon früh entwickelte sich bei ihm die Liebe zur Dichtkunst, und sowohl des Knaben Mutter, wie auch seine Tante, Bolette, welche Beide viel Bildung und Geschmack für die schönen Wissenschaften besaßen, ermunterten ihn, sein Talent auszubilden. Im Jahre 1809 wurde er als Zögling in die geschehte Schule Christiania's aufgenommen und 1814 zur Universität demittirt. Hansen besaß eine große Liebe zu den Sprachstudien, und sein höchster Wunsch war, sich zu einem tüchtigen und kenntnißreichen Lehrer auszubilden. Er studirte deshalb Philologie mit vielem Eifer, und bewährte sich, um sich die nöthige praktische Bildung zu erwerben, um eine Stelle als Lehrer bei der Bürgerschule Christiania's, welchen Posten er auch erhielt. Bald darauf bekam er eine Anstellung bei den königlichen Pagedienercorps als Lehrer im Französischen und in der Muttersprache und wurde zugleich zum Bibliothekar bei der Bibliothek des Corps ernannt. Seine Einnahmen als Lehrer waren aber so unbedeutend, daß er, um sich und seine Familie ernähren zu können, sich um eine andere Anstellung bewerben mußte; er ward im Jahre 1820 Lehrer bei der Realschule zu Trondhjem, welchen Posten er bis 1825 verstand, wo er zum Adjuncten bei der Gelehrtenschule derselben Stadt ernannt wurde, doch ward seine Stellung dadurch nur wenig verbessert. Im Jahre 1826 ward er zum Lehrer und Vorsteher der Schule in Kongsberg ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete, ungeachtet er mehrere Schritte that, um in eine günstigere Lage zu kommen. Hansen starb an einem Nierenleid am 16. März 1842.

Hansen behauptete als Novellendichter einen bedeutenden Rang; eine seiner Novellen „Readan oder die Klosterruinen", wurde von dem bekannten L. Kruse ins Deutsche übersetzt, und dieser hatte die Freundlichkeit, sie für sein eigenes Werk anzugeben. Für das Dichtern ungewöhnlich und für seine Productivität zeugen die Novellen: „das Mährchen auf der Reichsgränze", „die Mutter", „die Restauration", „die drei Cousinen", der Roman „Polykarp's Manuscript oder die Geschichte eines Verwandten", ferner das historisch-romantische Drama „Nor und Gor" und das Trauerspiel „Hagen Adriseen." Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch Naturlichkeit und durch ihren einfachen Reiz besonders aus. Auch durch pädagogische Schriften hat Hansen sich um sein Vaterland sehr verdient gemacht, es werden an ihm einen seiner tüchtigsten Männer und einen Dichter, der nach seinem Tode immer mehr wird gewürdigt und anerkannt werden.

Digitized by Google

Conrad Nikolay Schwach war am 28. März 1793 auf Hedemarken geboren. Schon als Knabe verrieth er tüchtige Anlagen. Er studirte anfänglich Medicin und Naturwissenschaften, ging aber zur Jurisprudenz über und nahm im Jahre 1817 das Amtexamen.

Schwach gab 1815 und 16 zwei poetische Taschenbücher heraus, welche Gedichte von ihm und einige Arbeiten von seinen Freunden Hanfen und Øverregaard enthielten.

Eine Auswahl seiner poetischen Schriften gab er unter dem Titel „Gesammelte Gedichte" im Jahre 1837 in Christiania heraus, diese wurden jedoch von der Kritik sehr heftig angegriffen und haben sich auch in das Herz des Volkes keinen Eingang zu verschaffen gewußt. Schwach lebt augenblicklich als Assessor in Trondhjem.

Henrik Herman Foß, geboren 1790 in Bergen, scheint mir als politischer Charakter bedeutend höher zu stehen denn als Dichter; ich habe von ihm nur ein größeres Gedicht, „die Zeitnormen," gelesen, welches durch das Werk eines andern Poeten, durch Welhaven's „Norwegens Dämmerung," hervorgerufen ist. Eine Menge seiner Gedichte sind in verschiedenen Zeitschriften zerstreut sein. —

Doch auch viele junge Zweige sind kräftig aufgeschossen und strenen ihre reichen, duftenden Blüthen weit über's Land; voran schreitet Welhaven mit wallendem Banner und ihm folgt eine stattliche Schaar, Asbjörnsen, Moe und A. Munch, daß Sagen und Märchen erzählend, daß Lieder singend, die an den Festmunden beim Rauschen der Tannen hundertfaches Widerhallen finden. Welhaven wurde wegen seines Gedichtes „Norwegens Dämmerung," in welchem er auf manche Gebrechen des Staates und der bürgerlichen Einrichtungen aufmerksam machte, und in welchem er seine Landsleute zu kräftigem, seelichem Handeln aufforderte, gleichsam zum Landesverräther gestempelt, und doch ist er ein Mann, der sich um Norwegen unendlich verdient gemacht hat, denn jetzt ist schon Vieles, was er in seinem kräftigen Gedichte angegriffen, aufgehoben oder verbessert worden. Im Jahre 1839 erschien seine erste Sammlung „Gedichte," ein reicher Kranz lyrischer Blüthen, die sich eben so wie seine „Neueren Gedichte" (1845) durch ihre Formvollendung und ihren Gedankenreichthum zu behaupten gewußt haben. — Welhaven soll ein ungemein lebhafter, leicht erregbarer Charakter sein; ich habe ihn selber nicht persönlich kennen gelernt; während meiner Universitetszeit in Christiania bleibt er sich in Kopenhagen auf, jetzt ist der Dichter und ausrkannte Redner als Professor der Philosophie bei der Universität Christiania ernannt worden.

A. Munch gab eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Erdvemere" heraus, über welche ich sehr günstige Urtheile fällen hörte. Ich kenne diese Sammlung nicht, habe aber von ihm ein dramatisches Gedicht „Donna Klara" gelesen, in welchem eine ungemein schöne, hoch poetische Sprache herrscht. Das schwedische „Aftonbladet" fällte folgendes Urtheil über diese Dichtung:

„Donna Klara ist ohne Zweifel eine der besten Arbeiten, welche die norwegische schöne Literatur seit langer Zeit vorzulegen gehabt hat. Donna Klara ist etwas mehr als ein mehr oder weniger genialer Entwurf, es ist eine wirklich ganz gegossene poetische Schöpfung. Da ist Leben im Spiel, die Handlung entwickelt sich natürlich und schnell, Wahrheit und Haltung zeigen die agirenden Personen, Episodisches ist nicht darin zu finden. Das Ganze ist so kunstgerecht behandelt, daß man kaum ein einziges Wort wegnehmen oder hinzufügen könnte, und das Interesse erhält sich auch ungeschwächt bis zu der sehr dramatischen, effectvollen Schlußkatastrophe. Besonders gedruckt sich dieses ästhetische Produkt durch eine Sprache aus, deren Reinheit, Rhythmus und Harmonie in Wahrheit frappirt." —

„Eine sehr gelungene Uebertragung der Donna Klara von Harald Thaulow findet man im „Telegraphen für Deutschland" von 1845. Kürzlich erschien noch von Munch „Der Einsame," eine Seelengeschichte, in welcher einige herrliche Schilderungen der norwegischen Gebirgsnatur enthalten sind. Als Seelengeschichte scheint mir dieselbe zu fragmentarisch behandelt zu sein. Der Dichter, früher auch Redakteur der norwegischen Zeitung „Den Konstitutionelle," hielt sich längere Zeit in Italien auf.

Jörgen Moe, Kandidat der Theologie, war wohl der Erste, der eine Sammlung von Liedern und Volksmeilen im norwegischen Volksdialekt herausgab. Sie erschienen 1840 mit einer höchst interessanten Einleitung. Die Weisen sind größtentheils im Guldbranddalschen, Thelemarkschen, Jarlsbergschen, Thotbergschen und Hardangerschen Dialekt verfaßt. An diesen Liedern sieht man am besten, wie verschieden die norwegische Volkssprache von der dänischen ist; selbst in den einzelnen Gegenden und Distrikten herrscht in der Sprache ein bedeutender Unterschied, der zuweilen so groß ist, daß Städter den Landbewohner nicht verstehen können. In ganz abgelegenen Gegenden Norwegens soll sogar noch altnordisch oder isländisch gesprochen werden.

Die meisten dieser Volksleider und Weisen, so wie die Melodien tragen ein melancholisches, träumerisches Gepräge, man denkt unwillkührlich an die finstern, schwarzen und schwelgenden Tannen- und Fichtenwälder, an die starren Klippen, an die schäumenden Fosse und Eis.

Jörgen Moe gab mit P. Ch. Asbjörnsen in den Jahren 1843, 1844 eine Sammlung norwegischer Volksmährchen heraus. Von Asbjörnsen erschienen im vorigen Jahre norwegische Waldsmährchen, die sich bedeutenden Beifall erwarben; augenblicklich ist ein zweiter Band unter der Presse; diesen neuesten Waldsmährchen hat der Verfasser, wie er sich äußert, mehr die Form der Novelle zu geben versucht. Asbjörnsen lebt in Christiania, er ist, wie es mir schien, ein leidenschaftlicher Jäger. In seinem Zimmer hing viel Jagdgeräthe, Gewehre, Schlingen und allerlei Gewürm standen in Spiritus in der Nähe seines Schreibtisches. Auf seinen Wanderungen durch die Wälder und über die Berge, auf welchen er gewiß bis mit Landbewohnern in Berührung kommt, wird er sicherlich seine allgemein anprechenden Waldsmährchen sammeln.

Bergeland ist unstreitig Norwegens genialster Poet, kein anderer ist so wie er in das Volk eingetrungen und wird von diesem so geliebt. Bergeland schrieb viel für dasselbe, und sein Blatt für die Arbeiter zählt man zu den besten, was er herausgegeben hat. Er hatte aber seines freien offnen Auftretens wegen unter den Höhergestellten viele Feinde, welche ihm bei jeder Gelegenheit zu schaden suchten. Bergeland war ein hoher, schöner und kräftiger Mann, in seinem Gesicht lag menschlich viel Wohlwollen und Gutmüthigkeit, so sieht er wenigstens in einem sehr gelungenen Portrait auf mich herab. Er ging stets einfach gekleidet und trug beständig eine Blume im Knopfloche.

Lange hat er auf dem Krankenbette mit dem Tode gerungen, dieser konnte eine so kräftige Natur nicht mit einem Schlage vernichten. Selbst während seiner Krankheit schrieb er beständig und entwickelte eine unglaubliche Produktivität; einige seiner schönsten Lieder und das Gedicht „der englische Lootse" hat er auf dem Sterbelager verfaßt. Die Mehrzahl seiner Feinde hat sich mit der Zeit während er den letzten harten Kampf kämpfte, versöhnt, und jetzt möchte wohl kein Norweger mehr einen Stein gegen den genialsten seiner Dichter, gegen den biedern Bergeland aufheben. Seine kleinen Fehler und Schwächen werden bald vergessen sein, jetzt richtet ihn ein Anderer, und die schönste Aufgabe seiner Landsleute ist die, ihn zu lieben und zu ehren, und so sie sie allgemeine Anerkennung zu kämpfen und zu ringen, wie er kämpfte und rang." —

H.

Lithographieu.

Brustbild König Friedrich's VII. von Dänemark. Verlag von Hornemann und Erslev.

Der Minister Graf A. W. Moltke. Verlag von Hornemann und Erslev.

Der Planist Thalberg. Verlag v. P. W. Olsen.

Diese sämmtlichen Portraits sind von Tegner lithographirt. Tegner hat im Rufe des Porträtir eine vorzügliche Manier. Er weiß die Individualität festzuhalten und seine Details haben eben so viel Präcision als Sauberkeit. Die künstlerische Behandlung der Porträts des Königs und Thalbergs ist vollkommen in dem Style ähnlicher Erzeugnisse von Pariser Künstlern gehalten und es sind, namentlich in Thalbergs Porträt die Fleischpartien mit großem Geschick behandelt. Das Porträt des Minister Graf Moltke erinnert in der Behandlung des Haares und der Details, mehr an die Münchner Schule, und wir möchten behaupten, daß der wackere Künstler eben an diesen beiden Orten seine Kunstbildung erhalten haben müsse. — Lobend erwähnen müssen wir an allen diesen Arbeiten, daß alle Effecte nur durch die Kreide hervorgebracht sind, und der Zeichner verschmäht hat, die Tusche anzuwenden. Es ist dadurch eine weit größere Harmonie in die Porträts gekommen.

Porträt des Kriegsministers von Tscherning, gezeichnet von Skovgaard, lithographirt von Gempler. Verlag von Hornemann und Erslev.

Das Porträt liegt uns in zwei verschiedenen Größen, das kleinere wohl mit dem Pantographen reducirt, vor. Gempler weiß seinen Gegenstand technisch gut zu behandeln, seine Arbeit ist, ohne Zweifel ein sehr gutes Porträt, an welchen Aehnlichkeit nichts anzusetzen ist, aber man erblickt an dem Ganzen noch eine gewisse Aengstlichkeit, und namentlich hat der Künstler mit dem groben Korne des größeren Bildes seine Noth gehabt. Das Bild ist zum Vortheile der Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen bestimmt, also war ein großer Absatz zu erwarten; deshalb ist die Wahl eines Steines mit grobem Korne gewiß zu loben, aber ein solches Korn verlangt auch eine sehr sorgfältige Behandlung und Gempler hat sich mit dem feinen Korne, welches allerdings sich leichter bearbeitet, verwöhnt, deshalb ist auch das kleinere Portrait, wenn schon hier und da etwas flach, viel ansprechender. Gempler dürfte, nach diesem Porträt zu urtheilen, seine Schule in Hamburg oder Berlin gemacht haben.

Der Druck dieser und der Porträts von Tegner läßt nichts zu wünschen übrig.

Digitized by Google

Pas des trois Coquines. Gemalt und lithographirt von Ch. Lehmann. Verlag der Wahlstedt Buchhandlung.

Ein allerliebstes Bildchen, welches die drei jungen Ballettängerinnen Sophie, Juliette und Amalie Price, in jenem, von dem Ballettmeister der Kopenhagener Bühne, Herrn Bournonville, eigens für diese drei Coulissen componirten Tanze, darstellt. Als Kinder waren jene drei Grazien bereits in Deutschland und entzückten das deutsche Publikum; seitdem haben sie sich längere Zeit in Petersburg und in Schweden aufgehalten. Vor einigen Jahren kehrte die Familie nach ihrer Heimath Kopenhagen zurück, und erst kürzlich ist Fräulein Juliette mit einem, für eine Debutantin außergewöhnlichen Beifalle, auf der Königl. Bühne dort als Soloängerin, aufgetreten. Wenn schon das Angenehme des Sujets das Blatt zu einem anziehenden macht, so ist auch die Behandlung, obgleich man ihr einen gewissen Dilettantismus muß ansieht, eine recht linge, um so mehr da das Blatt für ein leichtes Colorit bestimmt war.

Die sämmtlichen Blätter sind auf der Anstalt von Emil Bärenhen und Comp. und geben ein sehr erfreuliches Bild von dem Stande der Lithographie in Dänemark. Dasselbe ist der Fall mit dem, mit aus der Anstalt von Bing und Fersdow vorliegenden

Porträt von Albert Thorwaldsen, nach Horace Bernet's Gemälde. Verlag von Bing und Sohn.

Hier hat sich zwar der Zeichner nicht genannt, doch spricht sich in der Arbeit der Griffel eines geschickten Mannes aus. Die Behandlung ist in demjenigen Theile des Blattes, welches Porträt ist, eben so gründlich als elegant, das Beiwerk und der Hintergrund aber scheinen fast von einer andern Hand gemacht und zwar zu Demanden, der von dem Kupferstiche sich zur Lithographie gewendet hat. Der Druck kommt an Kraft demjenigen, auf früher genannten Anstalt nicht ganz gleich, ist jedoch rein und von geschickter Hand. B.

Notizen.

[Dänische Kunstvorstellungen zu wohlthätigen Zwecken.] Wir melden kürzlich, daß die Pianistin Fräulein Fischer von Tiefensee, aus Prag, ein Concert in Kopenhagen zu Gunsten der Wittwen und Kinder der, bei Gefechtsfeuer gefallenen dänischen Seeleute gab. Während bereits die Künstler Kopenhagens, wie der Violoncellist Kellermann, die Tänzerin Fräulein Fjeldsted, der Componist Niels Gade und Andere, und selbst die reisenden Schauspieler-Gesellschaften der dänischen Provinzen ihr Talent auf dieselbe oder ähnliche Weise im Dienste der Patriotismus austreten ließen und so mit der Wohlthätigkeit und der Aufopferung der anderen Stände wetteiferten, blieb das königliche Theater bis vor Kurzem unthätig. Am 23. vorigen Monats aber hat eine von dem Hof-Capellmeister Franz Glaser, dem Componisten der Oper „Adelsthorst," und die „Hochzeit am Comersee" arrangirte extraordinaire Vorstellung der Bühne zu Gunsten der Hinterbliebenen der, in dem dänisch-deutschen Kriege gefallenen Dänen stattgefunden. Die Oper „Lulu," von Kuhlau, eröffnete die Vorstellung, und Herr Glaser hatte sich, neben dem Vortrefflichsten, das bereits im Zwecke der Vorstellung lag, noch durch die Neueinstudirung von Boyse's, in Dehlenschläger's Text componirter echt dänisch-nationaler Oper, „der Schlafentrunk," die Anerkennung und den Dank des musikliebenden Publicums erworben. — Auch das Corps de ballet wirkte bei der Vorstellung mit.

[Der Kopenhagener Musikverein.] Das letzte Königl. Concert dieses Vereins fand am 25. vorigen Monats mit Spohr's Jessonda, Ouverture und Introduction, Haydn's Jahreszeiten: „der Sommer," und Beethoven's fünfter Symphonie in C-moll statt. Außer den vier jährlichen großen Concerten wirkt der Verein auch durch monatliche Concerte und auf andere Weise für die Läuterung des Geschmackes und für Kenntniß und Verständniß der klassischen und gediegenen Musik.

[Eine schwedische Sängerin.] Wieder flattert eine schwedische Nachtigall in die Welt hinaus, Fräulein Liveakie Bergneder, Schwedin von Geburt, bei dem königlichen Theater in Kopenhagen engagirt, hält sich für den Augenblick in Stockholm auf, und beabsichtigt dann, vor fünf Jahren das Zeugniß gegeben, daß sie weder Stimme noch Talent habe, und man ließ sie deßhalb ziehen. Jetzt ist sie zurückgekehrt und hat durch ihr Auftreten im Attribut jenes Herrn auf das Boshhaftigste Lügen gestraft. Sie hat eine Stimme von seltener Kraft und Umfang, und verbindet hiermit sowohl eine große Biegsamkeit, als auch ein bedeutendes dramatisches Talent. Auch in ihrer äußern Erscheinung macht sie einen entschieden angenehmen Eindruck, und das stockholmer Publicum hat sie bei ihrem ersten Auftreten glänzend empfangen. Sie wurde viele Male hervorgerufen, und — eine Seltenheit! — besonders das Orchester wurde nicht müde zu applaudiren, selbst Bouquets flogen ihr von vorther entgegen. — In kurzer Zeit verläßt sie Stockholm; hoffen wir, daß sie vielleicht auch Deutschland mit ihrem schönen Talente erfreut.

[Königin Christine] heißt eine italienische Oper, die, mit schwedischem Sujet, in Stockholm zur Aufführung gekommen und mit großem Beifall aufgenommen ist. Libretto, so wie Musik sind von Mitgliedern der Stockholmer italienischen Oper. Jenes von Calsanova, diese von Ferroni. Der Text ist der Königin Witwe, die Musik dem Königl. gewidmet.

[Aus Upsala.]

Der talentvolle schwedische Componist Josephson hat die Anstellung als Musikdirector der Universität Upsala erhalten.

Feuilleton.

Nordische Sagen.

(Uebersetzt von Carl Binger.)

I.

St. Poyo.

Im Leire auf der Burg
Da giebt's ein Festgelage.

Da wird geschmaust, gezecht,
Wohl bis zum hellen Tage.

Die Deutschen dörf man dort
Den Heiland Christum loben;

Der Thor aber preist
Die alten Götter droben:

„Wohl Christus ist ein Gott,
Der Odin der ist größer.

Und ihm vertrau' ich mehr,
Als eurem Erlöser!"

Der Heide spricht es laut,
Die Dänen mögen's leiden.

Da tritt St. Poppo auf:
„Den Streit will ich entscheiden!

Daß Christus mächtiger ist,
Das will ich Dir beweisen!"

Und nimmt in seine Hand
Das glühendrothe Eisen.

Die Hand bleibt unversehrt,
Kein Fehl ist zu ersehnen:

„Erbt, das vermag der Gott,
Auf den wir Christen bauen!"

Ein heil'ges Grauen faßt
Die Heiden da im Norden.

Zur selb'gen Stunde sind
Gar Viele Christen worden.

II.

Heidentanfe.

Schon ging das Licht des Glaubens
Den Heiden auf im Lande;

Bereit zur Taufe stehet
Der Häuptling dort am Strande:

„Doch eh' ich mich auf immer
Dem Glauben ergeben, —

Sprich, werd' ich meine Väter
Auch droben wiedersinden?

Die Geister meiner Ahnen,
Wo sind sie hingegangen?" —

„Zur Hölle! in den Himmel
Kann nur der Christ gelangen!"

Der Heide stutzt; — „Wohlan denn,
So nehmt, was euch gegeben!

Mit Leber darin bei Odin
Will ich mich ewig freuen.

Behaltet euren Himmel
Für euch allein; ich scheide."

Er zog den Fuß zurück
Und ging davon, ein Heide.

Briefwechsel der Redaction.

Bitte und Dank.

Wir wiederholen hiermit unsere Bitte an die Buchhändler, Zeitungsexpeditionen, Zeitschriftverleger, gelehrte Gesellschaften ꝛc. ꝛc. in Dänemark, Norwegen, Schweden, Island und Finnland, ein Exemplar ihrer Verlagsartikel und sofort nach Erscheinen zur Besprechung in dem Zeitgeraden einsenden zu wollen.

Die Sendungen bringen sie für

Dänemark: Boie & Delbanco in Kopenhagen.
Norwegen: Feltberg & Landmark in Christiania.
Schweden: C. J. Bagge in Stockholm.
Holland: J. Wahrer in Rotterdam.
Belgien: C. Muquardt in Brüssel.

Obige Bitte gilt ebenfalls den Verlegern Deutschlands für alle Werke welche einen specielleren Bezug auf oder besonderes Interesse für die skandinavischen Länder haben. Zur Notiz für die Betreffenden werden die Titel alles im Laufe einer Woche eingegangenen Druckwerke stets kurz abgedruckt werden.

Wir danken schließlich den Herren Autoren und Verlegern, welche unserer früheren Bitte so bereitwillig entgegen gekommen sind.

Eingegangene Bücher.

Wickenbergs Album 1—3.
Skandinavisk Gallerie 1—5.
En liten Instrea
Bref från Stockholm I.
Onkel Adam, Kapelproisten.
Cuvi XII. Page.
Svenskt historiskt Magazin I.
Nyn Botanisk Notiser. 1845 1—3.
Runeberg. Fanrik Ståls Sägner I.
Historese pas Kinnekulle
Victor Hermitt. Kalen-Kiler,
Kierkegaard, S., Lilien paa Marken.
Liljeqvist, C. F., Ch sas Handel

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1½ Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lehe & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

15. Juni. № 37. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Das wahre Verhältniß der süderjütschen Nationalität und Sprache, von Dr. K. J. Clement, beleuchtet von C. F. Allen. (Schluß.) — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: β Kopenhagen, 5. Juni: Rede des Königs zum Beschluß des Reichstags. Der Besuch des Herzogs von Leuchtenberg scheint aufgegeben zu sein. — Kopenhagen, 5. Juni: die Kriegführung gegen Dänemark und die Circular-Note der preußischen Regierung vom 18. Mai d. J. — △ Kopenhagen, 7. Mai: Die Haltung des Volkes und der Reichsversammlung bei der Berathung des Grundgesetzes. — Holland: Der Ministerwechsel. Die Wahlen für die Provinzialstaaten. Abgesandte der Ingenburger Regierung in Haag. Die Colonien. Der Eisenbahnbetrieb. — Belgien: Die Kammerverhandlungen. Bewaffnung der Nationalgarde. Die Festlichkeiten in Gent.

II. Literatur Wissenschaft und Kunst. Der niederländische Dramatiker H. J. Schimmel. — Bücherschau: Krey til Danmark fra Kaabern Snare. — Nya Sånger från Nordmarken af A. A. Grafström. — Nicolay de Keyser's Tod der Maria von Medicis. — Norigen: Schwedische Preisbewerbungen. Theodor von Rodowsky.

Briefwechsel. Eingegangene Bücher.

Beilage: Das Grundgesetz des dänischen Reiches. — Die dänischen Blätter über das Grundgesetz.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Das wahre Verhältniß der süderjütschen Nationalität und Sprache, von Dr. K. J. Clement.

Beleuchtet von C. F. Allen.

(Schluß.)

III.

Es ist nun an der Zeit, etwas von den Friesen und den sogenannten Westgermanen zu sagen. Dr. Clement hat sich in den Kopf gesetzt, daß seine Landsleute einst der Hauptvölker der Welt sind, daß sie eine große weltgeschichtliche Bedeutung haben, und daß sie den Mittelpunkt ausmachen, von wo aus der skandinavische Norden „alle seine Bildung und einen großen Theil seiner Sprache“ erhalten hat; „sie haben eine unbesiegbare Macht und Ueberlegenheit allen andern Völkern der Welt gegenüber, alles auf Erden muß sich vor ihnen beugen.“ Sie sind ein Volk für sich; Dr. Clement will nicht zugeben, daß sie Deutsche genannt werden. „Alle germanischen Völker mußten nach und nach den deutschen Namen annehmen, auch die widerspänstigsten von allen, die Sachsen. Aber die Friesen nicht, zu keiner Zeit. Sie bekleten sich ihren uralten Namen (vor) und haben ein Recht darauf, und nur aus Mangel an Einsicht geschieht es, daß man die Friesen durchaus zu Deutschen machen will, und ihnen sogar unverständig zürnt, wenn sie nicht sein wollen, was sie nicht sind.“ — Aber die Geschichte weiß nichts davon, daß die Friesen eine der Hauptvölker der Welt sind; sie schweigt ganz von der weltgeschichtlichen Rolle, die sie gespielt haben sollen; sie meldet nichts von ihrer unbesiegbaren Macht und Ueberlegenheit; sie spricht nicht davon, daß ein einziges Volk, geschweige denn davon, daß alle Völker sich vor ihnen haben beugen müssen. Vielmehr berichtet die Geschichte, daß die Friesen ein stilles Volk waren, das ruhig innerhalb seiner Gränzen an den Küsten des Meeres lebte, sich mit Handel und Schiffahrt beschäftigte und lange Zeit tapfer seine Freiheit verheidigte, wenn dessen Nachbarn es dereselben zu berauben versuchten. Für diese Liebe zur Freiheit und die muthige Vertheidigung derselben verdienen sie Ehre, damit aber ist auch ihre Rechnung abgemacht; eine weltgeschichtliche Rolle haben sie nicht gespielt. Eben so wenig weiß die Geschichte etwas davon, daß die Friesen oder die Westgermanen irgend einen besondern Einfluß auf den Norden ausgeübt, oder daß Dänemark und der skandinavische Norden „alle ihre Bildung und einen großen Theil ihrer Sprache aus Südwesten“ erhalten haben. Alle Dr. Clement's seltsamen Schriften gingen ja eben darauf aus, gerade das Gegentheil zu beweisen. Er hat ja in himmelhohen Worten versichert daß es das Dänenvolk sei, von dem Geist und Bildung nach Süden und Westen ausging, und das Dänenvolk als eines der wichtigsten Elemente der Wiedergeburt des westlichen Europa dargestellt.

Wenn Dr. Clement dabei stehen geblieben wäre, daß im Herzogthum Schleswig ein und anderes Wort, ein und anderer Ortsname und Personenname von der dänischen Bevölkerung aus dem Friesischen aufgenommen sein könnte, so wäre das nichts Anderes, als was man vermöge der Nachbarschaft beider Völker und der gegenseitigen Versetzungen stattfindet finden könnte. Das müßte indessen immer von sehr geringem Umfange bleiben, und der Einfluß, den das Dänische in Schleswig auf das Friesische ausgeübt hat, muß man annehmen, ist weit größer gewesen als umgekehrt. Denn in der ältern Zeit, als die Friesen auf dem Gipfel ihrer Blüthe standen, finden wir, daß von Schleswigs dänischer Bevölkerung eine reine altnordische Sprache, wie wir aus den Runeninschriften sehen, und demnächst eine reine altdänische. wie wir aus den alten Gesetzen sehen, gesprochen werden ist. Und in der neuern Zeit ist es ja bekannt, daß das friesische Sprachgebiet, weit entfernt sich zu erweitern, von allen Seiten her, gegen Süden von dem deutschen, gegen, Norden und Osten von dem dänischen eingeschränkt worden ist.

Aber Dr. Clement geht viel weiter. So wie er in seiner oben erwähnten gelehrten und tiefsinnigen Untersuchung von dem Verhältnisse der jetzigen deutschen und dänischen Sprache heraus brachte, wenn irgend ein Wort in der dänischen Sprache einem deutschen Worte ähnelt, so hat die dänische Sprache es aus dem Deutschen erhalten; so nimmt er jetzt an, wenn er ein friesisches Wort finden kann, das irgend einem dänischen Worte ähnlich ist, daß die dänischen Sylbenväter es aus dem Friesischen erhalten haben. Es führt darauf eine Anzahl Wörter, Ortsnamen und Personennamen an, die, wie er sagt, friesisch sind, und welche Wörtern und Benennungen ähnelt, die in Schleswig gebraucht werden. Damit ist Dr. Clement's „Beweis“ fertig. „So nun bin ich mit dem Gegenbeweis fertig!“ bricht er S. 64. wohlgutfriedenen aus; aber unglücklicher Weise für Dr. Clement kommen diese dänischen Wörter nicht blos in Schleswig, sondern im ganzen Norden vor, und finden sich in der altnordischen Sprache wieder, und die Orts- und Personennamen kommen nicht blos in Schleswig, sondern auch in Dänemark, und nicht blos in Schleswig und Dänemark, sondern auch in Schweden, und nicht blos in Schleswig, Dänemark und Schweden, sondern auch in Norwegen, und nicht blos in diesen Ländern, sondern auch in Island vor. Also von dem seinen, in sich selbst zurückgezogenen Friesenvolke haben Island, Norwegen, Schweden, und Dänemark ihre Sprache, ihre Ortsnamen, ihre Personennamen erhalten! Aus Südwest! Der so hohe liegende Erklärungsgrund, wo eine wirkliche Uebereinstimmung unter Nordisch und Friesisch Statt findet, fällt dem gelehrten Dr. Clement nicht ein. Seine ganze Beweisführung ist eine Pyramide von Absurdität und Unwissenheit.

Ich muß noch einige Worte hinzufügen, um neben der Absurdität des Ganzen einige kenntliche Einzelnheiten zu beleuchten.

Dr. Clement belehrt uns, daß folgende Endungen in den Ortsnamen friesisch oder deutsch sind: Sted, Toft, Bäl, Berg, Aa, Ager,

Digitized by Google

Bro, Fjord, Hül, Hawe, Höved, Helm, Mark, Red, Rod, Sø, Thing, Wik, Wad, Bäk, Thorn, (Dorn), die Endung um. Die nordischen Sprachforscher sind nicht klüger gewesen, als daß sie alle diese Wörter aus dem Altnordischen oder Isländischen: staðr, topt, bœkr, borg, á, akr, brú, fiörðr, hangr, bugt, höfuð, holmr, mörk, nes, rjóðr, skr, thing, viðr, vad, hól oder hóll, thorp, beteitrten. Diese Ortsnamen kommen sowohl in Dänemark als in dem ganzen übrigen Norden, von Island bis Bielungen, vor. Bei einigen von diesen Wörtern fügt Dr. Clement gelehrte Anmerkungen hinzu, so bei dem Worte Aa (Fluß) „bedeutet ursprünglich Flüßchen, welches durch Marschland, niedriges Wiesenland fließt. Es ist von Anfang an ein friesisches Wort und alle Flüße zwischen Belgien und Jütland diesen einst Auen, noch jetzt viele. Von Friesland ging der Name mit den Völkerwanderungen nach Süddeutschland und verpflanzte sich auch nordwärts über die nordgermanischen Ebenen, ich meine über Jütland und die dänischen Ebenen. Auf der Skandinavischen Halbinsel aber blieb die Benennung Elf, welche auch der Elbe von den ellgermanischen Hermunduren gegeben ward, vorherrschend. — Aber hat den Dr. Clement seine Schulkenntnisse ganz vergessen? Oder hat er nie die Namen von Islands Flüssen, als Jökulsaa, Fliotsdalsaa, Ostvedaa, Thiorsaa, Rangaa, Thverraa, Hvitaa, Langaa, Laxa u. s. f. gehört? Auf Island giebt es ja kein Marschland, und die Isländer bergten, als sie von Norwegen auswanderten, wohl kaum ihre Benennungen der Flüsse des Landes von den Friesen. Die Endung Elf kommt in Flußnamen auf Island gar nicht vor. Auch in Norwegen und Schweden findet sich eine große Menge Flüsse mit der Endung aa, welches ich Dr. Clement in einer oder andern Geographie nachzusehen überlasse. Das Wort Bro (Brücke), sagt Dr. Clement, „ist eine Corruption aus Brov, und dieses wieder aus Brog. Das Wort stammt aus dem Deutschen." Von dem Worte Mark: „Mark ist ein ursprünglich westgermanisches Wort. Auf friesisch heißt es Mark, auf holländisch Mark, auf französisch (altfränkisch) Marche, davon marcher gehen, reisen." Das Wort „Hoved" kann nicht für ursprünglich dänisch gelten, denn es heißt auf plattdeutsch-holländisch hoofd. Von dem Worte Thing: „die Dänen haben ihr Wort Thing (d. h. Gericht) von uns Westgermanen erhalten." Warum nicht auch die Isländer ihr Althing? die Schweden ihr Upsalathing? Das Wort Wid (isländisch vidr, deutsch Holz, Wald) erklärt Dr. Clement aus Weidenbaum.*) Bei der Endung um bemüht er sich außerordentlich zu beweisen, daß sie nicht die alte nordische Dativform ist. Die Sache ist bekanntlich ganz einfach die, daß es in einigen Fällen die alte Dativform, in andern Fällen eine Zusammenziehung des altnordischen heim, oder in angelsächsischen und friesischen Namen von ham sein kann. Dr. Clement bemerkt: „Daß die Ortsnamen Thuning, Huhum und Tondern friesische sind, versteht sich von selbst, und es gehörte eine große Gedankenlosigkeit dazu, dieselben zu dänischen machen zu wollen." Darin bin ich ganz einig mit Dr. Clement; aber ich erlaube mir zu glauben, daß sowohl eine große Gedankenlosigkeit als eine ungemeine Lust, mit Windmühlen zu kämpfen, dazu gehört, um einen Schriftsteller wegen etwas anzugreifen, das er gar nicht gesagt hat; ich habe die Derivation dieser ursprünglich friesischen Ortsnamen mit keiner Silbe erwähnt. Die Erklärung des Namens der Stadt Aabenraa macht dem Dr. Clement viel Kopfzerbrechens; das Wort kommt früher Obnroe geschrieben vor, aber, sagt Dr. Clement, wenn das Wort ursprünglich so hieß, so kann es nicht glauben, daß die Deutschen ein „Apenrade" daraus gemacht haben würden. Wenn man weiß, wie die Deutschen andere dänische Namen verunstaltet haben (wovon ich zahlreiche Beispiele angeführt habe), so scheint doch nicht so viel Glaube dazu nöthig zu sein. Dr. Clement mag es nun glauben oder nicht, so ist es gewiß genug: Obnroe oder Aabenraa kommt her von aaben (offen) und Raa, isländisch rá, einerlei mit dem dänischen Vraa (Ecke, Winkel). Die dänischen Südjüten haben nämlich das mit den Jütländern gemein, daß sie oft v vor r auslassen. Seine Bemerkungen von den Namen Schleswig und Eckernförde sind von derselben Beschaffenheit.

Dr. Clement giebt sich überflüssige Mühe zu beweisen, daß die dänische Endung drup in Dorfnamen von Thorp herkommt; daran hat bisher niemand gezweifelt. „Aber", sagt er hinzu, „das Wort Thorp haben die Dänen aus Friesland erhalten; im eigentlichen Dänemark kommt es nur sehr selten vor, so ist z. B. im nordöstlichen Seeland ein Stangerup." Mit Dr. Clement's Erlaubniß ist indessen Thorp ein uralted nordisches Wort, das sogar in der Edda vorkommt, und darans ist thorpaeri (ein Dorfbewohner) gebildet; nimmt Dr. Clement an, daß die Dänen Dänemark aus den 13ten oder 19ten Jahrhundert vor sich, so wird er das Land mit einer Menge Dörfer mit den Endungen thorp und drup überfüllt finden. Geht er nach Schweden hinüber, so ist das nämliche der Fall, und mitten zwischen Norwegens Felsen wird er auch Thorpe finden. Sollte man glauben, daß die Unwissenheit so weit gehen könne? Seine Erklärung von Thorp: „ein gar Sicherheit gegen Wasserneth der Nordsee oder deren Sturmfluthen aufgeworfener Wohnhügel", paßt auch vortrefflich. Er hat doch wohl nicht in seiner Gelehrsamkeit Thorp mit „den Warfen" auf den Halligen der Nordsee und den Marschländern verwechselt?

In Veranlassung von Thorp hat übrigens Dr. Clement eine der glänzendsten Stellen in seinem Buche, welche ganz abgesehen von uns das Vergnügen nicht versagen können; „Die Dänen haben ursprünglich keine Dörfer gekannt. Dorf zeigt ein gemeinschaftliches und geselliges Wohnen, ein hergebrachtes westgermanisches Volksleben an. Den Dänen war sein Hof oder sein dänisches Dorf seine besondere nur ihn und seinen andern angehende Wohnung. Daher kann er weder unser Dorf noch Stadt anders als durch By, d. h. ursprünglich Wohnung, bezeichnen. Die Dänen und alle Ostgermanen haben von jeher einen Hang gehabt, vereinzelt und für sich zu wohnen (!)." Ich sehe voraus, daß Dr. Clement eine totale Revolution in der dänischen Alterthumsgeschichte und Agriculturstörie hervorbringen wird, so wie seine Verschwörung: „Der Gott Wodan ist viel älter als sein verstümmelter Abkömmling Odin", eine ähnliche Umwälzung in der nordischen Mythologie ankündigt.

In der Erklärung der Personennamen übertrifft Dr. Clement sich selbst. Solche Namen, als Erik, Ebbe, Tage, Ole, Axer, Gunner, Gyde, Lage, Iver, Bue u. s. w., sollen friesisch sein. Jeder, der die geringste Kenntniß der alten Geschichte und der alten Sprache des Nordens hat, kennt sie als nordische Namen. Noch heißt in manchen Gegenden von Norwegen jeder zweite oder dritte Bauer Ole, und eben so in Schweden Erik. Wenn Dr. Clement etwas beweisen wollte, so müßte er zeigen haben, daß diese und die übrigen Namen, die er anführt, ihre Wortbedeutung im Friesischen hätten und bloß aus diesem erklärt werden könnten; dann hätte er dargethan, was er sollte. Aus dem Altnordischen sind sie leicht zu erklären, z. B. Erik aus o immer und rike mächtig; Axer aus ássur, welches im Altnordischen einen Adler bedeutet; Gunner ein Krieger, von gunn Krieg u. s. w. Oder er hätte zeigen müssen, daß sie sich bloß in Schleswig, nicht zugleich in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island fänden, und es dadurch wahrscheinlich gemacht, daß sie von Friesland aus zu den dänischen Schleswigern gekommen wären. Doch nichts von dem allen versuchte er. Welchen ausgezeichneten Griff Dr. Clement auf Untersuchungen der Art hat, ergiebt sich auch aus der Weise, worauf er von der charakteristischen Eigenthümlichkeit bei den nordischen Namen spricht, welche sie gerade von den deutschen unterscheidet, nämlich daß sie durch die Endung sen oder sön gebildet werden. „Das ist", sagt er, „nur ein kleines dänisches Anhängsel von wenig Erheblichkeit (?)."

Dr. Clement macht indessen doch einige Einräumungen. Er bemerkt, daß einige von den Namen freilich ursprünglich dänisch und skandinavisch, während hingegen die übrigen friesisch sind. Unter die ersteren rechnet er Esbje, Truels, Thorstein, Lars oder Lars, Mikkel („ursprünglich ein Beiname, wie das plattdeutsche Groot"), Falke, Sören u. a. m. Es thut mir leid, daß ich diese Einräumung nicht annehmen kann. Ich habe gesagt, daß einige der von mir angeführten Namen als ursprünglich altnordische, andere hingegen als zeit in Dänemark und den übrigen nordischen Ländern übliche und gangbare Namen sier die Nationalität Schleswigs von Bedeutung sind; aber Namen, wie Lars und Sören, sind, wenn ich dem Sprachforscher Dr. Clement das sagen darf, sind nicht altnordische Namen, sondern gehören zu den kirchlichen, wovon er zuvor gesprochen hat, sie kommen von Laurentius und Severinus her, und sind nicht skandinavisch. Das ist auch Mikkel nicht, obgleich ich aus der Zusammenstellung mit Groot sehe, daß Dr. Clement es von dem altem Mykil herleitet, welches groß bedeutet. Mikkel ist wirklich nichts Anderes als das hebräische Michael, welche Name, den der Erzengel Michael hat. Dem Namen Juel hingegen möchte ich wohl für das Dänische vindiciren; ich nehme an, daß es mit dem jetzt üblichen dänischen Worte Hjul (englisch wheel, deutsch Rad) einerlei ist, obgleich Dr. Clement es aus dem Hebräischen herleitet und es für einerlei mit dem Namen des Propheten Joel erklärt. Die Namen Jeppe und Jens, versichert Dr. Clement, sind ursprünglich friesische Namen, und er giebt sorgfältig ihre Formen im Nordfriesischen und Westfriesischen an. Es thut mir leid, ihm sagen zu müssen, daß sie nichts Anderes als die hebräischen Namen Jakob und Johannes sind. Jens und Jeppe sind übrigens

*) Wer denkt hierbei nicht an die vortreffliche deutsche Erklärung des dänischen Wortes Bonde (Bauer) von einem „gebundenen Manne?"

Digitized by Google

über ganz Dänemark übliche Namen. Hat Dr. Clement nie von einer Komödie von Holberg, die Jeppe von Bjerget heißt, sprechen hören?

Mit dem allen will ich gar nicht läugnen, daß Dr. Clement ein ausgezeichneter und gelehrter Sprachforscher ist; ich meine nur, daß er selbst Mal, wenn er diese Eigenschaften an den Tag legt, sehr wenig Glück hat. Daß er ein Mann ist, der eine Masse von allerlei eigenthümlichen Kenntnissen besitzt, ist nicht zu bezweifeln, da er selbst es versichert. Er sagt S. 35: „Ich will Herr Allens Behauptungen auf einmal, mit Einem Schlage vernichten. Denn man sieht, daß niemand in den Herzogthümern wider solche Bücher auftritt, und auch schwerlich einer dazu fähig sein wird, da eine Masse von allerlei eigenthümlichen Kenntnissen dazu gehören (gehört)."

Dr. Clements Bemerkungen über die in Schleswig üblichen, eigenthümlich altnordischen Wörter, sind von derselben Beschaffenheit wie die über Personen- und Ortsnamen. Aber ich habe mich vielleicht schon zu lange bei dieser Masse von zusammengehäuften Ungereimtheiten aufgehalten; ich will nicht aufs neue eine von den 12 Arbeiten des Herkules aufführen.

IV.

Vor einigen Jahren gab der bekannte Schleswig-Holsteiner Dr. Heiberg eine pseudonyme Schrift mit dem Titel „Zwölf Fabeln in den nordschleswigschen Mundarten mit Uebersetzungen in der Schriftsprache" heraus. Die Absicht mit diesem Buche war zu zeigen, daß die Sprache, welche die dänische Bevölkerung in Schleswig spricht, ein Patois und im Grunde deutsch sei. Ungeachtet das Buch in einer so feindlichen Absicht verfaßt war, wurde es doch, da es die Volkssprache in Schleswig im Ganzen mit Treue wiedergab, von den dänischen Schriftstellern mit Begierigkeit genommen, welche gerade das deutschen bewiesen, daß die von der dänischen Bevölkerung in Schleswig gesprochene Sprache eine echte dänische Volkssprache sei, und die Absicht des Herausgebers wurde durch die Erklärung eines der gelehrtesten Verkämpfer des Schleswig-Holsteinismus, des Etatsraths Falck, der Wahrheitsliebe genug besaß, gegen solche falsche Behauptungen aufzutreten, durchaus zu Boden geschlagen. Dr. Clement hat sich nicht dadurch belehren lassen; daß er westgermanisch statt deutsch sagt, thut nichts zur Sache. Er ist indessen nicht glücklicher als sein Vorgänger. Von der Sprachprobe, die er S. 33. mittheilt, und die er von einem Prediger in Norder-Hadstedt erhalten hat, muß man eben das sagen, was von den 12 Fabeln gilt, daß sie dänische Volkssprache in schleswigschem Dialekt ist, nur daß hier einige heidnische Wörter unter die dänischen eingeflickt sind. Von dem aber, was Dr. Clement darauf von seinem Eigenen hinzufügt, können wir keine Notiz nehmen, dazu ist seine sprachliche Autorität gar zu geringe, und überdieß sind seine Mittheilungen gar zu apodyktisch. Er klärt uns nicht darüber auf, von welchem Orte in Schleswig sie sind. Hat er sie aus einem von den Dörfern in dem südlichen Theile von Schleswig, wo früher Friesisch gesprochen worden ist, das aber jetzt auf dem Punkte steht, ganz von dem Dänischen verdrängt zu werden; so ist es ja ganz glaublich, daß sich einiges Friesisches darin findet.

Dr. Clement spricht darauf manches von dem Artikel å, der in Südjütland und einem großen Theile von Nordjütland vor das Wort gesetzt wird, während der Artikel sonst im Dänischen dem Worte nachgesetzt wird. Er findet darin einen großen Beweis, daß die dänische Sprache in Südjütland, und also auch in einem großen Theile von Nordjütland, undänisch und Friesisch ist. Indessen muß ich zuerst bemerken, daß man kein so großes Gewicht auf eine solche Eigenthümlichkeit legen kann. Der Artikel ist ein Redetheil, der sich erst später in den Sprachen entwickelt; gerade in den allerältesten Denkmälern der altnordischen Sprache findet sich nicht die Eigenthümlichkeit, daß der Artikel angehängt wird; auch ist der Artikel å in Schleswig nie in die Schriftsprache übergegangen, er findet sich weder in den schleswigschen Runeninschriften noch in den Gesetzen. Demnächst ist sein Grund dazu, daß aus dem Friesischen herzuleiten, da der Artikel in der ältern friesischen Sprache nicht so lautet. Doch wie es sich auch damit verhalten mag, so kann ein solcher Gebrauch des Artikels eine Sprache, die in allen ihren Eigenthümlichkeiten dänisch ist, nicht zu einer deutschen oder westgermanischen machen.

Der andere Grund, den Dr. Clement anführt, würde wesentlicher sein, wenn er richtig wäre. Er versichert nämlich, daß die dänische Sprache in Südjütland nicht die eigenthümlich dänische und nordische Weise habe, die Passivform der Verba durch s oder s anstatt, wie im Deutschen, durch ein Hülfswort mit ihm zu bilden; aber es thut mir leid, ihn hier wieder aus seinen Illusionen aufstören zu müssen. Es verhält sich nicht so, wie er sagt; er braucht bloß in „12 Fabeln" S. 34 aufzuschlagen, so wird er in einem Stücke von 10 Zeilen zwei Beispiele der dänischen Passivform (lokkes in I dem — fores med Hyl) finden.

Ich will jetzt zwei Zeugnisse von der dänischen Sprache in Schleswig von zwei angesehenen Männern anführen; das eine von Outzen, einem gelehrten Sprachkenner, der ein eingeborner Schleswiger war und seine ganze Lebenszeit in Schleswig zubrachte; das andere von Etatsrath Falck. Outzen sagt: „Ohne diese unsere Sprache mit irgend einer andern in Vergleichung zu stellen, ohne sie von irgend einer Seite oder auf Kosten einer andern besonders herauszuzeichnen, oder sie gegen andere herabzuwürdigen, will ich blos dies Eine davon sagen: Sie ist unsre alte reine Landessprache. Denn auf dem Lande, wo man nicht so viel Gemische von fremden Leuten und fremden Sprachen hört, wo man gemeiniglich gern beim Alten bleibt, ist die Sprache, überhaupt betrachtet, noch immer die alte, im Ganzen noch unverändert, obschon den Dialekten nach ein wenig verschieden." Etatsrath Falck äußert in Veranlassung der obenwähnten 12 Fabeln Folgendes: „Daß die Sprache, welche in nördlichen Theile des Herzogthums Schleswig gesprochen wird, dem dänischen Sprachstamme angehöre: darüber kann kein sprachkundiger und unparteiischer Mann einen Augenblick ungewiß sein. Der Herr Verredner (Dr. Heiberg) scheint freilich daran zu zweifeln, ob die Mundarten in dem nördlichen Schleswig der dänischen Sprache angehören oder nicht. Verstehen wir ihn recht, so hält er die nordschleswigschen Mundarten für Deutsch. Beides bezeichnet er sie nicht als dänisch, theils behauptet er gerade zu, daß diese durch die neuere Schul- und Kirchensprache einen mehr dänischen Anstrich erhalten hätten; im Grunde müssen sie also wohl deutsch sein. Dieselbe Ansicht ist in dem Titel des Buches ausgesprochen. Wie eine solche Auffassung der Sache hat stattfinden können, ist mir vollkommen unbegreiflich. Es kann schon an und für sich vernünftigerweise kein Zweifel obwalten. Vollends muß jeder mögliche Zweifel verschwinden, wenn man die nordschleswigsche Mundart mit den dänischen Volksdialekten in den verschiedenen Theilen des Königreichs vergleichen will."

Dr. Clement hat natürlich kein Gefühl für die Unterdrückung, die Jahrhunderte lindrigen Druck die Muttersprache der dänischen Schleswiger ausgeübt werden ist und noch ausgeübt wird. In einem großen Theile von Schleswig sind die dänischen Bewohner genöthigt, deutsche Predigt zu hören, und ihre Kinder in deutscher Sprache unterrichten zu lassen. Dr. Jensen, ein Deutschschreibender Schleswiger und mit deutschen Sympathien, aber wahrheitsliebend, rechnet in seinem gedachten Werke (Kirchliche Statistik von Schleswig), daß vor wenig Jahren herauf kam, 11 Kirchspiele, in denen die Volkssprache dänisch, aber Kirchen- und Schulsprache deutsch ist. Bei den meisten derselben bemerkt er, daß die Kinder, wenn sie zur Schule kommen, kein deutsches Wort verstehen.

Von der Unterdrückung und dem Unrecht, welche die dänische Sprache in frühern Zeiten in Schleswig erlitten hat, ist der vorgenannte schleswig-holsteinische gesinnte Geschrte, Etatsrath Falck, ein gültiger und unparteiischer Zeuge. Er äußerte in der Ständerversammlung: „Ich muß der Behauptung widersprechen, daß die deutsche Sprache binnen kurzer Zeit in Schleswig allgemein werden werde; dazu ist in den Distrikten keine Aussicht vorhanden, wo das Dänische Kirchen- und Schulsprache ist. Damit können noch Jahrtausende hingehen. In den südlichen Theilen des Herzogthums ist die dänische Sprache durch gewaltsame Maßregeln verdrängt worden." Was sagt nun Dr. Clement von dieser Aeußerung? Er sagt: „Das war ein unbedachtsames Wort." Ja, wenn die Bedachtsamkeit fordert, nichts Anderes auszusagen, als was einer gewissen Parteibefreiung fremmt, so war es freilich ein unbedachtsames Wort (Dr. Clement wird sich schon vor unbedachtsamen Worten, wenigstens in dieser Richtung hüten). Falck giebt natürlich auf Schwanen und Angeln; aber Dr. Clement nimmt es vom Dänischwald, und da nun niemand jemals behauptet hat, daß die dänische Sprache in Dänischwald herrschend gewesen sei, so hat er ein leichtes Spiel. Er sagt triumphirend: „Wer die geschichtlichen Beweise dafür bringen kann, daß im Dänischwald einst dänische Sprache geherrscht habe, der möge es ungesäumt thun." Das ist tiefste Logik, als wenn jemand sagte: „In vielen Gegenden von Deutschland ist die slavische Sprache durch gewaltsame Maßregeln verdrängt worden", und ihm darauf geantwortet würde: „Aber können Sie beweisen, daß die slavische Sprache jemals in Hamburg geherrscht habe?"

Noch ist uns übrig, einige Bemerkungen über das Zahlverhältniß der Dänisch und Deutschsprechenden Bewohner des Herzogthums hinzuzufügen. Ich habe in meiner Schrift die Anzahl der Dänischsprechenden Einwohner zu 173,000, und mit Inbegriff derer, die bloß Dänisch verstehen und zum Theil noch sprechen, zu 209,000, die

Digitized by Google

Anzahl der Friesen und Deutschen zu 154.000 angegeben; Dr. Clement hingegen giebt die Dänen zu 91.000, die Deutschen und Friesen zu 258.000 an. Der Unterschied ist, wie man sieht, sehr groß. Es wird wohl schwer halten, Dr. Clement mit Gründen zu überzeugen, doch will ich, ehe ich zu einem andern Mittel greife, einige Wahrscheinlichkeitsgründe anführen, daß die von mir angegebene Zahl richtig, die seinige hingegen falsch ist, obgleich ich freilich nicht hoffen darf, daß es Eindruck auf ihn machen wird.

Ich verweise dergestalt auf eine Reihe von Schriftstellern, fast lauter Deutschen, welche ich in meiner Schrift S. 74—77 angeführt habe, und die ich hier mit den beiden neuesten Topographen und Statistikern des Herzogthums Schleswig, Gudme und Schröder, vermehren will. Diese 9 Schriftsteller haben von 1770 bis zu unsern Tagen geschrieben und sind alle darin einig, daß Südgränze der dänischen Sprache ungefähr eine Linie von Husum bis zu der Stadt Schleswig und dann die Schlei oder ein wenig nördlich von derselben anzugehen. Wenn aber die dänische Bevölkerung ein so bedeutendes Gebiet des Herzogthums einnimmt, so kann es wohl nicht richtig sein, dieselbe nur zu einem Viertel von dessen Volkszahl oder 91.000 anzugeben.

Ich verweise ferner auf die Aeußerungen des berühmten Reisenden Kohl. Diese lauten so: „Es ist möglich, daß für die Zukunft die dänische Sprache in den benachbarten Gegenden schneller und völliger als bisher unterliegen wird. Ich sage, es ist möglich; aber vorläufig steht erst noch das Faktum fest, daß die deutsche Sprache seit ihrem ersten Zusammenstoßen mit der dänischen in der Gegend der Schlei, während ihres fast beinahe tausendjährigen Kampfes mit ihr, sie nur in einem kleinen Distrikte von kaum 9 Quadrat-Meilen völlig vernichtet hat. „Auch in vielen andern Dingen soll sich noch jetzt die alte Sage, daß Dan, der Ursater der Dänen, und Angul, der Urvater der Angeln, Brüder waren, bestätigen. So z. B. soll sich selbst in den deutschredenden Distrikten noch eine besondere Vorliebe für alte skandinavische Traditionen und für die Lectüre der alten dänischen Geschichtschreiber kund geben. Es sollen hier und da um einen alten Mann des Dorfes, der noch Dänisch versteht und die alten Sagen-Bücher vorlesen kann, sich gern die Leute versammeln, um ihm zuzuhören."

Demnächst könnte ich darauf aufmerksam machen, daß der Mann, dessen Berechnungen ich zum Grunde gelegt habe, Etatsrath Paulsen, als Gelehrter seiner Gründlichkeit und Genauigkeit wegen bekannt, als Politiker von allen Seiten als ein besonnener und gemäßigter Mann anerkannt ist, und daß diese Berechnungen mit der skrupulösesten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt ausgeführt sind; aber ich gewiß, daß die einigen Eindruck auf Dr. Clement machen wird.

Ich könnte ferner sagen, daß Dr. Clement doch selbst wissen muß, daß seine eigene Autorität nur geringe ist, und daß seine geringe Autorität ohne Zweifel durch die Schrift, die ich hier durchgegangen habe, nicht vermehrt werden wird; aber ich weiß nicht, ob Dr. Clement so viel Selbsterkenntniß hat.

Ich kehre daher zu meiner alten Methode zurück, gegen die Behauptung der Schleswig-Holsteiner solche Autoritäten aufzustellen, an deren Gültigkeit kein Zweifel sein kann, und deren Competenz kein Schleswig-Holsteiner bestreiten darf.

Zuerst führe ich denn den geachteten Dr. Jessen, Prediger in Angeln, an. Wie gesagt, schreibt er Deutsch und ist Deutsch gesinnt; aber er ist wahrheitliebend; selbst Dr. Clement wird nicht wagen, sein Zeugniß zu verwerfen. Er giebt in seiner kirchlichen Statistik des Herzogthums Schleswig, 1840, Bd. I. S. 25 und 26, die Anzahl der Dänisch sprechenden Einwohner des Herzogthums Schleswig zu 160.000, und die ganze Bevölkerung des Herzogthums, nach der Volkszählung von 1835, zu 338.000 an, also macht nach Dr. Jensen die dänische Bevölkerung fast die Hälfte aus. Nach der Volkszählung von 1845, der ich gefolgt bin, macht die Bevölkerung des Herzogthums 363.000 Seelen aus. Vertheilt man den Unterschied bei den Volkszählungen, der 25.000 ist, verhältnißmäßig unter die dänische und deutsche Bevölkerung, so wird die dänische, wenn man Dr. Jensen's Berechnung zum Grunde legt, ungefähr 171.000, also noch immer gegen die Hälfte der ganzen Bevölkerung des Herzogthums ausmachen; aber Dr. Clement, der der Volkszählung von 1840 (350.000) folgt, giebt die Anzahl der Dänischsprechenden zu 91.000, oder nicht viel über ein Viertel der ganzen Bevölkerung, an. Dieser Unterschied zwischen ihm und den unparteiischen und kundigen, und doch von deutscher Gesinnung beseelten Dr. Jessen ist groß!

Um aber dem Dr. Clement jedes Schlupfloch zu rauben, will ich eine Autorität anführen, die Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute ist, eine Autorität, welche anzuerkennen er auf keine mögliche Weise sich weigern kann, das heißt die schleswig-holsteinisch gesinnten Beamten in dem nördlichen Theile des Herzogthums Schleswig. Diese Beamten haben vor einigen Monaten eine Adresse an die sogenannte gemeinschaftliche Regierung eingereicht, welche in der nordschleswig'schen Zeitung (dem eigenen Organ der schleswig-holsteinischen Regierung) vom 17. März d. J. zu lesen gewesen ist. In dieser Adresse heißt es: „Auf dem festen Lande des Herzogthums Schleswig leben in den Aemtern Hadersleben, Apenrade, Lygum-Kloster, in Sundewitt und einem Theile des Amtes Tondern, auf ungefähr 70 Quadratmeilen, gegen 120.000 dänischsprechende Einwohner, unter welchen die Meisten von uns, in einer Reihe von 10 bis 20 Jahren, als Beamte geiebt und gewirkt haben." — Also auf dem festen Lande leben 120.000 dänischsprechende Einwohner. Legt man nun dazu die Bevölkerung der Inseln Alsen und Aerö, von denen die erste über 20.000, die letzte über 10.000 Einwohner hat (ich vermuthe, daß Dr. Clement und die Herren Beamten nichts gegen diese Zahlen oder dagegen, daß diese Bevölkerung im Ganzen für dänischsprechend gerechnet wird, einzuwenden haben), so wird die Zahl der dänischsprechenden Einwohner im ganzen Herzogthume Schleswig, nach der Angabe der Beamten, 150.000. Das stimmt zwar nicht mit meiner Berechnung, aber ich habe auch nie erwartet, mit diesen Herren einig zu werden. Allein Dr. Clement, den man doch mit diesen seinen Gesinnungsfreunden einig glauben sollte, giebt die dänische Bevölkerung nur zu 91.000 an. Ich will kein sogartiges Wort, als „Lüge," welches er gegen den ehrenwerthen Ostpreußen zu gebrauchen sich nicht entblödet, auf ihn anwenden; aber ich wende mich an sein Gefühl für Ehre und Schande, und frage ihn, ob er sich nicht schämt, daß für das Resultat einer wissenschaftlichen und unparteiischen Untersuchung auszugeben, wodurch die dänische Bevölkerung Schleswigs 60 Prozent geringer gemacht wird, als selbst die Beamten der schleswig-holsteinischen Partei, die von allen Menschen als meist parteiisch für die deutsche, und meist parteiisch gegen die dänische Bevölkerung angenommen werden müssen, dieselbe angeben.

Jene Adresse enthält übrigens verschiedene andere Zeugnisse von der dänischen Bevölkerung in Schleswig, die von großem Gewicht und großer Bedeutung sind, da Niemand die Verfasser wegen Parteilichkeit für Dänemark in Verdacht haben kann. Ich will diese Zeugnisse hier anführen, sie sind ein neues Glied in der langen Reihe von deutschen und schleswig-holsteinischen Zeugnissen von Verhältnissen und Stimmungen in Schleswig, welche ich früher angeführt habe. Die Adressschreiber sagen:

„Wir haben gesehen, wie im März und April d. J. die hiesige Bevölkerung bei der ersten Einberufung ihre wehrpflichtige Mannschaft in die Reihen der dänischen Linie stellte und sich mittelbreite von dänischen Emissairen zu einem Landsturm gezogen die erwarteten deutschen Truppen und Vagabunden organisiren ließ. Wir haben gesehen, daß in jener Zeit nach dem Befehle dänischer Autoritäten hiesige deutschgesinnte Beamte, durch Hilfe oder unter dem Beistand eigener Untergebener, als Hochverräther aus dem Lande geschleppt und nach Dänemark entführt wurden; so wie andere Anhänger der deutschen Sache unablässigen Plackereien und Angebungen, ja sogar lebensgefährlichen Nachstellungen mitten unter der hiesigen Bevölkerung ausgesetzt gewesen sind."

„Es ist notorisch, daß die deutschen Truppen sich während des Feldzugs im vorigen Sommer überall in dem nördlichen Schleswig von dänischen Spionen umgeben gesehen, und die Einwohner ihres in gebrömen Verkehre mit der dänischen Armee, besonders aber die Küstenbewohner in heimlichen Signalisirungsversuchen betroffen haben."

„Ferner ist es Thatsache, daß in den nordschleswig'schen Aemtern entweder kein Versuch zur Wahl zu der deutschen Nationalversammlung gemacht wurde, oder sich doch zu der angesetzten Wahl nur sehr wenige Wähler einfanden."

„Die Gleichgültigkeit gegen die Wahlen zu der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung ging in den nordschleswig'schen Wahldistricten so weit, daß von ungefähr 2000 Wählern ungefähr gewanzig bis dreißig erschienen, und daß zwei von den Districten gar nicht repräsentirt wurden."

Gegen die Aufhebung der Verbindung Schleswigs mit Dänemark sind eine Menge Petitionen in Umlauf gesetzt und, mit zahlreichen Unterschriften versehen, nach Kopenhagen eingesandt worden."

„Für die Incorporation in Deutschland sind in Nordschleswig vom Lande keine, für die Beibehaltung der Real-Union mit Holstein verhältnißmäßig nur wenige Petitionen eingegeben worden."

„Die Theilnahme des Volkes an den Gebieten der dänischen Sache thut sich dem unbefangenen Auge durch mancherlei Symptome kund, insonderheit aber durch den Hang, die einstattigen Gerichte von den Waffenplätze und der Macht der dänischen Armee, so wie von den Unfällen und

Digitized by Google

dem innern Zwiste der Gegner aufzufassen und zu verbreiten."

„Als Kriterien der Abneigung der Bevölkerung gegen Deutschland und den Holsteinismus müssen wir die Unempfänglichkeit derselben für die Befehle, sowohl der provisorischen als der gemeinschaftlichen Regierung und den passiven Widerstand, der in größerm oder geringerm Grade mehr oder weniger hartnäckig gegen die Bekanntmachung der schleswig-holsteinischen Verordnungen, gegen das Wirken der deutschgesinnten Prediger, gegen die Einkassirung der Steuern und die Ausschreibung zum Kriegsdienste, der neulich sogar zu handgreiflicher Ausfälligkeit gegen das zur Eintreibung der Steuern ausgesandte Militär-Kommando überging, aufgetreten ist, gelten lassen."

„Das oben Angeführte setzt es außer allem Zweifel, daß die dänische Nationalität in Nordschleswig zahlreich repräsentirt ist, und daß die dänische Sache hier auf viele Sympathieen Rechnung machen kann."

So zeugen die dritschgesinnten Beamten in Nordschleswig.

E. F. Allen.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

β Kopenhagen den 5. Juni 1849. Heute hat der König den Reichstag mit folgender Rede geschlossen: „Dänische Männer! Unsern Auftrag habt Ihr treu vollzogen. Ich bin den vorgelegten Abänderungen beigetreten, die Ihr zu dem Entwurf eines Verfassungsgesetzes, den ich Euch habe vorlegen lassen, vorgeschlagen habt, und ich habe demnach heute das Grundgesetz für Dänemarks Reich angenommen, unterschrieben und zur unverbrüchlichen Befolgung verordnet lassen. Dieses Werk, das die Grundlage zur künftigen Entwickelung unsres geliebten Vaterlandes sein soll, ist soweit zu Ende gebracht unter den Bande der Eintracht, das hier so glücklich König und Volk vereinigt; allein noch seufzt das Land unter den so ungerechten wie harten Kampfe, mit den uns ein überlegener Feind übergezogen hat. Unter diesen Umständen können Fälle eintreten, deren Abwachung der Mitwirkung von Seiten des Volkes erfordern, und die nicht bis zum grundgesetzmäßigen Zusammentreten des Reichstages aufgeschoben werden kann. In solchen Fällen behalte ich mir vorbehalt vor — indem ich hiermit in Gnaden die gegenwärtige Versammlung auflöse — Euch wieder als die Vertreter des Volkes zusammenrufen lassen zu können. Der Allmächtige schenke dem jetzt von uns vollendeten Werke seinen Segen, daß es zu Dänemarks wahrem Wohle gereichen möge."

Der König wurde nach geholtener Rede mit donnernden Lebehoch begrüßt, worauf der Präsident, Schouw, die Versammlung für aufgelöst erklärte. — Somit wäre denn die Arbeit unserer Reichsversammlung beendet. Bis hat sie ihre Aufgabe gelöst? wird ihr Werk sich dauerhaft zeigen? diesen sind Fragen, deren Beantwortung wohl der Zeit überlassen sein muß. Den Ruhm kann man ihr aber nicht nehmen, daß sie so viel als irgend möglich gesucht hat ihre Arbeit zu fördern, daß die verschiedenen Parteien Dieses von ihren Forderungen nachgegeben haben, um zu einer Verständigung zu kommen. Man konnte vielleicht sagen, daß es den Anschein hatte, als ob es den Parteien mehr daran gelegen war, irgend eine Verfassung, als eine Verfassung auf bestimmte Prinzipien basirt, zu bekommen; jedenfalls aber hat die Versammlung das zu wahren gewußt, was sie als die Hauptsache ansah: das allgemeine Wahlrecht

Der Rede des Königs zu Folge, ist die Versammlung freilich aufgelöst, doch will dem Vorbehalte, daß die Regierung sie wieder zusammentreten lassen kann; solches dürfte aber wohl nur der Fall werden, wenn ein Friedensabschluß mit Deutschland die Mitwirkung der Volksversammlung nothwendig machen würde, oder vielleicht wenn neue Steuern ausgeschrieben werden müssen, welcher letztere Fall doch nicht wahrscheinlich ist. Die bestehenden Steuern werden laut eines heute veröffentlichen Königlichen offenen Briefes, von der Regierung noch bis zum 1. April 1850 unverändert erhoben werden.

Die Friedensgerüchte sind wiederum verstummt; von der Ankunft einer russischen Flotte hat man auch nichts gehört; der Besuch des Herzogs von Leuchtenberg scheint aufgegeben zu sein; solches will man wenigstens hier bestimmt wissen. — Vom Kriegsschauplatze ist nicht vieles zu berichten; freilich erscheint täglich ein Bulletin, das von kleinen Scharmützeln Nachricht giebt; etwas Entscheidendes ist nicht geschehen, und wird wohl noch davon auch nicht geschehen.

Kopenhagen, den 5. Juni. Wissen wir nicht, daß General Prittwitz noch in Jütland steht, daß Bonin nach „schleswig-holsteinischer General" ist, Bonin, der preußische Bonin, — hätten wir nicht gehört mit eigenen Augen gesehen, daß preußische Husaren, als Kriegsgefangene hier eingebracht worden, — wir hielten die Behauptung, daß Preußen, Sachsen und Hannover fortfahren, den Krieg gegen Dänemark zu führen, für eine Lüge. — Denn wir haben vor einigen Tagen eine Circulair-Note des Grafen Brandenburg vom 28. Mai d. J. an alle deutsche Regierungen gesehen, durch welche ein „Entwurf der Verfassung des deutschen Reiches" zur „reiflichen und eingehenden Erwägung" übersandt wird. Der preußische Premier-Minister sagt: .... „In mehreren Theilen Deutschlands ist die gesetzliche Autorität durch den Umsturz umgestürzter ..... „um diesen Gefahren gewachsen zu sein, „um den Kampf siegreich zu bestehen, dessen Ausgang sonst alle deutschen Lande mit gleichem Verderben treffen würde, bedarf es vor allem einer „vollen Uebereinstimmung in den Handlungen der „Regierungen" — und doch stimmt Preußen mit den aufrührerischen Schleswig-Holsteinern gegen die gesetzliche Regierung jener Herzogthümer!.. — „Hierauf ist, auf Grund einer von Preußen vorgelegten Proposition, der Entwurf einer Reichsverfassung hervorgegangen, welchen sie sämmtlichen Gliedern des deutschen Bundes von 1815 „als ihren gemeinschaftlichen Vorschlag, und in „der Hoffnung vorlegen, daß derselbe „ihre Zustimmung finden werde."

Der Artikel 1. der deutschen Bundesacte von 1815 lautet aber: „Die souverainen Fürsten und „freien Städte Deutschlands, mit Einschluß Ihrer „Majestäten des Kaisers von Oesterreich und der „Könige von Preußen, von Dänemark und der „Niederlande, und zwar der Kaiser von Oesterreich „und der König von Preußen, beide für ihre ge„sammten, vormals zum deutschen Reiche gehörigen „Besitzungen, der König von Dänemark für „Holstein, der König der Niederlande für das „Großherzogthum Luxemburg, vereinigen sich zu „einem beständigen Bunde, welcher der deutsche „Bund heißen soll."

Also: Preußen legt den Entwurf der Verfassung des deutschen Reiches dem Könige von Dänemark als Glied des deutschen Bundes von 1815 für Holstein vor, „in der Hoffnung, daß derselbe seine Zustimmung finden werde."

Der Entwurf sagt aber, und Preußen hofft zur Geltung zu bringen: Art. I. §. 1. „Das deutsche „Reich besteht aus dem Gebiete derjenigen Staaten „des bisherigen deutschen Bundes, welche „die Reichsverfassung anerkennen."

Also: von den Ländern des Königs von Dänemark wird, — wenn dieser die Reichsverfassung anerkennt, — Holstein und Lauenburg zum deutschen Reiche gehören; Schleswig nicht. Siehe auch Entwurf Abschnitt III. §. 67. Art. I. §. 2. „Bei ein deutsches Land (Holstein) mit einem nicht deutschen Lande (Schleswig oder Dänemark?) dasselbe Staatsoberhaupt (Friedrich VII.), so soll das deutsche Land (Holstein) eine von dem nichtdeutschen Lande (Schleswig) getrennte eigne Verfassung, Regierung und Verwaltung haben."

Daß dies die Zustimmung Sr. Majestät König Friedrich VII. finden werde hofft Preußen; — aber es kämpft mit den aufrührerischen Schleswig-Holsteinern für „die Selbstständigkeit der Herzogthümer Schleswig-Holstein." für die „Ungetrennlichkeit der Herzogthümer Schleswig-Holstein"! — gegen ihren rechtmäßigen Fürsten.

Wir sind nicht im Stande das zu begreifen! Vielleicht wird die Zukunft diese Widersprüche lösen, und uns die Frage beantworten, — mit welchem Rechte und in welcher Absicht führt Preußen Krieg gegen Dänemark?" —n.

△ Kopenhagen, den 7. Juni. Ihr Blatt hat es sich unter Anderem zur Aufgabe gestellt, in Deutschland eine genauere Kenntniß des nordischen Volkscharakters, — der ganzen nordischen Entwickelung zu verbreiten. Man hat hier in der Beziehung in diesen Tagen eine Erfahrung gemacht, die für den Beobachter der öffentlichen Zustände und des Volkslebens reichen Stoff zum Nachdenken geben muß. Sie wissen, daß am Mittage des 5. Juni, der König mit seiner Hofumgebung und dem Ministerium in die Reichsversammlung trat, und der Versammlung anzeigte, daß Er das dänische Reichs-Grundgesetz so wie die Reichsversammlung es vorgeschlagen, angenommen und unterschrieben habe? Damit war Dänemark, — das eine Stunde zuvor die unumschränkteste Monarchie in Europa gewesen — eine der freiesten Verfassungen gegeben, die bisher Gesetzeskraft erhalten haben. Das Königsgesetz — dieses alte Schreckbild der Liberalen, — ist aufgehoben. Alles was diese Jahrhundert für die Volksfreiheit erstrebt und vieler Orten blutig erkämpft hat, ist hier durch einen Königlichen Federstrich freiwillig und vollständig gewährt. Das Grundgesetz selbst werden Sie ohne Zweifel Ihren Lesern mittheilen **); ich sage nichts weiter darüber; mag Jeder selbst urtheilen. Ein neunmaliges „Hurra!" bezeichnete die Erklärung des Königs. Das ist die einzige Aeußerung die bei diesem Ereignis vorgekommen. Der Präsident der Versammlung sagte nach diesem — „Hurra" — nichts; der König wartete einige Augenblicke, — dann erhob er sich, wandte sich an die Versammlung mit den Worten: „Gott sei mit Ihnen!" und verließ mit seinem Gefolge den Saal; die Versammlung blieb sitzen, sah nach dem Präsidenten, dieser sagte — Nichts;

*) Im wie weit dasselbe für Schleswig zur Geltung kommen soll, ist vorbehalten.

**) Geschieht in der heut. Beilage. D. R.

Digitized by Google

endlich nach einigem Zögern, als Niemand ging: „Meine Herren die Versammlung ist aufgehoben;“ und dann ging Alles auseinander. — Das war ein Ende, ruhiges Ende dieser Versammlung, stiller noch als ihr ruhiges, verhängnißvolles Wirken. — Auf die Straße gekommen, glaubte ich, Alles müsse Anders aussehen als zuvor, — ich wußte daß sich Alles verändert habe. Aber — keine Spur. — Kein Zeichen, daß irgend Etwas vorgegangen, kein Jubel, keine Unruhe. Alles wie gewöhnlich! Abends sah ich mit Spannung auf die Tagesblätter; die alte Berlinasche theilte in großen Lettern ihren Lesern die Königliche Kundmachung mit; Flüsterlondret — auf der dritten Seite mit ganz kleinen Lettern; Fährenlondret, daß für die Constitution seit Jahren gekämpft, theilt ihr Antlitzen mit — wie sonst wohl, daß ein Haus abgebrannt, oder daß ein Kind vom Ertrinken gerettet!

Wer nicht wußte, was vorgegangen, — der konnte es nicht sehen. — Nur der Himmel leierte durch ein grausig schönes Donnerwetter den großen Tag, und schien die Menschen aufmerksam machen zu wollen. — So verging der 5. Juni 1849, ein Tag den Dänemarks Geschichte verewigen wird — hier in Kopenhagen.

Ich überlasse es dem Physiologen zu untersuchen, welche Eigenschaften den biesigen Aepfeln es sind, die den Tag so vorübergehen ließen. — Wer die Wichtigkeit des Tages erkannt hat, muß mit mir schließen: „Gott segne Dänemarks Reichs-Grundgesetz!“ —

Holland.

Rachdem das, durch den, bekanntlich wegen des Zweifeltes hinsichtlich des Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister, herbeigeführten Rücktritt des Justizministers Donker-Curtius erledigte Portefeuille definitiv dem bisherigen Mitglieder des Staatsrathes, Herrn Bichers, übergeben war, hat am 5. d. M. der abtretende Minister von seinem Personale feierlichen Abschied genommen und dasselbe ermahnt, seinem Nachfolger, der mit diesem Tage seine Dienstführung begann, eben so treu zur Seite zu stehen, als ihm. — Ueber die Nachfolger der übrigen Minister, welche ihre Demission eingegeben hatten, ist bis jetzt noch immer nichts Bestimmtes bekannt. Die Wahlen für die Provinzialstaaten gehen rasch vorwärts und werden nächstens beendet sein, die Staaten selbst aber noch vor Mitte dieses Monats zusammentreten. Dem Sohne von Oldenzeel von Olbenzeel, welcher sowohl für die Provinz, als für die Ritterschaft zum Mitglieder der Provinzialstaaten gewählt wurde, ist zu Oosterhout ein feierner Fackelzug gebracht worden. Für Helder ist der bekannte Bürgermeister Jn'Veld gewählt, welcher in diesen Tagen, — am 2. Juni — sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert hat, bei welcher Gelegenheit ihm von allen Seiten durch Festgeschenke, Lorbeerkränze, Festmahle, Nachtmusiken und Fackelzüge die allgemeine Liebe und Anerkennung bezeugt worden ist, während er selbst an jenem Tage die Waisenkinder, am folgenden die Armen der Stadt speisen ließ.

Die gesammte königliche Familie wird vom 10. d. M. ab das Lustschloß Loo beziehen, wo man auch den Geburtstag des Königs feiern wird. Die Königin Wittwe, welche bis jetzt in Bellevue, bei Arnhem, sich aufgehalten hat, wird den Sommer auf ihrem Gute Biljoen zubringen. Prinzessin Marianna der Niederlande, geschiedene Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, hat Kürzlich ein, im Hafen von Amsterdam liegendes Hamburger Dampfschiff besucht, welches zu der Reise nach Palästina angekauft worden soll. Unter den bedeutenden Personen, welche in der letzten Zeit gestorben sind, befindet sich auch der Burggraf zu Bos de Gottsgnade, früher General-Commissär des niederländischen Jndiens und Seitdem Schiffer Bestmadle (Belgien), wohin er sich nach seinem Austritte aus holländischen Diensten zurückgezogen hatte und nur der Landwirthschaft lebte, am 31. Mai starb. Er war Einer von Denen, welche sich um die Urbarmachung des Kemperlandes am meisten verdient gemacht haben. Sein Sohn ist Mitglied der belgischen Kammer (der Turnhout).

D'Olmar ist, von der Luxemburger Regierung abgesendet, in Haag angekommen, eben so der Präsident des Großherzogthums Luxemburg, Baron Wilmer, — Beide in Staatsgeschäften, und haben bereits längeren Conferenzen in den Departements beigewohnt. Der Zweck ihrer Reise ist noch nicht bekannt geworden, doch dürfte dieselbe mit der deutschen Reichsverfassung und der Stellung des Luxemburger Contingents im Zusammenhange stehen.

Die Cholera ist eher im Zunehmen, als in der Abnahme, denn, obschon der Gesundheitszustand sich in Rotterdam etwas gebessert hat, so zeigt sich die Krankheit in Amsterdam von Neuem, und ist in Dortrecht und anderen Orten im Zunehmen begriffen. Zum Theil mag daran wohl die wechselnde Witterung schuld sein, da große Hitze oft schnell in naßkalte Witterung übergeht. Bei Arnhem war am 2. Juni, Abends 7 Uhr, ein Gewitter, von einem Hagelsturm begleitet, wie man sich seit Menschengedenken keines ähnlichen erinnert. Der Schade auf den Feldern und in den Tabackspflanzungen ist sehr bedeutend. Bei Kampen hat sich eine Windhose gebildet, welche das Wasser aus der Yssel und mit ihm ein Boot mit fünf Personen emporgehoben hat. Drei Personen, Kinder eines Bäckers, sind, im Alter von sechzehn, fünfzehn und dreizehn Jahren, dabei um's Leben gekommen. Dieselbe Windhose war auch noch an demselben Tage in Breda. Jm Uebrigen sind die Aussichten für die Ernte höchst günstig.

Seit einiger Zeit wird sehr lebhaft zum Heirathsang gerufen. Von den 110 Schiffen, die bis jetzt unter Segel gingen, sind worunter auch Dampfschiffe sind, gehören allein 67 nach Harlingen. Der Bevölkerungszuwachs in den Gemeinden verbessert sich von Jahr zu Jahr, denn im Laufe des vorigen Jahres wurden in Surinam von der Zahl (210 männliche, 131 weibliche), wurden also 53 mehr geboren, als starben, während von der zweien Bevölkerung geboren wurden: 1297 (627 männliche, 670 weibliche), und es starben: 1120 (585 männliche, 535 weibliche), so daß also auch hier 177 mehr geboren wurden, als starben. Noch vor wenigen Jahren fand das umgekehrte Verhältniß statt.

Der Betrieb auf den Eisenbahnen ist augenblicklich sehr bedeutend, indem im Monat Mai auf dem Amsterdam-Arnheimer Course 40,706 Reisende befördert wurden; das Einkommen betrug für Reisende 49,483 Gld. 66 Cts., für Waaren 10,355 Gld. 88 Cts., zusammen 59,839 Gld. 54 Cts. Auf der Amsterdam-Rotterdamer Bahn wurden befördert 96,798 Reisende, und die Einnahme betrug für Personen 88,902 Gld. 25 Cts., für Waaren 13,144 Gld. 49½ Cts., zusammen 102,046 Gld. 74½ Cts.

Belgien.

Der König arbeitet jetzt sehr viel, und es vergeht fast kein Tag, an welchem derselbe nicht mehrere Audienzen gäbe und mehrere Stunden mit den Ministern arbeitete. — Die Kammern haben die Berathungen über das Budget der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten für das Jahr 1850 beendet und die Gesetzentwürfe angenommen. Demnächst soll ein Gesetzentwurf in Betreff des Tarifes für die Beförderung der Reisenden auf den Eisenbahnen zur Berathung kommen, nachdem der Gesetzentwurf über den höhern Unterricht, aller Bemühungen des Ministeriums und des Grafen Merode ungeachtet, vorläufig noch vertagt worden ist. Ein Credit von 500,000 Francs, für die Bewaffnung der Nationalgarde, wurde ohne Weiteres bewilligt. — Nachdem von der Regierung bekannt gemacht worden ist, daß die fremden Assecuranz-Gesellschaften im Jnlande sich keines gesetzlichen Schutzes zu erfreuen haben, sondern es schon zwei französische Gesellschaften, belde Brand- und Lebens-Versicherungsanstalten, für gerathen, ihre Baareanz zu schließen.

Obschon der Gesundheitszustand in den Hauptstädten des Landes, trotz der gewaltigen Hitze, sehr gut ist, so herrscht doch auf den Dörfern und in den kleinen Städten hier und da die Cholera. Es sind deshalb sehr ernste Präservatiu-Maßregeln getroffen. Häuser, welche nicht gehörig lüften, müssen geräumt und geschlossen werden. Kein Fenster darf weniger als 70 Centimetres hoch von der Erde liegen; alle Gegenstände, welche durch ihre Verwesung die Luft verderben können, müssen tief vergraben und alle Häuser, welche nicht ganz reinlich sind, geweißt werden.

Das Programm für die Festlichkeiten in Gent, welche mit dem 22. Juli beginnen werden, ist sehr reich. Sonntag, den 22. Juli, wo der König und die Königin eintreffen, wird die historische Cavalcade stattfinden. Viele Costüme sind bereits fertig, und die der alten Grafen von Flandern erregen die allgemeine Bewunderung. Eben so sind die Bewegen; der Stadt Gent mit der Jungfrau, den Drachens, des Jaeob van Artevelde, der Brüder van Eyck, der Gottesverehrung und der Botanik bereits so weit vollendet, daß man über ihre Wirkung urtheilen kann. Ein Wagen wird eine Münzpresse enthalten, auf der sormahrend Denkmünzen auf das Fest geprägt werden, und ein anderer eine Druckpresse, auf der das Programm gedruckt und ausgetheilt wird.

Für den 5. August hat die Gesellschaft der Mekomanen ein Gelangfest ausgeschrieben. Der erste Preis ist eine große goldene Medaille oder 400 Franken, der zweite eine goldene Medaille. Schon mehrere deutsche Gesangvereine, der Männergesangverein Concordia in Bonn, der städtische Gesangverein von Jülich und Andere, und sieben flämische Gesangvereine, darunter die Philomelie in Löwen und die musikalische Gesellschaft in Gent haben ihre Mitwirkung zugesagt. — Am 6. August wird der Umzug zum zweiten Male stattfinden. Die Jlluminationen werden glänzender als je sein, alle öffentlichen Plätze und Gebäude, Stadthaus, Hôtel du Centre, Justizpalast, Theater u. s. w. werden bei dieser Gelegenheit erleuchtet sein, und es sind bereits mehr als 30,000 farbige Glaslampen bestellt. Dreißig hat alle seine, bei ähnlichen Festen gebräuchlichen Triumphbogen und Decorationen angeboten.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der niederländische Dramatiker H. J. Schimmel.

Twee Tudors, Drama in vijf bedrijven. Amsterdam, W. C. Ippel. 1847.

Joan Woutersz, Drama in vijf bedr. Amsterd., W. C. Ippel. 1847.

Gondebald, dramatisch Gedicht. Amsterdam, W. C. Ippel. 1848.

Giovanni di Procida, Drama in vijf bedr. Amterd. W. C. Ippel. 1849.

Die niederländische dramatische Dichtkunst, die schon Meisterwerke aufweisen konnte in einer Zeit, wo bei uns im Drama noch die Unnatur und die Geschmacklosigkeit eines Daniel Kaspar von Lohenstein herrschten, ist, nachdem sie auch später noch zu verschiedenen Malen einen wahrhaft klassischen Aufschwung genommen, und sich auf den Felsen des französischen Geschmacks loszumachen gesucht hatte, in neuester Zeit gänzlich in Verfall gerathen. Es ist dies eine Erscheinung, die sich bei vielen anderen Völkern findet, und die sich durch den schlechten Zustand der Schaubühnen erklären läßt, welche das echte Drama gar nicht mehr darzustellen vermögen. Auch scheint unsere Zeit, aus tiefer liegenden Gründen, überhaupt nicht die Zeit vorzüglicher Dramen zu sein. Wo aber, wie in Holland, die dramatische Kunst so gänzlich gesunken ist, daß fast nur noch die Darstellung der gewöhnlichsten, ja nicht selten der erbärmlichsten französischen und deutschen Spektakelstücke Glück machen kann, da muß man annehmen, daß auch das Publicum selbst eine große Schuld an dieser traurigen Erscheinung trägt. Und in der That haben bessere dramatische Erzeugnisse, selbst bei dem regsten Eifer der Darsteller, in Holland nur geringe Aussicht auf Erfolg. Mit wahrer Genugthuung muß es daher Diejenigen erfüllen, welche den Erzeugnissen niederländischer Poesie aus deren klassischen Zeiten so manchen Genuß verdanken, endlich einmal wieder auf ein Talent zu stoßen, was in vielen Stücken keck der Geschmacklosigkeit des größern Publicums entgegentritt, selbst auf die Gefahr hin, in seinem Streben nicht verstanden und nicht gewürdigt zu werden.

Ein solches Talent glauben wir, trotz vieler bedeutenden Mängel, in den uns zur Besprechung vorliegenden vier Dramen zu erkennen; und wenn unsere Kritik nichts destoweniger eine strenge sein wird, so meinen wir gerade hierdurch unsere Anerkennung am besten zu bethätigen. Der Mittelmäßigkeit gegenüber mag man immerhin etwas milder sein; wo es aber gilt, ein Talent zu beurtheilen, wo die Beurtheilung auf die Entwickelung dieses Talentes einwirken soll, da hat die Kritik nicht nur das Recht, sondern auch eine ernste Pflicht, mit Strenge, ja auch wohl mit Schärfe zu verfahren. Sie kann sich dieser Pflicht besonders da nicht entziehen, wo sie es in dem Autor mit einem noch jungen Manne zu thun hat, der von der Vollkommenheit zwar noch weit entfernt, dem es aber mit seiner künstlerischen Ausbildung und mit seinem Streben heiliger Ernst ist, und der seine Bescheidenheit am Schönsten in dem Zueignungsgedichte an J. van Lennep ausspricht, wo er sagt:

Du, der mit tiefrer Gluth, als die, die mich durchdringen,
Den Ruhm des Vorgeschlechts gemalt sah und besungen.
Du, dem ich strebe gleich zu sein,
Brächt ich zu dem Gebäu, den Ahnen aufgeschlagen,
Zu dem Du Capitäl und Säule beigetragen,
Auch nichts, als einen rauhen Stein;
Du, Du verschmähst sie nicht. Dir weih' ich diese
Blätter u. s. w.

Um zunächst die Schattenseiten hervorzuheben, so ist das Erste, was uns bei der Betrachtung der vorliegenden vier Dramen entgegentritt, die Bemerkung, daß unser Dichter in der Organisirung dramatischer Stoffe eine nicht immer glückliche Hand hat. Unverkennbar ist es, daß ihm das Grundgesetz aller dramatischen Poesie, die Bildung eines Schwerpunktes, von dem Alles ausgeht, der Alles zusammenhält, auf den sich Alles bezieht, keineswegs fremd ist. In jedem einzelnen Drama finden wir vielmehr, daß er bei der Anlage diesen Punkt sehr wohl im Auge gehabt hat, aber unwillkührlich wird ihm derselbe im Drange der Situationen und Handlungen entrückt, und bei allen Vorzügen in den Einzelnheiten, auf die wir noch später werden zu sprechen kommen, machen daher seine Dramen nur den Eindruck unharmonisch zusammengesetzter Theile. Dieser bedeutende Fehler würde geringen, um dem Verfasser jedes Talent für die Dramatik abzusprechen, wenn er aus Unfähigkeit, und nicht vielmehr aus der Sucht nach spannenden Verwickelungen und Theatereffekten entstände. In Folge dieser unglückseligen Sucht, in der wir ein, wenn auch unwillkührliches Nachgeben gegen die Geschmacklosigkeit und Ueberreizung des niederländischen Theater-Publicums erblicken, zieht der Verfasser nicht selten das Interesse von dem Kern seiner Dramen ab und zersplittert die Aufmerksamkeit, die der Künstler unablässig bestrebt sein muß, immer und immer wieder auf einen einzigen Punkt hinzulenken. Man werfe uns nicht ein, daß das Drama einen großen Reichthum der Handlungen vertange. So wahr dieser Satz ist, so wahr ist es auch, daß jede Mannigfaltigkeit Ueberladung wird, wenn sie nicht mit innerer Nothwendigkeit aus der höchsten Einfachheit entspringt; sie wird aber unbramatisch, wo sie den Mittelpunkt des Ganzen in den Hintergrund drängt. Und der Mangel dieser künstlerischen Einfachheit, der Mangel eines consequenten Festhaltens an dem Centralpunkte ist es eben, was wir an den vorliegenden Dramen zu rügen haben. Wir rufen in dieser Beziehung unserm Dichter die Worte des gefeierten Lennep, in seinem Einleitungsgedichte zu der Legende: Jacoba en Bertha, zu:

Ja, folge dann dem echten Zauberklang.
Den Sonbel in der Aunstesstadt erkoren;
Ach, schweigend hing ein Spiel jahrtausendlang
Im Lorbeerhain, verlassen und verloren.

Ja, auch wir verweisen auf die klassische Einfachheit dieses niederländischen Shakespeare, dessen Gysbrecht van Aemstel, obgleich jetzt in manchen Stücken schon veraltet, doch noch heute jedem jungen Dichter als Muster in der Organisation dramatischer Stoffe anempfohlen werden kann. Wir verweisen ihn ferner auf die herrlichen Dramen Wilhelm van Holland und Floris de vijfde von Bilderdijk, ganz abgesehen von den vielen Mustern, welche die deutsche und englische Literatur ihm bieten. Der größte Künstler ist der, der mit dem geringsten Aufwande von Mitteln das Meiste erreicht, der mit wenig Tönen eine schöne Harmonie und mit wenig Farben ein schönes Gemälde schafft. So bedeutend aber auch der eben gerügte Mangel an den in Rede stehenden Dramen ist, so läßt sich dennoch aus der vortrefflichen Anlage und Abrundung vieler einzelnen Theile folgern, daß der Verfasser sehr wohl das Talent besitzt, in Zukunft auch im Ganzen und Großen etwas Besseres zu liefern, und daß er nur noch mit den Einflüssen des gewöhnlichen niederländischen Theatergeschmacks einestheils, und mit einer noch ungezügelten jugendlichen Phantasie anderntheils zu kämpfen hat. Bedenklicher ist ein anderer Punkt, den wir hier hervorheben wollen, und der zwar an sich jedem einzelnen Drama nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, der aber leicht die Besorgniß erregen dürfte, als mangele es unserm Autor an der eigentlichen Erfindungsgabe, oder als würde er schon im Beginn seiner künstlerischen Laufbahn sich ausschreiben. Daß es Dichter, klassische Dichter geben kann, die fast ihr ganzes Kunstleben nur einer einzigen großen Idee widmen, das beweist uns am Klarsten unser Schiller; wo aber die eine Idee nicht in den mannigfaltigsten Gestalten auftritt, sondern immer und immer wieder in ähnlichen Formen sich verkörpert, da muß man annehmen, daß der Autor mindestens über ein schöpferisches Talent nicht zu gebieten habe. Dieser Punkt fällt nun bei den vorliegenden Dramen nur zu auffallend in die Augen. In allen vier Dichtungen stehen wir zwei sich bekämpfenden Principien fast auf ein und dieselbe Weise repräsentirt. Am Deutlichsten ist diese Aehnlichkeit in Gondebald und Woutersz, wo Vater und Sohn, weniger hervortretend in twee Tudors, wo Mutter und Sohn, und am Wenigsten bemerkbar, dennoch aber nachzuweisen in Procida, wo Vater und Tochter einander gegenüberstehen.

Wenn wir vorher sagten, der Verfasser habe bei der Organisirung seiner Stoffe eine nicht immer glückliche Hand, so gilt dies noch mehr in Beziehung auf seine Charaktere. Wie wir späterhin nachweisen werden, so besitzt er zwar in der Charakterschilderung ein nicht unbedeutendes Talent;

Digitized by Google

einen Charakter richtig zeichnen zu können, macht aber noch keineswegs den dramatischen Dichter; denn nicht jeder Charakter, wenn er auch im Leben wahr und neu zu treffend geschildert ist, ist ein Gegenstand für die Kunst; eine Hauptsache für den dramatischen Dichter ist die richtige Wahl seiner Charaktere; hier aber ist der wunde Fleck unserd Autors; dazu kommt, daß er unkünstlerische Charaktere nicht selten gerade in den Vordergrund stellt, wo sie am Abstoßendsten auf das ästhetische Gefühl wirken; anderen, besser gewählten Charakteren, — und namentlich gilt dies von der Person des Prociba, — hat er dagegen, ohne jede erhebliche Veranlassung, durch niedrige Beweggründe ihres Strebens und ihrer Handlungen beinahe muthwillig alles Interesse eines gebildeteren Publicums entzogen.

Und trotz all' dieser bedeutenden Mängel sind die vorliegenden Dramen im Stande, zu fesseln trotz all' dieser Mängel sprechen wie dem Autor ein schönes dichterisches Talent zu, was bei fortgesetztem ernsten Streben sicher dermaleinst Bedeutendes in der niederländischen dramatischen Dichtkunst liefern wird. Durch alle vier Werke weht ein frischer, lebendiger Hauch, in allen schlägt ein warmes, begeistertes Herz; alle liefern den Beweis, daß der Autor sich des hohen Berufes der dramatischen Dichtkunst lebhaft bewußt ist, daß er weiß, der dramatische Dichter müsse zugleich Volkslehrer und Volksbildner sein, er müsse, indem er die Vergangenheit darstellt, zugleich einen Spiegel der Gegenwart liefern, und dürfe, selbst wenn er in der Vergangenheit weilt, keinen Augenblick aufhören, ein Kind seiner Zeit zu sein. Zu dem Allen tritt eine seltene Fähigkeit in der Darstellung menschlicher Leidenschaften, Gedankenreichthum und ein feiner Takt im Entwickeln der Gegensätze.

Wir wollen nunmehr unser allgemeines Urtheil über alle vier, uns vorliegenden Dramen zu begründen suchen, indem wir jedes Einzelne näher betrachten.

Der Inhalt des ersten: **Twee Tudors**, ist kurz folgender:

Elisabeth Tudor hat sich gegen ihre Schwester, die Königin Maria Tudor, aufgelehnt, weil diese sie von der Erbfolge des Thrones, zu Gunsten Philipp's von Spanien, ausschließen will; und der fanatische Bischof Gardiner dringt nun auf ihren Tod, während Philipp von Spanien ihre Begnadigung verlangt. Die letztere wird von der Königin, trotz ihres Hasses gegen ihre Schwester, für den Fall zugesagt, daß Elisabeth Denjenigen ausliefert, der die Verschwörung geleitet. Dieser ist Lord Kingston, Elisabeth's heimlicher Geliebter, ein Mann, den Maria zu den höchsten Würden emporgehoben hat und der von allen Höflingen sich am meisten ihrer Gunst erfreut. Elisabeth weigert sich aber, ihn zu nennen. Da erscheint Lord Gray, ein Flüchtling und persönlicher Feind der Königin, in Mönchskleidung bei Hofe und verräth ihn dem Bischof Gardiner durch einen Brief, in welchem Kingston sich ihm, als seinem Freunde, anvertraut hat, — ein Verrath, den er ausübt, um sich an der Königin Maria, für die Verfolgung seiner Verwandten, zu rächen. Er weiß nämlich, daß Kingston ein Sohn Maria's, aus deren früherer heimlichen Ehe mit Lord Wright, ist, und sieht voraus, daß die Königin, die dies Geheimniß nicht ahnt, ihren eigenen Sohn als Hochverräther werde richten lassen. Der Bischof hält jedoch wider Vermuthen die Entdeckung geheim und sucht Kingston, unter dem Vorwande einer amtlichen Sendung nach Frankreich, aus England zu entfernen, nicht, weil er ihn zu retten gedenkt, denn er haßt ihn und will ihn späterhin unter allen Umständen stürzen, sondern nur, weil er vermeiden will, daß durch eine Auslieferung Kingston's seine Feindin Elisabeth dem Tode entgehe. Das ist wider Gray's Nachvlan, und heftig dringt er nun in Kingston selbst, sich, wie es einem Ritter gezieme, zu Gunsten Elisabeth's freiwillig anzugeben. Dies geschieht, und als Kingston den Tod erlitten, offenbart Gray der Königin sein Geheimniß.

Wir haben in diesem Drama vergeblich nach einem recht eigentlichen Mittelpunkte gesucht, es enthält im Grunde nichts, als eine spannende dramatisirte Erzählung; das Drama ist hier der Situationen, nicht sind die Situationen des Drama's wegen da. Es ist ein arger Irrthum, wenn der Verfasser, wie aus der Vorrede zu diesem Stücke hervorzugehen scheint, das Drama für nichts weiter, als einen historischen Roman in dramatischem Gewande hält. Der Unterschied zwischen Roman und Drama ist zu groß, als daß die bloße Form, in welcher das Eine oder Andere von beiden auftritt, bezeichnend für ihre Gattung sein könnte. Im Drama muß der Handelnde, der den Mittelpunkt bildet, während er im Roman sich durch die ihn umgebenden Verhältnisse zu seinen Zwecken hindurchzuwinden sucht, sich jede Lage selbst bereiten, indem er tief eingreifend alle Verhältnisse sich zu schaffen und zu bilden strebt. Das ist aber in dem vorliegenden Stücke nirgends der Fall, ja es ist nicht einmal die Grundidee des Ganzen klar zur Anschauung gebracht. Wir müssen annehmen, daß Maria und Elisabeth die Hauptträger des Stückes sein sollen. Elisabeth aber verhält sich im Ganzen so passiv, Maria ist so sehr der Spielball anderer Personen, und die Situationen, in die beide gerathen, sind so wenig die Folgen ihres eigenen Handelns, daß sie, trotz der zuweilen vortrefflichen Entwickelung ihrer Leidenschaften, nichts weniger, als dramatische Haupt-Gestalten sind. Die einzige Gestalt, um die sich in dem ganzen Drama recht eigentlich fast Alles dreht, ist Kingston, es ist aber gar nicht anzunehmen, daß der Verfasser beabsichtigt habe, ihn als Mittelpunkt hinzustellen, denn Kingston ist so wenig ein Charakter und ist im Vergleich mit allen übrigen Personen so in den Schatten gestellt worden, daß er kaum das lockere Band ist, was das Ganze einigermaßen zusammenhält. Es ist sicher eine wahrhaft tragische Idee, eine Mutter hinzustellen, die in einem, von keinem Dritten bestimmten, sittlich berechtigten Streben nach einem bestimmten Ziel, ohne es zu ahnen, ihren eigenen Sohn opfert und dadurch ihr sittliches Recht in ihre Schuld verwandelt; wo aber, wie hier, diese Mutter nicht durch innere Nothwendigkeit, nicht durch die Consequenz ihrer eigenen Handlungen, nicht im Streben nach einem sittlichen Recht dazu gebracht, sondern durch die Intrigue eines Dritten absichtlich zu dem Morde des ihr unbekannten Sohnes hingetrieben wird, da hört das Tragische auf und das Abstoßende, Unkünstlerische beginnt. Daher kann auch die Person des Lord Gray kein ästhetisches Interesse erregen, wie es der Dramendichter selbst von seiner teuflischen Gestalt verlangen muß. Der Dramendichter hat nur so lange Burgel im Volk, als er nicht Gestalten vorführt, die besser oder schlechter sind als das Menschengeschlecht. Wenn aber Jemand, rein aus Rachsucht gegen einen Dritten, Verräther und Mörder seines Freundes wird, den er noch immer liebt, und der ihm sein ganzes Herz geöffnet hat, so ist das etwas, was, selbst wenn es unter der Sonne vorkommen sollte, doch nun und nimmer poetische Wahrheit werden kann. Um das Widernatürliche in Gray's Charakter noch mehr hervorzuheben, ist derselbe aber nichts weniger, als mit den Eigenschaften des Bösen versehen, und seine Gestalt kann daher auch nicht einmal Schauder und Entsetzen erregen. Ja, dieser Mensch ist noch im Stande, in der zweiten Scene des fünften Auftritts seinen Freund theilnehmend im Tower zu besuchen, wobin er durch seine Intriguen ihn gebracht, und hat noch menschliches Gefühl genug, sich, von Rührung überwältigt, zurückzuziehen, als er Zeuge des Abschiedes zwischen Kingston und Elisabeth wird. Dieser Mann mit seinem romantischen Geheimniß ist der häßlichste und unverzeihlichste Fleck in dem ganzen Stück. Nicht allein, daß er, in Folge einer unkünstlerischen Anlage, das Interesse von den Haupt-Personen abzieht, er vermag es auch nicht einmal auf sich selbst überzuführen. Die Person Philipps von Spanien steht ferner so verloren in dem Drama da, daß sie herausgerissen werden kann, ohne das Drama zu zerstören. Die einzige Absicht, weshalb sie überhaupt hingestellt zu sein scheint, ist die Führerache für Elisabeth. Diese Führerache ist aber, was doch gerade bei dem bekannten Charakter Philipps nothwendig war, in dem ganzen Drama gar nicht motivirt, oder dies Motiv ist doch nur sehr verhüllt hinter den Zeilen zu lesen.

So verfehlt und mangelhaft das Drama als Kunstprodukt ist, so vorzüglich sind viel einzelne Theile, die uns bei allen Mängeln, die das Ganze

Digitized by Google

hat, nicht an dem Talent unsres Autors zweifeln lassen. Die Liebe Elisabeths zu Kingston ist z. B. tief ergreifend und hoch poetisch geschildert, und der Contrast ihrer Weiblichkeit zu dem harten Wesen ihrer Schwester stets mit einem richtigen Takt hervorgehoben. Als Maria sie auffordert, ihren Mitschuldigen zu nennen, bezeichnet sie den Bischof Gardiner als denselben, und Maria fährt darauf fort:

Die, falsche Frau, Du wüßt den besten Freund
mir zaudern?
Elisabeth.
Glaubst Du an Treue noch? Wie kommst Du
dann glauben,
Daß ich den Ehrlosen, den Besten, Deiner Ehr
Verrathen würde, — ihn, der mir das Leben
gab!

Als Kingston zum Tode geführt wird, hebt sie ihre Hände zu Gott mit dem Ausruf:

Sonst, Trost in allen Nöthen,
Hab' ich um Ruhm Dich und ein Königreich
gebeten;
— — — —
Ich nehm das Wort zurück, ich will kein Königreich,
Sein Leben nur!

Nicht minder vorzüglich ist Maria an einzelnen Stellen geschildert, namentlich ihr Schmerz, als sie sich von Kingston, von demjenigen hintergangen sieht, den sie in unerklärbare Hinneigung zu den höchsten Würden und Ehren emporgehoben hat. Als Kingston ihr verrathen ist, will sie, daß sowohl er, als Elisabeth sterben. Man erinnert sie an das Versprechen, ihre Schwester zu schonen, wenn deren Mitschuldiger bekannt sein würde, aber in großer Aufregung ruft sie:

Mein Eid? — Ich halt ihn nicht!
Was kann mich binden? was ist heilig? Seine
Pflicht
Vergaß auch er!

Und doch spricht wieder eine geheime Stimme in ihrem Herzen, die ihn entschuldigen will, indem sie sagt:

Sie kehrte ihm, die Pflicht der Dankbarkeit vergessen
Denn er war gut, war treu!

Der Charakter des Bischofs Gardiner ist ebenfalls fast bis in die kleinsten Theile gelungen zu nennen, und die Kunst, spannende Verwickelungen herbeizuführen, wenn es auch nicht immer mit den rechten Mitteln geschehen, ist unserm Autor keinenfalls abzusprechen.

Dem zweiten Drama Joan Wouterez liegt folgende Fabel zu Grunde:

Ein spanischer Edelmann Don Alonzo de la Cerda, von Fanatismus und Haß gegen Willem von Oranien geleitet, trachtet diesem im Interesse seiner Kirche und seines Königs nach dem Leben. In der Umgebung Willems erkennt er aber als treuen Anhänger der Niederländischen Sache den Hauptmann Joan Wouterez als seinen Sohn. Dieser weiß in denselben Augenblick, wo er Don Alonzo an einem Meordanfall auf die geliebte Person des Prinzen hindern will, selbst als der Thätee ergriffen. Er ist zwar im Stande, seine Unschuld zu beweisen, würde jedoch dadurch seinen Vater preisgeben. Dies verschmäht er, zu um Alonzo völlig sicher zu stellen, bekennt er sich sogar ausdrücklich selbst als schuldig und wird daher zum Tode verurtheilt. Willem aber, in Anerkennung der früheren Dienste des Hauptmanns Wouterez, läßt ihm, obgleich er an seiner Schuld unter solchen Umständen nicht zweifeln kann, die Gelegenheit zur Flucht. Da erhält Wouterez Kenntniß einer zweiten Verschwörung gegen das Leben des Prinzen, an deren Spitze wiederum sein Vater steht. In dieser Lage vergißt er seine Flucht, eilt Willem zu retten und verliert im Kampfe mit den Verschwornen sein Leben. Er stirbt, nachdem der Prinz von seiner Unschuld überzeugt worden, und ihm die Begnadigung Don Alonzo's zugesagt hat.

Hier tritt uns schon eine klarer entwickelte Grundidee und ein festerer Mittelpunkt in der Person des Joan Wouterez entgegen. Der Kampf, in den dieser Mann, bei seiner Anhänglichkeit für Willem von Oranien, mit seinen Kindespflichten geräth, ist wahrhaft dramatisch; und die Scenen, in denen dieser Kampf den Vordergrund einnimmt, gehören sicher schon wegen ihrer künstlerischen Einfachheit, zu den schönsten und wirksamsten, die ein Drama besitzen kann. Aber auch hier ist die Aufmerksamkeit zum Nachtheil des Ganzen, zum Nachtheil des überwiegend Guten in dem Stück, zu sehr von dem Mittelpunkt auf die Person Willems von Oranien gelenkt, dadurch, daß Willem von Oranien, in dem Drama durch nichts, als durch seinen geschichtlichen Namen dazu berechtigt, zum Haupt-Träger der Grundidee gemacht worden, während Joan Wouterez, anstatt ausschließlich für höhere Interessen seinem Kampf zu kämpfen, fast nur von der persönlichen Liebe zu Willem von Oranien geleitet wird. Meisterhaft sind die Situationen, wo Vater und Sohn, jeder bereit; für seine Meinung zu sterben, und keiner im Stande, den Andern zu verstehn und zu begreifen, sich gegenseitig abstoßen und im Gefühl ihres Zusammengehörens doch wieder anziehen. Solche Situationen, mit dieser tragischen Kraft hingestellt, sind absolut schön, sind wahr zu allen Zeiten. In diesen Situationen hat der Autor in echter Künstler-Begeisterung und in einem Bilde der Vergangenheit einen Spiegel der Gegenwart vorgehalten. In der siebenten Scene des zweiten Akts, wo Willem die Abgeordneten von Westfriesland empfängt ist der Contrast zwischen dem großartigen Streben Willems und der Kleinmüthigkeit und dem Krämergeist, welche der Hemmschuh jeder großen Bewegung sind, in wenigen Zügen treffend hervorgehoben, obgleich der Verfasser bei seinem Talent, Charaktere zu schildern, hier Vorzügliches hätte leisten können, wenn er mehr ein Gemälde, als nur eine flüchtige Skizze gegeben hätte. Maria, die Geliebte des Joan Wouterez ist eine in ihrer Liebe und in ihrem Haß, als Weib und als Tochter ihres Vaterlandes, gleich wahr und herrlich gezeichnete Gestalt. Don Alonzo de la Cerda, und hier zeigt sich der künstlerische Takt unsers Autors am Klarsten, ist nicht als Böswicht, sondern nur als fanatischer Partheimann geschildert, der zwar im Stande ist, dem, was er als Recht erkannt, selbst das Heiligste zu opfern, der aber doch den Regungen des Gemüths und des Herzens nicht entwöhnt worden. Das in Rede stehende Drama ist sicher das Beste von allen vieren, und dennoch läßt es dadurch etwas unbefriedigt, daß, wie es scheinen muß, Willem von Oranien auch ohne den Tod des Hauptmanns Wouterez gerettet worden wäre. Das Ende dieses Mannes ist deshalb seine dramatische Nothwendigkeit und nur gewaltsam herbeigeführt worden, um ihn in den Augen Willems zu rechtfertigen. Seine Gestalt kommt uns vor, wie ein schöner Stern, der in dürren Steppen verschwindet. Die Gestalt Willem's ist die fertigste und vollkommenste. Der Dichter hat ihn und hingestellt mit aller Begeisterung eines Niederländers, beseelt mit allen Tugenden und Vorzügen, mit dem Gemüth und der Seelenstärke, wie die Geschichte ihn zeichnet, als einen nach der Sonne blickenden Adler über dem niedern Gewürm der Alltäglichkeit. Als der fanatische de la Cerda ihm zuruft: „Ich hasse Dich, Verschwiegener!" und ihn und seine Absichten lästert, erwiedert er:

Du Zwerg, ein Zier von Haß umschlotert Dein
Gesicht,
Du urtheilst, Du verdammst, und Du begreifst
mich nicht!

und an einer andern Stelle bricht er in die Worte aus:

Europa,
O, wüßtest Du, was wir und Spanien erstreben,
Du sammeltest Dein Heer, hättʼ's Hülfe und gegeben.
Ha, auch Dein Name steht auf unsrem Kriegsbanier,
Als Niederländer nicht. — als Menschen streiten wir;
Auch Dir gilt unsre Frag' um Freiheit oder Zwang,
Denn Hollands Todesthal ist auch Dein Untergang!

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Brev til Danmark, (Brief an Dänemark,) April 1849, fra Ebern Snare. Kjöbenhavn, Gyldendal, 1849.

Es hat wohl noch Niemand daran gedacht, welchen verderblichen Einfluß Schleswig-Holstein auf die deutsche Zeitungssprache, auf den Styl der Tagespresse ausgeübt hat. Dauert das noch lange so fort, wird es bald in der periodischen Literatur keinen ordentlichen, cultivirten, hochdeutschen, sondern nur einen schleswig-holsteinischen Advocaten-, oder Bomben- und Granaten-Styl, mit dem widerlichen Gepräge des Provinzialismus und des Winkelhaftenthums, geben. Bekanntlich wußte man lange vor der nordalbingischen Literatur von den ihebder und altonaer Speisseltellern fast gar nichts zu sagen. Erst als vor wenigen Jahren das Land Schleswig-Holstein, oder vielmehr das „deutsche-

Digitized by Google

Land Schleswig am politischen Horizonte sich zeigte, entstand plötzlich dort eine mercurmschlangene Literatur und eine Unmasse von sogenannten landesbrüderlichen Schriftstellern, welche ihre Alben schon von 1460 herleiteten. Das neuentdeckte Land wurde, wie jede Neuigkeit, mit Jubel begrüßt und als Staatsfind verzärtelt, und die schriftstellernden Ergüsse aus jenen nördlichen Gauen machten in einer politisch armen Zeit, wegen der Neuigkeit des Stoffes und der Sprache, schnell die Runde durch alle deutschen Zeitungen, die sie seit vorigem Frühjahr eine stehende Zugredung wurden, die nirgends, in keiner deutschen Zeitung, welche noch auf patriotische Feder Anspruch machte, fehlen durfte. Als Schleswig-Holstein ein weltgeschichtlicher Fleck der Erde geworden, erkannten auch die dortigen Schriftsteller ihren weltgeschichtlichen Beruf. Jetzt ist aber zu bemerken, daß im Ganzen seine bewnten und gebildeten Leute sich an jener „Landespresse" verbeiligten; die saft einzige Ausnahme gab sich in demokratischer Richtung kund, aber weil diese sich nicht in so gefreizt-patriotischen und vänengeschmetternden Phrasen erging, gelang es ihr nie, recht populär zu werden. Die Landesschriftsteller par excellence gingen direct aus der Buchhandlung oder aus dem Bücherexemplar adeliger Advocaten zum literarischen Industrieblichkeitstisch, und so kam es, weil ihre Schreibübungen in allen deutschen Zeitungen immer nachgedruckt wurden, daß, durch die Macht der Gewohnheit, nach und nach ein falschester Ton, ein gemeiner Styl sich in die aus sogenannten „Correspondenzen" bestehende Tagesliteratur hineinschlichen, welche den, einst durch erhabene Muster der Klassischen Zeit und die gewandten Talente des „jungen Deutschlands" zu verfeinerter Schönheit entwickelten deutschen Styl mit einer wahren Barbarei zu vernichten drohen. Göthe würde sich gewiß dreimal im Grabe wenden, und der kranke Heine würde vor Entrüstung wieder ganz gesund werden, wenn sie unsere heutige Berichts- und Gerichtsliteratur, und namentlich den so populären, ungewaschenen, verdadvinglichen Corporal- und Lodenjäger-Styl kennten.

Auch in Dänemark, in Kopenhagen, doch besonders in den Provinzen, hat sich in der bewegten Neuzeit eine Winkelliteratur mit einem wohlfeilen Tagelöhner-Styl von patriotischen Gemeinplätzen und politischen Allerweltsten gebildet. Das gehört auch bei uns zu den „Mißerzeugnissen", doch sind unsere „Proletarier der Literatur," insofern die mittlern Nationalcharakters und einer schon lange bestehenden und geachteten Literatur, weder so plattgierig-kriegschnaubend, noch so rob und allen Anstand verletzend, wie ihre Collegen in Schleswig-Holstein sich manchmal gezeigt haben, wie jene „Kammerwandten" Literaten aus Ihzhoe, Haderslebon, Neumünster u. s. w., in ihren eigenen Localwischen und in der, auf derselben Bildungsstufe sich befindenden hamburger Presse mit ihrem politischen Kinderbrei und ihren — gewöhnlich später zu widerrufenden — Mißverständnissen von den Kriegsschauplatze. Doch giebt es immer auch dänische Kleinblätter und Provinzialschmierer, welche mit jenen „erbsenblichen" Mustern, in Prosa und Poesie, nicht ohne Erfolg wetteifern. Doch tragen sie, wie gesagt, gewöhnlich einen sanftern, minder großsprecherischen Charakter, muthmaßlich, weil sie keine 45 Millionen bewundernde Leser im Rücken haben, und können also eigentlich nur in Schwäche den Gedanken und Beschränktheit der Begriffe es mit ihren Vorbildern aufnehmen. Bei den dänischen Winkelpatrioten und Poeten ist z. B. nie — als wie der Prinz von Noer nach der Schlacht bei Bau als Literat auftrat — davon die Rede, durch „die vernichtendsten Mittel" einen festen Schleswig-Holsteiner als Reichs- und Erbfeind zu vertilgen. Sie ergehen sich meistens in kindlichen patriotischen Betrachtungen über Dänemarks alte Größe und Berühmtheit, und bemühen sich, durch möglichste Verbildung und Verschönerung der unerquicklichen Gegenwart, Trost und Hoffnung für die Zukunft allen durftsüchtig-gläubigen Landsleuten einzuflößen. Dies bildet auch den Inhalt und die Tendenz des oben erwähnten, in ziemlich Klexsenden Versen geschriebenen „Briefes." Höchst unzeigentlich nennt sich der pseudonyme Verfasser „Lobern Smare;" denn dieser, ein Bruder des Engländisch-Afrikaners (zur Zeit der Waldemaren), war eben ein Recke, kraftkräftiger Held, ein Politiker des Schwertes, und in seiner den Gegenstand seines mehr diplomatisch-besonnenen Bruders. Unser Poet dagegen ist sehr getassen und friedlich; er erzählt uns nur wiederholend, daß er auch im vorigen Jahre einen ähnlichen Brief geschrieben hat (vor dem wir uns, nach der hier gemachten Bekanntschaft, wohl in Acht nehmen werden), er reflectirt eines Breiten über die Schönsale des Krieges, über die guten Eigenschaften der Dänen und die Unvinglichkeit der Deutschen, über die „edle Freiheit," die „Geduld, Innerlichkeit" und mehrere sehr brauchbare Tugenden, warnt gegen Wohlleben und Trägheit u. s. w., singt endlich, wie die Brust des geehrten Herrn Verfassers sich abwechselnd erweitert und beengt fühlt (S. 25), und wie in derselben Brust ein „toben der Sturm" die Oberhand gewinnt, aber ein Sturm, der auch unter andern Namen bekannt ist, es ist nämlich die „liebe Freiheit." Schließlich, ohne sich auf politische Fragen und Raisonnements einzulassen, ohne den garantirt habenden und vermittelnden Mächten irgend ein Zutrauen zu schenken, oder sonstige materielle Hülfsaussichten anzudeuten, weist der Verfasser seine bedrängten Landsleute an den lieben Herrgott, der, weil er es bisher mit Dänemark immer gut gemeint hat, es auch hinkmal vom Grabesrande erretten und seine Ehre, wie sein Reich erhalten will. Dieser fromme Glaube, in ruhigen Zeiten aller Ehren werth, in politischen Sturm- und Drangperioden aber nicht immer hinreichend, ist das große Geheimniß des politischen Trostbriefes. Der Vortrag, der freilich durch Feuer und Begeisterung den schlichtesten Gedanken erheben kann, ist ziemlich geistlos und langweilig; der Standpunkt, wie man sieht, politisch und poetisch durchaus unschuldig und kindlich. Uebrigens ist die Schrift zu einem „milden Zwecke" herausgegeben, und stellt sich somit unter den Schutz der allgemeinen Wohlthätigkeitsliteratur.

M.

Nya Sånger från Norrland. (Neue Gesänge aus Norrland), af A. A. Grafström. Stockholm, Bagge. 1848.

Grafström, den ich in einem der nächsten Hefte meines Aufsatzes über „schwedische Dichter" nicht unberücksichtigt lassen werde, beschenkt die Freunde seiner Muse in diesem kleinen Hefte von 96 Seiten, mit einer Reihe von 60—70 lyrischen, meistens kleinen Gedichten, die durch tiefes Gefühl, die Gesinnung, Ansprnchslosigkeit und Reinheit der Form gewiß Vielen willkommen sein werden und sich seinen früheren würdig anreihen. Einige derselben sind Uebersetzungen und Nachahmungen, und theils im Allgemeinen als solche bezeichnet, theils die Verfasser hinzugefügt, z. B. nach Lenau, Rückert, Jakob Böhm, Dieter Haag. Die vier ersten Gedichte der Sammlung sind Gelegenheitsgedichte, das erste auf König Karl XIV. Johanns Tod, Worte für die Trauernuß in der Landeskirche zu Umea am 24. März 1844, das zweite an den König und die Königin, bei dem Feste, das auf Veranlassung bei deren Krönung am 26. October 1844 von dem Magistrat und der Bürgerschaft Stockholms veranstaltet wurde, das dritte und vierte Trauerlieder auf den Bischof Franzén, seinen Schwiegervater, das längere in reimlosen Zaubren, das kürzere in Reimen, Worte für die Aufführung von Mozart's Requiem, bei Franz's des Begräbnis am 31. Aug. 1847. In den Gelegenheitsgedichten gehören ferner ein „Choral bei einer theologischen Doctorpromotion in Upsala 1845" und ein „Gesang für den Predigerband", am 6. December 1847. — Seine Liebe zur Heimath, die den Dichter bereits früher oft zu Liedern begeistert hat, bekundet er auch Neue durch die Schilderung eines Thales, „Dalen vid Umea" den 17. Septbr. 1841" und zwar in herbstlicher Schönheit. Grafström's Muse ist durchaus ernst, und unterschreitet sich schon dadurch von der seines Schwiegervaters, dem neben dem milden Ernste auch der Scherz, wohl selbst die bezeichnete Ironie zu Gebote steht, wie in seinem Skaldengnaderbrahmbane, aber sie ist nicht blos weich und zart, sondern auch kraftvoll und kernig, wie hier in dem Gedichte „an einen studirenden Jüngling," welches beginnt:

Denk nicht an Wegen Länge
Frag' nur, wohin, Freund, geht's?
Zähl nicht der Schritte Menge!
Das Ziel, dort oben steht's!

In Mehreren wird nicht blos der Adem der Frömmigkeit, der Gebet, des Gottvertrauens, sondern sie haben wohl selbst eine biblische Farbe, z. B. „der größte Arzt", welches anfängt: „Aller Aerzte größter hier auf Erden ist die Zeit," und in welchem nächst der Tod Beschwichtigung erhält wird. Die Sammlung schließt mit mehreren Kleinigkeiten, unter dem Titel: „Blätter aus meinem Tagebuche." Zum Schluß eins der vorher erwähnten Grabeslieder und ein paar von den Tagebuchblättern:

Worte für Mozart's Requiem.

Bei Bischof Franzén's Begräbniß den 31. August 1847.

Auf das Grab vergehens breitet
Nacht den Schleier. Lichtglanz gleitet
Nieder von dem Wort des Herrn.
Glaubenstackel löschet nimmer,
Und dem hellen Strahlenschimmer
Kann die Gruft sich nicht verperren.
Frieden, Jesu, strömt aus
Nach des Lebens harten Strauß.

Treuer Hirte, ruh in Frieden!
Eile ist der Nacht beschieden.
Licht wird bald dein Grab erhellen.
Froh bei Gott singt deine Seele,
Mine geist'ge Pilgerweis.
Treiss sich Engelharfen mischen.
Hier schweigt deine Leier, dort
Klingt sie neu und ewig fort.

Dank dir, der du reich uns machtest,
Dank für was du sprachst und dachtest,
Alles Heilge, Schöne, Wahre.
Lautre That und tichte Lehre!
Schaun, der Himmel, dir zur Ehre,
Da der Tag erlosch, der klare,
Deine Eltern, ein Glaubenspaar,
Hoffnungsfreer, anzündet ei.

Digitized by Google

Die Tiefen.

Tiefenumringt ist der Mensch, wohin sein Auge
sich wende.
Und da drausen nicht blos, auch in der bedenden
Brust
Trägt er die dunkelste Tiefe: das menschlichste Herz
ist die Tiefe.
Steige hinab, es ist Nacht. — Leben doch
strömet hervor.

Das Wort.

Halt dein Wort, denn das Wort geht weiter als
du, es hat Schwingen.
Weißt du es, wo sein Ziel? Hör' es denn!
Gott ist das Ziel.
K. L. K.

Kunst.

Nicaise de Keyser in Antwerpen: Der Tod der Maria von Medicis, im Hause des Autors in Cöln. (Im Besitze des Consul Wagner in Berlin.)

Cöln, erst seit wenigen Tagen im hiesigen Academiegebäude eröffnete Gemäldeausstellung, bietet zwar dem Beschauer nur eine geringe Anzahl von Werken dar, darunter aber manches, was einer genaueren Berücksichtigung und gründlichen Beurtheilung werth ist. Obschon die Ausstellung ursprünglich nur für Erzeugnisse einheimischer Künstler bestimmt war, so finden sich doch auch einzelne Werke ausländischer Meister vor, und unter diesen besonders eines, welches im Fache der Historienmalerei hier ungewöhnlich das vorzügliche genannt werden kann.

Eben erwähntes Bild, der Tod der Maria von Medicis, von dem belgischen Maler Nicaise de Keyser in Antwerpen, ist einer der neuesten Produkte dieses ausländischen Meisters und Repräsentanten der neuen belgischen Schule, weshalb wir uns demselben nicht allein den Standpunkt des einzelnen Künstlers, sondern auch den jetzigen Standpunkt der niederländischen Historienmalerei zu erkennen fähig sind.

Keyser, welcher vor funfzehn Jahren noch die Schule führte, und, wie Giotto, mit seinem Streben allerlei Figuren in den Sand zeichnete, dann aber durch eine vornehme Dame, welche den jungen Schüler eines Tages bei diesem Zeitvertreib überraschte, Gelegenheit erhielt, sich zum Künstler zu bilden, hat sein eminentes Talent mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit entwickelt. Seine erste Composition, die Seeschlacht, wurde in Brüssel mit vielem Beifalle aufgenommen und mit 15,000 Franken verkauft. Ein zweites Bild von ihm, welches sich im Jahre 1840 auf der Ausstellung in Halberstadt befand, Besuch des Königs Leopold in Lagareth zu Antwerpen während der Belagerung, befriedigte weniger, obschon wir dies mehr auf die Aufgabe des Gegenstandes, als auf die Ausführung schieben müssen. Indem bei einer Zusammenstellung von Portraitfiguren aufsieden die Etiquette vorwaltet, und wo diese herrscht, die wahre freie Kunst zurückstehen muß.

Mit bei weitem größerem, ja man kann leb behaupten, dem größten Applaus, wurde vom kunstliebenden Publikum ein Bild aufgenommen, das im Jahre 1840 die Zierde des Pariser Salons war, früher im Staedel'schen Institut in Frankfurt angesiedelt wurde und die Schlacht bei Möhringen zur Darstellung bringt. Letztere fand am 5. Juni 1268 zwischen dem Herzog Johann I. von Brabant, dem Erzbischof von Cöln und dem Grafen von Geldern und Luxemburg statt. Der Herzog Johann, in Heim und Harnisch, kommt auf einem prächtigen Apfelschimmel, von seinen wackern Brabantern begleitet, herbeigesprengt; die Schlacht ist beendet; seine Tapferkeit hat den Sieg über die viermal stärkeren Gegner davongetragen, welche kleinmüthig auf der rechten Seite des Bildes unter einem Haufen Gefangener stehen, denen man die Ketten angelegt hat, welche sie die Brabanter bestimmt waren. Links im Vordergrunde bildet ein Todter, der einem Verwundeten die Brust entblößt hat und Hülfe zu leisten bemüht ist, mit diesem eine hübsche Gruppe. Das Bild zeichnet sich in technischer Hinsicht durch kräftige Färbung und tüchtigen Vortrag hauptsächlich aus.

Daß ein Künstler, der nach einem Bildungsgange von wenigen Jahren mit solchen Werken hervortrat, auf eine dahige Meisterschaft in seinem Fache hoffen ließ, war natürlich, und in wie weit Keyser diese Hoffnung zu erfüllen eifrig bemüht war, zeigt sich an dem, und jetzt vor Augen stehenden neuen Bilde seiner Hand, dem Tode der Maria von Medicis.

Wer das reichbewegte und von den verschiedensten Schicksalen durchflochtene Leben der Maria, Tochter Franz II. von Medicis und Johannen von Oesterreich, flüchtig durchlief und sich in die Erinnerung zurückrief, wie dieses merkwürdige Weib bald auf dem Throne, bald in der Gefangenschaft, bald von Günstlingen umschwärmt und bald in abgeschiedener Zelle von feindlichen Blicken bewacht, ihr Leben frisierte, wie sie dann selbst von dem Beobachte, ihren Gatten ermordet zu haben, sich nicht vollkommen reinigen konnte, und um Gnade verlassen von aller Welt am 3. Juli 1642 in einem kleinen Dachstübchen zu Cöln, welches sie zwei Jahre bewohnt hatte, ihr Leben endete; der wird wohl mit mir darin übereinstimmen, daß sich dem Historienmaler bei der Darstellung des letzten Momentes eines solchen Weibes, reicher Stoff zur Bethätigung seiner Kunst darbietet.

Keyser hat diesen Stoff vollkommen benützt und in seinem Bilde die Idee desselben in wenigen, aber geistreich ausgesuchten Figuren zur Anschauung gebracht. Den Mittelpunkt der dargestellten Scene bildet das Lager der Entschlafenen. Sie selbst liegt vor uns, angethan mit einem röthlichen Atlas-Gewande, ein kleines altdeutsches Schnuppen-Mützchen auf den grauen Locken und bis zur Brust mit einer gelblichen Decke verhüllt. Ihr rechter Arm ruht auf der Oberfläche des Bettes und die Hand desselben berührt leise ein Crucifix, welches den Fingern ihr Angehöriger des Entschlafenen zugleiten zu sein scheint. Ueber dem Lager sind grüne Vorhänge angebracht, während hinter demselben eine Nonne, die sich sanft zur Todten niederbeugt und ein Licht zu ihren Häupten hält, den durch die Vorhänge hervorgerufenen Eindruck des Düstern, in den eines magischen Helldunkels mit einzelnen glänzenden Lichteffekten umwandelt. Hinter der Figur der Nonne sieht man durch die Spalte des Vorhanges zwei Männer stehen auf die Gruppe herabblicken, während ein dritter im Gewande eines Ober-Diener's mit Menstrang und Crucifix sich entfernt.

Die dritte Gruppe des Bildes, die Gruppe vor dem Lager der Todten, wird durch einen greisen Priester gebildet, der, nachdem er einen altdeutschen, zierlich geschnitzten Lehnstuhl zu Füßen des Bettes verlassen, auf die Knie niedergesunken ist und die Hände faltend, zur Erde blickt. Ein altes Gebetbuch liegt neben ihm auf dem Fußboden, während uns ein anderes, auf einem gegenüberstehenden, geschnitzten Betpult aufgeschlagen, in seinem Innern alte Miniaturmalereien erblicken läßt.

Jetzt, da wir die Scene des Bildes im Allgemeinen und vergegenwärtigt, wollen wir auf eine Betrachtung der einzelnen bemerkten Figuren eingehen.

Die Darstellung einer Person, aus welcher der Geist, das belebende Prinzip, entflohen, hat stets für den Künstler bedeutende Schwierigkeiten. Werden die Züge der betreffenden Figur mit einer fahlen und starren Leichenblässe übergossen, verleiht sogar aus düsterm Grunde hervorzutreten, uns vor Augen geführt, so kann dadurch zwar mit Leichtigkeit ein dramatischer Effekt hervorgebracht, noch viel leichter aber das ästhetische Gefühl des Beschauers verletzt werden. Diese Schwierigkeit hat Keyser in der Figur seiner Maria durch ein einfaches und zugleich sodann Mittel zu überwinden gewußt, indem er das bleiche Gesicht der Unglückseligen durch ein von der Nonne gehaltenes Licht beglänzen und so durch den Widerschein ihres röthlichen Gewandes, ihre Züge eine feine, kaum bemerkbare, aber höchst angenehme Räucherung der Farbe empfangen läßt. Ein schwermüthiger, aber ruhige Ergebenheit verrathender Zug um den Mund läßt uns schließen, daß sie in vollem Bewußtsein ihres Lebens dahingeschieden, durch das Sakrament ihrer Religion voller Trost und Hoffnung gefunden hat. Ihre Grundirung ist gut gewählt und verräth trotz dem edlen Stoffe die Einfachheit ihrer Verhältnisse, und wir müssen bemerken, daß es dem Künstler nothwendig gehalten sein muß, in Beleuchtung der Aermlichkeit, in der sie aus dem Leben ging, ein wenig gegen die Geschichte zu verstoßen, wenn nicht die Illusion des Bildes und der eigentliche Charakter der dargestellten Scene verloren gehen sollte.

In den Zügen der mürrisch erwähnten Nonne wäre etwas mehr Theilnahme wünschenswerth gewesen; dieselben verrathen mehr die Empfindungen einer Neugierigen, als die einer Barmherzigen und von dem Momente der Scene vollkommen durchdrungenen Schwester. Wenn sich derselbe Geist in den Bildern der beiden, hinter dem grünen Vorhange hervorschauenden Männer in sehr erhöhtem Grade aussprecht, so können wir dies nur lobend erwähnen, denn sie sind offenbar nur hervorgetreten, um, der Merkwürdigkeit halber, der Todten einige Augenblicke der Betrachtung zu schenken.

Die tiefste Empfindung und das größte geistige Leben drückt sich, im Gegensatze zu den eben erwähnten Figuren in der Haltung und Physiognomie des greisen Priesters aus, welcher den Vordergrund des Gemäldes einnimmt. Die fromme Stellung, der zur Erde gewandte Blick und die fein gefalteten Hände verrathen eine tiefe Erregung der Seele und mächtige Erschütterung des Gemüthes. Wie es scheint, sendet er noch ein letztes brünstiges Gebet zum Himmel, um auch durch sein Flehen die Sünden der Entschlafenen zu sühnen. Es ist nicht ein Priester ersten Ranges, solches verräth uns seine einfache Kutte, aber es ist ein Mann von Lebenserfahrung, wie uns sein ehrwürdig-graues Haar und sein weiser, auf die Brust herabfallender Bart erkennen läßt. Obschon die Kutte den ganzen Körper umhüllt und dadurch eine ziemliche Fülle bedeckt, so wird doch durch die Natürlichkeit und gelungene Ausführung des Faltenwurfs für das Auge des Beschauers eine angenehme Abwechselung und Mannigfaltigkeit erzielt.

Wir hätten jetzt noch über die Staffage des Bildes zu sprechen und können hier der Darstellung altdeutsch geschnitzter Meubles nur lobend erwähnen. Die Schnitzereien am Bette, wie am Betpulte, sind von großer Zierlichkeit und zeigen uns, daß der

Digitized by Google

Künstler seine Modelle mit Geschmack zu wählen weiß. Die Farbe des dunkelrothen Sammtkissens zu Füßen des Psalter correspondirt gut mit der des dunkelgrauen Vorhangs und beide lassen die dazwischen liegenden blassen Farben des Bettes günstig hervortreten. Die alten Miniaturen und der gelbliche Ton des Pergaments, in dem auf dem Bette aufgeschlagenen Gebetbuche, sind mit vollkommener Täuschung nachgeahmt und zeigen und das Streben des Malers, in der vollkommenen Darstellung der Natur das Ziel der Kunst zu erreichen. —

Wenn nun auch die Färbung aller einzelnen Theile im Bilde vollkommen harmonirt und zusammen genommen einen günstigen Effekt hervorbringt, so würde doch der Geist der dargestellten Scene sogleich beim ersten Anblick leichter zu erfassen gewesen sein, wenn der Künstler den Ton im Allgemeinen etwas dunkler gehalten hätte und diese Herabstimmung des Lichtes auch auf den Vordergrund mit übergegangen wäre. Der Historienmaler findet hierin ein nahbertreffendes Vorbild an dem Franzosen Paul De Laroche, welcher darin die größte Meisterschaft erlangt hat, durch die stets glückliche Wahl der Höhe oder Tiefe der Färbung, seinen Gemälden je nach dem Charakter der dargestellten Scene den Typus der Heiterkeit, des Ernstes oder der Traurigkeit aufzudrücken. Schließlich möge noch zu bemerken, daß Keyser darin einen nicht unbedeutenden Schritt vorwärts gethan, indem er, wie es sich in dem uns vorliegenden Bilde zeigt, sein früheres Streben nach dramatischer Effekthascherei abgelegt hat und durch Einfachheit einer gestreichen Composition die höchste Stufenheit der Darstellung zu erreichen sucht.

Berlin den 1. Mai 1849. O. v. Schorn.

Notizen.

[Schwedische Preisbewerbungen.]

Wir theilten in unserer Nr. 33 einen Antrag der, von der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften für das Jahr 1849 ausgeschriebenen Preisbewerbungen mit. Heute geben wir gleichfalls einen Antrag der von der Svenska Akademien zu Stockholm ausgegebenen Täflingsämnen:

Aestetisch-e Thematа: 1) Ifr nicht der Schönheitssinn in seinem Grundwesen religiös? Und unter welcher Voraussetzung: in welchem Verhältniß steht die ästhetische Bildung zur wahren Religiosität? — 2) Welches sind die Hauptcharaktere des homerischen Epos? Welche waren die vornehmsten Veranlassungen seines Entstehens und seiner Entwickelung? Und inwiefern, oder unter welcher veränderten Form kann es ein modernes Epos geben? — 3) Eine Zusammenstellung der ungleichen Tendenzen des Trauerspiels und der ungleichen Formen seiner Behandlung, so wie diese bei den verschiedenen Nationen vorkommen, mit Rücksicht auf ihren gegenseitigen Vorzug. — 4) Unter welcher Bedingung kann das Lehrgedicht als Poesie betrachtet werden? — 5) Eine Abhandlung über den ungleichen Charakter der älteren und neueren Zeiten politischer Beredsamkeit, nebst einer Darlegung der Gründe und welchen der Unterschied zwischen ihnen herzuleiten ist. — 6) Welchen Einfluß hat die zunehmende Entwickelung des industriellen Lebens während der letzt verflossenen Jahrhunderte auf die Sitten und den Charakter des Volks, auf den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft und auf die intellectuelle und ästhetische Bildung gehabt? — 7) In welchem Grade ist der Charakter der schönen Wissenschaft späterer Zeiten, mit der antiken und sogenannten romantischen verglichen, von der fortschreitenden intellectuellen Bildung bestimmt worden? Und inwiefern ist dieser Einfluß vortheilhaft oder nachtheilig für die Kunst gewesen? — 8) Vergleich zwischen Dallin und Rosenberg als Geschichtschreiber und Sprachgelehrte. — 9) Vergleich zwischen Ehrensvärd und Mickelmann als Kunstphilosophen. — 10) Vergleich zwischen Kellgren und Leffing als Dichter, Denker und schönwissenschaftliche Kritiker. — 11) Ein ästhetisch-oder philosophisches Thema nach eigener freier Wahl der Concurrirenden, das aber zugleich hinsichtlich des Stils eine Aufgabe in der Beredsamkeit ist.

Sprachforschung: Welches sind die Hauptepochen in der Entwickelung der schwedischen Sprache, und was hat sie gewonnen oder verloren durch die Modificationen, die sie erlitten hat?

Geschichte: 1) Darstellung der letzten Regierungsjahre des Königs Gustav I., seiner persönlichen Eigenschaften und des Charakters seiner 30jährigen Regierung. — 2) Die Streitigkeiten zwischen König Gustav I. Söhnen und deren Söhnen wegen der fürstlichen Rechte. — 3) Vergleich zwischen der Lage Schwedens bei dem Tode Gustav II. Adolph's 1632. Carl Gustav's 1660 nebst vergleichender Uebersicht des innern und äußern Zustandes des Reiches im Jahre 1644 als Christina und 1672 als Carl XI. die Reichsregierung aus den Händen der Vormundschaftsregierung empfingen. — 4) Darstellung der Folgen und des Einflusses von Schwedens Theilnahme an dem 30jährigen Kriege. — 5) Die Einrichtung Carl XII. Tod und der darauf folgenden Staatenumwälzung auf die Bildung und Gesinnung des schwedischen Volkes. — 6) Vergleich zwischen den vornehmsten Geschichtschreibern des Alterthums und der neuen Zeit, mit Rücksicht auf Verdienst und Mängel. — 7) Frage: Wenn es gegeben wird, daß der Gemeinsinn sich bei den vornehmsten Völkern der Vorzeit in einem höheren Grade der Lebhaftigkeit und Kraft als bei den neueren äußerte, bei denen ein mehr kosmopolitischer Zweck sich geltend zu machen strebt; aus welchen Ursachen sei dieser Unterschied der älteren und neueren Völker hauptsächlich herzuleiten? Fällt der Vergleich zum Vortheil der ersteren oder letzteren aus? Und inwiefern läßt sich wahrer Patriotismus mit dem Kosmopolitismus, in der neuen Bedeutung dieses Wortes, vereinigen? — 8) Freie Wahl eines Themas aus der Geschichte vor den Zeiten Gustavs III.

Dichtkunst: Die Akademie giebt freie Wahl des Themas; da sie aber Gesänge zur Verherrlichung der Ehre und der Erinnerung zum Lobe der großen Männer, die an der Spitze des Vaterlandes gestanden oder ihm gedient oder es gerettet haben, hervorrufen will, wird die Akademie auch mit besonderer Befriedigung die Wahl solcher vaterländischen Themata betrachten, die es verdienen, in das Andenken der Nachwelt zurückgerufen zu werden. Die Akademie nimmt außerdem Uebersetzungen classischer Autoren entgegen.

Ferner: Für das Jubelka Legat: Gedicht zur Wiederbelebung einer der großen Erinnerungen des Vaterlandes.

[Theodor von Rosowck.]

Am 18. Mai fand der nämliche Beerdigungsact von Rosowck, nachdem er für die Literatur bereits seit 2 Jahren verloren war. Seine Verdienste um die Mutterzunge seines Landes sind groß, und er hat außerordentlich dazu beigetragen, die gegen dieselbe eingewurzelten Vorurtheile anzutilgen. Gleich sein erster Band Gedichte, unter dem Titel „Eigenartige Versuchen“ (1837), erntete den allgemeinen Beifall und stellte ihn unter die ersten vaterländischen Dichter. In seinem Heldengedicht, der „Thanatiste“, das eine Allegorie behandelt, zeigt er auch im Epischen Meisterschaft, obwohl es verhältnißmäßig weit weniger Interesse erweckte. An einen höhnischen Kritiker dieses schwungvollen Gedichtes rächte sich Rosowck durch seine „Poetischen Lumen“ (1842), worin er wieder zu seiner ersten Weise zurückkehrte, nachdem er vorher noch in seinen poetischen „Antlgonus“ die Regierungssysteme, welche nachstanden in Beigen geherrscht haben, der schärfsten Kritik unterworfen hatte.

Das Herrlichste aber, was dem Rosowck dichtete, sind seine Balladen (1843 erschienen), welche sich den Schönsten aller Literaturen anreihen. Seine letzten Werke, welche noch Zeugniß seines edlen Dichterzornes ablegen, sind die „Politik Mererienen“ (1844) und seine zum Theil sehr schönen Volkslieder (1846). Allein Rosowck kämpfte sein ganzes Leben hindurch mit der bittersten Armuth der äußeren Verhältnisse, seine Mittel standen in gar keinem Verhältniß zu seinem Lebensmuth, er gerieth darüber in tausend Unannehmlichkeiten und verfiel endlich seinem traurigen Schicksal, selbst dem letzten Elend des Wahnsinns. Auch ihn verfolgte jene dämonische Gewalt, die so manchen Dichter im Kampfe mit den äußeren Lebensbedürfnissen in Tod und Verzweiflung getrieben. Im Privatleben war er der liebenswürdigste Mensch, der hingebendste Freund, der heiterste Gesellschafter, der stets und unermüdlich, zumal beim Becherklang, von Witz und Laune übersprudelte. Wir werden in einem ausführlichen Artikel aus sachkundiger Feder auf diesen Dichter und seine Leistungen zurückkommen.

Briefwechsel der Redaction.

Hr. H. C. in A. Wir danken Ihnen herzlich für Ihre so freundliche Zusendung.

Hr. —n. in K. Wir sind selbst darüber gänzlich in Ungewißheit, und werden ausführlicher schreiben. Für die Beiträge danken wir bestens.

Hr. D. in P. Auf eine zweckmäßigere Weise konnten wir unsere Bitte nicht erfüllt verlangen. Wir danken herzlich.

Eingegangene Bücher.

Boye, Jan-Mai.

Zeitschriften, seit vor vielmehr Benehaving durch Tidskrift. II. u. III. 1. u. 2

Skarzewskiener, Svenskt Album I—III

„ Udvigte Skykker

Asbjörnsen, Evenlyr II.

Keyser, Nordmandsmens Religionsforfatning.

Grimur Thomsen, Islands Skilling.

Monrad, Benaikninger

Rothe, Om de Skandinaviske Foldforening.

Madvig, Om Skandinavismens Forhold etc.

Hojen, Nationalitetsmiens Udvikling

Grundtvig, De historiske Minders Betydning

Worsaae, Om Forholdet imellem Skandinaviens Folk.

Heiwig, Sievwige Kamp

Almquist, Skandinavismens Utforarbet.

Sommer, Gymnasiallärare

Ploug, Erik Gustav Geijer

Wieselgren, Om Skandinavismen

Barfod, Under Dannebrog

Hierzu eine Beilage.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Grundgesetz
des
dänischen Reiches.

Wir Friedrich der Siebente, von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen und zu Lauenburg, Oldenburg, thun hiermit Allen kund: Nachdem wir aus freier königlicher Machtvollkommenheit, in Uebereinstimmung mit unserem treuen Volke, beschlossen haben, ein neues Grundgesetz für das Reich Dänemark ergehen zu lassen, und nachdem eine vollständige Vereinbarung zwischen uns und der für das Königreich zusammengetretenen Reichsversammlung über den Inhalt jenes Grundgesetzes, mit Beziehung auf den Entwurf, welchen wir als Grundlage der Verhandlungen der Reichsversammlung haben vorlegen lassen, glücklich zu Stande gebracht ist, so haben wir jetzt — jedoch mit Vorbehalt, daß Alles, was die Regierung der Stellung des Herzogthums Schleswig betrifft, bis zum Friedensschlusse beruht — das nachfolgende Grundgesetz des dänischen Reiches, so wie es von uns und unseren Nachfolgern auf dem dänischen Throne unverbrüchlich zu halten sein wird, angenommen.

Grundgesetz des dänischen Reiches.

I.

§. 1. Die Regierungsform ist eingeschränkt monarchisch. Das Königthum ist erblich.

§. 2. Die gesetzgebende Gewalt steht dem Könige im Verein mit dem Reichstage zu. Die ausübende Gewalt besitzt der König, die richterliche Gewalt steht den Gerichtshöfen zu.

§. 3. Die evangelisch-lutherische Kirche ist die dänische Volkskirche und genießt als solche Unterstützung vom Staate.

II.

§. 4. Die durch das Königs-Gesetz festgestellte Erbfolge ist auch fernerhin geltend. Sie kann nur nach einem Vorschlage des Königs und mit der Einwilligung des vereinigten Reichstages abgeändert werden, wozu drei Viertel der abgegebenen Stimmen erforderlich sind.

§. 5. Der König kann nicht ohne Einwilligung des Reichstages Regent in anderen Ländern sein, als in den, die zu der dänischen Monarchie gehören.

§. 6. Der König muß sich zu der evangelisch-lutherischen Kirche bekennen.

§. 7. Der König ist mündig, wenn er sein achtzehntes Jahr erreicht hat.

§. 8. Bevor der König die Regierung antritt, legt er auf dem vereinigten Reichstage folgenden Eid ab: „Ich gelobe und schwöre, das Grundgesetz des dänischen Reiches zu halten; so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort." Ist der Reichstag beim Thronwechsel nicht versammelt, wird der Eid schriftlich in dem Staatsrathe niedergelegt und später auf dem vereinigten Reichstage wiederholt.

§. 9. Sofern der König entweder auf Grund seiner Abwesenheit oder Krankheit für gut erachtet, daß ein Reichsverweser ernannt wird, beruft er den Reichstag und legt demselben einen darauf bezüglichen Gesetzentwurf vor.

§. 10. Geräth der König außer Stand zu regieren, so ruft der Staatsrath den Reichstag zusammen; wenn dann der vereinigte Reichstag mit drei Vierteln der abgegebenen Stimmen die Nothwendigkeit anerkennt, ernennt er einen Reichsverweser und ordnet, wenn nothwendig, eine Vormundschaft an.

§. 11. Ist Anlaß vorhanden zu besürchten, daß der Thronfolger bei dem Tode des Königs unmündig oder aus anderen Gründen außer Stand sein wird, selbst zu regieren, dann wird durch das Gesetz ein Reichsverweser bestimmt und eine Vormundschaft von dem Könige angeordnet. Der Reichsverweser kann an der Vormundschaft keinen Theil nehmen.

§. 12. Der Reichsverweser legt den für den König vorgeschriebenen Eid ab und übt, so lange die Reichsverweserschaft dauert, im Namen des Königs alle dessen Gerechtsame aus; doch kann er keine Veränderung in der Erbfolge vorschlagen.

§. 13. Ist der König todt, dann tritt der zuletzt gewählte Reichstag ohne Zusammenberufung vierzehn Tage nach dem Tode des Königs zusammen.

§. 14. Ist kein Thronfolger vorhanden, oder kann der Thronfolger oder der Reichsverweser nicht sofort die Regierung antreten, wird sie von dem Staatsrathe geführt, bis die weitere Anordnung vom Reichstage getroffen werden ist.

§. 15. Ist der Thronfolger oder der Reichsverweser abwesend, bestimmt der vereinigte Reichstag, binnen welcher Zeit er zurückzukehren hat. Ist der Thronfolger unmündig, oder aus anderen Gründen regierungsunfähig, bevor der Reichsverweser und die Vormundschaft bestimmt ist, ernennt der vereinigte Reichstag den Reichsverweser und bestellt die Vormundschaft. Ist kein Thronfolger da, dann wählt der vereinigte Reichstag einen König und stellt die fernere Erbfolge fest.

§. 16. Die Civilliste des Königs wird für seine Regierungszeit durch ein Gesetz bestimmt. Durch dasselbe wird ebenfalls festgestellt, welche Schlösser und andere Besitzthümer des Staats zur Civilliste gehören sollen. Die Civilliste darf nicht mit Schulden belastet werden.

§. 17. Für Mitglieder des königlichen Hauses können Apanagen durch ein Gesetz bestimmt werden. Apanagen können ohne Einwilligung des Reichstages nicht außer Landes verzehrt werden.

III.

§. 18. Der König ist unverantwortlich. Seine Person ist heilig und unantastbar. Die Minister sind verantwortlich für die Führung der Regierung.

§. 19. Der König ernennt und verabschiedet seine Minister. Des Königs Unterschrift unter die, die Gesetzgebung und Regierung betreffenden Beschlüsse giebt denselben Gültigkeit, wenn sie von der Unterschrift eines Ministers begleitet ist. Der Minister, der unterschrieben hat, ist für den Beschluß verantwortlich.

§. 20. Die Minister können ihrer Amtsführung wegen zur Verantwortung gezogen werden. Das Volksthing klagt an, das Reichsgericht fällt das Urtheil.

§. 21. Die Minister bilden vereint den Staatsrath. Der Vorsitz wird von dem geführt, der vom Könige zum Premier-Minister ernannt worden ist. — Alle Gesetzvorschläge und wichtigeren Veranstaltungen der Regierung werden dem Staatsrathe vorgelegt. Die Ordnung desselben, so wie die Verantwortlichkeit der Minister wird durch ein Gesetz geregelt.

§. 22. Der König besetzt alle Aemter in demselben Umfange wie bisher; Veränderungen hierin können durch ein Gesetz geschehen. Keiner kann zum Beamten bestellt werden, der nicht das Eingebornen-Recht besitzt. — Der König kann die von ihm angestellten Beamten verabschieden. Ihre Pension wird in Uebereinstimmung mit dem Pensions-Gesetz bestimmt werden. — Der König kann Beamte ohne ihre Einwilligung versetzen, doch so, daß sie dadurch nicht in ihren Einkommen geschmälert werden und daß ihnen die Wahl gelassen wird, zwischen einer solchen Versetzung oder Abschied mit Pension nach den allgemeinen Regeln. — Ausnahmen für gewisse Klassen von Beamten, außer den in §. 78 festgesetzten, werden durch ein Gesetz bestimmt.

§. 23. Der König besitzt die höchste Gewalt über die Land- und Seemacht. — Er erklärt Krieg, schließt Frieden, schließt Bündnisse und Handelstraktate ab und hebt sie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichstags irgend einen Theil des Landes entäußern, über irgend eine Staatseinnahme verfügen oder dem Lande irgend eine lastende Verpflichtung auferlegen.

§. 24. Der König beruft einen ordentlichen Reichstag jedes Jahr. Ohne Einwilligung des Königs kann er nicht länger als zwei Monate beisammenbleiben. — Veränderungen in diesen Bestimmungen können durch das Gesetz geschehen.

§. 25. Der König kann den Reichstag zu außerordentlichen Zusammenkünften berufen, deren Dauer von seiner Bestimmung abhängt.

§. 26. Der König kann die Sitzungen des ordentlichen Reichstags auf bestimmte Zeit vertagen, doch ohne die Einwilligung des Reichstags auf nicht länger als zwei Monate und nicht öfter wie einmal im Jahre bis zu seiner nächsten ordentlichen Zusammenkunft.

§. 27. Der König kann entweder den ganzen Reichstag oder eine seiner Abtheilungen auflösen; wird nur einer der Things aufgelöst, dann sollen die Sitzungen des anderen Things vertagt werden, bis der ganze Reichstag wieder versammelt werden kann. Dies soll innerhalb zweier Monate nach der Auflösung geschehen.

§. 28. Der König ist berechtigt, dem Reichstage Gesetzvorschläge und andere Beschlüsse vorzulegen.

§. 29. Die Zustimmung des Königs ist erforderlich, um einem Reichstagsbeschlusse Gesetzeskraft zu verleihen. Der König bestellt die Bekanntmachung des Gesetzes und trägt Sorge für dessen Vollstreckung.

§. 30. In besonders dringlichen Fällen kann der König, wenn der Reichstag nicht versammelt ist, provisorische Gesetze erlassen, die jedoch nicht gegen das Grundgesetz streiten dürfen und stets dem folgenden Reichstage vorgelegt werden müssen.

§. 31. Der König kann begnadigen und Amnestie ertheilen; die Minister kann er hinsichtlich der ihnen vom Reichsgerichte zuerkannten Strafen, nur mit Einwilligung des Volksthings begnadigen.

§. 32. Der König ertheilt, theils unmittelbar, theils durch die betreffenden Regierungsbehörden, solche Bewilligungen und Ausnahmen von den jetzt geltenden Gesetzen, die nach den bisher geltenden Regeln üblich gewesen sind.

§. 33. Der König hat das Münzrecht jedoch nach den Bestimmungen des Gesetzes.

Digitized by Google

IV.

§. 34. Der Reichstag besteht aus dem Volksthing und dem Landsthing.

§. 35. Das Wahlrecht zum Volksthing hat jeder unbescholtene Mann, der das Eingebornen-Recht besitzt, wenn er sein dreißigstes Jahr erreicht hat; ausgenommen wenn er:

a) ohne einen eigenen Hausstand zu haben, in einem privaten Dienstverhältniß steht;

b) wenn er Unterstützung vom Armen-Wesen genießt oder genossen hat, die ihm nicht nachgelassen oder von ihm zurückgezahlt ist.

c) wenn er nicht ein Jahr lang festen Wohnsitz in dem Wahlkreise oder der Stadt hat, wo er wählend der Zeit, wo die Wahl vor sich geht, sich aufhält.

§. 36. Wählbar zum Volksthing ist, mit den in §. 35 a, b, c, benannten Ausnahmen, jeder unbescholtene Mann, wenn er das Eingebornen-Recht besitzt und sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht hat.

§. 37. Die Anzahl der Mitglieder des Volksthings soll ohngefähr in dem Verhältniß von Einem auf 14,000 Einwohner steben. Die Wahlen finden in Wahlkreisen statt, deren Umfang durch das Wahlgesetz bestimmt wird. Jeder Wahlkreis wählt Einen unter Denen, die sich zur Wahl gestellt haben.

§. 38. Die Mitglieder des Volksthings werden auf drei Jahre gewählt. Sie erhalten Diäten.

§. 39. Wahlrecht zum Landsthing hat Jeder, welcher nach §. 35. Wahlrecht zum Volksthing besitzt. Die Wahlberechtigten wählen aus ihrer Mitte Wahlmänner nach den Bestimmungen des Wahlgesetzes.

§. 40. Wählbar zum Landsthing ist jeder unbescholtene Mann, welcher das Eingebornenrecht besitzt, über dessen Vermögen nicht Schuldenwesen entstanden oder ein Concurs verhängt ist, wenn er sein einundvierzigstes Jahr erreicht und in dem letzten Jahre entweder dem Staate oder der Communne directe Abgaben von 200 Rbdlr.*) entrichtet hat oder beweißt, daß er eine jährliche reine Einnahme von 1200 Rbdlr. **) genießt. In den Wahlkreisen, wo die Zahl der Wählbaren nach dieser Regel nicht das Verhältniß zu der Bevölkerung erreicht, welches das Wahlgesetz bestimmt, wird die Zahl der Wählbaren durch die am höchsten Besteuerten des Wahlkreises vermehrt, bis das Verhältniß erreicht wird.

§. 41. Die Wahlen zu den Landsthing werden in größeren Wahlkreisen vorgenommen, welche durch das Wahlgesetz bestimmt werden. Die Wahlmänner eines solchen größeren Kreises treten zusammen und stimmen für so Viele, als in dem Wahlkreise gewählt werden sollen, in welchem wenigstens Dreiviertel der Gewählten festen Wohnsitz seit einem Jahre vor den Wahlen gehabt haben müssen. Zur Gültigkeit der Wahl ist mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen nothwendig.

§. 42. Die Zahl der Mitglieder des Landsthings muß stets ohngefähr die Hälfte der Zahl der Mitglieder des Volksthings betragen.

§. 43. Die Mitglieder des Landsthings werden auf acht Jahre gewählt. Die Hälfte scheidet im vierten Jahre aus. Sie erhalten dieselben Diäten wie die Mitglieder des Volksthings.

*) 150 Thaler Courant.
**) 900 Thaler Courant.

§. 44. Wenn ein neues Communalgesetz erlassen sein wird, können die Baden für das Landsthing durch Gesetz auf die größern communalen (Amts- oder Provinz) Räthe übergehen.

V.

§. 45. Der jährliche Reichstag tritt am ersten Montag des Octobers zusammen, wenn der König ihn nicht eher zusammenruft.

§. 46. Der Sitz der Regierung ist auch der Versammlungsort des Reichstags. In außerordentlichen Fällen kann der König ihn auch nach einem andern Orte des Reiches zusammenrufen.

§. 47. Der Reichstag ist unverletzbar. Wer die Sicherheit und Freiheit desselben antastet, wer einen dahin zielenden Befehl ausstellt oder ihm gehorcht, macht sich des Hochverraths schuldig.

§. 48. Jedes der Things ist berechtigt, Gesetze vorzuschlagen und für seinen Theil anzunehmen.

§. 49. Jedes der Things kann Adressen an den König einreichen.

§. 50. Jedes der Things kann zur Untersuchung allgemein wichtiger Gegenstände Commissionen aus seinen Mitgliedern niedersetzen. Diese sind berechtigt, sowohl von öffentlichen Behörden, wie von privaten Bürgern die Mittheilung mündlicher oder schriftlicher Aufklärungen zu verlangen.

§. 51. Keine Steuer kann anders auferlegt, verändert oder aufgehoben, auch keine Mannschaft ausgehoben, keine Staatsanleihe gemacht und keine dem Staat gehörende Domaine veräußert werden, als durch ein vorhergehendes Gesetz.

§. 52. Auf jedem ordentlichen Reichstage, gleich nachdem er zusammengetreten ist, werden Vorlagen zu einem Finanzgesetz für das folgende Finanzjahr vorgelegt, welche eine Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staats enthalten. — Die Finanzvorlage wird erst im Volksthing verhandelt. Keine Steuer darf erhoben werden, bevor das Finanzgesetz bewilligt ist. Keine Ausgabe darf bestritten werden, die nicht in demselben ihre Rechtfertigung hat.

§. 53. Jedes Thing ernennt zwei besoldete Revisoren. — Diese gehen die jährlichen Staatsrechnungen durch, und geben darauf Acht, daß sämmtliche Einnahmen des Staats darin aufgeführt worden sind und daß keine Ausgaben außerhalb des Finanzgesetzes stattgefunden haben. Sie können verlangen, daß alle nothwendigen Aufklärungen und Aktenstücke ihnen mitgetheilt werden. Der jährliche Staatsrechnungsschaftsbericht sammt den Bemerkungen der Revisoren wird dann dem Reichstage mitgetheilt, der mit Bezug darauf seinen Beschluß faßt.

§. 54. Kein Ausländer kann in der Folge Eingebornen-Recht erhalten, ohne durch ein Gesetz.

§. 55. Kein Gesetzentwurf kann eher verbindlich angenommen werden, bis er dreimal von dem Thing verhandelt worden ist.

§. 56. Wird ein Gesetzentwurf von einem der Things verworfen, so kann er von demselben Thing auf derselben Versammlung nicht mehr vorgenommen werden.

§. 57. Wird ein Gesetzentwurf von dem einen Thing angenommen, so wird er in der Form, wieer angenommen worden, dem andern Thing vorgelegt; wird er hier verändert, so geht er an das erste Thing zurück; werden hier wieder Aenderungen vorgenommen, so geht der Vorschlag aufs Neue an das andere Thing. Wird auch dann keine Zustimmung erlangt, soll, wenn einer der Things es verlangt, jedes Thing für sich eine gleiche Anzahl von Mitgliedern wählen, um als Ausschuß zusammen zu treten, welcher dann sein Bedenken über die nicht vereinbarten Punkte abgiebt. Mit Berücksichtigung des Bedenkens des Ausschusses, findet dann die endliche Abmachung, auf jedem Thing für sich statt.

§. 58. Jedes der Things entscheidet selbst über die Gültigkeit der Wahl seiner Mitglieder.

§. 59. Ein jedes neue Mitglied legt, sobald die Gültigkeit seiner Wahl anerkannt ist, Eid auf das Grundgesetz ab.

§. 60. Die Reichstagsabgeordneten sind nur durch ihre Ueberzeugung und nicht durch Vorschrift ihrer Wähler gebunden. Damit, welche als Reichstagsabgeordnete gewählt sind, bedürfen der Zustimmung der Regierung nicht, um die Wahl annehmen zu können.

§. 61. Kein Reichstagsabgeordneter kann während der Verwaltung des Reichstags, ohne Zustimmung des Things, wozu er gehört, Schulden halber seiner Freiheit beraubt oder gefänglich eingezogen, noch zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, mit Ausnahme der Ertappung auf frischer That. Für seine Aeußerungen auf dem Reichstag kann Keiner der Mitglieder desselben ohne Einwilligung des Things zur Verantwortung außerhalb desselben gezogen werden.

§. 62. Kommt einer der gültig Gewählten in eine der Lagen, durch welche die Wählbarkeit verloren geht, kann verhindert werden, so kann er doch an der Wahl hervorgehende Recht. Doch soll Niemand seinen Sitz auf dem Landsthing deswegen verlieren, weil er im Verlauf der Zeit, für die er gewählt ist, nach einem andern Wahlkreise verzieht. Durch Gesetz ist noch näher zu bestimmen, in welchen Fällen ein Abgeordneter, welcher zu einem mit Gehalt verbundenen Staatsamte befördert wird, einer Neuwahl sich zu unterwerfen hat.

§. 63. Die Minister haben in Folge ihres Amtes Zutritt zum Reichstage und sind berechtigt, während der Verhandlungen das Wort zu verlangen, wann sie wollen, unter Befolgung der Geschäftsordnung. Ein Stimmrecht üben sie nur aus, wenn sie zugleich Reichstagsabgeordnete sind.

§. 64. Jedes Thing wählt selbst seinen Vorsitzenden, und den oder die, welche bei dessen Verhinderungsfall den Vorsitz führen sollen.

§. 65. Keines der Things kann einen Beschluß fassen, wenn nicht wenigstens die Hälfte seiner Mitglieder zur Stelle sind und an der Abstimmung Theil nehmen.

§. 66. Jeder Reichstagsabgeordnete kann in dem Thing, zu dem er gehört, mit dessen Einwilligung eine jede öffentliche Angelegenheit zur Verhandlung bringen und darüber die Erklärung der Minister verlangen.

§. 67. Kein Antrag darf einem der Things auf anderem Wege zugestellt werden, als durch eines seiner Mitglieder.

§. 68. Findet das Thing keine Veranlassung über einen Antrag einen Beschluß zu fassen, so kann es denselben an die Minister verweisen.

§. 69. Die Versammlungen der Things sind öffentlich, doch können der Vorsitzende oder die in der Geschäftsordnung festgesetzte Zahl der Reichstagsmitglieder verlangen, daß alle Nichtmitglieder sich entfernen, worauf das Thing darüber entscheidet, ob die Sache in öffentlicher oder geheimer Sitzung verhandelt werden solle.

Digitized by Google

§. 70. Jedes der Things trifft die näheren Bestimmungen den Geschäftsgang und die Aufrechthaltung der Ordnung betreffend.

§. 71. Der vereinigte Reichstag wird durch das Zusammentreten des Volksthings und des Landesthings gebildet. Zu einem Beschlusse ist es erforderlich, daß über die Hälfte der Mitglieder jedes der beiden Things zugegen ist und an der Abstimmung Theil nimmt. Der vereinigte Reichstag wählt selbst seinen Vorsitzenden und stellt die näheren Bestimmungen, den Geschäftsgang betreffend, fest.

VI.

§. 72. Das Reichsgericht besteht aus sechzehn Mitgliedern, die auf vier Jahre gewählt werden; zur Hälfte von dem Landesthing, zur Hälfte von dem obersten Gerichtshofe des Landes unter dessen Mitgliedern selbst. Dasselbe wählt seinen Vorsitzenden aus seiner Mitte. Ein Gesetz ordnet das Weitere des Verfahrens.

§. 73. Das Reichsgericht entscheidet in den, vom Volksthing gegen die Minister eingeleiteten Prozessen. — Vor das Reichsgericht kann der König auch Andere wegen Verbrechen stellen lassen, von denen er findet, daß sie besonders gefährlich für den Staat sind, sobald das Volksthing dazu seine Einwilligung giebt.

§. 74. Die Ausübung der richterlichen Gewalt kann nur durch das Gesetz geordnet werden.

§. 75. Die mit einem großen Grundbesitz verbundene richterliche Gewalt soll durch ein Gesetz aufgehoben werden.

§. 76. Die Rechtspflege ist nach Regeln, welche das Gesetz bestimmt, von der Verwaltung zu trennen.

§. 77. Die Gerichtshöfe sind berechtigt, über eine jede Klage, hinsichtlich der Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt, zu erkennen. Jedoch kann der, der eine solche Einrede gegen die Obrigkeit erhebt, nicht dadurch, daß er seine Sache vor den Richterstuhl bringt, sich der vorläufigen Nachachtung des Befehls derselben entziehen.

§. 78. Richter haben in ihrem Berufe sich nur nach dem Gesetze zu richten. Sie können nicht ohne Urtheilsspruch abgesetzt, eben so auch nicht wider ihren Willen versetzt werden, ausgenommen in den Fällen, wenn eine Umgestaltung der Gerichtshöfe stattfindet. Doch kann der Richter, der sein fünfundsechzigstes Jahr erreicht hat, verabschiedet werden, jedoch ohne in seinem Einkommen geschmälert zu werden.

§. 79. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sollen so bald und so weit möglich für die ganze Rechtspflege durchgeführt werden. In Criminalsachen und in Sachen, welche aus politischen Gesetzübertretungen entstehen, sollen Geschworene eingeführt werden.

VII.

§. 80. Die Verfassung der Volkskirche wird durch ein Gesetz geordnet.

§. 81. Die Staatsbürger haben das Recht, sich in Gemeinden zu vereinigen, um Gott zu verehren auf die Weise, die mit ihrer Ueberzeugung stimmt, doch darf dabei nichts gelehrt oder vorgenommen werden, was gegen die Sittlichkeit und öffentliche Ordnung streitet.

§. 82. Niemand ist verpflichtet, einen persönlichen Beitrag für irgend einen Gottesdienst beizusteuern, der nicht sein eigener ist. Doch soll Jeder, der nicht darthut, daß er Mitglied einer, im Lande anerkannten kirchlichen Gemeinde ist, die für die Volkskirche anbefohlenen persönlichen Abgaben an das Schulwesen bezahlen.

§. 83. Die Verhältnisse der von der Volkskirche abweichenden kirchlichen Gemeinden sollen näher durch ein Gesetz geordnet werden.

§. 84. Auf Grund seines Glaubensbekenntnisses kann Niemanden der volle Genuß seiner bürgerlichen und politischen Rechte entzogen werden, auch kann Niemand aus diesem Grunde die Ausübung irgend einer allgemeinen Bürgerpflicht verweigern.

VIII.

§. 85. Jeder, der verhaftet wird, soll binnen vierundzwanzig Stunden vor den Richter geführt werden. Wenn der Verhaftete nicht gleich auf freien Fuß gesetzt werden kann, soll der Richter durch ein, mit Gründen begleitetes Erkenntniß, welches möglichst bald und spätestens binnen drei Tagen abgegeben werden muß, entscheiden, daß er gefangen gehalten werde, und wenn er gegen Caution losgelassen werden kann, die Art und Größe derselben bestimmen. — Gegen das Erkenntniß, welches der Richter ausspricht, kann von dem Betreffenden sogleich bei einem höhern Richterstuhl appellirt werden. — Niemand kann einem Präventionsgefängniß für ein Vergehen unterworfen werden, welches blos Geldstrafe oder einfaches Gefängniß nach sich ziehen kann.

§. 86. Die Wohnung ist unverletzlich, Hausuntersuchung, Beschlagnahme und Untersuchung von Briefen und anderen Papieren kann, wo kein Gesetz eine Ausnahme vorschreibt, nur nach Anspruch der Gerichte stattfinden.

§. 87. Das Eigenthum ist unantastbar; Niemand kann genöthigt werden, sich seines Eigenthums zu entäußern, als wo das Gemeinwohl es verlangt; es kann dies nur in Folge eines Gesetzes und gegen vollständige Entschädigung geschehen.

§. 88. Alle Beschränkungen in der freien und gleichen Berechtigung zum Erwerbe, die nicht in dem allgemeinen Wohle begründet sind, sollen durch Gesetze aufgehoben werden.

§. 89. Wer sich selbst und die Seinigen nicht ernähren kann, und dessen Versorgung keinem Zweiten obliegt, ist berechtigt, von der Commune Unterstützung zu erhalten, muß sich dahingegen aber den Verpflichtungen unterwerfen, welche die Gesetze in der Beziehung auferlegen.

§. 90. Die Kinder, deren Eltern nicht im Stande sind, für ihre Erziehung zu sorgen, erhalten freien Unterricht in den Volksschulen.

§. 91. Jeder ist berechtigt, durch die Presse seine Gedanken zu veröffentlichen, doch unter Verantwortlichkeit vor den Gerichten; Censur oder andere Präventivmaßregeln können nie wieder eingeführt werden.

§. 92. Die Staatsbürger haben das Recht, ohne vorhergehende Erlaubniß zu jedem gesetzlich erlaubten Zwecke Vereine zu schließen; kein Verein kann durch Veranstaltung der Regierung aufgehoben werden; es können jedoch Vereine vorläufig verboten werden, aber dann soll sofort Anklage gegen den Verein, zur Aufhebung desselben, eingereicht werden.

§. 93. Die Staatsbürger haben das Recht, sich unbewaffnet zu versammeln. Oeffentlichen Versammlungen hat die Polizei das Recht beizuwohnen. Versammlungen unter freiem Himmel können verboten werden, wenn man von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe befürchten kann.

§. 94. Bei Aufläufen darf die bewaffnete Macht, wenn sie nicht angegriffen wird, nur dann einschreiten, wenn die Menge dreimal im Namen des Königs und des Gesetzes vergebens aufgefordert ist, sich zu zerstreuen.

§. 95. Ein jeder waffenfähige Mann ist verpflichtet, mit seiner Person zur Vertheidigung des Vaterlandes beizutragen, nach den näheren Bestimmungen, welche das Gesetz vorschreibt.

§. 96. Das Recht der Communen, unter Aufsicht des Staates selbstständig ihre Angelegenheiten zu verwalten, wird durch ein Gesetz geordnet werden.

§. 97. Ein jeder in der Gesetzgebung an Rang, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht ist abgeschafft.

§. 98. Kein Lehen, Stammhaus oder Fideicommiß kann für die Folge errichtet werden. Es soll durch Gesetz festgesetzt werden, wie die jetzt bestehenden in freies Eigenthum übergehen können.

§. 99. Mit Bezug auf die Eriegsmacht sind die in den §§. 85., 92. und 93. getroffenen Bestimmungen nur mit den Einschränkungen, welche auf der Militär-Gesetzgebung folgen, anwendbar.

IX.

§. 100. Verschläge zu Veränderungen in oder Zusätze zu vorstehendem Grundgesetze werden auf einem ordentlichen Reichstage vorgebracht. Wird der deßfallige Beschluß in unveränderter Gestalt vom nächsten ordentlichen Reichstage angenommen, und vom Könige bestätigt, dann werden beide Things aufgelöst und allgemeine Wahlen sowohl zum Volksthing, als zum Landesthing vorgenommen. Wird der Beschluß zum dritten Male von dem neuen Reichstage in einer ordentlichen oder außerordentlichen Zusammenkunft angenommen und vom Könige bestätigt, dann ist er Grundgesetz.

Provisorische Bestimmungen.

1.

So wie die Regel in §. 16, daß die Civilliste durch Gesetz bestimmt wird, seine Anwendung auf den jetzt regierenden König findet, so wird auch die in §. 17 getroffene Bestimmung nicht hindern, daß Apanagen, soweit dies schon durch bestehende Kontrakte gestattet ist, anderweit des Reichs vorgesehen werden.

2.

Bis zum Erscheinen des in §. 22 angekündigten Pensionsgesetzes, wird jeder Beamte, welcher nach den Bestimmungen dieses §. verabschiedet wird, Pension nach den bisher befolgten Regeln erhalten.

3.

Die in §. 78 enthaltene Bestimmung, wonach Richter nicht ohne Urtheil abgesetzt, auch nicht wider ihren Wunsch versetzt werden können, leidet keine Annahme auf die jetzigen Richter, welche zugleich administrative Aemter bekleiden.

4.

Bis die vollendete Umgestaltung des Criminal-Prozesses bewerkstelligt sein wird, wird mit der in §. 85 befagten Appellation gegen Erkenntnisse auf Verhaftsbefehle, wie in Privat-Prozessachen zu verfahren sein, jedoch so, daß die Verladung die des extraordinairen Gerichts ist, und daß der Kläger sowohl des Gebrauchs des Stempelpapiers als der Entrichtung von Gerichtsgebühren enthoben ist. Um einen solchen Appellation willen muß ihm Gelegenheit gegeben werden, sich mit einem Advo-

Digitized by Google

katen zu berathschlagen, und darf er auch neue Nachweisungen vor den Schranken des Obergerichts produciren.

Und somit ist das von unserm Verfahren auf dem Throne dem hochseligen König Friedrich III. nach der ihm von den dänischen Ständen dazu ertheilten Vollmacht, unterm 14. Novbr. 1665 gegebene Königsgesetz ankund zu geben, mit alleiniger Ausnahme der in den §§. 27—40 enthaltenen Bestimmungen die Erbfolge betreffend, welche durch den §. 4 des Grundgesetzes bestätigt sind, ferner der in den §§. 21 und 25 enthaltenen Vorschrift in Betreff der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, die durch ein Hausgesetz anders darüber verfügt werden sollte.

Gegeben auf unserm Schlosse Christiansborg, den 5. Juni 1849.

Unter unserer königlichen Hand und Siegel.

Friedrich, R.

A. W. Moltke.
Bardenfleth. Zahrtmann. C. F. Hansen.
W. C. F. Sponneck. P. G. Bang. J. A. Madvig.
H. A. Clausen

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Die Kopenhagener Blätter über das Grundgesetz.

Das durch die Einigkeit, die zwischen dem jetzigen dänischen Könige und seinem Volke herrscht, und durch den offenen, biederen Charakter dieses Königs friedlich begonnene, und jetzt friedlich zu Stande gebrachte, neue Verfassungswerk Dänemarks giebt selbstverständlich den verschiedenen Blättern der Hauptstadt Veranlassung zu verschiedenen Betrachtungen, je nach der Farbe, die sie tragen. Vereinigte Zeitung findet es natürlich, daß die Verfassung nicht bei Allen denselben Umfang erhalten wird, und daß namentlich verschiedene Ansichten über das, in der Verfassung aufzunehmene (in freisinnige) Wahlsystem und die Garantien, welche es für die zukünftige Entwickelung der Gesellschaft bietet, herrscht. Sie hebt die geschichtliche Thatsache hervor, daß der König von Dänemark der einzige Monarch Europa's ist, der gewußt hat den revolutionairen Eruptionen des Jahres 1848 zuvorzukommen, und daß das dänische Volk das einzige in Europa ist, das eine Verfassung als ein in Wahrheit freies landesväterliches Geschenk aus der Hand seines Königs empfangen hat. „Und über Dem, was so gegeben und so empfangen wird ruht eine andere Verheißung als über Dem, was durch Zwang erreicht wird." — „Führer sander, indem es einen kurzen Blick auf die Wirksamkeit des Reichstages wirft, und diesem im Ganzen, volle Anerkennung zollt, findet, daß die Verfassung, die durch ein so schönes Zusammenwirken der Regierung und des Volkes jetzt ins Leben gerufen ist, wenn sie auch ihre Mängel hat, doch im Ganzen die Forderungen, welche die wahren Freunde der Freiheit und Gleichheit in einer Zeit wie die jetzige aufstellen können, befriedigt; sie begründet sie mit Vertrauen und Hoffnung. Ueber die merkwürdige Stille der Hauptstadt und den gänzlichen Mangel an Feierlichkeiten in Veranlassung der Sanction des Grundgesetzes, des veränderten Zustandes der Auflösung einer zweihundertjährigen Staats-Verfassung, von einer andern nun nennen, sagt das Blatt: „Diese Stille und Ruhe hat etwas ansprechendes, es scheint, als dürfe und müsse es in einem Augenblick wie der jetzigen nicht anders sein. Theils sind die Verhältnisse nach Außen hin der Natur, daß wir der lärmenden Freude und der geschäftigen Demonstrationen keinen Raum zu geben haben, theils sind wir in dem verflossenen Jahre so sehr daran gewöhnt, Verfassungen gefeiert und gerissen zu sehen, während ihr Leben nur kurz war, und die Vorboten des Todes sich fast vor der Feier zeigten, daß es uns ein glückliches Omen scheint, daß der Contrast hier bis zu seinen äußersten Grenzen durchgeführt wird." Fyenposten scheint erst ganz genau die öffentliche Meinung aussprechen zu wollen, wenigstens will sie sich „für heute (den 6. Juni) aller Betrachtungen zu denen die Sanction des Grundgesetzes volle Veranlassung giebt, enthalten." Das Blatt wünscht, daß das Volk seine Aufgabe in derselben Weise lösen möge, wie es der König bereits gethan. — Das demokratisch-socialistische Blatt „Fädrelandsvennen" sagt:

„Heute also ist Dänemark in der Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten; — sein neues Grundgesetz ist sanctionirt, und ist es auch nicht ganz so liberal, wie es hätte sein sollen, steht es auch in mehreren Punkten zurück von dem Vorschlage der Regierung — so fällt dieses nicht Frederik dem Siebenten zur Last. Ihm gebührt die Ehre, freiwillig und ohne Vorbehalt seinem Volke soviel Freiheit angeboten zu haben, wie es nur wollte, und es sind nur seine unter den unglücklichen Einwirkungen des Jahres 1848 aufgestellten Gegenstanten, die sich mehr zurückgehend als vorwärtsschreitend gezeigt haben, so daß nicht einmal eine linke Seite der Reichsversammlung es für klug erachtete, bei dem, vom Könige selbst angebotenen Entwurfe festzuhalten. In Beziehung zu jenem Entwurfe, jenem Anerbieten des Königs hat die ganze Reichsversammlung der rechten Seite angehört. Hierin bietet die neueste Geschichte Dänemarks gewiß einen sehr glücklichen Gegensatz zu dem ganzen übrigen Europa, wo die Forderungen der Völker weit über den Willen der Fürsten zu Eingeständnissen hinausgehen, und wosselbst diese ihnen zuur durch die Furcht abgepreßt, und wieder, sobald die Gelegenheit sich bietet, mit Macht zurückgenommen werden. Daher ist auch das ganze Verfassungswerk bei uns mit einem hohen Grade von Ruhe und gegenseitigem Entgegenkommen vollbracht, denn obschon, trotz der minisseriellen Opposition, nicht der geringste Grund zum Vorschein gekommen ist, daß der König nicht lieber den, von ihm zuerst angebotenen Verfassungs-Entwurf bestätigt hätte, so ist er doch bereitwillig auch darauf eingegangen, die weniger liberalen Modificationen, über die der Reichstag und das Ministerium sich einigten, zu sanctioniren. — Wenn sich in diesem Augenblicke nicht die Freude und Begeisterung bei dem dänischen Volke regen, die ein solcher Fortschritt auf dem Wege der Freiheit als die neue Verfassung ist, hervorrufen müßte, so ist dieses zunächst den ernsten Gefühlen zuzuschreiben, die die fortdauernde feindliche Occupation eines großen Theils des Reichs hervorruft, und dem traurigen Gedanken, der sich ihnen anknüpft: daß, wenn Dänemark vor zehn Jahren das erreicht hätte, was es heute erhalten hat, so würde der Schleswig-Holsteinismus nie die Bedeutung gewonnen haben, die er jetzt besitzt. Diejenigen, welche während so vieler Jahre des Drangsals das Verfassungswerk mit der Bedauptung zurückschoben, daß zuerst die Grenze des Landes des festgestellten sei, tragen eben sowohl als die eingestellten Anhänger des jetzt verstorbenen Absolutismus ihren Antheil an jener Behauptung. Jetzt haben wir das Mittel, welches zu erreichen, wir uns damals einzig und allein hätten bestreben sollen. Und noch stehen Jene tan und mißtrauisch gegen die Macht der Freiheit da, welche doch am sichersten Dänemark Ehre und Friede verspricht. Aber die Ehre gehört Frederik dem Siebenten, — nicht Denen, die mit zwei Zungen geredet."

Anzeigen.

72] In meinem Verlage erschien:

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

35 Bände kl. 8. Preis eines Bandes 10 Ngr.

Inhalt:

Das Märchen meines Lebens.
2 Bde. Preis 20 Ngr. — 1 Fl. C.-M.

Der Improviſator.
Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. O. W.

Nur ein Geiger.
Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr.

Geſammelte Märchen.
4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. — 2 Fl. C.-M.

Bilderbuch ohne Bilder.
Preis 10 Ngr. — 30 Kr. C.-M. — 36 Kr. Rh.

Reiſeſchatten.
Preis 10 Ngr. — 30 Kr. C.-M. — 36 Kr. Rh.

Eines Dichters Bazar.
4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. — 2 Fl. C.-M.

Repbacke.
Tragödie. Pr. 10 Ngr. — 30 Kr. C.-M.

Der Mulatte.
Drama. Pr. 10 Ngr. — 30 Kr. C.-M.

Agnete und der Meermann.
Dramatiſches Gedicht. Preis 10 Ngr. — 30 Kr.

Die Stachelbinne.
Märchenkomödie. Pr. 10 Ngr. — 30 Kr. C.-M.

Geſammelte Gedichte.
3 Bde. Preis 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. C.-M.

Abſonerlus.
2 Bde. Pr. 20 Ngr. — 1 Fl. C.-M.

Die zwei Baronefſen.
Roman. 4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. — 2 Fl. C.-M.

J. van den Hage's

Geſammelte Werke.

Aus dem Holländiſchen

von

O. L. B. Wolff.

Der Schadhirt. Hiſtor. Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde. 6 Bände. 8 Thlr. — 12 fl. C.-M. — 14 fl. 24 kr. Rhein.

Schloß Loverſtein. Hiſtor. Roman aus dem achtzigjährigen Kriege. 3 Bände. 4 Thlr. — 6 fl. C.-M. — 7 fl. 12 kr. Rhein.

Erzählungen. 1 Bd. 1 Thlr. 20 Ngr. — 2 fl. 30 kr. C.-M. — 3 fl. Rhein.

Leipzig, im Juni 1849.

Carl B. Lorck.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Rl. 42 Xr. Rh. 2 Fl. 15 Xr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Specied. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorch in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: O. Gleerup. Aufterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

22. Juni. № 38. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Zur Berichtigung vorjähriger, Dahlmann'scher Aeußerungen; von Dr. G. A. Oswald. — Ist Bankerottmus? — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: β Kopenhagen, 12. Juni: Die Friedens-Unterhandlungen. Otto Lehmann. Die dänischen Kriegsgefangenen in Holstein. — Schweden. Stockholm, 7. Juni: Die allgemeine Zusammenkunft der Reformvereine in Utrecht. — Holland. Aufterdam, 15. Juni: Die zweite Kammer der Generalstaaten. Die Lage des Militairs. Der finanzielle Nachlaß des verstorbenen Königs. — Belgien. Brüssel, 15. Juni: Die Verhandlungen des Senats über Regierungsveranlassungen. Reform der Militairschulen. Die Finanzsitzen Aufwendungsgesellschaften. —

II. Literatur Wissenschaft und Kunst.

Der niederländische Dramatiker H. J. Schimmel. Zweiter Artikel. (Schluß.) — Bücherschau: Udvalgte Sagastykker af Mag. Grimur Thomsen. — Diplomatarium Norvegicum af C. A. Lange und Carl R. Unger. — Journalschau. Schweden: Oden. — Frey. — Boea.

Feuilleton: Die Einwirkung des Menschen auf die Natur. (Nach Professor J. F. Schouw.)

I. Politik und Tagesgeschichte.

Zur Berichtigung vorjähriger, Dahlmann'scher Aeußerungen

über

die bundesfeitige Verhandlung und Bescheidung des, 1822 von Prälaten und Ritterschaft des Herzogthums Holstein eingereichten Gesuches um Vermittelung wegen Wiederherstellung ihrer landständischen Verfassung.

Der bereits Vortrag, womit Dahlmann die am 3. Juni v. J. in der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gepflogenen Berathungen bes, von dem Ausschusse für völkerrechtliche und internationale Fragen erstatteten Berichtes über die „schleswig-holsteinische Sache" eröffnete, enthält unter anderem folgende, einer berichtigenden Widerlegung bedürfende Aeußerungen:

„Die Ehre von Deutschland in dieser Sache wahren, heißt, altes Unrecht vergüten, heißt, neues Unrecht nicht begehen... Altes Unrecht, schwe-

res altes Unrecht ist hier von deutscher Seite begangen. Keinesweges wolle man glauben, was Manche in den neuesten Tagen zu verbreiten gesucht haben, als sei irgend von schleswig'scher Seite der Rechtsweg umgangen oder nicht betreten worden. Der Rechtsweg ist betreten, er ist Schleswig-Holstein abgeschnitten worden; es war im Jahre 1822, als die holsteinische Ritterschaft, und mit ihr die Gutsbesitzer von Holstein, sich an die deutsche Bundesversammlung wendeten; sie allein, die Holsteiner, durften es, und auch nur die holsteinische Ritterschaft, nicht die schleswig-holsteinische durfte es, denn allein Holstein gehörte zum deutschen Bunde. Als nun diese Sache an die Bundesversammlung kam, da ward sie von Anfang her verzögert, ohne daß irgend etwas in derselben geschah. Nachgehends kam sie wirklich zur Verhandlung, und diese wichtige Sache, an der der innere Frieden, die theuersten Interessen der Holsteiner hingen, nach allerlings einem gewissenhaften Referenten überwiesen, welcher ein umständliches, durch gründliche Erforschung, durch genügende Darstellung sich erschöpfendes Referat aufstellte; allein dieses Referat ward in der Bundesversammlung keineswegs dem Geschäftsgange, keineswegs den gewohnten Formen gemäß behandelt, vielmehr eben, weil es den Forderungen Holsteins günstig war, zurückgelegt, und lediglich für einen beschränkten Kreis, loco dictaturae, gedruckt. Es durfte zu keiner Verbreitung kommen. Auf dieses Referat erfolgte eine nicht umfängliche, überhaupt nur über das ganze Verhältniß flüchtigstreifende Erklärung des damaligen dänischen Bundesgesandten für Holstein, des Grafen von Eyben. Als darauf die holsteinische Ritterschaft in einer zweiten Eingabe die Rechte ihres Landes und des damit eng und unauflöslich verbundenen Schleswig gegen solche Einwendungen wahrte, und diese zweite Eingabe von Seiten Holsteins... gedruckt worden war, bevdete der Bundespräsidial-Gesandte, Graf von Münch-Bellinghausen, nicht, daß diese Eingabe überhaupt nur vertheilt würde; sie durfte nicht einmal an die Gesandten des Bundestags selbst, geschweige denn an das Publikum vertheilt werden;...., und nachgehends, als einige mißliebige Gesandte, weil sie der schleswig-holsteinischen Sache geneigt waren, entfernt waren, kam es zu einer raschen und übereilten Abstimmung, welche dahinaus ging, es könne die Bundesversammlung die holsteinische Verfassung nicht als in anerkannter Wirksamkeit bestehend betrachten, die Bundesversammlung aber werde darüber wachen, daß die demnächst von dem Könige von Dänemark zu ertheilende Verfassung die Rechte Holsteins in Bezug auf Schleswig feststelle, und überhaupt den Grundrechten des holsteinischen Landes und seiner Einwohner entspreche."

Wenn man nämlich zuvörderst die am Schlusse dieser, hier wortgetreu nach dem amtlichen „Stenographischen Berichte über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung." Nr. 16., Seite 273, abgedruckten Stelle befindliche Angabe der bundesseitigen Abstimmung über das vorbergte Gesuch der holsteinischen Prälaten und Ritterschaft mit dem wörtlichen, unterm 27. November 1823 bestalls gefaßten Bundestags-Beschlusses vergleicht, welcher wörtlich dahin lautet:

„Da die hohe Bundesversammlung aus den bisherigen Verhandlungen die Ueberzeugung erlangt hat, daß die alte Verfassung in Holstein in anerkannter Wirksamkeit nicht bestehe, so werden die eclamirenden holsteinischen Prälaten und Ritterschaftsmitglieder mit ihrem Gesuche und ihrer Berufung auf den §. 56. Artikel der Wiener Schlußacte, als unstatthaft, abgewiesen; den Reclamanten wird jedoch zu ihrer Beruhigung eröffnet, daß Seine Majestät der König von Dänemark, nach der durch Allerhöchstihre Bundestags-Gesandtschaft wiederholte Erklärung, dem Vorgeschlagenen Holstein eine Verfassung zugesichert haben, welche, nach dem Artikel 55. der Schlußacte, die älteren Rechte möglichst berücksichtigen und den gegenwärtigen Zeitverhältnissen angepaßt werden soll.

Die hohe Bundesversammlung weiset zugleich die reclamirenden Prälaten und Ritterschaftsmitglieder an, dieser Verfassung mit jenem Vertrauen entgegenzusehen, welches die unumwundene Erklärung Seiner Majestät des Königs bei treuergebenen Unterthanen nothwendig erzeugen muß, und ertheilt denselben die Versicherung, daß sie, innen der Grenze ihres Wirkungskreises, nach dem 54. Artikel der Schlußacte, über die Erfüllung jener Bevindlichkeit zu wachen wissen werde. (Annl. Quartausgabe der „Protocolle der deutschen Bundesversammlung;" Band XV. S. 536; Bundestags-Protocolle 1823. §. 153 a. C.)"

so springt es sofort schon ganz von selbst in die Augen, daß derselbe mit keiner Sylbe der, von

Digitized by Google

unserm Redner dort behaupteten „Rechte Holsteins in Bezug auf Schleswig“ gedenkt, und noch viel weniger irgend eine Zusage enthält, daß die Landesstagsversammlung über deren, durch die dermahlen königlich dänischerseits zu erlassende neue holsteinische Verfassung zu bewirkende Feststellung wachen wolle und werde! Und so offenschaltlich keineriei dergleichen Zusage hirret in diesem Beschlusse aufgesprochen werden ist, eben so gewiß läßt sich auch keine indirecte desfallsige Zusicherung aus selbigem demonstriren; denn wie Artikel 54. der wiener Schlußacte, — nach Maßgabe dessen die Bundesversammlung über die Erfüllung der Verbindlichkeit des Königs von Dänemark bei Erlassung einer neuen holsteinischen Verfassung wachen zu wollen, verschert, — lediglich bestimmt, „daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen stattfinden sollen,“ — so besagt der, als einzige Norm für solche vorbesagtermaßen vom Könige zu gebende Verfassung bezeichnete Artikel 55. derselben Acte blos, daß „den souveränen Fürsten der Bundesstaaten überlassen bleibt, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früherhin gesetzlich bestandenen ständischen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse zu ordnen.“ Sollte hiernach nun die, laut obigen Beschlusses von der Bundesversammlung ausdrücklich und selbstverständlich nur „innere der Grenze ihres Wirkungskreises“ versprochene Wache über die für Holstein zu gewährigende neue Verfassung dennoch auch auf desfallige Aufrechthaltung der, angeblich in der alten, jedoch nunmehr für, „in anerkannter Wirksamkeit nicht bestehend“ erklärten, holsteinischen Verfassung begründeten, politischen Verbindung Holsteins mit Schleswig zu bezeichnen sein, so müßte zuvor also der zuvisch unmöglichen Beweis erbracht werden, daß ohne Forthauer dieser Verbindung eine landständische Verfassung in Holstein überhaupt weder stattfinden, noch mit Beruhigung der bestigen früheren ständischen Rechte und gegenwärtigen Verhältnisse geordnet sein könne.

Wie demnach dieser ganze Beschluß vom 27. November 1823 — wobei es bekanntlich kraft ferneter, auf die obberegte zweite Eingabe der reclamirenden holsteinischen Prälaten und Ritterschaft (in welcher die Reclamations-Commissen des Bundestages „durchaus kein wesentliches Moment entdecken konnte, daß der hohen Bundesversammlung seiner anbekannt geblieben wäre, und das irgend einen Einfluß auf ihre Entschließung hätte haben können“) einstimmig gefaßten Bundesbeschlusses vom 15. Januar 1824 lediglich „sein Bewenden“ behalten hat (Bundestags-Protocolle 1824, §. 3.; a. a. O. Band XVI. S. 4 a. C. u. w.) — nicht die entfernteste Andeutung einer, von Seiten der dermaligen deutschen Bundesversammlung in Anleitung der holsteinischen Verfassungssache ebenfalls für Schleswig angesprochenen Competenz enthält; so lehren überdies aber auch die sämmtlichen, diesem Beschlusse vorausgegangenen Bundestags-Verhandlungen, daß selbst kein einziges, nicht einmal das, den dergleichen holsteinischen Reclamationen geneigteste Votum irgend einer, sich dergestalt mittelbar gleichfalls auf Schleswig erstreckenden Zuständigkeit der Bundesversammlung zu prätendiren gewagt hat. Wogegen allerdings in solcher Rücksicht, namentlich unterm 10. Juli 1823, von Preußen erklärt ward:

„Daß die von den Reclamanten gewünschte Aufrechthaltung der Verbindung des Herzogthums Holstein mit dem Herzogthume Schleswig in Einer und derselben Ständerverfassung, welche Verbindung als ein wesentlicher Bestandtheil der ständischen Grechtsame von Holstein im Jahre 1816 angeblich mitbestätigt sein soll, abgelesen von jedem sonst dagegen zu erhebenden Bedenken, schon um deswillen kein Gegenstand ist, auf welchen sich eine denkbare Einwirkung des Bundestages erstrecken könnte, weil das Herzogthum Schleswig nicht zu den deutschen Bundesländern gehöre, und daher ganz außerhalb des Einflusses des Bundes liege.“ (Bundestags-Protocolle 1823, §. 129.; cit. Band XV. S. 392 e.)“

Außer und neben dieser, mit Recht neuerdings wiederholt von königlich dänischer Seite (z. B. in der von dem letzten dänischen Bundestags-Gesandten, Freiherrn von Pechlin, nach seinem Austritte aus der Bundesversammlung unterm 23. April v. J. an selbige gerichteten, — wie auch in der unterm 13. März d. J. an den Freiherrn von Gagern, als Präsidenten des damaligen deutschen Reichsministerii, erlassenen Note des Freiherrn U. von Dirckinck Holmfeld) in Erinnerung gebrachten, so unzweideutig und entschieden jeden Gedanken an die Möglichkeit einer derartigen Einwirkung des Bundestages“ auf das, „ganz außerhalb des Einflusses des Bundes“ liegende „Herzogthum Schleswig“ ablehnenden und verwerfenden Erklärung von Preußen ist gegenwärtig indeß noch ganz besonders auf die betreffende — bislang seferendlicher Weise scheinbar völlig unbeachtet gelassene — Stelle des, in den obeingerückten Passus des Dahlmann'schen Vertrages ja gerade als eine gewissenhafte, umständliche, durch gründliche Erforschung und genügende Darstellung sich erschöpfende, und den Forderungen Holsteins günstige Arbeit belobten Referates aufmerksam zu machen.

Letzterer, wie Dahlmann sehr richtig bemerkt, nur „Loco dictaturae,“ als Beilage 9. zu §. 108. des Protocolls der siebzehnten Sitzung der deutschen Bundesversammlung vom 19. Juni 1823 gedruckter „Vortrag des großherzoglich-herzoglich-sächsischen wirklichen Geheimen Raths und Bundestags-Gesandten, Herrn Grafen von Beust, über die Denkschrift der Prälaten und Ritterschaft, enthaltend die Darstellung ihrer, in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassung, insbesondere ihrer Steuergerechtsame (Protocolle der deutschen Bundesversammlung, nebst den Loco dictaturae gedruckten Separatprotocollen und Beilagen vom Jahre 1823; amtliche Folioausgabe, S. 315 bis 358),“ führt nämlich, nach vorgängiger, ausführlicher Erörterung des Legitimationspunktes und der Competenz, welche Referent aus den von ihm entwickelten Motiven im Allgemeinen einstweilen für begründet hält, in specieller Beziehung auf das desfallige Verhältniß Schleswig wörtlich folgendermaßen fort:

„Wenn sonach anerkannt wird, daß, wie sich die Sache vorjetzt darstelle, kein Bedenken für die hohe Bundesversammlung obwalte, ... sich so weit sie competent zu erkennen, um vor der Hand sich die Erklärung der königlich-herzoglichen Regierung zu erbitten, so entsteht hierbei nur noch die Frage, ob dieses Ersuchen sich auch auf den Antrag der Reclamanten, wegen ihrer Verbindung mit dem, dem deutschen Bunde fremden, Herzogthume Schleswig mit erstrecken könne. Die königlich-herzogliche Regierung wird von selbst geneigen, diesen Punkt in ihrer Erklärung nicht zu übergehen, im Uebrigen in ihrer landesväterlichen Weisheit und Fürsorge gewiß nicht geneigt sein, eine Trennung zu beschließen, die das Wohl eines Theils ihrer Unterthanen gefährdete. Man will gern zugeben, daß jene Verbindung bisher zur Verfassung Holsteins gehört haben mag; allein einmal kann die Stimme der schleswig'schen Prälaten und Ritterschaft hier föderlich nicht vernommen werden, es können ferner Verbindlichkeiten, deren Erfüllung der Bund von dem Herzoge von Holstein zu erwarten berechtigt wäre, den Entschließungen des Königs von Dänemark, Herzogs von Schleswig, keine Grenzen setzen, und es hat darum am Angemessensten gestehenen, dieses Verhältniß, mindestens vorjetzt, nicht besonders zu erwähnen, vielmehr im Allgemeinen die Erklärung der königlich-herzoglichen Regierung Holsteins über die Beschwerde der holsteinischen Prälaten und Ritterschaft sich zu erbitten (a. a. O. S. 357 a. C. 358.)“

„Und auch nachdem hierauf der dänische Bundestags-Gesandte, Graf von Eyben, sogar jegliche, bei Verhandlung der holsteinischen Verfassungsangelegenheit geschehene, bundesstaatliche Erwähnung des Herzogthums Schleswig für „völlig unstatthaft“ erklären zu müssen geglaubt hatte, „indem es weltkundig ist, daß gedachtes Herzogthum weder mit dem ehemaligen deutschen Reiche in irgend einer Verbindung gestanden hat, noch zu den deutschen Bundesstaaten gehört, und daß folglich die für diese vereinbarten Verhältnisse ihre Wirksamkeit auf dieses Land nicht erstrecken können (§. 108. der Bundestags-Protocolls vom 19. Juni 1823, Band XV. S. 304 der Quartausgabe);“ sah eben jener „gewissenhafte Referent“ sich in seinem fernern, der Bundesversammlung am 10. Juli s. J. erstatteten „Gutachten“ zu seiner weitern desfälligen Bemerkung veranlaßt, als daß „dieser Punkt der gesandtschaftlichen Erklärung durch das, was hierüber in dem ersten gutachtlichen Vortrage (obgemeltermaßen) gesagt wurde, bereits seine Erledigung finden möchte (cit. Bd. XV., S. 428 e.).“

Sicher aber wird jeder unbefangene Leser des betreffenden, vorstehend fender Anzüg und Ge-

Digitized by Google

führte vollständig wiedergegebenen, actenmäßigen Inhaltes der von Beust'schen Relation nothgedrungen einräumen müssen, daß derselbe ganz anders lautet, als man nach Dahlmann's obigen beifälligen Andeutungen hätte vermuthen sollen, — und weit entfernt, die neuerlich von unserm Redner und dessen politischen Glaubensgenossen auch für Schleswig, wegen der angeblich bisherigen Verfassungsgemeinschaft dieses und des holsteinischen Herzogthums, beanspruchte Competenz der deutschen Centralgewalt und Volksvertreter irgendwie zu rechtfertigen, vielmehr allen dergleichen Prätensionen geradezu und auf das Entschiedenste, mit dem vollen Gewichte einer klassischen Autorität, entgegentritt.

So viel sind diesmal zur nachträglichen Berichtigung des vorliegenden Eigenlobes der, inzwischen freilich schon beendigten, nationalparlamentarischen Wirksamkeit eines Mannes, „der ohne Ruhmredigkeit von sich sagen darf, daß er die besten Kräfte seiner Jugend, daß er die Treue eines Menschenalters der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet hat," — und welcher nach solchem Selbstbekenntnisse die ernste Mahnung an seine zeitweiligen Mitabgeordneten zur weitand, in Frankfurt tagenden, deutschen Nationalversammlung richtete:

„Wenn Sie in dieser Sache thun, was gut und recht ist, wie ich nicht zweifle, so thun Sie hiermit keinesweges allein an Schleswig-Holstein, was gut und recht ist, Sie verkünden zugleich damit, daß, was gut und recht ist, gelingen werde in der ganzen deutschen Sache, in unserer heiligen Aufgabe, der Verfassungsgründung für ganz Deutschland. Wenn Sie in der schleswig-holsteinischen Sache versäumen, was gut und recht ist, so wird dadurch der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen (Stenographischer Bericht, S. 273, Sp. 1, S. 274, Sp. 1.)!"

Jene Versammlung hat nun zwar am Schlusse der damaligen Berhandlung mit großer Stimmenmehrheit erklärt:

„Daß die schleswigsche Sache, als eine Angelegenheit der deutschen Nation, zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß energische Maßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen; daß aber bei dem Abschlusse des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde (a. a. O., S. 295, Sp. 1 p.)."

und in gleichem Sinne auch seitdem fortwährend jede Berücksichtigung und Anerkennung dänischer Ansprüche und Rechte auf Schleswig beharrlich verweigert. Ob sie indeß damit in dieser Sache „was gut und recht ist," — gethan, oder unterlassen haben, darüber möge dereinst die Geschichte ihr unparteiisches Urtheil fällen. Uns genügt es, hier schließlich nur noch — im Hinblicke auf die gegenwärtige Lage eben jener Nationalversammlung, wie des ganzen, durch diese zu künftiger politischer Einheit, Größe und Freiheit zu erhebenden Deutschlands — an des edlen Lamartine's prophetischen Ausspruch zu erinnern:

„Que si un droit a été amis ou violé volontairement dans un fait politique, son absence ou sa violation jettera longtemps le pouvoir et le pays dans une laborieuse expiation. Le despotisme peut subsister sur de fausses bases, parcequ'il s'appuie sur la force; la liberté ne le peut pas, parcequ'elle s'appuie sur la justice; si le droit d'un seul manque à ses conditions, sa base fléchit tout entière, et elle croule."

Dr. C. J. A. Ostwald.

Was ist Vandalismus?

(Ein Beitrag zur Geschichte der Schwörter.)

Als in der Eckernförder Affaire das Linienschiff Christian Viii., auf den Grund gerathen, ganz manövrirunfähig war, schickte der eines Parlamentair an's Land mit dem Verlangen, „unmolestirt den Hafen verlassen" zu dürfen, während man Widrigenfalls: die Stadt zu bombardiren, oder „in einen Schutthaufen zu verwandeln" drohte. Daß man deutscher Seits dies Verlangen ablehnte, und um sich selbst die fehlende Munition und Verstärkung zu holen, eine Waffenruhe anbot, finden wir ganz in der Ordnung; können aber nur nicht billigen, daß es mit der Verwirklichung geschah, daß „ein solcher Vandalismus, den die Geschichte verurtheilen würde, von einem ehrenhaften Feinde nicht zu erwarten wäre." — Was ist Vandalismus? — Aufrichtig gestanden, wir würden es gar nicht so barbarisch oder so unbedingt verdammenswerth gefunden haben, wenn die Schiffe, in der äußersten Noth wie sie waren, um sich, was freilich nicht ganz unwahrscheinlich war, dadurch günstigere Bedingungen zu ertrotzen, jene Drohung in Ausführung gebracht hätten; eben so wenig wie die Schleswig-Holsteiner es „Vandalismus" nannten, als später General Bonin die offene Stadt Kolding in Brand schießen ließ, um den Feind zu vertreiben, und jetzt in derselben Absicht Fredericia mit den kostbarsten 16stündigen Bomben verwüstet; ebenso wenig wie man überhaupt einen Mann tadelt, der in Nothwehr als Nothwehr mit dem gewaltsamsten Mitteln droht, und wenn es nicht anders sein kann, und er es vermag, seinen Gegner vernichtet.

Dies geschah hier aber nicht. Die Dänen schienen durch das Schlagwort „Vandalismus" sittlich eingeschüchtert, sie nahmen die Waffenruhe an, in der Hoffnung wahrscheinlich bald wieder flott zu werden, und obgleich dies noch nicht gelungen war, als sie mit solchen Mitteln beschossen wurden, führten sie doch, vielleicht vor dem „Urtheil der Geschichte" erschreckend, jene Drohung nicht aus, und gingen ruhig entlangend ihrem jetzt unabwendbaren Schicksal entgegen. Es ist aus allen Berichten ersichtlich, daß kein Versuch zum Bombardiren der Stadt gemacht worden, und daß die unbedeutenden hier stattgefundenen Beschädigungen nur von einzelnen Kanonenkugeln, welche sich verirrt hatten, herrührten.

Daß die Dänen, weil sie vielleicht schon glaubten, daß Alles doch verloren war, eine solche Resignation gezeigt, und nicht, statt der kleinen Batterien, die sie doch nicht mit Erfolg treffen konnten, die Stadt als unvertheidigtes Ziel ihrer Mörser und Raketen gewählt haben, dies, wenn auch vielleicht von einem gewissen Edelmuth zeugend, finden wir aber, zwar auch anderen Gründen, bedauernswerth; denn ein Mann soll Nichts anderes, was er anzufangen nicht den Muth und die Entschiedenheit hat. Was hätten sie wohl dadurch verloren? — Es würde ihnen doch nicht schlechter gegangen sein, als es geschah; sie würden nur mit größerem Ernst zu Grunde gegangen sein. Die „Geschichte" würde sie schwerlich verdammt haben, wenn sie um ihr Leben, ihr Alles und der äußersten Gefahr zu retten, alle ihnen zu Gebote stehende Mittel in Anspruch genommen hätten.

Was thaten aber die schleswig-holsteinischen Batterien, als nach Ablauf der Waffenruhe zu dem angedrohten „Bandalismus" kein Versuch vom Feinde gemacht wurde? Sie beschossen das obnedem verlorene und kampfunfähige Linienschiff, damit ein Kriegsschiff das auf dem Grund steht, ist wenn es nicht Hülfe bekommt, verloren," mit „glühenden Kugeln." Was ist aber die Absicht, wenn man mit glühenden Kugeln schießt? — Natürlich den Feinde Schiff, Haus oder Festung, in Brand zu stecken, weshalb gewöhnlich nur wenn alle gewöhnliche Mittel sich als unzureichend zeigen, zu diesem gegriffen wird. Wenn aber ein Kriegsschiff in Brand geräth, liegt die Wahrscheinlichkeit sehr nahe, daß es in den Augenblick wo das Feuer die Pulvervorräthe erreicht, mit seiner ganzen Mannschaft in die Luft fliegt.

Jetzt fragen wir, was ist Vandalismus? Einige Bomben und Raketen nach einer kleinen Stadt zu schicken, deren Einwohner immer Zeit genug hatten sich selbst durch die Flucht zu retten? oder ein Schiff in Brand zu stecken, mit der Aussicht eine Menge Menschen, deren Mehrzahl nur willenlose Ausführer des Commandos ihres Befehlshabers war, gänzlich zu vernichten? — In jenen die Letzten nicht längst aus der mittelalterlichen Barbarei hervorgeschrittenen, Ländern sich das allgemeine humane Bewußtsein nicht gegen einen solchen Vernichtungskrieg in stout pris, wir würden uns das haben gefallen lassen. Jetzt aber scheint uns ein solcher Herostratismus, wo keine eiserne Nothwendigkeit es gebietet, wo der Feind sich obnedem unzweifelhaft in kurzer Frist hätte ergeben müssen, nach den Grundsätzen der Humanität zu nicht insbesondere, und läßt sich nur aus wahnsinniger Vermüthungsluft, oder aus gänzlicher Unklugheit, die eigene günstige Lage zu erkennen und benutzen, erklären.

Man will uns vielleicht den Einwand machen, daß jene 200 oder 100 in die Luft gesprengten Dänen, die so als solche — deutsche „Rechts- und Ordnungsbande" waren, es rechtlich verdient hatten, als Opfer für Deutschlands — freilich nicht unbestrittene — Rechte, und den Herrn Dahlmann und Beseler zum angenehmen Versuche gebraten zu werden. Auch dies werden wir nicht hier bestreiten, weil man allerdings wohl Krieg führt, um Menschenleben zu tödtlichtigen. Es thut uns aber leid, wenn wir an das große prachtvolle Schiff denken, nach allen Berichten eine der schönsten, in neuerer Zeit gebauten, das, um einer überschwenglichen, ungestümen Kriegswuth zu frönen, zum Opfer werden mußte, und daß wir in ganz sicherer Aussicht sind, als eine sehr werthvolle Grundlage der sich noch in den Händen befindenden deutschen Flotte in Sicher-

*) So wurde 1675 bei Wismar ein schwedisches Kriegsschiff mit 46 Kanonen und 642 Mann Besatzung welches auf den Strand gekommen war, von einer ganz unbedeutenden dänischen Batterie zur Uebergabe gezwungen, ohne daß davon die Rede war, es in Brand zu stecken.

Digitized by Google

heit gebracht zu werden. Dadurch kommen wir, ohne den Ruhm des Herzogs von Gotha, und der von preußischen Ingenieuren strategisch gut plazirten Batterien schmälern zu wollen, dem unbedingten Ziele über diese That nicht unbedingt beistimmen, weil wir in Kriegsangelegenheiten nicht nur Muth und Muth verlangen; sondern auch Klugheit und besonnene Ueberlegung, und dreimal fragen wir noch einmal: was ist Vandalismus? —

Ob hat ein solches einzelnes Wort, besonders wenn es zum Schlagwort erhoben wird, eine viel größere Bedeutung, einen viel wirksameren Einfluß auf die Ereignisse, und deren Beurtheilung, als man sich gewöhnlich denkt.

Kein vernünftiger Mensch wird es wohl bei ruhigem Nachdenken ernstlich behaupten wollen, daß es mehr „vandalisch, gewesen wäre, wenn ein Dutzend Esterssrieder Spießbürger ihr Obdach oder gar das Leben eingebüßt hätten, als ein feindliches Schiff mit Feuer zu vernichten, und somit eine Besatzung von mehreren hundert Mann, die sich nicht mehr wehren können, auf den Schlettenhaken zu bringen. Nichtsdestoweniger scheint man in Schleswig-Holstein von dieser Betrachtungsweise keineswegs sehr entfernt. Das macht Alles nur das Wort, und die nullare Bedeutung, die man ihm unwillkührlich beilegt. Der Schleswig-Holsteiner unterrichtet es schon im vorigen Jahre selten, wenn von einem dänischen Kriegsschiffe eine verheerende Bombe in's Land fiel, und dadurch ein Paar Mann getödtet wurden, auf „Vandalismus“ zu schreien, während durch die größten Verluste des Feindes, selbst bei Frauen, das Humanitätsgefühl sich nur auf's Freudigste angeregt fand. Solch einen magischen Einfluß hat ein leeres Wort, wenn es nur mit Glück angebracht wird. Bleibt doch den Dänen in ihrer Sprache das Wort „Vandalismus“ gar nicht, und erschrecken deshalb, und glauben ihre Ehre wirklich gefährdet, wenn ihre Gegner es angemessen finden, ihr Betragen damit zu bezeichnen. Und wenigstens, die wir mit Aufmerksamkeit die Ereignisse des vorigen Jahres verfolgt haben, ist es wirklich aufgefallen, daß fast jedesmal, wenn die Schleswig-Holsteiner ihre „Entrüstung“ über etwas Geschehenes oder nur zu Erwartendes mit dem Worte „Vandalismus“ kundgaben, jenen die Dänen sich zurückzogen, und längere Zeit passiv verhalten. Doch ist dies natürlich nur eine Conjectur, die dahingestellt sein mag.

Nur die merkwürdige Rolle, welche in jetziger Zeit die Schleswigter spielen, haben wir hier durch ein Beispiel nachweisen wollen. Es scheint uns ausgemacht, daß die Stadt Esternsrieder nur der geschilderten und rechtzeitigen Verwendung des Wortes „Vandalismus“ ihre Rettung verdankt; und eben daß deutscherseits die Initiative zur Verwendung jenes Gräuel- und Zauberworts genommen wurde, das vielleicht auf der andern Seite unter den deutschen Kriegern in der Aufgeregtheit des Augenblicks die zuverschtliche Ueberzeugung angebahnt, daß sie selbst nie und nimmermehr in die Kategorie des „Vandalismus“ verfallen können, wenn sie in unbedachtsam wilder Kampfesluft eben dahin stürzten, ein so schönes und kostbares Schiff für das große Vaterland nicht zu erbeuten.

Nur auf diese — wenn man will — philologisch-kritische Observation, die als Beitrag zur Geschichte der Stichwörter, in eine Physiologie der Jetztzeit wohl eingereiht werden dürfte, haben wir die Aufmerksamkeit und die denkende Intelligenz deutscher Krieger, wie die des strategisch schriftstellernden und converstrenden Publikums hinlenken wollen. Es soll auch hier nicht erörtert werden, in wiefern eine friedliche Eroberung der ganzen dänischen Kriegsflotte für Deutschland vielleicht noch wünschenswerther wäre, als selbst die gänzliche Verbrennung derselben, wenn sie wirklich gelingen könnte. Wir wenigstens werden immer gegen den „Vandalismus“ und für die „friedliche Eroberung“ stimmen, welche beilänfig gesagt, uns gar nicht in so sehr ferner Aussicht gestellt erscheint, wenn man sich erinnert, daß eben Krieg und hartnäckige Feindseligkeiten unter nachsichen Bundesgenossen fast immer die Vorboten eines wirklichen und dauerhaften Bündnisses zu sein pflegen. Dies hat sich schon zwischen Schweden und Dänen, wie zwischen Engländern und Dänen, zu theilweise sogar zwischen Engländern und Franzosen bestätigt. Die skandinavischen Nationen aber hassen nur nach unserer Ansicht, freilich bis jetzt noch unbewußt, auf das in der Kette seelende „große“ Glied! —

Hamburg im Mai 1849. L. P.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

β Kopenhagen den 12. Juni. Nachdem der Reichstag geschlossen und das Grundgesetz vom Könige sanctionirt ist, richten sich jetzt alle Augen ausschließlich auf den Kriegsschauplatz und auf die Unterhandlungen. Von diesen letztern aber erfahren wir so gut wie Nichts; wir erfahren kaum, ob die eigentlichen Verhandlungen in Berlin, oder in London vor sich gehen. Man hatte erwartet, daß der König in seiner Schlußrede an die Versammlung, oder daß die Regierung noch vor der Auflösung derselben, irgend Etwas über den Stand der Dinge mitgetheilt hätte; solches ist aber nicht der Fall gewesen, und man scheint absichtlich jede auch nur die leiseste Andeutung vermieden zu haben. Einige wollen daraus den Schluß ziehen, daß unsere Sachen wohl nicht am Allerbesten stehen, denn Annahme dürfte sowohl vorteilig sein; das Wahrscheinlichste ist, daß die Unterhandlungen immer auf so viele und mannigfache Schwierigkeiten stoßen, daß es der Regierung unmöglich gewesen ist, selbst mit dem besten Willen, weder eine Hoffnung noch eine Bestärchung ausfprechen zu können. Ich habe bereits früher die Hindernisse erwähnt, die einer definitiven Abmachung im Wege stehen; diese Hindernisse sind nach den letzten Berichten aus Deutschland wohl eher vermehrt als hinweggeräumt, und so lange solche bestehen, wird es wohl kaum möglich, dieses sowohl Deutschland wie Dänemark? Nachtheil bringenden Krieg zu einem gedeihlichen Schlusse zu führen. — Auf dem Kriegstheater ereignet sich auch wenig; man sprach hier gestern von einer Waffenruhe, die zwischen den commandirenden Generälen verabredet sein sollte; dieses scheint doch wohl aber nicht ganz richtig zu sein, denn heute Morgen kamen mit dem Dampfschiffe „Aegir“ von Jütland drei Officiere und fünf und funfzig Mann, von einem churhessischen Cavallerieregiment hier an, die Uebermunpelt und gefangen genommen worden sind; wie es heißt, sollen sie bereits Morgen wieder nach Schleswig abgehen, um ausgewechselt zu werden.

Was unsere innern Angelegenheiten betrifft, so herrscht eine noch größere Stille. Die königliche Sanction des Grundgesetzes gab zu keinen Freudendemonstrationen und dergl. Anlaß; dies darf man aber nicht so erklären, als ob die Bevölkerung des Landes und der Hauptstadt gleichgültig gegen diese durchgreifende Veränderung in den meisten unserer Verhältnisse sei; solches ist keineswegs der Fall. Der dänische Volkscharakter ist aber im Ganzen genommen sehr ruhig; das Volk läßt sich nicht leicht und nur in seltenen Fällen, zu großartigen Demonstrationen hinreißen, überdies wäre der Augenblick wohl nicht sehr passend gewählt, um Festlichkeiten zu veranstalten, und so möchte wohl ein Fremder, der sich unter uns befände und die scheinbare Gleichgültigkeit des Volkes bei einer so wichtigen Angelegenheit gesehen hätte, sich über diese Theilnahmslosigkeit wundern; doch derjenige, der mit den Verhältnissen bekannt ist, weiß sehr wohl, daß diese Gleichgültigkeit eben nur scheinbar ist, und daß das Volk ganz gut die Bedeutung des Ereignisses einsieht. Der beste Beweis hiervon war wohl die Spannung, womit man, einige Tage vor der Sanctionirung, sich gegenseitig die Frage vorlegte: „Wird die Verfassung vom Könige angenommen oder nicht?“ und die Regierde, womit alle Blätter durchgelesen wurden, um eine Aeußerung darin zu entdecken, die zur Beantwortung dieser Frage dienen konnte. Die Dynastietreue des Königs ist auch dieser unbedingten Zustimmung zu dem vom Reichstage angenommenen Gesetze wo möglich noch vermehrt worden, und Friedrich der Siebente ist gewiß auch ein König, wie man sich ihn in einem constitutionellen Lande nur wünschen kann; Vieles ist gewiß auf seine persönliche Rechnung zu schreiben, daß er aber eigentlich nie oder wenigstens nur sehr kurze Zeit, absoluter Herrscher gewesen ist, trägt wohl auch Viel dazu bei, daß er sich mit Leichtigkeit in den Constitutionalismus findet. —

Drei Lehmann ist seit gestern hier in der Stadt; Familienverhältnisse riefen ihn wünschen, hier einige Zeit zu verweilen, und die Staatsbeamtschaft der Herzogthümer gab ihm die Gelegenheit dazu; er hat sich aber auf Ehrenwort verpflichten müssen, binnen vierzehn Tagen zurückzukehren. Ohne von meiner Bekanntung abzugehen, daß die Staatsbeamtschaft durch seine Gefangennehmung wider alles Völkerrecht handelte, können wir doch nur anerkennen, daß sie hier human gehandelt hat.

Von hier aus ist eine kleine Sendung Geld nach den dänischen Kriegsgefangenen in Holstein abgegangen, zur Aufschaffung von erträglichen Schlafstellen, indem, wie mit Bestimmtheit behauptet wird, sie fast auf der nackten Erde schlafen müssen. Ich gebe Ihnen diese Mittheilung, so wie ich sie gehört habe, ohne indessen für die gänzliche Richtigkeit derselben einstehen zu können. Ich weiß gar zu gut, daß man geneigt ist, den Feind aller möglichen Schlechtigkeiten anzuklagen, und daß man hier namentlich den Schleswig-Holsteinern nicht oft zu viele Humanität zutraut; doch sind die angeregten Anklagen gegen die Dänen, wegen ihrer Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen im vorigen Jahre noch in zu frischem Andenken, als daß man nicht auch wohl auf die Vermuthung kommen könnte, als wären hier vielleicht die Dänen etwas zu hart in ihrer Beschuldigung gegen die Schleswig-Holsteiner. Die Thatsache ist freilich von einer Seite Gewiß mitgetheilt, die sich die Aufgabe gestellt hat, den Kriegsgefangenen Unterstützung zufließen zu lassen, und die daher wohl gewiß gut unterrichtet sein muß; indessen thut man am Besten, die näheren bestimmten Mittheilungen abzuwarten, ehe man noch dieses Beispiel schleswig-holsteinischer Humanität und Kriegsführung zu den übrigen fügt.

Digitized by Google

Schweden.

Stockholm den 7. Juni. Die allgemeine Zusammenkunft Delegirter der Vereine zur Reform der schwedischen Staatsverfassung, namentlich hinsichtlich der berathenden Volks-Repräsentation Schwedens, fand am 4. d. M. in Oerebro statt. Drei und zwanzig Vereine waren durch drei und vierzig Delegirte repräsentirt, nach Eröffnung der Verhandlungen fanden sich noch mehrere ein; vier Theilnehmer außerhalb der Vereine waren eingeladen. Die Sitzung wurde am Vormittage von Mitmeister Trotzenheim, als Vorsitzer des Reformvereins zu Nerike, von wo die Einladung zu der Zusammenkunft ausgegangen war, eröffnet. Er las eine Adresse des Neriker Vereins vor, in welcher als Gegenstand der Verhandlungen vorgeschlagen ward: 1) Beantwortung der von Stockholm aus gestellten Frage: Inwiefern die Zusammenberufung eines außerordentlichen Reichstags bei der Regierung zu erwirken sei? 2) Beurtheilung des „ruhenden" Reform-Entwurfes der Regierung, und, für den Fall seiner Verwerfung, 3) die Feststellung der Grundzüge zu einer neuen schwedischen Repräsentativ-Verfassung, des Weges, in welchem ein zufriedenstellender Entwurf ausgearbeitet Entwurf hervorgerufen, so wie die Art und Weise, in welcher für Annahme eines solchen Entwurfes zu wirken sei; 4) die Organisation der Reform-Vereine zu einer gemeinsamen Wirksamkeit nach Außen und Innen. Nach Einsicht der Vollmachten der Delegirten ward Mitmeister Trotzenheim einstimmig als Vorsitzer der Sitzung und Justiz Brygmann Hedengren, der die Wahl ablehnte, Senator Björk aus Gothenburg, als Beivorsitzer gewählt. Zwei Assistenten, der eine zur Verbreitung der Verhandlungsgegenstände, der andere zur Expedition der in der Sitzung erledigten Geschäfte, wurden gleichfalls erwählt; in den vier Ketten die Herren Lorenz Hierta und Björk, Anders Cattkow aus Carlskrona, Hedengren, Dr. Bergmann und Christianstad, Dr. Sturzenbecher aus Helsingborg und Dahlöf aus Wennersborg; in dem letzteren die Herren Ridderstad und Linköping, Lundhagen aus Jahlun und Boblin aus Nerike. Als Secretair wurde Auditeur Hummelgren gewählt. Die erste Frage, die Zusammenberufung eines außerordentlichen Reichstages betreffend, ward bewach vernünftig beantwortet. Redaktionen fand der vorliegende Entwurf der Regierung zur Verhandlung. Nach einer interessanten Debatte, während welcher der Entwurf nur von Capitain Kylberg aus Linköping und dem Grafen C. H. Anckarsvärd vertheidigt wurde, erklärte die Versammlung gegen jene zwei Stimmen: „daß der Entwurf der Regierung nicht den Forderungen der Zeit entspreche, daß er nicht der Beschaffenheit sei, daß er das Wohl der Nation zu fördern vermöge, und daß seine Annahme demzufolge nicht durch die Empfehlung der Versammlung oder der Reform-Vereine zu unterstützen sei." Am 5. Juni beschloß man eine Einladung an sämmtliche Reform-Vereine, durch freiwillige Beiträge einen Fond zur Bestreitung der Ausgaben, welche die Förderung der Reformsache erheischt, ergehen zu lassen, so wie eine Deputation aus der Mitte der Versammlung, um den Grafen Anckarsvärd, der nach dem Resultate der Sitzung das vorbergehenden Tages und der Versammlung ausgeschieden war, die Hochachtung dieser für seine vaterländischen Bestrebungen zu überbringen. Die Deputation brachte der Versammlung den Dank des Grafen und seinen Einwirsch, daß die Resultate zum Wohle des Vaterlandes aufbalten möchten. Ferner wurde ein Central-Comité, aus fünf Mitgliedern des Reform-Vereins zu Nerike, um als Vereinigungs-Glied der sämmtlichen Vereine zu dienen, und wenn nöthig, eine neue Zusammenkunft zu berufen, beschlossen (Mitglieder: Lectoren, Dahlgren, Hedengren, A. Cattelson und Kärne und Lokengren); ferner auch, daß Professor Wingarsk in Upsala zu ersuchen sei, die Ausarbeitung eines neuen Repräsentations-Entwurfes, nach den Principien, welche die Versammlung aufgestellen würde, zu übernehmen, und, wenn er sich dieses schon Auftrages nicht unterziehen wolle, dem Central-Comité anheimgeben, für eine solche Ausarbeitung andermeitig Sorge zu tragen. Endlich wurden, ohne Discussion, folgende Grundsätze für die Umbildung der Nations-Repräsentation Schwedens festgestellt: 1) die Repräsentation soll auf gemeinsamen Boden, ohne Rücksicht auf Stand oder Klassen beruhen; 2) die Ausübung der Wahlen geschieht durch einfache Stimmen (per capita).

Holland.

Amsterdam, 15. Juni. Die zweite Kammer der Generalstaaten ist in diesem Augenblick mit zwei Generalstanden von großer Wichtigkeit beschäftigt, über welche in der nächsten Zeit die Debatten wenigstens eröffnet werden; wir meinen das Budgetgesetz und die Feststellung der Civilliste für Prinz, welche nach §. 27. unseres Grundgesetzes bei jedem Regierungswechsel von Neuem verhandelt werden muß. Das Budgetgesetz, von welchem wahrscheinlich bereits die Rede gewesen ist, wurde in den letzten Tagen nun endlich im Entwurf der zweiten Kammer übergeben und von dieser der Commission zur Berichterstattung überwiesen, welche ihre Arbeiten bereits begonnen hat. Im Allgemeinen ist die Stimme des Volkes sowohl, als die der Volksvertreter über dies Gesetz sehr getheilt, namentlich hört man von Seiten der Katholiken sehr mißliche Aeußerungen über den erhöhten Mahlensatz. — In Bezug auf die Civilliste haben wir schon früher bemerkt, daß der Antrag gestellt worden sei, eine Bestimmung darüber zu verlangen, unter welchen dem bedrückten Umständen der Staatsfonds Rücksicht nehmen möge. Der König hat nun in dieser Hinsicht die Initiative ergriffen, und es ist ein Gesetzentwurf eingereicht worden, wonach der König, eben in Bezug auf die gegenwärtige Lage des Landes im Allgemeinen und der Staatskasse insbesondere, sich eine Civilliste von 1,600,000 Gulden aussetzt, ungerechnet die Einkünfte aus den Krondomänen, welche mit 400,000 Gulden durchschnittlich angenommen, die Civilliste Wilhelms II. bezog 1 Million Gulden Civilliste und die Einkünfte der Krondomänen, mit etwa 600,000 Gulden. Der Gesetzentwurf ist der Abtheilung zur Berathung überwiesen, welche ihre Untersuchungen über diesen Gesetzentwurf beenden sich unter Anderen Bücher und Denker-Curtius. Man stimmt, daß sowohl die gegenwärtige Lage, als auch die erste dieses Gesetzentwurf sehr beifällig aufnehmen werde. — In Folge einer Interpellation hat auch der Minister der Finanzen in den allernächsten Tagen die Notizen über die Einnahme und Ausgabung der Reiseksten und Tagegelder der Beamten in Aussicht gestellt.

Einen sehr üblen Eindruck hat in der jüngsten Zeit eine, durch die öffentlichen Blätter bekannt gewordene Aeußerung des Königs hervorgebracht, nämlich die, daß es demselben sehr unangenehm sei, und er es nicht mehr dulden werde, daß Officiere ertrüglich hatte, wenn die Officiere sich öffentlich, und namentlich in einem, der Intention der Regierung entgegenstehenden Sinne, über politische Fragen aussprechen. Das soll sogar einem hohern, in gewisser Richtung stehenden Officier, welcher in einem öffentlichen Blatte einen sehr gediegenen Artikel über einige bezeichnete Gegenstände, aber nicht im Sinne der Regierung sprechend, veröffentlicht hatte, mit einer eben so ungnadenvollen, als nachtheiligen Bezeigung gedroht worden sein, wenn er auf diesem Wege weiter verschreiten würde. Sehr bald drahte man damit in Verbindung, daß mehrere verdienste Officiere, welche sich über politische Fragen nicht mit der Regierung liberal einstimmig aussprechen hatten, bei der letzten Ordensverleihung übergangen worden waren, und in Folge dessen wollte der Abgeordnete von Ek in der zweiten Kammer den Kriegsminister deshalb interpelliren, sind jedoch mehrseitigen Widerspruch, und sein Antrag wurde mit großer Majorität zurückgewiesen. Unter Anderm bemerkte einer der Redner, die Verbreitung der Orden sei eine reine Gnadensache und es habe Niemand daran zu fragen, warum der König Dem oder Jenem einen Orden verliehen oder nicht verliehen habe. (Sonach sind also die Orden nicht eine Auerkennung des Verdienstes, sondern ein leerer Pup!) — Das Kriegsministerium hat übrigens letzteres wegen die Absicht, die Reserven von 1847 einzuberufen.

Die Commission zur Prüfung der sämmtlichen Lage des Nachlasses des verstorbenen Königs ist sehr thätig und der Hartzeug hellt sich allmälig auf, je weiter die Arbeiten fortschreiten. Von dieser Lösung der Annahme dieses Nachlasses, von Seiten der Erben, welche jedes Gemälz erbittert, scheint jetzt gar nicht mehr die Rede zu sein, im Gegentheile glaubt man sest, daß der König und sein Obrim, der Prinz Friedrich, geneigt seien, nicht unbedeutende Opfer zu bringen, um ein sich etwa herausstellendes Defizit zu decken. — Unterdessen haben sich zwischen dem Könige und den Intendanten des Theaters, Baron von Gravestins, verschiedene Differenzen erhoben. Der König wünscht einige gewöhnliche Mißregeln zur Aufführung gebracht zu sehen, und verlangt mehrere Nachweisungen; der Intendant aber verweigert dem Befehle Folge zu leisten, indem das Theater ein Privatinstitut sei, und verstehen sich der Intendanz deshalb nicht dem jetzigen Könige, sondern nur der gesammten Erben Folge zu leisten habe. In Folge dessen wird vor mehreren Tagen das Theater in Haag auf neuen Befehl geschlossen (Retsche par ordre supérieur).

Die Verhandlungen mit Hannover, in Bezug auf die Einwilderung eines Theiles des Dollart, werden jetzt mit einem raschen Fortgang haben, da von beiden Seiten die Commissarien bereits ernannt sind.

Der König und die Königin sind, Ersterer am 10., Letztere am 11. nach Zuyn zum Sommeraufenthalte abgegangen und auf dem Wege dahin überall mit Jubel begrüßt worden.

Die Sitzungen der Provinzialstanten in Hertzogenbusch werden in Zukunft nicht öffentlich sein, und es sind deshalb bereits Tribünen und Galerien gebaut.

Belgien.

Brüssel, 15. Juni. Unser Senat setzt seine Arbeiten mit großer Thätigkeit fort. Große Thätigkeit nahme ergeben die Verhandlungen über den Gesetzentwurf der Regierung, in Einsicht auf die Bisherberung der Ausfuhr durch bewilligte Prämien. Durch Anfage von transatlantischen Comptoirs und durch die Begünstigung der Projekte zur Gründung einer Export-Gesellschaft, die Man sprach sich von allen Seiten sehr lebhaft für diese Angelegenheiten aus und machte nur der Regierung den Vorwurf, daß in der Sache, obwohl viel dafür bereits im letzten Budget Gelder bewilligt waren, nicht schon längst Etwas geschehen sei — Zur Unterstützung des Ackerbaues, der Industrie und der Künste und überhaupt zur Beförderung des Wohles der arbeitenden Klassen wurde ein Credit von einer Million bewilligt. Treue nächst kam, unter einigen anderen Gesetzentwürfen im Fache der Justiz, des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, der Gesetzentwurf über die Zu gang auf den höheren Kunstrichtet") zur Berathung. — Nach von Seiten des Königs wird die Ausführung der Eisenbahnen jetzt mehr als sonst mit Ernst und Kraft gefaßt und es sollen namentlich die Reglementsfragen bei besser eingerichtet werden. So ist ein Concurs für die Anfertigung von fünf Lokomotiven für die Hauptmaterialgegenstände ausgeschrieben, und für jedes als Preis eine Medaille von 500 Franes an Werth ausgesetzt.

Man spricht davon, daß der Minister der öffentlichen Arbeiten nächstens sein Portefeuille niederlegen werde.

Mit vielem Aufsehen hat die Nachricht gegeben, daß mehrere bedeutende Assecuranzgesellschaften ihre Baarauf in Belgien geschlossen hätten. In der letzten Zeit hat dagegen die Generalassecuranz-Gesellschaft von Frankreich bekannt gemacht, daß sie trotz entfernt davon sei, darum, weil den fremden Assecuranzgesellschaften der gesetzliche Schutz entzogen sei, die Lebensversicherungen in Belgien aufzugeben, sondern im Gegentheile damit angehe, ihren Geschäftsbereich noch weiter auszudehnen. Wenn sie keine fremden Assecuranzen mehr annahme, so geschehe dies aus anderen Gründen, als den angegebenen.

*) Siehe Nordischer Telegraph Nr. 32.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der niederländische Dramatiker H. J. Schimmel.

Twee Tudors, Drama in vijf bedrijven. Amsterdam, W. C. Ippel. 1847.
Joan Wouters, Drama in vijf bedr. Amsterd., W. C. Ippel. 1847.
Gondebald, dramatisch Gedicht. Amsterdam, W. C. Ippel. 1848.
Giovanni di Procida, Drama in vijf bedr. Amterd. W. C. Ippel. 1849.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Das dritte Drama Gondebald hat folgenden Inhalt:

Radboud II. Herzog von Friesland, angespornt von Hajo, dem Oberpriester des Gottes Stave, will sich von Pepin unabhängig machen, und die Christen in Friesland vernichten. Eine Christin, die von seinem Sohne Gondebald einer Rotte fanatischer Friesen entrissen worden, soll als erstes Opfer fallen, wird aber von Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, der in seiner Eigenschaft als Gesandter Pepins unverletzlich ist, zum zweiten Male gerettet. Der Priester Hajo hört jedoch nicht auf, den Herzog immer wieder gegen die Christen zu reizen und ihm besonders seinen Sohn zu entfremden, den er glühend haßt. Dieser, von Hajo über die väterliche Gesinnung Radboud's ebenfalls getäuscht, nimmt die christliche Lehre an, und will dem Greis Bonifacius und der geliebten Klotilde folgen. Da werden, auf Anstiften Hajo's, die Christen in einem Augenblicke angefallen, wo Bonifacius die Taufe eines Friesen vornimmt. Bonifacius selbst wird ein Opfer dieses Blutbades, und Gondebald hat, in Veranlassung dieser Gräuel, noch einmal Gelegenheit, seinen Vater zu sprechen. Hier wird der Betrug und die Hinterlist Hajo's klar herausgestellt, und Radboud, gegenüber der Nachricht vom Einfall der rächenden Franken, von seinen Göttern betrogen, von Sohn und Freund verlassen, die dem Christenthum folgen, erkennt die Macht des fremden Gottes an und verlangt nach dem Kreuz.

Die beiden Hauptpersonen, Radboud und Gondebald, namentlich aber der letztere, sind wiederum ganz sich leibend verhaltende Personen und durchaus nicht berechtigt, die Stelle dramatischer Hauptpersonen zu beanspruchen. Radboud ist der Spielball eines herrschsüchtigen Priesters, ohne Fähigkeit eignen Handelns, bald grausam, bald menschlich, je nach den Eindrücken, die er empfängt; Gondebald, wenn auch consequenter gezeichnet, läßt sich doch ebenfalls nur von den Ereignissen tragen, ohne sich ihrer zu bemächtigen. Die Situationen, die Handlungen, anstatt eng in einander zu greifen, machen den Eindruck, als wären sie eben nur so zusammengestellt, um doch ein Ganzes zu bilden. Höchst verfehlt ist es aber, und für das ganze Stück von übler Wirkung, daß Gondebald's Uebertritt zum Christenthum mehr die Folge der Liebe zu einer Christin, als zu dem christlichen Prinzip ist, daß also die Wahrheit hier nicht durch sich selbst allein siegt. Die Grundidee hat durch diesen Fehlgriff bedeutend gelitten, und das Stück kann deßhalb nur in seinen einzelnen Theilen, nicht in seiner Totalität, erhoben und verehrt. Im Uebrigen aber hat unser Autor an diesem Stück doch bewiesen, daß er sehr wohl die Einfachheit des Stoffes mit der Mannichfaltigkeit der Handlungen zu vereinigen vermag. An schönen Einzelnheiten ist es verhältnißmäßig reicher, als die beiden vorigen, und die Gegensätze zweier Start sich gegenüber stehenden Principien sind auch hier zuweilen meisterhaft dargestellt worden. Namentlich ist in der sechsten Scene des letzten Aktes die mit sich selbst kämpfende Vaterliebe rührend und vortrefflich geschildert. Von ergreifender Wirkung ist aber der Uebertritt Radboud's zum Christenthum, der, nachdem er von all den Seinen verlassen worden, in die Worte ausbricht: „Der Christengott ist stark!“ Einen sehr unangenehmen Eindruck macht dagegen die fast gewaltsam herbeigeführte Entdeckung der Intriguen Hajo's, die, da sie inmitten der höchsten leidenschaftlichen Erregung stattfindet, in der geschilderten Weise mindestens prosaisch, wenn nicht überhaupt unwahrscheinlich ist. Die Stelle ist folgende:

Radboud.
Bösartiger Sohn,
Der seinen Vater stand nach Krone und nach Thron!

Gondebald.
Die Schandthat kannt' ich nie.

Radboud.
Ha, beß ist Hajo Zeuge!

Gondebald.
Wie! Er? Daß er das Haupt dem ew'gen Richter beuge!
Die Stunde naht, wo er umsonst zu fliehen sucht,
Er hat mir hinterdracht, du hättest mir gesucht!

Radboud.
O! Gräuel.

Der Dichter nennt übrigens dieses Stück, zum Unterschiede von den drei anderen, ein dramatisches Gedicht. Obgleich wir unserestheils eine Unterscheidung zwischen Drama und dramatischem Gedicht nicht zu machen vermögen, so glauben wir doch aus der Vorrede zu erkennen, daß uns hier ein sogenanntes lyrisches Drama vorgeführt werden soll. Wie sind nicht berechtigt, die meist lyrische Haltung, bei der uns nur zuweilen in ernsten Situationen die viel zu kurzen und zu hüpfenden Versmaße aufgefallen sind, zu tadeln; wir dürfen auch in Beziehung auf die Charakterschilderung nicht allzustreng sein, da das lyrische Drama sich zum reinen Drama wie die Skizze zum Gemälde verhält, das Letztere Ausführung, das Erstere nur Andeutung verlangt. In seinen Grundzügen wird aber das lyrische Drama immer vorwiegend dramatisch bleiben müssen, obgleich der Stoff, durch das nothwendig stärkere Hervortreten der Gefühlsmomente, ein wesentlich anderer sein muß, als ihn das reine Drama verlangt. Wir können uns aus dem letzteren Grunde auch nicht mit dem Stoff des vorliegenden lyrischen Dramas vereinigen. Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum ist zu tragisch, als daß die reinen Gefühls-Momente sich wirksam darin äußern dürften.

Das vierte Drama Giovanni di Procida, ist in seinen Grundzügen Folgendes:

Herbert von Orleans, Statthalter von Sicilien für Karl von Anjou, ist mit Beatrix von Beauvref verlobt, die er zwar nicht liebt, der er aber all' seine Würden und sein Ansehn verdankt. In Palermo vermählt er sich, trotz dieses Verhältnisses, heimlich mit einer jungen Sicilianerin Bianka, welche, über seinen Rang von ihm getäuscht, später öffentlich und in Gegenwart seiner Geliebten, von ihm verläugnet wird. Bianca ist aber, was ihr nun erst bekannt wird, die Tochter des verbannten Giovanni di Procida, der, heimlich nach Sicilien zurückgekehrt, sein Volk unter dem tiefsten Druck der Provençalen findet. Er führt den Aufstand der Sicilianer im Jahre 1282 herbei, in welchem auch Beatrix umkommt. Als er persönlich sich an Herbert für die Entehrung seiner Tochter rächen will, hält ihn die Fürsprache derselben und die Entdeckung zurück, daß Herbert früher, ohne ihn zu kennen, sein Lebensretter gewesen. Er stellt ihn vor der Volkswuth dadurch sicher, daß er ihn als seinen Sohn anerkennt, nachdem auch Bianca, trotz der ihr zugefügten Schmach, ihn ihrer Liebe noch für würdig gehalten.

Dies Drama kann der Punkt genannt werden, in dem alle Schönheiten und Mängel, die wir in den vorhergehenden drei Stücken hervorgehoben haben, sich vereinigen und sich wechselseitig in die Herrschaft theilen. Es ist eigenthümlich, zu einem ungetheilten Gefühl kann man in diesem Drama gar nicht kommen; kaum schauen wir mit stillem Entzücken in das jugendliche Antlitz künstlerischer Schönheit, so starrt uns auch schon die Grimasse des Ungeschmacks und der Unnatur daraus entgegen; wollen wir uns mit Widerwillen hier abwenden, so sieht und dort das ewig frische Kindesauge wahrer Poesie wieder an; wir vermögen weder einen reichen Kunstgenuß zu erlangen, noch einen recht gründlichen Unmuth zu fassen. In der Mitte des Stückes steht Procida, eine Gestalt, die echt poetisch, echt dramatisch hätte werden können, die aber jetzt in ihrer Totalität nur einer schönen, aber verstümmelten Statue in einem verwilderten Garten gleicht. Um spannende Verwicklungen herbeizuführen und diese doch zu Procida in Beziehung zu bringen, wird ihm der Schein eines niederen Rachedurstes bei seinen Bestrebungen zur Befreiung seines Volkes angeheftet; um, wenn auch unbedeutsam, diesen Schein auf Procida zu werfen, wird das halbe Stück zur Episode gemacht; seine Frau wird von einem Provençalen entehrt, seine Tochter von einem Provençalen

Digitized by Google

verstoßen, er selbst von einem Provençalen beschimpft; es werden Handlungen in das Drama hineingestreut, die sich wie ein schmutziger Fleck auf weißem Leinen ausnehmen; und in der Idee ursprünglich der Mittelpunkt, wird die Haupt-Gestalt unwillkührlich in der Ausführung zu Gunsten der Episode bei Seite geschoben. Es ist bezeichnend, wie ein Dichter so muthwillig eine seiner schönsten Gestalten, und dabei auch die Idee, deren Trägerin sie ist, zerstören konnte. Denn ob der Procida der Geschichte Rachegefühle im Hintergrunde seiner Handlungsweise gehabt, das kann den Dichter nicht entschuldigen, der es nur allein mit dem Procida der Poesie zu thun haben darf. Auch die Bemerkung des Autors in der Vorrede, daß er in Procida das sicilianische Volk habe personificiren wollen, kann hier nicht maaßgebend sein. Wer eine Landkarte in verkleinertem Maaßstabe zeichnet, wird bis in die kleinsten Theile hinein ein anderes Verhältniß tragen müssen. Wir können in diesem Stück immer nur den einzelnen Menschen im Auge haben. Der einzelne Mensch aber, wenn er seinem Rachegefühl folgt, wie es der Procida dieses Drama's mindestens theilweise thut, kann sicher keine große Seele haben, während das Rachegefühl eines ganzen Volkes, weil es nicht aus niederem persönlichen Egoismus hervorgehen kann, immer etwas Großartiges und Edles haben wird. Wäre es aber schon eine Entstellung einer einzelnen Gestalt gewesen, wenn man ihr ohne alle Veranlassung bei ihrem herrlichen Streben das Mit-Motiv der Rache unterlegte, so ist es jetzt, wo durch die Herbeiführung dieses einzelnen Motives mehr als die halbe Dichtung zur Episode geworden, eine geschmacklose Vernichtung des ganzen Stückes. Denn was ist das Verhältniß Herbert's zu Blanca, was so viele Verwickelungen herbeiführt, anders, als eine motivirende Episode? Oder wenn dies nicht der Fall sein soll, in welcher Beziehung steht es dann zu der von Procida verkörperten Grundidee des Stückes? Aber ein Uebel geht nie allein, es hat immer eine ganze Reihe im Gefolge. Ist dieser Satz im praktischen Leben wahr, so ist er es noch mehr in der Kunst, und unser Dichter hat ihn in dem vorliegenden Stücke ebenfalls bestätigt. Wir haben der gedachten Episode die Gestalt Herbert's zu danken, eines Menschen, der, nachdem er nichtswürdig genug gewesen, eine verlassene Waise zu hintergehen, nichtswürdig genug, aus niederen Rücksichten das Verhältniß zu ihr zu verläugnen, um eine Andere ebenfalls zu täuschen, noch von der Ersteren geliebt und durch ihren Besitz belohnt wird, — eines Menschen, dem, um Allem die Krone aufzusetzen, der Dichter noch dazu die Maske der Biederkeit und Edelmüthigkeit gegeben. Wir gestehen, daß und diese Gestalt mit Widerwillen und Abscheu erfüllt hat, einmal, weil sie poetisch unmöglich, und dann, weil sie umgeben ist von der zärtlichsten Liebe zweier sich auszeichnenden weiblichen Wesen. Der Dichter hat die Monstruosität dieser Gestalt auch wohl gefühlt, denn er läßt Herbert in der vierten Scene des fünften Aktes vor Blanca sich rechtfertigen; aber mögen wir diesen Charakter auch noch so mild, noch so menschlich beurtheilen, kaum können wir mit Blanca rufen: „Er ist noch Mitleid", nun und nimmer aber: „er ist noch Liebe und ist noch Achtung werth!" Guillaume de L'Estendart, dieser grausame, blutdürstige Wüthling, ist ebenfalls eine Gestalt, die, obgleich vortrefflich in einzelnen Situationen, zu den dunklen Punkten des Stückes gehört. Der Dichter kann Schurken schildern, aber ihre Portraits müssen hervorgehen aus der läuternden Quelle der Poesie, nicht aus dem schmutzigen Sumpf der Alltäglichkeit. Sein Verhältniß zu Blanca ist eine noch bazu widerliche Episode in der Episode, die auf den Gang des ganzen Stückes auch nicht den mindesten Einfluß ausübt. Drouet, der Steuer-Einnehmer, verliebt durch die Unwahrscheinlichkeit seiner Plumpheiten, und wenn er in Lebensgefahr ausruft:

Hilf, unsre liebe Frau, ich wehe — kannst du nicht
Es für die Hälfte thun — dir auch ein ganzes Licht!

oder wenn er im Rittersaale Herbert's, in Gegenwart der Edlen, mit den Worten einfällt, als Cattagirone sich weigert, seine Tochter Guillaume de L'Estendart zu geben

Herr Gott, beruhigt Euch und gebt in Frieden nur,
Er läßt sie Euch vielleicht und nimmt den Brautschatz nur!

so ist das mehr als Derbheit, es ist widerliche Plattheit.

Mit einem Worte, der Dichter hat es in diesem Stücke nicht verstanden, aus seiner Grundidee heraus die Handlungen seines Drama's zu schaffen, und hat deshalb zu Situationen seine Zuflucht genommen, die zwar momentane Spannung erregen können, mit jener Idee aber nur in geringer, lockerer Berührung stehen. Wenn ungeachtet dieser Fehlgriffe, ungeachtet dieses durch und durch undramatischen Baues, dennoch das Stück zu fesseln im Stande ist, so kann man annehmen, daß es neben diesen vielen Fehlgriffen der Schönheiten gar Manche haben müsse. Und in der That sind die Einzelnheiten wieder vortrefflich. Nicolo, Giovanni di Procida's Diener, dieser glühende Feind der Provençalen, ist eine kräftige, von Vaterlandsliebe begeisterte Gestalt, in seinem Haß und in seiner Liebe das naturgetreue Bild des Südländers; und Blanca, so weit ihr nicht die widernatürliche Liebe zu dem Unchavalier Herbert's Eintrag thut, eine dichterische Schilderung edler Weiblichkeit. An Gedanken- und Bilder-Reichthum übertrifft das vorliegende Stück alle vorhergehenden, und die einzelnen Scenen, wenn man von ihrem Zusammenhange mit dem Mittelpunkte des Drama's absieht, sind faktvoll entworfen und bieten lebensvolle Bilder.

Eine schöne Gestalt, trotz der oben gerügten Verunstaltung, ist Precida; sein Auftreten ist im Uebrigen fast immer edel und groß, und es ist unbegreiflich, wie der Dichter den Schein des Rachegefühls auf einen Mann werfen konnte, den er selbst so schön sagen läßt:

Nie auf Verschonung war mein Handeln abgezielt;
Erst dann erhebt Euch, wenn das Volk als Volk sich fühlt;

Es zeige sich zuvor das Volk der Freiheit werth.
Indem es für sein Recht sich waffnet mit dem Schwert;
Nicht eh'r, vergeblich wär's! Umsonst, wer Dolche schleift
Und Freiheit beut dem Volk, was kann das Wort begreift!

Wir sind mit der Beurtheilung der vorliegenden Dramen zu Ende. Wir sind ausführlich gewesen, weil wir in dem Autor, trotz aller Taktlosigkeiten und Fehlgriffe, ein wirkliches Dichterherz und die Fähigkeit zur dramatischen Dichtkunst erkannt zu haben glauben. Aber er steht, unserer innigsten Ueberzeugung nach, auf einer gefährlichen Grenze zwischen wahrer Kunst und After-Poesie, und es wird von ihm und seinem Streben abhängen, dermaleinst einen in seinem Vaterlande geachteten Namen zu erwerben, oder das Schicksal so vieler Talente zu theilen und als ein Irrlicht in die Nacht der Vergessenheit zu versinken.

E. Wr.

Bücherschau.

Udvalgte Sagastykker, (Auserwählte Sagenstücke,) fordanskede af Mag. Grimur Thomsen. Kjöbenhavn, Trykkefrihedsselskabet.

Eine kleine Sammlung Prosa-Bearbeitungen von altnordischen Sagen (herausgegeben von der Gesellschaft für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit in Kopenhagen); Sagen aus den verschiedenen norwegischen und isländischen Sammlungen, besonders der von Snorri Sturluson. Der gelehrte Bearbeiter, ein geborener Isländer, hat in mehreren Richtungen der schönwissenschaftlichen Literatur (wie erinnern uns hier unter anderen seines vortrefflichen Buches über Lord Byron), einen Namen hat, wirkt unermüdet für eine tiefere Einsicht der jetzigen nordischen Generation in die isländische Literatur, und hat sie durch viele anziehende und belehrende Abhandlungen dem größern Publikum vorgeführt. Diese kleine Schrift ist eine seiner neueren in jener Richtung. Sie giebt uns zwanzig verschiedene Sagen: 1) der Sagenerzähler; 2) Halldór Snorrason; 3) Brandur, der freigebige (gavmilde); 4) Arnljotur Gellina; 5) der Jomswikinger Beisprechungen und Hinrichtung in Hörningsvogg; 6) Vergleich zwischen den Brüdern Kárlig Thjöstein und Königs Sigurdur Jorsalafar; 7) des Christenthums Einführung in Island; 8) Kandt Lvardi's Ermordung; 9) Harald Haardraades (des Strengen) Scharfsinn; 10) die Schlacht bei Nissa; 11) die Blutrache; 12) der Wettlauf zwischen Harald Gille und Magnus Sigurdsson; 13) Olegur und Gudmundur, der Reiche; 14) Halmstock in der Halle; 15) Grettir, der Starke; 16) Harald Haardfager (Schönhaar) und König Adelsten von England; 17) die Bauern zwingen Haken Adelsteinsfostre (Adelsten's Zögling) zu opfern; 18) Thorgnyr, Lagman auf Upplaitung; 19) Brachfülle aus der

Digitized by Google

Bjarnlfsage; 20) die Ungerimer (Skimothner med sognannen Elfyffel, einer Landschaft im alten Norwegen, wo jetzt die Provstei Elfyffel in Bohuslän in Schweden.) — Die Uebersetzung hat manche alte Worte und Formen beibehalten, z. B. den veralteten schwedischen Artikel hin. Eine der Jürgeren Sagen, Brandur der Mildthätige, und Formannan ögrur VI., cap. 26., lautet folgendermaßen: „Es wird gesagt, daß eines Sommers Kornmiserkarn nach Norwegen ein Gerücht, mit Namen Brandur, Sohn Brandsmur's in Batnsfiord; er ward Brandur der Mildthätige genannt, welchen Beinamen er mit Recht führte. Er legte sein Schiff an bei Akuros; der Stalte Thjodolfur war sein Freund und hatte dem Könige Harald, dem Strengen, viel von Brandur's Freigebigkeit und Edelmuthe erzählt. Aber als Brandur gur Stadt gekommen war, sagte Thjodolfur das zum Könige und erzählte viel von dessen Freundlichkeit und Mildthätigkeit in Island. Da sagte der König: „Das soll nun bald gepröft werden, ob er so mildthätig ist, wie Du sagst; geh hin zu ihm und bitte ihn, mir seinen Mantel zu geben." Thjodolfur ging und trat ein in eine Herberge, wo Brandur auf der Diele stand und Leinwand strich; er war bekleidet mit einem Schaulackrock, und hatte einen Scharlachmantel um; die Mantelschnüren hatte er über den Kopf geworfen, während er die Leinwand strich; unterm Arm hatte er eine goldbeschlagene Axt. Thjodolfur sagte: „Der König will Deinen Mantel haben." Brandur blieb bei seinem Geschäfte, und ohne zu antworten ließ er den Mantel von den Schultern gleiten; Thjodolfur nahm ihn auf und brachte ihn dem Könige. Der König sagte, wie das zugegangen sei; Thjodolfur sagte, daß Brandur nicht ein Wort gesprochen habe, auch wie er geschienen gewesen sei und was er vorhatte. Der König sagte: „Gewiß hat der Mann einen hohen Sinn, da er es nicht werth hielt, etwas zu sagen; aber geh noch einmal hin zu ihm und sag, ich wolle die goldbeschlagene Axt haben." Thjodolfur antwortete: „Herr, ich gehe ungern hiner; ich weiß nicht, wie er es aufnehmen wird, daß ich die Waffe von seiner Hand fordere." Der König sagte: „Du sinnst dies Gespräch an und hast oft mit seiner Freigebigkeit geprahlt, so jetzt wie vormals; bedenken sollst Du gehen; er ist nicht mildthätig, wenn er mir nicht die Axt giebt." Thjodolfur ging und sagte zu Brandur, daß der König gern seine Axt haben wolle. Brandur reichte die Axt, ohne zu sprechen. Thjodolfur brachte sie dem Könige und sagte ihm, wie es zugegangen wäre. Der König sagte: „Man sollte beinahe glauben, daß dieser Mann mildthätiger sei, als die meisten; sehr nur, wie ich mich bereichere; geh noch einmal und sag ihm, ich wolle seinen Kopf haben." Es schickt sich nicht für mich, Herr, diesen Auftrag auszurichten; er kann glauben, daß ich ihn verspotten will." — „Du sollst gehen!" sagte der König. Thjodolfur ging und sagte Brandurn des Königs Willen. Da hielt Brandur inne in seinem Geschäfte und zog den Rock aus, ohne ein Wort zu sagen; darauf schnitt er den einen Aermel heraus und behielt ihn; aber den Rock warf er Thjodolfurn hin, der ihn dem Könige brachte. Der König befahl ihn und sagte: „Dieser Mann ist klug und hat dabei einen hohen Sinn; ich kann vermuthen, warum er den einen Aermel abgeschnitten hat; das hat er gethan, weil er meint, daß ich nur habe die eine Hand zum Umfassen, aber nicht die andere zum Mittheilen; geh und hole ihn!" Das geschah. Brandur kam; der König empfing ihn auf das Freundlichste; er bewies Brandurn viel Ehre und gab ihm große Gaben." —er.

Diplomatarium Norvegicum. Oldtidrev til Kundskab om Norges indre og ydre Forhold, Sprog, Sädter, Sæder, Lovgivning og Rettergang i Middelalderen. Samlede og udgivne af Chr. C. A. Lange og Carl R. Unger. 1. Samling. 1ste Hefte. Udgivet med Understöttelse af det Kgl. Norske Videnskabernes Selskab i Throndhjem (Briefe aus dem Alterthum zur Kenntniß der äußern und innern Verhältnisse Norwegens, seiner Sprache, seiner Geschichten, seiner Sitten, seiner Gesetzgebung und seines Gerichtswesens im Mittelalter.) Christiana, 1847, P. T. Mallung's Verlags-Buchhandel.

Die Entwickelung der norwegischen Literatur schreitet jedes Jahr rüstig vorwärts, und es gewährt ein besonderes Interesse, den Eifer und das Glück, mit welchen die Norweger, in allen Branchen nach Selbstständigkeit ringen, zu betrachten. Die Liebe, mit der sie für ihr Land und ihre Geschichte umfassen, bei ihnen bereits eine Heranlgabe ihrer alten merkwürdigen Gesetze und ihrer alten Sagen zu Stande bringen lassen; sie hat auch ihren jüngeren belletristischen Schriftstellern manch schönes Blatt der Poesie aus den Volkssagen und aus der Geschichte bearbeiten lassen, und überhaupt den Geist und Geschmack im Volke genährt, die es möglich machen, der jungen Literatur eine sast systematisch-nationale Entwickelung zu geben, die aber trotzdem eine natürliche ist.

Das obengenannte Diplomatarium dürfte vielleicht das bis jetzt bedeutendste Werk der norwegischen geschichtlichen Literatur sein, und ist mit einer Sorgfalt und Genauigkeit abgefaßt, die nichts zu wünschen übrig lassen. — Es enthält und wird in seiner Fortsetzung, (das ganze Werk wird 8—10 Bände jeder mit 1000 bis 1200 Briefen und Urkunstücken) sowohl inn- als auslandische Diplome, die Materiale zu der Geschichte und Sprachforschung liefern, umfassen. Viele Aufschriften der im Archiv des Vatikans sich befindenden Diplome zur Beleuchtung Norwegischer Geschichte, finden in dem vorliegenden Heft neben den vaterländischen ihren Platz, und bereits das zweite Diplom ist die Notification über die Thronbesteigung des Papstes Honorius III. an die norwegischen Bischöfe vom 25. Juli 1216. Das Heft umfaßt den Zeitraum vom 17. März 1196 bis 18. October 1390, und ist mit drei interessanten alterthümlichen Facsimiles geziert. Das zweite Heft wird Diplome aus der Zeit der Union bis zur Mitte des 15ten Jahrhunderts enthalten, und so wie die Gesellschaft der Wissenschaften zu Throndjem sich durch Unterstützung der Herausgabe des ersten Hefted, um das Vaterland verdient gemacht hat, so wird gewiß auch sowohl die norwegische Regierung als das norwegische Volk, den Plan der gelehrten Sammler und Herausgeber, ein vollständiges norwegisches Diplomatarium ans Licht zu fördern, bereitwillig entgegenkommen. Große und mühsame Anstrengungen knüpfen sich an die Herausgabe eines solchen Werkes, aber es ist auch ein Denkmal, dessen Ansdenken sich lohnt. — Hier heute möge es genügen unsere Leser auf dies Werk aufmerksam gemacht zu haben, es ausführlich zu besprechen, wollen wir uns später vorbehalten.

— nn.

Journalschau.

Schweden.

Oden. 1848. Första Häftet. Andra Häftet. Stockholm, Bredberg.

Frey. Tidskrift för Vetenskap och Konst. 1848. Nr. 9. 1849. 3. Stockholm, Bagge-Bore, Veckoblidning i Stockholm. 1849. Nr. 1. — 21.

Die Zeitschriften, Tagesblätter, Monats- und Wochenhefte, die bisweilen zum Jahrgange und zu Jahrgängen anwachsen, bilweilen aber auch vor Ablauf eines Jmdsimonds, wohl selbst eines einzigen Monds verwelken, vermehren sich in neuester Zeit nicht nur in England, Frankreich und Deutschland, sondern auch in den drei skandinavischen Reichen so sehr, daß eine gelegentliche Erwähnung derselben nicht mehr genügt, sondern daß der Nordische Telegraph sich zu einer fortgesetzten „skandinavischen Journalschau" veranlaßt sieht.

Der „Frey" ist den Lesern des Nordischen Telegraphen bereits durch frühere Angeigen bekannt, eine Zeitschrift, die sich schon Jahre lang bewährt hat, wie auch die Zahl der beiden vorliegenden, des 52. und 55. Heftes, beweist, von denen das erstere noch zum vorigen Jahrgange gehört und, nach hergebrachter Einrichtung, zuerst einen Aufsatz: „Einige Worte über König Karl XI. Vormünder und deren Zeit, von Wilhelm Thom," bringt, der, an die Regierung des zunächst vorhergehenden Königs, Karl X., anknüpfend, nach unsichtiger Darstellung des Gegenstandes zu dem Ergebnisse führt: „Der Schluß der vormundschaftlichen Regierung ist der Reichstag im Jahre 1672, ein beschlossener Schluß für eine schwache Verwaltung; Zwiste im Rathe, Zwiste unter den Ständen, der Staat von Innen und von Außen bedroht. So war es Schwedens Loos, von großen Talenten braucht schlecht verwaltet zu werden, auf der Bahn der innern Entwickelung nicht so rasch fortzuschreiten, wie die meisten seiner Nachbarn, und in staatliche Bedeutungslosigkeit zu versinken; es war Schwedens Loos, den schwierigsten Verhältnissen zu begegnen, wo es galt, seine gewonnene Macht und Ehre zu vertheidigen mit verringerten Geldmitteln, mit einem geschwächten Kriegsheere, mit gesonderter innerer Theilnahme unter einem jungen, unglücklichen und unerfahrenen Fürsten. Und es war dieses fürsten Muth und Kraft, welche seines Landes Ehre und Selbstständigkeit retteten." — Nach diesem Aufsatze folgt eine lieberlicht des neuesten Schriftenthums, Angezeigen von vier geistlichen Büchern: „Dr. Martin Luther's größerer Katechismus, übersetzt von P. A. Fahlen:" „In Jesu Namen! Bibetregung der Werkheiligkeit" u. s. w., von P. G. Hedberg," wobei mit Recht bemerkt wird, daß auch der Glaube nicht von Erweckung und Erleuchtung, von Reue und Buße entblößt sein dürfe; „der christliche Andachtsfreund, periodische Schrift in freien Heften, von C. O. Roos;" und „Predigt vor Gefangenen, von denselben," welche letztere besonders gerühmt wird. Dann folgen dichterische Schriften: „Die Altarkerzel, ein Gedicht von Oskel Adam," einem bekannten Schriftsteller, der in diesem Romane dargestellt, daß eine warme, theosophische Weltanschauung den Menschen, auch den unglücklichsten, schon diesseits und dereinst jenseits glücklich macht; „Gedichte von Samuel Oedmann." Erstlinge eines jungen, nicht unbegabten Dichters; „der Bandit, von August Blanche," ein Vorbrecherroman, mit Anerkennung, aber auch mit Warnung. Endlich, außer einer Uebersetzung des bekannten französischen Buchs:

Digitized by Google

„das Volk von Michelet," eine klassische Mythologie, von G. Thomsen; ein Handbuch der Geschichte der schönen Künste, von C. J. Lyschron; Denkmäler ausgezeichneter Schweden, von F. M. Franzén; und zwei Jahrgänge, 1846 bis 1848 einer Zeitschrift für Lehrer und Erzieher, von Dobsström, Atterbohm u. s. w., womit eine seltene Anregsamkeit bethätigt wird; und Ludwig Phillips's Fall, von L. Hahn. Die Denkmäler von Franzén, die jetzt nur ein Band, sind früher im Nordischen Telegraphen (Nr. 29.) angezeigt und belobt, wie es auch hier geschehen ist.

Das dritte Heft des Frey vom gegenwärtigen Jahre enthält keine Abhandlung, sondern nur eine „Literaturübersicht." Derselbe will werden: der 25. und 29. Theil eines Geschichtswerkes von Skandinaviern, — ein Antwurf einer Sagslehre, von Svedbom, in zweiter Auflage, — ein Buch der Natur für Schule und Haus, von Fredrik Schödler, in fünf Theilen, — die ersten Gründe der Naturlehre, von Agardh, — ein Lehrbuch der Physik für Schulen und Gymnasien, erster Lehrgang, Erfahrungslehre, — eine Schule der Chemie, von Sidckhardt, — die ersten Grundzüge der Naturlehre und Chemie, von Almqvisten, — der Heimathsfreund, — eine Sommerreise, von Frederr. Bremer, und ein paar Blätter vom Rheinufer, oder Marienberg und Kaiserswerth 1846, von Derselben, welchels letztere Büchlein gleichfalls (Nr. 31.) im Nordischen Telegraphen angezeigt ist, hier aber nur flüchtig erwähnt wird.

„Oden" ist eine staatliche Zeitschrift, und die beiden Hefte dieses Titels eigentlich Stiefbretter der letzten acht Nummern des Reformfreundes, dessen Herausgabe durch Umstände verhindert wurde. Der Geist ist, wie das Vorwort sagt, derselbe geblieben. Der Inhalt des ersten Heftes ist: 1) eine Erklärung (Thitlämningsfvunde); 2) allgemeine Betrachtungen; 3) die Arbeiterfrage; 4) die Revolutionsfrage; 5) die skandinavische Frage; 6) über Disciplin und Subordination; 7) Was wollen die Altrakkonservativen? 8) Schlußwort. Der Inhalt des zweiten ist: 1) Einige Worte über Monarchie und Republik. 2) Einige Gedanken über des Königs Pflichten gegen das Gemeinwesen. 3) Einige Gedanken über den Nutzen der patriotischen Vereine. 4) Der jetzige Standpunkt der Reformfrage. 5) Kurzer Bericht von einer merkwürdigen Erscheinung. 8) Nachschrift. — Diese Aufsätze haben größtentheils einen sehr erfreulichen, zum Theil und in anderer Hinsicht auch einen betrübenden Charakter auf den Berichterstatter gemacht; den ersteren, weil die darin behandelten wichtigen Angaben, z. B. die Arbeiterfrage, die Repräsentationsfrage, die Frage, ob Monarchie, ob Republik, — in der That Lebensfragen für ganz Europa, — und die skandinavische Frage, eine Lebensfrage für Skandinavien insbesondere, mit einer musterhaften Besonnenheit, Mäßigung und staatlichen Einsicht und Weisheit erwogen und beantwortet sind; — den letzteren, weil auch Schwedens staatliche Gesundheit nicht minder untergraben, ja die Kluft zwischen Reichthum und Armuth dort fast noch größer zu sein scheint, als in Deutschland. In dem Aufsatze über die Arbeiterfrage heißt es: „Wenn man sich erinnert, daß neun Zehntel des schwedischen Volks zur Arbeitsklasse gehören, das heißt von ihrer Hände Arbeit abhängig sind, und daß thatsächlich das Vermögen nur ein Hundertheil oder 30,000 Personen von den Landeseinwohnern dem Staate fließen für ein Eigenthum von mehr als 2500 Reichsthalern an Werth, das heißt für 125 Reichsthaler reinen Einkommens (à 5 Procent), so sollte die Stellung der Arbeiterklasse auch bei uns Besorgung verdienen. Wenn nun so 99 Hundertheile der Bevölkerung, oder 3 Millionen Menschen, durch eine ungerechte und thörichte Gesetzgebung sich in Dürftigkeit gesetzt sehen und sah, was noch schlimmer ist, in eine fast klassische Abhängigkeit von der Macht eines verkehrten Gemeinwesens, kann es da wohl an einer Veranlassung zur Unruhe und Unzufriedenheit bei Leuten fehlen, welche nur das geringste Gefühl ihres menschlichen Werthes, ihres menschlichen Bedürfnisses besitzen? — — Es ist nicht zu bestreiten, daß jede sechzehnte Person in der Hauptstadt jährlich dem Gefängnisse anheimfällt, daß in Schweden mehr Hinrichtungen und grobe Verbrechen vorkommen, als in Ländern mit sehsmal größerer Bevölkerung, so daß Schweden hiernach, im Verhältniß zur Volkmenge, für den verderbtesten von allen europäischen Staaten angesehen werden kann. Daß dieser höchst betrübte und demüthigende Zustand eine Folge der Gesetzgebung ist, kann wohl nicht geläugnet werden, und daß die Herrenklasse, welche ihr zufolge mehr als Dreiviertel desß und noch besitzt, ist gleichfalls bekannt genug. In den nächsten Ergebnissen dieser Gesetzgebung gehört, daß die allgemeine Besteuerung in den letzten vierzig Jahren sich vervierfacht hat, daß Laster und Verbrechen in erschreckendem Fortschritt begriffen sind, daß die Ausgaben für die Gefängnisse, welche 108,325 Rthlr. im Jahre 1816, auf 363,569 Rthlr. im Jahre 1830 anwachsen, jetzt auf 800,000 Rthlr. Banco veranschlagt sind,*) die neuen Zellengefängnisse nicht einmal mit eingerechnet, daß in Stockholm die Zahl der Armen, welche sich 1737, mit einem Kostenaufwande von 9000 Rthlrn., auf 930 Personen belief, im Jahre 1830 auf nicht weniger als 15,000 Personen berechnet wurden, und die Unterstützungen, Jahrgehalte und Gaben aller Art auf wenigstens 500,000 Thaler Banco. — — Auch das verdient bemerkt zu werden, daß in manchen Jahren die Zahl der Gestorbenen in Stockholm um 1500 Personen größer ist, als die der Geborenen, und daß die Meisten am Verwahrlosung und Elend sterben. — — Der Arbeiter sieht an allen Zeichen der Zeit nicht blos die Schreckbilder des Hungers, der Demüthigung und der Unterdrückung — kennt an diese hat er sich allmälig gewöhnt, — sondern auch die entsetzlichen Furien des Lasters, des Verbrechens, der Uhrlosigkeit, nicht etwa langsam, sondern im Sturmschritte sich ihm nähern. — — Die nächsten Volksklassen in den meisten Ländern sind nicht blos verdummt, sondern verwildert, und das einzige Band, wodurch der thierische Bestandtheil bei den Einzelnen gezügelt werden sollte, nämlich das Christenthum, ist gegenwärtig fast nur noch ein Name." — In dem Aufsatze von den Pflichten des Königs gegen das Gemeinwesen heißt es: „Der Kriegerstand, ob er gleich jetzt nicht mehr abgesonderte Vertreter in der Reichsversammlung hat, steht gleichwohl vielleicht mehr, als irgend ein anderer Stand, gesondert von dem übrigen Volke, und unser Eintheilungssystem, ungeachtet seiner vielen Vortheile in sittlicher und staatlicher Hinsicht, hat, zumal bei der gegenwärtigen Reichsverfassung, durch Berufung auf ihre Privilegien zum Schaden des übrigen Theils des Volkes, gezeigt, daß die Betheidigung des Landes nicht in der Hand der Bürger, sondern in der der Trabanten ist. Wir beklagen dieses Verhältniß höchlich, denn dadurch hat, statt das Heer mit dem Volke zu verschmelzen und zu verbrüdern, das erstere sich von dem letzteren offenkundig getrennt, und ist feindlich gegen dasselbe aufgetreten. Auf solche Weise kann die Vaterlandsliebe wahrlich nicht begründet und krostbar gemacht werden. Selbstständigkeit ist die sittliche Eigenschaft, welche den Menschen vom Thiere scheidet, denn sie ist nichts Anderes, als die Macht des Geistes über den Stoff, das heißt, der rechte Gebrauch der Vernunft. Wenn wir den Einzelnenschen im Naturzustande betrachten, werden wir finden, daß es gerade seine Selbstständigkeit ist, welche ihn zum Herrn der übrigen Naturwesen zu machen vermag, wenn er sein, ihm angeborenen Kräfte zu Rathe zieht und sich von den Eindrücken seines unverfälschen Gefühls leiten läßt. Wenn wir nun von dies Einzelwesen bei seinem Eintritte in das Bürgerthum vorstellen, so müssen wir zugeben, daß die Hauptpflicht, welche das Gemeinwesen ihm anzulegen hat, die ist, daß er diese seine Selbstständigkeit durchaus den Forderungen des Ganzen und Verbandes unterordnen muß. Deren Ausbildung und Veredlung der Staatsvertrag bezweckt. Ein Staatsvertrag kann deshalb nur eingegangen werden zwischen sittlich selbstständigen Einzelwesen, und die Staatsmacht hat nichts Anderes zu thun, als den Verein von allen sittlichen und körperlichen Kräften der Mitglieder, zum Besten und zu Frommen des Ganzen, anzuwenden. Kein Einzelner, kein Bestheidl darf etwas von dieser Macht zu seinem besondern Vortheile absondern, oder auf Kosten der Anderen bewerkstelet (privilegirt) sein wollen, worauf wieder nicht blos das gleiche Stimmrecht in öffentlichen Angelegenheiten folgt, sondern, was wichtiger ist, daß dieses Stimmrecht unabweislich die sittliche Selbstständigkeit des Einzelnen bedingt. Der Einzelne hat eben so wenig Recht, sich dieser Stimmberechtigung zu entäußern, als sie gegen seine Ueberzeugung zu benutzen, und diese Ueberzeugung wird blos von der Wahrheit begrenzt. Was wahr und Recht ist, muß der Bürger, selbst mit Aufopferung seines Lebens, allezeit und allenthalben beschirmen und beschützen; denn man ist die Stütze des Gemeinwesens nur, insofern man der Wahrheit und dem Rechte Kraft verleiht."

Diese wenigen Mittheilungen erregen gewiß den Wunsch, daß „Oden" fortgesetzt werden möge, wozu in einer Nachschrift eingeladen wird. K. F. K.

„Dore." Die drei skandinavischen Reiche scheinen auf dem Wege der friedlichen Reform, statt auf dem der blutigen Revolution, dem Geiste der Jetztzeit Genüge leisten zu wollen: Dänemark hat eine freie Verfassung, statt des so sehr verschrieenen und eben so sehr mit Humanität gehandhabten absoluten Legia regiae, erhalten; in Norwegen und Schweden rührt sich der Volksgeist mächtig und fordert zeitgemäße Reformen in den älteren freien Verfassungen, und die Regierungen werden klug genug sein, ihm Rechnung zu tragen, um so mehr, als er sich in Rede und Schrift überwiegend mit Klarheit, Besonnenheit und Energie ausspricht. — In den Organen der Freiheit und des Rechts, zu jenen Schriften, welche die obenerwähnten Eigenschaften besitzen, und denen wir ein langes Leben nicht allein zu prophezeihen wünschen, sondern wohl auch ihr versprechen dürfen, gehört die Stockholmer Wochenschrift Bore, die seit dem 1. Januar d. J. erscheint. „Bore*") — so heißt es in dem Pro-

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die so eben erschienenen Styrelsens öfver Fängstoer och Arbetsinrättningar i Rätet underdånigа Berättelsen om Fängvården; Stockholm bei Beckmann, 1849, aufmerksam, welche viele interessante Zusammenstellungen enthält.

*) In der nordischen Mythologie kommt Bore oder Bör als ein Sohn von Bure und Vater des

Digitized by Google

grumme der Zeitung, — „war bereits seit Homeri Zeiten ein Sohn der Morgenröthe." — — — „er will zur Veränderung des Wetters über die Welt der Gedanken, in den nordischen Landen wehen, aber zum Orkan wird er nicht heranwachsen — —." Die Zeitung behandelt sowohl die ausländische als inländische Politik, sowohl Literatur als Kunst; mit Wärme und Klarheit redet sie den politischen Reformen in Schweden und einer Union der drei Scandinavischen Reiche das Wort, und über Behandlung der auswärtigen Politik, je nie bei der allgemeinen Fragen und Begriffe der Neutralität, ist ebenso so lehrreich als praktisch. Es liegen uns Nr. 1. bis 21. vom 1. Januar bis 20. Mai, vor, und wenn die Redaction — die sich nicht genannt, „weil ihre Namen, die einiger jungen Männer ohne Ruf in der politischen oder literarischen Welt, zum Anklange-Schall nicht taugen," — von vornherein die, man weiß nicht recht, ob bescheidene oder hochfahrende Phrase in ihrer Ansprache an das Publicum brauchte, „daß Vor sein eigenes Programm werden würde," und daß „etwas Gehalt Alles sei, was er verlange," so muß man allerdings eingestehen, daß der Redaction tüchtige Kräfte zu Gebote stehen, und daß sie, das Blatt in einem freien, humanen und besonnenen Geiste leitend, das Recht gehabt hat, sich nur seine Gehalt auszubitten. Daß dem Kopenhomer Publicum die Gehalt nicht so bald ausgegangen ist, und daß Vore sich niemals nach einem jungen Finnmonatlichen Leben einer großen Abonnentenzahl zu erfreuen hat, beweist besser, wie alles Andere, daß er ein getreuer Spiegel ist, trotzdem daß er, materialiter gesprochen, etwas aus Nordosten weht, sicrilich von dort, wo man sagt: „Ur vägon Moscovitor!"

—s.

Feuilleton.

Die Einwirkung des Menschen auf die Natur.

(Nach Professor J. F. Schouw.)

Der Mensch ist ein Theil der Natur, sie wirkt auf ihn ein und er ist ihrem Gesetze unterworfen; — aber der Mensch steht auch gleichsam außerhalb der Natur, und deshalb kann er auf eine ganz andere Weise als alle übrigen lebenden Geschöpfe wieder auf sie einwirken, sie umgestalten, ja bis zu einem gewissen Grade sie beherrschen und ihr Gesetze vorschreiben. Die Kultur, die geistige Entwickelung sind die Mittel, durch welche der Mensch sich nach und nach von der Herrschaft der Natur befreit und gleichsam von der Stellung eines Dieners in die eines Herrn übergegangen ist.

Betrachten wir den Wilden auf seinem niedrigsten Standpunkte, er, dessen Wohnung aus einigen zusammengeflochtenen Baumzweigen besteht, dessen Nahrung Muscheln und der See oder die rohen Früchte des Waldes und des Feldes, dessen Kleidung ein unbereiteter Thierfell ist, wenn es ihm nicht ganz fehlt, — dann sehen wir, daß die Natur durch ihn so gut wie gar keine Veränderung oder Umgestaltung erleidet, dagegen seine Nahrung, seine Bekleidung, seine Wohnung, seine Existenz ganz und gar von den Naturbegebenheiten abhängig sind, die außerhalb des Wirkungskreises seines Willens liegen.

So lange der Mensch nur noch Jäger oder Fischer ist, bleibt seine Siedlung in hohen Grade von der Natur abhängig, seine Einwirkung auf Sie sehr gering, insofern weil die Bevölkerung auf dieser Stufe der Entwickelung des Menschen selbstverständlich sehr sparsam ist. Seine Einwirkung beschränkt sich wesentlich auf zufällige Beschädigungen des Waldes durch unvorsichtigen Gebrauch des Feuers, oder auf Ausrottung einzelner Thierarten in gewissen Gegenden.

Der Nomade wirkt mehr auf die Natur ein als der Jäger oder der Fischer. Einzelne Thiere werden gezähmt und vermehren sich in verhältnißmäßig großer Menge; das Aussehen und die Lebensweise dieser Thiere werden verändert; die wilden Thiere werden bekämpft; die Weiden werden in einer Gegend abgenutzt und man nimmt seine Zuflucht zu anderen; mitunter wird wohl auch die Halde und der Wald durch Hülfe des Feuers verbrennt, damit die Asche einen üppigern Graswuchs hervorbringe.

Es ist aber doch erst dann, wenn der Mensch als Ackerbauer auftritt, daß seine Einwirkung auf die Natur beginnt, und nach und nach, indem der Ackerbau mit ihm und die geistige Entwickelung fortschreitet, tritt jene Einwirkung in mehreren Richtungen hervor, wenn auch nicht immer so gewaltsam als im Anfang, wo z. B. der Wald ohne Schonung, um Ackerland zu gestalten, ausgerottet wird.

Wir wollen einen Blick auf die wichtigsten Veränderungen, die der Mensch in jenem seinem Entwickelungs-Zustande in der Natur hervorruft, werfen. Der Boden, welcher größtentheils verwesende Stoffe und andere mehrjährige Pflanzen trägt, die mit ihren Wurzeln gleichsam die Erde durchweben und eine feste Rasendecke bilden, oder auch mit unzähligen Steinen angefüllt ist, — wird gerodet und unter die Herrschaft des Pfluge oder des Spatens gebracht, die Erde wird gelockert und in größerer oder kleinerer Ausdehnung mit der Pflanzenart, die gewöhnlich nach Verlauf einiger Jahren oder ganzen Jahres gerustet wird, besetzt; mehrere Unkrautpflanzen, besonders einjährige Gewächse, erhalten überdurch Gelegenheit sich zu verbreiten. Aber die trockenen, waldlosen Strecken erfordern oft nicht wenig Arbeit um benutzt werden zu können; oft findet man es daher bequemer die Haide abzubrennen, den Wald umzuhauen und ihn oder wenigstens die zurückgebliebenen Holzstämme, zu verbrennen, wodurch man zugleich den Vortheil hat, daß die Asche die Erde düngt und die Cultur verbessert. Dieses ist der Haidebrand in Jütland, der Brandebrand in Norwegen, der noch in diesen Ländern stattfindet, wenn auch in einer weit kleineren Ausdehnung als in früheren Zeiten, — erwird noch und zwar nach einem riesenhaften Maaßstabe in Nordamerika, in Brasilien, in Java und in vielen anderen tropischen Ländern, wo die Colonisten sich niederlassen, angewendet; er ist in früheren Zeiten auf den Antillen, Kanarien, auf Madeira, auf den canverdischen Inseln, wo die Wälder schnell ausgerottet sind, angewendet worden. Durch Zufall kehrt sich der Waldbrand oft viel weiter aus als beabsichtigt wurde. Später, wenn das waldverbrannte Land abgebrannt, das waldlose gerodet worden, kommt das Land an die Reihe, welches zu feucht für den Ackerbau ist; jetzt trocknet man das Moor und die Sümpfe aus, leitet das Wasser von den nassen Wiesen ab, beschränkt das Beet der Flüsse und Bäche, oder weist ihnen neue Richtung, gräbt Canäle u. s. w. Selbst das Meer wird nicht geschont; man verschärft sich nicht allein durch Dämme der Küsten, sondern man dämmt auch kleinere oder größere Meerbusen ein, wandelt den Meeresboden zuerst in Wiese, später in Acker um.

Aber es sind nicht allein die eigenen Gewächse des Landes, von denen man einigen das Pflanzen verteilt die Oberfläche der Erde zu bedecken und andere zu verdrängen; man bringt auch, insofern die klimatischen Verhältnisse sein Hindernis entgegenstellen, viele fremde Gewächse von nähern oder entfernteren Gegenden. Unsere Getreidearten z. B. werden uns aus Asien gebracht, die meisten unserer Baumfrüchte und Gemüsearten gleichfalls; die Kartoffel und der Tabak aus Amerika; die Baumwolle wurde aus Indien nach Nordamerika und Brasilien, der Kaffee von Abyssinien und Arabien nach Java, Westindien und Brasilien gebracht; eine große Menge von Nutz- und Zierbäumen wurden uns aus Nordamerika, Asien und Südeuropa zugeführt. Es giebt auch merkwürdige Beispiele, daß die durch die Menschen eingeführten Gewächse, selbst ohne Einwirkung des Menschen sich bedeutend verbreiten, ja zum Theil die ursprünglichen Pflanzen verdrängen; die Artischocke und der Pfirsichbaum in den Pampas-Ebenen Südamerikas liefern solche Beispiele, die in der Thierwelt ihre Parallelen in den wilden Pferden und Ochsen, die sich gleichfalls in bedeutendem Grade in jenen Ebenen ausbreiteten, haben. Auf St. Helena soll die ursprüngliche Flora durch die eingewanderten fremden Gewächse fast ausgerottet sein.

Was von den Pflanzen gilt, gilt auch von den Thieren. Unsere gewöhnlichen Hausthiere sind nach allen Theilen Amerikas gebracht, denn es vor der Ankunft der Europäer gänzlich an Hausthieren gebrach, — nach Südafrika, Neuholland, Vandiemens-Land, nach Neuseeland und den Inseln im Südmeere u. s. w., und große Umwälzungen sowohl in der Natur als in den Menschenleben sind dadurch hervorgebracht. Durch die Kultur sind auf der andern Seite viele Thierarten angezeigt oder verdrängt, als das Elentthier, der Auerochs, der Biber in Nordeuropa, die Pelzthiere in Nordamerika, das Flußpferd und das Krokodil in Aegypten, diese und das Rhinoceros und die Giraffe in den Capcolonien, der Löwe in Griechenland, der Wolf und das wilde Schwein in Dänemark und England.

Aber nicht allein dadurch, daß der Mensch von einem Lande zum andern, von einem Welttheil zum andern Pflanzen und Thiere übergeführt hat, sind große Veränderungen hervorgerufen; der Mensch hat auch hervorgerufen, oder bestimmter gesprochen, die Natur gezwungen, eine bedeutende Menge neuer Geschöpfe hervorzubringen, die früher nicht existirten und deren Anzahl täglich vermehrt wird; ich denke hier selbstfolglich an das Entstehen der Aborten (Barietäten und Racen). Die unendlich vielen Racen von Hunden, von den großen Fleischfressenden bis zu dem kleinen Bologneser, von dem geschwindesten bis zu dem kleinen Windspiel bis zu dem kurzbeinigen Dachshund würden nicht existiren, wenn nicht der Mensch auf den Wolf und Schakal eingewirkt hätte; ebensowenig die vielen Pferderacen von dem leichten, feingebauten Araber bis zu dem schwerfälligen elephantenfüßigen Normannischen Pferde, wenn nicht der Mensch auf die wilden Pferde Einfluß erhalten hätte; wie würden, wenn die Natur sich selber überlassen gewesen wäre, nicht

---

Odin vor. Und weil Odin der Schöpfer des Nordens war, so kommt auch Thor oft in der Bedeutung von dem Norden und dem Nordwinde vor, in welcher letztern es hier als Titel der Wochenschrift gebraucht ward. D. R.

Digitized by Google

die vielen Aepfelarten (14—1500) kennen, sondern nur den wilden Apfel, von dem sie alle abstammen, nicht die vielen Arten von Kohl oder die tausend Arten von Rosen, und ohne die neuere Cultur würden wir jetzt, wie vor ohngefähr 50 Jahren, nur die einfache Georgine haben, statt der 1500 gefüllten Abarten, die wir besitzen.

Aber sowie der Mensch die Pflanzen und Thiere eines Landes verändert, so bewirkt er auch Veränderungen an dem Erdboden. Die Bearbeitung der Erde, ihre Reinigung von Steinen, das Abbrennen der Haide und des Waldes, der Dünger, die Ableitung des Wassers oder seine Begränzung durch Wasserleitungen, der Wechselbrief, Alles dieses muß die Beschaffenheit des Erdbodens wesentlich verändern.

Doch nicht allein hierauf ist die Wirkung beschränkt; selbst auf das Klima übt der Mensch seine Einwirkung, wenn ich sie auch nicht so groß schätze wie man gewöhnlich voraussetzt. Aber die Ausrottung des Waldes hat Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältnisse, wenigstens in den wärmeren Ländern und namentlich in Gebirgsgegenden; die Erde und die Luft unter den Bäumen wird abgekühlt, und diese Abkühlung veranlaßt daß die Dünste in der Luft sich verdichten, als Thau und Regen herabfallen, und daß Quellen leichter entstehen. Das Umhauen des Waldes giebt den Winden einen größeren Spielraum; das Austrocknen der Sümpfe und Seen, sowie das Abgraben der rinnenden Gewässer vermindern die Ausdünstungen und dadurch wiederum etwas die Feuchtigkeit der Luft. Aber die Wärmeverhältnisse und die Winde werden zugleich mit den Feuchtigkeitsverhältnissen geändert.

Was ich hier auseinandergestellt habe, sind allgemein bekannte Thatsachen, und es war nicht meine Absicht, jenes reiche Thema, das einen Vortrag von vielen Stunden erfordern würde, ausführlicher zu behandeln. Mein Zweck war nur der, ein gedrängtes Bild von der Wirkung des Menschen auf die Natur zu liefern, um demnächst zwei Fragen zu behandeln, die durch jene Betrachtung entstehen und die vielleicht nicht ohne Interesse sein werden.

Es ist eine oft ausgesprochene Behauptung, daß die Cultur oder Civilisation die ursprüngliche Schönheit der Natur zerstöre, daß sie, indem sie allein die materiellen Vortheile beachtet, und des Genusses der freien ungekünstelten Natur beraube. Dergleichen Reden tönen uns besonders von dem mehr ästhetischen Theile des Volkes entgegen; namentlich sind es die Dichter, die Landschaftsmaler und das schöne Geschlecht, welche jene Klagen führen. Die immer einförmigen Kornfelder oder Kartoffelfelder treten uns überall statt pittoresker mit den verschiedenartigsten Kräutern und Blumen, mit Abwechselung von Wald und Gehölz ausgestalteter Gegenden, ermüdend entgegen; die natürlichen blumenreichen Wiesen sind von Kleefeldern oder andern künstlichen, einförmigen Wiesen abgelöst worden; das Vieh darf sich nicht länger im Freien umgehindert umhertreiben, es wird, selbst während des Sommers in dem Stalle zurückgehalten oder es wird in langen Reihen auf dem Felde angebunden. Die Straßen dürfen sich nicht krümmen und schlängeln und dadurch Abwechselung in die Landschaft bringen; auf schnurgeraden, meilenlangen Linien werden wir vorwärts geführt, langsamer auf den Chausseen, schneller auf den Eisenbahnen, von wo aus die Landschaft verschwindet bevor das Auge sie auffassen kann; schnurgerade Hecken, gegen Süden hohe Mauern, theilen das Land in viereckige Abtheilungen und beschränken die Aussicht; den Bäumen erlaubt man nicht in ihrer malerischen Unordnung zu verweilen, in einem bestimmten Abstande von einander werden sie gepflanzt oder gefällt, und noch weniger erlaubt man ihnen ihr natürliches Alter, ihre natürliche Größe oder Schönheit zu erreichen. Die Hirsche und Rehe werden entweder ganz und gar verdrängt oder innerhalb der abgeschlossenen Thiergärten verbannt; der Gesang der Vögel verstummt; die einzelnen Bäume auf dem Felde werden umgehauen, weil sie dem Landmanne im Wege stehen; der Moorgrund verschwindet, den Büchen und rinnenden Gewässern werden bestimmte Gegenden und Richtungen vorgeschrieben, damit sie nicht den Feldern schaden oder damit sie die Mühlen und andere Gewerke treiben sollen. Die Fruchtbäume werden beschnitten, an die Mauern befestigt und gezankt, und verlieren dadurch ihre natürliche Form u. s. w. Eine Menge Thiere werden in Mißgestalten verwandelt, um die Fleisch- oder Fettmasse zu vergrößern.

Dieses Alles und viel Mehr gebe ich zu. Auch wird man wohl nicht von den Naturforscher erwarten, daß er, dessen Beschäftigung es gerade ist in der freien Natur sich zu bewegen, sich bemühen in der Begründung der Natur vertiefen sollte, daß er den Sinn für ihre Schönheiten verlöre.

Ich will nicht darauf aufmerksam machen, daß die Cultur in vielerlei Weise die Genüsse des menschlichen Lebens, besonders die geistigen Genüsse, steiget, und daß dadurch der Verlust reichlich ersetzt wird, den man am Genusse der Naturschönheiten erleidet; denn dieser Ausfall dürften wohl Alle sein. In unserer Zeit giebt es kaum Jemanden, der die Wohlthaten der Civilisation gegen die Genüsse der Naturschönheiten vertauschen möchte; jene Periode der Stutimentalität, in der man der Meinung war, oder sich wenigstens so stellte, als sei man der Meinung, daß das glückliche Leben im Schooße der Natur gesucht werden müsse, ist bereits vorbei. Auch wird der Maler wohl, daß er selbst ein Sohn der Cultur ist, indem die wilden Völker keine Maler haben.

Dagegen will ich, — so paradox es auch vielleicht Vielen beim ersten Anschein scheinen mag — zu behaupten wagen, daß die Cultur, wenn sie auch den Genuß der Schönheiten der Natur um Etwas beschränkt, doch gerade im Ganzen in einem weit höheren Grade, ja, ich darf sagen auf die mannichfaltigste Weise die Genüsse der Naturschönheiten vergrößert. Vorläufig muß hier die Bemerkung gemacht werden, daß, so bedeutend auch der Einfluß der Menschen auf die Natur ist, so ist er doch bei weitem nicht so groß, wie man sich ihn ohne nähere Betrachtung oft denkt. Die Luft, die Wolken, die Sonne, den Mond und die Sterne behalten wir doch unverändert, denn wenn auch eine große Stadt oder eine Fabrik durch Steinkohlendampf in ihrem nächsten Umkreis und dieser Naturschönheiten beraubt, geschieht es in einem so geringen Umfange, daß wir bald darüber hinauskommen können, um so mehr, weil die Steinkohle selbst uns behülflich ist, uns schnell von den rauch- und dampfangefüllten Städten zu entfernen. Auch das Meer behalten wir, denn selbst die größten eingedämmten Strecken desselben sind ja nur erst ganz kleine Theile der großen See. Auch die Linien der Gebirge und Hügel und all die Abwechselung, welche diese Linien und das Sonnenlicht bieten, behalten wir gleichfalls. Die großen Landseen und die großen Flüsse bleiben uns auch. Aber wenn das Meer, die Luft und die Umrisse der Erdoberfläche uns bleiben, dann haben wir doch die Landschaft in ihren Grundgegen, die durch Detail-Veränderungen nicht wesentlich gestört werden können.

Ferner darf nicht vergessen werden, daß die von den Menschen geordneten Naturgegenstände auch ihre besondere Schönheit besitzen, die wir ohne die Existenz der Cultur gar nicht kennen würden. Auch das wallende Kornfeld ist schön, und die langen Alleen der Lombardei mit ihren von Baum zu Baum sich schlängelnden Reben sind schön; der Fruchtgarten, wenn er des Frühlings in voller Blüthe steht oder im Herbste von Früchten strotzt, ist schön, eine Rindenhütte, ein Begrenzung von grünen Bäumen, eine Mauer mit blühenden Rosen, ein gut angelegtes Blumenbeet ist schön.

Ferner verschafft und die Cultur den Anblick einer unglaublichen Menge von Gewächsen, die wir sonst nie in unserer Heimath zu sehen bekommen würden. Der blühenden Stauden und Gebüsche, die jetzt unsere Lustgärten zieren, der ganzen großen fremden Blumenflors, der und jetzt in den Gärten oder in der Stube erfreut und so viel Gemüße, so große Mannichfaltigkeit verschafft, würden wir beraubt sein; auch der Gewächshäuser, die uns, wenn auch einen sehr unvollkommenen Begriff von den tropischen Pflanzenwachsthum geben, würden wir entbehren müssen.

Ferner die Mannichfaltigkeit, die durch Racen und Abarten entsteht, und die ohne die Cultur gar nicht existiren würden. Wir würden unser Auge nicht an dem Anblicke der unendlichen Reihen von Rosen weiden können, mit der einfachen wilden Rose müßten wir uns begnügen; die Levkoie, die Georgine, die Aster und Narcisse mit ihren unzähligen Abarten würden uns unbekannt sein. Man will doch diesen Gegenständen nicht Schönheit absprechen und auch nicht behaupten, daß sie keine Naturschönheiten seien. Hier werde ich jedenfalls den Blumenmaler und die Damen auf meiner Seite haben. Ohne die Cultur würden wir auch der herrlichen Abwechselungen der Früchte, z. B. der Aepfel, entbehren und der unbedeutende wilde Apfel des Waldes wäre unsere einzige Frucht dieser Art. Von den Thieren gilt dasselbe: ein hübsches arabisches Pferd, eine der hübschen Taubenracen sind gewiß Naturschönheiten.

Und wie viele Mittel und Wege zum Genusse der Naturschönheiten bietet und gerade die Cultur, Schönheiten, die wir ohne sie gar nicht kennen würden. Mit welcher Leichtigkeit erreichen wir jetzt die Alpen und Italien? kommen jetzt nicht mehr denn hundert Mal so viel Menschen nach jenen Gegenden als vor einem halben Jahrhundert und genießen dort Naturschönheiten, die ihnen sonst nie vorgeführt wären; die Eisenbahnen und Dampfschiffe, diese Kinder der Cultur und Civilisation, wir schulden ihnen eine unendliche Vermehrung von Genüssen der Naturschönheiten. Leiden wir auch mitunter einen kleinen Abbruch in unserer nächsten Naturumgebung, so wird dieser und dadurch, daß fremde Naturschönheiten uns näher rücken, reichlich ersetzt. Die Alpen liegen uns von Kopenhagen aus jetzt kaum ferner als früher unsere eigene schöne Insel Möen. Und durch den erweiterten Kreis erhalten wir obendrein eine viel größere Mannichfaltigkeit. Ist es jetzt nicht so leicht wie früher die Natur in ihrem ursprünglichen

Digitized by Google

Zustande zu finden, so können wir dagegen jetzt mit der größten Leichtigkeit dorthin reisen, wo sie in jenem Zustande noch verharrt.

Aber noch eine wesentliche Betrachtung. Ohne Cultur ist kein oder doch nur ein höchst dunkler Sinn für die Schönheiten der Natur zugegen. Bei den wilden Völkern trifft man ihn fast gar nicht; selbst bei dem gemeinen Mann unter den civilisirten Völkern ist er schwach; in Norwegen kann man zwar mitunter solche Redensarten, als „die häßlichen Felsen" zu hören bekommen und sie sehr viele der Schweizerbauern, deren Besitzthum die Ansicht einer schönen Gegend bietet, ist gewiß die damit verbundene Gedeihnahme das einzige, das sie schön finden. Je mehr die Cultur steigt und sich verbreitet, je mehr wird auch der Sinn für das Schöne in der Natur entwickelt und der Genuß dieser Art vermehrt. Die Schönheiten der Natur erhalten so nur dadurch ihren Werth für die Menschheit, wenn diese Sinn für sie hat.

Bedenken wir demnach, daß die Cultur Naturschönheiten schafft, die früher gar nicht existirten, daß sie uns Naturschönheiten zuführt, die uns früher gänzlich unbekannt waren und es und unendlich erleichtert, fremde, weit entlegene Gegenden zu besuchen und ihre uns sonst verschiedenen Naturschönheiten zu genießen, endlich daß sie die Zahl Derer, die die Natur zu genießen vermögen, vermehrt, — und das die Cultur dieses Alles nach einem unendlich großen Maaßstabe thut, — dann werden wir uns gewiß über den Verlust an Naturschönheiten trösten, die sie zwar mit sich führt, die aber die Naturverhältnisse im Großen nicht betreffen; daß die mannichfaltigste Weise vergilt die Cultur selbst uns jene Verluste, und nach und nach wird sie sie auch verringern. Wenn erst der Sinn für die Natur recht lebendig geworden ist, dann wird man z. B. auch die alte ehrwürdige Eiche in dem Kornfelde oder in der Feuftanlage stehen lassen, wenn es sich auch nicht lohnt u. s. w.

Aber man beschuldigt die Cultur nicht allein, daß sie das Schöne, das Poetische in der Natur verringert; es verlautet auch, wenn auch nicht so allgemein und bestimmt, so doch ab und zu, und selbst in der neuesten Zeit, eine weit härtere Anschuldigung; man behauptet, die Cultur gehre die Erde auf, verbrauche ihre Kraft und wande sie nach und nach in eine Wüste um; nach dieser Ansicht sind es nicht allein die Völker, welche veralten und aussterben, auch die Länder unterliegen diesem Schicksale und allmälig trifft sie dieses Loos der Vergänglichkeit und breitet sich aus von Osten nach Westen, sowie die Cultur diese Richtung nimmt. Als Beispiele jener Behauptung führt man besonders die Länder an, die der Sitz der ältesten Cultur gewesen sind: Nordindien, Persien, Abyssinien, Babylonien und Mesopotamien, die alle früher besonders fruchtbar und statt bevölkert, mit großen prachtvollen Städten überfüllt gewesen sein sollen, jetzt dahingegen zum größten Theile in unfruchtbare Wüsten verwandelt sind; man führt auch Syrien, Cyrenaica und andere Theile von Nordafrika an, ja selbst Griechenland und Sicilien, die bedeutend an Fruchtbarkeit gelitten und ein anderes, mehr trockenes Klima erhalten haben, und die demnach, so wie jene älteren Länder an der Reihe untergegangen sind. Daher, heißt es, ist es auch eine leere Hoffnung, die Wiedergeburt Griechenlands zu erwarten, denn nicht allein, daß das Leben des Volkes sich seinem Ende nahet, selbst das Land befindet sich in demselben Falle, und es würde deswegen, auch wenn fremde Elemente in das Volk hineingebracht würden, doch nicht zu retten sein. So spricht Fraas, der sich namentlich durch eine Menge vermeintlicher Beweise darzulegen, bemüht, wie die Feuchtigkeit und mit ihr das Pflanzenwachsthum und die Thierwelt in Griechenland, — wosselbst er sich während einer Reihe von Jahren aufgehalten und die Naturverhältnisse untersucht hat, — abgenommen haben und fortwährend sich in Abnahme befinden.

Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß ein Theil jener Länder des Alterthums, in denen früher die Cultur und eine starke Bevölkerung zu Hause waren, jetzt die sind, aber es darf hierbei nicht außer Acht gelassen werden, daß jene Länder in den Gegenden, die sich den Namen des regenlosen Gürtels erworben haben, oder jedenfalls in der Nähe dieses Gürtels liegen. Nordafrika zwischen 15—30° (Sahara, Nubien, Obervägypten), ferner Arabien, der nördere Theil von den Ländern des Euphrat und Tigris, das südliche und besonders östliche Persien und nordwestliche Indien. In allen diesen Ländern fehlt der Regen, oder er trifft so selten und so zufällig ein, daß kein Landbau auf ihn basirt werden kann; dieser kann nur dann stattfinden, wenn entweder, ein großer Fluß sowie der Nil, zu einer gewissen Zeit des Jahres das Land überschwemmt, oder wenn man durch Kanäle die kleineren Gewässer zweckmäßig vertheilt oder aus ihnen das Wasser heraupumpt und auf solche Weise die Erde tränkt. Aber wenn unter solchen Verhältnissen die Bevölkerung durch Krieg, Völkerwanderungen, Rückgang in intellectueller Hinsicht sich vereinzelt und auf einen niedrigen Standpunkt hinabsinkt, dann werden auch jene und andere Veranstaltungen, die ganz nothwendige Bedingungen für den Landbau jener Länder sind, und — die gerade Kinder der Cultur sind vernachlässigt. Daß der Grund zum Verfalle jener Länder hierin und nicht in klimatischen Veränderungen zu suchen sei, ergiebt sich schon daraus, daß der gänzliche Mangel an Regen jener Gegenden auf allgemeinen Naturverhältnissen, die nicht verändert werden können, beruht. Die Regenlosigkeit liegt nämlich darin, daß die innerhalb der Wendekreise empordringende heiße Luft ein Zuströmen derselben aus verschiedenen Gegenden, aus den nächsten liegenden Gegenden, also in unserer Halbkugel von nördlichen Winden veranlaßt, welche, weil sie aus kälteren Gegenden und aus dem großen trocknen Hochasien kommen, nur trockene Luft bringen können. Aber es wird auch durch historische Zeugnisse dargelegt. Herodot sagt ausdrücklich, daß dem Nile kein Regen zufließe und erklärt hieraus das Wunder, daß der Wasserstand des Flusses im Winter, während dem alle anderen mittelmeerflüsse am reichsten an Wasser sind, sich so niedrig hält; er sagt ferner, daß es als ein Wunder angesehen wurde, als es einmal in Oberägypten regnete. Die Verhältnisse sind heut zu Tage dieselben, denn in Niederägypten fällt der Regen nur sparsam, in Obervägypten sowie in Nubien regnet es so gut wie nie. Einige behaupten, daß in der sinnigen Zeit der Regen in Niederägypten etwas im Zunehmen sei. Strabo giebt die Nordgrenze des tropischen Regens bei 16° Breite an; in der Jetztzeit geben sie die verschiedenen Verfasser bei 15—17° an. Daß Persien, Babylonien, Assyrien, Syrien auch im Alterthume trockene Länder waren, die eine künstliche Bewässerung zum Baue ihrer Aecker und Gärten erforderten, oder wosselbst der Thau den Mangel an Regen ersetzen mußte, dafür lassen sich viele Stellen bei den Alten anführen. Auch werden, was Griechenland betrifft, der dort herrschenden nördlichen und nordöstlichen Winde, die damals gewiß nicht trockener als jetzt gewesen, Erwähnung gethan. Bei einer anderen Gelegenheit habe ich es zu zeigen versucht, daß die Vegetation in Aegypten, Syrien, Palästina und den Ländern des Mittelmeeres überhaupt, im Alterthume wesentlich dieselbe gewesen sei wie jetzt. Wenn es auch zugegeben werden muß, daß die Ausrottung der Wälder einen schädlichen Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältnisse übt, so schlägt man doch zweifelsohne diesen Einfluß viel zu hoch an. Die Anschüttung des Meeres, sowie die südlichen und südwestlichen Winde (der wiederkehrende Passat) liefern in Europa die Hauptbehandtheile der Wolken und des Regens. Ja habe früher darauf aufmerksam gemacht, daß es Gegenden im südlichen Frankreich giebt, wo, nach Beobachtungen, die Regenmenge im Zunehmen ist, während die Wälder bedeutend verringert wurden, und die Lombardei bietet ähnliche Verhältnisse.

Daß ein Land, nachdem die Cultur während Jahrtausenden in ihm eine Heimath gehabt hat, nach immer fruchtbar sein kann, dafür liefert Chinas einen Beweis. Auch in Toscana, Lucca und der Lombardei ist die Cultur sehr alt, und diese Länder gehören doch den fruchtbarsten an, die man kennt; während des Mittelalters war die Cultur dieser Länder durch die Einwanderung roher Völker sehr zurückgedrängt worden; sie hat sich später zu der hohen Stufe, auf der sie jetzt steht, gehoben. Sicilien, früher das Getreidemagazin Italiens, producirt jetzt freilich viel weniger, viele Strecken Landes liegen die, aber dieß ist nicht den Climate, sondern den Fehlern der socialen Verhältnisse zuzuschreiben; mehrere Gegenden, z. B. die am Fuße des Aetna, gehören den fruchtbarsten und meist bevölkerten an. Wenn die socialen Verhältnisse Algeriens sich ordnen lassen, wird die Fruchtbarkeit dort gewiß nicht unter der des Alterthums zu stehen kommen.

Es ist ferner leicht zu zeigen, wie die Cultur in vielen Beziehungen gerade die Production der Länder vermehrt und erhöht, und wie die tiefere Kenntniß von den Naturkräften ein Gegengewicht der etwa schädlichen Wirkungen, welche die Cultur mit sich führt, abgiebt. In den tropischen und subtropischen Ländern vertreibt das Umhauen der Wälder und das Austrocknen der Moräste und Sümpfe die ungesunde Luft und die daraus entspringenden Krankheiten. Dessen kann einerseits durch die Cultur des Wassers, dann lernt man andererseits es besser aufzubewahren und es auf eine zweckmäßigere Weise zu benutzen. Die durch frühere Unvorsichtigkeit zerstörten Wälder ersetzt man theils durch neue Anpflanzungen, theils durch eine bessere Sorge für die verschonten. Verliert die Erde an nährenden Stoffen, so ersetzt man sie durch das Zuführen von neuen, sowie durch eine zweckmäßigere Abwechselung in den Landbau u. s. w. ersetzen.

Und somit glaube ich, daß die Furcht, daß die Länder durch die Cultur allmälig ihrem Untergange entgegengehen, ohne Grund ist, und daß die Cultur in dieser, wie in allen Richtungen veredelnd wirkt; daß sie in jedem Falle das Ungemach, das sie in ihrem Gefolge hat, reichlich ersetzt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Rieß in Leipzig.

Digitized by Google

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährl.: In Deutschland 1⅓ Rthlr. 2 Rl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr. Conv. In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Specles. In Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Frcs. Inserate werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag von Carl B. Lorch in Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an: In Kopenhagen: Lose & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: G. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bädeker. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

29. Juni. № 39. 1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Der Einfluß Rußlands auf die Zukunft des Nordens. — Die Austrocknung des Harlemer Meeres. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: Zeitungsschau. — Holland. Amsterdam: Verhandlungen der zweiten Kammer. Die Zollverwaltung. — Belgien. Brüssel: Die Verhandlungen des Senats. Postreform. — Notizen: Die Proportion der dänischen Wähler. Die Rechtsgleichheit als westindische Soldaten. Einziehung der kaiserlichen Thaler-Scheine. Neue norwegische Wasserstraßen und Ellenbahnen. Norwegische Auswanderungen. Schwedische Zoll-Konstitutionen. Schwedische Auswanderungen. Holländische Auswanderungen. Dänische Nationalität.

II. Literatur Wissenschaft und Kunst.

Der isländische Dichter Bjarni Thorarensen; nach einer Schilderung des Malers Grimur Thomsen von Julius Hensler. — Bücherschau: A. Munch, Billeder fra Nord og Syd. — Journalschau: Niederländische Zeitschriften. — Kunst: Skandinavische Portrait-Galleriе. Soldaten in einem Vorposten-Gefechte.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Der Einfluß Rußlands auf die Zukunft des Nordens.

Wenn der nachstehende Aufsatz, den wir der „Norske Rigstidende“ entlehnen, auch nicht gerade sein Thema in allen Theilen gründlich erschöpfend behandelt, und wenn er auch nur andeutungsweise die Stellung Skandinaviens zu Deutschland erörtert, so haben wir doch ein Wort zu rechter Zeit in ihm gefunden, das wir nicht umhin können unsern Lesern vorzuführen. — Deutsche und Skandinaven, diese in so vielen Beziehungen zu Allirten bestimmten Völker, stehen sich feindlich gegenüber und entfremden sich einander auf lange Zeit; sie übersehen, daß Rußland während dessen mit gewohnlicher Klugheit darauf hinarbeitet, Vortheil aus ihrer Zwietracht zu ziehen. Werden sie jetzt noch, nach den Begebenheiten der letzten Monate, für die Gefahr blind sein? — Wird Deutschland noch immer Dänemark die Möglichkeit des unabhängigen Bestehens, und Skandinavien die der ehrlichen Freundschaft mit Deutschland nehmen, — wird es, durch ein fortwährendes engherziges Bestehen auf der Lösung der schleswig'schen Frage ganz in partikularem, schleswig-holsteinischem Sinne, sich selbst einen Schlagbaum für seine maritime Entwickelung setzen, indem es dadurch Dänemark in die Arme Rußlands treibt und dieser letztgenannten Macht die Erlangung eines ungebührlichen Einflusses in der Ostsee erleichtert? — In der That, es scheint eine kurzsichtige Politik in der schleswigschen Frage obzuwalten. Zwar verkennen wir die vielen Schwierigkeiten der schleswig-holsteinischen Frage nicht, und zwar kennen wir nicht alle die Verwickelungen dieser Angelegenheit. Das wissen wir aber, daß die dänische Nation wenigstens nicht ungeneigt war, eine sofortige Abschreibung des Herzogthums Holstein aus dem dänischen Staatskörper ihren Beifall zu zollen, daß es somit, ohne Verletzung der Ehre Deutschlands und Dänemarks, leicht gewesen wäre, eine bestimmte und natürliche Grenze zwischen dem alten Norden und Germanien zu errichten, wenn man damals einander entgegengekommen wäre, und daß eine derartige Ausgleichung des Streites Deutschland zugleich einen werthvollen Verbündeten in Dänemark hätte erwerben können. Wo die Wohlfahrt zweier Völker auf dem Spiele steht, da kann kein „Ewich tesamende ungedelt“ im Interesse eines neuen Duodez-Prätendenten schwer in die Wage fallen.

— „Bereits jetzt befindet sich die skandinavische Halbinsel in einem Verhältnisse der Abhängigkeit zur russischen Politik, das sich glücklicherweise noch nicht in einer hervortretenden Art und Weise gezeigt hat, das aber leider durchaus nicht zu bezweifeln ist. Der Umstand, daß die vereinten Reiche (Norwegen und Schweden) seit der Gründung des Staatenbundes, der, nach der Ansicht seiner berühmten Gründer, den Norden so unabhängig und stark machen sollte, frei und unbehindert ihre Interessen sowohl nach Innen wie nach Außen entwickeln und fördern konnten, ohne daß die Einmischung irgend einer fremden Macht zum Vorschein gekommen ist, beweist nichts gegen die oben ausgesprochene Behauptung; denn bis zum Ausbruche der Februar-Revolution 1848 hat keine wesentliche Störung der, durch die wiener Tractate von 1814 regulirten europäischen Verhältnisse stattgefunden, und es war somit den kleineren Staaten Europa's vergönnt, sich während einer langen Friedensperiode — der Nachfolger eines Uebermaßes von allgemeiner Entkräftung — eines ungestörten Genusses der erkämpften friedlichen Zustände zu erfreuen. Sobald aber eine ernste Krisis sich nähert, wird jede Nation nothwendig zu einer klareren Einsicht der wahren Beschaffenheit ihrer Lage kommen müssen, und die Täuschung wird verschwinden, wenn sie auch größer gewesen wäre, als die vereinte Selbstverblendung Norwegens und Schwedens. Im Norden ist das Vertrauen auf den Bestand der, durch jene Tractate begründeten Staatsverhältnisse so groß gewesen, daß z. B. norwegische Staatsmänner und Gesetzgeber selbst im Saale des Storthings tiefsinnige Reflexionen über die Unmöglichkeit eines europäischen Krieges, über die Ohnmacht des Schwertes der Feder gegenüber, und namentlich über die starke politische Stellung der vereinten Reiche angestellt haben.

Und doch muß die Haltung Rußlands einem Jeden in die Augen springen, der nicht an das Verhängniß eines Fatums glaubt, aber ungerührt genug ist, um zu begreifen, daß der russischen Tagesspitze, die sich in allen Weltkämpfen so grundlich und solid gezeigt hat, eben so sehr nach skandinavischem Blute gelüsten wird — wenn erst der rechte Zeitpunkt wiedereekommt — als die früher darnach gelüstet hat, und daß sie eben so wirksam sein wird, die Herrschaft Rußlands im Norden, als im Westen und Süden zu befestigen. Man lese nur das Testament Peter des Großen,*) und beobachte den Verlauf des Entwickelungsprocesses des russischen Kaiserstaates, der mit dem Testamente wohl übereinstimmt, und man muß übergzugt werden, wie falsch man seine eigene Lage und Stellung beurtheilt hat. Aber ganz Europa scheint um dieselbe Zeit, wo diese Lebens- und

*) Siehe Ed. Pelz, Geschichte Peter des Großen. Leipzig, Lorch.

Digitized by Google

Ehrensache der Civilisation ihrer Entscheidung immer näher entgegeneilt, mit Blindheit geschlagen zu sein. Von dem Augenblicke an, wo Katharina die Zweite, als zu einer Probe, das Testament Czar Peters in der Türkei und dem unglücklichen Polen aufführte, und bis heute noch hat die kurzsichtige Politik Europa's in dem unmittelbaren Interesse Rußlands gearbeitet und nach und nach die Poren der europäischen Gesellschaft den ätzenden Stoffen der asiatischen Staatskunst geöffnet. Europa betrachtet die ungeheure Machtausdehnung des russischen Reiches fast als ein Schauspiel, welches die Aufmerksamkeit durch das Wunderbare und Großartige in demselben auf sich zieht, nicht aber, weil es Europa selbst betrifft. Wenn Rußland, entweder durch die Tapferkeit seiner Armeen, oder durch das Glück, das seiner unermüdlichen, talentvollen Diplomatie folgt, die eine oder andere territoriale Ausdehnung erreicht hat, dann beruhigen sich die Schwätzer Europa's mit dem Gedanken, daß die Tendenz, das russische Reich auf Kosten anderer Staaten zu erweitern, jetzt wohl aufhören muß, weil die russische Regierung zu viel Einsicht besitzt, um nicht zu begreifen, daß jeder Staat, der über die Grenzen einer weisen, gemäßigten Politik hinausstrebt, nothwendigerweise zusammenstürzen und unter seinem eigenen Gewichte zermalmt werden muß. Und wenn trotzdem ein neuer dreister Schritt Seiten Rußlands bewirkt, daß die feinen Köpfe sich sehr verrechnet haben, und daß der russische Staatskörper noch viel zu gesund und kräftig ist, um das nöthige Gleichgewicht seiner kolossalen Größe wegen zu verlieren, so behauptet man mit derselben Zuversichtlichkeit, daß der Keim zum Untergange des russischen Reiches zuvorderst in den inneren Zerwürfnissen, die mitunter in der Geschichte Rußlands zum Vorschein kommen, und in der unaufhaltsamen Entwickelung des Freiheitsbewußtseins, sobald die europäische Civilisation einmal über die russischen Grenzen eingeschmuggelt sein wird, liegt. Aber unglücklicherweise läßt man hier zwei wesentliche Umstände außer Acht. Erstens will das Unglück, daß das Glaubensbekenntniß der moskowitischen Nation (die griechisch-katholische) sie als eine eigene Glaubensgemeinde in entschiedener Opposition zu dem übrigen Europa bringt, und daß der Fanatismus, den die russischen Herrscher mit vieler Klugheit benutzen, die feineren Pflanzen der Civilisation in Jahrhunderten daran verhindern wird, in jenem undankbaren Boden zu gedeihen. Aber was noch wichtiger ist, mitten in seinem wunderbaren Siegeslaufe beobachtet Rußland unwiderlegbar eine gewisse Mäßigung gegen das Ausland, eine Mäßigung, die planmäßig das Ziel hat, die Eifersucht und den Haß Europa's abzukühlen, während jene kluge Politik seine kraftvolle Regierung in den Stand setzt, energisch und mit hinreichenden Mitteln die verschiedenartigen Elemente des russischen Staates zu verschmelzen und sie in einem einzigen, ganzen, von einer unbiegsamen Administration verwalteten Staate zu consolidiren. Der Wiederkauf der europäischen Cabinette zeigte sich auf die traurigste Weise, als Polen fiel und als Schweden die Alandsinseln und Finnland verlor. Selbst Kaiser Napoleon, der so weit und so klar schaurte, war blind, als Rußland im Jahre 1809 Schweden jene wichtige Bastei der europäischen Civilisation entriß. Er wies den schwedischen Gesandten, der um seine Vermittelung bat, um dadurch die Alandsinseln dem heldenmüthigen Schweden zu erhalten, kalt mit den Worten ab: „Wenden Sie sich an Kaiser Alexander, er ist edelmüthig und gut," — und von jenem verhängnißvollen Augenblicke an datirt sich die Abhängigkeit Schwedens, folglich jetzt auch Norwegens, von der russischen Politik.

Von den Alandsinseln aus strömt die feuchte, kalte Luft, die sich einst wie ein drückender Alp über den herrlichen, früher so stolzen und mächtigen Norden legen wird. An dem Bomar-Sund, wenige Meilen von der Hauptstadt Schwedens entfernt, legt Rußland eine starke Festung an, um die Sieger bei Narva und in so vielen anderen Schlachten zu bewachen. Die Suprematie Rußlands ist bereits in die Felsen der schwedischen Scheeren inscribirt; die Einsetzung einer russischen Dynastie auf den dänischen Thron würde gleichbedeutend mit einem gleichen Insteget an den Küsten von Lindesnäs sein.

Wenn Dänemark sich in die Arme Rußlands wirft, so geschieht solches aus keinem andern Grunde, als um sich den unleidlichen Anmaßungen Deutschlands zu entziehen, und weil die einzige Verbindung, die es zur Bewahrung seiner Nationalität und Selbstständigkeit erstreben kann, an der Zurückhaltung Norwegens und Schwedens, oder der Zulassung der europäischen Cabinette scheitert. — Gerade eine große Anziehungskraft vermag Rußland nicht auf ein freiheitliebendes, hochherziges Volk zu üben, denn Dänemark reißt sich durch einen solchen Schritt für immer von seinen nordischen Stammgenossen los, und scheidet auf einmal aus den Reihen der Staaten, die die Wettregierung zu einer großen welthistorischen Mission auserseben hat. Aber die Allianz mit Rußland reißt Dänemark aus den Umarmungen Deutschlands fort, bewahrt der dänischen Krone das Herzogthum Schleswig ungetheilt und bringt dem Lande eine frische Dynastie, die, wenn ein paar Decennien verflossen sind, dänisch sein und, durch den mächtigen Schutz Rußlands, das dauernde Bestehen des Staates gewährleisten kann. Die Vortheile einer solchen Verbindung sind demnach nicht unbedeutend. Wenn einmal die eiserne Nothwendigkeit ein Volk zwingt, plötzlich einen neuen Abschnitt seiner Geschichte zu beginnen, so konnte es nicht leicht eine, für die materiellen Interessen günstigere Verbindung wählen. Dänemarks Rang auf dem Meere kann aufrecht erhalten werden, weil die deutsche Marine in jenem Falle festgenagelt auf dem Papiere stehen, oder in perpetuum unter einer, ihrer Entwickelung wenig frommenden Windstille liegen bleiben wird, und die Herrschaft in den Belten, gleichviel, ob es sich um die fernere Hebung des Sundzolles, oder um die Bewachung der Einsegelung in die Ostsee handelt, wird gewährleistet sein. Der Ersatz, den Dänemark für den Schutz und für verliehene Dienste an Rußland geben müßte, würde wahrscheinlich in einer tractatmäßigen Verpflichtung bestehen, Rußland gegen Deutschland, die skandinavische Halbinsel, oder irgend welche der nördlichen Mächte beizustehen, mit anderen Worten: der russischen Flotte den Sund stets offen und Schiffe, Häfen und Inseln in Bereitschaft zu halten, wenn Rußland nur winkt. Jedenfalls würde eine russische Allianz Dänemark zwingen, sich in einem Kriege mit Schweden und Norwegen kühig zu verhalten. Dieses sind die Schattenseiten jener Eventualität. Ob Dänemark die Lichtseite überwiegend finden wird, wird wahrscheinlich darauf beruhen, ob seine Sympathien für seine Blutsverwandten diesseits des Meeres stark genug sind, um seine feste Zuversicht auf die Zukunft aufrecht zu erhalten und es zu noch größeren Opfern für die Bewahrung seiner Selbstständigkeit als nordischer Staat zu bewegen, als die, welche es bereits getragen hat. Thut Dänemark jenen Schritt, ist es auch für ewig für den Norden verloren, aber, was noch schlimmer ist, — der Norden ist dann auch für sich selbst verloren.

Es ist nämlich klar, daß wenn die Sicherheitsventile, die von der Natur zum Schutz des Nordens aus den Belten und dem Sunde gebildet sind, sich in der Hand einer feindlichen oder einer von der Politik Rußlands abhängigen Macht befinden, dann ist auch die Wiederstandskraft, die in der geographischen und physischen Lage der vereinten Reiche liegt, in einem wesentlichen Grade geschwächt. Während sich Rußland viele Schwierigkeiten entgegenstellen, wenn es seine maritime Uebermacht, entweder zu einer Blockade der schwedischen Küsten, oder zur Unterstützung der Bewegungen seiner Armee längs des bothnischen Meerbusens benutzen wollte, weil die schwedischen Scheeren, selbst wenn die Alandsinseln im Besitze Rußlands sind, eine außerordentlich starke, theils zusammenhängende Vertheidigungslinie zur Deckung sowohl der Flotte als der Landmacht Schwedens bilden, bieten die ausgedehnten Küsten von Norwegen, besonders die südlichen, so viele offene Punkte dar, daß sich den Operationen einer feindlichen Flotte hier viel weniger Schwierigkeiten entgegenstellen. Die freie Passage durch den Sund und die Disposition über die dänischen Häfen würde also Rußland in den Stand setzen, die Blockade von Norwegen zu unternehmen, mit Leichtigkeit eine Armee in dem südlichen Norwegen und Land zu setzen, die Vertheidigungsmittel Norwegens zu beschäftigen, und, wenn es ihm glückt

Digitized by Google

sich im Lande festsetzen, die schwedische und norwegische Hauptarmee, die auf dem schwedischen Kriegstheater operirt, in der Flanke und im Rücken zu bedrohen. Mit andern Worten: Die Einsetzung einer russischen Dynastie auf den dänischen Thron, ist insoweit es Norwegen und Schweden betrifft, gleichbedeutend mit der Ausdehnung des russischen Reiches von den liefländischen Küsten bis zu den Sandbänken von Skagerack. Durch ein solches Todesurtheil über die Unabhängigkeit des Nordens, würden zugleich, im Falle eines Conflictes mit dem mächtigen Nachbar, die vereinten Reiche von einem Bunde mit Deutschland abgeschnitten sein. Sobald Dänemark im Solde Rußlands steht, vermag Deutschland nicht und die Hand zum Beistande zu reichen, wenn es dieses auch noch so gerne thäte. Schweden, das Deutschland so oft in Noth und Elend beigestanden hat, wird durch die russischen Bajonette sollen ohne daß Deutschland einen Arm zu seinem Gunsten zu rühren vermag. Es kann uns nur in schönen Gesängen besingen, wenn wir am Tage der Ehre geblutet haben, uns zu retten vermag Deutschland nicht. —

Es zeigt sich somit, daß die vereinten Reiche, wenn jene Eventualität eintritt, an allen Ecken von dem Riesenarm Rußlands umspannt werden würde. Der Anschlag der politischen Begebenheiten, das Dänemark aus der innigen Verbindung mit seinen Alliirten reißt, beraubt die skandinavische Halbinsel des freien Athems, es bildet diese schöne Heimath so vieler großen Thaten zu einer Mumie Europas um. Wie aber dieser Catastrophe vorbeugen? Kann irgend eine Macht Dänemark wehren, einen Prinzen aus dem russischen Fürstenhaus als Thronfolger zu wählen, wenn Rußland seine Einwilligung dazu giebt? Vermag Norwegen oder Schweden irgend eine Mosregel, irgend eine Reservation in einer so wichtigen Sache zu ergreifen? — Ja ungweifelhaft. Keine andere Macht vermag zu verhüten, daß ein solches Ereigniß geschieht. Indem die vereinten Reiche Dänemark kräftige Unterstützung gegen die Anmaaßungen Deutschlands verheißen, hört auch die Nothwendigkeit des russischen Schutzes in jener Form auf; und wenn dieses nicht hinlänglich wäre, die Frage zu beseitigen, giebt es gewiß ein noch wirksameres Mittel, dessen Anwendung Europa, das so beschäftigt mit seinen inneren Angelegenheiten ist, ebenso wenig im Stande zu verhindern ist, als es sich der russischen Wahl zu widersetzen vermögen würde.

Es scheint unmöglich, daß die dänische Monarchie auf die Länge wird bestehen können, ohne von fremdem Einfluß eingewirkt und aufrecht erhalten zu werden. Nur drei Dinge sind dann möglich: Entweder muß es sich an die zwei nordischen Reiche fügen, mit denen es Sprache, Nationalität, Geschichte und Interessen gemein hat, oder es muß seine Rettung in einer Allianz mit Rußland, dem es fremd ist, und dem es nichts angeht, suchen, oder auch, sich ganz und gar in die Arme des deutschen Bundes, den es verabscheut, werfen. Was von dem Allem muß Dänemark wählen? Wenn Dänemark sich es bedenkt, wem liegt es dann ob, es auf seine Seite hinüberzuziehen? — Deutschland ist auf seinen Posten; die Boten Rußlands kreuzen täglich Kopenhagen, was also steht zurück? —

Die Austrocknung des Harlemer Meeres.

Vor wenigen Tagen sind nun auch die beiden letzten angekommen Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt worden, welche man zu einer der riesigsten Unternehmungen der neuern Zeit, zur Austrocknung des Harlemer Meeres verwenden will. Diese beiden Maschinen, sie führen die Namen Cruquius und Lijnden, sind in allen Stücken mit der im Jahre 1844 bereits in Betrieb gesetzten Maschine Leeghwater übereinstimmend gebaut, und es läßt sich hoffen, daß diese drei Maschinen zusammen die Arbeit bald vollenden werden. Allerdings hatte man anfänglich mit dem Leeghwater allein die Arbeit auszuführen, hatten stellten sich bald so gewaltige Hindernisse entgegen, daß man zur Erbauung der beiden, vorläufig erst als Nothhülfe projectirten Maschinen schreiten und die Vollendung der Arbeit, welche für das Jahr 1846 angesetzt war, bisjetzt aufschieben mußte.

Um unsern Lesern eine Idee, theils von der Riesenhaftigkeit des gesammten Unternehmens, theils von der Größe der angewandten Maschinen, die zu den bedeutendsten, jetzt existirenden gehören, zu geben, wollen wir hier nachstehende Mittheilungen hinzufügen.

Das Harlemer Meer ist ein Binnenmeer, welches sich erst im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, aber unter so drohenden Auspicien, daß durch Fassette der Verlust eines der schönsten und reichsten Theile der Niederlande in fast unbetreitbare Aussicht gestellt wurde. Noch im Jahre 1531 nahm das Harlemer Meer, welches jetzt eine Fläche von mehr denn 40 Millionen Quadrat Klaftern bedeckt, kaum den dritten Theil dieses Raumes ein, als sich aber, in den Jahren 1591 und 1647 verheerende von denselben zwei neue Seen bildeten, deren einer eine, der andere zwei bisherige Dorfschaften verschlang, beide sich später mit dem Harlemer Meer vereinigten und bei jedem Sturme das umliegende Land überschwemmten, schien die Gefahr eines großen Wasserschadens dringend zu werden. Schon vor mehr als 200 Jahren wurde daher der Entwurf angefertigt, daß es nicht allein nothwendig, sondern auch möglich sei, das Harlemer Meer auszutrocknen, und im Jahre 1643 gab ein deutscher Mühlenbauer in Rhyn, Rameno-Leeghwater, ein kleines Buch, — das Harlemer Meer-Buch heraus, in welchem er diesen Gegenstand besprach und welches im Jahre 1837 die dreizehnte Auflage erlebte. Unterdessen aber begnügte man sich, von der Sache zu reden, und da dadurch natürlich nichts gefördert wurde, und man mit den unzähligen Austrocknungsvorschlägen keinen Tropfen Wasser aus dem Meere brachte, nahm das Meer so zu, daß bei einem Sturme im Jahre 1839 die Wogen des Harlemer Meeres von neuem 11 Millionen Quadrat-Klaftern Land bedeckten und einen Besuch an den Thoren von Amsterdam machten. Als nun ferner, etwa einen Monat später, bei einem neuen Sturme abermals 23 Millionen Quadrat-Klaftern Land überschwemmt, die Stadt Leyden in die größte Gefahr gesetzt wurde und die angestrengteste Arbeit nun mehr als einem Jahre nicht hinreichte, die Spuren der Verheerung zu vermischen, — da beschloß man endlich Ernst zu machen und — gab ein Gesetz heraus. Diesem zu Folge wurde eine Austrocknungscommission ernannt und die Sache ins stellmatische und bureaukratische Gelaß gebracht, so daß man endlich, im Jahre 1839, am 24. Octbr. mit den Plänen in Ordnung war und die General-Staaten die Summe von acht Millionen Gulden, zu Ausführung der Arbeiten genehmigt hatten.

Der Austrocknungsplan umfaßte eine Fläche von etwa 46¼ Million Quadrat-Klaftern, welche damals noch durchtiefe 12—13 Fuß hoch mit Wasser bedeckt waren, so daß man alle eine Wassermasse von 19,548,000,000 Cubikfuß Wasser auszuschöpfen hatte, wobei aber noch die Bedingung zu erfüllen war, daß die Binnenschifffahrt, welche mittelst des Harlemer Meeres Hattfindet, keine Unterbrechung erfahren durfte.

Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, wurde das ganze Harlemer Meer mit einem Deiche, umgeben, welcher eine Länge von etwa 180,000 Fuß hat, und von dem 8340 laufende Fuß mitten durch das Meer geführt, auf Sandkatchen gegründet werden mußten. Gleichlaufend mit dem Deiche, wurde neben denselben auf seiner ganzen Länge, mit Ausnahme des im Wasser gegrabenen Theils, ein Canal ausgeboben, welcher die Erfordernisse der Binnenschifffahrt erfüllen, das aus dem Harlemer Meere geborene Wasser ableiten und den Ordnern zu dem Meerdeiche liefern sollte. Das abgeleitete Wasser wurde durch den Dusen von Rhynland, bei Spaarne durch den Katwijkcanal geführt und bei Halfweg durch eine Schiffahrtsschleuse regulirt. Nun aber wird es nicht hinreichend sein, das Wasser allein auszuschöpfen, sondern man wird auch das Durchsickerungs- und Druckwasser zu bewältigen haben, welches unter ungünstigen Umständen wahrscheinlich täglich 97700 Cubikfuß betragen dürfte und 15 Fuß hoch gehoben werden muß, wodurch ein Kraftaufwand erfordert werden möchte, welcher dem zur Ausschöpfung erforderlichen fast gleich kommt und die Arbeit von etwa 1200 Pferdekräften in Anspruch nimmt.

Mit allen vorhandenen Hilfsmitteln, wie Windmühlen, Wasserschrauben, Wurfschaufeln, Schöpfwerke, Kastenkünste und Paternosterwerke zc. entschied man sich für Pumpwerke, welche durch Dampfmaschinen bewegt werden sollten, und deshalb drei Dampfmaschinen, jede von 400 Pferdekräften, bei Kaag, Spaarne und Gustmeer aufgestellen.

Im Jahre 1842 wurde der Entwurf zum Gebäude der ersten Maschine vollendet, welcher man, dem eben erwähnten Manne zu Ehren den Namen Leeghwater gab, einen Namen, der zugleich recht sinnreich den Zweck der Maschine, — Wasserscheer — bezeichnet. Die Maschine wurde an der Südseite des Meeres, bei dem Dorfe Kaag errichtet.

Leider erlaubt es der Raum dieser Blätter nicht, auf die Eingehnheiten der höchst geistreich combinirten Maschine einzugehen, welche nach dem Entwurfe der Engländer Gibbs und Don bei Fox und Comp. und Harvey und Comp. in London, der Actiel und Balanciers aber in Amsterdam ausgeführt wurden. Wir können hier nur sagen, daß durch eine colossale, doppelt wirkende Cyanotious-Dodrack-Dampfmaschine, deren großer Cylinder zwölf Fuß, der kleine sieben Fuß Durchmesser hält, elf Pumpen, nach Lage der Umstände gleichzeitig oder zu zwei, zu fünf, zu sieben zc. in Thätigkeit gesetzt werden.

Digitized by Google

Der Durchmesser der Pumpencylinder beträgt fünf Fuß, der Kolbenhub neun Fuß, und es werden bei jedem Kolbenspiele etwa 162 Cubikfuß Wasser gehoben. Die Gesammtwirkung aller elf Pumpen, wenn dieselben mit voller Kraft arbeiten, beträgt für jeden Kolbenspiel 1782 Cubikfuß Wasser, und da in der Minute zehn Kolbenspiele stattfinden, werden in der Zeit einer Minute 17,820 Cubikfuß und in 24 Stunden die ungeheure Masse von 24,560,800 Cubikfuß Wasser auf 12—15 Fuß hoch gehoben und in den umgebenden Canal geführet. Wenn einmal die Trockenlegung vollendet sein wird, so läßt sich hoffen, daß nicht mehr alle Maschinen werden arbeiten müssen, sondern daß eine das Wasser bewältigen und selbst diese nicht immer mit allen Pumpen zu wirken nöthig haben werde. Die Baukosten für das colossale Gebäude, in welchem die Maschine Leeghwater aufgestellt ist, betragen 161,000 holl. Gulden, und die Maschine begann ihre Arbeit im Jahre 1844.

In diesem Augenblicke ist das Wasser soweit ausgeschöpft, daß der Wasserspiegel des Harlemer Meeres eine Elle unter dem Amsterdamer Pegel liegt, d. h. etwa ½ Elle unter dem gewöhnlichen Sommerwasserstande, bei welchem gewöhnlich die Schleusen bei Ripvland geschlossen gehalten werden. Es läßt sich aber mit Sicherheit voraussehen, daß, nachdem nun die beiden anderen Maschinen, denn bisjetzt hat nur der Leeghwater gearbeitet, in Gang gebracht sind, das Austrocknungswerk sehr rasch vorschreiten wird.

Correspondenzen und Zeitungsschau.

Dänemark.

Die Kopenhagener Blätter bringen und wenig Neues. Als Fortsetzung der Erklärungen von Oersted, Lösing und Anderen (siehe Nr. 36) enthält die Berlinische Zeitung ein langes Schreiben des Generalprocureurs Algreen-Lösing, in welchem er sich an seine Wähler ausspricht, und zegen das allgemeine Wahlsystem ohne Census der neuen Verfassung niederum erklärt, „als wenn — wie die Fädrelandsvennsfyft sagt — das Jahr 1848 gar nicht gewesen wäre, dieses Jahr, welches mit Blitzesform anfing und eine solche nicht allein als Bedingung für socialoeconomische Verbesserungen, sondern auch für die Wahrheit des constitutionellen Systems aufstellte." Herr Lösing entwickelt in jenem Schreiben sein System, — ein Census-System, um ein richtiges Verhältniß zwischen den Repräsentanten des platten Landes, und denen der Städte zu bewerkstelligen, ein System, das wie bekannt eine nur schwache Minorität auf dem Reichstag hatte. „Census ist die Grundlage einer ständischen constitutionellen Verfassung." — Von dem republikanischen Aufstande in Kopenhagen, von dem die Oberpostamtszeitung gesprochen hat, und zu dessen Unterdrückung das von Rytzke Corps von Jütland nach Seeland abgehen sollte, und weswegen die Preußen in Jütland so bedächtig vorwärts rückten — sie durften nämlich nicht General Bye daran hindern, ein so schönes Ziel zu verfolgen, weiß man in Kopenhagen natürlich Nichts; wohingegen man dort sehr wohl einsieht, daß der Grund zu dem langsamen Vorrücken der deutschen Truppen zum Theil darin liegt, daß man ganz Jütland ohne Gefecht zu besetzen, es wenigstens einer doppelt so großen Armee bedarf, als die weiche Deutschland für den Augenblick hort hat, und daß auf die Länge die Verpflegung einer solchen dort wohl auch auf einige Schwierigkeiten stoßen dürfte. Vom Kriegsschauplatze sind nur unbedeutende Vorpostengefechte bei Fredericia und im Sundewitt zur Kenntniß der Kopenhagener gekommen. Die Stadt Warde an der Westküste Jütlands ist am 14. dieses M. von einem 1000 Mann deutschen Truppen besetzt worden. Der preußische Lieutenant von Bardeleben ist auf Helgenäs von den Dänen mit militairischen Honneurs beerdigt worden. Die schleswig-holsteinischen Batterien im kleinen Belt scheinen auf Seiten der Krieg erklärt zu haben; kürzlich haben sie einen englischen Kriegs-Dampfer, jetzt wiederum ein norwegisches unter norwegischer Flagge, und doch in der Mitte des Fahrwassers haltendes Schiff, beschossen. — Flygepoosten und Fädrelandet führen eine ziemlich lebhafte Debatte über die Friedensunterhandlungen, doch mehr über die, jedes künftige Heil in Verhältnissen Preußischerseits und über den Premierminister und interimistischen Minister des Auswärtigen, den Grafen Molke. Wenn Fädrelandet auch Molke angreift, und einen andern Minister des Auswärtigen wünscht, so erkennt es doch gerechterweise die Verdienste und den edlen Charakter des Grafen an, und hofft, daß er als Conseilspräsident seinen Posten behalte; Flygepoosten steht in dem Angriffe des Fädrelandet in der Absicht, den früheren Minister des Auswärtigen, den Grafen Knuth wieder in das Ministerium zu bringen. — Daß die Postdampfschiffe aus Hull sich seiner Begünstigung hinsichtlich der Blokade Hamburgs von Seiten der dänischen Regierung zu erfreuen hatten, hat seinen Grund darin, daß sie erst nach Beginn der Blokade zu Postdampfschiffen umgestaltet wurden, und daß solche Umgehungen der Blokade nicht eingeräumt werden konnten, indem sie eben nur eine Umgehungsliegt gegen andere Schiffe sein würden. Es ist übrigens ein bemerkenswerthes Factum — nach der Berlinischen Zeitung — daß die englische Regierung, nachdem sie ihren Blockadeposten in Stettin und in Swinemünde, Herrn Petersen und Krause, Ertheilungen über die von ihnen gegen die dänische Blokade unternommenen Scheritte abgefordert hat, und diese unzulänglich befunden sind, denselben durch den General-Consul in Danzig ihre Patente als englische Consulen hat abfordern lassen. — Das Blatt Dannevirke enthält einen Protest gegen das offene Schreiben der schleswig-holsteinischen Statthaltercshaft vom 12. Mai, von 69 theils gestlichteten, sich auf Seeland und Fyhnen aufsuitenden, theils noch in Schleswig wohnhaften Nord-Schleswigern.

Holland.

Amsterdam. So wenig Interesse im Ganzen in der letzten Zeit die Verhandlungen der ersten Kammer der General-Staaten erregt haben, so sehr fesselten die der zweiten Kammer die Aufmerksamkeit. Während die Berathung des Gesetzentwurfes über die Civilliste des Königs noch auf den Bericht der Commission wartet und man schon bemüht ist, die Herabsetzung der Civilliste, so wie diese beantragt ist, als nur Illusorisch darzustellen, ist schon wieder ein neuer Gegenstand der Verhandlungen welcher das Publikum beschäftigt. Bekanntlich hatte im Jahre 1845 der sogenannte Herzog der Normandie (ein Sohn Ludwigs des Sechzehnten) den niederländischen Regierung das Gebeimniß der Anfertigung eines neuen Geschosses für den Kriegsgebrauch zum Verkauf angeboten, und es war zwischen ihm und dem damaligen Marineminister, dem Kriegsminister, dem Minister der Colonien ein Vertrag abgeschlossen worden, in Folge dessen dem sogenannten Herzoge die Summe von 15,000 Francs zu zahlen sein würde. Schon am 1. Mai wurde deshalb ein Gesetzentwurf eingebracht, wonach der Regierung die nöthigen Fonds zur Deckung dieser Forderung überwiesen werden sollten, aber derselbe wurde damals in der zweiten Kammer verworfen. Darauf verklagte der Herzog die Regierung bei dem hohen Rathe, welcher aber die Klage abwies, indem er sich für incompetent erklärte. In den letzten Tagen ist nun der Gesetzentwurf abermals der zweiten Kammer vorgelegt worden, und dieselbe hat in der That eine neue Berathung darüber begonnen, deren Erfolg aber, nach dem was bis jetzt verhandelt ist, kaum ein günstigerer sein dürfte als der frühere. Vorzüglich hebt man hervor, daß die damaligen Minister, obschon ihnen durch das Budget die Gränzen ihrer Befugnisse vorgezeichnet gewesen wären, dennoch auf eine Materialie pochend, eigenmächtig über bedeutende Summen disponirt hätten, um dies Geheimniß eines Geschosses zu erkaufen, dessen günstiger Erfolg selbst jetzt noch ein sehr problematischer wäre. Man behauptete sogar, daß man die Minister mit ihrem eigenen Vermögen für diese Forderung verantwortlich machen müsse, und bliek, nachdem die Bemerkung gemacht worden war, daß die Sache selbst unter der frühren Regierung und unter andern ministeriellen Verhältnissen Rattgefunden habe, dabei stehen, daß der gegenwärtige Marineminister allerdings damals bereits an Ruder gewesen, und den Contrakt mit unterzeichnet habe, auf ihn also ein Theil der Verantwortlichkeit hatten bleibe. — In den nächsten Tagen wird die Abstimmung erfolgen, aber, wie gesagt, wohl kaum zu Gunsten des Gländigers. — Das Gesetz über die Ertheilung der Grundbesitzer ist angenommen worden.

Der Minister der Colonien, Herr Baud, hat seine Entlassung eingegeben, welche auch angenommen worden ist. Das Portefeuille hat der Contreadmiral van den Bosch, der frühere Commandeur der k. niederländischen Seemacht in Indien erhalten.

Wie haben letzthin die Nachricht mitgetheilt, daß auf Befehl des Königs das französische Theater geschlossen worden sei, und wir erfahren jetzt, daß dieser Schluß wegen des, auf denselben Tag fallenden katholischen Festes beseplen worden ist. Es scheint als habe der König durch diese Concession, welche er der catholischen Partei gemacht hat, dieser zeigen wollen, daß er keineswegs abgeneigt sei, derselben gegenüber sich zu Conbesendungen zu verstehen, sobald durch solche nicht die Rechte seiner protestantischen Unterthanen gefährdet würden. — In Folgeder der Uebernahme der Gichtsast des verstorbenen Königs durch den jetzigen, dürfte jetzt am so mehr jeder Zweifel schwinden, da es sich bei näherer Untersuchung gezeigt hat, daß die schriftlichen Bestimmungen bedeutend mehr werth sind, als man anfänglich glaubte.

Man spricht jetzt überall davon, daß eine vollständige Reorganisation der Zollverwaltung demnächst stattfinden werde. Jede Provinz soll nur einen Zolldirector erhalten, mit Ausnahme von Nordholland, Südholland und Geldern, wo deren zwei angestellt werden sollen. An der Spitze der Revisionscommission steht der Finanzminister, welcher auch beschlossen hat, von den 400 jetzt bestehenden Zollämtern eine große Zahl einzuziehen, überhaupt den Geschäftsgang zu vereinfachen. Man hofft dadurch jährlich mehr als 200,000 Fl. zu ersparen. — Aus dem Staatsschatze sind bis zum 31. Mai an Schatzkammerscheinen, auf Grund der Gesetze von 20. Decbr. 1840 und 30. Octbr.

Digitized by Google

1848, 7,994,100 Fl. angegeben. Von unbekannter Hand ist aus Amsterdam dem Staatsschatz die Summe von 710 Fl. in Staatspapieren als Geschenk zugesendet worden.

Es ist in mehreren Zeitungen die Angabe enthalten, daß der neue Justizminister Wichert, Mitglied der Generalstaaten sei, dem ist aber nicht so, sondern dies ist ein Namensvetter von ihm, und dieser war es auch, welcher mit 8 andern Mitgliedern der Generalstaaten den Antrag auf Revision des Grundgesetzes stellte. Der Justizminister war früher Procurator des Königs, bei einem Gerichte erster Instanz, kam dann 1845 in den Staatsrath, und wurde 1846 nach Java gesendet, um dort ein neues Colonial-Gesetzbuch einzuführen. Nach seiner Rückkehr trat er wieder in den Staatsrath, Mitglied der Generalstaaten ist er aber nie gewesen.

Auch die Stände des Herzogthums Limburg werden künftig ihre Sitzungen öffentlich halten.

Aus den Rheinprovinzen und den übrigen nordwestlich-n Deutschland kommen jetzt eine große Anzahl von Personen, welche dort bei den Unruhen verwickelt sind, als Flüchtlinge in den Niederlanden an. Um die Ruhe an den Gränzen des Landes nicht etwa zu gefährden, ist die Einrichtung getroffen daß diese Personen entweder mehr in das Innere des Landes, oder nach Belgien dirigirt werden.

Die Cholera nimmt hier einen sehr bedenklichen Charakter an, indem viele Fälle der sogenannten trocken Cholera vorkommen, welche bis jetzt in nordwestlichen Europa unbekannt war. Diese Krankheit, bei welcher gar keine Entleerungen vorkommen, besteht in einer gänzlichen Paralysirung der innern Organe, daher setzen keine ärztlichen Mittel an, und der Verlauf, treffen Ziel faß immer der Tod ist, geht sehr schnell, oft in einer Stunde vor sich.

Belgien.

Brüssel. Die Kammer der Repräsentanten hat in ihren letzten Sitzungen das Gesetz über den Transito berathen und angenommen. Von größerem Interesse waren die Verhandlungen des Senates, welcher, außer dem Budget der Justiz, was auch kurzer Debatte angenommen wurde, und den Gesetzentwürfe über die Schriftwaren und die Zuckersteuer, das Gesetz über den höhern Unterricht in Berathung genommen hat. Der Bericht der Centralsection ist vertheilt, und es wird darin ausgesprochen, daß der Regierung allerdings das Recht zugesprochen werden müsse, die Mitglieder der Examinationsjury zu ernennen, indem dieses Recht der Regierung ein unveräußerliches sei, und nicht mit der sonstigen Freiheit des Unterrichts, welche in keiner Hinsicht verletzt werden dürfe, in Collision kommen könne. Damit indessen kein Zweifel über die Unparteilichkeit der liberalen Majorität entstehen könne, schlägt die Section vor, dieses Recht einstweilen, mit Einschluß der ganzen Justimotion und auf drei Jahre festzustellen, nach welcher Zeit man sehr bald aus Erfahrung wissen werde, welche Uebelstände sich etwa dabei herausstellen könnten. Außerdem will aber die Centralsection bei Uebernehmung jenes Rechtes die Bedingung hinzugefügt wissen, daß in dieser Examinationsjury die Professoren der Staatsuniversitäten nicht die Majorität bilden dürfen. Unter die Staatsuniversitäten will aber die Section die beiden Privatuniversitäten nicht mit einbegriffen wissen, weil dadurch leicht ein Recht angefochten werden könnte, welches, bei der Freiheit der Lehre, später einmal jeder Staatsbürger in Anspruch nehmen könnte. Uebrigens freicht sich die Centralsection weder direct für die Centraljury, noch für den Regierungsentwurf aus, sondern schlägt eben deßhalb eine eventuelle Beschlußnahme und Feststellung für die drei Jahre vor, wie oben bereits erwähnt wurde. Unterstützungen aus Staatsmitteln sollen jedoch jedenfalls nur bei den Staatsuniversitäten bewilligt, und über diese Universitäten soll ein besonderer Inspector gesetzt werden. Die Berathungen über den Gesetzentwurf waren an ersten Tage ziemlich lau, nahmen aber an den folgenden einen sehr lebhaften Gang, und bei der großen Anzahl von Rednern, für und wider, unter welchen sich namentlich der Graf von Merode, der de Rede Read und die Widersacher derung mit verwerfen, entgegenwerte, weiß man augenblicklich noch nicht, wie die Abstimmung ausfallen werde.

Mit dem 1. Juli wird bei uns die Postfreiheit in Wirksamkeit treten. Die Postsiempel, welche auf die frankirten Briefe geklebt werden, sind auf einem besonders dazu angefertigten Papiere, welches das Wasserzeichen L. L. enthält, in Kupfer gedruckt. Sie enthalten das Brustbild des Königs, und die dazu angewandte Farbe ist eine anfstechliche, so daß sie durch die ähnde Wirkung der Farbe eines später aufgedruckten Vernichtungsstempels vernichtet wird. Auf diese Weise hofft man eine Defraude zu umgehen, welche in Frankreich stattfindet, indem man dort von den, durch die Post bereits beförderten Briefen die Postsiempel ablöst, wäscht und wieder verbraucht.

Notizen.

[Die Proportion der dänischen Bücher.]

Eine detaillirte Uebersicht der Bücher im Königreiche Dänemark giebt folgendes Resultat: Kopenhagen 23,170, die übrigen Städte 26,993, auf dem platten Lande 268,677, im Ganzen 258,840, oder auf jeded Tausend der Bevölkerung 333 Bücher, die wiederum in folgendem Verhältnisse stehen: Von den Landbewohnern 316 unter Tausend, von den Städtebewohnern 425, und für Kopenhagen 377.

[Die Norwegischen Bücher als weltkatholische Seeadler.]

In einem der neuen ersten Mittel, deren sich die schleswig-holsteinische Presse bedient, um Dänemark und die Dänen wo möglich bei dem Nordschleswiger verhaßt zu machen, gehört auch das, daß die in der dänischen Armee sich befindenden Nordschleswiger nach den weltkatholischen Colonien gesandt werden". Zur Berichtigung dieser Lüge dient, daß die dänisch-westindischen Truppen aus angeworbenen Soldaten bestehen und auch ferner bestehen werden.

(Flensburger Nachrichten.)

[Einziehung der dänischen Ein-Thaler-Scheine.]

Laut königlicher Verordnung vom 3. Novbr. v. J., wiederholt eingeschärft am 5. Juni d. J. ist die ganze Masse der von der Nationalbank in Kopenhagen in Umlauf gesetzten Ein Rigsbankthaler-Scheine mit dem ersten Juli d. J. eingezogen; bis zu diesem Tage, mit welchem sie aufhören als Zahlungsmittel zwischen Mann und Mann zu gelten, müssen sie gegen Silber eingewechselt werden; bis zum 1. August werden sie noch als Zahlung an den königlichen Kassen angenommen.

[Neue norwegische Wasserstraßen und Eisenbahnen.]

Ein Plan zur erweiterten Schiffahrt auf den Elfflen Glommen, Dormen und Otteren, dessen Ausführung auf 300,000 Species veranschlagt ist, be schäftigt jetzt die norwegische Regierung. Man will die genannten Flüsse bis an die Strömung für größere Schiffe fahrbar machen, und dadurch eine ununterbrochene Wasserstraße vom Eilechammer an der nördlichen Küste des Flusses Mjösen bis Moss-so am südlichen Ende des Otteren erhalten, im Ganzen 17 Meilen; hiezu sollte sich demnächst eine Eisenbahn an Christiania schließen. —

[Norwegische Auswanderungen.]

Auf einer Monats legelte die Brigg „Fritzhof" von Christiansund mit 78 norwegischen Auswanderern, meistens aus Bauern bestehend, und die Schweuer „Statsraad Hegerman" mit 73 nach New-York ab. Es bleibt in einem so wenig bevölkerten Lande wie Norwegen eine bemerkenswerthe Thatsache, daß jährlich große Auswanderungen dort vorkommen, und namentlich, daß sie meistens aus Bauern, diesen in Norwegen wenigstens nicht gedrückten Stande bestehen.

[Schwedische Zoll-Confiscationen.]

Die Zeitung Dore theilt eine Uebersicht der nach richterlichem Urtheil während der Jahre 1841—1848 geschehenen Confiscationen von Waaren in Schweden mit, die folgende enorme Summen zeigt:

				Rdlr. Banko
Jahr 1841	Waaren im	Werth von		81,041.
„ 1842	„	„	„	56,209.
„ 1843	„	„	„	60,168.
„ 1844	„	„	„	70,576.
„ 1845	„	„	„	87,215.
„ 1846	„	„	„	153,782.
„ 1847	„	„	„	197,915.
„ 1848	„	„	„	140,047.

Von der großen Summe für 1847 waren 60,000 durch Stockholm's, 11,000 durch Götheborg's, 35,000 durch Malmö's, 15,000 durch Helsingborg's und 10,000 durch Kongsbacka's Gerichte als confiscirt vermuthet.

[Schwedische Auswanderungen.]

Bereits vor fünf Jahren fingen die Auswanderungen nach Amerika auf der Küsta-Gegend in Oestgothland an und sind seitdem stets jährlich fortgesetzt worden. Dieses Frühjahr wanderten wiederum 249 Personen von dort aus. Jukpt wird diese Gegend, wenn nicht neue Bedürfnisse dorthin zieht, nach und nach werden.

[Holländische Auswanderungen.]

Im Laufe des Jahres 1848 sind aus Holland 2160 Personen, darunter 678 Familienväter, ausgewandert. Die Meisten (350) waren aus Geldern, und aus Gröningen (344), die Wenigsten (7) aus Limburg. Nur Zwanzig nahmen ein Vermögen über 1300 Gulden mit, das Höchste waren 16,000 Gulden. Die Gründe zur Auswanderung sind mitunter sehr eigenthümlicher Art. So gingen z. B. Drei aus Sucht nach Veränderung, Zwölf aus Furcht vor allgemeiner Verarmung, Einer aus Furcht, Soldat werden zu müssen, Dreiundzwanzig Anderen zur Gesellschaft, Zwei um wenig zu arbeiten und viel zu verdienen (!), Einer aus Neugierde, Zwei um den Gläubigern zu entgehen, Einer um zu heirathen u. s. w.

[Flämische Nationalität.]

Die Notarien-Kammer zu Brüssel hat beschlossen, keine anderen Candidaten zu vacanten Notariensstellen in Vorschlag zu bringen, als solche, die sowohl der flämischen als französischen Sprache mächtig sind. Es kann verstehert werden, daß Personen, die sich als Candidaten gemeldet hatten, auch bereits Actenauszüge in flämischer Sprache haben abfassen müssen.

Digitized by Google

II. Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Der isländische Dichter Bjarni Thorarensen.

(Nach einer Schilderung des Magisters Grimur Thomsen von Julius Mosen.)

Es giebt lyrische Dichter, welche nicht der Oeffentlichkeit in der Poesie huldigen. Nur im Geheimen haben sie Umgang mit der Muse, in einzelnen innigen Stunden, deren heilige Mysterien sie nur ungern einem guten Freunde, viel weniger aber einem beurtheilenden Publikum anvertrauen. Als Theilnehmer an den eleusinischen Mysterien glauben sie die Götter zu ergötzen, wenn sie verrathen, was sie in der Stunde der Begeisterung sahen und hörten; sie fürchten den Verlust der Liebe ihrer Muse, wenn sie Anderen etwas von den glücklichen Augenblicken mittheilen, die sie mit derselben verleben. Deßhalb verweisen sie sich freiwillig aus der Republik der Gelehrten, und kennen kaum ihre poetischen Zeitgenossen. Wenn sie überhaupt Poesie lesen, so sind es gemeiniglich die Meisterwerke einer entschwundenen Zeit. Ihre Bildung schöpfen sie hauptsächlich aus dem Leben, denn solche Männer sind oft tüchtige Bürger, liebende Ehemänner, vernünftige Väter und angesehene Männer in ihrem Bezirk. Die Dichtkunst ist für sie ein geheimes Tönen über dem Leben, ein Gesang, der über den Gemächern schwebt. Sie lösen keinen Bürgerbrief als Dichter, das ist nicht ihr Titel im Leben. Gerade weil die Poesie so nicht ihre Lebensfrage in der Bedeutung des Gewerbes ist, so ist sie dieselbe gerade in einem höheren Verstande, für ist ihres Daseins Allerheiligstes, sie leben für dieselbe, nicht von derselben. Sie ist ihnen ein frühlingstraum, aber zugleich ein Schatz, den sie mit jungfräulicher Bedächtigkeit der ersten Liebe bewachen. Nur in einem mittheilenden Augenblicke verrathen sie ihr Geheimniß einem Einzelnen, und so werden sie bekannt; sie lesen ein Gedicht einem Freunde vor, dieser giebt wieder seinem Freunde eine Abschrift davon, und — das Geheimniß ist über das ganze Land verbreitet.

Eine solche Popularität ist nicht durch ästhetische Ausrufer und Zeitungsartikel mühsam erkämpft. Der zurückhaltende Dichter hat nie eine Sammlung von Gedichten herausgegeben, sich nie vor einem Recensenten vom Fache gedemüthigt, nie einem Zeitschriften-Redacteur geschmeichelt. Er hält keine Woche von officiellen Bewunderern, und keine kritischen Schutzwuter.

Ist denn aber ein Dichter mit einer von selbst gekommenen, ungereinsenen Popularität, in unseren aufgeklärten Tagen zu finden, „zu einer Zeit", die, wenn sie es selbst gestehen soll, so weit in der Bildung vorgeschritten ist, daß sie in der Elite der Literatur keinen neu angelangten Schriftsteller, ohne den erforderlichen Paßzettel aufnimmt, und bei welcher es nichts nützt, wenn man sich ohne gute Empfehlungen meldet. Die Zeit hat nicht mehr die Jungfräulichkeit, welche erforderlich ist, um eine solche Persönlichkeit hervor zu bringen; die Rhapsoden sind verschwunden, alle Barden und Minnesänger todt und begraben. Und giebt es Dichter mit jener blöden Bescheidenheit, jener liebenswürdigen Zurückhaltung des Genies, so weiß die Zeit sie doch mit Fest. Diese reicht ihnen in einem leichtsinnigen Augenblick einen Finger und sie ergreifen mit der unerfahrenen Offenheit des Genies und der Jugend die ganze Hand.

Die beiden Lyriker Burns und Bellmann, welche diese Anlagen hauptsächlich besaßen, gingen doch zur Oeffentlichkeit über. Burns bewahrte seine literarische Unschuld nur bis zu der Zeit, wo er nach Edinburg kam. Dann wurde er Mode, ein poetischer Bauer ohne Bildung, war etwas Neues, aber der Strudel der Mode riß ihn mit sich fort, und die Zeit wurde seiner überdrüßig. Nicht unähnlich erging es Bellmann. Seine Unachtsamkeit hinsichtlich der Aufbewahrung seiner Productionen ist hinlänglich bekannt, aber doch wuchs sein Ruf, „seine Lieder wurden in Abschriften verbreitet oder aus dem Gedächtniß vorgetragen." Als er aber so populair geworden war, als ein Dichter es sich nur wünschen mochte, gab er seine „Fredmans Epistlen" heraus, und erst nach dieser Zeit begann seine Popularität zu sinken.

Die Schuld liegt also mehr in der Zeit, als an den Individuen. Sie kömmt dem Talente nicht mehr so, wie in ihrer Jugend entgegen; jetzt ist sie eine alte Coquette, die sich die Cour machen lassen will, die aber nach Art der Coquetten oft gerade den vergeht, der sich nicht um ihre Gunst bewirbt, jedoch wohl zu bemerken nur so lange, als sie gleichgültig bleiben; lassen sie sich verleiten, kehrt sie ihnen den Rücken und wendet ihr Lächeln wieder ihren dienstbahenden Courmachern zu. Deßhalb ist das Supplikanten-Verhältniß der Talente zur Zeit unläugbar mehr oder minder zu entschuldigen, denn es ist eine natürliche Folge ihres eigenen Verhaltens. Die lyrischen Dichter sind zwar am wenigsten zu entschuldigen, denn die Innigkeit dieser Dichtart, weiß die Ausüber derselben, mehr als jede andere, auf ihr eigenes Gemüth, als das starke Centrum für ihre unmittelbaren und unmittheilbarlichen Ergießungen hin; aber wer weiß es nicht selbst die Lyriker, die am meisten in sich selbst geleb und erweislich nie das Gnadenbrod von ihrer Zeit erbettelt haben, weil diese ihnen reichlich aus eigenem Antriebe spendete, ob nicht diese unter anderen Verhältnissen, in unsern Zeiten z. B. derselben, so gut wie irgend ein wiederner Poet, Krappfüße gemacht haben würden. Denn von den Dichtern gilt es ganz besonders, daß sie die Söhne der Zeit sind, und diese in ihrem Sein und Wirken abspiegeln, so daß der Zustand der Welt, worin sie sich bewegen, ihnen so gut wie allen Anderen ihr Gepräge giebt.

Giebt es daher ein Land, wo ein solcher Dichter in unsern Tagen erstehen könnte, so müßte es eins sein, welches außerhalb der Vegetation der eigentlichen Kultur läge; es muß ein Land sein, welches strenge genommen der Zeit nicht angehört.

Und gerade in einem solchen entlegenen Winkel finden wir den Dichter, den wir suchen, jenen verschämten Lyriker, der weder für Ehre noch für Gold singt, sondern aus Trieb. Und dieser entlegene Winkel ist Island. Schon beim ersten Anblick erweist sich diese Insel gerade als passender Erdstrich für einen solchen wilden Schößling im Garten der Civilisation. Zu isolirt von dieser, um ihrer Einwirkung ausgesetzt zu sein, ist sie reich genug an historischen Erinnerungen, um ihre Söhne zu begeistern, und ihre stille Gegenwart senkt ihren Geist, wenn sich somit etwas Poetisches in demselben bewegt, mit desto größerer Innigkeit in die Wogen einer bewegten Vorzeit. Ihre Sprache ist zu unbiegsam, um sich dem phraseologischen Zügel der Gegenwart anpassen zu lassen, hat aber im Ausdrucke die eigenthümliche Fülle und der Kern einer edlen Vorzeit, welche, wenn dessen Literatur je allgemein bekannt werden sollte, gegen den verwischten Charakter und die Abrundung der übrigen europäischen Sprachen, merkwürdig abstechen würde. Das Volk hat eine patriarchalische Gemüthlichkeit bewahrt, welche, von einer stillen Melancholie begeistert, eine Voraussetzung mehr für eine anspruchslose und tüchtige Persönlichkeit ist. Endlich ist dessen äußere Natur mit ihrer wundervollen Wildheit, ihrer reichen Abwechselung und erhabenen Größe, der idyllischen Freundlichkeit, der öden Rauhheit und Resignation ein begünstigender Umstand für ein tiefes und lyrisches Gemüth. In der Nationalität findet sich geistige Lebenskraft genug zur Erzeugung eigenthümlicher Talente, doch auch zugleich eine Resignation, die ein Zurückhalten veranlaßt, und sie von dem gährenden Leben der Gegenwart zurück stößt, wenn sie nicht in andere Lebensverhältnisse treten. Diese Resignation, welche durch die Zeitgeist des Volkes geht — denn es lebt ja in der Erinnerung an eine verschwundene Zeit — liegt in dessen melancholischem Charakter und erstreckt sich sogar auf dessen Natur, setzt gerade jene weiche lyrische Persönlichkeit voraus, vor dessen Tiefe und Innigkeit die Oeffentlichkeit, die Lösung unserer Zeit, immer etwas Abstoßendes haben wird.

Und dieser verschämte Dichter ist der Isländer Bjarni Thorarensen. Wer da weiß, wie es in der literarischen Welt hergeht, der muß sich darüber wundern, daß es im 19. Jahrhundert einen wahren Dichter, einen von jenen Wenigen gegeben hat, der sich seines Werthes in der Art unbewußt war, daß er sich nicht um den Beifall seiner Zeitgenossen kümmerte, der nicht für

Digitized by Google

die Aufbewahrung seiner Manuscripte und noch viel weniger für deren Herausgabe Sorge trug. Selbst wenn er nur einer von den vielen Mittelmäßigen gewesen wäre, selbst dann würde es unserer Zeit auffallen, daß er keine Sorge für seinen Namen trug. Aber darin hat die Zeit Unrecht, denn gerade der Umstand, daß er ein wahrer Dichter war, macht diese Gleichgültigkeit erklärlich. Wenn das Genialе bei Einem Dichter, mit in einzelnen Funken besteht, welche die übrige Prosa unterbrechen, sondern wenn es im Gegentheil eine ganze Flamme ist, die sein Wesen völlig durchdringt, wenn seine Dichternatur so umfangreich und zusammenhängend ist, daß er von einzelnen hellen Augenblicken, worin die Gottheit sich ihm offenbart, nicht überrascht werden kann, sondern wenn diese Gottheit ihm stets wie sein innerer Schatten folgt, so fehlt ihm die Zeit über sich selbst zu erschrecken, und sich selbst so zu durchschauen, wie jene Talente und Elektrisallisationen, welche am Ende aller Enden nichts weiter als Reflex vom Reflex auf Reflex sind. Das Dichtergenie gleicht bei ähnlichen Gelegenheiten einem Menschen, der im Dunkeln ein Licht trägt, er leuchtet Andern, aber vor seinem eigenen Fuße ist es Dunkel; sie können sehen was in ihm wohnt, aber selbst wandert er in der genauen Sicherheit des Sonnambulismus über Alles, nur nicht — über sich selbst.

Thorarensen wurde unter historischen und poetischen Denkmälern auf dem Gute Hlidarenda geboren, wo der aus der Njálssaga bekannte Held Gunnar wohnte, in der Ebene Fljotshlid, deren ursprüngliche Lieblichkeit es dem nahe gelegenen Hekla noch nicht gelückt ist völlig zu vernichten, deren ruinenartiges Aussehen jedoch einen Jeden, der sie erblickt, mit Wehmuth an die Zeit zurück denken läßt, wo ihre blühende Schönheit, „der lichte Acker und das duftende Feld“ so hinreißend auf Gunnar wirkte, daß er sich lieber dem Tode preis geben, als sie wieder verlassen wollte. In einem seiner Gedichte schildert Thorarensen sie selbst folgendermaaßen.

„Fljotshlid, welches früher so schön war, ist jetzt eine Ruine, ihre Füße ruheten früher auf grünen Feldern, jetzt sind sie im „Jökul“-Schutt eingehüllt. Von seinem hohen Grabhügel sieht Gunnar, daß die einst so anmuthige Ebene bleich und kahl geworden ist, und kehrt jetzt zurückgekehrt zu sein um seine Gebeine auf der blauen Haide zu ruhen.“

Hier erwuchs er in der Freiheit, in welcher die Kinder gewöhnlich in Island erzogen werden, denn, wie die Verhältnisse es mit sich bringen, haben sie dort, ganz anders, als hier zu Lande, Gelegenheit sich frei auf Feld und Wiese, Felsen und Thal herumzutummeln, dort ist kein Acker niederzutreten, keine Böschung zu übersteigen, sie können gehen wohin sie wollen, ohne an abgesteckene Grenzen gebunden zu sein, und das verleiht ihnen Freiheit und Vertraulichkeit zur Natur, wenn ihnen auch oft die Freiheit im Umgang mit den Menschen fehlen mag, welche nur durch gesellschaftliche Reibungen und steted Tummeln unter verschiedenen Ansichten gewonnen wird. Er stammte aus einer der ältesten Familien des Landes, und sein Vater, Hardsvoigt im Rángárvallabistrict, Bigfus Thorarensen, befand sich in solcher Stellung, daß er den Sohn sich den Studien widmen lassen konnte, wozu dieser schon in einem sehr jugendlichen Alter bestimmt wurde, da seine ungewöhnlichen Geistesgaben, ein außerordentliches Gedächtniß und eine lebhafte Phantasie, schon zeitig große Hoffnungen für ihn erweckten. Alles begünstigte den jungen Dichter, der in seinem siebenzehnten Jahre, in der bewegten napoleonischen Zeit zur Universität nach Kopenhagen kam, wodurch sein poetischer Geist neue Nahrung erhielt. Von seiner Universitätszeit schreiben sich auch einige seiner schönsten lyrischen Ergüsse her, wie das isländische Nationallied: „Eldgamla Isafold“, sein Kriegsmarsch ꝛc. Nach beendeten Studien kehrte er zur Heimath zurück, wo er sogleich eine amtliche Stellung erhielt, zuerst als Hardsvoigt, später als Assessor im Oberlandsgericht in Reikjavik, und endlich als Amtmann über das Nord- und Ost-Amt Islands, in welcher Stellung er im Sommer 1841, beweint von dem ganzen kleinen Volke starb, dessen Trost und Freude seine innigen Nationallieder gewesen waren, und die solches noch lange sein werden.*)

Er schrieb von früher Zeit her Gedichte, theils patriotischen, theils erotischen, elegischen und satirischen Inhalts. Eine eigenthümliche Form beherrschte er in Grabelegien und Trauerliedern, worin oft seine innigste Lyrik athmet; er gebraucht den Tod als Stoff um tiefen Gedanken das Leben zu geben, so daß seine Grabelegien, obgleich Gelegenheitsgedichte, es doch im edelsten Verstande, in der poetischen Bedeutung des Wortes sind. Aber obgleich ihm weder Geschmack noch Bildung fehlten, um den Werth seiner Gedichte zu beurtheilen, so ist und bleibt es doch eine Merkwürdigkeit, daß er sich gleichwie seinen poetischen Genies unbewußt war. Da er häufig in meines Vaters Haus kam, wo das Gespräch sich oft um ihn und seine Angelegenheiten drehte, so kann ich mich deutlich entsinnen, daß er nie Aufhebens von seinen Gedichten machte, und nur selten eins vortrug, während er sich gern etwas auf andere Sachen zu Gute that, von seiner Universitätszeit und dem Glück erzählte, womit er seine Examina absolvirt hatte u. s. w. so daß man, so unglaublich wie es auch klingt, fast glauben möchte, daß er einen größern Werth darauf setzte, seine verschiedenen Examina gut bestanden zu haben, als auf seine Gedichte. Ebenso legte er gern Proben von seinen mittheilsamen Gedächtnisse ab, indem er z. B. ganze Seiten aus Abrahan Kalla Weltgeschichte hersagte, die ihm sein Vater in seinem dreizehnten Jahre hatte auswendig lernen lassen, oder indem er lange Gedichte von neun bis zehn Strophen ein einziges Mal durchlas und darauf wörtlich recitirte. Einen Zug aus seinem Studentenleben erzählte er auch gern, nemlich wie er und ein vertrauter Freund von ihm die edle Kunst geübt hatten an einem öffentlichen Ort des Morgens das Intelligenzblatt auswendig zu lernen, und wie dann der von den Beiden, welcher sie nach einmaligem Durchlesen, am sichersten herbeten konnte, für den ganzen Tag des Andern Gast war; für das Hersagen in umgekehrter Ordnung war außerdem noch eine besondere Belohnung festgesetzt. Bei solchen Vortheilen verweilte Thorarensen gern, nicht ohne einen Anstrich von Ironie über solche brodlose Künste, war aber die Rede von seiner Poesie, so brach er gern ab, oder leitete die Unterhaltung auf andere Dichter und Dichterwerke über, am liebsten auf die alten Lieder in der Edda, auf Shakespeare, Oehlenschläger und Schiller, sowie auf J. L. Heiberg, mit dessen poetischem Charakter sein eigener doch weniger Aehnlichkeit hatte. Sachte er sich so mit Fleiß dem Dichternamen zu entziehen, so verrieth er sich doch in mancher Art unfreiwillig: wenn er in Gedanken vertieft im Zimmer umherging, den Takt auf den Meubeln schlug und mit seiner tiefen wohlklingenden Stimme seine Lieblingsmelodien vor sich hinsang, wie die schwedische: Kung karl den unge höjtа, Rouffeaus Traum, und eine alte isländische Volksmelodie, worauf mehrere seiner eigenen Lieder gedichtet sind, — wenn er mit seuchtem Auge und glühender Wange von den großen Männern der Geschichte sprach, und sich dabei kaum enthalten konnte in Rhythmen zu verfallen (Heu mihi, quid dixi, nescio versus erat,) und wenn ihm endlich ein Impromptü unwillkührlich entschlüpfte, so hatte man darin einen eben so gültigen Beweis für den Dichter, als lange Selbstbewunderungsreden und Gedichtvorlesungen nur abgeben können.

Als Gesellschafter war er munter und unterhaltend und kein Verächter der Gaben des Bachus. Seine Munterkeit grenzte dann zuweilen an Ausgelassenheit, aber diese war so begeistert, daß sie alle Anwesende hinriß. Doch war er zuweilen, nach alter nordischer Weise, etwas lärmend und

*) „Il est surtout un homme, dont ils (les Islandais) chérissent le nom, dont ils recherchent les oeuvres avec empressement. Cet homme est M. Thorarensen, qui remplit aujourdhui les fonctions de préfect dans le Nordland. C'est un vrai poète par la pensée, par la forme, un poète qui aime son pays et qui le chante avec enthousiasme. Ses poésies sont encore disséminées dans différens recueils, mais tous les Islandais les possèdent.“ — X. Marmier: Lettres sur l'Islande. Wünscht Jemand sich mit zwei der schönsten Gedichte Thorarensens in Herrn Marmiers schlechter französischer Uebersetzung bekannt zu machen, so verweise ich ihn auf das oben angeführte Buch, und desselben Verfassers Chants du Nord.

Digitized by Google

beherrschte gern die Unterhaltung. Zu andern Zeiten war er finster und verstimmt, was bei ihm besonders mit dem Alter zunahm. Und wie paßte sein Aeußeres nicht zu solchem Innern; wie manche Wintermärchen sprach nicht aus diesem klaren Auge, worin seine ganze vulkanische Natur flammte, und wie manche Sommernachtsstramm lag nicht zugleich in seinem feuchten Blicke; wenn man sein halbschwermüthiges, halbsarkastisches Lächeln sah, wenn man das ganze eigentliche Antlitz betrachtete, auf welchem Trauer und Begeisterung und alle Mächte des Lebens ihre Runen geritzt hatten, so konnte man nicht unterlassen auf ihn selbst anzuwenden, was er in einem Trauergedichte über einen Jugendfreund geschrieben hat:

„Es nimmt Keinem Wunder, daß seitsame Reiser aus einem Erdboden aufschießen, unter welchem die Grameslamme glimmt, und welcher von oben mit dem Feuerregen der Thränen benäßert ist."

Ebensowohl kann man den letzten Vers desselben Trauergedichtes auf ihn selbst anwenden.

„Du der du schlafend mit dem Strome des Lebens zur Mündung des Todes schwimmst, lächeln den Lachs nicht, der stark gegen den Strom anämpft und den Wasserfall erkletert."

Denn er schwamm selbst im Leben gegen den Strom an; wäre er demselben mehr gefolgt, so würde er sich unzweifelhaft einen Theil der Unannehmlichkeiten erspart haben, die für eine empfindliche Natur einen unerträglichen Stachel haben können, und welche nicht wenig dazu beitrugen sein Leben zu verkürzen, welches auf einer, seinem feurigen Geiste und rastlosen Leben, entsprechenden Weise, plötzlich durch einen Schlagfluß, endete.

Uebrigens war er eine eigenthümliche Mischung der idealen Dichternatur und des eifrigen Beamten; diese beiden Seiten kreuzten sich sogar auf eine komische Weise, denn wie er zuweilen selbst in prosaischen Sachen wie z. B. in seiner Amtspraxis darnach strebte seine poetischen Ansichten geltend zu machen, so waren auch seine Aeußerungen über poetische Gegenstände bisweilen nicht frei von einem prosaischen Anstrich, welchem Raivität jedoch darthat, daß es mehr eine Folge seiner äußeren Verhältnisse, als in seiner Persönlichkeit begründet war, denn selbst solche Aeußerungen kleidete er in Bilder ein. In einem Briefe, worin die Rede von einem jungen Landmann ist, der anstatt Jura zu studiren, sich mit Poesie beschäftigte, schreibt er unter Anderm: „Ich halte es für ein schlimmes Zeichen, wenn junge Studenten Verse zu schreiben beginnen, bevor sie ihr Amtsexamen gemacht haben, es ist dasselbe, als wenn die Blumenknospe sich zu entfalten beginnt, bevor der Stiel reif ist." Höchst dichterisch spricht er besonders von dem Pflichten der jungen Leute gegen das Vaterland, schließt aber mit folgendem Citat aus dem Ovid:

— — Studium quid inutile tentas,
Maeonides nullas ipse reliquit opes,

und mehreren ähnlichen Aeußerungen, welches höchst merkwürdig gegen seine begeisterte, ja fast exzentrische Persönlichkeit absach.

Aber das war nicht sein eigentlicher Kontrast, wie manche große Lyriker war er voller Gegensätze, denn derselbe Thoreansen, der zu einer Zeit ganz Poesie war, schämte sich zu anderer Zeit der Bekanntschaft der Musen, und drtselbe der heute die reinste uranische Erotik schrieb, konnte morgen Schmähgedichte über seine Feinde schreiben.

Als Dichter gehört er zu den energischen Lyrikern, deren glänzende Phantasie und Gefühlsinnigkeit zuweilen mit dem Geschmack und dem Verstande durchgeht, er ist einer der poetischen Riesen, denen man seine kleinlichen Regeln der Aesthetik vorschreiben kann, denn sie durchbauen alle Paraden, und machen durch die Unkraft des Genies selbst Unregelmäßigkeiten zu Schönheit und Originalität, so daß das, was bei dem mittelmäßigen Poeten Mißfallen erwecken würde, bei jenen, als ein noch größeres Zeichen auf der Flucht der Begeisterung, als die Gleichgültigkeit des Geistes gegen das Aeußere, welcher sich in der Fülle der Inspirationen nicht die Zeit läßt seine Worte abzuwägen, erscheint. Es folgt daher von selbst, daß Thoarensens Poesie zu der erhabenen, nicht zu der harmonisch schönen Dichtung hingerechnet werden muß, denn seine ernsten Gedichte streifen immer an das Dithyrambische, seine launigen, z. B. seine Epigramme auf seinen Diener Claus, an das Groteske, das steht aber in genauer Verbindung mit dem nordischen Charakter, mit der Natur seines Vaterlandes, und mit der Nationalität des Volkes. Ein jeder, der die Edda und die alten Sagen kennt, muß bekennen, daß die altnordische Literatur eine wichtige Quelle für das Studium des Erhabenen ist. Die Großartigkeit der Bilder, die Innigkeit des Gefühls, die in sich ruhende Festigkeit und Energie des Charakters, die fratzische Selbstverläugnung der Verfönlichkeiten, die dämonische Berschlossenheit und den unbeugsamen Stolz, findet man wohl kaum anders irgend wo so bestimmt ausgeprägt, als hier. Man will einwenden, daß die negative Seite zu vorherrschend ist, aber wie erhaben ist da nicht die standhafte Innigkeit in der Bruderliebe, welche ja überdem auf Treue in Freundschaft und Liebe hinweist; wie viel Großes liegt da nicht dem individuellen Trotz zum Grunde, welcher wohl gebrochen aber nicht erweicht werden kann, und die Zurückhaltung des Gefühls, welche die nervöse Empfindeiei für das Phlegma der Schlaffheit anzieht, welche sich aber der gesunden Betrachtung gerade, als ein unfehlbares Zeichen eines tiefen und männlichen Gefühls zeigt, die keine Befriedigung in sentimentaler Werthkämerei und gefühlvollen Zuckungen findet, sondern wie in sich selbst verschlossen, gleich dem schneebedeckten Vulkan, äußerlich kalt und ruhig ist, während es im Innern kocht und siedet. So ist die Literatur, so ist die Edda, für deren tiefe und erhabene Poesie Oehlenschläger die besten Beweise in seinen „Göttern des Nordens" gegeben hat, so sind die Sagen, an deren Kraft und Innigkeit selbst die südlichen Nationen, z. B. die Franzosen, so großen Gefallen haben finden können, so ist das metancholische Land, dessen kolossale Felsen, umüberschreitbare Steppen, schäumende Bergströme und gähnende Felsenklüfte, so erhaben sie auch sind das Auge fein mögen, doch ein niederdrückender Beweis von der Herrschaft der Natur über den Menschen sind. So ist endlich die Nationalität; zwar sind wir in vieler Beziehung unterdrückt und eingeschränkt worden, aber im Grunde des Volkscharakters ruht doch noch etwas Großes, oder darf die Resignation bei den Beschwerden des Lebens und die Standhaftigkeit in dem ewigen Kampfe mit der Natur, die uns noch Niemand bestritten hat, muß nicht die Treue sowohl gegen Freund wie Feind, welche Gott sei Dank noch unter uns gefunden wird, dahin gerechnet werden?

In demselben Style nun ist Thoarensen's Poesie, der Zeit das ihr seine Hoheit, der Wasserfall seine Energie, der Vulkan sein Feuer und der Schnee seine Reinheit verliehen; die Keuschheit des Sternenhimmels athmet in einigen seiner Liebesgedichte, so vollständig ist alles Sinnliche davon fern gehalten, in andern spielt eine fast südliche Natürlichkeit. Seine patriotischen Gedichte sind alle in einem kräftigen Ton, sie geben sich keinen weichlichen Klagen hin, und verschwinden nicht im Nebel des Vergangenen wie Ossian; sie lassen der Gegenwart ihr volles Recht widerfahren, und verschmelzen nicht in einem müßigen und wortreichen Pessimismus. Seine satirischen und seine vortrefflichen Spottgedichte, sind so bitter, beißend und sarkastisch, wie es selbst der nordischen Sprechprobe nur möglich ist, sie zu machen.

Hinsichtlich der folgenden Probe von seinen Gedichten, bedauere ich, daß das Versmaß wegen seiner Eigenthümlichkeit und seiner Zusammengehörigkeit mit der Natur der isländischen Sprache, unmöglich hat beibehalten werden können.

Die Nacht.

Schon rollen über'm Sonnengrab die Wogen,
Die Erde deckt sich in das Grab der Nacht,
Das Rabe ist dem Auge nun entzogen,
Die stummen Zeugen nur des längst Entflognen
Sind aus dem Meer der Ewigkeit erwacht.

Das Auge kann das Hohe dort erkennen,
Das Niedrige, das Kleine aber nicht —
Nur diese Fackeln, die am Himmel brennen,
Sind längst verstorb'ne, die wir Große nennen;
Auf unserm Erdenpfad winkt uns ihr Licht.

Und jene Jungfrau mit der milden Flamme,
In ihrem tiefen, denkberauschten Schein,
Der ewig gleich und immer klar und rein,
Das ist die Sage, der Erinn'rung Amme,
Und aus Erinn'rung sog sie Nahrung ein.

Digitized by Google

Und seine Flammenruhren, Kettenglieder,
Die schaukeln und sich schlingen dort im Tanz,
Sind Holger Helden Ruhm, vom Nordvolk nieder,
Auf dieser Flammenwölbung strahlt er wieder
Aus in der Nordlichts Ewigkeiten Glanz.

Bücherschau.

A. Munch, Billeder fra Nord og Syd. (Bilder aus dem Norden und Süden.) Christiania 1849. Wattberg.

Der Dichter A. Munch ist bereits unseren Lesern aus dem Nordischen Telegraphen Nr. 6., wo seine Gedichte besprochen sind, bekannt, und über das glückliche Talent dieses, einer der jüngeren Dichter Norwegens, kann sich nur eine Stimme geltend machen.

Der Dichter führt uns in dem obenerwähnten Buche vier national-norwegische Bilder: Ein Abend auf dem Schlosse Akershuus, — Mjukanfossen und Gunsin, — Der letzte Bischof zu Hammer — und Die Lodegaardsinsel, — ein französisches: Vers soulles — und drei italienische: Der alte Maler, — Capri — und Die Braut von Baveno, vor, die zwar sämmtlich Schilderungen in Prosa, aber Bilder voller Poesie, von dem Dufte der norwegischen Tannen und Birken und des glühenden Orangenlandes durchhaucht, sind. Eine gelungene Darstellung, eine abgerundete Form und eine reiche, beredte Sprache, vielleicht etwas zu reich, so daß sie mitunter bis dicht an die Grenze des Ueberschwenglichen freift und dem Leser überladen vorkommt, zeichnet den Styl des Verfassers aus, dem wir aber, wenn auch der Wunsch nach kürzeren Perioden und einfacheren Bildern sich dann und wann bei dem Lesen regen wird, wiederum die Bemerkung schuldig sind, daß er mit einer wahren Virtuosität sich an jene Grenze zu wagen vermag, ohne sie je eigentlich zu überschreiten.

Was die Composition und die Sujets betrifft, so wünschten wir, daß uns der Raum hier erlaubte, unseren Lesern die letzte Erzählung, „Die Braut von Baveno," so wie die dritte der nationalen, „Der letzte Bischof zu Hammer," in Uebersetzung vorzuführen, *) so abgerundet, vollendet schienen uns diese beiden Bilder, namentlich „Die Braut von Baveno," in der zugleich der Verfasser, hinsichtlich der Behandlung der Sprache, durch eine weise Mäßigung den Eindruck der Erzählung noch um Vieles erhöht hat. Die Braut von Baveno, die schöne Maria, verläßt ihre üppige Heimath, Baveno's bezaubernde Hügel am Lago Maggiore und die feenhafte Insel Isola bella, deren Besitzer ihr Rang und Stand und Reichthum schenken wollte, und der sie liebte, um mit dem armen Gemsenjäger Steno eine Hütte in den kalten, unfruchtbaren Alpen, zwischen den Gletschern, hoch an dem südlichen Abhang des St. Gotthard, zu bauen, weil — sie ihn mehr und lange wieder liebte; fast, daß ist das einfache Sujet jener reizenden Erzählung, die mit ihren Schilderungen von den Naturschönheiten und den drei Menschen, Maria, Steno und Graf Carlo, die darin auftreten, auch für die der Verfasser in der anspruchslosesten Weise unsere volle Theilnahme zu erwecken weiß, und ein vollendetes Kunstwerk schenkt. — „Der letzte Bischof zu Hammer" ist, gleich der ersten Erzählung, „Ein Abend auf dem Schlosse Akershuus." ein Bildchen aus Norwegens Geschichte, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Knut Alfsön, Herr zu Giöske und Stenö, Hauptmann auf Akershuus Schloß, der Zeit mächtigster und reichster Mann Norwegens, ein Sprößling der alten Könige, wird, nachdem er das ganze südliche Norwegen zum Abfall von dem Dänenkönige Hans gebracht und den Prinzen Christiern (später der unglückliche Christiern II.) in einer Schlacht bei Lesrum geschlagen hat, von dem dänischen Hauptmann Gendorff Krummedike und dem Bischof Johan zu Roskilde erwordet. Sein Weib, Frau Mereta Jvarsdatter Dyre, eine in der Geschichte des Nordens berühmte Frau, die, früher mit dem schwedischen Reichsverweser Svante Sture verheirathet, sich eine neue und weitere Bahn für ihren nimmer ruhenden Ehrgeiz und Haß gegen Dänemark schuf, ist die Hauptperson der Erzählung, die auf dem Abend nach jener Ermordung Knut Alfssons spielt und eine Episode voller Effect und Poesie schildert. — „Der letzte Bischof zu Hammer" ist ein Bild aus dem Jahre 1537: Trutz Ulfsland, der Gesandte des dänischen Königs, entsetzt mit bewaffneter Hand den letzten katholischen Bischof, Herrn Mogens, seines Amtes in Hammer, stationirt die Bischöfthümer der Kirche im Interesse der Krone und läßt den protestantischen Cultus den papistischen abösen; dem Allem eine staunliche Befestigung der Aesberg des Bischofs und Uebergabe dieser vorangeht. Durch die Erzählung schlängelt sich eine klagirte Liebesgeschichte. Die Stadt Hammer existirt nicht mehr; die Schweden zerstörten sie gänzlich im Jahre 1567, sie wurde ein Raub der Flammen und der Plünderung. „Ein sonderbares Gedicht." — so bezeichnet die Einleitung der Erzählung, — herrscht über den Alleen und Gefilden Estdöles Norwegens. Sie verschwinden von der Erde, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen; selbst auf den Lippen und in den Herzen des Volkes leben sie kaum noch, und allein ein einzelner Geschichtsforscher spürt ihren verschwundenen Grenzpfählen und aufgewühlten Namen in den alten Membranen nach, Und doch sind nicht so viele Menschenalter dahingegangen, seit Odle, Gravdeng, Gauer noch in vollen Leben blühten und die Zinnen ihrer Schlösser, die Thürme ihrer Kirchen Wahrzeichen des ganzen Landes waren. Sie sind alle nicht mehr, sie vermochten nicht, die Unabhängigkeit Norwegens zu überleben, — hierin sind ihre Schicksale sich gleich, aber jede von ihnen hat jetzt ihren verschiedenen Nachruhm. Den Odle ist sein Stein auf den anderen geblieben. Die prächtige St. Hallvardskirche, Marie Kloster und alle die übrigen mächtigen Gebäude sind wie fortgeweht, — aber Leben ist aus dem Tode geboren, und die erste Stadt Norwegens liegt doch immer an dem Grunde des Fiusses, wenn auch nicht am Fuße des „Eichenberges." In Sarpsborg ist eben so wenig ein Nachtlehsel zu finden; aber die neue Zeit hat auf dem alten Stadtfelde festen Fuß gefaßt und das Fursehnwasser zu „ersehen" verstanden. Nur Hammer, die einmal so reiche Königin der Oplande ist ganz verdorrt und ganz verlassen. Das letzte Storthing hat freilich beschlossen, daß eine Stadt dort, wo Hammer gestanden hat, angelegt werden soll, aber sie ist bis jetzt nur auf dem Papiere zu finden. Jedoch, wenn auch die Menschen und die Nachwelt Hammer vernachlässigt haben, so hat die Poesie der Erinnerung sich zum Trost, ihren reichsten Mondschein über sie ausgebreitet, und hinter diesem mystischen Vorhange schimmert ihr Bild doppelt prächtig. Und als einen Trost in ihrer Einsamkeit, als einen unverbrüchlichen Zeugen vormaliger Größe, besitzt Hammer noch eine ganz ansehnliche Ruine, während ihre Geschwister der Zerstörung nur mehrere Flüsse und Brannweinbrennereien aufzuweisen haben. Ein kleiner Ausflug im Sommer 1841 veranlaßte mich, eine Wallfahrt nach der Stätte, wo Hammer gestanden, zu unternehmen. Mit Willen sage ich gerade eine Wallfahrt; denn mit seinen protestantische und unglänbige Zeit hat zwar jedwüch all' die wunderthunden Wallfahrtsörtern verlassen, aber die Geschichte hat doch noch ihre Religion und ihre heiligen Reliquien, zu denen der Glaubige wandern kann." — — — — „Was noch von dem Hammer Dom, oder der heiligen Dreifaltigkeitskirche, in dem großten und dreizehnten Jahrhunderte im byzantinischen Style erbaut, übrig ist, sind nur drei angebauete Pfeiler, durch ihre Bogen verbunden, und gegen Osten, im Range mit ihnen, ein kleinerer Pfeiler, Alles von den schönsten gegbuenen, blangrauen Kalkſteinen. — — Jede der großen Säulen ist von einem solchen Umfange, daß drei erwachsene Männer kaum sie zu umarmen vermögen." — — Die Ruine liegt an dem Fuße Mjösen. „Lodegaardsöen" ist eine sehr hübsche Skizze, eine Naturschilderung, eine Beschreibung dieser schönen Insel, die in der Nähe von Christiania liegt, und die auch ihre historischen Erinnerungen hat. Erinnerungen aus der alten und aus der neueren Zeit: Der verstorbene König Christian VIII. zu Dänemark schiffte sich von hieraus, vor vierundvreißig Jahren, an einem dunklen Herbstabende ein, als er sein erstes Königreich, Norwegen, verließ. — „Mjukanfossen und Gunsin" ist eine interessante, wie sie der Verfasser nennt, „Partie einer Fussenwanderung;" eine Schilderung des großartigen Wasserfalls (Foß) und der Gegend, einer der höchsten Berggparten Norwegens. —s.

*) Wir werden nächstens im Feuilleton, im Interesse unserer Leser, wenigstens einen dieser Wünsche zu erfüllen suchen. D. R.

Journalschau.

Niederländische Zeitschriften.

In der Journalistik zeigt sich der eigentliche Charakter eines Volkes. Die Zeitschriften-Literatur, die in bunten Gemisch Ernstes und Unbedeutendes, Wahrheit und Irrthum in ihren Kreis faßt, giebt uns den sichersten Maaßstab für die wissenschaftliche und sittliche Bildung einer Nation. Hier, wo Gedanken und Meinungen im ersten Erguß sich austauschen, wo die Erscheinungen des Tages augenblicklich sich wiederspiegeln, wie in einem See die Wolken und die Sterne des Himmels, hier, wo unter dem Eindruck der ersten Anschauung Menschen und Dinge noch meist der Individualität des Beschauenden untergeordnet werden, hier ist es, wo Geist und Gemüth eines Volkes in ihrer lebendigsten Frische sich äußern, wo man Beides finden, über Vieles Aufschlüsse erhalten wird und muß, was man auf anderen Wegen oft vergeblich sucht. Man werfe einen vergleichenden Blick auf die deutsche, englische und französische Zeitschriften-Literatur, und man wird die Wahrheit dieser Sätze bestätigt finden. Leider ist aber dieses Mittel, fremde Völker gründlicher kennen zu lernen und von ihren Kenntnissen Nutzen zu ziehen, für den Einzelnen mit großen Schwierigkeiten und Kostspieligkeiten verknüpft; namentlich bieten sich für den Deutschen diese Hindernisse, in Beziehung auf die niederländischen Zeitschriften dar, die

*) Vergleiche: Eine Gebirgswanderung in Norwegen, nach J. F. Schouw. Nord. Telegr. Nr. 11.

Digitized by Google

in unserm Vaterlande und mancherlei Gründen nicht so leicht zugänglich sind, als englische und französische Blätter. Wenn wir daher von nun an in bestimmten Zeiträumen eine regelmäßige Musterung der besten niederländischen Zeitschriften halten werden, so glauben wir dadurch nicht nur unsern Brüdern an der Nordsee hierzulde die Hand zu drücken und auch bei ihnen das Bewußtsein immer mehr zu wecken, daß wir Söhne ein und deſſelben Stammes sind, sondern wir hoffen hauptsächlich, unsern Landsleuten dadurch die beste Gelegenheit zu geben, das niederländische Volk mehr in seinem geistigen Streben und Wirken zu beobachten; wir hoffen, ihnen dadurch Einsichten und Nachweise zu verschaffen, die ihnen im Allgemeinen bisher leider versagt geweſen.

In Nr. 11 dieſes Blattes, vom vorigen Jahre, iſt eine ziemlich vollſtändige Liſte der wiſſenſchaftlichen und unterhaltenden Zeitſchriften Hollands mitgetheilt werden, und der man zu erſehen vermag, daß das Zeitſchriftenweſen in Holland verhältnißmäßig ebenſo ausgedehnt iſt, als bei uns. Auffallend iſt es jedoch, daß die Zahl der Monatsſchriften die der Wochen- und Tagesblätter um ein Bedeutendes überſteigt, ein Umſtand, der ſich freilich einigermaßen dadurch erklären läßt, daß, ſo weit wir es überſehen können, die Mehrzahl einen wiſſenſchaftlichen Charakter trägt. An innerem Werthe ſtehen die niederländiſchen Zeitſchriften den unſern vielleicht nur im Fache der Kritik um ein Beſentliches nach; denn in der Belletriſtik ſind ſie zwar in den Niederlanden im Allgemeinen nicht ſo zugänglicher, aber dafür auch nicht ſo fadenſcheine Blätter, als bei uns.

Gegenwärtig liegen uns zur Beſprechung vor:

I. Den holländiſchen Zeitſchriften.

1) **De Gids**, April 1849, Amsterd., P. N. van Kampen.

2) **De Tydspiegel**, April 1849, 's Gravenhage, K. Fuhri.

3) **De Tijd**, 6. 7. 8. aflevering 1849, 's Gravenhage, van der Vliet.

4) **Tijdschrift voor Nederlandsch Indië**, Jan., Febr., März 1849, Gröningen, van Bolhuis-Hoitsema.

5) **Algemeen letterlievend maandschrift**, April 1849, Utrecht, Kemink en Zoon.

6) **De recensent ook der recensenten**, April 1849, Amsterd. van der Hey en Zoon.

7) **Vaterlandsche letteroefeningen**, April 1849, IV, V. Amsterd. Stemvers.

8) **Nederlnd.**, 3. 4. afev. 1849, Utrecht en Meppel, van Heijningen.

9) **Het leeskabinet, mengelwerk tot gezellig onderhoud voor beschaafde Kringen**, April 1849, Amsterdam, Erfjdan.

II. Von vlämiſchen Zeitſchriften.

10) **Het Taelverbond, letterkundig Tydschrift.** 2, 3. afev. 1849, Antwerpen, Buschmann.

Die Monatsſchrift „de Gids“ trägt einen vorwiegend wiſſenſchaftlichen Charakter, und ſteht unter Redaktion der Herren J. van Genne, J. Hermeterf, F. A. W. Migael, Potgieter, Riehm, Schneevoogt, Beth und Differing. Das uns vorliegende Aprilheft enthält die Fortſetzung eines ſehr gründlichen und mit vieler Gelehrſamkeit abgefaßten Aufſatze's: „Ueber die Echtheit des Briefes Pauli an die Epheſer“ von A. Riemeyer, und eine längere, höchſt belehrende und ſcharfſinnige Kritik einer Schrift des Bienenaus Jauſen „de zeemagt“. Unter dem Titel: „Ein Dichter aus dem Volk“ finden wir ſodann von J. Kneppelhout, die Beurtheilung einer Sammlung Gedichte von S. J. van den Bergh, eine Beurtheilung, die durch ihre Reflexionen über die Perſönlichkeit und das Talent des beſprochenen Dichters und durch ihre Ruhe und Würde einen eigenthümlichen Reiz erhält und ein lebhaftes Intereſſe erregt. Ein Aufſatz von W. G. Brill „Ueber die beſte Bürgſchaft für Staatswohlfahrt und Volksglück“, iſt in zu flüchtigen und allgemeinen Zügen abgefaßt, als daß er, trotz vieler guter Gedanken, namentlich über die ſpeculative Philoſophie der Deutſchen und den franzöſiſchen Socialismus und Communismus, und trotz des warmen, religiöſen Geiſtes, was ihn durchweht, auf eine beſondere Beachtung Anſpruch machen dürfte. Während der Zwiſchenzeit bis zur nächſten Lieferung größere Aufſätze bringt, finden wir in dem zweiten Theil, unter dem Titel „Bibliographiſches Album“ kleinere, mehr referirende Kritiken, unter denen namentlich die Beurtheilung des in's Holländiſche überſetzten deutſchen Buches „Freundliche Erinnerungen an Holland und ſeine Bewohner, von Dethmer“ von Intereſſe iſt. Der niederländiſche Kritiker beurtheilt das Buch freundweges günſtig, und tadelt unter Anderem: „Wir würden die Reiſen ſelbſt, die kräftig für jeden Fremden oder Inländer ihre Sympathie anſprechen, wenn er unabhängig, unparteiiſch, mit Sachkenntniß, Gründlichkeit und Uebergangung die Vertheilung unſerer oft ungerechten Natten überzahme, aber wir ſtellen auch zu Jeden, der ſich als Kämpfer aufwirft, höhere Forderungen, als der Streiter zu erfüllen im Stande iſt, wenn der für die gute Sache in die Schranken tritt“. Nicht minder von Intereſſe iſt eine Ankündigung zweier belletriſchen Werke des vlämiſchen Schriftſtellers Sleeckx, in welcher den vlämiſchen Beſtrebungen die lebhafteſte Anerkennung gezollt wird.

Die Monatsſchrift „De Tydspiegel“, ein reichhaltiges, vielſeitiges Blatt, von vorwiegend wiſſenſchaftlicher Natur, enthält in ihrem Aprilheft, neben einem Bildniß Wilkens II., unter dem Titel: „Ein König ſtirbt“, eine Phantaſie über den Tod des Königs von Holland, unter der Rubrik „Theologie, Philoſophie, Politik, Erziehung und Unterricht“ finden wir ſodann mit der Unterſchrift „Spirins Noyer und Lenis“, die Beſprechung eines Aufſatzes von J. van Lenney, den Zuſtand des äußeren Gottesdienſtes betreffend. Der Aufſatz von Lenney iſt uns fremd, wir müſſen aber bekennen, daß auch den hier daraus angeführten Stellen unſere Sympathien faſt immer auf ſeiner Seite ſind. In wahrer Freiſinnigkeit ſcheint er uns faſt oft den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, und ſein Kritiker in dem vorliegenden Blatte vermag dieſe Sympathien weder durch die Kraft ſeiner Gründe, noch durch eine ruhige und dem Gegenſtande angemeſſene Sprache zu verwiſchen. Ein zweiter Artikel „Einige Bedenken in Beziehung auf die Schrift des Unterſtifters Lehrers Mulder „Niederlands Verfaſſ“, welche das Landerwohl ganz und gar als Folge höheren und induſtriellen Unterrichts und größerer Ausſtattung und Bildung betrachten ſoll, iſt mit großer Klarheit und Sachkenntniß geſchrieben. In dem darauf folgenden Aufſatz: „Ein verkannter Philoſoph in ſeiner Ehre wieder hergeſtellt, ein Fragment aus einer in einem philoſophiſchen Krähnchen von Nicht-Philoſophen gehaltenen Vorleſung“, wird Till Eulenſpiegels Weltweisheit mit vieler Laune behandelt. Zwei kleineren Artikeln theologiſchen Inhalts folgen ſodann unter der Rubrik: „Literatur“ von Spirinus Noyer und Lenis, eine ganz vorzügliche Betrachtung des Samaritaniſchen Romanes „Raphael“, in der Form eines Briefes an eine junge Dame, und ein ausgezeichneter kritiſcher Aufſatz über die vlämiſche Literatur im Allgemeinen und über das Werk: „Ziel en lichaam“ von Kerckhoven, im Einzelnen. Dieſer Aufſatz beginnt mit den Worten: „Als iſt eine erfreuliche Erſcheinung in unſerer Zeit, daß die niederländiſche Literatur in Belgien ſeit einigen Jahren wieder mit Luſt und Eifer gepflegt worden iſt, und der vlämiſche Sprachzweig, der ſo genau mit dem unſern verwandt iſt, dadurch ſeiner Ausbildung und Entwickelung mehr entgegen geht. Der Geiſt von Willems beſeelt zeht Viele unſerer ſüdlichen Nachbarn, ſie reichen und die Bruderhand durch die niederländiſche Vereinigung von Literaturen, die ſie ihres Theils und zu ihrem Vortheile verbeſſern, und von der wir hoffen, daß ſie durch eine rege Theilnahme von unſerer Seite den Grund zum ferneren Aufbau der vlämiſchen Literatur in dem ſüdlichen Theile der Niederlande legen werde“. Die weitſchweifige Schilderung, oder auch Erzählung, wie man es nennen will, „Ein Morgen im Cicero-Atelier“, unter der nächſtfolgenden Rubrik „Vermiſchtes“ ſteht in gar keinem Verhältniß zu dem Werth der beiden erſten Theile der Zeitſchrift; dagegen berechtigt der nächſtfolgende Artikel: „Mittheilungen aus der Rheinpfalz“, der Reiſe-Erinnerungen enthält, und von dem nur erſt der Anfang mitgetheilt iſt, wegen ſeiner lebendigen Sprache und ſeinen lebhaften Schilderungen zu vielen Hoffnungen in Beziehung auf die Fortſetzungen. Für Holland namentlich wird dieſer Artikel wegen des darin niedergelegten Materials, wenn er in der begonnenen Art weitergeführt werden ſollte, von großem Werthe ſein. Unter der Rubrik „Briefkaſten“, die in deutſchen Zeitſchriften in der Regel das Unbedeutendſte und Unintereſſanteſte für das größere Publikum bringt, finden wir in dem vorliegenden Journal ziemlich belangreiche Artikel, der eine ein Brief aus Batavia, über ein dort erſchienenes, den indiſchen Damen gewidmetes Buch, der andere eine Antwort auf den Brief eines Weltverein, über die Gemeindelaſten in ſeiner Provinz, und der dritte ein Brief an den Tydspiegel, über das öffentliche Beſprechen von Verbeſſerungen in der Staatsverwaltung, Seitens der Beamten, und über die Broſchüre „de Nederlandsche Staats-Courant“, von deren Mit-Redakteur J. Tidemann. Unter der Ueberſchrift „Handwörterbuch für das Zeitgeiſt“, bringt die vorliegende Lieferung ſehr launige Variationen über das Thema: Wörterbuch von Spirinus Noyer und Lenis, und den Beſchluß macht die Tages-Chronik, in der wir namentlich aus Deutſchland die Verwerfung des Weltverſchen Antrages und das Abtreten des Miniſteriums Gagern gemeldet finden.

De Tijd, eine Zeitſchrift, die ſich viel mit dem Auslande beſchäftigt, bietet uns in den vorliegenden drei Lieferungen einen ſehr guten Artikel über Pabſt Pius IX. nebſt einem Porträt, eine Mittheilung aus den Memoiren Guizbiders und einen intereſſanten Bericht aus Paris, „Geheimniſſe der Tuilerien in der Februar-Revolution von 1848“. Unter der Ueberſchrift: „Erinnerungen aus England“, finden wir einige Schilderungen und Erzählungen, die nicht ohne Werth ſind. Eine Erzählung „Molly“, welche die auch in einer deutſchen Oper „Der Alten Hexe“ von Karl von Holtey benutzte Begebenheit, freilich auf eine durchaus und nur Weiſe, behandelt, iſt ſehr ſpannend und dichterisch und mit tiefem Gefühl geſchrieben. Ein Beitrag zur Californien-Literatur, der uns ferner gelieſert wird, beweiſt, daß in Holland das vielbeſprochene

Digitized by Google

Holland nicht minder Anklang findet, als bei uns. Mit einem Bilde König Wilhelm II., über den auch bereits in Nr. 27 des Nordischen Telegraphen das Hauptsächlichste mitgetheilt worden, wird ferner ein kurzer Lebensabriß desselben, und mit einem Bildniß „die feierliche Beisetzung Wilhelms II.“, eine Beschreibung des Leichenzuges gegeben. Der Name des neuen Königs hat sodann einen Halbblick auf Prinz Wilhelm III., aus dem Hause Oranien, späten König von England, geboren im Jahre 1650, veranlaßt. Unter der Rubrik „Miscellen“ wird endlich viel Interessantes, und namentlich ein ausgezeichnet schönes Gedicht von Adm. de Moucheron auf der Heroen „die Mutter um Mitternacht“ und eine kleine Anekdote von Wilhelm II. mitgetheilt.

Die Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, unter der Redaktion des hochverdienten Baronss Dr. van Hoëvell, die seit dem 1. Jan. d. J. nicht mehr in Batavia, sondern in Driebergen erscheint, gehört unstreitig zu den gehaltvollsten Blättern Hollands. Die traurigen gesellschaftlichen und politischen Zustände von Niederländisch Indien sind noch bis dort im europäischen Holland ein fast unbekanntes Feld, und es bedarf daher in der That der ehrlichen Kräfte, um den gerechten, von den Colonien aus gestellten Anforderungen im Mutterlande Gehör zu verschaffen. Die Verlegung des Blattes nach Europa, wirkungslos ich durch die Schwierigkeiten verhindert sind, die ihm von Seiten der dortigen lüdschen Regierung fortwährend in den Weg gelegt wurden, ist, obgleich es nun seinem eigentlichen Boden entgegen worden, doch insofern von Nutzen, als nunmehr der langjährige, unermüdliche Kämpfer für die dortige Sache Gelegenheit haben wird, freier und mit größerer Aussicht auf Erfolg zu wirken. Denn was in Indien selbst laut angedeutet verhallen mußte, in Europa wird es an die rechten Thüren und an die rechten Herzen schlagen. Aber auch für die Auffindung überhaupt ist die Verlegung des Blattes von hohem Werth. Man braucht nur einen einzigen Blick auf die uns vorliegenden drei Monatshefte zu werfen, und man wird erstaunen über die Fülle von Belehrung, die aus dieser Zeitschrift zu schöpfen ist. Man findet hier in einer ganzen Reihe der vorzüglichsten Artikel die wichtigsten Aufschlüsse über Java, die in Europa eben nicht an der Tagesordnung sind, und deren Kenntniß doch in jeder Beziehung von Werth sein muß. Die Aufsätze über den Handel des Indischen Archipels, vor der Ankunft der Europäer von Jansen, über die Mantawei-Eilande im Westen von Sumatra von P. J. Veth, über Goenong Smeroe oder Maha Meroe, der höchste Berg auf Java, gehören zu den Belehrendsten und Gründlichsten, was der Zeitschrift nur bieten kann. Von hohem Interesse sind ferner die Artikel „Madoera im Jahre 1846“ der viele wichtige statistische Nachrichten mittheilt, und „Borneo, Serawak, die Nord-Ostküste von Borneo, und der Sultan von Soolog,“ ein Artikel, der, obgleich nur flüchtig skizzirt, doch genügend ist, um von dem großen und unerschöpflichen Reichthum der Nord-Ostküste von Borneo einen Begriff zu geben. Auch finden wir in den in Rede stehenden Heften einen Artikel über den Zustand des Unterrichts in Niederländisch-Indien, über den Tod des auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Borneo ermordeten verdienstvollen Gelehrten George Müller, und viele belehrende Notizen in Beziehung auf die bekannte Demonstration zu Batavia zum 22. Mai 1848. Und durch alle diese Aufsätze weht der Geist der Humanität, der Achtung vor Freiheit und Menschenrechten und der rührendsten Vaterlandsliebe. Dabei sind sie meist in einer ruhigen, wissenschaftlichen, und so schönen Sprache abgefaßt, daß wir nicht selten auch die niederländische Prosa in ihrer ganzen Kraft und Fülle zu bewundern Gelegenheit haben. Das Januar-Heft enthält eine ausführliche Darlegung der Schicksale der in Rede stehenden Zeitschrift. Wir können nicht umhin, nach Kenntnißnahme derselben, den Männern, die trotz der empörendsten Anfechtungen, trotz der größten Schwierigkeiten und Hindernisse, die Streben nach Freiheit, Licht und Recht nicht haben ermatten, ihren Muth nicht haben sinken lassen, unsre größte Hochachtung zu bezeigen. Wir rufen ihnen, namentlich aber dem ehrenwerthen Redakteur, ein aus tiefster Seele kommendes: „Glück auf in Europa!“ zu.

Algemeen letterkundig Maandschrift ist eine zum größten Theil kritische Zeitschrift, steht unter Redaktion den Herren Keppen und Schüller, und zählt die bedeutendsten Männer Hollands zu ihren Mitarbeitern. Wir finden in dem uns vorliegenden Aprilheft einige sehr gründliche Kritiken über niederländischer Werke von vorwiegend wissenschaftlichem Charakter, während die Kritiken über belletristische Schriften meist oberflächlich sind, und sich fast nur auf bloße Ankündigungen beschränken. An einer eigentlich wissenschaftlichen Kritik der Belletristik scheint es überhaupt in Holland zu fehlen. Unter der Rubrik „Vermischtes“ werden von J. Wischer Nachrichten über den wegen seiner vielen Verdienste um die Kenntniß Japans berühmt gewordenen Hendrik Doeff, und die Fortsetzung einer Erzählung: „Der Prediger von Stedevaart“ mitgetheilt. Die den Schluß bil ende, in dramatischer Form abgefaßte Kleinigkeit, von der und ebenfalls nur eine Fortsetzung vorliegt, und welche die französische Revolut übertrifft, zu machen sucht, ist so sehr alles Gefühl baar, so geschmacklos, daß wir uns wundern, wie sie sich in diese Zeitschrift hat verirren können.

De Recensent ook der Recensenten, gleichfalls kritischer Natur, bringt in der vorliegenden April-Lieferung fast nur außerdeutsche Berichte. Die Kritik über Tollens kaustische gedichten verdient Erwähnung wegen ihrer oft wortwoolen Reflexionen über Volksdichter. Die keineswegs schmeichelhafte Kritik über ein Gedicht von Poortugal „Lied van Nederland“ scheint, nach den mitgetheilten Proben aus diesem Produkt, eine durchaus richtige zu sein; um so mehr aber ist es zu verwundern, daß der Kritiker einen so großen Raum darauf verwenden konnte. Auch will uns der spottende und beißende Ton dieser Beurtheilung nicht gefallen. Der Kritiker erniedrigt sich zum Parteimann, wenn er mit andern Waffen kämpft, als mit den Waffen der Gründe. Eine holländische Uebersetzung der „Neuen Erzählungen“ von Dr. von Schubert, Hofrath und Professor zu München, findet eine kurze, aber günstige Beurtheilung. Die Rubrik „Vermischtes“ bringt von B. Glasius eine Vorlesung „über das Bilden richtiger Begriffe von den Worten, die man gebraucht, ein kräftiges Mittel, um nicht mit in den Strom falscher Meinungen gezogen zu werden, die besonders unsere Zeugen eigen sind“ und eine kleine anspruchslose Erzählung: „Das Signal.“ Die Kleinigkeit „Ein einziger Wunsch und seine Folgen“ ist eine neue Variation über das alte Thema des immer wünschenden und nimmer befriedigten Menschen. Die am Schluß mitgetheilten einzelnen Gedanken sind zum Theil von Werth.

Die Zeitschrift vaderlandsche letteroefeningen enthält in ihrem kritischen Theil einige vergleichende Kritiken über wissenschaftliche Werke. In der Beurtheilung der ins Holländische übersetzten Schrift von C. A. Krubt „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ kommt unser alter Bater Arndt, „der viel Gutes und viel Wunderliches schreibt,“ wie sein holländischer Beurtheiler sagt, im Ganzen übel weg. Er hat hier in seinem Kritiker einen eben so eingefleischten Holländer gefunden, als er selbst ein eingefleischter Deutscher ist. Es ist daher nicht zu verwundern, daß namentlich seine Bevorwortung, die Ferneren älter Holland verbert, und es sei daher mit Holland eine große Abrechnung zu halten, hier gewaltige Anfechtung findet. Die nur erst in ihrem ersten Artikel uns vorliegende Besprechung der ins Holländische übersetzten „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Untergange des französischen Kaiserreichs von Schlosser ist, soweit wir sie vor uns haben, ziemlich flig und sachgemäß. Was uns auch in dieser Zeitschrift wieder auffällt, ist der Mangel einer recht eigentlich wissenschaftlichen Kritik belletristischer Werke. Unter der Rubrik „Vermischtes“ wird uns ein ganz vorzüglicher Aufsatz über Calsormen von G. Laus, wenn auch nur erst in seinem Anfange mitgetheilt, der bei seinen gründlichen geschichtlichen und geographischen Nachrichten sicher zu den besten in einem Hefte gehört, was dieser im Allgemeinen nur sehr oberflächlich behandelt werden. Auch finden wir eine gemüthliche Vorlesung über eine Erzählung von Bernardin de St. Pierre „das Kaffeehaus zu Surate,“ ferner die Fortsetzung eines aufheimeln sehr interessanten Artikels „der Handelsverkehr längs der nordamerikanischen Prairien“ und, neben andern Kleinigkeiten eine ziemlich gelungene metrische Uebersetzung der Elegie auf den Tod eines Jünglings von Schiller. Augerdem sind noch von Wichtigkeit ein Aufsatz „die gegenseitige Beziehung zwischen Oranien und Niederland von Sonstral, und eine Skizze „Erinnerungen aus meinen Kinderjahren“ von einem 60jährigen Manne. Diese Skizze ist mit so gemüthlichem Humor, mit so tiefem Gefühl und zuweilen mit einer so eigenthümlichen Wehmuth geschrieben, daß sie den angenehmsten Eindruck bei uns hinterlassen hat.

Wir können nunmehr zu den uns vorliegenden Zeitschriften, die uns vorliegen, und hier ist zunächst die Zeitschrift Nederland schon um deshalb von Bedeutung, weil sie die auch in Deutschland berühmte niederländische Schriftstellerin Toussaint zu ihrer Mitarbeiterin zählt. Die von ihr mitgetheilte Erzählung „Don Alvondo II.“ ist aber leider in den uns vorliegenden Heften nur in zwei Fortsetzungen vorhanden, und wir müssen uns deshalb eines näheren Urtheils über diese Arbeit enthalten, obgleich wir auch schon hier die Feder der gestreichen Dame erkannt haben. Ebenso übergehen wir die Fortsetzung einer andern Erzählung von Chovio. Die Erzählung „coquetterie und dépit“ von dem Verfasser von „Mina und Betty,“ was wir nächstens besprechen werden, enthält zwar ganz herrliche und treffende Züge aus dem höheren Gesellschaftsleben, namentlich eine vorzügliche Schilderung einer Ballnacht mit ihrem Reichthum und ihrer Armuth, mit ihren Freuden und ihren Schmerzen, ist aber doch im Ganzen, wenn auch fließend, zu gewollen sogar gestroll geschrieben, durch viele Unwahrscheinlichkeiten und Geschrecktheiten und durch die nackte, nicht durch die Poesie verdeckte Darstellung der Erbärmlichkeiten der großen Welt, ohne sittlichen und künstlerischen Werth. Dagegen verdient die Schilderung „Ein Sonntabend-Abend auf dem Lande“ von der Verfasserin von

Digitized by Google

„Zu früh" ein entschiedenes Lob. Da ist Poesie, da ist Gemüth und Geschick, da werden die ebelsten und tiefsten Saiten im Menschenherzen angeschlagen. Es ist eine Kleinigkeit, aber eine bedeutungsvolle Kleinigkeit, die noch viel nachklingt, wenn man sie lange schon bei Seite gelegt. Den Beschluß macht eine Erzählung „der Proponent" von C. von Schack, die ziemlich aufgeschnitten einen Predigtamts-Candidaten schildert, der, nach langem Harren und vielen getäuschten Hoffnungen, eine Stelle erhält. Das Thema ist alt und in der vorliegenden Erzählung auch nicht besonders neu variirt; dennoch finden wir Eingeweihten von wirklicher Schönheit, die das Herz lüftern und das Gemüth ergreifen.

Mit loseblattzeit enthält die Uebersetzung einer Erzählung „de Jndianische Prinzessin" aus dem Englischen, und die Ueberfetzung einer andern aus dem Dänischen" der Geistliche zu Veitlyse" mit einer vorzüglichen Lithographie. Einer zweiten, ebenfalls schönen Lithographie ist eine kurze Beschreibung des Sundes beigegeben. Ein Aufsatz von P. J. van Arum „Etwas über die Reisegesellschaft" enthält trotz seiner Kürze viel Interessantes und dem Laien durchaus Neues. Ein anderer Artikel spricht sich barüber aus, daß man in gewöhnlichen Leben so gern geneigt sei, den Vorfahren größere Tugenden und Vorzüge zuzuschreiben, als den Kindern der Jetztzeit, und liefert aus einer alten Schrift nicht nur interessante Beweise vom Gegentheil, sondern auch davon, daß man das goldene Zeitalter in allen Zeiten in der Vergangenheit gesucht habe. Ein Aufsatz über den geschichtlichen Ursprung der Puppe ist sehr launig und witzig geschrieben. Den Schluß bilden die Uebersetzung einer kleinen Erzählung aus dem Deutschen, und mehrere kurze Kritiken über neu erschienene Werke.

Het Taelverbond, die einzige vlämische Zeitschrift, die noch vorliegt, ist ein durchweg gediegenes Blatt, und die ausgezeichnetsten vlämischen Schriftsteller wirmen ihm ihre Thellnahme und ihre Kräfte. Für diesenigen, die der Entwickelung der vlämischen Literatur beobachtend folgen, und den Geist erkennen wollen, der die literarische Bewegung jenes Brudervolkes leitet, ist das Taelverbond die sicherste und vorzüglichste Quelle. Die Männer, die durch ihre größeren Werke und durch ihr unermüdliches Streben unsrer Achtung und Bewunderung erregt haben, hier lernen wir sie in engeren Kreisen näher und gründlicher kennen. Hier sehen wir sie gemeinschaftlich wirken und schaffen, die wir sonst gewohnt waren, nur immer als Einzelne zu sehen. Ein frisches, lebendiges Leben durchweht das ganze Blatt, wir fühlen, wir haben es hier mit Kräften zu thun, die an einer Zukunft arbeiten, die den Grund legen zu einer vielleicht von Wenigen erst geahnten literarischen Größe des flandrischen Volkes. Das uns vorliegende Heft enthält eine Erzählung „Willem der Narr" von dem durch seine Dramen berühmten Hendrik Pieterk. Wir bedauern, sie unsern Lesern wegen ihres Umfanges nicht mittheilen zu können. Der Kritiker wird an dieser Erzählung allerdings noch manches aussetzen müssen, was aber Lebendigkeit und Frische der Darstellung, spannende Situationen und Charakase und Gemüth betrifft, so ist sie ein Muster zu nennen. Ein historischer Bericht über die in den Niederlanden wahrgenommenen Erdbeben von K. L. Jerfs, ist gleichfalls, wenn auch in anderer Beziehung, von vielem Werthe, und mit echt germanischer Gründlichkeit abgefaßt. Ein anderer Artikel theilt ein interessantes und sehr günstiges und gerechtes Urtheil der revue de deux mondes über Hendrik Conscience mit, obgleich von diesem Blatte die vlämische Bewegung keineswegs mit Sympathie betrachtet werden soll. Wir finden das Letztere natürlich, aber nicht aus den vom Taelverbond angegebenen Gründen allein, nämlich weil die Franzosen durch die vlämischen Bestrebungen die Einführung ihres Einflusses fürchten, sondern mehr noch deshalb, weil der Franzose das germanische Herz mit seinen Tiefen überhaupt wenig zu begreifen im Stande ist. Unter den mitgetheilten Gedichten befinden sich ein wunderschönes Gedicht von Pindaruz von Prede, ein reizendes Liedchen „Natur-Erwachen" von J. M. Dautzenberg, was sich besonders zur Componiren eignet, und von D. J. Lehma eine so vorzügliche metrische Uebersetzung des „getreuen Walter" von Uhland, daß wir hier nicht nur eine Probe von der Gewandtheit der vlämischen Sprache erhalten, sondern auch von dem tiefen Eindringen in den Geist des Originals überrascht werden. Wer so ein Gedicht so übersetzen kann, der muß nicht nur selbst Dichter sein, der muß deutsches Gefühl und deutsches Gemüth besitzen. Durch eine ausführliche Beurtheilung der Gedichte von Joh. Alfried de Lact lernen wir einige vorzügliche Lieder des besprochenen Autors kennen, und unter der Rubrik „Neues in Kunst und Literatur" erhalten wir eine ganze Reihe der interessantesten Nachrichten und Notizen.

Die äußere Ausstattung der hier besprochenen niederländischen Zeitschriften ist zum bedeutend größten Theil eine vorzügliche zu nennen. 22.

Kunst.

Skandinaviskt Porträt-Galleri. Ett Album af utmärkta Samtida från de trenne nordiska Rikena. (Skandinavische Porträt-Gallerie; ein Album von ausgezeichneten Zeitgenossen der drei nordischen Reiche.) Stockholm 1848, Albert Bonnier's Verlag. (Emil Bärenzen's lithogr. Jnstitut in Kopenhagen.)

Wir finden hier die wusterblichen Heroen der Chemie und Physik, den Schweden Berzelius und den Dänen Oersted; mit forschendem, begeistertem Blick schaut Erik Gustav Geiser, der Dichter und größte Geschichtschreiber Schwedens uns und dem Bilde entgegen. Traulich neben einander stehen wir die beiden dänischen Antipoden, den jetzigen Minister H. N. Clausen, den gestrichen Nationalliberalen, warmen Patrioten, neben N. F. S. Grundtvig, dem orthodoxen Theologen, kriegerischen Reichstags-Deputirten und begeisterten Dichter. Die gestreichen Züge des in Deutschland so oft genannten Orla Lehmann; neben Thorwaldsen den schwedischen Bildhauer Bengt Fogelberg, den genialen Schöpfer von Odin's und Thor's kolossalen Statuen. Besonders reich ist der Kranz der Dichter: Oehlas Legnie, einer der Ersten, der sich in Schweden der romantischen Richtung anschloß, und dessen „Nachmittagsländer," „Aret, und vor Allem die „Fridthiofssage" ihn auch und Deutschen ihrem gemacht haben; Franz Michael Franzén, der liebliche lyrische Dichter; Emilie Carlén, und Deutschen auch durch die Uebersetzungen ihrer Werke hinreichend bekannt; Henrik Bergeland, der norwegische Dichter und energische Vorkämpfer für die Rechte der Juden gegen die Judenunbill der Verfassung seines Vaterlandes; Adam Oehlenschläger, der nordische Dichterkönig; Hans Christian Andersen, dessen reigende Märchen und ansprechende Romane eine Lieblingslectüre Deutschlands geworden, dessen Porträt uns aber als solches weniger gelungen vorkommt; Henrik Hertz, der namentlich im Fache der dramatischen Literatur einer der vorzüglichsten und beliebtesten dänischen Dichter, auch Deutschland durch „König René's Tochter" lieb geworden ist. Hilden den Kreis der skandinavischen Poeten der obenerwähnten Sammlung.

Von den Malern des Nordens ist bis jetzt allein der Düne Niels Wilhelm Gade, der geniale Schöpfer klassischer Tonwerke, hier. Auch seine hohe Virtuosität auch in Deutschland rühmlich bekannt ist, aufgenommen.

Von den Künstlern der Bühne finden wir die schwedische Sängerin Jenny Lind und die dänische Schauspielerin Johanne Louise Heiberg. Der künstlerische Ruhm der Ersteren nannten ist über die ganze Welt verbreitet, die Letztgenannte kennt man kaum außerhalb Skandinavien, wenigstens nur dem Namen nach; die Töne der Musik sind überall zu Hause, die engen Grenzen der dänischen Sprache stellen sich aber der letztern Künstlerin, die, gleich bedeutend in der Tragödie, wie im Lustspiele, auch ein Stern erster Größe zu dem Kunsthimmel ist, entgegen. Leider scheint uns in diesem Porträt der geistige Ausdruck seines Vorbildes nur zur Hälfte zum Durchdruck gekommen zu sein.

Die Gallerie, von der uns die ersten sechs Hefte vorliegen, leistet, trotz des verhältnißmäßig kleinen Quartformates, sehr viel, und macht der lithographischen Anstalt von Emil Bärenzen in Kopenhagen alle Ehre. Sie kündigt sich als geschlossen mit ein Dutzen höchstens acht Heften an, jedes Heft zu drei Porträts. Wenn somit nur noch sechs Porträts zu erwarten wären, kann nachstehen wir allerdings den Verleger fragen, warum er auf halbem Wege stehen bleiben und und eine Reihe ausgezeichneter Persönlichkeiten und interessanter Porträts vorenthalten will? — Denn mit der Zahl 24 wäre die Sammlung beschlusser skandinavischer Zeitgenossen wohl nicht vollständig zu nennen, eine Fülle gewährt sie sie aber, auch jetzt schon. Dilden, eben so wenig mit Rücksicht auf Skandinavien selbst, als auf das Ausland entdehrt diese, wofestst sie gewiß, wenn der kurze und klische Text, der sie beigegeben ist, in's Deutsche übersetzt würde, auch ihr Publicum finde.

Soldaten in einem Vorposten-Gefechte. Verlag von Hornemann & Erslev in Kopenhagen. (Emil Bärenzen's lithogr. Jnstitut.)

Eine vortreffliche Lithographie nach dem dänischen Maler Simonsen, dessen Beschäftigung des Gratzbildes ausgezeichnet ist. Die dänische Jndividualität in der Haupttigur ist mit großer Treue und Genialität dargestellt. Drei Mann um diesen Bürte, der Eine schlafend, der Andere schnfzerig, der Dritte lauend, bilden einen vorgeschobenen Posten auf einem, dem dem Feinde abgenommenen Hunke. Die Ausführung ist Lobend! ist mit einer Präcision und Correctheit durchgeführt, die den besten französischen derartigen Bildern nichts nachgiebt. Der Zeichner hat sich nicht genannt. B.

An die Leser.

Der

Nordische Telegraph

beginnt mit der nächsten Nummer seinen zweiten Band, und wird in unveränderter Weise fortgesetzt.

Der Schwierigkeiten, welche zu bekämpfen waren, gab es auf der kurzen Bahn manche. Wenn wir sie auch nicht alle überwunden und somit auch noch nicht das Ziel erreichten, welches wir uns gesteckt haben, so hoffen wir doch, daß der Leser nach einem Rückblick auf den vollendeten ersten Band, und nicht daß Zeugniß eines ernsten Strebens verweigern wird, und daß er uns am Schlusse des zweiten Bandes, dem Ziele näher finden wird.

Die Redaction.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Königliche Baierische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google